

Der kleine Goldgräber

von

Friedrich Gerfläcker.





Der
kleine Goldgräber
in Californien.

Erzählung für die Jugend

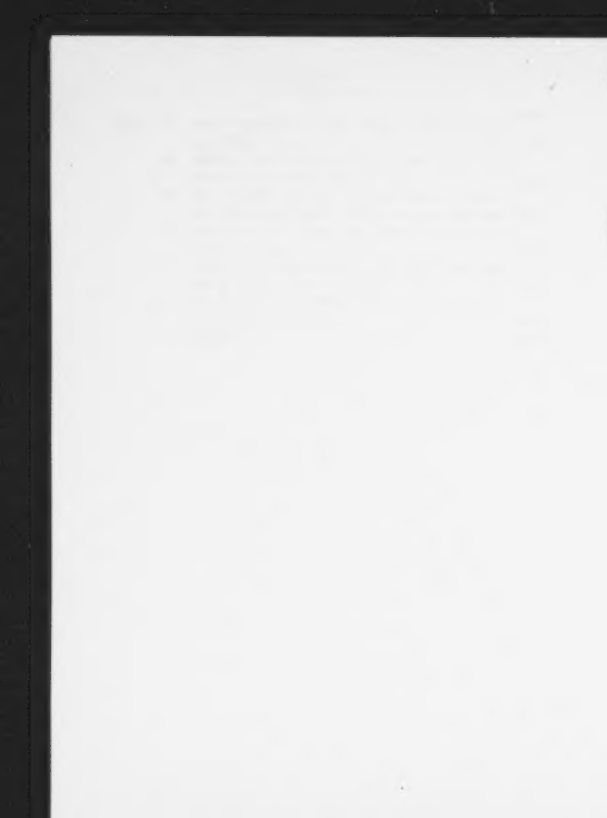
von
Friedrich Gerstäcker.

Mit 6 illuminierten Bildern.

Der Autor behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
Verlag - Buchhandlung.

5 10577



Inhalts-Verzeichniss.

Cap.	1.	Die Reisenden im Schnee, und wie Georg abgeschickt wurde, Hülfe zu holen	Seite 1
„	2.	Georg's einsamer Marsch durch die Berge	11
„	3.	Wie er in ein Indianisches Lager kam	27
„	4.	Welche Aufnahme Georg bei den Weißen fand. Der Riesenhirsch	39
„	5.	Von Georg im Walde fand, und wie er von dem alten Amerikaner aufgenommen wurde	52
„	6.	Wie die Beiden zusammen in die Berge zogen, und was sie dort fanden und sahen	69
„	7.	Etwas über die Eroberung von Californien	84
„	8.	Das Abenteuer mit dem Grizzly-Bär, und was für dumme Streiche Mosquito dabei machte	95
„	9.	Wie „Grizzly“ nicht auf den Weg gesehen hatte, und dafür büßen mußte	107
„	10.	Was für Geschichten der Alte erzählte	121
„	11.	Die beiden Wanderer treffen zum ersten Male mit den Californischen Goldwäschern zusammen	139
„	12.	Der nächtliche Ueberfall und wie sich Georg dabei benahm	150
„	13.	Sacramento und das Abenteuer im Spielzelt	163
„	14.	Der Ausbruch in die Minen	183
„	15.	Wie Georg ein richtiger Goldgräber wurde	194
„	16.	Die Geschichte vom schlauen Indianer	209

Cap. 17.	Der Unglücksfall in den Minen. Die Geschichte vom Affen	Seite 220
" 18.	Wie der Alte den Doktor spielte, und Georg nicht allein Seife, sondern auch Gold fand	237
" 19.	Wie die beiden Freunde nach San Francisco gingen, und Georg seine Aßtern noch immer vergebens suchte	256
" 20.	Wie sie auf ein falsches Boot kamen, und was für Folgen das hatte	272
" 21.	Welche Hülfe Hektor auf der Jagd leistete, und wen Georg später auf der Insel fand	288
" 22.	Der Kampf mit dem Grizzlbär, den beiden Stieren und den sieben Wölfen	307
" 23.	Schlus	330

1. Capitel.

Die Reisenden im Schnee, und wie Georg abgeschickt wurde,
Hülfe zu holen.

Es mochte gegen Ende September des Jahres 1849 sein. Der Schnee war aber in den Californischen Bergen diesmal ungewöhnlich früh und außerordentlich stark gefallen, und hatte dabei manche Auswanderer-*Caravane* überrascht, die schon vorher gehofft, das wärmer gelegene niedere Land zu erreichen.

Wie der Ruf von den Reichthümern Californiens nämlich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika drang, ging von dort allerdings ein großer Theil der Auswanderer zu Schiffe nach dem fernen Lande ab. Dazu mußten sie aber einen entsetzlichen Umweg machen: das ganze amerikanische Festland, bis unten zu der Süd-Spize, die *Cap Horn* genannt wird, erst umschiffen, und dann an der anderen Seite wieder hinauffahren — eine Seereise, die im günstigsten Falle vier bis fünf Monate dauern mußte, aber nicht selten auch sechs, sieben und selbst acht Monate dauert und immer sehr gefährlich ist.

Trotzdem waren doch nicht Schiffe genug da, dem Eifer der Auswanderungsfüßigen zu genügen, und da die Dampf-
Werftäder, Goldgräber.

Schiffahrt in jener Zeit noch nicht begonnen, mit der Passagiere an die Landenge von Panama geschafft, und an der anderen Seite augenblicklich weiter befördert wurden, so zogen es Tausende von Menschen vor, lieber die lange und ebenfalls sehr beschwerliche Landreise nach Californien zu unternehmen, ehe sie noch länger warteten. Die Leute hatten alle den Kopf voll goldener Ideen, und glaubten, daß sie nur dort ankommen brauchten, um das Gold, wie bei uns die Kiesel, aufzulesen.*

Wie lang und beschwerlich aber diese Landreise war und bis jetzt noch ist, wird Dir, mein lieber junger Leser, klar werden, wenn Du eine Karte zur Hand nimmst und die ungeheure Strecke verfolgst, die jene Reisenden, erst durch eine weite unbewohnte, und von Indianern bedrohte Steppe, und dann über hohe, steile, pfadlose Berge zurückzulegen hatten. Ihre Provisionen und selbst oft Wasser mußten sie auf Ochsenkarren mit sich führen und nur in langsamen Tagemärschen konnten sie vorwärts rücken.

Viele starben auf dem Marsche, und traurige Gerüchte trafen in den Ansiedelungen ein, wie der von den Caravanen genommene Weg streckenweit durch an der Seite aufgeworfene Gräber bezeichnet sei. Die Ueberlebenden aber drängten rastlos weiter nur dem einen Ziel, dem Goldland zu, und ließen die Gräber ihrer Lieben in der öden Steppe zurück.

Es ist das ein Bild unseres eigenen irdischen Lebens. Was um uns her fällt, wir können es betrauern, aber nicht dabei weilen. Rastlos drängt uns das Leben weiter auf unserer Bahn, und wohl Denen, die ein besseres Ziel dabei im Auge haben, als nur zeitlichen Gewinn — nur Gold und irdische Güter.

Diese Auswanderer-Caravanen — denn gewöhnlich ging

eine größere Anzahl von Wagen zusammen ab, Indianischen Angriffen besseren Widerstand leisten zu können — verließen meist alle Ende April oder mit dem ersten Mai die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, um den Uebergang über die Felsengebirge noch vor dem Einbruch des Winters zu ermöglichen. Trotzdem wurden viele noch vom Schnee auf jenen unwirthlichen Höhen überrascht, da sie sich durch manches unvorhergesehene Hinderniß auf der langen langen Reise aufgehalten sahen. Krankheit der Ihrigen, das Weglaufen des Zugviehs, in vielen Fällen auch das Sterben desselben, zwang manchen Wagen die große Caravane voraus zu lassen, um sie wo möglich später wieder einzuholen. Einzelne Familien sind sogar ganz dabei zu Grunde gegangen, oder verspätigten sich doch so, daß sie ihr Ziel nur mit ganz erschrecklichen Beschwerden und Gefahren endlich erreichen konnten.

Mit einer solchen haben wir es hier zu thun.

Die Felsengebirge sind, wie meine jungen Leser vielleicht noch nicht alle wissen, jener ungeheuere Gebirgszug, der sich durch den ganzen Amerikanischen Continent, aus der letzten Zone hinab durch die Meerenge von Panama und ganz Süd-Amerika hindurch zieht, bis er unten, in dem sogenannten und schon vorher erwähnten Cap Horn ausläuft, und dort seine grauen gewaltigen Felsenhänge bis hinein in das sturmbewegte Meer schiebt. Diese Gebirgskette, die auch recht passend das Rückgrat des Amerikanischen Continents genannt wird, hat aber verschiedene Namen. Im Norden heißt man sie das Felsengebirge, in der Nähe des Aequators und in Mittel-Amerika die Andes, und in Süd-Amerika die Cordilleren.

Dieser Gebirgszug, oder das Felsengebirge besteht dabei nicht aus einer einzigen Linie sehr hoher Berge, an die sich im Osten und Westen das flache Land wieder anschließt, sondern

auf mehreren, nebeneinander hinlaufenden Bergketten, von denen die mittlere, als der eigentliche scheidende Gebirgsrücken, der höchste ist, und ein nur hier und da unterbrochenes Thal zwischen sich und dem nächsten etwas niedrigeren hat.

Auf der Californischen Seite sind drei solche Abdachungen, wovon die zweite sogar nicht einmal viel niedriger als der scheidende Gebirgs- oder der Rücken ist, an dem sich die Wasser trennen. Von diesem leßtern laufen nämlich alle die an der Ostseite entspringenden Quellen dem Atlantischen, alle an der Westseite dagegen dem Stillen Ocean zu.

Dieser zweite Gebirgszug auf der Westseite heißt die Sierra nevada mit einem spanischen Namen, oder das Schnee-Gebirg. Die dritte Kette liegt dagegen viel niedriger, und ehe sie diese erreichten, mußten die Wanderer wieder eine weite Ebene durchziehen. Dort betraten sie dann die dem Meere zunächst gelegenen Berge, in denen, nach dem stillen Ocean zu abzweigenden Höhenzügen, das Gold gerade entdeckt worden.

Die Höhe der Sierra nevada hält auch selbst im Sommer, wie schon ihr Name zeigt, Schnee. Allerdings war durch vorhergegangene Wagen und Schlitten hier tüchtig Bahn gebrochen; der kleine Wagen aber, dessen Eigenthümern wir jetzt folgen wollen, hatte schon in den Bergen zwei von seinen Zugthieren verloren, die der übermäßigen Anstrengung, und dem mageren Futter erlegen waren, und konnte nur in sehr kurzen Tagemärschen weiter vorrücken, das arme geplagte Vieh nicht gänzlich aufzureiben.

So erreichten sie, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, die leßten Berge, und glaubten das Schlimmste schon hinter sich und glücklich überstanden, als jener frühe und heftige Schneefall eintrat.

Mit dem frischen Schnee war jede Spur früher hier

durchgegangener Fuhrwerke verwischt, und wenn sich der Eigenthümer des Wagens, ein ächter wetterbrauner und jäher Bewohner der westlichen Wälder Amerika's, auch trotzdem wohl getraute, seine Bahn allein zu finden, so konnten die abgemagerten Stiere durch den sich ballenden Schnee das schwere Fuhrwerk kaum noch vorwärts schleppen.

Der Wagen selber war eines jener praktischen, aber doch ziemlich schweren derben westlichen Fuhrwerke, mit solidem Rasten und derben Rädern, einer so rauen Gebirgsreise Trost zu bieten. Dabei mit getheerter Leinwand überspannt, diente er den Reisenden auch in der Nacht zugleich als Zelt, wie er denn überhaupt Alles barg, was sie noch von irdischen Gütern besaßen.

Die kleine Caravane bestand aus dem Mann selber, einer langen vierschrittigen, grobknochigen Gestalt, mit wetterharten, sonnengebräunten Zügen, und dessen Sohn Georg, einem Knaben dem Anschein nach von 14—15 Jahren, aber vielleicht auch jünger, denn so schwere Arbeit, wie der kleine Bursche schon in seinem Leben hatte thun müssen, reist die Kinder vor der Zeit, und macht sie älter aussehen, als sie wirklich sind. Der kleine Bursche war seinem Vater auf der langen mühseligen Reise auch schon in mehr als einer Hinsicht von großem Nutzen gewesen, und die Beiden, Vater und Sohn, hätten sich auch im schlimmsten Falle gewiß leicht irgendwohin durchgeschlagen. Außer den Beiden war aber auch noch Georg's Mutter, mit einem kaum drei Jahre alten Schwesterchen von ihm, bei dem Auge, und da die Mutter besonders in der letzten Zeit recht gekränkt hatte, verlangte ihr schwächlicher Körper jede nur mögliche Pflege und Aufmerksamkeit, die ihr auf der rauen Fahrt nur werden konnte.

Das war eine schwere Zeit für die arme Frau und das

Kind — in Hitze und Sonnenbrand, Schnee und Unwetter immer draußen, Monate lang, und dabei das Kind zu pflegen und sich selber krank zu fühlen. Wie manche arme Mutter hat da bittere Thränen geweint, und sich die Zeit zurückgewünscht, in der sie, wenn auch in noch so ärmlichen Verhältnissen, doch friedlich in der Heimath saß. Auch mancher Mann selbst hat damals den vielleicht zu leichtsinnig unternommenen Schritt bereut — aber freilich zu spät, denn zurück konnten sie nicht wieder, wenn sie auch gewollt hätten. So galt es denn jetzt das einmal Begonnene auch mit gutem Muth und ganzen Kräften durchzuführen.

Wie jetzt waren sie auch noch fortwährend, wenn auch sehr langsam, doch immer vorgerückt, und durften mit jeder zurückgelegten Meile hoffen, bald in ein milderes Klima einzulaufen. Heute Morgen aber hatte sie das Unglück betroffen, daß der vorletzte ihrer Zugstiere stürzte, um nicht wieder aufzustehen, und der letzte überlebende war nicht mehr allein im Stande, den schweren Wagen fortzubringen.

Da saßen sie jetzt mitten im Walde, mit fast einem Fuß Schnee auf dem Boden, und keiner menschlichen Hülfe in der Nähe.

Wie der Stier gestürzt war, hatte Georg, während sich der Vater mit dem gefallenem Thiere beschäftigte, gleich nahe zum Wagen den Schnee weggeräumt und ein tüchtiges Feuer angezündet. Heruntergebrochenes Holz lag in Masse dort herum, und die wärmende Flamme that der Mutter und dem kleinen Schwesterchen gar wohl. Was aber nun? — Wenn sie auch den Wagen mit Allem, was darin war, zurückließen, die kranke Frau hätte nie durch den tiefen Schnee mit ihnen gehen können, und Hülfe mußte deßhalb auf die eine oder die andere Art geschafft werden.

Der Vater schlug jetzt vor, daß er Georg bei Mutter und Schwester lassen und voraus gehen wolle, zu sehen, ob er irgend menschliche Wesen in der Nähe fände. Von denen mußte dann auch wohl ein Stier oder Maulthier zu erhalten sein. Ja im schlimmsten Falle hätte selbst ein Pferd genügt, wenigstens die Frau mit dem Kinde darauf zu setzen und glücklich in's Thal zu bringen. Durfte er aber dem Knaben den Schutz der hilflosen Frau allein überlassen? Es waren Indianer, es waren Wölfe in der Nähe — irgend etwas mochte geschehen, wo seine Kraft nicht ausreichend gewesen wäre.

„Georg,“ sagte da der Vater endlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen, „ich habe mir die Sache hin und her überlegt, und denke, es wird wohl das Beste sein, daß Du, wenn Du immer dem Lauf des kleinen Baches folgest, an dem wir seit gestern heruntergekommen, einmal zu Thal steigst und zusiehst, wo du einen Stier, ein Maulthier oder ein Pferd auftreibst. Der gestrige Schnee gefällt mir nicht, und wenn es auch noch gerade nicht sehr spät in der Jahreszeit ist, können wir uns doch nicht der Gefahr aussetzen, hier vom Winter ordentlich überrascht zu werden. Der liebe Gott hat uns bis jetzt durch alle Gefahren und Beschwerden glücklich hinweggeführt, und wir dürfen jetzt wohl die Hände ein wenig mit anlegen, daß wir nicht in der lezten stecken bleiben und zu Grunde gehen.“

„Ja, Vater, recht gern!“ sagte Georg, „aber wo soll ich Menschen finden? Sind wir denn nicht vielleicht noch Hunderte von Meilen von den ersten Ansiedelungen oder Goldgräbern entfernt, und wann kam' ich da zurück?“

„Nein,“ sagte der Vater bestimmt. „Nachbar Woolsey, der uns vor acht Tagen verließ — er hätte wohl auch noch kurze Zeit bei uns aushalten können, aber das Gold macht ja die Leute ganz verrückt — kennt die Gegend, und sagte schon damals, daß

wir kaum noch hundert Miles *) von den ersten Goldgräbern entfernt wären. Seit der Zeit haben wir doch jeden Tag wenigstens 10—12 Miles gemacht, und wer weiß, ob wir nicht ganz in der Nähe von Menschen sind."

"Gut, Vater, ich will gehen — aber nicht wahr, ich darf meinen Hektor mitnehmen?"

"Den Hund? — hm, ich weiß nicht einmal, ob er uns hier nicht am Ende nöthiger wäre. Doch meinetwegen; er kann Dir auch vielleicht von Nutzen sein."

"Und Ihr wartet hier auf mich, bis ich zurückkomme?"

"Gewiß," sagte der Vater. "Ich will indessen, um nicht müßig dazustehen, ein Paar Rufen zurecht hauen, und eine Art Schlitten davon machen. Bleibt der Schnee liegen, was ich aber nicht glaube, so nehmen wir die Räder wieder vom Wagen ab, wie wir's schon oben in den Bergen gemacht haben, und legen sie darauf. Müssen wir aber das ganze Fuhrwerk zurücklassen, dann war's eben ein Zeitvertreib."

"Aber wird sich der Knabe auch wieder zu uns zurückfinden?" frug die Mutter besorgt. "Lieber Gott, zusammen haben wir ja Alles freudig ertragen, aber wenn ich mir denken müßte, daß uns das Kind verloren gehen könnte." —

"Hab' keine Angst um mich, Mutter," lachte aber der Knabe. "Bin ich denn nicht daheim schon oft acht Tage lang allein draußen im Walde und in den Sümpfen gewesen, und hab' ich mich nur ein einziges Mal verlaufen? und das war im flachen Lande drunten. Hier in den Bergen braucht man sich ja nur an irgend einem Bergbach hinzuhalten und ist sicher, daß man nicht aus der rechten Richtung kommt. Außer-

*) Miles sind englische Meilen, wovon zwischen 4 und 5 auf eine deutsche gehen.

dem geht Hektor mit, und wir Beide wollen schon unsern Weg finden und Euch Hilfe bringen."

"Mir ist so entsetzlich bang zu Muthe," sagte die Mutter — "ach Gott, wenn wir doch nie den unseligen Gedanken gefaßt hätten, nach diesem schrecklichen Californien auszuwandern."

"Komm, liebes Kind," sagte da der Mann, weit sanfter, als man es der rauhen Gestalt eigentlich zugetraut hätte. "Sieh Dich nicht solchen trüben Gedanken hin, denn noch kann Alles gut gehen. Du weißt, daß ich Euch nicht nur der Gierde nach Geld wegen solchen Beschwerden ausgesetzt habe, und Dein Wunsch war es ja doch ganz besonders, Deinen Vater hier wiederzufinden."

Die Frau barg ihr Antlitz zwischen den dünnen weißen Fingern und die großen Thränen rollten zwischen diesen hin und fielen in ihren Schoos. Aber sie machte weiter keine Einwendungen gegen den beabsichtigten Marsch des Knaben, der jetzt von dem Vater genaue Mahnung erhielt, was er zu thun und wie er sich zu verhalten habe.

Georg war auch bald gerüstet. Im Walde aufgewachsen und von seinem achten Jahre schon zum Jäger und Holzfäller angelernt, wie all' die Kinder der Amerikanischen Wildniß, fürchtete er keine Gefahr, die ihm etwa von wilden Thieren drohen könne. Daß er den Weg finden würde, wußte er auch. Das Wetter war hell geworden und die Sonne stand klar am Himmel. Das steile Bett, das der Bach hier tief in den Berg eingerissen, konnte er auch nicht verfehlen, und wenn er es auch einmal verließ, immer leicht wieder finden. Guten Muthes schnürte er deshalb seine wollene Decke zusammen, in die er sich einige von der Mutter erhaltene Provisionen wickelte, schulterte seine Büchse, rief dem Hund, und wanderte nach leichtem

Abschied von den Eltern und dem Schwesterchen, gerade hinein in den stillen, iden, Schneegefüllten Wald.

Ihr Kinder daheim, die Ihr in freundlichen Verhältnissen unter dem Schutze Eurer Eltern aufwachsen und lernt und gedeiht, erfahrt nur selten, wie viele Tausende in Eurer Alter, wo dem Kindesherzen die Pflege und Sorgfalt der Eltern noch so wohl thut, schon selber mit dem Leben kämpfen und sich ihr Brod, das sie essen, sauer verdienen müssen. Es braucht das auch nicht allein draußen im Walde und in der Wildniß zu sein — Tausende von Beispielen findet Ihr in Eurer nächsten Nähe, wenn Ihr Euch nur die Mühe geben wollt, Euch danach umzusehen. Wie Viele darben, während es Euch gut geht — wie Viele frieren, während Ihr im warmen Zimmer Euerem Lernen, Euerem Vergnügen obliegen könnt. Allen denen vermögt Ihr freilich nicht zu helfen. Gott hat seine Gaben ungleich auf der Welt vertheilt, und nach Seinem unerforschlichen Willen muß sich ein großer Theil der Menschen nur mühselig und mit sauerem Schweiß durch's Leben arbeiten, während ein anderer, ohne Hinderniß und Schwierigkeit, mit leichter Müß' sein Ziel erreicht. Ihr Alle aber, die Ihr zu Denen gehört, seid dankbar dafür — schaut nicht über, schaut unter Euch, wie viele Tausende es schlechter haben als Ihr, und sich für übergücklich halten würden, wenn sie in Euren Verhältnissen leben könnten. Das mag Euch Zufriedenheit lehren, und Eure Wünsche auf ein bescheidenes Maß zurückführen.

2. Capitel.

Georg's einsamer Marsch durch die Berge.

Der Mutter war es unendlich weh um's Herz, als sie ihr Kind in den Wald, der ihr jetzt plötzlich noch einmal so still und furchtbar und öde vorkam, so allein hineinziehen sah. Ja selbst der Vater ließ den Sohn nur ungern gehen. Er besonders kannte ja doch ganz genau alle die Beschwerden, die der Knabe selbst im günstigsten Falle ertragen mußte, und wie nun, wenn ihm wirklich allein da draußen ein Unglück zustieß, und Niemand in seiner Nähe war, der ihm hilfsreich beistehen konnte?

Aber wir stehen ja Alle in Gottes Hand, und der Trost, daß kein Sperling vom Dache, kein Haar von unserem Haupte fällt, ohne von Ihm gezählt zu sein, beruhigte auch zuletzt das Herz des Mannes. Uebrigens zwang sie ja doch auch die Nothwendigkeit zu diesem Schritt, wenn sie nicht Mutter und Kind der Gefahr wollten ausgesetzt sehen, in den rauhen kalten Bergen dem Klima zu erliegen.

Georg schritt indessen rüstig vorwärts. Wenn ihm auch das Herz im Anfange ein wenig klopfte, als er die Seinen nicht mehr sehen konnte und weiter und weiter hinter sich ließ, und die hohen mächtigen, schneegebrückten Bäume ihn von allen Seiten umgaben, richtete ihn doch ein anderes Gefühl auch wieder tüchtig auf. Es war das stolze Bewußtsein, daß seine junge Brust hob, zum ersten Male im Leben als selbstständiger Mann behandelt zu sein, zum ersten Male selbst handeln zu dürfen. Sein Vater hatte ihn abgeschickt, ihnen da oben Hülfe zu bringen. Er verließ sich auf ihn, daß er sein Bestes thun würde, sich des Vertrauens werth zu machen, und er fühlte

sich plötzlich noch einmal so stark als vorher und vollkommen sicher, daß sich der Vater nicht in ihm getäuscht haben sollte.

Mit dem Walde von Jugend auf vertraut, wurde es ihm nicht schwer, seine westliche Richtung, trotz der vielen Biegungen, die der Bergbach machte, so viel als möglich beizubehalten. Zugleich unterließ er nicht, den Boden, über den er schritt, genau zu beobachten, ja bezeichnete sogar mit seinem Messer hier und da einzelne Bäume, wo ihr Fuhrwerk später eine böse Stelle vermeiden oder einer bequemern Bahn folgen sollte. Freilich konnte er nicht sehr rasch vorwärts rücken, denn in dem tiefen Schnee, den er am Morgen zu durchwatzen hatte, ging es sich schwer, und oft hielt er auch und horchte irgend einem Geräusch, das ihm wie menschliche Stimmen oder das Schlagen einer Art vorkam. Das Herz pochte ihm dann immer laut und stürmisch, und er mußte oft recht tief Athem holen, um sich nur wieder zu sammeln. Immer aber hatte er sich nur getäuscht und einen niederbrechenden Ast, das Geschrei eines Vogels, das Hacken eines Holzspechts für die so heiß-ersehnten Rante gehalten.

Je tiefer er übrigens den Bergeshang hinabstieg, desto weniger Schnee fand er, bis er endlich ein ziemlich tiefes Thal erreichte, wo nur noch eine ganz dünne, oft durchbrochene Schneedecke den Boden bedeckte.

Dieses Thal zog sich freilich ganz aus seiner Richtung und weiter nach Süden ab, und er war im Anfange unschlüssig, ob er ihm folgen solle. Dabei warf sich das steile Ufer des Baches hier so schroff diesem zu, daß er nicht recht einsah, wie ihr Wagen auf dieser Bahn hinabkommen wollte. Weiter oben wäre ein Uebergang, obgleich immer schwierig, doch hier und da möglich gewesen, hier war das Fuhrwerk aber bei jedem Schritt der größten Gefahr ausgesetzt. Ja, als er noch ein Stück tiefer flog, fand er sogar, daß der Uferrand in einen steilen, wohl dreißig Fuß tiefen Ab-

grund ausließ. Er selber mußte wieder ein Stück zurücksteigen, um zu Fuß hinüber zu kommen.

Dort stand jetzt der arme kleine Purtsche rathlos auf seine Büchse gelehnt, und schaute bald nach der, dem Horizont schon ziemlich nahen Sonne hinüber, bald das Thal hinab, das einem wärmeren besseren Klima zuzuführen schien. Wer sagte ihm jetzt, wo er zuerst Menschen fand?

Hektor hatte indeß überall am Boden herumgesucht und geschnüffelt und an ein Paar Stellen schon den dünnen Schnee weggekragt. Georg achtete aber wenig darauf, denn einzelne Hirschspährten kreuzten hier überall den Wald. Füchse und Wölfe hatte er ebenfalls schon an verschiedenen Stellen gespürt, ja einmal sogar die riesige Spährte eines grauen Bären, dieses Ungethüms der Waldung, im Schnee angetroffen, der der Hund am liebsten gleich gefolgt wäre.

Ohne auch weiter auf ihn zu achten, dachte Georg jetzt nur daran, welcher Richtung er selber folgen sollte, und entschloß sich endlich, so steil und abschreckend die hohen Berge wieder vor ihm lagen, lieber seinen westlichen Cours beizubehalten. Wer wußte denn, wie weit ihn das Thal aus seiner Bahn führte und ob er nicht einen bedeutenden Umweg abschnitt, wenn er sich weder links noch rechts ablocken ließ. Mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer schulterte er seine Büchse wieder und rief den Hund, den nächsten Hang zu erklimmen. Hektor aber wollte nicht kommen. So viel er rief, scharrte und schnüffelte der Hund immer an der einen Stelle, und selber neugierig gemacht, ging er jetzt zu ihm, zu sehen, was er hätte.

Georg's erster Blick dorthin überzeugte ihn aber bald, daß er eine alte Kohlenstelle aufgewühlt, über die vielleicht erst in der letzten Nacht der junge Schnee gefallen. Hier waren Menschen

gewesen, und wie sein Blick jetzt aufmerksamer den Boden betrachtete, glaubte er auch, selbst unter der dünnen Schneedecke, die Spur von Rädern zu erkennen. Hastig entfernte er den Schnee und hatte sich nicht getäuscht. — Hier war ein Wagen vorbeigekommen, der jedenfalls das Thal hinab seine Bahn verfolgt haben mußte, denn den Berg hinauf konnten die Thiere kein Fuhrwerk bringen. Aber wie viele Tage waren vielleicht seitdem schon verflossen, und durfte er je hoffen, das Fuhrwerk einzuholen? ja durfte er sich überhaupt so weit von seinen Eltern trennen? — Trotzdem war, wie die Sache jetzt stand, nach dieser Richtung hin eher Hülfe zu erwarten, als vielleicht den Berg hinan. Wer wußte, in welche Wildniß er dort wieder hinein flog. Nach kurzem Ueberlegen beschloß er deßhalb auch den aufgefundenen Fährten zu folgen und solcher Art an dem Ufer des Baches zu bleiben, der sich hier links ab das Thal hinunter schlängelte.

Weit konnte er aber heute nicht mehr marschiren; die Nacht brach an, und wie in ganz Amerika die Dämmerung nur sehr kurz ist, wurde es bald so dunkel, daß er in dem dichten Gestrüppe des Flußthals kaum mehr weiter konnte.

An derartiges Auslagern schon daheim und auf der ganzen Reise gewöhnt, machte ihm das auch die wenigste Sorge. Leicht entzündete er ein Feuer an einem umgestürzten Baume, räumte dort den dünnen, kaum mehr den Boden bedeckenden Schnee fort, suchte sich einige Rindenstücke zusammen, darauf zu liegen, und richtete sich bald, so gut oder so schlecht das eben anging, ein. Den Tag über und in der Aufregung, in der er sich fortwährend befunden, hatte er auch gar nicht an's Essen gedacht. Jetzt kam ihm der kleine Vorrath sehr zu Statte, den ihm seine Mutter mitgegeben, und mit einem Stück

kalttem Fleisch, und Brod und einem, in seinem Blechbecher rasch gekochten Caffer, tafelte er vortreflich.

Der Hunger, sagt man, ist ein guter Koch und wenn in irgend einem Sprüchwort Wahrheit liegt, so ist es in diesem. Manches Kind besonders zeigt sich an dem gut besetzten Tische, der ihm nahrhafte und trefflich zubereitete Speisen trägt, wählerisch, und mag von dem und jenem Nichts essen, erklärt, daß ihm dies oder jenes nicht schmecke. Das kommt aber nur daher, weil es noch nie eigentlich wirklichen Hunger gehabt oder Noth gelitten hat. In dem Falle schmeckt Alles, was nur eben genießbar ist, vortreflich, und das einfache, trockene Brod kann zum Leckerbissen werden. Das ist denn auch die Zeit, wo man bereut, früher wohl gute Speisen verschmäht und von sich gestoßen zu haben — aber dann freilich zu spät.

Georg hatte sich übrigens nie eines solchen Fehlers schuldig gemacht; mit dankbarem, zufriedenem Herzen verzehrte er deshalb auch sein einfaches Mahl und wickelte sich dann, den treuen Hector an seiner Seite, in seine dünne wollene Decke, die Nacht dort, so gut es eben gehen wollte, am Feuer zu verbringen.

Sein Lager war allerdings hart genug, und zum Kopfkissen hatte er nur etwas zusammengeschobenes Moos, das er zugleich auf die noch übrig gebliebenen Lebensmittel deckte. Der Marsch den Tag über mochte ihn aber doch ermüdet haben, denn er schlief bald sanft und süß.

Witten in der Nacht weckte ihn plötzlich etwas. Zuerst hatte er nur das unbestimmte Gefühl, als ob Jemand an ihm zerze und zöge, und er schlug die Augen auf, ohne sich noch zu bewegen. Das Feuer war fast ganz niedergebrannt, und der am Abend sternenklare Himmel hatte sich mit schweren Wolken umzogen. — Es war stockdunkel um ihn her — aber Alles still

und ruhig. Der Hund lagerte zwischen ihm und dem Feuer zusammengerollt, und schlief ebenfalls ganz fest. — Er selber hatte jedenfalls nur geträumt, und wollte eben die Augen wieder schließen, als er ganz deutlich auf's Neue fühlte, wie hinter ihm Jemand an dem Roos zupfte, auf dem er mit dem Kopfe lag.

Georg's erster Gedanke war „Indianer.“ Diese hätten ihn ja aber, wenn wirklich feindlich gesinnt, doch vorher schon ganz in ihrer Gewalt gehabt; Indianer konnten es also nicht sein. Eben nur aus dem ersten Schläfe geweckt und daß Alles noch nicht recht begreifend, hielt er sich deshalb vollkommen regungslos, und fühlte nur leise mit der rechten Hand nach seiner Büchse, die neben ihm und seinem Griff bereit unter der Decke lag. — Da zupfte es wieder — jetzt hatte er es ganz deutlich gefühlt und war überzeugt, daß er nicht mehr träume, sondern es hier mit etwas Wirklichem, vielleicht Feindlichem zu thun habe. Im Nu deshalb die Büchse ergreifend und im Aufspringen spannend, richtete er sich empor, und konnte eben nur noch bemerken, wie ein dunkler Gegenstand blitzschnell über den Schnee hin und in die Büsche hinein fuhr.

Hektor war aber durch die rasche Bewegung seines Herrn auch munter geworden, und ob er den dunklen Gegenstand in der Geschwindigkeit gleichfalls bemerkt hatte, oder nur seiner Nase folgte, aber wie der Blitz setzte er dahinter her, und ein scharfes kurzes Geheul verrieth kaum eine Minute später, daß er mit ihrem nächtlichen Besuch — welcher Art der auch immer gewesen, handgemein geworden.

So still sollte die Sache aber nicht abgehen, denn auf einmal war es, als ob der Wald Leben gewonnen hätte. In den Büschen raschelte und knackte und brach es, und Bellen, Heulen und Winseln schwirrten und schallten durcheinander, bis

plötzlich Hektor, von einer dunklen Masse gefolgt — jedenfalls auf der Flucht — zum Lager zurückrannte.

Georg besann sich nicht lange. Ordentlich zielen konnte er in der Dunkelheit doch nicht, aber auf's Geradewohl drückte er seine Büchse auf das, was es nun eben war, ab, und der Schuß dröhnte noch im Thale hin und warf sein Echo von den Bergen zurück, der Rauch hatte sich noch nicht verzogen, als Todtenstille wieder um ihn herrschte, und die Angreifer wie in den Boden hinein verschwunden schienen.

Georg warf jetzt vor allen Dingen trocknes, am Abend vorher aufgehäuftes Holz in die Kohlen, daß bald eine helle Flamme aufloderte und lud, so rasch er konnte, sein Gewehr wieder. Hektor stand indessen neben ihm, die Rückenhaare wie Borsten gestäubt, die Zähne geklappert und knurrte leise aber ingrimmig vor sich hin.

„Nun, was hat denn der Hund? — was war denn da drinnen?“ sprach Georg dabei freundlich zu ihm. „Haben Sie denn das arme Thier zurückgejagt und hat Hektor auskneifen müssen?“

„Wau — wau — wau!“ bellte der Hund.

„Ja, das Schimpfen hilft nichts,“ lachte Georg — „aber laß Sie nur wieder kommen; wir wollen Sie schon empfangen.“

Der junge Bursch blieb noch eine Weile mit der wieder geladenen Büchse im Anschlag stehen, aber Nichts ließ sich weiter hören. Todtenstill wie vorher lag der Wald, und nur in den Bäumen fing es jetzt an unheimlich zu rauschen und der Himmel kam ihm, besonders bei der jetzt hellaufloodernden Flamme, noch viel dunkler und drohender vor, als vorher.

Das Wetter hatte sich jedenfalls geändert, wie es das oft gerade um Mitternacht thut. Es war wärmer geworden, und das Thal herauf wehte eine ordentlich schwüle Luft. Georg war
 Wer ist der Goldgräber.

nicht we! dabei, denn wenn jetzt schlechtes Wetter einsetzte, was sollte dann aus seiner armen Mutter, aus seinem Schwesterchen werden? — Und immer stärker rauschte der Wind in den mächtigen Wipfeln der Bäume, und weit im Nordosten drüben war es ihm fast, als ob er dampfen Donner dröhnen höre.

Lange sollte er auch über das, was da oben in den Wolken vorging, nicht mehr in Ungewißheit gelassen werden. Wie der Sturm immer näher und näher kam, peitschte ein kalter, mit Schnee untermischter Regen auf ihn nieder, und im Walde drinnen prasselte und brach's und schlug die Nester krachend auf den Boden hinab.

Glücklicherweise hatte er sich dicht am Ufer des Bergbachs eine von Bäumen ziemlich freie Stelle zu seinem Lagerplatz gewählt, und wenn er hier auch dem Unwetter mehr ausgesetzt blieb, hatte er dafür viel weniger von dem gefährlichen Fallen des Holzes zu fürchten. Es blieb ihm auch jetzt nichts Anderes übrig, als sein Feuer durch ein Paar übergelegte Rindenstücken so viel als möglich vor dem Ausgehen zu bewahren, und sich dann selber fest in seine Decke einzuwickeln, um dem Unwetter den Rücken zu bieten.

Das brach denn auch mit aller Wuth über ihn herein. — Der Sturm sauste durch die Riesenstämme, Schnee und Hagel peitschte auf ihn nieder, und die ganze Welt schien in Aufruhr. Seltor drückte sich so fest an ihn wie er konnte, und aus dem Wald heraus, ganz in der Nähe, begannen plötzlich noch die Wölfe, jedenfalls sein früherer Besuch, ihr klagendes, oft mark. durchschneidendes Geheul. Daß er von ihnen nichts zu fürchten hatte, wußte er recht gut, aber unheimlich klang es doch, und der arme Knabe kauerte naß, frostig und innerlich schauernd, viele Stunden lang allein in dem tobenden Unwetter und dachte

noch dazu mit Angst und Zagen an die Sorge zumuth, die seine Eltern jetzt seinetwegen ausstehen würden.

Endlich ließ das schlimmste Wetter nach. Es schneite allerdings noch immer, aber der Sturm war vorübergebraust, und er durfte daran denken, sein fast verlöschtes Feuer wieder anzufachen, um sich zu erwärmen. Wie traurig verbrachte er dort die Nacht, und als der Morgen endlich grau und trübe anbrach, erkannte er mit Schrecken, daß oben auf den Höhen auf's Neue ein tiefer Schnee gefallen sei. Wie ging es da oben seinen armen Eltern?

Troßdem aber gab ihm das Tageslicht auch wieder frischen Muth, und da das Schneien mit der Morgendämmerung auch nachgelassen, und der Himmel schon wieder lichte blaue Stellen zeigte, trocknete er vor allen Dingen seine Decke, so gut das eben anging, und suchte dann unter dem Moos nach den ganz vergessenen Lebensmitteln. Die sahen freilich böß aus und waren ganz durchnäßt und schlecht geworden. Doch was half's; er mußte sich eben behelfen, so gut es ging, und ein Becher Kaffee, den er sich wieder kochte und recht heiß trank, durchwärmte ihn wenigstens einigermaßen.

Ehe er aber, zum Weitermarsch gerüstet, den Platz wieder verließ, wollte er doch wenigstens sehen, ob er von seinem nächtlichen Besuch keine Spur mehr entdecken konnte. Die Fährten waren um das Lager herum allerdings sämmtlich verschneit, aber vielleicht hatte er doch mit dem abgefeuerten Schuß einen getroffen. Jedenfalls konnte Hektor einmal nachspüren.

An der ungefahren Stelle angekommen, wohin er gestern geschossen, fand er gar kein Zeichen. Der Schnee bedeckte Alles. Hektor's Rückenhaare aber sträubten sich wieder, und knurrend und vorsichtig die Nase ausgestreckt, zog er langsam in den Busch hinein. Dorthin folgte ihm jetzt Georg, sein Gewehr

schußfertig in der Hand, und mochte etwa den Platz erreicht haben, wo sich Hektor gestern mit den Wölfen gebissen und von ihnen in die Flucht gesagt war, als der Hund vor einem kleinen Schneehaufen stehen blieb und laut an zu bellen fing. Georg ging auf ihn zu und wollte den Schnee mit dem Fuß zur Seite schieben. Aber der Fuß traf auf einen weichen Körper, und Georg brachte gleich darauf einen von den kleinen Prairiewölfen oder Cayota's zu Tage, von denen es im Californischen Walde wimmelt.

Es sind dies kleine Thiere, nicht viel größer als ein starker Europäischer Fuchs, von grauer und schwarzgrauer Farbe, die sich aber immer in starken Rudeln beisammen halten. Georg untersuchte ihn jetzt, ob er irgendwo eine Wunde an ihm erkennen könne, der Pelz schien aber unverletzt und nur am Halse etwas zerzaust. Jedenfalls hatte ihn Hektor gestern Abend erfaßt und rasch abgewürgt, und war dann, als die übrige Schaar dem Kameraden etwas zu spät zu Hülfe eilte und über den Angreifer herfiel, vor dem ganzen Schwarm davon gelaufen. Es schien auch wirklich, als ob sich der Hund des gestrigen Kampfes schäme, denn obgleich er im Anfange mit gehobnem Schwanz um den todten Cayota herumging, verließ er dann den Platz und sah sich nach seinem Herrn um, als ob er ihn bitten wolle, doch da fortzukommen.

Georg durfte sich auch selber hier nicht länger aufhalten — mit dem todten Wolf konnte er überdies nichts weiter anfangen, und es wurde die höchste Zeit, daß er sich nach Hülfe für die Eltern umsah.

Gerade unter seinem Lagerplatz, und kaum hundert Schritt von diesem entfernt, war ein Hirsch quer durch das Thal geschritten. Die Spur zeigte sich noch ganz frisch im Schnee. Die Hirsche waren jetzt feist, und Georg, mit voller Leidenschaft

für die Jagd, hatte gar so gern die Fährte verfolgt und den Hirsch auch gewiß bald erlegt. Mit Lebensmitteln ging es ihm überdies knapp. Sein Brod war durch die nasse Bitterung vollkommen unbrauchbar geworden, und Sektor, dem er die Krume gegeben, schien auch noch lange nicht satt zu sein, aber — er durste nicht. Der Hirsch war über den Bach gegangen und gerade die Richtung zurückgezogen, die er gekommen; wäre er ihm gefolgt, versäumte er zu viel Zeit und irgend etwas Anderes kam ihm doch vielleicht über Tag zu Schuß.

Gast gewaltsam mußte er sich aber von der frischen Fährte losreißen, und Sektor, der das nun gar nicht verstand, blieb noch eine ganze Weile dabei stehen und schaute seinem jungen Herrn nach. Erst als dieser sich gar nicht mehr nach ihm umdrehte, folgte er ihm langsam und verdrießlich.

Das Thal wurde hier jedoch breiter, und am Bache selber zeigte sich hier und da Schilf. Das war ein ziemlich sicheres Zeichen, daß er sich dem flachen niederen Lande näherte und vielleicht nicht mehr so weit von einer Ebene entfernt sei, wo er ja endlich Menschen finden mußte. Rüstig schritt der Knabe auch jetzt vorwärts, und zwar am Rande des Dickichts hin, das in der Nähe des Wassers wucherte und sich bis ziemlich an den Fuß des Hügels hinzog. Hier aber reizte ihn eine Frucht, die er in großer Menge dort an niederen kirschähnlichen Büschen hängen fand, und die mit ihren Beeren verführerisch genug aussah.

Es war eine Art Traube, mit kirschrothen niederhängenden Beeren, etwa sechs bis acht in der Traube. Die Blätter gliichen ganz den Kirschblättern, und die Beeren, von denen er eine zerdrückte, hatten auch genau solchen Kern wie die Kirsche. Er wagte aber nicht recht, sie zu kosten, da er die Californischen Früchte nicht kannte und an etwas Giftiges zu kommen fürchtete.

Hektor dagegen schien nicht so ängstlich. Kaum bemerkte der Hund, daß sich sein junger Herr mit den, so verlockend überall niederhängenden rothen Früchten beschäftigte, als er ebenfalls hinzutrat, erst sehr vorsichtig dieselben beroch, und dann eine herunterzog und kostete. Die schien ihm aber vortrefflich zu munden, denn gleich darauf nahm er eine ganze Traube in's Maul und zog die Beeren durch die Zähne ab, daß der Stiel leer am Zweige hängen blieb, dann ging er zu einer zweiten und dritten und hielt eine ordentliche Mahlzeit davon.

Dadurch bekam aber Georg auch Muth. Thiere haben gewöhnlich einen sehr sicheren Instinct in dem, was ihnen schädlich ist, und werden nie so leicht eine giftige Frucht berühren. Trotzdem kostete Georg diese sonderbaren Trauben im Anfange mit großer Vorsicht, bis er fand, daß es wirklich nichts Anderes als eine delikat schmeckende süßsäuerliche Kirsche sei, die nur in traubenartigen Büscheln wuchs. Auch reife Haselnüsse fand er an anderen Büschen, und Himbeeren in Menge, und die saftigen Früchte ließ er sich trefflich munden. Mit solcher Hülfe brauchte er aber auch jetzt im Walde keinen Mangel zu fürchten, und wanderte neu gestärkt und rüstig weiter.

Hektor benahm sich übrigens jetzt sonderbar. Er hob fortwährend den Kopf und zog den Wind bald von dieser, bald von jener Seite ein; blieb auch manchmal stehen und holte dann mit ein Paar raschen Sprüngen, aber knurrend und leise bellend, seinen jungen Herrn wieder ein. Dieser sah aufmerksam rings umher, konnte aber nirgend etwas Verdächtiges erkennen. Der Schnee bedeckte übrigens den Boden noch so dick, daß sich, wenn er ihn auch nicht mehr im Gehen hinderte, doch keine Spuren darauf unterscheiden ließen.

Jedenfalls war der Hund zu klug, ohne allen Grund so unruhig zu werden, und Georg setzte seinen Marsch mit größerer

Vorsicht fort als bisher. Kaum eine halbe Stunde war er solcher Art ziemlich langsam an dem Fange hingegangen und an diesem oben eine kleine Strecke hinaufgestiegen, einen von den Bergen zur Rechten ziemlich spitz niederlaufenden Gang abzuschneiden, als er plötzlich vor sich aus dem Thale Rauch aufsteigen sah.

Menschen waren dort; das Herz schlug ihm fast hörbar in der Brust, und mit lautem Jubelruf wollte er vorwärts springen, den erschnten Freunden entgegen, als der Hund wieder, lauter als vorher, knurrte und sich alle Haare auf seinem Rücken sträubten. Georg wusste recht gut schon aus Erfahrung, daß er das nur that, wenn er Wölfe, Reger oder — Indianer mitträte, und war es nicht möglich, daß er hier einem Stamm der Rothhäute in die Hände lief? Was er dabei von den Indianern in den Prairien, die sie durchwandert, gesehen, hatte ihm diese gerade von der schlimmsten Seite gezeigt, und die haarsträubenden Erzählungen, die sich daheim ihre Nachbarn oft am Lagerfeuer oder an stillen Abenden von den blutigen Ueberfällen und Morden der Wilden erzählt, tauchten in dem Augenblick alle wieder mit entsetzlicher Lebendigkeit vor seinem Geiste auf.

Aber was sollte er thun? — umkehren? kamen die Indianer in dem Schnee auf seine Fährte, und sahen sie, daß er vor ihnen floh, so war er erst recht verloren — und wohin sollte er fliehen? Auf's Geradewohl in die Berge hinein und das dort wahrscheinlich befindliche Lager umgehen? Das wäre vielleicht möglich gewesen, und das beschloß er auch zuletzt zu thun.

Vor allen Dingen mußte er sich aber Gewißheit verschaffen, ob es wirklich Indianer wären, die dort lagerten. Eben so gut konnte es auch die Caravane von Reisenden sein, deren

Näderspuren er weiter oben im Thale gefunden, und dann war ihm ja Hülfe gewiß. Vorsichtig also, den Hund erst beschwichtigend, daß er ihn nicht etwa durch lautes Belien verrieth, schlich er weiter vor bis zur nächsten Erhöhung, von wo aus er das Thal hoffen übersehen zu können. Diese erreichte er auch bald darauf und entdeckte jetzt unten im Thale, an der Stelle, von der der Rauch in zehn oder zwölf Säulen in die Luft hinein wirbelte, eine Anzahl runder Erdhügel mit kleinen hohen runden Warttürmen dazwischen, von denen er im Anfange nicht recht wußte, was er aus ihnen machen sollte. Eine Anzahl sich dazwischen herumbewegender dunkler Gestalten ließ ihm aber bald keinen Zweifel mehr, daß er sich wirklich einem Indianischen Dorfe genähert habe, und es blieb ihm jetzt Nichts übrig, als den gefährlichen Platz so rasch und geräuschlos wie irgend möglich zu umgehen.

Zu dem Zwecke zog er sich etwas höher den Berg hinauf, in dem gerade hier wieder unglücklicher Weise eine ziemlich tiefe Schlucht in's Thal hinabließ und, wie es schien, ein anderes kleines Wasser dem größeren Bache zuführte. Doch waren die Seitenwände nicht so steil, daß er nicht hätte an ihnen niedersteigen können.

Der Wald war hier ebenfalls mit einer ganz eigenthümlichen Art von Büschen bewachsen, die von der Wurzel ihre Zweige, dicht gedrängt und nur etwas abstehend, aufwärts schickten, fast wie ein unten fest zusammengebundenes Blumenbouquet. Dicht belaubt dabei und mit einer Anzahl kleiner Büschel blauröthlicher mehligter Beeren behangen, auf denen der leichte Schnee noch liegen geblieben war, verdeckten sie seinen Weg vollkommen, und er durfte hoffen, das Thal weiter unterhalb zu erreichen, ohne von den Indianern bemerkt zu werden.

So war er, nach raschem Marsch, etwa in eine Höhe mit

dem Lager gekommen, als er zuerst im frischen Schnee die Spuren von nackten Füßen bemerkte, die den Berg hinaufgestiegen waren. Wie er noch unwillkürlich dabei stehen blieb und sie betrachtete, schlug aber plötzlich Hektor laut und heftig an.

Erschrocken drehte er sich nach dem Hunde um. Er konnte aber auch im nächsten Augenblicke sehen, daß weitere Vorsicht unnütz und er entdeckt sei, denn in seinen Fährten, kaum achtzig Schritte von ihm entfernt, kam ein großer breitschulteriger Indianer, den gespannten Bogen mit aufgelegtem Pfeil in der rechten, ein löcherartiges Thierfell mit anderen Pfeilen in der linken Hand, und sah, wie es schien, ebenso überrascht auf den Knaben, wie dieser auf den Wilden.

Georg hatte allerdings im ersten Augenblicke und in dem unbestimmten Bewußtsein, sich vertheidigen zu müssen, die Büchse von der Schulter gerissen. Der Indianer schien aber gar keine feindlichen Absichten gegen ihn zu haben, oder hielt es vielleicht noch nicht für nöthig, solche zu zeigen. Selbst bei der drohenden Bewegung des jungen Burschen blieb er ruhig stehen, winkte ihm sogar mit der Hand und rief ihm ein, wie es schien, grüßendes „Walleh, Walleh!“ zu.

Georg wußte allerdings nicht, was er damit meinte, aber das freundliche Gesicht des Wilden verstand er und wiederholte deshalb den Ruf. Das schien die Rothhaut aber außerordentlich zu freuen, denn sie nahm plötzlich den Pfeil vom Bogen und schob ihn zu den übrigen in den Köcher, und kam dann rasch auf den jungen Fremden zu. Auch Georg setzte seine Büchse nieder, dem Indianer zu beweisen, daß er von ihm Nichts zu fürchten habe, und wollte ihn ruhig erwarten. Damit aber war Hektor keineswegs einverstanden. Er machte ein Paar Säge nach vorn, stellte sich vor seinen jungen Herrn, zeigte die Zähne

und bellte so laut und heftig, daß es die Hunde unten im Thale mußten gehört haben, denn ein entseßliches Gefläß begann plötzlich dorten.

Der Indianer blieb, von dem Hunde solcher Art bedroht, stehen, und hielt seinen kurzen Bogen vor, ihn, falls er auf ihn springen sollte, damit abzuwehren. Georg aber, der auf keine Weise irgend eine Feindseligkeit mit Denen beginnen wollte, in deren Gewalt er sich jetzt befand, rief den Hund zurück und hielt ihn, als er immer noch nicht gehorchen wollte, am Halsbande fest.

„Walleh,“ sagte da der Indianer noch einmal mit freundlichem Kopfnicken und kam jetzt ohne alle Furcht, nur noch mit einem mißtrauischen Blick auf den Hund, näher, indem er dem Knaben die ausgestreckte Hand reichte — Walleh — und damit begann er in seiner Sprache natürlich eine Menge Worte herzusprechen, von denen Georg auch nicht eine Sylbe verstand. Wahrscheinlich glaubte er, weil ihm der Fremde das „Walleh“ so deutlich nachgesprochen, er verstehe auch alles Uebrige, und einer freundschaftlichen Unterhaltung stände weiter gar Nichts mehr im Wege. Georg belehrte ihn jedoch bald durch Zeichen eines Besseren, aber erst als er auf all' die trotzdem an ihn gerichteten Fragen des Wilden nicht im Stande war eine Antwort zu geben, merkte dieser, daß jenes Walleh wahrscheinlich das Einzige sei, was der junge Fremde von ihrer Sprache begriffen. Er schien jedoch nicht böse darüber zu werden, beschränkte sich jetzt ebenfalls auf Zeichen, und winkte dem Knaben, daß er ihm hinab in ihr Dorf folgen möge.

Was sollte Georg thun? — Weigerte er sich mit ihm zu gehen, und waren ihm die Indianer wirklich feindlich gesinnt, so blieb es ihnen ein Leichtes, ihn einzuholen und zu überfallen, und was konnte er, der einzelne Knabe, gegen den ganzen Stamm

ausrichten? Dadurch, daß er ihnen Vertrauen bewies, gewann er sich vielleicht ihre gute Meinung, und jedenfalls konnten sie ihm darüber Auskunft geben, wann die letzten Weißen hier durchgekommen seien. Wenn sich Leute verstehen wollen, können sie sich auch ziemlich Alles durch Zeichen begreiflich machen.

Nach kurzem Ueberlegen willigte er deßhalb ein, schulterte seine Büchse und schritt getrosten Muthes mit seinem Führer, der ihm freundlich zunickte und dann voranging, in's Thal hinab.

3. Capitel.

Wie er in ein Indianisches Lager kam.

Auf dem Wege hinab hatte Georg vollkommen Zeit, seinen Führer genau zu betrachten. Es war, wie schon gesagt, ein ziemlich hochgewachsener kräftiger Mann, der in Gestalt, Haar und Gesichtsfarbe den Indianern an der östlichen Seite der Felsen-gebirge vollkommen glich. Die Farbe war ein dunkles Kupferbraun, das Haar lang, straff und schwarz, die Nase etwas gebogen und das Gesicht im Ganzen mit einem edlen Ausdruck, besonders das dunkle Auge außerordentlich feurig und lebendig. Bekleidet ging er dabei höchst einfach; eigentlich trug er nur ein bis über die Kniee reichendes blau baumwollenes Jagdhemd, die Füße und Beine trotz dem Schnee nackt; auch den Kopf bloß. In den Haaren hatte er aber eine hohe Adlersfeder stecken, die an einem herunterhängenden Büschel derselben fest angebunden war, und an deren oberen Ende ein kleines, mit rothen und weißen Perlen umstricktes Stöckchen hing. Zur Verzierung schien er sich außerdem noch den unteren Nasenknorpel durchbohrt zu haben,

in welchem eine kurz abgeschnittene Federspule querdurch lag, während von den ebenfalls durchlöchernten Ohren eine Anzahl Glasperlen und Perlmutterstückchen niederhingen.

Seine Waffe bestand aus einem kurzen, sehr zierlich und fest gearbeiteten Bogen von etwa drei Fuß Länge, mit einer starken Senne bespannt. Die, oben mit Federn versehenen, fast eben so langen Holzpfeile waren am oberen Ende gelb und roth bemalt, und trugen am unteren eine Spitze, die fast wie Glas aus sah, in Wirklichkeit aber aus einem vulkanischen Steine besteht. Die Pfeile staken in dem ganz abgebalgten Felle eines Fuchses, von dem der buschige Schwanz bis zur Erde schleppte. Um den Hals trug er außerdem noch an einer kurzen Schnur ein Messer, das ihm hinten zwischen den Schultern auf dem Rücken hing.

Von seiner Geschicklichkeit im Schießen sollte Georg aber gleich ein Beispiel sehen. Noch waren sie keine hundert Schritte den Verghang hinabgegangen, als Hektor, der sich mit der Nähe des Indianers ausgesöhnt zu haben schien, ein Eichhörnchen aufstöberte. Dieses sprang von einem Haselbusche nieder und über den Boden hin. Trotzdem aber daß der Hund dicht hinter ihm war und es mehrere Bäume in der Nähe hatte, schien es doch gar keine besondere Lust zu haben, an diesen hin- auf zu laufen, wie es unsere Eichhörnchen augenblicklich thun, sondern suchte dem Hunde auf der Erde durch Hakenschlagen und Quersprünge wie ein Hase zu entgehen. Hektor ließ sich auch wirklich ein Paar Male so anführen, daß es ihm unter den Füßen weg entsprang und er, als er danach schnappte, nur das Maul voll Schnee bekam. Endlich aber, an einer ziemlich offenen Stelle, war er dicht dahinter her, und das Eichhörnchen mußte jetzt wohl auf einem Baume gegen den gefährlichen Feind Schutz suchen. Dort hinauf konnte ihm der Hund nicht

folgen, blieb deshalb darunter stehen und sah bald in die Höhe, bald seinen jungen Herrn an.

Der Indianer hatte indeß schon einen Pfeil aus dem Köcher genommen und ihn auf den Bogen gelegt, und wie sich nur das etwa zwanzig Schritt entfernte Thier einen Augenblick ruhig hielt, richtete sich die scharfe Spitze ihm zu, schnellte der Pfeil von der Senne und durchbohrte das muntere Ding gerade hinter den Schultern, daß es mit dem darin steckenden Pfeil von dem Baum herabstürzte. Sektos sprang augenblicklich zu und brachte alle Beide, Pfeil wie Jagdbeute, seinem jungen Herrn, worüber sich der Indianer außerordentlich zu freuen schien.

Rasch setzten sie aber ihren Weg in's Lager fort, von dem ihnen schon, wie Georg bemerkte, eine Anzahl Männer entgegenkamen, und bald waren sie von zwölf oder vierzehn ebensolchen Gestalten wie sein Führer umgeben. Von diesen gingen viele ganz nackt, und hatten nur eine wollene Decke, die jedenfalls von den Weißen eingehandelt worden, um sich her geschlagen.

Alle aber schienen freundlich, und betrachteten nur den Knaben erstaunt und sahen fortwährend das Thal hinauf, als ob sie von dorthier noch andere Weiße erwarteten. Sie konnten gar nicht glauben, daß der Knabe so ganz allein zu ihnen gekommen sei.

Das Lager oder besser eigentlich gesagt Dorf bestand aus acht oder zehn großen runden Erdhütten, vielleicht sechs Fuß hoch über dem Boden und sechszehn bis achtzehn Fuß im Durchmesser. Diese Erdhütten, nach dem niederen Eingang zu schließen, schienen aus Pfostenwerk, mit vielleicht darüber gebundenen Nesten oder Stäben zu bestehen, auf die dann wieder eine dicke Erdschicht gehäuft und festgeschlagen war, damit der Regen daran ablaufen mußte. Einen Abzug für den Rauch sah Georg nirgends, der mußte sich aus dem Innern durch die Thür die Bahn in's Freie suchen.

Das obere runde Dach — die ganze Hütte glich eigentlich einem glatt geschlagenen riesigen Kaulwurfshausen — diente übrigens auch den männlichen Bewohnern zum Balkon, auf dem ein Theil von ihnen, als Georg das Dorf betrat, ruhig saßte und seine Pfeifen rauchte.

Noch eine kurze Strecke davon entfernt, sah der Knabe auch eine große Anzahl Frauen und Kinder, die Kinder ganz nackt, die Frauen mit einem von Rinden geflochtenen Schurz um die Hüften, und fast alle eine wollene Decke um die Schultern tragend. Wie er aber nur so nahe kam, daß die Bewohner des Dorfes den Weißen erkennen konnten, stoben die Kinder nach allen Seiten blitzschnell auseinander, und es sah ordentlich possirlich aus, wie die kleinen nackten Kerle, Kaninchen gleich, die bei dem Nahen einer Gefahr in den Bau fahren, in den engen Eingang ihrer Hütten schlüpfen, und dort nur nach einer Weile manchmal hier und da die kleinen schmutzigen und sehr bestürzten Gesichter zeigten. Kaum drehte sich Georg aber einmal nach einem von ihnen um, so waren sie auch sicherlich gleich wieder verschwunden, und es dauerte dann entsetzlich lange, ehe sie wieder, scheuer als vorher, zum Vorschein kamen.

Auch von den Mädchen frohen viele, so rasch sie irgend konnten, in die höhlenartigen Hütten; eine Anzahl von Frauen aber, gerade mit einer Arbeit beschäftigt, die sie vielleicht nicht gern verlassen wollten, blieb sitzen, oder vielmehr kauern, wo sie sich gerade befanden. Diese fesselten Georg's Aufmerksamkeit in hohem Grade, und er konnte nicht umhin, ihnen eine Weile zuzusehen.

Vor den Hütten lagen nämlich an einigen Stellen große Haufen von einer Art sehr langer, gar nicht unangenehm schmeckender Wurzeln, die im Feuer geröstet schienen. Den Frauen nun lag das Geschäft ob, diese von ihren Schalen zu befreien,

und sie thaten das auf eine so geschickte, wie eigenthümliche Weise. Mit der rechten Hand griffen sie nämlich aus dem Eichelhaufen eine Handvoll auf, und brachten eine nach der andern zwischen die weissen, wie Elfenbein glänzenden Zähne, knackten sie und nahmen sie dann mit der linken Hand wieder aus dem Munde. Mit den Fingern der linken Hand drückten sie hierauf die Schalen ab und warfen die geschälte Frucht, während die Zähne schon wieder eine andere knackten, auf eine dort zu dem Zwecke ausgebreitete Bastdecke.

Das Ganze ging außerordentlich schnell, und da sie die Eicheln gar nicht mit den Lippen berührten, sah es ordentlich appetitlich aus.

Das, was Georg im Anfange für eine Art von Wirthshäusern gehalten, erkannte er jetzt ebenfalls nur als einen Vorrathshof für die in dieser Jahreszeit gesammelten Eicheln, von denen die Eingeborenen wahrscheinlich im Winter hauptsächlich leben. Es waren etwa zehn Fuß hoch und bis vier Fuß im Durchmesser haltende dichte Flechtwerke von Weidenzweigen, einige davon schon fast zur Hälfte mit Eicheln gefüllt und mit Rinde zugedeckt. Sie standen theils einzeln, theils zwei und sogar drei zusammen, und gaben dadurch dem Dorfe ein ganz eigenthümliches Aussehen.

Die Indianer ließen ihm aber nicht lange Zeit zu solchen Betrachtungen, denn ein großer Theil von ihnen schien wissen zu wollen, was den Knaben hier allein zu ihnen geführt, und wo seine andere Gesellschaft sei. Georg suchte ihnen nun begreiflich zu machen, daß noch andere Weisse oben in den Bergen, deren Richtung er ihnen zeigte, zurück waren und Hülfen verlangten. Obgleich er das Alles aber so lebendig und deutlich beschrieb, als es ihm möglich war, konnte es doch nur mit Zeichen geschehen und die Indianer verstanden ihn nicht, oder

wollten ihn auch vielleicht nicht verstehen. Sie schüttelten zu Allem sehr erstaunt den Kopf und schwagten dann viel in ihrer eigenen Sprache untereinander. Dabei deuteten sie sehr häufig in's Thal hinab, und Georg vermuthete jetzt, daß sie von den dorthin gegangenen Weißen sprächen. Wie lange diese aber vorbei wären, so gern er das erfahren hätte, konnte er nicht von ihnen herausbringen. Auf alle seine Fragen danach, deuteten sie nach einer bestimmten Stelle am Himmel, und er konnte sich nicht denken, was sie damit meinten.

Troßdem schienen sie nicht das geringste Böse gegen ihn im Sinne zu haben, hatten schon lange ihre Waffen abgelegt und traten um ihn her, besahen seine Kleider und sein Gewehr, und zeigten einander lachend, was ihnen noch neu davon war. Nur Hektor zeigte sich mit dieser, wie es ihm vielleicht vorkam, etwas zu großen Freundlichkeit nicht recht einverstanden. Er drängte sich ein Paar Male knurrend zwischen die Wilden und seinen jungen Herrn, und dieser mußte den Hund einige Male beruhigen, daß er nicht gar einen plötzlichen Angriff auf die braunen nackten Beine machte. Die Eingeborenen mochten auch etwas Derartiges fürchten, denn sie wichen dem großen Hunde so viel wie möglich aus, und die kleinen Dorfsköter, die vorher ein so lautes Gecläff unterhalten, kamen gar nicht in seine Nähe. Die meisten waren in der That mit den Kindern in die Hütten geflüchtet, aus deren Oeffnungen sie nur hinausblefften, wenn der Fremde mit Hektor in ihre unmittelbare Nähe kam. Hektor aber beachtete sie gar nicht.

Der Indianer, der Georg hierhergeführt, kam da plötzlich wieder zu ihm, denn die Unterredung, die sie seinetwegen gehabt, schien beendet. Er hielt ihm nun auch eine ziemlich lange Rede und zeigte mehrmals dabei das Thal hinab und nach der jetzt hell und klar am Himmel stehenden Sonne. Da aber

Georg trotz alledem nicht verstand, was er von ihm wolle, sagte er endlich seine Hand und führte ihn nach einer andern Seite des Dorfes.

Georg folgte ihm willig, zu sehen was er vorhabe. Das Ganze schien aber für jetzt nur eine Einladung zum Frühstück, denn dort fand er wieder andere Frauen auf das Eifrigste mit der Vorbereitung zu ihrer etwas eigenthümlichen Mahlzeit beschäftigt.

Die Frauen mußten überhaupt alle Arbeit thun, denn von den Männern sah er nicht einen Einzigen thätig. Entweder schlenderten sie, die Hände vorn über dem Magen zusammengelegt, nach ihrer Bequemlichkeit im Dorfe herum, oder sie lagen auch wohl gar auf Decken und Matten ausgestreckt, so lang sie waren, in der Sonne und wärmten sich. Die Frauen dagegen waren überall beschäftigt, theils mit dem Eicheln-Aufknacken, theils mit dem Frühstück-Herrichten, theils kamen sie aus dem Walde und brachten von dorthier flache Körbe voll einer Art Blumen- oder Grassamen, den sie trotz dem Schnee gefunden hatten. Dieser Samen wurde auf sehr sinnreiche Art geröstet. Da sie nämlich zu diesem Zweck keine eisernen Gefäße hatten, ließen sie den Samen in den flachen Körben, und warfen nur kleine glühende Holzkohlen dazwischen, während sie den Inhalt jetzt wie in einer Futterschwinge durcheinander warfen, bis die Kohlen verlöscht waren.

Höchst eigenthümlich schien aber die Art ihres Kochens, und Georg bemerkte bald überall am Boden kleine runde, mit einem gelbgrünen Brei gefüllte Gruben, um welche eine Anzahl von Frauen beschäftigt war. Besonders besorgt schienen diese aber, daß der Hund denselben nicht zu nahe käme. Sie riefen den Männern laut und ängstlich zu, und diese deuteten dann auf Hektor und die Gruben und schüttelten dazu bedeutend mit dem Kopfe. Hektor hatte auch allerdings schon Lust gezeigt sich denselben zu

nähern, denn er mochte wohl darin etwas möglicher Weise Erbares wittern. Georg jedoch, um ja keinen Anlaß zur Klage zu geben, nahm ihn am Halsband, durch das er eine dünne Leine zog, und hielt ihn solcher Art fest. Dadurch zeigten sich die Frauen denn auch vollkommen beruhigt und nickten dem Knaben freundlich zu, während dieser erstaunt auf ihr Schaffen und Treiben schaute. Die Art, wie das Kochgeschäft hier betrieben wurde, war ihm aber auch wirklich neu, und interessirte ihn außerordentlich.

An einer Stelle, wo eine Felsplatte schräg niederlief, hatten die Eingeborenen, wahrscheinlich durch langen Gebrauch, eine Anzahl von Löchern in dem Stein ausgehöhlt. In diese schoben sie kleine Haufen gedörrter Eicheln, und schlugen oder stampften vielmehr mit einem anderen, ordentlich dazu abgeschliffenen Stein darauf, bis es ein feines gelbliches Mehl wurde. Dieses kam dann in die sauber inwendig geglätteten und festgeschlagenen flachen und runden Erdgruben, wo es gekocht wurde.

Aber unter einer Erdgrube kann man doch kein Feuer machen, nicht wahr? Ja, das singen die Indianer aber auf gar schlaue Art an, und wohl mit Recht kann man da sagen, daß die Noth die Mutter der Erfindung ist, d. h. daß die Noth die Menschen dazu zwingt, auf allerlei kluge Pläne zu sinnen, um sich das, was sie zu Leben und Wohlfeyn brauchen, auf das Leichteste und Zweckmäßigste herzustellen.

Feuer konnten die Indianer allerdings nicht unter den Erdgruben anzünden; feuerfeste Gefäße hatten sie nicht, und verstanden auch nicht sie herzustellen; aber sie hatten dicht daneben große Holzfeuer, auf die sie eine Anzahl kleiner und größerer Steine häuften, bis diese durch die Gluth rothheiß geworden waren. Sobald sie einen solchen Grad von Hitze erreicht hatten, nahmen die Frauen sie mit zwei kurzen Stöcken auf sehr geschickte Art heraus, tauchten sie recht schnell, damit

sie nicht zu sehr abkühlten, in einen daneben stehenden wasserdicht und fest geflochtenen Korb, den sie als Eimer benutzten, und legten sie dann vorsichtig in ihren Eichelbrei. Dadurch brachten sie diesen in sehr kurzer Zeit so zum Kochen, daß er ordentlich Pfafen warf.

Als die Masse gar war, wurde sie mit einer Art hölzernem Schöpfer in einen der schon vorhin erwähnten, nur etwas kleineren wasserdichten Körbe gefüllt, und dann ohne Weiteres zum Essen aufgetragen.

Auch Georg bekam einen solchen, und da er fürchtete die Leute durch eine Weigerung des so freundlich angebotenen Mahles zu beleidigen, nahm er ihn dankend an, und sah sich nun nach einem Löffel zum Essen um. Er wußte natürlich nicht, wie man solche Suppe anders verzehren könne. Im Anfange verstanden die Indianer aber gar nicht, was er meinte, bis er ihnen endlich deutlich machte, daß er nicht wisse, wie er die Suppe aus dem Korbe herausbekommen solle. Das machte ihnen aber großen Spaß, sie lachten herzlich darüber, und sein Führer, der sich überhaupt seiner am meisten annahm, winkte ihm jetzt, zu sehen, wie er es mache.

Ohne Weiteres rückte dieser einen der Körbe vor sich hin, tauchte seine vier Finger — den Daumen hielt er in die Höhe — tief hinein und schob diese dann ohne Umstände so tief in den Mund, als er sie hineinkommen konnte. Als er sie zurückzog, waren sie richtig abgeleckt, und er wiederholte nun mit angenscheinlichem Behagen die Bewegung, bis er seinen Korb fast zur Hälfte geleert hatte.

Die Frauen, die sich bis dahin ziemlich zurückgehalten hatten, drängten sich jetzt herzu, und alle mit freundlichen Gesichtern Georg's Arm berührend, deuteten auf den Eßer und machten ihm selber jetzt begreiflich, wie er sich ein Beispiel daran nehmen solle.

Dazu mochte sich der Knabe aber nicht verstehen. Er schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, hob dann den Korb an die Lippen und trank den dünnen Brei, der ein wenig bitter, aber sonst gar nicht unangenehm schmeckte, und darüber wollten sich die Anderen nun wieder todtlachen.

Jedenfalls waren sie dadurch die besten Freunde geworden, und nach Beendigung des Mahls — wobei die Frauen und Kinder erst die halbgeleerten Körbe bekamen, wenn die Männer genug hatten — luden sie den Fremden sogar ein, das Innere ihrer Wohnungen zu betrachten.

Georg that das eigentlich nicht gern, denn mit seiner langen Büchse konnte er nicht gut hinein, und das Gewehr draußen stehen lassen? — wenn man es ihm nun wegnahm und nicht wiedergab, an wen sollte er sich nachher halten, was selber thun? — Hätten die Indianer aber wirklich Böses mit ihm vorgehabt, so würden sie das schon lange gezeigt haben — und überdies mochte Sektör bei der Waffe zurückbleiben. Das Gewehr also draußen am Eingang hinstellend, tief er dem Hund zu, sich dabei niederzulegen, und Sektör verstand ihn vollkommen. — Ich hätte Keinem rathen mögen, die Hand danach auszustrecken.

Als der Knabe in die Hütte hinab stieg — denn er sah jetzt, daß sie zur Hälfte in den Boden eingegraben war — mußte sich sein Auge erst kurze Zeit an die darin herrschende Dunkelheit und den Rauch gewöhnen. Als das endlich geschehen war, fand er sich in einem runden, etwa sieben, in der Mitte vielleicht acht Fuß hohen Raume, in dem ein Feuer glimmte, während ein langes von Schilf und Zweigen und Gras hergestelltes Lager an der Seite hinlief, und der Familie jedenfalls als Bett diente. Auf diesem Lager kauerte auch ein kleiner Trupp nackter Kinder, die sich ängstlich und scheu an

die Wand drückten, und zwei kleine schwarze spitzbähnliche Hunde zogen sich ebenfalls knurrend so weit von ihm zurück, als es ihnen nur irgend der Erdwall erlaubte. Das Gestell der Hütte war von ziemlich starken Hölzern hergestellt, da keine geringe Last Erde darauf lag, und dicht darüber geflochtene Zweige verhinderten diese nach unten zu bröckeln.

Hausgeräth, ein Paar von den gewöhnlichen Körben abgerechnet, konnte er nirgends entdecken; ebensowenig natürlich einen Stuhl, Tisch oder Schrank. Was derartige Menschen an Kleidern haben, tragen sie auf dem Leibe, und wenn dies abgerissen ist, schaffen sie sich eben andere — oder gehen nackt.

Die Luft da drinnen war übrigens heiß und dumpf, und Georg froh, als er den Ort wieder verlassen konnte.

Hektor schien sich ebenfalls außerordentlich zu freuen, als er seinen jungen Herrn wieder zu Tage steigen sah, und sprang um ihn her und bellte so ausgelassen, daß alle Hunde im ganzen Dorfe zusammenliefen und mit einstimmten, ohne jedoch dem großen fremden Hunde zu nahe zu kommen. Die Büchse lehnte jedoch noch an der Hütte, wie er sie verlassen hatte.

Georg schaute sich aber jetzt danach, von hier fortzukommen, denn die Indianer, die weder Pferde noch Zugstiere hatten, konnten ihm doch nicht helfen. Wieder suchte er ihnen deshalb begreiflich zu machen, was er wünsche, und sein erster Führer, nachdem er auf's Neue mit den Anderen auf's Lebhafteste sich unterhalten und nach der Sonne gezeigt hatte, griff plötzlich seinen Bogen auf, und winkte ihm zu folgen.

„Wohin? —“ Der Indianer deutete das Thal hinab, und nach den Zeichen, die er dabei machte, glaubte der Knabe zu verstehen, daß er ihn zu einem Wagen bringen wolle, wo er ebenfalls Weiße, wie er selber sei, finden würde.

Froh darüber schüttelte Georg seine Büchse. Sehr weit

Konnte das ja doch nicht sein, sonst wäre der Indianer nicht so bereitwillig mit ihm gegangen — und nahm jetzt von seinen neu gewonnenen Freunden herzlichen Abschied. Diese schüttelten ihm auch freundlich die Hand, und selbst die Frauen drängten sich herbei und nickten ihm zu. War es doch der erste Weiße gewesen, den sie so jung und so allein im Walde getroffen hatten.

Als er mit seinem Führer das Dorf verließ, hatte er noch Gelegenheit, den Fruchtreichthum sowohl, wie die Sorgsamkeit des Stammes bewundern zu können, denn an der einen Stelle lagen hohe Haufen von Haselnüssen, ordentliche Fuder, aufgeschichtet, und an einer anderen sah er alle möglichen Arten von Beeren gesammelt, aus denen die Indianer, wie er später erfuhr, eine Art von Getränk bereiten.

Raum aus den Hütten heraus, bekamen die Hunde der Eingeborenen aber auch auf einmal Muth, und kläfften und bläfften und liefen hinterher, und vollführten einen ganz entsetzlichen Lärm. Wie sich aber Hector nur nach ihnen umdrehte, nahmen sie auch wieder blickschnell den Schwanz zwischen die Beine und liefen was sie laufen konnten in den Schuß des Dorfes zurück. Hector knurrte nicht einmal, sondern sah ihnen nur stolz und verächtlich nach, und folgte dann seinem Herrn.

Und sehen wir solches Beispiel nicht auch unter den Menschen? Die gerade, die den wenigsten Muth haben, nehmen das Maul am meisten voll, so wie sie die Gefahr vorüber glauben oder sich selber sicher wissen. Wer ihnen fest entgegen tritt, scheucht sie rasch zurück. „Die Hunde, die bellen, beißen nicht,“ sagt man, und die Menschen, die fortwährend schimpfen und das größte Wort führen, haben auch gewöhnlich die größten Hasenherzen.

4. Capitel.

Welche Aufnahme Georg bei den Weizen fand. — Der Riesenhirsch.

Der Indianer schritt rüstig voran, immer das Thal hinab, daß sich, je weiter sie darin kamen, auch mehr und breiter ausdehnte. Die Sonne schien dabei so warm, daß der Schnee rasch unter den heißen Strahlen schmolz, und hier und da der grüne Boden schon anfang vorzuschaun. Auch der Wald wurde hier mächtiger, und Kiefern und Rothholzbäume — eine Art Lebensbaum — beide mit ihrem immergrünen Laube, reichten gewaltige schlanke und gerade Stämme bis zu riesiger Höhe empor. Larus mit seinen saftgrünen Nadeln und allerliebsten rothen Beeren wuchs hier ebenfalls in Menge, und wo die Baumstämme so hoch und kräftig standen und mit den grünen ineinander gedrängten Wipfeln ein ordentliches Dach bildeten, konnte auch das dem Wanderer so lästige Unterholz nicht so üppig gedeihen, so daß sie ihren Marsch verhältnißmäßig sehr rasch fortsetzten.

Hier und da schnitten sie scharfe Biegungen des Baches ab, den sie auch einmal auf einem darüber hingestürzten Stamme kreuzten. So mochten sie etwa eine gute Stunde gewandert sein, als der Indianer plötzlich stehen blieb, und vor sich hin in das Thal zeigte. Georg folgte der Richtung mit den Augen, und konnte im Anfange nicht entdecken, was Jener meinte. Endlich aber sah er etwas Weißes durch die Büsche schimmern, das kein Schnee zu sein schien, und rasch vorwärts eilend fand er richtig, daß er sich ganz in der Nähe eines kleinen Auswandererzuges befand, der aus zwei Wagen bestand.

Mit lautem Jubel eilte er darauf zu; hatte er doch Bekannte in den Leuten erkannt, die eine Strecke lang mit ihnen

durch die Steppen gekommen, aber mit ihren besseren Thieren endlich vorausgefahren waren. Was sie hier aufgehalten, wurde ihm ebenfalls auf den ersten Blick klar, denn ein altes zerbrochenes Rad lag am Bache, den sie hier gekreuzt, während die Männer gerade damit beschäftigt waren, das ziemlich roh aber doch stark gearbeitete neue an die Achse zu drehen.

Der Amerikanische Waldbewohner, wenn auch kein Handwerker, ist doch in allen derartigen Dingen außerordentlich geschickt, und weiß besonders, was Holzarbeiten betrifft, mit seiner Art meisterhaft umzugehen.

So sehr er sich aber auch freute, die alten Bekannten hier und gerade jetzt zu finden, wo er ihre Hülfe so nöthig brauchte, so wenig schienen sich diese aus ihm zu machen.

„Hallo, Georg!“ sagte der eine, als er grüßend zu ihnen trat, ohne weiter von seiner Arbeit aufzusehen — „seid Ihr schon da? Nun ja, da haben wir's. Das verwünschte Rad hat uns so aufgehalten, daß wir die Paar Meilen, die wir mit Müh' und Noth vorausgearbeitet, wieder schmähslich einbüßen müssen. Daß der Henker das ganze vermalebete Land mit all' seinen Steinen und Thälern hole!“

„Rein, Meister Hosli!“ sagte da Georg, „wir sind noch nicht da. Vater sitzt noch mit dem Wagen in den Bergen und hat mich vorausgeschickt, ihm von irgend Jemand Hülfe zu holen. Die Stiere sind uns alle gefallen, bis auf einen, der den Wagen nicht mehr fortbringt, und Mutter ist krank und kann nicht durch den Schnee marschiren.“

„Om,“ sagte der Andere wieder, „da sitzt Ihr schön in der Patsche, denk ich. Ja, die Landreise hat manch Einem den Appetit verdorben. Und was haben wir für Zeit versäumt! Jetzt könnten wir schon bis an die Knöchel im Golde wühlen, und sitzen nun noch hier in dieser verbrannten Schlucht, wo

gar kein Fortkommen mehr ist. Na, das Rad da wird und doch wenigstens bis hinüber halten, wenn nicht wieder so ein anderer Satan voneinander bricht, und uns einen Strich durch die Rechnung macht."

"Es steht fest genug aus," jagte Georg — „aber — wären Sie denn wohl so gut, dem Vater ein Paar von Ihren Stieren hinauf zu schicken, daß er mit der Mutter und dem Schwesterchen nur wenigstens erst einmal aus dem Schnee herauskäme?"

"Ich? — ein Paar von meinen Thieren noch einmal in die blutigen Berge da oben hinauf und in den Schnee schicken?" rief der Amerikaner und drehte sich rasch und erstaunt nach dem Knaben um. — „Na weiter fehlte mir gar Nichts. Du bist wohl toll, mein Bursche, oder glaubst, daß ich es wäre. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich sie hinter mir habe, und müßte wirklich verrückt sein, wenn ich dabei anfangen wollte, allen Denen, die in den Bergen stecken geblieben sind, wieder herauszuhelfen."

"Aber wollt Ihr es mit ansehen," fragte Georg, und aufquellende Thränen erstickten fast seine Stimme, „daß eine Familie da oben, kaum einen Tagemarsch von hier entfernt, zu Grunde geht, während Ihr ihnen jetzt noch helfen könnt?"

"Helfen, helfen," brummte der Mann, noch immer mit seiner Arbeit beschäftigt, „ich dachte doch, Du kennst unser Amerikanisches Sprüchwort: „Hilf Dir selbst.“ Jeder muß sich helfen, so gut wie er vermag, und wer einen solchen Marsch nicht durchführen kann, soll ihn auch gar nicht unternehmen. Glaubst Du?" fuhr er dann fort und drehte sich nach Georg um: „Dein Vater wäre hier bei mir halten geblieben und hätte mir mein Rad ausbessern helfen, wenn wir hier zusammenge-
wesen wären, heh?"

„Gewiß hätte er das,“ sagte Georg rasch, — „er hat schon Manchem geholfen und würde Euch nicht im Stiche gelassen haben.“

„So? — hätte die Zeit bei mir veräußert?“ —

„Gewiß.“

„Dann wär' er ein größerer Thor gewesen, als wofür ich ihn bis jetzt noch gehalten habe,“ brummte der Mann und schlug den Vorstecker in das wieder fest an der Achse sitzende Rad.

Von den Frauen, die zu der kleinen Caravane gehörten, waren jetzt ein Paar hinzugetreten, und hatten erfahren, um was es sich handelte.

„Aber Vater,“ sagte da die eine, ein junges Mädchen mit einem lieben, offenen und gutmüthigen Gesicht, „Du kannst doch Dakley's nicht da oben sitzen lassen und hier wegfahren. Wenn Du ihnen nun mit John zwei von den Stieren zurückschickst. Der Weg ist ja hier viel besser und wir kommen auch mit den anderen fort.“

„Kümmere Dich nur um das, was Dich angeht,“ fuhr sie aber der Vater an, daß sie scheu zurücktrat — „wo sind' ich sie nachher wieder, wenn ich fortfahre, heh? — und die Stiere, die mich mein theures Geld kosten, und hier in Californien Gold werth sind, werden mir wohl nicht ruinirt, wenn sie noch einmal den gottvergeffenen Berg hinauf müssen und nachher eine fremde Weitsche zu fühlen kriegen?“

„Und wenn wir nun hier auf sie warteten?“ sagte das junge Mädchen schüchtern.

„So? — und drin im Lande verdienen die Leute wohl nicht eine bis zwei Unzen täglich per Mann, und wir sind hier fünf gesunde starke Kerle? Wer zahlt uns denn das, was wir dabei verlieren, heh? — Ihr schwagt da nur immer in den Tag hinein und das Blaue vom Himmel herunter, wenn's aber

nachher zum Klappen kommt, wer hat dann für Alle zu sorgen? — immer nur der Alte. Der muß deshalb auch am Besten wissen, was er zu thun hat — und weiß es, Gott sei Dank. Darum kurz und gut, in die Berge hinauf schick' ich meine Stiere nicht zurück, und wenn mein eigener Bruder dort festfäße — außer er bezahlte mich ordentlich dafür.“

„Mein Vater wird Euch auch gern bezahlen, was irgend recht ist und was in seinen Kräften steht,“ rief Georg rasch.

„Ja, das kennen wir schon,“ entgegnete kopfschüttelnd der Alte — „was irgend recht ist und was in seinen Kräften steht. Was ist aber in Californien recht? Hier haben wir andere Preise wie daheim, und in den Zeitungen schon zu Hause gelesen, daß man für ein Paar Stiere auszumietten pro Tag mit Leichtigkeit seine fünf bis sechs Unzen bekommt. Ich sollte aber Deinem Alten nachher einmal für die beiden Tage ein Paar hundert Dollar abverlangen. Der würde schön schimpfen und mich nachher in ganz Californien als einen Vetrüger verschreien. Auch glaub' ich nicht einmal, daß er noch so viel Geld übrig hat, denn in den Staaten war's ihm verwünscht knapp gegangen. Er hat ja das Letzte damals verkauft, um sich zu der Reise auszurüsten.“

Georg stand trostlos an dem Wagen und vor dem hart-herzigen Mann. Was sollte er jetzt thun? — Noch weiter in das Land ziehen oder, ohne Hülfe gebracht zu haben, zurück zu den Seinen kehren? Und was wurde dann aus seiner Mutter? Da fiel sein Blick auf ein Pferd, das nicht weit davon an einen Baum gebunden stand. Vielleicht bewog er den Mann ihm wenigstens das zu borgen, und so schwer es ihm wurde, ihn nach dem Vorhergegangenen noch darum zu bitten, zwang er sich endlich dazu. That er es ja doch für seine Mutter.

Aber auch das war vergeblich. Der Illinois-Mann, denn

aus diesem Staate kam er hergezogen, wollte das Wort halten gar nicht hören, erbot sich aber, ihm das Pferd zu verkaufen.

„Hast Du Geld genug bei Dir, mein Bursch,“ sagte er zu Georg, „so soll mir's nicht darauf ankommen, es Dir hier für einen mäßigen — natürlich Californischen Preis zu überlassen, obgleich ich im flachen Lande unten vielleicht das Doppelte und Vierfache dafür bekäme.“

„Aber ich selber habe kein Geld bei mir,“ sagte Georg, „Vater wird es Euch gewiß bezahlen, denn wir müssen es haben.“

„Ja, darauf kann ich mich nicht einlassen,“ erwiderte der barsch der Illinois-Mann. Wenn ich oder Einer meiner Leute erst einmal mit dem Thiere oben bin, kann mir Dein Vater dafür bieten, was er will, ja wenn er gar Nichts geben will, muß ich ihm doch forthelfen, oder sie nennen mich einen Barbaren und was sonst noch. Geschäft ist Geschäft, und wenn man kein Geld hat, kann man eben keine Geschäfte machen. Damit basta. Und nun“, wandte er sich an seine Leute, „schafft einmal die Stiere her. Wir sitzen hier lange genug, haben geschwagt übrig genug und müssen machen, daß wir fortkommen. Der Boden brennt mir schon unter den Füßen.“

„Also Ihr wollt uns nicht helfen?“ sagte Georg und mußte wacker an sich halten, daß ihm die aufquellenden Thränen nicht über die Backen herunter liefen.

„Ach, will nicht helfen,“ brummte der Mann, der sich doch nicht den Schein geben mochte, als ob es wirklich bloß böser Wille sei. „Ich habe schon vielen Menschen in meinem Leben geholfen, und würde Euch auch droben nicht sitzen lassen, wenn — wir nicht eben in Californien wären. Hier hilfst sich aber Jeder selber, so gut er kann, und ich sitze jetzt außerdem hier schon den dritten Tag in dem verwünschten Loch und habe die schöne Zeit versäumt. Wärfst Du vor zwei oder drei

Tagen gekommen, hätte sich vielleicht eher darüber reden lassen. Jetzt aber, wo ich gerade im Begriff bin, wieder aufzubrechen, kann ich wahrhaftig nicht noch ebensoviel Zeit muthwillig zu geben. Ich könnte es nachher nicht vor meiner eigenen Familie verantworten."

"Gut," sagte Georg und biß die Zähne fest zusammen, „lebt wohl, und möget Ihr nie in eine ähnliche Lage kommen, das, was Ihr heute gethan, zu bereuen."

"Ah, papperlapapp," rief der Mann, den Kopf auf die Seite werfend, „wo ich hineinkomme, komme ich auch wieder hinaus. Ich fürchte mich nicht vor Californien," und damit schob er die Hände in seine Taschen und ging pfeisend nach vorn, wo die Leute eben beschäftigt waren, die Stiere einzujochen.

Georg wandte sich ab. Wohin er wollte, wußte er selber nicht, als er eine leichte Hand auf seinem Arme fühlte. Langsam drehte er sich danach um, und sah das junge Mädchen neben sich stehen, das vorhin für ihn gebeten.

"Hast Du schon gefrühstückt, Georg?" frug diese ihn schüchtern. „Du wirst hungrig sein, wenn Du so allein durch den häßlichen Wald gewandert bist."

"Ich danke Dir, Jenny," sagte der Knabe, ihr die Hand reichend, „ich habe schon gegessen — danke Dir aber auch für Deinen guten Willen bei dem Vater."

"Du bist wohl jetzt böse auf den Vater?" sagte Jenny und sah ihn mit Thränen gefüllten Augen wie bittend an.

"Nein, Jenny", erwiderte ihr leise Georg. Er fühlte, daß er ihr unendlich weh gethan hätte, wenn er ja gesagt. — „Er hat seinen freien Willen, und Niemand kann ihn dazu zwingen, seine Thiere herzugeben."

„Vater ist sonst gewiß nicht hartherzig," vertheidigte ihn

die Tochter, „und nur die letzten Tage so ärgerlich gewesen, weil wir hier so lange liegen mußten. Und wo gehst Du jetzt hin, Georg?“

„Gott weiß es,“ sagte der Knabe seufzend, indem er sich abwandte. „Leb' wohl, Jenny, ich will sehen, ob ich wo anders Hülfe finde.“

Er schulterte seine Büchse, und während das junge Mädchen stehen blieb und ihm traurig nachsah — helfen konnte sie ihm ja doch nicht, wenn sie es auch so gern gewollt hätte, stieg er wieder den Hang hinan, den er herabgekommen — er wußte selber kaum weshalb.

Der Indianer war bei der ganzen Verhandlung der Weisjen ein stummer Zeuge gewesen und dem Wagen nicht nahe gekommen. Mit dem Scharfsinn seiner Race hatte ihm aber doch nicht entgehen können, um was es sich hier eigentlich handelte, wenn er auch die gesprochenen Worte nicht verstand. Der Knabe dachte wirklich gar nicht mehr an ihn — was konnte ihm auch der Indianer weiter helfen, der überdies schon mehr für ihn gethan, als selbst seine Landsleute thun wollten. Erst als er dessen Schritte hinter sich hörte, drehte er sich nach ihm um und blieb stehen, ihn zu erwarten.

„Geh?“ sagte der Wilde und schüttelte, während er nach unten zeigte, mit dem Kopfe.

Geörg antwortete ihm mit gleicher Bewegung.

„Hm,“ brummte der Indianer wieder und blickte still und wie überlegend eine Weile vor sich hin. Dann sah er nochmals nach den Wagen hinunter, an denen eben die Stiere zur Weiterfahrt eingespannt wurden, und zurück auf den jungen Burschen, und es war fast, als ob er etwas reden wollte. Was half ihm aber das Reden, der Knabe verstand ihn ja doch nicht, und wie plötzlich zu einem Entschluß gekommen, ging er

auf ihn zu, klopfte ihn freundlich auf den Arm, winkte ihm, daß er ihm folgen solle, und stieg dann mit raschen Schritten, das Thal ganz verlassend, den Berg hinan.

Georg wußte nicht recht, was er thun, ob er zurückbleiben oder folgen solle. Der Indianer hatte sich ihm aber bis jetzt in Allem so freundlich gezeigt, und schien auch jetzt errathen zu haben, um was es sich hier eigentlich handelte. Daß er nach kurzem Ueberlegen ihm zu folgen beschloß. Sein Führer war indessen schon eine Strecke voraus; wie er sich aber umdrehte und den jungen Weißen hinter sich drein kommen sah, nickte er ihm nur zu und setzte dann, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, seinen einmal eingeschlagenen Weg fort.

So mochten sie etwa drei Stunden gestiegen sein, und waren in dem höheren Lande schon wieder in viel tiefer liegenden Schnee gekommen. Die Nothhaut schien sich aber mit ihren nackten Beinen nicht das Geringste daraus zu machen, und hielt erst auf der Höhe, seinen jungen Begleiter zu erwarten.

Von hier zog sich ihr Weg wieder thalein, und von dem Berge aus, wo sie das tiefer liegende Land überblicken konnten, kam es Georg so vor, als ob sich nach der Richtung hin die Höhen abflachten und in überhaupt tiefer liegendes Land ausliefen. In dem Falle hätten die über die Berge kommenden Wagen sich auch mit weit mehr Vortheil dort hinüber gehalten, und jedenfalls eher eine ebene Straße erreicht, als wenn sie dem anderen Wasser folgten.

Es blieb ihm aber nicht viel Zeit zu solchen Betrachtungen. Sein Weg selber erforderte nämlich seine ganze Aufmerksamkeit, damit er, wenn ihn der Führer verließ, sich auch ohne diesen wieder zurück, und in der genauen Richtung zurecht finden könne.

Wenn man allein in eine noch unbekannte Gegend kommt und nur ein klein wenig Ortsinn und Aufmerksamkeit hat, so findet man sich auch selber wohl zurecht, behält wenigstens, welchen Weg man gekommen. Wenn man aber hinter einem ortskundigen Führer hergeht und nicht selber mit ganz genau auf Alles achtet, so kommt Einem nachher Alles fremd und unbekannt vor, und ein Verirren ist unvermeidlich.

Der Wald schien hier ziemlich wildreich zu sein; oben im Schnee sahen sie besonders zahlreiche und frische Fährten von Rothwild, aber Georg dachte gar nicht daran, ihnen zu folgen.

So stiegen sie den Hang wieder nieder und folgten ihm abwärts, aber immer etwas mehr nach links zu. So lange sie sich solcher Art auf der Nordseite hielten, sah der Wald auch noch sehr winterlich aus; kaum aber erreichten sie, der jetzt rein westlichen Richtung folgend, die Ausläufe des Berges, auf welche die Sonne mit aller Kraft niederschien, als sie auch plötzlich die Schneegrenze erreichten, und wie mit einem Schlag in ein ganz anderes Land getreten waren. Wo nur irgend die Bäume ein klein wenig lichter standen, war der Boden mit den reizendsten Blumen bedeckt, und das Gras wuchs dorten in erstaunlicher Ueppigkeit. Auch schien das vor ihnen liegende Thal wohl viermal so breit als das des leptoerlassenen Bergbaches zu sein, und Georg glaubte schon, daß sie sich hier den ersten Ansiedlungen der Weißen nähern würden. Trotzdem ließ sich noch immer keine Spur von Civilisation, kein Zeichen entdecken, daß hier eine Menschenhand thätig gewesen wäre. Nirgend verrieth ein gefälltter Baum die Nähe von Weißen, und dem Boden waren keine anderen Spuren als von den Thieren des Waldes eingebrückt.

Der Indianer ging jetzt neben ihm; an eine Unterhaltung zwischen ihnen war aber nicht zu denken, und Jeder auch wohl

zu viel mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Da plötzlich fühlte Georg die Hand des Wilden fest auf seinem Arme, und als er sich erstaunt nach ihm umsah, bemerkte er, daß der Indianer, ohne den Kopf nach ihm umzudrehen, gespannt den Gang hinabblifte, und vorsichtig dabel mit seinem Bogen nach derselben Richtung deutete.

Georg folgte augenblicklich mit dem eigenen Blick der Weisung und entdeckte im Nu einen mächtig großen Gegenstand, der sich dort bewegte; war aber nicht im Stande, gleich zu erkennen, was es eigentlich sei.

Das Wild stand in einem kleinen Dickicht von jenen Nothholzbüschen mit rothen Beeren, und hielt jedenfalls den Kopf am Boden. In demselben Augenblicke richtete es sich aber rasch empor, und Georg erkannte mit klopfendem Herzen das mächtige Geweih eines Elk oder Riesenhirsches, der sich hier ganz vertraut äste*), und von dieser Seite gar keine Gefahr zu ahnen schien. Der Kopf war von ihnen fortgedreht, und Georg konnte das ganze weit ausgestreckte stattliche Geweih deutlich erkennen. Es mußte ein außerordentlich starker Hirsch sein.

Wenn er ihn wirklich erlegt hätte, konnte er allerdings mit dem schweren Wild nichts anfangen, als eben von dem Wildpret nehmen, was sie zum Essen brauchten. Aber in dem rasch erwachten Jagdeifer dachte er wahrlich nicht daran. Er hatte noch nie im Leben einen Elk geschossen, wenn er auch in den östlichen Prairien schon manchen gesehen, und brannte jetzt darauf, diesen Fürsten der Waldung zu erlegen.

Von Jugend auf aber im Walde erzogen und an die Jagd gewöhnt sprang er deshalb nicht etwa hitzig zu, sondern prüfte erst vorsichtig den Wind, denn mit dem Wind, wenn dieser

*) „sich ästen“ sagen die Jäger vom Wild, wenn es frist.
 Gerhäuser, Goldgräber.

von dem Jäger nach dem Wild hinweht, kann man nie an ein Stück anschleichen. Alle Thiere des Waldes haben einen außerordentlich scharfen Geruchssinn, und wittern Alles, was ihnen fremd und feindlich ist, auf weite Strecken. Das nun natürlich, was unter dem Wind, oder nach der Richtung sich befindet, nach der der Wind von ihnen ab weht, können sie nicht wittern, und bei der Jagd ist es deshalb eine Hauptsache, sobald man sich an ein Stück Wild anschleichen will, ihm vorher „den Wind abzugewinnen,“ d. h. so anzuschleichen, daß man den Wind von dem Wild her im Gesichte hat.

Der leichte Luftzug war übrigens dem jungen Jäger günstig. Die Sonne lag ziemlich heiß auf dem Walde und die warme Luft zog nach oben. Vorsichtig deshalb vor allen Dingen einen starken Baum zwischen sich und dem Hirsch bringend, daß dieser ihn nicht zufällig erblickte, winkte er dem Indianer zurück zu bleiben, und warf dann seine Mütze auf den Boden, als Zeichen für Hektor so lange bei dieser zu warten, bis er zurückkehrte.

Hektor gehorchte nun allerdings augenblicklich dem bekannten Befehl; der Indianer ließ sich aber nicht so leicht zurückweisen. Ob er nun vielleicht glauben mochte, daß es der junge Bursche nicht so gut verstehe, an ein Stück Wild anzuschleichen, oder ob ihn die Jagd selber zu sehr interessirte. Er blieb aber dicht hinter dem Knaben und hielt auch seinen Bogen gespannt und den Pfeil darauf, obgleich er kaum hoffen durfte, damit etwas gegen den starken Hirsch auszurichten.

War das Erstere der Fall gewesen, so hätte er sich aber geirrt, denn Georg wußte allerdings recht gut, wie er am Besten an das zu erlegende Wild ankam. Vorsichtig benutzte er jeden Baum, jeden Strauch, jeden Stein, hinter dem er sich verbergen und doch dabei näher und näher an den Hirsch an-

pirschen konnte. Zugleich versäumte er eine Hauptsache dabei keineswegs, nämlich Acht auf den Boden zu haben, auf den er trat, damit sein Fuß nicht vielleicht aus Unachtsamkeit irgend einen dürren Zweig breche. Auf ein solches Geräusch achtet das Wild im Walde außerordentlich, und fürchtet es oft mehr als manchmal lautes Schreien und Rufen.

Der Indianer blieb dabei so vollständig geräuschlos hinter ihm, daß Georg ihn wirklich erst bemerkte, als er sich einmal zufällig nach ihm umsah, und nickte ihm leise, still vor sich hin lachend, zu. Hatte er doch seine Freude daran, wie der junge Bursch das Wild so schlau beschlich.

Solcher Art waren die beiden Jäger bis in etwa hundert Schritt von dem Hirsch gekommen, der jetzt, dem saftigen Gras nachgehend, aus dem kleinen Dickicht vollständig heraustrat und die Nähe des Feindes nicht zu ahnen schien. Weiteres Anschleichen wäre aber auch nicht möglich gewesen, denn gerade an dieser Stelle öffnete sich der Wald und umschloß hier eine kleine natürliche Wiese, die möglicher Weise ihren Ursprung einem früheren Waldbrand verdankte. Georg war aber auch nahe genug, und gerade als der Hirsch wieder den Kopf hob und sich aufs Neue, aber nach der von ihnen entgegengesetzten Richtung umsah, hob er seine Büchse auf, legte sie an den ihm nächsten Stamm, zielte lange und bedächtig und — drückte ab.

5. Capitel.

Wen Georg im Walde fand, und wie er von dem alten Amerikaner aufgenommen wurde.

Mit dem Schuß hörte der kleine Schütze auch schon die Kugel aufschlagen. Der Hirsch blieb mit dem einen Hinterlauf auf, fuhr herum und floh dann, wie toll und blind durch die Büsche prasselnd, den Hang hinab. Der Indianer aber, der ihm nur mit den Augen gefolgt war, so lange er ihn sehen konnte, fing jetzt plötzlich an zu tanzen und zu springen und zu schreien und zu jubeln, daß die Luft erdröhnte.

Georg sah sich ganz erstaunt nach ihm um, und schüttelte über die wunderlichen Capriolen des rothen Burschen lachend den Kopf. Daß er übrigens den Hirsch getroffen hatte, reuhte er; vor allen Dingen mußte er nur jetzt seinen Hund holen, um dann mit diesem der Spur des angeschossenen Thieres zu folgen.

Die Mühe sollte ihm indeß erspart werden, denn so folgsam Hektor auch sonst immer auf dem Blase aushielt, auf den er gestellt wurde, mochte ihn doch das Schreien des Wilden entweder irre, oder auch vielleicht neugierig gemacht haben, denn er kam plötzlich ganz vergnügt, und doch auch etwas verlegen dazu mit dem Schwanze wedelnd, Georg's Mühe außerdem im Maule, angesprungen, und blieb auf etwa zwanzig Schritt von seinem jungen Herrn stehen. Er wollte hier jedenfalls erst einmal abwarten, wie ihn dieser empfangen würde.

Georg war aber in diesem Augenblicke viel zu froh, dem Hund auch nur ein böses Wort zu sagen; hatte er ja doch sogar auf Momente selbst das vergessen, was ihn hieher geführt. Nur den Hirsch wollte er finden, nur das Bewußtsein haben,

ein solch mächtiges Thier von seiner Hand erlegt zu sehen, und Hektor deshalb herbei winkend, der in fröhlichen Sätzen ankam, nahm er ihm seine Mütze ab, und sprang dann, von ihm und dem Indianer gefolgt, der Stelle zu, auf welcher der Hirsch beim Schuß gestanden.

Dort fanden sie augenblicklich Blut — oder Schweiß, wie die Jäger sagen — wie auch durch die Kugel kurz abgeschnittene Haare, die besten Zeichen also, daß das Wild tödtlich verwundet sei. Hektor hatte ebenfalls im Nu den Platz gefunden und war, einen kurzen Bogen beschreibend, augenblicklich auf der Fährte.

Nun ist es allerdings Jägerregel, daß man angeschossenes Wild nicht gleich verfolgen, sondern erst krank werden lassen soll, d. h. der ihm beigebrachten Wunde Zeit lassen, tödtlich zu werden. Das Wild nämlich, wenn es zu früh aufgestört, hat oft noch Kräfte genug, wieder in die Höhe zu springen und eine sehr weite Strecke zu laufen. Läßt man ihm aber Ruhe, so bleibt es dort, wo es sich einmal niedergethan, auch liegen (die Jäger sagen sitzen), und verendet dann oder stirbt.

Georg war aber viel zu ungeduldig, sich lange Zeit zu nehmen, und Hektor auch außerdem ein so vortrefflicher Hund, daß er sich im schlimmsten Falle wohl auf ihn verlassen konnte. Wenn der Hirsch wirklich auch wieder aufsprang, sollte ihn der ziemlich bald eingeholt und niedergerissen haben.

Uebrigens brauchten sie nicht lange zu suchen. Kaum zweihundert Schritt den Berg hinab waren sie Hektor gefolgt, als dieser plötzlich seitab in einen Busch sprang und gleich darauf mit lautem Bellen das gefundene Wild verkündete. Ehe aber noch Georg zuspringen konnte, trat dort dicht bei, hinter einer starken, schlanken Kiefer, plötzlich ein alter Mann vor, und sah den jungen Purschen finster und drohend an.

Er trug ganz die Amerikanische Jägerkleidung; ein lebernes Jagdhemd, lederne lange, an den Seiten ausgefranzte Leggings oder Hosen, eine Fellmütze und eine lange Amerikanische Wuchse. Auf diese gelehnt blieb er aber, kaum zehn Schritt von dem verendeten Hirsch, stehen und rief:

„Na? — wo kommst Du auf einmal her, Du kleiner Schlingel? hast Du den Hirsch geschossen und ist das eine Ranne, einem andern Jäger, der sich schon eine Stunde lang darauf angepischt hat, das Wild vor der Nase weg zu plassen, geh?“

„Konnte ich wissen, daß Ihr dahinter wart?“ sagte Georg, dem die rauhe Anebe eben nicht besonders gefiel. „Ich kam an den Hirsch schußrecht an, und glaube so viel Recht dazu zu haben wie irgend ein Anderer. — Aber wir wollen ihn theilen, wenn Euch das zufrieden stellt,“ setzte er freundlicher hinzu, „oder Ihr mögt ihn auch ganz nehmen, wenn Ihr und nur ein Stück davon zum Essen laßt.“

„Theilen — ganz nehmen,“ wiederholte brummend der Alte — „ich brauche Nichts geschenkt. Was ich an Wild haben will, kann ich mir schon selber schießen. Wo kommst Du aber da allein mit der Rothjacke her? — Bist noch nicht hinter den Ohren trocken, und läufst hier schon allein im Walde herum?“

Georg fühlte recht gut den Hohn, der in den Worten lag. Ehe er aber etwas darauf erwidern konnte, ging sein indianischer Führer auf den Alten zu, nahm dessen Hand, die er trotz dem verdrießlichen Blick desselben herzlich schüttelte, und begann ihm eine lange Geschichte in seiner eigenen Sprache zu erzählen.

Der Alte hörte ihm anscheinend nur halb zu, und sah immer wieder, nichts weniger als freundlich, auf den Knaben. Je-

denfalls schien er aber zu verstehen, was der Wilde zu ihm sagte, denn er unterbrach ihn mit keinem Wort, und erst als dieser geendet hatte, wandte er sich selber an Georg.

„Was ist das für eine Geschichte?“ frug er diesen. „Wer sitzt in den Bergen und was läufst Du hier unten im Lande herum und suchst Weiße, wo Du daheim in der Schule sitzen solltest? Ich kann aus dem Kauderwelsch nicht klug werden.“

Georg fiel es wie ein Stein auf's Herz — hatte er doch in der Freude über den erlegten Hirsch seine armen Eltern ganz vergessen. Mit raschen Worten und so kurz als möglich erzählte er deshalb auch dem Alten, was ihn hieher geführt, wie er unten im andern Thale seine Landsleute vergebens angesprochen habe, und nun dem Indianer gefolgt sei — er wisse eigentlich selber nicht wohin.

„Nun das hat mir die Rothhaut gesagt,“ brummte der Alte, „zu mir hat er Dich führen wollen. Ich wohne nicht weit von hier, aber was ich Dir eigentlich helfen soll, weiß ich nicht; sehe auch noch keinen rechten Grund dafür. Wie heißt Du?“

„Dakley — Georg Dakley —“

„Dakley?“ wiederholte der Alte und sah den Knaben scharf und forschend an — „aber so heißen viele Menschen. Wo kommt Ihr her?“

„Aus den Staaten.“

„Das weiß ich — aber aus welchen?“

„Aus Arkansas — Perry County vom Arkansas-Fluß.“

„Und wie heißt Dein Vater? auch Georg?“

„Nein — John. Kennt Ihr ihn?“

„Ich? — woher soll ich ihn kennen,“ sagte der Alte wieder, sich finster abdrehend. „Bin in meinem Leben nicht am Arkansas gewesen, und hoffe auch nie hinzukommen. Aber jetzt

wollen wir erst einmal sehen, was Du für einen Hirsch geschossen hast; nachher können wir das Andere immer noch bereden. Dein Vater wird sich doch wohl selber helfen müssen, denn ich glaube schwerlich, daß Du hier im Lande Jemanden findest, der dumm genug wäre, Dir Vieh zu leihen. Ich selber habe, Gott sei Dank, gar keines."

"Ihr habt gar keine Stiere?" rief Georg erschreckt.

"Was soll ich mit Stieren machen," brummte der Alte. "Ich wohne hier allein im Walde, und kümmere mich um keinen Menschen, noch weniger um Vieh. Alle Wetter, ist das ein starker Hirsch!"

Der Ausruf galt dem erlegten Wild, denn bei den letzten Worten war er, ohne sich umzusehen, ob ihm Einer der Anderen folge, zu dem todtten Hirsch hingegangen, bei dem Hektor noch immer Wache hielt. Er wollte ihn auch ohne Weiteres am Geweih fassen und dieses in die Höhe drehen. Das aber nahm der Hund übel, fuhr mit einem Satz gegen den Zurückprallenden an, und stellte sich, knurrend und die Zähne zeigend, zwischen diesen und das Wild.

"Verwünschte Bestie," rief der Alte, dessen Laune der Angriff des Hundes gerade nicht zu verbessern schien. "Das fehlte mir auch noch, daß ich mir von dem Rötter das Zeug vom Leib' reißen ließe. Auf! Deinen Hund ab; zum Donnerwetter!"

"Hektor hier!" rief Georg — "zurück da — schäme Dich Alter, siehst Du denn nicht, daß es Freunde sind?"

"Ja — schöne Freunde," brummte der Amerikaner wieder, indem er immer noch einen mißtrauischen Blick auf den Hund warf — "wie Hund und Rabe vielleicht. Das ist aber ein starker Hirsch, und wenn wir ihn drinnen im Lande bei den Goldgräbern hätten, könnten wir ein schönes Stück Geld dafür bekommen. Hier ist er des Forttragens nicht werth."

Es war wirklich ein außerordentlich starker Hirsch, mit einem mächtigen Geweih und wie ein mäßiges Pferd groß, wog auch gewiß seine 6—700 Pfund. Alle Drei mußten ihn anfassen, daß sie ihn nur herum und auf die andere Seite brachten, denn Jäger wollen immer gern wissen, auf welcher Stelle die Kugel eingeschlagen ist. Das Wild bricht aber eigenthümlicher Weise fast stets auf der Seite zusammen, auf der es die Kugel bekommen, daß es solcher Art auf die Wunde zu liegen kommt. Es ist möglich, daß es deshalb geschieht, weil die Wunde brennt und es dieselbe an dem kalten Erdboden kühlen will. So bleibt es denn liegen, bis es verendet.

„Hm — die Kugel sitzt vortrefflich,“ sagte der Alte dann, als er die kleine Wunde dicht hinter dem Schulterblatt entdeckte — „und Deine Büchse muß scharf schießen, sonst wäre das starke Thier mit der kleinen Kugel noch weit gelaufen. Wirst ihn wohl gerade in's Herz getroffen haben — reiner Zufallsschuß wahrscheinlich.“

„Kein Zufallsschuß, Sir,“ sagte aber Georg, den der Zweifel kränkte, „ich treffe dahin, wohin ich zielen.“

„Oho,“ rief der Alte, mit einem höhnischen Lachen, „bist wohl bereits ein gewaltiger Jäger? — Ja, das sieht man; hat seine Büchse schon eine halbe Stunde abgeschossen, und noch nicht einmal wieder geladen. — Die Pfanne ist noch auf.“

Georg wurde feuerroth. Der alte Mann mit seinem häßlichen Lachen hatte wahrlich recht und er selber, in der ersten Freude über den glücklichen Schuß, ganz vergessen, sein Gewehr, wie es sich eigentlich gehört, gleich wieder zu laden. Er zog beschämt den Ladestock heraus, schraubte den Kräper daran, wischte es ordentlich aus, und holte dann das Versäumte nach.

Der Alte ging indessen mit dem Indianer daran, den

Hirsch aufzubrechen. Hierbei fanden sie auch, daß die Kugel des Knaben wirklich mitten durch das Herz gefahren und in der rechten Rippenwand dann sitzen geblieben war. Damit fertig, wurde der Hund auch nicht vergessen und bekam eine tüchtige Portion Fleisch, das er gierig verschlang. Dann schnitt der Alte, ohne irgend welche Rücksicht auf die Haut zu nehmen, die eine Keule herunter, die er dem Indianer zu tragen gab, und hierauf noch die Lenden mit der Leber aus dem Innern heraus, und seine Büchse jetzt wieder aufgreifend sagte er zu Georg:

„Nun komm — wir wollen erst zum Haus gehen und essen, denn hungrig kann ich Euch Beide doch nicht wieder fort lassen. Nachher magst Du Dir von dem Fleisch mitnehmen, so viel Du willst, und das andere schaff ich mir zu meinem Haus.“

„Und ist denn kein anderer Weißer hier in der Nähe?“ fragte Georg mit schwerem Herzen, „von dem ich vielleicht für meine armen Eltern Hilfe bekommen könnte?“

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte der Alte trocken — „doch davon können wir oben sprechen,“ — und ohne sich weiter an den jungen Vurschen zu kehren, wechselte er mit dem Indianer ein Paar Worte, schulterte dann seine Büchse und wanderte rasch dem Thale zu.

Georg wußte gar nicht, was er von dem Alten denken sollte. Es blieb ihm aber auch nichts Anderes übrig, als ihm zu folgen; hungrig war er überdies bei dem Morgenmarsch geworden, und wenn sie hier ein Feuer anzündeten, verging ebenfalls Zeit — aber was dann? — Hatte er ihm nicht schon mit dünnen Worten gesagt, daß er ihm nicht helfen würde? — Und doch kam es dem Knaben auch wieder vor, als ob der

Alte am Ende gutmüthiger sei, als er sich hier stelle, und sich doch am Ende noch überreden lasse.

Während ihm so die Gedanken herüber und hinüber schossen, flogen sie ziemlich rasch in das Thal hinunter, in dem Georg schon von Weitem eine kleine, roh aus ziemlich dünnen Stämmen errichtete Blockhütte entdeckte. Was ihn aber mehr als das interessirte, war ein braunes Poney, und ein anderes Thier, das er erst für dessen Füllen hielt, beim Näherkommen aber als einen braunen, ziemlich starken Esel erkannte. Beide Thiere weideten das Gras in der Nähe des Hauses ab und kamen, als ihr Herr sich demselben näherte und ihnen pfiß, so wie sie ihn nur hörten, rasch herbeigelaufen.

Eine Thür hatte das Haus nicht. In der Mitte des Eingangs waren nur zwei dünne Stangen quer vorgeschoben — wahrscheinlich Pferd wie Esel zu verhindern, die Abwesenheit des Herrn zu einem Besuch da drinnen zu benutzen. Die Esel kriechen besonders gern überall herum, und stehlen Alles, was sie nur Genießbares finden können.

In dem kleinen Gebäude selber, das sie jetzt betraten, sah es dabei leer genug aus, und nach dem ersten Blick hinein hätte man gar nicht glauben sollen, daß es bewohnt wäre. Nur in der einen Ecke lagen zusammengerollt ein Paar wollene Decken, ein Sattel, und daneben übereinander gelegt ein Paar rohe Hirschhäute, die dem Eigenthümer wohl zum Lager dienten. Außerdem lehnte im Kamine noch eine langstielige Bratpfanne, ein Blechtopf und eine Art Kaffeemaschine, und in der andern Ecke hingen an dort eingeschlagenen Plöcken ein großer spanischer Padsattel und ein Paar kleine, leinene Säcke, von denen der eine augenscheinlich Mehl enthielt. Das Kamin hatte nicht einmal einen Rauchfang.

Das war Alles, was sich in dem kleinen Raume erkennen

ließ, denn Tisch oder Stuhl stand gerade so wenig hier, wie in einer der indianischen Hütten.

Der Alte aber spielte jetzt den Wirth; hing das mitgebrachte Fleisch neben den kleinen Feuerplatz, warf dort dürres Holz auf die noch glimmenden und nur zusammengescharrten Kohlen, gab dann dem Indianer den Blechtopf, Wasser darin zu holen, und hatte bald eine tüchtige Mahlzeit am Feuer stehen. Georg konnte dabei nicht umhin, die Ruhe und Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher der alte Mann Alles anfaßte. Kein Wort wurde aber während der ganzen Zeit gesprochen, und erst als der Kaffee gut, das Fleisch gebraten, und eine Art von Mehlsucken gar war, nahm er das Geschirr ohne Weiteres vor die Hütte in die Sonne hinaus, und hieß die Andern ihm folgen.

Dort diente, wie Georg jetzt fand, der Stumpf eines abgehauenen Baumes zum Tisch, die drei Männer lagerten sich darum, nahmen ihre Jagdmesser und waren bald eifrig damit beschäftigt, dem vortrefflich zubereiteten Mahl zuzusprechen. Der Indianer hieb ebenfalls tapfer ein, und verweigerte nur den Kaffee. Im Anfange, als ihm der Alte den einen Blechbecher hinschob, mit dem sie sich Alle behelfen mußten, zeigte er allerdings einige Lust, wie daheim in seinen Eichelbrei, auch hier mit den Fingern hineinzufohren. Daran verhinderte ihn aber der Alte.

„Seh' Einer den Schweinigel an,“ rief er, indem er den Becher rasch wieder fort zog — „will der sich in unserm guten Kaffee die Pfoten waschen. Nein, daraus wird Nichts, mein Junge — wenn Du nicht wie ein Christ trinken willst, magst Du wie ein Heide dursten.“

Er suchte ihm dabei begreiflich zu machen, wie er sich des Bechers zu bedienen habe, und der Wilde verstand ihn auch

rasch genug. Sobald er ihn aber an den Mund hob, und den heißen Dampf im Gesichte fühlte, setzte er ihn immer wieder erschrocken ab, und war auf keine Weise zu bewegen, wie die beiden Weissen zu trinken — er bekam also keinen Kaffee.

Während des Mahls hatte sich noch ein anderer Gast, und zwar der braune Esel eingefunden, der aber erst einen kleinen Kampf mit Hektor bestehen mußte. Hektor schien es nämlich für unpassend zu halten, daß der Esel mit zu Tische kam, und wollte ihm den Zutritt zur Gesellschaft verweigern. Das nahm Langohr aber entschlossen übel; erhob erst ein furchtbares Geschrei, drehte sich dann plötzlich um, und schlug so wacker und so geschwind mit den Hinterbeinen nach dem Hunde aus, daß diesem weiter Nichts übrig blieb, als sich Schritt für Schritt zurückzuziehen.

Der Alte sah dem Kampfe mit einem eigenen drolligen Zuge um den Mund ruhig zu, bis der Esel sich seinen, wie es schien gewohnten Platz an seiner Seite erkämpft hatte, dann rief er ihn heran, klopfte ihm den Hals und sagte freundlich:

„Das ist recht, Moskito, laß dir Nichts gefallen, alter Junge, denn wir sind hier zu Hause und können es uns bequem machen“ — und dabei reichte er dem Esel Stücke von seinem Kuchen über die Schulter hinüber, die dieser mit großem Behagen verzehrte. Nur wenn ihm der Hund zu nahe kam, legte er die langen Ohren an den Kopf zurück, zog die Oberlippe auf, und schnitt ihm ein furchtbar böses Gesicht.

„So, mein Bursche,“ sagte da der Alte, als das Mahl beendet war, „da wir jetzt satt sind, wollen wir nun auch einmal von Geschäften reden, denn bis jetzt bin ich aus Deiner Geschichte nur halb klug geworden. So viel nur habe ich verstanden, daß Dein Vater und Deine Mutter mit irgend einem kleinen armen Wurm von Schwesterchen und einem halbtodten Ochsen oben im Schnee sitzen und nicht fort können, und Du jetzt Jemanden auffuchen

willst, der gutmüthig — ich will nicht sagen dumm — genug ist, Euch fortzuhelfen. Ist dem so?"

„Ja,“ erwiderte Georg, dem die Anrede nicht besonders gefiel.

„Und weshalb ist Dein Vater eigentlich den furchtbaren Marsch mit einer Frau und einem kleinen Kinde über die Berge gekommen, heh? — Mußte er nicht wissen, welcher Gefahr er die armen Wesen auf einer solchen Reise aussetzte? — welchen furchtbaren Beschwerden und Entbehrungen? Ist es nicht eine wahre Schande, daß Menschen ihr Alles, selbst ihre Familien opfern, nur des verwünschten rothen Goldes wegen, und verdienen sie nicht schon deshalb das Zuchthaus, wenn sie nicht eigentlich in ein Narrenhaus gehörten?“

„Mein Vater ist nicht des Goldes wegen nach Californien gegangen,“ sagte da aber Georg finster, „und hat uns Alle so lieb, wie nur ein Vater seine Frau und Kinder lieb haben kann.“

„Ja — ich dachte, das hätt' er mit dem Marsch bewiesen,“ lachte der Alte finster vor sich hin — „eine schöne Liebe, vor der Einen Gott bewahren möge. Aber wenn nicht des Goldes wegen, weshalb denn? Du willst mir doch nicht einreden, daß er die Fahrt zu seinem oder Euerem Vergnügen veranstaltet hat?“

„Nein,“ sagte Georg, und fühlte dabei, wie ihm, vor Zorn seinen Vater verdächtigt zu sehen, das Blut in's Gesicht stieg. „Vater hat zu Haus gearbeitet, wie nur ein Mensch arbeiten kann, von früh bis spät, und seine kleine Farm in den letzten drei Jahren besser in Stand gebracht, als irgend ein anderer Nachbar im ganzen District. Kein Stumpf war mehr in unseren Feldern stehen geblieben, und dicht am Arkansasfluß haben wir in den drei Jahren, Vater und ich allein, über zwanzig Acker Waldbland urbar gemacht. Da stieg im

vorigen Jahre der Arkansas, so hoch wie er seit Menschengedenken nicht gestiegen war. Unsere Heerden wurden weggeschwemmt, selbst unsere Häuser eingerissen, und mit Allem, was wir hatten, den Strom hinabgeführt. Wir selber konnten uns nur in einem Boote nach den Fourche la Pave-Bergen stromab retten. Das Alles wäre aber wieder gut zu machen gewesen. Wir waren Alle gesund und hatten Lust und Kraft zur Arbeit. Wie aber das Wasser wieder fiel und wir zu unserer Farm zurückkehrten, war das ganze urbar gemachte Land, bis sogar noch weit in den Wald hinein, versandet. Auf der ganzen Strecke lag über einen Fuß hoch der weiße Flußsand, ja an manchen Stellen drei und vier Fuß. An ein Fortschaffen desselben war nicht zu denken, das hätte viele viele tausend Dollar gekostet, und all' die Mühe und der Fleiß, die wir auf das Land verwendet, die ganze Arbeit, all' das Geld waren verloren."

"Hm, das ist allerdings schlimm," sagte der Alte, „aber nicht dabei war doch noch eben so gutes Land als vorher, und in drei Jahren hättet Ihr mit demselben Fleiß an einer andern Stelle das nämliche gehabt. Wer gleich bei jedem Unglücksfall verzweifelt, wird es nie weit im Leben bringen."

"Wer sagt Euch denn, daß wir verzweifelt sind?" rief Georg, „Vater und ich hätten dort wieder gearbeitet und werden hier arbeiten. Da kam uns gerade in jener schweren Zeit Nachricht, daß mein Großvater, der Vater meiner Mutter, in Californien lebe, und einen alten Jugendfreund von sich aufordern ließ, zu ihm hinüber zu kommen."

"Ah so," sagte der Alte „und der hat Euch also wohl eingeladen, zu ihm zu kommen?"

"— Nein," sagte der Knabe finster, und nach einigem Zögern. „Großvater ist böse mit uns — warum? weiß ich nicht, aber er hat Nichts von uns wissen wollen, uns auch keine

Nachricht geschieht, sondern nur seinem Freund, der aber indeß gestorben war.“

„Aha, jetzt versteh' ich,“ lachte der Alte, mit dem Kopfe dabei vor sich hinstreckend. „Da habt Ihr Alles aufgepackt, und wollt dem Alten nun auf einmal über den Hals kommen. Wenn Ihr da seid, denkt Ihr, muß er schon wieder gut werden, oder Euch wenigstens helfen.“

„Ich weiß nicht, weshalb Ihr von allen Menschen Schlechtes denkt,“ sagte da Georg rasch. „Darauf könnt Ihr Euch verlassen, daß weder Vater noch ich von dem alten Herrn etwas haben wollen oder annehmen würden, wenn er es nicht aus gutem Herzen gäbe. Wir brauchen Niemand weiter, und durch die Welt zu helfen. Nein, die Mutter bekam nur eine solche Sehnsucht nach ihm und solche Angst, daß sie sterben würde, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben und ohne von ihm in Frieden geschieden zu sein, daß sie ordentlich krank davon wurde. — Da hat denn der Vater,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu — „weil er das Abharmen der Mutter nicht länger mit ansehen mochte, aufgepackt; hat verkauft, was er irgend noch von Vieh nach der Ueberschwemmung wieder bekommen konnte, Wagen und Stiere dafür angeschafft und — ist mit uns über die Berge gezogen.“

„Und da meint Ihr nun, Ihr werdet den alten Mann hier in Californien auch wirklich finden?“ lachte der Alte.

„Und warum nicht?“ frug Georg erstaunt.

„Da sieht man's, daß Ihr nur eben in's Blaue hineingefahren seid. Was habt Ihr denn für einen Begriff von dem Lande hier, heh? Du weißt doch wohl ungefähr, wie groß Arkansas ist? — Nun gut, das ganze Arkansas könntest Du zwanzig Mal hereinschauen, und nun such' einmal da drinnen einen einzelnen Menschen, der vielleicht in irgend einer Schlucht sitzt

und Gold um sein Leben gräbt. Tausende kommen dabei alle Tage über die Berge und zu Schiffe an, und wer weiß, wie sie heißen, wer weiß, wo sie wohnen, ja wer kümmert sich auch nur das Geringste darum?"

„Aber Großvater wird kein Gold graben," rief Georg — „er ist reich, und hat hier ein Paar Häuser in Californien."

„So? — Das wäre freilich etwas Anderes und da ließ er sich schon herausbekommen. Also der alte Geizhals hat Geld, und will nur nicht damit herausrücken."

„Ich habe noch nicht gesagt, daß es ein alter Geizhals ist," sagte Georg, unwillig darüber, seinem Großvater solchen Namen beigelegt zu sehen.

„Nu, nu, mir kann's recht sein," lachte der Alte, „ich will Nichts von ihm und brauche ihn nicht, und Ihr mögt sehen, wie Ihr nachher mit ihm fertig werdet. Wo aber willst Du jetzt Stiere herbekommen, Eueren Karren aus dem Schnee herauszuschaffen?"

„Das weiß Gott," seufzte Georg, „wenn Ihr mir nicht helfen könnt oder wollt, wo soll ich da andere Menschen finden?"

„Ja, ich helfen, was kann ich helfen," brummte der Alte, „hab' ich Stiere, oder kann ich mich selber vorspannen?"

„Aber Euer Pferd könnt Ihr uns vielleicht borgen?" sagte der Knabe, „daß wir die Mutter und das Schwesterchen darauf setzen und sie aus dem Schnee heraus bringen. Mögen die übrigen Sachen zu Grunde gehen, oder dort zurückbleiben, bis wir sie später nachholen können. Erst einmal glücklich im Lande drin, wollen wir schon wieder arbeiten, uns andere zu verdienen."

„Om — das ließe sich eher hören," sagte der Alte, sich das Kinn streichelnd — „mein Poney könnte ich Euch allenfalls borgen, oder den Esel — aber — hast Du Geld?"

„Geld?“ rief Georg, und ein gar so schmerzliches Gefühl durchzuckte ihn dabei — „hat denn Vater je im Leben einen Menschen, der ihn um Hülfe ansprach, gefragt, ob er Geld hätte?“

„Ja, mein Bursche, das war in den Staaten drüben,“ sagte der Alte, „hier sind wir aber in Californien, und wenn Du das Land erst ein ganz klein wenig mehr wirst kennen gelernt haben, dann sollst Du mir nachher wieder sagen, ob ich nicht recht hatte. Also Du hast kein Geld?“

„Nein,“ sagte der Knabe leise — „Vater hat mir Nichts mitgegeben, weil er sich nicht denken konnte, daß es hier so in Californien steht. Er wird Euch aber gewiß dafür bezahlen, wenn Ihr es verlangt.“

„Ja, das kennen wir schon,“ sagte der Alte — „fange nur Einer in der Art was mit Euch an.“

„Dann mag Gott uns helfen,“ sagte da Georg, indem er aufsprang, seine Büchse ergriff und seinem Hund rief.

„Hallo? — wo soll's nun auf einmal so rasch hingehen?“ rief der Alte, ohne sich von seinem Sitz zu rühren.

„Fort — zurück zu den Eltern!“ sagte der Knabe. — „Wenn wir hier keine Hülfe finden können, machen wir uns einen Sessel aus Zweigen und tragen die Mutter herunter. — Uns braucht sie dann kein Geld dafür zu geben.“

„Alle Wetter, Du bist ja ein richtiger Hiskopf!“ lachte der Alte, „aber bleib' einmal. Ich habe noch einen anderen Vorschlag für Dich, durch den wir vielleicht zusammenkommen. Möchtest Du Deinen Hund verkaufen?“

„Hektor?“ rief Georg, und drehte sich rasch und erschreckt nach dem Fremden um. — Er hatte bis dahin geglaubt, daß er sich von dem Hunde nie würde trennen können. Jetzt aber auf einmal fiel ihm ein, daß Leben und Gesundheit seiner Mutter und seines Schwesterchens doch wohl mehr werth seien, als

das treue Thier, und so wild und trotzig er den Alten im ersten Augenblick ansah, so leise und zögernd sagte er gleich darauf — „wenn ich muß — ja!“

Mit aller Macht kämpfte er dabei gegen sich selber an, konnte aber doch nicht verhindern, daß ihm wider Willen ein Paar verrätherische Thränen in's Auge stiegen und über die Backen rollten — dann setzte er fast lautlos hinzu:

„Wollt Ihr für den Hund Mutter und Schwesterchen aus dem Schnee herausschaffen?“

Der Alte biß sich auf die Lippen und sah vor sich nieder, stampfte auch ein Paar Mal mit dem Fuß auf den Boden. Dann sprang er plötzlich auf und lief, ohne Georg ein Wort zu erwidern oder nur nach ihm hinzusehen, in das Haus, in dem er zwei oder drei Minuten blieb und darin herumwirthschaftete. Endlich kam er wieder heraus, ging auf Georg zu und sagte, ihm die Hand dabei auf die Schulter legend:

„Ich habe eben nach meinen Sätteln gesehen, ob sie im Stande sind. Es ist Alles in Ordnung und wir können dann gleich aufbrechen. Was — aber den Hund betrifft, so hab' ich mir die Sache überlegt. Erstlich scheint er Dir sehr an's Herz gewachsen und dann — hätt' ich nur noch Jemand mehr zu füttern. Was übrigens meinen Arbeits- oder Miethlohn angeht, so werd' ich den nachher schon mit Deinem Vater in Ordnung bringen; laß Dir das jetzt keine Sorge machen. Zu wenig werd' ich übrigens nicht fordern, darauf kannst Du Dich verlassen. — Geh?“ rief er plötzlich ganz erstaunt und drehte sich nach dem Indianer um — „na, was ist das wieder — hieher Moskito — will Er wohl!“

Er hatte übrigens alle Ursache erstaunt zu sein, und Georg selber, so ernst er auch in dem Augenblick gestimmt sein mochte, konnte ein lautes Auflachen kaum unterdrücken.

Der Indianer nämlich hatte der ganzen Verhandlung der Weissen bis jetzt ernst und schweigend zugehört. Natürlich verstand er kein Wort davon, und dann ging ihn die Sache auch Nichts an. Desto mehr interessirte ihn dafür eine kleine, aus Schilf geschnitzte Pfeife, die er sich mit Tabak füllte, und nach dem Essen, neben dem Feuer kauend, den Rauch in kleinen blauen Wolken in die Luft hinein blies.

Nicht weit von ihm entfernt war aber Moskito, der Esel, stehen geblieben und sah sich, da er von seinem Herrn Nichts weiter zu fressen bekam, nach irgend einer anderen nützlichen Beschäftigung um. Solcher Art hatte er schon eine Weile den dort wachsenden hochstieligen Blumen, mehr im Spiel als aus Hunger, die Köpfe abgebissen, als er zwecklos umherschlendend, auch bis dicht hinter den Indianer kam, und plötzlich die auf dessen Kopf steckende Adlerfeder bemerkte. Zuerst hob er nun die Nase auf und roch vorsichtig daran; ob er aber das oben daran befestigte Perlenstäbchen ebenfalls für eine Plume hielt, oder ob es bloße Spielerei war, kurz er packte auf einmal die Feder und zog daran.

Allerdings saß diese fester, als er wohl erwartet haben mochte, denn sie war, wie schon früher erwähnt, an einem Haarbüschel des Indianers fest angebunden. Moskito ließ aber, was er einmal gefaßt hatte, nicht wieder los, und der arme Wilde, der überdies nur auf seinen Fußspitzen kauerte und keineswegs festsaß, fühlte sich plötzlich, und ehe er etwas dagegen thun konnte, gewaltsam hinten über und auf den Rücken gezogen.

Im Nu war er freilich wieder auf den Füßen, und sein erster Griff nach dem neben ihm liegenden Bogen mit den Pfeilen. Er konnte ja gar nicht wissen, wer ihn so hinterlistig überfallen hatte. Moskito aber, die erbeutete Feder im Maule, trabte triumphirend davon, und hielt erst wieder, als er den befehlenden Ruf seines Herrn hörte.

„Hieher, Er Schlingel!“ jankte dieser — „was hat Er gemacht? — Wird Er gleich hieher kommen?“

Moskito schlenkerte die Ohren, trabte noch ein Paar Schritte und blieb dann stehen.

„Hieher soll Er kommen, hat Er's gehört?“ rief sein Herr „und die Feder wieder mitbringen.“

Moskito hatte jedenfalls gehört, was von ihm verlangt wurde, auch möglicher Weise verstanden, schien aber nicht die mindeste Lust zu haben, dem Befehle Folge zu leisten.

„Hat Er's gehört?“ rief sein Herr noch einmal. Da ließ der Esel plötzlich die geraubte Feder, auf die der Wilde wie ein Pfeil zuschoß, in's Gras fallen, legte die Ohren zurück, hieb ein Paar Male mit beiden Hinterläufen in die Luft aus, und trabte dann mit hochgehobenem Schwanz und lautem P — ah dem etwa hundert Schritt weiter unten weidenden Poney zu.

6. Capitel.

Wie die Reiden zusammen in die Berge zogen, und was sie dort fanden und sahen.

Der alte Amerikaner sah dem Thiere stilllächelnd eine Weile nach, dann aber einen Blick zur Sonne hinaufwerfend, die jetzt etwa in Mittag stand, schien ihm seine Zusage wieder einzufallen. Er ging in's Haus zurück, aus dem er die beiden Sättel holte, und rief nun durch einen eigenthümlichen, langgezogenen Ton die beiden Thiere heran. Das Poney gehorchte augenblicklich, der Esel aber, der ein böses Gewissen hatte, zögerte anfangs. Kaum aber wurde der Ruf wiederholt, als

er noch einmal, wie um sich aller Sorgen zu ent schlagen, hinten aus hieb, und dann in kurzem Galopp dem vorangesprun genen Pferde folgte.

Er hatte indessen keine weiteren Vorwürfe zu erwarten, und sein Herr jedenfalls andere Dinge im Kopfe. Rasch war das Boneh gesattelt, und auch Moskito bekam seinen Pack sattel fest aufgeschnallt. Auf beiden wurden dann die wollenen Decken des Alten, von denen er jedoch eine wieder zurück auf den Boden warf, befestigt, eine Satteltasche mit den nöthigen Le bensmitteln noch über den Sattel des Boneh gelegt, und nach dem der Eigenthümer der Thiere sein Haus wieder verschlossen, d. h. die beiden Stangen vorgehoben hatte, trat er zu dem Knaben und sagte:

„So, mein Bursche; wenn's Dir jetzt recht ist, brechen wir auf. Aber wirst Du auch den Weg dorthin zurückfinden können, wo Du Deine Eltern gelassen hast?“

„Denselben, den ich gekommen bin, ja,“ erwiderte Georg, „aber vielleicht gab' es einen näheren, der uns rascher dorthin führte.“

„Bist Du denn den Bergbach niedergestiegen, an dem die Nothjacks da mit ihrem Stamme lagert?“

„Ja, an demselben.“

„Weit?“

„Einen guten Tagesmarsch.“

„Om, dann werd' ich erst einmal bei dem Wilben da Erkundigung einziehen. So wenig sie sonst nütz' sind; im Walde wissen sie doch Bescheid.“

Er unterbricht sich jetzt eine Weile mit dem Indianer in dessen eigener Sprache, und dieser schien ihm, wie Georg be merkte, die Richtung anzugeben, die er zu nehmen habe. Der Alte nickte hierauf mit dem Kopfe und sagte dann, wieder zu Georg gewandt:

„Schon gut — ich kenne den Wald dorthierum ein wenig, und werde Dich weiter oben wieder an den Bach bringen. Dort mußt Du Dich aber selber zurecht finden. Und nun steige da auf Moskito hinaus. Wir rücken rascher von der Stelle, wenn wir nicht laufen müssen. Kommen wir an sehr steile Blöße, so können wir noch immer absteigen.“

Der Knabe gehorchte freudig dem Befehl. Vorher aber ging er noch zu dem Indianer, reichte ihm die Hand und schüttelte sie ihm herzlich — konnte er ihm doch auf keine andere Art seinen Dank für die geleistete Hülfe sagen. Der Wilde schien das auch vollkommen gut zu verstehen, und nickte dem jungen Burschen freundlich und wie es schien sehr zufrieden mit dem Erfolge ihres Marsches zu. — Der Alte stand noch neben seinem Poney.

„Aber soll der ganze Hirsch dort im Walde liegen bleiben und verfaulen?“ frug da Georg den Alten — „das wäre doch Jammer schade um das gute Fleisch.“

„Deshalb mach' Dir keine Sorge,“ lachte dieser — „zu dem werden die Rothhäute rasch genug ihre Frauen und Hunde schicken, und bis heut' Abend kannst Du sicher sein, daß Nichts mehr davon übrig ist, als die abgenagten Knochen. Da müßte ich das Gefindel nicht kennen. Aber — der Bursche verdient auch noch etwas für seinen Botenlohn — hieher, Rothjacket! — na, was steht der Kerl da und seht und reißt das Maul von einem Ohr bis zum anderen? — was der Schuft für Zähne hat. Da — nimm die wollene Decke, die dort liegt — hast Du mich verstanden?“

Der Wilde hob die Decke auf und wollte sie dem Alten hinüber reichen.

„Behalten sollst Du sie, Holzkopf, und nicht mit dem dünnen Kattunsegen mehr im Schnee herumlaufen — na, ver-

stehst Du kein Englisch? — Dich hineinwickeln — Heiland der Welt, ist der Kerl dumm!"

Er bedeutete ihn dabei, die Decke selber umzuhängen. Der Indianer schien aber immer noch nicht zu glauben, daß ein so werthvolles Geschenk für ihn bestimmt sei, bis ihm der Alte in seiner eigenen Sprache seine Absicht wiederholte, ihn aber dabei anfuhr und ein Gesicht dazu zog, als ob er ihm die größte Grobheit sage. Jetzt begriff es der Wilde auf einmal, hatte im Nu die warme Decke um sich hergeschlagen, nickte dann dem Alten und Georg zu, und lief auf einmal, was er nur laufen konnte, den Gang hinan und in die Büsche hinein, hinter denen er gleich darauf ihren Augen verschwand.

„Run seh' Giner den Edypel an,“ knurrte da der Alte, „kennt er nicht, als ob er die Decke gestohlen und einen Constabler hinter sich her hätte? Die Kerle sind doch eigentlich dümmer, wie's erlaubt ist. Aber komm jetzt, mein Bursche. Es wird spät und ich darf nicht so viel Zeit mit Deinen Angelegenheiten versäumen. Zeit ist hiet in Californien Geld, wie Du auch wohl noch später selber erfahren wirst.“

Rasch und viel behender, als man es seinen Jahren hätte zutrauen sollen, schwang er sich jetzt in den Sattel, drückte seinem Poney die Hacken in die Seite und sprengte, die lange Büchse dabei vorn auf dem Sattelsknopf liegend, ohne sich weiter nach Georg umzusehen, in den Busch hinein.

Dieser brauchte das Thier, das er ritt, aber gar nicht anzutreiben. Moskito wußte selber recht gut, daß er zu dem Poney und dem darauf sitzenden Herrn gehöre, und folgte mit allen Zeichen großer Freude dem Borangaloppirenden. Georg hatte dabei nur Mühe, sich auf dem breiten Packsattel und ohne Steigbügel festzuhalten, und es bedurfte einiger Zeit, bis er sich an den etwas unsicheren Sitz gewöhnen konnte.

Nichtsdestoweniger behielt er immer die genaue Himmelsrichtung im Auge, der sie folgten, um sich im Nothfall darnach zurecht zu finden.

Der Alte schien aber seines Weges ziemlich sicher zu sein, und ließ sein Pferd austraben, so lange sie noch irgend gute Bahn dafür hatten. Je höher sie aber stiegen, desto mehr kamen sie auch wieder in den Schnee hinein und mußten zuletzt Schritt reiten, ja an manchen Stellen sogar absteigen und ihre Thiere am Jügel führen. Dadurch konnten sie natürlich nur langsam vorwärts rücken, und die Nacht brach an, ehe sie ihr Ziel erreichten.

Im Dunkeln durften sie natürlich nicht daran denken, ihre Bahn zu verfolgen. Nicht allein, daß sie das dicke Gestrüpp daran hinderte; der jetzt wieder mit Wolken bedeckte Himmel ließ sie auch nicht einmal mehr einer genauen Richtung folgen, und sie mußten sich deßhalb dazu entschließen, gerade da, wo sie sich befanden, zu lagern.

Ein Feuer war bald entzündet; wenn sie kein Wasser dort in der Nähe hatten, gab es wenigstens Schnee genug, sich einen Kaffee damit zu kochen, und sie hatten sich bald, so gut es eben gehen wollte, eingerichtet. Nur die Thiere kamen schlecht dabei weg, das Pferd wenigstens, denn Moskito pflückte sich die in der Nähe des Feuers wachsenden rothen Beeren von den Büschen herunter, und verzehrte sie mit augenscheinlichem Appetit. Das ließ sich aber nicht ändern; das Poney mußte einmal „ohne Abendbrod zu Bett gehen,“ wie der Alte meinte, „oder Rinde fressen.“

Die Nacht war allerdings nicht so wild und stürmisch als die vorige, trotzdem fiel aber doch gegen Morgen wieder ein ziemlich dichter Schnee, der sogar mit Tagesanbruch nur wenig nachließ. Still, aber ununterbrochen kamen die großen federartigen

Floßen zur Erde nieder, und drückten die Zweige der Büsche mit ihrem Gewicht fast bis zum Boden hinab.

Den beiden Wanderern kam das allerdings nicht gelegen, und der Alte schaute oft nach dem dunklen Himmel hinauf, und schüttelte dann, vor sich hinbrummend, den Kopf. Er war dabei entseßlich einsylbig und wie es schien verdrießlich und gab Georg, wenn dieser ein Gespräch mit ihm anknüpfen wollte, immer nur kurze, wenn auch nicht gerade unfreundliche Antworten. Dem Knaben war es, als ob ihn seine Bereitwilligkeit, mit der er ihm Hülfe zugesagt, vielleicht schon gereue. Möglich, daß es der Fall war; so nahe aber jetzt ihrem Ziel, schien er das Begonnene auch durchführen zu wollen. Nach ihrem sehr rasch beendeten und sehr frugalen Frühstück folgte er, ohne ein Wort weiter darüber zu sagen, ihrem gestern begonnenen Wege, bis sie endlich denselben Bach, jedoch an der anderen Seite erreichten, den er für den von Georg bezeichneten hielt. Um sich übrigens davon zu überzeugen, mußten sie auf das andere Ufer übersehen, was sie auch mit einiger Mühe bewerkstelligten, und Georg fand jetzt bald einen von ihm im Heruntersteigen mit seinem Messer angehackten Baum. Das ließ ihm natürlich keinen Zweifel mehr, daß sie sich nicht allein an dem rechten Wassercours, sondern auch gar nicht mehr so weit von der Stelle befanden, wo er vorgestern seine Eltern zurückgelassen.

Der Alte erwiderte ihm Nichts auf den freudigen Zuruf, mit dem Georg die Entdeckung begrüßte. Er nickte ihm nur zu, und trieb dann sein Thier zu größter Eile an. Je rascher sie hinaufkamen, desto früher konnten sie ja auch die Schneeregion wieder verlassen, und es schien fast, als ob der Winter, trotz der noch frühen Jahreszeit, schon mit Ernst hier oben ansetzen wolle.

Eine Stunde noch waren sie etwa solcher Art schweigend hinter einander hergeritten, Georg jetzt voran, als der Knabe

plötzlich ein Freudengeschrei ausstieß und voraus zeigte. — Er hatte durch die Büsche hin den dort verlassenen Wagen erkannt, und im Augenblick war der Alte an seiner Seite.

„Sind sie dort?“ frug er, und mit weit mehr Theilnahme im Ton, als er bis jetzt gezeigt.

„Dort steht der Wagen“, rief Georg.

„Aber ich sehe keinen Rauch — keinen Menschen.“

Georg erwiderte Nichts. Es war ihm auf einmal, als ob ihm Jemand die Brust zusammenschnüre. Er wollte rufen, aber er vermochte es nicht, und sein Thier, das er bis jetzt geführt, sich selber überlassend, stieg er mit raschen Sätzen den Hang hinauf. Als ihm aber der Alte fast ebenso rasch folgte und den Platz erreichte, fand er den Knaben mit todtbläichen Wangen neben dem verlassenen Lagerplatz der Seinen, wie er ihn hier anblickte und auf den ausgebrannten und schon wieder mit Schnee bedeckten Feuerplatz deutete.

„Hallo,“ sagte da der Amerikaner und sah sich bestürzt auf der Stelle um — „was ist das? — ausgeplügend — fort? — Na, da haben wir die Bescheerung. Ob ich's mir aber nicht von Anfang an gedacht habe!“

Georg stand noch, sprachlos vor Schreck und Bestürzung, neben ihm. Da fiel sein Blick auf den Wagen. Die leinene Plane war heruntergerissen; die Sachen lagen zum Theil zerstreut umher. Die Koffer waren aufgebrochen, und ein neuer entsetzlicher Gedanke zuckte ihm durch's Herz.

„Großer Gott!“ rief er aus — „was ist hier geschehen! Sie sind angefallen — beraubt — ermordet, und ich war nicht da, ihnen beizustehn. Keine Mutter — mein Vater — mein armes, armes, kleines Schwesterchen!“

Er barg das Gesicht in den Händen und nicht mehr im Stande, seinen Schmerz zu bezwingen, schluchzte er laut.

Der Alte stand kopfschüttelnd neben ihm, und schaute bald auf die unordentlich in und neben dem Wagen umhergeworfenen und schon wieder theilweise mit Schnee bedeckten Sachen, bald auf den Schnee um sich her, dem eine Menge, aber ebenfalls wieder verschneiter Spuren eingebrückt waren. Auch Hektor schien über den Zustand, in dem er das Lager sah, erstaunt, und ging herüber und hinüber, während sich seine Rückhaare wieder aufsträubten.

„Om,“ brummte er dabei; „ich glaube wahrhaftig, der Hund hat recht, und irgend eine Bande rothhäutiger Schurken hat hier die Hand im Spiele. Das wollen wir aber bald herausbekommen.“

Rasch lehnte er jetzt seine Büchse an den Wagen an, und begann die Spuren ringsum zu untersuchen. Seinem scharfen Blick entging dabei nicht, daß auf einem Theil der herausgeworfenen Sachen nur erst ganz dünner Schnee liege, ja sie noch nicht einmal ordentlich bedecke, während andere unter einer wohl vier Zoll tiefen Schicht lagen. Aus den am frischesten aussehenden Spuren entfernte er jetzt vorsichtig mit der Hand den locker hineingefallenen Schnee und erkannte dort in der That die nackten Füße, die nur von Wilden herrühren konnten. Es blieb keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ein Trupp dieser Rothhäute erst an diesem Morgen hier gewesen sein mußte, und den Platz vielleicht vor kaum einer Stunde verlassen hatte. Was aber war aus den Weissen, aus der Frau mit dem Kinde, aus dem Manne geworden? Erschlagen konnten diese nicht sein — keinesfalls heute, denn in dem Falle hätte das Feuer noch glimmen müssen, oder die Feuerstelle wäre doch jedenfalls zu warm geblieben, den darauf gefallenen Schnee nicht augenblicklich zu schmelzen.

Der Alte ließ jetzt den Hund den ganzen Platz auf das

Genaueste absuchen, und dieser gehorchte willig. Die Spuren der Indianer waren ja noch frisch. Jeder kleine Schneehaufen wurde dabei umgerührt, ohne jedoch etwas Anderes als die ausgeplünderten Kasten zu finden.

Stuhig machte Georg — der sich endlich so weit gesammelt hatte mit suchen zu helfen, — daß er einen kleinen schwarzen Koffer, von dem er wußte, daß sein Vater das Geld darin gehabt, und dessen Schlüssel die Mutter stets bei sich trug, geöffnet und den Schlüssel darin stecken fand. Er machte seinem Begleiter auch darauf aufmerksam.

„Ich will Dir einmal etwas sagen, mein Junge“, nahm da der Alte das Wort. „Etwas Außergewöhnliches ist hier jedenfalls geschehen, und Indianer haben dabei die Hand im Spiele gehabt. Ob sie aber die Veranlassung gegeben oder erst später hieher gekommen sind, ist die einzige Frage. Daß nun herauszubekommen, bleibt uns nur ein Ausweg — wir müssen den Rothhäuten nach.“

„Aber wo sollen wir sie finden?“ frug Georg.

„In ihren Fährten natürlich, so lange der Schnee anhält“, sagte der Alte, „und nachher mit dem Hund. Lange sind sie aber noch nicht fort von hier, und in dem tiefen Schnee hier hat der Trupp seine Fährten tief genug eingedrückt, trotz dem frisch gefallenem doch noch kenntlich zu sein. Je eher wir also dort hinterher aufbrechen, desto besser — oder weißt Du anderen Rath?“

„Rein,“ seufzte Georg — „Du lieber Gott, mir schwindelt der Kopf und ist das Herz zum Zerspringen voll — ich kann gar nicht Nichts denken. Ach, meine arme Mutter — mein armes Schwesterchen!“

„Gut,“ sagte der Alte, „dann haben wir hier auch Nichts weiter zu suchen. Das Wetter wird überdies immer toller,

und ich will Gott danken, wenn wir wieder aus dem Schnee hinaus find.“

Die Indianer waren ein Stück auf dem Gang hingezogen, und hatten sich dann dem Thale zugewandt, aber weiter vom Bache ab, und die beiden Reiter folgten den ziemlich deutlichen Spuren, so rasch sie irgend konnten. Nicht weit von dem früheren Lagerplatz der Weißen kamen sie auch zu der Stelle, wo sie gehalten haben mußten, vielleicht den Raub zu theilen. Dadurch hatten sie sich aber auch aufgehalten, und von da ab lag gar nicht mehr viel Schnee in ihren Fährten.

Der Alte ritt voran, und so kalt und theilnahmslos er sich im Anfange und bei ihrem Austritte benommen, so sehr schien es ihm selber am Herzen zu liegen, daß sie die Indianer überholten, und Gewißheit über das Schicksal der Weißen erzielten.

„Das sind die Folgen,“ sagte er unterwegs, während sich Georg eine Strecke neben ihm hielt, mehr aber fast mit sich selber redend, als zu dem Knaben gewandt — „das sind die Folgen der steten Mißhandlung der Indianer von Seiten unserer Landsleute. Das Land nehmen wir ihnen, ihr Wild tödten oder vertreiben wir, ihre Frucht-Eichen hauen wir um, ihre Fischereien selbst zerstören wir, und mißhandeln die armen Teufel noch obendrein, wo sich irgend eine, oder wo sich keine Gelegenheit dazu bietet. Kann man es ihnen da verdenken, daß sie manchmal die Geduld verlieren, und Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchen, und ist es ihre Schuld, daß ihre Rache dann vielleicht den daran Unschuldigen trifft?“

„Also glaubt Ihr wirklich, daß sie meine armen Eltern überfallen und getödtet haben?“ frug Georg mit Todesangst in Blick und Ton.

„Unflath,“ brummte der Alte, „habe ich das gesagt? — Ich

meine nur, man könnte es ihnen nicht verdenken, wenn sie zuletzt in jedem Weißen einen Todfeind sähen. Diesmal wird's vielleicht nicht zu schlimm sein — es wäre — es wäre jedenfalls eine recht, recht böse Geschichte, und ich weiß nicht, ob ich nachher nicht selber —"

Er gab, ohne den Satz zu vollenden, seinem Thiere den Sporen und sprengte rascher in den Busch hinein — so schnell, daß ihm Georg kaum zu folgen vermochte. Noch keine halbe Stunde waren sie aber auch solcher Art weiter geritten, als sie unter sich Rauch aufsteigen sahen, und schnell darauf zureitend, den ganzen Trupp Indianer, etwa zehn Männer und acht oder neun Frauen entdeckten. An einer vom Wind geschützten Stelle hatten diese den Schnee fortgeräumt und sich ein Feuer angemacht und kauerten mitsammen um die Gluth.

Wie sie die Thiere hörten, sprangen sie allerdings rasch empor und die Männer griffen ihre Waffen auf. Der Alte aber, die Büchse schussfertig in der rechten Hand, und sein Pferd nur mit den Schenkeln regierend, sprengte mitten in sie hinein, und schien sich wirklich nur Einen auszusuchen, an dem er seinem Grimm Luft mache. Die Indianer aber mußten ihn kennen, denn sie senkten plötzlich die schon gehobenen Bogen, und ein alter Mann mit grauen Haaren trat auf ihn zu und redete ihn freundlich an.

Rasch hintereinander folgende Fragen und Antworten wurden jetzt in der Sprache der Eingeborenen zwischen ihnen gewechselt, und Georg verstand Nichts davon. Daß sie aber der richtigen Spur gefolgt waren, sah er den Augenblick. Trugen doch die Frauen Kleidungsstücke, die seinen Eltern gehört, während ein Theil seiner eigenen Kleider unter einem Baume, unfern des Feuers, lag.

So rauh und zornig die erste Anrede des Alten aber im

Anfange gelungen, so wurde er doch, während er mit dem greisen Indianer sprach, ruhiger, nickte auch ein Paar Male schweigend mit dem Kopfe und wandte sich dann an Georg, ihm in der Kürze mitzutheilen, was er hier von dem Indianer erfahren.

Der Aussage des alten Wisden nach, den der Amerikaner als einen sonst zuverlässigen und guten „Burschen“ kennen wollte, hatten die Rothhäute heute Morgen zufällig den Platz gefunden, wo der Wagen stand, ohne aber ein Feuer, ohne eine Spur von Weissen dabei anzutreffen. Das Gefundene dann allerdings als gute Deute erklärend, nahmen sie mit, was ihnen eben des Mitnehmens werth schien, und was ihre Frauen tragen konnten — denn die Männer tragen nur erlegtes Wild und nie eine Last, was sie ihrer Meinung nach entehren würde. Was aus den Weissen geworden, wußten sie nicht, hatten sich auch nicht darum bekümmert.

Noch während der Alte Georg diese Mittheilung machte, fiel dessen Blick auf einen der Männer, der einen wunderlichen Kopfschmuck in den schwarzen beschneiten Haaren stecken hatte. Es sah aus wie ein zusammengedrehtes Stück Papier. Mit wenigen, hastigen Worten machte er seinen Begleiter darauf aufmerksam. Der Alte hatte aber kaum das bezeichnete Papier ebenfalls bemerkt, als er, ohne die geringsten Umstände mit dem jetzigen Eigenthümer desselben zu machen, auf ihn zurrte und ihm, ehe dieser nur ahnete, was man von ihm wollte, den Schmuck vom Kopfe zog, und auseinander faltete.

Es war ein durchgerissenes aufgeweichtes Stück Papier, auf dem sich noch matte Bleistiftschrift erkennen ließ. Die Rasse hatte übrigens das Meiste verwischt, und in den zerklüfteten Falten waren nur noch einzelne Worte zu unterscheiden. Georg erkannte aber darin des Vaters Schriftzüge und der alte Indianer erzählte jetzt auf des Amerikaners Frage, daß jenes

„weiße Tuch“ auf dem Wagen gesteckt habe. Sie hatten es dann heruntergenommen und sich gewundert, wie leicht man Stücke davon abreißen konnte, bis sich Einer von ihnen, dem das sonderbare Zeug gefiel, den Ueberrest als Zierrath auf dem Kopf steckte.

Auf dem Blatte waren nur noch die Worte zu erkennen:

„Wir sind —

komme nur —

warten auf Dich —

dies findest —“

Alles Andere war entweder abgerissen, oder verwischt und unleserlich geworden, und doch erfüllte es des Knaben Herz mit Jubel. Seine Eltern lebten. Sie hatten freiwillig das Lager im Schnee verlassen, und dort das Papier aufgesteckt, damit es ihm selber Kunde geben sollte, wohin sie sich gewendet, und er durfte doch jetzt hoffen, sie wiederzusehen, sie wieder aufzufinden. Wo? — wußte er freilich jetzt noch selber nicht, denn durch die unglückselige Vernichtung oder Verstümmelung des Papiers, war ihm die Möglichkeit benommen, ihrer Spur gleich zu folgen. Aber sie lebten doch; es war ihnen kein Unglück zugestoßen, und ihnen nach wollte er jetzt, und wenn er ganz Californien auf- und absuchen mußte.

Der Alte schüttelte darüber freilich den Kopf. Kannte doch der Knabe die entseßlichen Schwierigkeiten gar nicht, die sich ihm bei einer solchen wilden Suche in dem weiten Lande entgegenstellen mußten. Er mochte aber auch dem jungen Herzen die neuerwachten Hoffnungen nicht gleich wieder abschneiden, und ließ ihm deßhalb seine augenblickliche Freude.

Durch den Zettel waren aber auch die Indianer von jedem, etwa auf ihnen hastenden Verdachte gereinigt. Daß sie mitgenommen, was sie herrenlos im Walde gefunden, konnte ihnen

Geistlicher, Goldgräber.

Niemand verdanken. Weiße hätten das Nämliche gethan, und den Werth eines solchen hinterlassenen Papierses kannten sie gar nicht. Für sie war das Papier nur ein wunderlicher fremder Stoff, den sie erst untersuchten, und dann nach Möglichkeit verwendeten, und alle wilden Stämme schmückten sich gern mit etwas Fremdartigem.

Aber wohin jetzt? — Noch stand Georg rathlos da, und wußte nicht, wohin er sich wenden, was er zuerst thun sollte, als der alte Amerikaner auf ihn zukam, ihm die Hand auf die Achsel legte und freundlich sagte:

„Gör' einmal, mein Bursche. Es kommt Dir vielleicht sonderbar vor, daß ich im Anfange gerad' keine besondere Lust zeigte, mit Dir zu gehn, und mich jetzt auf einmal anders besinne. Die Sache ist aber: ich habe das Leben in den Bergen hier oben ebenfalls satt, und will wieder hinunter in die Ansiedelungen, wobei ich nothwendig einen Gesellschafter brauche. Ist es Dir also recht, so bleiben wir vor der Hand noch zusammen — sobald Einer oder der Andere von uns keine Freude mehr an der Gemeinschaft hat, braucht er's ja nur zu sagen, und Jeder geht dann seinen eigenen Weg. Weißt Du aber nichts Besseres, so helf' ich Dir jetzt Deine Eltern suchen und — über die Bezahlung werden wir ja später schon einig werden.“

Georg sah den Mann erstaunt an. Trotz den rauh und polternd gesprochenen Worten, und dem hart sein sollenden Nachsatz lag aber doch so viel Herzlichkeit in dem Tone, mit dem er ihm, dem armen hülflosen Knaben, das Anerbieten machte, daß dieser gar Nichts darauf zu erwidern vermochte. Er nahm nur seine Hand und drückte sie herzlich, und als ob der Alte darin jede Bestätigung gefunden, die er suchte, rief er:

„Run gut, dann wollen wir unsere Wanderung beginnen. Hier oben im Schnee haben wir jedoch da weiter Nichts zu suchen. Es hat jetzt viel zu stark geschneit, als daß wir irgend einer Spur mit Vortheil folgen könnten. Das Beste ist also, wir suchen vor allen Dingen das Indianische Dorf wieder auf, in dem Du neulich warst. Wissen sie dort Nichts von den Deinen, dann reiten wir zu mir hinüber, nehmen aus meiner Hütte noch mit, was drin ist, oder was wir brauchen, und ziehen dann das andere Thal hinab. Ich vermuthe fast, daß sie dem gefolgt sind, denn die meisten Vergwanderer nehmen diese Richtung. Treffen wir sie aber gar nirgends auf unserem Wege an, dann müssen wir freilich sehen, daß wir ihre Spur in San Francisco finden können. Dorthin wollten sie ja wohl, den alten Burschen von Onkel oder Großvater oder was er ist aufzusuchen. Wie heißt der eigentlich? Du hast mir seinen Namen noch nicht einmal gesagt.“

„Georg Hardy,“ erwiderte der Knabe. „Ich selber bin nach ihm Georg genannt.“

„Om — so?“ sagte der Alte wieder, und sah ihn forschend an. „Er ist also auch Dein Bathe?“

„Wein Bathe? Du lieber Gott, nein,“ sagte der Knabe; „wenigstens weiß Großvater Nichts davon. Er war damals schon fort, ließ Nichts von sich hören, und wollte auch von uns daheim keine Nachricht haben.“

„Ahem,“ lachte der Alte, „aber hol' ihn der Henker, wir können auch ohne ihn leben — Und nun fort.“

„Und sollen wir den Indianern die Sachen lassen?“ frug Georg.

„Was wollen wir damit machen,“ meinte achselzuckend der Alte. „Das Beste werden Deine Eltern schon mitgenommen haben, denn jedenfalls hat sie ein anderes Geschirr gefunden,

und aufgeladen, und das, was die armen Teufel aus dem Schnee heraus gesucht, mögen sie auch behalten."

Damit, als ob jede weitere Unterhandlung unnöthig sei, drehte er den Kopf seines Pferdes herum, und hielt den Gang gerade hinab, so rasch als möglich das tiefer liegende Land wieder zu erreichen, und aus der Schneeregion hinauszukommen.

7. Capitel.

Etwas über die Eroberung von Californien.

Gegen Abend erreichten die beiden Reiter das Indianische Lager, und hörten hier, daß keine Weißen weiter vorübergekommen wären. Der Alte schien das vermuthet zu haben. Ohne sich aber aufzuhalten, setzte er seinen Mitt rasch weiter fort, weil er gern in der eigenen Hütte übernachten wollte. Diese erreichten sie auch wirklich etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang.

Hier im Thale schneite es allerdings nicht, da es zu geschützt und warm lag, aber ein feiner häßlicher Regen fiel, der sie bis auf die Haut durchnässte.

Das hinderte aber den Alten nicht, heute Abend ganz vortrefflicher Laune zu sein. Ein tüchtiges Feuer im Kamin trocknete sie bald wieder, und von dem Wildpret, das noch im Hause hing, und von dem Mehl richtete er ein delikates Abendessen her, litt auch beinahe gar nicht, daß ihm der Knabe dabei half.

Das berndet, schien er aber noch eine Ueberraschung zurückgehalten zu haben, denn plötzlich grub er mit seinem großen

Jagdmesser dicht neben dem Kamin in den Boden hinein, und brachte nach einiger Arbeit eine dort wohlversteckte Flasche zu Tage.

„So,“ sagte er, als er sie gegen das Feuer hielt, den Inhalt zu prüfen. „Da ich doch wahrscheinlich nicht sobald wieder hieherkomme, ist es auch nicht nöthig, den Vorrath aufzuheben, und ein heißer Trunk wird uns, nach dem heutigen scharfen Ritt, allen Beiden nicht schaden.“ Er ging auch eifrig daran, einen heißen verben Grog herzustellen, von dem aber Georg nur sehr wenig zu sich nahm. Der Knabe war an geistige Getränke nicht gewöhnt, und der Alte redete ihm auch nicht sehr zu, hielt sich aber dafür selber desto eifriger an die Flasche.

„Siehst Du, mein Junge,“ sagte er dabei, „nun bist Du glücklich in Californien angelangt, und dieser Schluss hier ist auf Dein Wohl, und daß es Dir hier gefallen möge, Georg — wie war doch gleich der andere Name?“

— Daffey —

— Ach ja — Georg Daffey —

„Und daß wir die Eltern wiederfinden.“

„Werden wir schon,“ lachte der Alte, „denn in den Boden hinein können sie doch nicht verschwunden sein. Uebrigens hast Du vor der Hand mich als Pflegerater, und Du wirst vielleicht später erst einmal einsehn, daß Du an manch' einen schlechteren hättest gerathen können.“

„Aber wie ist eigentlich Euer Name?“ frug da Georg, „ich muß doch wissen, wie ich Euch nennen soll.“

„Ja so, den weißt Du ja noch gar nicht,“ lachte der Alte still vor sich hin, „und sind doch schon so lange beisammen. Nun sieh, wenn Dein Großvater nicht solch' ein alter verwünschter und grämlicher Greizhals wäre —

„Aber woher wißt Ihr das?“

„Woher ich das weiß? — weil er Nichts mit seiner Familie zu thun haben will, wie Du mir selber gesagt hast, und aus welchem anderen Grunde kann das sein, als ihnen nicht helfen zu dürfen? Wenn das also nicht solch ein alter fataler Brummbär wäre, würd' ich Dir vorschlagen, mich selber so lange so zu nennen, bis wir den anderen gefunden haben. So aber mag ich Nichts mit dem Namen zu thun haben, und will lieber bei meinem eigenen bleiben, und der ist Falsch — kannst Du den behalten?“

„Falsch?“ frug Georg erstaunt.

„Ja,“ sagte der Alte, „Georg Falsch.“

„Das ist ein sonderbarer Name,“ meinte der Knabe, „wie kann Jemand Falsch heißen?“

„Unsinn,“ brummte der Alte, „da heißen viele Leute noch ganz anders. Klänge Dir das besser, wenn ich Georg Rattenschwanz oder Pumpernickel hieße?“ Georg lachte.

„Run, stehst Du,“ fuhr der Alte fort, „und doch giebt es Leute auf der Welt, die so heißen. Der Name ist bloß der Handgriff zum Menschen, im Gebrauch des täglichen Lebens, und darauf, wie ein Mann heißt, kommt es nicht an, sondern was er ist, und wie er sich beträgt.“

Der Alte hatte sich, während er sprach, ganz gemüthlich auf das zum Feuer gezogene Hirschfell gelegt, und mit dem Becher daneben, schien er sich in einer höchst behaglichen Stimmung zu befinden. So ernst und schweigsam er auch bis jetzt gewesen, suchte sogar etwas wie ein Lächeln über sein Gesicht, und er sagte plötzlich:

„Wenn man den Namen einer Sache nicht weiß, muß man sich doch auch zu helfen wissen, und dabei fällt mir einer meiner Californischen rothhäutigen Freunde ein, mit dem ich neulich einen Spaß hatte. Ich schlief die Nacht in einer von

Ihren Höhlen und wurde schmähslich dabei von Fischen gebissen. Wären die Wilden wirklich noch so reinlich, was sie aber gar nicht sind, so würden sie sich in den Erdhöhlen das Ungeziefer doch nicht vom Leibe halten können. Am nächsten Morgen wollte ich nun meinem freundlichen Wirth — derselbe, der Dich zu mir gebracht hat — gern erklären, was mich gepeinigt hätte, wußte aber nicht, wie Floh in ihrer Sprache heißt. Er aber verstand mich augenblicklich. „Aha,“ sagte der braune Bursche, und zog den Mund von einem Ohre bis zum anderen, „weiß schon, was Du meinst — kleine, schwarze Thier; wenn man den Finger darauf thut und nimmt ihn wieder weg — so ist es nicht da. — War das nicht eine prächtige Erklärung für Floh?“

„Aberdings war es das,“ sagte schmunzelnd Georg. „Diese Menschen sind aber entseßlich abgehärtet, und ich begreife gar nicht, wie sie mit ihren nackten Füßen und Beinen so wacker durch den Schnee laufen können? Ich selber wäre nicht im Stande, glaub' ich, hundert Schritt hier ohne meine Schuh' zu gehen.“

„Gewohnheit,“ erwiderte der Alte. „Ich überholte einst in den Staaten, bei grimmer Kälte, in der ich mich kaum in meinem dicken Deckenrock erwärmen konnte, einen Indianer, der weiter Nichts auf dem Leibe hatte als ein dünnes, noch außerdem überall zerrissenes baumwollenes Jagdhemd. — Mir war' es im Juli zu kalt gewesen, und als ich an ihm vorüber ritt, hielt ich mein Pferd an, und überlegte schon, ob ich dem armen Teufel nicht irgend ein wärmeres Kleidungsstück geben sollte. Er sah aber gar nicht etwa frostig aus.“

„Frierst Du nicht, Indianer?“ frug ich ihn da, als ich bei ihm war, „es ist bitter kalt heute.“ —

„Frierst Du im Gesicht?“ sagte da der Bursche in seinem

gebrochenen Englisch, und sah mich mit einem komischen Seitenblick über die Schulter an."

"Im Gesicht," sagte ich, "nein; weil ich das immer bloßtrage."

"Gut," sagte die Rothhaut, vor sich hin lachend, "ich über und über Gesicht." — Und er hatte vollkommen Recht. Wenn wir von Jugend auf in leichter, lustiger Kleidung einhergingen, würden wir die Kälte nicht halb so sehr empfinden. So aber verzärteln wir uns gewöhnlich; hüllen uns bei der geringsten kalten Luft in alle möglichen warmen Kleidungsstücke ein, und verwöhnen dadurch unsere Haut dermaßen, daß wir nachher nicht die geringste Kälte vertragen können."

"Ihr seid wohl schon lange in Californien?" frug ihn da Georg. "Daß Ihr so gut die Sprache der Indianer versteht, kann doch wohl nur durch lange Uebung erlernt sein; — ich begreife kein Wort davon."

"Nun ja, ein Paar Jahre treib' ich mich schon hier im Lande herum," nickte der Alte, "und einen besseren Führer hättest Du nicht leicht gefunden. Ich war lange vor der Goldentdeckung hier!"

"Schon vor der Goldentdeckung?" rief der Knabe erstaunt, "ich glaube, daß damals nur sehr wenig Weiße hier gelebt hätten."

"Nun, so sehr viele waren wir unserer auch nicht," lautete die Antwort, "und wir haben uns manchemal tüchtig mit den Spanischen und den rothen Eingeborenen herumgeprügelt — bis das Gold gefunden wurde."

"Den Spanischen Eingeborenen?" frug der Knabe.

"Nun ja, mein Bursche," erwiderte der Alte, indem er sich nach einem frischen Trunk aus dem Blechmaß wieder zurück auf seinen Ellbogen lehnte. "Wie mir scheint, weißt Du

aber noch verwünscht wenig von dem Lande, in dem Du Dich heimisch machen wolltest. Hat Euch denn daheim Niemand davon erzählt?"

„So gut wie gar Nichts,“ sagte Georg, etwas beschämt. „Am Arkansas auf unserer Farm hatten wir die letzten Jahre so entsetzlich viel zu thun, daß ich selbst nur nothdürftig die fünf Miles davon entfernte Schule besuchen, und schreiben und lesen lernen konnte, und damals dachte noch Niemand an Californien. Seit der Goldentdeckung des Landes wurde aber von weiter Nichts gesprochen als nur eben von dem Gold.“

„Um, kann ich mir etwa denken,“ brummte der Alte, „liegt eben in unserer praktischen Menschennatur, daß wir uns immer nur an das Nächste halten. Daß aber weißt Du doch, daß Californien, ehe wir es für uns eroberten, den Mexikanern gehörte, und daß erst nach der Eroberung das Gold entdeckt wurde?“

„Allerdings.“

„Nun sieh, früher war das ungeheuer große Land wenig oder gar nicht bewohnt, wenigstens nicht im Verhältniß zu seinem Flächenraum. Entdeckt wurde die nordwestliche Küste von Amerika, an der Californien liegt, allerdings schon vor sehr langer Zeit. Schon im Jahre 1528 schickten die Spanier, die in jener Zeit die unternehmendste seefahrende Nation waren, ihre Entdeckungsschiffe an die nordwestliche Küste Amerika's; der erste Europäer, der dieselbe betrat, hieß, wenn ich nicht irre, Maldonado, und wenn wir nun von dem etwas wunderlichen Grundsatz ausgehen, daß eine civilisirte Macht das fremde Land beanspruchen könne, von dem es zuerst Kunde erhielt, daß es überhaupt existire, so gebührt allerdings den Spaniern der unbestrittene Besitz. Spanien wie Portugal besaßen damals überhaupt fast ganz Amerika, mißbrauchten aber

ihre Gewalt so arg durch Erpressungen der dortigen [Unterthanen, daß sich in späteren Jahren diese Colonien nach und nach wieder, und zwar mit Gewalt der Waffen, vom Mutterlande losrissen, und ihre eigenen Regierungsformen annahmen. Die altspanischen Besitzungen wurden sämmtlich republikanisch, und die portugiesischen stifteten in Brasilien ein Kaiserreich."

„Californien gerieth später unter Mexikanische Botmäßigkeit. Die Mexikaner haben sich aber nie viel um das Land bekümmert, das ihnen zu weit ab und zu kalt lag, und auch zu wenig ergiebig schien. In Californien selber war aber mit der Zeit aus Spanischer und Mexikanischer Abstammung eine eingeborene Bevölkerung von Creolen — d. h. von weißen Eltern im fremden Lande Geborenen — entstanden, die sich zwar Californier nannten, ihre Tracht aber, und Sitten und Gebräuche der Mexikaner ziemlich beibehielten."

„Ackerbau wurde übrigens hier, in Obercalifornien nämlich, das jetzt der wichtigste Theil geworden, wenig getrieben; dazu schien das Land nicht fruchtbar genug. In der Nähe der Küste war es auch wenig bewässert, und die Bequemlichkeit, man kann wohl sagen Faulheit der Spanischen Race begnügte sich weit lieber mit der Viehzucht. Die ganze Ausfuhr aus Californien bestand deshalb auch, bis zur Entdeckung des Goldes, nur aus rohen Häuten, Talg und vielleicht getrocknetem Fleisch, das die hier landenden Wallfischfänger einnahmen. Außerdem hatten nur noch die Pelzjäger hier zeitweilige Niederlassungen, um ihre Jagdbeute zu verkaufen, oder sie nach Europäischen und Amerikanischen Häfen zu verschiffen."

„Die Eingebornenen nun zu civilisiren, und zugleich den weißen Bewohnern dort einen Anhaltspunkt zu geben, siedelten schon vor sehr langen Jahren Missionaire, Jesuiten, nach Californien über, und errichteten dort Missionen. Die alten, wun-

derlich genug aussehenden Gebäude stehen noch überall durch das Land zerstreut. Diese beschäftigten sich auch damit, die eigentlichen Ureinwohner Californiens, die Indianer, zum christlichen Glauben zu bekehren, im Ganzen genommen aber mit sehr wenig Erfolg. Einzelne Stämme fesselten sie allerdings an sich, und vermochten dieselben sich in der Nähe ihrer Missionsgebäude niederzulassen, oder da zu halten. Dort mußten sie die nöthwendigsten Arbeiten der Geistlichen verrichten, ihnen etwas Land urbar machen und bestellen, Holz und Wasser tragen, die Wäsche und andere Kleinigkeiten besorgen. Dafür unterrichteten sie die Geistlichen in ihrem Glauben und — eine Hauptsache dabei — gewährten ihnen durch ihre stark gebauten Missionen Schutz gegen die Ueberfälle anderer Stämme.“

„Wie schwach die Bevölkerung von Weißen damals war, geht aus dem Bericht eines Franzosen, M. de Moiras hervor, der noch im Jahre 1842 in Obercalifornien, bei einem Flächenraum von ungefähr 500,000 □ Meilen nur 5000 von Weißen abstammende Bewohner zählte — die Indianer natürlich also nicht gerechnet. Hierunter waren etwa 4000 von Spaniern abstammende sogenannte Californier, das andere Tausend aber Europäer, Amerikaner und Mexikaner, mit einem kleinen Theil von Eingeborenen der Sandwichs-Inseln.“

„Das Klima von Californien ist jedenfalls vortrefflich, und auch bedeutend wärmer, als unter demselben Breitengrade auf der Ostseite der Felsengebirge. Nichtsdestoweniger wäre dieses Land wohl noch für lange Zeit bestimmt gewesen, kaum etwas mehr als eine riesige Viehweide zu sein, hätte der Nord-Amerikanisch-Mexikanische Krieg der Sache nicht eine andere Wendung gegeben. Gleich mit dem Beginn desselben wurden nämlich von Nord-Amerika aus Schiffe um Cap Horn herum nach den westlichen Mexikanischen Häfen geschickt, während Ge-

neral Kearney mit einer verhältnißmäßig sehr kleinen Armee zu Land dorthin aufbrach. Du kennst die Landreise, mein Bursche, und kannst Dir etwa denken, welche Beschwerden diese wackeren, unternehmenden Männer zu bestehen hatten. Und doch wurde das eigentliche Goldland noch durch einen viel kleineren Trupp und früher für Amerika erobert, als jene es erreichten. Der Held dieses eigentlich gezwungenen Unternehmens war Captain Fremont."

"Wie Du, von Jugend auf an die Beschwerden und Gefahren des Waldlebens gewöhnt, war er, ehe man in den Staaten nur eine Ahnung von dem Mexikanischen Kriege hatte, von dort mit einem kleinen Trupp Menschen abgeschickt, den besten und kürzesten Weg über die Felsengebirge nach Oregon zu erforschen."

"John Charles Fremont, einer der tüchtigsten Menschen, die wir in den Vereinigten Staaten haben, hatte schon vorher in dem Jahre 1842 nach den Felsengebirgen und in den Jahren 43—44 nach Oregon und Californien zwei wissenschaftliche Expeditionen geleitet, und sich dabei so wacker benommen, daß ihn sein Vaterland zum Captain machte, und ihm diese dritte ehrenvolle Expedition anvertraute. Im Winter zwischen 45 und 46 erreichte er mit seinem kleinen Trupp Californien. Da er übrigens erfahren, daß die Vereinigten Staaten mit Mexiko verschiedene Mißbelligkeiten hatten, obgleich er von den wirklich eröffneten Feindseligkeiten noch keine Nachricht haben konnte, so benahm er sich vorsichtig gegen die Mexikanische Regierung, um ihr keinen gerechten Grund zur Klage zu geben. Etwa hundert Miles von Monterey, einer der bedeutendsten Städte, ließ er deshalb seinen kleinen bewaffneten Trupp zurück, und brach allein nach der Stadt auf, dem Commandanten von Ober-Californien, Don José Castro, den Zweck

seines Hierseins zu erklären, und ihn um die Erlaubniß zu ersuchen, im Joaquin-Thale zu überwintern. Dort war Wild und Weide genug für seine Leute und Thiere, und der Commandant willfahrte ihm auch. Kaum aber dorthin zurückgekehrt bekam er Kunde, daß Don José Castro beabsichtigte, ihn trotz der erteilten Erlaubniß mit einer starken Militärmacht anzugreifen. Dieser wollte nämlich erfahren haben, Fremont sei auf keiner wissenschaftlichen Expedition begriffen, sondern nur nach Californien gekommen, die dortigen Europäer und Amerikaner zu einem Aufruhr gegen die Mexikanische Regierung zu bewegen, und das Land zu erobern.“

„Fremont's ganze Macht bestand damals allerdings nur aus 62 Mann, aber lauter alten, in Gefahren gestählten Jägern, und bei der ersten Nachricht verbarrikadirte er auch sein kleines Lager, hißte die Amerikanische Flagge auf, und beschloß sich zu vertheidigen. Da er aber nicht wußte, ob seine Regierung einen solchen Ausbruch von Feindseligkeiten billigen würde, zog er es nach einigem Ueberlegen vor, dem Mexikanischen Angriff friedlich auszuweichen, und rückte mit seinem kleinen Trupp nach Oregon hinauf. Die Californier verfolgten ihn allerdings eine kleine Strecke mit weit überlegener Macht und Geschützen, machten aber doch keinen rechten Ernst, und schienen nicht gern mit den Amerikanern anzubinden, deren Büchsen sie fürchteten.“

„So erreichte Capitain Fremont Mitte Mai den großen Klamath-See, und sah sich dort von den kriegerischen Klamath-Indianern nicht allein angegriffen, sondern hatte auch jenen hohen schneebedeckten Gebirgsrücken vor sich, der in so früher Zeit kaum zu übersteigen war. Zu gleicher Zeit hörten die Amerikaner, daß der General Castro in ihrem Rücken Truppen zusammenziehe, sie, wie alle Amerikaner in Californien anzugreifen und zu vernichten. Von allen Seiten drohten der kleinen

Schaar Gefahren, und tausend Andere hätten vielleicht ihr Heil in verzweifelter Flucht gesucht. Nicht so aber Fremont. Zum Aeußersten getrieben, beschloß der kühne Jäger auch das Aeußerste zu wagen, und trotz dem, daß eine Armee gegen ihn anrückte, die zehnmal so stark war als seine, noch überdies durch die Angriffe der Indianer geschwächte Schaar, faßte er den kühnsten Plan, auf den ein Mensch nur fallen konnte. Er wollte sich nicht mehr gegen die anrückende Macht verbarrikadiren, um sein Leben zu vertheidigen — er wollte sie selber angreifen, und — Californien erobern."

„Am 6. Juni kam er zu dem Entschlus, und am 11. begann er schon die Ausführung. An dem Tag nahm er einen Transport von 200 Pferden, die Castro's Lager zugeführt werden sollten, und griff mit Tagesanbruch am 15ten den festen Militairposten Sonoma an, den er nahm, neun Messing-Kanonen, 250 Musketen mit anderen Waffen erbeutete, und mehrere Officiere zu Gefangenen machte. Von den Amerikanern in Californien, die sich ebenfalls bedroht sahen, hatte sich ihm jetzt schon ein Theil angeschlossen, und während er nur 14 Mann in Sonoma als Besatzung zurückließ, und jetzt auch hörte, daß Monterey von den Amerikanern besetzt sei, schlug er die Californier, wo er mit ihnen zusammentreffen konnte, und trieb den General Castro vor sich her."

„Die Californier waren allerdings tüchtige und gewandte Reiter, aber, wie alle Abkömmlinge der Spanischen Rasse, höchst ungeschickt im Gebrauch der Feuerwaffen. Das gab den Amerikanern ein entschiedenes Uebergewicht über sie, und als sich Fremont's kleine Macht noch mit Commodore Stockton's Leuten vereinigt hatte, flohen sie nach allen Seiten."

„Damit war der Krieg allerdings noch nicht gleich beendet, denn obgleich jetzt die Amerikanische Flagge schon in allen

Hauptstädten wehte, und die Befehlshaber der Amerikaner das Land als den Amerikanern gehörig erklärt hatten, brachen doch noch später einige Aufstände aus. Die Amerikaner aber waren zu sehr auf ihrer Hut. — Neue Verstärkungen trafen überdies ein, und der Friedensschluß mit Mexiko gewann für die Vereinigten Staaten das eroberte Land als Kriegsentschädigung, und sicherte sich von da an den friedlichen Besitz desselben für alle Zeiten.“

„Doch es wird spät, mein Bursche,“ brach der Alte plötzlich ab; „unsere Decken sind trocken, und je eher wir schlafen gehen, desto besser. Ich glaube, Du schläfst gar schon jetzt, und ich habe die ganze Geschichte in den Wind gesprochen.“

„Nein,“ sagte Georg leise, „ich dachte an meine Eltern.“

„Unsinn,“ brummte der Andere, „sobald die Sonne aufgeht, suchen wir sie auf. Heut' Abend ruh' Dich aus, daß Du morgen frische Kräfte hast.“

Ohne sich weiter um den Knaben zu bekümmern, der sich sein eigenes Lager machte, rollte er sich jetzt selber in seine Decke, und war bald sanft und fest eingeschlafen.

8. Capitel.

Das Abenteuer mit dem Grizzly Bär, und was für dumme Streiche Mosquito dabei machte.

Der nächste Morgen brach hell und klar an. Das Wetter schien sich jedenfalls zu bessern, obgleich die eigentliche Regenzeit vor der Thür war, und mit jedem Tag ernstlich beginnen konnte.

Die Vorbereitungen zu ihrem Marsch waren übrigens bald getrossen. Das Wenige, was sie unterwegs mitnehmen wollten, befestigten sie auf ihre Sättel, und die Hirschhäute, wie einige andere Kleinigkeiten ließ der Alte in dem Hause, in dessen Thür er die beiden Stangen wieder einschob.

„Das wird aber Niemanden abhalten, dort hinein zu gehen, und sich zu nehmen, was er gerade braucht,“ sagte da Georg.

„Soll es auch nicht, mein Junge,“ erwiderte der Alte, „nur umherlaufendes Vieh will ich verhindern, dort hineinzubrechen, und zu zerstören, was es gerade findet. Kommen aber Menschen diesen Weg, so ist ihnen gern gegönnt, was wir hier zurückgelassen haben und was sie finden. Wir selber brauchen es nicht mehr und kommen schwerlich wieder in diese Gegend, während die Hütte in der Regenzeit vielleicht noch manchem armen Teufel Schirm und Obdach geben kann. Ich weiß, wie wohl mir manchmal gewesen wäre, wenn ich zu Zeiten einen solchen Platz gefunden hätte. Nun, wie ist's, hast Du Dich jetzt auf Deinem Packfattel eingewohnt?“

„Vortrefflich,“ lachte Georg, „Moskito ist auch ein so ausgezeichnetes Thier, daß man sich ja gar kein besseres wünschen kann.“

„Nicht wahr?“ schmunzelte der Alte, „aber ein durchtriebener Racker ist er doch. Das schadet übrigens Nichts, und nun wollen wir machen, daß wir fortkommen. Wir haben hier weiter Nichts verloren.“

Damit sprang er in den Sattel, und als er sah, daß Georg seinem Beispiele gefolgt war, und Hektor laut bellend sie umsprang, wollte er eben sein eigenes Thier vom Hause ablenken. Da fiel sein Blick noch einmal auf das alte Gebäude, und den Bügel wieder straff ziehend, blieb er wohl

mehrere Minuten halten und sah nach dem kleinen, jetzt verlassenem Platz still und schweigend hinüber.

„Ist es nicht wunderbar,“ sagte er dabei, „daß es mir jetzt fast leid thut, diesen Platz, an den mich eigentlich gar Nichts bindet, zu verlassen? — Was hat er mir gewährt, wie nur eben ein Obdach für kurze Zeit, und doch ist es mir jetzt, als ob ich eine Heimath meiden sollte. — Aber das geht uns so im Leben; der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, und wo er ein Paar Wochen geschlafen hat, läßt er jedesmal ein Stück von seinem Herzen zurück. Darum fort, mein Bursche,“ sagte er plötzlich und warf sein kleines Pferd herum — „jetzt wo wir ein festes Ziel im Auge haben, wollen wir uns keinen thörichten Gedanken und Träumen hingeben, und nun mögen unsere Thiere einmal zeigen, was sie eben leisten können.“

Damit, ohne eine weitere Antwort des Knaben abzuwarten, setzte er seinem Poney die Sporen ein und sprengte rasch das Thal hinab.

Der Knabe hatte ihm staunend zugeesehen — er wußte eigentlich nicht, was er aus dem alten Mann machen sollte, wie er mit ihm daran war. Die Außenseite zeigte sich fast immer barsch und rauh; dann aber kam es ihm auch oft so vor, als ob ein weiches, mitleidendes Herz in der harten Schale stecke. Welche Ursache hatte der Mann aber dabei haben können, gerade ihm das zu verheimlichen, vor ihm es zu verdecken?

Zum Ueberlegen blieb ihm jedoch nicht mehr lange Zeit. Sein alter Begleiter war schon ein Stück voraus; Moskito wurde ebenfalls ungeduldig, und wollte nicht mehr länger stehen. Ihr Ziel lag ja auch den Eltern zu, und mit dem Gedanken, der ihm froh, und voll freudiger Hoffnung die Brust

Der Adler, Goldgräber.

hob, seinem Thiere den Zügel lassend, galoppirte er scharf hinter dem schon ein Stück voraus geeilten Boney her.

Ihre Bahn lag dabei das Thal hinab, während sich rechts und links von ihnen ziemlich steile und dicht bewaldete Hänge aufwärts dehnten. Dicht am Bache fanden sie allerdings einige Spuren ausgebrannter Feuer, wie abgehauener und dort zurückgelassener Zelstangen, über welche die Reisenden, so lange sie hier campirt, ihre Leintücher oder Decken ausgespannt. Aber eine Caravane überholten sie nicht.

Alle die, welche das hier tiefer liegende Land erreicht hatten, waren, so rasch sie möglicher Weise konnten, weiter gefahren um nur endlich zu den Goldstellen, oder sogenannten Minen zu kommen, und einzelne Indianer, die sie trafen, wichen ihnen scheu aus und schlüpften in das Dickicht. Sie wollten mit den „Americanos“ Nichts zu thun haben.

Außerdem schien dieses Thal auch sehr wenig befahren zu sein, was sie leicht erkennen konnten, da der weiche Boden die tief eingehenden Räder Spuren deutlich und auf lange Zeit zeigte. Falsch schlug deshalb vor, über eine ziemlich flache, mit hohen Kiefern bewachsene Holzung hinüber zu halten, um dort das breite, von den Goldwäschern schon zum Theil in Besitz genommene Dubathal zu gewinnen. Dort trafen sie jedenfalls Goldwäscher, und konnten eher Kunde von vielleicht vorbeigekommenen Wägen erhalten.

Durch den Wald hin mußten sie etwas langsamer reiten, da das dichte Unterholz den Thieren an manchen Stellen kaum gestattete vorwärts zu dringen. Einzelne offene Stellen aber fanden sie doch, und erreichten endlich den oberen nicht sehr hohen, mit prachtvollen Kiefern und Nothholzbäumen besetzten Rücken, dem sie eine Strecke folgten, und dann rechts ab in das nächste Thal hinunter hielten.

Erst als sich der vor ihnen liegende Gang wieder senkte, zügelten sie ihre Thiere etwas ein und ritten langsamer neben einander hin. Georg hatte dabei einen keineswegs bequemen Sitz. Auf dem breiten Packsattel, und dazu ohne Steigbügel, rutschte er, sobald es bergunter ging, fortwährend nach vorn, und während er in der linken Hand seine Büchse trug, mußte er sich dann mit der rechten hinten in den Sattel einklammern. Nichtsdestoweniger richtete er sich nach und nach darauf ein, und vermochte bald mit einiger Übung, wenn nicht gar zu steile Abhänge kamen, seinen Sitz vortrefflich zu halten.

Eine ziemlich große Strecke hatten sie solcher Art, ohne viel mit einander zu sprechen, zurückgelegt. Jeder schien auch mit seinen eigenen Gedanken hinlänglich beschäftigt, und froh, daß der Andere kein Gespräch begann.

Da zügelte der Alte plötzlich sein Thier ein, und berührte die Schulter des neben ihm reitenden Knaben, diesen ebenfalls zurückzuhalten. Georg griff rasch in den Zügel, und der gehorsame Moskito stand nicht allein, sondern begann augenblicklich das ihm nächste Gras abzuweiden. Der alte Falsch aber deutete mit dem jetzt ausgestreckten Arm den Gang hinab, und Georg, als er mit dem Blick der Richtung folgte, erkannte ein riesiges graues Thier, das sich dort in unformlicher Masse auf dem Boden wälzte.

„Was ist das?“ flüsterte der Knabe, während Hektor, mit vorgestrecktem Halse und fest eingezogenem Schwanz, dicht vor Moskito stehen blieb, und kaum hörbar knurrend den fremden Gegenstand ebenfalls betrachtete.

„Ein Grizzly-Bär,“ lautete aber die eben so leise Antwort. „Wetter noch einmal, das muß ein furchtbar großer Bursche sein.“

„Soll ich anschleichen und ihn schießen?“ frug Georg rasch zurück.

Der Alte sah ihn von der Seite an und sagte schmunzelnd: „Du wärst's am Ende im Stande, ganz unbekümmert, was nachher geschähe. Nein, mein Junge, den alten Burschen da unten wollen wir doch lieber in Frieden lassen. Mit der Art ist nicht gut spaßen, und unsere kleinen Kugeln würden ihn nur am Ende böse machen. Schössen wir ihn aber auch wirklich todt, was sollten wir nachher damit anfangen? Ich weiß nicht, wie weit wir noch von dem nächsten Winenstädtchen entfernt sind, wo wir vielleicht das Fleisch verkaufen könnten, und Wild bloß todt zu schießen, um es nachher im Walde verfaulen zu lassen, lieb' ich nicht. Wir wollen für einen Augenblick halten bleiben, und sehen, was er macht; verläßt er den Platz aber nicht, dann gehen wir ihm lieber aus dem Wege und binden nicht mit ihm an, denn dabei hat schon Mancher den Kürzeren gezogen.“

„Aber er wird uns hier oben sehen,“ warf Georg ein, „und dann uns angreifen.“

„Ach was,“ lachte sein Begleiter still vor sich hin, „glaub' die Märchen nicht. Wenn er uns wirklich sieht, läuft er was er laufen kann. Merkwürdig ist überhaupt, daß er uns bis jetzt noch nicht gewittert hat, denn der Wind weht gerade den Gang hier hinab. Aber sieh' was er angiebt.“

Der Bär, einer der größten seiner Art, hatte bis jetzt ruhig auf der Seite gelegen und mit den gewaltigen Tagen den Boden aufgescharrt. Weshalb? konnten sie von da oben nicht gut erkennen, bis er plötzlich seitwärts in das ausgewählte Loch hinein rutschte, den Rücken behaglich gegen den kühlen Erdboden schenkte, und sich in augenscheinlichem Wohlbestinden herüber und hinüber wälzte. Die vier, mit furchtbaren fischelartigen Krallen bewehrten Tagen oder Branten streckte er dabei in die Höhe, und schlug mit ihnen die Luft, gerade etwa wie

ein muthwilliger Hund sich im Spiele den Rücken am Boden reibt. Das trieb er eine ganze Weile, hierauf lag er wieder eine Zeitlang still und dann begann er auf's Neue sein tolles Wesen.

Eine Ahnung von irgend einer Gefahr schien er gar nicht zu haben, und es war überhaupt die Frage, ob er den nahenden Menschen gerade aus dem Wege gegangen wäre.

„Den Graupelz hat jedenfalls der frühe Schnee aus den Bergen herunter getrieben,“ flüsterte der Alte. „Er kommt manchmal bis mitten in die Ansiedelungen hinein, ohne sich viel aus der Nähe der Menschen zu machen. Wahrscheinlich frägt er sich dort sein Bett zu einem Mittagschläfchen zurecht, und wir werden am Besten thun, wenn wir uns dort seitwärts hinunter halten.“

„Da fängt er wieder an,“ sagte Georg, der sich von dem Anblick nicht losreißen konnte. — „Ich bin fest überzeugt, man könnte in Schußnähe ganz unbemerkt an ihn hinankommen.“

„Dir steckt der Jagdteufel in allen Gliedern,“ lachte der Alte gutmüthig, „aber hier laß Dir den Appetit nur vergehen. Eine einzelne Kugel müßte den mächtigen Bär auf eine ganz außerordentlich glückliche Stelle treffen, wenn sie ihn gleich unschädlich machen sollte, und schössen wir ihn nur an, so weiß ich doch kaum, ob er das nicht am Ende übel nehmen würde.“

„Wenn ich ihn nur in den Leib schieße,“ sagte Georg, und ihn nachher fortlaufen und krank werden lasse, muß er die Nacht verenden, und Hektor findet ihn morgen früh, und wenn er noch eine Tagereise weit gerannt wäre.“

„Das mag sein,“ erwiderte sein Begleiter, „aber ich habe Dir schon gesagt, ich mag nicht leiden, daß irgend ein lebendes Wesen ganz nutzlos getödtet wird, und wenn es selbst ein Grizzly-Bär wäre. — Sieh' was er jetzt macht!“

Der Bär wälzte sich wie ein junges lustiges Füllen von

einer Seite auf die andere hinüber, blieb ein Paar Augenblicke ruhig liegen und begann dann von Neuem. Wüthlich sprang er in die Höhe, stand auf allen Vieren und schüttelte sich wie ein Pudel, daß die lockere Erde und der Staub, den er tief unter dem feuchten Oberboden herauf gewühlt, wie eine Wolke von ihm abstäubte. Er hatte fast die Größe einer starken Kuh.

Hektor war bis jetzt den Bewegungen des Raubthiers mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Ob er den Feind kannte? — Jedenfalls mußte er, daß er sich mit einer so starken Bestie nicht in einen Kampf einlassen durfte, hatte aber zu wenig Klafferartiges an sich, um sie nur anzubellen. So lange der Bär auf dem Rücken lag und mit den Beinen strampelte, ließ er sich das auch ganz ruhig gefallen, konnte überdies auch die Stärke des Gegners noch nicht so deutlich erkennen. Wie aber der Bär aufsprang und sich schüttelte und durch das Sträuben der Haare sogar noch etwas größer ausah, als er wirklich war, bekam Hektor doch etwas Respekt vor ihm. Etwas lauter knurrend zog er sich ein Paar Schritte zurück, und gerieth dadurch gerade unter Moskito.

Nun war Moskito in allen Stücken das wahre Muster eines Esels — ein Esel wie er eigentlich sein soll, aber sehr selten ist. Er war folgsam, gutmüthig, friedlich und fleißig, — er aber war auch eiglich — eine Eigenschaft, die lebende Wesen nicht annehmen oder ablegen können, sondern von der Natur mitbekommen. So wie er deßhalb den Hund unter sich fühlte, wollte er ausbiegen. Dadurch gerieth aber Hektor in die Gefahr getreten zu werden, und machte ebenfalls einen Seitensatz, und als er hierbei den Bauch des Esels selber streifte, schlug dieser mit beiden Beinen hinten aus und sprang ein Paar Sätze den Berg hinab.

Den Bär hatte er, mit dem saftigen Grase auf das Eifrigste

beschäftigt, bis dahin gar nicht bemerkt, ahnete überhaupt wahrscheinlich nicht, daß solch eine Bestie auf der Welt sei. Georg dagegen, ganz in den Anblick des Raubthiers versunken, hatte wenig mehr auf sein Thier geachtet, und ihm die Zügel ganz überlassen. Nur bei dem ersten Sprunge desselben griff er rasch hinten in den Packsattel, sich festzuhalten, wobei er den Rücken Moskito's berührte. Zugleich schlugen die beiden Blechgefäße, die an demselben befestigt waren, durch die gewaltsame Bewegung heftig zusammen, und durch Alles nur noch mehr scheu gemacht, sprang Pangoor ein Paar Sähe weiter, kam an dem ziemlich abschüssigen Gang in's Laufen und konnte oder wollte sich jetzt nicht mehr halten.

Der alte Amerikaner sah allerdings gleich die erste Bewegung des Esels, und suchte dessen Zügel zu fassen. Dieser hing aber tief auf dem Nacken des Thieres; er konnte ihn mit der ausgestreckten Hand nicht erreichen, und in der nächsten Secunde schon flog Moskito mit seinem Reiter in wilden rücksichtslosen Sähen den Gang hinab und gerade auf den, erstaunt zu dem wunderlichen Geräusch aufschauenden Vär zu:

Georg erkannte mit Entsetzen die Gefahr, der er entgegengerissen wurde. So besonnen der Knabe aber auch sonst für sein Alter war, verließ ihn doch in diesem furchtbaren Augenblicke die Besinnung. So, anstatt sich aus dem Sattel zu werfen und es dem Esel allein zu überlassen, mit dem so toll gesuchten Abenteuer fertig zu werden, klammerte er sich nur so viel fester an, und sah sich wenige Secunden später dicht vor dem struppigen Ungeheuer, das mit halb erhobenem Körper, gefletschten Zähnen und boshaft zurückgelegten Ohren den Angriff zu erwarten schien.

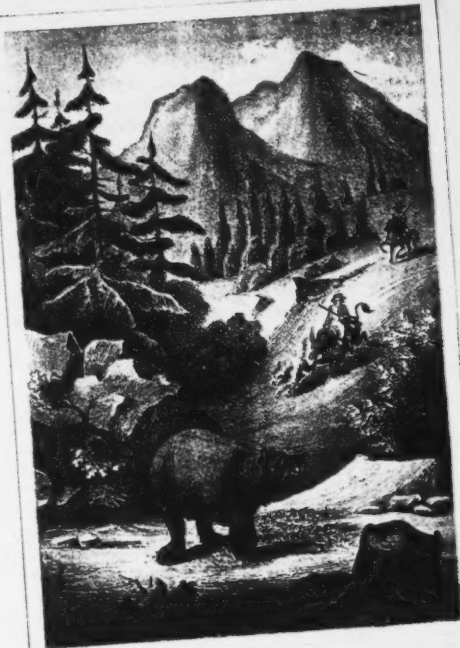
Ob Moskito ihn jetzt ebenfalls bemerkte, und in einem sehr unzeitigen Anfall von Muth und Mitterlichkeit seine Kraft

mit der des Fürsten der Waldung zu messen gedachte, oder — was viel wahrscheinlicher ist — ob er, einmal in Schuß gekommen, den steilen Berg hinab, nicht mehr einhalten konnte, ist ungewiß, und wird ewig unentschieden bleiben. Thatsache aber war, daß er wie toll und blind mit seinem Reiter und den jetzt hinten wild am Sattel zusammenschlagenden Blechtopfen gerade und spornstreichs auf die Bestie losstürzte. Nur als der Bär zum ersten Male mit den furchtbaren Zähnen grimmig zusammenschlug, schien er diesen zu entdecken, und stieß ein lautes, angstvolles M — ah! aus — aber seinen Lauf hemmte er trotzdem nicht.

Solch ein wilder verzweifelter Angriff, noch dazu einer so wunderlichen fremdartigen Gestalt, und mit dem niegehörten Laut dazu, war aber dem Bär doch außer dem Spasse. Möglicherweise auch daß ihn das unbekannte Geräusch und der, wie herausfordernde Schrei erschreckte. Kaum war aber der Esel in Sprungnähe von ihm gekommen, und Georg vergingen schon fast in der unmittelbaren Nähe der furchtbaren Gefahr die Sinne, als er sich plötzlich auf seinen Hintertaken herumwarf, und jetzt selber in wilder Hast den Berg hinabstürzte.

Hektor hatte sich bis dahin, ohne von seiner größeren Schnelligkeit Gebrauch zu machen, dicht neben Moskito gehalten. So wie sich aber der Bär zur Flucht drehte, bekam er auch frischen Muth und folgte ihm rascher. Und hinter drein sprengte Moskito, hinter Moskito her, rufend und schreiend der Alte, und wie die wilde Jagd ging die Heze den steilen Gang hinab hinter dem flüchtenden Siegrim drein.

Georg hatte sich indessen, der unmittelbaren Gefahr entziehen, vergebens bemüht, den Zügel seines Esels mit dem einen Fuß zu erreichen. Der lag dem Thiere, in das heute der böse Feind gefahren schien, dicht hinter den langen Ohren und





die Jagd rasste weiter und weiter. Sektör war dabei dicht hinter dem Bär, und wenn dieser, endlich gereizt, sich einmal wandte, konnte immer noch ein Zusammenstoß erfolgen, über dessen Ausgang gar kein Zweifel blieb. Jetzt aber kam dem jungen Burschen sein älterer Freund zu Hülfe, der auf dem rascheren Pferde den Esel überholte, und augenblicklich sah, wer hier von den beiden seinem eigenen Willen folgte, der Esel oder der Reiter. Rasch entschlossen warf er deshalb sein Pferd gegen Moskito herum, drängte diesen, ohne seinen Lauf einhalten zu können, mehr und mehr zur Seite und wieder gegen den Hügel hinan, und brachte ihn endlich glücklich zum Stehen.

„Alle Wetter,“ rief er jetzt aber lachend aus, „Du hast wohl den Grizzly-Bär todt reiten wollen, mein Bursche, heh? Das macht Euch nicht leicht ein Anderer nach, so viel kann ich Euch versichern.“

„Gott weiß, was dem Esel in den Kopf gefahren ist; ich konnte ihn nicht mehr halten,“ rief Georg.

„Kann ich mir wohl denken,“ sagte der Alte trocken. „Diesmal dankt Ihr aber der Gefälligkeit des Bären, Euch aus dem Wege zu gehen, das Leben. Jedenfalls hat er gedacht, „der Klügste giebt nach,“ und von Euch Dreien war er das wahrhaftig. Aber — horch! — was war das?“ unterbrach er sich da plötzlich, als unten aus dem Thale, in welchem der Bär mit Sektör auf den Hacken verschwunden war, wildes Geschrei und Toben heraufstunte. — „Dort unten sind wahrscheinlich Menschen, und der Bär ist zwischen sie hereingefahren, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der arme Graue kommt heute aus den Ueberraschungen gar nicht heraus, und so behaglich er sich vorher in seinem Erdbade zu fühlen schien, so sehr wird er jetzt in seinem stillen Waldleben geärgert und gestört.“

„Laßt uns hinunter!“ rief Georg rasch, „vielleicht ist dort ein Kampf!“

„Du hast also an dem ersten Versuche noch nicht genug?“ frug sein älterer Begleiter, — was mich nur wundert, ist, daß Du nicht unterwegs die Büchse verloren.“

„Die hielt ich fest,“ lachte der Knabe, „wenn ich auch wohl eingestehen will, daß ich eigentlich nicht recht wußte weshalb. Wohl nur aus alter Gewohnheit, denn wären wir mit dem Bär zusammengefloßen, hätt' ich die Büchse im Leben nicht mehr gebrauchen können.“

„Das mag wahr sein — aber hast Du sonst Nichts verloren? Die alten Kessel klapperten zusammen, als ob Sturm geläutet würde.“

„Es sitzt Alles noch fest,“ sagte Georg, sich nach den hinter ihm fest gebundenen Sachen umsehend — „so viel ich sehen kann, fehlt Nichts.“

„Nun gut, dann wollen wir dem Lärm da unten zureiten. Dort scheint wirklich etwas Außergewöhnliches vorzugehen. Jedenfalls finden wir Menschen dort. Sektör kommt auch nicht wieder zurück. Aber nur etwas langsamer als vorher, wenn ich bitten darf. Es ist nicht nöthig, daß wir noch die Hälse brechen, ehe wir in's Thal hinunterkommen.“

Die beiden Reiter ließen ihre Thiere ziemlich rasch ausschreiten. So eilig es Moskito aber im Anfange gehabt hatte, so ungern schien er jetzt vorwärts zu gehen. Alle zehn Schritt blieb er plötzlich stehen und mußte von Georg mit Gewalt weiter getrieben werden. Dabei spitzte er dann die langen Ohren und legte sie so weit nach vorn, als er irgend konnte, stieß auch wohl in Zwischenträumen sein gewöhnliches W — ah aus, und geberdete sich scheu und unbändig.

„Jetzt scheint er erst zu merken, was er für eine Dummheit vorhin gemacht hat,“ lachte Georg. „Komm, Grauer, die Reue hilft Dir jetzt Nichts mehr, und ein ander Mal sei klüger.“

9. Capitel.

Wie „Grizzly“ nicht auf den Weg gesehen hatte, und dafür hügen mußte.

Hier am Berghang zog sich ein vielleicht zwanzig Fuß hoher und mit dichten Kiefern bestandener Rand hin, der ihnen bis jetzt noch die Aussicht in das Thal verkümmerte. Kaum hatten sie dessen oberen Kamm aber erreicht, als Georg überrascht in die Bügel griff, und mit einem lauten freudigen „Ah!“ das plötzlich vor ihm ausgebreitete Bild begrüßte.

Vor ihm lagen die ersten Minen des wunderbaren Landes, lag wirklich Californien, wie er es so oft beschreiben gehört, wie er es sich in seinen bunten Knabenträumen gedacht, und er vergaß in dem ersten Augenblicke sogar Alles das, was ihn — allein und ohne seine Eltern hieher geführt.

Ein mit prachtvollen hochstämmigen Bäumen besetztes Thal breitete sich nach rechts und links vor seinen Blicken aus, und während den Hintergrund die schneebedeckten wilden Gebirge bildeten, schien hier unten noch überall frisches, lebendiges Grün zu keimen, das nur hin und wieder durch blaue und weiße Zelte weniger gestört als gehoben wurde. Ueberall, wohin das Auge schweifte, konnte er die bald einzeln zerstreuten, bald in kleinen Trupps oder Colonien zusammenstehenden kattunen und leinenen Wohnplätze der Goldwäscher unterscheiden, die sich hier mitten im Walde und in der Wildniß ihre zeitweilige Heimath gegründet hatten. Endlich waren sie also bei den äußersten Vorposten der Minen angekommen; der Boden schon vielleicht, auf dem er stand, enthielt Gold, und das, was in den langen Nächten oben in den Bergen und in den weiten öden Steppen ihr tägliches Nachtgespräch gewesen, war nun zur Wirklichkeit geworden, und lag sogar schon fast in Arms-Reich vor ihm.

Langen noch wäre er vielleicht dort halten geblieben, um in das Thal hinabzuschauen, hätte ihn der Alte nicht aus seinen Träumen gerissen. Unten aus dem Thale schallte in diesem Augenblicke aber auch wieder wilder lärmender Jubel herauf, und sein Begleiter rief, indem er seinem Poney die Hacken eindrückte:

„Vorwärts, mein Bursche, vorwärts. Dort unten ist jedenfalls ein Hauptpaß im Werke, wenn ich auch nicht recht begreifen kann, was unser alter Grizzly so gar Komisches an sich hat. Wir müssen aber jedenfalls dabei sein, also vorwärts marsch!“

Und mit diesen Worten sprengte er auch den, jetzt leise abdachenden Gang nieder, daß ihm Georg, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, rasch folgen mußte.

Erst einmal aus den Büschen heraus, gewannen sie aber auch einen vollen Ueberblick über das vor ihnen ausgebreitete Thal, und das hier an vielen Stellen aufgerissene und überall mit Zelten und kleinen Blockhäusern oder Rindenhütten bestreute Land. Jedenfalls ging dort unten in diesem Augenblicke etwas ganz Außergewöhnliches vor, denn von allen Seiten liefen und sprangen die Leute nach einer Stelle hin, an der sich schon einige dreißig Menschen gesammelt hatten. Dort hörten sie auch Hektor wie rasend bellen, und wollten jetzt so rasch als möglich dem Orte in gerader Richtung zugaloppiren.

Das wäre ihnen aber beinahe schlecht bekommen, denn überall gähnten ihnen bald tiefere, bald flachere ausgeworfene Gruben entgegen, die nur durch die ausgeworfene Erde bezeichnet wurden. Georg wäre fast in eine von ihnen mit seinem Roskito hineingebrochen. Es blieb ihnen zuletzt nichts Anderes übrig als ihre Thiere sich hier eine Zeitlang selber zu überlassen, und zu Fuß die gefährlichen Plätze zu überspringen. Das thaten sie

denn auch, Georg in raschen Schritten voran, und erreichten bald den Mittelpunkt des Zusammenlaufs, der in der That nichts Geringeres enthielt, als eben ihren alten Bekannten, den Grizzly-Bär. Aber Isgrim befand sich in einer wunderlichen und höchst fatalen Lage.

Oben im Walde war er jedenfalls aus seinem behaglichen Morgenvergnügen, mit dem er heute die warme Sonne begrüßte, durch den unbegreiflichen und tollkühnen Angriff Moskito's mit seinem Reiter, und den klappernden Blechgeschirren zu Thal gescheucht, und hier, das fremdbartige Geräusch noch immer hinter sich hörend, in blinder Eile durch die Niederung gesprungen, die gegenüber liegende hohe und stille Bergkette zu erreichen. Unglücklicher Weise versuchte er aber seine Flucht gerade über eine Stelle, wo eine Anzahl von Mexikanern schon seit einigen Wochen gearbeitet, und einige tüchtige Löcher gegraben hatte, zu der hier ziemlich tief liegenden goldhaltigen Erde zu kommen.

Der Bär nun, der hier in früheren Zeiten wohl manchmal seinen stillen, durch Nichts gestörten Spaziergang gehabt haben mochte, konnte natürlich auch keine Ahnung von der Veränderung haben, die man so plötzlich mit seinem Jagdgrund vorgenommen. Die ersten Erdhaufen machten ihn allerdings ein wenig stupig, der hinter ihm drein klaffende Hund ließ ihm aber auch keine Zeit, sich lange zu besinnen, und kaum hatte er sie übersprungen, als er im vollen Rennen in eine der Gruben Hals über Kopf hineinstürzte.

War er früher schon ärgerlich gewesen, so wurde er es jetzt erst recht, und wollte sich eben in allem Grimm gegen seine Verfolger wenden, welcher Art diese auch immer sein mochten. Der gute Vorsatz aber kam — wie das oft im Leben bei guten Vorsätzen geht — leider zu spät, denn wie er sich umdrehte und aus der Grube wieder hinaus wollte, ver-

statteten es ihm die steilen Wände nicht, und er sah nur eben noch, wie eine schlanke Menschengestalt, ihm fast unter den Fagen heraus, an einem dünnen, dort eingelegten Baustamm gleich einer Rahe hinauffuhr, und sich über den Rand warf.

In derselben Grube hatte nämlich ein Mexikaner mit seiner hölzernen Waschschüssel und kurzen Brechstange ganz ruhig gearbeitet, als plötzlich, ohne daß er vorher das Mindeste gehört, der furchtbare Bär zu ihm herunter polsterte. Wäre er nur einen einzigen Schritt weiter rechts hinein gefallen, so hätte er ihn auch durch sein Gewicht allein zermalmt. Glücklicher Weise befand sich aber der Mexikaner dicht neben der kleinen Leiter, deren er sich selber zum Aus- und Einsteigen bediente, und die in weiter Nichts bestand, als einer jungen ästigen Kiefer, an der die Aststummeln ungefähr vier oder fünf Zoll lang gelassen waren, und so eine Art Hühnersteige bildeten. Diese ersahnte er, und behielt eben noch genug Besinnung, daran in die Höhe zu springen, ehe sich der Bär von seinem unerwarteten Sturz wieder emporraffen konnte.

Bäh sah das noch, und als er von der steilen Wand zurückfiel, suchte er auf dieselbe Art der zufälligen Falle zu entkommen, wie der Mensch vor ihm. Sein riesiges Gewicht hielten aber die dünnen Zacken nicht aus, und den dünnen Stamm konnte er nicht umklammern, war auch überhaupt zum Klettern zu ungeschickt.

Raum fühlte er sich jedoch gefangen, als er ein dumpfes Gebrüll ausstieß, mit seinen riesigen Krallen, aber immer vergebens, in die abbröckelnde Wand hinein hieb, und sich zu befreien suchte. Hatte er doch alle Ursache, über schlechte Behandlung zu klagen, und dabei noch nicht einmal das Schlimmste überstanden.

Das Geschrei des, im Augenblicke erst so großer Gefahr

kaum entgangenen Mexikaner's rief aber rasch die in der Nachbarschaft arbeitenden Kameraden, Mexikaner, Amerikaner und Deutsche herbei, und während die Neugierigsten oder Verwegensten der Bärengrube zusprangen, flohen Andere wieder, so rasch sie konnten, in das Holz, irgend einen Baum zu erreichen, an dem sie hinauffklettern könnten. Einen Baum kann der Grizzly-Bär nämlich nicht ersteigen.

Hätte Bär nun da unten mit seinen furchtbaren Krallen an einer Stelle fortgekrast, so würde er sich bald genug Erde herunter und eine Lücke herausgearbeitet haben. So aber in Wuth und Ungeduld, fuhr er in dem engen Loche herüber und hinüber, biß in den Boden, der ihm den Ausgang versagte, und in die Stange, an die er sich stieß, und geberdete sich so toll und wild, wie sich nur eben ein so frisch gefangener Bär geberden kann.

Sobald aber die Goldwäscher sahen, daß der Bär die Grube nicht sogleich verlassen konnte, bekamen sie mehr Muth, und Einzelne sprangen mit ihren schweren eisernen Brechstangen herbei, ihn auf den Kopf zu schlagen, sobald er wirklich einmal den oberen Rand gewinnen sollte. Andere schrieen nach einem Gewehr, und es war in der That ein so tolles Durcheinander, wie man sich nur denken kann.

Da erschienen die beiden Jäger auf dem Schauplaze, und so wie der Knabe, an dem Hektor schon jubelnd emporsprang, zum Rande der Grube trat, schrie ihm Alles entgegen, den Bär zu schießen. Georg wollte auch keine langen Umstände mit dem Gefangenen machen, als noch ein Mann in einem blauwollenen Frack, und sehr kurzen karirten Hosen an den langen Beinen, herzusprang. Kaum hatte der aber einen Blick auf den gefangenen Bär geworfen und gesehen, wie der junge Bursche die Büchse an den Backen riß, als er Halt! rief, und

nun mit den sonderbarsten Geberden einen Augenblick Aufschub verlangte.

„Halten Sie, meine Herren, halten Sie — keine Ueber-eilung,“ rief er mit einem Accent im Ton, an dem Georg augen-blicklich den Yankee*) erkannte. „Der Bär kann nicht herauf, und sollte er es ja erzwingen wollen, bleibt es noch immer Zeit, ihm mit den eisernen Brechstangen den Schädel einzu-schlagen. Wie er aber da unten ist, wenn Sie im Stande sind, ihn lebendig zu fangen, zahle ich Ihnen funfzig Procent mehr, als das Fleisch werth ist.“

„Unfinn, Mann,“ rief ein dabei stehender Amerikaner, „wer soll denn die Bestie lebendig fangen. Hast Ihr Lust dazu, dort hinunter zu gehen und ihr einen Maulkorb anzulegen?“

„Was sagt er? — was will er?“ frugen die Mexikaner, die das Englische nicht verstanden, bis es ihnen ein dabei ste-hender Engländer, der ihre Sprache redete, übersetzte.

„Gut!“ rief da plötzlich ein schwarzbrauner kräftiger Bursche, mit prächtigem schwarzen Schnurrbart und kohlschwarzem langen gelockten Haar. „Sagt ihm, wenn er sein Wort hält, wollen wir ihn lebendig fangen. Aber wohin will er ihn thun?“

Mit Hülfe des Dolmetschers verständigten sich jetzt die Beiden rasch mitsammen. Der Yankee hatte gerade einen vier-spännigen Ochsenwagen an Ort und Stelle, der ihm Lebens-mittel und andere, dort leicht verkaufbare Waaren heraufgebracht. Wenn sich die Mexikaner verbindlich machten, ihn so zu binden, daß er sich nicht bewegen könne, so wollte er selber eine Art

*) Yankees werden die Bewohner der nordöstlichen Staaten in der Union genannt, die wegen ihres unternehmenden und schlaun Han-delsgeistes in den ganzen Vereinigten Staaten berühmt und als wan-dernde Krämer auch oft beschäftigt sind.

Käfig herstellen, damit er dort dann, natürlich gefnebelt wie er war, hineingelegt und so rasch als möglich nach San Francisco geschafft würde.

Georg stand indessen noch immer mit der gespannten Büchse neben der Grube, in welcher der Bär herumwüthete. Sein Begleiter war aber jetzt ebenfalls herangekommen und hatte, selber der Spanischen Sprache mächtig, bald gesehen, um was es sich hier handelte.

„Gut,“ sagte er dabei zu den Mexikanern, „den Handel können wir uns gefallen lassen. Hier der kleine Bursche aber beansprucht die Hälfte von Euerm Bär, denn er hat ihn mit seinem Hunde aus dem Walde herunter und hier hinein gesagt. Fangt und bindet Ihr ihn aber, so wird er sich mit dem dritten Theil begnügen.“

Dagegen wollten die Mexikaner allerdings jetzt Einsprache erheben. Der Bär sei, wie sie sagten, in der Grube eines ihrer Kameraden gefangen worden, und dem gehöre deshalb auch der ganze Bär. Die anwesenden Amerikaner nahmen aber wieder Georg's Parthei, der, wie sie behaupteten, ganz in seinem Rechte sei, und beide Theile verständigten sich endlich dahin, daß der Eigenthümer der Grube und Georg, als zufällige Ursachen der Gefangenschaft des Wildes, jeder ein Viertel, die Hälfte aber die bekommen sollten, die das schwere Unternehmen zu Stande brächten, den Bär zu binden und dann aus der Grube herauszuschaffen, daß er in den Käfig gethan werden könnte. Brachten sie das nicht fertig, und mußte der Bär noch geschossen oder todtgeschlagen werden, so bekommen sie Nichts, und der Mexikaner und Georg die Hälfte.

Der Alte wollte sich damit im Anfange nicht begnügen, indem dadurch Hektor, der redlich dabei geholfen, vollkommen leer ausginge. Als sich aber der Yankee erbot, dem Hunde

Der Adler, Goldgräber. 8

so viel Wildfleisch oder Wildpret zu geben, als er bis morgen früh fressen und dann im Maule mit fortnehmen könne, welchem Anerbieten Alle mit lautem Lachen beistimmten, gab er sich endlich zufrieden.

Der Bär hatte indeß seine wenigstens fruchtlosen Bemühungen noch nicht aufgegeben, und durch das Bellen, Gekork, wie auch das Lärmen und Toben seiner Feinde nur noch wüthender gemacht, sogar mit Sprüngen versucht, den oberen Rand zu erreichen, wobei er einmal sogar seine riesige Taze dort oben einschlug. Der Boden bröckelte aber ab, und er stürzte wieder zurück, und heulte jetzt ordentlich vor Wuth, daß er die höhnennden Menschen da oben nicht erreichen und vernichten konnte. Wäre er in diesem Augenblicke ausgebrochen, er würde fürchterlich unter ihnen gewüthet haben. Die Mexikaner waren aber indeß auch nicht müßig gewesen, denn von allen Seiten kamen sie mit Lasso's (langen, aus ungegerbter Haut geflochtenen Schlingen, in deren Wurf sie große Fertigkeit haben) herbeigesprungen.

Was sie damit beabsichtigten, wußte der Knabe freilich nicht, denn wenn sie den Bären jetzt damit nach oben zogen, hätten ihn sämtliche Menschen nicht halten und bändigen können. Die Mexikaner waren aber in solchen Dingen schon vortrefflich geübt, und wie sie den wildesten Stier mit Leichtigkeit unschädlich machten, wollten sie dasselbe auch jetzt mit dem Bär versuchen. Gefahr war vor der Hand in sofern nicht dabei, als die beiden Amerikaner mit ihren Büchsen, und eine Anzahl anderer Arbeiter den oberen Rand mit ihren schweren eisernen Brechseilen bewachten, mit dem sie den Grizzly, falls er ausbrechen wollte, fassen empfangen haben würden. Der Versuch, ihn lebendig zu fangen, konnte also deßhalb jedenfalls gemacht werden. So leicht sollte das aber doch nicht angehen,

denn ein Bär hat keine Hörner, um die man eine Schlinge werfen und ihn daran halten kann, und fingen sie ihn am Halse, so erwürgt er sich selber, und sie bekamen ihn eben nicht lebendig.

Der Bär, von der wüthenden Anstrengung erschöpft, hielt jetzt einen Augenblick inne; weniger aber vielleicht sich zu verschmaufen, als irgend einen Platz zu ersuchen, an dem er sich doch vielleicht befreien könne. Er war jedenfalls ruhiger, aber deshalb kaum weniger gefährlich geworden. Mit täuschend nach oben blickenden Augen saß er da; all das Gemüthliche, was sonst auch der größte Bär noch an sich hat, war von ihm gewichen. Die Ohren hatte er dicht an den Kopf gelegt, unter den boshaft herausgezogenen Lippen war das rothe Zahnfleisch mit den furchtbaren Fängen sichtbar; der Körper bog sich halb gekrümmt, fast wie zum Sprunge, und er glich wirklich weit eher einer riesigen, vorweltlichen Kage, als einem ächten, ausgewachsenen, in Verlegenheit gerathenen Grizzly-Bär.

Der erste Versuch aber, der von den Laffowettsen nach ihm gemacht wurde, reizte seinen Grimm aufs Neue, und er flog mit solcher Gewalt an den oberen Rand, daß er denselben diesmal, aber glücklicher Weise nur mit den äußersten Spizen der wohl sechs Zoll langen Krallen berührte. Einer der Mexikaner sprang auch wirklich schon, in der Angst, daß er sich dort festhalten und dann mit den Hintertagen nachhelfen würde, hinzu, und holte mit seiner eisernen Brechstange zu einem schützenden Schläge aus. Der Yankee aber wachte jetzt über das Leben des Bären mit äußerster Sorgfalt, und hielt den Schlag zurück, der alle seine Berechnungen vielleicht zugleich vernichtet hätte.

Der Mexikaner mit dem lockigen Bart und Haar hatte indessen mit vollkommen kaltem Blute seine Zeit benutzt, und

dem Bär, mit wirklich außerordentlicher Geschicklichkeit, ehe er mit den Hintertagen wieder auf den Boden kommen konnte, den starken Lasso um die eine derselben geworfen. Im nächsten Augenblicke hingen wohl zwanzig Menschen daran, und rissen das Hinterteil des Bären in die Höhe. Dieser fuhr wüthend herum, fiel aber, da ihm der eine Fuß weggezogen war, auf den Rücken, und hatte in demselben Moment auch schon einen anderen Lasso um sein zweites Hinterbein, und einen dritten um seine rechte Lappe. Der Mexikaner, der den letzten geworfen hatte, war aber nicht rasch und gewandt genug gewesen, denn Grizzly bekam ihn zwischen die Zähne, und biß das starke, vierdrähtige Leder durch, als ob es ein Zwirnsfaden gewesen wäre. Durch das Anziehen der beiden anderen, kam er aber trotzdem in eine höchst fatale und unbehagliche Stellung.

Er konnte nämlich nicht mehr verhindern, daß sein ganzer Hinterkörper so hoch gehoben wurde, mit den Lappen nicht mehr den Boden zu berühren. Wenn er sich auch mit ihnen, sobald er gegen die Wand traf, nach vorn schnellte, kam er, zurückprallend, immer wieder in dieselbe Lage. Zu schwerfällig dabei, sich mit dem Oberkörper weit genug herumzuschellen, daß er die Lasso's mit den Zähnen erreichen konnte, warf er sich endlich, durch vergebliche rasende Anstrengung ermattet, auf den Rücken und brüllte, daß es wie Donner durch die Berge schallte.

Kaum lag er in dieser Stellung und hob dabei die beiden Vordertagen in die Höhe, als sie auch beide, jede in einer Schlinge, gefangen und zurückgerissen wurden, und als sich der Bär jetzt wieder herumwarf, kam er auf die Brust zu liegen, und vermochte nicht mehr sich aufzurichten.

Seine verzweifelten Anstrengungen waren umsonst. Er raste förmlich; der Schaum trat ihm vor den Nasen, und er biß wüthend in den Boden, auf dem er lag.

Das dauerte etwa eine halbe Stunde, während der alle Versuche, ihm eine Schlinge als Maulkorb umzuwerfen, vergebens blieben. Er streifte sie im Nu zurück, und zerbiß drei Lasso's nach einander. Endlich vermochte aber selbst seine Bärennatur nicht mehr die furchtbare Anspannung seiner Kräfte auszuhalten. Er wurde matt und blieb, den Kachen fest auf den Boden gedrückt, ruhig liegen. Die Mexikaner aber bereiteten indessen einen neuen Angriff vor.

Einer von ihnen war in den Wald gesprungen, und kam jetzt mit einem jungen Rothholzstamm von etwa acht Zoll Dicke und vielleicht zwölf Fuß Länge zurück. Ein Anderer hatte indessen einen Lasso mit einem Knebel hergerichtet, der sich nicht ganz zuzog, also auch den Bär nicht erwürgen konnte. Diesen warf man ihm, wie er den Kopf zum ersten Male wieder hob, um den Hals und zog ihn, ohne daß er ihn diesmal mit den Zähnen fassen konnte, nach vorn, und nun hatten sie den Bären vollständig in ihrer Gewalt. Er wurde jetzt, seine augenblickliche Ermattung benutzend, auf den Rücken geworfen, und der junge Stamm dann niedergelassen, daß er der Länge nach auf seinen Bauch zu liegen kam.

Das Schwierigste und Gefährlichste blieb aber jetzt, ihn daran fest zu schnüren, denn zu dem Zweck mußte Einer von ihnen in die Grube hinunter. Erst nach langem Zureden entschloß sich jetzt ein junger gewandter Bursche dazu, und zwar auch dann nur mit der Vorsicht, daß ihm selber ein Lasso um den Leib gelegt wurde, damit ihn die Freunde, bei der geringsten Gefahr, rasch damit wieder nach oben ziehen könnten.

Hierbei half der praktische Sinn der Amerikaner, die im Nu begriffen, um was es sich handele, und in kaum einer Viertelstunde einen Block mit einer Scheibe, wie sie auf Schiffen gebräuchlich sind, herbeigeschafft, und einen ordentlichen, soge-

nannten „Flaschenzug“ hergerichtet hatten. Damit konnte der nach unten Gelassene, sobald es nöthig werden sollte, mit Leichtigkeit und Schnelle wieder nach oben gezogen werden.

Der junge Bursch fing jetzt an den Hintertagen an. Oben war das rothlederne Seil schon fest und sicher um das eine Ende des jungen Baumes geschnürt, und vorsichtig und langsam die beiden Tagen hinanziehend, gelang es ihm, sie mehrmals und fest mit dem Tau zu umwickeln. Der Bär merkte allerdings jetzt, was man mit ihm vorhabe und wollte sich wehren. Seine Hinterbeine waren aber schon zu ihrer vollen Länge ausgezogen und wurden oben von den beiden Lasso's und zwanzig daran hängenden Menschen gehalten. Er brachte sie nicht mehr zurück.

Die Vordertagen wurden jetzt einzeln an das Holz geschnürt, jede mit einem vergeblichen Kampf des Opfers dazwischen. Sobald der Bär aber an zu wüthen fing, ließ sich der Mexikaner rasch nach oben ziehen, und begann erst wieder auf's Neue, wenn die Pestia ermattet liegen blieb. An den Kopf war er aber unter keiner Bedingung zu bringen. Die Fänge des riesigen Raubthiers sahen zu furchtbar drohend aus, und den blutunterlaufenen kleinen blühenden Augen mochte er nicht begegnen. Erst als es den Mexikanern, die den Lasso oben hielten, gelang diesen um den Balken zu schlingen und wieder unter den Kopf durchzuziehen, wodurch sie jede weitere Bewegung des armen Bären unmöglich machten, faßte er Muth, und jetzt besand sich „Grizzly“ auch, kaum eine halbe Stunde später, überall geknebelt, vollkommen in der Gewalt seiner erbarmungslosen Feinde.

Starke Stricke wurden jetzt herbeigeschafft, ihn nach oben zu heben. Obgleich aber glatte Hölzer eingeschoben wurden, und Alle ohne Ausnahme anfaßten, war es ihnen doch nicht möglich, die gewaltige Last vom Boden heraus zu bringen. Es blieb

ihnen zuletzt nichts Anderes übrig, als die eine Wand der Grube etwas einzuschäufeln, daß sie dadurch eine mehr schräge Fläche bekamen, und dann des Yankee's vier Stiere vorzuspannen.

Ehe das aber geschah, hatte dieser rasch eine Anzahl junger Stämme fällen, und mit Wagenketten, deren er eine Anzahl zum Verkauf heraufgebracht, verbinden lassen. Dadurch stellte er einen vorn und hinten offenen Kasten her, in den jetzt der Bär gezogen und nun darin noch mehr mit Ketten verwahrt wurde. An Loskommen war unter diesen Umständen nicht zu denken, und nur die Frage, ob er es solcher Art, und ohne Futter und Wasser, bis San Francisco aushalten würde.

Darüber schien indeß der Yankee außer Sorgen zu sein.

„Meine Ochsen sind stark und gut gefüttert,“ meinte er, „und die Wege noch trocken. Der gestrige Regen hat kaum mehr als den Staub gelöscht, und wenn ich Tag und Nacht fahre, bringe ich ihn schon dorthin.“

„Und was wollt Ihr dort mit dem alten Burschen lebendig machen?“ frug ihn Georg's Begleiter — „in San Francisco für Geld sehen lassen?“

„Dafür laßt mich sorgen, bester Freund,“ lachte aber der Yankee, „denn daß mir Páp meine Auslagen wieder bezahlt, ist meine kleinste Sorge.“

Georg erstaunte übrigens nicht wenig, als er jetzt erfuhr, daß sich der Yankee dazu verstanden habe, die Summe von 250 Dollar für den lebendigen Bär zu zahlen; er wußte damals noch nicht, daß das Fleisch allein, in den entferntesten Minen bis zum halben Dollar das Pfund, und in der Regenzeit noch mehr kostete. Solcher Art sah er sich plötzlich durch Moelito's Hilfe in Besitz von 62½ Dollar, die der Yankee sich erbot, augenblicklich auszugeben, und obgleich er das Geld nicht

wollte, sondern behauptete, es gehöre seinem Begleiter, da ja doch Moskito die Hauptperson bei der ganzen Jagd gewesen, so widersprach ihm dieser darin auf das Entschiedenste.

„Das Geld ist von Gottes- und Rechtswegen Dein,“ lachte er, „denn wenn die Sache schief ging, hättest Du ebenso gut für Moskito's Dummheit mit Deiner eigenen Haut bezahlen müssen. Da Du aber nun einmal die Gefahr hattest, versteht es sich jetzt auch von selbst, daß Du den Nutzen davon ziehst. Uebrigens brauchst Du das Geld auch nothwendig genug, Dir gleich hier im Lager etwas Wäsche zu kaufen. Und nun komm; der Panksee ist in den Laden gegangen, seine Zahlung zu machen. Jetzt wirst Du das erste Gold zu sehen bekommen.“

„Gold?“ rief Georg verwundert, zahlt er mit Gold aus?“

„Nun, mit was denn?“ lachte sein Begleiter; „hier in den Minen könntest Du für einen Silber-Dollar Gott weiß was geben, und würdest ihn nicht bekommen. Wie das Gold aus der Erde gewaschen und nur eben getrocknet ist, kommt es auch in den Handel, und jede, selbst die geringste Kleinigkeit, die wir kaufen, wird mit abgewogenem Goldstaub bezahlt.“

Der Alte hatte recht. Als sie das Waarenzelt betraten, in dem alle Arten von Lebensmitteln, Kleidern, Handwerkszeug und tausend andere Sachen bunt und wild aufgeschichtet lagen und standen, war der Panksee eben dabei, das Gold für die Leute in vier verschiedenen Theilen abwiegen zu lassen, und Georg bekam eine ganze Handvoll kleiner und größerer gelbglänzender Stücke, mit denen er jetzt gar nicht wußte wohin. Sein Begleiter schaffte ihm aber bald dafür Rath. Zuerst kaufte er ihm einen kleinen Beutel von gegerbtem Leder, wie sie dort fertig zu bekommen waren, wenn der auch gerade so viel kostete, wie daheim ein ganzes Fell. Dann erstanden sie noch, für eben solche Preise, zwei Hemden und einige Paar Socken,

und gingen nun wieder hinaus, das Ausladen des Wärens mit anzusehen.

Das wurde aber ziemlich rasch bewerkstelligt. Man hatte die Hinterräder vom Wagen abgenommen, und konnte den gefesselten Wärs solcher Art leicht hinaufziehen. Mit vereinten Kräften und Hebeln, und unter dem Lachen und Zauchzen der Mexikaner, wurde der Wagen dann wieder aufgehoben, und während ein Paar die Räder ansleckten, brachten auch schon Andere die eingesochten Stiere.

Diese scheuten sich im Anfange, und wollten nicht recht hinan. Wie sie aber erst einmal befestigt waren, ließen sie bei jedem Brummer, den ihre wunderliche Last von sich gab, nur desto rascher den hier ziemlich befahrenen Weg entlang, und eine halbe Stunde später war der Danker mit seinem sonderbaren und doch etwas gefährlichen Kauf schon das Thal hinab hinter den Büschen der Niederung verschwunden.

10. Capitel.

Was für Geschichten der Alte erzählen konnte.

In all' dem Lärm und der Aufregung, in der sie bis dahin der Grizzly-Wär gehalten, hatte Georg fast gar nicht an den Zweck gedacht, der ihn eigentlich hiehergeführt. Jetzt drängte es ihn aber desto mehr, an diesem belebten Plage mögliche Kunde von seinen Eltern zu erhalten, und der Verkäufer im Laden konnte ihnen darüber wahrscheinlich die beste Auskunft geben.

An diesen wendeten sie sich deshalb, und Georg beschrieb ihm dabei seine Eltern, so gut er irgend konnte.

„Ja, mein lieber, junger Mann,“ erwiderte aber dieser, „das ist Alles recht schön und gut, wir haben hier jedoch mehr zu thun, als uns alle die Leute zu merken, die vorbeiwandern. In Gebirgswägen sind allerdings in den letzten Tagen einige hier durchgefahren, und hatten auch Frauen und Kinder bei sich. Derart Leute halten sich aber, wenn sie eben ankommen, nie an einem solchen Plage auf. Was sie unterwegs brauchen, führen sie auch bei sich, und wenn sie hier etwas kaufen sollten, und unsere Minenpreise hören, glauben sie im Anfange immer, man wolle sie prellen. Nachher gewöhnen sie sich freilich an die Preise. Die Frauen kommen uns nie zu nah, höchstens einmal eine oder die andere von den Männern, wenn ihnen der Tabak ausgegangen ist, oder das Salz. Zum Lagern wäre hier in der Nähe ebenfalls kein guter Platz, denn wenn auch hier und da noch etwas Gras steht, ist das unten liegende Feuerholz doch aus der ganzen Nachbarschaft schon weggebrannt, und sie fahren deshalb lieber eine oder zwei Meilen weiter, wo sie Holz, Wasser und Weide bequem und reichlich bei der Hand haben.“

Weiter wußte der Mann Nichts. Andere übrigens, die sie deshalb frugen, bestätigten ihnen, daß gestern sowohl wie vorgestern mehrere Wägen, die in den Bergen vom Schnee überrascht worden, nach vielen ausgestandenen Beschwerden hier durchgekommen wären. Die Leute sollten sehr angegriffen und vom Wetter arg mitgenommen ausgesehen haben. Ein Paar kranke Frauen seien ebenfalls dabei gewesen, und kein Wunder das; waren doch viele von ihnen sogar unterwegs gestorben.

Den Beiden blieb jetzt nichts Anderes übrig, als eben diesen vorangegangenen Wägen, so rasch sie möglicher Weise konnten,

zu folgen. Dort durften sie auch hoffen die Verlorenen wieder zu finden — hier blieb weiter Nichts für sie zu thun.

Im Zelte, das zugleich ein Speisehaus war — die Miner wenigstens, die nicht selber für sich kochen wollten, gegen zwei Unzen oder etwa 32 Dollar wöchentlich verköstigte — ließen sie sich sehr etwas zu essen geben, nahmen sich hier etwas gemahlene Kaffee und noch einige andere Kleinigkeiten für ihren weiteren Marsch mit, und gingen dann zu ihren Thieren, diese zu einem guten Weideplatz zu bringen und ihnen eine Stunde Futterzeit zu gönnen. Dann stiegen sie wieder in die Sättel und sprangten neu gekräftigt und gestärkt die Straße hinab.

Noch vor Dunkelwerden überholten sie den Wagen mit dem gefangenen Bär, der den Leuten aber, wie sie behaupteten, schon genug Sorge gemacht. Die erste Stunde hatte er vollkommen ruhig gelegen, und wie betäubt das Schaukeln und Schütteln des Wagens über die rauhe Straße ertragen, als dieser aber einmal hielt und die Leute ihm der besseren Lage wegen etwas Laub und Moos unterschieben wollten, fing er wieder an zu wüthen und gegen seine Banden anzukämpfen. Glücklicher Weise hielten diese; die Fuhrleute verbrachten aber eine böse halbe Stunde, und erst als auf den Rath des Vankes der Wagen wieder in raschen Gang gebracht wurde, beruhigte sich Bäh. Geladene Füchsen führten sie übrigens bei sich, im Fall der Noth, und wenn es gar nicht mehr anders ging, das Raubthier unschädlich zu machen, und etwaigem Unglück vorzubeugen.

Weiter überholten sie heute Abend kein Geschirr auf der Straße, und lagerten endlich, weil sie ihre Thiere nicht zu sehr angreifen durften, schon mit völliger Dunkelheit dicht am Ufer des Baches.

Ihr Lager war bald hergerichtet, denn der Himmel ver-

sprach eine sternenhelle, trockene Nacht, und wie sie ihr einfaches Abendmahl bereitet, plauderten und lachten sie viel über das heute erlebte wunderliche Abenteuer, wie über Moskito's sehr am unrechten Plage gezeigten Muth.

„Ich habe gar nicht geglaubt, daß ein Grizzly-Bär so scharf laufen könnte,“ sagte Georg. „Im Nu war er aber den steilen Gang hinunter.“

„Das geht bei allen großen Thieren so,“ erwiderte der Alte. „Anscheinend bewegen sie sich nur plump; in Wirklichkeit rücken sie aber doch gewaltig schnell vom Plage, wenn sie einmal laufen wollen. Selbst unser schwarzer Bär in den Staaten drüben, den ein Pferd, wie man glauben sollte, augenblicklich einholen müßte, verlängert die Heden oft einen ganzen Tag und läuft, besonders wenn er recht mager ist; außerordentlich.“

„Im Dickicht kommt ihm dabei sein Pelz, wie die Art seines Laufs besonders zu Statten, denn mit der Nase immer dicht am Boden, schiebt er alle Aeste und Schlinggewächse oben über sein glattes Fell weg, und drückt sich gewissermaßen wie ein Keil durch. Hunde und Pferde dagegen springen mit der Brust in all' solche Hindernisse hinein, und wo sie nicht vollständig hängen bleiben, werden sie doch bedeutend aufgehalten.“

„Manchmal laufen sie aber auch gar nicht,“ sagte Georg.

„Das sind seltene Fälle,“ sagte der Alte, „und entweder ist das dann eine alte Bärin — die aber auch keineswegs ihre Jungen jedesmal vertheidigt — oder es ist ein schwer verwundeter Bär, der eben gereizt nicht mehr so rasch fort kann und von den Hunden gestellt wird. In dem Falle sind sie gefährlich. Alle die tausend Geschichten aber, die so in der Welt erzählt werden, und denen nach Bären einen Menschen aus

freien Stücken verfolgt haben sollen, sind erfunden, und weiter Nichts als Märchen.“

„Jedes Raubthier, es mag Namen haben, wie es will, flieht den Menschen. Selbst der Tiger springt einen Menschen nur an, wenn er sich ungesehen weiß, also aus dem Hinterhalt. Er müßte denn ganz entsetzlich hungrig sein. Unser Amerikanischer schwarzer Bär läuft nun ganz besonders, wo er nur noch irgend eine Gelegenheit dazu findet, und ich selber, so viel ich schon erlegt habe, weiß nur ein einziges Beispiel, wo ein Bär, oder vielmehr eine Bärin, meine Nähe nicht scheute, sondern mir zu Felbe ging.“

„Ich war damals noch ein junger Bursche, jung wenigstens gegen jetzt, denn ich mochte etwa vier und zwanzig Jahre zählen und jagte in Kentucky — jener Zeit der beste Jagdgrund der Welt. In unserer Nachbarschaft hatte sich aber ein ungeheuer großer Bär gezeigt und wir waren Alle wohl sechs Monate vergeblich hinausgelaufen, ihn zum Schuß zu bekommen. Da fand ich — Ende Februar mochte es etwa sein — zufällig einmal den Platz, wo er zu Wasser ging. Weil ich nun wußte, daß in der Jahreszeit die Bären immer wieder genau denselben Pfad gehen, ja sogar regelmäßig in ihre eigenen Fahrten hineintreten (weßhalb wir solche Fahrten auch „Schrittpfad“ nennen), so ließ ich mir die Nähe nicht verdrießen und setzte mich dort so lange auf den Anstand, bis er kam. Ich schoß ihn durch's Herz, er lief wohl noch ein Stückchen, aber mein Hund fand ihn rasch, und ich war damals nicht wenig stolz auf jenen Bär. Ein Pferd hatt' ich aber nicht bei mir, und da ich doch meinen Eltern daheim den Beweis bringen wollte, daß ich den tüchtigen Bär erlegt, beschloß ich die Haut mit nach Hause zu nehmen, und das Uebrige indessen an den nächsten Baum zu hängen.“

„Die Haut war aber verwünscht schwer, und ungefähr gerade so viel wie ich, damals in meinen besten Jahren, schleppen konnte. Nichtsdestoweniger schnürte ich sie mit Baststreifen fest zusammen, hing sie an einem kurzen Stod über die Schulter, nahm meine Büchse und wanderte dem vielleicht eine gute Stunde entfernten Hause zu. Natürlich nahm ich dorthin den nächsten Weg, und arbeitete mich gerade am Rande eines Dickichts hin, wo mehrere Eichen von einem vorjährigen Sturme umgeworfen lagen, als plötzlich in dem dichten Wipfel der einen ein Bär auf und gerade auf mich zu sprang. So nahe war mir der Braune dabei gekommen, ehe ich ihn bemerkte, daß ich im ersten Schreck das Fell von der Schulter fallen ließ. Im Sturz riß mir das aber auch die Büchse aus der Hand, und ich befehlte nicht einmal Zeit, sie wieder aufzuheben. Ich lief für mein Leben. Wäre mir übrigens der Bär gefolgt, so hätte er mich jedenfalls in wenigen Minuten eingeholt, und ich säße dann nicht hier, Dir die Geschichte zu erzählen. So aber schien er sich bloß damit begnügt zu haben, mich von dem Wipfel fortzujagen, denn wie ich nach einer Weile Nichts mehr hinter mir hörte und mich umschaute, sah ich, wie er eben an meinem weggeworfenen Fell schnoperte, und dann brummend wieder in das Dickicht zurücktrug.“

„Da saß ich jetzt mitten im Walde ohne Büchse, und einen verben Bär in Schußnähe. Ich merkte aber jetzt wohl, daß das kein Bär, sondern sehr wahrscheinlich eine Bärin sei, die dort im Wipfel des umgebrochenen Baumes ihr Winterlager gehalten und ihre Jungen hatte. Darum nahm sie es auch so übel, daß ich dicht daran vorbeigegangen war. Was aber jetzt thun? Nach Hause gehen und eine andere Büchse holen? Dann wär' ich jedenfalls ausgelacht worden, daß mir ein Bär die meine abgejagt. Ich beschloß also unter jeder Bedingung einen

Versuch zu machen, mein Gewehr wieder zu bekommen, legte Kugeltasche und Alles, was mich hindern konnte ab, und kroch, wie ich glaubte daß sich mein brummiger Nachbar wieder vollständig beruhigt hätte, vorsichtig und so geräuschlos als möglich nach der Stelle zurück, wo meine Büchse lag. Das ging auch ganz gut. Nichts rührte sich in dem Wipfel, den ich wohl im Auge behielt, und ich war in kaum zehn Schritt von meiner Büchse angeschlichen, als die verwünschte Bärin mich wieder gewahrte. In demselben Augenblicke prasselte und brach's auch wieder in den Büschen und ich nicht faul auf, und gelaufen, daß ich die Schuhe hätte verlieren mögen."

"Diesmal trieb sie mich ein Stückchen weiter als vorher; ich merkte aber jetzt, daß sie dem Frieden nicht traute, und vielleicht noch andere Menschen in der Nähe glaubte. Sie mochte jedenfalls ihre Jungen nicht so weit verlassen, und begnügte sich damit, mich einfach fortzujagen."

"Jetzt wurde ich aber ernstlich böse. Ich hatt' ihr noch gar Nichts zu leid gethan, und mußte mich nun von der schwarzen Bestie so behandeln lassen, daß ich nicht einmal mein eigenes Gewehr wieder holen sollte. Aber was wollt' ich machen? — Mit dem Messer konnt' ich Nichts gegen die alte Bärin ausrichten, das wußt' ich gut genug; meine Büchse hatte sie selber, und ich mußte jetzt nur warten, bis sie vielleicht eingeschlafen wäre, meinen Versuch dann noch einmal zu erneuern. Ich ging deshalb noch eine Strecke in den Wald hinein, legte mich dort unter einen Baum und blieb da so lange liegen, bis mich die Kälte endlich wieder auftrieb. Darüber waren indessen einige Stunden hingegangen, und ich begann jetzt mein altes Spiel. Es half mir aber Nichts. Die verwünschte Bestie passte zu gut auf, und kaum war ich wieder in Sicht von meinem Gewehr, als sie auch zum dritten Male herausbrach

und mich diesmal noch weiter sagte, als die beiden letzten Male.“

„Dabei war der Abend ziemlich angebrochen, und ich mußte mein Gewehr richtig im Stiche lassen, und machen, daß ich nach Hause kam. Natürlich wurd' ich daheim, wie ich's mir gedacht hatte, tüchtig ausgelacht, aber am nächsten Morgen zogen wir Alle zusammen mit Hunden und Pferden hinaus und rückten der Alten ernsthaft zu Leibe. Allerdings schlug sie uns unsern besten Hund noch todt, aber wir erlegten sie doch, und bekamen noch außerdem zwei allerliebste Junge lebendig.“

„Wenn Euch die Wärin aber an jenem Tage eingeholt hätte,“ sagte Georg.

„Om,“ lachte der Alte, dann hätte sie mir wahrscheinlich einen Hieb gegeben, an dem ich genug gehabt. Uebrigens hat mir aber auch dafür einmal ein Pär das Leben gerettet.“

„Ein Pär?“ rief Georg erstaunt.

„Ja, und ein tüchtiger Bursche, und auf eine Weise, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde, und wenn ich hundert Jahr alt würde.“

„Aber wie war das möglich?“

„Ja, mein Bursche, das war eine wunderliche Geschichte, und wenn ich an den Morgen zurückerdenke, läuft mir noch immer eine Art Gänsehaut über den Leib. Aber schür' das Feuer ein wenig an, und ich will Dir die Geschichte noch erzählen. Nachher wollen wir schlafen, denn wir müssen mit Tagesanbruch wieder unterwegs sein.“

Georg that, wie ihm geheißen, und der Alte, der sein Antlitz erst eine Weile wie in tiefem Sinnen mit der Hand bedeckt gehalten, begann:

„Es ist nun schon eine lange, lange Reihe von Jahren her, als ich zuerst mit einem Bruder von mir nach Kentucky

überfledelte. Damals gab es dort, wie ich Dir schon vorher gesagt, Wild im Ueberfluß. Der Büffel war sogar in dem noch wilden Lande heimisch; Bärenfährten fanden wir, wohin wir gingen, und Girsche und Truthühner so viel, daß man sie fast gar nicht mehr schließen mochte. Die Zelten sind jetzt freilich in den Staaten vorbei, denn eine thätige Bevölkerung hat sich überall ausgebreitet und das Wild wird nicht mehr gejagt, es wird vernichtet. Doch das gehört nicht hierher. — Allerdings hatten wir damals auch manches Scharmügel mit den Indianern, die uns auflauerten, wo sie nur irgend konnten. Das hielt uns aber nicht ab, dem Vergnügen der Jagd nach besten Kräften nachzugehen. Wird man doch gegen eine Gefahr, von der man fortwährend umgeben ist, zuletzt ordentlich abgestumpft.“

„In unserem Lager hielten wir uns indessen immer in kleinen Trupps beisammen, irgend einem Indianischen Ueberfall gewachsen zu sein. Nur den Tag über sagten wir allein, Jeder auf einem vorherbestimmten Grunde, damit wir uns nicht in den Weg kämen und einander die Jagd verdarben. Abends fanden wir uns dann wieder zusammen, und schliefen nie anders als mit vorher aufgestellten Posten.“

„So war ich eines Morgens auch ganz allein an den Ohio-Strom gegangen, wo ich einige Tage vorher in der Nähe des Wassers viel Bärenzeichen gespürt hatte. Ich denke, es muß auch etwa Ende Februar gewesen sein, wo die meisten Bären noch in ihrem Winterbau stecken, und nur in einzelnen Fällen dann und wann einmal zu Wasser gehen. Ich untersuchte deshalb auch die Dickichte besonders, und die alten hohen Bäume, in denen sie sich am liebsten die Wintermonate hindurch einhausen. Wenn man aber darin ein nur wenig geübtes Auge hat, sieht man die Stellen kaum an der rauhen Eichenrinde, wo ein Bär in aller Ruhe hinaufgestiegen ist.

Möglich, daß sich die Thiere absichtlich hüten, keine verrätherischen Zeichen für den Jäger zu hinterlassen. Setzt man sie freilich mit den Hunden hinauf, dann krallen sie sich in die Rinde ein, daß die Stücken ordentlich davon fliegen.“

„Ich selber hatte damals gar keinen Hund; überhaupt waren gute Hunde schwer zu bekommen, weil sie auf den ewigen Felsen von den Bären fast immer todgeschlagen oder verkrüppelt wurden. Zu solcher Suche braucht man aber auch keinen, und langsam, mit der Büchse auf der Schulter schlenderte ich durch den Wald. Hirsche sah ich genug, Truthühner ebenfalls, mochte aber keine schießen, weil ich mich etwas weit vom Lager entfernt hatte, und es uns auch überhaupt an Wildpret gar nicht fehlte. Da kam ich endlich zu einem alten, mächtigen Eichbaum, der aussah, als ob er schon ein Paar Jahrhunderte an derselben Stelle gestanden. Er wuchs ziemlich tief am Hügelrand, an einer vom Nordwind vollkommen geschützten Stelle und in einem solchen Dickicht, daß ich den Platz gar nicht gefunden hätte, wenn nicht eine Art Pfad, unter den Schlingpflanzen durch, hineingelaufen wäre. Solche Pfade legen sich die Bären äußerst gern an; ich kroch also vorsichtig darauf hin, und kam bald zu dem alten Waldbriesen selber, der prächtig von wilden Weinreben umrankt war, und noch eine ganz gesunde Krone hatte.“

„An der Rinde selber ließen sich allerdings die Spuren erkennen, daß ein Bär dort auf- und abgestiegen sei. Der Pfad draußen machte mich aber auch wieder irre, ob sich der alte Bursche noch dadrinnen versteckt halte. Allein konnt' ich überhaupt mit dem Baum Nichts anfangen, denn ich hatte weiter Nichts als meinen kleinen Tomahawk *) bei mir und mußte

*) Der Tomahawk ist ein kleines Weil, das die Indianer stets bei sich führen, und theils für ihr Feuerholz, theils als Wurfswaffe

jedenfalls erst Hülfe dazu holen. Ob ich das aber that, wollte ich mich doch auch davon überzeugen, ob wirklich ein War darin stecke, oder ob der Platz nur der alte verlassene Wohnort eines solchen sei."

"Zu diesem Zwecke mußte ich natürlich selber hinaufklettern, wo ich, von unten aus, eine in den Baum führende Höhlung erkennen konnte. Sand ich dort oben frische Zeichen, so lohnte es sich nachher auch der Mühe, hither wieder zurückzukommen; fand ich Nichts, so war es eben ein Versuch gewesen. Gesagt, gethan — meine Rüsche versteckte ich in ein Dickicht, damit ein dort vielleicht umherschneüffelter Indianer sie nicht zufällig entdeckte, legte die Kugeltasche und Decke dazu, und kletterte dann langsam an dem Baum hinauf."

"Das war an und für sich schon keine Kleinigkeit, denn der Stamm mochte wohl fünf Fuß im Durchmesser halten, mit einer tüchtigen Höhe zu den ersten Nestern. Ohne die daran niederhängenden Weinreben war' ich auch gar nicht hinaufgekommen. Mit deren Hülfe arbeitete ich mich aber rüstig bis an den ersten Zweig, und von da an kam ich dann leicht, wohin ich wollte. — War ich doch damals noch ein junger rüstiger Bursch, kaum sechs oder sieben Jahre älter, als Du jetzt bist."

"Der eigentliche Stamm hatte hier in früherer Zeit zwei Hauptäste gehabt, von denen der eine jedenfalls einmal durch einen Sturm abgebrochen, dann später ausgefault war, und

gebrauchen. Früher waren diese Tomahawks von Kieselstein, jetzt aber, seit sie mit den Weißen bekannt geworden, führen sie dieselben von Stahl oder Eisen. Manchmal sind sie auch ausgehöhlt, mit einem der Länge nach durchbohrten Stiel, um gleich als Tabakspfeife zu dienen.

eine solche Höhlung bildete, daß der stärkste Bär mit Bequemlichkeit hinein steigen konnte. Dort waren auch Zeichen genug; aber selbst ohne diese ließ sich der eigenthümliche scharfe Geruch eines Bärenlagers, der von unten heraufstieg, gar nicht verkennen. Ich zweifelte keinen Augenblick länger, daß wirklich ein Bär dort unten saß. Etwa vier oder fünf Fuß höher lief aber noch ein anderes Loch in den Baum hinein, und obgleich mich das nun eigentlich gar Nichts anging, wünschte ich es vorwärtiger Weise ebenfalls zu untersuchen. Ich war einmal oben, wie ich dachte, und konnte meine Nase dort eben so gut hineinstecken. Dazu mußte ich allerdings noch etwas höher klettern; das ging übrigens dort oben ungemein leicht. Ich brachte meine Kniee auf den Rand der unteren Höhlung, nachher die Füße, daß ich jetzt gerade auf dem Rande aufrecht stand, und konnte solcher Art auch in das obere Loch hineinschauen. Hier fanden sich indessen nicht die geringsten Spuren, auch kein eigentliches Loch, da ich einige Fuß tiefer das faule Holz darin erkennen konnte. Ich hatte dort oben also weiter Nichts zu thun, und drehte mich eben halb herum, einen absteigenden Ast zu erfassen, um leichter daran niedersteigen zu können.“

„Unglückseliger Weise vergaß ich aber auf den morschen Rand selber zu achten, auf dem ich stand, denn wie ich die halbe Wendung machte, bröckelte das vermoderte Holz desselben los, und meine beiden Füße glitten nach unten. — Ich wollte mich halten, aber das Gewicht meines Körpers war zu schwer, die Finger waren nicht im Stande, sich anzukrallen — möglich auch, daß noch ein Stück der Rinde nachtrach — ich weiß es nicht — ich fühlte nur, daß ich plötzlich mit einer Schnelle, die mir den Athem raubte, in den hohlen Baum schoß, und mein einziger Gedanke war dabei: Der Bär!“

„Unten angekommen stürzte ich auch auf einen weichen Ge-

genstand, und erwartete nun nichts Anderes, als im nächsten Augenblicke von den scharfen Krallen und Fängen der gereizten Bestie gefaßt und zerrissen zu werden. Ich dachte in dem Augenblicke nicht einmal an mein Messer, das ich im Gürtel trug, um mein Leben wenigstens so theuer wie möglich zu verkaufen. — Aber es geschah nichts Derartiges — Alles blieb todtenstill um mich her, und wenn ich im Anfange auch gar nicht wagte, mich zu bewegen, bekam ich doch nach und nach wieder Muth, und fing an umher zu fühlen, wo — und ob ich mich überhaupt allein befand.“

„Zuerst griff ich zu dem Zweck leise und vorsichtig nach unten — es war mir noch immer, als wenn ich dort ein Bärenfell fühlen müßte. Ich bedachte nicht, daß die Gewalt, mit der ich heruntergekommen, einen selbst halbtodten Bären aus seinem Schlafe ausgerüttelt haben müßte. Meine Hand traf aber nur faules, abgebröckeltes Holz, das in einer dichten, wahrscheinlich mehrere Fuß tiefen Schicht den inneren Boden des Baumes bedeckte, und ich wußte jetzt, daß ich mich in der That in der Behausung eines Bären befand, daß dieser aber auch den Platz entweder nur für den Augenblick, oder auch für den ganzen Sommer schon verlassen hatte.“

„Allerdings war es nicht meine Absicht gewesen, den Baum so genau zu untersuchen, da ich mich aber doch gerade einmal dort befand, fühlte ich an den inneren Wänden herum, und fand bald, daß diese ganz sauber und glatt abgekrafft waren. Das dadurch herunter gerissene faule Holz bildete ein ganz prächtiges Lager, und so ein alter fetter Bursche konnte es an solcher Stelle recht gut aushalten, ein Paar Monate auf der faulen Haut zu liegen. Zugleich durchfuhr mich aber auch der Gedanke, daß ich mich in einer höchst fatalen Lage befinden würde, wenn er eben jetzt nach Hause käme, und mich

in seinem Schlafzimmer erwachte. Mein Messer hatte ich allerdings bei mir, wünschte aber doch nicht seine mögliche Ankunft abzuwarten, und beschloß ohne Weiteres wieder nach oben zu klettern.“

Der alte Mann schloß ein Paar Minuten, und sah in-
dessen ernst und still vor sich nieder. Endlich fuhr er langsam
fort:

„Es ist doch nun seit jener Zeit schon eine hübsche Reihe
von Jahren verflossen, aber noch heute läuft es mir eiskalt den
Rücken hinunter, wenn ich an den Augenblick denke, wo ich in
dem Baum hinauffsteigen wollte, und zuerst merkte, daß ich es
— nicht mehr konnte. — Die Wände waren, wie schon er-
wähnt, inwendig ganz glatt gekragt, die Höhlung selber, dort
unten wenigstens, zu breit, als daß ich mich mit Rücken und
Knien hätte gegenstemmen können, und nach drei oder vier
vergeblichen, mit verzweifelter Anstrengung gemachten Versuchen
sank ich halb ohnmächtig und in Angstschweiß wie gebadet auf
den Boden zurück. — Ich fühlte, ich war hier lebendig
begraben, und der Kopf schwindelte mir, wenn ich daran
dachte, was jetzt aus mir werden sollte.“

„Meine Kameraden würden mich suchen, das wußte ich,
aber wären sie selber zufällig in diese entlegene Gegend gekom-
men, durfte ich da auch nur einen Augenblick hoffen, daß sie
mich hier in diesem Baume suchen — finden würden? Schon
mancher Weise war auf der Jagd in einen Hinterhalt der In-
dianer gefallen und nicht zurückgekehrt, und wenn man ihn
auch ein Paar Tage gesucht, mußte er doch zuletzt aufgegeben
werden. Eine Weile saß ich so, das Gesicht in meine Hände
gestützt, in dumpfem Brüten, dann sprang ich empor und schrie
aus Leibeskräften, in der wahnsinnigen Hoffnung, von irgend
Jemandem gehört zu werden, und wäre es selbst ein Indianer

und Feind gewesen. Umsonst, der hohle Baum gab den Auf nur dumpf und matt zurück — für mich war keine Rettung mehr aus diesem Grabe. — Aber nicht müßig konnte and wollte ich dort sthen, so lange ich wenigstens noch im Stande war, meine Kräfte zu gebrauchen. Wieder versuchte ich es, an der glatten Rinde emporzuklimmen, und arbeitete, bis meine Nägel bluteten — vergebens. Mir fehlten die scharfen spitzen Klauen des Bären, und ich sank nur matt und hilflos jedes Mal zurück.“

„Jetzt versuchte ich etwas Anderes. Mit dem Messer wollte ich mich hinaus in's Freie arbeiten, und in dem faulen Holz wühlte das auch rasch vorwärts. Nur zu bald kam ich aber auf den noch gesunden harten Stamm, und fühlte nun, daß ich verhungern würde, ehe ich im Stande sei, mich herauszuschneiden. Auch an Feuer dachte ich, mein Feuerzeug hatte ich glücklicher Weise bei mir; das faule Holz brannte wie Bunder, und selbst das gesunde mußte endlich verkohlen. Wer aber stand mir dafür, daß einmal das gefährliche Element entzündet, dieses sich nicht mehr bändigen ließ, und mich in dem engen Raume erstickte; bestand doch der ganze Boden aus diesem Bunderstoffe. — Die Oeffnung oben warf dabel nur ein mattes, schwaches Licht herein, das nicht einmal ganz bis zu mir niederfiel, und den unteren Raum bloß mit einem Dämmerchein erfüllte. — Ich betete — ich weinte — ich verfluchte mein Geschick und meinen tollen Uebermuth, der mich einem solchen furchtbaren Loose jetzt preisgegeben. Ich war mit einem Worte außer mir, und es fehlte nicht viel, so hätte ich Hand an mich selbst gelegt, um nur nicht elend hier und langsam zu verhungern. Aber die Hoffnung ist ein wunderbarer Trost im Menschenleben, und trotzdem, daß ich wahrlich nicht wußte, auf was

ich noch hoffen konnte, hielt mich doch immer ein gewisses Etwas von dem letzten verzweifelten Schritte zurück."

"Plötzlich war es mir, als ob ich draußen am Baume ein Geräusch gehört hätte. — Ich horchte gespannt, aber nicht das Mindeste ließ sich weiter vernehmen — waren das Menschen? — schon setzte ich die Hände trichtersförmig an die Lippen, einen Hülfesruf hinaus zu schicken. Wie ich aber den Kopf in die Höhe hob, den Schall desto besser nach oben dringen zu lassen, verdunkelte sich der Eingang oben, und ich befand mich im Stockdunkeln. — War es so plötzlich Nacht geworden? — nein, dort oben bewegte sich etwas — ich fühlte, wie dünne Späne morschen Holzes auf mich niederbröckelten, und ich wußte jetzt, es war der Bär, der langsam, und keinen Besuch ahnend, in seinen alten Schlafplatz niederstieg." —

"Jetzt war ich rettungslos verloren, und brauchte das Verhungern nicht mehr zu fürchten. Nur in einem letzten Gefühl der Selbstverteidigung, nicht ganz wehrlos in die Hände der Bestie zu fallen, zog ich mein Messer aus der Scheide, und erwartete mit kalter Todesverachtung den ersten Angriff."

"Du weißt doch wahrscheinlich, daß der Bär, wenn er solcher Art in einen hohlen Baum hinabsteigt, immer mit dem Hintertheil vorangeht — ebenso geht er auch außen an einem Baume hinunter, faßt den Stamm zwischen die Laßen, und steigt entweder, oder läßt sich auch wohl in recht großer Eile daran niederrutschen. Nun gut, so kam der Bär auch jetzt inwendig im Bau herab, schnuifte und schnaubte aber fortwährend dabei, weil er wahrscheinlich meine Bitterung spüren mochte. Näher und näher hörte ich ihn indessen kommen. Wie ich mir aber jetzt mit Blitzesschnelle überlegte, daß er, nach meinem ersten Angriffe, möglicher Weise wieder nach oben flüchten

würde, kam mir ein neuer Gedanke der Rettung. Es ist eine alte Thatsache, daß eine Gefahr aufhört, und zu ängstigen, sobald sie wirklich einmal da ist. So stark mir deshalb auch das Herz geklopft, wie ich die erste Gewißheit von dem Näherkommen des Bären erhielt, so ruhig war ich jetzt. — Mein Leben war doch verfallen, und um die Möglichkeit, es zu erhalten, durfte ich Alles wagen. Im Nu stieß ich deshalb das Messer in die Scheide zurück —

„In die Scheide?“ rief erstaunt Georg, der mit ordentlich peinlicher Spannung der Erzählung gefolgt war.

„In die Scheide,“ wiederholte der Alte, „beide Hände jetzt frei zu bekommen, bog mich etwas zurück, und ließ den breiten pelzigen Körper des Bären so tief nieder, bis ich ihn bequem erfassen konnte. Darauf brauchte ich nicht lange zu warten. — Wenige Secunden später fühlte ich seinen Pelz an meinem Gesicht, und ihn jetzt plötzlich mit beiden Armen, und in der Angst, mich nicht fest halten zu können, selbst mit den Zähnen fassend, verließ ich mich ganz auf den ersten Schreck der Bestie, ihr von ihrem Besuch und mir aus dem Baume zu helfen — und glücklicher Weise hatte ich mich nicht verrechnet.“

„Wäh, der hier nichts Arges ahnend, ganz friedlich in seine stille Behausung niedergestiegen war, fühlte kaum, daß sich irgend ein unbekanntes Wesen an ihn festklammerte, als er auch mit beiden Vordertagen wie blind und toll in die faule Rinne einhieb. Ganze Stücke flogen davon weg; aber die Hinterbeine spreizte er jetzt ebenfalls aus, und nur einmal hielt er plötzlich an und stemmte sich aus Leibeskräften in die Höhlung ein. — Bekam er das Uebergewicht und stürzte zurück, so war ich verloren, denn entweder wäre er auf mich gefallen und hätte mich erdrückt, oder auch doch abgeschüttelt

und erwürgt. Aber glücklicher Weise hielt die Rinde, in die er sich eingeklammert. Wieder hörte ich die Stücken links und rechts vorüberfliegen, und jetzt, wo der Baum enger wurde, war auch keine Gefahr mehr, daß er loslassen würde. Ich weiß nicht, wie viele Secunden er brauchte, hinaufzuklettern — mir schienen es ebensovielen Stunden. Wie Gottes Ungewitter raffelten wir indessen in dem Baum hinan, der, wie er oben enger wurde, mir das Jagdhemd, Hemd und Haut in Streifen vom Rücken riß; aber ich ließ nicht locker. Mit Fingern und Zähnen klammerte und biß ich mich ein mit aller Kraft, bis ich oben das Tageslicht wieder sah, und den Rand des oberen Loches erreichte. Wie dort Alles kam, kann ich selber nicht genau sagen. Ich weiß nur, daß ich oben plötzlich losließ und mit beiden Armen den eingebrochenen, hier jedoch festen Rand der Höhlung ergriff. Von mir fort aber sprang der Wär, faßte mit beiden Taten den Stamm und prasselte an der rauhen Rinde nieder, daß Stücken wie mein Hut groß davon abflogen, und hinunter und fort in das Dickicht war Eins, während ich noch oben in der Oeffnung hing. Ja, ehe ich nur einmal die Haare ausspucken und „Danke“ sagen konnte, war er schon, Gott weiß wie weit, im Dickicht verschwunden.“

„Ich war gerettet. Mit unsäglicher Vorsicht freilich kletterte ich über den morschen Rand hinaus, denn ich fürchtete immer noch, daß er mir zum zweiten Male unter den Händen wegbrechen könne; zum zweiten Male hätte mich aber der Wär nicht wieder aufgeholt. Endlich aber kam ich hinüber — faßte draußen einen festen Ast und — war in Sicherheit.“

„Wie ich an der einen Weintrebe wieder auf den Boden hinunter kam, weiß ich noch heute nicht. Als ich die grüne Erde aber wieder unter den Füßen spürte, fiel ich auf die Kniee, und wenn ich je in meinem ganzen Leben gebetet, und dem

lieben Gott alles Mögliche versprochen habe, so war es an dem Abend."

"Und schosset Ihr den Bären später?" frag Georg.

"Den Bären?" rief der Alte erstaunt — „für Wurd hatt' ich's gehalten, wenn ich den Bären je hätte schießen wollen. Hatte er mich doch, wenn auch eben nicht freiwillig, vor einem furchtbaren Tode bewahrt. Aber es wird spät, Georg," sagte der Alte plötzlich, sich in seine Decke hüllend. „Dir fallen die Augen auch schon zu. — Also gute Nacht, bis auf morgen früh."

11. Capitel.

Die beiden Wanderer trafen zum ersten Male mit den Californischen Goldwäschern zusammen.

Am nächsten Morgen war der Alte lange vor Tage wieder munter, und hatte schon den Kaffee zum Feuer geschoben, den Ueberrest von ihrem Wildpret zum Rösten an die Gluth gesteckt, und die beiden Thiere, von denen das Pferd eine kleine Glocke um den Hals trug, eingefangen und gefastelt, ehe er Georg weckte. Rasch badete der Knabe jetzt in dem vorbeischießenden Bache Hände und Gesicht, dann nahmen sie ihr Frühstück ein und sprengten, als eben der erste Dämmerchein den Wald erhellte, schon rüstig wieder die noch kaum erkennbare Straße entlang.

Überall zu rechts und links sahen sie dabei die Feuer der verschiedenen Lagerplätze der Goldwäscher, und als es Tag wurde, kamen diese von den Höhen nieder, am Wasser ihre Arbeit zu beginnen.

Das war ein neues, wunderliches Leben für den Knaben, und oft hielt er unwillkürlich sein Thier an, den fremden Beschäftigungen der Leute zuzusehen.

Hier gruben Einige tiefe Löcher in den Lehm Boden, bis sie hinunter auf den Felsgrund kamen, zu dem das schwere Gold niedergesunken war. Dort saßen Andere bei ihren Waschmaschinen, die sie mit der einen Hand herüber und hinüberschaukelten, während sie mit der anderen fortwährend Wasser in die darin befindliche Erde gossen. In der aufgeschwemmten Erde wusch sich dann das Gold unten in den Kästen hinein, und wurde zuletzt noch mit blechernen Pfannen rein herausgespült.

Alle Nationen schienen zu gleicher Zeit hier versammelt zu sein. Jetzt kamen sie an einem kleinen Trupp Mexikaner vorüber, die mit ihren farbigen Serapen *) und großen breitrandigen Strohützen nur mit hölzernen Waschschüsseln und kleinen, eisernen Stangen arbeiteten. Dann trafen sie Amerikaner, die lustig mit Schaufel und Spitzhacken dem harten Boden seine Schätze abzwangen. Dort sogar fanden sie eine kleine Colonie Chinesen, mit ihren langen Zöpfen und wunderlichen Gesichtern. Da drüben, über dem Bache arbeiteten Indianer von den Sandwichs-Inseln, wie der Alte ihm erklärte, und hier und da hatten sich auch kleine Trupps von Negern und Mulatten zusammengefunden. Alle aber gebrauchten ihr Handwerkszeug fleißig, und ohne sich viel um ihre Nachbarn zu bekümmern, mit denen sie auch wenig Verkehr zu halten schienen. Gold wollten sie, Gold — und je rascher sie das aus dem Boden und in ihre Tasche brachten, desto froher waren sie darüber.

*) Ein wollenes Gewebe wie eine Decke, durch dessen, in der Mitte befindliches Loch der Kopf gesteckt wird.

Leicht schien die Arbeit aber auch nicht zu sein. An vielen Stellen mußten die Goldgräber bis über die Kniee im kalten Wasser stehen, und Mittags brannte ihnen dann die Sonne heiß genug dazu auf die Köpfe. Auch das Erde-Schleppen war wohl keine Kleinigkeit, denn die Männer leuchteten oft mit triefenden Stirnen unter ihrer Last daher. Was thun die Menschen aber nicht des Goldes wegen? Hatten sie die Heimath verlassen und alle Familienbände zerrissen, hatten sie den weiten, gefährvollen Weg nicht gescheut, und allen Beschwerden und Mühseligkeiten, die ihnen See oder Land entgegenwarf, trotzig die Stirn geboten, so durften sie jetzt natürlich auch vor der schweren Arbeit nicht zurückschrecken. Und doch hatte sich wohl Mancher das Ganze viel leichter und rascher zum Ziele führend gedacht.

Gern würde sich Georg einmal kurze Zeit bei den Goldwäschern aufgehalten haben. Der Alte litt es aber nicht und trieb nur immer weiter, vertröstete aber den Knaben auf Mittag, wo sie der Thiere wegen kurze Rast machen mußten.

Mittag kam endlich; als sie sich aber eben einen Platz zur Weide für den Poney und Moskito aussuchen wollten, entdeckten sie in der Ferne das weiße Leintuch eines Wagens, der vor ihnen, und noch etwa zwei Miles entfernt, die Straße hing. Jetzt war natürlich an kein Halten zu denken, bevor sie nicht wußten, wen das Fuhrwerk barg, und so rasch sie konnten, folgten sie demselben, bis sie ihn überholten. Georg's Herz schlug dabei fast hörbar in der freudigen Hoffnung, daß er die Eltern, daß er sein Schwesterchen darin finden würde.

Umsonst — nur fremde Gesichter schauten ihnen aus dem Wagen heraus entgegen; bleiche, kranke Frauen, und durch die Mühseligkeiten des Marsches fast aufgeriebene Kinder. Auch die Männer sahen abgerissen und erschöpft aus, und konnten

ihnen keine Auskunft geben. Ohne sich um irgend etwas Anderes zu bekümmern, waren sie eben mit genauer Noth dem frühen Schnee- und Regenfall in den Gebirgen entkommen, und trieben jetzt, so rasch als möglich nach Sacramento zu kommen, dort ihren Wagen und ihre Skelette von Stieren zu verkaufen. Brauchten sie doch das Geld nothwendig, um sich damit für die Minen auszurüsten.

Da der Wagen jetzt ebenfalls hielt, den Stieren einige Rast zu gönnen, so folgten die beiden Reiter seinem Beispiele, und Voney und Moelito sahen sich bald darauf am Rande eines kleinen, schattigen Gehölzes wieder in voller Freiheit, nach Gefallen das hier von der Sonne schon viel mehr als weiter oben verbrannte Gras abzuweiden.

Dicht daneben fanden sie ein Paar Irländer, die kaum zehn Schritte vor ihrer ziemlich roh errichteten Buschhütte arbeiteten. Der Eine saß am Bach und prüfte mit seiner Blechschüssel die vorher in der Maschine durchgewaschene Erde. Georg trat zu ihm und sah ihm neugierig zu. Der Irländer schnitt aber ein bitter böses Gesicht, und schien mit seinen Erfolgen gar nicht so besonders zufrieden.

„Nun, Freund,“ redete ihn Georg an, „habt Ihr viel Gold gefunden?“

„Gold? — daß der Teufel das Gold und ganz Californien dazu hole,“ knurrte der Mann, mit einem noch viel schlimmeren Fluch. „Daß mich der Böse nur hier in dieses vermaledeite Land geführt hat, wo man eben nur genug aus dem Boden heraushacken kann, um nicht zu verhungern.“

„Aber Ihr findet doch Gold?“

„Gold? — wenn ich nur das Wort nicht mehr hören müßte,“ brummte der Gefragte, immer dabei an seiner Pfanne rüttelnd, während er das Wasser einschöpfte und wieder hin-

ausließ, ohne jedoch den neugierig darauf wartenden Knaben sehen zu lassen, ob. er wirklich etwas darin habe.

Georg merkte bald, daß dem Manne an seiner Gesellschaft wenig oder gar nichts gelegen sei, und da er sich ihm nicht ausdringen mochte, ging er zu seinem Begleiter zurück, der sich indessen mit den Auswanderern in ein Gespräch eingelassen hatte. Als er dem Alten aber erzählte, wie der Ire über das Land schimpfte, und geklagt habe, daß er so wenig finde, lachte dieser und meinte:

„Das hätt' ich Dir vorher sagen wollen, mein Bursche, daß Du von Niemandem hier in den Minen erfährst, ob sie Gold finden oder nicht. Wo die Leute wirklich eine reiche Stelle haben, klagen sie am allermeisten, damit nicht Andere sich ebenfalls dorthin setzen, und sie in ihrem Raume beschränken. Nur wenn sie behaupten, daß die Stelle reich sei, darfst Du Dich ziemlich fest darauf verlassen, sie haben wenig oder gar Nichts dort gefunden. Möglich bleibt es aber immer, und Du wirst das wohl noch ebenfalls hier in Californien erfahren, daß man um Gottes Willen nicht mit zu großen Erwartungen beginnen soll. Das ganze Goldgraben ist weiter Nichts als Glückssache, ein reines Lotteriespiel, und während Einzelne, und dabei sehr Wenige, wirklich in wenigen Tagen ihr Glück machen und reiche Männer werden, graben und quälen sich Tausende Wochen und Monate lang, ohne eben mehr herauszuarbeiten, als sie nothdürftig zum Leben brauchen. Derart Leute, wie der Ire da drüben, sind aber mit Klagen stets die Allerschlimmsten. Die Leute, die daheim nicht das Brod für den nächsten Tag hatten, machen in der Fremde immer die größten Ansprüche, während Die gerade, die früher in besseren Verhältnissen gelebt haben, sich am leichtesten und ruhigsten den größten Entbehrungen unterziehen. Es ist das nicht allein so beim

Goldwaschen, Du findest es fast in allen übrigen Lebensverhältnissen."

Die neu Eingewanderten erkundigten sich jetzt ebenfalls nach dem Goldwaschen, dem sie mit neugierigen Blicken zuschauten. Die armen Leute sahen aber wahrlich nicht aus, als ob sie so schwere Arbeit leicht ertragen könnten — hatte doch die furchtbare lange Reise ihre Kräfte erschöpft — ihren Muth gebrochen. Unterwegs war ihnen die Mutter und das jüngste Kind gestorben — die Frau des Wagenführers hatte selber eine lange Zeit so krank gelegen, daß man an ihrem Aufkommen gezweifelt. Und was sollte nun werden? — Die Leute wußten es selber noch nicht; aber der Mann wollte Gold graben und hatte goldene Pläne.

Eine Stunde etwa unterhielten sie sich mit ihnen, dann schickte der Alte Georg der Richtung zu, wo sie die Thiere zuletzt auf der Weide gesehen, um wieder aufzubrechen. Georg brauchte aber heute entsetzlich lange Zeit, sie zu suchen. Sein Begleiter wartete und wartete auf ihn, und immer ließ er sich noch nicht sehen. Endlich kam er zurück, aber — ohne Thiere. Er hatte das ganze Holz durchsucht, und sie nirgends finden können. Der Alte nahm jetzt seine Büchse und half ihm selber suchen; aber vergebens durchstöberten sie das ganze Holz und suchten herüber und hinüber; die beiden Thiere waren nirgends zu finden. Ihren Führten konnten sie dabei ebenfalls nicht nachgehen, da dort im Walde verschiedene andere Maulthiere und Esel herumweideten. Die Zeit verging indeß; die Sonne sank tiefer und tiefer, und es wurde fast Abend, ehe sie endlich des Poney's kleine Glocke in einer ziemlich engen, vom Bache gerade ablaufenden Schlucht hörten. Dort hatten die beiden Thiere ein kleines schattiges Thal mit süßem Gras gefunden, und es sich, unbekümmert, was ihre Herren

dazu fügen würden, sehr wohl sein lassen. Ja, Moskito schien nicht einmal große Lust zu haben, den Ort sogleich wieder zu verlassen, und als Georg auf ihn zuging, ihm den Zaum anzulegen, drehte er sich um, schlug mit beiden Hinterbeinen aus, und lief auf die andere Seite hinüber.

Sein Begleiter, der indessen das Poney gefangen hatte, rief dem Knaben aber zu, sich gar nicht um den Esel zu bekümmern: der sei viel zu sehr an Gesellschaft gewöhnt, als daß er hier allein zurückbliebe. Und richtig, kaum verließen sie den Platz, als Moskito erst ein Paar Male laut aufschrie, als ob er sie zurückrufen wolle und dann, wie er fand, daß sich Niemand an ihn kehre, rasch und trotzig hinterdrein trabte.

Mit dieser Suche hatten sie aber entsetzlich viel Zeit veräußert, und mußten jetzt sehen, wie sie das wieder einholen könnten. Der Alte meinte übrigens, daß sie seine Eltern, wenn sie dieselben eben nicht früher überholten, jedenfalls in Sacramento antreffen würden. Das sei, seiner Meinung nach, der wahrscheinlichste Platz, an dem sie ihn erwarten könnten. Hätte der verrückte Indianer nicht das Papier zerrissen, so würden sie den Namen Sacramento auch wohl darauf gefunden haben.

Am Featherriver jetzt hinunter haltend, ließen sie aber nun auch die Goldwäscher-Plätze hinter sich, denn in dem breiten Bett dieses Stromes, wo er sich dem Sacramento nähert, war bis jetzt noch kein Gold, oder doch nur so wenig gefunden worden, daß es sich des Waschens nicht lohnte.

Hier begegneten sie aber jetzt vielen Zugängen für die Minen: beladenen Wagen mit Provisionen, schwer belasteten Kaufmannstrupps und einzelnen Fußwanderern, die, mit Schaufel und Gewehr auf dem Rücken, ihr Glück oben versuchen wollten. Bewaffnet waren fast Alle. Diese bestätigten aber auch auf ihre Erkundigungen, daß sie verschiedenen Wagen mit Gebirgsrei-

senden begegnet wären, von denen sie eine Parthie dießseit der Mündung des Featherriver, zwei Wagen aber auch bereits zwischen Sacramento und jenem Plage angetroffen.

Es wurde schon Nacht, als sie die Mündung des Featherriver erreichten. Dort überholten sie auch wirklich einen Wagen, der in der Nähe des kleinen, da errichteten Zeltstädtchens Lager hielt. Aber auch hier konnten sie Nichts über Georg's Eltern erfahren. Da übrigens die Thiere heut' über Tag sehr lange Rast gehalten, beschloßen sie noch ein Stück weiter zu reiten, um morgen recht früh am Tage in Sacramento zu sein.

Behn oder elf Uhr Abends mochte es sein, als sie endlich fanden, daß die ziemlich erschöpften Thiere nicht gut weiter konnten. Sie hatten gerade, dicht am Ufer des Sacramento, eine alte verlassene Hütte erreicht, in der früher jedenfalls einmal Weiße gewohnt haben mochten. Das Flußthal, in dem ein guter Eichenbestand das Gras vor dem Sonnenbrand geschützt hatte, bot den Thieren auch ziemlich gute Weide, und der ganze Platz schien vortrefflich zu einem Lager geeignet. Da übrigens der Himmel klar blieb, und nur ein starker Thau fiel, beschloßen sie doch lieber unter einem Baume zu lagern, als in das alte, schmutzige und wahrscheinlich mit Ungeziefer behaftete Gebäude zu gehen, und hatten sich bald an einem tüchtig aufleuchtenden Feuer behaglich ausgestreckt.

Nicht lange vorher waren sie an einem anderen Feuer vorbei gekommen, an dem ebenfalls zwei Weiße lagerten. Sie hatten diese aber nur im Vorüberreiten gesehen, und kein Wort weiter mit ihnen gewechselt.

„Welch eine merkwürdige Veränderung das Gold hier in diesem Lande hervorgebracht hat,“ sagte da der Alte, als er halb in seine Decke gewickelt und auf den einen Ellbogen gestützt,

wieder am Feuer lag. „Wie vielen Menschen sind wir nicht heute allein schon begegnet, und überall beginnen kleine Städte und Ortschaften, selbst schon oben in den Bergen, wo früher nur der Indianer hauste, und der Hirsch und der Bär den Wald durchstrichen.“

„Bewohnt war Californien aber doch schon seit langen Jahren,“ sagte Georg.

„Bewohnt ja — aber wie dünn, und dann doch auch nur eigentlich in der Nähe der Bai. Obgleich aber schon so lange Jahre entdeckt, und von Weißen besucht, wollte doch noch immer kein rechter Zug in die Einwanderung kommen. Das Land lag eben zu weit ab von jedem Verkehr. Die von feindlichen Indianern durchstreiften und ohnehin nicht urbar zu machenden Steppen und Prairien, die gewaltigen steinigten Bergmassen der Felsengebirge lagen auf einer Seite dazwischen, während auf der anderen die entsetzlich lange Reise um Cap Horn auch der Schifffahrt die größten Hindernisse in den Weg legte. Außerdem gab es hier im Lande selber gar keine besonderen Verlockungen für Handelsleute, Schiffe mit so großen Kosten und für eine so lange Fahrt hierher auszurüsten. Häute und Talg waren auch an anderen, näher gelegenen Stellen, z. B. in Süd-Amerika, zu bekommen, und selbst die Eroberung des Landes durch die Amerikaner würde nur Wenige vermocht haben, das viel bessere Land in Amerika mit seinen Fluß- und Eisenbahnverbindungen zu verlassen, um sich hier in dem abgelegenen Californien anzusetzeln. Lange Jahre wären jedenfalls darüber vergangen, ehe sich eine ordentliche Colonie hier gründen ließ. Da erschallt mit einem Mal das Zauberwort Gold, und auf einmal giebt es gar keine Entfernung mehr, keine Gefahr der Steppen oder der weiten Seereise, keine Beschwerden der wilden Gebirge. Von allen Seiten, aus allen Ländern

- stürmen die Menschen Herzu, und die Städte wachsen ordentlich aus dem Boden heraus, während Schiff nach Schiff neue Ansiedler an's Ufer setzt."

"Aber wie wurde eigentlich das Gold entdeckt?" sagte Georg, „und wenn das Land schon so lange bewohnt war, wie kommt es, daß man es da nicht früher gefunden hat?"

„Ja, das ist freilich eine wunderliche Sache,“ lachte der Alte. „Behauptet wird allerdings, daß die Jesuiten schon früher gewußt hätten, das Land halte Gold, absichtlich aber Nichts gesagt haben sollten, um nicht andere Weiße, und besonders protestantische Engländer herüber zu locken. Etwas Gewisses weiß man freilich darüber nicht. Hätten sie aber den Gold-Reichthum Californiens wirklich gekannt, so würden sie denselben doch jedenfalls mit Hilfe der Indianer, wenn auch ganz in's geheim, für sich selber ausgebeutet haben. Von den rothen Eingeborenen schien es aber kein einziger zu kennen, und das Ganze war deshalb wohl nur ein bloßes unverbürgtes Gerücht.“

„Wirklich entdeckt wurde das Gold in Californien in neuerer Zeit nur durch einen Zufall, und zwar durch das Graben eines Mühlendamms, den Capitain Sutter, ein Schweizer, an der sogenannten Amerikanischen „Fort“ anlegen ließ. Der Mann, Namens Marschall, der einen Graben hatte auswerfen, und das Wasser vorher zurückdämmen lassen, leitete die Strömung wieder plötzlich hinein, damit die Fluth das Gegrabene noch tiefer risse, und bemerkte, als das Wasser wieder gefallen war, und er sich sein Werk besah, kleine gelbglänzende Stücken Metall in der freigewaschenen Erde, von denen er im Anfange selber nicht recht wußte, was er aus ihnen machen solle. Sein erster Gedanke war aber doch gleich Gold. Was der Mensch wünscht, erhofft er ja auch, und wie er sich

nur erst wirklich die Bestätigung des gethanenen Fundes geholt, ging er rasch daran, denselben auch auszubreuten.“

„Die dort oben arbeitenden Männer wollten mit Captain Sutter im Anfang allerdings ein Geheimniß aus ihrer Entdeckung machen, aber lieber Gott, das sprach sich bald genug aus, und im Nu war das ganze, damals noch wenig bevölkerte San Francisco auf den Beinen und nach den Minen unterwegs. Was nur irgend loskommen konnte, lief, und mit dem nächsten Schiffe verließ die Kunde von dem neuentdeckten Goldland Californien, um sich dann von New-York aus, so rasch wie Dampf- und Segelschiffe die Neuigkeit weiter bringen konnten, über die ganze Welt zu verbreiten.“

„Aber Minen sind das doch eigentlich nicht,“ sagte Georg, „die Leute graben, da wenigstens, wo ich ihnen zugeesehen habe, ja nur einfach Löcher in die Erde, und sehen zu, was sie darin finden.“

„Anderß wird das Gold auch jetzt noch nirgends in Californien gesucht,“ bestätigte ihm sein älterer Gefährte. „Mit den rohesten und ungewohnmäßigsten Instrumenten waschen sie es dabei aus, und es läßt sich denken, daß dadurch sehr viel verloren geht. Das bis jetzt Verlorene später doch noch wieder aufzufinden, bleibt vielleicht einer anderen Generation vorbehalten. Für Californien selbst wurde der Fund jedenfalls ein Segen, denn während wir jetzt noch fast alle unsere Lebensmittel, Fleisch ausgenommen, aus anderen Ländern beziehen müssen, werden sich nun eine Menge von Denen, die in den Minen oder Bergen nicht so viel Gold finden, als sie gehofft oder erwartet, auf den Ackerbau werfen, und Feldfrüchte bauen, die ihnen reichlichen Ertrag bringen müssen. — Aber es ist spät, mein Bursche, und zum Plaudern heut' Abend nicht mehr

viel Zeit. Leg' Du Dich auch zum Schlafen nieder, damit wir morgen früh wieder frisch bei Kräften sind."

"Wenn uns die Thiere nur nicht wieder die Nacht durchbrennen," sagte Georg.

"Dafür hab' ich gesorgt," lachte der Alte, „und meinem Poney die Vorderfüße eben weit genug auseinander gebunden, daß es nur ganz kleine Schritte machen kann. Hörst Du die Glocke? Sie sind kaum hundert Schritte von uns ab. Moskito geht ohnedies nicht weit vom Lager fort, und verläßt auch seinen Kameraden nicht. Und jetzt schlaf' wohl, denn ich bin müde."

Damit legte er sich mit dem Kopf auf den zu dem Zweck untergeschobenen Sattel, und war auch bald sanft und süß eingeschlafen.

12. Capitel.

Der nächtliche Ueberfall, und wie sich Georg dabei benahm.

Georg folgte seinem Beispiel, aber eine ihm selber unerklärliche Unruhe ließ ihn nicht einschlafen. Trotz der ziemlich kühlen Nacht war ihm merkwürdig schwül zu Muth, und eine Angst, von der er sich gar keine Rechenschaft zu geben wußte, presste ihm ordentlich die Brust zusammen. Natürlich glaubte er, daß es die Sorge um seine Eltern wäre, deren Wiedersehen sich von Tag zu Tag hinausschob, und suchte sich der trüben Gedanken zu ent schlagen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Trotzdem, daß er sich fest in seine Decke wickelte und die Augen schloß, floh ihn der Schlaf, und ein Paar Male wurde ihm so sonderbar zu Muth, daß er schon aufspringen und

den Alten wecken wollte. Der lag aber so ruhig am Feuer und schlief so sanft, daß es ihm auch wieder leid that, den alten Mann zu stören, und er beschloß endlich, sich mit Gewalt zu bezwingen. Was konnten auch die Sorgen helfen; thaten sie doch jetzt Alles, was nur in ihren Kräften stand, die verlorenen Eltern wiederzufinden.

Hektor hatte sich, wie er das oft that, dicht an seinen Herrn geschmiegt, und sich, soweit das irgend gehen konnte, mit unter einen Zipfel der wollenen Decke gedrückt, unter die er auch den Kopf geschoben. Der Wald war dabei fast todtensstill; nur der vorbeistiehende, ziemlich breite Strom rauschte, wo sich seiner Bahn irgend hineingestürzte Holz entgegenstemmte, und rückte und rüttelte an den zähen, elastischen Zweigen, sie aus dem Wege zu schwemmen und mit sich fort zu führen.

Das Feuer war auch ziemlich niedergebrannt gewesen. Georg hatte aber, ehe sie sich niederlegten, eine Anzahl abgebrochener Aeste dicht hinangeschleppt, um in der Nacht leicht und schnell damit nachlegen zu können, und von diesen sich gerade jetzt ein Theil selbst entzündet. Die Flamme loderte hoch auf, und warf einen lichten Schein über den kleinen, von Büschen eingeschlossenen Raum.

Georg bemerkte es wohl, und wollte im Anfange auch einmal aufstehen, um es zurückzuziehen. An der anderen Seite lag aber noch Holz genug für morgen früh, und ob die Paar Aeste hier ausbrannten oder nicht, blieb sich ziemlich gleich.

Wieder schloß er die Augen — da kam es ihm plötzlich vor, als ob irgendwo im Holze ganz leise ein kleiner Ast geknickt würde, und daß er sich nicht geirrt, bewies Hektor, der ebenfalls aber kaum merkbar und noch halb im Schlafe knurrte. Er fühlte das Knurren des Hundes auch wirklich mehr auf

seinem Knie, auf dem das treue Thier mit seinem Halse lag, als daß er es hörte.

Es giebt aber kein Geräusch im ganzen Walde, das mehr und rascher die Aufmerksamkeit von Wild wie Jäger auf sich zöge, als eben das leise Knacken eines trockenen Zweiges. Der Hirsch, wenn er irgend einen schweren Ast herunterbrechen hört, hebt wohl im ersten Augenblicke den Kopf und schaut dorthin, geht aber dann unbesorgt seiner weiteren Nahrung nach. Tönt aber ein leises Knacken an sein Ohr, dann flucht er scheu, und flieht im nächsten Augenblick die gefährliche Stelle, die sehr wahrscheinlich einen vorsichtig anschleichenden Feind barg. Beim Anspürchen von Wild hat der Jäger deshalb, außer vor ungünstigem Wind, sich vor Nichts so sehr zu hüten, als vor dem Bertreten kleiner, dürrer Zweige, denn sie verschrecken das Wild jedesmal. Sie verrathen es aber auch dagegen dem ruhig seiner harrenden Jäger, wenn es selber arglos darauf tritt, und keinem anderen Geräusch lauscht er deshalb so rasch als eben diesem. Weiß er doch, daß irgend etwas Lebendiges, was es nun auch sei, die Ursache gewesen.

Georg hatte sich den einen Zipfel der Decke etwas über das Gesicht gezogen, und seinen braunen Filzhut so gelegt, daß ihm der Nachthau nicht auf den Kopf fallen sollte. Unter der Decke vor, die seine Augen nur gegen die hellrothende Flamme schützte, konnte er aber den größten Theil des Plazes übersehen, und rasch schlug er, ohne sich jedoch noch zu rühren, die Augen auf, und blickte völlig munter nach der Richtung hin, in der er das Geräusch vermuthete. Seine Hand legte er dabei beruhigend auf den Kopf des Hundes, diesen still zu halten, denn er glaubte nicht anders, als daß es wieder jene kleinen, unverschämten Wölfe wären, die ihn schon einmal gestört, und von denen sie allerdings Nichts zu besorgen hatten.

Anderer Thiere fürchtete er nicht, denn im Walde aufgewachsen, wußte er recht gut, daß all' die wunderbaren Geschichten, besonders von Panthern, die man sich draußen erzählte, Märken waren.

Der Panther schleicht sich allerdings manchmal an ein Feuer, daß er aber die dabei Liegenden je angegriffen, gehörte zu den größten Seltenheiten, und vielleicht nur in die Fälle, wo einzelne sonst ganz harmlose Thiere auch wohl einen Menschen angreifen. Etwas Derartiges ist schon mit einem Fuchse, mit einer wilden Rabe, ja sogar mit einer Geyse vorgekommen, und man weiß noch nicht, was die Ursache solch eines ungewöhnlichen Muthes gewesen sein mag. Der Panther aber besonders scheut das Feuer sehr, steht nicht einmal gern hinein, und umschleicht es wohl, wie schon gesagt, in einiger Entfernung, ist aber dem dabei liegenden Jäger nicht gefährlich. Der Wär kommt nie dahin, wo er ein Feuer brennen sieht.

Georg dachte deshalb auch gar nicht an irgend eine, ihnen etwa drohende Gefahr, sondern freute sich eher, irgend etwas zu haben, das ihm die langen Nachtstunden rascher vertreiben half, und wenn es Prairiewölfe gewesen wären. Die Augen hielt er aber nichtsdestoweniger fest auf jene Gegend geheftet, und unwillkürlich fast suchte seine rechte Hand dabei die Büchse, die, wie immer, neben ihm unter der Decke lag.

Wieder hörte er da ein Geräusch, und zwar diesmal nur das Laub, das ein wenig raschelte — so wenig, daß er es, wenn er vorher nicht aufmerksam gemacht worden wäre, gar nicht beachtet haben würde. Gleich darauf sah er aber auch ganz deutlich, eben an der äußersten Grenze des Lichtscheins, etwas Dunkles sich bewegen, das nicht größer als einer der kleinen Wölfe zu sein schien.

„Diesmal irrst Du Dich, mein Junge,“ lachte Georg

vor sich hin, „denn Lebensmittel findest Du nicht mehr bei uns, das Wenige ausgenommen, was hier neben mir zum morgenden Frühstück liegt. Das aber bekommst Du nicht, darauf kannst Du Dich verlassen; das brauchen wir selber, und das ist nicht für Dich gewahrt.“

Hektor schien übrigens von der Nähe des Wolfes gar Nichts zu merken, hatte ja auch den Kopf unter der Decke, und schlief ruhig weiter, oder verhielt sich wenigstens ruhig. Nur einmal rückte er den Kopf, als ob er ihn unter der Decke vorziehen wolle, Georg's Hand lag aber auf ihm, und er gab sich damit zufrieden. Georg wollte nicht, daß er Lärm mache, und seinen alten Freund stören solle, und der Hund begnügte sich damit, seinen jungen Herrn aufmerksam gemacht zu haben, daß etwas Außergewöhnliches da draußen vorgehe.

Der Wolf war jetzt hinter einem dort liegenden Baumstamm verschwunden, und Georg hörte auch Nichts mehr. Da er ihn aber einmal in der Nähe wusste, mochte er auch nicht wieder einschlafen, und hoffte dabei, das kleine Raubthier würde, wenn Alles still bliebe, so nahe in den Feuerschein kommen, daß er es recht deutlich sehen und beobachten könne. Zehn Minuten mochte er etwa so gelegen haben, ohne daß sich weiter etwas gerührt hätte, da sah er plötzlich wieder die dunkle Gestalt, und zwar näher heran, an dem anderen Ende des Stammes. Weinah' aber hätt' er einen lauten Schrei ausgestoßen, als er jetzt ein dort ihm zugedrehtes Menschengesicht erkannte.

Ordentlich gewaltsam mußte er an sich halten, und im ersten Augenblick wusste er wirklich nicht, was er davon denken sollte. Allerdings fuhr es ihm jetzt durch den Kopf, daß er schon früher von vielen in Californien verübten Raubansällen gehört. Wir glauben das aber immer nur gewöhnlich,

wenn wir uns fern von einem derartigen Schauplatze befinden, und schmücken uns das Gehörte dann nach unserem Gefallen aus. Kommen wir aber selber an solche Orte, und sehen, wie dort Alles scheinbar seinen vollkommen geregelten Gang geht, so denken wir nicht weiter daran. So war es auch mit Georg gewesen, denn seit er sich wirklich in Californien befand, hatte er mit keiner Sylbe mehr an all' die schrecklichen Geschichten gedacht, die man sich drüben in den Staaten schon vor ihrer Abreise davon erzählt. Hier konnte er aber keinen Augenblick länger zweifeln, daß es wirklich ein Mensch sei, den er dort anschleichen sah, und weshalb kroch dieser zu ihnen so heimlich heran, wenn er nicht Böses im Schilde führte?

Unterwegs waren sie schon ein Paar Male von ihnen Begegnenden gefragt worden, ob sie in den Minen „gut ausgemacht“, das heißt recht viel Gold gefunden hätten, und der Alte erklärte ihm schon damals, daß man sie, weil sie aus den Minen zurück nach der Stadt ritten, jedenfalls für glückliche Goldgräber hielt, die ihre gefundenen Schätze in Sicherheit bringen wollten. Möglich also, daß böse Menschen das ebenfalls geglaubt, und hier die Gelegenheit benutzen wollten, sie zu berauben. Aber würde ein Einzelner versucht haben, sie Beide hier im Lager anzugreifen? —

All' diese Gedanken zuckten dem Knaben mit Blitzesschnelle durch den Kopf, und die Angst darüber, was jetzt folgen würde, lähmte ihm so die Glieder, daß er sich kaum einer Bewegung fähig fühlte. Krampfhaft nur faßte er die neben ihm liegende Wuchse, und verharrte noch immer in seiner ruhigen Stellung; — das Gesicht war wieder verschwunden, und er hatte sich doch vielleicht geirrt.

Ueber Wahrheit oder Täuschung des Gesehenen sollte er aber nicht lange in Zweifel gelassen werden, denn kaum fünf

Minuten dauerte es — und das Herz schlug ihm dabei in der Brust, daß er es bis in die Kehle hinauf fühlte — da kam der Kopf wieder zum Vorschein. Er konnte das wirre Haar und die tückisch blinkenden Augen jetzt deutlich erkennen, und dicht hinter den Alten, der noch so sanft schlief wie vorher, schlich sich der Fremde an, wahrscheinlich um ihn zuerst unschädlich zu machen.

Im nächsten Augenblicke war es ihm auch, als ob er jetzt dicht hinter sich etwas rascheln hörte; der Hund hob unter der Decke ebenfalls, aber nur ganz wenig den Kopf, und schien selber zu hörchen. Georg aber hatte nur Augen für den Fels, der seinen Gefährten bedrohte, denn in diesem Moment gerade richtete er sich leise auf — deutlich konnte er die ganze, vom Feuer beschienene Gestalt erkennen, und in seiner Hand bligte etwas, das er zuerst für ein Gewehr hielt, bald aber als eine der kurzen eisernen Brechstangen erkannte, mit denen die Mexikanischen Männer arbeiten.

Der Mörder — denn etwas Anderes konnte er nicht sein — war kaum noch vier Schritt von seinem alten Gefährten entfernt, und schon hob er die Stange — wahrscheinlich zum tödtlichen Schlag auf sein Opfer — als Georg die Angst gewaltsam abschüttelte, die ihn bis dahin gefangen gehalten. Mit einem lauten Aufschrei die Decke zurückwerfend sprang er, die Büchse im Griff, empor, und fast ohne daß er es wußte, jedenfalls ohne sich des Willens klar bewußt zu sein, hatte er das Rohr gerichtet und abgedrückt, und der Schuß donnerte dröhnend durch den stillen Wald.

Er sah dabei, daß der schon zum Schlag erhobene Arm des Mäubers niedersank, sah, wie die blinkende Stange nach unten kam; aber in demselben Moment auch, wo Hektor mit lautem Wuthgeheul an ihm vorbeisprang, fuhr der Alte, seine Büchse fest im



Griff und Anschlag, in die Höh', und der Mörder, ohne den Angriff abzuwarten, floh in das Dickicht.

Lauter Lärm dicht neben ihm, zwang jetzt den Knaben sich dem zuzuwenden, und er sah dort zu seinem Erstaunen Hektor im grimmigsten Kampf mit einem anderen Manne. Der Hund hatte ihn an der Brust gefaßt, als ihn dieser von sich schleuderte, und im nächsten Augenblick ein zweiter Schuß aus der Hand des Mörders gefeuert wurde. Georg hörte deutlich die Kugel in einen Baum schlagen. In der Angst aber um seinen Hektor, und die Gefahr nicht achtend, der er sich selber dabei aussetzte, sprang er mit umgedrehter Büchse, und diese als Kolben brauchend, auf den feigen Räuber ein. Dieser aber dachte nicht daran, dem Angriff Stand zu halten, sondern floh. Hektor war freilich dicht hinter ihm, und wollte ihn wieder fassen, brach aber auch in demselben Augenblicke mit einem kläglichen Aufschrei zusammen, und kam winselnd zu seinem Herrn zurück.

Der Alte hatte den Kampf ebenfalls bemerkt, und die Büchse angelegt, schoß aber nicht, sondern blieb im Anschlag, während er Georg zurief, rasch wieder zu laden. Das ließ sich dieser nicht zweimal sagen, obgleich er besorgte Blicke dabei auf seinen armen Hund warf. Hektor schien auch wirklich einen bösen Schlag bekommen zu haben, denn er konnte das rechte Vorderbein gar nicht aufsetzen, und winselte erbärmlich. Rasch war die Büchse des jungen Burschen aber wieder schußfertig, und die Weiden für einen neuen Angriff gerüstet.

Dieser erfolgte jedoch nicht, und als sie etwa eine Viertelstunde im Schatten eines Baumes vergebens gewartet hatten, sagte der Alte, indem er langsam zu dem Knaben trat und seine Hand ergriff:

„Höre, mein Bursch', ich habe alle Ursache zu glauben,

daß Du mir eben auf sehr wackere Weise das Leben gerettet hast, wenn ich auch noch nicht recht weiß, wie es geschehen ist. Du sollst es hoffentlich nie bereuen, und ich danke Dir nur vor der Hand einfach dafür."

"Danken," — sagte Georg tief erröthend. — „Jedem Fremden hätte ich, hättet Ihr dasselbe gethan, und habt Ihr Euch nicht, seit ich Euch im Walde gefunden, so unendlich freundlich und gütig gegen mich gezeigt, daß ich Euch gar nicht mehr als Fremden betrachten kann!"

"Nun, die Freundlichkeit," sagte der Alte, still dabei vor sich hin sehend, „war eben nicht weit her. Ich glaube, ich bin sogar ein Paar Mal recht grob gewesen. Aber," setzte er weit herzlicher, als er noch je mit dem Knaben gesprochen, hinzu: „Sei versichert, Georg, ich meine es gut mit Dir, und bin nicht allein des geretteten Lebens wegen froh, daß uns Gott zusammengeführt hat."

"Aber Ihr wäret nie in die Gefahr gekommen, wenn Ihr nicht meinetswegen hier den Weg gemacht," sagte der Knabe.

"Deinetwegen?" lachte der Alte, „wer sagt Dir denn überhaupt, daß ich Deinetwegen mitgegangen bin? — Aber es mag gut sein; davon sprechen wir später. Jetzt vor allen Dingen müssen wir sehen, ob Deinem Hunde ein Leid geschehen ist."

"Es scheint nicht so," sagte Georg. Der Pistolenschuß hat ihn jedenfalls gefehlt, oder ihm hier nur an der Seite die Haut etwas gestreift, und der Schlag mit dem Stocke, oder was es sonst gewesen, ihm wenigstens keinen Knochen gebrochen. Er kann noch auftreten, wenn es ihm auch weh thut."

"Dann desto besser." Und Beiden ist ebenfalls kein Leid geschehen. Aber nun sage mir auch, wie Alles zugegangen."

Georg erzählte seinem Begleiter jetzt mit kurzen Worten Alles genau so, wie es geschehen, und dieser unterbrach ihn nicht

ein einziges Mal, sondern nickte nur immer stillschweigend mit dem Kopfe dazu. Erst als Georg geendet hatte, sagte er:

„Ja ja, das wird wohl Alles so sein. Die Schufte haben geglaubt, wir kämen reich beladen aus den Minen zurück, und wenn sie uns hier die Schädel eingeschlagen hätten, wußten sie recht gut, daß sich Niemand darum bekümmert haben würde. Wer fragt hier in Californien um den Anderen, wo Jeder gerade genug mit sich selber zu thun hat. Nein, das Ganze war gar nicht so schlecht berechnet, nur daß sie, selbst in dem für sie günstigsten Falle, verwünscht wenig Gold gefunden hätten. Uebrigens sollt' es mich gar nicht wundern, wenn wir diesen zugebachten Liebedienst unseren freundlichen Nachbarn zu danken hätten.“

„Unseren Nachbarn?“

„Run, den beiden Burschen, an deren Feuer wir schon nach Dunkelwerden vorbeiritten. Weit von hier kann das nicht sein, und die werden sich wohl gedacht haben, daß wir nicht mehr lange auf der Straße blieben, wenn nicht gar Einer von ihnen hinter uns hergeschlichen ist. Hast Du ihn denn getroffen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Knabe, „nur soviel kann ich mich erinnern, daß ich in der Todesangst, wie ich ihn zum Schlag ausholen sah, mein Gewehr auf ihn gerichtet hatte und abdrückte. Dann lag der Pulverdampf zwischen uns, und als sich der verzogen hatte, war er verschwunden.“

„Hm, dann möchten wir doch einmal nachsehen, ob wir kein Blut am Boden finden,“ sagte der Alte. „Soviel kann uns Hektor schon dabei helfen. Wo stand er?“

„Dort, gerade hinter Euch — hier her Hektor, mein armer Bursche. — Such' verloren mein Hund.“

Hektor gehorchte winselnd dem Befehl und hinkte der Stelle zu, während der Alte seine Büchse in die linke Hand,

und mit der andern einen helllobernden Brand aus dem Feuer nahm. Sektor hatte übrigens die richtige Stelle im Augenblicke gefunden. Laut auf vor Wuth und Schmerz aber heulte er, als er auf dem gefundenen Blute in den Wald hinein wollte, und fühlte, daß er nicht mehr so rasch fort konnte als früher. Georg rief ihn indessen auch augenblicklich wieder zurück, und als sie jetzt mit dem Brande auf den Boden leuchteten, fanden sie allerdings Blutspuren. Die Kugel hatte jedenfalls getroffen, aber wohin? Das wußte der Knabe selber nicht. Da entdeckten sie dicht dabei, und halbbegraben im Laube, die Waffe, die jener geführt, aber ebenfalls mit Blutspuren daran. Er mußte sie fortgeschleudert oder fallen gelassen haben.

„Du haßt ihn in den Arm oder die Hand geschossen, mein Bursche,“ sagte da der Alte, nachdem er das Instrument mit einer eigenen Art von Schauder betrachtet hatte, „und das war für den Augenblick der glücklichste Platz, wo Du ihn hinstreffen konntest.“

„Wollen wir denn nach, und sehen, was aus ihm geworden?“ meinte Georg — „wir dürfen ihn doch nicht hilflos im Walde zurücklassen?“

„Der Vorschlag macht Deinem guten Herzen alle Ehre,“ meinte sein Begleiter, „wollten wir ihn aber ausführen, wäre es mehr als Wahnsinn, denn wir könnten uns sicher darauf verlassen in einen Hinterhalt zu fallen, und von den beiden Burschen mit heißem Blei empfangen zu werden. Natürlich würden sie nämlich gar nichts Anderes denken, als daß wir ihnen bloß folgten, um sie einzufangen. Nein, laß Du die Beiden nur sehen, wie sie mit einander fortkommen. Vielleicht ist die Wunde nur leicht; wäre das aber auch nicht der Fall, so hat der Schuß die Strafe über und über verdient. Ging‘

es nach ihm, so lägen wir jetzt Beide vielleicht neben dem Feuer dort, mit eingeschlagenen Schädeln."

"Aber in Sacramento werden wir jedenfalls die Anzeige von dem Anfall machen müssen, damit den Räubern nachgespürt werden kann."

"Wir werden uns wohl hüten," lachte der Alte, "Du müßtest sonst Lust haben, vielleicht ein Vierteljahr dort sitzen zu bleiben, der Zeugenaussagen wegen. Fange Einer nur was mit den Gerichten an, der es nicht dringend nöthig hat, besonders hier in Californien, wo alle Menschen nur hergekommen sind, so rasch als möglich Gold zusammen zu scharren. Nein, mein Vursche, wir wollen uns selbst unserer Haut wehren, so gut es geht, aber wahrlich keinen von den Herren vom Gericht bemühen, die, wie man es hier auch ziemlich offen ausspricht, gar nicht selten mit den ärgsten Schuften unter einer Decke stecken. Die Bürger haben sogar schon davon gesprochen, Recht und Gesetz in ihre eigene Hand zu nehmen, und einmal eine Anzahl der bekanntesten Spitzbuben, die der Polizei frei und ungehindert unter der Nase herumlaufen, ohne Weiteres aufzuhängen. Ehe das nicht wirklich geschehen ist, bekommen wir auch keine Sicherheit im Lande. Ich selber habe an diese Raubfälle, von denen ich schon oft gehört, nicht so recht geglaubt; heute ist uns aber der Beweis geworden, und ich denke, wir werden in Zukunft vorsichtiger sein."

An Schlafen war allerdings in dieser Nacht nicht mehr zu denken. Beide fühlten sich viel zu aufgeregt dazu.

"Das ist das Schlimme hier in Californien," sagte da der Alte, als sie das Feuer wieder tüchtig aufgeschürt hatten, und mit Hektor neben sich, davor saßen, "daß nicht allein Arbeiter herüber gekommen sind, der Erde ihre Schätze abzusuchen, sondern daß auch fast alle Staaten ohne Ausnahme ihr Gesindel, ihren
Werft der, Goldgräber.

Auswurf herübergeschickt haben. Die Vereinigten Staaten sind schon seit langer Zeit der Platz gewesen, wohin eine Menge theils geflüchteter, theils heimlich transportirter Verbrecher zogen, und solches Gesindel weiß sich dann auch am schnellsten Reisegeld zu verschaffen. Eine ehrliche Art, Geld zu verdienen, geht ihnen aber gewöhnlich zu langsam, sie stehlen, wo sie es bekommen können, und wo sich ihnen ein Hinderniß in den Weg stellt, morden sie auch. Solcher Art ist die schlimmste Bande auch aus den Vereinigten Staaten selber hier herüber gekommen, welcher Nation sie auch ursprünglich angehört haben mögen. Besonders alle Spieler sind, entweder Spanier, oder Amerikaner, und neben ihrem falschen Spiel, zu allem Anderen fähig. Aber ich glaube dort drüben dämmert der Morgen — mich fängt's auch etwas an zu frösteln, und das ist immer ein ziemlich sicheres Zeichen, daß die kalte Morgenluft heraufzieht. Hast Du Woney's Glocke kürzlich gehört?"

„Gerade dort unten; er kann keine hundert Schritt von der StraÙe sein.“

„Desto besser, dann brauchen wir nicht lange danach zu suchen.“

„Aber wenn sich nun die Räuber dort vielleicht in den Hinterhalt gelegt hätten?"

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein, mein Bursche,“ sagte er, „das haben wir kaum zu fürchten, und die beiden Herren jedenfalls für heute übrig und übrig genug. Ja, wenn es Indianer gewesen wären, aber derlei weißes Gesindel macht gewöhnlich einen solchen ersten heimtückischen Angriff, und wenn er gelingt, ist es gut. Mißlingt er aber, dann fehlt ihnen der Muth, weiter etwas zu wagen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn unsere beiden

Freunde jetzt schon Hals über Kopf durch den Wald liefen, nur so weit von uns weg als möglich zu kommen.“

Damit schulterte er seine Büchse und kam auch kaum eine Viertelstunde später schon mit den gefundenen Thieren wieder zurück.

13. Capitel.

Sacramento und das Abenteuer im Spiegelst.

Der Weg zog sich hier dicht am Ufer des Flusses hin, aber sie konnten im Anfange nur langsam vorwärts rücken, da Hector sonst nicht im Stande gewesen wäre, ihnen zu folgen. Trotzdem erreichten sie nach kaum einer Stunde die beiden Wagen mit Einwanderern, die sie noch voraus wußten. Die Männer hatten gerade die Stiere wieder eingeloht, und schienen eben im Begriff aufzubrechen. — Ein Paar Frauen und mehrere Kinder waren den Wagen an dem wundervollen Morgen schon voraus.

Georg überflog mit ängstlichem Blick die Züge der Fremden, aber sein Vater war nicht unter ihnen. — Niemand wollte von ihm wissen. Nur Einer meinte, es müßten noch ein oder zwei Geschirre voraus sein, und es wäre möglich, daß sie die Gesuchten dort finden könnten.

Wieder war eine Hoffnung vernichtet, aber das Menschenherz klammert sich an jede neue ängstlich fest, bis zu dem letzten Augenblick, wo es zu schlagen aufhört.

„Weiter,“ hieß deshalb das Losungswort — und weiter trabten sie, dem eigentlich erst neu errichteten Sacramento zu.

Das Land selber war hier eine gut mit Fischen bestandene Niederung, und der Boden schien vortrefflich zu sein. Noch aber ließ sich nirgend ein urbar gemachter Acker entdecken, und nur an der anderen Seite des Flusses hatten sie einmal eine Pflanzung gesehen, die dem Beginne einer Farm glich. Es war augenscheinlich, daß die erst nach Californien geworfenen neuen Bewohner des Landes noch nicht Zeit gehabt hatten, sich von der ersten Aufregung zu erholen. Vor allen Dingen mußten sie vorher sämmtlich ihr Glück in den Minen versuchen, deshalb waren sie herübergekommen, und wenn sich das dann nicht so glänzend erwies — ei, dann blieb' es noch immer Zeit, der ruhigeren Beschäftigung des Ackerbaues obzuliegen.

„Wer soll den Boden oben auftragen und Früchte bauen,“ sagten Manche, die Georg deshalb befragt, „wenn man ein Paar Fuß tiefer vielleicht den hundertfachen Ertrag gleich an baarem Gelde findet?“ — So lange die Leute deshalb noch solche Hoffnungen und Ideen im Kopfe trugen, ließ es sich nicht erwarten, daß sie an einem Plage ruhig aushalten, und alle die Gerüchte von reich entdeckten Minen, die täglich dort Verbreitung fanden, gleichgültig mit anhören würden.

Endlich erreichten sie Sacramento am Flusse gleiches Namens, und sahen die Stadt auch wirklich nicht eher, als bis sie eigentlich mitten drin waren. — Und was für eine Stadt! Georg mußte unwillkürlich lächeln, als er die, in regelmäßigen Straßen aufgestellten Bretthuden und blauen, weißen, rothen, grünen, gelben Zelte sah, die, wie Pilze an feuchten Stellen, hier einzeln, dort in kleinen Trupps oder Nestern, zwischen den Bäumen und Büschen durch auch eher gewachsen, als wirklich von Menschenhand errichtet schienen. Die unscheinbarsten von ihnen trugen dabei nicht selten die größten Schilder, und Aerzte und Advokaten besonders kündeten auf einem sechs Ellen

breiten Stück Leinwand ihre verschiedenen Berufe dem Publicum an, während sie unter einem kaum fünf Fuß hohen Stück bunten Kattuns wohnten und schliefen.

Kinden, Kühe, Maulthiere und Esel liefen frei wie die Hunde zwischen den Zelten umher, oder lagerten in größter Gemüthsruhe mitten in den Straßen, daß ihnen Wagen und Pferde ausweichen mußten. Ueberall herrschte dabei geschäftiges, reges Treiben, und auf dem Strome selbst, und dicht am Ufer, lagen eine Anzahl schwer geladener Schooner und kleinerer Fahrzeuge, die von San Francisco herauf gekommen waren, und hier ihre Ladung löschten.*) Dicht am Flusse waren auch schon eine Menge „Hotels“ errichtet worden — Bret- und Zeltbuden natürlich nur, die auswendig mit einem hochtrabenden Titel auf riesigem Schilde alles Mögliche versprachen, und im Innern wenig oder gar Nichts davon hielten. Darauf kam es aber auch nur an, daß die Leute verblendet wurden, und im ersten Augenblick zahlten, was man von ihnen verlangte. Nachher konnten sie gehen, wohin sie wollten. Aufhalten mochte sich überhaupt Niemand; Alles drängte und trieb nur wieder fort, in die Minen zu kommen. Der unselige Glaube, daß Jeder dort mit Leichtigkeit 16 — 20 Dollar täglich verdienen könne, ließ die beabsichtigten Goldgräber das, was sie bis jetzt noch wirklich in den Taschen hatten, als gar Nichts achten.

Nirgends sprach man auch von irgend etwas Anderem, als nur von Gold, und vergebens waren hier alle Erkundigungen nach eingewanderten Fremden. Die ganze Stadt war fremd, und eben eingewandert, wer sollte sich da um Einzelne bekümmern.

*) „Ladung löschen“ ist der gewöhnliche Ausdruck, den alle Sees oder Flußschiffe gebrauchen, für „Ladung aus dem Schiff an's Land schaffen.“

In den Zelten war gar Nichts zu erfragen, und Straße auf und ab suchten unsere beiden Freunde jetzt die Stellen auf, an denen sie Gebirgswagen entdeckten. Bei den Eigenthümern derselben erkundigten sie sich dann, wer mit denselben gekommen sei, und hofften solcher Art die Spur der Verlorenen zu finden. Aber auch das führte sie nicht zum Ziel. Fast alle diese Fuhrwerke waren von ihren früheren Besitzern an hiesige Händler verkauft worden, und was aus jenen dann geworden, oder wie sie geheißen, wer kümmerte sich darum?

War ein Handel abgeschlossen und das Geld dafür bezahlt, so ging Jeder seiner Wege, und begegneten sich die Leute eine Stunde darauf in der Straße, kannten sie sich vielleicht gar nicht mehr.

In den Läden war dabei fast weiter Nichts zu kaufen, als was die Leute oben in den Minen brauchten: Lebensmittel, wie z. B. geräucherten Speck, Bohnen, Mehl, grobe Kleider und derbe Schuhe, und Schaufeln, Spitzhacken, Blechpfannen und sogenannte „Wiegen,“ zum Ausschaukeln des Goldes. Trink- und Spielzelte gab es jedoch überall, und während ein Theil der Bewohner von Sacramento vor lauter Geschäftigkeit gar nicht zu wissen schien, wo er die Zeit hernehmen sollte, Alles zu besorgen, schlenderte ein anderer wieder, die Hände in den Taschen, vollkommen ruhig und behaglich durch die breiten Straßen der Stadt, aus einem Trink- oder Spielzelt in das andere.

Überall aber, theils vor der Stadt, theils sogar in den schon ausgelegten Straßen, waren Feuer angezündet und lagerten einzelne Gruppen Neuangekommener, Viele sogar ohne Zelt, geradezu im Freien. Dort wurde dabei ein kleiner Handwagen gepackt, hier ein Maulthier mit allem möglichen Geschirr beladen, und kleine Trupps, alle aber bewaffnet, brachen

von den verschiedensten Bläßen auf, die ersetzten Wein so rasch als möglich zu erreichen.

An einem der Zelte, in dem Schwaaren feilgeboten wurden, waren unsere beiden Freunde stehen geblieben, sich etwas Schiffszwieback und geräuchertes Fleisch für eine Mahlzeit zu kaufen. Georg hatte dabei sein kleines Lederbeutelchen mit dem für den Vår erhaltenen Golde herausgenommen und seinen Antheil eben bezahlt, als sein Blick zufällig auf einen Mann fiel, der nicht weit von ihm stand und ihn aufmerksam zu betrachten schien.

Es war ein ziemlich wild aussehender Bursche mit einem alten braunen Hute auf dem Kopfe, unter dem die wirren Haare struppig genug vorschauten. Den rechten Arm trug er aber in einer Binde, die er sich von einem blau baumwollenen Taschentuche gemacht hatte, und der Blick, mit dem er den Knaben beobachtete, war auch nichts weniger als freundlich. Kaum begegnete er jedoch Georg's Auge, als er das seinige abwandte, sich fort drehte, und langsam, ohne sich wieder umzusehen, die Straße hinunterging.

Georg erschrak aber, denn im Nu hatte er in dem bleichen bössartigen Gesichte dieselben Züge wieder erkannt, die er die Nacht beim Feuer gesehen. Das mußte der Räuber sein, der sich an seinen älteren Begleiter hatte anschleichen wollen, und daß er jetzt seinen Blick nicht ertragen konnte, bestärkte ihn noch mehr in dem Verdacht.

Rasch ergriff er den Arm seines Gefährten, und theilte diesem das, was er vermuthete, mit. Der Alte sah hinter dem Burschen her und sagte dann:

„Du kannst recht haben, Georg, und daß er den Arm in der Binde trägt, macht die Sache nur noch wahrscheinlicher.“

„Und sollen wir ihn so ungestraft fortgehen lassen?“

„Was können wir thun?“ sagte achselzuckend sein Be-

gleiter, „wo haben wir Beweise? Eine geregelte Polizei existirt hier ebenfalls nicht, also ist es viel besser, wir lassen Alles, wie es nun eben ist. Jeder wehrt sich vor der Hand noch seiner eigenen Haut, so gut er kann, und da der Schuß doch auch jedenfalls durch Deinen Schuß schon gestraft ist, lassen wir ihn viel lieber laufen. Bessert er sich, gut für ihn, vielleicht dient ihm die erhaltene Kugel als Warnung. Bessert er sich nicht, auch gut, dann entgeht er auch früher oder später seiner gerechten Strafe nicht, denn ertappt man hier in Gallifornien einen Verbrecher auf frischer That, so werden auch gewöhnlich nur sehr kurze Umstände mit ihm gemacht. Zu seinem eigenen Besten mag er sich also vorsehn. Glaubst Du übrigens, daß er Dich erkannt hat?“

„Gewiß,“ rief Georg, „einen Fremden hätte er wohl kaum so finster und drohend angesehen.“

„Gut, mag sein,“ brummte der Alte nachdenkend vor sich hin. „Neb ist mir das übrigens nicht, denn so ein Schuß ist zu Allem fähig, und schließt einem Anderen auch wohl einmal aus Rache eine Kugel auf den Pelz, wenn er das eben sicher aus dem Hinterhalte thun kann. Aber laß ihn nur kommen. Zu fürchten braucht man die Gefellen gerade nicht, denn feig sind sie Alle. Gut ist's übrigens, daß Du ihn ebenfalls erkannt hast, und da er das weiß — er wäre sonst nicht so beschämt abgegangen — wird er sich wohl hüten, und so bald wieder unter die Augen zu kommen.“

Der Mann war indessen langsam die Straße hinabgegangen und um eine Ecke verschwunden, und die Beiden dachten nicht weiter an ihn. Nahm doch das, was sie hierher geführt, ihre Aufmerksamkeit auch genug in Anspruch. Vergebens suchten sie aber alle Pagen ab, und erkundigten sich fast in jedem Zelte, in dem Leute beherbergt wurden, nach den Eltern des Knaben.

Niemand wußte von ihnen das Mindeste, und selbst ein Paar Bekannte von der Reise, die Georg antrat, hatten die Eltern, seit sie sich damals getrennt, nicht wieder angetroffen. Alle aber ratheten ihm, nur nach San Francisco zu gehen, wo er sie jedenfalls finden würde. Davon wollte aber der Alte gar Nichts wissen.

„Das ist reiner Unsinn,“ sagte er, „und die Leute schwagen nur so in's Blaue hinein, ohne ein Wort davon zu verstehen. Erstlich bedenke, was für eine Menschenmasse in San Francisco in einem eben solchen Gewirr von Zelten und Buden lebt, und da such' einmal Jemanden heraus, den Du gern finden willst. Dann aber, und das ist die Hauptsache, kann ich mir nicht denken, daß Deine Eltern so ohne Weiteres gerade dorthin gereist sind, wo sie sich ganz bestimmt denken müssen, daß Du sie noch hier oben im Lande suchst. Sie wissen, daß Du kein Geld bei Dir hast, denn von Grizzly's Gefälligkeit können sie keine Ahnung haben, und wovon solltest Du die theure Reise nach San Francisco bestreiten?“

„Aber kostet denn die wirklich so viel Geld?“ fragte Georg.

„Was kostet hier kein Geld,“ brummte der alte Mann, „unter dreißig Dollar die Person nimmt und kein Boot hinüber, und dann müssen wir die Thiere noch immer hier zurücklassen.“

„Dreißig Dollar?“ rief Georg erstaunt, „aber wie lange dauert denn die Reise?“

„Sechzehn bis achtzehn Stunden nur, und dabei müssen wir uns noch selber beköstigen. Das wäre übrigens das Wenigste. Wir haben das Geld, und wenn es nur wahrscheinlich wäre, daß wir Deine Eltern in San Francisco anträfen, wollte ich kein Wort weiter sagen, und mich augenblicklich mit Dir

einschiffen. Die aber sitzen jedenfalls noch oben irgendwo in den Minen, oder in einem der kleinen Städtchen und warten auf Dich, und werden sicher erst dann nach San Francisco gehen, wenn sie alle Hoffnung aufgegeben haben, Dich hier oben zu finden."

"Aber was können wir da thun?" frug Georg, der entseztlich leinlaut geworden war. "Wenn wir hier oben mit ihnen zusammentrafen, wäre es ja doch nur reiner Zufall."

"Das ist allerdings wahr," erwiderte sein alter Freund, "viel herumziehen dürfen wir sogar nicht, wir reiten ihnen sonst am Ende weit eher aus dem Wege, als daß wir sie finden — aber mein Rath ist der folgende: Wir ziehen von hier wieder in die Verge hinaus, und zwar denselben Weg, den wir gekommen sind. Begegnen wir ihnen da nicht unterwegs, was ja doch möglich ist, so lassen wir wenigstens in jedem Handelszelt an der Straße unseren Namen und die Richtung zurück, die wir genommen, und frägt Dein Vater dort in einem nach, so weiß er bestimmt, wo er nach Dir zu suchen hat. Treffen wir sie jetzt nicht, was ich beinahe fürchte, so schreibe ich oben, von einem der kleinen Minenstädtchen aus einen Brief an einen Freund in San Francisco, der sich dort für uns erkundigen mag, und bis auf den Antwort kommt, suchen wir uns dort in der Nähe einen Arbeitsplatz, und waschen eben Gold, wie es die Andern machen. Wir müssen nachgerade auch wieder daran denken, einmal etwas zu verdienen, sonst verzehren wir das Letzte, was wir haben, und könnten dann in die größte Verlegenheit kommen. — So, das ist mein Plan, und was sagst Du jetzt dazu?"

"Ich? — lieber Gott, was kann ich sagen?" erwiderte Georg: "ich bin nur im Stande, Euch von Herzen zu danken, daß Ihr Euch meiner so treulich annehmt."

„Wapperlapapp!“ lachte der Alte, „hast Du mir nicht eben erst das Leben gerettet? — Das ist doch am Ende noch mehr werth, als Du jetzt vielleicht glaubst. Ueberdies habe ich meine eigenen Absichten und Pläne dabei, die Du später auch vielleicht einmal erfährst, und dann einsehen wirst, wie ich Dir gar nicht etwa einen größeren Gefallen damit gethan, als mir selber — bei einer Reise in die Wälder meine ich nämlich. Haben wir das aber im Sinn, dann, glaub' ich, thun wir auch am Besten, daß wir so rasch als möglich wieder aufbrechen, denn viel Zeit dürfen wir dabei nicht versäumen. Geh Du deshalb noch ein Stündchen in der Stadt herum, und sieh Dir das Leben und Treiben hier an, ich will unterdeß die Thiere wieder besorgen, und dann übernachten wir weit besser wieder draußen im Walde, als hier in der Stadt, wo man kaum Holz für ein ordentliches Feuer findet. Bist Du damit zufrieden?“

„Mit Allem, was Ihr bestimmen mögt.“

„Gut, dann sei in einer Stunde wieder unten am Wasser, bei dem Elephanten-Hotel — Du hast das Schild ja wohl schon gelesen.“

„Gewiß?“

„Dorthin werd' ich mit den Thieren kommen und Dich abholen,“ — und mit den Worten drehte sich der Alte ab, und schritt die Straße hinauf und der Stelle zu, wo er die beiden Thiere, als sie Sacramento erreichten, gelassen hatte.

Georg, sich solcher Art für eine Stunde selber überlassen, wanderte langsam durch den belebtesten Theil der Stadt, sah erst dem Ausladen von Waaren am Ufer eine Weile zu, und ging dann die breite Straße hinauf, die durch den ganzen Ort hinführte.

Hier interessirten ihn besonders die Spielhäuser, aus denen laute und wunderliche, noch nie gehörte Musik herausdrönte. Da aber Jeder dort, wie es schien, ungehindert aus- und eingehen konnte, beschloß er ebenfalls sich einmal das Innere einer solchen Bude anzusehen.

Das war nun allerdings einfach genug, bot aber doch für den Knaben, der in seinem ganzen Leben noch kaum etwas Anderes als Wald gesehen hatte, so viel des Neuen und Interessanten, daß er sich kaum satt daran schauen konnte. Das Innere dieser Bläse war meist bei allen mit buntem Kattun statt der Tapeten ausgeschlagen, und auf breiten Regalen oder Brettern standen eine Menge Flaschen und Gläser, mit den verschiedenartigsten Getränken. An den Wänden hingen auch eine Menge Bilder. Das Interessanteste für den Knaben waren aber die verschiedenen Musiker, die von den Eigenthümern dieser Bläse bezahlt wurden, durch ihre Kunstfertigkeit Leute hereinzulocken. Waren solche Kunden dann einmal im Zelte, so ließen sie sich auch fast immer verleiten, an die dort aufgestellten Spieltische zu treten, und daß sie dort ihr Geld verloren, und also auch zugleich mit für die Musik zahlten, dafür sorgten schon die Spieler.

Aber was für Musik hatten sie dort? Gute Musiker waren natürlich in dem erst neu entdeckten Lande, und unter den dergleichen Verhältnissen noch nicht zu finden. Darauf kam es aber auch gar nicht an. Wenn die Leute nur, wie es die Burschen aus dem Walde nannten: „einen hübschen Spektakel“ zu machen verstanden, so waren diese schon vollkommen damit zufrieden, und konnten Stunden lang mit dem größten Behagen einer Drehorgel oder Handharmonika zuhören.

Für Georg war das aber Alles neu, und wie er sich zuerst über die Drehorgel freute und wunderte, und die Leichtig-

Zeit anstaunte, mit der der Künstler sein Instrument handhabte, so entzückt war er über eine Posaune und ein Tambourin, womit ein alter Mann und ein Mädchen das Nebenzelt erfreuten. Auch Maultrommeln waren vertreten, die kannte er aber schon, und konnte sie sogar selber spielen.

Unwillkürlich wurde dabei auch zuweilen seine Aufmerksamkeit auf die Spieltische gelenkt, an denen oft eine Menge Spieler gedrängt standen, und ganze Hände voll Gold auf einzelne Karten setzten. Gewöhnlich verloren die Leute aber, und der Haufen Gold, den die eigentlichen Spieler vor sich liegen hatten, wurde immer größer. Einmal, es ist wahr, kam ihm selber die Lust an, sein Glück auf einer Karte zu versuchen, aber er dachte auch gleich daran, wie ihn sein alter Freund davor gewarnt und was er ihm von den Spielern erzählt hatte, daß sie nämlich Alle falsche Karten hätten und falsch spielten, und daher gewinnen müßten. Deshalb ließ er es auch, und begnügte sich nur zuzusehen.

Trat er dann wieder vor ein Zelt hinaus, so war der Lärm, der aus allen heraußtönte, fast arg genug, den dabei Unbetheiligten taub zu machen. Hier spielte Einer die Violine, dort ein Anderer die Drehorgel, daneben wurde zu zwei Guitarren gesungen, drüben waren Pauken und Trompeten, Tambourins, Trommeln, Flöten, kurz Alles, was man sich nur denken konnte, und Alles auf einmal, und auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume, nur durch die dünnen Kattun- oder Brettwände von einander getrennt. Kein Wunder, daß das Alles einen Heidenlärm machte, und Einem die Ohren fast zerriß.

Die Zeit, die ihm sein Begleiter gestellt, war dabei schon fast verlaufen, und Georg wollte eben wieder nach dem Flusse hinuntergehen, als er an einem Zelte vorüber kam, aus dem die wunderlichste Musik heraußtönte, die er noch je gehört.

Dort schienen sich auch die meisten Menschen versammelt zu haben, denn selbst vor dem Zelte stand eine ganze Schaar und sah hinein, und Georg, der gern wissen wollte, was da drinnen vorgebe, drängte sich ebenfalls hinzu. — Daß ihm der Mann mit dem verbundenen Arm jetzt wieder folgte und ihn, wenn auch heimlich, doch scharf im Auge behielt, hatte er gar nicht bemerkt.

Das Zelt selber bot allerdings nichts Anderes, als was er in den übrigen auch getroffen; — aber ein Mann stand hier und machte Musik, wie er es bis jetzt noch nicht für möglich gehalten.

Georg nämlich hatte bis jetzt geglaubt, daß ein einzelner Mensch auch nur ein einziges Instrument auf einmal spielen könne, hier aber fand er bald, daß er sich darin geirrt, denn der Putsche, der auf einer kleinen Erhöhung hinter den Spieltischen stand, besorgte wohl sechs oder sieben Instrumente auf einmal — und wie das herrlich klang und klingelte.

Auf dem Kopfe trug er ein großes Messinggestell mit lauter kleinen Glocken daran, in der Halsbinde saß eine siebenröhrlige Flöte so, daß er sie gerade mit dem Munde erreichen konnte, ohne die Hände dabei zu gebrauchen; vorn hing ihm eine große Trommel, die er mit der einen Hand schlug, mit der anderen Hand spielte er eine am Boden festgemachte Harmonika, und sogar zwischen den Knien hatte er ein Paar Messingbecken, die er nach dem Takte zusammenschlug, während ihm auch an den Hacken, statt der Sporen, kleine klingende Glocken hingen.

Der ganze Mann war mit einem Worte Musik von oben bis unten, und jede Bewegung, die er machte, war berechnet und klang mit dem Anderen im Takte zusammen. Die Melodie spielte er dabei auf der vorn eingeklemmten Flöte und auf der

Harmonika, und Trommeln, Glocken und alles Uebrige hatten den Takt dazu.

Auf deutschen Messen und Jahrmärkten sieht man wohl dergleichen Tausendkünstler, und vielleicht gar nicht so selten. Dem im Walde aufgewachsenen Knaben war es aber etwas vollkommen Neues, daß er sich an den wunderbarlich klingenden und tönenden Bewegungen des komischen Rauges gar nicht satt sehen konnte.

Natürlich achtete er auf gar Nichts weiter, was sonst um ihn vorging. Er hatte nur Augen und Ohren für das lebendige, bewegliche Instrument, und wußte wirklich gar nicht, wie lange er schon da gestanden und ihn angestarrt hatte, als er plötzlich auf so rauhe wie unerwartete Art aus seinem Schauen aufgestört und zu sich selber gebracht wurde.

„Der hier war's — der ist es gewesen!“ rief eine heisere Stimme in sein Ohr hinein, und er fühlte zugleich, wie ihn Jemand an der Schulter packte. „Ich habe es gefühlt, wie er es herauszog.“

„Hallo mein Bursche, noch so jung und schon so pffiffig?“ rief ein anderer, baumlanger härtiger Gesell, der ihn am andern Arme faßte — „wo ist das Gold? her damit.“

Georg sah sich überrascht um, und die Männer an. In dem Anschauen des Musikers war er so ganz verloren gewesen, daß er sich wirklich gar nicht gleich sammeln, und begreifen konnte, was man eigentlich von ihm wollte. Das sollte er aber bald erfahren, und sein Erstaunen wuchs, als er den Burschen mit dem Arm in der Binde dicht vor sich, und allem Anscheine nach in größter Aufregung sah.

„In die Tasche dort hat er's hineingeschoben, gerade wie ich mich umdrehte,“ schrie dieser — sucht ihn nur die Tasche aus — ein neuer lederner Beutel ist's.“

„Was wollt Ihr denn von mir? — laßt mich los,“ rief der junge Bursche, seht ärgerlich gemacht, und suchte von den ihn haltenden Armen freizukommen. Die aber hielten ihn wie in eisernen Klammern, und der lange Gefell mit dem Barte schrie:

„Hallo mein Herr, nur nicht hochnasig, sonst kannst Du etwas auf den Deckel kriegen. Wer heißt Dich Gold stehlen? Heraus damit, seht noch im Guten, wenn wir nicht anders mit Dir sprechen sollen.“

„Ich? gestohlen?“ rief da Georg in voller Entrüstung, und fühlte dabei ordentlich, wie ihm das Blut in's Gesicht und die Thränen in die Augen traten.“

„Da, seht nur, wie roth er wird,“ rief aber der mit dem Arme in der Vinde — „thut mir den Gefallen, Leute, und nehmt ihm das Geld ab, ich kann nicht — ich habe einen kranken Arm. — Dort in die Tasche hat er's gesteckt — ein neulebener Beutel.“

„Schurke!“ rief aber seht Georg, in voller Entrüstung, Du klagst mich des Diebstahls an, und —“

„Halt da, mein Bursche — nicht gemuckst,“ schrien die Andern — „faßt ihm nur einmal die Arme, wir wollen gleich sehen, ob der Mann da recht hat,“ rief der Lange dazwischen.

„Zurück von mir,“ leuchte Georg und suchte seine Büchse heraufzubringen, „das ist mein Geld, was ich mir verdient.“

„Ja, das sagen sie Alle,“ lachte der Lange, — eifrig dabei bemüht, seine Hand in Georg's Tasche zu bringen — „Teufel, was das für eine kleine Kröte ist — haltet — ihn — nur — fest. — Jetzt — jetzt hab' ich's — da kommt's — ist das Euer Beutel?“

„Das ist er, Dank Euch,“ rief der Betrüger, „seht Ihr, ein neuer Beutel mit meiner ganzen Baarschaft.“

Georg rang aus Leibeskräften mit den Männern, aber umsonst. Von allen Seiten, und von den kräftigen Armen gefaßt, vermochte er nicht sich zu rühren, und Flüche und Schimpfreden regnete es dabei noch außerdem auf ihn nieder.

„So ein junger Schuft,“ schrieen Einzelne der Entrüsteten, „kaum aus dem Ei gekrochen, und legt sich schon auf den Raub. Der wird's weit bringen. Besser, wir hängen den jungen Dieb gleich an die nächste Eiche,“ riefen Andere, „was Besseres geschieht ihm doch nicht hier in Californien.“

„Nein, hängt ihn nicht,“ rief aber der mit dem Arm in der Binde, indem er versuchte, sich dem Ausgang zuzudrängen, „haltet ihn nur einen Augenblick, bis ich einen Constable geholt habe; vielleicht hat er auch noch anderes gestohlenen Geld bei sich.“

„Laßt ihn nicht fort!“ schrie da Georg, der seine Verfassung noch genug beisammen hatte, zu merken, was Jener wollte — „er ist“ —

„Du hast auch noch groß zu befehlen, Du — Landläufer Du,“ schrie da der Lange, und schüttelte den Knaben dabei an beiden Schultern, daß er sich kaum auf den Füßen erhalten konnte.

„Aber ich sage Euch,“ schrie Georg.

„Wir wollen von Dir gar Nichts wissen,“ — unterbrachen ihn rasch die Anderen — „warte nur, bis der Constable kommt, dem kannst Du nachher erzählen, was Dich freut.“

„Geda — was giebt es hier?“ rief in diesem Augenblicke eine rauhe Stimme, und Georg fühlte, wie Jemand den Arm des langen Burschen von seiner Schulter drückte und ihn freimachte. Was habt Ihr mit dem Knaben?“

„Oho? und wer seid Ihr, daß Ihr Euch drein mengt, wenn wir hier einen Spitzbuben abfassen?“ rief der Lange
Geräcker, Geldgräber.

jornig, maß aber dabei erstaunt den alten Mann mit schneeweißem Haar, der sein Handgelenk gefaßt, als ob er's in einem Schraubstock gehabt hätte.

„Gott sei Dank, Euch sendet mir der Himmel!“ rief Georg mit einem Freudenschrei, als er seinen alten Begleiter erkannte.

„Er hat gestohlen,“ schrie eine feine Stimme aus dem Hausen heraus.

„Das lügst Du, Schuft!“ rief aber der Alte hinüber, und drehte sich rasch nach der Gegend hin um, „wenn Du herkommen willst, werde ich es Dir mit meinen Fäusten in Deine Frage hinein beweisen.“

„Hallo Alter!“ rief da der Lange, indem er dem Manne einen eben nicht freundlichen Blick zuwarf, „wir selber hier haben dem Burschen den ledernen Beutel abgenommen, den er dem Fremden aus der Tasche gezogen hatte.“

„Es war derselbe Schuft, den ich in den Arm geschossen habe,“ rief Georg rasch.

„Dann habt Ihr ihn bestohlen!“ rief da der Alte, dem Langen fest und jornig entgegentretend, denn im Augenblick errieth er auch, wie das Ganze zusammenhing. „Wo ist die Ganaille?“

„Ja, der ist über alle Verge!“ rief Georg.

„Hundert Dollar Dem, der mir den Schuft hier zur Stelle bringt,“ schrie da auf einmal der alte Mann — „hundert Dollar Dem, der zuerst Hand an ihn legt!“

„Alle Wetter,“ sagte da der Lange, aber schon etwas kleinlaut, denn es kam ihm doch jetzt beinahe so vor, als ob die Sache mit dem vorgebliehen Diebstahl nicht so ganz in Wichtigkeit sein könne, — „hundert Dollar wollt Ihr geben? Er ist fort, um den Constable zu holen.“

„Holzköpfe, die Ihr seid, ihm das zu glauben,“ tobte aber der Alte — „wer das Geld verdienen will, muß sich beeilen, denn ich fürchte, der Schuft ist jetzt schon unterwegs hinaus in's Holz.“

Der ausgesetzte Preis war aber doch für Manche verlockend, und nach verschiedenen Seiten vertheilten sie sich in der Stadt. Nach und nach aber kamen Alle wieder zurück, freilich ohne den Gesuchten, und selbst beim Scheriff, an den er sich jedenfalls hätte wenden müssen, wenn er einen Constable haben wollte, waren sie vergebens gewesen. Er blieb verschwunden und die Leute sahen jetzt zu spät ein, daß sie sich von einem Gauner hatten verleiten lassen, einen vollkommen Unschuldigen für den Spighuben zu berauben.“

Der Alte war aber außer sich darüber:

„Na ja,“ rief er und schlug mit seiner derben Faust auf einen der Spieltische, daß das darauf liegende Geld emporflog, und die Spieler erschreckt von ihren Sigen aufstuhren, — was sagt ihr nun, Ihr Töffel? — da steht Ihr und schneidet Gesichter, eins immer dümmere als das andere. Und wenn ich Euch nun noch erzähle, daß jener Schuft mit irgend einem seiner Kameraden uns letzte Nacht am Lagerfeuer überfallen hat und morden wollte, und nur durch die Wachsamkeit des Knaben da verhindert wurde, der den Schurken in den Arm schoss? — heh? — Und jetzt habt Ihr denselben wackeren Jungen, ein Kind fast noch, überfallen, und ihm seine wenigen Dollar abgenommen, auf die falsche Anklage des Spighuben hin, der uns vorher beobachtete, wie wir an einem Zelte Provisionen kauften? Schämt Euch — und Ihr wollt vernünftige Männer — wollt Bürger der Vereinigten Staaten sein?“

„Hol's der Teufel,“ sagte da der Lange, der entsetzlich kleinlaut geworden war, indem er in seine Tasche griff und den

eigenen Geldbeutel herauzholte. „Wir hatten's gut gemeint, und konnten doch nicht glauben, daß so ein Halunke die Frechheit haben würde, uns hier Alle mit einander anzulügen? Aber ich bin gern bereit, aus meiner eigenen Tasche einen Theil des Geldes zu ersetzen und — es thut mir leid, daß wir den jungen Burschen so behandelt haben.“

„Behaltet Euer Geld,“ rief aber der Alte, der durch die freundlichen Worte rasch besänftigt war, — „Gott sei Dank, ich hab' noch genug das zu verschmerzen. Aber — laßt's Euch für die Zukunft eine Warnung sein.“

„Sapperment, wenn mir der Halunke aber einmal wieder zwischen die Fäuste käme. Dem wollt' ich's heimzahlen!“ rief jetzt der Lange entrüstet aus.

„Davor wird er sich schon hüten,“ brummte der Alte, „und sich hier in Sacramento wenigstens nicht wieder sehen lassen. Aber komm, Georg. Wir haben so schon mehr Zeit versäumt wie rathlich, und müssen machen, daß wir unseren Marsch antreten.“

Er wollte mit dem Knaben das Haus verlassen, als ihnen der Lange wieder den Weg vertrat, und Georg die Hand entgegenstreckte.

„Hör' einmal, mein Bursche,“ sagte er dabei, und das gutmüthige Gesicht überszog ein etwas verlegenes Lächeln, „gib mir die Hand und — sei mir nicht mehr böß über die — Dummheit. Es thut mir schmähschlich leid, Dir einen solchen Streich gespielt zu haben.“

Georg lachte. Er war zu gutmüthig, Jemandem, der ihm so freundlich entgegen kam, lange Groll nachzutragen, und deshalb in die Hand einschlagend, sagte er:

„Ich bin nicht mehr böß. Es thut mir nur leid, daß der schlechte Mensch seinen Zweck so leicht erreicht hat, und uns Alle jetzt auslacht.“

„Nun weißt Du,“ sagte der Lange, die ihm dargebotene Hand dorthin fassend und schüttelnd — „es ist noch nicht aller Tage Abend, und wenn ich Glück habe, läuft er mir doch noch einmal in den Weg, und dann laß es meine Sorge sein, daß er nicht mehr lachen soll. Wie heißt Du?“

„Georg Dakley.“

„Dakley aus Arkansas?“

„Ja —“

„Von John Dakley vom Arkansas ein Sohn?“

Georg nickte.

„Heiliges —“ und der Lange schlug mit einem verberben Fluch seine rechte geballte Faust in die linke Hand — „von John Dakley, dem rechtschaffensteu Kerl in ganz Arkansas ein Sohn, und ich Fölpel — Na, aber Californien wird ja doch nicht so schmähschlich groß sein, daß wir nicht noch einmal zusammenträfen.“

„Ihr kennt John Dakley?“ mischte sich jetzt der Alte in's Gespräch.

„Ob ich ihn kenne?“ sagte der Lange, „waren wir doch Nachbarn in Missouri, ehe er seine jetzige Frau heirathete. Ich war freilich damals noch ein junger Bursche, nicht viel größer als der da, aber ich weiß, was für Stücken Vater auf ihn hielt, und wie es dort Allen leid that, daß er fortzog.“

„Hm — und habt Ihr ihn hier in Californien noch nicht gesehen?“

„Mit keinem Auge — ist er schon lange hier?“

„Erst seit ein Paar Tagen. Der Bursche da ist von seinen Eltern getrennt, und kann sie jetzt nicht wieder finden.“

„Und er weiß nicht, wo er sie suchen soll?“

„Keine Spur!“

„Hm, hm, hm, hm,“ brummte der Lange, „das ist ja eine verwünschte Geschichte. Na wartet, ich gehe in diesen Tagen nach San Francisco, und wenn ich ihn dort aufspüre, will ich's Euch wissen lassen.“

„Das wäre vortrefflich,“ sagte der Alte, „dann schreibt nur an Georg Dakley, und schickt den Brief nach Duba City, an der Mündung des Duba. Wollt Ihr das thun?“

„Schreiben? — hm, ja,“ sagte der Bursche etwas verlegen und wurde dabei roth bis hinter die Ohren. „Wißt Ihr, daß — das Schreiben geht mir nicht so recht von der Hand, und ich weiß eigentlich mit der Büchse besser umzugehen. Aber das thut Nichts,“ setzte er rasch hinzu — „werde schon Jemanden finden, der mir die Geschichte besorgt, und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich Wort halte. Wohin geht Ihr jetzt?“

„Wieder in die Minen hinauf,“ erwiderte der Alte, „denn wahrscheinlich suchen die Eltern ihren Sohn doch erst hier in der Gegend, ehe sie nach San Francisco hinunter gehen. Vielleicht kommen wir ihnen in den Weg.“

„Gut; also, nach Duba City, Good bye denn, Georg,“ sagte der Lange, noch einmal die Hand des Knaben schüttelnd, „und wenn ich jenem Schufte ja einmal wieder in den Weg komme, kannst Du Dich auch darauf verlassen, daß ich ihm das Geld wieder abnehme, und wenn ich's ihm aus der Seele pressen müßte.“

14. Capitel.

Der Ausbruch in die Minen.

Unsere beiden Freunde bestiegen jetzt ihre beiden Thiere wieder, die der Alte vor dem Hause angebunden hatte, und während sie die Stadt verließen, um in die Berge zurückzukehren, erzählte er jetzt Georg, wie es gekommen wäre, daß er ihn in dem Spielzelte gefunden. Als er nämlich an dem Plage vorbeiritt, um ihn am Wasser an der bestimmten Stelle zu treffen, hörte er den furchtbaren Lärm, und sah zugleich ihren Bekannten aus dem Busche mit dem Arm in der Vinde, der, kaum im Freien, querdurch zwischen die Zelte hinein sprang.

Natürlich wurde er dadurch aufmerksam. Aber zugleich auch neugierig gemacht, was da drinnen vorgegangen sein könne, sprang er vom Pferde und erstaunte nun nicht wenig, als er Georg in solcher Lage fand.

Wie das Ganze gekommen, war leicht erklärt. Der Spitzhube hatte, als Georg die Lebensmittel bezahlte, dessen neuen ledernen Beutel gesehen, sich gemerkt, wo er ihn hinsteckte, und darauf seinen, auch vollkommen geglückten nichtswürdigen Plan gebaut.

„Aber der Schuft ist wahrhaftig für den Galgen reif,“ sagte der Alte hinzu, „und wird ihm auch nicht entgehen, darauf dürfen wir uns verlassen. Kommt er uns jetzt übrigens wieder in den Weg, dann wollen wir ihn doch einmal beim Kragen nehmen. Ich fürchte jedoch, wir werden uns vergebens nach ihm umsehen.“

Die beiden Reiter zogen jetzt die nämliche Straße zurück, die sie gekommen, immer noch in der Hoffnung, den Verlorenen vielleicht zu begegnen, aber vergebens. Ueberall erkundigten sie

sch dabei, ob nicht irgendwo eine Kunde für sie zurückgelassen wäre, aber Niemand wollte von den Reisenden etwas wissen oder gesehen haben. Wechselten doch die Leute auch selber ihre Wohnorte alle Augenblicke, und kümmerten sich nur um das, was ihr eigenes Interesse förderte. Was gingen sie andere Menschen an?

Die Möglichkeit war jetzt, daß sich Dakley's Eltern, die nach Georg's Aussage nur noch sehr wenig Geld gehabt, irgend wo in den Bergen festgesetzt hätten und dort arbeiteten, um ihre Weiterreise mit dem ausgewaschenen Golde bestreiten zu können.

Sich darüber nun Gewißheit zu verschaffen, beschloßen sie die verschiedenen, in der Nähe liegenden Minen einmal zu besuchen, und dort wenigstens überall ihre Namen zu hinterlassen, wie Duba City vor der Hand als den Ort zu bezeichnen, an dem sie zu erfragen wären.

Die Nächte durch hielten sie aber jetzt, wenn sie allein auslagerten, bessere Wacht als früher, denn der einmal überstandenen Gefahr wollten sie sich nicht wieder aussetzen. Uebrigens gelang es ihnen auch fast an jedem Abend, irgend einen Lagerplatz mehrerer Parteien zu erreichen, wo sie dann die Nacht angenehmer verplaudern und sicher schlafen konnten. Erst einmal wirklich in den Minen, wo sie überall kleine Colonien fanden, brauchten sie gar Nichts weiter zu fürchten.

Vergebens suchten sie aber dort in den Bergen herum, und in all' die kleinen Bäche hinein; nirgendß ließ sich eine Spur der Verlorenen entdecken, und Georg fing schon an wieder allerlei Besorgnisse zu fühlen. Am Ende war ihnen doch ein Unglück zugestoßen, und er sollte die Eltern nie im Leben wiedersehen.

Der Einzige, der ihn dabei immer tröstete und beruhigte, war sein alter Begleiter, wenn sich Georg auch gar nicht er-

flären konnte, weshalb derselbe solchen Antheil an ihm nahm. Er frug ihn auch einmal darüber, denn es wurde ihm drückend jezt, da er selber kein Geld mehr hatte, sich immer nur von ihm ernähren zu lassen, der Alte aber lachte und sagte:

„Sei Du deshalb unbekümmert, mein Junge. Das ist reiner Eigennutz von mir. Sieh', ich bin jezt ein alter Mann, und Du hast ein gutes Herz; wenn ich also später einmal nicht mehr arbeiten kann, dann wirst Du mich auch nicht hungern lassen. Und dann,“ setzte er ernster hinzu, „glaubst Du denn, daß ich Dir jenen Abend schon vergessen habe, wo Du den heimtückischen Schust verhindestest, mir den Schädel mit seinem Eisen einzuschlagen? Der ist noch lange nicht wieder abbezahlt; davon wollen wir also vor der Hand auch gar nicht weiter reden.“

„Uebrigens ist jezt die Zeit gekommen, von der ich zu Dir schon früher gesprochen: daß wir uns nämlich unter der Hand einen festen Plaz aussuchen müssen, an dem wir uns halten und Nachricht erwarten können. Da vor uns, das kleine Nest von Zelten, das Du dort stehst, ist Duba City. Schon in Sacramento habe ich Dir gesagt, daß ich von hier aus nach San Francisco schreiben will, und die Gelegenheit dazu ist gerade passend. Wie ich in dem letzten Zelte gehört habe, geht von dort in den nächsten Tagen ein zuverlässiger Mann mit dem Postpaket nach San Francisco hinunter, und der mag den Brief an meinen alten Freund mitnehmen. Sind Deine Eltern wirklich dort, oder treffen sie in der nächsten Zeit dort ein, so kannst Du Dich fest darauf verlassen, daß er sie herausbekommt, und dann mag er uns augenblicklich ein Paar Zeilen hierher schreiben. Bis der Brief aber ankommt, wollen wir selber hier in der Nähe anfangen zu arbeiten, daß wir in der Zeit ebenfalls etwas verdienen. Mein Geld geht auch auf

die Reize, und es ist besser, wir fangen vorher an, als daß wir zuletzt dazu gezwungen werden."

"Du lieber Gott," sagte Georg, „damit wäre ich ja von Herzen gern einverstanden, und wollte arbeiten, was in meinen Kräften steht —"

„Aber?" — frag sein alter Begleiter.

„Aber," — sagte Georg — „ich habe eine so namenlose Sehnsucht nach San Francisco, dort — meinen Großvater aufzusuchen."

„Den alten Weizhals? — und weißt Du denn, ob Du ihn dort findest?"

„Das weiß ich allerdings nicht — aber es ist doch der Vater meiner Mutter, und wenn die Eltern dorthin gekommen sein sollten, hätte ihn der Vater gewiß aufgesucht — schon der Mutter wegen."

„Dein Vater mag wohl nicht viel von ihm wissen?" lachte der Alte.

„Glaubt das nicht," sagte Georg rasch. „Er hat stets bedauert, daß sie sich Beide nie haben näher kennen lernen; der alte Herr würde sonst gewiß anders von ihm gedacht haben. So hatten ihn aber die böswilligen Menschen, die ihren Vortheil dabei zu finden glaubten, gegen Vater aufgehetzt, und ohne Grund war er böse auf ihn."

„Gut, wenn Dich das denn so bedrängt," sagte der Alte nach einigem Ueberlegen, „so will ich meinem Freunde schreiben, daß er sich ebenfalls nach Deinem Großvater erkundigt und bei ihm anfragt. — Wie hieß er gleich?"

„Georg Hardy."

„Ja so; es ist ja wahr — und uns dann in seinem Briefe schreibt, ob wir den alten Burschen in San Francisco finden können, oder nicht. Ist das der Fall, und bis dahin

haben wir uns wenigstens die Reisefkosten verdient, so ist mir's recht, daß Du entweder allein nach San Francisco gehst, oder ich Dich vielleicht auch begleite; ich möchte den Ort auch gern einmal wieder sehen. Aber — ehe wir von dort Nachricht bekommen, wäre es das Geld gerade auf die Straße geworfen, wenn wir in's Blinde hinein in der Welt herumreiten oder fahren wollten. Bist Du damit zufrieden?"

„Von Herzen gern," rief Georg, in die dargebotene Hand einschlagend. „Ich fühle ja auch, daß Ihr es wirklich gut mit mir meint, was hättet Ihr sonst dabei, Euch eines armen verlassenen Knabens so anzunehmen, und kann nicht besser thun, als Euch zu folgen. Seid aber versichert, mein Vater, meine Mutter werden Euch ewig dankbar dafür sein.“

„Unsinn," brummte der Alte, „ich habe noch keinen Dank verlangt, und das wird Zeit sein, wenn ich selber davon anfangе. Jetzt komm also mit mir in das Nest da drüben, daß ich den Brief schreiben und fortschicken kann, und dessen Antwort wollen wir dann als richtige Goldwäscher hier oben in den Bergen erwarten.“

„Aber wo bekommen wir Werkzeug her? das wird viel Geld kosten.“

„Werkzeug, hm — ja; verwünscht theuer ist hier Alles in den Minen, aber wenn Gold da ist, bekommen wir das Werkzeug auch geborgt, und bezahlen es dann von dem, was wir finden.“

„Wer soll uns etwas borgen," lachte Georg, „es kennt uns ja hier Niemand.“

„Darauf kommt's auch nicht an," sagte sein Begleiter, „und die Erfahrung wirst Du hier noch in Californien machen, daß ein ehrliches Gesicht bei den Kaufleuten ein vortrefflicher Empfehlungsbrief ist. Sie borgen fast Jedem, wenn sie ihn

auch nicht kennen, besonders Werkzeug, wenn man in ihrer Nähe arbeiten will, und rechnen dabei auch ziemlich vernünftig so, daß Die, denen sie das Werkzeug geborgt haben, ihre Lebensmittel natürlich auch von ihnen kaufen. Dafür laß mich übrigens nur sorgen; jetzt ist die Hauptsache die rasche Beförderung des Briefes.“

Ohne weiter Zeit zu verlieren, ritten sie nun auch dem Städtchen zu, banden dort ihre Thiere an, und Georg blieb sich — während sein Begleiter in eines der Zelte ging, seinen Brief dort zu schreiben — für kurze Zeit selber überlassen. Das dauerte aber nicht lange, denn der Alte kam bald zurück und rief ihm zu, die beiden Thiere zum Zelte zu bringen. Georg wußte nicht gleich weshalb, gehorchte aber dem Rufe, und erstaunte nicht wenig, als er vor dem Zelte ein Paar Säcke mit Lebensmitteln, ein zusammengerolltes Zelt, zwei Spaten, zwei Spitzhacken, eine Blechpfanne und eine Waschmaschine zusammengelegt fand, die, wie ihm sein Begleiter erklärte, jetzt ihr Eigenthum wären.

„Und das Alles hat man Euch geborgt?“ frug Georg, den Kopf schüttelnd.

„Das laß Dich nicht kümmern, mein Junge, es ist da, und wir werden es gebrauchen. Jetzt aber wollen wir als richtige Winer, wie es sich gehört, zu Fuß in die Berge ziehen, und Du magst mir nun packen helfen, daß wir vor Abend noch vielleicht unseren nächsten Winerplatz erreichen.“

An diese Arbeit gingen jetzt die Beiden mit allem Fleiß, und wenn auch Georg noch nicht verstand einen Packsattel ordentlich zu benutzen, und die verschiedenartigsten Gegenstände darauf festzuschnüren, so zeigte ihm doch sein Begleiter, wie das zu machen sei, und er begriff es leicht. Das geschehen, wollte

Georg den Esel am Jügel nehmen und führen, dessen Herr aber rief ihm zu:

„Laß nur Moskito gehen, mein Bursche, der ist das Tragen schon so gewöhnt, daß er keines Führers mehr bedarf. Mit der Last auf dem Rücken geht er auch jedesmal voran, und Boneh hinterher, und wir haben weiter Nichts zu thun, als ihnen zu folgen. Woha Moskito — komm, mein Bursche, jetzt geht unsere alte Arbeit wieder an. Nun zeige, was Du kannst, und mach' mir keine Schande.“

Moskito drehte den Kopf nach seinem Herrn herum, und legte die langen Ohren weit vorn über, dann zog er die Stirn in Falten, was unendlich komisch aussah, und schrie auf einmal aus Leibeskräften sein U — ah in den Wald hinein. So wie ihm aber der Alte mit der Hand drohte, zog er den Kopf zurück, schlug mit beiden Weinen hinten aus, daß die Pfannen und Kessel zusammenrasselten, und schritt dann so ehrbar, wie man es nur verlangen konnte, den schmalen Pfad entlang, der in die Berge führte.

Das Boneh folgte ihm, nicht ganz zufrieden, wie es schien, daß es als Lastthier gebraucht werden sollte, aber doch ziemlich geduldig, und der Alte mit dem Knaben, die Büchsen auf den Schultern, schritten hinter ihnen drein.

Der übrigens, der sich am meisten über den Marsch zu freuen schien, war Hektor, denn kaum sah er, daß die Weiden ebenfalls zu Fuß waren; und es jetzt wieder in die Berge ging, als er wie toll um sie her sprang, laut bellte, ja vor Freuden ordentlich heulte, und dann auf einmal in den Wald hinein sauste, als ob er im Leben nicht wiederkommen wollte. Ehe sich's Georg aber versah, kam er von einer anderen Seite schon wieder angeflogen, schoß in einem Bogen um sie herumfuhr Moskito nach den Weinen, der ihm augenblicklich das

Hintertheil zudrehte und nach ihm auswich, und begann dann seine wilde Jagd von Neuem. Wohl eine Stunde waren sie marschirt, ehe er sich so weit beruhigte, mit der kleinen Caravane gleichen Schritt zu halten; aber selbst dann gefiel ihm das Hinterherlaufen nicht, und er stellte sich deshalb an die Spitze des Zuges, dessen Führung zu übernehmen.

Damit war indeß Moskito nicht einverstanden. Erstlich mochte der Esel nicht leiden, daß Jemand vor ihm ging, wenn er eine Last trug, und dann hatte ihn auch Hektor durch sein voriges Umbertreiben und unnützes Anbellen so geärgert, daß er ihm das noch nicht wieder so rasch vergessen konnte, so gute Freunde die Beiden auch bis jetzt gewesen. Wie also Hektor vor ihm her ging, ließ er sich das im Anfange ganz ruhig gefallen, unmerklich aber suchte er ihm näher und näher zu kommen, und als Hektor, sich vollkommen sicher fühlend, seinen ruhigen Schritt beibehielt, schob Moskito langsam seine Nase vor, legte die Oberlippe etwas zurück, und biß den Hund auf einmal so derb in den Schwanz, daß dieser laut aufheulend zur Seite flog, und dann erschreckt und knurrend hinter seinen Herrn retirirte. Moskito aber, wie über die gelungene List seine unbändige Freude auszudrücken, feuerte, sehr zum Aerger des Boney's, wieder ein Paar Mal in tollem Uebermuth hinten aus, und ging dann erst, sich an die Scheltworte seines Herrn gar nicht kehrend, wie vorher seinen ernstern, ehrbaren Schritt weiter.

Nüßig solcher Art in die Berge hinaufsteigend, folgten sie dem Laufe des Baches, der weiter unterhalb in den Duda mündete, und kamen gerade mit Dunkelwerden zu einer Stelle, wo einzelne Zelte standen. Etwas weiter oben konnten sie aber, bei einbrechender Dürklichkeit, noch eine Menge Lagerfeuer erkennen, die wie Leuchtläfer aus der dunklen Nacht der Kiefer-

waldung herausbligten, und setzten deshalb, bis sie sich inmitten der kleinen Colonie befanden, ihre Wanderung fort. Erst am äußersten Ende derselben schlug der Alte vor, Halt zu machen, und jetzt galt es so rasch als möglich ein Lager herzurichten. Da aber die Nacht sternenhell war, wurde das Zeltaufschlagen bis auf den nächsten Morgen verschoben, weil sie sich jetzt doch keinen recht passenden Platz ausfinden konnten. Ein Feuer ward aber entzündet, ein junger nahe beistehender Baum zu weiterem Holzbedarf gefällt, und eine Stunde später lagen die Weiden, in ihre wollenen Decken warm eingewickelt, an der auflodernden Gluth.

Georg wachte am nächsten Morgen zuerst auf, und konnte einen lauten Ausruf der Freude nicht unterdrücken, als er die wundervolle Landschaft sah, die sie hier rings umgab.

Den Hintergrund bildeten noch ziemlich hohe Berge, mit mächtigen Kiefern und Rothholzbäumen bewachsen; zu ihren Füßen schäumte ein klarer Waldbach über helle Kiesel- und große Quarzblöcke hin, und weiter nach unten, der Richtung zu, von der sie gestern Abend gekommen, lag von dem blau-rothen Morgenlicht wunderbar schön beleuchtet, das weite düstere Dubathal. — Und wie das lebte und schaffte und arbeitete um sie her.

Wohin der Blick nur traf, fiel er auf kleine bunte und lichte Zelte, die malerisch aus dem Grün der Büsche hervorstachen, und überall lebte es von menschlichen Gestalten, die theils an den Feuern beschäftigt waren, ihr Frühstück zu bereiten, theils Holz herbeitrugen, theils sogar schon an die Arbeit gingen. Einzelne mußten damit in der That vor Tage begonnen haben, denn hier und da schallte schon das monotone wunderliche Rasseln und Schütteln der Goldwasch-Maschinen oder sogenannten Wiegen zu ihnen herauf.

Während er noch so daßand, in voller Lust das prächtige Schauspiel betrachtete, und seine Freude dabei an den goldenen Sonnenstrahlen hatte, die eben die Wipfel der nächsten Waldstreifen an zu röthen fingen, trat der Alte an seine Seite und sagte lächelnd:

„Nicht wahr, mein Bursche, das hier ist ein fröhliches Leben in den Minen, und von hier oben sieht sich's an, als ob die ganze Geschichte nur eigentlich weiter Nichts als Spaß, und jeder Tag ein Sonntag wäre? Komm aber nur da hinunter an den Bach, und fange mit Spighacke und Schaufel an, dann freilich findest Du auch die Schattenseiten vom Goldwäscher-Leben. Nirgends bewahrheitet sich das alte Spruchwort: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt,“ mehr, als gerade hier.“

„Ich fürchte mich vor keiner Arbeit,“ rief aber rasch Georg, „stellt mich nur auf die Probe, und Ihr werdet sehen, daß ich tüchtig zupacken kann.“

„Desto besser,“ lachte der Alte, „das können wir hier oben brauchen. Jetzt aber laß uns an unser Frühstück denken, dann wollen wir uns unseren nächsten Lagerplatz aussuchen und das Zelt aufschlagen, und nachher mit Gottes Beistand an die Arbeit gehen.“

„Aber wißt Ihr auch, ob hier ein guter Platz zum Goldwaschen ist?“ frug Georg.

„Das weiß Niemand,“ lautete die Antwort. „Glücksfache und Lotteriespiel bleibt das Ganze so wie so. Da sich aber so Viele hier niedergelassen, und Einige sogar, wie ich sehe, Blockhütten gebaut haben, so muß jedenfalls Gold da sein. Wo dann Andere nicht vergebens suchen, werden wir ja wohl auch etwas finden. Und nun an's Werk, denn die Zeit ist hier kostbar, und jede Stunde, die wir versäumen, zahlen wir mit unserem eigenen Gelde.“

Ein passender Lagerplatz war bald gefunden, und da Beide mit derlei Arbeit vortreflich umzugehen wußten, stand auch schon in kaum einer halben Stunde ihr Zelt fertig aufgerichtet. Die verschiedenen Lebensmittel waren darin untergebracht, Sättel und Decken zu einem Lager hergerichtet, und ihr Goldwäscherleben konnte jetzt beginnen.

Georg kam es allerdings etwas bedenklich vor, daß sie all' ihre Sachen so gewissermaßen ohne Schutz sollten hier im Walde lassen. Die letzten Erfahrungen rechtfertigten auch wohl sein Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Nachbarn. Der Alte beruhigte ihn aber darin und meinte:

„Sobald wir nur unser Zelt zubinden, daß die Esel nicht hineinkommen, haben wir weiter gar Nichts für unsere Sachen zu fürchten. Das Zubinden gilt hier in den Minen so gut wie Schloß und Riegel, und ich möchte Keinem rathen, sich beim Einbrechen in ein Zelt erwischen zu lassen. Nein, mein Bursche, die einzige Sorge, die ich habe, ist, daß wir Mückito aus dem Zelte halten, denn das ist ein so nichts-nutziger, durchtriebener und diebischer Schuft, wie sich nur irgend einer hier in den Minen herumtreibt.“

„Aber er hat ja bis jetzt noch Nichts gestohlen,“ verteidigte ihn Georg.

„Weil wir ihm keine Gelegenheit dazu gegeben haben,“ sagte aber dessen Herr. „Bis jetzt führten wir nur immer wenig oder gar Nichts an Provisionen bei uns, und hatten das die Nacht an dem Feuer liegen, an dem wir selber schliefen. Jetzt aber, wo wir genöthigt sind, größeren Vorrath zu halten, und den Tag über allein zurückzulassen, werden wir tüchtig aufpassen müssen, den Esel davon zu halten. Aber erwische ich ihn nur dabei!“

Mückito stand, während sich sein Herr solcher Art über
 Wer Räder, Goldwäscher.

ihn aussprach, und ihm dabei mit dem Finger hinüber drohte, Irine zehn Schritte davon entfernt, und laute an einem hochaufgeschossenen Blumenstengel. Es war aber ordentlich, als ob er die Worte verstanden hätte, denn er legte plötzlich die Ohren zurück, zog den Schwanz ein, und drückte sich so beschämt vom Zelte weiter ab, daß Georg laut auflachen mußte.

„Ob er's versteht,“ sagte der Alte mit einem schnunzelnenden Seitenblick auf seinen Esel. „Das Gute hat er übrigens, daß er sich nahe zum Lager hält — manchmal zu nahe — und wenn man ihn brauchen will, immer gleich bei der Hand ist. Aber nun komm. Es ist noch früh am Tage, und wir können noch ein hübsches Stück an irgend einem passenden Plage hinuntergraben. Dann wirst Du lernen, wie man das Gold in Californien sucht und findet.“

15. Capitel.

Wie Georg ein tüchtiger Goldgräber wurde.

Die Waschmaschine blieb vor der Hand noch oben am Zelte stehen, da sie diese nicht gleich gebräuchten. Die beiden Goldsucher schulterten nun Jeder eine Spitzhacke und Schaufel, der Alte nahm dazu noch die große Blechpfanne in die linke Hand, und dann stiegen sie zum Bergbach hinunter, sich dort irgend eine noch freie Stelle auszusuchen, auf der sie ihre Arbeiten beginnen könnten.

Der Bach machte hier verschiedene Krümmungen, und überall, wenn sie von oben darauf niedersahen, konnten sie die Stellen erkennen, wo der Boden schon nach allen Richtungen hin aufgerissen war.

„Das steht böse da unten aus,“ sagte da Georg, „in dem ganzen Bett des Baches ist ja kaum noch ein Stückchen Rasen zu erkennen, und überall haben sie schon gegraben. Wenn da drinnen Gold wäre, würden sie die Plätze nicht wieder verlassen haben.“

„Glaub' das nicht,“ sagte der Alte, „die Miner sind gar ungebuldige Leute, graben bald hier, bald da, und wenn sie nicht gleich die Goldader irrefinden, gehen sie eben weiter und suchen sich einen anderen Fleck. — Große Geduld hat keiner von ihnen.“

„Goldader?“ frug Georg erstaunt, „liegt denn das Gold hier oben in den Bergen in Adern?“

„In regelmäßigen Adern eigentlich nicht; aber jedenfalls ist es hier in früherer Zeit von den Bergen niedergewaschen worden, weshalb es ja auch in dem reinen Zustande, in dem man es findet, Alluvial-Gold heißt. Wie nun die Strömung damals heruntergebrochen und in's Thal gestürzt ist, so hat sie auch das schwere Metall mitgenommen und in dem schmalen Bett hingeführt. Da es aber durch seine Schwere zu Boden sank, so blieb es auf den rauhen Felsen, oder an dem weichen Thon, der die Unterlage bildete, hängen. Spätere Jahrhunderte schwenkten dann wieder Erde darüber, üppiger Pflanzenwuchs keimte daraus empor, und wir müssen jetzt suchen, daß wir den schmalen Streifen wiederfinden, in dem das Gold den Berg herabgespült ist — und den nennt man eben eine Ader.“

„Aber wenn da unten eine solche Ader wäre,“ sagte Georg, „so müßten sie die ja doch jedenfalls gefunden haben, die schon früher dort danach gegraben. Überall sieht man ja Löcher in der Erde.“

„Das allerdings, mein Bursche,“ sagte der Alte, „aber Du mußt bedenken, daß das Gold nicht in einem geraden Striche

heruntergekommen ist, sondern dem Bickjacklauf des damaligen Stromes, der eben so wie der jetzige herüber- und hinüberlief, folgen mußte. Jeder Wassercours verändert dabei mit den Jahren sein Bett, mag das nun der größte Strom der Welt, oder ein kleiner Bergbach sein, vorausgesetzt nämlich, daß er nicht in ganz hohe steile Felsenufer eingeschlossen wäre. Geht jetzt die Strömung auf dieser Seite her, so führt sie natürlich eine Menge Kiesel und Sand mit. Das bleibt dann an irgend einem aufstehenden Felsen im Anfange hängen, wäscht sich höher und höher, bildet zuletzt eine ordentliche Bank, und zwingt die Strömung, jetzt sich eine andere Bahn zu suchen. Liegt dann die Sandbank eine Weile trocken, so bildet sich durch darüber gewehtes Laub und angeschwemmte Gräser und Pflanzen, die darauf verwesen, mit der Zeit eine Erd- oder Humus-Decke, die für den, ihr durch den Wind zugeführten Baumsamen genug Nahrung hat, um ihn aufkeimen und gedeihen zu lassen. Nach hundert Jahren kann man dann kaum mehr erkennen, daß in früherer Zeit an solchem Orte vielleicht die tiefste Stelle des Stromes gewesen, und man erkennt das erst wieder, wenn man tief eingräbt, und dort Sand und angeschwemmte Kiesel findet.“

„Da nun auch das Gold solcher Art im Bickjack hin und her geführt wurde, läßt es sich denken, daß der Ort nicht leicht zu finden ist. Man kann vier, fünf Löcher neben einander in einem solchen Bachbett niedergraben, und doch die rechte Stelle verfehlen. Andere kommen dann dahinter her, werfen dicht neben den früheren Gruben ein Loch aus, und finden sich vielleicht beim ersten Male gleich reich belohnt, wo ihre Vorgänger bei wochen- und mondenlanger Arbeit kaum ihr Leben fristen konnten. Darum läßt sich nie durch irgend eine Berechnung vorherbestimmen, wo das Gold wirklich liegt. Wenn wir's finden sollen, finden wir's eben, ob Andere schon Gott weiß

wie lange danach gegraben. Deshalb frisch an's Werk; jedenfalls graben wir genug, hier oben so lange davon leben zu können, bis wir einen Brief von San Francisco bekommen, und haben wir Glück, waschen wir auch wohl noch obendrein unser Reisegeld aus."

"Jetzt komm aber. Alles Andere wirst Du schon selber da unten lernen, und gerade dort unten, wo die früheren Goldwäscher ihre Gruben aufgegeben haben, wollen wir auf's Neue beginnen."

Rüstig schritt der Alte jetzt voran, den Hang hinab, und bald hatte er sich einen Platz ausgesucht, an dem, seiner Meinung nach, wenigstens die Möglichkeit vorhanden war, daß sie Gold finden könnten. Dort warfen sie ihr Werkzeug ab, und gingen jetzt auch ohne Weiteres wieder an zu graben.

Das war eine beschwerliche Arbeit, denn Erdarbeiten sind nie leicht. Zuerst warf sich die obere, durch den letzten Regen etwas locker gewordene Erde allerdings noch ziemlich gut ab, da sie dort mit den Spaten einstecken konnten. Wie sie aber nur ein Paar Spatenstiche tiefer kamen, wurde der Grund auch härter, bis sie jede Schaufel voll vorher erst mit der Spitzhacke losschlagen mußten.

Georg hätte nun allerdings am Liebsten gleich von Anfang an gesucht, denn wie alle Neulinge, konnte er den Gedanken noch nicht loswerden, daß das Gold in Californien überall, also auch an der Oberfläche läge. Der Alte bewies ihm aber bald das Gegentheil, denn in ein Paar Pfannen voll Erde, die er ihm zu Gefallen auswarf, zeigte sich auch nicht die Spur von Gold. Nun verlor Georg den Muth, und als sie etwa sechs Fuß tief eingegraben hatten, und noch Nichts fanden, wollte er schon die Stelle aufgeben und an einer anderen beginnen. Das litt aber der Alte nicht.

„Siehst Du,“ sagte er, „Du bist gerade wie die Andern, die auch überall finden, aber nirgends suchen wollen.“

„Erst müssen wir den Felsen oder festen Thon treffen, denn nur dort liegt, mit Ausnahme weniger Stellen, in Gallifornien das Gold. Kommen wir so tief und finden noch Nichts, dann dürfen wir den Platz mit gutem Gewissen aufgeben, und an einem anderen anfangen.“

Rüstig gruben sie jetzt weiter, tiefer und tiefer, und rasteten nur Mittag etwa eine Stunde, sich ein wenig von der ungewohnten Arbeit auszuruhen. Erst gegen Abend kamen sie jedoch auf etwas thonhaltigen Boden, von dem der Alte jetzt ein Paar Pfannen voll versuchte. Es war etwas Gold darin, aber, wie er erklärte, noch nicht genug, ihr Auswaschen zu bezahlen. Nichtsdestoweniger warfen sie diese Erde auf einen besondern Fleck, und hielten erst mit Graben ein, als die Sonne hinter den Bergen verschwand. Dann gingen sie in ihr Zelt hinauf, ihr Abendbrod zu verzehren, und von der heutigen Anstrengung auszuruhen.

Um ihre Nachbarn hatten sie sich bis dahin wenig bekümmert, kaum war aber ein Feuer angezündet, als Einer derselben, ein Irländer, zu ihnen kam, und sich bitter über Moskito beklagte.

Seiner Aussage nach war der nichtsnutzige Esel, der sich fortwährend um das Lager herumtrieb und das süße Berggras gänzlich zu verachten schien, während die Leute unten am Bache arbeiteten, an eins der nächsten Zelte gegangen, hatte dort die Leinwand an der einen Seite aufgehoben, den Wehlsack, der darin stand, erwischt, zu sich herausgezogen und so lange daran herumgeknappert, bis er die Nase richtig in das Wehl brachte. Dort fraß er sich dann satt nach Herzenslust, und stand jetzt, vielleicht hundert Schritt vom Zelte seines Herrn, mit welchem,

verrätherischem Maul unter einem Baum, ließ die Ohren hängen und that, als ob er nicht drei zählen könnte.

Der Irländer verlangte auch in der That Entschädigung des gegessenen Mehls, hatte aber den Dieb leider nicht auf frischer That erwischt. Die Nase Moskito's sah dabei allerdings genau so aus, als ob sie in Mehl gesteckt hätte, doch ließ sich eben nichts Gewisses weiter gegen ihn beweisen, und der alte Falch gab deshalb dem Irländer den Rath: „sein Zelt in Zukunft besser zu verwahren, Entschädigung könne er aber noch nicht beanspruchen, da gegen den Esel bis dahin nur ein Verdacht vorliege. Wenn er ihn einmal beim Stehlen erwische, wäre es etwas Anderes.“

Der Mann war wüthend. Da aber der alte Amerikaner fest und ruhig auf seiner einmal gegebenen Antwort verharrte, und Andere, die dazu kamen, den Irländer auch noch obendrein zu dem erlittenen Schaden auslachten, mußte er endlich leer abziehen. Er schwur aber, daß er dem verwünschten Esel, wenn er ihn noch einmal bei seinem Zelte erwische, eine Kugel durch den Leib schießen wolle.

Ob nun Moskito die Drohung gehört hatte, oder ob die Leute ihrem Mehle einen anderen Platz gegeben, daß es dem Esel nicht mehr dicht unter der Leinwand in die Nase roch, ist ungewiß, aber er hielt sich, in dieser Nacht wenigstens, fern von den Irländern, versuchte jedoch dafür einen fast geglückten Angriff auf den Mehlsack, der in seines eigenen Herrn Zelte stand. Das vereitelte jedoch Sektors Wachsamkeit, der überhaupt Moskito den erhaltenen Wisp noch nicht vergessen hatte.

Als die beiden Goldwäscher nämlich, von der heutigen ungewohnten Anstrengung erschöpft, fest schliefen, schnüffelte der indessen wieder hungrig gewordene Moskito so lange um das Zelt herum, bis er die Stelle ausfand, wo der Mehlsack lag.

Hier bot ihm allerdings das Felt selber einige Schwierigkeit, da es mit fest in den Boden geschlagenen Pfählen tief auf der Erde festgehalten wurde. Er arbeitete aber so lange mit eiser-
ner Geduld daran, bis er einen der Pfähle locker bekam und die Nase unterschieben konnte. Das Andere wäre jetzt Kleinig-
keit gewesen, denn den Sack hatte er mit seinen festen Zähnen
bald gepackt, und Georg wie der Alte schiefen viel zu fest,
auch nur das Mindeste davon zu hören. Hektor dagegen, der
lange wußte, wer da draußen nagte, war leise bis dicht zu
dem Sacke gekrochen, und lag dort, ohne zu knurren und nur
den geringsten Laut auszustößen, geduldig auf der Lauer. Kaum
aber zeigte der nichts Arges ahnende Moskito sein braunes
Maul unter der Leinwand, das Hektor trotz der Dunkelheit er-
kannte, als er auch zuzuhörte und ihn nicht allein packte, sondern
auch nicht wieder losließ. Moskito bekam natürlich keinen
schlechten Schreck, und wollte zurückfahren. Hektor aber, den
er dadurch gegen die angespannte Leinwand riß, dachte gar nicht
daran, loszulassen, und die Beiden machten jetzt solchen Lärm,
daß der Alte und Georg erschreckt von ihrem Lager aufstiegen,
nach ihren Büchern griffen und schon nichts Geringeres als
einen neuen Anfall erwarteten.

Im Aufspringen trat Georg aber auf Hektor's Bein, und
zwang diesen dadurch, den Dieb loszulassen. Die Gelegenheit
benutzte denn auch Moskito mit Blitzesschnelle. Klug genug
übrigens, sich nicht über schlechte Behandlung zu beklagen, wo
er recht gut wußte, daß er auf krummen Wegen gegangen,
schlich er lautlos in das nächste Dickicht, und war am anderen
Morgen nirgends zu sehen.

Der alte Jäger brauchte aber nicht zu hören, was hier
vorgefallen, denn mit Tageslicht verrathen ihn die von Mos-
kito hinterlassenen Spuren deutlich das Geschehene. Da er

übrigens so entseßlich erpicht auf Wehl schien, beschloß sein Herr ihm keine fernere Gelegenheit weiter zu geben, es zu erreichen. Wie sie deshalb am nächsten Morgen, was sie brauchten, aus dem Sacke genommen hatten, band er denselben fest zu, schlang ihn an das Ende seines Rasses, und hing ihn über einen benachbarten Eichenzweig so hoch, daß ihn Moskito nicht mehr erreichen konnte. Jetzt mußte er wohl Frieden halten.

Gleich nach dem Frühstück gingen aber die Weiden auch wieder an ihre Arbeit, und zwar diesen Morgen mit ganz besonderer Lust und Liebe, da sie heute das gewissermaßen ernten sollten, was sie gestern gesät, das heißt: da heute waschen konnten, wo sie gestern nur den ganzen Tag die unnütze Erde abgeworfen.

Heute nahmen sie auch die Maschine mit hinunter, und setzten dieselbe an dem Bach, wo sie stiehendes Wasser hatten, auf. Georg mußte sie schaukeln, da das die leichteste Arbeit war, und der Alte, trotz seiner Jahre und weißen Haare noch ein vollkommener rüstiger Mann, trug die vorher ausgeworfene Golderde in einem Eimer ihm zu. Anfangs kam Georg die Sache freilich wunderbarlich vor, und die Arme schmerzten ihn von der ungewohnten Bewegung. Das dauerte aber gar nicht lange, so hatte er sich hineingefunden, und wiegte und goß dabei Wasser auf die Erde, sie durch das oben angebrachte Sieb zu schwemmen, als ob er von Jugend auf nichts Anderes gethan.

Die Arbeit des Goldwaschens, so beschwerlich und mühsam sie an sich auch sein mag, hat immer doch in sofern viel Anziehendes und Interessantes für den Goldwäscher selber, da er nie vorher weiß, was er findet. Jeder Eimer voll Erde, den er ausgräbt, kann einen reichen Schatz enthalten, und ihn für alle Mühe belohnen, und ist es in dem Eimer nicht, kann es im nächsten sein. Jedes Loch, das er niedergräbt, birgt, wie er hofft, schweres Gold, und wieder und wieder getäuscht,

bleibt er darum doch nicht die Hoffnung auf, an anderer Stelle das, was er hier vergebens suchte, zu finden. Und ist das nicht ein Bild unseres ganzen menschlichen Lebens?

Wir Alle arbeiten und mühen uns, wenn wir erst einmal das Alter erreicht haben, in dem wir für uns selber sorgen müssen, unablässig ab, versuchen bald an der Stelle, bald an jener, und wenn auch oft und oft getäuscht, verläßt uns doch nie die Hoffnung, daß es uns schon einmal glücken werde. Dieses Vertrauen auf ein günstiges Geschick, das wir Hoffnung nennen, ist deshalb auch das beste und wohlthätigste Geschenk, das uns der Himmel gegeben. Im Glück selber brauchen wir es nicht; wie uns aber ein Unglück, ein Schmerz oder Mißgeschick betrifft, steht es augenblicklich an unserer Seite und reicht uns freundlich tröstend die Hand. Die Hoffnung ist unser bester Wanderstab durch dieses Erdenleben, und auf sie stützen wir uns, wenn wir müde und matt einmal verzweifeln sollten, das rechte Ziel zu erreichen.

Georg ging nicht mit so ernstern Gefühlen an seine Arbeit. Er kannte den Werth des Geldes im Leben noch zu wenig, um schon gierig auf Gold zu sein. Darum war es auch fast mehr Neugierde bei ihm, ob sie wirklich etwas finden würden, als die Sucht nach Gewinn, und als der Alte endlich die Maschine rein machte, um ihren Erfolg zu sehen, stand er mit eingestemmtten Armen und lächelndem Gesicht daneben, und schaute ihm zu.

Jener hatte nämlich Alles, was unten in der Maschine saß, in ihre große Blechpfanne hineingespült, und war mit dieser an den Bach gegangen, an dem fließenden Wasser das Gold nach unten zu schütteln und die leichteren Steine oben abzuwerfen, während sich die Erde von selber auswausch.

Endlich zeigte sich unten auf dem Boden der eisenhaltige

und darum sehr schwere schwarze Sand, der stets mit dem Gold am tiefsten sinkt, und in diesem kamen einzelne kleine gelbglänzende Körner und Blättchen zum Vorschein, wie sie Georg schon überall im Handel gesehen hatte.

Das war das Gold; aber freilich lange nicht so viel, als sich Georg gedacht hatte, daß sie finden würden.

„Ja, mein Bursche,“ sagte aber der Alte, „Du darfst nicht glauben, daß wir Alles, was wir brauchen, gleich auch aus einer Maschine herausarbeiten können. Wir haben etwa dreißig Eimer voll Erde hier gewaschen, und werden vielleicht für drei Dollar Gold hier in der Pfanne haben. Wenn wir noch in einigen Maschinen voll so viel finden, ist das eine ganz hübscher Tagelohn, und als Tagelohn muß man das Waschen und Graben eben betrachten. Wenn wir nur durchschnittlich nicht weniger bekommen, können wir sehr zufrieden sein, und es giebt Tausende hier in Californien, die Gott danken würden, wenn sie sich so viel verdienten.“

„Da muß man freilich lange graben, bis man reich wird,“ lachte Georg. „Denn bei dem Preise, den alle Lebensbedürfnisse hier haben, kann man da nicht viel zurücklegen.“

„Etwas doch,“ sagte sein Begleiter, „dann müssen wir freilich auch darauf rechnen, daß wir manches Loch graben werden, in dem wir gar Nichts oder doch nur so wenig finden, daß es eben das Auswaschen nicht lohnt. Das ist eben die Glückssache. Wer dann dagegen wieder zufälliger Weise einmal an einer Stelle niedergräbt, wo er ein tüchtiges Nest oder gleich einen Klumpen findet, bekommt seine Arbeit dafür desto besser bezahlt. Merkwürdig ist es übrigens, daß hier in Californien die lüderlichsten und faulsten Menschen, die am wenigsten arbeiteten, und was sie fanden augenblicklich wieder vertranen, auch sonderbarer Weise bis jetzt das meiste Glück

gehabt haben. Wo sie wirklich einmal den Spaten einsetzten, konnten sie sich auch fest darauf verlassen, daß sie reiche Stellen trafen. Aber es hilft ihnen eben Nichts. Das Gold wandert so rasch fast, wie sie es auswaschen können, wieder in die Taschen der Schenkwirthe und Spieler, und sie müssen immer nur von Neuem beginnen."

"Da wollen wir es geschickter machen," sagte der Knabe.

"Und doch hast Du schon damit angefangen, daß Du Dein ganzes Vermögen in einem Spielzelt gelassen," lachte der Alte, „das war ein guter Beginn für Californien."

"Aber doch ohne meine Schuld," verteidigte sich Georg — „Schändlich ist es übrigens, daß solch ein nichtsnutziger Gauner nicht allein frei ausging, sondern auch noch seinen bösen Zweck erreichte. Wo giebt es da eine gerechte Vergeltung in der Welt, wenn solche Buben ungestraft herumlaufen, und die Sicherheit ehrlicher Menschen gefährden dürfen?"

"Rein lieber junger Freund," sagte da der alte Mann ernst, „des Himmels Wege sind unerforschlich, aber Gott führt zuletzt doch Alles zum Besten hinaus. Wie Manches geschieht hier auf der Erde, das wir nicht begreifen können, für das wir, arme kurzichtige Sterbliche, die wir sind, keine Ursache finden können. Nur erst in den Wirkungen sehen wir meist immer, daß doch Alles gut war, wie es gerade kam. Du bist noch jung, Georg, und Deine Erfahrungen in der Welt sind noch gerade nicht sehr groß; wenn Du aber zurückdenkst, so wird Dir trotzdem Manches, was Dir früher, und als es geschah, vielleicht ein Unglück schien, jetzt, da es vorbei ist, in einem ganz anderen Lichte vor die Augen treten. Vieles davon wird sich zum Besten gekehrt haben, und doch war gerade das Schlimme vielleicht die Ursache."

"Ach Gott ja," sagte Georg, „das ist schon wahr, aber

was für Gutes ist aus der Ueberschwemmung des Arkansas gekommen? — Mutter und Schwesterchen sind fast unterwegs gestorben, und jetzt hab' ich sie ganz verloren, und kann sie nicht wiederfinden."

"Ja mein Knabe," sagte der alte Mann, "das ist wohl wahr; Du siehst aber jetzt darin nur erst das Schlimmere, siehst erst die Ursache, wer weiß aber, ob sich nicht doch vielleicht gerade dadurch noch Alles zum Besten kehrt."

"Aber jene List des Betrügers in dem Sacramento-Zelt? — soll die etwa auch gute Früchte tragen?"

"Wer von uns weiß es," sagte der alte Mann, "wer sieht die Fäden, an denen Gott unsere Schicksale lenkt und regiert? Nur Vertrauen müssen wir zu ihm haben, und wenn uns jetzt auch Manches unbegreiflich erscheinen mag, Er wird es lenken, daß es sich zum Guten wendet. Aber jetzt, Georg," brach er da ab, "dürfen wir nicht länger hier müßig schwagen. Wir haben noch lange nicht verdient, was wir gestern gebraucht und heute haben müssen. Also frisch wieder an's Werk, und die nächste Maschine voll zahlt uns vielleicht besser noch als diese hier."

Die Beiden gingen jetzt wieder frisch an die Arbeit, hielten sogar nur sehr kurze Mittagsrast, und hatten mit Sonnenuntergang doch etwa für neun Dollar Gold aufgewaschen. Freilich immer ein dürftiger Tagelohn für zwei Mann auf zwei Tage Arbeit und mit Californischen Lebensmittelpreisen.

Hektor war übrigens mit der Arbeit gar nicht recht zufrieden. Im Anfange machte es ihm allerdings Spaß, und er hegte in der Nachbarschaft im Walde umher. Wie aber sein Herr gar nicht aus den alten Erdhaufen hinauszog, und von Schleißen oder Jagen keine Rede mehr war, bekam er die Sache bald

satt, rollte sich, wo Georg seinen Rock abgelegt, zusammen, und verschlief die Zelt.

Als sie Abends wieder zu ihrem Zelte hinauf kamen, stand Moskito richtig in der Nähe, schien aber außerordentlich verdrießlich. Den Nachmittag hatte er, wie sie später hörten, an zwei verschiedenen Zelten, an denen er seine diebischen Versuche abgestattet, Schläge bekommen, und darauf vergeblich gesucht, den im Baume hängenden Wehlfaß zu erreichen. Daß er sich dabei die größte Mühe gegeben, sahen sie an dem Nasp selber, der von seinen Hufen ganz zertreten war — freilich war all' seine Anstrengung umsonst gewesen.

Als sie heute aber zu ihrem Zelte hinauf kamen, fanden sie Gesellschaft, und zwar hatte ein kleiner Indianerflam, oder vielmehr ein Paar einzelne Familien die Nähe des Lagers gesucht, von den Weißen, wenn irgendmöglich, spiritudse Getränke und für die Frauen etwas Brod zu erbetteln.

Jedenfalls waren diese schon mit den Europäern oder Amerikanern öfter in Berührung gekommen, aber keineswegs zu ihrem Vortheil. So wacker und selbst bewußt nämlich jene wilden Burschen ausgesehen hatten, die Georg bis dahin im Walde gefunden, und so stolz und zurückgezogen sie sich benommen hatten, so zudringlich und verwahrloßt zeigten sich diese, und von Einigen waren sogar die Spuren reichlich getrunkenen Brantweins zu erkennen.

Männer wie Frauen hatten sich dabei schon zum Theil Europäische Kleidung zugelegt und, was sie gerade bekommen konnten, angezogen. Wie es sah und wo es sah, kam aber, allem Anschein nach, bei ihnen nicht darauf an — nur daß es eben etwas Fremdes war.

Da diese Art Leute, wenn sie einmal ihre Nationaltracht ablegen oder, wo sie gar keine abzulegen haben (denn die Ca-

lifornischen Indianer gehen meist nackt) eine andere anlegen, lieben sie auch am meisten bunte Farben. Besonders ist grellroth und gelb eine Lieblingsfarbe aller wilden Stämme. Das aber, was sie am meisten hochachten, sind Uniformen. Für eine blaue oder noch lieber rothe Uniform mit Epauletten, blanken Knöpfen und Goldborten kann man fast Alles von ihnen bekommen, und der, der einen solchen Schatz zu erwerben wußte, dünkt sich stolzer als ein König in seinem Kleide.

Auch unter diesem kleinen Trupp war ein solcher Glücklicher, der die grellrothe, abgetragene Uniform eines Trommelschlägers, Gott weiß, von welcher Nation, erworben hatte, und wenn sie ihm auch ein wenig eng und unbequem saß, darin umherstolzte, als ob er einen Marschallsstab trüge und ein Heer zu befehligen hätte. Die bunte Jacke hatte allerdings schon überall die häßlichsten braunen Flecke, war an den Ellbogen zerrissen und kaum mit der Hälfte der ursprünglich dazu gehörenden Knöpfe besetzt; aber was that das? Das helle Roth schimmerte weit hin durch die Büsche, die Sonne bligte auf den unächten Goldborten und Knöpfen, und seine Kameraden sahen mit Neid und Verwunderung zu ihm auf.

Außer der Uniform, die ihm so eng war, daß er sie über der nackten braunen Brust gar nicht zuknöpfen konnte, trug der Bursche noch ein Paar zerrissene graue Hosen, zu denen die Träger über der Uniform saßen; außerdem einen alten Strohhut, mit allen möglichen Federn besetzt, und einen blauen und weißen Federbusch — der jedenfalls früher einmal auf einem Tschako gesessen. Dieser aber hing dem Burschen jetzt an einer Schnur um den Hals.

Die übrigen Indianer waren theils nur in Hemden, theils in Hosen, Einer sogar nur in einen Rock gekleidet, und von den Frauen hatten sich zwei ebenfalls europäische Frauenkleider

zu verschaffen gewußt. Diese Rattunlappen, die sie vielleicht schon wochenlang im Walde trugen, starrten von Schmutz und waren an vielen Stellen von den Dornen zerrissen.

Die Männer trugen allerdings ihre Bogen und Pfeile, denn ohne diese sieht man sie nie im Walde; sind sie doch auch das Einzige, womit sie sich ihr Wild erlegen können. Verhungert genug sahen aber Alle aus, und verschlangen gierig die Stücken Zwieback, die ihnen hier und da gereicht wurden.

Auch zu des Alten Zelt kam die Schaar, und als sie sahen, daß der alte Mann eine Flasche mit Brandy — einem sehr scharfen, spiritudösen Getränke — vornahm, und sich ein kleines Gläschen damit füllte, verlangten sie ebenfalls davon zu haben. Der mit der Uniform bot sogar für einen Schluck einen von seinen Knöpfen an. Falsch weigerte sich aber ihnen etwas Derartiges zu geben, schenkte ihnen jedoch etwas Brod und versprach ihnen mehr, wenn sie ihm Feuerholz herbeitragen wollten.

Damit waren die Indianer nun allerdings einverstanden, mochten aber nicht selber gehen, und wollten die Frauen schicken. Das gab indeß der Alte nicht zu und sagte ihnen rund heraus, wenn sie nicht selber arbeiten wollten, sollten sie auch Nichts dafür bekommen. Das nahmen sie jedoch sehr übel, und der in der Uniform trat vor und hielt eine lange Rede. Wie er fertig war, glaubte er auch den weißen Mann vollkommen überzeugt zu haben. Der aber, obgleich er ihm ruhig zuhörte, schüttelte, als er geendet hatte, den Kopf und schickte sie fort. Er wollte mit dem Gesindel weiter Nichts zu thun haben.

16. Capitel.

Die Geschichte vom schlauen Indianer.

Wie die Rothhäute abgefertigt waren, ging der Alte in sein Zelt, und nahm die Flasche noch einmal vor. Aber er trank jetzt nicht wieder, denn er lebte gewöhnlich sehr mäßig, und genoß Spirituosen nur nach großer, körperlicher Anstrengung. Nur die Flasche hielt er gegen den noch hellen Schein am westlichen Himmel, und schüttelte dabei ein Paar Mal sehr bedenklich den Kopf.

„Hm,“ sagte er endlich, „das ist doch wunderbar. Hast Du aus der Flasche getrunken, Georg?“

„Ich?“ lachte der Knabe, „wahrhaftig nicht. Dafür seid Ihr sicher.“

„Ich nun, es ist nicht des Branntweins wegen,“ erwiderte Jener, „denn wie Du weißt, brauch' ich selber wenig genug davon, aber — den kann Moskito nicht gestohlen haben, und aus der Flasche hat Jemand getrunken, seit ich sie zuletzt in Händen gehabt.“

„Sollte Einer von den Indianern hier in's Zelt gekrochen sein?“ sagte Georg rasch, „dann sind aber am Ende auch unsere Gewehre und Decken hier oben auch nicht mehr sicher, und wir nehmen sie lieber mit zur Arbeit hinunter.“

„Nein, bewahre,“ beruhigte ihn aber der Alte, „das wagen die Rothhäute doch nicht. Ich weiß noch kein Beispiel, wo ein Indianer die Hand in ein Zelt hineingesteckt hätte, obgleich sie mit alle dem, was sie außer demselben finden, ein weiteres Gewissen zu haben scheinen. Ich glaube den Gefallen hat uns Einer von unseren Nachbarn gethan.“

Gerharder, Goldgräber.

„Aber die wissen ja doch noch viel mehr, wie stark Sie in dem Fall gegen die Gesetze sündigen, wenn Sie aus einem Zelte stehlen.“

„Hm,“ sagte der Alte, „einen Schluck Brandy nennen viele Leute gerade nicht stehlen.“

„Wer kann aber wissen, daß etwas Derartiges im Zelte ist?“ frug der Knabe.

„Niemand wie der Ire, der wegen Moskito hier war. Als er dort vor dem Zelte stand, lag die Flasche da hinten an ihrem Platz in der Ecke, und er kann sie recht gut von außen bekommen, sobald er nur eben erst einmal Hausgelegenheit wußte.“

„Dann wollen wir Sie lieber in die Mitte und unter die Decken legen,“ meinte Georg.

„Ja das ginge,“ sagte der Alte, „und vielleicht würde er sich nicht Zeit nehmen, Sie dort zu suchen, aber — ich will erst einmal Gewißheit haben, ob mir Jemand daran geht, und dann — gewöhn' ich es ihm vielleicht auf eine andere Art ab. Laß Dir also für jetzt Nichts merken, mein Junge. Ich habe mir hier an der Flasche schon ein Zeichen gemacht, wonach ich jetzt bald herausbekommen will, ob wir wirklich solch durstigen Nachbar in der Nähe haben.“

„Aber auf welche Art wollt Ihr es ihm abgewöhnen?“

„Laß nur gut sein; ich werd' es Dir dann schon sagen.“

„Was war das nur, was Euch der Indianer vorhin mit solchem Eifer erzählte?“ frug jetzt Georg. „Er schlug sich ja dabei in Einem fort auf die Brust.“

„Nah, Unsinn!“ sagte der alte Mann. „Er sprach von seinem Stolz und seiner Würde als Capitano. Unglückliche Menschen sind es, die erst von ihren Jagdgründen vertrieben und ihres Unterhalts beraubt, und dann auch von ihren Räubern mit dem

Branntwein vergiftet werden. Wie lange kann es noch dauern, daß sie vom Erdball verschwunden sind, und doch hat auch ihnen Gott den Platz auf seiner schönen Erde gegönnt, und ihre Körper und Sitten dem Klima, den Verhältnissen angepasst, in denen sie lebten. Das Gold hier, das wir in ihrem eigenen Boden finden, richtet sie jetzt zu Grunde.“

„Aber die Indianischen Männer,“ sagte Georg, „sind auch im noch unverdorbenen Zustande faul, und lassen die Frauen alle Arbeiten verrichten. In den Steppen trafen wir mehrmals Stämme, die mit den Weißen noch wenig oder gar nicht zusammengekommen waren, und auch diese ließen ihre Frauen arbeiten und Last tragen wie die Sklaven, während sie mit dem leichten Bogen oder der Wurflanze in der Hand bequem und leer ganz stolz vorausmarschirten.“

„Das ist allerdings der Fall,“ sagte der alte Mann, „und wir finden das bei allen wilden Stämmen — wenigstens bei allen denen, die sich hauptsächlich von der Jagd ernähren. Das aber hat auch seinen guten Grund, und wir dürfen an solche Sitten um Gottes Willen nicht den Maßstab einer civilisirten Nation legen.“

„Der Indianer nicht allein, sondern auch seine Frau und Kinder sind mit ihrer Nahrung hauptsächlich auf das angewiesen, was der Mann erlegt. Witten in ihrem Jagdgründen, wo sie leben, kann ihnen aber auch jeden Augenblick irgend ein Wild zum Schuß kommen, und wenn sie den versäumen, käme ihnen vielleicht solch gute Gelegenheit sobald nicht wieder. Der Jäger und Haupternährer muß also fortwährend gerüstet, und darf nicht schwer bepackt sein, damit er seine Glieder frei gebrauchen kann. Auch erschöpft darf er nicht sein, denn die Führung des Bogens sowohl, als die des Gewehrs verlangt eine feste, sichere Hand. Inwiefern hat also das, was uns eine

Unsttte scheint, doch seinen guten Sinn. Während die Frauen nämlich nicht im Stande sind, der Jagd obzuliegen und die nöthige Nahrung für die Familie herbeizuschaffen, wurde ihnen die andere Arbeit übertragen. Daß nun die halb trunkenen, müßig gehenden Schufte ebenfalls die Herren spielen, und statt zu jagen betteln gehen, ist für die Frauen schlimm. Solche Beispiele findest Du aber überall. Gefindel und Ruffgänger giebt es unter allen Nationen, und selbst unser freies Amerika hat deren leider nur zu viele aufzuweisen."

"Die Indianer könnten aber doch auch etwas Besseres von den Weißen lernen, als gerade ihre Fehler nachzuahmen," sagte Georg.

"Sie könnten es, aber sie thun es nicht," lautete die Antwort. „Daran ist aber auch hauptsächlich das schuld, daß sie gewöhnlich nur mit dem schlechtesten Theil der Weißen in nähere Berührung kommen. Wer mischt sich am meisten unter sie, auch in den Staaten drüben? — nur die Händler und falschen Spieler. Die Jäger und Fallensteller, ebenfalls zu fünf Sechsteln rohes und rauhes Volk, treiben sich gleichfalls zwischen ihnen herum, und während sie von den ersteren das Betrügen lernen, lehren sie die anderen Fluchen und Branntweintrinken, und finden leider meist immer gelehrige Schüler unter ihnen."

"Der Indianer mag schlau auf der Jagd sein, aber im Betrügen kann er es doch nicht mit unseren Yankee-Krämern aufnehmen," lachte der Knabe.

"Das laß gut sein," meinte der Alte; „ich kenne doch einige ganz hübsche Beispiele, die wenigstens beweisen, daß sie Anlage dazu haben. Jetzt aber wollen wir erst unser Abendbrot zurecht machen und nachher, wenn Du nicht zu müde bist, erzähl' ich Dir vielleicht noch Einiges von unseren Wilden daheim."

„Müde?“ rief Georg, „wenn Ihr erzählen wollt, hört ich die ganze Nacht zu.“

„Nun, nun, versprich nicht zu viel,“ warnte ihn der Alte. „Spitzhacke und Schaufel machen müde Augenlider, und das Schütteln den ganzen Tag ist auch kein Spaß — aber wir wollen sehen.“

Georg ging jetzt rasch daran, das einfache Abendessen zu bereiten, und während nachher ein tüchtiges Feuer vor dem Belt aufloberte, begann der Alte:

„Die Choctaw's sind neben den Cherokee's die Nation, die sich bis jetzt der wirklichen Civilisation am zugänglichsten gezeigt haben. Man findet bei ihnen schon vortreffliche Farmen, und das ist stets der sicherste Beweis, daß es einem wilden Stamme Ernst ist, seine früheren wilden Sitten abzulegen: wenn er eben anfängt, den Boden zu bebauen, und sich dadurch an einen festen Wohnsitz gewöhnt. So lange ein Stamm nicht dazu gebracht werden kann, helfen alle Lehren auf der einen und Versprechungen auf der anderen Seite Nichts.“

„Diese alten Choctaw- und Cherokee's-Häuptlinge fangen aber außerdem an einzusehen, daß sie, um mit den Weißen nur einigermaßen Schritt zu halten, ihren Söhnen auch ordentlichen Unterricht erteilen müssen. Zu diesem Zweck schicken sie dieselben schon seit längeren Jahren, wie Du vielleicht auch weißt, besonders nach Pouteville und in einige andere größere Städte auf die hohen Schulen, und thun das Meßerste, sie dort anständig zu erhalten.“

„Unter den alten Häuptlingen giebt es übrigens sehr reiche Leute, die besonders von der Regierung der Vereinigten Staaten in einzelnen Fällen bedeutende Summen für ihre an die Union abgetretenen Ländereien bekommen haben, und noch fortwährend Jahrgehälter beziehen. Von manchen erzählt man, daß

ste die Spanischen Dollar sackweise in ihren Häusern stehen hätten."

„Einer von diesen hatte nun ebenfalls einen Sohn in Louisville, der dort allerdings fleißig lernte, zugleich aber auch in leichtsinnige Gesellschaft gerieth, und mehr Geld verbrauchte, als ihm sein Vater zum Studiren ausgesetzt. Da der junge Indianer aber wahrscheinlich die Vorwürfe seines Vaters fürchtete, wenn er zu oft um Geld schrieb, wußte er sich auf andere Weise zu helfen. Dieser schickte ihm nämlich jedes Jahr eine Anweisung von 2000 Dollar auf ein dortiges Handlungshaus, und der junge Bursche machte jedesmal aus den beiden Nullen hinter der 2 eine 9 und ließ sich also statt 2000 Dollar 2990 auszahlen. Natürlich konnte das aber nicht verborgen bleiben. Der Alte bekam die quittirten Wechsel zugesandt, und fand dann zu seiner Ueberraschung, welchen schlechten Gebrauch sein Sohn schon von den erlangten Schulkenntnissen gemacht. Ohne Weigern zahlte er jedoch die Summe, sagte aber dabei gutmüthig:

„Hm, hm, hm, ich habe gar nicht geglaubt, daß mein Sohn schon so viel Danker geworden wäre.“

„Doch einen besseren Spaß, ohne dabei ein Betrüger zu sein, machte ein Osage in Missouri, und die Geschichte will ich Dir noch, ehe wir zu Bette gehen, erzählen.“

„Der Indianer, ein fester, stämmiger Bursche hatte einen Weissen auf der Jagd gedrängt, obgleich er selber in seinem vollen Rechte gewesen. Er schoß nämlich einen Hirsch an, der noch eine Strecke lief, und von einem zufällig in der Nähe jagenden Weissen völlig todtgeschossen wurde. Nun gehört die Haut, nach unseren Amerikanischen Jagdgesetzen, dem, der ein Stück anschießt. Der es todt schießt, hat nur die Hälfte des Wildprets zu beanspruchen. Darauf hin nahm der Wilde also

auch, als er seinen Hirsch fand, was ihm gehörte, und der Weiße ärgerte sich um so mehr darüber, da es ein zu kräftiger Bursche war, um mit Gewalt etwas bei ihm auszurichten."

"Der Wilde, der schon vorher einen Hirsch geschossen hatte, ging jetzt zu dem nächsten Händler, der seine Hütte im Walde aufgeschlagen hatte, dort, was er erlegt, gegen Pulver, Blei und besonders Whiskey*) oder Branntwein zu vertauschen. Zufälliger Weise war das aber dasselbe Haus, in dem der Weiße wohnte, dem er das Hirschfell draußen im Walde weggenommen hatte. Dieser kam gerade nach Hause, als der Wilde in den kleinen Laden gegangen war, und sah, daß er seine Schrotflinte außen am Hause lehnen hatte."

"Das war dem rachsüchtigen Burschen gerade recht, und ohne sich lange zu besinnen, schlich er an das Gewehr hinan und zog der armen Nothhaut die Schrote heraus, nur damit er seinen nächsten Schuß fehlen solle."

"Der Indianer ließ sich indessen drin im Laden die Gelegenheit nicht entgehen, von dem "Feuerwasser", wie sie ja den Branntwein nennen, so viel als möglich in sich hinein zu schütten. Als er endlich wieder herauskam, hatte sich gerade ein Volk zahmer Truthühner um dorthin gestreuten Reis gesammelt, und pickte nach Herzenslust. Der Indianer nahm seine Flinte auf und wollte vorbeigehen. Wie er aber die vielen Truthühner auf einem Platze so dicht gedrängt zusammen sah, kam ihn die Schießlust an. Er legte die Flinte darauf an und sagte lachend:

"Ich sehr froh — solchen Schuß draußen im Wald!"

*) Der Amerikanische Whiskey wird aus Reis gebrannt; Brandy oder Cognac aus Weintreibern, Rum aus Zucker und dessen Ueberresten. Arak aus Reis, unser Branntwein hier aus Korn oder Kartoffeln.

Kaum hörte das der junge Bursche, als ihm auch wie der Witz der Gedanke kam, daß dies eine vortreffliche Gelegenheit sein würde, nicht allein die Rothhaut für ihre frühere Unverschämtheit abzustrafen, sondern auch das mitgenommene Fell bezahlt zu bekommen und er rief rasch:

„Und ich wette einen Dollar, Du triffst keinen.“

„Ich keinen Dollar haben,“ antwortete Tom, so hieß der Bursche, ganz ruhig, „alte Mann aber hat Ottersfell von mir — groß Ottersfell, werth ein Dollar und ein halb Dollar. Ihr wettet ein Dollar und ein halb Dollar dagegen? ich treffe keinen von den Truthahn?“

„Gewiß thu' ich das,“ rief der Weiße — „hier lege ich mein Geld auf den Stamm da. Triffst Du einen oder mehrere, so nimmst Du es mit. Triffst Du aber keinen, so ist das Ottersfell mein.“

„Gut,“ sagte der Indianer, und sah nach dem Pulver auf seiner Pfanne — denn die Art Burschen dort führen noch immer Steinschläffer an ihren Gewehren, wie auch noch viele von unseren weißen Jägern — Du selbst ja ebenfalls.“

„Der Händler wollte die Wette allerdings nicht zugeben, denn wenn der Indianer mitten in die Truthühner mit Schrot hineinschoß, mußte er ja eine Unzahl todt, oder wenigstens zu Schanden schießen. Der Weiße blinzte ihm aber heimlich zu und deutete auf das Gewehr, und der Krämer konnte sich jetzt etwa denken, was er damit vorgenommen. Den Indianer anzuführen hielt er für ganz in der Ordnung.“

„Tom hatte indessen in größter Gemüthsruhe sein Gewehr gespannt, und wenn er auch ein wenig unsicher auf den Füßen stand, war er doch noch lange nicht trunken genug, ein so nahe Ziel zu fehlen. Der ganze Trupp Truthühner war kaum 30 Schritt von ihm entfernt, und wie er auf sie abdrückte,

flatterten sie erst erschreckt in die Höhe, und rannten dann scheu und kullernd auseinander — aber keine von allen fiel, oder ließ sich nur im Mindesten merken, daß sie verwundet sei.“

„Tom stand wie versteinert, und schaute bald seine Flinte, bald die Hühner, bald die beiden Männer an. Er konnte sich gar nicht denken, wie es nur möglich sei, daß er vorbeigeschossen hätte.“

„Desto ausgelassener war der Weiße über die geglückte List. Er tanzte und sprang um den Indianer her, lachte den armen Teufel noch zu dem Schaden, den er gehabt, aus, und verspottete ihn mit seinem „ein Dollar und ein halb Dollar.“ Tom dagegen war sehr kleinmüthig geworden, lud erst seine Flinte wieder und dann seine Decke um die Schultern ziehend brummte er:

„Tom zu viel Whiskey — nicht gut. Macht Kopf schwer und Hand zittern. Tom keinen Whiskey mehr trinken,“ und mit den Worten schob er mit dem, den Nothhäuten eigenen schwebenden Gange etwas schwerfällig dem Walde zu.

„Das dauerte etwa 14 Tage, und die Beiden hörten indessen Nichts von dem Indianer, wenn sie auch oft genug zusammen über den Streich lachten, den sie ihm gespielt. Da kam er eines Tages wieder denselben Pfad entlang, trug auch diesmal einen ganzen Pack getrockneter Felle und sah ordentlich und nüchtern aus. Das Gesicht, das er dem jungen Weißen schnitt, der ihn damals so angeführt, war gerade nicht sehr freundlich; er erwähnte aber kein Wort weiter davon, stellte seine lange einläufige Flinte wieder an denselben Ort vor der Thür, wohin er sie damals gestellt hatte, und trat dann in den Laden.“

„Der Händler folgte ihm dorthin, der Andere blieb aber

draußen, und durch den früheren Erfolg lecl gemacht, beschloß er den Spaß noch einmal zu versuchen. Leise schlich er wie damals an die Flinte, zog den Schuß Schrot, ohne daß der Indianer das Geringste merkte, wieder heraus, stellte die Flinte dann auf ihre alte Stelle, und setzte sich nun ruhig auf seinen Stuhl, die Zukunft des Indianers zu erwarten."

"Die Truthühner waren ebenfalls vor dem Hause, gerade wie das vorige Mal."

"Der Indianer ließ nicht lange auf sich warten. Er hatte heute all' seine Waaren oder Felle nur für baar Geld, nicht wieder für Whiskey wie das vorige Mal verkauft, und schien sich auf kein langes Gespräch einlassen zu wollen. Er ergriff die Flinte, schulterte sie und wollte mit einem kurzen Gruße seinen Rückweg antreten."

"So leichten Kaufes mochte ihn aber der Weiße nicht fortlassen, und rief ihn an, ob er sein Glück nicht heute wieder mit einem Schuß versuchen wolle." Der Indianer schüttelte aber den Kopf und sagte mürrisch:

"Tom hat nicht so viele Dollar — Bleichgesichter geben Indianer Whiskey, und da schießt er Alles, was vorkommt. Wenig Ottern mehr draußen im Fluß. Ottern gehn, wo Bleichgesicht kommt. Indianer auch. Indianer ist arm."

"Der Weiße, der aber den armen Teufel wieder anzuführen gedachte, neckte ihn jetzt damit, daß er wahrscheinlich heute ebensoviel Brantwein getrunken habe wie neulich, und nicht treffen könne. Der Indianer wollte im Anfange nicht darauf eingehen, endlich aber schien er sich doch über die Neckerei zu ärgern, und als der Weiße immer wieder mit seinem „ein Dollar und ein halb Dollar" anfing, sagte er finster:

"Gut — hier ist mein Dollar — ein Dollar nicht viel; mir gleichgültig."

„Oho,“ rief da der Weiße, wenn Du so viele Dollar hast, daß Dir einer nicht viel vorkommt, so sind hier fünf. Gehest Du dagegen?“

„Daß ich kein Truthahn treffe?“ frug vorsichtig der Indianer.

„Gewiß,“ lautete die Antwort, „triffst Du einen oder mehrere, so habe ich verloren.“

„Der Indianer nickte nur mit dem Kopfe, nahm noch vier Dollar von dem Gelde, das er eben für seine Felle erhalten hatte, aus der Kugeltasche, und legte sie zu dem übrigen Gelde auf einen abgehauenen Baumstumpf. Dann warf er eine Handvoll Mais aus einem dicht dabeistehenden Futtertrog den Truthähnern vor, und als diese darauf zuzuhren und es aufspickten, trat er eine Anzahl Schritte zurück, um den Hühnern nicht zu nahe zu sein, zog den Hahn auf, zielte und drückte ab. Hatte er aber das vorige Mal Nichts getroffen, so richtete der Schuß diesmal unter den Hühnern desto größere Vernichtung an. Vier blieben gleich todt auf dem Plage, und von den übrigen, die schreiend und kullernd auseinander fuhren, schienen auch noch ein Paar getroffen zu sein.“

„Die beiden Weißen erschrafen nicht wenig, denn das hatten sie nicht erwartet. Der Händler, dem die Hühner gehörten, wollte jetzt auch Einsprache dagegen thun und behauptete nun, obgleich er die ganze Zeit ruhig dabei gestanden hatte, die Hühner wären sein, und der Indianer habe kein Recht, auf sie zu schießen, und müsse sie bezahlen. Die Rothhaut, die nur vor allen Dingen ihr Gewehr rasch wieder lud, ließ ihn aber ruhig reden. Nur als der Krämer auf das Geld zuging, und den Arm danach ausstreckte, sprang der Wilde vor, und sagte auch noch jetzt kein Wort, warf ihm jedoch einen so furchtbaren Blick zu, daß der Weiße erschreckt den Arm wieder zurückzog.“

„So wie der Indianer das sah, war er gleich wieder zufrieden, zählte sich jetzt lächelnd die schweren Dollar in die Kugeltasche, und warf dann seine Flinte über die Schulter. Ehe er aber fortging, wandte er sich noch einmal zu den beiden Weißen und sagte freundlich:

„Sehe den Fall, Ihr wollet schießen noch einmal — heut' in acht Tagen ich wieder hier, aber“ — fuhr er vertraulich fort, als er sich dem jungen Manne, der sehr kleinlaut geworden war, etwas mehr näherte — „wenn ich komme zu Bleichgesicht, ich immer zwei Schuß Schrot in der Flinte. Sehe den Fall, weißer Mann zieht einen heraus — gut — noch genug drin für anderen Schuß — lebt wohl!“

Damit, und während Georg noch über den schlauen Burschen lachte, rollte sich der Alte in seine Decke, und war auch bald eingeschlafen.

17. Capitel.

Der Unglücksfall in den Minen. Die Geschichte vom Affen.

Die Nacht verging ohne irgend etwas Bemerkenswerthes, und am andern Morgen waren sie wieder früh an ihrer Arbeit.

Der Alte stieg jetzt mit Georg zusammen in das ausgeworfene Loch hinunter, und zeigte nun dem Knaben, da sie den darunter fortlaufenden Fels erreicht hatten, wie das Gold in früheren Zeiten hier herein gewaschen sein mußte. Wo der Fels glatt und breit lag, durften sie sich auch fest darauf verlassen, nicht die Spur von Gold zu finden; es hatte darauf nicht haften können. Wo aber Ritzen und Spalten waren, schien es

sich überall eingeklemmt zu haben, während später darauf fallende vulkanische Asche es vollständig bedeckte und sicherte. Die Form des Goldes war dabei genau so, als ob es in geschmolzenem Zustande hierher gekommen wäre. Sie fanden es in kleinen Körnern oft wie Tropfen, oft in der Form von kleinen plattgedrückten Bohnen. Hier und da war es auch in die Spalten von Quarzstücken wie hineingelaufen, und konnte mit dem Messer, oder mit einem scharfen Instrument herausgearbeitet werden. Immer aber lag es nur in einzelnen kleinen Körnern zerstreut, und es blieb entsetzlich mühsam, es zusammen zu suchen.

„Ich begreife nur nicht,“ sagte da Georg, „daß wir hier nicht mehr Gold finden, wo man doch früher immer hörte, daß so viel tausend Unzen zu Schiffe ausgeführt wären. Tausend Unzen ist doch schon eine ungeheuere Menge.“

„Aber wie viele Leute arbeiten auch daran,“ erwiderte sein alter Freund. „Sieh', wenn wir Beide auch hier die ganze Woche nur vielleicht zwei Unzen finden — und dazu muß es schon ganz gut gehen — so denke Dir nur, wie viele tausend Menschen jezt in den Bergen waschen; wie viele Tausende immer noch neu dazukommen. Behalten können die das Gold nicht — einzelne Wenige ausgenommen, die besonderes Glück haben. Sie müssen es also den Kaufleuten geben, und sich dafür das einkaufen, was sie zum Leben nothwendig brauchen. Das Gold wandert dann wieder nach San Francisco in die Hände der großen Handlungshäuser, und wird von dort nach Amerika und Europa verschifft, um wieder frische Waaren damit herüber zu bekommen. Wo sich das Alles aber auf einem Punkt, wie hier in Californien, sammelt, versteht es sich von selbst, daß es eine große Menge machen muß. Sieh' nur die Biene, welche unbedeutende Kleinigkeit an Honig die einzelne in ihre Zelle trägt, und welche Masse trotzdem der ganze Schwarm in einem Sommer aufhäuft.“

„So ist es hier mit dem Golde. Wir hören immer nur die Summen nennen, bedenken aber gewöhnlich nicht, wie viele tausend Hände dazu gehört haben, dieses Gewicht zusammenzutragen. Wir, Georg, gehören jetzt mit zu diesen Bienen, und wenn wir unseren Honig auch nicht gerade aus Blumenkelchen ziehen, sondern ihn mit Spitzhacke und Schaufel der Erde abarbeiten müssen, bedürfen wir doch nicht weniger Fleiß dazu, und haben vielleicht ebenso wenig wirklichen Nutzen davon, wie die Bienen selber.“

„Aber an einer anderen Stelle finden wir vielleicht mehr,“ sagte Georg.

„Das ist der ächte Goldwäscherglaube,“ lachte der Alte, „an der Hoffnung müssen wir festhalten, und damit werden wir es auch zuletzt noch zu etwas bringen. Hier an dem Plage scheint ohnedies nicht mehr viel zu sein. Wenn wir also diese Maschine ausgewaschen haben, wollen wir gerade nebenan ein anderes beginnen.“

Um Mittag war das geschehen, und sie gingen jetzt hinauf, ihr Mittagbrod zu verzehren, hatten aber noch nicht den halben Berg erstiegen, und eben einen Punkt erreicht, von dem aus sie ihr Zelt erkennen konnten, als der Alte auch ausrief: „Ei, so soll den Sappermenter doch der Henker holen!“ und nach oben deutete. Georg wußte nicht gleich, was er meinte, als er aber der angezeigten Richtung mit den Augen folgte, erkannte er bald Niemand anders als ihren Moskito, und zwar in höchst eigenthümlicher Beschäftigung.

Am vorigen Tage hatte der Esel nämlich den hochgehängenen Wehlsack trotz aller Bemühungen nicht erreichen können, den Versuch aber deshalb keineswegs aufgegeben, und sich fortwährend in der Nähe desselben gehalten. Heute nun mußte der Sack entweder aus Versehen ein wenig niedriger gehangen

sein, oder weichte sich auch durch sein eigenes Gewicht nach und nach etwas senken haben. Kurz, unserem Esel war es wirklich gelungen, das untere Ende des Sackes mit dem Mause zu erreichen.

Gerade zu diesem Moment kamen die Jäger. Als aber Georg vorspringen wollte, ihr Mehl zu retten, hielt ihn der Alte zurück und sagte schmunzelnd:

„Laß ihn nur einmal einen Augenblick gehen. Ich bin doch neugierig, wie sich Moskito hier aus der Verlegenheit helfen wird.“

„Er wird den Sack herunterreißen,“ sagte Georg.

„Das kann er nicht,“ lautete die Antwort — „ich habe ihn selber festgebunden — sieh nur, was er macht.“

Moskito beschäftigte sich wirklich auf das Angenehmste, aber auch Zweckloseste, denn obgleich er mit aller Kraft an dem einen Zipfel zerrte, hob der elastische Zweig den Sack, jedesmal wenn er ihn ein Stück niedergezogen, wieder in die Höhe, und das Mehl schwankte solcher Art unerreichbar und fortwährend zu dem geöffneten Maul des Esels nieder, und dann wieder aus seinem Reich.

„Sieht das nicht aus, als ob er Ball damit spielte?“ lachte der Alte, „so geschieht der Dursche aber sonst auch, er wird sich wohl nuplos an dem Sack ermüden.“

Moskito schien in dem Augenblick etwas Ähnliches zu denken, denn ohne die Nähe seines Herrn zu ahnen, blieb er plötzlich ruhig stehen und sah nur den jetzt losgelassenen und immer schwächer auf- und niederschwankenden Sack an, bis dieser endlich wieder vollkommen ruhig hing.

„Er wird es aufgeben, oder noch einmal dasselbe anfangen,“ sagte Georg leise. „Wenn er Verstand genug hätte, nagte er den Strick unten ab; dann käme der Sack von selbst herunter.“

„Ja, wenn's ein Mensch wäre,“ sagte der Alte, „nein, er hat etwas Anderes vor. Siehst Du, er packt den Zipfel wie-der an.“

„Er wird ihn gleich wieder niederziehen,“ meinte Georg.

Moskito hatte den Sackzipfel gefaßt, hielt ihn aber ganz ruhig im Munde, daß er nur wenig schaukelte, und bewegte sich selber ebenfalls nicht dabei. Die beiden Goldwäscher standen wohl zehn Minuten so, und warteten, was der Esel beginnen würde.

„Ich glaube wahrhaftig, er ist eingeschlafen,“ sagte Georg endlich, „er rührt sich ja gar nicht.“

„Ich will Dir sagen, was er macht,“ rief aber der Alte, „der Macker schluckt. Er hat den Sack durchgelaugt und läßt sich das Wehl jetzt nach Bequemlichkeit in's Maul laufen — Heh Moskito — warte Bestie! huh, faß Hektor — faß mein Hund!“

Hektor ließ sich das nicht zweimal sagen. Schon lange hatte er recht gut gemerkt, auf was die Weiden ihr Augenmerk richteten, und mit gehobenen Ohren und hoch aufgerichtetem Schwanz selber gar aufmerksam dem Esel zugeschaut. Kaum aber erging an ihn die Einladung, selber mitzuwirken, und kaum sah er, wie sein Herr dem Zelte zusprang, als er auch, ohne einen Laut von sich zu geben, in wilder Hast den Hang hinauf, und auf Moskito zuslog.

Dieser aber dachte gar nicht daran, weder den Hund, noch seinen Herrn zu erwarten, denn kaum hörte er den ersten drohenden Ruf, als er in voller Hast Reißaus nahm, und am Berghang hingaloppirte. Hektor begnügte sich nun allerdings nicht damit, ihn einfach fortzutreiben, sondern war rasch hinter ihm drein, und hatte ihn auch bald eingeholt. Moskito dagegen, wie er den Hund hinter sich hörte, drehte sich erst herum, legte

die Ohren zurück und fletschte ihm die Zähne entgegen. Dann aber, als ob er doch mehr Vertrauen zu seinen Hinterbeinen habe, drehte er ihm plötzlich den Rücken wieder zu, und schlug so rasch und geschickt nach ihm aus, daß ihm Hektor gar nicht zu nahe kommen konnte.

Georg sah indessen, daß der Alte mit seinem Verdacht vollkommen recht gehabt, denn kaum ließ Moskito den Sackzipfel los, den er so still im Maule gehalten, als das Mehl in einem weißen Strahl daraus niederquoll. Was er laufen konnte, rannte er jetzt den Berg hinauf, soviel als möglich von dem Mehl noch zu retten. Wie er auch erst den Zipfel gefaßt hatte, konnte Nichts weiter auslaufen, und sein Begleiter mußte nur jetzt rasch den Sack niederwerfen, daß sie das Mehl zurückschütteln und den zerlauten Zipfel unterbinden konnten.

Das war übrigens nicht der einzige Streich, den ihnen Moskito gespielt, denn als sie jetzt zum Bette kamen, sahen sie, daß der eine Sack herausgezogen sei, in dem sie getrocknete Äpfel und große Zwiebeln zusammengehabt. Die Zwiebeln hatte der Esel nun allerdings darin gelassen, desto sauberer aber die getrockneten Äpfel dazwischen herausgestressen.

Georg lachte; der Alte aber, als ob er sich vorher, ehe er etwas sage, auch noch von anderem angerichteten Schaden überzeugen wolle, holte seine Brandflasche aus der Ecke vor, hielt sie senkrecht in die Höhe, daß er an dem daran geklebten Zettel das gemachte Zeichen erkennen könne, und rief dann, als er sie einen Augenblick aufmerksam betrachtete:

„Gi so hol' doch der Henker die diebischen Schufte hier herum — Moskito und den anderen!“

„Fehlt wirklich etwas von dem Branntwein?“ frug Georg neugierig.

„Da steh' her,“ sagte der Alte, „hier ist das Zeichen, und bis dahin geht es jetzt nur. Es fehlt ein ganzer Daumenbreit, also ein tüchtiger Zug; etwa soviel als Einer, ohne abzusehen, verschlucken kann.“

„Das ist aber doch merkwürdig,“ sagte der Knabe.

„Ja, mir ist es nicht des Bischofs Brandy wegen,“ meinte der Alte, „das sollte dem, der so entsetzliches Verlangen danach hat, mit Vergnügen geschenkt sein; aber daß es Einer von den Halunken wagt, ein Zelt zu betreten, das ist, was mich ärgert, und ohne Strafe dürfen wir das nicht hingehen lassen.“

„Ja, das ist Alles recht schön und gut,“ lachte Georg, „aber — wer ist's gewesen? Fragt jetzt einmal im ganzen Lager nach, und kein Mensch wird etwas davon wissen wollen.“

„So geschieht bin ich auch,“ brummte der Alte, „und weiß, daß mir Nachfragen verwünscht wenig helfen würde. Das fällt mir aber auch gar nicht ein. Ich will's schon auf andere Art herausbekommen. Zweimal in einem Tage wird es unser unbekannter Gast freilich nicht versuchen, es wäre doch die Unverschämtheit ein klein wenig zu weit getrieben, aber besser ist besser, und die Falle können wir lieber gleich stellen. Er mag dann hineingehen, wann's ihn freut.“

Ohne weiter etwas zu sagen, nahm der Alte jetzt die Flasche, goß sich etwas daraus in ein kleines Glas ab, was er gleich austrank, und holte dann eine Blechbüchse vor, in der er einige Medicamente und andere Sachen, wie Nadel und Zwirn, Knöpfe &c. aufbewahrte. Aus dieser suchte er eine schmale Büchse heraus, die ein weißes Pulver enthielt, sah sich erst vorsichtig um, ob gerade Niemand von den Nachbarn vorbeiging, und wollte dann das Pulver in die Flasche schütten.

„Im Gottes Willen,“ rief da Georg, der ihn daran zu

verhindern suchte, — „Ihr wolßt den armen Teufel doch nicht vergiften? — Er hat doch den Tod nicht verdient, weil er ein Glas Brantwein gestohlen?“

„Unstinn,“ brummte der Alte, und schob den Knaben bei Seite. „Nimm Dich in Acht, Du wirfst mir das ganze Pulver verschütten. — Laß mich nur machen.“

„Aber wenn er das trinkt —“

„Dann wird ihm hundeschlecht zu Muth werden,“ lachte der Alte, „und das hat er nach Recht und Gesetz auch verdient. Weiter geschieht ihm aber nichts. Höchstens überlebt er sich ein Paar Mal, denn das Pulver ist Brechweinstein.“

„Nun das schadet ihm nichts,“ lachte Georg, vollkommen beruhigt, „aber er wird es schmecken, sobald er die Flasche ansieht.“

„Gott bewahre,“ sagte sein Begleiter, „das löst sich vortrefflich darin auf, und wenn er auch vielleicht schmeckt, daß etwas Fremdartiges darin ist, so wäre das dann schon zu spät. Nicken kann er es auf keinen Fall. Aber dieser nichtswürdige Moskito. Es war nur ein Glück, daß wir gerade im entscheidenden Augenblick dazukamen; denn erst hätte sich der Nacker vollkommen satt gefressen, und dann den ganzen Sack vollends auslaufen lassen.“

„Aber die Nachbarn würden das wohl gesehen haben, und zugesprungen sein,“ sagte Georg.

„Zugesprungen?“ wiederholte kopfschüttelnd der Alte, „die würden sich schwerlich die Mühe genommen haben. Ueberdies steckt in jedem Menschen ein gewisser Theil Schadenfreude, mit der er sich an dem komischen Unglück, das einen Nachbar betrifft, eher ergötzt, als daß er es bemitleidet, oder gar helfend eingriffe. Du findest im gewöhnlichen Leben die Wahrheit dieser Behauptung nur zu häufig bewiesen, und möglicher

Weise sind wir Weiden in dieser Hinsicht eben auch nicht besser als unsere Nachbarn. Hast Du z. B. schon je irgend Jemanden stolpern und fallen sehen, und nicht gelacht? — Bist Du je Zeuge gewesen, wie Jemand bei heftigem Winde hinter seiner eigenen Mütze oder seinem Hut herbeigte, und dabei ernsthaft geblieben? gewiß nicht. Der Reiz des Lächerlichen übt einen unwiderstehlichen Zauber auf uns aus, und das geht sogar so weit, daß wir, ungerechter Weise, einem Menschen weit eher einen schlechten oder ungezogenen Streich verzeihen, als ihm irgend eine Scene oder Gelegenheit vergehen, bei der er sich — ob mit oder ohne seine Schuld, bleibt sich ziemlich gleich — lächerlich gemacht. Sehen wir dann etwas recht Komisches, wenn es auch dem Nächsten und Nachbar Schaden bringt, so sind wir sehr selten und nur in Ausnahmefällen gutmüthig genug, uns solchen Genuß selber muthwillig zu zerstören. Wir lassen eben geschehen, was wir vielleicht mit einem Worte verhindern könnten, und wenn es uns auch nachher leid thut, so lachen wir doch, so lange es dauert, darüber. — Ich will Dir nur ein solches Beispiel erzählen — wenn Dir nicht aus Deinem eigenen Leben schon eine ganze Menge selber einfallen.“

„Ich hielt mich damals in Saint Louis auf, oder war vielmehr auf kurze Zeit dort hingekommen, Bekannte zu besuchen. Uns gegenüber aber wohnte ein Schuster, ein Deutscher, und sonst ein fleißiger, gutmüthiger Bursche, den wir Alle gern leiden mochten. Außerdem hatte er aber noch viele von seinen deutschen Sitten beibehalten, schlief z. B. die Nächte unter einem furchtbaren Fieberbett und lag auf einem anderen, daß er in den Federn vollkommen darin saß. Dabei rauchte er aus einer entsetzlich langen Pfeife, trug hölzerne Schuhe und so Glasbinger auf den Augen, und war überhaupt ein ganz komischer, merkwürdiger Kauz.“

„Verheirathet war er nicht, und lebte ganz allein in einem kleinen Häuschen, hielt sich aber Hunde, Katzen, kleine Vögel in Käfigen, und eine Menge anderes Viehzeug, und hatte sich zuletzt gar von einem der New Orleans's Dampfsboote einen Affen gekauft, mit dem er die wunderlichsten Sachen anstellte. Der Affe durfte auch ziemlich Alles mit ihm machen, nur nicht an sein Federbett kommen, denn darauf hielt der Schuster entsetzlich viel. Dem Affen gefiel das warme Lager aber auch, und er kroch im Anfange heimlich hinein, bekam aber deshalb so viel Prügel, daß er es endlich sein ließ.“

„Eines Tages nun saß der Schuster unten in seiner Werkstatt, und arbeitete wacker an ein Paar furchtbar langen Stiefeln für einen Landsmann. Wir gegenüber hatten gerade nichts Besonderes zu thun und saßen am Fenster und rauchten. Da sahen wir plötzlich den Affen oben im Schlafzimmer, dessen Fenster offen standen, wie er erst um das Bett herumsprang, und große Lust zu haben schien hinein zu kriechen. Die vielen erhaltenen Schläge mochten ihm aber doch wohl zu frisch im Gedächtniß sein, denn er wagte es nicht und sprang wieder auf das Fensterbret, in die Sonne. Dort aber war ihm das Lager zu hart, und auf einmal lief er wieder zurück, und kam plötzlich mit einem großen dichtgestopften Kopfkissen angezerrt, daß er zu sich hinaufzog, und sich behaglich darauf ausstreckte. So weit war nun Alles gut, aber — hast Du schon überhaupt je einen Affen gesehen?“

„Ja,“ lachte Georg, „in Little Rock wurden einmal sechs oder sieben gezeigt. Das waren drollige Kerle.“

„Nun gut, dann weißt Du, was für durchtriebene Nacker das sind. Der Affe da drüben begnügte sich denn auch nicht lange damit, in der Sonne auf dem warmen Kissen zu liegen, sondern er wollte auch eine Unterhaltung haben. So dauerte

es denn gar nicht lange, daß er anfing an dem Rissen herumzugupfen, bis er irgendwo ein Loch entdeckte, oder auch vielleicht selber einen Faden gefaßt und abgerissen hatte; kurz, er erwischte eine von den Federn, die ihm, sowie er sie in's Freie brachte, gleich wieder zwischen den Fingern fortzog. Der Wind faßte sie, und hob sie in die Höhe, und der Affe freute sich ungemein darüber, und sah ihr nach, so lange er sie nur sehen konnte. Das Ding gefiel ihm aber. Kaum war die eine Feder fort, so zog er eine andere heraus, und wie er erst einmal dahinter kam, daß er sie selber mit dem Munde zwischen den Fingern herausblasen konnte, da ging der Spaß erst recht an. Bei einer Feder blieb's jetzt nicht mehr; das Loch hatte er bald groß genug gezupft, daß er mit der kleinen Hand hineinfahren konnte, und wenn er nun die ganze Faust voll hatte, und mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt die Fingerringen auseinander machte und hineinsah, war es wirklich zum Lachschen."

„Wir wußten dabei recht gut, daß dem armen Schuster, der da unten so wacker bei seinem Reitzen saß, das ganze Bett verdorben wurde. Gerade das aber, daß der Mann da unten gar keine Ahnung davon hatte, und der Affe oben eine Hand voll Federn nach der andern zum Fenster hinausblies, machte die Sache auch um so viel komischer, und wir konnten uns zuletzt nicht mehr helfen, und lachten gerade heraus. Den Mann auf den Schaden aufmerksam zu machen, den ihm der Affe da oben anrichtete, fiel Keinem von uns ein."

„Der Schuster sah und hörte uns nun allerdings lachen, und mußte auch wohl merken, daß wir nach ihm manchmal hinüberfahen. Das schien ihm aber nicht besonders aufzufallen; er war auch viel zu sehr mit seinen langen Stiefeln beschäftigt, bis der Wind, der mehr Mitleiden hatte als seine Nachbarn,

ihm plötzlich eine ganze Partie Federn vor die offene Thür wirbelte. Die sehen, aufspringen und hinauslaufen, war eins, und ein Paar Secunden später fuhr er auch richtig schon in seine Schlafkammer hinein und auf den Affen los. Der aber nicht faul sprang wie der Blitz um das Fenster hinum, auf's Dach, und als der Schuster dort nach ihm hinausschaute, aber nicht folgen konnte, tanzte er oben ganz vergnügt hin und her, und flutschte ihm die Zähne hinunter."

Während Georg noch über die Erzählung lachte, hatte der Alte das Feuer zurecht geschürt, und nach rasch eingenommenem Mahl gingen die Beiden wieder an ihre Arbeit. Vorher, hingen sie aber den Mehlsack noch so hoch hinauf, daß Modesto, der sich jetzt übrigens nirgends blicken ließ, wohl jeden weiteren Versuch aufgeben mußte, ihm noch einmal auf die vorige Art beizukommen.

Wie sie wieder unten im Thale schaukelten und hockten, zogen oben aus der kleinen Goldwäscher-Colonie mehrere Trupps mit gepackten Maulthieren vorüber. Einige blieben ein Paar Minuten bei ihnen stehen, und fragten sie, ob sie genug fänden, sie zu bezahlen.

"Es geht," sagte der Alte, "Ihr scheint nicht so zufrieden?"

"Oh, es war schon nicht so schlecht," meinte der Eine, "wir wollen's aber einmal an einer anderen Stelle versuchen!"

"Und wohin geht Ihr?" frug Georg.

"Nach Süden hinunter," lautete die kurze, etwas unbestimmte Antwort, und die Männer zogen vorüber.

"Das laß Dir eine Warnung sein, Georg," lachte der Alte, als sie vorbei waren, "und frage nie einen wandernden Goldwäscher, wohin er geht. Erstlich wissen es die Leute gewöhnlich selber nicht, und ziehen meist immer auf's Geradewohl

an irgend eine andere Stelle, wie wir ja auch hier begonnen haben. Oder — wenn sie's wirklich wissen, kannst Du Dich fest darauf verlassen, daß sie es Dir nicht sagen. Hier in den Minen, ebenso wie es in den Städten ist, laufen fortwährend Gerüchte von neu entdeckten, außerordentlich reichen Stellen um, und von den tausend Unzufriedenen, die es überall giebt, will dann Jeder der Erste sein, der sich einen guten Platz dort sichert. Jeder Andere, der auch dorthin wollte, würde ihnen aber im Wege sein, und sie denken deshalb gar nicht daran, ihm die Stelle, wohin sie wollen, selber zu verrathen. Würden sie Dir wirklich einen bestimmten Platz angeben, so könntest Du Dich fest darauf verlassen, daß es eine Lüge ist."

"Aber alle Menschen sind doch nicht Lügner," sagte Georg.

"Mein lieber Bursche," erwiderte der Alte, "es ist ein Glück, daß Du in Deinen Jahren noch Vertrauen zu den Menschen hast. Wenn Du aber einmal älter wirst, möchtest Du doch andere Erfahrungen sammeln. Das Gold besonders verblendet die Welt, und verdirbt sonst ganz wackere und brave Leute, daß sie oft schlimmere Sachen thun, als eine solche Unwahrheit sagen. Der Eigennuß beherrscht leider die Welt, und statt dem Nächsten auch etwas Gutes zu gönnen, denken die Reichen leider nur zu sehr daran, fortwährend allein für sich selber zusammen zu scharren."

"Den Eigennuß selber dürfen wir freilich nicht ganz und gar verdammen, denn er hängt zu nahe mit dem Triebe unserer Selbsterhaltung, die Gott in unsere Brust gelegt, zusammen, und ohne ihn würde sich Niemand besonders rühren und für sich selber arbeiten wollen. Ein wenig Eigennuß ist daher recht gut und löblich; wir müssen etwas auf uns halten, denn wenn wir das nicht selber thun, können wir auch nicht verlangen,

daß uns andere Menschen achten. Nur nicht ausarten darf solch ein Eigennutz, sonst ist es das Häßlichste am Menschen, was es geben kann, und der Anfang zu vielen recht schlimmen Lastern, wie Hetz, Selbstsucht, Hartherzigkeit und wie sie alle heißen mögen. Aber — was ist das? — weshalb springen die Menschen dort Alle hinunter?“

„Da muß Etwas vorgefallen sein,“ rief Georg, seinen Spaten hinwerfend und seine Jacke aufgreifend.

„Bleib' nur da, mein Bursche,“ sagte der Alte, „wahrscheinlich ist's irgend eine Prügelei zwischen Trunkenen, und je weiter man sich davon hält, desto besser.“

„Vielleicht ist wieder ein Grizzly-Bär in eine Grube dort hinein gefallen,“ lachte Georg.

„Das möchte wohl nicht sobald zum zweiten Mal geschehen,“ sagte der Alte kopfschüttelnd — „aber — ich dachte wahrhaftig — ich hätte um Hilfe rufen hören.“

„Wir war es eben so. Am Ende ist doch ein Unglück geschehen. — Wollen wir nicht hin?“

„Wir können wenigstens hören, was es giebt, und ob man uns braucht, und ist es nichts Besonderes, gleich wieder umkehren,“ sagte der alte Mann.

„Soll ich hinaufspringen und die Büchse holen?“ frug Georg rasch.

„Die Büchse? weshalb?“ lachte der Andere aber, „ich glaube wahrhaftig, Du denkst im Ernst, daß sich noch ein anderer Bär gefangen hat. Nein, kümmere Dich nicht um Dein Gewehr, und laufe lieber voran. Ich will hier erst unser Gold in Sicherheit bringen. So wenig es sein mag, wollen wir es doch nicht gerade für andere Leute ausgewaschen haben.“

Georg war schon mit flüchtigen Sägen das Thal hinabgesprungen.

„Was giebt's? — was ist vorgefallen?“ rief er hier Einige an, die er überholte.

„Ich weiß nicht,“ lautete die Antwort — „die Anderen laufen aber Alle dorthin. — Vielleicht ist Jemand verschüttet.“

„Verschüttet?“ — Georg begriff nicht recht, was der Mann damit meinte. Die Stelle aber, wo sich Alle versammelten, war nicht mehr weit, und am Rande der Schlucht hinlaufend, den vielen tief gegrabenen Löchern auszuweichen, hatte er sie bald erreicht.

„Was geht hier vor?“ frug er die ihm Nächsten.

„Die Bank ist eingebrochen und hat zwei Männer begraben,“ lautete die furchtbare Antwort.

„Im Gottes Willen! ist da nicht Hülfe möglich?“

„Sie sind eben dabei — bleibe zurück — es können nicht mehr herunter. Sie schaufeln schon aus Leibeskräften,“ riefen Andere.

Georg drängte sich zwischen den Füßen der vor ihm Stehenden durch, bis zur Grube, in der fünf oder sechs Menschen standen, und die dort in Masse hineingebrochene Erde mit einer Hast ausschaufelten, als ob ihr eigenes Leben daran hänge. Bei den Obenstehenden befand sich einer von Denen, die mit in der nämlichen Grube arbeiteten. Es war ein Amerikaner, und der Schweiß lief ihm in Strömen vom Gesicht, da er mit Schaufeln eben erst von einem Anderen abgelöst worden.

„Ich habe Jones schon den ganzen Morgen gewarnt,“ sagte der Mann, „aber er wollte nicht hören und grub sich immer tiefer und tiefer in die Wand ein. Gold saß drin, und er dachte uns damit die Mühe zu ersparen, den hohen Erdboden darüber abzuschaufeln. Jetzt liegen die beiden armen Teufel darunter verschüttet, und er hat sich solcher Art selber sein Grab ausgewühlt.“

Die Männer unten arbeiteten indessen wacker fort. Wenn Einer müde wurde, brauchte er sich nur in die Höh' zu richten, und ein Anderer riß ihm schon den Spaten aus der Hand, und schaufelte weiter. Da stieß der Eine von ihnen auf etwas Weiches, warf die Erde bei Seite, und entdeckte den Fuß des Einen der Unglücklichen. Mit fabelhafter Schnelle wurde jetzt die übrige Erde von ihm abgeworfen, und da er nicht mit dem Kopfe unter der tiefsten Stelle lag, ging das rascher, als man im Anfange erwartet haben mochte. Kaum war er von der Erde befreit, als ihn Einige aufhoben und aus der Grube hinaus an die Sonne trugen, dort ihre Belebungsversuche zu beginnen, während die Anderen mit unermüdlichem Eifer weitergruben, auch den Zweiten zu Tage zu bringen.

Endlich fand man auch diesen. Der Erdsturz hatte ihn aber überrascht, als er selbst unter der Erdbank mit dem Kopfe stak, und der ganze Abfall mußte erst weggeräumt werden, ehe man ihn herausheben konnte.

Indessen ging der Jubelschrei von Mund zu Mund, daß man bei dem Ersten Lebenszeichen entdeckt habe, und die rauhen, sonst eben nicht viel Mitgefühl zeigenden Goldwäscher thaten doch jetzt ihr Möglichstes, dem Unglücklichen, Jeder nach seinen Kräften zu helfen. An dem Zweiten war überdies jede Mühe vergebens. Er hatte zu lange unter der schweren Erde gelegen, und seinen Geist wahrscheinlich schon lange ausgehaucht. Trotzdem ließ man doch Nichts unverjucht, ihn zum Leben zurückzurufen, aber er war und blieb todt.

Georg's alter Freund, als er hörte, was hier vorgegangen, war rasch zum Zelte hinaufgesprungen und hatte aus seiner Medicintasche etwas Englisches Salz geholt. Damit eilte er jetzt zu dem immer noch Bewußtlosen zurück. Unter seiner Anleitung begannen dann die Reibungen und anderen Versuche

auf's Neue, und ehe eine Stunde verging, hatten sie die Genugthuung, den einen Verunglückten wenigstens wieder zu sich selbst gebracht, und außer Gefahr zu sehen.

Der Todte wurde hinauf zu seinem Zelte geschafft, um am nächsten Morgen begraben zu werden.

Durch diesen Zwischenfall hatten aber fast alle Miner für heute die Lust am Arbeiten verloren, und sammelten sich in kleinen und größeren Gruppen meist an den Trinkzelten, den heutigen Unglücksfall oder ähnliche Erlebnisse zu besprechen. Es ist das gewöhnlich so mit den Menschen: Wenn Einer einen Arm oder ein Bein gebrochen hat, oder sonst zu Schaden gekommen sein mag, so weiß auf einmal Jeder eine gleiche oder ähnliche Geschichte zu erzählen, sei sie ihm nun selber, oder einem Anderen begegnet. Die schrecklichsten Schilderungen werden dann vorgesucht, und gewöhnlich wird der, den das Unglück betroffen, noch zu seinem Schmerz mit solchen gräßlichen, selbst dem Gesunden fatalen Beschreibungen aufgeregt und gequält.

So geschah es auch hier, und der alte Falsch, der sich des kaum zur Besinnung gekommenen nach besten Kräften angenommen hatte, verbot es den Leuten wieder und wieder. Aber sie hörten nicht, und wenn Einer wirklich ruhig war, kam gleich wieder ein Anderer und begann auf's Neue. Da er denn endlich sah, daß all' seine Ermahnungen fruchtlos blieben, übergab er den immer noch äußerst Schwachen seinen Freunden, und ging mit Georg zu dem eigenen Zelte zurück.

18. Capitel.

Wie der Alte den Doktor spielte, und Georg nicht allein Beise, sondern auch Gold fand.

Dort angekommen, war sein erster Blick nach der mit Brechweinstein versetzten Flasche. Kaum hatte er sie aber in die Hand genommen, als er ausrief:

„Na das ist mir aber doch zu bunt. Jetzt steh' her, Georg. Der Schuft ist schon wieder über unserm Brandy gewesen, und hat wahrscheinlich die Zelt benutzt, in der wir Alle unten bei dem Verunglückten waren. Ob ich aber nicht recht hatte, wenn ich den Irländer für den Thäter hielt? Wie ich herauflief, das Englische Nies Salz zu holen, drückte er sich dort oben durch die Bäume durch, gerade wie es Moskito macht, wenn man ihn beim Stehlen erwischt. Sicher ist er da gerade drüber gewesen! Wetter noch einmal, wenn ich zehn Minuten früher gekommen wäre, hätte ich ihn auf frischer That ertappt.“

„Und hat er denn davon getrunken?“ frug Georg.

„Getrunken?“ — rief der Alte, „steh' nur her — so viel fehlt wieder seit heute Mittag. Muß der Schuft einen Durst haben. Schade nur, daß wir jetzt nicht erfahren werden, wie es ihm bekommen ist, denn jedenfalls hält er sich, sobald er Unrath merkt, draußen im Walde auf, und kommt nicht eher zum Lager zurück, als bis er sich besser fühlt. Aber blaß genug wird er morgen aussehen, dafür steh' ich ihm, und elend genug wird's ihm gerade jetzt auch wohl zu Muthe sein.“

„Hallo Gentlemen,“ sagte da eine Stimme draußen am Zelte, gerade wie er die Flasche wieder an ihre Stelle zurückgelegt hatte.

„Hallo Sir?“ rief der Alte, indem er die Leinwand etwas bei Seite schob und hinausah — „was wünscht Ihr?“

Es war Einer der Goldwäscher, den er schon einige Mal beim Hin- und Hergehen gesehen hatte, welcher aber nicht kannte.

„Oh,“ sagte der Mann, „ich habe da vorhin gesehen, daß Ihr Medicamente bei Euch führt, und damit umzugehen wißt. Ihr seid wohl ein Doktor, wenn man fragen darf?“

„Das nun wohl nicht,“ lachte der Alte, „wenn man aber einmal so alt wird, wie ich es bin, lernt man unter der Hand allerlei Hausmittel kennen, die Einem dann im Nothfalle wieder zu Gute kommen, oder auch wohl einem Anderen helfen können. Seid Ihr krank?“

„Nein, Sir — das nicht,“ erwiderte der Mann, „aber Einer von unseren Zeltkameraden hat ganz plötzlich so merkwürdige Zufälle bekommen, daß wir gar nicht wissen, was mit ihm los sein mag. Heute Mittag war er noch kerngesund, und hat bärenmäßig gegessen, und auf einmal ist ihm so furchtbar schlecht geworden, und reißt's ihm im Leibe und Magen, als wenn er vergiftet wäre!“

„Hallo?“ brummte der Alte, und drehte den Kopf nach Georg herum, dem er einen raschen, lachenden Blick zuwarf, dann aber wandte er sich wieder ganz ernsthaft zu dem Fremden und sagte ruhig: „Aber das wird wohl nicht so viel zu bedeuten haben. Wahrscheinlich hat er, wie Ihr sagt, zu viel gegessen.“

„Um, nein — das ist's doch nicht,“ meinte der aber. „Die Sache gefällt mir beinah' selber nicht mehr. Er quält sich in Einem fort, als ob er sich brechen wollte, bringt aber Nichts heraus, und stöhnt und ächzt, daß es einen Stein erbarmen möchte. Ich wollte schon vor einer Viertelstunde zu Euch herüberspringen, denn unser Zelt steht gar nicht so weit von hier. Wie ich's ihm aber sagte, wollte er's unter keiner Bedingung leiden, und meinte, es würde ihm schon so auch wieder besser werden. Es ist indeß die letzte Viertelstunde nur

immer schlimmer und schlimmer geworden, und jetzt liegt er drin im Zelte auf dem Bauche, der Angstschweiß steht ihm in großen Tropfen auf der Stirn, und er winselt und klagt nur immer, daß er vergiftet sei und elend sterben müsse.“

„Wo könnte er aber das Gift herbekommen haben?“ sagte der Alte, ohne eine Mene dabei zu verziehen.

„Ja, das weiß Gott,“ meinte der Fremde, an dessen Dialekt sie indessen auch schon den Irländer erkannt hatten, „wenn er nicht draußen in dem vermaledeiten Walde irgend ein giftiges Kraut abgerissen und gekaut hat. Wollt Ihr nicht einmal mit hinübergehen? Ihr könnt vielleicht dem armen Teufel noch helfen, und — wir wollen Euch Euer Mühe gern bezahlen.“

In Californien wurde nämlich nicht angenommen, daß Jemand irgend Etwas umsonst thun würde, besonders ein Doktor.

„Nun, mit dem Bezahlen hat es wohl Zeit,“ lachte der Alte, „und ansehen will ich Eueren Kranken wohl; ob ich ihm aber helfen kann, ist eine andere Sache. Hat er denn gar Nichts angegeben, was etwa die Ursache seiner Schmerzen sein könnte?“

„Gar Nichts — er will nicht recht mit der Sprache heraus. Weiß der Henker, was ihm fehlt.“

„Na, wir werden ja sehen,“ sagte der Amerikaner. „Du Georg magst mitgehen. Ich will hier etwas zu mir stecken, das ihm vielleicht Vinderung bringt, oder das Uebel wenigstens hinaustreibt.“

Damit steckte er ein Paar Pulver und Fläschchen ein, klinkte dem Knaben zu, und folgten dann ihrem Führer zu dem vielleicht zweihundert Schritt entfernt liegenden Zelte.

Dort fanden sie richtig denselben Burschen, den der Alte noch vor ein Paar Stunden wohl und munter unfern von seinem Zelte gesehen; der krümmte sich aber jetzt wie ein Wurm

auf der Erde, und winselte und jammerte in Einem fort, daß er elend sterben müsse. Kaum erkannte er jedoch den Fremden, als er erschreckt zusammenzuckte. Es war dabei, als ob er reden wolle, aber er wagte es doch nicht, drehte ihm endlich den Rücken zu, und wand sich wieder vor lauter Schmerzen An Boden.

Seine Kameraden traten jetzt zu dem alten Manne, erzählten ihm die merkwürdigen Zufälle, die ihr Gefährte so ganz plötzlich, kein Mensch wußte woher, bekommen, und baten ihn, doch zu versuchen, ob er ihm helfen könne; ein richtiger Arzt sei ja doch weit und breit nicht aufzutreiben."

"Er muß irgendwo Gift bekommen haben," sagte der Eine, als der alte Mann vergebens versucht hatte, von dem Kranken Antworten auf seine Fragen zu bekommen, "es ist ja sonst nicht anders möglich."

"Aber woher?" frug der Alte. "Ich selber habe allerdings Gift in meinem Zelte, und rasch tödtendes dazu, denn wer davon trinkt und nimmt nicht in der nächsten Stunde das Gegengift, ist sicher eine Leiche. — Von dem kann er aber keins bekommen haben, und wer anders sollte etwas Derartiges noch bei sich führen."

"Ihr habt Gift in Euerem Zelte, aber wozu?" frug ein Anderer.

"Ich brauche es zum Einreiben," erwiderte der Alte. "Ich denke, Euer Kranker wird sich überessen haben. Laßt ihm die Nacht Ruhe, morgen wird er sich schon wieder besser fühlen." Damit drehte er sich ab, und wollte das Zelt verlassen. Da plötzlich richtete sich der Kranke auf; er sah todtbleich aus; der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn und die Augen lagen ihm tief im Kopfe.

„Sir!“ rief er hinter dem Fremden her, und man sah es ihm an, daß er das Wort kaum über die Lippen brachte — „kann ich — kann ich Euch einen Augenblick allein sprechen?“

„Ja, mein Freund, warum nicht? wenn Ihr ein Paar Schritte mit mir vor das Zelt kommen wollt?“

Der Kranke richtete sich gewaltsam auf und während ihn der Alte unterstützte, gingen die Beiden einem nicht fernem Gebüsch zu, wo sich der Irländer wieder unter einen Baum warf. Dort sprachen sie einige Minuten heimlich zusammen, und der Amerikaner nahm dann ein Pulver aus seiner Tasche, ließ sich etwas Wasser geben, und füllte es dem Leidenden ein.

„So,“ sagte er dabei, während dieser es gierig hinunterschluckte, „das war die höchste Zeit. Wahrscheinlich wird Euch hierauf noch schlechter, aber dann werdet Ihr Euch tüchtig übergeben, und es hat weiter keine Gefahr. Ich will nach Dunkelwerden noch einmal vorsprechen, und sehen, wie es Euch geht.“

Der Alte kam jetzt wieder allein zum Zelte zurück, beruhigte die Leute dort, die gar nicht begreifen konnten, was die Beiden heimlich mit einander zu berathen hatten, und ging dann mit Georg dem eigenen Lager wieder zu.

„Und hat er wirklich von dem Brandy getrunken?“ frug der Knabe seinen älteren Begleiter, als sie das Zelt der Irländer hinter sich gelassen.

„Nun versteht sich,“ lachte dieser. „Er würde es aber nicht gestanden haben, hätte ich ihm nicht von dem stark wirkenden Gifte gesagt. Da überkam ihm doch die Angst, und er hat mich dort unter den Bäumen himmelhoch, seinen Kameraden Nichts davon zu sagen. Das habe ich ihm denn auch versprochen, denn der arme Teufel hat so schon genug Angst ausgestanden.“

„Der arme Bursche — er wird zu viel getrunken haben!“
Gersacker, Goldgräber.

„Ich Gott bewahre,“ lachte der alte Mann, „zu wenig. Das Mittel war nicht stark genug zu wirken, sonst wäre er in einer Stunde schon wieder wohl gewesen, und der Brechweinstein hat ihn deshalb nur so elend gemacht. Ich habe ihm jetzt noch eine tüchtige Dosis von demselben Stoff oben drauf gesetzt, und das wird ihn rasch wieder auf die Füße bringen.“

Und so geschah es auch. Als der Alte, den sie jetzt in der kleinen Goldwäscher-Colonie gar nicht anders als den „Doktor“ nannten, vor Schlafengehen noch einmal anfragte, wie es mit dem Kranken wäre, fand er diesen fest eingeschlafen in seiner Decke. Am nächsten Morgen war er aber wieder frisch auf den Füßen, und sah nur noch immer ein wenig bleich aus. Von da an schlug er übrigens jedesmal, wenn er dem Alten begegnete, sehr beschämt die Augen nieder, und ließ sich in der Nähe von dessen Zelt gar nicht wieder blicken. Der Brandy hatte vor ihm Ruhe.

Am nächsten Morgen wurde der arme Bursche begraben, der am Abend vorher verschüttet worden. Der Andere hatte sich vollkommen wieder erholt. Wie das Begräbniß aber vorüber war, sprach kein Mensch mehr davon, ja dachte wohl kaum noch Jemand daran, die vielleicht ausgenommen, die bis dahin mit ihm in einem Zelte geschlafen. Waren es ja doch nur lauter Fremde, die sich hier zusammengefunden; ob Einer aus ihrer Mitte schied oder nicht, blieb sich ziemlich gleich.

Unsere beiden Freunde setzten indessen ihre Goldwäscher-Arbeit mit nicht gerade schlechtem, aber doch auch nur höchst mittelmäßigem Erfolge fort, und dann und wann frug der Alte einmal in dem benachbarten Minenstädtchen an, ob noch keine Briefe für sie eingetroffen wären — freilich immer vergeblich.

Uebrigens verdienten sie sich hier reichlich, was sie brauchten, wenn sie auch gerade nicht viel zurückslegen konnten, und

das Winenleben, das so manches Neue für den Knaben bot, war diesem besonders interessant. Der Alte selber schien hier ganz zu Hause, und zeigte dabei, trotz seines früheren rauen Wesens, eine solche Liebe für Georg, daß dieser Gott nicht genug danken konnte, ihn gerade zu dem alten wackeren Manne geführt zu haben, als er die Eltern verloren hatte.

Leute im Walde müssen sich übrigens Manches versagen, das wir hier, die wir in den vollkommensten gesellschaftlichen Verhältnissen leben, gar nicht glauben entbehren zu können. Wer aber einmal darin ist, gewöhnt sich auch nach und nach hinein. Ist doch die Gewohnheit selber auch wirklich nur das, was uns eben eine Sache entbehrlich, oder sie zum Bedürfnis macht.

Mit der Jagd sah es dorthierum ziemlich ärmlich aus. Es streiften zu viel Leute im Walde herum, neue Stellen zum Goldwaschen zu finden, und wo das Wild immer beunruhigt wird, bleibt es nicht gern, sondern zieht sich nach stilleren Gegenden zurück. Nur einmal gelang es dem Alten einen Hirsch zu schießen. Hatten sie aber wenig Jagd, so bot ihnen der Wald dafür viele Früchte, wie z. B. die schon erwähnte Traubenkirsche, Haselnüsse, Stachelbeeren. Auch Zucker wuchs an den Bäumen, und zwar an einer Tannen-Art in höchst merkwürdiger Weise. Eine hohe prächtige Tanne, mit wohl acht bis neun Zoll langen niederhängenden Zapfen schwigte denselben, aber nur an krankten oder beschädigten Stellen des Baumes aus. Dort, und besonders wo die Stämme durch Feuer angestossen waren, lag unter dem morschengewordenen Bast oft eine ganze Menge weißer Zucker, während dicht daneben das bittere, ungenießbare Harz heraustropfte. Diesen Zucker suchten sie, um ihren Thee und Kaffee damit zu süßen.

Prachtvolle Bäume wuchsen hier überhaupt. Die Zuckertannen waren alle reichlich 150 Fuß hoch. Am mächtigsten

aber gedeihen die den Taxodien zugezählten Bäume, dort schlechtweg „Rothholz“ genannt. Das Laub derselben gleicht dem, was wir bei uns Lebensbaum — (eine Ceder-Art) nennen und ist immergrün. Die wunderschöne Rinde hat dabei eine rüthliche Farbe und der ganze Baum mit seiner mächtigen Höhe macht einen wunderbar bewältigenden Eindruck. Findet man doch in den Bergen, besonders an einer Stelle, Ost-Süd-Ost von Sacramento Bäume, von 300 bis über 400 Fuß Höhe, während die höchsten Bäume bei uns nur selten über 100 oder 120 Fuß hoch werden.

Washingtonia Gigantia hat diese Riesenbaumart jetzt ihren botanischen Namen bekommen, und wohl mit Recht führt sie ihn, denn der eine derselben ist gefällt, und der im Sturz oben abgebrochene „Stumpf“ mißt doch noch 300 Fuß und an der abgebrochenen Stelle oben 14 Fuß im Durchmesser — dreihundert Fuß über der Erde noch solch ein Stamm! Man nimmt an, daß er im Ganzen 450 Fuß gemessen habe. Einzelne dieser Stämme haben unten bis zu 90 Fuß im Umfang, also 30 Fuß Durchmesser — das sind Bäume!

Wenn nun auch in dieser Gegend nicht solch mächtige Stämme standen, gab es doch gar stattliche Bäume unter ihnen, von denen sehr viele recht gut ihre 250 Fuß maßen.

Aber das Pflanzenreich bot noch außerdem eine Werkwürdigkeit für Georg, die er hier wohl kaum gesucht. Noch nicht lange waren sie oben in den Minen, als er daran ging, seine wenige Wäsche zu reinigen, aber — nirgend Seife bekommen konnte. An Reinlichkeit durch seine Eltern von klein auf gewöhnt, war ihm dieselbe zum Bedürfnis geworden, und er bequeme sich schon dazu, seine Hemden mit Flußsand zu scheuern, was ihrer Haltbarkeit eben nicht förderlich gewesen wäre, als der Alte dazu kam, und ihn lächelnd eine Weile beobachtete.

„Aber warum nimmst Du denn keine Seife?“ sagte er endlich.

„Seife?“ erwiderte Georg, „nimm einmal welche, wenn keine zu bekommen ist. In der ganzen Colonie glaub' ich haben sie nicht so viel, und wenn man es mit Gold aufwiegen wollte.“

„So?“ sagte der Alte ganz ernsthaft. „Es ist doch nicht möglich?“

„Ich bin in allen Kaufzelten herumgelaufen,“ bestätigte Georg.

„Und hast Nichts gefunden?“

„Nicht ein Stück.“ —

„Natürlich,“ lachte Jener wieder, „denn weshalb sollen die Leute etwas herausschaffen, was hier oben selber wächst?“

„Ich sprach von Seife,“ sagte Georg.

„Run ja, ich auch,“ erwiderte der Alte. „Da gleich neben Dir liegt ein großes Stück.“

„Neben mir?“ rief Georg erstaunt, und sah sich unglaublich überall am Boden um, „ich sehe Nichts.“

„Run, Du bist doch sonst gerade nicht blind, und jetzt siehst Du die Seife nicht, die sechs oder sieben Fuß hoch neben Dir in die Höhe steht. — Das ist nicht übel.“

Georg sah in die Höhe, konnte aber weiter Nichts erkennen als ziemlich dünne Pflanzenstengel von ähnlicher Höhe, oben mit Samenbüscheln daran.

„Meint Ihr die Stöcke hier?“ frug er kopfschüttelnd.

„Allerdings.“

„Und das soll Seife sein?“

„Zieh' einmal einen mit der Wurzel aus dem Boden.“

Das ging allerdings nicht so leicht. Georg versuchte es wohl, aber der Erdboden war ziemlich hart, und die Wurzel

hat fest. Endlich half ihm der Alte, lockerte mit seinem Messer die Erde etwas auf, und brachte eine, ziemlich fauststarke längliche Zwiebel zu Tag.

„Da,“ sagte er dabei, „mit der kannst Du jetzt waschen, was Dich freut.“

„Mit der Zwiebel?“ lachte Georg.

Der Alte ließ sich aber auf keine weitere Erklärung ein, streifte sich die Ärmel in die Höhe, brach den langen Stiel von der Zwiebel, spülte diese vorher im Wasser rein, und schlug sie dann kräftig auf den nächsten Stein. Dadurch faserte sie unten von einander, und die Wäsche jetzt eintauchend, hatte er sie kaum ein Paar Male mit der Zwiebel gerieben, als sie auch dicker Schaum, der genau wie Seifenschaum ausah, bedeckte. Wenn es übrigens nicht wirklich Seifenschaum war, reinigte er die Wäsche doch eben so rasch und gut, und der Alte erzählte seinem jungen Freund, daß die Mexikaner und Californier eben nur diese Zwiebel zum Waschen benutzen. Trotz dem vielen Material, das sie gerade hier zum Seifentochen hätten, unterziehen sie sich auch deshalb nie dieser für sie vollkommen nutzlosen Arbeit.

„Und da hab' ich neben der Seife gegessen,“ lachte Georg, „und es nicht einmal gewußt.“

„Wein lieber junger Freund,“ sagte da der Alte, „das geht uns oft im Leben so, und gescheldteren Männern noch dazu als Du und ich sind. Noch schlummern Tausende von Naturgeheimnissen unerkannt neben und um uns her, und so tiefe Blicke wir auch in manche ihrer Kräfte gethan, bleibt doch noch unendlich viel für uns zu lernen übrig. Gott hat diese schöne Welt so unsagbar reich ausgestattet, daß es nicht der großen Wunder auf derselben bedarf, seine allmächtige Hand darin anzu-

staunen und unser Herz mit Andacht zu füllen. Das Unbedeutendste, das wir finden, wohin wir nur schauen, ist in sich selbst fast ebenso bewundernswerth, und klein und ärmlich muß sich der Mensch dagegen vorkommen, wenn er mit seinen Werken prahlen will. —“

„Und doch giebt es so viele böse Menschen auf dieser schönen Welt,“ sagte Georg.

„Sie tragen dann die Strafe dafür auch schon in der eigenen Brust herum,“ erwiderte der Alte ernst. „Schon ein Fluch ist es für sie, dem blauen, schönen Himmel nicht offen in's Auge sehen zu können, und müßen sie sich Schätze erwerben, soviel sie wollen, was sind die gegen den Seelenfrieden eines braven Herzens? Während der Böse in Jedem, dem er begegnet, einen Feind oder Verräther sieht, jedem Glücklichen sein Glück mißgönnt und neidet, und immer doch die Angst in sich herumträgt, daß ein Gott da oben lebt, der ihn einst zur Rechenschaft ziehen wird — wenn er's auch leugnen möchte — wandert der gute Mensch in Frieden seine Bahn. Er kann Jedem frei in's Auge sehen; er ist sich keiner Lüge, keiner schlechten That bewußt, braucht deshalb auch nicht fortwährend Entdeckung oder Verrath zu fürchten.“

Während die Weiden noch mit einander so sprachen, kam ein Mann das Thal herab. Er trug eine Spizhacke und Schaufel mit einer wollenen Decke auf der Schulter und eine Bratpfanne an der Seite. Noch war er eine gute Strecke von ihnen entfernt, als ihn Georg schon erkannte.

„Das ist derselbe Mann,“ sagte er, den ich damals um Hülfe bat, meinen Eltern beizustehen — aber er verlangte Geld dafür, und das konnte ich ihm nicht geben. Hätte er mir damals beigestanden, ich würde die Eltern nie verloren haben.“

„So? — das ist also der Bursche,“ sagte der Alte, ihn

aufmerksam betrachtend, „aber ich dachte, Du hättest mir gesagt, er habe Wagen und Geschirr und seine Familie bei sich gehabt.“

„Allerdings,“ erwiderte Georg, „vielleicht sind sie nicht weit von hier in den Bergen, und er ist ihnen nur vorausgegangen.“

Der Mann war den Weiden indessen so nahe gekommen, daß er sie anreden konnte, und that das mit einem kurzen, eben nicht besonders freundlichen Gruß. — „Hallo Georg,“ rief er aber plötzlich, als er den Knaben erkannte — „wo kommst Du hier her? und schon beim Goldwaschen? — Wie ist denn Dein Alter aus dem Schnee gekommen?“

„Das weiß bis jetzt nur Gott, Mr. Goslick,“ erwiderte der junge Bursch, der es nicht über sich vermochte, dem Mann ein freundliches Gesicht zu zeigen. — „Wie Ihr mir damals Hülfe abschlugt, mußte ich noch im Walde umhersuchen, verdamte damit die Zeit, und habe die Eltern nicht wiedergefunden.“

„Om — so?“ sagte der Amerikaner, ohne sich jedoch, wie es schien, den halb dabei ausgesprochenen Vorwurf groß zu Herzen zu nehmen. „Na wirst sie schon noch wieder finden. Ueberhaupt ist hier in Californien Jeder besser für sich selber. Findet man etwas, so braucht man's mit Niemandem zu theilen, und findet man Nichts, ei zum Henker, so geht das auch wieder Niemanden etwas an. — Ich habe übrigens noch an dem Tage, wo Du bei mir warst, schmähhches Unglück gehabt,“ setzte er mit einem verben Fluch hinzu. — „Heiliges — na ich könnte mir noch heute die Seele aus dem Leibe fluchen, wenn ich daran zurückdenke. Das ganze Californien kann meinetwegen der Böse holen.“

„Ist Eurer Familie irgend etwas begegnet?“ frug

Georg raste, denn er dachte an das freundliche, junge Mädchen, das ihm wohl gern geholfen hätte, aber ja nicht durfte.

„Meiner Familie? nein,“ brummte der Mann, „aber beinahe eben so schlimm; meinen Stieren und dem Wagen. Das mußte das falsche Thal sein, in das ich da hineingekommen, denn unten schlossen es steile Wände ein, und als ich an einer von diesen mir einen Weg erzwingen wollte, überschlug sich der Wagen, und die ganze Besatzung stürzte in den Bach hinunter und war beim Teufel. — Himmel Herrgott, war ich wüthend, und ich habe gesucht, bis mir zuletzt der Athem ausging.“

„Hat das den Wagen wieder in die Höh' gebracht?“ frug der Alte trocken.

Der Mann sah sich rasch nach dem Frager um und sagte dann ziemlich kurz angebunden:

„Das nicht, Kamerad, wie Ihr schon richtig ausgespürt habt, aber es macht doch wenigstens dem Herzen Luft.“

„Und wo habt Ihr Euere Familie gelassen?“ frug Georg.

„Die sitzt unter einem Zelt irgendwo oben am Daba,“ lachte der Amerikaner. „Mein Schwiegersohn, auch Einer von den Klugköpfen, die Alles besser wissen, wollte nicht eher weiter ziehen, bis er ein gewisses Ziel habe, und da will ich einmal sehen, wie lange sie's da oben aushalten. Unterdessen such' ich hier in den Bergen Gold — habt Ihr einen guten Platz hier?“

„Versuch't's,“ antwortete ihm ziemlich kurz der Alte.

„Aber wo?“ frug der Fremde.

„Wo? — wo Ihr wollt,“ lautete die Antwort. „Ihr scheint Alles so vortrefflich selber zu wissen, daß es Jammer schade wäre, an Euch einen Rath zu verschwenden.“

„Geht zum Teufel,“ knurrte der Mann boshaft zwischen den Zähnen durch, warf sein Handwerkszeug wieder über die

Schulter, und schritt, ohne anderen Gruß, trozig den Bach hinab.

„Das ist nun auch ein Familienvater,“ sagte der Alte kopfschüttelnd, als der Mann hinter einem da vorspringenden Hügel verschwand, „und Du darfst Dich jetzt gar nicht mehr beklagen, mein Junge, daß er Dir damals nicht geholfen hat. Laßt er doch jetzt die Seinen, die eigene Familie, ebenso im Stich.“

„Aber weshalb zieht er nur allein in die Verge?“ frug Georg erstaunt.

„Wahrscheinlich aus Reid und Mißgunst. Einmal zwischen den Goldwäschern angekommen, denkt er gewiß, daß er die Schätze nur hier aufzulesen hat, wie das so viele Tausende glauben, und fürchtet nun, daß er mit seinem Schwiegersohn oder gar mit einem Fremden vielleicht theilen müßte.“

„Das kann gar kein Amerikaner sein,“ sagte Georg entsetzt.

„Ach ja, mein Bursche,“ erwiderte der Alte, „es giebt unter den sonst so wackeren Hinterwäldlern auch recht wilde, rohe Gesellen; herzloses Volk, das nicht einmal einen Nachbar neben sich dulden mag, weil dessen Bleib mit dem seinen auf einer Weide läuft. Die Art gönnt dem Nächsten nicht einmal einen Bißchen Brod, den er in den Mund steckt. — Aber dem Himmel sei Dank, sie sind selten und Gott, in seiner Allweisheit, gebraucht sie ebenfalls nur zu seinen Zwecken.“

„Ich möchte wissen, wozu er Den gebrauchen könnte,“ lachte Georg.

„Wozu? Ich dünkte doch, davon hättest Du selber das beste Beispiel gehabt. Half Dir der Mann damals, als Du ihn darum batest, mit seinen Stieren aus, so würden wir Beiden und zum Beispiel nie gefunden haben, und so gleichgültig Dir das jetzt

erscheinen mag, flehst Du doch später vielleicht einmal den Vorthell ein. Es läuft das auf dasselbe hinaus, was ich Dir schon früher gesagt habe, daß Gottes Wege wunderbar sind, und wir nicht nach dem urtheilen dürfen, was um uns her zuweilen geschieht und uns unbegreiflich scheint, sondern nach den Wirkungen, die Er dabei im Auge hatte.

„Aber meine Eltern.“

„Habe nur guten Muth. Ist ihnen kein Unglück zugestoßen, was ich aber noch immer nicht glauben kann und will, so finden wir die schon noch. Jetzt aber haben wir lange genug geplaudert, mit Deiner Wäsche bist Du auch fertig, und nun wollen wir die aufhängen, und dann noch ein wenig im Bach arbeiten, damit wir nicht zu viel schöne Zeit versäumen.“

„Und wann fragen wir wieder nach Briefen?“

„Uebermorgen ist Sonntag und dann will ich, wenn ich mein Pony finden kann, hinüber nach Duba City reiten. Ist Dir das recht?“

„Gewiß,“ rief Georg, „Alles was Ihr thut, wenn ich auch nicht begreife, welchen Antheil Ihr an mir nehmt, mir so viel aufzuopfern.“

„Antheil,“ lachte der Alte, „das kann ich Dir ganz genau sagen: gerade die Hälfte. Alles, was wir finden, theilen wir ja, und das ist für jetzt der einzige Antheil.“

„Du lieber Gott,“ meinte Georg, „mit dem Finden sieht es windig aus. Wenn das nicht besser wird, bekommen wir in dem Falle wohl schwerlich viel zu theilen. Uebrigens bin ich zufrieden. Haben wir doch schon genug, unsere Reisekosten zu bestreiten, und auch noch eine Kleinigkeit für einen Nothfall darüber. Das ist immer schon viel werth.“

Die Beiden gingen jetzt wieder an einer neu ausgewählten Stelle mit Eifer an ihre Arbeit. Diesmal hatte der

Alte übrigens darauf bestanden, kein neues Loch wieder zu graben, sondern einen Theil der alten, noch nicht vollkommen ausgearbeiteten Plätze zu untersuchen. Eine große Anzahl von Stellen war hier nämlich von früheren Goldwäschern in Angriff genommen, die nach einer Weile schienen die Geduld verloren zu haben, und weiter jagten. Mehrere waren sogar nicht einmal ganz auf den Fels hinuntergegraben, und standen jetzt mit Wasser gefüllt, was Andere dann abhielt, ihr Glück daran noch einmal zu versuchen.

Einige von diesen schöpften sie mit großer Mühe aus, ohne jedoch bis zu anbrechendem Abend irgend welchen Erfolg dafür zu finden. Nichtsdestoweniger begannen sie am nächsten Morgen mit dieser nämlich, keineswegs angenehmen Arbeit von Neuem.

Eine ziemlich tiefe Grube, die fast bis an den Rand voll Wasser stand, hatten sie bis jetzt noch immer liegen lassen, bis endlich Georg selber den Vorschlag machte, einen kleinen Abzugscanal daran zu graben, der nicht allein einen Theil des Wassers fortnehmen, sondern ihnen auch das Ausschöpfen des Uebrigen erleichtern würde. Der Alte war damit einverstanden, und bis Mittag hatten sie den schmalen Canal fertig. Gleich nach dem Mittagessen begannen sie das Ausschöpfen mit der Blechpfanne und einem Eimer. Obgleich sie aber das Wasser bis auf den Grund auswurfen, quoll es doch fortwährend wieder aus einem wohl fingerstarken Quell herein, und das war auch jedenfalls die Ursache gewesen, weshalb die Leute, die hier früher begonnen, den Platz wieder aufgegeben hatten.

Ein Paar Pfannen voll Erde und Schlamm, die sie dabei in der Grube selber auswuschen, zeigte nicht die Spur von Gold.

„Das sind schlechte Aussichten,“ brummte der Alte, „und

wir hätten das Wasserloch ebenso gut können zufrieden lassen. Da wir nun aber einmal so weit sind, wollen wir auch wenigstens bis heut' Abend drin bleiben."

Eine Stunde etwa warf der Alte jetzt noch Erde aus, während Georg fortwährend Wasser schöpfen mußte, bis sie endlich in der einen Ecke auf den Fels trafen. Aber auch hier zeigte die Erde wenig oder gar kein Gold.

Um sich das Ausschöpfen etwas zu erleichtern, und den übrigen Theil der Grube so trocken als möglich zu halten, nahm Georg jetzt den einen Spaten auf und grub, gerade da wo die Quelle heraustram, ein Loch, in dem das Wasser dann Zeit bekam, sich zu sammeln, und pfannenweis hinausgeschöpft werden konnte. Auch hier traf er übrigens auf den Fels und warf die Erde, die er dort herausnahm, in die eine Ecke hinüber, damit sie später ausgewaschen werden konnte.

"Hallo," sagte der Alte, der den kleinen Schlammberg mit der Spitze seiner Hake umwühlte, „da ist Gold, und zwar ein ganz hübsches Stück," und noch während er sprach, hob er ein Stück auf, etwa von der Größe einer Haselnuß, „da haben wir also heute doch nicht umsonst gearbeitet, denn das hier ist gerade so viel, als wir bis jetzt in einem halben Tage auswachen konnten."

"Wenn das da Gold wäre," lachte Georg, indem er vor sich in das eben gegrabene Loch zeigte, in dem sich das klare Wasser wohl schon wieder acht oder neun Zoll tief gesammelt hatte, „das wäre ein Stück, mit dem wir uns könnten sehen lassen."

"Wo?" sagte der Alte, und trat zu ihm.

"Da unten drin. Es blüht ordentlich, aber ist doch weiter Nichts als Glimmer."

"Ja wenn Alles Gold wäre, was glänzt," meinte der

Alte, „aber wirf doch das Wasser einmal wieder hinaus. Man kann Nichts mehr sehen.“

Georg that, wie ihm geheißen, und der Alte blieb neben ihm stehen und sah ihm zu.

„Da kommt es wieder,“ sagte Georg, in den Schlamm zeigend.

Der Alte nahm, ohne ein Wort weiter zu erwidern, seine Spitzhacke, fühlte vorsichtig hinein, bog sich nieder, griff mit der Hand in das Wasser, und zog ein gelbes Stück von der Größe einer starken Faust heraus, das merkwürdig bligte und funkelte.

„Das sieht doch wahrlich fast aus wie Gold?“ rief Georg.

„Das thut's auch,“ meinte sein Kamerad, „und das Beste davon bleibt, daß es auch wirklich Gold ist.“

„Das Gold?“ rief Georg, fast erschreckt, „aber das ist doch gar nicht möglich. Das soll Gold sein?“

„Fühl' nur einmal, was es wiegt,“ sagte da lächelnd der Alte und legte das Stück dabei in Georg's Hand, der seinem Glück noch gar nicht trauen wollte.

„Aber ist denn das möglich?“ rief der Knabe aus.

„Möglich? warum soll es nicht möglich sein. Es ist Alles möglich in der Welt. Das geht aber gewöhnlich so. Wenn die Leute mit all' ihren Hoffnungen und Plänen in Californien eben ankommen, und den ersten Spatenstich in den Boden thun, würden sie nicht im Geringsten erstaunt sein, wenn sie gleich unter der Oberfläche Stücke fänden wie ihr Kopf groß. Haben sie aber erst einmal eine Weile gegraben, und aus Erfahrung gelernt, wie selten sie wirklich etwas Bedeutendes finden, dann sind sie auf's Außerste erstaunt, wenn ihnen das wirklich einmal begegnet.“

„Aber solch ein Stück!“ rief Georg, der sein Glück noch immer gar nicht fassen konnte.





„Allerdings kommt das nicht häufig vor,“ erwiderte der Alte, „und ich selber grabe nun schon über ein Jahr in den Bergen herum, ohne solch' einen Klumpen gefunden zu haben. Du könntest vielleicht lange arbeiten, ehe Dir das ein zweites Mal begegnete.“

„Aber was mag der wohl werth sein?“ frug Georg.

„Om,“ sagte der Alte, und wog das prachtwoll glänzende Stück in der Hand, „vier Pfund hat er gewiß, wenn nicht mehr, und das Pfund zu 200 Dollar gerechnet, ist er seine 800 Dollar unter Brüdern werth. Aber komm, mein Junge; so lange wir nicht schöpfen, steigt das Wasser hier mit jeder Minute, und wer weiß, ob nicht noch mehr hier unten liegt. Uebrigens glaub' ich es kaum,“ setzte er hinzu, „denn bis jetzt hat sich das noch immer sonderbarer Weise bewährt, daß, wo schon ein großes Stück lag, fast gar kein kleines daneben gefunden wurde. Jedenfalls wollen wir aber den Platz fertig durcharbeiten, damit wir eben gewiß wissen, woran wir sind, und uns selber keine Vorwürfe zu machen brauchen. — Unser Tageslohn ist uns übrigens sicher.“

Das geschah denn auch. Die beiden glücklichen Goldwäscher gingen mit eisernem Fleiße daran, den Rest der Grube heute noch auszuwaschen. Der Alte hatte aber recht gehabt. Außer den beiden Stücken fanden sie so wenig, daß es die Arbeit weiter nicht lohnte.

Der nächste Tag war ein Sonntag, an dem, einem stillschweigenden Uebereinkommen der Goldwäscher nach, nicht gearbeitet wurde. Höchst selten geschah es, daß einmal ein Einzelner dieses Gesetz überschritt, und der öffentlichen Meinung Troß bot — aber selbst dann setzte er sich allerlei Unannehmlichkeiten aus.

Der Alte war schon mit Tagesanbruch in den Wald ge-

gangen, sein Bonney zu suchen, und fand es auch glücklicher Weise nicht weit vom Lager entfernt, wo es mit Proskito das prächtige Gras einer kleinen Sumpfstrecke abweidete. Eine halbe Stunde später trabte er dem Minen-Städtchen zu, entweder Briefe, oder — wenn er keine vorfand, einiges Nothige an Lebensmitteln für einen längeren Aufenthalt in den Minen mitzubringen.

19. Capitel.

Wie die beiden Freunde nach San Francisco gingen, und Georg seine Eltern noch immer vergebens suchte.

Dieser Tag verging dem Knaben in einem wahren Sturm der verschiedensten Empfindungen. Mit Allem, was sie bis jetzt gefunden, kam auf seinen Antheil wohl über fünfhundert Dollar, ein Reichthum, wie er ihn bis dahin noch nicht geahnt. Wenn er sich aber desselben freuen wollte, dachte er auch immer wieder an seine armen Eltern, wo die jetzt weilten, und ob er sie je wiedersehen würde, und so glücklich ihn sonst dieser unverhoffte Reichthum ihrerwegen gemacht haben würde, so viel schmerzlicher traf es ihn jetzt, daß er, was er hatte, nicht mit den Seinen theilen konnte.

So rückte der Abend langsam heran. Früher konnte sein alter Freund auch nicht wieder da sein, denn die Entfernung, die er hin und her zurückzulegen hatte, war keineswegs so unbedeutend.

Wie es endlich dunkelte, zündete er ein tüchtiges Feuer an,

und bereitete das Abendbrod, als plötzlich Moskito, der sich wieder bei dem Zelte eingefunden hatte, die Ohren nach vorn legte und ein lautes W—ah ausließ. Auch Seltor bellte, und in demselben Augenblicke antwortete ihnen das freudige Wiehern des eben herantrabenden Poney's.

Es war sein alter Freund, der in kurzem Galopp zum Zelte sprengte und keinen Sack mit Provisionen auf dem Sattel trug.

„Sind sie in San Francisco?“ rief ihm Georg, in vollem Jubel aufspringend, entgegen.

„Weiß ich nicht, mein Bursche,“ lachte der Alte, indem er sich aus dem Sattel warf, und das Poney frei gab — „aber Briefe sind da.“

„Briefe? — von den Eltern?“ stammelte Georg, und die freudige Hoffnung raubte ihm fast den Athem.

„Ja, das weiß ich auch nicht,“ rief der Alte, indem er Sattel und Zaum zu Boden warf und in seine Tasche griff — „glaub' es auch nicht, denn anstatt zu schreiben, wäre Dein Alter jedenfalls selbst gekommen. Aber wir werden ja gleich sehen.“

„Ihr habt sie noch nicht aufgebrochen?“ rief Georg erstaunt.

„Ich?“ sagte der Alte, leise dabei vor sich hinschmunzelnd, „durfte ich ja doch nicht. Die Adresse lautet Georg Daffey Esqre. und die zu erbrechen, hat kein Anderer ein Recht als Du. Nun schür' Dein Feuer, daß wir Licht bekommen, und dann lies — bin selber neugierig, von wem der zweite Brief sein mag.“

„Welchen zuerst?“ sagte Georg, der mit zitternder Hand die Briefe nahm.

Der flacker, Goldgräber.

„Wird sich wohl gleich bleiben — aber nimm den hier zuerst. Von wem ist der?“

Georg hatte ihn rasch erbrochen und las, sich zum Feuer niederbiegend:

„Mein lieber Herr Dakley —

von Ihrem ergebensten Benjamin Hall —

aber den Mann kenne ich ja gar nicht?“

„Aber ich kenne ihn,“ sagte der Alte. „Das ist derselbe Mann, an den ich in Deinem Namen geschrieben, also versteht es sich von selbst, daß er Dir antwortet. Lies nur, Du wirst das Weitere ja doch im Briefe finden.“

„Mein lieber Herr,“ las jetzt kopfschüttelnd Georg, „Ihren freundlichen Brief habe ich erhalten, bedauere aber, Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben zu können.“

„Nicht geben zu können?“ murmelte der Alte.

„Von Ihrer Familie oder Verwandtschaft habe ich, trotz allen Nachforschungen, Nichts erfahren können. Ich glaube kaum, daß sie sich nach San Francisco gewandt haben. Sollten sie aber noch herkommen, und überhaupt gefunden werden können — denn das ist hier in San Francisco keine Kleinigkeit — so habe ich an den verschiedensten Stellen Auftrag gegeben, mich augenblicklich davon in Kenntniß zu setzen, und werde dann nicht erman-
geln, es Ihnen umgehend mitzutheilen. Ihre sonstigen Aufträge habe ich besorgt — was für Aufträge?“ fragte Georg, erstaunt von dem Briefe aufsehend.

„Oh, das sind andere Sachen,“ sagte der Alte, „da aber Dein Name unterschrieben stand, schreibt er das hier gleich an Dich, lies nur weiter.“

„— habe ich besorgt,“ fuhr Georg fort, „und hoffe Sie bald einmal wieder hier in San Francisco zu sehen.“

Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen Ihr ergebener
Benjamin Hall.“

„Hm, hm, hm,“ brummte der Alte vor sich hin — „da hätt' ich doch am Ende Provisionen mitbringen sollen, und kann nun vielleicht gar morgen noch einmal hinüber reiten. Erst wollen wir aber doch den anderen Brief lesen. Von wem ist der?“

Georg hatte ihn rasch erbrochen und las:

„Von James Loggins — aber wer ist das?“

„Laß mich einmal sehen,“ sagte der Alte und nahm den Brief, hatte aber kaum einen Blick hineingeworfen, als er lachend ausrief: „Stiehst Du die drei Kreuze da unten? Der ist von unserem langen Freund aus dem Sacramento-Spielhaus. Weil der aber nicht selber schreiben kann, hat er sich das von Jemand Anderem besorgen lassen, und nur zur Bestätigung, statt Namens Unterschrift, seine drei Kreuze darunter gemalt. Also hat der Bursche doch wirklich Wort gehalten — aber was schreibt er? Meine Augen sind zu schwach, als daß ich bei dem matten Lichte lesen könnte.“

„Mein lieber Georg,“ las der Knabe wieder. „Ganz nichtswürdig leid thut es mir, daß ich Dir damals solchen Streich gespielt, Du darfst mir aber schon nicht länger böse darüber sein, und vielleicht kann ich's doch einmal wieder gut machen. Was nun Deinen Vater betrifft, so habe ich heute Jemanden gesprochen, der ihn hier in San Francisco gesehen hat. Gott sei Dank, er lebt,“ unterbrach sich Georg, und die hellen Thränen traten ihm so in die Augen, daß er eine Weile gar nicht weiter lesen konnte — endlich fuhr er fort: „Troy allem

Herumlaufen — und ich bin wenigstens zwei Zoll kürzer geworden, so habe ich mir die Beine abgerannt — konnt' ich aber Nichts von ihm selber zu sehen bekommen. Da ist er aber, soviel ist gewiß, denn Bob Riley kennt ihn ganz genau, und hat mit ihm gesprochen. Wie lange er aber hier bleibt und wo er steckt, weiß ich nicht, werde mir aber noch die größte Mühe geben, es herauszubekommen. San Francisco ist solch' ein verwünscht weitaufgees Nest, daß man gerade so gut eine Stecknadel in einem Heuschaber, wie einen Menschen in den winkligen Häusern und Straßen finden kann. Ich wollte aber keine Zeit versäumen und Dir das nur melden. Am Besten würdest Du, meiner Meinung nach, thun, wenn Du gleich selber herläufst. Kommst Du her, und erfahre ich noch etwas, so werde ich Dir in das United States Hotel Nachricht legen."

"Das ist geschickt," rief der Alte. „Wenn der Bursche auch nicht schreiben kann, ist er doch nicht auf den Kopf gefallen — und was sagt er weiter?"

„Weiter Nichts, nur noch „bleibe gesund und komme bald nach San Francisco. Es grüßt Dich Dein Freund
James Loggins."

„Siehst Du, Georg," rief da der Alte, und rieb sich vergnügt die Hände, „seht brauchen wir doch keine Provisionen."

„Wollen wir nach San Francisco?" frug Georg rasch.

„Run versteht sich," lautete die vergnügte Antwort, „das morgen mit Tagesanbruch."

„Aber unser Zelt — unsere Sachen?"

„Die lassen wir vor der Hand da. — Wir wissen nicht, ob wir sie nicht noch hier oben brauchen, und wenn man sie rasch verkaufen will, giebt Einem kein Mensch etwas dafür."

„Aber böse Menschen werden Alles stehlen.“

„Denken gar nicht daran. Niemand weiß ja, wann wir wieder kommen. Das geschieht oft, daß Jelte wochenlang nur einfach zugebunden im Walde stehen bleiben. Daß kein Gold darin zu holen ist, kann sich Jeder denken, und das Andere rühren sie nicht an. Unsere Büchsen, Decken und Provisionen nehmen wir aber mit.“

„Also nach San Francisco“ — rief Georg, der an sich halten mußte, nicht laut aufzujubeln.

„Ja — und da haben wir wieder die alte Geschichte,“ sagte der Alte lächelnd. „Ein Glück kommt nie allein, wie auch kein Unglück. Gestern haben wir das Gold gefunden, und gestern ist auch der Brief drüben eingetroffen und — siehst Du jetzt ein, mein Bursche, daß Gott in seiner Allweisheit Alles zum Besten lenkt? — Hätten uns die Schufte im Walde nicht angefallen, und Du den einen nicht verrundet, so hätte er Dich auch nicht in dem Zelte so betrogen. Ohne das würden wir aber nie mit diesem langen James Loggins zusammengekommen sein, der sich jetzt, seiner früheren Dummheit wegen, für verpflichtet hält, Alles für Dich zu thun, was in seinen Kräften steht, und wahrscheinlich nun die Ursache ist, daß wir Deine Eltern wiederfinden. Ja, mein lieber Georg, der alte Gott lebt noch, nur Vertrauen müssen wir zu ihm haben, nur fest an dem Glauben halten, daß er ein Gott der Liebe und Barmherzigkeit ist, dann finden wir und auch sicher auf unserer Bahn durch dieses Leben. Und nun Glück auf, mein Bursche, und morgen nach San Francisco.“

Ihre wenigen Vorbereitungen waren bald getroffen. Was sie nothwendig brauchten, banden sie wieder hinten an ihre Sättel, und ließen die Thiere dann tüchtig austraben, der fernern Hauptstadt Californiens zu.

Sie erreichten auch ohne irgend ein Abenteuer Sacramento, von wo aus aber der alte Falisch den Wasserweg zu nehmen, und seine beiden Thiere in Sacramento einzustellen beschloß. Hier in der Stadt beschäftigten sich nämlich einige Leute damit, Pferde und Maulthiere in einer besonderen Umzäunung einzustellen, bis sie von ihren Eigenthümern zurückgefordert wurden. Diese hatten nur wöchentlich eine gewisse Summe dafür zu zahlen. Mitten sie um die ganze Bai herum nach San Francisco, so war das ein entseßlich langer wie langweiliger Weg; sie versäumten auch vielmehr Zeit dabei und hätten in San Francisco selber mit ihren Thieren gar nirgend hingewußt.

Das abgemacht, gingen sie an Bord eines Dampfers, der noch an dem nämlichen Abende abfuhr, und erreichten nach einer prachtvollen Fahrt zwischen den dicht mit Eichen bewaldeten Ufern des Sacramento hin und über die herrliche San Francisco-Bai, am anderen Morgen, gerade etwa mit Tagesanbruch, die Hauptstadt des Landes.

Eine Menge von Schiffen lag hier überall vor Anker; manche ganz abgetakelt, und wie es fast schien, ohne irgend welche Mannschaft; andere ihre Segel noch an den Raaen, wie sie entweder eben eingekommen, oder gerade wieder zur Abfahrt fertig waren. Zahllose Boote, theils mit geblähten Segeln vor dem Wind, theils mit den langen elastischen Rudern vorwärts getrieben, kreuzten herüber und hinüber, und gaben dem wundervollen Bilde das eigentliche Leben, während, mit den etwas fahlen Bergen im Hintergrunde, die eigentliche Stadt mehr und mehr in den Vordergrund trat.

Es war das Bunteste, was man sich in der Welt denken kann, der Anblick von San Francisco in jener Zeit. Hier und da erhoben sich allerdings aus der Mitte der kleinen niederen

Holz Häuser, Buden und Zelte einige Backsteingebäude, die auf das Gewirr unter sich stolz hinabsahen. Diese standen aber wie Felsen in einem wahren Meere von spitzen und bunten Zelt- und Holzdächern, über denen Amerikanische und sogar einige Chinesische Fahnen flatterten — die letzteren Aushängeschilder für Chinesische Gäßhäuser.

„Da hast Du eine Stadt,“ sagte da der Alte, der neben Georg auf dem Vorderdeck stand, „die erst im Jahre 1839 vom Capitain John Wigt ausgelegt wurde, und noch im Jahre 1844 nur 200 Einwohner zählte. Jetzt, nach kaum fünf Jahren, beherbergt sie viele Tausende — wie viel ist schwer zu sagen, und in einigen Jahren wird sie ihre Seelen nach hundert Tausenden zählen. Die Lage ist wundervoll, die nur wenige hundert Fuß hohe dahinter liegende Hügelkette ist schmal, und gleich hinter ihr brandet die See, und rechts hinaus, an jenen kleinen weißen, dort in der Bai liegenden Inseln vorüber, ist die einzige Ausfahrt nach dem stillen Meere zu. Die ganze ungeheure Bai, die sich nach links hinüber in einem nur wenige Miles breiten Arme nach San José und hinter uns gegen die Ausflüsse des Sacramento und San Joaquinflusses zieht, ist solcher Art von Hügeln oder Bergen eingeschlossen und geschützt, und überall finden die Schiffe hier in dem verhältnißmäßig ruhigen Wasser Schutz selbst gegen die heftigsten Stürme.“

„Ueberall an der Bai legen sie auch jetzt neue Städte aus; San Francisco wird und muß aber doch der Hauptplatz bleiben, da es die geschütteste und beste Lage hat. Uebrigens heißt der Ort eigentlich nicht San Francisco, ein Name, den ihm die Mexikaner gegeben haben. Die eigentlichen Californier nannten die Stadt nur Yerba buona (gutes Kraut) von der Pflanze Pfeffermünze, die hier früher wuchs.“

„Aber man sieht ja gar keine Bäume,“ sagte Georg, „und dort nach links hinüber scheinen die Berge mit Waldung bedeckt.“

„Und selbst das sind nur Krüppelwaldungen, hauptsächlich eine Lorbeer-Art,“ sagte der Alte. „An Holz fehlt es hier freilich; nur dort drüben stehen wäldere Eichenwälder, aber das Sacramento-Thal hat Waldung genug, und in der Corte Nadelra Bal, wie an jenen rechts von der Einfahrt liegenden Hügeln, stehen prächtige Bäume. Doch wir werden gleich landen, und jetzt, mein Bursche, sind wir in San Francisco.“

Das kleine Dampfboot leuchte in demselben Augenblick an ein hölzernes, lang in die Bal hinausgebautes Werft an, und wie Georg nur die Gesichter der Menschen erkennen konnte, die sich dem ankommenden Boote entgegenbrängten, dachte er auch an weiter Nichts mehr, als seinen Vater darunter herauszufinden. Daß der ihn gar nicht auf dem Boote vermuthen konnte, wußte er recht gut, aber dann auch wieder war es ihm, als ob er ja doch fühlen oder ahnen müsse, sein verlorenes Kind sei in der Nähe.

Es war vergebens. Eine Menge von Menschen kam herzu, aber nur lauter fremde Gesichter waren es, auf die sein Auge traf, und die gleichgültig seinem fragenden Blick begegneten. Er kannte Niemanden von ihnen, und ein schwerer Seufzer hob seine Brust.

„Komm mein Bursche,“ sagte da der Alte, der wohl ahnen mochte, was in dem Herzen des Knaben vorging — „hier brauchst Du nicht zu glauben, daß wir Deinen Vater finden; ein reiner Zufall müßte ihn denn gerade hergeführt haben. Aber vielleicht hat James Loggins, unser langer Freund im United States Hotel für uns gute Nachricht eingelegt, und dorthin wollen wir denn auch vor allen Dingen gehen, und uns erkundigen.“

Den Ort erfuhren sie rasch. Dorthin zu kommen, war aber nicht so leicht, wie sie im Anfange geglaubt. Während sie nämlich oben in den Minen noch das schönste Wetter gehabt, hatte in San Francisco schon seit drei Tagen die Regenzeit eingekehrt, und zwar besonders gestern und vorgestern solche Ströme von Wasser niedergegossen, daß die Straßen mit einem flüssigen, an vielen Stellen knietiefen Brei gefüllt waren. Pflaster, oder überhaupt Wege für Fußgänger hatte die Stadt aber in damaliger Zeit noch gar nicht aufzuweisen. Auf dem lehmigen Boden, wie man ihn dort gefunden, standen die Häuser nur eben in abgesteckten Straßen, und es läßt sich denken, daß bei nassem Wetter das fortwährende Gehen, Reiten und Fahren mit Lastwagen den Boden so tief aufreichern mußte, ein Fortkommen fast unmöglich zu machen.

Nur an wenigen Häusern hatten die Eigenthümer damals eine sehr eigenthümliche Art von Gangweg hergerichtet, indem sie nämlich zwei Balken, etwa dritthalb Fuß von einander entfernt, auf den Schlamm legten, und auf diese, den Zwischenraum ausfüllend, Dauben von auseinander geschlagenen Brodfässern nagelten. Die Dinger sahen allerdings wie umgefallene Hühnerleitern aus, entsprachen aber dem Zweck, so weit sie reichten, vollkommen. Leider reichten sie nur nicht weit. Vor zwei oder drei Häusern hatte man sie angebracht, dann kamen aber wieder ganze Strecken, wo sich nicht die Probe einer solchen Hülfe fand, und es blieb dann Denen, die dort vorüber mußten, nichts Anderes übrig, als eben geradezu den Schlamm zu durchwaten.

Auch jetzt hatte sich der Himmel wieder umwölkt und es fiel ein allerdings noch nicht sehr starker, doch recht durchdringender Regen, der den Zustand der Straßen nur zu verschlimmern drohte. Trotzdem arbeiteten sich aber unsere beiden Gold-

wäſcher bis zum United States Hotel durch, das glücklicher Weiſe nicht ſehr entfernt lag. Vergebens frugen ſie aber hier nach einem für ſie hinterlegten Brief. Der Ausſchanker unten in der Wirthſtube hatte allerdings ein ganzes Packet dorthin adreſſirter Briefe auf ſeinem Schreibtiſche liegen, der Name Georg Dalley fand ſich aber nicht zwischen ihnen. Der Mann kannte auch Niemanden, der James Roggins hieß, und ſie ſtanden jetzt in der großen fremden Stadt, und wußten nicht, wohin ſie ſich wenden ſollten.

Vor allen Dingen ſchlug übrigens der Alte jetzt vor, daß ſie ihr Gold, anſtatt es immer mit umher zu ſchleppen, in einem der ſchon errichteten Bankhäuser deponiren ſollten. Das heißt, es dem Geſchäft gegen eine Quittung übergeben. Sie brauchten nur eine Kleinigkeit dafür zu bezahlen, und waren dann doch ſicher, daß es ihnen nicht geſtohlen werden konnte. Das war bald geſchehen, und Georg ſiel es hier ein, ſich nach ſeinem Großvater zu erkundigen. Die Herren wußten jedoch Nichts von ihm. Es waren Kaufleute, erſt ganz kürzlich aus New-York herübergekommen, und kannten nur Die, mit denen ſie in Geſchäftsverbindung ſtanden. Um alle Uebrigen bekümmerten ſie ſich nicht.

Von da gingen ſie auf die Polizei, aber mit nicht beſſerem Erfolge. Seit einiger Zeit wurden allerdings die Namen Derjenigen aufgeſchrieben, die zu Schiff eintrafen; aber früher war das auch nicht geſchehen, und über alle Diejenigen, die zu Lande nach Californien kamen, fand gar keine Controle ſtatt. — Ein Mann Namens Georg Hardy ſtand ebenfalls nicht unter Denen aufgeführt, die Häuſer in San Francisco beſaßen.

Was jetzt thun? In der Stadt umherzugehen und Nachfrage zu halten, war erſtlich ſehr ungewiß, und dann bei dem Zuſtande des Wetters und der Straßen faſt unmöglich. Troß-

dem versuchten sie es an mehreren Stellen, und bebauerten sehr Nichts mehr, als daß ihr langer Freund ihnen nicht den Ort geschrieben hatte, wo sie ihn wenigstens finden konnten.

Jedenfalls mußten sie sich aber, als es Abend wurde, ein Nachtlager suchen, in dem sie Herberge bekommen konnten. Wenn es auch gegen Abend aufhörte zu regnen, war doch gar nicht daran zu denken, die Nacht ohne Zelt im Freien zu schlafen.

In ein großes Hotel mochten sie natürlich nicht gehen, weil sie die furchtbaren Preise dort nicht bezahlen wollten. Da sahen sie endlich ein breites Rattunzelt, das mit getheerter Leinwand gedeckt war, und dem Schilde nach einem Patrick O'Flaherty gehörte. Wie sie aber dort eintreten wollten, waren die Insassen eben eifrig beschäftigt, sich zu prügeln, und ein solcher Lärm und Tumult in dem engen Raume, daß sie rasch wieder das Freie suchten.

Das nächste ähnliche Haus, das sie trafen, gehörte einem Deutschen und war eigentlich weiter Nichts als ein großer Breterverschlag, in dem ein Tisch und Stühle in der Mitte standen, während man an den Seiten richtige Schiffecochen für „Schlaflustige“ aufgeschlagen hatte. Von diesen erwartete man aber, daß sie sich — ihr Bett mitbringen würden, denn an Bequemlichkeiten konnte ihnen hier für eine Schlafstelle weiter Nichts geboten werden, als ein Paar zusammenagenelte Breter von Tannenholz. Der Platz war jedoch trocken, ihre Decken hatten sie ebenfalls bei sich, und mit dem verhältnißmäßig geringen Preise, den der Wirth forderte, beschloßen sie sich zu begnügen.

Glücklicher Weise sprach der Deutsche, der dieses Hotel hielt, englisch, radebrechte es wenigstens, und war, wie er seinen beiden Gästen erzählte, vor sechs Wochen mit über die Berge herübergekommen. Einen John Dalley kannte er natürlich

auch nicht, theilte ihnen aber mit, daß sich gleich hinter California Street, in einem noch näher beschriebenen Hause, vor acht Tagen etwa, Einwanderer aus Amerika, die ebenfalls über die Berge gekommen wären, einquartiert hätten, und möglicher Weise noch dort zu finden wären. Sie waren mit ihrem Fuhrwerke um die ganze Bai herum, nach San Francisco gekommen, und wollten sich hier niederlassen.

Da es jetzt schon dunkelte, durften unsere beiden Freunde allerdings nicht mehr daran denken, den Platz noch heute Abend aufzusuchen, verzehrten also ihr ziemlich gut und reinlich zubereitetes Abendbrot, und wickelten sich dann in ihre Decken, die Nacht auf den harten Brettern, so gut es eben gehen wollte, zu verbringen.

In dem Raume hatten sich indeß eine Menge Menschen versammelt, und es wurde größtentheils deutsch gesprochen — von dem die Weiden natürlich Nichts verstanden. Sechs oder acht Amerikaner schienen sich aber hier ebenfalls einquartiert zu haben, und diese unterhielten sich auf das Angelegentlichste von einer Raub- und Diebesbande, die man kürzlich aufgespürt haben wollte. Dabei schimpften sie entsehrlich auf den Magistrat von San Francisco, der zu feige oder zu schwach oder zu böswillig sein sollte, die ehrlichen Bürger der Stadt gegen das Diebesgestindel zu schützen, und durchgreifende Maßregeln gegen sie zu beschließen, und sprachen, wie von einer ausgemachten Sache davon, daß die Bürger nächstens die Gewalt selber in die Hände nehmen würden, sich Recht zu schaffen und die Schuldigen zu bestrafen.

Unsere beiden Wanderer hörten ihnen im Anfange aufmerksam zu. Durch ihr Herumsteigen in den Straßen, den ganzen Tag hindurch, waren sie aber doch müde geworden. Die

Augen fielen ihnen zuletzt zu, und sie schliefen sanft und süß bis zum nächsten Morgen.

Mit Tageslicht waren sie jedoch schon wieder munter, und gleich nach dem Frühstück brachen sie auf, den beschriebenen Platz und die dortigen Einwanderer so rasch als möglich zu treffen. Dabei waren sie, wie immer, vollkommen marschfertig, mit ihren Decken und Büchsen. Konnten sie doch nicht wissen, wohin sie in der nächsten Stunde ihren Fuß setzen mußten.

Immer und immer aber wieder getäuscht, war Georg schon recht kleinmüthig geworden, und wenn er die Tausende von Menschen sah, die sich hier durcheinander bewegten, so schien es ihm gar eine volle Unmöglichkeit, daß er in dem Gewirr seinen Vater finden sollte. Hatte er doch unter all' den vielen Leuten bis jetzt auch noch nicht ein einziges bekanntes Gesicht getroffen.

So erreichten sie endlich Californiastreet, und kamen dort wenigstens aus dem ärgsten Schlamm hinaus, da hier der Boden sandig wurde. Sie fanden auch das ihnen von dem Deutschen bezeichnete Haus, neben dem sie von Weitem einen der Amerikanischen Ueberlandwagen mit seinem in der Mitte etwas eingebogenen Verdeck erkennen konnten.

„Hallo, Georg!“ rief da plötzlich den Knaben eine Stimme an, und als dieser sich rasch und fast erschreckt danach umdrehte, erkannte er einen alten Nachbar aus Arkansas, der mit einer anderen Caravane etwa acht Tage früher wie sie selber aufgebrochen war.

„Mister Mullins,“ rief Georg erfreut, sprang auf ihn zu, und reichte ihm die Hand, die Jener herzlich schüttelte. „Gott sei Dank, daß ich endlich einmal wieder ein befreundetes Gesicht sehe. Ich glaubte schon, ich stände von nun an ganz allein auf der Welt.“

„Nun? — hast Du Deinen Vater noch nicht gefunden?“
frag der Mann, wie es schien ganz erstaunt.

„Meinen Vater?“ rief Georg — „ist er hier?“

„Gestern noch, gewiß,“ lautete die Antwort, „aber warst Du denn nicht in Sausalita?“

„In Sausalita? — ich weiß gar nicht, wo der Platz liegt.“

„Drüben über der Bai. — Ich traf John Dallen gestern in der Straße, und da erzählte er mir, wie er Dich verloren, und eben Nachricht bekommen hätte, daß Du in Sausalita wärest. Mit dem Boote, das heute Morgen von hier hinübergegangen ist, oder noch geht, wollte er hin und Dich holen.“

„Du lieber Gott, also wieder fort,“ rief der Knabe, in Angst die Hände faltend — aber meine Mutter? — wo ist meine Mutter mit dem Schwesterchen?“

„Om, das thut mir sehr schmäzlich leid, daß ich ihn darum gar nicht gefragt habe. Er war aber in solcher Eile und ich — ich hatte auch gerad' zu thun; jedenfalls ist sie aber hier in San Francisco.“

„Aber wo? —“

„Ja, das ist freilich eine böse Geschichte. Die Wirthse selber wissen das zehnte Mal nicht, wie ihre Gäste heißen, und all' die tausend kleinen Zelte abzusuchen, die innerhalb oder außerhalb der Stadt stehen, wäre noch schwieriger. Möglich, ja sogar wahrscheinlich ist es dabei, daß er die Mutter mit hinübergenommen hat, denn eine Frau läßt man doch nicht gern hier in San Francisco, wie die Sachen jetzt gerade stehen, allein. Du hast doch wohl von der Räuberbande gehört, der sie auf der Spur sind?“

„Gestern Abend sprachen die Leute davon, wo wir schliefen — aber was thu' ich jetzt.“

„Gehört der Alte da zu Dir?“

„Ja — er hat mir bis jetzt recht treulich beigestanden, meine Eltern zu suchen. Ohne ihn wär' ich ganz verloren gewesen.“

„Om, das ist brav, und — höre Georg, wenn Du Deinen Alten jetzt nicht finden solltest, und auch nicht wüßtest wohin, so — komm' nur so lange hierher zu mir. Du kannst dann bei uns wohnen, bis wir Deinen Vater aufgetrieben haben.“

„Tausend Dank, Freund,“ sagte da der Alte, indem er sich zum ersten Mal in das Gespräch mischte, und dem Kanne die Hand bot. „Das ist mehr, als Einem hier in Californien gewöhnlich geboten wird. So lange ich aber noch etwas habe, denk' ich, bleiben wir Beide zusammen. Wir haben uns einmal aneinander gewöhnt. Georg selber müßte denn meine Gesellschaft satt bekommen haben.“

„Dann wäre ich der undankbarste Mensch auf der Welt,“ sagte der Knabe gerührt, „aber trotzdem danke auch ich Euch tausendmal für das Anerbieten, und werde es Euch nicht vergessen. Doch was thun wir nun?“

„Das ist sehr einfach,“ sagte der Alte; „wir fahren mit dem nächsten Boote nach Sausalita hinüber, und finden wir Deine Eltern dort nicht, so kommen wir hierher, zu diesem Hause zurück. Sieht unser Freund hier indessen Deinen Vater oder Deine Mutter, so läßt er sie's wissen, und sie warten entweder hier auf uns, oder geben uns wenigstens Nachricht, wo wir sie finden können.“

„Das ist das Beste,“ rief der Mann, „dann habt Ihr aber auch keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren, denn ich weiß nicht, wann das Sausalita-Dampfsboot abgeht.“

„Wo ist der Abfahrtsplatz?“

„Am langen Werst; eine tüchtige Strecke von hier. Ihr habt bei den jetzigen Wegen gut eine halbe Stunde zu marschiren, bis Ihr hinkommt.“

„Also vorwärts,“ sagte der Alte, „dann wollen wir machen, daß wir hinkommen, und Ihr indessen habt besten Dank für Euere Nachricht.“

20. Capitel.

Wie sie auf ein falsches Boot kamen, und was für Folgen das hatte.

Unsere beiden Freunde eilten, so rasch sie ihre Füße trugen, der beschriebenen Stelle zu. Daß war aber nicht etwa eine Kleinigkeit, denn in der letzten Nacht hatte es wieder stark geregnet, und die Straßen waren schlimmer als je. Niemand in San Francisco schien bis jetzt auch eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß sie einen solchen Zustand je erreichen könnten, und zu spät wurden jetzt wenigstens hier und da Anstalten getroffen, für die Fußgänger nur eine Art von Verbindung herzustellen.

In Kearneystreet kamen sie gerade dazu, wie ein mit einem Maulthiere bespannter Karren feststak. Das Maulthier versank bis tief über den Bauch in den Schlamm, bekam dadurch die Nase ebenfalls hinein, konnte sie nicht wieder herausbringen, und erstickte, ehe man im Stande war, ihm Hülfe zu bringen, in der Straße.

Mitten in der Stadt war in der That fast gar nicht fortzukommen, und die Weiden hielten sich jetzt nach dem Wasser hinunter, dort vielleicht wenigstens etwas trocknere Bahnen zu finden.

An dem sandigen Strande hätten sie auch allerdings rascher vorwärts kommen können, wäre hier nicht der Weg auf eine andere, noch viel sonderbarere Art versperrt gewesen. Ganze Schiffsladungen von Waaren lagen hier nämlich, Wind und Wetter, Sonne und Regen preisgegeben, ohne daß sich irgend Jemand darum gekümmert hätte sie wegzuräumen. Aufgegangene und halbdurchweichte Kässer mit Schiffszwieback, Körbe mit Steingut und Porzellan, Theekisten, Koffersäcke, Eisenstangen, kurz Alles, was man sich nur möglicher Weise denken kann, lag dort in langer Linie am Wasser hinunter, und bildete gegen die Bal hin ordentlich einen Damm.

Wahrscheinlich hatten die Eigenthümer dieser Sachen keinen Platz gehabt sie unterzubringen, und nicht das furchtbare theuere Lagergeld an anderen Orten dafür bezahlen können oder wollen. Dabei mochten sie auch vielleicht dem bis dahin schönen und trockenen Wetter vertraut haben; von der Regenzeit aber überrascht, gingen die Sachen jetzt ihrem Untergange entgegen, und die Menschen suchten rücksichtslos darüber hin ihren Weg. Die Steingutkörbe waren eingetreten worden, die Theekisten zerstampft, und ein ordentlicher Fußweg zog sich über die oft werthvolle Ladung hin, die schon jetzt kaum das Wegschaffen werth gewesen wäre.

Was Georg unterwegs aber besonders auffiel, war die wirkliche Unzahl von Hemden und Strümpfen, die überall zerstreut und weggeworfen in allen Straßen, auf allen Plätzen herrenlos umherlagen.

Sehr viele Schiffe hatten nämlich besonders baumwollene Hemden und Strümpfe, als vermutheten gangbaren Artikel herübergebracht, und den Markt so damit überladen, daß sie oft um einen Spottpreis fortgegeben wurden. Die Händler verkauften sie, nur das Lager zu räumen, und anderen werthvolleren

Sachen Platz zu gönnen. Arbeitslohn war dabei so entsehrlich theuer, daß ein einzelnes Hemde zu waschen, einen halben Dollar kostete, während man dasselbe genau zu demselben Preise, 6 Dollar das Duzend, neu kaufen konnte. Da warfen die Leute denn ihre schmutzige Wäsche lieber einfach auf die Straße, und kauften sich neue.

Georg blieb aber doch nicht viel Zeit zu solchen Betrachtungen, denn als sie sich dem „Langen Werst“ nahten, hörten sie eine Dampfbootglocke läuten, und sahen schon von fern eine große Menge Menschen auf dem Werst selber stehen. Sie mußten eilen, so sehr sie konnten, die Abfahrt des Bootes nicht zu versäumen.

Einmal auf den Planken des weit in die Bai hinausgebauten Werstes, konnten sie auch rascher und ungehindert vorwärts kommen, und Georg wunderte sich nur, daß er ein Paar Mal von Leuten, an denen er vorübereilte, die Worte hörte: „da gehen noch ein Paar.“ Mit keinem anderen Gedanken aber fast, als nur seinen Vater so rasch als möglich zu erreichen, achtete er nicht weiter darauf, und jetzt hatten sie auch die Planke gewonnen, die zu dem dicht anliegenden Boote hinausführte. Vor ihnen wollten zwei ganz anständig gekleidete Männer, — anscheinend Kaufleute aus der Stadt, — an Bord. Dort aufgestellte Wachen wiesen sie aber zurück und der eine von ihnen sagte:

„Thut mir leid, Gentlemen, aber hier ist kein Platz mehr für Sie; Sie gehören nicht mit zu der Compagnie.“

„Können wir nicht mehr mit?“ rief Georg erschreckt.

„Ei gewiß — Ihr habt ja Euere Rüschen, und gehört dazu, nur herein,“ lautete die sonderbare Antwort, „das war aber auch die höchste Zeit.“

In dem Augenblicke läutete wieder mit raschen klingenden

Schlägen eine kleine Glocke, so daß unsere beiden Freunde nur noch wirklich eben Zeit behielten, an Bord des Bootes zu springen. Dieses wurde in demselben Moment mit Stangen vom Werft abgestoßen und gleich darauf schäumten sie mit der Ebbe und ziemlich schneller die Bai hinunter.

„Nun meine Burschen, haltet Euch wacker,“ rief da ein breiter stattlicher Mann, mit vollem Barte, breitträndigem runden Hut und einer langen Büchse in der Hand, indem er über Deck schritt. „Ihr kennt doch Alle Euere Posten, daß mir nachher keine Verwirrung entsteht?“

„Alles in Ordnung, Bentley?“ sagte ein kurzer dicker kleiner Mann, der aber so mit Pistolen und Dolchen umsteckt war, und zum Ueberfluß auch noch ein Doppelgewehr in der Hand trug, daß er eher einem Räuberhauptmann, als einem friedlichen Bürger der Vereinigten Staaten glich. „Wenn wir nur nicht zu spät kommen.“

„Dafür ist gesorgt, Alterchen,“ lachte aber der Erste wieder. „Um ganz sicher zu sein, habe ich schon mit Tagesanbruch ein Boot, und später noch ein anderes hinübergeschickt, die an einer von mir bestimmten Stelle vor Anker gehen. Hätte ein Boot die Insel verlassen, so würden sie das Signal mit einem Kanonenschuß gegeben und Jagd darauf gemacht haben. Heute Morgen ist aber noch kein Schuß gefallen, und also Alles in Ordnung.“

„Alle Wetter,“ sagte jetzt der Alte leise zu Georg, „wo sind wir denn eigentlich hier hingerahten? Der ganze Dampf wimmelt ja von Bewaffneten, und doch steht man nicht eine einzige Uniform dabei.“

„Hallo, wen haben Wir hier?“ rief da plötzlich der Mann mit dem großen Barte, den der Andere Bentley genannt hatte, indem er erstaunt vor Georg stehen blieb — „gehörst Du auch schon

zur Vigilance-Committee, mein Bursche? Donnerwetter, Du hast früh angefangen. — Weiß Deine Mutter, daß Du draussen bist?*)

Georg wurde bei der Frage bis hinter die Ohren roth, und sagte:

„Ich wollte nach Sausalita hinüber?“

„Nach Sausalita?“ rief der mit dem Barte erstaunt, „und auf dem Boote hier?“

„Ich glaube, Sir,“ nahm hier der Alte für ihn das Wort, „wir Beide sind aus Versehen auf ein falsches Boot gekommen, oder landen Sie in Sausalita?“

„Das ist nicht übel!“ lautete die erstaunte Antwort, — „seht haben wir hier Passagiere für Sausalita an Bord. Hat Euch denn Niemand Eueren Legitimationschein abverlangt?“

„Das wird wohl in der Eile der Abfahrt versäumt sein,“ erwiderte der Alte. „Wir kamen gerade im letzten Augenblick, als das Boot eben vom Lande abstieß. Ihr seid da wohl so gut und sagt uns, wohin dieses Fahrzeug mit den vielen Bewaffneten bestimmt ist?“

„Das braucht jetzt allerdings kein Geheimniß mehr zu sein, Freund,“ erwiderte Mr. Bentsley, der, wie es schien, der Anführer der Schaar war. „Nach Sausalita kann ich Euch freilich nicht schaffen, denn wir sind ausgezogen, eine Diebesbande aufzuspüren, die sich, nach sicherer Kunde darüber, auf jener Insel da vorn, Los Angelos, ihr Versteck gewählt hat. Uebrigens habt Ihr Büchsen und Messer, weshalb man Euch jedenfalls den Zugang an Bord gestattet hat, und ich denke, Ihr könnt Euer Zeit nicht besser benutzen, als daß Ihr uns, so lange

*) „Does your mother know you're out?“ eine gewöhnliche Spottfrage in Amerika, für junge unreife Burschen.

wir zusammen sind, helfst. Habt Ihr doch ebenso viel Interesse dabei, daß dem nichtsnußigen Gesindel das Handwerk gelegt wird. Das aber müssen wir einmal selber in die Hand nehmen, da uns die Gerichte darin nicht unterstützen können, oder — nicht unterstützen wollen.“

„Hm, das ist Alles recht schön und gut,“ sagte der Alte, „und ich wäre gern mit dabei; die Sache ist nur, daß wir in größter Eile sind, nach Sausalita zu kommen, um die verloren gegangenen Eltern dieses Knaben zu finden. Durch den unglücklichsten Zufall von der Welt haben wir da heute Morgen das rechte Boot versäumt.“

„Ja das thut mir leid, aber das war nicht unsere Schuld,“ sagte der Mann ruhig. — „Uebrigens zwingen wir Niemanden dazu, unsere Sache zu unterstützen, und da an Euerm Aufenthalt an Bord eigentlich auch die Unachtsamkeit unseres Inspektors Schuld ist, mögt Ihr, so Ihr das vorzieht, während wir an Land gehen, ruhig hier bleiben. — Wenn wir abgemacht haben, was wir abmachen wollen, könnt Ihr dann wieder mit uns zurück nach San Francisco fahren — mehr kann ich nicht für Euch thun.“

„Hallo, so war's nicht gemeint,“ rief der Alte, „wenn wir denn doch einmal die Zeit versäumen müssen, können wir sie auch ebenso gut nützlicher anwenden, als nur die Hände in den Schoos zu legen. Ich glaube nicht, daß Du etwas dagegen haben wirst, Georg?“

„Gewiß nicht — aber mein Vater —“

„Nun höre, mein Putsch,“ sagte da der Anführer, „wenn es Dich so sehr nach Sausalita drängt, so findest sich dorthin vielleicht rascher Gelegenheit, als Ihr glaubt. Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht ein oder mehrere Boote von dort mit herüber kämen, sowie wir hier nur erst einmal im Gange sind,

und mit denen könnt Ihr dann leicht überfahren. Freilich immer nicht eher, als bis wir hier fertig sind."

"Dann bin ich von Herzen gern mit dabei," rief Georg.

"Sehr gut das — Mr. Smith, Sie werden die Güte haben und unseren beiden neuen Recruten ihre Plätze anweisen. In der Mitte werden wir immer noch ziemlich schwach besetzt sein, denn die Insel ist breit. — Ist der Hund Guer?"

"Ja."

"Ist er gut?"

"Vortrefflich."

"Desto besser; wer weiß, ob wir nicht Arbeit für ihn finden, und gute Hunde haben wir außerdem in San Francisco nicht."

Ohne sich weiter um die Beiden zu kümmern, ging er dann seinen anderen Geschäften nach.

"Das haben wir schlau gemacht, Georg," lachte aber der Alte, als er fort war. — „So geschiedt hätte ich auch sein können, daß ich mich erst erkundigte, wohin das Boot ging. Nun — wer weiß, wozu's gut ist. Wir sind noch nicht zu Ende, und der liebe Gott hat uns bis jetzt so wunderbar geführt, und seine Hand so freundlich über uns gehalten, daß er wohl verlangen darf, wir möchten ihm auch ferner die weitere Führung überlassen. Für Dich wird das Ganze außerdem noch sehr interessant sein, denn Du bekommst dabei gleich ein Stück ächt Californischen Lebens zu sehen."

"Aber meine Eltern."

"Es läßt sich nicht ändern," sagte achselzuckend der Alte, „wir sitzen einmal d'rin, und müssen jetzt sehen, wie wir wieder hinauskommen, das ist Alles. Auf keinen Fall wird die Sache so sehr lange dauern, und findet Dich Dein Vater nicht in Sausalita, kehrt er doch wahrscheinlich wieder nach San Francisco zurück. Hätten wir uns die Sache gleich ordentlich

und ruhig überlegt, so wären wir am Ende viel besser drüben geblieben. Alles kam aber so rasch, daß Einem ja gar keine Zeit zum Nachdenken blieb; ich bin übrigens neugierig, wie unsere Jagd ausfallen wird!“

„Ist das Los Angelos?“ frug da Georg, als das Dampfboot auf eine ziemlich große, theilweise bewaldete Insel zuhielt, oder sie vielmehr etwas links liegen ließ, als ob sie in die obere Bai, den Weg nach Sacramento zu, hineinwollte.

„Das ist der Blah,“ lautete die Antwort. „Es scheint mir, unser Steuermann hält absichtlich nicht gerade darauf zu, die Herren dort am Lande nicht zu früh zu warnen. Möglich auch, daß er den Klippen da drüben aus dem Wege gehen will.“

Das kleine, aber wackere Boot schnaubte indessen puffend um die Spitze der ziemlich weit auslaufenden Landzunge von Los Angelos hinum. Kaum aber diese hinter sich, veränderte es auch seine Richtung und lief, statt gegen die Carquines-Bai*) aufzuhalten, am Ufer von Los Angelos entlang.

Auf dem linken Madkasten stand ein Mann, der jetzt dem Steuernden die Richtung angab, die er zu nehmen hatte. Er mußte vortrefflich mit dem Ufer dort bekannt sein. Aber erst am anderen Ende der Insel schien das Wasser dicht am Lande so tief, daß das Boot dort anlegen konnte.

Indessen sah Georg, daß, während er vorn auf das Land geschaut, ein Boot mit Bewaffneten von ihrem Vordrängen abgegangen, und einer kleinen Bucht zugerubert war. Dort lagen, wie sie jetzt recht gut von Deck aus erkennen konnten, zwei kleine Fahrzeuge, eins breit wie ein Boot, ein anderes schmal wie ein Canoe. Es schien, daß die Bewaffneten von diesen Besitz ergreifen sollten.

*) Der obere Theil der San Francisco-Bai.

Kaum legte das Boot aber an, als Alles in wilder Hast an Land sprang, und die Leute, die schon vorher ihre Verhaltungsregeln bekommen haben mußten, sich rasch in drei verschiedene Haufen theilten. Unsere beiden Freunde bekamen ihren Platz in dem mittleren angewiesen, und es zeigte sich bald, daß man beabsichtigte, die Insel ordentlich von einem Ende bis zum anderen abzutreiben.

Der Befehl wurde dabei gegeben, auf Jeden ohne Gnade zu schießen, der ihnen begegnen und nicht stehen würde. So wie er floh oder sich widersetzte, war er vogelfrei. Wer sich ihnen aber ruhig stellte, sollte vor der Hand ganz freundlich behandelt, jedoch festgehalten werden.

Das Dampfboot hatte indeß kaum seine Mannschaft abgesetzt, von der nur ein kleiner, schon vorher bestimmter Theil an Bord blieb, als es auch augenblicklich die ausgeworfenen Taue wieder einholte, abließ, und jetzt die Insel umfuhr. Die Zeit dazu war außerordentlich günstig, denn bei bedecktem Himmel und ziemlich schwüler Luft wehte auch nicht der leiseste Wind, so daß kein Boot, von welcher Seite es auch hätte die Flucht versuchen wollen, Segel setzen und ihnen entgehen konnte.

Zu gleicher Zeit sahen sie, daß ein draußen in dem Fahrwasser vor Anker liegendes Boot diesen lichtete, und ebenfalls herbeiruderte. Die Mannschaft, die den rechten Flügel übernommen hatte, erwartete dasselbe, daß, wie es hieß, einen Theil seiner Bemannung ebenfalls an Land setzen wollte, um dann auf seinen vorigen Platz zurückzukehren. Es sollte die nicht sehr breite Straße nach dem festen Lande hinüber noch besonders überwachen.

Unsere beiden Freunde gingen aber schon vorher, ehe das Boot anlegte, mit dem Mitteltrupp und linken Flügel ab, da sie einen etwas weiteren Bogen zu machen hatten.

Im Anfang, wo die Insel noch schmal war, hielten sie sich ziemlich dicht zusammen. Je breiter aber das Land wurde, desto mehr mußten sie sich ausdehnen. Dennoch waren ihrer genug, daß sie sich nicht weiter als etwa dreißig Schritt von einander zu entfernen brauchten. Das Holz stand dabei keineswegs so dicht, um nicht auf so kurze Strecke Alles übersehen zu können.

Die Linie rückte übrigens absichtlich sehr langsam vorwärts, um nicht an irgend etwas Bemerkenswerthem achtlos vorüber zu gehen. Troßdem aber, daß sie Alles auf das Sorgfältigste untersuchten, konnten sie nicht das geringste Verdächtige entdecken, und hatten solcher Art schon etwa die Hälfte der Insel abgetrieben. Nur eine Anzahl ziemlich wilder Rinder weidete hier, die sie allerdings durch ihre Linie lassen wollten. Die Thiere wurden aber durch die vielen Menschen scheu, und flohen fortwährend vor ihnen her. Manchmal blieben wohl ein Paar alte Bullen stehen, scharrten den Boden auf, bogen die Hörner nieder, und schienen nicht übel Lust zu haben, einen Angriff zu versuchen. Da sie aber überall Feinde erblickten, wußten sie nicht, auf welchen Punkt sie sich werfen sollten. Endlich, wahrscheinlich an der Grenze ihrer gewöhnlichen Weideplätze, hielt der älteste der Heerde, ein starker, braun und weiß gefleckter Bulle, gerade vor unserem Alten, bohrte die kurzen, dicken Hörner in die Erde und brüllte vor Wuth. Die Männer standen hier auf einem ziemlich freien Plage, mit nicht einmal einem Baum zum Schutz; ein Angriff von solchem Burschen wäre deshalb auch gefährlich gewesen. Der alte Falsch war aber nicht der Mann, sich leicht einschüchtern zu lassen. Ruhig blieb er stehen, hob die Büchse, zielte bedächtig — gerade als der Bulle kaum zehn Schritt mehr vor ihm niederhalten blieb, und den Kopf zum Anlauf niederbog, und mit

dem Knall des Gewehres brach das gewaltige Thier auch wie vom Blitz erschlagen zu Boden. Der Alte hatte ihm die Kugel gerade in den Bug geschickt, und das Rückgrat abgeschossen.

„Bravo, Kamerad,“ rief ihm sein Nachbar zur rechten zu, denn links ging Georg. „Ihr habt die Büchse heute nicht zum ersten Male abgedrückt.“

„Denke nicht,“ brummte der Alte vor sich hin, während er stehen blieb und bedächtig wieder lud. Die Anderen rückten indessen aber langsam weiter vor, während die Kinder, durch den Schuß scheu gemacht, die Schwänze in die Höhe warfen, und voraus flohen.

Nur Georg hielt ebenfalls auf seinem Platze, bis sein alter Begleiter wieder sein Gewehr geladen. Hector hatte unter der Zeit noch etwas weiter links, wo das Dickicht wieder begann, um eine kleine Gruppe Lorbeerbäume herumgeschnüffelt und mit den Pfoten die Erde gekraht.

Georg ging zu ihm, da aber dort weiter nichts Besonderes zu erkennen, und sein alter Begleiter eben mit Laden fertig war, rief er den Hund wieder ab, und setzte seinen Marsch in der Linie fort.

Da sahen sie plötzlich ein Paar kleine, nur roh aus Brettern zusammengenaagelte Hütten vor sich, die indeß schon von einem früher dorthin abgesandten Trupp der Ihrigen besetzt schienen.

In der einen — denn die andere stand vollkommen leer, und schien früher einmal zu einem Vorrathshaus gedient zu haben — hatte man drei Männer gefunden, die allerdings nichts Verdächtiges an sich trugen, und sehr erstaunt über den zahlreichen Besuch thaten Sie durften aber das Haus nicht verlassen, und wie die Linie bis zu den Gebäuden hinankam und auf ein gegebenes Signal Halt machte, ließ sie der Anführer der Bewaffneten vor die Hütte treten, und stellte ein kurzes

Verhör mit ihnen an. Das schien indeß erfolglos, denn sie wollten nicht das Mindeste gestehen.

Ihrer Aussage nach hatten sie Acht auf das Vieh, das auf der Insel herumliefe, damit die Boote der dort ankommenden Schiffe nicht herüberkämen und Jagd darauf machten — was allerdings schon geschehen war; und dann beschäftigten sie sich mit Fischfang, und schafften die Fische nach San Francisco hinüber.

„Wie viel seid Ihr auf der Insel?“ frug da Einer der Leute, der, als das Dampfboot landete, von dem heranrudern- den Boote abgesetzt war.

„Wir? — Drei;“ lautete die Antwort. „Die Ihr hier seht.“

„Wer war denn da der Vierte, der heute Morgen mit in dem Boote saß, in dem Ihr drüben an die Küste wolltet?“

„Der Vierte,“ wiederholte der Bursche, und entfärbte sich ein wenig — „der — der ist in einem Canoe fischen gefahren.“

„So? aber weder Canoe noch Boot hat die Insel verlassen,“ sagte der Frager wieder — „und weshalb drehtet Ihr denn um, als Ihr merktet, daß das bewaffnete Boot Euch den Weg abschchnitt.“

„Das ist einfach genug,“ sagte der Mann, auf die Frage jedenfalls schon vorbereitet, „weil sich eine Menge schlechtes Gesindel jetzt auf der Bal herumtreibt, und wir dem nicht in die Hände fallen mochten. Hätten wir gewußt, daß es ehrliche Menschen wären, würden wir ruhig zugefahren sein.“

„Oh? —“ meinte der Frager — „also vor ehrlichen Menschen fürchtet Ihr Euch nicht. Nun, desto besser dann für Euch. Aber den vierten Mann möchten wir doch auch noch finden. Der muß verwünscht gute Ursache haben, sein Gesicht aus dem Lichte zu halten.“

„Ich will Euch etwas sagen, Leute,“ redete ihnen da der Anführer zu, „macht Euer Sache nicht durch Leugnen noch schlimmer. Ihr seid verrathen. Wir wissen, daß Ihr hier ein Waarenlager von gestohlenen Gütern auf der Insel habt, also gesteht aufrichtig, wo das ist, und seid dann versichert, daß das Euer Strafe nur mildern kann. Leugnet Ihr aber hartnäckig“ —

„Oh geht zum Teufel,“ unterbrach ihn da Einer der Bur-schen, „und schwagt nicht baaren Unsinn in den hellen Tag hinein. Seht Ihr eine Spur von einem Waarenlager, wie Ihr es nennt? — na, dann sucht Euch selber eins. Das hier sind die einzigen Hütten auf der ganzen Insel, und draußen an den Bäumen haben wir's auch nicht hängen. Wir aber hier sind freie Bürger der Vereinigten Staaten, und brauchen uns nicht auf solche Weise von Euch behandeln zu lassen.“

„Nur keine Leidenschaft, Freund,“ erwiderte ihm da Went-ley kaltblütig, „mit dem großen Maul kommt Ihr hier nicht mehr durch. Wir hier Alle, oder doch der größte Theil sind ebenfalls Bürger derselben Staaten, und haben uns nicht allein vorgenommen, das Begonnene zu verantworten, sondern auch, was noch mehr ist, es durch zu führen. Also Ihr wollt Nichts gestehen?“

„Ich habe Euch schon einmal gesagt, geht zum Teufel!“ knurrte der Mann. Thut meinethwegen, was Ihr verantworten könnt, aber laßt uns hier in Ruhe. Da ist die Insel, sucht sie von oben bis unten durch, und wenn Ihr ein Waarenlager darauf entdeckt, so ist das mehr, als wir bis jetzt im Stande waren. Ich gebe Euch aber keine Antwort weiter.“

„Sehr schön,“ erwiderte ihm ruhig der Anführer. „Smith, Ihr seid so gut und bleibt mit Eueren sechs Mann hier — laßt die Leute wieder in ihr Haus gehen, und schließt Jedem ohne Erbarmen nieder, der Miene macht, sich zu widersetzen, oder zu entfliehen.“

„Ihr habt kein Recht, und hier festzuhalten,“ rief der Inselmann trotzig aus.

„Das weiß ich wohl,“ erwiderte der Anführer wieder eben so ruhig als vorher, „aber wir haben die Macht, lieber Freund, und der werdet Ihr Euch, wenn Ihr vernünftig seid, fügen. Euch zur Beruhigung diene übrigens, daß sich eine Vigilance-Committee, das heißt eine Versammlung von Männern gegründet hat, die entschlossen ist, dem Raub- und Diebstwesen hier in Californien ein Ende zu machen, ohne die Gerichte dabei zu bemühen. Ehrliche Leute haben aber nicht das Mindeste von uns zu fürchten, im Gegentheil überall Schutz von uns zu erwarten. Gehört Ihr also zu denen, so dürfte Ihr es Euch ganz ruhig gefallen lassen, einmal auf ein Paar Stunden im Verdacht des Gegentheils gestanden zu haben. Das ist schon besseren Leuten begegnet, als Ihr seid. Für jetzt ist genug gesprochen worden, und wenn Ihr nicht gebunden und wie Verbrecher behandelt werden wollt, so suche ich Euch, ruhig in das Haus hineinzugehen und das Weitere abzuwarten.“

„Ihr werdet uns Rechenschaft geben müssen,“ trockte der Mann. Der Anführer antwortete ihm aber gar nicht mehr, winkte Smith, den erhaltenen Befehl auszuführen, und ließ die Linie erst wieder vorrücken, als die drei Burschen wirklich sicher in dem Hause untergebracht waren, und die Posten, mit den gespannten Büchsen im Arm, Wacht davor standen.

Die größte Breite der Insel hatten sie jetzt hinter sich und rückten wieder enger und enger zusammen; aber nicht das mindeste Verdächtige ließ sich weiter entdecken. Hatte wirklich eine solche Bande hier bestanden, so war es gar nicht unmöglich, daß sie in San Francisco ihre Spione gehabt, und schon gestern ihren Schlupfwinkel verlassen hatte. Für jetzt schienen

die drei im Hause Gefundenen die einzigen Bewohner der Insel zu sein.

Wie sie aber näher zusammenkamen, drängten sie auch das bis jetzt vor sich hergetriebene Vieh wieder auf einen Fleck, und da die Thiere zuletzt, der steilen Uferbänke wegen, nicht mehr ausweichen konnten, wandten sie sich gegen ihre Verfolger zurück. Da hier übrigens Bäume standen, sprangen die Bewaffneten nur rasch hinter die nächsten Stämme, und ließen die wild gewordenen Rinder vorbei toben, die jetzt wieder ihrem alten Weideplatz zu galoppirten.

Draußen auf der Bai fiel in diesem Augenblick ein einzelner Büchschuß.

Der linke Flügel hatte indeß die Spitze umgangen, und schwankte herum, sich mit den Uebrigen zu vereinigen. Hier und da sammelten sich schon einzelne Gruppen; die Linie, die nicht mehr nöthig war, löste sich auf, und während Einige davon sprachen, die ganze Insel noch einmal zurück zu suchen, hielten es Andere für unnöthig und riefen dazu nach Hause zurückzukehren.

„Ich hab' es mir gleich gedacht,“ sagte da Smith der kleine dicke Mann mit den vielen Dolchen und Pistolen — „daß die ganze Sache auf einen Unsinn hinauslaufen würde. Unsere Spitzbuben sind viel zu klug, als daß sie sich San Francisco so gewissermaßen auf die Nase setzen würden. Die haben ihre Verstecke irgendwo in den Küstenbergen, und da soll sie der Henker finden.“

„Der,“ entgegnete da der Anführer, von dem ich die Nachricht habe, ist ein ganz zuverlässiger Mann und ich bin fest überzeugt, er würde sie nicht gegeben haben, wenn er nichts Gewisses darüber wüßte.“

„Warum ist er aber da nicht selber mitgegangen?“

„Weil er vor ein Paar Tagen schwer erkrankt ist. Uebrigß weiß er auch den genauen Platz nicht anzugeben, sondern nur daß Güter und Waaren hier ausgeliefert und verdächtige Gefellen hier versteckt sind. — Gerade deshalb haben wir ja aber die Expedition ausgerüstet, um genaue Nachforschung zu halten, und wir dürfen doch wahrhaftig nicht das Ganze aufgeben, weil wir bei einem ersten einfachen Durchsuchen nicht gleich das Nest gefunden haben. Wenn sich die Güter hier wirklich auf der Insel finden, wie ich nicht einen Augenblick zweifle, so dürfen wir uns auch darauf verlassen, daß sie gut versteckt sind. Außerdem wurde jener Bursche verlegen, als man ihm den vierten Mann abverlangte. Wenn den nicht der Dampfer oder unser Boot aufgefangen hat, so muß er noch hier irgendwo auf der Insel stecken, und wo der steckt, liegt vielleicht auch mehr. Das Umkehren ihres Bootes ist ebenfalls verdächtig.“

„Das wäre Alles recht gut,“ sagte ein Anderer, „gibt uns aber nicht einmal den Schein eines Rechts, die Burschen mit Gewalt festzuhalten. Ich will gern meine Hand zu Jedem bieten, was Ihr von mir verlangt, dem Räuberunwesen hier ein Ende zu machen, aber — man muß doch auch wenigstens einen Halt haben, um die Leute zu fassen. Auf bloßen Verdacht hin und ohne Beweis können wir Niemanden hängen.“

21. Capitel.

Welche Hülfe Hektor bei der Jagd leistete, und wen Georg später auf der Insel fand.

Georg hatte sich, während die Männer solcher Art miteinander verhandelten, und selber noch nicht einmal recht einig untereinander schienen, von der übrigen Schaar entfernt, und war auf einen kleinen Vorsprung getreten. Unter diesem fiel die von dichten Büschen überhangene Uferbank steil ab, während der Platz nach Osten zu einen ziemlich freien Blick über die Bai und das feste Land, wie der Einfahrt zu gewährte. Ein dort heranruderndes Boot nahm seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch; kam es doch von der Richtung von Sausalita her, und wenn die weitere Untersuchung der Insel jetzt möglicher Weise aufgegeben wurde, so durfte er am Ende gar hoffen, mit jenem nach Sausalita zurückfahren zu können.

Hektor, der eine Weile neben ihm gestanden, und den Boden sorgfältig nach Fährten abgesucht hatte, war plötzlich recht unruhig geworden, und knurrte leise, wie unwillig über irgend etwas. Georg achtete im Anfang nicht auf ihn; gingen ihm doch andere Dinge im Kopfe herum. Der Hund drängte aber mehr und mehr an ihn an, und schob ihn dadurch nach dem Abhange zu. Er mußte endlich wirklich zurücktreten, um nur nicht auf dem lockeren Geröll auszurutschen und sich vielleicht ernsthaft weh zu thun.

„Psui Hektor,“ sagte da der Knabe, „schäme Dich — Hast Du noch kein Boot im Wasser fahren sehen, und die Mader einschlagen hören?“

Wieder knurrte Hektor, aber nur so leise und vorsichtig, ja kaum hörbar, als ob er auf der Jagd die Nähe irgend eines

Wildes anzeigen wolle. Dadurch wurde Georg zuerst auf ihn ordentlich aufmerksam. Als er ihm aber den Kopf zuwandte, sah er, daß der Hund dicht am Abhange stand und hinabschaute, während sich seine Rückenhaare dabei sträubten.

„Was hat denn der Hund?“ frug da sein alter Begleiter, der in diesem Augenblick zu ihm trat. — „So hab' ich ihn ja noch gar nicht gesehen. Thut er das oft?“ —

„Nein,“ erwiderte Georg leise — „möglich aber, daß sich hier vielleicht irgend einer der kleinen Prairiewölfe versteckt hat. Die kann er nicht leiden, und dabei sträuben sich seine Haare immer.“

„Unsinn — hier auf der Insel sind keine Prairiewölfe — bei anderem Wild thut er das doch nicht?“

„Beim Panther manchmal, aber auch bei Indianern und Negern.“

„Dacht' ich's doch,“ flüsterte der Alte da leise, „ruhig mein Hund — ruhig mein braves Thier. Bleib' hier einen Augenblick stehen, Georg und — nimm ebenso gut die Büchse von der Schulter. Paß auch noch dort unten auf, ob Du da Nichts kannst sich regen sehen. Ich bin gleich wieder hier.“

Georg sah ihm erstaunt nach. Der Alte bekümmerte sich aber für den Augenblick nicht weiter um ihn, sondern schritt ohne Weiteres zu der nächsten Gruppe Bewaffneter, denen er nur eine kurze Mittheilung machte. Aber rasch wandten sich Alle der Stelle zu, wo Georg mit dem Hunde stand, und der Anführer des Trupps schickte augenblicklich nach rechts und links zwei kleine Patrouillen von je zehn Mann an den Rand des hier ziemlich abschüssigen Ufers, an dem sie niederkletterten.

„Hallo, mein kleiner Bursche,“ sagte da Bentley, indem er zu Georg trat, „was hat Dein Hund hier? — er windet irgend etwas, eh?“

Geräcker, Goldgräber.

„Allerdings, Sir,“ erwiderte der Knabe. „Da unten muß etwas sein, das ihm verdächtig vorkommt, denn seine Haare sträuben sich nicht bei jeder Kleinigkeit. Das Einzige wäre, daß vielleicht dort ein Prairiewolf fluke.“

„Die haben wir hier nicht zu erwarten, mein kleiner Kamerad,“ sagte der Mann freundlich, „aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn Dein Hund auch außerdem recht hätte. Das Dickicht hier vor uns, das dieses steile Ufer überhängt, ist, wie ich jetzt sehe, nicht von der Natur allein so dicht gewachsen, denn auch abgebrochene und dürre Dornen sind darauf geworfen, und ich begreife kaum, daß wir das nicht schon vorher bemerkt haben.“

„Hier gehen Spuren hinunter,“ sagte da Georg's alter Begleiter, der jetzt ebenfalls hinzugetreten war, und den Grund aufmerksam untersuchte. „In dem weichen Boden läßt es sich vortrefflich erkennen. Gerade hier aber kann Niemand zum Seestrand hinunterkommen, ohne seinen Hals dabei zu wagen.“

„Eine Rückfährte läßt sich nicht unterscheiden?“

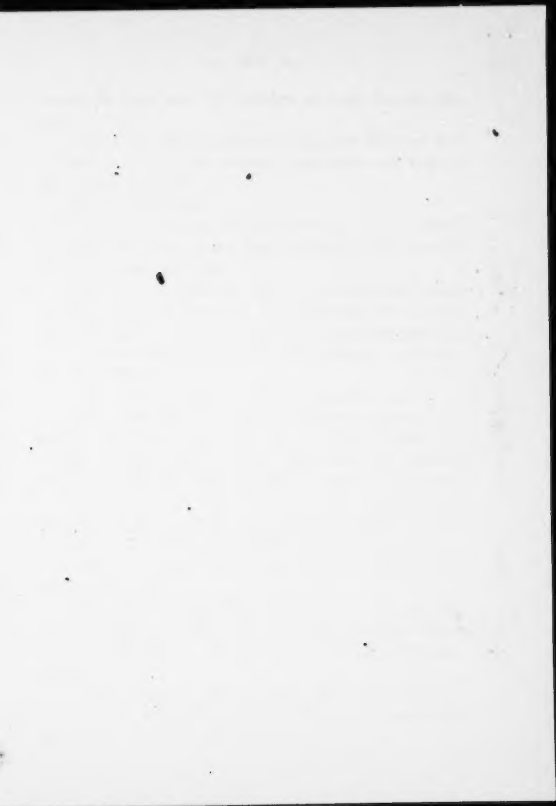
„Ich kann keine finden.“

„Vortrefflich, dann haben wir die Herren, die wir suchen. Entwischen können sie uns hier ebenfalls nicht mehr, der ganze Platz ist umstellt, und ich denke, wir bekommen sie schon heraus. Ruhe jetzt hier einmal, daß ich mit den guten Leuten eine Unterhandlung beginne.“

Alles war im Augenblick todtensstill, und selbst Hektor knurrte nicht mehr, gab aber seine drohende Stellung deshalb am Rande des Abhangs nicht auf.

„Hallo, da unten!“ rief da der Hauptmann in das Dickicht hinein. —

Keine Antwort folgte. — Nichts regte sich, und deutlich





Konnten sie unten das leise Plätschern der leicht bewegten Blätter hören.

„Hallo da unten!“ wiederholte Jener den Ruf nach kurzer Pause, „werdet Ihr antworten, oder sollen wir Euch da unten herauf holen?“

Noch keine Antwort.

„Da könnt Ihr lange hinunter schreien,“ sagte da Smith — „wer soll denn an den Wurzeln hängen? Man kann ja den ganzen Rand hinabsehen.“

„Die Spuren gehen hier hinein,“ bestätigte noch einmal der Alte, und wer weiß, ob hier unten nicht eine von den zahlreichen Höhlen ist, die sich hier überall am Ufer finden.“

„Das will ich bald sehen,“ rief da Georg, „haltet einmal meine Wäsche!“

„Was willst Du thun?“ frug ihn sein Begleiter.

„Da hinaus auf jenen überhängenden Baum klettern,“ erwiderte ihm Georg, seine Decke und sein Jagdhemd dabei abwerfend, um recht leicht zu sein. „Von dort muß man die steile Wand jedenfalls besser übersehen können, als von hier.“

„Nimm Dich um Gottes Willen in Acht, Junge,“ sagte der Alte besorgt, „wenn ein Zweig nachgibt, kannst Du Arm und Beine, oder wohl gar den Hals brechen.“

„Ach was,“ lachte Georg, „ich bin leicht, und kann klettern wie eine Kage.“

„Das ist brav, mein kleiner Mursch,“ rief aber der Anführer der kleinen Schaar. „Du hast Kopf und Herz auf der rechten Stelle. Smith, an dem könnten Sie sich ein Beispiel nehmen.“

„So?“ sagte der Dicke, „wenn ich da hinaufkletterte, drückt ich den ganzen Baum mit der Wurzel aus dem Boden heraus, und läge unten wie ein Sack.“

Die Anderen lachten, Georg aber lief an dem überhängenden Stamm einer kleinen Art Eiche, die hier über den Abgrund und ein Gewirr von Büschen hing, hinaus, so weit er irgend konnte, und die am Ufer beobachteten indessen mit ängstlicher Spannung den Erfolg seiner Untersuchung. Trotzdem aber, daß der Knabe so weit hinausgeklüffert war, wie er nur wagen durfte, fand er doch, daß ihn das Dickicht noch daran verhinderte, einen Blick auf die jetzt hinter ihm liegende Wand zu werfen. Rasch entschlossen übrigens zog er sein vorher wieder umgeschnalltes Jagdmesser aus der Scheide, und begann damit wegzuhauen, was er eben an hindernden Zweigen erreichen konnte.

„Junge, Junge, nimm Dich in Acht,“ rief ihm der Alte besorgt zu, „Du wagst Dich zu weit hinaus und fällst mir gewiß herunter.“

„Laßt nur Den gehen,“ rief aber der Anführer der Schaar, „das ist ein ganz tüchtiger Bursche, und hilft uns hier mehr als zehn Männer. Der wird schon Acht auf sich haben.“

„Hallo,“ rief da Georg, von draußen zurück — dort sehe ich ein Loch — es geht eine Höhle in den Berg. —“

„Das dacht' ich mir,“ jubelte der Hauptmann, „kannst Du Jemanden darin erkennen.“

„Nein — die Büsche hindern mich.“

„Hab' Acht!“ schrie in dem Augenblick der Alte, — „die Wurzel bricht aus — komm herein, Junge — komm herein?“

„Komm — komm rasch!“ riefen ihm auch die Anderen zu, und Georg, über den lauten Zuruf erschreckt, wollte, so schnell er konnte, der Warnung folgen. Aber es war schon zu spät. Die durch den lezten Regen aufgeweichte Erde hatte nachgegeben, die Wurzeln der alten Eiche brachen theils, theils

zogen sie sich heraus, der Stamm fing an, sich langsam zu senken, und ehe ihn Georg wieder so weit erreichen konnte, darauf hinzulaufen, schlug er plötzlich nach unten.

„Großer Gott, er ist verloren!“ schrie der alte Mann, in Todesangst an den Rand des Abgrunds springend. Im ersten Augenblick standen auch die übrigen Männer erschreckt und sprachlos bei dem plötzlichen Unglück, das den jungen braven Burschen betroffen, und erwarteten nichts Anderes als den dumpfen Fall des Armen auf der wohl achtzig Fuß tiefen, mit rauhen Steinen bedeckten Uferbank zu hören. Der Baum hatte sich allerdings nicht ganz losgerissen, sondern hing noch mit seinen letzten Wurzeln oben im Boden. Durch den Schwung aber, den er nach unten bekommen, ließ es sich nicht anders denken, als daß der Knabe abgeschüttelt sei.“

„Alles in Ordnung!“ rief da plötzlich dessen lachende Stimme, und während er aus dem Gewirr von nachgerissenen Zweigen und Schlingpflanzen jetzt an dem niederhängenden Stamm emporkletterte, donnerte ein dröhnendes Hurrah der Schaar über die Bai hinüber. Aller Hände streckten sich zugleich nach ihm aus, und wenige Secunden später stand Georg sicher und fest auf dem harten Boden.

Während ihm aber der Alte jetzt freundliche Vorwürfe über seine Tollkühnheit machte, und ihn ermahnte, auf seine gesunden Glieder mehr und besser Acht zu haben, waren die Männer auf der Uferbank oben auch nicht müßig geblieben, und hatten mit ihren schweren Jagdmessern die noch haltenden einzelnen Wurzeln des an diesen hängenden Baumes vollends abgeschlagen. Was sie damit beabsichtigten, gelang vollkommen. Der Baum, solcher Art losgerissen, schlug nach unten, riß aber auch zugleich Alles, womit er zusammenhing, ebenfalls in die Tiefe, und ließ jetzt eine Lücke frei, durch die sie einen

Thell der unter ihnen liegenden Wand vollkommen gut übersehen konnten.

Ein Paar von den Leuten waren indessen schon nach der Hütte abgesandt, Schaufeln und Aerte, die man dort gesehen hatte, herbeizuschaffen, und kamen jetzt mit diesen angesprungen, und während Einige ihre Büchsen bei Seite stellten und alles Holz aus dem Wege schlugen, um vollkommen freie Bahn zu machen, gingen Andere daran, die Erde abzuschaufeln und einen etwas sicherern Weg nach der unten befindlichen Höhle herzustellen.

Es dauerte auch wirklich kaum eine halbe Stunde, so hatten die praktischen Amerikaner schon eine Art Treppe hergerichtet und, da das schützende Holz weggehauen worden, einen jungen schlanken Baum abgeschlagen und oben mit einem Tause befestigt, gewissermaßen als Lehne und Schutz zu dienen. Ein anderes Tau wurde noch außerdem dort niedergelassen, und kaum eine Viertelstunde später war ein ordentlicher Weg hergestellt.

„So, meine Burschen,“ rief da der Anführer wieder hinab, „jetzt haben wir es Euch da unten so bequem wie möglich gemacht, nun kommt aber auch herauf; oder wartet Ihr vielleicht darauf, daß wir Euch holen sollen.“

Noch keine Antwort, Alles todtensill.

„Den Teufel auch,“ brummte dabei Einer der Leute, „ich fürchte, wir haben hier wie die Narren unsere schöne Zeit an dem Leeren Bau versäumt, und die Vögel sind lange vorher ausgeflogen.“

„Das wollen wir gleich sehen,“ sagte da der Anführer. „Ist Einer hier unter Euch, der ganz besondere Lust hätte, hinabzusteigen?“

Die Leute schwiegen ein Paar Secunden und sahen sich

einander an, und Georg, dem das Blut rasch zu Kopfe stieg, wollte schon selber vorspringen und sich dazu erbieten. Der Alte erwischte ihn aber noch rechtzeitig am Arme, zog ihn zurück und sagte dabei, mit einem eigenen drolligen Zug um den Mund:

„Du bleibst einmal hier, Du Gelbknabel. Du brauchst Deine Nase nicht überall vorn zu haben. Das hier ist überhaupt kein Kinderspiel, und ich habe mir vorgenommen, Dich Deinen Eltern ganzbeintig wieder zu überliefern.“

Da plötzlich trat ein junger kräftiger Bursche von etwa ein oder zwei und zwanzig Jahren vor, und sagte, mit einem etwas verlegenen Lächeln, aber doch auch mit entschlossenem und festem Blick:

„Na, so eine ganz erschreckliche Lust dahinunter zu klettern hab' ich gerad' nicht, und ich wüß' auch vielleicht manche Sachen, die ich lieber thäte. Wenn aber einmal Einer hinunter muß, kann ich's, denk' ich mir, gerade so gut sein wie der. — Ich will gehen.“

„Und Du weißt, was Du dort unten sollst, Freund?“

„Ich denke doch. Steckt da drin Jemand, so find' ich ihn auch und bring' ihn vielleicht heraus, oder — ich bleibe selber unten,“ und mit dieser sehr ruhigen Bemerkung sah er nach dem Schloß seiner Rucksäcke, fühlte nach seinem Messer, und kletterte ohne Weiteres den Gang hinab. Kaum hatte er übriggens, sich an dem niedergelassenen Tau festhaltend, den Eingang erreicht, als er auch schon zurückrief:

„Fährten gehen genug hinein und keine heraus. Wenn die Herren nicht einen anderen Ausweg haben, so sitzen sie fest da drinnen!“ und dann, ganz rücksichtslos um eigene Gefahr den Kopf in den Eingang der Höhle haltend, rief er mit lauter Stimme hinein:

„Hallo da drinnen — es kommt Besuch. Niemand zu Haus?“

„Wenn Du einen Schritt weiter vorgehst, Bursche, schieße ich Dir eine Kugel durch den Kopf!“ tönte ihm da der gastliche Ruf entgegen.

„Schieß und sei verdammt!“ rief aber der junge Bursch, nicht im Mindesten eingeschüchtert, „dann kannst Du Dich aber auch darauf verlassen, daß Dich meine Kameraden da oben bei den Beinen an dem nächsten Baum aufhängen. Hallo da drinnen, wie viel seid Ihr?“

Keine Antwort folgte; aber trotzdem, daß er in den Eingang der Höhle trat, fiel auch kein Schuß auf ihn.

„Nun, ich will Euch was sagen, meine Burschen,“ rief da der junge Hinterwäldler fast den gefangenen Räubern zu, die sich hier allerdings in eine Art Höhle versteckt hatten — „allein kann ich Euch da allerdings nicht herausholen. Wenn Ihr aber so große Lust habt, da drinnen stecken zu bleiben, wollen wir Euch den Spaß nicht verderben.“

Mit raschem Blick hatte er sich dabei das Aeußere der Höhle angesehen, und die Büchse in die linke Hand nehmend, kletterte er wieder ruhig nach oben.

„Nun, James, wie ist's?“ riefen ihm hier sechs, acht zugleich entgegen. Wollen sie nicht?“

„Nein,“ sagte der Bursche, „sie wollen unten bleiben, und da ist denn mein Rath, daß wir ihnen den Gefallen thun und sie dort lassen. Nur setzt einmal Schaufeln her. In einer Stunde können wir von hier oben aus den ganzen Eingang dicht zugeworfen haben. Ein Paar eingestohene Pfähle, machen das Ganze fest, und die Herren können dann dort bequem überwintern.“

„Hurrah, das ist gescheidt,“ riefen Andere, denen wahr-

scheinlich nicht viel daran lag, die doch zur Verzweiflung getriebenen Verbrecher in der gefährlichen Höhle anzugreifen, und rasch entschlossen machten sich die Männer daran, den dort Versteckten die Flucht aus dem Baue abzuschneiden. Unglücklicher Weise für diese machte die Wand gerade unterhalb dem Eingang eine Art Vorsprung, auf dem die Erde leicht liegen blieb, und wenn auch ein Theil weiter hinabstürzte, häuften die eifrig gehandhabten Schaufeln doch bald einen tüchtigen Haufen Steine und Grund darauf.

„Um Gottes Willen,“ sagte da Georg besorgt zu seinem alten Freunde, „sie werden doch die unglücklichen Menschen dort unten nicht lebendig begraben wollen?“

„Hab' keine Angst,“ lachte aber dieser, „die werden es schon nicht so weit kommen lassen. Sobald sie einmal sehen, daß es Ernst wird, rücken sie schon heraus. Uebrigens bliebe es sich ziemlich gleich, denn gehangen werden sie wahrscheinlich doch.“

Der Erdhaufen unten wuchs; die Hälfte des Eingangs war schon gefüllt, und noch immer verharrten die Gefangenen in trozigem Schweigen. Einige zwanzig junge Burschen schleppten jezt große Steine herbei, die sie auf den spigen Erdhügel, nach der einen Seite zu aufwarfen, daß sie nach innen hinein rollten. Ein Paar von diesen wurden von Jemandem im Innern gefaßt und zum Loche hinausgeschleudert, daß aber bewies Denen auf dem Berge nur, daß die da drinnen die Gefahr merkten, und immer rascher flogen Erde und Steine nieder. Der Erdhaufen mußte jezt schon weit über die Hälfte des Eingangs aufragen, und Alles arbeitete daran, ihn zu vergrößern und den Platz völlig zu verschütten.

„Halt!“ rief da eine Stimme von unten herauf. —

„Wollt Ihr herauskommen?“ frug Ventken hinab.

— „Ja,“ lautete endlich die zögernde Antwort, „gebt und eine Schaufel herunter, daß wir uns die Bahn frei machen können.“

„Daß wir Narren wären,“ rief aber der Anführer zurück — „arbeitet Euch die Erde nur mit den Händen einwärts, denn den Ersten, den wir sie nach außen werfen sehen, schießen wir auf den Kopf.“

Es erfolgte keine Antwort; und eine Weile war Alles still. Die Gefangenen beriethen sich jedenfalls mit einander. Endlich hörten sie, wie dem Befehle Folge geleistet wurde, und etwa eine Viertelstunde später kam der erste Kopf zum Vorschein.

Der Mann, ein weiß und wild genug aussehender Gefell, drängte sich mit augenscheinlicher Anstrengung durch den schmalen, ihm noch offen gelassenen Raum, warf einen tückischen Blick zu den Feinden hinauf, und kletterte dann mit Hülfe des Laues in die Höhe. Dort wurde er augenblicklich in Empfang genommen, und man band ihm die Hände auf den Rücken.

Ein zweiter folgte jetzt, dann ein dritter und vierter, bis endlich sieben Mann, und unter ihnen zwei Neger, in dieser Weise aus dem engen Loche herausgeklettert und in Sicherheit gebracht waren.

„Paßt einmal auf, Ihr Leute,“ rief da der Anführer, „ob wir da unten nicht auch das versteckte Waarenlager finden. Sind Alle von Euch heraus, oder steckt noch Jemand drin?“

„Ich dachte, Ihr hättet an uns genug,“ brummte der Erstgekommene, „wenn Ihr's nicht glaubt, könnt Ihr ja nachsehen.“

„Ja, mein Vursche, das werden wir auch; aber dazu brauchen wir ein Licht.“

„Als ich die Schaufeln holte,“ sagte da ein junger

Bursche, „dachte ich mir etwa, daß es vielleicht irgend einen solchen Platz zu untersuchen gäbe, und habe die beiden Lichter hier aus der Hütte mitgebracht.“

„Das war geschickt,“ rief der Erste. „Jetzt sind wir außer aller Noth. Nun, James, habt Ihr Lust, noch einmal hinunter zu klettern?“

„Da ich denn heute einmal als Dachshund angestellt bin,“ lachte der junge Mann, „hab' ich Nichts dagegen — ob ich die Büchse mitnehme?“

„Hier, nimm meinen Revolver *),“ sagte da ein Anderer, „der ist bequemer zu tragen.“

„Das ist recht, und nun will ich einmal sehen, was ich für Entdeckungen mache.“ Damit schwang er sich wieder hinunter, und war in wenigen Minuten in der Höhle verschwunden. Dort hielt er sich aber nicht lange auf, denn nach kaum zehn Minuten kam er zurück und berichtete, daß der Platz weiter Nichts mehr berge als nackte Wände. Die Höhle sei übrigens jedenfalls von Menschenhänden ausgegraben, für solchen Nothfall einmal benutzt zu werden, und ohne den Hund hätten sie den Ort auch wohl schwerlich je gefunden.“

Die Gefangenen, die finster und verdrossen genug drein schauten, wurden jetzt zu den Häusern zurückgeführt, und hier verlangte man ein Geständniß von ihnen, wo sie die gestohlenen Güter versteckt hielten. Sie weigerten sich aber hartnäckig, ein solches abzugeben, leugneten, nur je eines Dollars Werth gestohlen zu haben, und behaupteten, daß sie weggelaufene Matrosen wären, die sich in Angst dort versteckt hätten, weil sie geglaubt, man wolle sie einfangen, um sie wieder an ihre

*) Revolver, sechsläufige Pistolen.

früheren Schiffe abzuliefern. — Es war weiter Nichts aus ihnen herauszubringen.

„Kameraden,“ sagte da endlich der Anführer der Schaar, „daß die Bande hier lügt, wird wohl Jeder von Euch wissen. Daß sie aber nicht gutwillig eingestehen mögen, was sie vielleicht an den Galgen bringen würde, kann man ihnen ebenso wenig verdenken. Jedenfalls haben wir indessen noch, wie ich hoffe, ein Mittel, es aus ihnen heraus zu pressen, wenn das nöthig werden sollte. Ehe das aber geschieht, wollen wir selber einmal zusehen, ob wir den Versteck nicht finden können. Meiner Meinung nach stecken die Sachen in einer eben solchen Höhle wie die ist, aus der wir die Herren herausgeholt, vielleicht ganz in der Nähe, und da wir doch einmal hier sind, dürfen wir uns auch die weitere Nähe nicht verbrießen lassen.“

Georg hatte dem Allen zugehört. Da ihm aber jetzt gerade wieder einfiel, daß Hektor vorher an einer Stelle im Walde gescharrt, und nicht wieder weggewollt hatte, trat er vor und sagte zu dem Anführer:

„Möchten Sie mir vielleicht indessen ein Paar Leute mitgeben? Hektor da hat, als wir vorhin durch die Insel kamen, an einer Stelle so verdächtig gekragt. Es wäre doch vielleicht möglich —“

„Et gewiß, mein Bursche, gewiß!“ rief der Führer rasch. Dein Hektor hat sich heute so ganz vortrefflich benommen, daß wir alle Ursache haben, ihm zu vertrauen. Ich will sogar selber mit Dir gehen, und Ihr, Cook und Hopkins, nehmt einmal die beiden Schaufeln. Ist es weit von hier?“

„Gerade dort, wo Mr. Falsch den Bullen geschossen hatte.“

„Falsch? — heißt Dein alter Begleiter Falsch?“

„Ja.“

„Om, komischer Name — aber kommt, damit wir die Zeit nicht nutzlos veräuumen. Und Ihr, Smith, gebt einmal das Signal, daß der Dampfer wieder anlegt, denn weiteres Umherkreuzen ist jetzt unnöthig. Das Boot mag ebenfalls an Land kommen. Wie ich vorhin gesehen habe, hat es eine Art Canoe im Schlepptau, also wahrscheinlich auch Gefangene gemacht. Ghe wir die Gesellschaft dann zusammen bringen, wollen wir sehen, ob wir von denen nicht vielleicht mehr herausbekommen, als von diesen hier.“

Damit schritt er an Georg's Seite rasch den kleinen Abhang hinauf, der nach der bezeichneten Stelle führte, und wo sie auch bald den noch in seinem Blute liegenden Bullen fanden. Der Alte war ebenfalls mitgegangen.

Hektor sprang fröhlich um sie her, und schien gar nicht zu ahnen, daß er jetzt die Hauptperson bei der neuen Nachsuchung sei. Erst aber, als ihn Georg zu der vorher wohlgemerkten Stelle wieder hinführte, wurde er aufmerksam, und fing an den Boden abzuspuhen.

Der Anführer der Schaar, wenn er auch moderne Stadtkleider trug, war übrigens ebenfalls ein alter Jäger aus den Vereinigten Staaten, der sich besonders lange Jahre in den Felsengebirgen herumgetrieben hatte. Mit forschendem Blick betrachtete der hier, was Georg vorher entgangen war, das augenscheinlich nicht hergewehrte, sondern umhergestreute Laub, das überall den Boden bedeckte, und Blätter von Bäumen enthielt, die gar nicht in der Nähe wuchsen.

Hektor hatte indessen bald die Stelle wieder gefunden, an der er schon früher gescharrt, und schnüffelte auch jetzt wieder daran herum. Jedoch hielt er sich nicht lange dabei auf und suchte auf dem Boden weiter. Es war augenscheinlich, daß er

glaubte, er solle irgend ein verloren gegangenes Bild aufspüren.

Die Männer übrigens, einmal auf solche Fährte gebracht, brauchten den Hund nicht weiter. Je aufmerksamer sie den Platz betrachteten, je deutlicher sahen sie, daß sich hier nicht Alles in seinem natürlichen Zustande befand. Es ließ sich gar nicht mehr verkennen, daß hier vor einiger Zeit Erde aufgeworfen worden, und nach einigen Versuchen mit dem Spaten stießen sie plötzlich, gerade unter dem Busche, an dem Hektor gekragt, auf S o l z.

Kasch war hier die Erde entfernt, und es dauerte gar nicht lange, daß sie eine ordentliche schräg liegende Thür entdeckten, die hier einen in den Hügel gegrabenen Keller verschloß und mit Erde und Laub künstlich versteckt gewesen war.

Alles, was sie bis dahin gesucht, fanden sie hier; das geheime Waarenlager der Räuber war entdeckt, und deren Schuld und Verbrechen jetzt auf das Klarste und Deutlichste bewiesen.

In ihrem Jubel wurden sie aber durch die Ankunft der Bootsmannschaft unterbrochen, die, mit zwei Gefangenen in der Mitte, herbeieilte, den Erfolg ihrer Kameraden auf der Insel zu erfahren.

Georg hatte die Männer, da er bis jetzt nur lauter unbekannte Gesichter unter ihnen getroffen, ziemlich gleichgültig ankommen sehen. Plötzlich aber sprang er mit einem lauten Aufschrei empor, auf den Einem zu und rief jubelnd:

„Jim Foggins — Jim Foggins!“

„Georg, mein Junge, heiliges Kreuz Wetter, wie kommst Du hierher? — Hast Du Deinen Alten gefunden?“ rief ihm der Mann entgegen, indem er die Hand des Knaben ergriff und aus Leibeskräften schüttelte.

„Nein,“ erwiderte rasch Georg — „ich wollte eben nach Saufallita, ihn zu suchen.“

„Saufallita? — was zum Henker willst Du in Saufallita thun? — dort ist er nicht. — Aber davon nachher — Junge, ich habe heute Morgen einen Vogel gefangen, und möchte nun vor Freuden gleich aus der Haut fahren, daß ich Dich gerade hier und jetzt treffe. Kennst Du den Burschen?“ und mit den Worten ließ er Georg's Hand los, trat zurück, und stieß den einen der Gefangenen, der einen Blick voll tödtlichen Hasses auf ihn warf, bei der Schulter ohne Weiteres vor.

„Der Bursche aus dem Spielhaus!“ rief Georg, wirklich überrascht, „und wo habt Ihr den erwischt?“

„Wo? — in einem Canoe,“ lachte der Lange. Der Platz hier auf der Insel wurde ihm wahrscheinlich zu warm, und die beiden Herren da verließen sich auf ihr rasches und leicht gebautes kleines Ding von einem Canoe, mit dem sie uns durchbrennen wollten. Es wäre ihnen auch beinahe gelungen, denn mit unserem schweren Boote konnten wir nicht so rasch hinterher, hätte ich nicht dem anderen Schuft da mit einer glücklichen Kugel das Ruder aus der Hand geschossen. Ehe sie das wieder fingen, waren wir in bequemer Schußnähe, und sie mußten sich ergeben. Jetzt aber, hol's der Teufel, wollen wir doch sehen, ob ich Dir Deinen Beutel nicht wieder verschaffen kann, denn ich müßte mich sehr irren, wenn ihn der Halunke nicht noch bei sich trüge.“

Mit kurzen Worten, aber kräftig untermischten Flüchen, erzählte nun der lange Bursche seinen Kameraden, wie auch dem hinzugetretenen Anführer der Schaar, jenes Abenteuer aus dem Spielzelle in Sacramento, und auf welche Art der eine Gefangene hier den Knaben verleumdete und betrogen habe. Der Alte trat jetzt ebenfalls hinzu und vervollständigte den Bericht

durch den Ueberfall der vorhergegangenen Nacht, wo ihm Georg das Leben gerettet und den Räuber wahrscheinlich durch den Arm geschossen hatte.

Troßdem, daß er sich widersetzte, wurde der Bursche jetzt untersucht und die, indessen wieder geheilte Wunde fand sich wirklich; aber auch der Beutel mit Gold, mit noch drei anderen, ziemlich schweren, die der Mann in seinem Gürtel eingebunden trug, und Jim Loggins hob ihn jubelnd in die Höhe.

„Das ist er!“ schrie der Alte, „so wahr ich selig zu werden hoffe. Ich kenn' ihn noch, als wenn es gestern gewesen wäre. Nur ein wenig schmutziger ist er seit der Zeit geworden, aber dafür auch desto schwerer. Wer weiß, wen der blutige Schuft indessen betrogen und bestohlen hat. Das wird aber doch nie herauszufinden sein, und ich denke, der ist Dein von Rechtswegen. Hat irgend Einer von Euch etwas dagegen einzuwenden?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief da der Anführer der Schaar. „Dem kleinen Burschen mit seinem Hunde verdanken wir den ganzen heutigen Erfolg unserer Suche, und er verdient gewiß, daß er, vor allen Anderen, sein ihm gestohlenes Eigenthum zurückbekomme. So viel besser, wenn ein Paar Unzen mehr darin sind. Nun aber, Leute, faßt mit an, daß wir erst die Gefangenen an Bord schaffen, bei denen Mr. Smith mit einer Wache bleiben wird. Ihr Anderen helft dann mit, daß wir die Waaren an's Ufer hinunter, und von da in den Booten ebenfalls an Bord nehmen. Bis Abend müssen wir Alles eingekiffet haben.“

Georg weigerte sich im Anfange, das Gold zu nehmen, denn der Beutel war wenigstens dreimal so schwer, als damals, wie er ihm entwendet worden. Jim Loggins ließ aber nicht nach, und da er jetzt auch begann, ihm Nachricht von seinem

Vater zu geben, hatte der Knabe bald alles Andere darüber vergessen.

Der war nämlich keineswegs nach Sausalita hinüber gegangen, aber allerdings zu dem Zwecke heute Morgen auf dem Wege gewesen, um mit dem ersten Boote hinüber zu fahren. Da traf ihn Jim Loggins am Werft, gab ihm jede Auskunft, die er nur wünschen konnte, und riet ihm dabei, augenblicklich an die Adresse, die er selber von Georg bekommen, in die Minen hinauf zu schreiben.

Georg's Vater hatte aber keine Geduld, das einem Briefe anzuvertrauen, was er selber besorgen konnte. Da er nämlich hier in San Francisco einen früheren Nachbar aus Missouri gefunden, bei dem er Frau und Kind lassen konnte, beschloß er augenblicklich selber nach Sacramento und hinauf in die Berge zu gehen, seinen Knaben dort abzuholen, und Alles, was Jim jetzt wusste, war, daß er wahrscheinlich schon mit dem nächsten Boote dorthin aufbrechen würde.

Georg frug jetzt rasch nach dem Namen des Missouriers, bei dem er seine Mutter finden könne. Danach hatte aber Jim Loggins sich, in dem Wirrwarr der Einschiffung heute Morgen, gar nicht erkundigt, und das Einzige, was ihnen zu thun übrig blieb, war jetzt, die Abfahrt des nächsten Sacramento-Bootes zu erwarten, und seinen Vater dort zu treffen, wenn er sich einschiffen wollte.

Aber wann ging das nächste Boot? — Das wusste Jim selber nicht. Doch behaupteten Einige der Leute, daß eines heute Morgen mit Tagesanbruch abgegangen sei, von ihm also nicht benutzt sein konnte. Das nächste würde dagegen erst morgen Abend um sechs Uhr abfahren. Wenn er sich da zeitig genug an Bord begäbe, könne er seinen Vater noch jedenfalls finden, ehe er San Francisco verließ.

Das war doch endlich eine sichere Hoffnung, die Eltern nach so langer Trennung wiederzufinden, und Georg hätte laut aufjubeln mögen in lauter Lust und Seligkeit. Sein Vater befand sich also wirklich in diesem Augenblicke in San Francisco, und wenn sie rasch hinüberkämen, war ja doch die Möglichkeit vorhanden, daß er ihn vielleicht noch an diesem selben Abend angetroffen hätte. Leider sollte seine Geduld aber da noch auf eine harte Probe gestellt werden, denn die Einschiffung der Waaren nahm viel mehr Zeit weg, als man im Anfange geglaubt hatte. Die Vande mußte ihr Geschäft schon viele Monate lang getrieben haben, solchen Vorrath hier anzuhäufen, und alle mögliche Ballen und Kisten, oft mit höchst werthvollen Sachen darunter, kamen aus dem dunklen, so schlau versteckt gewesenen Raume zum Vorschein. So sehr sich aber Georg wohl sonst für das Ausräumen dieses wunderlichen Lagers interessirt haben würde, so peinlich lang wurde ihm jetzt die Zeit.

Da trat der Anführer der Schaar, der sich bis dahin mit seinen Leuten beschäftigt hatte, zu ihm und sagte freundlich:

„Höre, mein Bursche, es thut mir leid, daß ich Dich nicht nach Sausalita hinüberschicken kann. Du stehst aber selber, wie viel wir hier noch zu thun haben, und wie nothwendig wir hier unsere Leute brauchen. Hast Du aber Lust, so magst Du mit mir nach San Francisco hinüberfahren, von dort findest Du dann gewiß noch heute Abend Gelegenheit.“

„Sie wollen nach San Francisco?“ rief Georg freudig aus.

„Ja, in dem Boote. Ich muß hinüber, dort Bericht über den glücklichen Erfolg unseres Zuges abzustatten.“

„Und wollen mich mitnehmen?“

„Von Herzen gern, Dich und Deinen braven Hektor.“

„Aber dann auch doch meinen alten Freund da, ohne den ich nicht gehen möchte,“ sagte der Knabe schüchtern.

„Deinen Mr. Falsch?“ lachte der Mann, „hm, wir werden ein wenig eng sitzen, aber zur Noth geht es, und wenn Dir ein Gefallen damit geschieht, mag's d'rum sein. Nun aber fort, denn der Wind hat sich ein wenig aufgemacht und ist uns günstig. Den müssen wir benutzen, daß wir rasch hinüberkommen.“

22. Capitel.

Der Kampf mit dem Grizzly-Bär, den beiden Stieren und den sieben Wölfen.

Ihre Fahrt nach San Francisco ging rasch von Statten. Der Wind wehte günstig und ziemlich frisch, und in kaum einer Stunde hatten sie das lange Verste erreicht. Vergebens aber war all' ihr Forschen den Abend über. Vergebens suchten sie den Nachbar aus Missouri wieder auf; John Dakley hatte sich dort nicht wieder blicken lassen. Auch am nächsten Morgen durchwanderten sie umsonst die schmutzigen Straßen der Stadt. Es blieb ihnen zuletzt nichts Anderes übrig, als die Abfahrt des Sacramento-Bootes abzuwarten, das wirklich auf den nächsten Abend sechs Uhr angezeigt war. Dort durften sie ja endlich hoffen, die Verlorenen wieder aufzufinden.

In der Stadt sprach man indeß von nichts Anderem als der Gefangennahme der Räuber auf Los Angeles, und den dort versteckthaltenen und entdeckten gestohlenen Gütern, und das Verhör derselben war auf übermorgen früh angesetzt.

Daß ein Theil von ihnen gehangen werden würde, schien gewiß, denn das Räuberwesen hatte in der letzten Zeit so überhand genommen, und so viel Morde waren verübt worden, daß einmal ein abschreckendes Beispiel an solcher Bande unumgänglich nöthig wurde.

Während die Bürger von San Francisco aber solcher Art über Leben und Tod ihrer Mitbürger verhandelten, ging das rege geschäftige Treiben in der Stadt seinen gewohnten Gang, und wo so viel Geld verdient und umgesetzt wurde, wollten die Leute auch wieder etwas haben, das sie zu ihrem Vergnügen verwenden konnten.

Außer den Spielhäusern, der Pflanzschule für alle begangenen Verbrechen, waren schon mehrere Theater errichtet worden. Zu einer Zeit indessen, wo das weibliche Geschlecht in der Stadt noch so schwach vertreten war, sagten diese ruhigeren Vergnügungen den Leuten weniger zu. Die Masse verlangte etwas Aufregendes, und in der Mission Dolores, die etwa eine gute Stunde Weges von San Francisco lag, waren deshalb schon einige Stiergefächte mit außerordentlich günstigem Erfolge für die Unternehmer abgehalten worden.

Aber auch das ermüdete die Leute zuseht; es war doch im Grunde immer wieder dasselbe, und ein wahrer Jubel lief durch San Francisco, als von einem unternehmenden Mann der erste „Kampf zwischen einem ausgewachsenen Grizzly-Bär und wilden Stieren auf der Mission Dolores,“ angezeigt wurde.

Alles strömte hinaus, das mit anzusehen, und zwei und drei Dollar als Eintrittsgeld wurden mit Vergnügen bezahlt.

Der Bär, über dessen Fang man sich in San Francisco die wunderlichsten und abenteuerlichsten Sachen erzählte, erwies sich nun allerdings als das, für was man ihn angezeigt hatte: als einen mächtig starken prachtvollen Burschen; aber die „wil-

den Stiere" die man bis jetzt für ihn aufgetrieben, konnten sich nicht mit ihm messen. Zu einem ordentlichen Kampfe kam es fast gar nicht, denn der Wär schlug den einen gleich mit dem ersten Hiebe seiner gewaltigen Faxe zu Boden, und fertigte auch fast ebenso rasch den zweiten und dritten ab, die nach einander zu ihm hineingelassen wurden. Die Zuschauer verließen deshalb auch den Kampfsplatz jedesmal weit unbefriedigter, als sie nach einer solchen Ankündigung, und nach so theuerem Eintrittsgelde vermuthet haben mochten. Heute dagegen wurde ihnen etwas Außerordentliches versprochen.

Große Anschlagzettel klebten überall in den Straßen, auf denen mit Hülfe eines schauerlich schlechten Holzschnittes der Wär im verzweifeltsten Kampfe mit zwei mächtigen Stieren abgebildet war, während ein Rudel Wölfe die Stiere unterstützte und muthig an den Flanken ihres gottigen und furchtbaren Feindes riß.

Die Erklärung darunter verkündete dann auch, daß heute Nachmittag um zwei Uhr auf der Mission Dolores, in dem eigens dafür gebauten und vollkommen sicheren Kampfsplatz zwei außerordentlich und ungewöhnlich starke Stiere von Don Sanchez Rancho *) zusammen den Kampf gegen den bis jetzt noch unbesiegten Grizzly bestehen würden, während eine Anzahl zu dem Zweck besonders eingefangener Prairie-Wölfe das Schauspiel interessanter machen sollte. Der Eintrittspreis war wieder auf dem ersten Platz drei, auf dem zweiten zwei Dollar.

„Hör' einmal, Georg," sagte da dessen Begleiter, als sie eben vor solch' einem Anschlagzettel stehen geblieben waren, „sollte der Wär nicht am Ende ein alter Bekannter von und

*) Rancho heißt im Californischen Sinne: Besitzung, ein kleines Gut, meist jedoch nur mit Viehzucht.

sein? — Hier aus der Zeichnung läßt sich freilich Nichts erkennen, aber wenn ihn der Yankee lebendig nach San Francisco gebracht, ist es mehr als wahrscheinlich, daß er auf solche Art seine Auslagen herauszuschlagen sucht."

"Ich habe auch schon daran gedacht," lachte Georg, „wenn man ihn nur einmal zu sehen bekommen könnte. Ich weiß gewiß, ich kenne ihn auf den ersten Blick wieder, denn wir Beide sind einander zu nahe gewesen, als daß ich ihn so gleich wieder vergessen sollte."

„Zeit hätten wir am Ende auch hinauszugehen," überlegte der Alte, „das Boot geht nicht vor sechs Uhr ab, und um vier Uhr ist die ganze Geschichte da draußen vorbei. Ueberdies, setzte er schmunzelnd hinzu, „bist Du ja jetzt ein ganz fleinreicher Bursch geworden, und kannst die drei Dollar Eintrittsgeld schon einmal an Dich wenden."

„Wenn es aber nicht der Wär ist?" sagte Georg.

„Nun, das wäre immer noch kein Unglück — aber — wie ist mir denn — Sieh' Dir einmal den langen Burschen in dem schwarzen Frack und mit dem hohen Hute da drüben an. — Haben wir denn den nicht schon einmal irgendwo angetroffen?"

„Das ist ja der Yankee aus den Minen!" rief Georg, wie er kaum einen Blick hinübergeworfen.

„Nicht wahr, derselbe, der den Wär kaufte?"

„Gewiß, und ihn dann mit fortnahm."

„Dann wollen wir auch gleich wissen, woran wir sind," rief Kalsch, und stieg ohne Weiteres in den Schlamm hinein, die andere Seite der Straße zu erreichen.

„Hallo Sir!" redete er hier den darüber etwas erstaunten Yankee an — „kennen Sie uns Beide noch?"

„Ich? — Sie? habe wirklich nicht das Vergnügen," lautete die eben nicht unmunternde Antwort.

„Nun, den kleinen Burschen da sollten Sie eigentlich kennen,“ fuhr aber der Alte fort. „Wissen Sie nicht mehr, wie er Ihnen damals den Bär in die Grube jagte?“

„Ah wahrhaftig,“ rief da der Mann, „Georg die Hand reichend, „freut mich unendlich, Euch hier zu sehen. Nun, Ihr geht doch heute hinaus auf die Mission, Eueren Bär zu bewundern?“

„Also es ist derselbe?“

„Gewiß — habe schmählige Last gehabt, ihn gesund hierher zu bringen, und die Kosten. Ja, Leute, darauf könnt Ihr Euch verlassen, ich habe Nichts daran verdient; im Gegentheil noch eher ein Paar hundert Dollar zugelegt. Na,“ fügte er hinzu, „da geht aber nur wenigstens heute hinein, und seht zu, daß Ihr noch ein Paar von Eueren Bekannten mitnehmt. So was habt Ihr noch nicht gesehen. Zwei furchtbare Stiere und sieben Wölfe. Ich fürchte, sie werden meinem armen Grizzly heute den Garaus machen, und ihn dabei so zerfleischen, daß ich nachher nicht einmal mehr die Haut verkaufen kann. Ja lieber Gott, wir müssen Alle hart arbeiten, um zu leben. — Uebrigens geht es Punkt zwei Uhr an, und um einen guten Platz zu bekommen, müßt Ihr wenigstens eine Stunde vorher dort sein. Die Leute sind wie toll auf den heutigen Kampf. Habe nur noch Einiges hier in der Stadt zu besorgen, und gehe dann auch gleich selber hinaus. — Guten Morgen — guten Morgen. Vergesst nicht — um zwei Uhr!“

Damit schritt er eilig, aber doch auch vorsichtig, sich nicht zu sehr zu beschmutzen, die Straße hinab, und überließ unsere beiden Freunde ihrem eigenen Nachdenken.

„Eigentlich hätte sich's gehört, daß er uns ein Paar Eintrittskarten umsonst gegeben hätte,“ sagte der Alte — „wenigstens Dir.“

„Ja, da müßte es kein Dankes sein,“ lachte Georg — „die sind zähe, wie rohe Haut. Zu uns nach Arkansas kamen sie auch oft und verkauften Uhren und Blechwaaren, und wo irgendwo ein Dollar herauszubekommen war, holten sie ihn gewiß.“

„Nun wollen wir gehen?“

„Wenn wir indessen keine Hoffnung haben, Vater zu finden.“

„Draußen dieselbe wie hier. Es ist ebenso gut möglich daß er sich auch dort hinausgemacht hat, als daß wir ihm hier zufällig in der Stadt begegnen.“

„Du lieber Gott,“ sagte Georg, „wenn Vater nicht indessen nach Gold gegraben hat, und ebenfalls glücklich gewesen ist, glaub' ich kaum, daß er zwei Dollar übrig haben wird, sie an ein solches Schauspiel zu wenden. Aber mir ist's recht: die Zeit würde mir doch hier in San Francisco gar zu entseßlich langsam vergehen, und der Abend rückt dadurch schneller heran. Aber wollen wir nicht unsere Büchsen lieber hier in der Stadt lassen? Sie werden uns draußen im Wege sein.“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Alte, „ich stelle mein Gewehr nicht gern an einen Ort, den ich nicht genau kenne. Wenn es irgend ein Gelschnabel in die Hand nimmt und daran herumprobirt, ist leicht etwas verdorben, was man nachher hier in dem Neste gar nicht wieder hergestellt bekommt. An das Tragen sind wir einmal gewöhnt, und auf unsere Decken können wir uns draußen setzen. Gepölkerte Bänke werden sie so nicht haben.“

„Dann denk' ich brechen wir aber auch gleich auf, denn weit von zwölf wird es nicht mehr sein, und zu essen kann man ja wohl auch draußen etwas bekommen.“

Der Alte war damit einverstanden, und die Weiden schritten jetzt rasch die Richtung der Bai hinauf, der nicht so fernem Mission zu, — aber es war ein beschwerlicher Weg.

Noch in San Francisco begann schon der Sand, in den sie, etwas weiter draußen, bis über die Knöchel einsanken. Wenige Monate später wurde freilich nicht allein dieser Weg, sondern auch die ganze Stadt mit Planken ordentlich gedeckt, wodurch alle Straßen eine prachtvolle und ungehinderte Verbindung bekamen. Damals aber ging der Weg noch einen Sandhügel hinauf, und einen anderen hinab, zwischen niederen Krüppelbäumen und Porbeeren hin, bis sie endlich, nach einer Stunde scharfen Marsches, die freundlich gelegene Mission Dolores mit ihrem großen viereckigen Missionsgebäude und den kleinen niederen Spanischen Häusern vor sich sahen.

Dass dort heute etwas Außerordentliches vorging, ließ sich übrigens nicht verkennen, denn fortwährend wurden sie theils von Californiern, theils von Amerikanern überholt, die auf ihren kleinen aber zähen und munteren Pferden, trotz dem tiefen Sande, vorübersprengten. Fußgänger trafen sie ebenfalls in Menge, von denen sich manche schon, erschöpft durch den beschwerlichen Weg, in den Schatten eines Busches gedrückt hatten, und mit triefenden Stirnen Luft schöpften.

Auch zwei kleine Trupps mexikanischer Goldwäscher überholten sie, die mit ein Paar Maulthieren und ihren hölzernen Waschschüsseln und kurzen eisernen Brechlangen den weiten Weg um die ganze Bai hinum, den Bergen zu zogen.

Einmal aber auf der Mission selber angelangt, nahm das gehoffte Schauspiel ihre Aufmerksamkeit auch vollkommen in Anspruch. Vor allen Dingen verschafften sie sich jetzt Eintrittskarten, und gingen dann in ein nicht weit entferntes, sehr mittelmässiges Speisehaus, wenigstens etwas zu sich zu nehmen.

Dort hätten sie auch sehr gern ihre Büchsen gelassen, aber eine solche Masse von Menschen wogte aus und ein, und drängte in alle Räume, daß der Wirth ihnen allerdings gestatten wollte, sie bei ihm einzustellen, sich dabei aber gleich von vorn herein verwahrte, an dem heutigen Tage nicht gut dafür sein zu können. Ehe sie sich also der Gefahr aussetzten, sie ganz zu verlieren, nahmen sie dieselben lieber mit. Den Hund mußten sie aber zurücklassen, denn in dem Gedränge von Menschen konnten sie denselben nicht bei sich behalten. Der übrigens war leichter untergebracht und gab schon auf sich selber Acht. Georg band ihn an eine Art Schuppen an, warf ihm seine eigene Decke hin, und war jetzt ziemlich sicher, daß er beide dort wieder finden würde, und wenn er einen halben Tag ausgeblieben wäre. Die Büchsen dort ebenfalls hinzustellen, wollten sie aber doch nicht wagen, und schritten nun, diese auf den Schultern, dem hohen, runden Gerüste zu, in dem der Kampf in etwa einer halben Stunde stattfinden sollte.

Dieses Gerüst bestand aus einem etwa vierzehn Fuß hohen, ziemlich festen Balkenbänken-Werk, das der Wär, der überhaupt im Klettern äußerst ungeschickt ist, nicht ersteigen konnte. Der Grund selber war an der Stelle einige Fuß ausgeworfen, damit die hinteren Reihen für die Zuschauer nicht zu sehr erhöht zu werden brauchten. Mit Zahlen versehene Sitze gab es natürlich nicht; das würde zu viel Raum weggenommen haben. Was hinein auf die Bänke ging, drängte sich eben hinein, und unsere beiden Freunde hatten, trotz ihrer Eintrittskarte, die größte Mühe, noch einen Platz auf der zweiten Bank vorn zu gewinnen. Vier Bänke standen nur im Ganzen, und hinter der vierten begannen auf einem sehr starken und gesicherten Gerüste die Stuhlreihen. Der Zuschauerraum faßte aber doch weit über tausend Personen, und da er sich in der nächsten halben

Stunde auch bis zum Aeußersten füllte, erwieß sich die Berechnung des Dankes mit seinem Varenkampf gar nicht etwa so schlecht. Wurde der Vär selbst getödtet, so brachte ihm Fleisch und Haut fast noch immer die Summe, die er in den Mienen dafür ausgelegt, und dies hier war dabei schon die dritte Vorstellung, die Grizzly, sehr zu seinem Aerger, geben mußte.

Dicht neben dem Eingange, in einem großen starken Käfig, der aber vorn mit den Pallisaden selber eine Wand bildete, lag der Vär, und ein Schieber war dort angebracht, ihn in den inneren Ring zu lassen. Die beiden Stiere befanden sich nach außen in einer Umzäunung, einem sogenannten Korral, und das ungeduldig werdende Publicum schrie schon auf eben nicht zarte Weise nach den Kämpfern.

Jedenfalls war es zwei vorbei, als endlich der Eigenthümer des Vären selber über dem Eingang erschien, wo ein abgeschlossener Platz für ihn freigelassen war, seinen Hut gegen die Versammlung schwenkte, und mit ziemlich lauter, aber etwas näselnder Stimme rief:

„Gentlemen! ich freue mich außerordentlich, Sie heute hier so zahlreich begrüßen zu können. Sie werden aber bald finden, daß Sie heute Ihr Geld nicht weggeworfen haben. Ich werde Ihnen etwas noch nie da Gewesenes bieten — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort — ich bin selber neugierig darauf. Die Vorstellung wird jetzt beginnen!“

Nieder schwenkte er den Hut, und „Hurrah für den Dankes!“ riefen ein Paar seine Stimmen, aber „Ruhe — Ruhe!“ schallte es von der anderen Seite herüber, denn in diesem Augenblick öffnete sich ein bis dahin gar nicht beachteter Schieber, aus dem nun Jeder erwartete, daß irgend etwas Besonderes herausfahren würde. — Aber es kam Nichts — die Oeffnung blieb dunkel und leer.

Im Anfange herrschte unter der Masse allerdings regungslose und erwartungsvolle Stille, wie sich aber gar Nichts sehen ließ, fingen ein Paar an zu lachen, und als ob das den Zauber gebrochen hätte, fielen Hunderte auf einmal mit Pfeifen, Fischen und Pachen ein.

Der Dankee selber hatte sich mit peinlicher Spannung vorgebogen, während die Zuschauer schrien:

„Hallo Dankee — ist das lauter Grizzly-Bär? — heraus damit — 'raus mit dem Grauen!“

„Gentlemen!“ rief der Lange wieder, sich hoch aufrichtend, aber ein wahrer Sturm von Pfeifen und Schreien übertäubte Alles, was er hätte sagen können, und wie in den Boden hinein, war er plötzlich verschwunden.

Unten schien er aber dafür desto thätiger gewesen zu sein, denn plötzlich schaute ein kleiner spitzer grauer Kopf aus dem Loch heraus.

„Hurrah, da ist er!“ brüllte die Schaar — hüllt, war er wieder weg.

Neues Pachen und Toben und Schreien und Pfeifen folgte jetzt, dem endlich die lange Gestalt des wieder auftauchenden Dankees ein Ende machte. Mit vor Zorn geröthetem Gesicht, und den Hut in der einen, sein rothsfarbenes Taschentuch in der anderen Hand schwenkend, sprang er auf seine Bank, und da die Leute fühlten, daß er etwas sagen wollte, auch überhaupt eine Erklärung verlangten, herrschte im Augenblick Lär-der-Todtenstille.

„Gentlemen!“ schrie aber der Lange — „wenn Ihr die Mäuler so aufreißt, dann kommt kein Wolf heraus, so viel ist sicher.“

„Hurrah für den Dankee! — und Ruhe — Ruhe da hinten — haltet die Mäuler!“ schrie und tobte es wieder durch-

einander, bis die Ruhestifter endlich dadurch die Oberhand behielten, daß sie mehr Lärm machten als die Anderen, und der Danker noch einmal das Wort ergreifen konnte.

„Wenn Ihr toben und schreien wollt,“ rief er dabel, indem er jetzt plötzlich seinen Hut aufsetzte und sich fest auf den Kopf drückte, dann meinetwegen, dann könnt Ihr Euch aber auch fest darauf verlassen, daß Ihr heute Nichts zu sehen bekommt, denn es geht keine Bestie heraus!“

„Hurrah für — haltet die Mäuler zum Donnerwetter,“ schrien aber Andere dazwischen, und nach und nach beruhigte sich denn die bunt gemischte Schaar, die hier das seltene Schauspiel vereinigt hatte.

Unterdessen bemühten sich die dazu angestellten Leute die dort unten eingesperrten Wölfe aus ihrem Versteck hinaus und in den inneren freien Raum zu treiben. Da sich die Zuschauer auch jetzt verhältnißmäßig ruhig hielten — denn einzelne Lärmer gab es immer noch dazwischen — ließ sich bald wieder einer der Wölfe blicken. Vorsichtig schaute er vorher hinaus und wollte, als er die vielen Menschen dort versammelt sah, noch einmal zurückfahren. Die hinter ihm Andringenden ließen das aber nicht mehr zu. — Man hatte hinter ihrem Käfig eine Fackel angezündet, und dem flammenden Licht weichen sie aus. Kaum aber betraten sie den inneren Raum, als die Klappe hinter ihnen niedersiel, und ihnen den Rückzug abschchnitt. Da jetzt Nichts mehr verdorben werden konnte, ließen die Schreilustigen ihren Kehlen geschwind wieder freien Lauf.

Die kleinen Prairie-Wölfe, stehen an der Zahl, schienen sich indessen sehr unbehaglich in dem offenen Lichte zu fühlen. Sie drückten sich scheu und rasch an den Balkenbänke rings im Kreise hin, und wenn die über ihnen Besindlichen mit Stöcken nach ihnen hinunterschlugen und über ihnen an die Pflanzen

Klopfen, drehten sie nur manchmal rasch und ärgerlich das stetschende Gebiß dort hinauf, und setzten ihren Ringlauf ununterbrochen fort. Sie wollten einen Ausweg finden, der fatalen Stelle zu entgehen, sahen sich aber überall von der hohen unerbittlichen Wand eingeschlossen.

Da öffnete sich plötzlich das weite Thor, und als die Prairiewölfe oder Kanotas sahen davor zurückstoben, kam, den Schwanz empor geworfen, die Augen blizend, und den starken Kopf trotzig aufhaltend, ein mächtiger kohlschwarzer Stier in die Arena gesprungen, der, als ihn das donnernde Hurrah der Zuschauer begrüßte, in der Mitte stehen blieb, den Grund aufscharrte und hinter sich warf, und ein kurzes zorniges Gebrüll ausstieß. Der erste Gegner, den er aber hier zu sehen bekam, waren die kleinen Wölfe, die über den unerwarteten Besuch erstaunt, stehen blieben. Der Stier ließ ihnen jedoch nicht lange Zeit sich zu besinnen. Die Hörner eingelegt, rannte er wüthend auf sie zu, während die feige Schaar, die Schwänze eingeckniffen, nach allen Seiten aus einander stob.

Das Thor war indessen wieder durch ein kleines Gitter geschlossen, und die Menge schrie Bravo und Hurrah.

Natürlich konnte der etwas schwerfällige Stier die flinken kleinen Raubthiere nicht erreichen, die ihm, wenn es nicht anders ging, zwischen den Füßen durchschlüpfen. Das dauerte etwa zehn Minuten, und der Stier blieb endlich stehen und sah ihnen wüthend nach, als das Gitter rasch wieder weggezogen wurde, und der zweite Stier, ein fast noch stärkerer Bursche als der erste, aber schwarz und grau gefleckt, in den Kampfplatz sprang, während hinter ihm das Thor wieder rasch und fest geschlossen wurde.

Die Weiden bekamen einander kaum zu sehen, als sie in wildem Zorn den sandigen Boden mit den kurzen Hörnern

ausrückten, ein Paar Mal um einander im Kreise herumgingen und dann mit furchtbarem Anprall gegen einander stießen. Einen großen Anlauf hatten sie aber in dem engen Raume nicht nehmen können, und da sie Beide fast von einer Stärke waren, entschied sich der Sieg auch nicht so rasch auf eine Seite.

Ein Kampf zwischen den beiden Stieren, die sich am Ende wesentlich beschädigen konnten, lag aber nicht im Plane des heutigen Schauspiels. Der Yankee benutzte daher die Zeit, in der die beiden mächtigen Thiere mit einander beschäftigt waren, und ließ rasch die Klappe zum Bärenkäfig öffnen.

Ganz in der Nähe desselben hatten sich die kleinen Wölfe zusammengedrängt, und sahen etwas erstaunt dem Stierkampf zu. Da erblickte der eine von ihnen die sich plötzlich zeigende Oeffnung, und darin eine Möglichkeit zur Flucht. Keineswegs dabei den Insassen ahnend, der dahinter stand, fuhr er, von den übrigen gefolgt, rasch hinein; aber viel rascher kam er wieder zurück. Mit ein Paar Sägen flogen die erschreckten Wölfe wieder aus dem Bärenkasten hinaus, und quer über den Platz hinüber, selbst dicht an den Stieren vorbei, und hinter ihnen drein, die Ohren zurückgelegt, den Rachen offen, fuhr der gereizte Bär. Kaum aber war er hinaus, so schloß sich die Klappe wieder hinter ihm, und donnerndes Jubelgeschrei lohnte jetzt dem Yankee das geglückte Zusammenbringen der verschiedenen Thiere in dem engen, umschlossenen Raume.

So rasch der Graue aber auch aus seinem Käfig herausgefahren, so rasch fluchte er jetzt, als er die beiden Stiere erblickte, die noch immer die mächtigen Stirnen gegeneinander preßten, und er warf sogar einen Blick nach rückwärts, als ob er ebenso gern wieder „nach Hause gegangen wäre.“ Der Weg aber war ihm abgeschnitten, und trotzig den Blick jetzt im Kreise umher werfend, setzte er sich auf den Sand, und schien

daß Weitere geduldig erwarten zu wollen. Er war heute zum dritten Male auf dem Kampfsplatze, den er bis jetzt jedesmal als Sieger verlassen, und schien dem Ganzen ziemlich ruhig entgegen zu gehen.

Die Stiere, die ihm beide die Seiten zudrehten, entdeckten aber kaum den neuen und gemeinschaftlichen Feind, als sie ruhig mit ihrem Kampfe einhielten, und gegen diesen Front machten, während die grängstigten Wölfe jetzt gar nicht wußten, wo sie aus und ein sollten.

„Wahrhaftig das ist er,“ sagte lachend Georg zu seinem Begleiter, als Wäh nur erst einmal ordentlich in's Freie gekommen war, „gerade so, wie er jetzt hinter den Prairiewölfen dreinsuhr, sah er aus, als er mich empfangen wollte, wie ich mit Moskito auf ihn losfuhr.“

„Ihr Beide hättet damals was viel Geschickteres thun können,“ meinte schmunzelnd der Alte, „und doch war auch der Wäh wieder die eigentliche Ursache, daß wir James Loggins kennen gelernt haben, und jetzt dadurch Deinem Vater auf die Spur gekommen sind. Den ledernen Beutel kauftest Du Dir mit dem Gelde, das Du für Deinen Antheil bekommen, und eigentlich sollten wir dem alten grauen Burschen dankbar dafür sein und ihm den besten Erfolg wünschen. Wetter noch einmal, was er für furchtbare Klauen hat, und wie ruhig er sich eigentlich die beiden Stiere betrachtet. Ich bin wirklich neugierig, wer zuerst anfängt.“

Es war in der That ein mächtiger Wäh; sein Kopf ziemlich so breit wie der der Stiere selber, und die riesigen Tapan mit furchtbar langen gelben Klauen bewehrt. Der Grizzly-Wäh ist dabei seiner Stärke wegen berühmt, und man sagt von ihm, daß er sogar ein Pferd mit Leichtigkeit forttragen, den stärksten Knochen eines Stiers mit einem Biß zermalmen könne. Auf

diese Stärke trogend, verhielt er sich auch im Anfange ganz ruhig, und schien eben abzuwarten, was seine Gegner über ihn beschließen würden. Griffen sie ihn an, so wußte er recht gut, daß er sich seiner Haut wehren könne.

Die beiden Stiere schienen das aber auch zu wissen, und alle gegenseitigen Feindseligkeiten, Angesichts der gegenseitigen Gefahr eingestellt zu haben. Sie hoben die breiten Nasen, zogen schnaubend die ihnen fatale Witterung des Gegners ein, und scharrten mit den Vorderhufen den Sand hinter sich. Die Wölfe beachteten sie so wenig wie der Bär.

Wäh sah dem Allem eine Weile geduldig zu; dann aber, als ob er sich mit dem Plaze, in dem er sich eigentlich befinde, etwas näher bekannt machen wolle, stand er langsam auf und schnüffelte an der Barriere herum, der er, ohne sich weiter um die Stiere zu bekümmern, ruhig im Kreise herum folgte. Während er die Prairiewölfe aber dabei vor sich hertrieb, behielten die Stiere, nur mit sehr vorsichtig niedergebogenen Hörnern, Front gegen ihn. Er selber aber, obgleich er ihnen bis auf kaum zehn Schritte nahe kam, achtete nicht einmal auf sie, und setzte seinen Marsch bis zu der Stelle fort, von der er ausgegangen.

Das Publicum verhielt sich indessen ziemlich ruhig, denn Alle wußten recht gut, daß der furchtbare Kampf, durch irgend einen Zufall herbeigeführt, im nächsten Augenblicke beginnen könne. Alle waren dabei selber darauf gespannt, wer den Anfang machen könne.

Wie Wäh indeß an seinen alten Plaz, gewissermaßen vor seiner Hausthür, zu der er keinen Schlüssel hatte, wieder ankam, setzte er sich, wie vorher hin, lehnte aber jetzt den Stieren ganz verächtlich den Rücken zu, und kratzte mit der einen Tazze den Boden auf, als ob er sich ein Bett wühlen wolle. Dazu schien ihm aber die Gelegenheit wohl doch nicht recht passend; er

drehte den Kopf wieder herum, sah sich die beiden Stiere erst einmal über die Achsel an, stand dann langsam auf, und ging jetzt ganz gemüthlich auf den ihm nächsten zu. Böses hatte er dabei keineswegs im Sinn, denn er blieb unterwegs einmal stehen, und kratzte sich mit der rechten Vorderlage unter dem Bauch weg an der linken Seite, wonach er seinen Weg ruhig und unbekümmert fortsetzte.

Der gefleckte Stier, auf den er jetzt zuging, wich mit eingelegten Hörnern allerdings etwas vor ihm zurück, aber doch nicht viel, und erwartete endlich trotzig seinen Gegner. Der Bär aber unbekümmert um die drohende Stellung desselben marschirte langsam bis dicht an ihn heran, und schob schnüfseind die Nase vor, daß er ihn fast berührte. Kaum fühlte aber der Stier den heißen Athem des Bären, als er seitwärts einen Stoß gegen ihn führte und ihm, eben nicht sanft, die Schulter mit dem rechten Horn strich. Das nahm jedoch Bäh übel, mit Willkürschnelle hieb er ihm mit der Lage nach dem Kopfe, daß gleich ein ganzer Streifen Haut herunterhing, und drehte sich dann, als ob damit die Sache vollständig abgemacht sei, um, an seinen früheren Platz zurückzukehren.

Der Stier brüllte in Schmerz und Wuth laut auf, und dadurch vielleicht auch frischen Muth fassend, daß der Bär ihm den Rücken zudrehte, und gewissermaßen vor ihm floh, griff er mit dem Horn in den Sand und rannte dann mit dumpfem Brüllen hinter dem Feind her.

Wenn er aber glaubte, daß der vor ihm floh, irrte er sich sehr, denn kaum hörte Bäh den Gegner hinter sich, als er mit einer Schnelle, die man dem sonst so plumpen Körper gar nicht zugetraut, herumsuhr. In demselben Moment auch versetzte er dem anprallenden Stier, ehe ihn dieser nur mit den Hörnern erreichen konnte, eine so furchtbare Ohrfeige, daß er zur Seite

weg und gegen die Palisaden schoß, vor denen er, durch den Schlag halbbetäubt, in die Kniee sank.

Wahrscheinlich hätte sich der Bär jetzt auf ihn geworfen, und dann wäre es um den Stier geschehen gewesen. Bäh richtete sich wenigstens nach dem Schlage halb auf und wandte sich gegen den, für den Augenblick unschädlich gemachten Feind. Dessen Kamerad mochte aber wohl auch einsehen, daß er es, wenn er jetzt nicht ebenfalls angriff, nachher mit dem furchtbaren Gegner allein zu thun haben würde. Möglich, daß sich auch sein Stolz beleidigt fühlte, einem so ungeschlagenen Gesellen den Sieg über den Kameraden zu gönnen. So deshalb, ohne andere Kriegserklärung, als ein kurzes dumpfes Brüllen, bog er den Kopf vor, und rannte mit etwa fünfzehn Schritt Anlauf und voller Gewalt auf den Bären ein, dem er auch wirklich in der ersten Ueberraschung auf die Seite, und die Hörner des anderen Stieres warf.

Dieser hatte sich indessen schon so weit wieder erholt, die auf ihn geworfene Last zu fühlen, und hob sich, den mächtigen Nacken schüttelnd, zornig und wild empor.

Das aber war dem alten, nicht übermäßig gedulbigen Grizzly denn doch zu arg. Im Nu warf er sich wieder empor, daß er auf die Hintertagen kam, und seine furchtbare Kraft gebrauchend, mit der er den erstgetroffenen Stier zur Seite schleuderte, begegnete er jetzt dem wiederholten Angriff des zweiten. Dem Stöße desselben behend ausweichend, denn er hatte Respect vor der Kraft bekommen, mit der er geführt wurde, flog er dem in Schmerz laut aufbrüllenden Stier gegen die Seite an, und hieb ihm beide Tagen in Nacken und Rückgrat, während er ihn mit den furchtbaren Fängen am Bug packte. In demselben Augenblick hatte sich aber auch der andere Stier aufgerafft. Trotzdem daß ihm das Blut die Stirn

hinabließ, bohrte er im Sprunge selbst dem Bären beide Hörner in die Seite und schleuderte ihn dabei, trotz seinem riesigen Gewicht, über den zusammengebrochenen Kameraden hinweg, daß er sich auf der anderen Seite überschlug.

Wäg raffte sich allerdings im Nu wieder auf, schien aber noch so betäubt, vielleicht auch erschaut über den Fall, wie über das jetzt in lauten Jubel ausbrechende Geschrei der Zuschauer, daß er den Kampf nicht gleich erneute. Der siegreiche Stier aber umlief mit hochgehobenem Schweif und Kopf die Arena, und brüllte in Lust und Uebermuth.

Die Wölfe hatten bis jetzt, auf einem Knäuel zusammengekrübelt, gar nicht daran gedacht, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Jetzt aber, als der brüllende Stier mitten zwischen sie hineinsprang, flohen sie erschreckt nach allen Seiten auseinander, so daß einer von ihnen, den Kopf nach jenem zurückgedreht, sogar gegen den Grizzly-Bär anstieß. Dort kam er aber an den Unrechten, denn Wäg war nicht in der Laune, sich von irgend Jemandem etwas gefallen zu lassen. Ehe deshalb auch der Wolf, der zu spät seinen Irrthum einsah, zurückfahren konnte, traf ihn die Laxe des Grauens, und schlug ihn, im wahren Sinne des Wortes, mitten von einander. Zugleich faßte der andere Stier einen der bei ihm vorüberfliehenden Wölfe auf die Hörner, und schleuderte ihn wie einen Federball in die Luft, und der Jubel der Zuschauer kannte jetzt gar keine Grenzen mehr.

Alles schrie, tobte, hurrahte und schwenkte die Hüte, und der Danke auf seinem Sitze, vor allen Anderen, sprang wie toll auf einem Beine herum. Wahrscheinlich glaubte er, daß der Kampf jetzt beendet sein würde, und er seinen werthvollen Bär noch zu einer vierten Vorstellung aufheben könne.

Das konnte aber auch ein Irrthum sein. Wäg hatte erst-

lich Blut gekostet, und war durch die erhaltenen Stöße schwer gekränkt worden, und den beiden Stieren dabei zugleich die Ueberzeugung gekommen, daß ihr Gegner doch nicht ganz unüberwindlich sei.

Grizzly schien sich für den Augenblick, so lange wenigstens, als das Toben der Zuschauer dauerte, allerdings allein auf seine Vertheidigung beschränken zu wollen. Nur nach den Wölfen warf er manchmal einen etwas boshaften Blick hinüber, als ob die an der ganzen Geschichte eigentlich Schuld seien.

Die armen Wichte waren aber am allerschlimmsten daran. Von Natur keineswegs händelsüchtig — wenigstens gewiß nicht, wo sie es mit einem stärkeren Gegner zu thun bekamen — hatten sie hier alle Hände voll zu thun, sich den drei groben Gefellen aus dem Wege zu halten. Daß sie da, während einer den anderen aus dem Wege rieß, unter sich selber Streit anfangen, und auf einander einbissen, war natürlich, der Friede aber auch augenblicklich unter ihnen wieder hergestellt, sobald einer oder der andere der Stiere in ihre Nähe kam. Dann nahmen sie gemeinschaftlich Reißaus, und schauten sich dabei vergebens nach einer Stelle um, auf der sie diesem höchst unbequemen Aufenthalt entgehen könnten.

Der erstgeschlagene Stier hatte sich indeß vollkommen wieder von dem etwas rauen Empfang des Bären erholt, und mit dem Bewußtsein der erlittenen Schmach, wie dem Schmerz der empfangenen Wunden zeigte er sich jetzt am ungeberdigsten. Er wühlte den Staub in ordentlichen Wolken auf, schnaubte und brüllte, und schüttelte den breiten Kopf, das Blut fortzuschleudern, das ihm in die Augen lief.

Der schwarze Stier war etwas mehr kopfscheu geworden, denn daß ihn der Bär so rasch untergebracht, konnte er noch nicht vergessen. Durch die jetzige Ruhe desselben aber, wie

durch die Kampfschüttung und trotzige Herausforderung seines Kameraden, bekam er ebenfalls wieder neuen Muth.

Da stand der Wär plötzlich auf und that ein Paar Schritt der Richtung zu, wo sich sein Kässig befand und die Wölfe jetzt saßen. Während diese aber rasch auseinander fuhren, hielt der Danker dies für den passenden Moment und befahl einem seiner Leute, die Klappe zu öffnen. Er hatte geleistet, was dem Publicum versprochen worden, und hielt sich an Nichts weiter gebunden. Wenn er jedoch geglaubt, daß sich die versammelten Zuschauer das würden gefallen lassen, kannte er seine Leute nicht.

Eine wahre Sturmfluth von Flüchen und Verwünschungen brach gegen ihn los, wie sich die Klappe nur zu heben begann, und „Nieder — nieder — werst den Danker selber hinein, wenn er uns hier betrügen will!“ donnerte von den Lippen der Entrüsteten. Das war ihnen doch ein wenig zu arg. Der Spaß hatte kaum angefangen, und jetzt sollten sie für drei Dollar weiter Nichts zu sehen bekommen, als daß der Wär den Ochsen ein wenig gekragt, und einen Wolf todtgeschlagen hatte.

Der Mensch ist in seinem Blutdurst, wenn einmal dazu aufgereizt, fast ärger als ein wildes Thier, und begnügt sich dann nicht mehr mit dem Kosten, er will den ellen Wecher bis auf die Hefen leeren.

Der Danker dagegen, der nur seinen eigenen Ruhen im Auge hatte, bemühte sich jetzt vergebens, dem Haufen irgend eine Erklärung zu geben. Er sprang auf die Bank, schwenkte den Hut und schrie auch Einiges in die Schaar hinein — aber kein Mensch hörte ihn — wollte ihn hören. Den Kampf verlangten sie zu Ende zu sehen, und in der Aufregung und Wuth, in der sich Alle befanden, mußte der Mann recht gut, daß er sein eigenes Leben in Gefahr gebracht, hätte er seinen

Willen mit Gewalt durchzusetzen versucht. Aergerlich gab er deshalb den Gegenbefehl. Die halbgehobene Klappe fiel unter dem donnernden Hurrah-Gebrüll der Zuschauer wieder herunter, und der Danker, den Hut tief in die Stirn gedrückt, sank ärgertlich und verdrossen auf seinen Sitz zurück.

Niemand bekümmerte sich aber weiter um ihn, denn der gefleckte Stier, durch das furchtbare Toben um sich herum nur noch wilder gemacht, stampfte plötzlich auf den Boden und erneuerte in toller grimmigter Wuth den kaum unterbrochenen Kampf.

Ehe sich der Bär selbst nach ihm umwenden konnte, hatte er ihn erreicht, warf ihn um, und stürzte im nächsten Augenblicke mit dem Vorderkörper über ihn hin. Das aber bekam ihm schlecht, denn ehe er sich wieder aufraffen konnte, hatte ihn der Bär an den Wampen und schlug ihm beide mächtige Taten in den Hals. Zwar konnte er ihn in der Stellung nicht halten, denn der Stier riß sich schon allein durch das nach vorn geworfene Gewicht seines Körpers los, doch hing ihm die Haut in Fegen vom Körper nieder, und er brüllte vor Wuth und Schmerz.

Ehe aber der Bär wieder vollständig auf seine Taten kam, flog der schwarze Stier gegen ihn an und rannte ihm voll gegen die Schulter. Zwar traf ihn des Bären Tatz gegen das Maul, und schlug ihm die untere Kinnlade weg; aber in seiner Wuth schien das verstümmelte Thier gar Nichts davon zu fühlen, und bohrte dem Feinde mit einem zweiten Stoß das eine scharfe Horn bis an die Stirn in den Wanst, daß das Blut in einem ordentlichen Strahl herauschoß.

Der Bär war tödtlich verwundet, und mochte das fühlen. Die Zuschauer, von dem prachtvollen Kampfe erregt, stießen dabei ein wahres markerschütterndes Geschrei aus, und Grizzly, der sich plötzlich auf die Hintertaten hob, blickte wild im Kreise umher.

Der gesteckte Stier konnte sich kaum noch auf den Füßen erhalten, aber trotzdem sammelte er noch einmal alle Kräfte zu einem letzten Angriff. Der Schwarze ebenfalls, den der Schmerz der erhaltenen Wunden fast wahnsinnig machte, wühlte noch einmal den Blut getränkten Boden auf, und stürmte mit niedergebogenen Hörnern heran.

Daß war Grizzly zu viel, er hatte so furchtbare Stöße heute bekommen, daß er nicht noch mehr verlangte, und so, während ihm das Herzblut noch immer aus der Todeswunde schoß, rannte er gegen die Palisaden an, raffte seine letzten Kräfte zusammen, und schnellte sich, gerade dort wo Georg mit dem Alten saß, in wilder Verzweiflung an der hohen und steilen Wand empor.

Ein lauter Schrei des Entsetzens von allen Denen, die dort ihre Sitze hatten, folgte, und rücksichtslos, über wen sie fort mußten, warfen sich die vorn Sitzenden auf ihre Hintermänner. Diese drängten ebenfalls zurück, oder wurden zurückgebrängt, und während das Geländer brach, das den ganzen Zuschauerraum umgab, polsterten Hunderte von Menschen, gleichgültig um Hals oder Arm oder Bein, von dort hinunter in den glücklicher Weise weichen Sand.

Und nicht ganz thöricht war ihre Flucht gewesen, denn Grizzly hatte richtig den oberen Rand der Palisaden mit seinen furchtbaren Klauen erfaßt, und zog, die Hintertage einstemmend, den anderen Körper nach — in wenigen Minuten mußte er oben sein, und wehe dem, der ihm dort in den Weg kam.

„Schießt ihn — um Gottes Willen schießt ihn!“ schrien die Zuschauer auf der anderen Seite, die allerdings für den Augenblick sicher saßen, aber doch nicht wissen konnten, welchen Weg die zur Verzweiflung getriebene Bestie nehmen würde.

Die meisten der Zuschauer hatten auch sicherlich geladene Pistolen bei sich, denn ohne Waffe ging dort nicht leicht Jemand aus. Die Gefahr brach aber zu schnell über sie herein, als daß sie auch nur daran gedacht, Gebrauch davon zu machen. Sie Alle hatten gesehen, mit welcher furchtbaren Gewalt der Bär seine Taten zu gebrauchen wußte, und Niemanden gelüstete es, ihm irgendwie in den Weg zu treten.

Die beiden einzigen Menschen, die in dem wahren Sturm von Fliehenden Stand hielten, die Einzigen aber auch, die Büchsen bei sich führten, waren unsere beiden Freunde, Georg und Falsch. Georg, es ist wahr, hatte im ersten Augenblick, wie er die Taten des Bären an den Palisaden haften sah, auch an Flucht gedacht, des Alten Hand lag aber auf seiner Schulter, und als dieser ihm zurief:

„Jetzt, Georg, kommt unsere Zeit! ziel' ihm gerade in's Auge, mein Bursche, so wie er den Kopf hebt.“ Da erwachte auch mit einem Male die alte Jagdlust im Herzen des Knaben. Im Nu hatte er die Büchse heraufgerissen und gespannt, und während der Alte auf den jetzt rasch genug frei gewordenen Bänken zur Seite sprang, den Bär, sobald er sich weit genug aufheben würde, von der anderen Seite zu fassen, standen die Beiden, ihre Büchsen in Anschlag, und trosteten muthig der Gefahr.

Der schwarze Stier war indessen mit aller Macht gegen den flüchtigen Bären angerannt, prallte aber, da sich dieser gerade an den Vordertagen in die Höhe hob, mit solch' furchtbarer Gewalt gegen die Palisaden an, daß er beide Hörner brach, und betäubt zusammenstürzte. In demselben Augenblick hatte Grizzly den Kopf in die Höhe gebracht. Die rechte Vordertage griff weiter aus, und er erfaßte schon eine der Bänke — jetzt brachte er die rechte Hintertage ebenfalls herüber, und die nächste Secunde mußte ihn oben sehen.

Da er dabei den Kopf nicht eine Secunde still gehalten, hatten beide Jäger kein festes Abkommen auf ihr Ziel gewinnen können. Jetzt, wie er die Hintertage herausbrachte, hielt er den Kopf einen Moment ruhig. Es war wirklich nur ein Moment, aber der genügte auch vollkommen; in demselben Augenblick, und zwar so zusammen, daß es fast wie ein einziger Schuß klang, drückten Beide ab, und beide Kugeln trafen, auf kaum zwei Schritt Entfernung, den Värn durch das Auge in's Hirn.

In dem Moment, in dem ihn die beiden tödtlichen Schüsse durchbohrten, hielt er sich, im letzten Kampf des scheidenden Lebens noch oben fest — dann aber ließen seine Lagen die Planken, die sie gefaßt hatten, fahren — die Sehnen erschlafften, und mit dumpfem Fall, unter dem Hurrahgeschrei der Wasse, stürzte der Värn todt in den inneren Raum zurück.

23. Capitel.

Schluß.

Eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung folgte jetzt. Ein Theil der Zuschauer, der zwar den Doppelschuß gehört, aber trotzdem nicht wußte, ob der Värn unschädlich gemacht sei, floh hinaus, zerstreute sich nach allen Richtungen, und verbreitete durch die Schreckensnachricht Furcht und Entsetzen in der ganzen Ansammlung.

Überall hin flohen Frauen mit ihren Kindern, irgend ein schützendes Haus zu erreichen, galoppirten Reiter mit verhängten Zügeln, zwangten losgerissene Pferde, und „der Värn!

der Wär!“ tönte der Angstruf von einem Ende der Mission zum anderen.

Lauter Jubel herrschte dagegen auf dem Kampfsplatze selber, denn alle Jene, die nicht rasch genug hatten fliehen können, und Zeuge der glücklichen Schüsse gewesen waren, brachen jetzt in ein donnerndes Hurrahgeschrei aus, das dieses Mal natürlich den beiden Schützen galt. Selbst der Yankee war froh, die Sache noch so beendet zu sehn, denn hätte der Wär das Freie gewonnen, so wußte er recht gut, daß er für ihn verloren gewesen wäre. Mit einem vierten Kampf war es natürlich Nichts, aber Fleisch und Haut bekam er doch vortrefflich bezahlt, und damit mußte er sich jetzt begnügen.

Alles drängte nun den beiden Jägern zu, die indessen ruhig stehen geblieben waren, und ihre Büchsen wieder geladen hatten, und Jeder wollte besonders dem Knaben, der hier so kaltblütigen Muth bewiesen, die Hand schütteln. Die Leute achteten kaum noch auf den blutigen Schauplatz unten, wo es freilich jetzt gar wüß und schrecklich ausseh.

Der gefleckte Stier lag im Blute ordentlich gebadet, tobt mitten auf dem Platz, und der schwarze war ebenfalls so zugerechtet, daß er mußte erstochen werden. Auf die Wölfe achtete Niemand mehr. Kaum wurde aber das Thor geöffnet, als sie auch, selbst unter den Füßen der erschreckt zurückfahrenden Männer, das Weite suchten, und, nur erst einmal im Freien, dem nächsten Holz zurrannten, als ob der Wölfe hinter ihnen sei.

Niemand kümmerte sich aber mehr um sie, den Yankee ausgenommen, der auf seine Arbeiter loswetterte, daß sie den mühsam eingefangenen Bestien so leichtsinnig die Freiheit wiedergegeben hatten. Die Zuschauer machten, daß sie theils nach San Francisco zurück, theils in die verschiedenen Trinkgelte und

Häuser kamen, die Abenteuer des heutigen Tages zu besprechen, und sich über den gehaltenen Genuß zu freuen.

Auch Georg mit seinem alten Begleiter dachte an den Heimweg. Es war allerdings kaum halb vier Uhr, und sie behielten Zeit genug, das Dampfboot vor dessen Abfahrt zu erreichen. Sie wollten aber lieber eine halbe Stunde früher dort sein, die Passagiere, ehe alle am Bord wären, mustern zu können.

Natürlich gingen sie erst dorthin, wo sie Hektor angebunden, und das arme Thier, das sich die Stunden lang hier schmählich gelangweilt, hatte eine ganz unbändige Freude, als es seinen jungen Herren wiedersah. Er sprang an ihm hinauf, legte ihm die Hände, winselte, heulte, lief eine Strecke fort, und kam kläffend und bellend wieder angekehrt. Georg konnte sich seiner kaum erwehren.

Aber auch an ein Fortkommen von der Mission war kaum zu denken. Die Kunde, daß der alte Mann mit dem Knaben den Pär erlegt, und dadurch wahrscheinlich großes Unheil abgewendet hatte, war mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund gegangen, und Jeder, der sie sah, rief sie an und wollte ihnen durch irgend etwas seine Freundlichkeit bezeugen. In ein Trinkzelt mußten sie mit hinein, sie mochten sich sträuben dagegen, soviel sie wollten, ein Glas auf die glückliche Jagd zu leeren, und wenn es den Leuten dort nachgegangen wäre, hätten sie mit Jedem trinken müssen.

Endlich rissen sie sich ordentlich mit Gewalt los. Die Zeit verging, und sie durften nicht länger säumen. So schulterten sie denn ihre Büchsen, drückten den ihnen Nächsten noch einmal die Hand und wollten fort. Durch den Alten war es aber indessen bekannt geworden, daß der Knabe oben im Schnee der Berge seine Eltern verloren habe, und eben jetzt

nach San Francisco wollte, seinen Vater wieder zu suchen. Das war genug, das Interesse für ihn unter den Versammelten noch mehr zu erregen.

In Californien begnügten sich die Leute aber in damaliger Zeit nicht mit leeren Worten und Dankfagungen. Geld war etwas zu Gewöhnliches und spielte bei allen Gelegenheiten eine zu bedeutende Rolle. Selbst schon bei den Tänzen der Mexikaner und Californier wurden den besten Tänzerinnen, statt der gewöhnlichen Bravos, Dollars und oft Unzen zum Zeichen der Anerkennung vor die Füße geworfen, und auch hier hatte bald Einer der praktischen Amerikaner das, wie er glaubte, beste Mittel gewählt, dem Knaben in etwas ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Er nahm den Hut ab, und fing an für ihn zu sammeln, und Alles drängte jetzt in wilder Hast hinzu, seinen Theil für den glücklichen Schuß mit beizutragen. Nicht zehn Minuten dauerte es, so war der Hut mit Dollars, zwischen denen sogar manches Goldstück bligte, halb gefüllt, und als sich Georg jetzt ernstlich weigerte, solch ein Geschenk anzunehmen, wurden die Leute fast böse. Weigern half ihm auch wirklich nichts — sie ließen ihn eben nicht eher fort, bis er es angenommen.

Der Alte hatte lächelnd und gerührt dabei gestanden, und dem Allem zugeesehen, und als Georg fragend zu ihm aufschaute, winkte er ihm zu und sagte:

„Du darfst es nehmen, Georg; die Leute freuen sich darüber, daß Du, noch ein so junger Bursch, Dich so wacker benommen hast, und was so gern gegeben wird wie hier, darf man annehmen — noch dazu in Californien. Denke, daß es für Deine Eltern sei.“

Erröthend vor Scham über die vielen Lobsprüche, die ihm dabei von allen Seiten wurden, und eigentlich auch mit in der

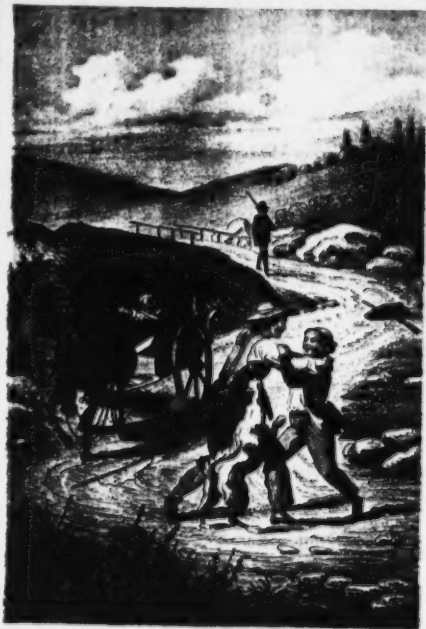
Angst, das Boot nicht zu versäumen, und nur fortzukommen von hier, nahm der Knabe endlich den reichen Schatz dankend an, konnte aber gar nicht Alles mit fortbringen, und der Alte mußte die Hälfte mit in seine Decke nehmen.

Endlich sahen sie sich frei — es war indessen schon vier Uhr vorbei, und mit ihrer Last mußten sie anderthalb Stunden recht gut auf den Weg rechnen. Die Leute dort trieben aber jetzt selber, daß er fortkäme, damit er das Sacramento-Boot nicht versäume, und von einem leichten Hurrah der Zurückbleibenden begleitet, schnitten die Weiden quer durch die Häuser des kleinen Missionsstädtchen hin, die nach San Francisco führende Straße, und mit dieser einen über den Missionsbach gerichteten Steg zu erreichen.

Eben waren sie an dem Rand des Hügels angekommen, wo der Weg gerade nach dem Bach hinunter lief, als Hector, der lustig vor ihnen hersprang, plötzlich aufmerksam auf irgend eine Fährte wurde, und hastig herüber und hinüber fuhr. Georg sah das wohl, aber achtete nicht darauf, denn hier auf dem heute von Hunderten von Menschen betretenen Pfad hatten sie kein Bild zu erwarten, auch jetzt wahrlich weder Zeit noch Lust zu sagen. Sich deshalb gar nicht weiter um den Hund bekümmern, wollten sie eben den Hügel hinab steigen, als Hector auf einmal mit leisem Winseln ein Paar Schritt den Weg zurücksprang, und dann, was er laufen konnte, davon jagte. Georg rief und schrie hinter ihm drein, aber er hörte nicht, oder wollte nicht hören; immer weiter an der Bal hin flog er mit mächtigen Sätzen und die Weiden mußten nicht, was sie davon denken sollten.

Dort hinaus, wohin sie einen ziemlich freien Ueberblick hatten, ließ sich auch nicht das Geringste erkennen, was den sonst so ruhigen und vernünftigen Hund zu einer solchen un-





Lith. Anst. v. Steinmetz & Bornemann, Meissen.

zeitigen Hitze veranlaßt haben konnte. Einzelne Lustwandelnde gingen dort in dem heute einmal wieder freundlichen Sonnenschein spazieren. Ein Paar Reiter sprengten, die Bai herunterkommend, der Mission zu, und ein kleiner Wagen oder vielmehr Karren, von einem einzelnen Pferde gezogen, mit dem wahrscheinlich Auswanderer nach den Riven hinauf zogen, rollte langsam die sandige Straße entlang. — Jetzt hatte der Hund den, vielleicht fünfhundert Schritt entfernten, Karren erreicht — und jetzt — sprang er an dem Mann hinauf, der neben dem Pferde herging und der — blieb stehn und liebte den Hund — „Heiliger Gott!“ rief Georg, und das Bündel, das er trug, sank aus seiner Hand.

„Georg! — Georg!“ schrie da eine Stimme.

„Vater!“ jubelte Georg, und seiner Sinne kaum mächtig warf er die Büchse fort in den Sand, und flog wie ein Pfeil vom Bogen dem Wagen nach, und in die Arme des ihm entgegeneilenden Mannes.

„Vater — Vater!“ schluchzte der Knabe an dem Halse des so heiß Ersehnten — „Vater — mein lieber — lieber Vater.“

„Mein Georg — mein Kind — mein gutes, liebes, liebes Kind!“

„Und die Mutter?“ — rief Georg, sich gewaltsam aus den Armen des Vaters reißend — „die Mutter? —“

„Hier — hier im Wagen.“

„Georg flog zum Wagen, wo ihm sein Schwesterchen weinend die Arme entgegenstreckte — aber auf ihrem Sitz zurückgelehnt — bleich mit geschlossenen Augen, die Hände krampfhaft gefaltet — lag die Frau und hörte nicht den Ruf des schon fast verloren gegebenen Kindes, das die Arme ausstreckte, sie zu umfassen.“

Den Hund hatte sie noch gesehen, den Ruf des Vaters

gehört, als aber des Sohnes Stimme in der Ferne antwortete — und wie gut kannte sie den geliebten, so lange entbehrten Laut — da war sie ohnmächtig auf ihr Bett zurückgesunken, und des Sohnes Lippen mußten sie erst wieder zum Leben küssen.

Freude tödtet aber nicht so leicht als Schmerz. Die schmeichelnden Liebesungen des Kindes riefen das entflohene Bewußtsein bald wieder zurück, und als sie erwachte, und sich in den Armen ihres Georg sah, kannte der Jubel gar keine Grenzen.

Der Vater hatte indessen draußen nur Noth, sich Hektor's zu erwehren, der immer mit allen vier Füßen zugleich gegen ihn ansprang, und sich weder durch Schmeichelworte noch Drohungen wollte beruhigen lassen. Der Hund war wie außer sich, und erst als Marie, Georg's kleines Schwesterchen, ihn rief, war er mit einem Satz im Wagen, warf das kleine Mädchen über den Haufen, und trat, um Hände und Gesicht seiner Herrin zu lecken, Alles unter die Füße, was ihm in den Weg kam. Georg mußte ihn endlich fassen und mit Gewalt aus dem Wagen werfen.

Während der Wiedererkennungs-scene hatten sich eine Anzahl Menschen um den Wagen versammelt. Diese fühlten aber doch bald, daß sie dort nicht hingehörten, und solch' heilige Gefühle die Neugier Fremder nicht vertragen. Ruhig entfernten sie sich nun deshalb wieder, und ließen die Glücklichen allein und ungestört.

Was gab es jetzt nicht Alles zu hören, zu erzählen, und Niemand wußte doch, wo eigentlich zu beginnen. Georg saß dabei im Wagen bei der Mutter, hatte das Schwesterchen auf den Knie und hielt mit der einen Hand die Hand des Vaters, der an dem Wagen saß, mit der anderen die der Mutter.

Mit flüchtigen Worten erzählte ihm der Vater jetzt, daß er im Anfange, sobald er gehört, daß Georg oben in den Minen bei Duba City sei, die Mutter und das Kind hätte bei einem früheren Nachbar in San Francisco lassen wollen. Er wäre dann aber auch gezwungen gewesen, wieder hierher zurückzukehren, und mußte doch nun arbeiten, einmal Geld zu verdienen. Da entschloß er sich lieber, sie gleich mitzunehmen, und sei eben auf dem Wege gewesen nach Sacramento, um die Däi hin aufzubrechen.

„Und wir wollten eben nach dem Dampfsboot hinunter, Euch dort zu treffen. Welch' ein Glück, daß Dich da Hector gespürt hat, Vater. — Wir hätten uns sonst wieder verfehlt.“

„Gern wär' ich allerdings mit dem Dampfsboot gefahren,“ sagte da der Mann, „denn in San Francisco haben sie mir sogar schon Angst gemacht, daß ich mit meinem Karren gar nicht mehr durch die Joaquin-Sümpfe käme — wenigstens keinesfalls mehr, sobald die Regenzeit begünne. Aber lieber Gott, das Californien hat meine Baarschaft fast bis auf den letzten Cent aufgezehrt, und wir werden tüchtig arbeiten müssen, Georg, und nur etwas Geld wieder zu verdienen.“

„Geld?“ rief Georg, und ihm schwindelte in dem Augenblick ordentlich vor all' den Gedanken, die ihm durch den Kopf herüber und hinüber schossen — „Geld — lieber Gott, wie ist mir denn? — hab' ich denn meinen alten Freund, der mich bis jetzt wie sein eigenes Kind gehalten, in dem Jubel rein vergessen? — Aber daß er mir auch nicht nachkommen ist?“

„Wer ist das?“ frug der Vater.

„Ein alter Mann, den ich zufällig in den Bergen fand, und der die ganze Zeit treu und redlich bei mir ausgehalten. — Aber — habt denn Ihr den Großvater gefunden?“

Gesäcker, Goldgräber.

„Nein,“ sagte der Vater leise, und die Mutter senkte tief auf. In ganz Francisco kennt ihn kein Mensch. — Wenn er sich überhaupt noch in Californien befindet — wenn er noch lebt, muß er sich irgendwo in den Minen aufhalten — und dorthin wollten auch wir —“

„Mit der Mutter? — mit dem armen Schwesterchen?“ rief Georg erschreckt — „ach Vater, das halten sie nicht aus.“ —

„Wir müssen, mein armer Bursch,“ sagte der Vater ernst — „wo soll ich sie hier unterbringen, wo hier Geld verdienen, um —“

„Aber Du brauchst kein Geld zu verdienen,“ unterbrach ihn Georg, während Freudenthränen seinen Blick verdunkelten. „Ich habe Geld — ich habe Geld genug,“ lachte und weinte er, der Mutter Hand dabei ergreifend und sie streichelnd, „Geld im Ueberfluß, daß wir was Ordentliches damit beginnen können.“

„Du? — aber woher?“ rief der Vater erstaunt.

„Das erzähl' ich Euch Alles nachher,“ jubelte jetzt Georg, — „heute gehen wir vor allen Dingen nach San Francisco zurück, damit Mutter und Schwesterchen nicht wieder im Freien zu schlafen brauchen, und dort bereden wir mit meinem alten Freunde, der Californien genau kennt, was wir beginnen können.“

„Aber wie heißt der, und wo ist er jetzt?“

„Er hat einen sonderbaren Namen,“ lachte Georg, „er heißt Falsch, besitzt aber ein treues, braves Herz, und jetzt — lieber Gott, in der Freude, Euch wiederzufinden, habe ich ihn ja ganz vergessen — wird er bei meinem Golde und dem Gewehr zurückgeblieben sein.“

Der Vater zögerte noch einen Augenblick. — Er schien nicht recht zu wissen was er aus dem etwas verworrenen Bericht des Kindes machen sollte. Endlich aber lenkte er doch den Bogen wieder um und fuhr, während Georg noch immer drin-

nen bei der Mutter blieb, und von Hector bellend umsprungen, den Weg nach der Mission zurück.

Als sie aber die Stelle erreichten wo Georg seinen alten Freund zurückgelassen, war er fort von dort — auch seine Büchse und sein schweres Bündel mit dem Golde darin. Wie er aber aus dem Wagen sprang, und sich erstaunt nach ihm umsah, entdeckte er ihn drüben auf dem anderen Hügel, nach San Francisco zu, wohin er indessen schon, die schwere Last allein tragend, vorangegangen war.

„Dort geht er!“ rief der Knabe freudig — „dort oben wird er auch gewiß auf uns warten. — Er hat uns schon mit dem Wagen umdrehen sehen.“

Das kleine Fuhrwerk hielt jetzt den Hügel wieder hinauf, den sie eben erst heraufgekommen, fuhr etwa zwanzig Schritt oberhalb dem Steg durch den Bach, und lenkte dann wieder in den San Francisco-Weg ein. Aber selbst hier hatte der Alte nicht auf sie gewartet, sondern war noch den nächsten höheren Hügel, der die Mission überschaute, und wo die Büchse begannen, vorangestiegen. Dort oben aber sah er jetzt, hatte seine Last neben sich gelegt, und trocknete sich den Schweiß von der heißen Stirn.

Der Weg war indessen ziemlich leer geworden; nur einzelne Reiter galoppirten noch dann und wann vorüber.

Der Wagen konnte den steilen Gang aber nur sehr langsam hinauffahren, und Georg's Mutter war ebenfalls angestiegen und schritt mit dem kleinen Mädchen, an Georg's Arm, hinter dem Fuhrwerk drein. Georg aber mußte ihr indessen, wenigstens mit flüchtigen Worten erzählen, wie es ihm gegangen, und sie konnte nicht satt werden, das liebe, schon fast verloren gegebene Kind wieder reden zu hören, und den wackeren Knaben dabei gesund und frisch und kräftig neben sich zu sehen.

So erreichten sie endlich den oberen Ramm des Berges, von wo aus sie wieder eine Strecke besseren Weg, und zwar hügelein hatten. Dort saß der Alte, etwas abseits vom Wege, neben den beiden Bündeln und Gewehren, und erwartete die Nahenden. Wie es aber Georg vorkam, sah er ganz erschrecklich bleich aus, und schaute still und schweigend vor sich nieder.

Georg's Vater hatte indessen schon genug von seinem Knaben erfahren, um zu wissen, zu wie großem Danke er dem alten Mann verpflichtet sei. Das kleine Fuhrwerk deshalb aus dem Gleis lenkend, damit es anderen, vielleicht des Weges Kommenden nicht im Wege sei, warf er den Bügel über den Nacken des geduldigen Pferdes, und Alle gingen auf den Alten zu.

„Das ist er, Vater,“ rief da Georg schon von Weitem, „ohne dessen Hülfe ich Euch wohl schwerlich in dem fremden Lande wieder gefunden hätte. — Das ist der alte Mann, der an mir gehandelt hat, als ob er mein eigener Vater gewesen wäre.“

Der Alte war aufgestanden, und Georg's Vater, der auf ihn zusprang, seine Hand ergriff und herzlich schüttelte, sagte mit tiefer Rührung im Ton:

„Mein lieber Herr — ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Ihnen je im Leben das Alles wieder danken soll, was Sie an dem Jungen da gethan. Möge Ihnen das für jetzt einige Genugthuung gewähren, gute Menschen unsagbar glücklich gemacht zu haben.“

Der Alte hielt die ihm gebotene Hand fest und wie eisern in der seinen. Er sah dabei den Sprechenden mit seinen hellen

blauen Augen an — aber er sprach kein Wort, und sein Blick schweifte nach der Frau hinüber.

Auch diese eilte zu ihm hin, ihm die Hand zu schütteln, aber den ausgestreckten Arm hielt sie frei in der Luft — ihr Blick haftete hier — fast erschreckt auf dem des Fremden.

Da streckte dieser langsam den eigenen Arm gegen sie aus, ergriff ihre Hand und sagte leise:

„Marie!“

„Vater — Vater!“ schrie da die Frau in jubelnder Lust, und hing auch schon schluchzend an seinem Halse.

„Großvater?“ rief Georg, der in Staunen, Schreck und Freude gar nicht wusste, ob er wache oder träume — „daß — das ist der Großvater — und hat mir die ganze Zeit kein Wort davon gesagt, und mich den Großvater wie eine Stecknadel in ganz San Francisco suchen lassen.“

„Mein Kind — mein liebes Kind!“ sagte da der alte Mann, der an seiner Brust liegenden Tochter die Stirn wieder und wieder küssend. Dann aber streckte er Georg's Vater, während er sein Kind nicht aus den Armen ließ, noch einmal die Hand entgegen und sagte herzlich:

„Willkommen in Californien, John Dakley. Der Vater eines so wackeren Jungen, wie der Wildfang dort ist, muß auch ein braver Mann sein, und ich danke Gott, daß er uns hier zusammengeführt hat — und hoffentlich von jetzt an nie mehr zu trennen.“

„Mein lieber, lieber Vater.“

„Was böse Menschen, wie ich jetzt sicher glaube, zwischen uns für Unfrieden angerichtet haben,“ sagte der Alte, „vergebe ihnen Gott, der sie doch nur zu seinen Werkzeugen benuzt hat, um Alles nachher zum Besten hinauszuführen. — Daß Ihr aber selber

von jetzt an keine Noth und Sorge mehr kennen sollt, dafür laßt den alten Hardy sorgen — wenn überhaupt der Bursche da nicht schon den Grund dazu gelegt hat.“

Die beiden Männer schüttelten sich stumm und herzlich die Hand, dann reichte der Alte aber auch dem Knaben die rechte und sagte:

„Und nun, mein Bursche, werden wir doch wohl noch einmal nach Sacramento fahren müssen — wenn auch gerade heute nicht — und Moskito und Poney von dort herüber holen. Die dürfen wir doch nicht im Stiche lassen.“

„Aber, Großvater!“ rief da Georg, „daß war nicht recht — Du hast mir doch gesagt, daß Dein Name Falsch wäre.“

„Nun?“ — schnunzelte der Alte — „hab' ich da gelogen? — war er denn nicht falsch?“

„Ja, wenn Du's so gemeint,“ sagte der Knabe, und sah verlegen vor sich hin — „dann war's freilich so.“

Und nun nahm der Mann das kleine Mariechen, das sich gar nicht vor ihm fürchtete, auf den Arm, und küßte und herzte es, und nannte es schmeichelnd seine kleine Californierin, und schon neigte sich die Sonne dem Horizont, ehe die glücklichen Menschen nur an den Ausbruch dachten.

Das Gold und die Gewehre wurden jetzt in den Wagen gelegt, und Mariechen ebenfalls hineingesetzt, da es in dem tiefen Sande für das Kind zu mühselig gewesen wäre, zu gehen, und auf dem Heimwege nach der Stadt mußte jetzt Georg's Vater erzählen, wie er damals sein Geschirr verlassen hatte, daß ihn Georg nachher nicht wiederfinden konnte. Das war übrigens einfach genug.

Während er auf den Knaben wartete, überholte sie ein anderer, ebenfalls zurückgebliebener Wagen, und da sich das

Wetter so entseßlich anstieß, und immer mehr Schnee zu fallen schien, die Frau aber ernstlich krank zu werden drohte, durfte er das freundliche Anerbieten der Reisenden, Frau und Kind mit sich zu nehmen, nicht zurückweisen. Gern hätte er freilich selber sezt allein auf seinen Knaben gewartet, aber er konnte die Frau auch nicht ohne seine Pflege lassen. Damit aber Georg wisse, wo sie geblieben seien, heftete er einen Zettel oben fest auf die Leinwand des zurückgelassenen Geschirrs, auf dem er ihm meldete, daß er an dem Ausfluß des Featherriver, der in den Sacramento mündet, auf ihn warten wolle. Unglücklicher Weise fand freilich ein Trupp herumstreifender Indianer das verlassene Geschirr, und wie diese das Papier dort halbzerissen und dann zusammengedreht als Kopfschmuck gebraucht hatten, wissen wir ja.

Georg war mit seinem Begleiter in jener Nacht an dem Orte vorbeigeritten, wo die Eltern auf ihn warteten, und hatte sie auch später auf dem Rückwege verfehlt, weil sie des besseren Weges halber an das andere Ufer des Sacramento übergesetzt waren.

Daß sie nachher den Großvater nicht in San Francisco erfragen konnten, erklärte sich insofern, da dieser dort gar nicht wohnte, auch keine Wohnung dort hatte. Aber in San José, der zweit bedeutenden Stadt in früherer Zeit in Californien, hatte er eine große trefflich eingerichtete Farm, und diese nur für den Augenblick einem Verwalter übergeben, um seine Kinder, wenn sie über die Berge kämen, vielleicht zu treffen, oder wenigstens Nachricht von ihnen zu bekommen.

Der Weg, den Georg's Vater dabei am linken Ufer des Baches hinab eingeschlagen, war ein ganz falscher, wie der Mann, der Georg nicht helfen wollte, zu seinem Schaden

erfuhr, indem sein Geschirr in einen Abgrund stürzte. Der Wagen, mit dem sie von dort weiter gingen, kreuzte auch den Bach, und hielt in das andere Thal hinab, wo sie allerdings sicheren und guten Weg hatten, aber dadurch auch von Georg und seinem Begleiter verfehlt wurden.

Aber jetzt war das Alles überstanden: alles Leid, jede Beschwerde vergessen, und die glücklichen Menschen zogen nun mit leichten fröhlichen Herzen nach San Francisco zurück.

Von dem Augenblicke an aber sorgte der alte Mann für sie, brachte sie, trotz allem Sträuben von Georg's Vater, in einem guten Hotel unter, und stattete sie vor allen Dingen wieder mit Wäsche und Kleidern ordentlich aus. Drei Tage später aber, während Georg Abends seine erlebten und überstandenen Abenteuer erzählen mußte, zog die kleine Caravane wieder denselben Weg über die Mission hinaus, nach San José, und dort nahmen sie Besitz von Großvaters Farm, die jetzt gemeinschaftlich bewirthschaftet werden sollte.

Vorher ließ sie der Alte allerdings noch einmal auf ein Paar Tage allein, und fuhr nach Sacramento hinüber, seine Thiere — das Poney und Moskito — wieder einzulösen, und oben in den Minen das Zelt, und was sie sonst dort zurückgelassen, zu verkaufen. Dann aber verlebten sie auch die ganze Regenzeit — den Californischen Winter — in ungetrübtem Glück auf der trefflich eingerichteten Farm, und hatten da bald all' das Leiden, all' den Schmerz, den die Trennung über sie gebracht, vergessen.

Georg arbeitete allerdings dort fleißig mit, und schien sich bald in dem altgewohnten Leben des Ackerbaues glücklich zu fühlen. Nur wie das Frühjahr wieder in's Land brach und mit jedem Tag fast neue Gerüchte von frisch entdeckten reichen

Goldminen sie erreichten, fing er ihm an in den Gliedern zu zucken, und er sprach davon, sein „Glück“ noch einmal zu versuchen. Er konnte den gefundenen Goldklumpen noch nicht vergessen.

Sein Vater war freilich damit gar nicht einverstanden, der Alte aber lachte und sagte:

„Laßt ihn nur gehen. Das ist das beste Mittel, ihm alle Lust an den Minen zu benehmen, denn er kann lange hacken und graben, ehe er einmal wieder solches Glück hat wie damals.“

Er schenkte ihm auch Moskito, sein Gepäck zu tragen, und gab ihm einen der Farmleute mit, auf den er sich verlassen durfte, so daß Georg mit Zelt und allem Nothigen ausgestattet, einen neuen ordentlichen Goldwäscher Versuch machen konnte. — Der Alte hatte aber recht gehabt.

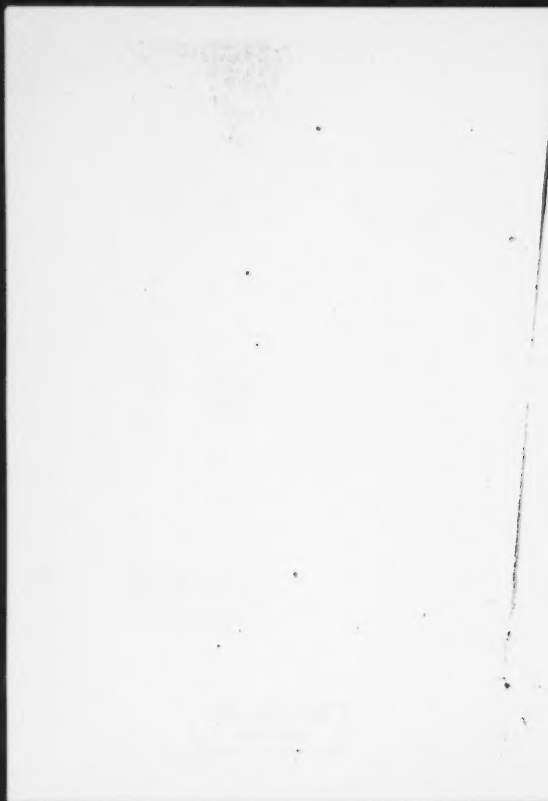
Zwei Monate blieben die Beiden wirklich in den Bergen, und arbeiteten tapfer und unverdrossen. Wenn sie aber auch verdienten, was sie nothwendig brauchten, wollte ihnen das Glück doch nicht wieder lächeln, wie zu jener Zeit. Außerdem hatte Georg jetzt eine Heimath, zu der er sich zurückkehrte. So bekam er dann das rauhe Leben in den Bergen bald herzlich satt. Sein Begleiter war ebenfalls nicht das erste Mal in den Minen, und früher dort ebensowenig glücklich gewesen wie jetzt. Sobald also die Beiden fanden, daß sie daheim bei ruhiger und geregelter Arbeit, wenn auch nicht mehr, doch ebenso viel verdienen konnten wie in den Bergen, ohne sich dabei solchen Beschwerden aussetzen, gaben sie das Minenleben auf, verkauften Zelt und Handwerkszeug an frische Einwanderer und kehrten zu der Farm zurück, wo sie mit Jubel und herzlichster Freude empfangen wurden.

Von der Zeit an hat Georg seine Eltern nicht wieder verlassen. Der Ackerbau in Californien hob sich mehr und mehr, und während er jetzt seinem Vater und Großvater half die Felder zu bestellen, und nach den Viehheerden zu sehen, wurde aus dem kleinen Goldgräber mit den Jahren ein ganz tüchtiger Farmer oder Landwirth, den seine Nachbarn achteten und liebten, und auf den seine Eltern stolz sein durften.



In Mexico.

Georg Homb.



In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

(Erster Theil.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

	Seite
1. Verhiebene Parteien	1
2. Die Pandung des Kaisers	38
3. Auf Chapultepec	79
4. Die Kirche und ihre Töchter	109
5. Die Tertulia	155

Zweiter Theil.

6. Beim Hefreier	193
7. Die Conservativen	222
8. Am heiligen Abend	263
9. Ein Entschluß	299
10. Die Wirkungen des Decrets	327
11. Täuschungen	360

1.

Verschiedene Parteien.

Am 30. Mai des Jahres 1864 war die erste Etage des großen und schönen Hauses in Mexico, das der General und frühere Präsident Miramon mit seiner jungen Frau bewohnte, festlich erleuchtet, und die geschäftige Dienerschaft noch in voller Arbeit, um die verschiedenen Säle für den Empfang der erwarteten Gäste in Stand zu setzen. Im Spielzimmer wurden die Tische arrangirt und die Lichter angezündet; im großen Saal rückte man das Instrument etwas von der Wand ab, und Alles verrieth, daß der Besuch ein sehr zahlreicher und auch äußerst glänzender sein würde — keine der gewöhnlichen Tertulias, die in der letzten Zeit fast wöchentlich eine Anzahl von Freunden wie Gesinnungsgenossen in dem gast-

lichen Haus des jungen Kriegers und Staatsmannes versammelt hatten.

Es war auch in der That eine bewegte und lebendige Zeit in Mexico — dies Frühjahr von 1864, denn es schien fast, als ob es Frühling im ganzen Lande werden, und Krieg und Blutvergießen, die ihre Schrecken seit langen Jahren über die schöne Erde gegossen, nun doch ein Ende nehmen sollten.

Allerdings standen die Franzosen überall im Land; das Blut, das ihre Waffen vergossen, rauchte noch aller Orten in den Thälern — mexicanisches Blut, den Herzen Derer entströmt, die sich den fremden Usurpatoren fest entgegen geworfen und ihr eigenes Vaterland, den eigenen Herd vertheidigt hatten; aber daran war man ja in Mexico gewöhnt. So lange die jetzige Generation lebte, hatte sie es — mit kurzen Unterbrechungen vielleicht — nie anders gesehen und gekannt, und was deren Eltern erzählten, drehte sich nur ebenfalls um Geschichten von Revolutionen und Pronunciamentos, um Erpressungen und Executionen. Sie wußten es nicht besser, und von der übrigen Welt so ziemlich abgeschlossen, schien es fast, als ob ein anderer staatlicher Zustand gar nicht denkbar sei.

Ähnlich wie jetzt war es dabei schon im Land, schlimmer freilich noch nie gewesen. Denn wie zu Zeiten der Spanier drang ein fremdes Heer herein und benutzte die eine Partei, um mit deren Hilfe die andere zu schlagen und zu unterjochen. Auch war ein Ende dieses Kampfes kaum vorauszusehen, konnte wenigstens noch lange Jahre dauern, und mußte dann Mexico vollständig ruiniren.

Da plötzlich zeigte sich Rettung, und wie ein schönes, wunderbares Märchen klang es fast, denn drüben, weit drüben über dem Meere, in einem fremden Welttheile, auf hohem, die See überschauendem Felsenschloß, hatte ein Fürstensonnen eingewilligt, die Zügel ihres Landes in die Hand zu nehmen, und schon, wie das Gerücht ging, trug ihn die Welle ihrem Ufer entgegen.

Es war eigenthümlich, welchen Eindruck diese Nachricht auf alle Parteien — wenigstens für kurze Zeit — hervorbrachte. Wie das Läuten der Friedensglocken die Streitenden trennt und sie dem Klange horchen, so schienen sich auch hier die Parteien für kurze Frist geeinigt zu haben, um wenigstens erst einmal den neuen Zustand der Dinge anzuschauen.

Das eigentliche Volk sehnte sich übrigens

nach Frieden, und wer ihn brachte, war willkommen; jede der anderen Parteien aber hoffte den neuen Fürsten ihrer Seite zu gewinnen, und selbst zahlreiche Führer der Liberalen, die bis dahin noch auf des zurückgetriebenen Juarez Seite gestanden, waren es müde geworden, das schöne Land zu Nichts als einem Schlachtfeld zu verwenden, auf dem sie den Boden ewig mit Blut düngten, ohne je ein Saatkorn hinein zu legen oder eine Ernte zu ziehen.

Ob die Führer der Parteien nicht ihre Absichten und Pläne dabei hatten und allein nach dem Grundsatz handelten, kein Mittel zu scheuen, um nur ihre Zwecke zu erreichen, sollte erst die Zeit enthüllen — jetzt zeigte sich, wenigstens äußerlich, Nichts davon, und in der Hauptstadt selber schien Alles nur von dem Wunsch beseelt, die neue Monarchie in Kraft, in's Leben treten zu sehen. — Wie es nachher wurde — wen in dem ganzen weiten Reich hätte das gekümmert? Welcher Einzelne von all' den Hunderttausenden der spanischen Colonisten in ganz Amerika sorgte sich um das nächste Jahr, ja nur um den nächsten Tag, und eine neue Regierung? was hinderte sie, dieselbe wieder abzuschaffen, sobald sie ihnen nicht behagte? es war ja doch weiter Nichts als

ein Versuch. Daß irgend Jemand so thöricht sein könne, mit vollem und heiligem Ernst an eine solche Sache zu gehen und sein ganzes Leben, seine Ehre, sein Alles dafür einzusetzen, wäre ihnen nicht einmal im Traum eingefallen, selbst wenn sie nur einen Begriff von dem gehabt hätten, welchen Werth das Alles für einen europäischen Prinzen haben mußte.

Nur unter den höheren Klassen des Staates herrschten hier und da noch Zweifel, und Solche besonders, die mit den außermexicanischen Verhältnissen nur ein klein wenig vertraut waren, konnten es sich nicht denken, daß ein österreichischer Prinz, von Frankreich aufgefordert, sein ruhiges Asyl daheim verlassen sollte, um sich einen Palast über dem Krater eines Vulkans zu bauen. Das eigentliche Volk aber hatte keine solchen Bedenken, — es erwartete den versprochenen Kaiser und jubelte ihm schon von vornherein entgegen.

Allerdings stand mitten in der Stadt der alte Palast Iturbide. Das war auch ein Kaiser gewesen, — der Erste, seit Mexico das spanische Joch abgeschüttelt, und sein Blut hatte den mexicanischen Boden gefärbt, mexicanisches Geschloß sein Herz durchbohrt — aber Niemand dachte

baran, zwischen den beiden Kaisern, die ihren Thron inmitten einer Republik aufpflanzen wollten, eine Parallele zu ziehen, während die mexicanische *hauts volés* schon im Vorgenuß all' der Herrlichkeiten schwelgte, die ihr ein Kaiserreich ja im natürlichen Verlauf der Dinge bringen mußte. Waren sie doch gerade die eigentliche und einzige Aristokratie im Lande, ohne welche nun einmal kein Hof bestehen konnte — und was die politischen Schwierigkeiten betraf, ei! das blieb Sache des Kaisers wie seiner Räthe, und sie dachten nicht daran, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

General Miguel Miramon stand, wenn auch in vollständiger Toilette, sich aber um die Vorbereitungen in seinem Hause wenig kümmernd, und nur aufmerksam eine vor ihm ausgebreitete Karte von Mexico betrachtend, in seinem Zimmer.

Er war von jeher eine der Hauptstützen der Merikalen Partei gewesen, und gerade diese hatte die Berufung des Kaisers am stärksten und unermüdblichsten betrieben, weil sie besonders auf einen österreichischen Prinzen ihre größte Hoffnung setzte. War nicht von dem Republikaner und Indianer Juárez *) die Kirche, und damit,

*) Der Name wird Chüarez gesprochen, mit dem Hauchlaut, wie ihn die Holländer oder Schweizer haben.

ihrer Meinung nach, die ganze Religion unter die Füße getreten worden? Hatte er nicht die Kirchengüter confiscirt, ja sogar den Priestern verboten, in ihrem Ornat auf der Straße zu erscheinen? Durfte denn selbst unter seiner Regierung nur noch eine Procession die Stadt durchziehen, oder das Allerheiligste offen und frei einhergetragen werden? Das Letztere hatten nun allerdings die Franzosen schon wieder beseitigt, seit sie Juarez nach Norden hinaufgejagt und unschädlich gemacht, aber die Liegenschaften der Kirche befanden sich noch immer in den Händen von Laien, die Gewalt selber hatten sie noch nicht zurückgewinnen können, und dazu sollte und mußte ihnen jetzt Maximilian helfen. Er mußte, denn nur durch sie war er auf den Thron berufen — nur durch sie konnte er sich, wie sie glaubten, halten.

Miramon dachte aber jetzt nicht an die Interessen der Geistlichkeit, wenn sie auch mit den seinigen vielleicht Hand in Hand gingen. Die Linke auf den Tisch gestützt, mit dem Zeigefinger der Rechten den Punkt bezeichnend, wohin die Franzosen seinen alten Feind und politischen Nebenbuhler Juarez getrieben, und wo er in dieser Zeit nur noch einen Rang wachte, dem

schon keine Nacht mehr zur Seite stand, schweiften seine Gedanken dort hinauf und suchten die Möglichkeit eines entscheidenden Sieges zu erfassen. Und sollte Juarez noch einmal versuchen, von dort herauszubrechen? Es war nicht denkbar — wenigstens jetzt nicht, wo das Land von französischen Soldaten schwärzte, und neue Kriegsschiffe mit dem Kaiser jeden Tag erwartet wurden. Selbst die schwankenden Mexicaner hätten sich dem Flüchtigen in dieser Zeit nicht wieder angeschlossen, und war da jetzt nicht vielleicht der Augenblick gekommen, wo man ihn, den gefährlichsten Gegner, von seinem nördlichen Fluchtweg abschneiden und völlig unschädlich machen konnte? „Stand aber Juarez nicht mehr im Weg“ — ein leises, kaum merkbares Lächeln legte sich um die feingeschnittenen Lippen des jungen Mannes, und er hob sich hoch empor und schüttelte die vollen schwarzen Locken aus der Stirn. Da hörte er einen leichten Schritt in seinem Zimmer, oder vielmehr das Rauschen von Gewändern, und sich rasch darnach wendend, bemerkte er seine im vollen Glanz des Abends strahlende Gattin in der Thür.

Es war ein selten schönes Paar, wie sie Beide da einander gegenüberstanden, in voller

Jugend, von Licht und Glanz und Glück umgeben, mit allen Gütern der Erde gesegnet, und ihrer bevorzugten Stellung im Leben sich dabei vollbewußt. Er, wie sie, hoch und schlank gewachsen, sein männlich intelligentes Gesicht von einem vollen Schnurr- und starken Knebelbart geziert, mit offenem Auge und einer hohen Stirn, mit kühn geschnittenen Brauen, wobei selbst das nicht störte, daß die linke um ein wenig höher auflief als die rechte. — Sie dagegen mit jedem Zauber holder Weiblichkeit übergossen und dennoch stolz und hoch wie eine Königin mit ihrem weiten wallenden Gewande, den blendend weißen Hals, wie das rabenschwarze Haar von Edelsteinen geschmückt, und deren blühender Glanz trotzdem von den wahrhaft zauberischen Augen des schönen Weibes übertroffen.

„Und willst Du nicht herüberkommen, Miguel?“ sagte sie jetzt mit leiser wohlklingender Stimme — „oder“ — setzte sie rascher und besorgt hinzu, „hast Du etwa neue und schlimme Nachrichten erhalten, daß Du wieder über Deinen Karten brütest? Ist etwas vorgefallen? Verheimliche es mir nicht.“

„Nein, mein Kind,“ sagte ihr Gatte, indem er lächelnd mit dem Kopf schüttelte, und sein

Auge mit Stolz und Freude auf ihr ruhte, „Nichts wenigstens, was uns auch nur die geringste Besorgniß einflößen könnte.“

„Und doch,“ erwiderte sie ernst, „dächte ich, hätten wir Grund genug dazu, denn Alles jubelt jetzt dem Kaiserreich entgegen.“

„Und kennst Du unsere lebenswürdigen Landsleute nicht?“ lächelte Miramon, „sie sind entzückt über jedes Neue, das sich ihnen bietet, und jetzt nun gar der Glanz eines neuen Hofes, der ihnen zwei Wünsche auf einmal befriedigt: zuerst die Festlichkeiten beim Einzug der Majestäten, und darnach die erhoffte Befreiung von den Franzosen, die allerdings anfangen ein wenig unverschämt aufzutreten.“

„Und gerade das beruhigt Dich?“

„Gewiß, wenn der Kaiser überhaupt kommt.“

„So zweifelst Du noch daran?“

„Dieses Kind,“ sagte achselzuckend Miramon, „wenn das, was wir hier, allerdings noch unvollständig, von den Vorschlägen wissen, die Napoleon dem österreichischen Prinzen gemacht hat, und wonach dieser übernommen haben sollte die Kosten der französischen Besatzung zu tragen, so müßte er sich, um dies zu ermöglichen, auch einen ganz ungewöhnlichen Finanzmann oder

eine sehr große Cassa mitbringen. Ich wenigstens hätte mich auf Derartiges nie im Leben eingelassen, und wie mir scheint, ist auch Maximilian stutzig geworden. Doch wir werden ja sehen, und wie sich Alles nachher gestaltet — quien sabe?*)

„Er kommt, darauf kannst Du Dich verlassen,“ sagte die junge Frau mit blühenden Augen, „es ist nicht leicht, eine Kaiserkrone auszuschlagen.“

„Und doch wohl leichter, als sie zu behaupten.“

„Das kommt auf den Mann an, der sie trägt,“ rief das schöne Weib, und ihr Auge suchte stolz die Blicke des Gatten. „Unser Volk hat diese blutigen Revolutionen satt, und wenn er die Sache ein klein wenig klug anfinge, — aber es ist eine Schmach und Schande für Mexico, solcher Art einen Fremden in das Land zu rufen. Haben wir denn nicht selber Männer,

*) Das Quien sabe — wer weiß es — ist ein in allen panischen Colonien fast bei jeder Gelegenheit gebrauchtes Wort, und dient als Ausrede, Entschuldigung, Befragung, Verneinung und in zahllosen anderen Fällen. Es entspricht auch vollkommen dem Charakter dieser Stämme, die sich leicht und rasch über alles ihnen Unbequeme hinwegsetzen.

die werth und würdig wären an die Spitze des Volkes zu treten?"

Miramon schüttelte mit dem Kopfe. „Und was hülfte es," sagte er, „die letzten Jahrzehnte haben bewiesen, daß nur eine Revolution der andern folgte. Nein, ich selber stimmte mit für den fremden Kaiser, denn unser sehr souveränes Volk muß erst einmal durch Schaden klug werden. Nachher arrangirt sich vielleicht Alles viel leichter, als wir jetzt selber glauben."

„Souveränes Volk," sagte die junge Frau verächtlich, und ihre dunkeln Brauen zogen sich zusammen — „eine teigähnliche Masse ist es, die eine geschickte Hand in jede nur beliebige Form kneten kann."

„Zu viel Hefe drin, Schatz," lachte Miramon, „zu viel Hefe drin, wenn wir das Bild denn einmal beibehalten wollen. Es wirft Blasen nach allen Seiten und zerfließt sich selber. Aber ich glaube wahrhaftig, unsere Gäste kommen. Laß die Politik, Querida, oder — überlaß sie mir. Sie gehört nicht für das Haus — und besonders nicht für die jetzige Zeit. Wer auch Etwas thun wollte, könnte es nicht und muß ruhig abwarten wie sich Alles stellt: Wir sowohl hier in der Hauptstadt, im augenblicklichen Sonnenschein des Sie-

ges, wie der alte Panther da oben im Norden, der mit einer, nicht zu gering anzuschlagenden Elasticität vor unseren Waffen zurückweicht, ohne ihnen mehr als aus dem Wege zu gehen. *Paciencia amiga* — unsere Zeit kommt vielleicht auch wieder, und bis dahin wollen wir der Welt dieselbe freundliche Stirn zeigen, die sie bis jetzt gewohnt gewesen ist an uns zu sehen. — Ich glaube, ich höre schon Gäste auf der Treppe.“

Miramón hatte sich nicht geirrt — die Gäste trafen allerdings ein, und wenn auch anfangs noch vereinzelt, fuhr doch bald Wagen nach Wagen vor, so daß es rasch in den lustigen Räumen von gepudten Herren und Damen wogte. Und welchen Glanz der Toilette entfalteten die letzteren! Aber auch die Herren prangten im höchsten Staat, sowohl die im Civil mit Orden geschmückt, wie des Militär in reichgestickten mexicanischen wie französischen Uniformen. Ja selbst die hohe Geistlichkeit fehlte nicht und stach mit ihrer bunten, fast weibischen Tracht nur wenig von den Damen selber ab.

Das summite und wogte durcheinander, ein wunderbar blißendes und lebendiges Bild voller Lust und Leben, und wer hier einen Blick in den Saal geworfen, hätte wahrlich nicht geglaubt,

daß ein, kaum zu einem Abschnitt gelangter und nichts weniger als beendeter Bürgerkrieg das Land zerreiße, und selbst die Existenz dieser von Pracht und Glanz strahlenden Gestalten bedrohe.

In der That waren aber an dem Abend und in den Sälen Miramon's fast alle die Großen und Größen des neu zu schaffenden Reiches versammelt. Dort der kleine und magere aber sehr lebendige Mann, mit vollem Bart, aber kurz geschnittenem Haar, mit kleinen wässerigen, aber doch stehenden Augen, in einer mit Goldstickerei fast bedeckten Uniform, der auf einen Stock gestützt durch den Saal hinkte, ist Leandro Marquez. Er war ein schon damals bekannter Bandenführer und ein treuer Kampfgenosse Miramon's — treu, wenigstens und aufrichtig in seinem Haß gegen den von Beiden gleich stark verachteten Indianer Juarez — ein strenger Anhänger der Kirchenpartei, aber auch zugleich seiner schamlosen Grausamkeit wegen berüchtigt.

Neben ihm der Hochwürdenträger der Kirche, mit der Dame des Hauses im eifrigen Gespräch, jener Mann mit dem klugen Gesicht und dem stolzen Blick, dem nur das breite Kinn und der etwas große Mund etwas Sinnliches gab, während seine kräftigen Glieder die weibische Spitzen-

tracht seines Standes umhüllte, war Labastida, der Erzbischof von Mexico.

Dort drüben, sich eifrig und lebendig mit ein paar französischen Officieren unterhaltend, lehnte ein großer stattlicher Mann, ebenfalls in reichgestickter Uniform, an der das Officierskreuz der französischen Ehrenlegion glänzte. Er sah mit seinem dunkelblonden, etwas dünnen Haar, und starken, ebenfalls blonden Aebeln und Schnurrbart fast nicht aus wie ein Mexicaner, und doch war es Oberst Miguel Lopez, der sich in manchem heißen Gefecht schon wacker hervorgethan, und auf besonders freundlichem Fuße mit der französischen Occupationsarmee stand.

Da plötzlich theilten sich die Gruppen, als der vorspringende Diener den Namen des Generals Bazaine nannte — Bazaine, in diesem Augenblick der Alleinherrscher von Mexico, der Repräsentant des mächtigen Kaisers der Franzosen; und Alles gab ihm Raum und bildete ein Spalier, durch das der General, leicht grüßend, hindurchschritt, um vor Allem die Dame des Hauses aufzusuchen.

Der General glänzte und blühte allerdings in dem Schmuck seiner Uniform und all' der Auszeichnungen, mit denen Napoleon seine Brust

bedeckt, aber der Ausdruck seiner Züge war kalt, ja fast hart, und nicht wie ein Soldat, nein, fast wie selber ein Fürst, durchschritt er den Saal, die ihm schuldigen Huldigungen entgegennehmend.

Bazaine war in der That in Mexico weit mehr gefürchtet als geliebt, denn wenn ihn auch die Partei herbeigesehnt, ja selber mit allen Kräften theils offen, theils heimlich unterstützt haben mochte, so kannte und haßte man in ihm doch den Fremden, der hier überhaupt viel mehr Macht gewonnen oder sich angemacht, als man je für möglich gehalten oder vorausgesehen hatte. Bazaine spielte gewissermaßen hier den Teufel, den der Zauberlehrling gerufen und nun nicht wieder bannen konnte. Und trotzdem brauchte man ihn, denn Juarez war weder todt, noch wirklich außer Landes getrieben, und die Mexicaner, während sich ihr Stolz gegen den Druck sträubte, fühlten doch, daß sie ihn noch nicht entbehren konnten. So erhofften sie denn allein durch ein selbstständiges Kaiserthum, in dem aber nur Jeder seine eigenen Wünsche verwirklicht sah, einen doppelten Schutz; einerseits gegen das Schreckbild der Liberalen, und andererseits selbst gegen den Mann, der ihnen für jetzt doch wenigstens diese in weiter Ferne hielt.

In Miramon's Haus waren in der That heute fast alle Repräsentanten jener beiden mächtigen Parteien vertreten, die den Liberalen entgegenstanden und deshalb vereint einen Kaiser herbeigerufen, wenn sie auch beide sehr verschiedene Interessen verfolgten: die Aristokratie oder, besser gesagt, die Conservativen, und die Geistlichkeit. Viele der Aristokratie gehörten aber auch der letzteren an, während es die Conservativen, obgleich sie die Herrschaft der Liberalen nicht dulden wollten, doch nicht ungern gesehen hätten, daß Juárez, der rücksichtslose indianische Advocat, die Macht der stets intrigirenden Priester gebrochen. Natürlich erwarteten sie aber auch von einem Kaiserreich, daß die Gewalt in ihren Händen bleibe, denn ihrer ganzen gesellschaftlichen Stellung und ihrem Reichthum nach gebührte sie ihnen. Daß sich der Kaiser den Liberalen zuwenden könne, ließ sich natürlich nicht denken.

Die Geistlichkeit dagegen glaubte vollständig sicher zu sein, daß der neue Kaiser, der Prinz eines streng katholischen Reiches, das selber eins der für die Kirche günstigsten Concordate mit Rom abgeschlossen, auch hier den Gewaltmaßregeln gegen die Religion und ihre Priester ent-

schieden entgentreten würde. Er mußte deshalb dem Zustand, den die Franzosen allerdings nicht geschaffen, aber doch gebuldet, ein Ende machen, er mußte mit ihnen gehen, und das konnte nur durch den Widerruf jenes Decrets geschehen, das der Kirche ihre Güter nahm und in profane Hände übertrug — es war das ja doch überhaupt Gotteslästerung.

Miramón, früher selber einmal Präsident des Staates, gehörte seiner Stellung nach allerdings den Conservativen an, stand aber im Herzen doch auf Seiten der Geistlichkeit — im Herzen? — vielleicht glaubte er auch seine eigenen Interessen am besten bei denselben vertreten, denn er kannte sein Vaterland zu gut, um nicht zu wissen, daß es nur zwei Wege gab, um darüber zu herrschen: entweder mit den Liberalen — d. h. mit dem Volke — oder mit der Geistlichkeit. — Ein Bündniß mit den ersteren widerstrebte aber seiner aristokratischen Natur, und es blieb ihm deshalb Nichts übrig, als es — vorläufig wenigstens — mit den Priestern zu halten.

Spaltungen herrschten übrigens unter allen Parteien, und wie die Liberalen den Conservativen und der Geistlichkeit entgegenstanden, und

die beiden letzteren nur auf eine Gelegenheit warteten, um einander wieder in die Haare zu gerathen, so waren sich der französische General Bazaine und der Erzbischof Labastida eben so feindlich gesinnt. Bazaine hatte allerdings manche, von Juarez gegebene und für die Geistlichkeit drückende Gesetze aufgehoben; so unter anderen das Verbot, daß die Geistlichkeit nicht in ihrem Ornat auf der Straße erscheinen dürfe, wie er ebenso die öffentlichen Processionen wieder gestattete; aber trotzdem sah er sich doch nicht im Stande, Alles zu thun, was man von ihm, als Vertreter des „allerchristlichsten“ Kaisers, verlangte. Er konnte und wollte nämlich den Verkauf der Kirchengüter, von denen sich die meisten schon in fremden Händen befanden, nicht wieder rückgängig machen; und als sich Labastida, der Erzbischof, in dem Gefühl seiner Unfehl- und Unantastbarkeit so weit vergaß, die französischen Soldaten einiger Uebergriffe wegen zu excommuniciren, zeigte ihm General Bazaine bald, wer eigentlich Herr im Lande sei. Er befand sich allerdings gerade im Norden des Reiches, um die Armee der noch bestehenden Liberalen aufzurollen und zu vernichten, kehrte aber augenblicklich nach der Hauptstadt zurück und zwang

dort ohne Weiteres den rebellischen Erzbischof, den eben noch von ihm excommunicirten französischen Soldaten eigenhändig und auf offenem Plage vor der Kathedrale den verweigerten Segen zu ertheilen.

Welchen Grimm der Geistliche dafür im Herzen gegen den allmächtigen General trug, läßt sich denken, aber was schadet das in einer großen Gesellschaft unter gebildeten Leuten! Als sich Labastida umwandte, um mit anderen Freunden zu verkehren, traf es sich, daß ihn Bazaine gerade passiren wollte. Beide Herren konnten einander nicht mehr ausweichen, ohne auffällig zu werden, und daran war allen beiden in der jetzigen Zeit, wo man einer Entscheidung fast täglich entgegensah, Nichts gelegen. Außerdem durfte selbst Bazaine dem Erzbischof nicht schroff entgegentreten, denn der schlaue Priester hatte sich an die rechte Quelle gewandt. Die Kaiserin Eugenie — die Beschützerin aller Pfaffen — war auch die seine geworden, und die letzten Briefe, die der General aus Paris erhielt, versäumten nicht, ihm die höchste Rücksicht für das „Haupt der Kirche in Mexico“ aufzuerlegen.

Und Labastida? Es gab vielleicht keinen

Menschen auf der Welt — den Indianer Juarez ausgenommen — den der Erzbischof aufrichtiger und ehrlicher haßte, als den französischen General Bazaine, aber Niemand würde in diesem Augenblick auch nur die Spur eines solchen Gefühls in seinen Zügen gelesen haben. Mit einem freundlich milden Lächeln wandte er sich gegen den Franzosen, und ihm die Hand zu-
streckend, sagte er:

„Nun, General, keine Neuigkeiten von unserem Freunde in Monterey oder da oben irgendwo im Norden?“

„Von Juarez?“ lachte der General, die gebotene Hand aber nehmend, „es wird lange dauern, ehe wir von ihm wieder Etwas erfahren, denn wir haben ihn das letzte Mal gründlich auf den Trab gebracht. Ich glaube kaum, daß seine jetzige Armee viel stärker ist, als unsere Gesellschaft heute Abend.“

„Unser Freund Miramon hat Geschmach,“ nickte der Erzbischof, „aber was ich Sie fragen wollte, ist keine Depesche von Vera-Cruz eingetroffen?“

„Von Vera-Cruz? nein, außer daß vor wenigen Tagen ein heftiger Norden dort geweht und einige unserer Schiffe gefährdet hat.“

„Also vom „Kaiser“ noch keine Nachricht?“
 „Kein Wort; aber ich glaube, daß wir ihn
 jeden Tag erwarten dürfen.“

Der Erzbischof neigte sein Haupt, bis sein
 Kinn die Brust berührte, und schritt dann zu der
 andern Seite des Saales hinüber, wo er Mi-
 ramon selber mit General Marquez und einem
 der höheren Geistlichen im Gespräch bemerkte.

Marquez war einer der erbittertsten Gegner
 der Liberalen, aber weniger des Systems, als der
 gerade am Ruder befindlichen Personen. Selber
 nur aus einer unbemittelten und niedrigen Fa-
 milie entsprossen, hatte er sich, mehr durch sein
 rücksichtsloses Vorgehen auf ein bestimmtes Ziel,
 als durch besondere Bildung oder andere Fähig-
 keiten, einen Namen in der mexicanischen Ge-
 schichte gemacht. Welche Mittel er dabei ge-
 brauchte, um seinen Zweck zu erreichen, war ihm
 völlig gleich, und er begrüßte deshalb den Ein-
 marsch der Franzosen, die ihm halfen, den In-
 dianer Juarez aus dem Felde zu schlagen, mit der-
 selben Freude und Bereitwilligkeit, wie er sich
 den Nordamerikanern oder irgend einem andern
 Volksstamme zur Unterdrückung des Landes würde
 angeboten haben, sobald er dadurch für sich
 selber Etwas zu erreichen hoffte. Vaterland?

den Begriff konnte er nicht, und in seiner eigenen Heimath war er der gefürchtetste der Bandenführer. Ja die Mexicaner hatten damals, als Forey gegen die Hauptstadt anrückte, und Marquez ihm mit seinen Schwärmen vorausellen wollte — selber den französischen Befehlshaber gebeten, die Hauptstadt zuerst von Franzosen besetzen zu lassen. Es waren das allerdings nur Fremde, aber die Bewohner von Mexico wollten sich doch lieber diesen, als ihrem eigenen Landsmann Marquez anvertrauen.

Uebrigens gehörte er, ebenso wie Miramon, der Partei der Geistlichkeit an, war aber trotzdem bis jetzt den Franzosen eine treue Stütze gewesen und hatte sich auch bei vielen Angriffen so tollkühn der Gefahr ausgesetzt, daß er für einen der tapfersten, wie auch begabtesten Generale galt, — so weit sich eben das Wort Begabung auf diese Kriege anwenden ließ. Sein großer Vorzug bestand darin, daß er eine außerordentliche Terrainkenntniß besaß und sie richtig anzuwenden wußte. Man wollte auch in Mexico behaupten, daß er früher Arriero oder Maulthiertreiber gewesen sei, wodurch er dann allerdings jeden Paß und Weg, jeden Fluß und Uebergang genau kennen mußte. In einem Lande

wie Mexico aber war Terrainkenntniß die wichtigste und nothwendigste Eigenschaft eines Führers, und wenn dieser dann noch außerdem Muth genug besaß, um unerschrocken voranzugehen, so konnte er seines Erfolges so ziemlich sicher sein.

Mehr und mehr füllten sich die Säle, und besonders trafen noch viele Herren der hohen Geistlichkeit ein, von denen Miramon keinen übersprungen hatte. Oberst Mendez, ein anderer sehr tapferer mexicanischer Officier, der sich aber weit weniger zur geistlichen Partei hielt als Miramon und Marquez, erschien ebenfalls, wenn auch etwas später als die Uebrigen, da er erst an diesem Tag von einer Recognoscirungstour aus dem Westen zurückgekehrt war.

Mendez trug aber eben so wenig wie Lopez den mexicanischen Typus, und auf den ersten Blick hätte ihn wohl Jeder für einen etwas sehr dunkelhäutigen Franzosen, oder auch vielleicht für einen Deutschen gehalten. Mit einem ziemlich runden Gesicht, mit braunem, nicht schwarzem Haar und einem Knebel- und Schnurrbart, verrieth nur die dunklere Färbung seines Gesichtes indianische Abkunft, und er hatte außerdem etwas entschieden Soldatisches in seinem ganzen Wesen. Er mochte übrigens, wie schon vorerwähnt,

von der Priesterwirthschaft nicht viel wissen, und stand deshalb auch nur wenig in Miramon's Gunst, aber er war ein wackerer Haudegen und haßte die Liberalen aus vollem Herzen — was Wunder denn, daß er sich den Franzosen, die er bald als tapfere Soldaten kennen lernte, mit voller Seele in die Arme warf. Wie die meisten seiner Landsleute jubelte er den Fremden entgegen, weil diese ihnen halfen, Rache an ihren persönlichen Feinden zu nehmen, und dachte nicht an eine kommende Zeit und wie es werden sollte, wenn diese einmal den Lohn für ihre Dienste verlangten. — Außerdem war er auch nur Soldat — die Politik mochte die Regierung besorgen und verantworten, und so lange er nur den Feind vor sich hertreiben konnte, lag ihm das Andere wenig genug am Herzen.

Miramon, der den Erzbischof auf das ehrerbietigste begrüßt und einige Worte mit ihm gewechselt hatte, wurde jetzt durch seine Eigenschaft als Wirth in Anspruch genommen. Viele der älteren Herren besuchten diese Tertulias nur, um ihre Partie dabei zu machen, und betrachteten jeden Augenblick, der ihnen daran gekürzt wurde, als unwiederbringlich verloren. Es blieb deshalb

Sache des Wirthes, sie in dem Arrangement zu unterstützen.

Eine kleine Gruppe mexicanischer wie französischer Officiere war eben im Begriff gewesen in eins der Vorzimmer zu treten, wo auf der Crebeng spirituose Getränke, wie Cognac und Xeres, als auch Wasser und Zucker zum allseitigen Gebrauche stand, als sie den Erzbischof auf sich zuschreiten sahen, und ihre Stärkung nach verschieben mußten, denn Monseñor konnten sie doch nicht gut mit dazu einladen.

Der Erzbischof befand sich in diesem Augenblick in einer ganz eigenthümlichen und nicht gerade angenehmen Stellung in Mexico, denn selbst aus dem bisher regierenden Regentschaftsrathe, den er mit Bazaine und Minister Salas bildete, war er gewissermaßen ausgestoßen worden — er wurde wenigstens nicht mehr zu den Berathungen gezogen, und in Folge einer Malice Bazaine's gegen ihn, auch der Ehrenposten von seiner Thür entfernt. Freundlich gestimmt konnte er deshalb nicht gegen die jetzigen Verhältnisse sein und war es auch wahrlich nicht, aber der Gesellschaft zeigte er trotzdem ein glattes Angesicht.

Mit seinem Blick überflog er die Gruppe, und wohl sah er da manche „Gutgesinnte“ — d. h.

der Kirche vollkommene Angehörige — aber doch noch sehr viele „Zweifelhafte“, ja Manche sogar, die er zu seinen entschiedenen Gegnern zählen durfte. Doch was that das? Das Oberhaupt der Kirche war es gewohnt, schwierige und oft sogar gefährliche Curven zu wandeln, und als sein Blick Obrist Lopez unter den Uebrigen erkannte, wandte er sich mit der ihm eigenen Deutseligkeit an diesen.

„Nun, lieber Obrist — guten Abend, meine Herren — ich habe Sie ja noch gar nicht wiedergesehen, seit Sie von Ihrem letzten wilden Zug zurückgekehrt sind. — Wie geht es Ihnen?“

„Diesmal war ich nicht so weit, Monseñor,“ lächelte Lopez, indem er sich aber doch zur Begrüßung straff und soldatisch emporrichtete. „Seit wir das Raubgesindel hier aus der Nachbarschaft trieben, hatte ich schon wieder die Ehre, in einer Soirée des Herrn Ministers Salas mit Ihnen zusammen zu treffen.“

„Ach ja — ach ja — in der That! war mir wirklich entfallen; aber Sie dürfen mir deshalb nicht zürnen, Herr Obrist. Wir leben in einer ernstesten Zeit, und unsere Gedanken werden unwillkürlich und immer nur unserer augenblicklichen precären Lage zugelenkt.“

Lopez war zerstreut, denn an der Schulter des vor ihm stehenden Geistlichen vorbei, erblickte er eine nicht in den Salon gehörende Gestalt, die er selber aber nur zu gut kannte. Es war anscheinend ein ganz gewöhnlicher Mexicaner aus den unteren Ständen, der sogar seine Serape nach der Landessitte so umgeschlagen trug, daß sie ihm den unteren Theil des Gesichtes verdeckte. In der Hand aber hielt er ein zusammengefaltetes Papier, und augenscheinlich suchte er irgend Jemanden im Saal.

Wie kam der Bursche hier in diese Räume, wie durch die Dienerschaft, und was wollte er? — suchte er ihn?

Der Erzbischof, dem Lopez' zerstreuter Blick nicht entging, wandte sich der Richtung zu, die dieser suchte, und war nicht minder erstaunt, den Peon*) in seiner Straßentracht, und wie er eben von der Straße kam, im Salon zu sehen. Aber dieser schien auch schon den, welchen er suchte, gefunden zu haben, und zwar General Miramon, der nicht weit vom Erzbischof an dem einen offenen Fenster stand. Auf diesen

*) Peon wird in allen südamerikanischen Republiken ein Diener genannt.

zugleitend, überreichte er ihm das Papier, da-
jedenfalls zu solcher Zeit, von einem solchen
Boten gebracht, etwas Wichtiges enthalten mußte.
Sobald er es aber übergeben, und ohne eine Ant-
wort abzuwarten, warf er den Blick zurück, als
ob er nicht gleich wisse, nach welcher Richtung
er sich wenden solle. Die hatte er jedoch bald
gefunden, und jetzt, dicht an Lopez vorbeigleitend,
flüsterte er ihm nur das Wort zu: „der Kaiser“,
und eilte jetzt, durch die ihm erstaunt Raum
gebenden Gäste, aus dem Saal. Allerdings
wollten ihn schon an der Thür die Diener noch
zur Rede stellen, aber er ließ sich mit ihnen gar
nicht ein, sprang die Stufen hinab und war im
nächsten Augenblick in der dunkeln Straße ver-
schwunden.

Die Aufmerksamkeit der Gäste wurde indessen
schon im nächsten Moment von einem andern
Gegenstand vollkommen abgelenkt, denn Mira-
mon, der nur einen flüchtigen Blick auf das
Blatt geworfen, trat rasch in die Mitte des Sa-
lons. Etwas Außerordentliches mußte geschehen
sein — man sah, er wollte sprechen, und Alles
drängte sich ihm zu.

„Meine Herren!“ rief der Wirth des Hauses,
das Blatt emporhebend, „soeben erhalte ich die

Kunde, daß Seine Majestät der Kaiser Maximilian in Vera-Cruz gelandet ist."

"Der Kaiser! Der Kaiser!" — wie das Wort durch die Versammlung rauschte und wogte. „Also doch," flüsterte es fast unbewußt von vielen Lippen, denn trotz Allem hatten noch Viele an der Verwirklichung ihrer Hoffnungen gezweifelt, und es — wenn auch vielleicht unausgesprochen — für unmöglich gehalten, daß irgend Jemand seine Heimath, Ruhe und Sicherheit verlassen könne, um die Zügel eines so verwilderten und bis in seine untersten Schichten hinab zerrütteten Volkes in die Hand zu nehmen.

Und was nun? blieben die Franzosen noch länger in Mexico, wenn der Kaiser die Regierung antrat, oder zogen sie ab? und was wurde dann in beiden Fällen?

Eigenthümlich war es, zu beobachten, wie die Thatsache, die Allen eine totale Umwälzung ihrer ganzen bisherigen Verhältnisse vor Augen stellte, für einen Moment fast lähmend auf die eben noch so geräuschvolle Gesellschaft wirkte. Kein Wunder auch; es blieb ein Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und jeder Einzelne auch bei der ganzen Wendung der Dinge halb mehr, halb weniger betheiligt — betheiligt aber

in jedem Fall. — Und was für Hoffnungen knüpften sich an die sie erwartende neue Welt!

Sie hatten wohl schon ein Kaiserthum in Mexico gehabt: der unglückliche Iturbide lag mit zerschossener Brust unter mexicanischem Rasen — das aber war doch etwas Anderes gewesen, kein wirklicher Fürst, sondern nur ein Mann, der lange in ihrer Mitte gelebt, ein einfacher General und nachher ein Kaiser mehr dem Namen nach, und nicht viel mehr als eben ein erblicher Präsident. Er kam und ging auch so rasch, daß man kaum recht darüber zur Besinnung, gelangte und nachher jagten zahllose Regierungen immer eine die andere und brachten nur Blut und Verderben über das ganze Land.

Und das sollte jezt Alles anders werden? — eine feste Regierung bestehen, ein Kaiser eintreten, der, wenn er im Lauf der Jahre starb, ohne Revolution seinem Erben den Thron überließ, oder einen Andern für sich einsetzte? — Der Zustand war zu neu, zu unsaßbar, als daß sie sich da gleich hätten hineinendenken können, und doch trat er in diesem Augenblick in's Leben.

„Seine Majestät der Kaiser ist in Vera-Cruz gelandet.“ Die Worte lauteten so kurz und

überzeugend, daß ein Zweifel daran unmöglich wurde. Außerdem hatte ja Miramon selber die Kunde erhalten, und der Bursche, der das Schreiben gebracht, war jedenfalls der Correo gewesen.

Dazaine allein schien die Ankunft des neuen Monarchen in dem nicht angenehmen Gefühl zu vergessen, daß General Miramon — ein Mexicaner, und nicht er die erste Botschaft erhalten. Aber von wem war sie ausgegangen, und wie war es möglich, daß man in Vera-Cruz versäumt haben sollte, ihm gerade zuerst das Wichtigste zu melden, was in diesem Augenblick das Land betreffen konnte.

Mit dem Erzbischof zusammen, der sich ebenfalls der Gruppe anschloß, trat er zu Miramon, um den Zettel mit eigenen Augen zu sehen, aber derselbe enthielt nur die wenigen Worte:

„Sieben läuft die Fregatte ein, die den Kaiser Maximilian an Bord hat.“ Es war nur ein Stück weißes Papier ohne Adresse, aber zusammengefaltete und rein, als ob es eben aus einem Couvert genommen wäre. Es enthielt auch keine weitere Bemerkung; nur unten noch die Zahl 28, die möglicherweise das Datum andeuten konnte — aber wie kurze Zeit hatte dann

freilich der Courier gebraucht, um hier heraufzukommen?

„Und ist Ihnen das Papier so übergeben worden, General,“ frug Bazaine, der es kopfschüttelnd in der Hand herumdrehte.

„Wie es da ist,“ sagte Miramon, „ich begreife es nicht recht — am Ende ein höchst ungeschickter Scherz, den sich Jemand mit uns erlaubt hat. Wir hätten den Boten nicht so rasch wieder fortlassen sollen.“

„Kannten Sie ihn?“ frug Labastida — Miramon verneinte es, Bazaine aber sagte:

„Mir kam er bekannt vor; ich habe das Gesicht jedenfalls schon gesehen.“

„Ich kann mich nicht erinnern,“ meinte Miramon, „und begreife außerdem nicht, daß man ihn so ohne Weiteres hereingelassen.“

Ein weiteres Gespräch wurde unmöglich, denn von allen Seiten drängten jetzt die Damen herzu, die sich natürlich nicht mit der einfachen Nachricht begnügen, sondern Näheres erfahren wollten. Miramon aber kannte den Zauber, mit dem er im Stande war dies unruhige, wenn auch sehr hübsche Völkchen zu bannen. Selbstverständlich hatte er ein Musikcorps engagirt, denn ohne Tanz gehen die jungen Damen an solchen Aben-

den nie nach Haufe; die Musiker mußten deshalb ihre Plätze einnehmen, und wie, inmitten der allgemeinen Aufregung, die nicht unmelodischen Töne der mexicanischen National-Hymne ertönten, regte sich kein Laut mehr, und eine wirklich feierliche Stimmung erfaßte Alle. War es doch auch ein feierlicher Moment: der erste Schritt zu einem neuen Leben, vielleicht zu Glück und Frieden in dem schwer geprüften Lande — aber diese Stimmung dauerte nicht lange. Wie nur die Hymne verklungen und die Musiker, nach kurzer Pause, eine muntere Habanera begannen, verschwand im Nu der ernste Ton. Das junge Volk hatte Musik gehört, und das ganze neue Kaiserreich erweckte ja für dieses Alter nur Bilder von Glanz und Lust, wie von sich aneinander reihenden Festlichkeiten. Was wußte es von dem Land selber und von dem darauf lastenden Jammer! halb schwappte und lachte und flüsterte und kicherte es wieder untereinander in vollem Jubel, und heller bligten und funkelten selbst nicht die Brillanten am Nacken und in den Ohren ihrer schönen Trägerinnen, als die Augen der wunderhübschen Mädchenschaft.

Und hatten die jungen Damen in Mexico nicht auch alle Ursache, mit dem neuen Stand der

Dinge zufrieden zu sein? Stelle ihnen nich Frankreich, außer ihren gewöhnlichen und eingeborenen Anbetern und Tänzern, schon allein ein ganzes Officiercorps zur Disposition, während der neue Kaiser doch jezt auch jedenfalls eine weitere Sammlung von jungen deutschen Officieren mit herüberbrachte? Und außerdem all' die bevorstehenden Festlichkeiten und Bälle — es war kein Wunder, daß sich eine fast übermüthige Laune ihrer bemächtigte und auf die übrige Gesellschaft ansteckend wirken mußte. Man erinnerte sich nicht, je einen vergnügteren Abend in Mexico verlebt zu haben.

Diese Heiterkeit erstreckte sich freilich nicht auf Alle, denn zu ernst trat das Leben in diesem neuen Abschnitt an Manche heran. Miramon selber hatte eine lange Unterredung mit dem Erzbischof Labastida, und selbst die älteren französischen und mexicanischen Officiere verhandelten eben so eifrig und die Gesellschaft gar nicht mehr beachtend mit Bazaine, denn wie plöblich war das Alles gekommen!

Wohl mußten Alle auf den jezt eingetretenen Fall schon vollkommen vorbereitet sein, und trotzdem waren doch so wenig wirkliche Vorbereitungen getroffen und noch von so Vielen die tatsächliche

Annahme und Ankunft des Kaisers bezweifelt worden, so daß Maximilian jetzt fast wie ein unerwarteter Gast in seinem eigenen Reiche erschien. Alles das mußte nun in einem Zeitraum nachgeholt werden, der kaum so viel Tage dazu gestattete, als man sonst und unter gewöhnlichen Umständen Monate gebraucht haben würde.

Miramón und Labastida besprachen freilich andere Dinge, denn der Erzbischof sah in seinem jungen, der höchsten Aristokratie des Landes angehörenden Freunde seine festeste Stütze. Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo die Wahl eines neuen Ministeriums die Richtung bezeichnen mußte, die das neue Kaiserreich zu nehmen gedachte — und konnte es eine andere als solche treffen, die ihm von den Conservativen wie der Geislichkeit vorgezeichnet wurde? — Es schien nicht denkbar. Diese gerade hatten den Kaiser berufen und all' ihren Einfluß aufgeboten um das Volk für ihn zu stimmen, nur mit ihnen konnte er sich deshalb auch halten. Es galt deshalb nur die Schritte anzubahnen, die gleich von Anfang an gethan werden mußten, um den jungen Kaiser zu bewahren, daß er nicht in falsche Hände gerieth.

Labaftida fürchtete es kaum, aber Vorſicht konnte trotzdem nicht ſchaden.

Unter den jungen Leuten war indeſſen der Kaiſer bald vergeſſen, oder lieferte doch nur erwünſchten Stoff zu lebendiger Unterhaltung. Die munteren Töne der Habanera erklangen und das junge fröhliche Volk gab ſich der Luſt des Tanzes mit ganzer Seele hin.

Die Landung des Kaisers.

Wenn man schon in der Hauptstadt Mexico erstaunt über die Ankunft des Kaisers war, wo man ihn seit Monaten erwartet und einen solchen Fall besprochen hatte, so überraschte Maximilian die Bewohner von Vera-Cruz noch viel mehr und auf das entschiedenste, denn gerade hier bestand fast die ganze gebildete Klasse der Bevölkerung aus fremden Kaufleuten, und hier gerade hatte man auch am allerwenigsten dem Gerücht geglaubt, daß ein österreichischer Prinz je dem Rufe eines Napoleon folgen werde. Besonders die Deutschen, von denen es sehr viele im Hafen gab, bestritten eine solche Behauptung, wenn auch noch so bestimmt von Mexicanern oder einzelnen Franzosen geäußert, auf das entschiedenste — und trotzdem war es geschehen.

Draußen auf der geröhnlichen Rheide, gerat vor der Stadt nicht weiter oben im Hafe bei Sarpis, wo die französische Flotte an Sammelplatz der Kriegsschiffe lag — hatte die „Novara“ ihren Anker fallen lassen. Aber selbst als die wehenden Flaggen keinen Zweifel gestatteten, und sogar Boote schon herüber- und hinüberglitten, lag es noch wie ein dumpfes Erstaunen auf der Hafenstadt, und Nichts regte sich darin. Kein Zeichen der Freude, keine Bewillkommnung des Herrschers auf dem neuen fremden Boden wurde laut.

Auf dem Quarterdeck der „Novara“ indessen, die Kaiserin neben ihm, die Begleitung kurze Strecke entfernt von den beiden Monarchen, aber alle Blicke dem neuen, wunderbarlich aussehenden Lande zugewandt, stand Maximilian. Die linke Hand stützte er auf die Bulwarks, die das Deck umgaben, die rechte hatte er vorn in seinen Rock geschoben, und sein Auge hing still und forschend an der vor ihm liegenden flachen und eigentlich trostlosen Küste, an den braunen Häusern und eigenthümlichen Kuppeln der Hafenstadt.

Wie ein leichtes, spöttisches Lächeln legte es sich dabei über seine Züge, und als sein Blick für einen Moment nach der Kaiserin hinüber schweifte

... der
auf ihrem Antlitz ruhte, jagte sie mit Leise und
ironisch:

„Nicht wahr, Charlotte, die Leute sind hier
ganz außer sich vor Freude, daß sie uns endlich
nur im Hafen haben.“

„Sie wissen vielleicht gar nicht einmal, daß
wir an Bord sind,“ erwiderte die Kaiserin, die
nur mit Mühe ihre Erregung verbergen konnte.

„Und hat nicht die „Themis“ unsere Ankunft
angezeigt? aber dort drüben kommt ein Boot
vom Ankerplatz der Franzosen herüber — es
trägt auch die französischen Farben.“

„Es ist das Admiralsboot, Majestät,“
sagte der Capitän der Fregatte, der eben heran-
trat. „Man scheint uns noch gar nicht erwartet
zu haben.“

„Es scheint allerdings so,“ lächelte Maximilian. „Die Bewohner von Vera-Cruz sind wahr-
scheinlich nicht mit ihren Empfangsfeierlichkeiten
fertig geworden, oder es ist auch vielleicht einmal
wieder eine Revolution da drüben ausgebrochen
— aber dann hätte man uns doch wenigstens
mit etwas — und wenn es Kanonenkugeln ge-
wesen wären, begrüßt.“

Es wurde kein Wort weiter gesprochen, denn

Alles war auf die Neuigkeiten gespannt, die das französische Boot unfehlbar bringen mußte. — Neuigkeiten? — es waren Lebensfragen, die dabei auf dem Spiele standen, denn die unheimliche Ruhe am Ufer konnte auch allerdings einen andern Grund, als nur bloße Gleichgiltigkeit oder Vergeßlichkeit haben.

Das französische Admiralitätsboot kam indeß langseit, und der Contreadmiral Boffe sprang mit seinem Adjutanten die ausgelegte Treppe herauf. Das Erste aber, was der Kaiser von ihm hörte, war ein zorniger Ausbruch des Herrn gegen den Bootsen gerichtet, daß er die Fregatte hier geankert, und sie nicht zu der Sacrificio-Insel und zwischen die französische Flotte geführt habe.

Der Bootse entschuldigte sich durch ein Achselzucken, und der Admiral, kaum einen Gruß für das mexicanische Kaiserpaar für nöthig haltend, rief, sobald er nur das Quarterdeck betrat, in einem nichts weniger als höflichen Tone aus:

„Aber, Majestät, Sie haben Ihr Fahrzeug hier an der gefährlichsten Stelle ankern lassen, die es im ganzen Hafen giebt. Das gelbe Fieber herrscht in Vera-Cruz; die ganze Luft ist verpestet und streicht von dort gerade hier herüber.

Sie konnten sich doch denken, daß die französische Flotte den besten und sichersten Platz auswählen würde, wohin Ihnen auch die „Themis“ vorangegangen.“

„Sonst folgt die Themis gewöhnlich erst,“ sagte der Kaiser trocken, die Ungezogenheit des Admirals vollständig ignorirend, „aber das Unglück ist einmal geschehen, und Wir gedenken uns auch überhaupt nicht lange hier aufzuhalten. Sind alle Vorbereitungen zu Unserer augenblicklichen Wertsche nach der Hauptstadt getroffen?“

„So viel ich weiß, ist gar Nichts geschehen,“ erwiderte der Franzose, der fest entschlossen schien, ungezogen zu bleiben, und sich darin nicht einmal durch die Gegenwart der Kaiserin stören ließ. „Mit dem Land selber habe ich allerdings, und Gott sei Dank, gar Nichts zu thun, aber wir hatten hier keine Ahnung, daß Sie so bald eintreffen würden, und so viel ich weiß, ist Bagatne noch nicht einmal damit fertig geworden, nur die Landstraße von dem Juarezstischen Raubgesindel zu säubern, dem Sie möglicherweise sogar unterwegs begegnen können.“

„Die Ausfahrten sind sehr freundlich,“ erwiderte der Kaiser, „und Sie haben eine vorzügliche Darstellungsgabe, Admiral!“

„Ich übertreibe nicht, Majestät,“ rief der Seemann. „Hier unten geht sogar das Gerücht, daß sich in der tierra templada*) Banden gebildet hätten, um Sie mit Ihrer ganzen Escorte aufzuheben. Juarez wär's im Stande.“

„Und was sagt Bazaine zu einem solchen Stand der Dinge?“

„Was kann er sagen?“ zuckte der Admiral mit den Achseln, „er läßt die Wege wohl dann und wann von dem Gesindel rein fegen, das ist aber gerade, als ob man Wasser vom Deck lehren will, ohne Dalots zu haben, durch die es hinaus kann. Hinter ihm laufen sie wieder zusammen, und er wird nicht fertig. Bleiben Sie aber lange hier liegen, so kommen Sie gar nicht in die Gefahr. Vor vierzehn Tagen ankerte hier ein Schiff, auf dem in kaum achtundvierzig Stunden die ganze Mannschaft mit sämtlichen Passagieren wegstarb, und Fälle, wo drei oder vier Personen an einem Tage, ja oft in einer Stunde wie die Fliegen umfallen, können Sie hier überall erfragen.“

„Wir danken Ihnen für die Auskunft, Ad-“

*) Tierra templada, der gemäßigte Landstrich auf der Nördlichen, im Gegensatz zu der tierra caliente oder dem „heißen Lande“.

miral," sagte der Kaiser ruhig und wieder mit einem leisen Spott um die Lippen, indem er sich zu seiner Gemahlin wandte und ihr den Arm bot. „Wir werden aber trotzdem hier die Ankunft der Behörden erwarten müssen, und dann erst unsere weiteren Beschlüsse fassen.“

Damit ließ er den Contreadmiral stehen und stieg mit der Kaiserin in die Kajüte hinab.

Jetzt schienen sich aber doch auch die Bewohner von Vera-Cruz ermannt zu haben und vielleicht zu fühlen, daß man eine Unschicklichkeit dem Kaiser gegenüber begehe. Die beiden Minister Salas und Almonte waren ebenfalls herbeigeschafft; ihnen schlossen sich die Spitzen der Behörden von Vera-Cruz an, um die Majestäten zu begrüßen. Die Schiffe im Hafen flaggten, ebenso die ganze französische Flotte, und als der Abend einbrach, donnerten — freilich etwas spät — die Salutschüsse vom Fort Uloa. Die Kuppeln des gegenüberliegenden Vera-Cruz glühten in bengalischem Feuer, und aus der Stadt wie von den Kriegsschiffen aus, stiegen zischend und strahlenwerfend die Raketen hoch in die Luft hinauf.

Das Kaiserreich hatte begonnen. Der Mon-

arch war mit dem Land, wenn er auch noch keinen Fuß darauf gesetzt, in Verbindung getreten, und was auch jetzt geschah, ein Rücktritt war nicht mehr möglich.

Am nächsten Morgen, nach einer ziemlich unruhig verlebten Nacht, und nachdem erst Messe an Bord gelesen und ein flüchtiges Frühstück eingenommen worden, bestiegen die Majestäten mit ihrer Begleitung die Boote und ruderten jetzt dem festen Land entgegen — aber es blieb das dort trotzdem ein kalter, fast unheimlicher Empfang. Allerdings hatte man in der Eile einige Triumphbögen errichtet, Völker wurden gelöst und aus einzelnen Fenstern auch Tücher geschwenkt und Blumen geworfen, doch war es augenscheinlich, daß die Bewohner der Hafenstadt noch selber gar nicht wußten, wie sie sich eigentlich zu benehmen hatten, oder was sie thun oder lassen sollten.

Gerade sie hier, mit der Welt in steter Verbindung, und genau davon unterrichtet, was diese über den Zug des Erzherzogs dachte und welches Schicksal sie ihm prophezeite, wurden durch das Plötzliche seines Erscheinens nicht allein überrascht, sondern auch wirklich in Verlegenheit gebracht. Sie kannten den neuen

Kaiser ja noch gar nicht, ob es wirklich gut mit dem Lande meine, oder ob ihn nur die Lust zu Abenteuern hier in das ferne Reich getrieben: ein Versuch, eine Krone zu gewinnen, der er, wenn sich Alles ungünstig gestaltete, auch eben so leicht wieder entsagen konnte. Sie aber bleiben dann mit ihrem Vermögen und Eigenthum festgebannt im Reich, und wenn die Regierung bald einmal wieder wechselte und sie sich jetzt zu großartigen Demonstrationen verleiten ließen, so durften sie sich auch darauf verlassen, daß sie später dafür büßen mußten. Und außerdem — war nicht Oesterreich selber ein streng ultramontaner Staat, mit einem damals noch durch Nichts gebrochenen Concordat, das der Regierung, einer übermüthigen Hierarchie gegenüber, Hände und Füße zusammengeschnürt hielt? Und was wußte man mehr von dem Bruder des österreichischen Kaisers, als daß er ein intelligenter und braver, ja wie das Gerücht ging, auch ziemlich freisinniger Mann sei — aber lieb er das auch, sobald er eine Krone trug? — Wie oft haben wir in Europa schon die Erfahrung gemacht, daß man — mit der Regierung eines Fürsten nicht zufrieden — die größten Hoffnungen auf den Kronprinzen oder Erbfolger setzte, bis dieser

dann die Regierung an- und nach einer kleinen Weile genau in die Fußtapfen seines Vorgängers eintrat.

Hätten sie gewußt, welches warme, treue Herz Maximilian dem Lande entgegenbrachte, — auf ihren Händen würden sie ihn in die Stadt getragen haben.

Außerdem konnte aber der neue Kaiser auch zu keiner ungünstigeren Zeit in Vera-Cruz eintreffen, als gerade jetzt, wo das gelbe Fieber wirklich mit außergewöhnlicher Schärfe sein Reich begonnen. Wer überhaupt die Stadt verlassen konnte, entzog sich dem grimmen Feind durch die Flucht, und das eigentliche Volk, das zurückgeblieben? Lieber Gott, das war, wie schon gesagt, daran gewöhnt seine Herrscher zu wechseln. Es sah in dem Erscheinen eines neuen nicht das geringste Außergewöhnliche und mochte sich am allerwenigsten dafür begeistern. Wer wußte denn überhaupt wie lange er blieb, und das Resultat durften sie deshalb ruhig abwarten.

Der Empfang war trotzdem im Ganzen nicht unfreundlich, und man hätte ihn unter anderen Umständen sogar einen herzlichen nennen können, aber er wirkte dennoch erkältend auf das Herrscherpaar. Wie Maximilian sich nach dem Lande

48
gelehrt, so dem er glaubte, daß es ihn fast
zurück zum Kaiser ausgerufen, so schien er
auch gehofft zu haben, daß er von dem mexica-
nischen Volke empfangen würde, und darin fand
er sich denn allerdings getäuscht. Es war sein
erstes Betreten des neuen Reiches: die Schwelle,
auf der er stand, um seine künftige Heimath zu
überschauen; und wenn auch die Begrüßung von
Einzelnen stattfand, in seinem Herzen mochte
er mehr erwartet haben.

Mit solchen Empfindungen, und durch den
Gesundheitszustand der Stadt, der natürlich noch
viel übertrieben wurde, ebenfalls beunruhigt, ja
geängstigt, war es kein Wunder, daß das Kaiser-
paar Vera-Cruz nur als flüchtige Station be-
trachtete und rasch hindurchfuhr, um den Bahn-
hof zu erreichen. Dort bestiegen der Kaiser und
die Kaiserin einen besondern Salonwagen, von
den europäischen dadurch unterschieden, daß der
vordere Theil desselben vollkommen offen war,
während der Rücktheil, mit hellgrauem Tuch be-
schlagen, durch Glasfenster geschlossen werden
konnte. Die Begleitung nahm die gewöhnlichen,
mit Rohrstützen versehenen Salonwagen ein, und
fort ging der Zug, die kurze Strecke Eisenbahn
durch die tierra caliente benutzend, die von den

Franzosen angelegt worden, um ihre Truppen so rasch als möglich durch das „heiße Land“ zu bringen.

Eine andere, wenn auch nur geringe Enttäuschung beachteten sie kaum, denn der Kaiser sowohl als die Kaiserin hatten erwartet, den für sie bestimmten hiesigen Hofstaat schon in Vera-Cruz vorzufinden. Aber das gelbe Fieber langte vor ihnen an und scheuchte mit seiner drohenden Todtenhand den Schmuck und Glanz des Hofes zurück auf seiner Bahn. Die Cavaliere und Damen des Hofes hatten es vorgezogen, die Majestäten in Mexico selber zu erwarten.

Der Zug brauste durch den weiten Wald; in dem Wagen saß der Kaiser mit der Kaiserin, und draußen schien die Sonne Mexicos auf das wilde, weite, aber von üppiger Vegetation strotzende Land, auf Palmenwipfel und blühende Lianen nieder, zwischen denen freilich die faulen Wasser der Vera-Cruz umgebenden Sümpfe liegen. Kein Wort wurde aber auf der ganzen Fahrt bis Soledad zwischen Beiden gewechselt, denn wie ein drückendes Gewicht lag es auf Beider Seele: dieser trübe, erste Empfang im neuen Reich, diese Flucht fast aus der kaum erreichten Hafenstadt.

Und wenn sie so ihre Hauptstadt betreten mußten? — kalt und herzlos von dem Volk empfangen, dem der junge Fürst sein ganzes Leben geopfert und in seiner Stellung daheim, moralisch ebenso wie Cortez, die Schiffe hinter sich verbrannt hatte? — War denn das Alles Täuschung, Lug und Trug gewesen, was man ihm daheim von der Stimmung dieses Landes gesagt? Galt er dem Volke hier, das ihn ja doch aus „freier Wahl“ zu seinem Kaiser erhoben, nur als ein aufgezwungener Gast, den man wohl unter ein paar Triumphbogen durchziehen ließ, aber dann auch glaubte, sich bis auf Weiteres mit ihm abgefunden zu haben?

Wie schön und sonnig lag die Scenerie um sie her — den Sumpf hatten sie verlassen, und kleine, von Indianern bewohnte Hütten wurden zwischen dem Grün der Bäume sichtbar. Die Menschen darin sprangen auch in die Thür, aber nur in stumper Neugierde starrten sie dem vorüberbrausenden Zug nach, in dem ihre neuen Herrscher saßen.

Und was Alles zog in dieser kurzen Stunde gezwungener Unthätigkeit durch die Seele des Kaisers? Der erste ungeschliffene Empfang des französischen Admirals, das unangenehme Ge-

fühl der, vielleicht nothwendigen, aber nur zu deutlich ausgesprochenen und überall zur Schau getragenen französischen Oberherrschaft. Die Zurechtaltung der Mexicaner, dabei mit dem Eindruck, den hier das noch wilde, fast unbenutzte sumpfige Land auf ihn machen mußte. — War er wirklich ein Opfer französischer Diplomatie geworden? ein Vorschießsel, um Napoleon den Dritten aus einer ihm über den Kopf gewachsenen Verlegenheit zu ziehen? — Aber des Kaisers Lippen preßten sich fest zusammen. Wollten sie ihn wirklich hier nur zu einem Werkzeug machen, um das schöne Reich in Zwang und unter französischem Befehl zu halten, so hatten sie sich jedenfalls in der Person geirrt. Das Volk mußte ihn allerdings erst kennen lernen, ihn und die Absichten, die er mit dem Lande hatte, und die nur aus reiner, edler Seele entsprungen. Stand es ihm dann aber so treu zur Seite, wie er entschlossen war bei ihm und mit ihm auszuhalten, so war, es ein Leichtes, französische Hintergedanken zu kreuzen und den Thron fest gegen jede äußere Macht zu stellen.

Eine Wolke zog über die Sonne; düster lag der wilde, dicht verwachsene Wald an beiden Seiten, und häßliche Geier, die neben der Bahn

an einem gefallenem Stück Vieh ihr eßes Mahl gehalten, strichen mit lautem Flügelschlag erschreckt zur Seite.

In dem Augenblick gestie der gresle Pfiff der Locomotive durch den Wald; sie näherten sich einer zum Halteplatz bestimmten Station, und wie der Zug einbremsste und die Sonne wieder voll und fröhlich aus den flüchtigen Schleiern heraustrat, da grüßten die Klänge fröhlicher Musik das Ohr des Kaisers. Eine Menge gepukter Menschen war dort versammelt, eine kleine, mit Blumen und Kränzen geschmückte Halle zeigte sich dem Blick, und lauter Jubel drang daraus dem Herrscherpaar entgegen.

Unwillkürlich suchte Maximilian's Auge das der Gattin, das er bis jetzt in seinem düstern Brüten gemieden; eine Thräne glänzte darin. War sie erst jetzt durch diesen ersten Lichtblick ihres neuen Lebens hervorgepreßt, oder hing sie noch an den Wimpern der hohen Frau, als Zeuge ähnlicher Ahnungen, wie sie auch kurz vorher des Vatten Herz bewegt? Es blieb ihm keine Zeit, auch nur eine Frage an sie zu richten, denn das Volk drängte herbei; Indianer mit Blumen und Früchten, Weiße und Mischlinge in ihrer Sonntagstracht, und da war nichts Gemachtes,

keine auf Befehl in Scene gesetzte Demonstration. So einfach die Begrüßung war, so sicher kam sie von Herzen, und besonders die Indianer dort scharten sich um den Kaiser, während ein nur halblaut und fast wie scheu ausgesprochenes Wort flüsternd durch ihre Reihen lief.

Von da an schien der Bann gebrochen, der auf Maximilian's Eintritt in sein fremdes Reich gelegen. Der erste Bote, der seine Ankunft in Mexico's Hauptstadt gemeldet, hatte die Kunde auch durch das Land getragen. Friede sollte von jetzt an herrschen. Der neue Kaiser kam, den eine alte indianische Sage schon seit Jahrhunderten verkündet, und von allen Seiten strömte das Volk herbei, um ihn zu begrüßen.

Und Mexico, die Hauptstadt, durfte darin nicht zurückbleiben.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Ankunft des Kaiserpaares in der großen Stadt verbreitet und gerade hier auch ungetheilten Jubel hervorgerufen. Man war der französischen Herrschaft schon recht von Herzen müde geworden und sehnte sich nach einem andern Regiment, das — wenn es nur die Hälfte von dem hielt was es versprach — Segen und Ruhe über das arme, fast zu Tod gehegte Land aus-

schütten mußte. — Sagte denn nicht dieser neue Kaiser in seiner von Vera-Cruz aus datirten Proclamation, die ein zweiter Courier heraufgebracht:

„So schwer es mir auch wurde, meinem Geburtsland zu entsagen, so habe ich es doch in der Ueberzeugung gethan, daß mich der Allmächtige, durch Eure Vermittlung, zu der edlen Mission ausersehen hat, meine ganze Energie und mein ganzes Herz einem Volke zu weihen, das, von unheilvollen Kämpfen ermüdet, aufrichtigen Frieden wünscht. Die Segnungen des Himmels und mit ihnen der Fortschritt werden uns sicherlich nicht fehlen, wenn sich alle Parteien von einer starken und reblichen Regierung leiten lassen und sich einigen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und wenn wir stets fortfahren, von religiösen Gefühlen beseelt zu sein, diesem Kennzeichen unseres schönen Vaterlandes selbst in den schwierigsten Epochen. Was mich betrifft, so biete ich Euch einen aufrichtigen Willen, Redlichkeit und die feste Absicht an, Eure Gesetze zu achten und sie mit unerschütterlicher Autorität zur Achtung zu bringen. Einigen wir uns, um das gemeinsame Ziel zu erreichen; vergessen wir eine düstere Vergangenheit; begraben wir den

Parteihaß, und die Morgenröthe des Friedens wird sich leuchtend über dem neuen Kaiserreich erheben."

So etwa lautete der kurze Inhalt des Schriftstückes, das rasch in Tausenden von Exemplaren in der Staatsdruckerei hergestellt und unter das Volk verbreitet wurde, und natürlich, seinem Inhalte nach, Jubel in allen Kreisen erregte. — Sah doch jede Partei darin eine Erfüllung dessen, was sie selbst erstrebte.

Es waren aber auch einfach-ehrliche Worte, die der neue Herrscher zu ihnen sprach, und man glaubte ihnen so gern, da sie doch für die nächste Zeit wenigstens bessere und geregelte Zustände verkündeten.

Am 12. Juni endlich wurde die Ankunft des Kaiserpaares, das sich unterwegs und zwar in Orizaba und Puebla länger aufgehalten, in der Hauptstadt Mexico angekündigt, und alle Straßen fast prangten im Festschmuck, schwärmten von jubelnden Massen, und schienen ihr schönstes Festkleid angelegt zu haben.

Nur im kaiserlichen Palais selber gab es noch unglückliche Menschen, die bis an die Schultern in Seifenwasser und Schaum staken, gab es noch Tischler und Tapezierer, noch

Schlosser, Zimmerleute und Maurer, denn man war ja, nach echt mexicanischer Art und Weise, gar nicht an die selbst nöthigsten Arbeiten gegangen, bis den Leuten das Feuer auf den Nägeln brannte — dann aber auch natürlich nicht fertig geworden. Wie ein Blitzstrahl schlug daher die Nachricht: „der Kaiser kommt!“ bei allen den mit irgend einer Arbeit Betrauten ein, und richtete eine fabelhafte Verwirrung an.

Aber das kümmerte die gepuzte Schaar im sonnigen Licht da draußen wahrlich nicht, und größeren Glanz hatte Mexico noch nicht wieder seit der spanischen Zeit gesehen. Die ganze hauto volée war nämlich heute ausgezogen, um das Herrscherpaar noch vor der Stadt zu begrüßen, jede Equipage außerdem in Anspruch genommen und mit dem Schönsten gefüllt, was die daran so reiche Stadt an schönen Frauen bietet. In aller Pracht mexicanischer Reitercostüme, Sattel und Zaum wie die Reiter selber mit schweren Silber- und Goldstickereien bedeckt, drängte sich dabei Kopf an Kopf auf der breiten Straße, und wie das von edlen Metallen und Juwelen funkelte und bligte, so funkelten und bligten die Augen der schönen Frauen in Lust und gespannter Erwartung. Standen sie doch

an der Schwelle einer neuen Aera, die sich ihr lebendige Phantasie schon mit bunten Bildern bevölkerte, und Glanz hineinschoß, Licht und Sonnenschein.

Die Equipagen von Mexico lassen allerdings sehr viel zu wünschen übrig, wer aber sah heute auf die Geschirre, wo sie in ihrem Innern solche Pracht entfalteten — und nur die herrlichen Pferde wurden zur Schau geritten, denn gerade im Sattel zeigt sich der Mexicaner in seiner Kleidsamen und etwas phantastischen Tracht zum größten Vortheil.

Nicht weit von Pennon, wo die Herrschaften erwartet wurden, neben einem verhältnißmäßig sehr eleganten Wagen, in welchem eine ältere, eine junge Dame und zwei allerliebste kleine Mädchen saßen, die zwischen sich wohl ein paar Duzend Bouquets der herrlichsten Blumen liegen hatten, hielten mehrere Reiter in ihrer Galastracht. Sie trugen die großen breitrandigen, schwer gestickten Filzhüte, — die schon manchen deutschen Hutmacher in Mexico zum reichen Mann gemacht — die mit zahlreichen silbernen Knöpfen und anderer Stickerei versehenen Cheri-
valles oder Reitgamaschen, große, schwere silberne Sporen und Zaumzeug und Sattel von Silber

stehend, während besonders an letzterem der Sattelknopf, wie ein kleiner, etwas schräg stehender Teller, von dem edlen Metall vollkommen überzogen wurde.

Unter ihnen hielten sich ein älterer und ein jüngerer Herr dicht zu beiden Seiten des Wagens. Der ältere Herr war der Gatte und Vater der weiblichen Insassen des Wagens, Señor Don Bautista Roncero, während der Jüngere, der kaum mehr als zweiundzwanzig Jahre zählen mochte, durch die zärtliche Ehrfurcht, mit welcher er Doña Inez, die Tochter des alten Herrn, behandelte und fast nur an ihren Augen hing, ziemlich deutlich verrieth, daß er ebenfalls gern ein Verwandter des Hauses gewesen wäre. Doña Inez behandelte ihn aber — so weit man es hier wenigstens beobachten konnte — ziemlich kalt; ihr Blick begegnete dem seinen nur äußerst selten, und dann selbst flüchtig und nur für einen Moment. Desto aufmerksamer musterte sie aber dafür die Toiletten der Damen, und wechselte dann und wann mit ihrer Mutter, ohne dem Galan weitere Aufmerksamkeit zu schenken, ein paar lächelnde Worte — und doch in dem Lächeln, welche scharfe Kritik über irgend einen auffallenden Schmuck oder sonstigen Gegenstand der Toilette!

Neben Señor Roneiro hielt ein alter Freund desselben, Bastiani, ein ältslicher Herr mit eis grauem Schnurrbart und ebensolchen Augenbrauen. Er war auch früher Soldat und natürlich General gewesen, hatte sich aber nach dem amerikanischen Krieg zurückgezogen und lebte jetzt größtentheils auf seiner Hacienda, unfern von Cuernavaca.

Señor Roneiro besaß ein sehr schönes und prachtvoll eingerichtetes Haus in der Hauptstadt selber, und Don Silvestre, der junge Herr, der nach Roneiro's Töchterlein schmachtete, war ein Nachbar desselben, der Sohn eines früheren Ministers, Almeja mit Namen, dessen Familie ebenfalls zu den angesehensten der Stadt zählte. Die Equipagen beider Familien fuhren auch zusammen aus Mexico ab, wurden aber in dem ungeheuern Gedränge von Wagen und Reitern getrennt, und mußten deshalb an verschiedenen und von einander entfernten Stellen Position nehmen.

Und das Kaiserpaar kam noch immer nicht. Wie unruhig die Damen schon wurden, und wie besorgt sie ihre reichen Blumenvorräthe musterten, denn wenn sie erst in der heißen Sonne welkten, konnte man sie den „Herr-

schaften" doch nicht zuwerfen. Außerdem war es aber auch kein besonderes Vergnügen, dort in Hitze und Staub zu halten, wenn auch das Gedränge selber Abwechslung und Unterhaltung genug bot.

Die ganze Cavalcade hatte sich wieder langsam in Bewegung gesetzt, und zwar schon der Thiere wegen, die nicht gern so lange ruhig stehen wollten, aber nach kurzer Fahrt stockte der Zug wieder, und nur einige Reiter waren ab- und vorausgeschickt worden, um zu erkunden, ob man noch nichts von den Erwarteten entdecken könne.

Der alte Bastiani hielt wieder dicht neben Roneiro's Wagen, und den Gedanken, die ihm indessen wohl die ganze Zeit im Kopf herumgegangen, endlich Worte gebend, sagte er zu dem Schwager gewandt:

„Wundern soll's mich doch, welchen Umschwung die Dinge hier nehmen werden, wenn der neue Kaiser alles das hält, was er in seiner Proclamation verspricht — und er verspricht eben Alles.“

„Und eben deshalb kann er's nicht halten,“ sagte Roneiro trocken. „Haben Sie den Theil gelesen, der von dem „religiösen Gefühl“ handelt, Bastiani?“

„Gewiß — die übliche Lebensart, die er schon einer gewissen Menschenklasse wegen nicht weglassen durfte, wenn er sie nicht gleich von vornherein vor den Kopf stoßen wollte.“

„Das ist mehr als das,“ sagte Roneiro, den Kopf schüttelnd, „und es sollte mich sehr wundern, wenn er sich nicht den Klerikalen inniger als irgend einer der übrigen Parteien zuneigte — ist auch von einem österreichischen Prinzen gar nicht anders zu erwarten. Die „Schwarzen“ verlangen aber eine Unmöglichkeit: „Herausgabe der confiscirten Kirchengüter“, und folgte er ihnen darin, so stieße er nicht allein den ganzen Besitz des Landes um, sondern brächte sich in die schwierigste Lage mit fremden Ansässigen und fremden Regierungen. Die meisten der „liegenden Gründe“, die früher der Geistlichkeit gehörten, sind ja doch nun einmal in fremden Händen und wieder und wieder verkauft, so daß es eine Heidenconfusion gäbe, wenn man die Sache auf einmal wollte ungeschehen machen.“

„Sie haben ja selber das Kloster San Sebastian gekauft,“ lächelte Bastiani.

„Allerdings,“ nickte Roneiro, aber mit etwas unterdrückter Stimme, indem er einen, wie scheuen Blick nach dem Wagen und seiner Frau hinüber-

warf, „es bot mir die größten Vortheile. Aerger mußte ich aber genug dafür hinunterschlucken.“

„Ihre Frau war nicht damit einverstanden?“

„Außer sich darüber, amigo. Die verwünschten Pfaffen haben ihr die Hölle heiß gemacht und bohren und drängen selbst jetzt noch in einem fort. Macht der Kaiser dann noch einen unüberlegten Streich und läßt sich von der Geistlichkeit beschwären, so ist der Teufel vollständig los, denn er hat dann alle Pfaffen und Weiber auf seiner Seite.“

„In der letzten Zeit habe ich übrigens gar Nichts davon gehört, daß eins der noch leer stehenden Klöster verkauft wäre, und doch traten die Franzosen dem nirgends in den Weg,“ sagte Bastiani.

„Nein, das in der That nicht,“ meinte Ro-
neiro, „wer aber soll unter den jetzigen Umständen, wo man gar nicht weiß, ob ein solcher Handel noch rechtskräftig gemacht wird, sein gutes Geld in die Schanze schlagen? Erst müssen wir abwarten, wie sich Maximilian der Geistlichkeit gegenüber stellt. Ich bin übrigens froh, daß ich nicht den Wirrwarr durchzumachen habe, der den neuen Kaiser erwartet. Viel Ruhe wird er nicht bekommen.“

Bastiani nickte leise vor sich hin mit dem Kopf. „Wenn er das Decret,“ sagte er, „das die Güter der „todten Hand“ ihren jetzigen Besitzern läßt, nicht annullirt, so ist die schönste Revolution gleich wieder fertig, denn die Geistlichen geben in dem Fall keine Ruhe.“

„Und wenn er es annullirt, so treibt er die Hälfte seiner Anhänger in's Lager der Liberalen,“ erwiderte Roneiro; „ich möchte wahrhaftig nicht an seiner Stelle sein.“

„Und doch giebt es Manche die es möchten,“ sagte Bastiani, „und — vielleicht auch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben.“

„Möglich schon,“ nickte Roneiro, „aber wen meinen Sie?“

„Es ist besser, keine Namen zu nennen,“ sagte der vorsichtige Mexicaner, „wir wollen's abwarten. Uebrigens möchte ich den einzelnen Menschen sehen, dem es unter den gegenwärtigen Umständen gelingen sollte, Ruhe in diesem Land zu halten und den Frieden herzustellen.“

„Und was würde ihn daran verhindern?“

„Nur vier Unmöglichkeiten,“ sagte Bastiani. „Erstlich und vor allen anderen die Kirchenfrage, die allein schon genügt; dann unsere äußere Schuld, dann der Haß der Parteien mit offener

Revolution im ganzen Land, und zuletzt, aber nicht als Geringstes, das französische Heer, das ihm hier auf dem Halse sitzt und das wieder los zu werden, ihm Mühe genug kosten wird. Und dabei warten die Parteien nur darauf, zu sehen, welche er begünstigt, um dann ebenfalls über ihn herzufallen.“

„Sie entwerfen ein freundliches Bild von unseren Zuständen,“ lachte Roneiro, „und ich fürchte fast, Sie haben in vielen Dingen Recht, aber *quo importo* — wir können Nichts in der Sache thun, als sie eben abwarten, und das hat Maximilian doch wenigstens für sich, daß ihn das Volk in seiner ungeheuern Mehrzahl zum Kaiser selbst verlangte —“

„Aber bester Roneiro,“ sagte der alte Herr, „Sie reden von einer Abstimmung in Mexico. Wissen Sie nicht was eine solche zu bedeuten hat?“

„Nun, den Willen des Volkes,“ rief Roneiro eifrig aus, „und wenn Sie heute noch einmal den Versuch machten, bin ich fest überzeugt, daß er Tausende von Stimmen mehr bekommen würde.“

„Gewiß würde er das,“ lachte Bastiani, „und weshalb nicht? Wollte er in diesem Augenblick über das Kaiserreich abstimmen lassen, so

glaube ich nicht, daß es zehn Menschen in der ganzen Stadt und wenig mehr im benachbarten Land gäbe, die ihm ihre Stimme vorenthielten, aber was will das sagen? Lassen Sie Juárez aus seinen Bergen vorbrechen, die Franzosen einmal schlagen und nachher über ihn abstimmen, so haben Sie das nämliche Resultat für den Indianer. Daß Maximilian eine Abstimmung in Mexico nur verlangte, beweist, daß er das Land nicht kennt, wenn nicht überhaupt die Annahme der Krone schon den vollgiltigsten Beleg dafür böte."

"Sie kommen! sie kommen!" tönte der laute Ruf durch die Reihen, und natürlich war dadurch jedes weitere Gespräch abgebrochen, ja jeder andere Gedanke gebannt. Die Equipagen fuhren rechts und links zur Seite, die Reiter, von denen nur ein Theil als Escorte voraussprengte, trennten sich ebenfalls, und jetzt kam der Zug, von dem mehr und mehr anschwellenden Willkommensrufe begrüßt, heran. Zu einem wahren Enthusiasmus aber steigerte sich derselbe, als man das junge, schöne Paar im Wagen erst erkannte.

Das war in der That ein Fürst, wie sie ihn sich gedacht; das war eine Kaiserin, die an seiner

Seite sah, edel und schön und doch dabei stolz und königlich. Der Jubel schwoll auch zu einem wahren Freudenrausch an, als das hohe Paar langsam zwischen den Wagen und Reitern, die sich dem Zug dann anschlossen, hindurchfuhr. Die Damen warfen ihre Blumen in den Wagen und schwenkten die Tücher, die Herren hoben ihre Hüte, und die donnernden Vivats pflanzten sich fort auf der Straße bis in die künftige Residenz hinein.

Maximilian schaute hinaus auf sein neues Volk und auf dessen lauten und jetzt unzweifelhaft aus dem Herzen kommenden Jubel, und zwei helle Thränen glänzten in seinen Augen. Er war so ergriffen, daß er sich Mühe geben mußte, seine Ruhe zu bewahren. Desto unbefangener und fester zeigte sich aber die Kaiserin. Sie dankte auch mit huldvollem Nicken nach allen Seiten hin, aber auf ihren schönen, doch etwas kalten Zügen lag deutlich die Freude und Genugthuung über diesen Empfang. Sie war sich des Augenblicks vollkommen bewußt und genoß ihn, während Maximilian selber, in der Erfüllung eines lang vorgeschwebten Zieles, alle Kraft anwenden mußte, um Fassung zu zeigen und dem Publikum nicht zu verrathen, welches tief em-

pfundene Glück sein Herz in diesem Augenblick bewege.

Und der Zug wuchs. Als sie sich den Thoren der Stadt näherten, ritt an der rechten Seite des Kaisers General Bazaine, der den Monarchen ehrfurchtsvoll begrüßt hatte. Mit ihm umgaben Graf Bombelles, der Commandant der Garde, die Adjutanten und viele andere Officiere die Equipage des Herrscherpaares. Voraus bildete sich dabei der Zug der *Aluntamientos* und höheren Beamten, und nach folgte das Volk, mit zahllosen Indianern dazwischen, während Mexico selber im Festschmuck prangte.

Eine Masse von Triumphbogen waren errichtet, die Straßen, durch welche der Zug ging, sämmtlich mit Guirlanden, Fahnen und Draperien, die letzteren meist in den mexicanischen Farben, geschmückt; die Balcone, in der ersten wie zweiten Etage der Häuser, mit gepuzten Damen und Kindern gefüllt, welche dann Blumen und seidene, mit Gedichten bedruckte Bänder über die vorbeifahrenden Majestäten ausschütteten.

Viele kleine Privataufzüge wurden dabei improvisirt, wie sie auch noch nie beim Einzug irgend eines der übrigen Präsidenten gesehen hatten, und das geschieht fast stets mit Hilfe

von kleinen, hübschen und phantastisch angezogenen Kindern, die entweder von mexicanischen Flaggen umgeben, in künstlichen Muscheln getragen oder auch von Maulthieren gezogen werden. Die Figur oder auch Gruppe statuet man dabei stets allegorisch aus, worin die Mexicaner eine große Fertigkeit zeigen, so daß sie sinnbildlich das Land selber, bald die Freiheit, bald den Sieg, die Gerechtigkeit oder irgend etwas, womit man gerade dem Gefeierten schmeicheln will, vorstellen.

Alle diese kleinen Aufzüge suchten dem Kaiserpaar zu nahen und ihm ebenfalls Blumen und Gedichte in den Wagen zu werfen. Selbst die Bildnisse des Kaisers wie der Kaiserin fehlten nicht; Raketen aber wie anderes Feuerwerk, stieg am hellen, sonnigen Tag in die Luft empor, wie das bei allen Feierlichkeiten die wunderliche Sitte in ganz Südamerika ist.

Auch an Miramon's Haus ging der Zug vorüber. Miramon selber stand mit seiner jungen, schönen Frau und den Kindern auf dem mittleren Balcon, und die Kinder streuten ebenfalls Blumen hinab. — Auch Señora Miramon hielt einen lockern Strauß prachtvoller Rosen in der Hand und schaute, den rechten Arm auf die Balcon-

lehne gestützt, sinnend auf den gerade langsam vorbeifahrenden Wagen nieder. Miramon sagte lächelnd:

„Das mexicanische Volk bleibt sich doch immer gleich. Bei meinem Einzug fehlten ebenso wenig diese Allegorien, wie die Blumen und Gedichte, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn viele dieser bunten Bänder die Reise aus Fenster oder Balcon in die Straße bei den verschiedensten Gelegenheiten schon vorher gemacht. Siehst Du, wie sie da einige Leute sorgsam aufheben?“

„Und wenn Du wieder einzögst,“ sagte die junge Frau, indem ihr Blick unten von dem lebendigen Bild abschweifte und am Leeren haftete, „so würde Dir das Volk ebenso entgegenjubeln.“

„Gewiß, gewiß,“ nickte der General. „Volk bleibt Volk, und der Erfolg der alleinige Maßstab für dasselbe. Wohin Du siehst in der Welt, findest Du das Nämliche. Aber Du hast ja Deine Blumen nicht geworfen, Schatz.“

„In der That, nein,“ sagte die Señora, „ich habe wahrlich gar nicht daran gedacht, aber die Herrschaften werden nicht böse darüber sein. Sie sind ja jetzt schon von Blumen fast bedeckt und

können das Gewicht kaum tragen. — Wie das so wunderbar wechselt auf der Welt," setzte sie dann nach einer kurzen Pause sinnend hinzu: „Du, der frühere Präsident der Republik, stehst jetzt hier oben auf dem Balcon und siehst dem Einzug eines Kaisers zu.“

„Und ich darf dafür nicht einmal undankbar gegen mein Vaterland sein," lächelte der junge Mann, „denn Iturbide und Guerrero waren nicht so glücklich, das von sich sagen zu können.“

„Und nennst Du das ein Glück?" sagte die junge, schöne Frau, die Oberlippe dabei leicht emporwerfend.

„Daß ich noch am Leben bin? gewiß," lachte Miramon, „aber *paciencia amiga, paciencia!* Du kennst doch den Wahlspruch unseres Landes. Maximilian zieht zu einer bösen Zeit in Mexico ein, böse in sofern, wenn er glaubt, daß er seine Herrscherwürde ruhig in den Schooß geworfen bekommt. Er wird Arbeit und Aerger, wenn nicht Schlimmeres, gerade genug finden. Ich wäre auch der Letzte, ihm das Alles, nur des Namens wegen, zu mißgönnen. Schafft er sich wirklich Ruhe, was ich noch sehr stark bezweifle, so verdient er sie sich auch im vollen Maße, und ich irre mich vielleicht kaum, wenn ich denke,

daß er doch trotz alledem nur eben wieder für einen Andern arbeitet."

"Für welchen Andern, Miguel?" frug rasch die Frau.

"Quien sabe, Schatz," sagte achselzuckend Miramon, „jedenfalls erleben wir es noch, denn so lange dauert eine Unwandlung in unserem etwas veränderlichen Reiche nicht."

"Und wenn sich das Volk nun doch ihm fügen sollte? Es hat die ewigen Revolutionen satt."

"Das Volk, liebes Herz, hat mit der Sache gar Nichts zu thun," sagte Miramon kopfschüttelnd, „und wird zu allerlezt deshalb befragt. Außerdem ist es ein Fremder, und Du weißt, wie rasch die Creolen geneigt sind, gegen den Partei zu nehmen — wenn es nämlich einmal nöthig werden sollte. Doch das Alles liegt noch in weiter Ferne, und weshalb sollten wir uns damit jetzt schon den schönen Tag trüben. — Sieh, der Zug nähert sich der Kathedrale, und ich glaube es wird Zeit, daß wir an unsere Toilette denken; wir kommen sonst wirklich zu spät zum Empfang."

Die Señora warf noch einen Blick die Straße hinab, dann sagte sie leise: „So habe ich Mexico noch nie gesehen. Auch nicht ein Haus steht

unbetheiligt an der Festlichkeit, und Kränze und Guirlanden winden sich von einem zum andern.“

„Weil es heute gerade gar keine Parteien in Mexico giebt, als eben nur die kaiserliche, und deshalb wäre es directer Wahnsinn, einzeln dagegen aufzutreten; man setzte sich der Gefahr aus, gesteinigt zu werden. Daß aber Maximilian nur in sechs Monaten noch einmal versuchen, ein solches „Familienfest“ zu arrangiren, und ich fürchte fast, daß es schon bedeutend dürftiger ausfiele, als an diesem Tag.“

„So kurze Zeit prophezeist Du dem Kaiserreich und hast Dich ihm doch selber zur Verfügung gestellt.“

„Weil ich nicht gern Unmögliches versuchen und gegen den Strom schwimmen mag, wenn ich einen Kanal finde, der mich in ruhiger und bequemer Weise vorwärts bringt. Wir müssen überhaupt erst sehen, was geschieht, und Labastida selber steht ja gegenwärtig vollkommen auf Seite des neuen Monarchen. So lange der aber dort aushält, haben wir einen ganz vortrefflichen Compaß, nach dem wir steuern können.“

„Und wenn er von ihm weicht?“

„Pacioncia. Siehst Du die dunkeln Wolken dort am Himmel aufsteigen? Vielleicht bedeuten

sie Regen und Sturm, vielleicht ziehen sie harmlos vorüber. Wir werden ja sehen, wie sich Alles gestaltet, und nun laß uns an den Abend denken."

* * *

„Wohin Silvestre," rief den von der Plaza zurückkehrenden jungen Almeja einer seiner Stadtfreunde an, der auf schaumbedeckten Pferde, wie auch selber staubig und erhitzt, seinen Klappen eben einzügelte und auch gar nicht in die festlich geschmückten Straßen zu passen schien, „ist die Ceremonie schon vorbei?"

„Noch nicht, Mauricio," sagte Silvestre, indem er sein eigenes Thier zum Stehen brachte. „Sabastida hat sie eben an der Kathedrale empfangen, und dort wird jetzt ein Te Deum gefeiert, das mir ein wenig zu langweilig war um es mitzumachen. Aber woher kommst Du, und weshalb hast Du den Einzug versäumt? Er war pompös."

„Characho,"*) rief der junge Mann ärgerlich,

*) Charajo, ober characho mit dem Hauchlaut, wie das holländische oder schweizerische eh ausgesprochen, ein etwas ordinärer spanischer Fluch oder auch Ausruf, der aber eigentlich nur von der unteren Klasse oder von rohen Menschen

und sein Pferd bäumte empor, weil er es unwillkürlich mit dem Sporn berührte, „ich habe die ganze Geschichte total verschlafen. Gestern Abend singen wir in Tacubaja an zu spielen und spielten bis heute Morgens halb sechs Uhr. Da war ich denn so todmüde und eigentlich auch nicht in der rechten Stimmung.“

„Du hast wieder verloren, wie?“

„Achttausend Pesos an den verwünschten Italiener, der mit Bazaine herübergekommen. Ich wollte, der Lump hätte Mexico nie betreten, denn er hat entweder ein ganz unverschämtes Glück oder —“

„Ober?“

„Er spielt falsch,“ zischte der junge Mann zwischen den Zähnen durch; „aber Gnade ihm Gott, wenn ich ihn einmal dabei ertappe.“

„Ich würde ihm nicht mehr zu nahe kommen.“

„Ich muß mein Geld wieder haben.“

„Cuidado! (Nimm Dich in Acht) aber wohin wolltest Du jetzt?“

„Noch etwas vom Zuge oder von den Leuten sehen, wenn es möglich ist, und wohin willst Du?“

gebraucht wird. Der gebildete Mann und selbst Damen benutzen dagegen als Ausruf oder als Zeichen des Staunens sehr häufig das Wort „Caramba“.

„Nach Hause, um mich zum Diner im Palais umzuziehen. Ihr seid doch auch geladen?“

„Wahrscheinlich, ich war nicht zu Hause; aber das hat noch Zeit, und außerdem liegt mir verwünscht wenig daran. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dort weder geraucht, noch gespielt.“

„Du bist unverbesserlich.“

„Ich muß mein Geld wieder haben,“ sagte der junge, etwas wüßt aussehende Mensch, der aber trotzdem einer der ersten Familien des Landes angehörte. Damit gab er seinem Thier die Sporen und trabte die Straße hinab der Plaza selber zu.

* * *

„Hallo Robolpho, Mensch, wo kommst Du her,“ flüsterte ein Mestize, der etwa dem niederen Bürgerstande angehören mochte, einem Sambo*) zu, der, sein Gesicht mit einer alten Serape halb verdeckt, einen arg mitgenommenen Strohhut auf dem Kopf, und Sandalen an den Füßen, eben an ihm vorüber und die Straße hinab wollte. Der Mestize sah auch gegen ihn ganz anständig

*) Mestize, Abkömmling von Weißen und Indianern, Sambo von Indianern und Negern.

aus und war in die echt mexicanische Tracht gekleidet, so mit dem breitrandigen, sogar ein wenig gestickten Filzhut, den an der Außenseite geschlitzten und dicht mit runden Knöpfen besetzten Beinkleidern und schneeweißen Unterhosen, die durch den Schlitze sichtbar wurden. Das Begegnen des jedenfalls genau Bekannten schien ihn auch nicht besonders zu freuen, denn er warf den Blick wie ängstlich umher, als ob er fürchte, von irgend Jemandem hier öffentlich mit ihm gesehen zu werden.

„Caracho, Geronimo,“ lachte der Sambo, der aber ebenfalls den Blick nach rechts und links die Straße hinabwarf, ohne die, sein Gesicht halbverhüllende Serape herunterzunehmen, „und was treibst Du hier in Mexico — Ave Maria-Mann, Du siehst ja wie ein Caballero aus. Die Geschäfte müssen gut gegangen sein. Komm, laß uns ein Glas Pulque*) zusammen trinken, denn hier draußen möchte ich nicht gern eine lange Unterhaltung führen.“

*) Pulque, das aus einer Agavenart, der Maguey, gewonnene Getränk, ein nicht besonders klarer, aber ziemlich angenehmer schmeckender Saft der Pflanze, der, wenn gegohren, auch berauscht, und das Lieblings- und Nationalgetränk der Mexicaner ist.

„Und wenn Du erkannt wirst?“

„Bah,“ lachte der Sambo, „die Parteien wechseln jetzt so rasch, daß Keiner vom Andern weiß, ob er zu der oder jener gehört. Und wenn ich wirklich erkannt würde, so sagte ich einfach, daß ich gut kaiserlich geworden wäre, und ließe mich unter die Soldaten stecken. — Wäre noch außerdem Profit, denn ich brächte gleich eine gute Muskete mit nach Hause.“

„Und wohin willst Du jetzt?“ frug Geronimo, indem er ihn am Arm faßte und einer der kleinen Seitenstraßen zuschob.

„Wohin? — vielleicht zu Juarez zurück nach Monterey — vielleicht bleibe ich noch in der Stadt.“

„Pst — nicht so laut,“ meinte der vorsichtigerer Nestige, — „es giebt in diesem Augenblick keinen gefährlicheren Namen als den in Mexico.“

„Er wird ihnen noch gefährlicher werden,“ lachte der Sambo, „denn der Schwindel hier kann ja doch nicht lange dauern.“

„Und wie steht's dort oben?“

„Gut — die Franzosen, die Gott verdammen möge, haben uns allerdings eine Zeit lang hin und her gehezt, aber Nichts hilft's ihnen — es ist als ob sie Quecksilber in einem Sieb fangen

wollten, und bald genug werden sie dessen müde werden."

„Aber was kann er ausrichten?"

„Werbet's bald hier merken. Vor vier Wochen war ich über dem Rio Grande drüben; die Amerikaner sind ganz des Teufels darauf, hier einzurücken."

„Die haben selber alle Hände voll zu thun."

„Schabet Nichts, werden schon damit fertig werden, und dann sind sie wie ein Wetter bei der Hand — aber da drüben ist die Pulqueria — komm, der Wirth ist ein alter Freund — dort können wir noch ein Stündchen zusammen plaudern, und dann muß ich wieder fort. Bin gerade zur rechten Zeit hier eingetroffen, um die Comödie mit anzusehen."

3.

Auf Chapultepec.

Die nächste Zeit verging den Bewohnern von Mexico wie in einem Taumel, denn sie kamen vor lauter Festlichkeiten, Bällen, Paraden, Illuminationen und Aufzügen gar nicht zu sich selber. Den ersten außerordentlich glänzenden Ball veranstaltete der Kaiser im Theater, dann folgte Bazine mit einem andern, der allerdings ein wenig böses Blut machte, denn die Einladungen waren ziemlich rücksichtslos abgefaßt. Aber wer hatte jetzt gerade Zeit, über derartige Kleinigkeiten lange nachzugrübeln, und wo sich nur das Kaiserpaar blicken ließ, empfing es ein so lauter und unverkennbar von Herzen kommender Jubel, daß Maximilian über die Stimmung, die in dieser Zeit in der Haupt-

stadt herrschte, wahrlich nicht in Zweifel sein konnte. Das aber setzte ihn über tausend andere Kleinigkeiten, die ihm sonst vielleicht störend genug entgegengetreten wären, leicht hinweg.

Im Palacio an der Plaza, wo er seine Wohnung nehmen sollte, war fast noch Nichts zu seinem Empfang geschehen. Nichts wenigstens, wie es ein europäischer Fürstensohn aus solchem Stamm gewohnt gewesen, und auch hier erwartet haben mochte. Selbst die ganzen Baulichkeiten des Palastes entsprachen wohl dem Land und Klima, aber doch nicht größeren Ansprüchen, und die mit der Einrichtung betrauten Beamten geriethen fast außer sich, als sie die Gemächer sahen, in welchen der Kaiser und die Kaiserin wohnen sollten.

Einzelne Stücke zeigten allerdings die höchste Pracht, so ein Toilettetisch z. B., den die Damen von Mexico der Monarchin bescheert; sonst aber verriethen schon halb abgenutzte Teppiche, ordinäre Tapeten und tausend andere Dinge, daß die bisherigen Regenten Mexicos diese Räume früher wohl einmal bewohnt, aber noch nie Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, sich selbst nur behaglich darin einzurichten.

Maximilian, an andere Umgebungen ge-

wöhnt, konnte sich hier natürlich nicht wohl und zu Hause fühlen. Das aber waren doch nur Kleinigkeiten und Nebensachen, die sich alle mit der Zeit und einigem Kostenaufwand verbessern ließen. Dazu freilich war es nöthig, daß man eine Menge von Arbeitern in den Räumen beschäftigte, und um diesen theils aus dem Weg zu gehen, theils auch einem etwas romantischen Zug folgend, der ihn ja bis jetzt auf seiner ganzen Bahn geleitet, beschloß der Kaiser, den alten Königsitz Montezuma's, das etwa eine gute halbe Stunde von Mexico gelegene Schloß Chapultepec, zu seinem nächsten Aufenthaltsort zu wählen.

Eine schönere Lage hat kein Schloß der Erde, in welchem Welttheil es auch liegen möge, und ob es auf hohem Fels am Meere, von Schneegebirgen überragt, in schattige Buchen und dunkle Tannen hineingeschmiegt, oder von palmengekrönten Hängen umgeben wäre.

Chapultepec, mit gerade nicht hervorragenden architektonischen Formen, ist aber, fast im Mittelpunkt des ganzen Thals von Mexico, auf einem jener kleinen Hügel erbaut, die, unmittelbar aus der Ebene emporsteigend, der ganzen mexicanischen

Hochebene charakteristisch und jedenfalls vulkanischen Ursprungs sind.

Am Fuß dieses Hügels, und wahrscheinlich die Ueberreste eines uralten, den Göttern geweihten Haines bildend, stehen jene mächtigen Cedern mit kolossalem Stamm und Wipfel, unter denen Geschlecht nach Geschlecht wandelte — und wandeln wird, und oben auf den Gipfel haben die früheren spanischen Vizekönige ein festes Schloß mit hohen Mauern und Wällen gesetzt, das eine Rundsicht bietet, wie sie auf der Welt kaum weiter gefunden wird.

Gerade voraus, nach Osten zu, vielleicht in Ost-Süd-Ost, liegen die herrlichen schneebedeckten Vulkane, der Popocatepetl und der Ixtaccihuatl oder die weiße Frau — der erstere spitz und pyramidenartig, der andere mit langgestrecktem Gipfel und in den Umrissen einer ruhenden, mit einem riesigen weißen Tuch überdeckten Frauengestalt nicht unähnlich.^{*)} Links davon dehnte sich der Höhenzug aus, der die Thäler Mexicos und Pueblas von einander scheidet — den Mittelgrund bildeten die Seen, links die Texcoko, rechts der Chalco und Xochimilco, und den Vorder-

^{*)} Die Indianer sagen, der Popocatepetl habe seine Frau umgebracht und die Leiche auf den andern Berg gelegt.

grund die weit ausgebreitete Hauptstadt mit ihren geradausgelegten Straßen und von zahllosen kleinen Dörfern, Städtchen und Hacienden umgeben, während links an den sich dort aufthürmenden Hängen der Wallfahrtsort Guadalupe, rechts das freundliche Tacubaya und viele andere kleine Ortschaften sichtbar wurden, und weitere Höhenzüge, sich an die vorheren anschließend, ein vollständiges und für sich abgeschlossenes Panorama bildeten.

Dort hinauf verlegte Maximilian, nur wenige Tage nach der Ankunft in der Hauptstadt, seine Residenz; und wenn er auch hier, vom Luxus ganz abgesehen, so wenig Bequemlichkeiten fand, daß er in der ersten Nacht genöthigt wurde auf einfacher Matratze in der Veranda des inneren Schlosses zu schlafen, so setzte er sich in seiner lebenswürdigen Einfachheit leicht darüber hinweg. Die wundervolle Lage, die historische Erinnerung des Platzes entschädigte ihn für alles Uebrige, und selbst die sonst so stolze Kaiserin fügte sich, wenn auch vielleicht nicht so freudig und rückhaltlos, den augenblicklichen, etwas beschränkten Verhältnissen.

Aber Ruhe wurde ihm dort nicht viel gelassen, denn die verschiedensten Parteien wußten recht gut, daß sie die erste Zeit, wo noch keine festen

Entschlüsse gefaßt sein konnten, auch benützen mußten, um den neuen Herrscher ihren Interessen zu gewinnen. Dem Kaiser selber lag aber natürlich ebenso daran, die verschiedenen Wünsche des Landes zu hören, wie dessen Bedürfnisse kennen zu lernen. Es war ihm wohlbekannt, welcher Zwiespalt die verschiedenen Klassen der Gesellschaft sowohl, wie die Parteien entzweite; und nur dadurch, daß er gründlich auf ihre Wünsche wie Forderungen hörte, glaubte er sich ein treues Bild des Ganzen zu bilden und dann nach eigenem Urtheil — immer ja nur das Beste des Landes im Auge haltend — seine Entscheidung zu treffen.

Am thätigsten zeigte sich dabei, wie das gewöhnlich und überall der Fall ist, die Kirchenpartei, die sich auch schon dadurch im Vortheil gegen die Uebrigen befand, daß sie nicht allein ein festgeschlossenes Ganze bildete, sondern auch ein ganz bestimmtes und scharf ausgeprägtes Ziel verfolgte. Ein Abweichen davon, ein Zwiespalt in ihren eigenen Gliedern fand nicht statt — und mit dem alten Kunstgriff, Religion und Kirche zu identificiren, hielt sie — die alte Geschichte — mit der rechten Hand das Kreuz und mit der linken den Klingenbeutel.

Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Maximilian, als er das Land betrat, die Absicht mitbrachte, die Klerikalen, deren Eifer und Unterstützung er ja doch zum großen Theil mit seine Wahl verdankte, von dem Druck zu befreien, den des Indianers Juárez Hand auf sie gelegt. Es kann recht gut sein, daß er sich früher — und ehe er die Verhältnisse näher kannte — mit dem Gedanken getragen, ja vielleicht selbst beabsichtigt hatte, die der Kirche entrissenen Güter wieder zurück zu ersetzen und ein Gesetz aufzuheben, das Juárez schon im Jahre 1859 von Vera-Cruz aus gegeben, und das einfach sämmtliche Liegenschaften der Geistlichkeit — die wirklichen Kirchen ausgenommen — zu Gunsten des Staates mit Verfall belegte. Ehe er aber an die Ausführung ging, war er vorsichtig genug gewesen, die Stimmung des ganzen Landes, d. h. wenigstens die Stimmung der verschiedenen Parteiführer darüber zu hören, und mußte denn allerdings bald finden, daß es — wenn auch von den „Liberalen“ ausgegangen, schon so in alle Schichten der Gesellschaft eingegriffen hatte, um nicht mehr mit einem Federstrich beseitigt zu werden.

Maximilian war tief religiös, aber dabei auch

zu aufgeklärt, um nicht zu fühlen, wie das geistliche Regiment mehr Rechte beanspruchte als sich eigentlich mit der, trotzdem zur Schau getragenen, christlichen Demuth vertrug. So hatten diese Herren denn auch im ganzen Reiche eine solche Unmasse von Besitzungen an Gebäuden sowohl wie an Boden in Anspruch genommen, daß ihnen z. B. in Puebla reichlich ein Drittel der ganzen Stadt gehörte, und der Kaiser konnte sich nicht verhehlen, daß für das Land selber ein Gesetz wohlthätig wirken müsse, welches diese ungeheuern Besitzungen in den Bereich industrieller Unternehmungen brachte.

Ob sich die Maßregel vom juristischen Standpunkt aus nicht anfechten ließ, war wieder eine Frage, obgleich auch diese wohl nicht zu Gunsten der Geistlichkeit entschieden wäre, da die Priester, als die früheren Herren des Landes, wohl kaum einen Quadratfuß dieser ganzen Liegenschaften wirklich gekauft, sondern was sie gebraucht oder auch nur gewünscht, einfach in Besitz genommen hatten. Jetzt aber gestaltete sich eine Wiederherausgabe der geistlichen Güter, wie Maximilian bald fand, fast zu einer Unmöglichkeit, denn wenn auch allerdings ein großer Theil derselben noch unverkauft lag, so waren

doch schon zahlreiche Klöster, besonders in der Hauptstadt selber, nicht allein in den Besitz Einheimischer, sondern auch Fremder übergegangen, und theils durchbrochen, um Straßen herzustellen, theils auch in Wohnhäuser und Niederlagen umgewandelt worden.

Außerdem hatte die Geistlichkeit ihre früheren Reichthümer nicht etwa dazu benutzt, um das Land selber zu heben und durch Schulen oder andere Institute das Volk aufzuklären — das lag nicht in ihrem Zweck, sondern weit eher Revolutionen anzuzetteln und ihnen mißliebige Regierungen zu beseitigen. Durch Juarez' Decret war sie aber darin beschränkt worden, sie sah sich nicht allein beraubt, sondern auch in ihrer „weltlichen Macht“ gebrochen, und ihr Grimm darüber, wie der Eifer, den sie entwickelte, um ihre verlorenen „Rechte“ wieder zu erobern, läßt sich erklären.

Maximilian erkannte vielleicht damals schon, in welcher schwierigen und gefährlichen Stellung er sich befand, wenn er von vornherein das ganze Pfaffenenthum gegen sich bekam. Die verschiedenen Parteiführer, die er darüber sprach, verwirrten ihn aber noch mehr, denn kein einziger schien sich wirklich um das Beste des Lan-

des zu kümmern, sondern nur immer und allein sein eigenes und damit das Interesse der besondern Partei im Auge zu haben.

Maximilian wollte selber sehen und hören, und trat deshalb schon im August seine Reise durch einen Theil der Staaten an. Bis zu seiner Rückkehr waren daher entscheidende Maßregeln, feste Besetzung der Ministerien, selbst ein Entschluß in der Kirchenfrage verschoben worden, und die Kaiserin regierte, mit Almonte an ihrer Seite, indessen in Mexico, während die französischen Generale eifrig bemüht blieben und in der That alle Kräfte aufboten, um im Norden wie Süden die noch bestehenden „Rebellenbanden“, wie man die Republikaner nannte, zurückzuwerfen und aufzureiben.

So tapfer sich aber auch dabei die Franzosen zeigen mochten, so stellte ihnen doch das Land selber mit seiner unwegsamen Wildniß und ungeheuern Ausdehnung die größten Schwierigkeiten entgegen, und der Feind, zehnmal geschlagen, fand doch immer wieder Schlupfwinkel, durch die er gekommen und sich weiter entfernt wieder sammeln konnte. Die Franzosen nahmen fast alle Plätze, gegen die sie vorrückten, aber — sie konnten dieselben nicht behaupten, denn

es war unmöglich, in diese Entfernungen das nöthige Kriegsmaterial wie Proviant zu schaffen. — Sowie sie sich zurückzogen, rückten die Republikaner wieder nach, und es blieb nichts Anderes als eine Sisyphus-Arbeit, der sie sich unterzogen.

Während der Reise des Kaisers hielten sich auch selbst die Führer der verschiedenen Parteien noch vollständig ruhig — sogar der Klerus schien geduldig vor allen Dingen die Rückkehr des Monarchen abzuwarten, wozu auch das viel beitragen mochte, daß Labastida, der Erzbischof, mit dem General Bazaine auf einem sehr gespannten Fuß stand und mit ihm unter keiner Bedingung verhandelt hätte. Als aber Maximilian endlich zurückkehrte, preßte die Geistlichkeit in geschlossener Phalanx vor.

Aber der Kaiser hatte in der Zeit doch eingesehen, daß er dem Drängen des Klerus nicht nachgeben durfte, wenn er nicht augenblicklich wieder eine Revolution heraufbeschwören wollte. Konnte doch dieselbe sogar noch durch die ganze Partei der Conservativen, also die Besizenden, unterstützt werden, und mußte gefährliche Dimensionen annehmen, sobald sich diese mit den Liberalen vereinigten.

Uebrigens kannte Maximilian schon ziemlich

genau die Stützen, welche der Klerus in der Hauptstadt hatte, und suchte sie für sich zu gewinnen — vergebenes Bemühen. Miramon selber war ein häufiger Gast auf Chapultepec, und mit seinem geschmeidigen Wesen fügte er sich in Alles, sobald es nicht die Hauptsache berührte. Dann aber hielt diese Partei ihm nur immer mit Achselzucken das starre Non possumus entgegen, und es ließ sich mit ihr eben in keiner Weise unterhandeln. Es gab da auch nur zwei Wege: er mußte sich ihr fügen oder sie bekämpfen. Ein Compromiß zwischen beiden lag nicht im Bereich der Möglichkeit. Das Einzige deshalb, worauf Maximilian hoffen konnte, war der Erfolg seines eigenen Strebens, daß die Mexicaner nämlich einsehen und erfahren sollten, wie er selber nur das Beste des Landes und der Bevölkerung im Auge habe. Gelang ihm das, so konnte er den Klerus wenigstens isoliren und brauchte ihn nicht mehr zu fürchten.

Unermüdblich war er dabei mit seinen Räthen beschäftigt, um dem Lande nützliche Gesetze und Verordnungen zu geben, die freilich anfangs nur noch auf dem Papier bleiben mußten, aber einmal erlassen auch in nur etwas ruhiger Zeit leicht ausgeführt werden konnten. Auch das Mi-

nisterium, das er ernannte, zeugte davon, daß er der liberalen Partei keinen Haß entgegentrug. Wie er selbst an Benito Juárez einen versöhnenden Brief schrieb, der aber von diesem kalt und halb drohend beantwortet wurde, so begünstigte er fast auffallend liberale Persönlichkeiten, und zwar so entschieden, daß man schon anfangs ihm einen Vorwurf daraus zu machen, aber er ließ sich nicht mehr beirren. Er hatte sich einmal seinen Weg vorgezeichnet und glaubte fest, daß es ihm gelingen müsse, sich die Herzen der Mexicaner zu erobern, wenn er ihnen nur erst einmal beweisen konnte, daß es ihm wirklich Ernst sei, dem Lande nicht allein geregelte, unparteiische Gesetze, sondern auch den Frieden zu geben, und dabei das Volk heranzubilden, den Ackerbau zu heben und Künste und Wissenschaften zu unterstützen.

Ehle Vorsätze, eines großherzigen Fürsten würdig — aber wie wenig paßten sie für das mexicanische Volk, für das in völliger Auflösung begriffene Reich!

In der Woche arbeitete Maximilian unermüdblich mit seinen Räten, revidirte nicht selten in eigener Person die Büreaus und entwarf und veriet neue Verordnungen, oder suchte eine

Menge von eingerissenen Mißbräuchen abzustellen; den Sonntag dagegen verbrachte er in Chapultepec und gab dann auch Jedem, der ein dringendes Anliegen an ihn hatte, Audienz.

Damit bürdete er sich freilich eine Last auf, denn gerade in damaliger Zeit trafen eine Menge von Abenteurern in Mexico ein, die, durch ein aufblühendes Kaiserreich angelockt, diesem ihre oft vollkommen werthlosen Dienste anboten, in der Hoffnung, in kurzer Zeit einen Theil seiner Schätze sich anzueignen, die sie noch aus Montezuma's Zeit vor ihrer Phantasie heraufbeschworen. Daß Maximilian ein anderes Ziel verfolgte, daß er wirklich mit ernstem Willen daran ging, das mexicanische Reich aus der Asche seiner Revolutionen erstehen zu lassen, kümmerte sie wenig genug. Sie wollten allein die Beute theilen, die ihrer Meinung nach dabei abfiel, und um erst festen Fuß im Lande zu fassen, bedurfte es natürlich einer einträglichen Stellung.

An solchen Sonntagen sah aber der Kaiser auch gern einzelne Gäste bei sich, mit denen er dann in freier, schäfflichster und ungezwungenster Weise verkehrte. Er liebte ein offenes Wort, wenn es auch nicht immer mit seinen Ansichten übereinstimmte, und wick eine Debatte über

streitige Punkte nie aus. Vorzugsweise gern unterhielt er sich aber mit Leuten, die das Land genau kannten, und hatte auch heute wieder Gäste bei sich gesehen.

Es waren Don Jose Fernando Ramirez, der neue Minister des Aeußern, der junge Obrist Lopez und der Erzbischof Labastida zur Tafel gezogen worden. Das Gespräch hatte sich hauptsächlich um die Zustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gedreht, wo die Südstaaten wieder bedeutende Vortheile errungen haben sollten und jetzt sogar das Capitol von Washington bedrohten. Der Erzbischof schien sich aber nicht besonders wohl in der Gesellschaft zu fühlen; er hatte gehofft, sich ungestört mit dem Kaiser aussprechen zu können, und dabei störte ihn auf das entschiedenste Ramirez, früher ein fester Anhänger des Expräsidenten Juarez und ebenfalls an dem Decret theilhaftig, das im Jahre 1859 der Kirche fast jede Macht raubte. Bald nach aufgehobener Tafel schützte er auch Geschäfte vor, befahl seine Carrosse und fuhr dann in dem mit sechs weißen Maulthierern bespannten Wagen in die Stadt zurück.

Maximilian lächelte, als er es bemerkte, wie Ramirez, sobald sie der Prälat verließ, aus

tiefer Brust aufathmete, als ob ihm eine Last von der Seele genommen wäre.

„Sie sind nicht böse darüber, Ramirez,“ sagte er, „daß uns die „Kirche“ verlassen hat, und Obrist Lopez schneidet ebenfalls ein ganz vernünftiges Gesicht.“

„Ich muß gestehen, Majestät, daß ich den frommen Herrn lieber gehen, als kommen sehe,“ sagte Ramirez trocken, „denn Gutes bringt er nie, und da ich genau weiß, daß er mich lieber mit einem Strick um den Hals an einem Baume als in der Stellung sähe, die ich jetzt durch Eure Majestät Huld und Vertrauen bekleide, so — halte ich es immer für besser ihm aus dem Weg zu gehen, denn vertragen werden wir uns doch nie im Leben.“

„Sie thun ihm Unrecht, Ramirez.“

„Ich glaube nicht, Majestät, und außerdem haben wir einen festen Barometer solcher Gefühle in unserem eigenen Herzen. Haß wie Liebe sind fast immer gegenseitig.“

„Glauben Sie wirklich?“

„Haben Majestät das noch nie erprobt? Wenn wir uns zu Jemandem recht innig hingezogen fühlen, so — liegt es entweder in der Zuneigung, die wir ihm entgegentragen, oder in einer

Sympathie der Seelen, wer kann es sagen, aber ein ähnliches, wenn auch vielleicht schwächeres Gefühl dürfen wir gewiß in ihm erwarten."

Der Kaiser war mit Ramirez auf die Terrasse hinausgetreten, die den freien und wunderherrlichen Blick nach den beiden Vulkanen öffnete. Ein Diener brachte auf seinen Wink Cigarren und Licht. Maximilian drehte den Kopf nach dem Saal zurück.

"Dopez," sagte er lächelnd, „ist noch bei den Damen geblieben; er erzählt lebendig, und die Kaiserin besonders hört ihn gern von seinen wilden Zügen sprechen. Mexico war bis jetzt in der That ein Schauplatz für Abenteuer, und ich hoffe nur zu Gott, daß wir im Stande sind, es in eine geregeltere und friedlichere Bahn zu lenken. — Doch wovon wir vorher sprachen — also Sie glauben an Etwas, was ich den „ersten Eindruck“ nennen möchte."

"Das thue ich allerdings, Majestät."

"Ich möchte Ihnen fast Recht geben; aber ist es nicht trotzdem ein etwas gefährliches Experiment, gerade zu fest darauf zu bauen?"

"Ich gebe zu," sagte Ramirez, „daß wir oft durch eine glänzende Erscheinung bestochen werden können, aber —"

„Was halten Sie von Miramon?“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Wie kommen Majestät gerade auf Miramon?“ sagte Ramirez, wirklich etwas betroffen, denn an denselben Mann hatte er in diesem Augenblick gedacht.

„Weil Sie von einer glänzenden Erscheinung sprechen. Miramon hat jedenfalls etwas un-
gemein Edles und Offenes in seinen Zügen. Meinen Sie nicht auch?“

„Ja,“ sagte Ramirez nach einigem Zögern, indem er langsam den Kopf halb zur Seite wandte; es war fast, als ob er sehen wollte, wer in seiner Nähe wäre. Der Diener aber hatte sich schon wieder zurückgezogen, und die Kaiserin verweilte noch mit ihren Damen und den gewöhnlichen Gästen des Hausstandes, bei denen Lopez zurückgeblieben, im Salon. „Eure Majestät haben Recht; man wird nicht leicht ein Gesicht finden, das so offen den Stempel seiner Seele zu tragen scheint, als gerade bei diesem, in vieler Hinsicht außerordentlich begabten und bevorzugten Mann —“

„Aber?“ sagte der Kaiser, „Sie wollten ein „Aber“ hinzufügen, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht, Majestät,“ sagte Ramirez ausweichend.

„Sie trauen ihm doch nicht?“

„Er ist ein treuer und fester Anhänger des Klerus, Majestät, und die Kirche baut unbedingt auf ihn.“

„Aber wie mir gesagt wurde,“ erwiderte Maximilian und wandte dabei den Blick ab, „so wechseln die Meinungen und — Parteien hier in Mexico oft und sehr rasch die Farbe. Ein vollkommen consequentes Ausharren soll wenigstens sehr selten vorkommen.“

Ramirez hatte seine Unterlippe mit den Zähnen gefaßt und sah einen Moment still vor sich nieder; der Kaiser war nicht selten in seinen Bemerkungen scharf und fast sarkastisch und er konnte diese recht gut auf sich selber beziehen; ob aber Maximilian fühlte, daß er vielleicht ein wenig zu weit gegangen sei und einen Mann nicht tranken dürfe, von dem er hoffte und wünschte, das schwere Werk eines Staatenbaues unter den jetzigen Verhältnissen zu vollenden, genug er fuhr lächelnd fort:

„Das darf ich ihnen jedoch nicht übel nehmen, denn ich habe selber meine Meinung, wenn ich sah, daß ich im Irrthum gewesen, schon verschie-

dene Male geändert, ohne mich dessen zu schämen. Ja ich war stolz darauf, wenn ich mir sagen konnte, ich habe es aus innerer Ueberzeugung gethan."

„Majestät verfolgten dabei nicht eigene Interessen," erwiderte Ramirez, der das Zugeständniß rasch fühlte, „aber Sie kennen unser Land doch noch nicht genügend, denn der Ehrgeiz hat hier schon manches sonst wackere Herz verdorben; und Miramon ist — wenn ich seine Gemahlin ausnehme — vielleicht der ehrgeizigste Mann Mexicos."

Der Kaiser lachte. „Also Sie halten die Señora noch für ehrgeiziger?"

„Das thue ich allerdings," nickte der Minister, „und wenn Majestät meinem Rath folgen wollten, so suchten Sie gerade Miramon jetzt auf kurze Zeit — wenn es nicht anders sein kann — aus Mexico zu entfernen. Wir sind augenblicklich in einer Entwicklung begriffen, in der wir keine störenden, ja selbst gefährlichen Elemente dulden sollten."

„Und halten Sie Miramon wirklich für gefährlich?"

„Ja —" sagte der Minister nach einer kurzen Pause, „denn der Klerus hat Niemanden weiter, auf den er sich so fest und sicher stützen kann,

als auf ihn, sobald er nämlich sieht, daß er von der Regierung Eurer Majestät nichts weiter für seine ungerechtfertigten Ansprüche hoffen und erwarten kann. Ich weiß aber, daß Miramon gerade in der letzten Zeit häufige Conferenzen mit Labastida hatte, und was die beiden Herren mit einander verhandelten, ist nicht schwer zu durchschauen."

"Aber was kann ich mit ihm anfangen?" sagte Maximilian, der sich dadurch doch etwas beunruhigt fühlte.

"Geben Sie ihm irgend einen Gesandtschaftsposten in Europa," drängte der Minister, "er wird Mexico überall würdig repräsentiren und kann dem Lande dort nützen, während er ihm hier —"

"Was wollen Sie sagen?"

"Vielleicht Schwierigkeiten bereitet."

"Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, Ramirez," erwiderte Maximilian freundlich. "Besinnen Sie sich, wie wir vorhin über den „ersten Eindruck“ sprachen. Ich kann mich nicht erinnern, in Mexico ein Gesicht gesehen zu haben, das mir bei dem ersten Anblick mehr Vertrauen erweckte, als gerade Miramon's. Er ist jedenfalls ein ungewöhnlich begabter Mensch; und sollte er nicht,

als geborener Mexicaner, wenn er sieht, daß Alles nur zum Besten seines eigenen Vaterlandes geschieht, ein vielleicht gefaßtes Vorurtheil fallen lassen und sich mit aufrichtigem Herzen der guten Sache widmen?“

Ramirez schwieg und sah eine Weile sinnend vor sich nieder.

„Es ist möglich, Majestät,“ sagte er nach einer längeren Pause, „aber es bleibt ein gefährliches Experiment. Nehmen Sie Marquez, den General, der der Kirchenpartei eben so entschieden an- oder vielmehr von ihr abhängt, als Miramon; den würde ich nie im Leben fürchten. Marquez ist vielleicht ein tapferer Soldat, was ich für meine Person aber ebenfalls bezweifle, denn wirklich tapfere Menschen sind nie grausam; aber um Marquez zu gewinnen, giebt es Mittel: Orden, Ehrenstellen, Geld. Miramon dagegen hat schon einmal den höchsten Ehrenposten des Staates inne gehabt, seine Frau war die Erste des Landes einst, und Beide vergessen das nie und nimmer im Leben.“

Maximilian schaute sinnend nach dem im vollen Glanz der Sonne liegenden und schneebedeckten Vulkane hinüber, aber das Schauspiel dort lenkte bald und rasch seine Aufmerksamkeit

von all' den unruhigen Gedanken ab, die ihn bis dahin wohl beschäftigt hatten.

„O, sehen Sie, Ramirez,“ rief er bewegt aus, indem sein Arm sich unwillkürlich den Bergen zu hob — „sehen Sie, wie wunderbar schön und herrlich! Die Sonne nähert sich dem Horizont! Die Kuppen da drüben fangen an zu glühen! O, wie wunderbar schön, wie reich und hochbegabt ist dieses Land, und daß nur die Menschen stets den einzigen Mißton darin bilden müssen!“

Einen Moment stand er in bewunderndem Staunen versunken; dann aber drängte es ihn, auch Andere um sich zu haben, die den wahrhaft prachtvollen Anblick mit ihm genossen.

„Charlotte,“ rief er nach dem offenen Saal hinüber, „o versäumt den Sonnenuntergang nicht — was habt Ihr da drinnen noch im dumpfen Saale, während sich hier das Schönste und Herrlichste entfaltet, was die Welt an Scenerie Euch bieten kann.“

Die Kaiserin war herausgetreten; ihr folgte die übrige Gesellschaft, und still und bewegt sahen Alle nach den fernen, aber in der Abenddämmerung und der reinen Luft scheinbar nahe heranrückenden Bergen hinüber, deren klare Umrisse

sich deutlich erkennen ließen und jetzt in den wunderbarsten Farben spielten.

Zuerst, als die Sonne noch nicht den Horizont berührte und nur hinter den Dunstkreis der Erde trat, zog sich ein leises, kaum merkliches Rosa über die beiden weißen Höhen des spitz auflaufenden Popocatepetl wie der links davon ruhenden, breit ausgebreiteten „weißen Frau“, dem *Ixtaccihuatl*, und täuschend wirklich war jetzt die Aehnlichkeit mit einer auf dem Rücken liegenden, von einem riesigen weißen Tuch überdeckten und lang ausgestreckten weiblichen Gestalt — aber immer glühender wurden die Farben, immer schärfer hoben sie sich vom dunkelblauen Hintergrund des östlichen Himmels ab; und lautlos — kaum athmend, stand der junge Kaiser und schwelgte in dem wunderbaren Schauspiel, das sich dort ihm bot.

Vor ihm ausgebreitet lag die Hauptstadt des Reiches, mit ihren Kuppeln und Thürmen, dahinter dehnten sich die noch in der Sonne blühenden Seen; aber das Auge suchte nichts weiter, als die glühenden Kuppen der beiden Vulkane, die in fast überirdischer Pracht jetzt selber Feuer auszustrahlen schienen, während aus den von der Sonne nicht mehr erreichenden Klüften der

Rolosse, milchweiße, ebenfalls von rosigem Licht übergossene Nebel aufstiegen, und wie sie entstanden, sich in phantastische Formen und Gruppen bildeten.

Und wieder wechselte das Farbenspiel; tiefer und tiefer sank die Sonne, und wie ein Schleier zog es sich aus der Tiefe herauf, wuchs höher und höher, bis es die Kuppen der Berge erreichte und bleigrau färbte, während die Nebelstreifen darüber noch für Momente ihren Duft bewahrten. Jetzt schwand auch der, die Berge schienen in der rasch einbrechenden Nacht zu vergehen, denn nur noch unvollkommen ließen sich ihre Umrisse erkennen, bis die Nacht völlig einbrach, die Kuppen beider Berge ganz plötzlich wieder zu strahlen anfangen und nun mit fast blendend weißem Schein herüberleuchteten.

Es lag etwas Geisterhaftes in diesem Anblick, und während die Damen mit einander zu flüstern anfangen, und das Bedürfniß fühlten, ihre Gedanken gegenseitig auszutauschen, stand Maximilian noch immer in stillem Anschauen versunken, und konnte sich nicht losreißen von dem Schauspiel.

Aber es war spät geworden, die Luft wehte auch kühl von den schneeigen Kuppen herüber,

und da sich Maximilian heute nicht mehr in der Stimmung fühlte, ein politisches Gespräch wieder aufzunehmen, verabschiedete er sich mit einer freundlichen Handbewegung von seinen Gästen und schritt allein in das Schloß zurück. Aber auch dort litt es ihn nicht lange: die Mauern beengten ihn, und seinen Hut ergreifend stieg er von keinem Diener begleitet, allein den Schloßberg hinab, um dort, im Schatten der mächtigen Ebern, die am Fuß desselben standen, seinen eigenen Gedanken ungestört nachzuhängen.

Das sind noch Bäume mit Stämmen von 12—15 Fuß im Durchmesser, und gewaltigen, wenn auch nicht sehr ausgebreiteten Wipfeln. Und wie still die Welt da unten lag, wie still und ausgestorben fast, während doch früher in diesem heiligen Hain Leben und Freude geherrscht hatte, und all' die Fürsten dieses Landes unter ihnen wandelten — bis sie ihr Geschick erreichte.

Schon zu Montezuma's Zeiten fingen sie mit ihren Nesten die Brise und rauschten im Abendwind; dort drüben hatte der unglückliche Kaxike, dessen schönes Land die Fremden mit dem Kreuz und Schwert verwüsteten, seine Väter. Nach ihm bauten die spanischen Vicelkönige ein festes Schloß auf diesen Hügel, und hier wohnte nach ihnen

Iturbide, der erste Kaiser dieses Reiches, und wie enbete er! Wie oft mag auch er, mit Träumen von Glück und Macht, unter diesen Bäumen gewandelt sein, bis er entthront, verurtheilt, dem eigenen Volk zum Opfer fiel, — und doch hatte er gerade das mexicanische Volk von dem spanischen Joch befreit. Und nach ihm all' die Präsidenten, die hier gehaust. War denn auch Einer nur von Allen im Stande gewesen, dem schönen Lande den Frieden zu geben und Ruhe und Eintracht in das Volk zu bringen? Und würde ihm das jezt gelingen, ihm, dem Fremden, der aus weiter Ferne, aus glücklichen Verhältnissen heraus, herüber kam an diese Küste?

Es war wohl ein heimlicher, aber nicht günstiger Platz zum Nachdenken über die Zukunft Mexicos, denn nur Blüth und Zwietracht zeigte die Vergangenheit, und fliegend rauschte dazu das Laub durch jene Aeste.

Maximilian warf sich unter dem stärksten der Bäume, den Kopf in die Hand gestützt, auf die Erde nieder, und trübe Bilder und Ahnungen stiegen in dieser Umgebung, und von dem Dunkel der Nacht gezeugt, vor seiner Seele empor. Im Geist sah er die blutigen Gestalten vergangener Zeiten an sich vorüberstreiten, den könig-

lichen Indianer, den bleichen Iturbide, den tapfern Kämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, Guerrero, und wie die Schatten — still und geräuschlos in duftiger Form — strichen sie an seinem inneren Blick vorbei. Da — hatten sie Leben und Gestalt gewonnen? — er hob überrascht den Kopf und richtete sich mit klopfendem Herzen empor; deutlich vernahm er den langsam gemessenen Schritt eines Wandeln — den im Dqub und glaubte flüsternde Stimmen zu hören. Wer war das? Die Straßen um Mexico galten nichts weniger als sicher; hatte sich Raubgesindel selbst bis dicht an das Schloß gewagt? und nicht einmal eine Waffe führte er bei sich.

Wie sein Blick, an das Dunkel gewöhnt, die Nacht durchspähte, erkannte er zwei Gestalten, die langsam unter den Bäumen dahinschritten, von seiner Nähe aber keine Ahnung zu haben schienen. Sie unterhielten sich in halblautem Ton mit einander und blieben, im Eifer des Gesprächs, unfern von ihm stehen. Jetzt bewegten sie sich weiter. Maximilian rührte sich nicht; er wollte hier nicht gesehen sein, noch dazu, da er gar nicht wußte, mit wem er es zu thun hatte. Gerade unter der Gruppe der starken Bäume schrit-

ten sie hin, kaum wenige Ellen an ihm vorüber, und der Kaiser glaubte in dem langen Gewand des Einen einen Geistlichen vermuthen zu dürfen. War es sein eigener Caplan, und mit wem unterhielt er sich hier in dunkler Nacht?

Wieder blieben die beiden Männer stehen und der eine sagte jetzt, — noch immer nicht laut, aber in der kurzen Entfernung doch deutlich vernehmbar:

„Er muß sich fügen; der Klerus hat ihn hierher gerufen, und er kann ihn nicht abschütteln, ohne die Krone selber mit abzuwerfen.“

„Und um was sind wir gebessert, wenn Juarez zurückkommt?“ entgegnete der andere. „Maximilian kann mit der Zeit so weich wie Wachs werden, der Indianer dagegen ist hart wie Stein und eben so störrisch wie spröde.“

„Wir brauchen weder den Einen noch den Andern,“ lautete die Gegenantwort. „Will das Volk absolut einen Kaiser, gut, so mag es ihn haben, ob er aber Maximilian oder Miramon heißt, bleibt sich gleich. Die Kirche kann und will sich ihre Rechte nicht vergeben, und wenn wir nicht halten, der muß fallen.“

Wieder schritten die Beiden vorüber, und die Worte, die sie jetzt mit einander wechselten, konnte

Maximilian nicht mehr verstehen; aber verschwunden waren auch in dem Moment die dunkeln Bilder, die bis dahin seine Seele erfüllt. Fast brohend bligte sein Auge durch die Nacht, und einmal war es, als ob er aufspringen und den beiden Gestalten folgen wolle, um selber zu sehen, wer jenes übermüthige Wort gesprochen. Aber weshalb? Er wußte, es war die Stimme des ganzen Klerus, die Gesinnung Roms, die er hier unter Montezuma's Gebern vernahm, und als er endlich langsam vom Boden wieder aufstand, hob sich seine Gestalt zu ihrer vollen Höhe, und mit einem leichten Sarkastischen Lächeln um die Lippen murmelte er, als er den Aufweg zum Schloß wieder einschlug:

„Non possumus, Señores.“

111111

16 — 2 66
 6
 12
 96

4.

Die Kirche und ihre Söhne.

Mexico hatte ein Kaiserreich erhalten — zwar nicht einen Kaiser, wie man ihn damals in Iturbide nur flüchtig und unvollkommen aus einem General gemacht, sondern einen wirklichen, eigenen Fürsten; und all' der Glanz und Prunk, mit blühenden Uniformen, Orden, Bällen, brillanten Festen und Umzügen, war auf die Hauptstadt ausgeschüttet worden. Kein Wunder denn, daß sich die Bewohner derselben wohl darin fühlten, und es gab auch anscheinend wenigstens in dieser Zeit nur noch zwei Parteien im ganzen Lande: Kaiserliche und Republikaner, und die letzteren waren in verschwindender Minorität — und waren selbst diese letzteren wenigstens einig unter einander?

Fast täglich liefen Gerüchte ein, daß sich wie-

der ein oder der andere der Juaristischen Bandenführer von dem vertriebenen Präsidenten losgesagt habe und zu der kaiserlichen Partei offen übergetreten sei, und wenn man allem glauben wollte, was man sich in der Residenz erzählte, so befanden sich die nördlichen Streitkräfte des Expräsidenten in voller Auflösung.

Aber auch in der Hauptstadt und zwischen der „kaiserlichen Partei“ gingen kleine Zerwürfnisse an sich zu zeigen, die besonders zwischen den Franzosen und den Beamten des Kaiserreichs begannen. Die Festlichkeiten des Empfangs waren kaum vorüber, so traten Symptome an's Licht, die kein so inniges Zusammenwirken verriethen, als man es hätte zwischen Franzosen und Oesterreichern voraussetzen sollen, und doch waren sie natürlich genug. Die Oesterreicher nämlich gingen an, sich als Herren des Landes zu betrachten, und die Franzosen, die sich darüber ärgerten, suchten sie fühlen zu lassen, daß sie das nur durch ihren Beistand wären und nicht könnten. Selbst von den höchsten Kreisen ging ein solches Gefühl aus und pflanzte sich bis in die untersten Schichten hinab fort — und gerade deshalb so rasch und entschieden, weil es eben von oben kam und dadurch leichter Alles erfaßte.

Bazaine nämlich, mit dem gewöhnlichen französischen Uebermuth, besaß sehr wenig Tact, um die Stellung eines Befehlenden und Untergeordneten mit einander zu vereinigen, und zwei Kaiser konnten doch nicht gut in Mexico regieren. Aber der Franzose sah, daß er nach und nach seine Gewalt an den wirklichen Herrscher abgeben mußte, und suchte diesen deshalb fühlen zu lassen, daß er trotzdem von ihm abhängig sei, während Maximilian, mit dem Bewußtsein seiner schwierigen Stellung, das gerade am wenigsten vertragen konnte und wollte.

Beiden gegenüber fing auch die Geistlichkeit an zu ahnen, daß sie sich in dem österreichischen Prinzen, von dem sie Alles erwartet und dessen Wahl sie deshalb auch mit allen Kräften unterstützt hatte — vollständig getäuscht habe. Allerdings führte er ein etwas milderes Regiment ein — er gestattete Processionen und derartige Festlichkeiten auch in den Straßen der Stadt und erklärte offen, die katholische Kirche schützen zu wollen, aber das konnte ihnen natürlich nicht nützen. Sie verlangten volle Einsetzung in ihre Rechte — ein entschiedenes Brechen mit der republikanischen Vergangenheit, und schon daß der Kaiser zögerte, ihnen das zu gewähren,

würde sie beunruhigt haben, hätten nicht auch andere Zeichen dahin ge deutet, daß er vielleicht gar daran denke, den Dank zu vergessen, den er ihnen schulde, um sich in voller Verblendung auf seine eigene Macht zu stützen.

Zahllose Bittschriften liefen in dieser Zeit im Palaste ein, und zwar Bittschreiben des entgegengesetztesten Inhalts, von denen aber die für die Kirche zugleich als eine Art von Demonstration gelten sollten. Man führte auch damit Schlag auf Schlag, um den Kaiser glauben zu machen, daß sich alle vornehmen und achtbaren Familien in Mexico, mit einem Worte die ganze Aristokratie, in dieser Hinsicht vereinigt hätten. Aber das erreichten sie nicht, denn hier stand das eigene Interesse vieler zu schwer auf dem Spiel, um den eigenen Nutzen — selbst als gute Katholiken — völlig hinten zu setzen. Die Frauen gewannen die Priester allerdings. In ihren zahlreichen Bittschriften, wenn man sie genau controlirt hätte, fehlte vielleicht kein einziger angesehenener oder bekannter Name der ganzen Stadt. Sehr häufig geschah es aber dabei, daß die eigentlichen Träger derselben — die Männer — gerade mit einer Gegeneingabe kamen, die nicht allein das Entgegengesetzte verlangte, son-

bern auch sogar dahin drängte, daß, neben Bestätigung der alten Käufe kirchlichen Eigenthums, auch die übrigen Güter der „tobten Hand“ auf den Markt gebracht würden, um eine Masse leerstehender Räumlichkeiten zu verwerthen und der Benützung der Stadt zu gewinnen.

Fast alle diese Bittschriften stimmten indessen darin überein: den Kaiser zu ersuchen, die Franzosen so rasch als irgend möglich wieder aus dem Lande zu schicken, indem man ihm wieder und wieder versicherte, wie er fest auf die Treue und Unterstützung der Mexicaner bauen könne.

Im Ganzen herrschte auch in der That ein guter Geist in Mexico vor. Man fing an einzusehen, daß es der Kaiser wirklich gut mit dem Lande meine, und schien fest entschlossen — die Monarchie zu halten? das wäre ein wenig zu viel gesagt gewesen — aber es doch wenigstens einmal mit ihr zu versuchen. Die Regierung konnte sich auch darauf verlassen, daß sie von den Einzelnen auf das entschiedenste unterstützt werde, so lange diese nämlich ihren eigenen Nutzen dabei sahen. Was dann weiter wurde? Wie hätte man von einem Creolen oder Westizen verlangen können, daß er sich um die Zukunft

gelümmert hätte, wo er nicht einmal an den nächsten Tag dachte.

Nur allein die Geistlichkeit that das, und fühlte sich deshalb mehr als beunruhigt, denn was sie von dem Kaiser erhofft, schien sich keineswegs zu erfüllen.

Im Palast des Erzbischofs Labastida, in einem der großen, nach der Plaza hinausführenden Zimmer, ging der stolze Erzbischof, die Unterlippe fest zwischen die Zähne geklammert, die Arme gekreuzt und den Blick auf dem Boden hastend, in seinem langen Priestergewand mit raschen Schritten auf und ab, während noch einige andere Herren im Zimmer vertheilt, und augenscheinlich in einer ernstesten und wichtigsten Berathung begriffen waren.

Zwei untergeordnete Geistliche standen leise flüsternd an einem der Fenster zusammen; an dem in der Mitte des Gemaches befindlichen Tisch, auf dem eine Menge von Schriftstücken zerstreut lagen, lehnte General Miramon und blätterte in einer kleinen Broschüre, und in einem Lehnstuhl an einem andern Fenster saß Don Juan Almeja, der reiche Minenbesitzer, in voller Toilette, im schwarzen Frack und weißer Cravatte, mit Brillant-Luchnadel, Ringen, Knöpfen, großen Verloques,

wie er eben gerade von der Tafel des Kaisers kam. Uebrigens schien er keine besonders angenehmen Neuigkeiten in das Haus des geistlichen Fürsten gebracht zu haben; das wenigstens zeigte sich deutlich in dem Antlitz des Erzbischofs, wie in der ganzen Haltung der unteren Geistlichen. Almeida selber aber, davon auch vielleicht nicht so berührt, fühlte sich durch die lange Pause ein wenig angegriffen. Er mochte sehr gut dinirt haben, und die Augen fingen an ihm schwer zu werden. Da weckte den schon im halben Einschlafen Begriffenen die Stimme des Erzbischofs, der in seinem finstern Brüten unwillig ausrief: — und die sonst sanfte Stimme klang scharf und schneidend:

„Das geht nicht länger, Señores! Wir sind lange genug gefügig gewesen und haben eine fast beispiellose Geduld gezeigt, aber die Sache muß jetzt ein Ende nehmen, oder die ganze Autorität der Kirche leidet darunter. Wenn er nicht in Güte will, ei dann —“

Er schwieg plötzlich und warf einen mißtrauischen Blick nach Señor Almeida hinüber; dieser war jedoch gänzlich harmlos und gab sich eben nur die größte Mühe munter auszusehen; aber Miramen hatte sich ebenfalls gegen den

Priester gewandt und sagte mit vollkommen leidenschaftsloser Stimme:

„Wir werden vorderhand Nichts thun können, Monsenior, denn man betreibt, wie es scheint, die Sache systematisch. Der Feind ist vollkommen auf seiner Hut, und die augenblickliche Stimmung in Mexico ist unseren Ansichten nichts weniger als günstig. Sie sehen außerdem, daß man auch nicht ganz ungeschickt zu Werke geht, und Fernando Ramirez hat dabei jedenfalls die Hand im Spiele. Wie uns Freund Almeja erzählt, ist meine Sendung in's Ausland, von der ich allerdings schon gehört, sie aber keineswegs für Ernst genommen, heute sogar öffentlich bei Tafel besprochen worden, also eine ausgemachte Sache. Außerdem sind die wichtigsten und unentbehrlichsten unserer Freunde — für den Moment wenigstens — ebenfalls außer Cours gesetzt: Martinez nach der Türkei, Salazar nach Yucatan, Escondor nach Brasilien. Was sollen wir also thun? Die Franzosen haben noch das volle Heft in Händen, fast täglich werden neue Transportschiffe mit belgischen und deutschen Legionären in Vera-Cruz erwartet; selbst der Norden scheint die Armee nicht besonders mehr zu beschäftigen, und Porfeirio Diaz wird sich

eben so wenig im Süden halten können. Unter solchen Umständen wäre es Wahnsinn, mit Gewalt auftreten zu wollen; wir könnten nie Etwas gewinnen, aber müßten sicher und gewiß Alles verlieren."

"Wenn man vielleicht auf die Umgebung des Kaisers einwirken könnte," bemerkte der Padre Miranda, von dem der Erzbischof sehr viel hielt, und der jetzt mit gefalteten Händen an dem einen Fenster stand, „ich fürchte fast, seine Umgebung ist nicht gerade die passende."

"Das weiß Gott," lachte der Erzbischof bitter, „anstatt sich mit den Leuten zu umgeben, die ihn den Thron angebahnt und seine Wahl mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gefördert haben, sucht er seine Freunde im Lager unserer grimmigsten Feinde, der Liberalen, und ist dabei thöricht genug, zu glauben, daß diese ihn über Wasser halten können. Sein ganzes Ministerium könnte Suarez eben so gut acceptiren, und hat es sogar eine Zeit lang in der Lehre gehabt. Dieser abtrünnige Bischof Ramirez, den er zum Almosenier ernannt, und mit dem wir nächstens ein sehr ernstes Wort reden werden, ist Alles in Allem bei ihm — und Escondero, Robles, Peza, Fernando Ramirez, — gehören sie nicht Alle in das

Lager der Liberalen? Es läßt sich da allerdings behaupten, daß seine Umgebung nicht die passende ist, aber welche Macht haben wir darüber?"

"So meine ich es nicht," sagte Padre Miranda freundlich lächelnd; „es fehlt ihm ein Mann in seiner nächsten Umgebung, der auch spirituell im Stande wäre auf ihn einzuwirken und sein Herz unserer heiligen Sache wieder zuzuwenden.“

„Und hat er sich denn nicht selber diesen Indianer, den Bischof Ramirez, ausgesucht?“ sagte Finster der Erzbischof.

„Ich meine einen Mann, der, auch mit anderen Arbeiten betraut, fortwährend in seiner Nähe bliebe,“ erwiderte der Geistliche, indem er, wie sinnend, vor sich niederschaute. Labastida schüttelte mit dem Kopf.

„Er duldet keinen der Kirche wirklich ergebenen Mann um sich, denn er weiß genau, wie die mexicanische Geistlichkeit über sein, dem Papst gegebenes und — gebrochenes Wort denkt.“

„Monseñor gehen da vielleicht ein wenig zu weit,“ fiel hier Miramon ein: „Einmal wissen wir nur, daß sich Maximilian daheim beim heiligen Vater verabschiedet, und gar nicht, was er ihm wirklich versprochen hat, und dann kann

man auch eigentlich nicht sagen, daß er bis jezt irgend etwas der Kirche Feindliches — weit eher, daß er in dieser Sache gar Nichts gethan hat.“

„Eben weil er bis jezt noch Nichts gethan hat,“ rief da der Erzbischof heftig, „weil er duldet, daß der nichtswürdige Kirchenraub ruhig in den Händen von unnatürlichen Söhnen der Kirche sowohl, als selbst in denen von Ketzern und Antichristen bleiben darf, ohne mit aller Kraft und Energie dagegen einzuschreiten. Eben weil er das duldet, hat er sein Wort gebrochen, das er schon hier gegeben, indem er versprach, den katholischen Glauben hoch zu halten. Oder waren die Worte seiner Proclamation, in welcher er sich vermaß dahin zu streben, um immer von religiösen Gefühlen beseelt zu sein, nur eben so viele Tiraden, mit denen er dem Volke Sand in die Augen streuen wollte? Der jetzige Zustand könnte selber unter Juarez oder irgend einer andern Regierung der Welt kaum schlimmer sein; haben wir aber deshalb den Fremden in unser Land gerufen?“

„Es läßt sich aber doch auch nicht leugnen,“ sagte Señor Almeja, der aufgestanden, um nur vor allen Dingen den auf ihn einpressenden Schlaf

abzuschütteln, „daß Maximilian dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit geräth. Er fürchtet jedenfalls, die jetzt nun einmal bestehenden Besitzverhältnisse total um- und dadurch eine Menge von seinen jetzigen Anhängern vor den Kopf zu stoßen.“

„Aber das Heiligthum der Kirche vor den Kopf zu stoßen, davor fürchtet er sich nicht,“ sagte Labastida höhniſch; „was aber vermag alle Macht der Menschen gegen die Macht Gottes?“

Almeja hätte gern etwas darauf erwiedert, denn einmal vollkommen munter geworden, fehlte ihm auch die Antwort nicht. Er war sich nämlich noch keineswegs klar, ob nach dem von dem Erzbischof aufgestellten, und allerdings zweifellosen Satz, der liebe Gott in diesem Fall auch die Partei der Kirche ergriffen und sich nicht vielleicht neutral verhalten hätte, aber er mochte den Erzbischof, der sich ihm wieder in mancher Hinsicht gefällig zeigte, auch nicht reizen. Unter seinen Minen befand sich nämlich eine, die zwar außerordentlich reich, aber sehr abgelegen war, und zu der er schwerlich genügend Arbeiter bekommen hätte, wenn ihn nicht „die Kirche“ dabei unterstützte. Das geschah aber in der That,

und zwar auf die einfachste Weise, indem man einen Wallfahrtsort dort ganz in die Nähe legte. Einige Reliquien, die von Gott weiß wem stammten, wurden in der Nachbarschaft der Minen deponirt, und Señor Almeja hatte bald an Arbeitern, was er brauchte, und die Kirche ebenfalls ihren Nutzen dabei. Ueberwarf er sich aber mit derselben, so kostete es dem Erzbischof ein Wort, die „Reliquien“ wurden fortgeschafft, und seine Mine lag wieder, wie vorher, in einer Wüste und Einöde.

„Monseñor haben doch vielleicht nicht recht verstanden, was ich eigentlich sagen wollte,“ fiel da wieder, die Hände zusammengelegt und den Kopf leise geneigt, Padre Miranda ein. „Wenn ich vorhin äußerte, daß ein immer in der Umgebung des Kaisers befindlicher Priester einen wohlthätigen Einfluß auf sein Herz und seine Gottesfurcht ausüben könne, so hatte ich dabei eine bestimmte Persönlichkeit im Auge, die ich wagen wollte Monseñor vorzuschlagen.“

„Eine bestimmte Persönlichkeit?“ sagte der Erzbischof, indem er stehen blieb und Miranda scharf und forschend ansah.

„Allerdings,“ nickte dieser, langsam das Haupt neigend, „einen deutschen Priester.“

„Der geht mit der Expedition herüber gekommen?“

„Nein —“ lautete die Antwort.

„Er lebt schon seit langen Jahren im Lande, Monseñor,“ fiel hier der andere Padre, ein mexicanischer Geistlicher Namens Zaloga, ein, „und ist, wenn ich nicht irre, vor etwa sechzehn Jahren aus den Vereinigten Staaten zu uns herüber gekommen, der mexicanischen Sprache also vollkommen mächtig, und unserer Sache treu ergeben — jedenfalls“ — setzte er vorsichtig hinzu — „sehr nützlich zu verwenden.“

„Und sein Name?“

„Fischer.“

Der Erzbischof sah eine Weile schweigend vor sich nieder und nickte dann leise mit dem Kopf.

„Ich glaube, ich erinnere mich,“ sagte er endlich, „aber wenn ich nicht irre, so stand er in dem Verdacht, eine — etwas unlautere Handlung in seiner Diocese verübt zu haben. Betraf es nicht Juwelen?“

„Ich weiß, was Monseñor meinen,“ sagte Padre Zaloga, „die Sache konnte aber nie bewiesen werden. Man behauptet allerdings, daß der Juwelenschmuck des Heiligenbildes in Par-

ras früher und ursprünglich echt gewesen wäre, und da das jetzt nicht mehr der Fall ist, so müßte allerdings eine Täuschung und respective Veruntreuung stattgefunden haben, denn ein einfacher Dieb hätte die Juwelen nur geraubt und nicht wieder durch falsche Steine ersetzt. Die Beweise aber, wann das geschehen sein möchte, sind nicht mehr zu führen, und Padre Fischer hat sich außerdem durch einen Eid gereinigt."

"Er war früher Laie."

"Allerdings, Monseñor, Advocat, aber von tüchtiger Bildung und besonders ein vortrefflicher Lateiner, was ihm den Eintritt in den Schooß der Kirche außerordentlich erleichtert haben soll."

"Ich erinnere mich," sagte der Erzbischof, und ein leises spöttisches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, „unter den Blinden ist der Einäugige König — also diesen Mann halten Sie für passend, Miranda?"

"Ich verweise Monseñor an das Urtheil des Señor Almeja, der ihn genau kennt," sagte der Geistliche, auf diesen deutend, „er wird Ihnen Alles bestätigen."

Der Erzbischof warf einen fragenden Blick auf Almeja, dieser aber, also zu einem Urtheil aufgefordert, zuckte mit den Achseln.

„Als ich noch mit meiner Familie oben in den Bergen und in der Nachbarschaft meiner Mienen wohnte,“ sagte er, „war Padre Fischer unser Beichtvater, und ich halte ihn allerdings für einen frommen und sehr — gescheiden Mann.“

„Sie sprechen das gescheidt mit einer ganz besondern Betonung aus,“ sagte der Erzbischof; „hoffentlich nicht in irgend einem bösen oder zweideutigen Sinne.“

„Gott soll mich behüten,“ rief Señor Almejarasch und fast erschreckt. „Nein, ich — wollte nur sagen, daß er anfangs mit meiner Frau einen etwas schwierigen Stand hatte. Sie war in Vera-Cruz und zwar in einer protestantischen englischen Familie erzogen, und kam mit entschieden zu freien Ansichten in die Berge, aber — Padre Fischer belehrte sie gründlich, und ich glaube fest, daß es in diesem Augenblicke keine aufrichtigere und strengere Katholikin in ganz Mexico giebt, als meine Gattin.“

Der Erzbischof hatte eine Weile sinnend vor sich niedergeschaut, endlich sagte er leise und fast wie mit sich selber redend.

„Ich glaube kaum daß es nöthig sein wird. Der Gesandte des heiligen Vaters Monsenior

Meglia, muß in der aller nächsten Zeit, vielleicht in den nächsten Tagen, eintreffen, und sich dann Alles rasch — und wie ich fest hoffe — zum Guten entscheiden. — Uebrigens werde ich den Padre Fischer einmal rufen lassen, um ihn selber kennen zu lernen — wir müssen genau erfahren, wer wirklich unsere Freunde sind, und sie fest zusammenhalten. Aus dem nämlichen Grund möchte ich auch Sie, General Miramon, ersuchen, Ihre Abreise noch um etwas hinauszuschieben — wenigstens bis wir erfahren, welchen möglichen Erfolg die Sendung des päpstlichen Boten hier gewinnt. Man kann doch nicht wissen, und ich selber halte es für wünschenswerth.“

Miramon schüttelte mit dem Kopf. „Das geht nicht, Monseñor,“ sagte er. „Wie ich schon bei meinen letzten Zusammenkünften, und besonders gestern, bemerken mußte, traut mir der Kaiser nicht. Wer ihn gegen mich eingenommen hat, ist unschwer zu errathen, denn die Liberalen haben mir nicht vergessen, wie fest ich ihnen stets entgegengestanden und wie unverbrüchlich dabei an der Kirche geblieben. Die Thatsache steht also fest — aber außerdem halte ich auch nicht, wie es Monseñor zu thun scheint, einen sehr raschen Umschwung der Dinge hier für möglich

und denkbar. Der Papst ist in Italien, Tausende von Leguas entfernt, der Kaiser dagegen, und noch dazu in etwas überschwänglicher Art das Herz von einer Menge phantastischer und volksbeglückender Ideen erfüllt, hier in Mexico. Die verschiedenen Elemente müssen sich erst gegeneinander reiben und abnutzen, und mit Unterhandlungen und Depeschen Herüber- und Hinübersenden können Jahre vergehen. Außerdem sind uns jetzt hier die Franzosen vollständig im Wege, denn daß sich unter dem jetzigen Regime nichts mit Gewalt, oder nur durch einen Machtspruch ausrichten läßt, hat Ihnen Bazaine zur Genüge bewiesen."

"Aber die Franzosen müssen, den Verträgen nach, das Land wieder verlassen," rief der Erzbischof. „Jedenfalls ist Bazaine nicht mehr Commandirender in Mexico, wie er es damals war."

"Den Verträgen nach, nein," sagte Miramon, „in Wirklichkeit aber doch und noch dazu ohne persönliche Verantwortlichkeit, da er sich fortwährend auf die Befehle des Kaisers der Franzosen stützt. Doch, wie dem auch sei, unter den jetzigen Verhältnissen würde ich selber um Urlaub gebeten haben, wenn man mir nicht in so freundschaftlicher Art entgegengekommen wäre, aber

verlassen Sie sich darauf, zur richtigen Zeit kehre ich zurück."

"So wollen Sie die Sache der Kirche im Stich lassen, General?"

"Ganz abgesehen davon," erwiderte Miramon, "daß mir augenblicklich gar keine Wahl bleibt, wenn ich mich nicht ernstlich widersetzen und dadurch ein nun doch einmal gefaßtes Mißtrauen nur bestätigen will, so könnte ich Ihnen auch hier vor der Hand gar nichts nützen. Augenblicklich hat der heilige Vater die Sache in Händen, die man jetzt erst in der beliebten Art des Depeschenwechsels herüber- und hinüberzieht. Kommt es zu einem günstigen Ende, das heißt: willigt der Kaiser in das ihm jedenfalls angefohlene Concordat und Zurückgeben der Kirchengüter, dann — brauchen Sie selber mich nicht mehr. Kame es dagegen zu einem ungünstigen Ende, wobei wir den Krieg in der Union auch nicht außer Acht lassen dürfen, dann — nun dann werden wir ja sehen. Jetzt einen Plan für die Zukunft zu entwerfen wäre thöricht, denn tausend unberechenbare Zufälle können dazwischen treten. Nur wenn ich selber sehe, daß ich im Stande bin, Ihnen — und meinem Vaterland etwas zu nützen, dann — darauf dürfen Sie

sich fest verlassen — lehre ich — mit oder ohne Urlaub — ohne Weiteres nach Mexico zurück und kann dann, mit frischen Kräften sowohl als noch ungetheilt den Parteien gegenüberstehend, für das Gute wirken — ja Sie werden mir dann selber zugestehen müssen, daß ich indessen hier gar nichts versäumt oder vernachlässigt habe.“

„Sie fliehen aber bei alledem die Entwicklung,“ sagte der Erzbischof.

„Ich fliehe Sie nicht, ich gehe ihr nur, wie einem rollenden Felsblock, den ich doch nicht im Stande bin aufzuhalten, aus dem Wege, und das zwar nicht einmal allein meiner selbst, sondern auch der guten Sache wegen. Mein Name läme hier jedenfalls in unangenehme Verwicklungen mit beiden Parteien, und ich bin sogar dem Kaiser dankbar, daß er mich dem enthebt.“

„Und wie denken die Conservativen darüber?“ sagte der Erzbischof mit einem Blick auf Almesa; denn er wußte recht gut, daß der reiche Minenbesitzer die Stimmung eines großen Theils seiner Gesellschaftschiht repräsentirte.

Der Señor zuckte mit den Achseln. „Wir müssen's abwarten,“ sagte er, „denn für jetzt, kann ich aufrichtig gestehen, habe ich keine große Hoffnung. Der Kaiser probirt nach zu vielen Seiten zu-

gleich und ist dabei von einer so rastlosen — Unruhe — andere Menschen nennen es vielleicht Eifer — daß er Alle unbehaglich macht. Jetzt heißt es wieder, daß er die Indianer von jeder Zwangsarbeit völlig befreien will, und ich wäre den Augenblick damit einverstanden, wenn er uns für das faule, lässige Volk andere und bessere Arbeiter in unsere Minen schaffte. Kann er das aber nicht, so müssen wir uns eben mit den Indianern behelfen, und nimmt er uns die, oder pflanzt er ihnen tolle Ideen von Menschenrechten und Staatsbürgern in den Kopf, so dürfen wir nur einfach unsere Bude zuschließen und unsere Zahlungen einstellen; an eine Unterstützung der einen oder andern Partei mit Geldmitteln ist aber nicht mehr zu denken. Meiner einfachen Meinung nach, Monseñor, müßte sich der Kaiser auch auf die Partei stützen, die ihn gewählt hat, auf die Conservativen, mit Hilfe des Klerus, und denen nachher die Rechte sichern, die sie nothwendig zu ihrer Existenz brauchen. Unterläßt er das und fängt er an mit dem Volk und den Arbeitern zu liebäugeln, so untergräbt er sich eigenhändig seinen Thron, denn er wird doch nicht etwa denken, daß er so lange an der Regierung bleiben sollte, bis er sich die Indianer

zu wirklichen Menschen herangebildet hat? Und kann er außerdem von denen Geld bekommen, wenn seine Kassen einmal leer sind? Nie! — Nein, bleibt er dabei, sich den Liberalen, also denen, die kein Geld haben, zuzuneigen, dann verfeindet er sich die, die nur allein den Willen und die Macht haben, ihn zu halten, und das Kaiserthum nimmt ein so schmählisches Ende, wie alle die früheren Regierungen genommen haben.“

Miramón lächelte still vor sich hin, denn Señor Almeja repräsentirte in diesem Augenblick allerdings die ganze Partei der Conservativen und sprach ihre politische Meinung, die nur allein in dem eigenen Interesse gipfelte, vollkommen aus. Auch durch des Erzbischofs Sinn mochten ähnliche Gedanken zucken.

„Und doch ist schon jetzt das „Kaiserthum eine Wahrheit,““ bemerkte er endlich, mit einem sarkastischen Anflug im Ton, „denn also hat Seine Majestät, als er von der Reise zurückkehrte, in seiner letzten Proclamation gesagt.“

Almeja zuckte mit den Achseln. „Wenn ich eine reiche Mine habe,“ sagte er, „aber dabei kein Geld, um sie in Angriff zu nehmen und zu bearbeiten, so ist die Mine allerdings eine Wahrheit, aber — sie hilft mir Nichts und ich kann

nich oben darauf setzen, um bei all' den unter mir verborgenen Schätzen zu verhungern. Die Conservativen und Klerikalen müssen das Geld dazu hergeben, um die Mine des mexicanischen Kaiserreiches zu bearbeiten, und wenn die ihre Säcke zuhalten, dann liegt sie todt und unbrauchbar da — bis einmal ein Anderer kommt, der es besser versteht, und sie in Angriff nimmt.“

„Und würden die Conservativen wirklich mit Geld und Gut einsteßen, wenn es einmal das Wohl des Landes erfordern sollte?“ sagte der Erzbischof nicht ganz ohne einen leisen Anflug von Ironie, denn die Gelegenheit hatte sich — seiner Meinung nach — schon früher mehrfach geboten und war nicht benützt worden.

„Veremos,“ erwiderte ruhig Señor Almeida, denn er war nicht der Mann, sich vorher durch ein leichtsinniges Versprechen in Unbequemlichkeiten zu bringen. „Aber wann gehen Sie, Señor Miramon? Ist Ihre Abreise schon bestimmt?“

„Ich habe, wie Sie wissen, noch gar keinen Befehl erhalten,“ sagte der General.

„Und wenn in der Zeit doch etwas Wichtiges vorkommen sollte?“ frug auch der Erzbischof — „Etwas zum Beispiel, das uns den Rath eines erfahrenen Soldaten wünschenswerth machte?“

„Marquez bleibt, so viel ich weiß, hier,“ sagte der junge General, „und mit mir selber in steter Correspondenz. Sie können sich auf ihn so fest verlassen wie auf mich, denn er ist ein guter Soldat und der Kirche treu.“

„Marquez?“

„Allerdings; er mag oft rauh und rücksichtslos sein, aber Sie werden ihn stets zuverlässig finden.“

„Ich möchte nicht, daß wir je in die Nothwendigkeit versetzt würden, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen,“ sagte Labastida kopfschüttelnd, „unsere Sache ist eine Sache der Liebe und des Friedens, nicht des Blutvergießens, und ich hoffe, daß noch Alles in Liebe und Frieden erledigt wird. Der Kaiser ist ja ein guter, katholischer Christ und kann als solcher nicht gegen sein eigenes Fleisch wüthen — thut er es aber doch, dann — wird er zu spät einsehen, daß alle weltliche Macht gegen die Macht Gottes nur wie ein Hauch ist, den der Morgenwind über die Steppe fegt. Doch Sie entschuldigen mich, meine Herren. Nur Sie, lieber Miramon, bitte ich, mir noch für eine halbe Stunde in mein Cabinet zu folgen, da ich manches Wichtige mit Ihnen zu besprechen habe und wir nicht wissen, wie

lange Ihr Aufenthalt hier noch dauern wird. Ihnen aber, lieber Almeja, möchte ich dringend an's Herz legen, auch in Ihren Kreisen dahin zu wirken, um besonders jenen passiven Widerstand gegen die Kirche zu brechen, der, anscheinend unschuldig, doch der gerechten Sache die größten und am schwersten zu beseitigenden Hindernisse in den Weg wirft."

"Ich verstehe Monseñor nicht," sagte Almeja etwas verblüfft, denn er hatte bis jetzt geglaubt, daß er mit dem Erzbischof auf einem vorzüglich guten Fuße stand, und selber noch nicht den geringsten Grund zu irgend einem Mißtrauen, viel weniger denn zu einer Klage gegeben habe.

"Das bedauere ich sehr," erwiderte das Oberhaupt der mexicanischen Kirche, "Sie wissen aber doch, daß vieles — sehr vieles Eigenthum der Kirche in den Händen von Leuten ist, die mehr Christenthum hätten zeigen sollen, als von einem solchen kirchenschänderischen Geseß, wie die Beschlagnahme der „geistlichen Diegenschaften“, Nutzen zu ziehen. Roneiro, Santiago, Cortelas, Da Costa und wie sie Alle heißen — Einige sogar aus Ihrer eigenen Verwandtschaft —, sind sie nicht den fremden Kettern mit sündlichem Beispiel sogar vorangegangen, und haben nicht sogar

Einige von ihnen selbst mit ihren Familien Wohnung auf solchem Grund und Boden genommen? Wie können wir erwarten, daß sich die Fremden freiwillig zu einer Rückerstattung solcher Güter bereit zeigen sollten, so lange sich noch katholische Mexicaner — und Mexicaner aus den ersten Familien des Landes — auf französische Bajonnette stützen, nur um solch einen traurigen und sündhaften Gewinn zu behaupten. Aber genug und übergenug davon. Kommen Sie, Miramon — meine Zeit ist kostbar“ — und sich mit einem leichten Gruß von Almeida verabschiedend, während er gegen die sich tief und ehrfurchtsvoll beugenden Padres nur die linke Hand, wie zum Segen, hob, verließ er, von dem jungen Officier gefolgt, das Zimmer.



In Roneiro's Hause war heute großer Familienrath, und zwar einer wichtigen wie unvorhergesehenen Sache wegen, die aber auch niemand Geringeres als die Señorita Doña Inez, die Tochter vom Hause, betraf.

Noch vor allen Dingen muß ich hier eine kurze Einleitung über das Haus selber einschalten, da es mit dem Folgenden in genauer Be-

ziehung steht, und überhaupt die Lage mancher aristokratischen Familie in Mexico kennzeichnet.

Das Haus, in welchem Roncero mit seiner Familie wohnte, war ein prächtiges altes Gebäude, noch aus der früheren spanischen Zeit her, auswendig von oben bis unten mit Fliesen belegt, der Eckgiebel mit allerlei phantastischen Figuren geschmückt, die Vorsäle mit Marmor gepflastert, und die Thüren aus dunkelm, kostbarem Holz gefertigt. Die Räume im Innern entsprachen auch dem Aeußern vollkommen: sie waren hoch und lustig, die Fenster sämmtlich mit Balconen versehen, während um den, mit einem von Orangen umfaßten und mit einem Springbrunnen gezierten, Hofraum gallerieartige Säulengänge liefen, die außerdem durch Jalousien gegen die heißen Strahlen der Sonne abgeschlossen werden konnten.

Dieses unmittelbar an das Kloster von San Sebastian stoßende Haus hatte in früheren Zeiten, aber, wie das Kloster selber, der Kirche gehört und war von einem Bischof bewohnt worden. Da warf Juarez' Decret, das sämmtliche Liegenschaften der Kirche in Staatsgut verwandelte, diese prachtvollen Baulichkeiten auf den Markt, und der reiche Roncero, der sich mit seinem

eigenen Gewissen leichter als mit seiner eigenen Frau darüber absand, erstand und bezog es nicht allein, sondern richtete auch einen Theil des früheren Klosters zu Lagerräumen her.

Was die politische Gesinnung Roneiro's betraf, so hatte er darin, wie so Viele seiner Landesleute, wohl kein ganz bestimmtes Glaubensbekenntniß. Er schwamm eben mit der Masse und fügte sich jeder Regierung, wenn er sich nicht durch sie in seinem Vermögen geschädigt fand, hatte auch deshalb einige Angst, als ein österreichischer Prinz den mexicanischen Thron besteigen sollte und das Gerücht die Hauptstadt durchlief, Maximilian habe sich vor seiner Einschiffung in Europa erst noch Verhaltungsregeln beim Papst geholt. Da sich aber seine geübten Befürchtungen nicht bestätigten und der Kaiser keine Miene machte, die Geistlichkeit wieder in ihre früheren Rechte einzusetzen, befreundete er sich zwar mit der jetzigen Regierung, wenn er sich auch nicht besonders für das Kaiserreich begeistern konnte. Welchen Nutzen hatte er davon, und wer wußte überhaupt, wie lange es Bestand haben würde? Es war deshalb jedenfalls das Beste, sich nicht voreilig zu compromittiren und lieber ruhig abzuwarten, wie sich Alles mit der Zeit gestalten

würde; dann behielt er freie Hand und konnte immer handeln, wie es seinen eigenen Interessen entsprach. Liebe zum Kaiser? woher hätte er die nehmen sollen? War es nicht ein Fremder? und wenn er ihm auch seine Stimme gegeben hatte, so schloß das natürlich keine weiteren Verbindlichkeiten ein.

Er mochte allerdings die Franzosen nicht besonders leiden und würde auch, unter anderen Umständen, ihren Umgang gemieden haben, aber die Umstände gerade brachten ihn wieder mit ihnen in Verbindung. Dadurch, daß er sich, gegen das Verbot oder den Protest der Geistlichkeit, an dem Kauf der Kirchengüter theilgenommen hatte, konnte er einer Verührung mit denen, die ihn darin beschützten, nicht gut und fortwährend ausweichen, und außerdem — waren es auch so nette Leute und benahmen sich, besonders im Anfang, mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit.

Señora Roneiro nun, eine noch jugendliche und selbst edle Gestalt, während Inez, ihre Tochter, als eins der schönsten Mädchen in ganz Mexico galt, war unglücklich darüber gewesen, daß ihr Gatte durch den Ankauf des Hauses und Klosters einen solchen fast feindlichen Schritt gegen die Kirche that, und von ihrem

Veichtvater nur noch immer mehr dazu getrieben, verbitterte sie ihrem Gatten mit Klagen und Bitten fast das Leben.

Der Einzug des Kaisers unterbrach diesen für Roneiro nachgerade qualvoll werdenben Zustand ein wenig, indem die Damen der Hauptstadt einestheils in dieser Zeit zu sehr von den Festlichkeiten wie ihrer Toilette in Anspruch genommen wurden, andererseits aber selbst die Geistlichkeit in ihrem Eifer etwas nachließ, weil sie fest überzeugt war, daß „Seine katholische Majestät“ nicht ein von dem kirchenschänderischen Juarez gegebenes Gesetz aufrecht erhalten könne und werde, und deshalb bald der alte status quo wieder hergestellt werden würde.

Sie hielt in dieser Zeit ein wenig mit Bohren inne und erwartete geduldig, daß ihr die geraubten Güter wieder in den Schooß fielen — aber sie kamen nicht. Der Kaiser machte keine Miene, das Decret von 1859 wieder aufzuheben, und eben so wenig entsprach die Wahl seiner Minister den Hoffnungen, die man auf ihn, von dieser Seite wenigstens, gesetzt hatte, so daß die alten Intriguen wieder von vorn beginnen mußten.

Die Damen, die vom ersten Einzug an für

das Kaiserpaar im wahren Sinne des Wortes geschwärmt, fingen jetzt an, da die Kirchenfrage ihnen auf's Neue von ihren Beichtvätern an's Herz gelegt wurde — eine Schwenkung zu machen. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist,“ hatten ihnen die Priester gesagt; aber die Klöster gehörten nicht dem Kaiser, sondern Gott, ebenso die der Kirche eigenen Gebäude, und Señora Roneiro begann wieder ihrem Gatten in den Ohren zu liegen, daß er das „unrechtmäßig angekaufte“ Grundstück aufgeben und es der Kirche zurückerstatten solle, damit sie nur endlich einmal Frieden vor ihrem eigenen Gewissen hätten. Vergebens warf ihr Roneiro ein, daß es sich hier wahrlich nicht um einen „Pappenstiel“, sondern um ein Vermögen von über 80,000 Piafter handle, und er nicht so reich sei, um so viel zu verschmerzen. Mexicanische Damen, besonders aus den höheren Ständen (und sollte es solche — einzeln natürlich — nicht auch vielleicht bei uns geben?), haben selten einen Begriff von Vermögensverhältnissen überhaupt; so lange ihnen jeder Wunsch befriedigt wird, kümmern sie sich weder darum, woher das Geld eigentlich kommt, noch wohin es geht. Die Kirche hätte sich deshalb auch keine

berebiteren — und was mehr ist, — aus bauern-
 deren Fürsprecher wünschen können, als die
 Damen waren, bis plötzlich — wenigstens in
 Roneiro's Hause — ein unvorhergesehener Fall
 der ganzen Sache eine andere Wendung gab und
 Señor Roneiro vollständig Lust zu machen
 schien.

An diesem selben Morgen war nämlich ein
 eigenhändiges Schreiben der Kaiserin Carlota
 an Inez Roneiro eingelaufen, d. h. durch den
 Hofmarschall Almonte in eigener Person über-
 bracht und mit freundlichen Worten begleitet
 worden, und in dem Schreiben stand nichts Ge-
 ringeres, als daß Ihre Majestät die Kaiserin die
 Señorita Doña Inez Roneiro da Silva zur Hof-
 und Ehrendame ernannt habe und sie freundlich
 und hülbreich ihres Wohlwollens versichere.

Der Hofmarschall war ein alter Freund Ro-
 neiro's und sogar Inez' Pathe, was in den
 süblichen Ländern ja schon immer als ein nicht
 einmal ferner Verwandtschaftsgrad gilt. Ihm
 dankte die junge Dame auch gewiß zum gro-
 ßen Theil diese Auszeichnung, die sie aber auch
 außerdem mit vollem Recht verdiente. Sie ge-
 hörte einer der ersten und edelsten Familien der
 Stadt an, und was körperliche wie geistige Vor-

züge betraf, so durfte sie led mit jeder Nebenbuhlerin in die Schranken treten.

Nach kurzem Glückwunsch mußte allerdings Almonte seinen anderen Geschäften nachgehen, aber er ließ die Familie über das Neue und kaum Geahnte einer solchen Auszeichnung in nicht geringer Aufregung zurück, und besonders die Mutter konnte sich kaum darüber fassen.

Inez — ihre Tochter Hof- und Staatsdame der Kaiserin — es war ein zu unverhofftes Glück, um nicht wenigstens Señora Roneiro in einen annähernden Grad von Verzüdung zu heben, und leider vergaß sie in dem Augenblick, daß sie noch vor kaum einer Stunde, und ehe der Hofmarschall eintrat, ihren Gatten mit allen Künsten weiblicher Verebsamkeit ermahnt hatte, sich vollkommen unter den Schuß der Kirche zu stellen, und lieber weltlichen Gütern zu entsagen, ehe er sein eigenes Seelenheil in Gefahr und ewiges Verderben brachte.

Don Bautista, ihr Gatte, hatte den langen Sermon aber noch viel zu frisch im Gedächtniß, und — nennen wir es Instinct oder Ueberlegung — aber während er mit auf den Rücken gelegten Händen über den Teppich auf und ab schritt, und der Unterhaltung der Damen nur

mit halbem Ohr lauschte, verarbeitete sein Geist die Frage, welche Wandlung dieser neue Umstand in seiner eigenen Familie und in seiner Stellung zu der jetzigen Regierung wie den Bearbeitungen der Geistlichen gegenüber haben könne.

Uebrigens war er sich des Moments vollkommen klar bewußt, denn er wußte recht gut, daß es — wenn seine Tochter diese Bevorzugung annahm — auch ein ganz entschiedener, ja öffentlicher Schritt von seiner Seite zum Kaiserreich gewesen wäre, und entschiedene Schritte lagen überhaupt nicht in seiner Natur. Er hatte Nichts dagegen, sich den Umständen zu fügen, und das von jeher auch gethan, wie sich wohl dabei befunden. Schon damals aber, als ihm Juarez — oder vielmehr sein Minister Verbo de Tejada — so lange zusehte, bis er das allerdings zu einem Spottpreis ausgebotene Grundstück kaufte, war ihm die Sache nicht recht gewesen, denn er verdarb es nicht allein mit der Geistlichkeit, sondern bekam auch, wie er recht gut voraus wußte, dadurch Unfrieden in der eigenen Familie. Juarez lag aber in jener Zeit besonders daran, nicht etwa nur das Kloster zu veräußern, obgleich seine Regierung Geld außerordentlich nothwendig brauchte, sondern — fast noch mehr als das —

auch ein paar angesehene mexicanische Familien voranzuschicken, die überhaupt Kirchengüter kauften. Wußte er doch recht gut, daß Niemand gern damit den Anfang machte, und Ro-neiro hatte sich endlich, da er außerdem dabei ein sehr günstiges Geschäft machte, gefügt. Das war indeß einmal geschehen, und ließ sich dieser Umstand nicht vielleicht benutzen, um das Frühere jetzt auszugleichen und wenigstens Frieden im eigenen Hause zu bekommen?

Kleine Ursachen haben manchmal große Wirkungen, und er schien jetzt nur noch nicht recht mit sich selber im Klaren, wie das Alles am besten zu erreichen sein könnte, als ihm seine Frau selber darauf half.

Inez, die eigentliche Hauptperson bei der ganzen Sache, auf welche das Neue auch fast bewältigend wirkte, wußte allerdings noch selber kaum, ob sie sich über die Auszeichnung freuen sollte oder nicht, ja ob sie dieselbe überhaupt annehmen dürfe. Ihre Mutter dagegen, die unverhofft daraus ein glänzendes und genußreiches Leben für ihre ganze Familie erstehen sah, kam mit ihrem Entschluß viel rascher in's Reine und erkannte darnach auch keine Hindernisse oder Schwierigkeiten mehr an. Man konnte ja eine

solche Ehre gar nicht zurückweisen, ohne die liebenswürdige Kaiserin auf das schwerste und ganz direct zu beleidigen, und weshalb auch? Die Familie Moneiro da Silva gehörte zu den angesehensten und vornehmsten der Stadt, ja des Landes, und leitete ihre Abstammung sogar von einer Seitenlinie des Fernando Cortez her. Außerdem war ihr Gatte, wovon sie sich wenigstens überzeugt hielt, einer der reichsten Leute in Mexico, und wenn sich das Kaiserpaar nicht unter solchen Kreisen seine Umgebung suchen wollte, wo dann?

Señor Moneiro selber hatte, seit er den Hofmarschall Almonte bis zur Thür begleitet, noch keinen weiteren Antheil an dem indessen lebhaft geführten Gespräch zwischen den Damen — seiner Frau und Tochter und zwar zum Besuch dort wohnenden Richte — genommen. Er war auch in der That um seine Meinung bei dieser hochwichtigen Sache noch gar nicht gefragt worden, und ihm deshalb vollkommen Zeit geblieben, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Jetzt aber schien man seinen Rath zu verlangen, und die Señora rebete ihn selber an:

„Sage doch, Bautista, — um der Jungfrau willen, Mann, Du machst Einen ja durch Dein

ewiges Hin- und Herlaufen ganz nervös — meinst Du nicht, daß Inez, um ihre nunmehrige Function anzutreten, eine ganz neue Toilette wird haben müssen? Außerdem kann sie unmöglich in der alten Kalesche bei Hof vorfahren. Die französischen Officiere lachen überhaupt schon jedesmal, wenn wir uns damit nur im Paseo blicken lassen. Mit ihrem Schmuck sieht es ebenfalls sehr windig aus. Das Kind ist viel zu einfach und anspruchslos von uns erzogen und gekleidet worden."

Señor Roneiro blieb mitten in der Stube stehen, denn er sah plötzlich Licht in einer bis dahin noch ziemlich dunkeln Sache — aber seine Frau durfte natürlich nicht ahnen, was in ihm vorging, und mit vollkommen ruhiger, aber auch ganz entschiedener Stimme erwiderte er ihr:

„Mein liebes Kind, das ist genau das Nämliche, was ich mir eben in Gedanken überlegt und dabei hin und her erwogen habe. Die Annahme einer solchen bevorzugten Stellung für unsere Tochter würde allerdings, wie Du ganz richtig bemerkst, eine derartige Veränderung, ja Umwälzung in allen unseren bisherigen, ziemlich einfachen Verhältnissen zur Folge haben müssen. Ich würde zu einzelnen und noch dazu nicht un-

bedeutenden Auslagen nothgebrungen gezwungen sein. Das hilft uns deshalb auch leicht über eine mögliche Unentschlossenheit hinweg, denn es macht eine Annahme dieser Ehre unmöglich. Unter den jetzigen Umständen könnte ich solchem Luxus gar nicht begegnen."

"Annahme der Ehre unmöglich?" wiederholte seine Frau, indem sie vor Erstaunen die Hände zusammenschlug — „solchem Luxus nicht begegnen? — unter den jetzigen Umständen? Was, um Gottes willen ist denn vorgefallen? Du hast die Mittel zu solchen Auslagen nicht?"

"Nein," sagte auf das bestimmteste ihr Gatte, „denn wenn ich Deinem, erst heute wieder so nachdrücklich und selbst unter Thränen befürworteten Verlangen nachgebe — was ich des lieben Hausfriedens wegen thun muß, — so bleibt mir unter den jetzigen Umständen kaum so viel Vermögen übrig, um nur noch anständig davon leben zu können — von vornehm wollen wir gar nicht reden, und ein solcher Luxus wäre außer aller Frage. Meine Minen können jetzt, der dort umherstreichenden Dissidentenbanden wegen gar nicht bearbeitet werden; an unsern „Patriotismus“ werden ebenfalls ununterbrochen Anforderungen gestellt, und 80,000 Piaſter setzen

mich mit allen meinen Berechnungen und Plänen vollständig an die Luft. Wir dürfen nicht daran denken, Dominga."

"Aber von welchem Verlangen sprichst Du nur?" sagte seine Frau, die in diesem Augenblick den Kopf wirklich nur von der neuen Hofcharge ihrer Tochter erfüllt trug, „ich verstehe Dich gar nicht. Was hast Du denn mit den 80,000 Piaſtern? Wenn Du den zwanzigſten Theil der Summe daran wendest, haben wir Alles, was wir brauchen."

"Von welchem Verlangen, Dominga?" sagte ihr Gatte kopfſchüttelnd; „Du kannst doch nicht gut Etwas vergessen haben, das bis jetzt unser Morgen-, Tisch- und Abendgeſpräch gewesen: die Rückgabe dieſes Hauſes und der ſämmtlichen, mit ſchwerem Geld erworbenen Grundſtücke an die Kirche, — und was ſoll nachher werden? Du weißt, beſſer als ich es Dir ſagen kann, was in jeßiger Zeit, wo ſich für den Generalſtab der franzöſiſchen wie deutſchen Truppen kaum genügend anſtändige Wohnungen aufreiben laſſen, ein ſolches Haus wie das unſere in Mexico koſtet. Ein elegantes und hübsch eingerichteteſ Haus müßten wir aber haben, denn ich könnte mich nicht ärmlich zeigen, und wir wären eben-

falls gezwungen, dann und wann eine Gesellschaft zu geben. Du siehst also ein, Dominga, daß wir unter diesen Umständen die uns zugebachte Ehre — so leid es mir thut — ablehnen müssen, denn in Schulden kann und will ich mich nicht stürzen."

"Ablehnen?" rief die Frau erschreckt aus, „aber Du begreifst doch, Bautista, daß das unter den jetzigen Umständen ganz unmöglich, ja undenkbar ist. Die Kaiserin müßte sich ja dadurch gekränkt und beleidigt fühlen. Wie stünden wir auch allen bisherigen Freunden gegenüber? Ja man würde es sogar als eine directe und feindliche Demonstration gegen das Kaiserthum selber ansehen, denn daß Du in Deinen Mitteln beschränkt wärest, glaubt Dir ja doch kein Mensch. Es geht unter keiner Bedingung, wie Du es auch drehen und wenden magst."

„Mein liebes Herz," sagte Roneiro achselzuckend, „es geht eben Alles, was gehen muß, und davon haben wir genügende Beispiele sowohl im Staats- wie Familienleben. Ich gebe Dir mein Wort, ich kann nicht anders, denn wo ich mich jetzt genöthigt sehe, ein so bedeutendes Capital, wenn auch nicht wörtlich auf die Straße,

doch, was eben so viel sagen will, der schon so übermäßig reichen Kirche in den Schooß zu werfen, darf ich mich nicht in demselben Augenblick in Ausgaben stürzen, deren Umfang man noch außerdem nicht einmal im Stande ist auch nur annähernd zu berechnen. Eins zieht in solchen Dingen das Andere nach, und wenn ich mich im vollen Frieden auch für einen reichen Mann halten und mir Manches gestatten mag, was sich Andere versagen müssen, — jetzt kann ich es nicht, und Du selber würdest mir später mit Recht Vorwürfe machen, daß ich mich und Euch in's Unglück gestürzt hätte.“

„Aber Bautista,“ sagte Señora Roneiro, allerdings mit einiger Befangenheit, „die Frage über die Kirchengüter liegt ja doch erst dem Kaiser vor, und eine — Ueberstürzung darin ist nirgends geboten. Es wird sogar erst ein Nuntius aus Rom erwartet, der mit der hiesigen Regierung darüber verhandeln soll, und ohne Entschädigung kann man ja doch auch von Niemandem verlangen, daß er sein ganzes Vermögen hergeben solle, nur um den Staat aus einer Verlegenheit zu ziehen.“

Señor Roneiro hätte sich gern vor innerlichem Vergnügen äußerlich die Hände gerieben;

aber er versagte sich vorsichtigerweise den Genuß, denn er durfte ja nicht verrathen, wie erfreut er über die Meinungsänderung seiner schöneren — und nicht selten stärkeren Hälfte war. Er zuckte deshalb vor der Hand nur die Achseln und bemerkte:

„Aber Du erinnerst Dich doch, liebes Kind, daß Du mir erst an dem heutigen Morgen — und zwar nicht zum ersten Mal — vorhieltest, wie ich gerade mit einem guten Beispiel vorgehen müsse, um dem Staate zu zeigen, welche Verpflichtungen er gegen die Kirche habe. Ich begreife allerdings nicht recht, wie ich gerade —“

„Aber Du hast mich da ja total mißverstanden, Bautista,“ unterbrach ihn die Señora, der gar Nichts daran lag, eben jetzt Alles wiederholt zu hören, was sie an Argumenten in ihrem Sinne und von ihrem Beichtvater gedrängt — etwa vorgebracht; „wenn ich von einem „guten Beispiel“ sprach, so meinte ich damit, daß Du gerade in Deiner Stellung mit dahin wirken solltest, einen Vergleich zwischen Regierung und Kirche anzubahnen; denn wir dürfen doch wahrlich nicht in die Fußtapfen jenes nichtswürdigen Juarez treten — eine gemeine Indianernatur —“

ein Mensch ohne Vernunft, *) der eben plündert, wo er Etwas findet, und wenn es in der heiligen Kirche selber wäre. Jetzt ist das ja aber noch gar nicht so weit — wer weiß überhaupt, ob nicht noch Jahre darüber hingehen, ehe Alles regulirt werden kann, und es wäre thöricht, sich auf solche Aussicht hin schon jetzt unnöthigerweise einzuschränken."

"Ja, meine gute Candelaria," sagte Don Bautista, der sich noch immer nicht recht sicher fühlte, wie lange diese Stimmung seiner Frau anhalten würde, „das ist Alles recht schön und gut, aber — ich setze nun den Fall — wir nähmen die unserer Inez zugebachte Ehre wirklich an —"

„Wie wir das auch gar nicht anders können —"

„Ich stürzte mich dann," fuhr Roneiro fort, „in allerlei neue Ausgaben, schaffte eine neue Equipage, Schmuck, Kleider und, was weiß ich, sonst noch an, und unmittelbar darnach würde die Rückgabe der Güter decretirt, während die Verhältnisse im Innern dieselben und meine Minen, wie im letzten Jahre, geschlossen blieben. Dann wäre ich geradezu bankrott, und wir

*) Die Indianer wurden und werden noch häufig von den Weißen *gentes sin razon* — im Gegensatz zu ihnen selber als *gentes con razon* — genannt.

könnten nachher nach Texcoco, Tectihuacan oder in sonst irgend ein kleines Nest ziehen, nur um uns dort bis zum Nothwendigsten einzuschränken."

"Aber wer kann Dich zwingen, das, was Du rechtlich gekauft hast, ohne Entschädigung wieder herzugeben?" rief die Señora gereizt. "Daß Du es hergiebst, versteht sich von selbst," setzte sie hinzu, denn sie fühlte doch wohl selber, wie sie von ihrer früheren Meinung ein wenig zu schroff eingelenkt sei. — "Die Gebäude gehören einmal der Kirche, und unrecht Gut gedeiht nicht; unrecht Gut ist aber Kirchengut in den Händen eines Laien; doch selbst die Kirche wird nicht von Dir verlangen, daß Du Deine Existenz aufgibst, ehe Dir nicht wieder die Mittel geboten werden, Deinem Range nach zu leben — und das ist also in der Zeit, wenn Du wieder im Stande sein wirst, Deine Minen zu bearbeiten. Dann aber leistest Du der Kirche sogar noch einen Dienst, denn hättest Du damals nicht das Kloster gekauft, so wäre es in die Hände eines Rebbers gefallen, und das war ja auch, wie Du recht gut weißt, der einzige Grund, daß ich selber damals meine Einwilligung zu dem Kaufe gab."

Señor Roneiro mußte das nun allerdings

besser, denn seine Frau gerade hatte ihn anfangs zu dem vortheilhaften Kauf gebrängt, da ihr das prachtvolle Haus in die Augen stach. Später aber, und durch den Pater Miranda unablässig dahin getrieben, hatte sie angefangen den ganzen Handel als Sünde zu betrachten. Uebrigens hütete er sich wohl, Derartiges jetzt zu erwähnen, denn es würde die Frau nur unnöthigerweise gereizt haben. Vor der Hand hatte er Frist und Ruhe im Hause bekommen — bis seine Minen wieder bearbeitet werden konnten, was noch im weiten Felde lag. — Außerdem war aber auch eine andere Strömung in seinem Hause zur Geltung gebracht worden, als die geistliche, und seine Frau auf andere Gedanken gekommen. Mit der Kirche hoffte er selber dann schon fertig zu werden, denn sogar diese war — seiner Meinung nach — eher zu überzeugen, als die eigene Frau; wenn sie sich nämlich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Inez selber kümmerte sich um die ganze Verhandlung, obgleich die Sache doch ihr eigenes Schicksal betraf, auch mit keiner Sylbe und besprach nur indessen mit der Cousine auf das eifrigste ihre künftige Toilette. Ihre Mutter hatte sich ja, wie sie recht gut wußte, schon be-

dingungslos für die Annahme entschieden, und wenn ihr Vater dann auch noch vielleicht einige Einwendungen machte, so blieben das doch auch nur eben Einwendungen — an der Hauptsache änderte es nichts mehr.

5.

Die Vertulia.

Es kam, wie es Inez gedacht und der Cousine schon vorhergesagt. Der allerdings auch nur scheinbare Widerstand des Vaters wich endlich den überzeugenden Gründen seiner Gattin, und schon am nächsten Morgen befand sich Señor Roneiro von sehr früher Stunde an auf den Füßen, um eine Menge der nothwendigsten Bestellungen zu machen und Anordnungen zu treffen. Um 1 Uhr aber fuhr die Señora mit ihrer Tochter Inez nach Chapultepec hinaus, um Ihrer Majestät der Kaiserin den gemeinschaftlichen wie persönlichen Dank für die unverhoffte und so ehrenvolle Auszeichnung darzubringen.

Welch' unendliche Mühe hatte sich Pater Miranda mit der Frau gegeben und so eindringlich,

so überzeugend zu ihr gesprochen, daß er sich schon fast am Ziel seiner Wünsche wußte und seinen Zweck vollständig erreicht zu haben glaubte. — Da trat der frommen und uneigennütigen Kirche die Flitterpracht des Hofes, der Glanz eines neuen Ranges gegenüber, und Vater Miranda konnte sich schon am nächsten Tage davon überzeugen, daß er allen Boden unter den Füßen verloren habe und mit seiner ganzen Arbeit wieder von vorne anfangen dürfe.

Ob die Kaiserin selber — von dem Besuch der Señora wenigstens — besonders erbaut war, ist schwer zu sagen; sicher aber, daß Señora Reineiro in echt mexicanischer herzlicher Weise sie, ehe sie nur ausweichen konnte, umarmte und ihr dann, ohne sich besonders unterbrechen zu lassen, erzählte, wie glücklich sie sich Alle fühlten, daß der Kaiser nach Mexico gekommen sei, und wie treu sie Alle an dem Kaiserhaus hingen und für ewige Zeiten hängen würden.

Charlotte entließ auch die Damen auf das huldvollste und küßte beim Abschied Inez auf die Stirn. Inez war wirklich ein bildschönes Mädchen, und ihre edle, stolze Haltung mochte die Fürstin besonders für sie eingenommen haben.

An dem nämlichen Tage — wie es sich glück-

lich traf — war auch bei Roneiros Empfangsabend — eine Art von kleiner Tertulia — wozu eben nicht besonders eingeladen wurde, sondern die Freunde nur gesellig zusammenkamen. Da sich aber die Kunde, welche Gunst der Tochter des Hauses durch die Kaiserin widerfahren sei, rasch in der Stadt verbreitet hatte, so fanden sich die Gäste heute natürlich viel zahlreicher ein, als es sonst der Fall gewesen wäre, denn man benützte den Abend gleich mit zur Gratulation. Señora Roneiro strahlte auch dabei in Glück und Seligkeit, während Inez, fast selber einer Kaiserin gleichend, das schöne stolze Antlitz heute besonders erregt und wie von Rosenduft überhaucht, die dunkeln Augen in Glück und Freude blühend, trotzdem ein liebes Lächeln fast für Jeden hatte — und doch war Einer unter Allen, der es all' den Anderen mißgönnte.

Silvestre Almeja wich fast nicht von ihrer Seite und — that jedenfalls unrecht daran, denn er erreichte das für ihn Gefährlichste — er wurde ihr nämlich lästig, und sie suchte zuletzt ihm auszuweichen.

Daß er sich schon lange um sie bemüht, wußte Inez sowohl, als es alle ihre Bekannten wußten, und Silvestre galt auch eigentlich als

ihr erklärter Novio oder Anbeter — ja Manche gingen sogar so weit, zu behaupten, daß Beide schon die Einwilligung ihrer Eltern zu einer in nächster Zeit stattfindenden Verbindung erhalten hätten. Inez war auch immer freundlich mit dem jungen Mann gewesen, und schien sich bis vor Kurzem in seiner Gesellschaft wohl zu fühlen. In neuerer Zeit erlitt die Sache aber doch eine Aenderung, denn verschiedene französische Officiere gewannen Zutritt in Roneiro's Haus, und gewandter im Umgang, wie der Sprache vollkommen mächtig, einige sogar mit hohen Titeln und ihre Brust mit Orden bedeckt, stellten sie mit ihren glänzenden Uniformen den armen Silvestre doch etwas in den Schatten. Wie auch Inez vielleicht im Herzen denken mochte, in Wirklichkeit vernachlässigte sie die wahrhaft aufopfernde Liebe ihres Getreuen, und heute besonders, wo sie die Huldigung des ganzen Kreises entgegennehmen mußte, schien es ihr rücksichtslos von Señor Almeja, daß er verlange, sie solle sich allein ihm widmen. Sie zog sich auch deshalb fast auffallend von ihm zurück, hielt sich meist zwischen den Damen auf und unterhielt sich nur gelegentlich ein paar Mal mit einem der jungen französischen Officiere, einem Grafen

Deverreux, der als Hauptmann noch bei den Chasseurs stand.

Graf Deverreux war aber auch in der That ein liebenswürdiger Gesellschafter, lebhaft und intelligent, dabei immer voller Rücksicht, ohne sich je aufzudrängen, und außerdem eine sowohl elegante als wirklich hübsche Erscheinung. Sein offenes Gesicht mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart und den großen seelenvollen Augen bekam durch die breite Narbe, die ihm, ohne ihn zu entstellen, über die Stirn und die linke Wange herunterlief, sogar etwas höchst Interessantes, so daß er bald ein allgemeiner Liebling der Damen wurde. Und wie flott tanzte er dabei, wie vorzüglich spielte er Piano, und noch besser fast — wie die Herren eingestanden — Ecarté. Er mußte dabei sehr reich sein, — er hazardirte wenigstens häufig, ohne sich durch selbst zuweisen bedeutende Verluste nur im geringsten außer Fassung bringen zu lassen, — und das besonders hob ihn in der Achtung der Mexicaner.

Weniger liebenswürdig, so weit es allerdings das Aeußere betraf, war ein Freund von ihm, ein Italiener, Signor Solfinto, der mit zum Stabe des General Bazaine gehörte. Er mochte kaum älter als dreißig oder zweiunddreißig Jahre

sein, aber seine Wangen zeigten schon zwei tiefe Furchen, und seine etwas dünn gewordenen schwarzen Locken sogar hier und da einige graue Haare. Aber einen besseren Gesellschafter gab es nicht auf der Welt, und mit seinem noch etwas gebrochenen Spanisch hielt sein trockener Humor, wenn er sich manchmal zwischen die jungen Damen setzte und ihnen erzählte, die ganze Schaar des jungen Volkes in steter, oft zu lautem Ausbruch kommender Fröhlichkeit.

Solfinto hatte auch heute Abend, als sich die junge Welt erst genügend über Inez und ihre neue, ehrenvolle Anstellung ausgesprochen, ein allgemeines Gesellschaftsspiel arrangirt, und zwar eine Kartenlotterie mit kleinen Einsätzen auf gezogene Karten, und Verauctioniren von anderen, wobei die Spieler dann noch auf ausgelegte Blätter wetten konnten. Silvestre hoffte dabei natürlich seinen Platz, wie oft schon früher, an Inez' Seite zu finden, und hatte sich seinen Stuhl dafür schon schlau gesichert. Unter den Händen aber schlüpfte sie ihm fort, indem sie, absichtlich oder zufällig, eine andere Dame in den reiferen Jahren an ihre Stelle schob. Dann glitt sie um den Tisch hinum und ließ sich dort auf einem von zwei nebeneinander stehenden freien Stühlen

nieder. Daß sich der schon auf Wacht befindliche junge Graf Deverreux augenblicklich an ihrer Seite befand, ist natürlich; und ehe Silvestre Ameja nur zu einem Entschluß kommen konnte, sah er sich vollkommen von der Geliebten abgeschnitten. Und das nicht allein, — Stunden lang mußte er, mit Qual und Pein im Herzen, der jungen Dame schräg gegenüber sitzen und immer nur sehen, wie sie sich lächelnd mit ihrem Nachbar unterhielt, ohne für ihn auch nur einen Blick oder ein Wort zu haben.

Nicht im Stande, das den ganzen Abend zu ertragen, erhob er sich endlich von seinem Sitz, warf der kalten Schönen noch einen vorwurfsvollen Blick zu, der aber total an ihr verloren ging und nur von dem lächelnden Grafen beobachtet wurde, und schritt in einer ganz verzeifelten Laune in das sogenannte Whistzimmer, wo sich die älteren Herren gewöhnlich zu einer Partie zusammenfanden.

Um dahin zu gelangen, mußte er einen Theil der den Hof einschließenden Gallerie passiren, die auch gewissermaßen das Vorzimmer bildete. Dort, auf einer breiten Treppe aus wundervoll geschnitztem Mahagoniholz, standen sechs oder acht geschliffene Glascaraffen mit Portwein,

Xeres, Cognac, Rum, Wasser, Rothwein &c., und Gläser daneben zum beliebigen Gebrauch. Die Herren ausschließlich benutzten auch diesen Durchgang, um hier entweder ein Glas zu trinken, oder ihre Cigarette zu rauchen, wie auch mit-
 sammen über die schon wieder etwas verwickelten politischen Verhältnisse zu plaudern. Interessantes gab es auch dabei in der That genug, denn sowohl im Norden als Süden befand sich die Armee noch in voller Thätigkeit, in Yucatan war sogar ein neuer Kampf ausgebrochen, in Nordamerika hatten die „Yankees“ wieder eine Niederlage erlitten, und außerdem wurde der päpstliche Nuntius erwartet, dessen Sendung natürlich Alle mit der größten Spannung erfüllte, da ihre eigenen Interessen innig damit zusammenhängen.

Das Kaiserreich wuchs dabei unzweifelhaft an Macht, und jeder Tag brachte fast Kunde von neuen Namen, die Juárez' Partei verlassen hatten und zu ihm übergegangen waren; aber die alten Mexicaner ließen sich trotzdem nicht dadurch zu extravaganten Hoffnungen hinreißen, denn sie kannten ihr Vaterland viel zu genau, um nicht zu wissen, daß es nur eines entscheidenden Erfolges auf der andern Seite bedurfte,

um im Handumdrehen einen Wechsel in den Gesinnungen hervorzurufen. Alles stützte sich ja hier in diesem Lande eben auf den Erfolg, der nur allein Berechtigung zu haben schien — ein wirkliches Princip erkannte man nicht an, und hatte es auch in der That nicht einmal.

Silvestre Almeida, in diesem Augenblick aber wahrlich nicht an Politik denkend, sondern nur in seinem Herzen tief verletzt, schritt langsam der Treppe zu, an der schon einige der übrigen Gäste standen. Da berührte Jemand seine Schulter, und als er den Kopf dahin wandte, erkannte er seinen Freund Mauricio Lucido.

„Ich hatte keine Ahnung, daß Du hier wärest,“ sagte Silvestre.

„Ich bin auch erst eben gekommen und gerade im Begriff, ein Glas Portwein zu nehmen. Trinkst Du mit?“

„Como no — gewiß. Ein Glas Wein wird mir gut thun, denn mir brennt die Kehle.“

„Was hast Du denn? Du siehst ja so verbissen aus. Ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen — Etwas geschehen?“

„Ob Etwas geschehen ist,“ sagte Silvestre finster, „weiß ich nicht, aber daß Etwas geschehen muß, wird mir mit jedem Tage klarer.“

„Und was? — wenn ich fragen darf?“

Silvestre warf den Blick umher — die kleine Gruppe von Herren, welche bis dahin an der Crebenz gestanden, hatte sich in das Spielzimmer zurückgezogen. Jetzt flüsterte er, Mauricio's Arm ergreifend:

„Daß wir dieser französischen Wirthschaft ein Ende machen, denn lange genug haben wir die auf unserem Vaterland lastende Schmach ertragen.“

Mauricio sah ihn fest an, dann sagte er lächelnd:

„Bist Du eifersüchtig und wirst dadurch patriotisch? Als ich vorhin einen Blick in den Saal warf, sah ich Dona Inez neben einer französischen Uniform sitzen, und sich sehr lebhaft und freundlich mit ihr unterhalten. Ich konnte die Gesichter nicht erkennen, denn die Herrschaften drehten mir den Rücken zu, aber das Profil der jungen Dame glühte in lauter Vergnügen.“

„Die Pest über den Burschen,“ knirschte Silvestre, „aber so sind sie Alle. Aller Orten drängen sie sich, so wie in das Land so in einzelnen Familien ein, und Fluch und Schmach folgt ihnen überall.“

„Caramba compañero,“ lachte Mauricio, während sich Silvestre eins der großen Wassergläser halb voll Xeres füllte und es auf einen hastigen Zug leerte. — „Du scheinst in etwas erregter Stimmung zu sein, und der Wein gerade wird Dich nicht besonders abkühlen — aber was thun? Hätten wir die Franzosen nicht hier, so regierte jetzt der schmutzige Indianer Suarez in der Stadt, und da doch lieber einen Nachkommen Carl's des Fünften, einen weißen Mann von edlem Blut, als jene Gesellschaft, in denen eigentlich nur die Reger fehlen, um ihre Blutmischung vollständig zu machen.“

„Ich weiß, daß wir von Suarez nicht viel zu hoffen haben,“ sagte Silvestre finster — „gerade meine Familie haßt er auch besonders, weil wir uns damals fest zu Miramon gehalten, aber Porfeirio Diaz ist mit Roneiros eng befreundet, und durch den wäre am Ende noch ein Ausgleich möglich — wenn wir nur wenigstens dies französische Gesindel erst aus dem Lande hätten.“

„Du scheinst noch unschlüssig zwischen allen Parteien herumzuschwimmen,“ lachte Mauricio, „ebenso wie in diesem Augenblick unser alter Roneiro. Inez Hofdame — allen Respect — auf einmal gut kaiserlich geworden, und es sollte

mich gar nicht wundern, wenn er nicht seine Tochter jetzt auch einem französischen Grafen — der junge Deverreux, der ihr seit einiger Zeit den Hof macht, ist ja wohl ein Graf — geben würde. Hast Du übrigens die Neuigkeiten gehört? Bajaca, in dem sich Porfeirio Diaz noch mit allen Kräften hält, soll jetzt entschieden angegriffen werden, und wie man sich erzählt, will sich Bajaine selber an die Spitze stellen. Porfeirio Diaz möchte den Platz da unten bald zu zu warm finden.“

„Hol' ihn der Teufel,“ brummte Silvestre, der sich durch die vorige Auspielung Mauricio's wahrlich nicht in der Stimmung befand, an irgend Jemandem Antheil zu nehmen. „Weshalb hängt er auch, ein weißer Mann und echter Creole, an dem rothen Indianer und seinem Gesindel — weshalb schließt er sich nicht dem Kaiserreich an? Wären wir — alle Mexicaner — vereinigt, so wollten wir die Franzosen bald aus dem Lande hinaus haben, und selbst von den Nordamerikanern brauchten wir nachher Nichts zu fürchten.“

„Und hältst Du es für möglich,“ lachte Mauricio, „alle Mexicaner zu einem Ziel zu vereinigen? Thorheit — eben so leicht könntest Du

auch aus allen Spießbuden in Mexico ehrliche Menschen machen. Hier selbst, im Lager des Kaisers, stehen sich die Merikalen und Conser-
vativen gegenüber und lassen sich von den libe-
ralen Ministern vor der Hand regieren; und
oben bei Juarez im Norden bekämpfen sich die
einzelnen Generale eben so gut untereinander
und gehen bald zum Feinde über, bald laufen
sie wieder zurück. Eine saubere Wirthschaft —
und wen haben wir hier unter den treuesten
Kaiserlichen? Miramon und Marquez, von denen
der Eine selbst gern Kaiser und der Andere Prä-
sident wäre, um seine sämmtlichen Gegner hän-
gen zu lassen und ihre Güter zu confisciren.“

„Miramon geht nach Europa —“

„Ja, ich weiß es; wenn aber der Kaiser Alle
wegschicken will, denen er nicht besonders trauen
darf, so wird er einen verwünscht dürftigen Hof-
staat behalten. Doch a fuera mit der Politik!
Was kümmert sie uns — wir haben nichts
damit zu thun, und wenn sie uns selbst zu Mi-
nistern oder Generalen machen wollten, würde
ich doch — für mein Theil wenigstens — höflich
dafür danken. Die Hauptsache ist: werden wir
heute Abend noch ein Spielchen arrangiren?
Meinen Freund Solisinto habe ich schon da drin-

nen sitzen sehen, und er begnügt sich noch damit, an schüchterne Backfische aus Galanterie Medios zu verlieren — Gnade ihnen Gott aber, wenn sie ihm mit Unzen entgegentreten wollten. Dann ist er unerbittlich, und seine Galanterie augenblicklich zu Ende.“

„Hast Du noch nicht genug an ihn verloren?“

„Allerdings — aber noch nicht genug von ihm zurückgewonnen; ich warte deshalb gerade auf eine passende Gelegenheit.“

„Ha,“ sagte Silvestre aufhorchend, „da beginnt Musik. Es wird jedenfalls getanzt.“

„Willst Du zusehen, wie der französische Graf mit Deiner Novia tanzt?“ lachte Mauricio.

Silvestre biß die Zähne fest zusammen, erwiderte aber kein Wort und schenkte sich nur noch einmal von dem starken Wein ein.

„Nimm Dich in Acht, Kamerad,“ warnte ihn der Freund, „Du kannst nicht viel vertragen und brauchst alle Deine Sinne gerade heute Abend. Denk an Inez.“

„Gerade weil ich an sie denke, muß ich trinken,“ lachte der junge Mann trotzig, indem er das zweite Glas hinunterstürzte. „Caramba

amigo, wir sind die Herren des Landes, wir Creolen. Unsere Vorfäter haben das Reich mit ihrem Schwerte errungen und den Kauf mit ihrem Blut besiegelt. Sollen wir uns jetzt von den Fremden Gesetze vorschreiben und in unseren eigenen Häusern beleidigen lassen? Tod und Verdammniß über sie — fort müssen sie wieder, ob wir nun die Schwarzköpfe — oder den Teufel dabei zu Hilfe rufen sollten.“

„Bst, compañero,“ warnte ihn der vorsichtigere Mauricio, indem er sich nach allen Seiten umsah, „dort kommen wieder Leute. Einverstanden bin ich vielleicht mit Dir, aber je weniger wir darüber reden und je mehr wir handeln, desto besser. Hier aber in diesen Häusern, die früher der Geistlichkeit gehörten, haben die Wände Ohren, und — wenn Du meinem Rath folgen willst, so trinkst Du heute Abend keinen Tropfen mehr.“

„Du hast Recht, Mauricio,“ rief der junge Mann, indem er die dunkeln Locken aus seiner Stirne zurückwarf, aber fortwährend dabei nach dem andern Zimmer horchte, „wir müssen allerdings unsere Sinne bei einander behalten. — Aber dort drüben rücken sie die Stühle. Das Spiel ist aus — die Musik beginnt im Ernst.“

Kommst Du mit in den Saal? Dein Italiener ist drüben."

"Der fehlt allerdings nicht," sagte Mauricio mit zusammengezogenen Brauen, „aber er beginnt nie selber ein Spiel, sondern läßt sich immer dazu nöthigen."

„Und findet auch immer Thoren, die es thun," riefte Silvestre finster, und miteinander schritten jetzt die beiden jungen Leute in den Saal zurück. Hier fanden sie aber in der That die ganze Gesellschaft eben auf das eifrigste beschäftigt, den großen Tisch aus der Mitte fort und hinüber in ein anderes Zimmer zu schaffen, wie auch die zahllosen Stühle an den Wänden aufzustellen. Augenscheinlich wurde Alles für einen Tanz arrangirt, und Silvestre machte sich von Mauricio's Arm los. Er sah Jnez an einem Ende des Zimmers mit den kleineren Geschwistern beschäftigt, während der verhasste Franzose am andern Ende mit einigen Kameraden plauderte, und suchte sich deshalb vor allen Dingen den ersten Tanz zu sichern, aber — er kam zu spät.

„Ich bedauere sehr, Señor," sagte die junge Dame — und ihr Antlitz sah dabei nicht einmal so aus, als ob sie überhaupt Etwas bedauere — „aber ich glaubte, Sie hätten uns schon verlassen

— Sie waren auf einmal verschwunden — ich bin engagirt.“

„Auf den ganzen Abend, Señorita?“ frug Silvestre, und mußte sich in der That Mühe geben, seine Fassung zu bewahren.

Jnez zögerte einen Moment mit der Antwort, dann sagte sie leise: „Nein.“

„Und darf ich Sie nachher bitten?“

„Spielen Sie nicht Whist?“

„Bin ich Ihnen so unangenehm, Jnez?“

„Unangenehm? — nein — gewiß nicht. Was macht Sie das glauben?“

„Sie sind so förmlich — so kalt.“

„Kalt?“ lachte die junge Dame — „es herrscht hier eine glühende Hitze.“

Silvestre biß sich auf die Lippe. „Also Sie verweigern mir einen Tanz?“ sagte er.

„Nein,“ erwiderte Jnez freundlich — „nachher gewiß nicht, wenn Sie es wünschen — aber wir tanzen auch Extratouren.“

„Eine Neuerung der Franzosen.“

„Es ist zu reizend — und außerdem,“ setzte sie schelmisch hinzu, „können Sie ja ebenfalls davon profitieren.“

Ihr Blick traf ihn dabei wieder mit dem alten lieben Lächeln, daß es ihm durch alle Ner-

ven suchte, und leidenschaftlich ergriff er ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Aber sie ließ ihm dieselbe nicht lange, und sich von ihm abwendend, schlüpfte sie in eine Schaar junger Mädchen hinein, die sich in einer Ecke gesammelt hatten, und dort mitssammen lachten und plauderten.

Die Paare sammelten sich bald. Die Gesellschaft überstieg heute bedeutend die eines gewöhnlichen Receptions-Abends; und während sich die jungen französischen Officiere dem Tanze mit aller Leidenschaft hingaben, war Signor Solfinto, der daran wohl kein Vergnügen fand, langsam hinüber in das Spielzimmer geschlendert und beobachtete dort — wie Mauricio ganz richtig vorhergesagt — so lange die verschiedenen Whist-Partien, bis er von einigen Herren wiederholt gebeten wurde, eine kleine Bank aufzulegen. Er ließ sich dazu auch endlich bereit finden, that aber dadurch nicht nur dem Whist, sondern auch dem Tanze Abbruch, denn alle spanischen Völker haben eine Leidenschaft für das Hazardspiel und geben sich ihm meist immer — wenn auch äußerlich kalt und ruhig — doch gewöhnlich mit der größten Leidenschaft hin.

So verging der Abend. Viele der älteren

Herren und Damen hatten sich allerdings schon entfernt, und die Gesellschaft fing an, sich auf einen kleinen Kreis zu beschränken. Selbst die Whisttische waren verlassen, die Lichter heruntergebrannt; nur am Monte-Tisch, auf den Solfinto seine Bank gelegt, und wo sehr hoch gespielt wurde, standen noch etwa zehn oder zwölf Herren, und unter ihnen Mauricio Lucido. Aber wie verändert sah der Unglückliche aus — todtensbleich, die Lippen fest zusammengebissen, die Augen stier und geisterhaft auf die Hände des Spielers geheftet, stand er, wie durch eine unheimliche Macht gefesselt, am grünen Tisch, und Summe nach Summe wanderte in den Besitz seines Gegners.

Silvestre hatte ihn dort gefunden und einmal auch versucht, ihn hinwegzuziehen, aber Mauricio wich und wankte nicht, und — selber den starken Wein im Kopfe und dabei erhitzt und aufgereggt — achtete er zuletzt nicht mehr auf ihn. Er eilte in den Tanzsaal zurück, aber es war zu spät geworden, und die Musik schwieg; die Gesellschaft löste sich auf. Inez hatte Abschied von den Freundinnen genommen — Deverreux stand noch vor ihr und hielt ihre Hand lange, lange an seinen Lippen. Silvestre fühlte, wie ihm

das Herzblut kochte, und war kaum im Stande, sich zu mäßigen.

Noch hatte er ja keine Anrechte an das junge, schöne Mädchen — sie waren noch nicht wirklich mit einander verlobt worden — aber sahen die Eltern nicht seine Werbung, und billigten sie dieselbe nicht? Ja, Inez selber begünstigte ihn bisher vor allen Anderen, und in der Stadt war die Verbindung der beiden jungen Leute schon seit längerer Zeit als eine abgemachte und vollständig entschiedene Sache betrachtet worden. Sollte er sich jetzt auf eine so schmählliche Weise, und noch dazu nur zu Gunsten eines der hergelaufenen und verhassten Fremden behandeln lassen? Und selbst in der Gesellschaft war es ja nicht unbeachtet geblieben — man hatte darüber geflüstert und gelacht, und Grimm und Eifersucht drohten ihm das Herz zu zerreißen.

Aber Gewißheit wollte er haben — und zwar heute noch — gleich, denn diesen Zustand glaubte er nicht länger ertragen zu können. Daß es, kurz vor Mitternacht, wohl kaum die rechte Zeit sein möchte, um eine Erklärung zu fordern, fühlte er nicht. Der starke Wein, mit der kochenden Leidenschaft im Herzen, hatte seine Sinne verwirrt, und anstatt den nächsten Morgen ab-

zuwarten und sein Blut vorher abzukühlen, zog er sich, als der Rest der Gesellschaft Abschied nahm, draußen auf die Gallerie zurück und war fest entschlossen, von Inez, sobald er sie nur für einen Moment allein sprechen konnte, eine feste und bestimmte Erklärung zu fordern.

Der alte Señor Roneiro hatte indessen mit der gewöhnlichen mexicanischen Höflichkeit seine Gäste bis an die Treppe und sogar noch ein Stück hinuntergeleitet und kam eben wieder zurück, um noch einmal in das Spielzimmer zu gehen, wo noch etwa sechs oder sieben der Herren zurückgeblieben waren. Da trat einer der Diener zu ihm heran und sagte mit halb unterdrückter Stimme:

„Señor, es ist soeben ein fremder Herr in das noch offene Haus gekommen und ohne Weiteres in Ihr Zimmer gegangen.“

„Ein fremder Herr und in mein Zimmer zu dieser Zeit der Nacht?“ rief Roneiro erstaunt aus, „aber caramba hombre, weshalb hast Du das geduldet? Was hat ein fremder Herr in meinem Zimmer zu suchen? Wer ist es?“

„Quien sabe, Señor,“ erwiderte der Diener; „er sah aber sehr anständig aus und schien auch vollkommen bekannt hier im Hause, denn er wußte genau, wohin er sich zu wenden habe.“

„Und was sagte er?“

„Daß ich Ihnen nur melden möge, es wünsche Sie ein „alter Freund“ in Ihrem eigenen Zimmer unter vier Augen zu sprechen.“

„Ein alter Freund?“ wiederholte Roneiro sinnend. „Das ist ein weiter Begriff; aber wie sah er aus? war er alt oder jung?“

Der Diener zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht, Señor,“ sagte er, „er trug seine Serape um das halbe Gesicht geschlagen, während der breitrandige Hut die Stirn ebenfalls beschattete. Die Stimme kam mir allerdings bekannt vor, aber ich wäre doch nicht im Stande zu sagen, wem sie gehörte. Im Hause hier muß er aber schon gewesen sein, so viel ist gewiß.“

Der alte Herr schüttelte immer noch leise und erstaunt vor sich hin den Kopf, aber er wußte auch, daß weitere Fragen Nichts bezwecken konnten. Der Fremde, wer es auch war, wollte augenscheinlich nicht im Hause gekannt sein, und in der jetzigen Zeit ließ sich das schon nach verschiedenen Richtungen hin entschuldigen — also mußte er selber vor allen Dingen sehen, wer es war und was er von ihm wollte. Inez, die noch einer Freundin einen Rebozo zum Umhängen geborgt, denn die Nächte fingen an kühl zu wer-

ben, kam gerade an ihm vorbei, um in den Saal zurückzugehen, und er redete sie deshalb an.

„Dieses Kind, im Spielzimmer sind noch einige Gäste. Sollte irgend wer nach mir verlangen, so gehe ich nur für einen Moment in meine Stube und komme dann gleich wieder zurück.“

„Schön, Papa. Wo ist Mama eigentlich? Schon zu Bett?“

„Ich glaube ja; sie kann das lange Aufsitzen nicht vertragen und klagte vorhin über Kopfschmerzen. Es war überhaupt heute ein bewegter Tag, und ich glaube, Du wirst besser thun, ebenfalls Dein Zimmer zu suchen, denn es ist sehr unbestimmt, wie lange die Herren da drin noch beim Spiel sitzen bleiben — buenas noches Querida,“ damit küßte er sie leicht auf die Stirn und schritt dann seinem eigenen sogenannten Arbeitszimmer zu.

Als er an der Crebenz vorüberging, sah er, wie dort ein einzelner junger Mann, den Hut auf dem Kopf und augenscheinlich zum Gehen gerüstet, stand und eben ein Glas Cognac auf einen hastigen Zug leerte. Es war Mauricio Lucibo, aber wie bleich — wie todtensbleich er ausah — wie glanzlos sein Auge umherstarrte. Señor Moneiro wollte ihn anreden, aber Mauricio

sah ihn gar nicht, schritt den Gang entlang und stieg dann, sich am Geländer festhaltend, die Treppe hinab.

„Unverbesserlich,“ nickte Roneiro, ihm nachschauend, vor sich hin, „er läßt nun einmal das Spiel nicht, und sein Vater wird wieder eine schöne Rechnung für ihn zu bezahlen haben.“ — Aber andere Gedanken gingen ihm jetzt im Kopf herum, als sich länger, wie für den Moment, mit dem unglücklichen Spieler zu beschäftigen. Wer konnte der Fremde in seinem Zimmer sein, und was wollte er von ihm? Die Zeit war freilich darnach angethan, daß Manche, die sonst gerade in dieser Stadt die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, jetzt bei Nacht und Nebel und nur verstoßen die Stätte ihres früheren Glanzes betreten mußten. Aber wer von allen denen konnte gerade ihn aufgesucht haben, da er doch selber gar keine Rolle in der Politik des Landes spielte, und auch nicht den geringsten Einfluß auf die besaß, die gegenwärtig das Ruder in Händen hielten. Aber das Alles mußte sich ja rasch auflären. Wenige Secunden später hatte er sein Zimmer erreicht, und die Thür öffnend, während eine von der Decke niederhängende Astringlampe ein helles Licht in dem nicht großen Raum ver-

breitete, sah er den Fremden mitten in der Stube stehen.

Er hielt aber den Hut noch auf dem Kopf und die Serape um die Schulter geschlagen, so daß sie den unteren Theil seines Gesichtes vollständig bedeckte, regte sich auch nicht als Roneiro eintrat, und erst als dieser, erstaunt über das wunderliche Benehmen seines späten Besuches, und hier inmitten seiner Beute keine Gefahr fürchtend, die Thür hinter sich zuzog, ließ er langsam die Serape fallen. Der Hut beschattete aber noch immer sein Gesicht, Roneiro konnte dessen Züge nicht erkennen, und wie er den Fremden ruhig einen Moment betrachtet hatte, sagte er artig, aber doch zurückhaltend:

„Und mit wem hab' ich die Ehre, wenn ich fragen darf?“

Der Fremde antwortete nicht, aber langsam nahm er den Hut ab, so daß das Licht der Lampe voll auf sein Antlitz fiel, und Señor Roneiro rief in vollem Erstaunen, doch allem Anscheine nach viel mehr erschreckt als erfreut, aus:

„Purissima! Porfeirio Diaz! — Compadre!“

Der Saal hatte sich indessen geleert. Nur die Diener gingen herum, um einen Theil der

vollkommen niedergebrannten Kerzen abzunehmen und die übrigen auszulöschen. Jetzt waren sie damit fertig und zogen sich zurück, und nur auf dem Instrumente brannten noch zwei Lampen.

Jnez trat wieder in den Saal; sie mußte, da ihre Mutter schon das Lager gesucht, doch nachsehen, ob das Silbergeschirr weggethan und verschlossen sei und keine Feuergefahr mehr durch vernachlässigte Lichter entstehen könne. Es beunruhigte sie auch, das Haus allein zu lassen, und da ihr Vater gesagt hatte, daß er gleich zurückkäme, beschloß sie, ihn lieber zu erwarten. Sie beschäftigte sich indessen damit, die an dem Abend gebrauchten Spielmarken wieder in ihre verschiedenen Kästchen zu ordnen; allerdings wußte sie, daß sich noch einzelne Herren im Spielzimmer befanden, diese aber, wenn sie das Haus verließen, passirten nicht mehr den Salon, und daß sich Silvestre noch dort aufhielt, ahnte sie natürlich nicht.

. Dieser hatte indessen, Eifersucht und Leidenschaft im Herzen, und jede sonst gewiß streng beobachtete Form hintansetzend, seinen vorher gefaßten Entschluß noch nicht aufgegeben, sondern sich eher durch das lange Warten darin befestigt. Mit dem starken Wein im Kopf und fast fieber-

haft schlagenden Pulsen, zwang er alle Vernunftgründe, die in ihm aufstiegen, zurück und schritt, als er die Geliebte allein in dem Saal bemerkte, direct auf sie zu.

Jnez, mit ihrer Arbeit beschäftigt, vernahm wohl die Schritte, achtete aber nicht darauf, weil sie natürlich glaubte, daß es Einer der zurückgebliebenen Leute wäre. Da hörte sie leise ihren Namen nennen, und emporschreckend rief sie aus:

„Señor Almeja? — Sie noch hier, wo Alles schon die Räume verlassen hat?“

„Und setzt Sie das so sehr in Erstaunen, Señorita?“ sagte der junge Mann mit vor innerer Aufregung fast heiserer Stimme.

„Allerdings,“ erwiderte die junge Dame, sich vielleicht einer Schuld gegen den bisher Begünstigten bewußt, aber doch auch in ihrem Stolz gekränkt, daß er gerade heute und zu dieser Stunde wagte ihr zu nahen — „ich hatte keinen der Herren mehr im Salon erwartet.“

„Ich habe auch nur Sie gesucht, Jnez!“ fuhr dann Silvestre, sich gewaltsam fassend, fort, „und diesen Moment, wo ich Sie allein noch sprechen konnte, mit fast verzehrender Ungeduld herbeigesehnt.“

„Mich? — allein sprechen? — und wes-

halb?" sagte Inez kalt; „ich glaube doch kaum, daß diese Zeit dazu die passende ist. Kommen Sie morgen gegen Mittag, und wir können dann Alles besprechen — wenn wir Etwas zu besprechen haben sollten.“

„Weichen Sie mir nicht aus, Inez,“ bat aber Silvestre, kaum seiner Sinne mehr mächtig, denn so kalt und stolz, so entsetzlich stolz und zurückweisend klangen ihre Worte — „ich habe den ganzen Abend mit mir gekämpft und mir Alles gesagt, was mir die Vernunft sagen konnte; aber die Pein, die mir das Herz zerriß, war mächtiger als alle Gründe, die ich dagegen einwenden konnte. Sie müssen mich hören — müssen mir Rede stehen.“

„Ich muß Ihnen Rede stehen,“ sagte das junge Mädchen — jedes der Worte scharf betonend, während ein verächtliches Lächeln ihre Lippen kräuselte — „wie soll ich das verstehen, Señor, und was berechtigt Sie, so zu mir zu sprechen?“

„Verstellen Sie sich nicht, Inez,“ fuhr aber Silvestre, durch den Wein zu ungewohnter Kühnheit getrieben und diesmal fest entschlossen sich wenigstens auszusprechen, fort — „Sie wissen recht gut, was ich Ihnen zu sagen, was ich von

Ihnen zu fordern habe; denn daß Sie mich heute Abend schwer gekränkt, konnte nicht unbewußt geschehen sein, und war es nicht."

"Ich Sie gekränkt?" sagte die Señorita, den Kopf halb zur Seite wendend — „ich wüßte nicht, womit, Señor! denn so viel ich weiß, haben wir heute den ganzen Abend kaum zwanzig Worte mit einander gewechselt."

"Inez," rief Silvestre, fast außer sich über die herzlose, ja schneidende Antwort — „und haben Sie ganz vergessen, welches Glück Sie mich früher erwarten ließen — ja mehr als das, was Sie mir schon fest zugesicherten?"

"Ich erinnere mich nicht," erwiderte die junge Dame kalt, „Ihnen je Etwas fest zugesichert zu haben, es müßte denn vielleicht ein Tanz oder irgend ein anderer gleichgiltiger Gegenstand gewesen sein. Haben Sie unsere freundschaftlichen Gesinnungen gegen sich und Ihre Familie falsch ausgelegt, so ist das wahrlich nicht meine Schuld. Uebrigens, Señor, muß ich Sie wiederholt darauf aufmerksam machen, daß diese Stunde nicht passend ist, eine weitere Unterhaltung zwischen uns fortzuführen. Sie hätten Tact genug haben müssen, um das selber einzusehen."

Silvestre faßte sich den Kopf mit beiden Hän-

ben. Er wußte kaum, ob er wache oder träume; denn wo er geglaubt hatte, daß ihm Inez beschämt oder doch ihrer Schuld bewußt gegenüberstehen werde, fand er sich kalt und fast höhnisch abgewiesen, wie in seinen heiligsten Gefühlen verletzt.

„Und dies Ihr letztes Wort, Inez?“ stöhnte er endlich, „aber es kann ja nicht sein — es ist nicht möglich — Sie dürfen nicht so schlecht und wortbrüchig handeln. Ihr Vater selber wird es nicht dulden, der mich stets wie einen Sohn behandelt.“

„Desto schlimmer dann,“ sagte die junge Dame, sich hoch emporrichtend, „daß Sie dessen Tochter hier und auf solche Art und, wie ich glauben muß, vom Wein erregt, zur Rede stellen. Sie werden mich entschuldigen, Señor, wenn ich Sie allein lasse. — mein Vater ist in seinem Zimmer. Haben Sie noch Wichtiges, mitten in der Nacht, zu besprechen, so muß ich Sie ersuchen, sich an ihn zu wenden“ — und nun, selbst ohne weiteren Gruß, drehte sie sich um und verließ den Salon.

Silvestre stand noch einen Moment und starrte ihr nach, als ob eben ein Geist seinen Blicken entschwunden wäre. Abgewiesen — ver-

achtet — aufgegeben, eines der verhassten Fremden, der Eindringlinge in ihr Land, wegen. Was kümmerte es die stolze, hochmüthige Dirne, daß mexicanisches Blut an dessen Händen klebte — Hofdame der Kaiserin — Braut eines fremden Grafen, der in glänzender Uniform von Gold und Orden strohte. Und er jetzt? Der Hohn, mit dem seine Freunde und Bekannten auf ihn herabsehen würden — der Spott, dem er überall ausgesetzt blieb, und mehr noch das mittheidige Lächeln — Nein, bei Gott nicht! so leicht gab er sein Anrecht nicht auf; und wenn er doch dazu gezwungen wurde, so wollte er nicht still und schweigend zurücktreten, sondern die Señorita sollte genöthigt sein, diesen plötzlichen Wechsel offen und vor der ganzen Stadt und ihrem Urtheil zu vertreten. Welches Recht hatte sie, ihn zu einem Spielball ihrer Laune zu machen? — Und ihr Vater — war er einverstanden mit dem Schritt, und hatte auch ihn der Glanz und Schimmer des neuen Kaiserreichs geblendet?

„Mein Vater ist in seinem Zimmer,“ hatte Inez gesagt, und mit der kochenden Leidenschaft im Herzen, vom Wein erregt, und durch den Hohn des Mädchens jetzt fast zum Wahnsinn getrie-

ben, stürmte er, ohne sich weiter zu besinnen, ja ohne nur zu denken, hinüber.

In Roneiro's Zimmer standen sich die beiden Männer still gegenüber, und Roneiro selber schien vor Staunen über die unerwartete Erscheinung des Generals, der als der gefährlichste Feind der jetzigen Regierung überall gekannt war, fast sprachlos. Dieser aber, während ein leichtes Lächeln um seine Lippen zuckte, wiederholte mit ruhiger Stimme:

„Ja, Porfeirio Diaz! — Uebrigens, glaube ich, wäre es besser, wenn Sie meinen Namen nicht so laut ausriefen, compadre; denn er ist hier in der Hauptstadt — wie ich fast vermüthe — nicht gern gehört, und Sie selber scheinen keine rechte Freude daran zu finden.“

„Und was, um Gottes willen,“ rief Roneiro mit unterdrückter Stimme, „führt Sie hierher nach der Hauptstadt, in die Höhle des Löwen, oder“ — setzte er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, rasch und freudig hinzu — „sind Sie hergekommen, um dem Kaiser Ihre Unterwerfung anzuzeigen? — O, Gott gebe es, Gott gebe es! Sie würden damit den Frieden und das Glück des Landes bringen.“

„Bst, amigo,“ sagte Porfeirio Diaz, über dessen bleiches, aber edles Antlitz ein Zug von Wehmuth zuckte; „vor allen Dingen nicht so laut. In einem solchen undenklichen Fall würde ich aber kaum nöthig haben, so vorsichtig und geheimnißvoll aufzutreten, denn ich weiß recht gut, daß man mich hier mit offenen Armen empfinge.“

„Aber was hat Sie dann hergeführt, und haben Sie auch die Folgen bedacht, wenn man Sie entdeckt?“

„Allerdings, compadre,“ erwiderte ernst der Officier, „ich habe mich einmal dem Vaterlande geweiht und fürchte den Tod nicht, in welcher Gestalt er mir auch erscheinen möge. Ich bin nun einmal Republikaner und bleibe es bis in den Tod.“

„Und was, um der Jungfrau willen, treibt Sie da mitten zwischen Ihre Feinde, wo wir Sie Alle in Oajaca und in voller Thätigkeit glaubten. Hier rüstet sich Alles, um gegen Sie zu ziehen, denn Juarez ist an die äußerste Grenze des Reiches — wenn nicht schon ganz hinüber getrieben, und hat kaum mehr einen Freund, der zu ihm hält.“

„Und ist das wirklich begründet? — Ich be-

finde mich schon seit sechs Tagen hier in der Stadt, habe aber die widersprechendsten Nachrichten darüber gehört. Einige behaupten, daß er sogar ein neues Heer gesammelt habe, und nächstens gen Süden vordringen werde."

"Das sind absichtlich ausgestreute Lügen," sagte Roneiro — „seine Sache ist hoffnungslos verloren, denn Alles fällt von ihm ab."

"Nach dem, was ich hier in Ihrem eigenen Hause sehe," sagte Diaz ruhig, aber nicht ohne Bitterkeit im Ton, „sollte ich es selber glauben, denn als ich Ihr Portal, das Haus eines der eifrigsten und wärmsten Republikaner, betrat, begegnete ich einer Anzahl französischer Officiere, die doch jedenfalls aus Ihrer Gesellschaft kamen. Und haben auch Sie sich vollständig den Fremden zugewandt? ist es Wahrheit, was man sich in der Stadt über Ihre neue Stellung selbst zum Hof erzählt? Sie, der sonst der klerikalen Partei so fest und entschieden entgegentrat und sich weder durch ihre Drohungen noch Versprechungen einschüchtern ließ? Was haben Sie an diesem fremden Kaiser? Glauben Sie, daß die Mexicaner einen solchen ihnen aufgezwungenen Monarchen dulden werden, sobald sie nur erst einmal die Macht der Franzosen ermüdet oder ge-

brochen sehen, denn ewig kann doch Napoleon seine Armee in diesem Lande erhalten."

"Maximilian ist ein Ehrenmann und meint es gut mit Mexico," sagte Roneiro.

"Ich glaube es — ja," erwiderte Diaz ruhig — „aber in dem Falle hätte er das Land nie betreten sollen, denn er gehört nicht zu uns."

"Und glaubt Ihr," rief Roneiro, „daß je in einer Republik Frieden unter Euch selber bestehen, und Mord und Blutvergießen, das dies schöne Land verwüstet, seit die Spanier den ersten Fuß darauf setzten, je ein Ende nehmen wird?"

Porfeirio Diaz seufzte tief auf. „Gott weiß es," nickte er still vor sich hin; „es ist wahr, diese unseligen Kämpfe haben unser armes Vaterland seit langen, langen Jahren in ein Schlachtfeld verwandelt. — Aber wenn auch — nicht die Fremden sind berufen, sich da einzumischen. Es ist ein Familienzwist, den wir untereinander auszumachen haben, und wir gestehen Niemandem das Recht zu — und wenn er es gut mit uns meinte — darin den Richter zu spielen. — Doch lassen Sie es sein, Bautista," setzte er ruhiger hinzu, „nicht um mit Ihnen über Po-

litig zu streiten, bin ich hierhergekommen. Ich glaubte in Ihnen noch den treuen Anhänger des alten Systems zu finden — sehe aber jetzt, daß ich mich geirrt. Sie haben sich, wie ein schwankend Rohr, der neuen Strömung in der Luft geneigt und sich von einer Krone blenden lassen. Ich — bin enttäuscht und muß jetzt eine andere Quelle aussuchen, um meinen Zweck zu erreichen.“

„Ihren Zweck?“ rief Roneiro, „Sie wollen Aufruhr hier in der Hauptstadt entzünden — wollen neue Ströme Blutes in den Straßen fließen machen? O, Porfeirio, wenn Sie den Kaiser kennen!“

Er fuhr erschreckt in die Höhe, denn in dem Moment wurde die Thür aufgerissen und eine bleiche, erregte Gestalt, die Roneiro nicht einmal gleich erkannte, stand auf der Schwelle.

Porfeirio Diaz griff unwillkürlich nach seiner ihm noch von der Schulter niederhängenden Serape, um sie wieder über das Gesicht zu ziehen, aber voll stand er dabei im Licht der Lampe, und der Eindringling rief erstaunt, ja fast erschreckt seinen Namen.

„Don Silvestre,“ sagte aber jetzt auch Roneiro, ärgerlich über diese unwillkommene und

rücksichtslose Störung — „darf ich fragen, was Sie zu dieser Stunde so — unerwartet — in mein Zimmer führt?“

Der junge Mann aber, von Aufregung und Wein erhitzt, seiner Sinne kaum noch mächtig, war — mit dem Staunen, den Mann plötzlich hier vor sich zu sehen, der als der gefährlichste Feind des Kaiserreichs galt — so verwirrt, daß er seine Gedanken gar nicht sammeln konnte. Vor diesem konnte er ja doch nicht sprechen, und wie er fühlte, daß er sich selber auch zu viel zugetraut und seine Kräfte ihn verließen, streckte er nur wie abwehrend die Hand vor, eilte mit raschen, unsicheren Schritten hinaus auf den Corridor, diesen entlang und die Treppe hinab, und verließ wenige Secunden später das Haus, um seine eigene Wohnung wieder aufzusuchen.

Porfeirio Diaz hatte, so lange er dort stand, keinen Blick von ihm verwandt. Jetzt warf er sich die Serape um die Schulter und griff seinen Hut auf.

„Sie wollen fort?“ rief Roneiro; — „wohin noch in dieser Nacht? schlafen Sie wenigstens hier.“

„Um in den Händen französischer Gensdarmen zu erwachen, wie?“ sagte Diaz bitter.

„Es war Almeja, mein künftiger Schwiegersohn.“

„In der That?“ nickte der General; — „aber amigo, ich traue auch nicht einmal Ihrem künftigen Schwiegersohn, da hier mehr als mein eigenes Leben, da das Wohl und die Rettung des Vaterlandes von meiner Sicherheit abhängen.“

„Aber mir trauen Sie doch, compadre,“ rief Roneiro.

„Nein,“ sagte der General — „seit Sie sich dem Fremden zugewandt, auch Ihnen nicht mehr — Sie sind für uns verloren“ — und ohne Gruß, ohne nur den Blick zurückzuwerfen, verließ er das Zimmer und das noch offene Haus, und schritt langsam, wie einer der Gäste, die eben aus einer Gesellschaft heimwärts gehen, die Straße hinab.

6.

Beim Hoffriseur.

In der Calle de los Plateros, in einer sehr günstigen Lage und unfern der Plaza, wie überhaupt in dem Viertel, das die vornehme Welt am meisten besuchte, lag der kleine, aber sehr freundliche Friseurladen, inclusive Barbierstube des Don Pedro Gaspar.

Don Pedro war eigentlich von Geburt ein Spanier, und gehörte deshalb schon seiner Abstammung nach zu den gentes con razon, wie sie sich früher selber nannten. Er war aber auch außerdem ein ganz kluger, gewitzter Kopf, und so sehr er die Creolen oder gar Alles, was mit gemischtem Blut zusammenhing, verachtete, so ließ er sich in seinem Geschäft davon doch Nichts merken. Er würde einen wirklichen Indianer

mit der nämlichen Lebenswürdigkeit eingedökt und zugestuft haben, wie einen Sohn echt castilianischer Race — vorausgesetzt nämlich, daß er ihn pünktlich bezahlte — und derartige Fälle kamen ja auch überhaupt fast jeden Tag vor.

Uebrigens brachte es die Landesitte mit sich, daß er die Aristokraten — die es in einer Republik genau so gut wie in jeder Monarchie giebt — meist zu Haus bediente, und deshalb Zutritt in sehr vielen vornehmen Häusern bekam. Er lernte aber die Herren und Damen derselben, nicht wie sie sich vor der Welt zeigten, sondern auch in Schlafrock und Pantoffeln kennen, und zog davon — außerdem mit einem außerordentlichen Redetalent begabt — nicht geringen Vortheil.

Die halbe Stadt suchte ihn auf, denn wer liebte es nicht, kleine Skandalgeschichten zu erfahren, besonders wenn man sie in einer Zeit zu hören bekam, wo man doch nichts Anderes und Nützlicheres vornehmen konnte: beim Frisiren oder Rasiren, und je mehr er in seiner Kundschaft stieg, d. h. je höhere Kunden er bekam, desto eleganter richtete er seinen Laden ein.

Noch vor der Occupation hatte er sich hier in Mexico selber, wo derartige Arbeiten

besser geliefert und kunstvoller ausgeführt werden, als selbst in Paris — zwei brillante Wachsöpfe in Lebensgröße modelliren lassen, der eine einen ältlichen Herrn — der andere eine junge Dame darstellend, und ordentlich rührend war es zu sehen, wie er das Haupt des ersteren so kunstvoll mit einer jugendlichen Frisur versehen hatte, daß er fast gar nicht mehr wie ein ältlicher Herr aussah. Die Dame ihm gegenüber — deren Büste nach oben zu Alles versprach und nach unten gar Nichts leistete — trug dabei das wahre Monstrum eines Chignons, das aber trotzdem wohl schon häufig genug die verlangenden Blicke vorüberwandelnder Schönen auf sich gezogen.

Inmitten des Fensters lagen dabei noch viele andere Gegenstände, die den Beschauer wirklich eher mit Entsetzen als Entzücken erfüllen konnten. Nämlich vortrefflich gearbeitete Hände und Füße aus Wachs und in natürlicher Farbe und Größe, so daß sie wie eben abgeschnitten aussahen. Aus den Händen wuchsen dabei künstlich eingesehte Haare heraus — wahrscheinlich um die Geschicklichkeit anzudeuten, mit welcher hier alle derartige Arbeiten, wie Frisuren, Bärte, Locken zc. geliefert wurden. Die Füße dagegen hatten unangenehme Hühneraugen, so täuschend nachgeahmt, *

daß sie Einem ordentlich weh thaten. Die Mexicaner arbeiten ja ganz ausgezeichnet in Wachs.

Nur die beiden Köpfe übten wieder etwas Wohlthuendes auf den Beschauer aus, der des ältlichen Herrn, der so jählich und ewig unerhört nach seinem decolletirten vis-à-vis hinüberschmachtete, und der der holden Dame, die, stolz den Blick über die rechte Schulter geworfen, zu sagen schien: „Schaut mich nur an, wie schön ich bin, aber ich verachte Euch Alle — und besonders den ältlichen Herrn da nebenan.“

Den Hintergrund zu diesen beiden Büsten, wie den Händen und Füßen (welche letztere auch auf chirurgische Operationen eines associirten Barbiers schließen ließen), wie das Ausfüllsel in dem großen Schaufenster, bildete ein wildes Conglomerat von Pomadenbüchsen, Odeurs und Delflaschen, Seifen, Bürsten, Kämmen, Schwämmen, Spiegeln, Puderbüchsen, Schmußnäpfschen, Quasten und zahllosen anderen, oft vollkommen räthselhaften Toilettegegenständen. Wie scherzhaft aber hingen darin, mit Böpfen und Menschenhaaren drapirt, an welchen sogar feste Preise befestigt waren, eine Anzahl von theils kunstvoll gefertigten und geflochtenen, theils glatt her-

unter gekämmten Chignons, so daß es fast so aussah, als ob irgend ein großer und tapferer Häuptling nordamerikanischer Indianer seine auf einem ganzen Kriegszug erbeuteten Siegestrophäen an Scalpen hier aufgehängt und ein paar Arme und Beine als Zugabe mit beigelegt habe.

Don Pedro selber, wie schon erwähnt, ein Alt-Spanier von Geburt, war ein kleines bewegliches Männchen mit einem vollkommen proportionirten Oberkörper, aber für diesen viel zu kurzen Beinen. Zu Pferd nahm er sich indessen sehr stattlich aus, und zu Pferd — denn Spazierritte machte er wie ein Mexicaner — hatte er sich auch das Herz seiner jetzigen Gattin, einer wunderhübschen jungen Mexicanerin gewonnen, die seinem Aublick, wie später einer gesandten Schachtel mit gemischten Odeurs, nicht widerstehen konnte.

Bis zum Beginn des Kaiserreichs war aber sein Geschäft, wenn es ihn auch wohl anständig ernährte, doch nicht recht in Blüthe gekommen, da eigentlich mehrere französische Friseure die meiste Kundschaft an sich rissen. Mit dem Kaiserreich aber begann auch eine neue Aera für Don Pedro, denn weder der Kaiser noch die Kaiserin neigten sich dem Franzosenthume zu und dul-

deten auch in ihrer nächsten Umgebung keine einzelnen Exemplare der „großen Nation“.

Das allein scheint auch die Ursache gewesen zu sein, daß sich die Majestäten in der ersten Zeit vollständig ohne Friseur befanden, bis die Kaiserin, eines Abends durch die brillante Haartour einer mexicanischen Dame aufmerksam gemacht, sich nach dem Schöpfer derselben erkundigte und — glücklicher Don Pedro — ihn am nächsten Morgen zu sich bestellte.

Von dem Augenblick an begann für den Kleinen, ehrgeizigen Mann ein neues Leben, denn er sah sich, wenige Wochen später, zum wirklichen Hoffriseur Ihrer Majestät ernannt, und seine Seligkeit kannte von da ab keine Grenzen mehr.

Ein Schild, das seinen neuen Rang bezeichnete, wurde natürlich augenblicklich, und doppelt so groß als nöthig, über seiner Thür angebracht, aber jetzt auch der innere Laden vollkommen neu hergestellt, tapezirt und mit Goldleisten versehen, und heute gerade war er damit beschäftigt, das nach einer Photographie gemalte und von ihm selbst in fast Lebensgröße bestellte Bild der Kaiserin in seinem Laden, und zwischen zwei breiten Spiegeln, vor welchen er den Creolen

die Haare schnitt, zu befestigen, und dann einen großen frischen Lorbeerkranz darüber zu hängen.

Die Umgebung der hohen Frau war allerdings nicht ganz appetitlich. Nicht unter dem Biloe befand sich, weil der Raum es nicht anders gestattete und es von beiden Seiten aus benützt werden mußte — ein Regal, allerdings aus Mahagoniholz, das aber wohl sehr nützliche, doch sonst gewöhnlich nicht öffentlich zur Schau ausgestellte Dinge trug, als da waren: einige im Gebrauch befindliche Flaschen mit wohlriechendem Del, Haarbürsten, Kämme und ein paar Brenneisen, mit mehreren kleinen, nicht einmal besonders reinlich aussehenden Pomadenbüchsen und Schachteln.

Aber was kümmerte das Don Pedro! Draußen über seinem Laden hing das Schild, das ihn der ganzen Stadt als wirklichen Hoffriseur Ihrer Majestät denuncirte, während die Menschen — Creolen, Soldaten, Indianer und Leperos, darum herstanden und die bunten Farben anstarrten. — Hier drinnen hing sie selber in einem Wald von Lorbeerblättern, in welchem sinnig einige Rosen eingestochen waren; und die eintreffenden Kunden wurden heute mit einer Lust und Liebe bedient, die Nichts zu wünschen übrig ließ und

durch Nichts unterbrochen wurde — nicht einmal durch die Erzählung seiner Auszeichnung, die er zahllose Male wiederholte.

Und dabei lebte und webte es in Mexico von geschäftigen und aufgeregten Leuten, denn in der That schien auch heute gerade — wie das ja wohl manchmal geschieht — Alles zusammenzutreffen, um die Stimmung in der Hauptstadt zu heben und die Worte des Kaisers, daß das Kaiserreich eine Wahrheit geworden sei, zu verwirklichen.

Vom Norden langten nur Siegesnachrichten an, und die französischen und mexicanischen Truppen jagten die Republikaner, die sich dort oben noch hielten, von Ort zu Ort und schlugen sie, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Cortina — ein gefürchteter Bandenfürher, eigentlich nichts weiter als ein ganz gemeiner Bandit — war von Juarez, als seine Schaaren besiegt worden, abgefallen und in das kaiserliche Lager übergegangen. General Quiroga ebenfalls. Noch operirte er mit republikanischen Truppen, als er sich plötzlich gegen Regrete, einen commandirenden General warf und diesen, der auch von den Franzosen bedroht wurde, zur schleunigen Flucht zwang — ja es hätte sogar nicht viel gefehlt,

daß Quiroga selbst Juárez abschnitt und gefangen nahm.

Rojas, einer der blutdürstigsten Schufte, die je den Namen eines Soldaten geschändet, war ebenfalls geschlagen und erschossen worden, worauf allgemeiner Jubel im Lande ausbrach, und der „Expräsident“ Juárez (wie er selbst von seinen früheren Anhängern genannt wurde, denn mit dem Erfolg geht ja doch die Welt) mußte nach dem äußersten Norden, nach Chihuahua flüchten; ja man erzählte sich sogar schon in Mexico, daß er über die Grenze in die „Vereinigten Staaten“ gedrängt sei, was allerdings — der mexicanischen Constitution nach — einer Abdankung gleichgekommen wäre.

Zu derselben Zeit aber waren auch schon die ersten Schiffe mit dem österreichischen Hilfscorps angelangt und ein Theil derselben in das Land befördert worden, so daß die Mexicaner, wenn man den Fremden auch im Allgemeinen abhold blieb und Nichts von ihnen wissen wollte, doch die Deutschen in sofern auch wieder gern sahen, als man durch sie hoffte, die viel mehr verhassten Franzosen los zu werden.

Don Pedro Gaspard besonders verabscheute die Franzosen von Grund seiner Seele, denn

erstlich machten sie ihm in der Stadt die gefährlichste Concurrency, und dann betrachteten sie Alles, was nicht aus Frankreich stammte, mit unverhohlener Geringschätzung. Allerdings kränkte es ihn, daß er selber nicht einmal seinen eigenen Laden ohne französische Beihilfe erhalten und füllen konnte, denn zwei Drittel darin wenigstens hatte französische Etiketten; aber sein neues Schild verschmähte trotzdem jedes französische Wort, denn unter dem mexicanischen Wappen, das mit zwei gekreuzten Nationalfahnen in der Mitte prangte, stand *peluqueria mejicana*, und darunter sein voller Name wieder mit der Unterschrift: *Hoffriseur Ihrer Majestät der Kaiserin Carlota*, während dicht neben dem Namen der Fürstin rechts ein außergewöhnliches Chignon abgebildet stand, indessen links in der Ecke Scheere, Brenneisen, Kamm, Haarbürste und zwei Rasirmesser zu einem symbolischen Pentagramm vereinigt wurden. —

Vor dem Fenster standen ein paar frisch angekommene Oesterreicher aus der zuerst eingetroffenen Legion, die heute Urlaub bekommen hatten, um sich die Stadt ein wenig zu ansehen. Anfangs waren sie auch durch die bunten Gegenstände im Fenster zu der irrigen Meinung ver-

anlaßt worden, es sei ein Conditoreladen; bald erkannten sie jedoch ihren Irrthum, und während sie sich die verschiedenen Haartouren betrachteten und darüber ihre Bemerkungen machten, sagte der Eine zum Andern, in echt österreichischem Dialekt:

„Du, Sepperl, wie wär's, wenn wir uns hier eine Stange Bartwachs kauften — meine ist mir doch unterwegs abhanden gekommen — das ist ja so ein Laden.“

„Der sieht aber verflixt fein aus,“ meinte der Andere, „da werden wir einen halben Gulden zahlen können.“

„Bah, Unsinn, das Wachs läuft hier aus den Bäumen!“ lachte der Erste wieder — „komm nur hinein — aber alle Wetter, wie heißt denn eigentlich Bartwachs auf Spanisch?“

„Ja,“ lachte der Zweite wieder — „das soll ich wissen, aber das thut nix — werden's ihm schon mit den Fingern begreiflich machen.“

Es waren ein paar schlanke Burschen die Beiden und hatten etwas echt Martialisches in ihrem ganzen Wesen. Sie trugen blaue, militärisch zugeschnittene, aber weite und bequeme Blousen, die von einem Ledergürtel über den Hüften zusammengehalten wurden, grüne Hosen mit rothen

schmalen Streifen daran, rothe Mützen und hohe Reiterstiefel, und dabei als einzige Waffe einen ziemlich wuchtigen Cavalleriejäbel. Wie sie auch nur in den Laden traten, lockten sie die Aufmerksamkeit Don Pedro's sofort auf sich, und mit der Uniform, die übrigens noch ziemlich neu aussah, nicht bekannt, mochte er auch vielleicht glauben, daß er fremde Officiere vor sich habe. Aber sie trugen keine französischen Abzeichen — keine, die er wenigstens noch je gesehen, und das gewann ihnen im Nu sein Herz.

„Caballeros, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Hm, ja,“ sagte Sepperl; indem er sich seinen langen ungarischen Schnurrbart strich, „a Bißl Bartwachs für den da — verstanden?“

Don Pedro sah sie aufmerksam an.

„Cortar?“ frug er erstaunt.

„Wird wohl so heißen“ — meinte Sepperl

— „was kost denn das Stück?“

Don Pedro schüttelte mit dem Kopf — schade um den hübschen Schnurrbart, dachte er; aber vielleicht war es ein Militärbefehl — wer konnte das wissen, und mit einem sehr artigen „siente se“ schob er ihm einen Stuhl hin.

„Salermant,“ lachte der Soldat, „die sind artig hier,“ — fuhr aber mit einem wahren Angst-

schrei empor, als Don Pedro eine große Scheere vom Tisch nahm und dabei mit der linken Hand nach seinem Bart griff — „na ja, weiter hätt' mir nix gefehlt.“

Die Uebrigen lachten, und der kleine Spanier begriff jetzt allerdings, daß er falsch verstanden haben mußte. Mit einiger Schwierigkeit machte ihm aber doch jetzt der Ulane begreiflich, was er eigentlich haben wollte, indem er auf eins der Seifenstücke zeigte und dabei fortwährend seinen Bart strich, und er rief lachend aus:

„Ah caramba! cera, cera por el mostacho! bien! bien, aqui ea.“

Damit nahm er aus einem Gefach eine kleine Stange Bartwachs und reichte es dem Soldaten hin, der vergnügt dazu mit dem Kopf nickte.

„Das ist recht — und was kostet das?“

„Was es kostet?“ frug Don Pedro, der aus der Frage vermuthete, um was es sich hier handle — „un duro — no mas“ — (einen Piaſter, nicht mehr).

„Un duro — was ist das?“

„Un peso,“ wiederholte Don Pedro, der wohl merkte, daß sie den Ausdruck duro nicht verstanden, indem er den Zeigefinger in die Höhe hob — „no mas!“

„Mehr nicht?“ lachte Sepperl, der sich schon ein paar Worte Spanisch gemerkt hatte. „Du — weißt Du, was der für das Dings da verlangt? Zwei Gulden Silber, mehr nicht.“

„Er ist wohl verrückt,“ sagte sein Kamerad.

„Gott bewahre,“ lachte Sepperl wieder, „er will nur zusehen, ob wir's sind. „Na, danke auch schön,“ sagte er dann, indem er die Stange Bartwachs wieder auf den Tisch legte, „ich denke, wir können uns ohne das behelfen,“ und seinen Kameraden am Arm fassend, führte er ihn wieder mit hinaus auf die Straße.

„Pobrecitos,“ sagte Don Pedro, als seine beiden geglaubten Kunden durch die Thür verschwanden, indem er ihnen mitleidig nachsah, „die armen Teufel haben vielleicht keinen Real in der Tasche, und noch gar keinen peso in ihrem Leben gesehen. Nun, hier in Mexico werden sie schon ihr Glück machen — sind jedenfalls Deutsche und Landsleute Seiner Majestät. Lauf ihnen nach Pablo und gib ihnen die Stange Bartwachs — kostet Nichts — verstanden.“

Pablo — ein indianischer Bursch — und eben beschäftigt, die Haare unter den Stühlen wegzufahren, war über des Señor etwas ungewohnte Großmuth allerdings erstaunt, aber er gehorchte

doch dem Befehl und überraschte dadurch die beiden Soldaten auf das vollkommenste. Sie wollten das Geschenk auch anfangs gar nicht annehmen, Pablo aber, der sich doch auf keine Unterhaltung mit ihnen einlassen konnte, ließ es in ihren Händen und lief zurück. —

Uebrigens war das ein zu unbedeutender Gegenstand, um sich lange damit im Laden des Friseurs aufzuhalten, denn Wichtigeres beschäftigte in diesem Augenblick die Gemüther — oder wenigstens Interessanteres: Die lezt angelommene Diligence war nämlich zwischen Puebla und Mexico wieder zweimal ausgeraubt worden, und die Räuber sollten sich dabei auf das frechste benommen haben.

Ein Kunde, der sich in Don Pedro's Laden die Haare schneiden ließ, hörte eben mit äußerstem Erstaunen, was dieser ihm selber darüber erzählen konnte, denn es war heute Morgen fast von nichts Anderem in der Stadt gesprochen worden, — als ein Nestige, in einer alten zerrissenen Serape, einen eben solchen Strohhut auf dem Kopf, die weiten, unten aufgeknöpften Sammethosen um das schmutzige Unterzeug schlenkernd, den Raum betrat, als ob er dort zu Hause wäre und sich auf einen der leerstehenden Stühle warf.

„Caramba, Señor,“ sagte Don Pedro, dem eine solche Erscheinung in seinem sehr eleganten Laden keine besondere Freude zu machen schien, denn derartige Gäste scheuchten nicht allein anständige Kunden fort, sondern hatten auch gewöhnlich nicht einmal Geld in der Tasche — „was wünschen Sie?“

„Rasiren,“ erwiderte aber lakonisch der Westige, indem er sich den Hals frei machte und einen Theil des schon sehr getragenen Hemdtragens unter die Serape hineinstopfte — „aber ein bißchen schnell, ich habe nicht lange Zeit.“

Don Julio, wie der Barbier hieß, sah Don Pedro fragend an, und dieser zuckte halb vor sich hin die Achseln — dem Westigen war aber die Zeichensprache nicht entgangen, und ob er den Sinn errieth, er griff in die Tasche, holte eine Goldunze heraus, warf sie auf den Tisch und sagte nur das eine Wort — „Wechseln“, dabei stand er noch einmal auf, ging ein paar Schritt in dem Laden herum und stellte sich ein halb Duzend Pomadebüchsen, Flacons, wie einige Bürsten und Kämme zc. zur Seite.

„Und sollen wir das abziehen?“ sagte Don Julio erstaunt, denn der Mann sah wahrlich nicht so aus, als ob er derartige Einkäufe machen

könne; der Mestizo nickte aber nur mit dem Kopf, frug auch gar nicht nach dem Preis, und setzte sich wieder nieder, wo er denn jetzt auch ohne weiteren Widerstand von dem bereitwilligen Don Julio bedient wurde.

Don Pedro nahm indessen das Gespräch über die beraubte Postkutsche wieder auf und kümmerte sich nicht mehr um den Mestizen. Das Kaiserreich hatte auch in der That eine solche Masse von zweifelhaften Charakteren in die Stadt geworfen, die aber trotzdem nicht selten einen selbst bedeutenden Rang einnahmen. Man begegnete oft einer Persönlichkeit, die man für einen gewöhnlichen Peon oder Diener, ja vielleicht gar für einen Lepero hielt, und die sich dann plötzlich als General oder doch wenigstens als Obrist entpuppte. Wer wußte denn, von welchem Juaristischen Streif- oder Banditencorps dieser Señor gerade eingetroffen war, um vielleicht in dem gleichen Rang, den er dort bekleidet, hier in der kaiserlichen Armee weiter zu dienen. Es war jedenfalls gerathen, solche Leute, wenn auch nicht gerade sehr zuvorkommend, doch wenigstens vorsichtig zu behandeln.

Während der Mestizo rasirt wurde, betraten noch einige andere „Caballeros“ den Salon des

Friseurs und mischten sich rasch in das Gespräch über den Raub an der Diligence. Die Passagiere waren zuerst von einem einzelnen Reiter angehalten worden, der ihnen nur 200 Duros abnahm und wie ein vornehmer Herr ausgesehen haben sollte: als sie aber der zweiten Bande in die Hände fielen und diese erfuhr, daß ihnen schon Jemand vorgekommen, plünderten sie, darüber ärgerlich, die armen Insassen derartig aus, daß ihnen kaum das Nothwendigste selbst zur Bekleidung blieb. Der eine der Herren wollte selber dabei gewesen sein und beschrieb den Ueberfall auf das Lebendigste, behauptete auch, daß die Räuber aus einer gut bewaffneten und berittenen Truppe von wenigstens dreißig Mann bestanden hätten.

Der Westize hörte, mit einem halb spöttischen Lächeln um die Lippen, den Bericht mit an, ohne aber auch nur ein einziges Wort mit einzureden, ließ sich dann sein Geld herausgeben, packte die gekauften Sachen in den vorderen Theil seiner Serape und verließ mit einem sehr graziösen Caballeros, a Dios den Laden.

Die Mexicaner hatten ihn kaum beachtet, denn was kümmerte sie der Bursche. Der Eine aber, der mit in der Diligence beraubt sein

wollte, rief, als jener kaum die Thür hinter sich geschlossen:

„Caracho, wer war das? — Die Serape kenn' ich. — Ich will kein Ave Maria wieder beten, wenn ich nicht genau dieselben roth und gelben Streifen auf den Schultern desselben Schustes gesehen habe, der uns gestern bis auf's Hemd ausplünderte — aber er trug einen Bart.“

„Santisima,“ rief Don Pedro aus — „er hat sich eben hier rasiren lassen und mit einer Goldunze bezahlt. — Wenn Sie ihn festnehmen lassen, finden Sie den Raub noch bei ihm.“

„Was ich fände, wäre ein Messer zwischen die Rippen, amigo,“ sagte der tapfere Mexicaner, „ich werde mich hüten; aber daß das Einer von den Schusten war, ist außer allem Zweifel. Und diese Frechheit, hier öffentlich in den Laden zu kommen —“

„Es wird hübsch in Mexico,“ sagte ein Anderer, „die Straßen sind jetzt so unsicher geworden, daß man, ohne ein paar Revolver im Gürtel, nicht einmal nach Tacubaja reiten kann. Neulich sollen sie sogar dem Castellan von Chapultepec die Uhr unten im Garten unter den Cedern abgenommen haben, und oben im Schlosse saß der Kaiser indessen an seiner Tafel.“

„Und was für Silbergeschirr haben sie dem schon gestohlen,“ lachte der Andere — „wenn das so fortgeht, wird er sich bald neues kaufen müssen.“

„Bah,“ sagte der Erstere wieder, „das sind aber keine Mexicaner gewesen — weshalb hat er sich so viele Hungerleider mit von Deutschland herübergebracht. Die wollten Alle hier in Mexico Millionäre werden, und da sie jetzt merken, daß sie die Schätze nicht bei Tausenden auf einmal einbringen, fangen sie mit silbernen Löffeln an, um doch Etwas zurückzulegen. Es soll schon eine schauerliche Wirthschaft eingerissen sein.“

„Wird noch besser kommen,“ lautete die Antwort, „wenn erst die „Ratten“ das Schiff verlassen, denn lange kann ja die Geschichte doch nicht dauern. Comödie, weiter nichts. Zum Teufel auch, ich möchte nur wissen, weshalb sich der Kaiser Napoleon so außerordentlich für uns interessirt, daß er so uneigennützig eine ganze Armee bezahlt, nur um uns im Einzelnen todzuschießen und im Ganzen glücklich zu machen. Wenn er aber glaubt, daß er das Land dabei für sich bekommt, ist er im Irrthum.“

Die beiden Mexicaner hatten ihre Geschäfte in dem Laden besorgt und verließen das Local wieder.

„Ob das Gefindel nur jemals zufrieden zu stellen ist,“ sagte Don Pedro, als die Herren den Laden geräumt hatten, und er mit seinem Gehilfen, dem Barbier, allein war. — „Hundert Revolutionen haben sie hintereinander durchgemacht, und wo sie jetzt der heiligen Jungfrau auf den Knien danken sollten, daß sie endlich einmal eine tüchtige Regierung und so ein Kaiserpaar bekommen haben, wirkliche Fürsten und keine solche Indianerbande mit braunen Gesichtern und Pferdehaaren, da freuen sie sich schon wieder auf die Zeit, wo Alles drunter und drüber geht, nur damit das Land um Gottes willen nicht zu Ruhe kommt. Lange kann die Geschichte nicht dauern? so Caballeros?“ setzte er mit einem triumphirenden Blick auf das über den Kämme und Pomadenbüchsen aufgehängte Bild der Kaiserin hinzu, „na, wir wollen's einmal abwarten; aber wenn sich alle wirkliche Patrioten um ihren Kaiser schaaren, dann, denke ich, treiben wir das Gefindel auch noch zu Paaren. He! Julio, was meint Ihr? und wenn wir uns selber einen Säbel umschnallen und eine Musquete auf den Rücken nehmen sollten, wir lassen unsern Kaiser nicht im Stich.“

Don Julio, der angeredete Barbier und eben-

falls ein Spanier — ein noch sehr junger Mensch — war eine mehr humoristische als martialische Natur, und obgleich er gerade heute, wo das Bild der Kaiserin aufgehangen worden, nicht eben eine Mitwirkung zu ihrer Vertheidigung ablehnen mochte, so dachte er doch eben so wenig daran, sich durch ein leichtsinniges Versprechen fest zu binden. Er war dazu noch zu wenig „Colonist“ geworden, und sagte nun mit einem breiten Lächeln und in einer etwas zweideutigen Weise:

„Ich lasse sie Alle zur Aber. Uebrigens hat's auch keine Noth, denn im heutigen Diario steht ja, daß eine ganze Anzahl von Schiffen mit Belgiern und Deutschen noch unterwegs sind; den Indianer haben sie schon aus dem Lande gejagt, und wer soll denn nachher noch Revolution machen? Die Art gewiß nicht, denn die sind froh, wenn sie ihre trockenen Tortillas in Ruhe verzehren können. Aber was ich gleich sagen wollte, Don Pedro — werden Sie denn die beiden Bestellungen nach Cuernavaca und Queretaro ausführen? Dann bleibt uns vermünscht wenig im Laden, denn mit den feinen Seifen wird's jetzt überhaupt schon dünn, und Haaröl haben wir weiter nichts, als was eigent-

lich noch im Fenster und in den paar Gefachen steht. Es fehlen überhaupt eine Menge Dinge, und seit Sie Hoffriseur geworden sind, kaufen die Leute ja rein wie toll."

Don Pedro ging in dem kleinen Laden herum und rieb sich vor innerlichem Vergnügen die Hände — die befürchteten Revolutionen waren total vergessen. Endlich blieb er vor Don Julio stehen, sah ihn mit einer lächelnden Miene an und sagte:

"Hombre — wißt Ihr nicht, daß ich von Ihrer Majestät beauftragt bin, jene Rosenseife, welche sie in Oesterreich gekauft hat, von dort für sie kommen zu lassen, he?"

"Ja — allerdings — aber das hilft uns doch nichts?"

"Sieben Kisten sind dort schon bestellt," sagte aber Don Pedro ihm mit einem glücklichen Lächeln die Hand auf die Schulter legend, „sieben Kisten sag' ich."

"Mit Rosenseife?" rief Don Julio erstaunt.

"Schafskopf," sagte Don Pedro, „mit Seifen, Pomaden, Kämmen, Bürsten und Allem, was wir brauchen."

"Und für die Kaiserin?" rief Don Julio erstaunt.

„Nun gewiß,“ lachte Don Pedro — „das heißt, für die Adresse der Kaiserin, aber an mich, hombro, und Alles geht frei ein, natürlich, und nicht einmal die Fracht auf dem Dampfer habe ich zu zahlen. — Alles auf Regimentsunkosten.“

„Caracho!“ rief Don Julio erstaunt aus, „aber geht denn das?“

„Das laßt Euch gesagt sein, amigo — es geht Alles, was man geschickt anfängt, aber geschickt anfangen muß man's eben.“

„Und gar keine Steuer zu bezahlen?“

„Nicht einen claco und auch keine Fracht bis hier nach Mexico — Alles für kaiserliche Rechnung.“

„Na, das wird dem Staat aber einen schönen Dollar Geld kosten,“ sagte der Barbier, — „und es geht so immer knapp her.“ —

„Wah, auf die paar hundert Duros kommt's nun auch nicht an,“ — meinte Don Pedro — „das ist kaiserlich, und dafür ist der Thron da, daß die Strahlen desselben in die Herzen seiner treuen Anhänger ihr Gold werfen.“

„Und in die Taschen,“ — sagte Don Julio trocken.

„Que quieres, compaüero,“ sagte Don Pedro,

„die Staatskasse hat jedes Jahr so und so viel Ausgaben — mehr nicht — und ist das außerdem Etwas, was der Staat überhaupt bezahlt — die unbedeutende Fracht für ein paar Kisten vielleicht ausgenommen? — Die Steuer kostet ihn ja doch Nichts — er bekommt nur Nichts dafür, und wo so viel Geld an Lumpengesindel hinausgeworfen wird, da kommt es auch nicht darauf an, wenn treue Anhänger des Thrones und gute Unterthanen einen kleinen Nutzen dabei ziehen.“

„Ave Maria“ — sagte in diesem Augenblicke eine tiefe Stimme, während sich zugleich die Thür des Ladens öffnete und ein Mönch auf der Schwelle erschien.

„Purísima“ — antwortete Don Pedro mit dem landesüblichen Gruß, „ah como se va Padre Baloga,“ setzte er dann hinzu, als er den Eintretenden erkannte, ohne jedoch besondere Freude über das Erscheinen des ehrwürdigen Herrn an den Tag zu legen, „was treiben Sie?“

„Was sollen wir in jetziger Zeit treiben, Don Pedro,“ sagte der Geistliche, indem er die Hände unter den langen Ärmeln, und aus alter Gewohnheit, nicht aus Frömmigkeit faltete, „wir kämpfen gegen die Sünde an — unser altes Geschäft — und bitten Gott, daß er das Herz un-

feres verblendeten Monarchen erleuchten und auf den Weg des Heils zurückführen möge."

"Zurückführen, frommer Pabre?" sagte Don Pedro erstaunt, "ich denke doch, unser Kaiser ist ein gut katholischer Herr?"

"Wenn er das ist," sagte der Geistliche, "so hat er es wenigstens bis jetzt noch nicht gezeigt, denn den an der Kirche geschehenen Raub läßt er ruhig in den Händen der Diebe, und wie es heißt, will er denselben sogar durch Gesetze sanctioniren. — Doch nicht um über Politik zu sprechen, bin ich hierher gekommen, Don Pedro; ist Doña Cornelia daheim? — sie hat nach meinem geistlichen Zuspruch verlangt, und ich möchte ihr gern zu Willen sein. Es ist eine fromme, tugendsame Frau."

"Doña Cornelia ist allerdings zu Hause, Pabre," sagte Don Pedro, und seine Brauen zogen sich dabei eben nicht freundlich zusammen, "aber so viel ich weiß, hat sie jetzt im Haus zu thun, und ist besonders mit den Arbeiterinnen beschäftigt. Sie wird in dieser Stunde wohl kaum Zeit zum Beten haben, und war ja auch heute Morgen schon in der Messe."

"Für Gott haben wir immer Zeit, Don Pedro," sagte der Geistliche ernst, "denn Gott

ist es allein, der sie uns gegeben hat und den weiteren Gebrauch derselben noch verstatet. Wer von uns weiß denn auch, wie bald seinem Leben ein Ende gemacht wird, und keinen Moment sollten wir versäumen, um uns darauf vorzubereiten. Ich werde die Señora auffuchen," und mit einem mildfreundlichen Lächeln gegen den Friseur schritt er durch den Laden, dessen Ausgang er schon kannte, in das innere Haus hinauf.

Don Pedro sah ihm nach, so lange er ihm mit den Augen folgen konnte, dann aber, als der Padre die hintere Ladenthür wieder geschlossen, fuhr er sich mit der rechten, sehr kleinen und weißen Hand durch die dunkeln und außerordentlich reich geölten Locken, und sagte, aber immer noch mit halb unterdrückter Stimme, als wenn der Geistliche vielleicht draußen gehorcht hätte:

„Ca — na ich will nicht fluchen; wenn ich aber ein Land auf der ganzen Welt wüßte, wo diese gottverdamnten Schleicher nicht herumkriechen — dahin ging' ich, und wenn die ganze Bevölkerung aus Kahlköpfen bestünde.“

„Das glaub' ich," lachte Don Julio, „um für den ganzen Staat Perrücken anzufertigen — wäre ein famoses Geschäft. Aber warum gehen

Sie denn da nicht nach der Türkei? Da sind keine Pfaffen und lauter Kahlköpfe."

"Don Julio," sagte Don Pedro ernst und feierlich, "Sie sind der bornirteste Mensch, der mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist! — Haben sie in der Türkei nicht Derwische, und verrichten die nicht genau dieselben Dienste, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, als unsere Padres hier? Ich hasse den Indianer Suarez; aber wenn mich ihm Etwas hätte geneigt machen können, so war es das Gesetz damals, als er den Herren ihre Quadratmeilen Land confiscirte, ihre Klöster, wo lauter Müßiggänger gefüttert werden, aufhob, und ihnen sogar verbot, in ihrem Ornat, in dem sie sich von allen Frauen die Hände ablecken ließen, herumzulaufen. Das ist auch der alleinige Grimm der Schwarzen gegen den Kaiser, daß er ihnen die Klöster und das Andere nicht wieder zurückgibt."

"Padre Zaloga kommt eigentlich ein bißchen oft zur Señora," sagte Don Julio, indem er sich abwandte und eifrig an einem seiner Messer strich. Don Pedro warf ihm einen mißtrauischen Blick zu, der aber an dem Barbier vollständig verloren ging — einen Moment schwankte Don

Pebro auch, ob er auf diese, eigentlich ganz ungehörige Bemerkung seines Gehilfen Etwas erwiebern solle, denn Recht hatte er; ihm kam der Padre Saloga viel zu oft. Aber was ging das den Barbier an? Er schob beide Hände in die Taschen, schritt zweimal in seinem Laden mit finster zusammengezogenen Brauen auf und ab, griff dann seinen an einem Nagel hängenden, sehr breitrandigen mexicanischen Hut auf, und verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Laden.

Die Conservativen.

Weihnachten des Jahres 1864 rückte heran, und nicht allein das eigentliche Fest hielt die Bewohner von Mexico in Bewegung, sondern mehr fast noch ein Ereigniß, das in kürzester Frist entscheidend auf das ganze Schicksal des Landes einwirken mußte. Sämmtliche Parteien ohne Ausnahme waren wenigstens auf das äußerste gespannt, wie es sich eigentlich entwickeln würde.

Das Kaiserreich schien sich allerdings zu befestigen; die französischen Truppen hatten mit der kaiserlich mexicanischen Armee den Norden so ziemlich reingefegt, und Bazaine wollte jetzt selber gegen General Porfirio Diaz im Süden anmarschiren, um diesen ebenfalls zu unter-

werfen; die politische Lage besserte sich von Tag zu Tage, und nur die „geistliche Frage“, ein etwas sehr heikliches Gebiet, da Rom sich lange geweigert hatte die bestehenden Verhältnisse in Mexico anzuerkennen, war noch bis jetzt in der Schwebe geblieben und hatte das Land eigentlich nicht recht zur Ruhe kommen lassen. Da endlich traf der lange und sehnlichst erwartete Nuntius von Rom, Monsignore Francesco Meglia ein, und damit war doch wenigstens ein Schritt von Rom aus geschehen, um einen Ausgleich anzubahnen und endlich auch die Kirchenfrage in dem schon so zerrütteten und halb aus den Fugen gerathenen Reich zu ordnen.

Und alle Parteien zeigten sich befriedigt darüber; die Klerikale besonders, da sie darauf hoffte und baute, daß der fest ausgesprochene Wille des heiligen Stuhles, noch dazu bei einem österreichischen Prinzen, auch ganz entschiedenen Erfolg haben müsse, während die conservative sowohl als die der Moderates — eine gemäßigte Abtheilung der Ultra-Liberalen — nicht einen Moment daran zweifelten, der Nuntius würde, wenn er die Verhältnisse in Mexico selber kennen lernte, auch dem Stande der Dinge und geschehenen Thatsachen, die nicht mehr abgeändert

werden konnten, ohne eine sociale Revolution hervorzurufen, Rechnung tragen.

Wie sich das Alles reguliren werde, darüber zerbrachen sich die Mexicaner den Kopf nicht — weshalb auch? Schon daß der Nuntius von Rom hierher gesandt war, mußte ihnen — und konnte es auch — als ein Beweis gelten, wie der heilige Stuhl entschlossen sei, die Zustände an Ort und Stelle prüfen zu lassen und dann einen Entscheid zu treffen. — Vernünftigerweise konnte der aber nur in einem Vergleiche enden, denn welchen Nutzen hätte Rom davon erwarten können, das Land in eine neue Revolution zu stürzen, die vielleicht den Thron wieder in die Hand der Juaristen brachte. Was sie von denen zu erwarten hatten, wußten die Klerikalen genau, also konnte ihnen nur daran liegen, das einmal bestehende Kaiserreich zu stärken und in ihm einen wenigstens geneigten Bundesgenossen zu erhalten.

Alles gab sich denn auch mit voller Lust den Vorbereitungen zu dem nächsten Feste hin, und daß Monsignore Meglia, den der Papst herüberschickt, ein wenig mit seiner eigentlichen Botschaft zögerte und gewöhnlich nicht zu sprechen war, wenn man ihn haben wollte, schien ein desto

sicheres Zeichen für ein endliches Zustandekommen eines Vergleichs. Je mehr er mit den Verhältnissen hier bekannt wurde, desto besser lernte er ja das kennen, was zur Wohlfahrt und in der That einzigen Sicherstellung des Landes nothwendig sei: daß nämlich der Klerus mit der Regierung Hand in Hand ging, und ihr nicht auch noch da Verlegenheiten bereitete, wo sie schon genug auf der einen Seite mit der Schuldenlast, auf der andern mit den Dissidenten-Banden, und noch außerdem mit den Franzosen zu thun hatte.

Das war ein Gedränge auf der Plaza, und ein Wogen und Wandern von Menschen, wie es lange Jahre nicht in der Hauptstadt vorgekommen — und hatte das Volk nicht auch Grund und Ursache genug dazu? Zeichnete sich der neue Herrscher nicht durch Milde und Freundlichkeit aus, und klangen die jetzt gegebenen und den Frieden und Wohlstand des Landes im Auge habenden Gesetze nicht besser, als die früheren blutigen Edicte? Auf der Landstraße — wie sich freilich nicht leugnen ließ — gab es noch Gesindel genug, und Raubanfälle kamen nur zu häufig vor, aber auch gegen diese wurde jetzt mit größerer Strenge vorgegangen, und was die

eigentlichen „revolutionären Banden“ betraf, wie man schon anfang die Anhänger des Suarez zu bezeichnen, so waren die Franzosen mit ihnen im Norden leicht genug fertig geworden, und eben im Begriff, sie im Süden ebenfalls auszurotten. Nachher befand sich das ganze Reich unter einem Oberhaupt, und mit all' den beabsichtigten und schon concessionirten Eisenbahnen, mit der Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, mit den wieder freigewordenen Bergwerken, — welches Land der Welt hätte dann mit Mexico concurriren können?

Ueber den größten Theil der Plaza de armas waren Buden aufgeschlagen, die theils ganze Reihen von Zuckerbäckerwaaren und verzuckerten Früchten, theils Spielsachen für Kinder aus Wachs, Thon oder Pappmasse, theils Heiligenbilder für die auch unter den Eingeborenen beliebten nacimientos enthielten. Aber auch ganze Reihen von Bäumen waren aufgestellt, Fichten und Tannen, wie sie bei uns daheim den Weihnachtsmarkt zieren, mit Haufen von Nadelholzbüschen dazwischen, um die Ecken der Stuben auszuschnücken, in denen gewöhnlich Scenen aus der heiligen Geschichte aufgestellt werden. Kleine Berge von buntfarbigem Moos lagen dazwischen,

dunkelgrünes und fast braunes in prachtvollen Farben, mit dem hellgrauen, oder sogenannten Spanischen Vart; und dazwischen herum brängten sich kleine zerlumppte Indianerjungen, die Silberstreifen zum Behängen der Bäume, oder rohgearbeitete Figuren, Agaven mit darüber schwebenden Engeln, oder vortrefflich modellirte Esel, Ochsen oder andere Thiere zu spottbilligen Preisen ausboten.

Alle Mischungen der Bevölkerung, vom dunkelbraunen Indianer bis zum echten und unvermischten Abkömmling der altspanischen Race, die freilich und zum größten Theil Flibustier und Räuber an diese Küste geworfen, waren hier vertreten; und dazwischen bewegten sich französische, deutsche, belgische Soldaten und zahllose verschiedene Sprachen, bald indianisch, bald ungarisch, slovakisch, böhmisch, deutsch, französisch, englisch, flamländisch, spanisch plapperte und klapperte es durcheinander.

Für die Europäer besonders aber war dies auch ein merkwürdiger Weihnachtsmarkt, der allerdings wohl Anslänge an die verlassene Heimath bot, sich aber doch auch wieder in vielen anderen Dingen so verschieden zeigte. Schon das milde, ja warme Wetter paßte nicht recht in

die Erinnerung an daheim, die mit diesem Feste fast immer Schneegeflöber und rauhe, kalte Witterung verband. Ein blauer, sonniger Himmel spannte sich hier über das schöne Land, und in seiner leichtesten Kleidung trieb sich das schöne Geschlecht theils unter den Buden und Ständen auf der Plaza umher, theils lustwandelnd und laufend unter den Colonnaden, die dort entlang und in die Seitenstraßen einliefen. Da kokettirte es theils lachend, theils verschämt mit den Fremden, oder schritt auch stolz und majestätisch an den verhafteten Einbringlingen vorüber. Das aber kümmerte natürlich den bunten Schwarm der Officiere nicht, die gerade diese Gegend zu ihrem Sammelplatz gemacht und von früh bis spät dort lustwandelten.

In der Calle del Arzobispado, wo die Familie Lucido de Vega in einem stattlichen Gebäude ihren Wohnsitz hatte, ging Don Carlos Lucido, der Herr desselben, mit raschen Schritten und auf den Rücken gelegten Händen in seinem Gemach auf und ab, während am Fenster und an den Scheiben trommelnd sein Sohn Mauricio mit hochgerötheten Wangen stand und augenscheinlich gerade jetzt eine nicht angenehme Auseinandersetzung mit seinem Vater durchmachte.]

„Das geht nicht länger, Señor," sagte dieser auch jetzt, indem er neben dem Sohn stehen blieb und ihn finster ansah, „Du weißt, welche Versicherung ich Dir das letzte Mal gegeben habe, als ich jene unverantwortlichen Spielschulden für Dich bezahlte — daß es eben das letzte Mal sein sollte, und kaum sind drei Wochen darüber hingegangen, so forderst Du wieder 2000 Pesos von mir. — Es ist blanker Wahnsinn — aber ich halte mein Wort — nicht zwanzig Glazos erhältst Du von mir, um sie zu bezahlen, und jetzt sieh, wie Du mit Deinen Gläubigern fertig wirst."

„Aber Vater," sagte Mauricio still verbissen vor sich hin, „Du weißt, daß ich das Geld nicht schaffen kann — jener italienische Schuft hat falsch gespielt, und er bekommt mich nie im Leben wieder in seine Fänge, aber die Summe muß ich ihm zahlen."

„Dann sieh, wie Du es möglich machst," erwiderte ihm Don Carlos finster. „Du hast mein letztes Wort, und Du weißt, daß Du keine Gründe weiter vorbringen könntest, meinen Willen zu ändern. Ich habe damals die letzte Spielschuld für Dich bezahlt, und dabei bleibt es. Verkaufe Deine Pferde, Deine Uhr und Kette, mache

was Du willst, aber von mir bekommst Du keinen Duro mehr, denn es wäre doch nur auf die Straße geworfen. — Ich möchte ihn wenigstens eben so gern den Liberalen zur Deckung ihrer Kriegskosten borgen.“

„Und ist das wirklich Dein letztes Wort, Vater?“ rief Mauricio, sich rasch und heftig gegen ihn drehend — „auch wenn ich Dir verspreche —“

„Spare Deine Worte,“ sagte der Vater heftig, „Du kannst mir Nichts versprechen, was Du mir nicht schon wenigstens zwanzigmal mit Deinem Ehrenwort verpfändet. Ich glaube Dir nicht mehr.“

Mauricio stand vor ihm todtensbleich, die Unterlippe zwischen den Zähnen, die Blicke in tödtlicher Unruhe am Boden hastend. — Es war aus, als ob er noch einmal das Wort ergreifen wolle — aber er kannte seinen Vater in der That zu gut. Der alte starrköpfige Herr änderte seine Ansicht jetzt nicht, das wußte er genau, und die wirren Locken mit einem raschen Wurf aus dem Gesicht schleudernd, verließ er mit unsicheren, aber heftigen Schritten das Gemach.

Während er aus dem Hause und hinaus auf die Straße stürmte, betraten verschiedene Be-

kannte oder Freunde des Señor Lucido die Wohnung und wurden durch den Diener hinaus zum Herrn des Hauses geführt, der, auch von der eben gehaltenen Unterredung erregt, mit erhitzten Wangen in seinem Zimmer auf und ab ging.

Die Besucher gehörten alle, wie auch Lucido selber, jener Partei an, die man früher, vielleicht im Gegensatz zu den Klerikalen und Liberalen, die Conservativen genannt hatte, aber wir dürfen den Namen nicht nach unserem Maßstab anlegen.

Was wir hier bei uns unter Conservativen verstehen, waren sie nicht, sondern allerdings wohlhabende Leute und den besten Familien der Stadt, ja oft sogar altem Adel angehörend, aber keineswegs conservativ in Festhaltung etwaiger alter Rechte, sondern weit mehr einem Centrum der Fortschrittspartei angehörend, die allerdings nicht Alles niederwerfen wollte, aber dabei auch nicht unbedingt für eine Monarchie schwärmte und diese unter allen Umständen unterstützt hätte. Es war jedenfalls der Kern der mexicanischen Bevölkerung der Besitzenden: reiche Kaufleute, Hacienderos, Fabrik- und Bergwerksbesitzer, oder große Viehzüchter, denen einzig und allein

baran lag, daß sich das Land hebe — natürlich hauptsächlich deshalb, damit sie in Frieden das Gemonnene verzehren, wie auch ihre Reichthümer noch vermehren konnten. Aber indem sie für ihr eigenes Bestes sorgten, förderten sie auch das Wohl des Landes, und es lag nichts weniger als das in ihrem Interesse, das Volk dumm und in Knechtschaft zu halten, weit eher vielleicht das Gegentheil. Je mehr sich die Indianer herausarbeiteten, je mehr Bedürfnisse sie kennen lernten, desto mehr Arbeitskraft verwandten sie auch darauf; und Knechte für ihre eigenen Dienste und Fabriken oder Bergwerke behielten sie doch noch immer zur Genüge. Es war das, was die wohlhabende Fortschrittspartei in Deutschland ist, die keinen Druck und keine ungerechte Beschränkung von oben, aber auch keine Anarchie will, weil sie von dieser Nichts zu hoffen hat.

Die Meisten dieser Leute waren auch antiklerikal, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie recht gut einsahen, daß die Geistlichkeit sich den Henker um das Land kümmerte, ob das sich hob oder zu Grunde ging, sobald sie nur die Oberherrschaft darüber hatten, und ihre zusammengescharrten Schätze nicht allein sicher behalten, sondern auch noch vermehren konnten. Es waren gute Katholiken,

so weit es die Form betraf, aber doch bedeutend mehr aufgeklärt, wie das gewöhnliche Volk, das in den Geistlichen eben Stellvertreter einer höheren Macht sehen sollte; und da sie selber wirklich Ruhe und Frieden im Lande haben wollten und das auch schon mit manchen Opfern erkaufte hatten, so lag ihnen jetzt besonders daran, daß ihnen die Geistlichkeit keinen Strich durch die Rechnung machte und lieber Alles wieder auf's Spiel setzte, ehe sie auch nur das geringste von ihren Vorrechten hergeben wollte.

Vier von diesen suchten heute Lucido de Vega, der, wie sie wußten, nicht geringen Einfluß im Lande besaß, auf, um mit ihm die nahe rückende Entscheidung zu besprechen, denn wie es schien, hatten Einzelne von ihnen schon bestimmte Kunde erhalten, wie die Verhältnisse zwischen Kirche und Regierung standen. Da aber in allernächster Zeit von einer oder der andern Partei ein bestimmter Schritt erfolgen mußte, so war es gerathen, sich auf den, wie er auch ausfallen mochte, vorzubereiten, um nicht vielleicht zu unüberlegten Schritten hingerissen zu werden.

„Señores?“ sagte Lucido etwas erstaunt, als er zu so ungewöhnlicher Zeit den Besuch erkannte und mitten in seiner Stube stehen blieb,

um die Freunde zu begrüßen. „Wie geht es Ihnen Allen? sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen — Caramba Bastiani, sind Sie auch wieder in Mexico — und Roneiro, Jamacona, Rodriguez — und was verschafft mir die Ehre? Da muß etwas Wichtiges vorgefallen sein.“

Roneiro hatte den jungen Lucido vorhin aus dem Hause stürmen sehen und konnte sich etwa denken, welche Verhandlung hier kurz vorher stattgefunden, aber er hütete sich wohl, seinen Freund Lucido merken zu lassen, daß er Etwas von dem unordentlichen Leben seines Sohnes wisse — was half es auch, er konnte ihn doch nicht ändern, und ihm nur die Hand hinüberreichend, sagte er:

„Es ist noch Nichts vorgefallen, Carlos, aber es wird, und zwar in allernächster Zeit, — ein Ereigniß, das entweder das Kaiserreich stürzen oder befestigen muß, also ein Gegenstand, wichtig genug, um ihn vorher zu prüfen. Wenn wir auch wohl nicht im Stande sind, den schon fliegenden Pfeil nach einer bestimmten Bahn zu lenken, so können wir doch berathen, was uns bevorsteht, wenn er da oder dort eintrifft, um wenigstens auf alle Fälle gesichert zu sein — und

vielleicht ist es sogar jetzt möglich, noch das Schlimmste abzuwehren."

"Du meinst die jetzt schwebende Kirchenfrage?" sagte Lucido, aufmerksam werdend, denn es gab in diesem Augenblick allerdings nichts Wichtigeres in Mexico — „ist Etwas vorgefallen — aber bitte, nehmen Sie Platz, Señores" — er klingelte dabei und winkte dem eintretenden Burschen, der augenblicklich Wein und Cigarren brachte. —

„Vorgefallen vielleicht noch nicht," nahm hier Bastiani das Wort, „aber jedenfalls unmittelbar im Werk, denn die Frauen bei mir zu Haus sind rein des Teufels, und das ist ein sicheres Zeichen, daß die Pfaffen wieder hinter ihnen stecken. Ich roch gleich den Braten und ritt in die Stadt, und richtig, wie ich hier bei Rodriguez, Roneiro und Zamacena und Gott weiß wem noch anfrage, hör' ich, daß bei Allen das nämliche Spiel begonnen hat."

„Aber was vermuthet Ihr?"

„Daß es den Schwarzen nicht wohl zu Muthе ist," sagte Bastiani, „denn sonst ließen sie die Sache ruhig hingehen."

„Es wird wohl so sein," sagte Rodriguez, der ebenfalls ein früher der Kirche zu eigen ge-

wesenes Haus bewohnte, „aber fast auf einen Tag, wie auf ein Lösungswort, haben sie Alle auf einmal wieder angefangen und wollen sogar gemeinschaftlich eine Riesen-Bittschrift aufsetzen, um den Kaiser zu ersuchen, sich mit dem heiligen Vater auszusöhnen — das heißt natürlich, Alles zu bewilligen, was dieser dickköpfige Pfaffe, der von dort herübergekommen ist, verlangt. Thut er's aber, so ist der Böse im ganzen Lande los, denn den Wirrwar möchte ich nachher sehen, und kein Mensch wüßte mehr, ob er Eigenthum hat oder nicht.“

„Aber Caballeros,“ sagte Lucido ruhig, „ein solcher Fall ist ja doch ganz undenkbar, denn abgesehen davon, daß Seine Majestät vollkommen freisinnige und vernünftige Ideen hat und sich wahrlich nicht unter den Befehl der Herren in Rom freiwillig bücken würde; so kann er ja gar nicht mehr ein Gesetz aufheben, das vollkommen außer seiner Machtvollkommenheit liegt. Ein großer Theil der Kirchengüter ist in den Händen von Amerikanern, Engländern, Spaniern, Franzosen und Deutschen, und die ganze Welt würde Protest dagegen erheben, wenn rechtmäßig gekauftes Gut wieder abgenommen werden sollte.“

„Aber was kümmern sich die Pfaffen um das

Reich," rief Roneiro, „wenn sie nur ihr Geld oder ihre Grundstücke bekommen, und auf's Neue ihre Oberherrschaft in Mexico feststellen können. Eine Zeit lang werden sie's noch heimlich treiben und nur im Verborgenen wühlen und bohren; sehen sie aber, daß sie damit nicht durchkommen, so dürfen wir uns auch fest darauf verlassen, daß sie mit allen Mitteln und Kräften eine neue Revolution aufzustacheln wissen."

„Nun davor hätte ich eigentlich die geringste Angst," sagte Bastiani, „denn die würden doch nur dem indianischen Advocaten, dem Juarez, in die Hände arbeiten, und daß sie bei dem aus dem Regen unter die Traufe kämen, wissen sie gut genug."

Lucido hatte still und schweigend vor sich niedergesehen, jetzt sagte er kopfschüttelnd und zu Bastiani gewandt:

„Für Juarez arbeiten sie nicht, darauf können wir uns verlassen, aber daß Etwas trotzdem im Werk ist, habe ich in meiner Familie gesehen. Auch meine Frau hat vorgestern angefangen mir Vorstellungen zu machen."

„Da haben wir also die Verschwörung wieder bestätigt," rief Rodriguez, „auf allen Ecken und Enden brechen sie zugleich los."

„Aber ohne Absicht oder festes Ziel,“ fuhr Lucido fort, „thut die Geistlichkeit eigentlich gewöhnlich nicht leicht Etwas. Die müssen also doch noch Jemanden im Hinterhalt wissen, auf den sie bauen zu können glauben, und es wäre nicht unwichtig herauszubekommen, wer das eigentlich sein könnte.“

Roneiro hatte den Sprecher fest angesehen, jetzt wandte er sich zu Zamacona und sagte:

„Hören Sie einmal, Don Rodolfo, Sie stehen doch eigentlich mit der Geistlichkeit in näherer Beziehung, als irgend Einer von uns Anderen —“

„Ich, Don Bautista?“ unterbrach ihn Zamacona verwundert — „ich wüßte wahrlich nicht — Sie müßten denn meine Familie meinen: meine Frau und meine drei Töchter, und die Schwiegermutter und die Schwester meiner Frau. Da haben Sie allerdings Recht. Manchmal heb’ ich ein ganzes Nest Pfaffen bei mir aus, und daß sie mir daheim das Leben warm machen, brauche ich Ihnen, mit so viel Frauen im Hause, wahrlich nicht zu versichern.“

Die Uebrigen lachten, und Roneiro fuhr fort:

„Aber Sie kommen doch mit der Geistlichkeit häufig in Berührung?“

„Mehr als mir lieb ist,“ bestätigte der Gefragte.

„Und hat Keiner der Herren je eine Andeutung gegen Sie gemacht?“

Zamacona schüttelte mit dem Kopf. „Die Pfaffen sind so klug wie die Menschen,“ sagte er dabei — „sie wissen recht gut, an wen sie sich wenden müssen, wenn sie Etwas erreichen wollen, und daß sie bei mir Nichts ausrichten, haben sie schon lange herausbekommen. Sie besuchen mich allerdings manchmal, um eine Collecte zu machen oder ein Glas Xeres zu trinken, aber wenn ich auch dann und wann auf den Busch klopfe, um Einen zum Reden zu bringen, so ist das immer vergebens. Sie trauen mir nicht.“

Roneiro lachte. Zamacona war wirklich die personificirte Gutmüthigkeit und Einfalt, wohlbeleibt dazu, mit einem entschieden ausgesprochenen Sinn für Bequemlichkeit, und keine Spur von Schlaueit in seinem Wesen, dabei hatte er das ganze Haus voll Frauen und alle seine Kinder waren Mädchen — kein Wunder, daß ihn die Geistlichkeit unter solchen Umständen links liegen ließ und ihn nur dann persönlich aufsuchte, wenn sie Etwas direct von ihm erlangen wollte.

Lucibo aber, dem politischen Treiben seines Landes nicht so fremd, und dabei genau mit den Lebensstellungen wie geistigen Fähigkeiten seiner übrigen Gesinnungsgegnossen bekannt, fuhr gegen Rodriguez gewendet fort:

„Und haben Sie irgend einen Verdacht, amigo, der uns vielleicht auf eine Spur bringen könnte? Wenn Miramon noch hier wäre, brauchten wir die nicht, denn wir Alle wissen, wie fest der General an der Geistlichkeit hängt, und wie ehrgeizig er außerdem ist. Aber der sitzt jetzt in Europa, und Marquez — bah — der mag ein Haubegen sein, obgleich ich ihm selbst in der Beziehung nicht viel zutraue, aber sonst wird er uns kaum je gefährlich werden, denn das Land haßt ihn und fürchtet ihn noch mehr.“

„Ich wüßte keinen Andern,“ sagte Rodriguez kopfschüttelnd, „obgleich das kein Beweis wäre, denn die Schwarzen haben stets eine Anzahl von Personen zur Disposition, von denen wir Nichts ahnen, und die immer erst im letzten Augenblick auftauchen. Aber ich glaube selber, daß etwas Derartiges im Werk sein muß, denn über die Gesinnung des Indianers sind sie sich vollkommen klar. Brechen sie also entschieden mit dem Kaiserreich, so dürfen wir uns auch fest darauf ver-

lassen, daß sie eine andere Karte zum Ausspielen noch im Rücken halten."

"Ja, aber verehrte Herren," sagte da Zamacona — "ich ehre und liebe gewiß den Kaiser persönlich und bin fest überzeugt, daß er es gut mit uns und dem Lande überhaupt meint, aber welches Interesse haben wir jetzt dabei, uns in die gegenwärtig doch unstreitig etwas verwickelte Politik zu mischen? Warten wir die Sache doch lieber ruhig ab, und wir gewinnen dadurch den Vortheil, daß wir uns erstlich einmal nach keiner Seite hin compromittiren, und andererseits auch unsere Zeit, wenn sie kommen sollte, sofort benützen können."

"Sie haben ganz Recht, Zamacona," erwiderte ihm Roneiro, "aber die Klerikalen könnten uns auch über Nacht über den Kopf wachsen; und wenn wir Alle so urplötzlich unsere — nun doch einmal mit schwerem Geld angekauften Besitzungen wieder herausgeben sollten, so würde das Einzelnen von uns einen bedeutenden Strich durch die Rechnung machen."

"Die Sache ist sehr einfach," sagte da Lucibo, "und wir können auch eigentlich vor der Hand gar Nichts weiter thun, als uns die beiden Konsequenzen denken: Entweder giebt der Kaiser nach,

widerruft das 1859 gegebene Decret, und erstattet demnach die schon verkauften oder unverkauften Güter dem Klerus zurück, oder er weigert sich, auf die Forderungen des päpstlichen Nuntius einzugehen, und läßt Alles beim Alten. Wie wird sich im ersten Fall das Volk, wie im zweiten der Klerus benehmen?"

„Das Volk,“ sagte Roneiro, „hat mit der ganzen Sache eigentlich gar Nichts zu thun und dient vor der Hand nur als Kettenhund, den man verspricht anzubinden, oder droht, loszulassen. Wir — unsere Partei — sind die dabei am meisten Betheiligten.“

„Gut,“ nickte Lucido — „also den Fall angenommen, daß der Kaiser sich dem Ausspruch des Papstes fügt und die Geistlichkeit in alle ihre Rechte wieder einsetzt —“

„Ich glaube, wir brauchen uns über den Fall den Kopf nicht zu zerbrechen,“ sagte Bastiani, „denn das gerade hat uns hergeführt. Die Regsamkeit der Priester, um sämmtliche Weiber in Mexico aufzuheben, ist ein vollgiltiger Beweis, daß es schlecht mit ihnen steht. Lassen Sie uns deshalb die andere Seite der Frage betrachten: Wie verhalten wir uns, wenn der Kaiser dem apostolischen Non possumus ebenfalls ein ein-

sachtes „No puedo“ entgegnet, und die Schwarzen dann Gott und die Welt aufbieten, um ihn zu stürzen, wobei es mich gar nicht wundern sollte, wenn sie ihn einmal Versuch's halber in den Bann thätens“

„Nicht, so lange die Franzosen hier stehen,“ lachte Roneiro, „denn das haben sie schon einmal mit diesen versucht und sind schlecht dabei angekommen.“

„Nun gut, aber sie werden dann auf andere Weise intriguiren und sich — wie sie sich jetzt hinter die Weiber stecken — direct an uns selber wenden, und unsern Beistand als Pflicht gegen den Glauben fordern,“ sagte Lucido.

„Das werden sie allerdings,“ nickte Roneiro, „und deshalb sind wir eigentlich hergekommen — aber nicht etwa um darüber einen Beschluß zu fassen, denn das wäre noch nicht nöthig, sondern uns selber ein wenig klar zu werden.“

„Ja,“ sagte Lucido achselzuckend, „in dem Fall weiß ich selber nicht, was uns zu thun übrig bleibe, als uns einfach auf die Landesgesetze zu berufen, mit einem Worte also: die jetzt bestehenden Verhältnisse für dauernd zu erklären.“

„Und wenn sie eine Revolution anstiften?“

„Ich sehe nicht die Möglichkeit, wie sie das fertig bringen wollen, denn zu einer Revolution gehört auch eine gewisse Persönlichkeit, auf welche sie sich stützen könnten, um dem jetzigen Präsidenten Juarez die Stange zu halten, — und ich weiß keine.“

„Sollte der alte Halunke von Santa Anna doch am Ende wieder dahinter stecken?“ fragte Rodriguez — „unmöglich wäre es nicht.“

„Von seiner Seite nein,“ nickte Lucido, „ich bin selber überzeugt, daß er die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hat, die Mexicaner noch einmal zu seinen Gunsten zusammen zu hegen, aber ich bezweifle, daß die Mexicaner Lust dazu zeigen werden. — Der alte Dictator hat seine Rolle hier im Lande ausgespielt; er ist für Mexico vollständig abgenutzt, und wenn ich auch glaube, daß der Klerus ihn so gern wie jeden Andern protegirte, der ihm eben verspricht, ein gutes Kind zu sein, so sind die Schwarzen doch auch nie im Stande, die Sache allein durchzuführen.“

„Und Marquez?“

„Würde nie zum Präsidenten gewählt werden,“ sagte Lucido, „viel eher gingen die Indianer zu Juarez über. Selbst Mejia und Men-

bez würden nie unter ihm dienen. Rein, Miramon wäre der Einzige, der eine Aussicht auf Erfolg hätte, und der Kaiser ist dem, meiner Meinung nach sehr guten Rath gefolgt, daß er ihn außer Landes schickte. Wie die Sache jetzt hier steht, glaube ich wirklich, daß wir direct gar Nichts zu fürchten brauchen. Geschieht, was ich jetzt ebenfalls kaum bezweifle, daß der Kaiser sich nicht in Allen Punkten dem heiligen Stuhl fügt, dann geht der Depeschenwechsel an, herüber und hinüber, drei Monate dauert es dabei jedesmal, bis man Antwort bekommt, und ich denke, wir können das Resultat noch vor der Hand ruhig abwarten. Santissima, ein Jahr bringt da oft große Veränderungen, und es ist nicht nöthig, sich deshalb schon jetzt zu sorgen und Pläne zu machen. Es hängt ja doch später allein von den Umständen ab, wie wir uns zu der Sache stellen wollen.“

„Hm — ja,“ nickte Roneiro, dem das allerdings einleuchtete — „wenn man nur ein Mittel wüßte, wie man die Frauen daheim beruhigen könnte. Die verwünschten Pfaffen scheinen gedroht zu haben, daß sie Keinem mehr die Sacramente reichen wollen, der auf Grund und Boden der Kirche wohnt, ja, daß sie eine solche Schwelle,

und wenn selbst zu einem Sterbenden gerufen, nicht mehr betreten werden."

"Wenn ich das wüßte," sagte Zamacona trocken, „so kaufte ich mir augenblicklich ein altes Kloster und richtete mich dort häuslich ein. Aber das sind leere Nebensarten, denn die bleiben nicht weg. Wenn sie die eine Drohung aber wahr machen — und ich weiß nicht, ob sie dürfen — und die Sacramente verweigern, keine Kinder mehr taufen wollen und dergleichen, so kriegen wir zu Hause allerdings einen harten Stand, und das Erste ist, daß uns die Dienstleute weglaufen."

"Bah!" sagte Bastiani, „das Volk hängt gar nicht so an den Pfaffen, wie Ihr glaubt, und das hab' ich deutlich voriges Jahr bei Puebla gesehen, wo das deutsche Haus die sämtlichen Klostersglocken gekauft hatte und sie wegschaffen wollte. Welche Mühe haben sich die Priester gegeben, um dies zu hintertreiben und eine Art von Aufstand zu Stande zu bringen — kein Gedanke daran, — Alles was sie erreichen konnten, war, daß sich wenig Arbeiter dazu hergaben, das „Kirchengut“, wie sie's nannten, aufzuladen; aber ich stand selber dabei, als sich, wie sie die größte Glocke auf den Wagen winden wollten und nicht Kräfte genug dazu aufreiben konnten,

die ganze Schuljugend, die gerade aus der Schule kam, an die Stränge warf und, einige alte Weiber ausgenommen, die Umstehenden ihnen zujubelten.“

„Ich glaube ebenfalls,“ nickte Lucido, „daß wir öffentlich und vor Aller Augen wenig von den Herren zu fürchten haben. Daß sie aber dagegen im Geheimen thun werden, was in ihren Kräften steht, darauf dürfen wir uns um so sicherer verlassen, und in den Familien müssen wir ihnen deshalb auf die Finger sehen.“

„Und so denken Sie nicht, Don Carlos,“ wendete sich Zamacona an Lucido, „daß wir von der Regierung direct in Anspruch genommen werden könnten, um sie in irgend einer beschlossenen Maßregel gegen die Geistlichkeit zu unterstützen? Es wäre immer eine fatale Sache, und ich wüßte wirklich nicht, wie man sich dabei zu verhalten hätte.“

Dastiani lächelte still vor sich hin, Lucido aber erwiderte kopfschüttelnd:

„Das ist unmöglich, denn die Frage liegt nur in den Händen der Regierung, die das Concordat entweder annehmen oder ablehnen muß. Würde sie eine Forderung an uns stellen, die gekauften Güter wieder ohne Entschädigung herauszugeben, dann allerdings müßten wir zu-

sammen berathen, wie wir uns zu verhalten haben und — können vielleicht ein wenig in Verlegenheit, aber das — können wir vor der Hand noch abwarten. Haben Sie übrigens die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz gehört? Mazatlan ist von den Franzosen genommen worden, und Señor Juarez, wenn er sich überhaupt noch auf mexicanischem Boden befindet, hat auch seine letzten Hilfsquellen in der dortigen Steuer verloren.“

„Und wo steht Juarez jetzt? weiß man nichts Bestimmtes über ihn?“

„Dem Gerücht nach an der Grenze der Union.“

„Aber die verschiedenen Banden wüthen noch immer im Innern,“ sagte Roneiro. „Es sollen wieder ganz nichtswürdige Grausamkeiten verübt worden sein. Daß denen gar nicht beigekommen ist!“

Lucido zuckte mit den Achseln. „Und wenn sie Einen erwischen, haben sie fünfzig Andere dafür, die es ebenso treiben. Ein paar anständige Menschen ausgenommen, finden sie hüben und drüben ja beinahe Nichts als Raubgesindel unter allen mexicanischen Generalen. Selbst unser guter Marquez ist in der Hinsicht gefähr-

lich, und ich möchte nicht in einer Stadt wohnen, wo er zu befehlen hat."

"Die Kirchenpartei hält viel auf ihn."

"Ich weiß es und ich glaube auch, sie möchte ihn gerade jetzt gern hier haben; aber jetzt steckt er dort oben irgendwo bei Mazatlan, wo er den Oberbefehl über die mexicanischen Truppen des Kaiserreichs führt. Tapfer ist er jedenfalls und von den Gegnern auch gefürchtet."

"Und Porfeirio Diaz," sagte Rodriguez, "es ging neulich einmal ein Gerücht, daß er hier in der Stadt gesehen worden sei, aber davon müßten Sie doch Etwas wissen, Roneiro. Haben Sie es nicht gehört?"

"Gehört, ja!" sagte dieser ruhig, indem er von seinem Sitz aufstand, "aber du lieber Gott, was wird nicht Alles gesprochen und erzählt. Ein Gerücht drängt das andere, und die unglaublichsten werden am gierigsten aufgegriffen. Was sollte Porfeirio Diaz jetzt hier zwischen den Franzosen und Kaiserlichen machen?"

"Unterhandeln," sagte Lucido, "so unwahrscheinlich bleibt das gar nicht, denn Juarez' Sache ist doch hoffnungslos verloren."

Roneiro schüttelte mit dem Kopf. "Der nicht," sagte er ruhig, "wenn es auch Andere

vielleicht gethan haben — doch, Señores, Sie müssen mich entschuldigen, ich habe noch einige Geschäfte zu erledigen.“

„Wir gehen Alle mit,“ rief Bastiani, — „meine Frau wird jetzt wohl ihre Weihnachtseinkäufe besorgt haben und dann fahre ich wieder mit ihr hinaus. — Also auf Wiedersehen, Lucido — wo treffen wir uns denn eigentlich? Ich komme morgen wieder herein. Sind Sie Abends in der Lonja?“

„Jedenfalls, um wieder ein wenig Ruhe nach dem Wirrwarr des Festes zu finden.“

* * *

In der Calle Jesus, ziemlich am südlichsten Ende von Mexico, also in einem der entlegensten Stadttheile und in der Nachbarschaft des Kanals, wo schon sehr viele Indianer ihre Wohnungen hatten, standen allerdings noch viele große Häuser, aber in so viele Parzellen eingetheilt, daß fast jedes Zimmer einer andern Familie zum Aufenthaltsort diente.

Besonders die den inneren Hof umschließenden Gebäude, einstöckig und mit Dachrinnen versehen, die bei heftigen Regengüssen sämmtlich das aufgefangene Wasser mitten hineinwarfen, waren

zu solchen Wohnungen der ärmeren Klasse abgetheilt, und zu dem Zwecke auch jede Thür mit einer Nummer bezeichnet. Der Hof selber wurde dann von ihnen Allen als gemeinschaftlicher Sammelplatz betrachtet und benützt, und nur wer nicht mit den Uebrigen verkehren wollte, blieb in seinem Gemach, das aber ebenfalls nur mit diesem Hof durch eine Thür und ein stark vergittertes und außerdem noch mit einem Laden versehenes Fenster in Verbindung stand.

Es mochte ziemlich die Mitte des Tages sein, und die Straße selber war, trotz des Festes, heute wenig belebt, als ein junger Caballero darin hinschritt und die Außennummern der gleichförmig aussehenden Gebäude musterte. Er schien eine gewisse Nummer zu suchen und doch auch wieder nicht recht sicher zu sein, denn er ging die Straße von einer Quadratede zur andern schon zweimal auf und ab, ehe er sich entschloß, eins der Häuser an der linken Seite zu betreten.

Zuerst mußte er hier durch das Vordergebäude, und als er den Hof erreichte, blieb er stehen und sah sich nach links und rechts um, als ob er auch hier nicht wüßte an welche Thür er sich wenden solle.

Auf dem Hof bemerkte er eine alte Frau, die

dort Geschirr aufwusch, und links vor der Thür packten ein paar Jungen einen Kasten voll angemalter Lehmfiguren, die sie jedenfalls selber verfertigt hatten und jetzt zum Verkauf auf die Plaza bringen wollten. Der junge Mann schien aber doch keine Lust zu haben, irgend eine dieser Persönlichkeiten um Auskunft zu bitten, denn er schritt jetzt quer über den Hof nach rechts hinüber zu der einen Thür, die, ebenso wie der dazu gehörende Fensterladen, verschlossen war. Es sah jedenfalls so aus, als ob die Inassen nicht zu Hause wären.

Der Caballero klopfte an — aber Niemand antwortete. Die alte Frau sah zu ihm auf, schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Niemand zu Hause — Alles auf der Plaza.“ Der junge Fremde ließ sich aber nicht irre machen, und ohne auf die Worte der Alten zu achten, pochte er — sobald sie sich wieder zu ihrer Arbeit niederbog, leise und nur mit der Fingerspitze, siebenmal hintereinander an den Laden.

Eine Antwort erfolgte allerdings nicht, aber er hatte doch die Genugthuung zu hören, daß sich da drinnen Etwas rege — ein Bettgestell knarrte, und wenige Minuten später öffnete sich von innen der Laden, und ein gelbbraunes Gesicht

mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart, aber zwei blühenden und klugen Augen, sah heraus.

„Aber Geronimo,“ lachte der junge Fremde, „mitten am Tag zu Bett gegangen?“

„Caramba hombre,“ rief der Mann im Innern, der ihn erst jetzt erkannte. „Don Mauricio — como se va?“

„Das will ich Euch dort drinnen sagen, Compañero,“ nickte der junge Mann — „macht mir nur die Thür auf, denn ich möchte nicht länger als nöthig hier auf dem offenen Hof stehen bleiben.“

Der Mann im Innern, den Mauricio mit Geronimo angeredet hatte, ließ den Laden halb offen, weil er nur dadurch Licht in den inneren Raum bringen konnte; dann schob er oben und unten einen Riegel an der, nicht gerade besonders angestrichenen Thür zurück, und gleich darauf betrat der junge Creole das Gemach, das sich übrigens in Nichts von allen den ähnlichen unterschied.

Es war ein großer, früher einmal weiß gestrichelter Raum; in welchem aber das ganze Ameublement nur aus einem breiten, braungebeizten Bett, mit einer schlechten Matratze und einer Serape überworfen, aus einem großen Tisch, drei schon defecten Stühlen und einer sehr

Kleinen Commode, die auch zugleich als Waschtisch zu dienen schien, bestand. In der einen Ecke stand noch eine ziemlich umfangreiche Lade; aber zu eigentlichem Kleiderschrank mußten doch, wie in allen diesen Häusern, die Wände dienen, und da zeigte sich dann zumeist Frauengarderobe — ein Beweis jedenfalls, daß Gerónimo den Platz nicht allein bewohne.

Der Westige schien aber etwas abgeschlossener Natur zu sein und nicht viel auf Besuche zu halten, denn hinter Mauricio schob er wieder den oberen Riegel an der Thür vor, als ob er keine weitere Störung wünsche, und dann sich erst zu dem jungen Mann wendend, sagte er, jedenfalls mehr erstaunt als erfreut:

„Und was verschafft mir denn die Ehre dieses Besuchs, Señor, und wie in aller Welt haben Sie nur meinen Aufenthalt gefunden und — das Zeichen erfahren?“

„Das Zeichen, Gerónimo,“ erwiderte der junge Mann, „habt Ihr mir damals selber gesagt — wißt Ihr noch, wie wir uns einmal über einen — Scherz unterhielten, den wir Beide vorhatten, von dem ich aber abgehalten wurde?“

„Um — ja“ — nickte der Westige vor sich

hin mit dem Kopf — „ich erinnere mich jetzt, und ich — hätte es auch eigentlich können bleiben lassen. Damals ließen Sie mich im Stich.“

„Und Ihr gingt allein, wie?“

„Ich? — nein,“ erwiderte der Nestige. „Ich verdiene mir jetzt mein Brod mit Modeliren und Figurenmachen, habe aber mein ganzes Lager schon zu den Feiertagen ausverkauft, und will nun wieder nach Guadalupe zurück, um neue Vorräthe anzufertigen.“

Mauricio antwortete ihm nicht; er hielt nur den Blick fest auf ihn geheftet, und ein leises, fast spöttisches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. Geronimo sah ihn an, aber das Auge des jungen Mannes gefiel ihm vielleicht nicht, denn er wandte das seine wieder ab und beschäftigte sich damit, seine Serape vom Bett zu nehmen und zusammenzurollen — etwas sehr Unnötiges, da er sie gleich nachher wieder aufwickelte.

„Also Figuren macht Ihr jetzt, Geronimo?“ sagte der junge Caballero endlich, nach einer ziemlich langen Pause. „Das ist eigentlich eine recht friedliche Beschäftigung in diesen kriegerrischen Zeiten, obgleich der Bedarf dafür durch den kaiserlichen Haushalt bedeutend gestiegen sein mag. — Hm! — ich hatte die Hoffnung ge-

habt, mit Euch ein anderes Geschäft zu enteriren, wenn die Sachen aber so stehen, dann kann ich lieber wieder meiner Wege gehen. Buenos dias, Señor."

Geronimo ließ ihn bis zur Thür gehen — er schien noch nicht recht mit sich einig, ob er ihn zurückrufen sollte oder nicht, denn er mochte vielleicht wissen, was den jungen leichtsinnigen Caballero zu ihm führe; eben aber als Mauricio den Riegel zurückschieben wollte, sagte er:

„Caracho! Ihr seid heute in verdammter Eile. Brennt es Euch so auf den Nägeln?"

„Mir? — was?" sagte Mauricio, indem er stehen blieb und zurücksah.

„Run, das — Geschäft," lachte Geronimo — „aber wozu die Comödie — seid Ihr wirklich gekommen, um mitzugehen? Die Gelegenheit ist günstig."

„Wann?" sagte Mauricio rasch.

„Wir brechen morgen Abend auf," lautete die Antwort — „früher nützt es nichts."

„Und wer ist mit dabei?"

„Lauter Caballeros," sagte der Westige stolz, da er sich selber zu dieser bevorzugten Menschenklasse zählte.

„Kenn' ich Jemanden?"

„Möglich," sagte Geronimo achselzuckend.
„Ihr verlangt von mir doch hoffentlich keine
Namen."

Mauricio besann sich einen Moment. „Und darf ich wissen, um was es sich handelt?“ fragte er endlich — „und welche Richtung wir nehmen?“

„Das erzähl' ich Euch Alles auf dem Weg — die Wände hier haben Ohren,“ sagte der Nestitz mit zusammengezogenen Brauen — „wenn Ihr uns nicht vertraut, so bleibt davon.“

„S hm,“ brummte Mauricio, „Ihr seid verwünscht kurz angebunden; aber es sei. Um wie viel Uhr treff' ich Euch, und wo?“

„Wo?“ überlegte der Westige eine kurze Weile — „ich werde Euch draußen in der Straße erwarten, aber seid mit dem Glockenschlag sechs Uhr hier, verstanden?“

„Gewiß.“

„Und welches Pferd reitet Ihr?“

„Reins von meinen eigenen.“

„Gut — aber halt — da kommt Jemand.“ —

Noch während er sprach, wurde der Laden, der überdies zum Drittheil geöffnet stand, etwas weiter von außen hineingedrückt, und der Boden-

Kopf eines jungen bildhübschen Mädchens schaute durch das Fenster.

„Quien vive?“ rief Geronimo, der sie rasch erkannte.

„Por la religion y los fueros!*) Du Heibe,“ rief das junge hübsche Wesen lachend aus, indem sie gleich darauf heftig an der Thür rüttelte — „wirst Du mich wohl in meine eigene Stube lassen?“

„Caramba chiquita,“ lachte Geronimo, indem er den Kiegel zurückwarf, „Du bist ja sehr ungebuldig — ist irgend Etwas vorgefallen?“

„Vorgefallen, hombre,“ rief die junge Dame, indem sie in die geöffnete Thür trat, „daß ich nicht — ha!“ unterbrach sie sich plötzlich, indem sie den Fremden bemerkte — „Besuch? — Was will der Señor bei Dir?“

Es war wirklich ein bildhübsches junges Ding, wie sie da erstaunt zugleich und trotzig in der Thür stand und den Fremden mit den Augen maß, und sie konnte recht gut als der Typus mexicanischer Frauen der mittleren Klassen

*) Der Sammelruf, den die Mexikaner schon damals ausgegeben und besonders den Frauen an's Herz legten, „für die Religion und für die Privilegien“ — um der ihnen nicht besonders geneigten Stimmung entgegen zu arbeiten.

gelten. Sie trug einen kurzen Rock aus buntem Zeug, der ihr kaum zu den halben Waden reichte, keine Strümpfe und nur zierliche Schuhe, die ihre allerliebsten Füße umschlossen und dabei das schön geformte Bein freiließen. In der Taille wurde das Kleid nur durch eine Schnur gehalten, und zeigte noch einen Theil des schneeweißen Hemdes, während der obere Theil des Körpers durch Kokett um Schulter und Kopf geschlungenen Rebozo verhüllt war, aber doch genug frei ließ, um ein ausdrucksvolles und jugendliches, hellbroncefarbiges Gesicht, mit ein paar prachtvoll dunkeln Augen darin zu zeigen.

„Und kennen Sie mich nicht mehr, Señorita?“ frug Mauricio, den schon aufgesetzten Hut wieder abnehmend — „so sehr lange ist es doch noch nicht her, daß wir uns begegnet sind?“

Die junge Schöne warf ihm, ohne ihre Stellung auch nur im mindesten zu verändern, einen langen, forschenden Blick zu — endlich rief sie:

„En verdad — ich hätte den Señor Lucido fast nicht wiedererkannt — wie konnte ich ihn aber auch hier, in diesem rancho*) nur ver-

*) Rancho, der Name für eine ganz gewöhnliche Hütte, ja auch ein blättergebedtes Lager im Wald draußen.

nutzen. Sicherlich kein guter Wind, der Sie hierhergeweht.“

Die letzten Worte wurden mit einem fast zweideutigen Ausdruck gesprochen, und ihr Blick flog dabei rasch und forschend zu Geronimo hinüber.

„Ich weiß nicht, was Sie einen guten Wind nennen, Señorita,“ sagte Mauricio, selten um eine Antwort verlegen, „aber ich kam nur her, um mir bei Geronimo eine Anzahl jener reizenden Wachsfiguren zu bestellen, die er so vortrefflich anzufertigen weiß. Ich habe von einem der Fremden, die sie nach Hause schicken wollen, einen Auftrag bekommen, und kenne keine bessere Quelle, an die ich mich wenden könnte.“

„Dann ist Alles gut,“ sagte das junge Mädchen, während sie den Rebozo, oder das Schultertuch, von ihrem Kopf niedergleiten ließ, der eine wahre Fülle der herrlichsten dunkeln Locken freigab, während ein gar so liebes Lächeln ihrem Antlitz sogar eine feine Röthe verlieh — „o, wenn Geronimo nur erst wieder arbeiten will. Er ist gar zu geschickt, und keine Hand in ganz Mexico giebt Allem, was sie ansieht, so rasch Leben.“

Es war fast, als ob in dem Moment alle Farbe Geronimo's Wangen verlassen hätte —

er fühlte auch, daß er sich veränderte, und sich abwendend sagte er, wie das Lob abwehrend, indem er mit dem Kopf schüttelte:

„Caramba Mercedes, Du bist ja heute zu liebenswürdig; der Señor wird wunder denken, was er von mir zu erwarten hat, und nachher gefallen ihm die Sachen gar nicht.“

Mercedes sah, während er sprach, erst ihn und dann wieder Mauricio an. Es lag Etwas in dem Wesen der beiden Männer, was ihr nicht gefiel. — Und hatten sie ihr auch wirklich die Wahrheit gesagt? Aber sie war klug genug, zu wissen, daß sie nie durch directe Fragen etwas Weiteres erfahren würde, und doch mißtrauisch geworden, fuhr sie nach einer kleinen Pause wieder fort:

„Und wirst Du die Arbeit hier machen, Geronimo? — es wäre zu hübsch, und wir könnten dann so prächtig Alles bereden.“

„Das geht nicht, Schatz,“ wehrte aber Geronimo ab, „in Guadalaajara habe ich noch einen kleinen Vorrath, von dem ich erst sehen will, ob ich nicht das Eine oder Andere davon benutzen kann, und dann ist mir Alles, was ich dazu brauche, auch dort bequemer. Jedenfalls muß ich morgen dahin zurück.“

„Nach Guadalupe?“

„Gewiß, mein Herz — aber lange werde ich keinenfalls fortbleiben, denn Du weißt ja, wie rasch ich arbeite, und das Letzte kann ich überhaupt hier fertig machen — ich werde es mir schon so einrichten.“

„Also auf Wiedersehen, Geronimo,“ sagte Mauricio, auf dem der Blick des Mädchens wieder haftete, und der sich darunter unbehaglich fühlte, „ich verlasse mich darauf.“

„Alles in Ordnung,“ nickte der Restige — „ich halte mein Wort.“

„Adios Mercedes,“ sagte der junge Mann und reichte dem Mädchen die Hand; diese nahm sie zögernd und erwiderte leise den Gruß, und wenige Minuten später verließ der Caballero die dumpfige Stube und schritt hinaus auf die Straße in der Richtung der Plaza zu.

Am heiligen Abend.

An der südwestlichen Seite der großen Plaza in Mexico beginnen die Colonnaden, die sich, gerade fortlaufend, noch weit hinein in die nächste Straße ziehen, und dann rechts ab in eine andere einbiegen.

Diese, unter denen sich auch die elegantesten Läden befinden, sind bei gutem wie schlechtem Wetter der Hauptverkehrsplatz für Reich und Arm, und besonders bei Regen mit hin und wieder strömenden Menschen angefüllt. In der Weihnachtszeit aber, und vorzüglich in den letzten Tagen, ist dort kaum durchzukommen, und wer eilig seinen Weg verfolgen wollte, mußte jedenfalls hinaus auf die Plaza oder Straße, um dort nur etwas freiere Bahn zu finden.

Wenn das aber schon in früheren Jahren um diese Zeit an dieser Stelle so wogte und drängte, so läßt es sich denken, welche Menschenmenge sich dort am ersten Weihnachten des Kaiserreichs einfand, denn alle Fremden wollten doch auch das Christfest in Mexico kennen lernen, und hierher strömten deshalb Alle, oder wurden schon von selber dahin gedrängt. — Es gab da auch in der That genug dem Lande Eigenthümliches zu sehen, und gerade die Fremden waren hier die besten Kunden.

Unter den Colonnaden, in den Häusern selber, befanden sich die oft recht hübsch eingerichteten Läden, die Hälfte aber auch von allen mit Hüten gefüllt, denn hier besonders hatten sich die Hutmacher hergewandt, und außerdem ganz vorzugsweise deutsche Hutmacher, die aber echt mexicanische Hüte fabricirten und sehr gutes mexicanisches Geld damit verdienten.

Der mexicanische Hut ist übrigens ein Monstrum, und wenn man, durchschnittlich angenommen, fast immer wohl daran thut, in dem Lande, in dem man sich gerade befindet, auch die Landestracht anzunehmen, oder sich wenigstens die dem Klima abgelauschten Vorzüge anzueignen, so kenne ich selber nichts Unpraktischeres, ja Un-

geschickteres auf der ganzen weiten Welt, als einen solchen echt mexicanischen Hut.

Der Hut selber besteht aus festem und schwerem Filz, oder er würde sonst nicht das Gewicht des Randes tragen, der bei sehr vielen einen vollen Fuß und immer wenigstens zehn Zoll breit ist und steif abstehen muß. Das Gewicht des Hutes wird dadurch ein enormes, und wenn man sagt, daß er gleich gut gegen Regen wie Sonnenstrahlen wäre, so könnte man sich zu dem Zweck eben so gut eine Tafel Eisenblech auf den Kopf binden. Er gestattet im Gegentheil dem Kopf gar keine Ausdünstung und ist beim Gehen, Reiten wie Fahren gleich unbequem. Beim Gehen nämlich, weil sich Begegnende fortwährend mit den Köpfen auszuweichen haben, um nicht anzustoßen, beim Reiten, weil der Wind fortwährend unter die große Fläche greift und ihn abzureißen droht, wie man ihn auch schon auf dem Kopf im Gleichgewicht halten muß, und beim Fahren, weil man nicht damit sitzen kann und stets gezwungen ist, ihn bei bloßem Kopf auf dem Schooß zu halten. Er sieht zu der übrigen mexicanischen Reittracht, den kurzen Jacken, den gestickten Hosen und dem breiten Gürtel ganz hübsch und originell aus, und macht

sich deshalb auf Bildern sehr gut, das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die er hat. Außerdem aber noch mit dicken Gold- und Silberstickereien förmlich wuchtig gemacht, kostet er zu alledem eine Masse Geld, und es giebt Hüte, die mit 50 bis 80 mexicanischen Dollars bezahlt werden.

Aber auch andere Kaufleute haben dort ihren Stand: Quincailleriesläden, die mit Allem gefüllt sind, was Europa in geschmackvollen Luxusgegenständen fabricirt; Ausschnittwaaren mit Fabrikaten von Deutschland, England und Frankreich; Juwelen und tausend Dinge, die wohl die Augen der Eingeborenen des Landes anziehen, aber die Europäer und Fremden kalt lassen. Das sind Gegenstände, die sie von Jugend auf gesehen und gekannt haben, was kümmern sie die — nein, dicht daneben und unmittelbar in der Nähe entwickeln sich andere Schätze — nicht so kostbar vielleicht an Gold und Edelsteinen oder kunstvoller Arbeit (wobei es die Silberschmiede Mexicos mit manchem europäischen Arbeiter aufnehmen könnten), aber unerreichbar in manchen anderen originellen Dingen, die gerade hier, und fast hier allein, ihren Markt finden.

Schon unmittelbar vor den Läden an der

rechten Seite, wenn wir daran hinaufgehen, sehen wir eine Reihe kleiner Stände, die so viel Anziehungskraft haben, daß man nicht allein eine Weile bei ihnen stehen bleibt, sondern auch immer und immer wieder zu ihnen zurückkehrt und kauft und wieder kauft, ohne gerade sehr viel Geld auszugeben.

Dort besonders sitzt eine alte Frau mit einem Tischchen; aber Alles, was darauf steht, ist Dir fremd und neu, und doch wie zierlich und allerliebste gemacht, ja fast vollkommen in dieser Minutivarbeit. Kleine Gruppen, kaum zwei Zoll hoch, mit kleinen Figuren, in der Landestracht und die verschiedenen ländlichen Gebräuche, Sitzen und Verrichtungen darstellend, Processionen, Maulthiere mit Arrieros, Stiergefechte, Fischer, Verkäufer, Pulquesammler &c. &c., alles aus Wachs, naturgetreu gemalt und für wenige Groschen zu erstehen. Daneben kleine Sachen aus Alabaster oder Holzkohle geschnitten, besonders Todtenköpfe — die eine Seite den Kopf im Leben, die andere ihn skelettirt zeigend —, kleine winzige Vögel, aus wirklichen Federn dargestellt und in aller ihrer natürlichen Pracht erglühend, auf Papier geklebt, oder auch in ihrer wirklichen Gestalt, nur bis in's Aeußerste ver-

Kleinert, auf einem Draht befestigt — dann größere Figuren, aus Wachs oder Lumpen gleich kunstvoll hergestellt und jeden Muskel am Körper richtig zeigend, Modelle von Pflügen und Handwerksgeräth und tausend andere allerliebste Dinge.

Gegenüber, unter den Bogen der Colonnaden, sitzen die Spielwaarenverkäufer mit ordinären Kinderspielsachen, wie sie auch bei uns genügend angefertigt werden; aber auch darunter finden sich eigenthümliche Dinge, wie z. B. ganze Heerden kleiner Rinder aus natürlicher roher Haut nur ausgeschnitten, zusammengebogen und getrocknet, so daß sie vollkommen die Form des Thieres zeigen, und dabei unverwüßlich sind.

Dicht neben der Alten stehen auch einige Tische mit Silberwaaren, besonders in Filigrainarbeit, in welcher die Mexicaner Außerordentliches und zu sehr billigen Preisen leisten.

Weiterhin kommen wir zu den Ständen, an welchen nur mexicanisches Sattel- und Reit- und Baumzeug verkauft wird, und darin treiben sie allerdings einen bedeutenden Luxus, denn zu reich mit Silber verziert und beschlagen können sie es kaum bekommen. — Dann kommen Stände mit Zuckerwerk: in Zucker trocken eingekochte

Ananas, Bananen, Orangen, Cactusfeigen, Trauben, Nüsse, Birnen, Pflaumen 2c. — dann irrende Geschirrwaaaren aus dem dieser Arbeiten wegen berühmten Guadalajara, bemalt und verguldet und oft in grotesken Formen, an japanische Spielereien erinnernd; und Kleinverkäufer oder wandernde Händler drängen sich dazwischen herum, bieten Schildpattkämme wie andere zierliche Dinge aus, und machen Alle mit den zahllosen Fremden, die ihnen dieses Jahr auf den Markt geworfen wurden, brillante Geschäfte.

Und wie preßte das in den engen Colonnaden hin und wieder, denn wenn man draußen seine Bahn suchen wollte, sah man ja Nichts von den ausgestellten Herrlichkeiten — und wie bligte der lange, eingeschlossene Weg von den bunten Uniformen der verschiedenen Staaten, von den noch bunteren Roben der vielen französischen „Damen“, die der „glorreichen“ Armee nach Mexico gefolgt waren, um ihre Triumphe zu theilen. Das rauschte ordentlich von Seide und Bändern — und was für Schleppen wurden in dem menschengedrängten Raume abgetreten.

Aber auch die mexicanischen Damen fehlten nicht, denn da sich so viele Officiere unterwegs befanden, war es den liebenswürdigen Geschöpfen

wirklich nicht möglich, zu Haus zu bleiben. Zweierlei Tuch und einen Säbel an der Seite — ändere nun einmal Jemand die Welt! — es geht eben nicht.

Es war heiliger Abend, und viele der frommen Herren befanden sich ebenfalls auf den Füßen, um ihre verschiedenen Kirchspiele aufzusuchen — nicht, um Einkäufe zu machen, denn einestheils bot ihnen der Weihnachtsmarkt von Mexico nichts Neues mehr — dann hatten sie keine Familien — einige wenige ausgenommen — und außerdem waren sie gewohnt, daß sie Geschenke bekamen und nicht solche austheilten — es wäre unnatürlich gewesen.

Ein älterer Padre, in seinem langen Talar, die Hände gefaltet und die Augen weder rechts noch links wendend, schritt durch die Menschenmenge, in der ihm die unteren Klassen wenigstens willig Raum gaben und ehrerbietig die Hüte abzogen. Die Officiere der verschiedenen Nationen nahmen allerdings keine Notiz von ihm, wichen ihm aber doch aus alter Gewohnheit aus, während die französischen Damen ihren Platz voll beanspruchten und das Ausweichen von ihm erwarteten.

Es war eine verbknöchige Gestalt mit stark

markirten Zügen und kleinen, fast stahlgrauen Augen, die aber, während er gebeugten Hauptes durch die Menschenmenge schritt, unablässig und auch fast wie unwillkürlich herüber und hinüber zuckten und keinen Moment auf einem Platz zu rasten schienen.

Ziemlich nahe an der Stelle, wo die Colonnaden auf die offene Plaza ausmündeten, begegneten ihm zwei sehr vornehm gekleidete mexicanische Damen, es waren die beiden Señoras Roneiro und Zamacona, die noch einige etwas verspätete Weihnachtseinkäufe nachholten und sich jetzt nur, anstatt einen bequemen Heimweg zu suchen, ebenfalls in das Menschengewühl hineinwagten — lag doch auch wirklich ein eigenthümlicher Reiz darin, diese bunte Mischung von Gestalten zu betrachten und in ihr, wie in einem Meer von Seltenheiten, umherzuschwimmen.

Der Padre verfolgte schweigend seinen Weg, bis er die beiden Damen bemerkte, und ein freundliches Lächeln zog sich jetzt über sein Antlitz. Er hielt auch unwillkürlich seinen Gang inne, und die Señoras lenkten ebenfalls, wie sie nun seiner ansichtig wurden, auf ihn zu.

„So geschäftig?“ sagte der geistliche Herr

mit einem milden Lächeln, „aber das heutige Fest entschuldigt das wohl.“

Er reichte dabei den Damen seine Hände, die diese ehrfurchtsvoll an die Lippen hoben und küßten.

Ein paar französische Officiere gingen gerade vorüber.

„Sieh, George,“ sagte der eine zum andern, „wie diese beiden, sehr vornehm gekleideten Señoras dem schmierigen Pfaffen die Hände küssen — ist es nicht rein zum Tollwerden?“

Sein Kamerad wandte den Kopf dorthin, grüßte aber rasch und artig. Die eine Dame erwiderte huldvoll den Gruß, ohne aber ihre Aufmerksamkeit von dem Padre abzulenken.

„Sapristi,“ sagte der Officier, als sie vorüber waren, „das ist Señora Roneiro, eine der angesehensten Damen der Stadt, ihre Tochter ist Ehren dame der Kaiserin — das Pfaffenthum steckt dem schönen Geschlecht doch hier in Mexico noch tüchtig in den Gliedern.“

„Und bei uns wohl nicht?“ entgegnete der Andere, „nur die Beruhigung habe ich, daß uns die Schwarzen hier wie Ost hassen, seit ihnen Bazaine einmal einen so hübschen Strich durch die Rechnung machte und ihren Erzbischof

zwang, das eben erst excommunicirte Heer öffentlich einzusegnen. — Die Unverschämtheit war aber auch ein wenig zu groß gewesen.“

„Unverschämtheit, amigo?“ sagte der andere französische Officier, derselbe Graf Deverreux, den wir schon bei Roneiro fanden, indem er sich langsam mit dem Kameraden durch das Gebränge arbeitete. — „Du kannst es kaum so nennen, denn sie betrachten sich als die Herren des Landes, die Nichts von uns zu erbitten, sondern nur zu fordern und zu befehlen haben — aber hol’ sie der Teufel! So lange wir hier im Lande stehen, halten wir sie schon unter dem Daumen, und nachher — mag Maximilian sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Daß sie ihm aber noch zu schaffen machen, darauf darf er sich verlassen.“

Ihnen entgegen kamen ein paar österreichische Officiere und grüßten kameradschaftlich — die Franzosen dankten, doch etwas vornehm, und gingen vorüber. Die Deutschen nahmen übrigens eben so wenig Notiz von ihnen, denn sie kamen jetzt gerade an das mexicanische Sattelzeug, bei dem sie stehen blieben, es betrachteten und sich nach dem Preis erkundigten; der Bursche forderte aber so unverschämt, daß sie — mit der Landes-

stte noch nicht vertraut, getrost den vierten Theil des geforderten Geldes zu bieten — lachend weiter gingen.

„Für das, was der Schlingel hier für einen Zaum verlangt, kauf' ich ein Pferd,“ sagte der eine. „Die Canaillen wollen alle an uns in ein paar Wochen reich werden.“

Sein Kamerad zuckte mit den Achseln. „Und macht es unsere Gesellschaft besser?“ sagte er; „das ist eine hübsche Sippe, die sich der Mar da mit von Deutschland herübergebracht hat, und er wird noch seine liebe Noth damit bekommen.“

„Herübergebracht hat er sie gar nicht,“ erwiderte der Erste, „sie sind eben von selber gekommen und haben nur Passage für sich bezahlen lassen.“

„Ich hätte mich aber gehütet, die zu zahlen.“

„Was wollte er machen — Dienerschaft und Vergleichen mußte er haben, und wer sein festes und gutes Auskommen daheim hatte, ging nicht mit, denn eine unsichere Geschichte bleibt das Ganze immer. Natürlich lief nur hauptsächlich solches Volk herzu, das zu Hause Nichts zu verlieren hatte und hier Alles zu gewinnen glaubte. — Mexico — was hatten die Menschen seit der

Eroberung durch Cortez von Mexico wieder gehört — sie wußten kaum, wo es lag, und Manche mögen wohl ganz wunderliche Ideen mit herübergebracht haben."

"Und indessen stehlen sie, was sie bekommen können."

"Was sie bekommen können," nickte sein Kammerab, "und sobald sie merken, daß ihnen das nicht genug einbringt, suchen sie sich wieder freie Rückpassage zu verschaffen und gehen heim. Was schiert sie das Kaiserreich — aber wohin gerathen wir hier?"

"Laß uns einmal hinüber zu Dolmozt gehen, der hat guten Wein."

"Den Catalan? — ich weiß nicht, mir schmeckt er nicht."

"Gott bewahre — er bezieht seine Weine vom Kellermeister Seiner Majestät."

"Vom Kellermeister? — das wäre nicht übel."

"Und weshalb nicht — der Kellermeister hat nebenbei ein kleines Weingeschäft, und bezieht alle seine Weine natürlich steuerfrei."

Der Officier schüttelte mit dem Kopf. „Armer Kaiser," sagte er, „wenn er einmal in die Wirthschaft hineingucken könnte — aber wer will's ihm sagen — wen geht es auch an?"

„Was ist denn da drüben für ein Gedränge? sieh nur, wie die Menschen alle dorthin strömen.“

Die beiden jungen Officiere blieben einen Moment stehen und sahen auf die Plaza hinaus, nach den Buden hinüber, als der Erste wieder ausrief:

„Wahrhaftig! der Kaiser mit der Kaiserin — sie befehen sich das Gewühl des Weihnachtsmarktes.“

„Und in Civil?“

„Gewiß — er geht immer so und — hat auch Recht. Zuerst ist er Kaiser und nachher erst, wenn es Noth thut, Soldat. Ich bin selber Militär, aber ich mag es nicht leiden, wenn ein Fürst unter seinem Volk fortwährend in Uniform herumläuft. Es gehört sich, meiner Meinung nach, auch nicht.“

Lauter, donnernder Jubel schallte von dort drüben herüber, wo die Herrschaften gingen — das Volk schwenkte die Hüte und jubelte — und als sie an den Ständen mit Bäumen und Moos vorübergingen, boten ihnen die Indianer, die dort feil hielten, Blumen.

Im Publikum hatte es sich allerdings schon ausgesprochen, daß der Kaiser nicht geneigt sei, den kategorischen Forderungen Roms nachzu-

geben, und man war entrüstet darüber, wie rücksichtslos Monsignore Meglia, stets unter dem nichtigen Vorwand, erst Instructionen vom heiligen Stuhl einholen zu müssen, sich fortwährend weigerte, auf irgend eine Unterhandlung einzugehen. Was half ein Nuntius von dort, wenn er keine Vollmachten mitbrachte, und hatte er sie trotzdem — wozu dann dieses ewige Hinauszögern, durch welches die Bevölkerung nur in steter Aufregung gehalten wurde, und alle diese ungeheuern, früher der Kirche gehörenden Grundstücke unbenützt und todt liegen blieben. Wer durfte auch wagen, auf solchem Boden eine Verbesserung vorzunehmen, wo jeder Tag ein Gesetz bringen konnte, das alle schon gesetzlich geregelten Kläuse wieder umwarf und zunichte machte.

Kriegerische Musik erschallte — ein lustiger Marsch wurde gespielt und eine Compagnie französisches Militär marschirte vorüber. Das Kaiserpaar, das dicht an der Seite stand, sahen sie wohl gar nicht, oder doch zu spät; es wurde wenigstens keine Notiz von ihm genommen, und nicht einmal die Officiere grüßten mit den Degen — aber der Kaiser selbst hatte sich auch abgewandt und schien sich mit einem der Indianer über die wirklich prachtvollen Fichtenbäume

zu unterhalten, die da zu Markt gebracht wurden.

Es war 6 Uhr und die Sonne schon hinter dem, den Westen begrenzenden Gebirgszug verschwunden — die Dämmerung, die in diesen Breiten rasch hereinbricht, legte sich in die Straßen, und im Osten fingen schon an die Sterne herauszublicken.

In der Calle Jesus hielt ein Reiter in seinem breitrandigen Hut, die bunte Serape um die Schultern geschlagen, daß sie den unteren Theil des Gesichtes vollständig verhüllte — was nirgends auffällt, denn der Mexicaner ist auf der Hochebene sehr empfindlich gegen die kühlere Abendluft, und hält sich dann fast stets den Mund bedeckt.

Der Mann in der Serape ritt langsam und im Schritt die Straße hinab, aber er schien Jemanden zu erwarten, denn er drehte mehrmals den Kopf zur Seite, als ob er die Straße hinab hörte.

In der Thür des einen Hauses stand eine, fest in ihren dunkeln Rebozo eingeschlagene schlanke Frauengestalt, und hielt sich durch den steinernen Pfosten gedeckt, bis der Reiter seinen Weg eine Strecke verfolgt hatte — jetzt glitt sie

heraus und schlug langsam die nämliche Richtung ein, die er genommen. Da klapperten rasche Hufschläge die Straße heraus, von der Plaza her, und als die Frauengestalt den Kopf dorthin wandte, schien sie den zweiten Reiter zu kennen, denn sie drehte sich wieder halb zur Seite, als ob sie nicht von ihm gesehen sein wollte. Das aber war unnütze Vorsicht, denn er achtete gar nicht auf sie, sondern sprengte nur an das andere Pferd hinan, und beide zusammen hielten jetzt die Richtung, bis sie, in einem scharfen Trab, an der nächsten Quadra rechts einbogen und dort verschwanden.

Die Frauengestalt folgte ihnen jetzt mit rascheren Schritten bis zur nächsten Ecke — aber sie waren dort schon lange aus Sicht, und mit einem, recht aus tiefster Brust heraufgeholtten Seufzer wandte sie sich, und kehrte den Weg, den sie gekommen, zurück — bis sie in eins der Gebäude — das nämliche, das Mauricio damals betreten — eintauchte.

Auf der Plaza hatte sich indessen das Bild verändert, und die vornehme Welt sich in ihre eigenen Wohnungen zurückgezogen, um dort das schöne Fest zu feiern — die Geburt des Heilands.

Die Geburt des Heilands! Der Welt den

Frieden zu geben, war sein ganzes Streben gewesen — Frieden und Versöhnung fast jedes seiner Worte kündend — und was thaten die Priester dieses selben Gottes in der nämlichen Zeit, wo sie seine Geburt feierten und sich seine Diener und die Verbreiter seiner Lehre nannten? — Haß und Unzufriedenheit säeten sie, und allein des Besizes irdischer Güter wegen; Feindschaft und Zwietracht, um eine Macht zu behaupten, die Christus selber nie beanspruchte, ja immer, wenn sie ihm aufgedrungen werden sollte, von sich gewiesen hatte. In den Familien bohrten und heften sie, von der Kanzel predigten sie offen die Lehre, daß sich die weltliche Macht beugen müsse vor der Macht der Kirche, und von einem Schattenbild in Rom aus wurde die Comödie hier in Mexico weiter gespielt, nur um ein von Gott selber mit allen Gütern und Schätzen gesegnetes Land auf's Neue in Wirrwarr und Krieg zu stürzen, und seine Gefilde mit Blut zu tränken.

Noch schlummerte allerdings das Feuer unter der Asche, aber die Flamme konnte zu jeder Stunde fast verzehrend emporlodern, und was in den Kräften der Geistlichkeit stand, that sie in der That, um sie anzufachen und den Moment

zu beschleunigen. — Und stand das Volk auf ihrer Seite?

Da und dort über die Plaza glitten Mönche in ihren langen Kutten, aber das eigentliche Volk nahm fast keine Notiz von ihnen, oder spöttelte wohl sogar zuweilen über ihr Aussehen. Man wußte nur zu gut, auf was die ganze Körperschaft in dieser Zeit hinarbeite; und wenn sich die Unwissenden auch anfangs wohl hatten einschüchtern lassen, daß Gott selber seine Donner niederschmettern würde, wenn die Hand eines Laien „Kirchengut“ berühre, so war doch das von dem Indianer Suarez gegebene Gesetz damals voll in Kraft getreten, die Klöster wurden geöffnet — und trotzdem blieb der Himmel blau und rein.

Welch ein wildes, malerisches Bild bot aber jetzt der Weihnachtsmarkt, der, von den wunderlichen Gestalten der Indianer und Mestizen belebt, überall nur von dunkelroth glühenden und qualmenden Kienfackeln erleuchtet wurde. Die vornehme Welt hatte allerdings den Platz verlassen, aber das Gedränge deshalb nicht abgenommen, denn Tausende von über Tag beschäftigt gewesenem Arbeitern strömten jetzt herzu, um zuerst ihre Abendmahlzeit an einem der Eß-

Hände zu halten, und sich dann ebenfalls ein kleines *Nacimiento* zu kaufen, um es in der ärmlichsten Hütte selbst aufzustellen, denn ohne ein solches durfte sie an diesem Abend nicht sein. Bestand es dann auch nur aus einem einzelnen Fichtenzweig, mit ein paar kleinen Lichtern daran gesteckt und einem roh aus Lehm zusammengekneteteten und bemalten Heiligenbild — was that das. Im Herzen feierte der Arme eben so gut sein Fest wie der Reiche, wenn auch mit bescheidenen Mitteln.

Der Geruch allerdings, der von den Händständen aus, von geschmortem und verbranntem Fett, mit dem Kienqualm dabei, über die ganze Plaza zog, und sich dann, von der Luft niedergedrückt, wie ein Nebel darauf lagerte, war kein ganz angenehmer, und die einzelnen Fremden die noch darüber hinstreiften, um sich das Leben auch bei Nacht anzusehen, fanden kein großes Behagen daran; aber dem Volk selber bot er trotzdem einen Genuß, denn es roch darin seine Lieblingsgerichte, und hatte heute gewiß ein paar *Elacos* übrig, um selber darin zu schwelgen.

* * *

In dem elegant eingerichteten Hause, das General Bazaine bewohnte, war heute ebenfalls

eine kleine Feier arrangirt, die aber das Gemüthliche des heiligen Abends, das traute Beisammensein im Familienkreise natürlich nicht bieten konnte und sollte, sondern nur eine Gesellschaft von Herren aus der vornehmen Welt zu einer Soirée vereinigte. Es versteht sich von selbst, daß die Herren, mit Ausnahme von ein paar Consuln, ausschließlich höhere Militärchargen bekleideten. Es war auch nur eigentlich ein Beisammensein mit aufgestelltem Büffet und ringsum arrangirten Spieltischen, denn ohne Spiel fühlt sich der Mexicaner nun einmal nicht wohl.

Bazaine selber theilte sich nicht an dem Spiel; als aufmerksamer Wirth verkehrte er bald da, bald dort mit seinen Gästen, oder stand auch wohl dann und wann in einer Fensternische, mit dem und jenem plaudernd, bis seine Gegenwart auf einem bestimmten Punkt verlangt wurde, oder ein neuer Ankömmling seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Auffällig war, daß sich so sehr wenig belgische oder österreichische Officiere in der Gesellschaft befanden, dagegen verschiedene mexicanische, auch mexicanische Beamte, die ja aber auch noch aus früherer Zeit fast sämmtlich Generalsrang hatten und Uniform trugen. Die Geistlichkeit da-

gegen war gar nicht vertreten; mit dieser stand der General auf einem gespannten Fuß, da er seine Abneigung gegen die Klerikalen und seine gänzliche Mißachtung ihrer Drohungen schon verschiedene Male und offen genug gezeigt. Er wollte mit den „Schwarzröcken“, wie er sie nannte, Nichts zu thun haben, und sie haßten ihn so viel, wie sie ihn fürchteten; commandirte er doch nun einmal die siegreiche Armee der Fremden in Mexico, und so lange er den Posten inne und dadurch die Macht in Händen hielt, ließ sich eben Nichts gegen ihn ausrichten.

Unter den Officieren herrschte aber heute ein besonderes Leben, da vielen von ihnen erst an diesem Morgen — und alle diese waren eingeladen worden — die Kunde zugekommen, daß sie den General in den nächsten Tagen auf seinem Zug gegen Porfeirio Diaz begleiten sollten, um durch neue Siege im Süden, wie die Armee das Land von Feinden im Norden fast gesäubert, Mexico endlich von den Insurgenten zu befreien, und die letzte Macht des vertriebenen Präsidenten Juarez zu brechen.

Daß die Franzosen auch diesen Zug wie einen Triumphmarsch betrachteten, liegt schon in ihrer Natur. Sie waren außerdem besser be-

waffnet und besser organisirt, als die Mexicaner, und besanden sich hier als Eroberer vollkommen in ihrem Element. Wie es nachher mit dem Haupten ausfiel, war freilich eine andere Frage, kümmerte sie aber nicht im mindesten. Damit mochte später der Kaiser sehen, wie er fertig wurde.

Unter den eingeladenen Gästen befand sich auch Belasquez de Leon, ein Mitglied der früheren Regentschaft, und Bazaine hatte den alten Herrn, den er auch seines schlichten, offenen Charakters wegen schätzen lernte, besonders gern. In der eigenen Familie aber heute Abends festgehalten, folgte er der Einladung erst etwas später, um wenigstens den General zu begrüßen und nicht unartig zu erscheinen. Er war peinlich in Beobachtung jeder Form und verlangte das auch von allen Denen, mit welchen er selber persönlich verkehrte.

Bazaine begrüßte ihn herzlich, denn es lag dem General selber gerade in jener Zeit daran, sich mit der Aristokratie des Landes auf freundschaftlichem Fuß zu halten, und zwar schon aus dem Grunde, weil er sich täglich mehr dem Kaiser wie der kaiserlichen Regierung entfremdete. Allerdings herrschte in seinem Verkehr mit dem

Hof noch immer die größte Artigkeit vor — es verstand sich von selbst, daß er zu allen Hof-
festen geladen wurde, und der Kaiser selber schrieb
an ihn stets in der freundlichsten Weise. Aber
Bazaine befand sich einestheils, schon seiner gan-
zen Stellung nach und dem Kaiser gegenüber, in
einer oft unangenehmen Lage, und verstand außer-
dem nicht, sie zu mildern, oder — hielt es auch
vielleicht in seinem französischen Uebermuth nicht
für der Mühe werth.

Die französische Armee kam nach Mexico,
angeblich um die Schuldbforderung eines fran-
zösischen Untertanen, eines Schweizer Hauses
(Jedder & Comp.*), beizutreiben. Da aber Kaiser
Napoleon nicht daran denken konnte, das
ungeheuer ausgebehnte Reich selber besetzt zu
halten, so war Erzherzog Maximilian ausersehen
worden, um den mit französischen Bajonnetten
eroberten Thron einzunehmen, und man mochte

*) Daß dieser Fall nur vorgeschoben wurde, um selber
festen Fuß in Mexico zu fassen, beweist schon das zur Genüge,
daß der Schweizer Jedder nur Hals über Kopf französischer
Untertan werden mußte. Als Mexico jenen wucherischen Con-
tract mit dem Hause abschloß, war er noch Schweizer Bürger,
und in den Vereinigten Staaten z. B. würde sich Napoleon
wohl gehütet haben, sich zu dem Beschützer eines Schweizer
Hauses aufzuwerfen.

sich das wohl in Paris ganz hübsch ausgemalt haben, so mit leichter Mühe und auf fremde Kosten die alte Gloire zu erneuern und die Geldauslagen dafür von dem eingesehten Herrscher des neuen Reiches zurückgezahlt zu erhalten. Aber man hatte sich dabei in Maximilian selber geirrt, der, als er die Krone annahm und sein neues Reich betrat, nicht daran dachte, ein Vasall Frankreichs zu bleiben, sondern selbstständig zu regieren und das Volk, dem er mehr als sein Leben, dem er seine Ehre geweiht, glücklich zu machen.

Dem Kaiser von Mexico aber mußte dann auch der General der französischen „Hilfsstruppen“, die Maximilian nie als etwas Anderes betrachtete, natürlich untergeordnet werden, und das vertrug Bazaine's Stolz nicht, der sich schon selber als halber Herrscher des Landes betrachtet hatte. Wie sich deshalb Maximilian bald nach den ersten Monaten von ihm frei zu machen suchte, versäumte Bazaine kaum eine Gelegenheit, um ihn — wenn auch stets mit Höflichkeit — fühlen zu lassen, daß er trotzdem von ihm abhängig sei und die französische Hilfe nicht entbehren könne.

Daß dadurch ein gespanntes Verhältniß zwischen der mexicanischen Regierung und dem fran-

jüdischen Generalstab entstand, läßt sich denken, aber man gab sich auf beiden Seiten Mühe, um es vor den Augen der Welt zu verbergen. Außerdem drangen die Franzosen ja auch gerade jetzt an allen Seiten siegreich vor, und leisteten dem Kaiserreich nicht allein die größten Dienste, sondern machten es dadurch erst überhaupt möglich. Man hätte sie jetzt keinesfalls entbehren können.

„Rein lieber Señor,“ sagte Bazaine, als er mit dem alten würdigen Herrn den Saal durchschritten und ein kleines Cabinet erreicht hatte, wo sie, wenigstens für den Augenblick, ungestört blieben; „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie noch einmal, ehe ich in das Lager von Oaxaca abgehe, zu sprechen, denn ich weiß, daß Sie es nicht allein gut mit dem Kaiser, sondern auch mit dem Land meinen, und das können leider in Mexico nur Wenige von sich sagen.“

„Sie haben keine besondere Meinung von meinen Vandsleuten, General?“ lächelte der alte Herr, indem er sich in dem ihm zugeschobenen Fauteuil niederließ.

Bazaine schüttelte mit dem Kopf. „Nach dem, was ich bis jetzt hier von ihnen gesehen,“

sagte er dann, „allerdings nicht. Der Charakter Ihres Volkes ist nicht allein schwankender, sondern auch völlig sorgloser Art und eigentlich durchaus egoistischer Natur. Es giebt Ausnahmen,“ setzte er rasch hinzu, als er sah, daß Velasquez einen Einwand erheben wollte — „ehrenvolle Ausnahmen, wie ich Ihnen gern zugestehen will, und zwar unter allen Parteien, aber es sind eben Ausnahmen und bestätigen deshalb nur die Regel.“

„Und wozu ist diese Vorrede, lieber General?“ lächelte Velasquez, „denn auf irgend etwas Anderes wollen Sie doch damit übergehen.“

„Allerdings,“ nickte Bazaine, „nämlich darauf, daß ich zu Ihnen besonderes Vertrauen habe und Sie gerade bitten wollte, dem Kaiser — während ich nach dem Süden gehe, um seine Feinde dort auszurotten — einmal ernstlich in's Herz zu reden und ihm — seine Lage etwas klar zu machen.“

„Seine Lage?“

„Ja — seine Lage sowohl, als die Wege, die er einschlägt, um sie seiner Meinung nach zu befestigen.“

„Und diese sind?“

„Täuschen wir uns nicht über die Verhältnisse

in Mexico," fuhr Bazaine fort. „Die Parteien, selbst hier in der Hauptstadt, stehen jetzt nur scheinbar vereint, und es ist unter ihnen weit eher ein Waffenstillstand, als wirklicher Friede geschlossen worden, der aber jeden Tag, jede Stunde wieder gebrochen werden kann. Daß es der Kaiser mit dem Lande gut meint, davon bin ich fest überzeugt; aber, mein lieber Belasquez, er handelt, als ob er im alten Europa einen Staat von civilisirten Menschen zu ordnen und ihnen nur gute und passende Gesetze zu geben habe, um damit alles Erforderliche zu leisten. Hier aber hat er zum großen Theil noch Halbwilde vor sich, die nicht einmal diese zahllosen Gesetze verstehen, viel weniger denn daran denken, sie zu befolgen. Und darauf scheint es auch nicht einmal abgesehen, denn kaum hat er einen Geschäftszweig auf rein theoretische Art und Weise und nur auf dem Papier organisirt, und schon geht er wieder zu etwas Anderem über — mit dem nämlichen Erfolg.“

„Und ist nicht selbst das eine verdienstliche Arbeit, vernünftige und freisinnige Gesetze auszuarbeiten, auf denen man später weiter bauen kann?“

„Aber, bester Freund," rief Bazaine, „wenn

ich Feuer im Hause habe, so tapeziere ich mir doch nicht mein Zimmer, sondern lösche erst, oder die neuen Tapeten gehen mit dem alten Plunder und dem ganzen Hause zu Grunde. Es brennt noch aller Ecken und Enden, und die paar Provinzen, die wir bis jetzt für den Kaiser erobert haben und noch für ihn halten, tapezirt er nicht etwa, nein, er entwirft erst Zeichnungen für Tapeten, und thut genau so, als ob er sich auf alle die Leute und Beamten, die ihm jetzt gerade, und wenn auch mit den heiligsten Eiden, Treue versprochen haben, auch fest verlassen könne. Raum aber wenden wir einem Ort den Rücken, so ist der Teufel schon wieder los. Pronunciamientos folgen, die mexicanischen „Generale“ — und Gott weiß es, was für Bande oft mit dem Titel herumläuft — die eben erst mit Sack und Pack zu uns übergegangen sind und in unserm Namen ihre Landsleute geplündert haben, drehen sich auf den Hacken herum und kämpfen gegen uns, um jetzt auch für Juárez plündern zu können, und die Behörden wissen oft selber nicht, wem sie zuletzt den Eid der Treue geschworen haben.“

Velasquez zuckte die Achseln. „Das sind die unseligen Folgen der wirklich zahllosen Revolu-

tionen, die wir in den letzten Jahrzehnten durchgemacht, wer kann es ändern. Bis sich das Volk nicht einmal an ein ruhigeres Leben gewöhnt, werden wir das auch noch oft wiederholt sehen."

"Bis das aber geschieht," sagte Bazaine düster, „fürchte ich, daß kein Kaiser Maximilian mehr auf mexicanischem Boden steht — Doch, wie dem auch sei, wenn er uns wenigstens das Vertrauen schenkte, das wir uns mit unserem Herzblut verdient haben; doch im Gegentheil; ewige Händeleien beginnen, die unter den höheren kaiserlichen Beamten ihre Urheber haben. Ich weiß gut genug, daß uns Mexicaner wie Deutsche hassen, aber das sollte sich nicht in so kleinlicher Weise zeigen, und jetzt gerade, wo wir wieder im Begriff stehen, dem von allen Seiten bedrohten Kaiserreich den wichtigsten Dienst zu leisten, laufen von allen Orten Verleumdungen gegen unsere Thätigkeit ein, und — machen uns dadurch eben nicht williger, unser Leben für Maximilian's Sache einzusetzen."

"Aber Sie glauben doch nicht etwa, daß etwas Derartiges vom Kaiser selbst ausgeht?"

"Nein — ich denke nicht daran, aber daß er es nur annimmt, beweist das Mißtrauen, welches er gegen uns selber hegt."

Belasquez schwieg und sah still vor sie nieder. Er selbst wußte recht gut, daß sich gerade Bazaine oft rücksichtslos gegen den Kaiser benommen hatte, und gerieth in einige Verlegenheit, was er dem leicht reizbaren Mann darauf erwidern solle. Aber der Franzose erwartete gar keine Antwort, denn was er hier sagte, war seiner Meinung nach so sonnenklar, daß es keiner Bestätigung bedurfte. „Und das nicht allein,“ fuhr er nach einer kurzen Pause, in welcher er aufgestanden und durch das Zimmer geschritten war, fort, „wo wir einen Eingeborenen des Landes begünstigen, können wir uns auch fest darauf verlassen, daß er vom kaiserlichen Ministerium so rasch als möglich beseitigt, oder wenigstens zur Disposition gestellt wird — ich erinnere Sie an den Präfecten von Tepeji und könnte manche andere dergleichen Beispiele aufzählen. Alles aber, was zu unseren Ungunsten, von uns böswillig Gesinnten, dem Kaiser hinterbracht wird, glaubt er, und wenn er auch nicht rasch darnach handelt, läßt er doch den Samen des Mißtrauens in seinem Herzen zurück und erweitert dadurch den Riß zwischen beiden Höfen mehr und mehr —“

Bazaine schwieg, als ihn Belasquez plötzlich

mit leiser, aber deutlich vernehmbarer Stimme frag:

„Und glauben Sie, General — auf Ihr Ehrenwort und als ein Mann, dem ich keine Lüge zutraue, aufrichtig, daß es Kaiser Napoleon vollkommen ehrlich mit Maximilian meint?“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte Bazaine, dem alten Herrn betroffen ansehend.

„Das verstehe ich sehr einfach so,“ entgegnete Velasquez ruhig, „ob Sie glauben, daß Ihr Kaiser den unsrigen seiner selbst, oder seines eigenen Interesses wegen hält, in welchem letzteren Falle er ihn dann auch natürlich augenblicklich wieder im Stich ließe, sobald die Veranlassung nachläßt, die ihn dazu vermochte ihm den Thron anzubieten.“

Bazaine schwieg und wandte sich halb zur Seite.

„Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage,“ erwiderte er endlich, „daß ich in die Politik unseres Hofes als einfacher, nur seinem Befehl gehorchender Soldat nicht eingeweiht bin, aber bis jetzt liegt auch nicht der geringste Grund vor, nur zu vermuthen, daß es meinem Kaiser nicht vollkommen Ernst mit Allem sei,

was er gethan hat. Zu viel französisches Blut ist geflossen, zu viel französisches Capital in diese Intervention gesteckt, um auch nur Einen Zweifel zu gestatten. Unsere Ehre ist engagirt, und wir sind nicht allein vor der Welt, sondern auch vor uns selbst verpflichtet, das Begonnene durchzuführen. Aber Ihr Kaiser," setzte er dann hinzu, „muß uns das auch erleichtern. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, in der er sich sein eigenes Reich gebildet und begründet hat, denn er kann nicht erwarten und wird es nicht wünschen, daß eine französische Armee in Mexico bleibe. Aber bis dahin muß er uns auch vertrauen und uns nicht, wenn auch nicht direct, doch durch seine höheren Beamten die Hände binden wollen. Wir brauchen unsere Arme, um ihn selber zu schützen."

„Und glauben Sie, daß das je beabsichtigt war?"

„Ich weiß, daß Intriguen gegen uns gesponnen werden, und vermuthe sogar die Partei der Mexikalen diesen Bemühungen nicht fern. Ich habe auch an den Kaiser wie die Kaiserin selbst geschrieben und dabei die Wahrheit nicht zurückgehalten; mein Wort aber gilt, wie ich fast fürchte, nicht so viel bei beiden, um sie auch da-

von zu überzeugen. Dazu wollte ich Ihre Vermittlung erbitten, und nicht etwa meiner wegen, denn ich selber bin nur meinem Kaiser Rechenschaft schuldig, sondern um Maximilian's selbst wegen. Er muß sich auch ändern — er muß handeln, oder aus der ganzen Sache hier wird Nichts. Aus seinem Arbeitszimmer heraus kann er dies Mexico nicht regieren, das muß mit dem Säbel in der Faust geschehen, und je eher er den ergreift, desto besser. Was helfen Gesetze, die nur für den Frieden und geregelte Zustände berechnet sind, mitten im Krieg, was seine schönen Reden und Phrasen, von denen ein paar umstehende Müßiggänger entzückt werden, während die feindlichen Banden in den Bergen sich darüber lustig machen. Das mexicanische Volk versteht noch gar nicht was Freiheit ist — oder versteht wenigstens nur darunter, daß es in einem solchen Zustand frei und ungestört rauben, plündern und morden kann. Wissen Sie, wer ein Mann für diese Bande wäre? General Marquez, mit einem Gewissen wie ein Wolf, und eben so nachsichtig. Wer diese Nation mit Glacéhandschuhen anfassen will, ist verloren, und wenn das der Kaiser nicht bald einzieht, so wird er eines schönen Tages die ganze Sache satt bekommen.

und wieder nach Hause gehen. — Haben Sie übrigens etwas Bestimmtes über seine Absichten mit dem Nuntius gehört?"

„Nichts weiter, als was in der Stadt darüber auch bekannt ist. Der Kaiser hat sich noch nicht bestimmt geäußert, und ich glaube, er will erst das Fest vorüberlassen — aber er ist empört über das rücksichtslose Betragen dieses Nuntius, und wenn ich mich nicht sehr irre, so überrascht er den Herrn nächstens.“

„Das Gescheibteste, was er thun könnte,“ nickte Bajaine, „denn das ewige Warten thut doch kein gut. Allen kann man es nicht recht machen, und braucht es nicht, und die nie Zufriedenen sind gerade die Klerikalen, aber — er ist auch da auf einer gefährlichen Bahn, denn er liebäugelt zu viel mit der liberalen Seite, und — so weit ich überhaupt mit der besitzenden Klasse, den Conservativen, zusammenkomme, fürchte ich, daß man nicht recht zufrieden ist. Doch das betrifft die Politik und geht mich Nichts an, und nur in einzelnen Fällen, wie ich vorhin erwähnte, und wo gerade uns freundlich gesinnte Beamten — aus keinem andern Grund, als eben deshalb entlassen und durch obscure Menschen ersetzt werden, stört es unsere Wirk-

samkeit, die ja doch nur allein das Beste des Landes bezweckt. Außerdem aber erzeugt das auch fast unwillkürlich ein bitteres Gefühl bei dem Officiercorps selber. — Wir sehen unser Leben ein und haben keinen Dank dafür — ja wir müssen sogar fühlen, daß wir nicht besonders gern im Land gesehen sind. So weit das nun die liberale Partei betrifft, könnten wir uns allerdings darüber trösten; gerade dort aber, wo wir das Gegentheil erwarten sollten, kränkt es uns, und erleichtert uns unsere harte Aufgabe wahrlich nicht, sondern erschwert sie uns. Doch genug davon, lieber Freund — es war mir ein Bedürfniß, mich darüber einmal gegen Sie auszusprechen, und da ich jetzt — vielleicht auf längere Zeit — von der Hauptstadt abwesend sein muß, glaube ich unsere Interessen, und damit die Interessen des ganzen Landes, Ihnen vor allen Anderen an's Herz legen zu müssen — und nun lassen Sie uns zurück zur Gesellschaft gehen, der ich Sie nicht länger entziehen möchte.“

9.

Ein Entschluß.

Die Weihnachtsfesttage waren in der Hauptstadt, mit Ausnahme einiger kleinerer Zwischenfälle, ganz ruhig verlaufen. Ja gerade während des Festes trafen sogar nacheinander äußerst günstige Nachrichten vom Kriegsschauplatz ein, und schienen zu bestätigen, daß der Norden von den Feinden rein gesetzt sei, und die einzige Arbeit nur noch bleibe, die revolutionären Banden im Süden aufzureiben oder auch nur zu zersprengen. Ohne einheitlichen Führer vermochten sie sich wohl noch eine kurze Weile in den Bergen zu halten, konnten dem Kaiserreich aber nimmermehr gefährlich werden.

Eine andere Gefahr drohte jedoch dem Lande in dem Conflict — nicht mit der Religion, son-

bern der übermüthigen Kirche, und es war kein Abscheu, wie oder wann er enden würde, während doch gerade der Staat jetzt vor allen Dingen Ruhe und Sicherheit verlangte, um die inneren Verhältnisse zu regeln und auszubauen.

In seinem Schlosse in Chapultepec, im engsten, man könnte fast sagen Familienrath, mit nur der Kaiserin, Don Jose Fernando Ramirez, dem Minister des Aeußern, Don Francisco Ramirez, Großalmosenier, Velasquez de Leon und dem Justizminister Escubero, schritt Maximilian am 27. December 1864 in dem offenen und luftigen Gemach auf und ab, und schien sich in einer fieberhaften Erregung zu befinden. Die Kaiserin sah ebenfalls bleich und angegriffen aus, und Velasquez de Leon flüsterte ihr leise einige beruhigende Worte zu, während Escubero und Fernando Ramirez, der Minister des Aeußern, leise miteinander ein vor ihnen liegendes offenes Schriftstück discutirten.

„Es kann nicht länger so fortgehen,“ brach endlich der Kaiser das Schweigen, oder nahm vielmehr damit die vorhin abgebrochene Verhandlung wieder auf. „Sie haben gut reden, Velasquez, daß der Papst doch endlich unseren drin-

genden Bitten nachgeben muß, wenn er sieht, daß er im andern Fall das ganze Land wieder in offene Empörung wirft, aber ich sage Ihnen, er thut es nicht. — Non possumus, das ist, mit einem Achselzucken, die einzige Antwort, die sie für uns haben. Und wenn das ganze Land zu Grunde ginge und wir mit, was kümmert das die stolze Priesterkaste; lieber das, ehe sie ein einziges ihrer nach und nach usurpirten Vorrechte wieder aufgeben. Lehren sie mich die Herren kennen, die ich an der Quelle stubirt habe. Er thut es nicht, und wollen wir darauf warten, so hätte das mexicanische Volk mit vollem Recht Grund, uns deshalb anzuklagen. Nein, Escubero, es bleibt uns nichts Anderes übrig, als einen entscheidenden Schritt zu thun, und je eher das geschieht, desto besser.“

„Ich glaube gar nicht,“ sagte jetzt die Kaiserin, „daß der heilige Vater weiß, in welcher rücksichtslosen Art und Weise sein Gesandter hier auftritt, und noch weniger, daß er es billigen würde. Monseñor scheint aber auf keine Vorstellungen Gehör zu geben, mögen sie kommen, von welcher Seite sie wollen, und meiner Meinung nach wäre es das Beste, ohne weiter hier mit ihm zu verkehren, augenblicklich eine Gesandt-

schaft an den Papst selber abzusenden. Wir sind darin ja auch vollkommen in unserem Rechte, da der Nuntius selber erklärt, daß er keine Vollmachten habe, um irgend welche Unterhandlung zu leiten. Seiner Ansicht nach bringt er nur die Befehle des heiligen Stuhles, denen wir uns zu fügen hätten, und darnach scheint es, daß man in Rom gar nichts weiter für nöthig gehalten. Es ist aber nöthig, den heiligen Vater über unsere Zustände vollkommen aufzuklären, und je eher das geschieht, desto besser.“

„Und glauben Majestät nicht,“ sagte Escubero, „daß der heilige Vater vollkommen über unsere Zustände hier — seien sie nun kirchlicher oder weltlicher Art — unterrichtet wäre? Täuschen Sie sich nicht darin. Erstlich ist ihm jede nöthige Erklärung schon von unserer Seite selber geworden, dann aber kennt die Geistlichkeit hier auch recht gut die Schwierigkeiten, die uns entgegenstehen, und ich weiß, daß von verschiedenen Seiten, sogar im versöhnenden Sinne, ausführliche Berichte nach Rom abgesandt sind und Zeit gehabt hätten, beantwortet zu werden. Aber wir dürfen darauf nicht hoffen, und ich glaube selber, daß Seine Majestät in vollem Rechte ist, unter diesen Umständen einen entscheidenden

den Schritt zu thun. Etwas wirklich Geschehenes hat dann auch weit eher Aussicht, von Rom aus sanctionirt zu werden. Eine Thatsache muß vielleicht zugestanden werden, wo man eine Bitte einfach abschlagen würde."

"Und was sagt unser ehrwürdiger Bischof dazu?" frug der Kaiser.

Don Francisco Ramirez zuckte mit den Achseln. "Ich muß aufrichtig gestehen," erwiderte er, "daß ich mich der Meinung des Ministers des Aeußern anschließe. Ich erwarte von einer Deputation nach Rom, wie sie Ihre Majestät vorschlagen, gar keinen Erfolg, wenn es sich nicht eben um eine vollbrachte Thatsache handelt, — und selbst dann ist meine Hoffnung auf einen solchen Schritt eine bescheidene. Die Art, wie Monseñor Meglia hier aufgetreten, zeigt von keinem versöhnenden, nachgebenden Geist, der den heiligen Stuhl etwa beseelen könne. Man hat, wie es scheint, von Mexico einen ganz entschiedenen Schritt zu Gunsten der Kirche erwartet, und fühlt sich schon dadurch gekränkt, daß noch Schwierigkeiten gemacht und Erörterungen nothwendig werden. Auf eine wirkliche Weigerung dessen, was der Papst fordert, ist man, wie ich glaube, gar nicht gefaßt."

„Und der Papst fordert Alles!“ rief der Kaiser heftig. „Ausschluß jedes andern Glaubens, als des katholischen; die Bischöfe vom Staat völlig unabhängig; die Klöster wieder hergestellt, also auch alles von der früheren Regierung durch Gesetze der Kirche abgenommene Eigenthum wieder zurückerstattet; die Geistlichkeit allein als Beaufsichtiger des öffentlichen, wie selbst Privatunterrichtes — ei, Caballeros! „Non possumus“ sage auch ich. Es ist nicht möglich, oder wir kehren damit in das Mittelalter zurück und würden bei allen civilisirten Völkern einen Schrei der Entrüstung hervorrufen. Nein, ich denke den Herren einen Strich durch ihre ganze Rechnung zu machen.“

„Aber, Majestät,“ sagte Velasquez, „wenn Sie meinem Rath nur in Etwas folgen wollten, nicht in zu schroffer Weise. Bedenken Sie, daß Sie noch viele Feinde in Mexico haben, und eigentlich zum großen Theil der Klerus es war, der Ihnen den Grund hier geebnet hat. Mißverstehen Sie mich nicht,“ setzte er rasch hinzu, als ihn der Kaiser erstaunt ansah, „ich bin weit entfernt, zu denken, daß man die von dem Papst gestellten Bedingungen auch nur zum Theil annehmen und sich dem Klerus wieder unterordnen

könne. Die Verkäufe der Kirchengüter sind einmal abgeschlossen und keine Regierung der Welt, sei das nun ein Kaiserreich oder eine Republik, könnte sie wieder rückgängig machen, damit aber fällt alles Uebrige zusammen. Nur um das möchte ich bitten, Majestät, was auch immer geschehen muß, in so milder Form als möglich zu thun. In Kleinigkeiten könnte man ja nachgeben, den Geistlichen zum Beispiel für jetzt noch die Oberaufsicht der Schulen lassen — man könnte den Verkauf weiterer geistlicher Güter sistiren und dadurch den guten Willen zeigen, wenigstens das Mögliche zu thun, um den heiligen Vater zu frieden zu stellen. Auch das wäre vielleicht ausführbar, den katholischen Glauben für den allein berechtigten zu erklären, denn ändern sich einmal später die Zeiten, und haben wir eine größere Einwanderung von Colonisten zu erhoffen, so ließe sich das Gesetz, ohne besonders auffällig zu sein, auch mit leichter Mühe erweitern. Diese Forderung besonders schon jetzt, wo eigentlich noch kein Grund dazu vorliegt, ganz schroff abzulehnen, halte ich für ein wenig gefährlich. Ich glaube, daß der heilige Vater gerade darauf sehr viel giebt."

Der Kaiser war unschlüssig geworden und

sah den Bischof Ramirez an. Dieser sagte endlich, leise dazu mit dem Kopf vor sich hinnickend:

„Klug wäre es schon, ob es uns aber auf die Länge der Zeit Etwas hülfte, will ich dahin gestellt sein lassen, denn der Nuntius ist hauptsächlich hier — nicht um einen Vergleich mit der mexicanischen Regierung zu treffen, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, sondern um ein fest für alle Zeit bindendes Concordat abzuschließen. Später aber nur einen einzelnen Paragraphen daran abzuändern, würde uns in die nämlichen Schwierigkeiten stürzen, denen wir jetzt unterzogen sind.“

„Einen Mittelweg giebt es nicht, Majestät,“ rief auch jetzt der Minister des Aeußern, „glauben Sie mir: Meglia, der Nuntius, so oft er es mir gegenüber auch geleugnet hat, besitzt volle und ausführliche Instructionen, denn der Papst thut nichts halb. Allem nach aber, was wir bis jetzt davon erfahren haben, lauten dieselben nicht dahin, sich in einen Vergleich einzulassen, sondern einfach unsere Zustimmung zu den römischen Forderungen zu erlangen, und es bleibt uns Nichts auf der Welt übrig, als ja oder nein dazu zu sagen und dann die Folgen abzuwarten.“

„Ich glaube, Ramirez hat Recht,“ nickte auch Escudero, „ein Vergleich mit dem Klerus wird nicht möglich sein, und Majestät müssen jetzt einen Entschluß fassen, ob Sie das ganze Land in Aufruhr bringen wollen, indem sie sich den Forderungen des Nuntius einfach fügen, oder fest für Ihr Recht und das einmal gegebene Gesetz einzustehen gedenken. In diesem Fall ist eine spätere Ausöhnung mit dem heiligen Stuhl jedenfalls möglich, wenn auch, wie ich Ihnen nicht verhehlen darf, ziemlich zweifelhaft.“

„O, nicht zweifelhaft, Señores,“ rief die Kaiserin bewegt aus, „glauben Sie um Gottes willen nicht, daß der heilige Vater unversöhnlich ist. Er wird gewiß, wenn er die volle Wahrheit hört, unseren schwierigen Verhältnissen hier Rechnung tragen und nicht gerade seinen schlimmsten Feinden die Waffen gegen uns in die Hände geben. Außerdem,“ fuhr die Kaiserin fort, als die übrigen Herren keine Entgegnung machten, „haben wir ja doch selbst den Beweis in Händen, daß er versöhnlich gesinnt sei, denn gestand Ihnen, Señor Ramirez, der Nuntius nicht anfangs selber zu, daß er über sieben der von uns aufgestellten Punkte unterhandeln könne?“

„Das that er allerdings, Majestät,“ erwiderte

der Minister des Aeußern, „aber Sie wissen auch, daß er später erklärte, er könne über keinen Punkt unterhandeln, ohne vorher nach Rom darüber berichtet zu haben. Was ihn dazu bewogen haben mag, seine Meinung so rasch zu ändern, weiß ich nicht — wenn es nicht die Furcht vor dem Tadel des heiligen Vaters —“

„Aber ich weiß es,“ sagte die Kaiserin heftig, „es waren die Einflüsterungen dieses stolzen, ehrgeizigen Priesters, des Erzbischofs Vabastiba, der an dem nämlichen Tag eine lange und geheime Unterredung mit dem Runtius hatte. Das also schon ist ein Beweis, daß der heilige Vater selber kineswegs so unabweisbare Bedingungen stellen wollte. Im Gegentheil hatte der Runtius sicher Instructionen, mit uns zu verhandeln, und hat sie noch, und nur den Aufreizungen des hiesigen Klerus haben wir es zu verdanken, wenn alle unsere gütlichen Vermittlungen scheitern.“

„Es sind keine gütlichen Vermittlungen mehr denkbar,“ sagte jetzt Maximilian, welcher der letzten Verhandlung schweigend und mit finster zusammengezogenen Brauen gelauscht. „Wir haben das Letzte erschöpft; das beunruhigte Land verlangt endlich eine Entscheidung, diese Tausende

von Aedern unbenützt liegenden Landes — diese zahllosen in Bau begriffenen Häuser, deren Arbeiten unterbrochen werden mußten, weil kein Mensch mehr seines Besitzes sicher war, verlangen ohne Säumen ein Gesetz, das ihre Rechte regelt und feststellt, und wir wollen es geben. Folgen Sie mir in mein Zimmer, Escudero, ich glaube die Zeit ist gekommen, wo wir damit hervortreten können. Wenn uns der Klerus darin auch verdammt, das Volk selber wird fühlen, daß wir nur sein Bestes im Auge hatten, als wir es wagten, selbst der mächtigen Kirche entgegen zu treten, um es nicht wieder in das alte, unerträglich gewordene Joch zu spannen.“

Eine edle Aufregung hatte sich des Kaisers bemächtigt — sein Antlitz glühte, sein Auge blickte, seine ganze schlanke Gestalt hob sich. Gerade aber weil er sich der weittragenden Folgen bewußt war, die dieser Entschluß unfehlbar nach sich ziehen mußte, befestigte er sich mehr und mehr in ihm — und es hätte der neuen Anregung, die ihm gerade jetzt wurde, wahrlich nicht mehr bedurft, um ihn dabei beharren zu machen.

Gerade in diesem Augenblick ließen sich bei ihm drei Caballeros aus Mexico anmelden, und

zwar die Señores Roneiro, Jamacona und Lucido, die, wie sie dem Kaiser sagen ließen, gekommen waren, um ihm eine Bitte der angesehensten Bewohner der Stadt, in Betreff des Gesetzes der „tobten Hand“ oder der confiscirten Kirchengüter, an's Herz zu legen.

„Ha,“ sagte der Kaiser, aufmerksam werdend, „haben sich die geistlichen Herren auch hinter die Aristokratie gesteckt? — Unmöglich wäre es nicht, aber wunderbar jedenfalls, denn doch nur in deren Interesse hauptsächlich kämpfen wir ja den Kampf mit jenen.“

„So viel ich weiß, Majestät,“ lautete die Antwort, „möchte wohl gerade das Gegentheil der Fall sein.“

„In der That? — dann sollen sie gleich herauskommen — trifft es sich doch gut mit unserer eigenen Verhandlung. Wir wollen gleich selber hören, was sie heraufgeführt — vielleicht daß sie uns den schon einmal gefaßten Entschluß nur noch erleichtern.“

Die Unterhaltung war dadurch vollkommen abgebrochen, aber es dauerte nur wenige Minuten, daß Señor Roneiro, von den Freunden gefolgt, in der Thür erschien und mit einer tiefen Verbeugung allerdings, aber doch auch etwas

erstaunt, einen halben Ministerrath versammelt sah, wo er nur den Monarchen allein erwartet haben mochte, das Herrscherpaar begrüßte.

„Und was führt Sie zu uns, Señor?“ rebete ihn Maximilian freundlich an, „etwas Wichtiges muß es jedenfalls sein, oder ich würde hier nicht eine Deputation der angesehensten Bürger Mexicos bei mir sehen. Bitte, reden Sie frei von der Leber weg.“

„Majestät,“ sagte Roneiro, der von den Uebrigen als Sprecher gewählt worden — „eigentlich ist es zweierlei, das uns hierhergeführt — das Eine aber, das Wichtigere, mag vorangehen, denn es betrifft unser großes Vaterland im Allgemeinen, während sich das Andere nur auf einen kleinen Kreis beschränkt. — Ich meine den päpstlichen Runtius, Majestät.“

„Und was ist mit dem? hat sich die Stadt über ihn zu beklagen?“

„Die Stadt wohl nicht, Majestät,“ lächelte Roneiro etwas verlegen, „und direct haben wir auch eigentlich mit dem ehrwürdigen Herrn noch gar nicht verkehrt, indirect macht er sich aber desto mehr bemerkbar, und der Klerus — mit aller Achtung vor dem ehrwürdigen Herrn Bischof Ramirez hier, der, wie wir recht gut

wissen, solchen Umtrieben ferne steht — scheint augenblicklich alle Minen springen zu lassen, um einen Hauptschlag gegen die Regierung auszuführen.“

„Gegen die Regierung? — einen Hauptschlag?“

„Natürlich noch nicht mit Waffen in der Hand,“ erwiderte Roneiro, „obgleich es auch zuletzt wohl dazu käme,“ denn die Leperos *) wachsen in der Stadt wie Pilze aus der Erde, denen nur einmal wieder eine richtige Leva **) einen Damm vorsehen könnte.“

„Und in wie ferne macht er sich indirect bemerkbar — ich verstehe das nicht.“

„Durch unsere Frauen, Majestät,“ seufzte Roneiro, und Zamacona nickte dazu so bedeutsam mit dem Kopfe, daß der Kaiser ein Lächeln kaum unterdrücken konnte. — „Die Geistlichkeit läßt augenblicklich kein Mittel unversucht, um auf ihre Weichtkinder einzuwirken — so viel ich gehört habe, wird sogar eine Konstrepetition vor-

*) Das eigentliche Proletariat Mexicos, Indianer, Mexikaner, Zambos u.

**) Die gewaltsamen Aushebungen, die unter den Republiken gewöhnlich stattfanden, wenn der Staat entweder rasch Soldaten brauchte, oder eine Revolution in den Hauptstädten selber befürchtete.

bereitet, die von allen Frauen Mexicos unterschrieben werden soll, und nichts Geringeres bezweckt, als Eure Majestät zu einem Concordat mit dem Papst zu treiben.“

„Und Ihr Wunsch dabei, meine Herren?“

„Nur unsere Ansicht, Majestät, und zwar die Ansicht von Leuten, die das Land genau kennen, daß wir es für ein unabsehbares Unheil betrachten würden, wenn der Staat der Kirche die schon verkauften und wieder verkauften Kirchengüter ausprechen sollte.“

„Und wenn es nicht geschieht, thut uns der Papst in den Bann,“ sagte Maximilian, und Roneiro sah erschreckt zu ihm auf, denn die wenigen Worte schienen einen schon vorgefaßten und unheilvollen Entschluß anzudeuten. Aus des Kaisers Gesicht las er auch nicht das Gegentheil heraus, denn die Züge des Monarchen verbargen in dem Augenblick seine eigenen Gedanken vollkommen.

„Majestät!“ stammelte da Roneiro, „und fürchten Sie inmitten Ihres treuen Volkes selbst in dem -- fast undenkbaren Falle eine wirkliche Gefahr für Ihr hohes Haupt?“

„Von mir selber kann dabei keine Rede sein,“ erwiderte der Kaiser ernst, „ich für mich fürchte

keine Gefahr, aber wie stünde es nachher mit dem Lande?"

„Der Bann,“ sagte Roneiro fest, „würde so harmlos daran vorübergehen als damals, wie der Erzbischof Labastida die französische Armee excommunicirte, und darnach von dem General Bazaine gezwungen wurde, sie öffentlich selber einzusegnen. Das gab der früher gefürchteten Macht der Kirche den Todesstoß in den Augen des Volkes. Selbst der gedankenlose Indianer sah, daß hinter dem Bannfluch des Priesters nicht die Hand des Himmels stand — daß es nur eben freile Worte waren, die der übermüthige Geistliche gesprochen hatte — und ich müßte mich sehr irren, wenn nach dieser Erfahrung, die Seiner Heiligkeit in Rom kein Geheimniß geblieben sein kann, das Haupt der Christenheit den doch immer etwas gefährlichen Versuch erneuern sollte.“

„Und was würden Sie selber in dem Fall thun, meine Herren?“ frug Maximilian — „nicht Sie allein hier, persönlich, meine ich, sondern Ihre ganze Partei im Lande. Wie würden Sie sich verhalten und auf welcher Seite stehen?“

„Majestät!“ rief Don Lucido, „bis zum

letzen Blutstropfen — bis zum letzten Peso auf der unseres verehrten Monarchen.“

„Und ist das auch Ihre Meinung, meine Herren?“ — fügte Maximilian mit einem leichten, fast sarkastischen Lächeln hinzu — „wenn nicht Ihr letzter Blutstropfen, sondern nur Ihr vorletzter Peso in Anspruch genommen werden sollte?“

Die Antwort lautete echt mexicanisch. „Alles, was wir haben, steht zur Verfügung Eurer Majestät,“ riefen Roneiro und Zamacona zu gleicher Zeit, „wir sind sogar von unseren Freunden beauftragt, auszusprechen, daß sich der Kaiser, wie auch die Würfel fallen, fest und sicher auf sie verlassen könne.“

Maximilian sah eine Weile still und schweigend vor sich nieder. Er wußte schon, was in den meisten Fällen diese Redensarten, besonders in spanischen Colonien, bedeuten, aber waren denn wirklich Alle falsch, gab es nicht auch unter diesen Menschen treue und edle Herzen, die im Unglück ehrlich aushielten und ein gegebenes Wort als heilig betrachteten? Ein leichtes Lächeln flog über seine offenen Züge, und indem er die drei Mexicaner freundlich ansah, sagte er:

„Beruhigen Sie sich, Señores, und haben Sie in so weit Vertrauen zu mir, daß ich, so lange ich die Ehre genieße an der Spitze Ihrer Regierung zu stehen, Nichts thun werde, was dem Lande den geringsten Nachtheil bringen könnte.

„Ich bin aus meiner Heimath hierher gekommen, um Ihnen den Frieden und geregelte Zustände zu geben; ich werde nicht selber Hand anlegen, um solche zu zerstören. Weiter kann ich Ihnen aber heute noch Nichts darüber mittheilen, das ausgenommen, daß Sie nicht viele Tage länger darüber in Zweifel bleiben sollen. Ich fühle selber, wie gerade diese Ungewißheit drückend und schädigend auf dem ganzen Staate ruht. Doch was war das Zweite, was Sie mir vorzutragen hatten?“

„Majestät,“ rief Roneiro, „wir danken Ihnen aus vollem Herzen für diese tröstenden Worte und sehen jetzt der Zukunft vertrauend entgegen. Was sie auch bringen mag, sie wird das Band zwischen Fürst und Volk nur fester und unauflöslicher binden, und das Vertrauen, das Sie jetzt in uns setzen, nie getäuscht werden.“

„Wir wollen es recht aus voller Seele hoffen,“ nickte der Kaiser ernst vor sich hin — „aber Ihre zweite Bitte?“

„Betrifft eigentlich nur Locales, Majestät,“ sagte Roneiro — „und zwar die Unsicherheit der Straßen in der Nachbarschaft, die anfängt einen beunruhigenden Charakter anzunehmen. In der unmittelbaren Nähe von Puebla — wie Majestät jedenfalls schon gehört haben, ist seit einigen Monaten zum ersten Mal in diesem Land ein bisher hier ungekanntes Verbrechen unternommen und ausgeführt worden. — Ein angesehener Kaufmann dort wurde, in der allernächsten Umgebung der Stadt, kaum fünfhundert Schritt vom öffentlichen Paseo, von Strolchen aufgegriffen, fortgeschleppt und mit seinem Leben bedroht, wenn er nicht ein sehr bedeutendes Lösegeld zu einer bestimmten Frist herbeischaffe — nur damit konnte er auch sein Leben retten. Durch diesen ersten Erfolg aber kühn gemacht, sind solche Ueberfälle in den letzten Monaten in frecher Art erneuert worden und sollen, bis hier in der Nähe der Hauptstadt, vorgekommen sein, daß man fast kaum mehr wagen kann die Stadt zu verlassen.“

„Ich weiß es — ich weiß es,“ sagte der Kaiser finster, „nur zu viele Berichte habe ich leider darüber bekommen, und ich fürchte fast, die

Polizei hat nicht aller Orten ihre Schulldigkeit gethan. Das soll anders werden!"

„Und das nicht allein, Majestät," fuhr Roneiro fort, „die regelmässigen Posten werden jezt jede Woche ein paar Mal, selbst mit einer gewissen Regelmässigkeit, überfallen und geplündert, und es liegt fast eine Art von Humor in der Sache, wie man es betreibt. Vorgestern ist erst wieder die Diligence nach Cuernavaca von zwei Vermummten angegriffen und total ausgeraubt worden, und die Schurken haben dabei eine nicht unbeträchtliche Beute gemacht, denn es befanden sich tausend Unzen Gold auf dem Wagen, die sie nur dadurch fortbrachten, daß sie vier von den Maulthieren ausschirrten und bepackten."

„Ich weiß es — ich weiß es," sagte der Kaiser ungeduldig, „aber sechs bewaffnete Männer saßen zu derselben Zeit in der Diligence und haben auch nicht den geringsten Versuch gemacht, den Räubern Widerstand zu leisten, ja sogar noch ihre Waffen an sie abgeliefert. Das ist denn doch auch so unerhört wie unbegreiflich!"

Roneiro zuckte mit den Achseln. — „Majestät, das läßt sich allerdings nicht leugnen, es war sogar ein Better von mir unter den Passa-

gieren, dem ich selber einen scharfgeladenen Revolver mitgegeben hatte, aber — der Mann hat Familie und führte nur einige fünfzig Pesos Geld bei sich. Sollte er sich einer so kleinen Summe wegen der Gefahr aussetzen, zum Krüppel geschossen oder gar getödtet zu werden? Er zog es vor, sein Leben mit dem zu erkaufen, was er bei sich führte."

"Es ist allerdings schlimm," sagte der Kaiser, „aber ich bin fest überzeugt, die Raubanfälle würden zu den Seltenheiten im Land gehören, wenn das Publikum selber die Sicherheitspolizei nur ein klein wenig dabei unterstützte. Zweier oder dreimal solchen Menschen nur einen energischen Widerstand entgegengesetzt, und sie würden sich wohl hüten, einzeln oder zu zweien einen Wagen voll Bewaffneter anzugreifen. Wie mir aber erzählt wurde, soll ja schon einmal eine verkleidete Frau die Diligence eine ganze Woche lang hintereinander ausgeplündert haben, bis ein Franzose sie verwundete und die Passagiere dann die beschämende Entdeckung machten, vor wem sie sich eigentlich gefürchtet hatten."

"Das ist allerdings Thatsache, Majestät," sagte etwas schen Zamacona, „und ich muß gestehen, daß ich ihr selber einmal mein Geld aus-

gellefert habe. — Ja, Sie lachen," setzte er dann hinzu, als er sah, daß sich selbst die Kaiserin abwandte, um den Herrn nicht durch ein zu freundliches Gesicht zu kränken — „aber wir beklamen von ihr immer zuerst die Mündung eines Trabucos zu sehen, die sie in den Wagen hielt. Allerdings war derselbe, wie sich später herausstellte, gar nicht geladen."

Jamacona kam nicht weiter, denn Escubero, Ramirez und selbst der Bischof konnten jetzt ihr Lachen nicht mehr zurückhalten, und auch Maximilian versuchte es vergebens, ernsthaft zu bleiben.

„Anderer Räuber haben aber geladene Waffen und gebrauchen sie auch," fiel Roneiro ein, der sich über die Einfalt seines Gefährten ärgerte. „Auf dem Wege nach Queretaro sind erst im vorigen Monat drei französische Officiere, die Widerstand leisteten, auf das grausamste ermordet worden. In einem andern Wagen, ebenfalls auf der Straße nach Cuernavaca, aus dem ein Schuß auf die Angreifer fiel, wurde von der ganzen Bande gefeuert, und zwei Frauen, tödtlich verwundet, starben, ehe sie die nächste Station erreichten. Majestät sehen also, daß das Gesindel blutigen Ernst macht, wo es selber

angegriffen wird, und ich kenne nur Ein Mittel, um diese Banden einzuschüchtern und vor weiteren Ueberfällen zurückzuschrecken."

„Und das wäre?“ frug Maximilian.

„Augenblickliche Todesstrafe selbst durch die Patrouille, durch welche sie überrascht und gefangen werden,“ sagte der Mexicaner; „denn die Wenigen, die man bis jetzt wirklich erwischt hat, wurden ruhig eingesperrt und entkamen dann nach kurzer Zeit wieder, ohne die geringste Strafe erhalten zu haben. Daß die Räuber dadurch nur immer übermüthiger werden, ist natürlich, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn nächstens einmal ein paar von uns mitten in der Hauptstadt aufgegriffen und fortgeschleppt würden, um von unseren Familien ein bedeutendes Lösegeld zu erpressen. Hängt man dagegen nur erst einmal ein halbes Duzend dieser Schufte an den nächstbesten Baum, als abschreckendes Beispiel für die Uebrigen, auf, so werde die Anderen scheu, und ehrliche Leute können ungefährdet ihren Geschäften wieder nachgehen.“

„Aber Sie gestehen mir doch selber zu, Señor,“ sagte Maximilian, „daß nur in seltenen Fällen Blut geflossen ist. Diese Wegelagerer haben, wie es scheint, nur auf die — nur auf den ruhi-

gen Charakter der Passagiere speculirt und sich selten darin getäuscht gesehen. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich da nicht gleich mit zu strengen Strafen vorgehen möchte. Ich werde General Bazaine bitten, zahlreiche Patrouillen auszusenden, ja ich habe selber im Sinne, eine mexicanische Gensdarmarie zu errichten, und dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich ein strenges Gesetz erlassen werde, um das Ausbrechen der Gefangenen zu verhindern; aber — ich möchte nicht gleich mit zu großer Strenge auftreten, so lange es noch möglich erscheint Blutvergießen zu verhüten und Menschenleben zu schonen.“

„Aber Majestät,“ sagte Lucido, „die Räuber gehen doch auch darauf aus Menschenleben zu nehmen, sobald sie Widerstand finden und Gefahr für sich selber sehen.“

„Die Beweise dafür sind noch sehr sparsam.“ sagte der Kaiser kopfschüttelnd, „und bedenken Sie, Señores, in welchem unregelten, ja man könnte fast sagen wilden Zustand das Land seit den letzten Jahrzehnten existirt hat. Eine Revolution, ein Pronunciamento ist dem andern gefolgt, die republikanischen Chefs hatten es dabei im Gebrauch, wohin sie kamen, Levas auszuheben und die Bevölkerung — nur um ihr eigenes, revolutionäres

Heer zu vergrößern — ihrer Arbeit und ihren friedlichen Beschäftigungen gewaltsam zu entreißen. Kann man es da den Unglücklichen verdenken, wenn sie nicht gleich gewillt sind, wieder in ein geregeltes und gesetliches Leben zurückzukehren? Aber das wird jetzt Alles anders werden. Im Norden sind die Banden des früheren Präsidenten durch die Tapferkeit unserer und der französischen Truppen aufgerieben und zersprengt. General Bazaine wird in den allernächsten Tagen selber nach dem Süden abgehen, um dort, in Dajaca noch das letzte Bollwerk der Revolution zu zerstören, und dann hoffe ich, daß ich mein Versprechen erfüllen und das Land dem vollen Frieden entgegenführen kann. Dann aber werden jene Räuberbanden auch von selber zerschmelzen, wie der Schnee der Cordilleren an der Julisonne, und sobald sie ihren regelmäßigen und lohnenden Arbeiten zurückgegeben sind, denen sie jetzt ja nur gewaltsam entrissen wurden, können wir nachher so sicher jede Landstraße wandern, wie daheim in meinem Vaterlande. Nein — noch sind wir nicht zum Neuesten gezwungen, Señores, und mir blutet das Herz jetzt schon bei dem Gedanken an die vielen Menschenleben, die dieser unselige Bürgerkrieg gefordert hat. Lassen

Sie und nicht Grausamkeit mit Grausamkeit erwiedern und hoffen wir, das Volk mit Ernst aber Milde zu seiner Pflicht zurückzuführen."

Eine freundliche Handbewegung entließ die Herren; Roneiro war schon Hofmann genug geworden, um dieses Zeichen zu verstehen. Sie zogen sich zurück, und wenn auch Roneiro nicht erreicht hatte, daß der Kaiser größere Strenge gegen die gefesselt das Land durchstreifenden Banden anzuwenden versprochen, so war doch die Versicherung, die er ihnen hinsichtlich des Klerus gegeben, um so beruhigender und entschiedener.

Als sie den schmalen Weg zusammen abwärts stiegen, der von dem Schloß niederführte, sagte er zu den Freunden:

"Jetzt sind wir sicher — der Kaiser giebt nicht nach, und Señor Meglia kann sich mit unserem Erzbischof nun in Buth und Ingrimme hinein arbeiten, aber ihren Zweck erreichen sie nicht."

"Der Kaiser meint es gut," erwiderte Lucio nach einer kleinen Pause, "aber ist er auch der Mann, um dies Land zu regieren? — Gesetze und immer nur Gesetze — die Gefängnisse will er durch Gesetze fest machen, das Land durch

Gesetze in Ordnung bringen, und wen um Gottes willen hat er, um sie auszuführen und in Kraft zu halten? Ich fürchte, ich fürchte, er denkt sich die Verhältnisse und das Volk noch viel zu sehr nach europäischer Art, und Dank erntet er nicht dafür — darauf kann er sich verlassen."

"Vor allen Dingen," sagte Roneiro, "wollen wir froh sein, wenn diese Hauptgefahr an uns vorübergeht. Der Klerus wird wüthend werden, aber — que importe? So lange die französischen Truppen im Lande stehen, dürfen sie keinen feindseligen Schritt wagen, und nachher? Caramba, dann haben wir jedenfalls festen Boden unter den Füßen und unser Grundeigenthum gesichert, und dann — kann sich der Kaiser auch fest auf die Unterstützung des ganzen Landes verlassen."

Zamacona erwiederte gar nichts; er schien nicht recht mit sich zufrieden, denn er hatte das unbestimmte und gerade nicht eben wohlthuende Gefühl, sich ein klein wenig blamirt zu haben — er war wenigstens ganz entschieden mit seinem Bericht über den Raubanfall ausgelacht worden. — Aber trotzdem sagte er mit Roneiro „que importe“, was schadet es. Die Hauptsache

sahen sie doch jedenfalls erreicht zu haben, und die Frauen daheim? — seine eigene Familie? — Wah, jetzt waren sie ja doch blos durch die Pfaffen aufgehetzt und angereizt worden gegen ihre eigenen Interessen, nur der Kirche wegen, anzukämpfen. — Verloren dagegen die Priester ihr Spiel, nun dann fanden sie sich auch schon in das Unvermeidliche, und sie selber hatten dann doch jedenfalls das Gesetz und den Schutz der Regierung auf ihrer Seite.

Die Wirkungen des Decrets.

Mehrere Tage vergingen in Mexico, ohne daß beide Parteien, die Klerikalen wie die Antiklerikalen, sich — wenigstens offen — gerührt hätten. — Es war, als ob Jeder wisse daß etwas Entscheidendes in der Luft läge, und nun seine Zeit abwarte, um dem zu begegnen.

Allerdings hatte es sich schon in der Stadt ausgesprochen, daß der Kaiser den strengen und ungerechten Forderungen des Papstes nicht nachgeben würde und einen Schritt dahin vorbereite, — von der andern Seite aber war auch wieder das Gerücht verbreitet, die mexicanische Regierung wolle selber Gesandte an den Papst schicken, um die Befehle in Sachen der Kirche direct von seinen eigenen Lippen zu holen, wo dann natür-

lich an eine Widerseßlichkeit nicht gedacht werden konnte.

Da, mitten in den Neujahrsfestlichkeiten, und mit Siegesberichten aus dem Norden, wo wieder verschiedene Juaristische Banden zersprengt worden und andere sich freiwillig dem Kaiserreich angeschlossen hatten, erschien plötzlich im „Diario del Imperio“ der Brief des Kaisers an den Justizminister Escubero, datirt vom 27. December 1864, und zerhieb mit einem Schlag den Knoten, der bis jezt noch als fast unentwirrbare Fessel das Gedeihen und die Entwicklung des mexicanischen Staates in Banden gehalten hatte. *)

*) Dieser Brief, neben dem späteren verhängnißvollen Erlass vom 3. October, ist eins der wichtigsten, wenigstens folgenschwersten Documente des Kaiserreichs, und verdient deshalb hier wörtlich wiedergegeben zu werden.

Mexico, 27. December 1864.

Mein lieber Minister Escubero!

Um die Schwierigkeiten zu erleichtern, welche in Bezug auf das Reformgesetz entstanden sind, schlagen Wir die Annahme eines Mittels vor, welches, indem es den gerechten Forderungen des Landes entspricht, zugleich den Frieden der Gemüther und die Gewissensruhe bei allen Bewohnern dieses Reiches wieder herstellen soll. Zu diesem Zwecke haben Wir bereits, während Unseres Aufenthaltes in Rom, Unterhandlungen mit dem heiligen Vater, als dem allgemeinen Oberhaupt der katholischen Kirche, eröffnet.

Die Aufregung aber, die derselbe in der clerikalen Partei sowohl wie im Volke hervorbrachte, ist ganz unbeschreiblich, denn damit war eigent-

Der päpstliche Nuntius befindet sich jetzt in Mexico, aber zu Unserem größten Erstaunen hat er erklärt, daß er sich hierüber ohne Instructionen befinde, und daß er dieselben erst von Rom aus erwarte. Diese unnatürliche Position, welche nun durch sieben Monate fortbauert, läßt keinen weiteren Aufschub mehr zu. Sie fordert eine schnelle Lösung. Wir beauftragen Sie daher, Uns sowohl die geeigneten Maßregeln vorzuschlagen, daß die öffentliche Justiz ohne Ansehen der Person geübt werden könne, wie auch, daß die legitimen, durch Gesetze begründeten Interessen sicher gewahrt bleiben, indem die in ihrem Namen begangenen Ausschreitungen abgestellt, wie ferner für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und den Schutz anderer, in den religiösen Bereich gehörigen kirchlichen Angelegenheiten Fürsorge getroffen wird; und endlich dahin zu wirken, daß die Sacramente administriert und die Functionen des heiligen Amtes ausgeführt werden, ohne dem Volke durch das ganze Reich irgend welche Auslagen oder Lasten zu verursachen.

Zu diesem Ende werden Sie Mir vor Allem die Revision der Verhandlungen über die Güter der toten Hand und die Nationalisirung der Kirchengüter vorzuschlagen haben, und dabei als Basis annehmen, daß legitime Transactionen ohne Arg und in Uebereinstimmung mit den, diese Amortisation normirenden Gesetzen vollzogen, auch ratificirt werden sollen.

Kurz, seien Sie im Sinne einer freien und großartigen Toleranz thätig, lassen Sie jedoch nicht außer Acht, daß die Staatsreligion die römisch-katholische und apostolische ist.

Maximilian.

lich der erste entscheidende und selbstständige Schritt des Kaisers gethan, und er hatte gezeigt, daß er nicht, wie er auf der einen Seite noch nothgebrungen von Frankreich abhängig bleiben mußte, auch auf der andern von Rom geführt und regiert werden wollte.

An demselben Morgen, an welchem der Brief im „Diario“ veröffentlicht wurde, und noch lange bevor die Exemplare die Druckerei verlassen, betrat Monsignore Meglia, die erste Nummer in der Hand, die ihm durch die Vermittlung eines Anhängers der Kirche zugesandt worden, das Arbeitszimmer seines Freundes, des Erzbischofs, theilte diesem aber keine Neuigkeit mehr mit, denn das nämliche Blatt lag schon, noch feucht von der Presse, auf seinem Tisch, und der geistliche Herr schritt in sichtlicher Erregung in dem hohen, lustigen Gemach auf und ab. Nur als er den Nuntius erblickte, blieb er mitten in der Stube stehen, und mit einem eigenthümlich kalten Lächeln in den Zügen sagte er, indem er den römischen Priester fest und forschend ansah:

„Nun, Monsignore, wie gefällt Ihnen das Actenstück? das Sie, wie ich sehe, schon erhalten haben. Ich selber wollte eben nach Ihnen schicken, um Ihre Meinung darüber zu hören. Seine

Majestät enthebt uns jedenfalls auch des kleinsten Zweifels über seine Ansichten, und ich bin neugierig, wie der heilige Vater diese Expectorationen aufnehmen wird."

"Und glauben Sie wirklich daß es Ernst ist?" rief der Nuntius, indem er sich in augenscheinlicher Erregung in einen Stuhl warf; „es ist ja doch kaum möglich — kaum denkbar, daß ein österreichischer Prinz sich so vollkommen — ja ich möchte fast sagen von dem Glauben unserer Kirche losmachen könnte. Kirchenraub! — und „großartige Toleranz“, das heißt dem Protestantismus frei die Thür öffnen; Zwang der Geistlichkeit unter die gewöhnlichen Gerichte — es kann und darf ja nicht sein, und das in Mexico — in einer der spanischen Colonien, von einem streng katholisch erzogenen Monarchen selber ausgeführt. Es ist Nichts als ein Druck, den er auf uns auszuüben hofft, damit wir uns seinen früheren Vorschlägen geneigter zeigen und mit ihm darüber unterhandeln sollen."

"Täuschen Sie sich darüber nicht, Monsignore," sagte Labastida, ernst mit dem Kopf schüttelnd, „Sie kennen unsern Kaiser noch nicht, der mit modernen und oft gefährlichen Ideen wie allen Arten von Neuerungen, so schwankend er sonst

auch an Charakter sein mag, doch auch einen gewissen Trost verbindet. Diesen aber erst einmal geweckt, und es hält außerordentlich schwer, die Folgen abzuwenden.“

„Und wer hat ihn hierher gerufen?“ rief Meglia heftig aus, „war es nicht die Kirche selber, die ihn auf den Thron setzte, um hier im Lande die Spuren jener frechen Gesetze zu vertilgen, die jener abtrünnige Indianer erlassen? — und glaubt etwa dieser Schattenkaiser, Rom, das ihn groß gemacht und zu seinem Werkzeug ausersehen, besäße nicht auch die Macht und Mittel, um ihn wieder zu stürzen, sobald er seinem Zweck nicht entspräche? Ist das die Dankbarkeit, die wir vom Hause Habsburg erwarten durften?“

Labastida sah still und schweigend vor sich nieder, und für einen Moment war es fast, als ob ein leichtes, kaum merkbares Lächeln um seine Lippen zuckte. Wenn so, verlor es sich aber so rasch wie es entstanden, und nach einer kleinen Weile sagte er sinnend:

„Dankbarkeit ist ein Wort, was diese süßlichen Länder fast gar nicht kennen. Es liegt hier im Blut, wie es scheint — in dem ganzen Wesen und Charakter der Leute, und was man

für sie that, betrachten sie als nichts weiter, wie eine erfüllte Pflicht. Maximilian hat schon nach seinem Antritt erklärt, daß er sich ganz und vollkommen als Mexicaner fühle, und er scheint es in Wirklichkeit rascher geworden zu sein, als wir je vermuthen konnten."

"Aber wir dürfen das nicht dulden!" rief Meglia heftig aus; „wie ich fast glaube, ist dieser Brief noch immer nur erst ein Fühler, wie weit die Kirche ihm gestatten wird zu gehen — es ist noch kein Gesetz, das er gar nicht wagen darf in dieser Ausdehnung, und Rom ganz bei Seite schiebend, zu geben. Nichts als ein muthwilliger und — ich darf sagen frecher Versuch, die Kirche selber glauben zu machen, daß er ein Kaiser sei und über ihren Gesetzen und Vorschriften stehe, und erst wenn wir das dulden, wenn wir ruhig die Hände dazu in den Schooß legen, geht er vielleicht weiter — aber auch nur dann."

"Täuschen Sie sich darüber nicht," sagte der schlauere Labastida, „wie ich den Kaiser kenne, ist das mehr als ein Versuch, ist es eine That-
sache, und wir werden wohl thun, keine unnütze Zeit zu versäumen."

„Aber es ist doch nicht denkbar,“ rief Meglia aus.

„Ich muß selber gestehen,“ nickte Labastida, „daß ich nicht geglaubt habe, er würde in so rascher und rücksichtsloser Weise vorgehen, denn es liegt das, wie gesagt, gar nicht in seinem sonst weit eher schwankenden Charakter. Der Kaiserin selber würde ich es weit eher zutrauen, wenn ich mir überhaupt denken könnte, daß sie als fromme Katholikin die Hand dabei im Spiel gehabt.“

„Und hatten Sie keine Ahnung, daß etwas Derartiges im Werke sei? hätte es sich nicht doch noch vielleicht umgehen oder wenigstens hinausschieben lassen, um uns nicht jetzt vollkommen unvorbereitet dabei zu finden?“

„Ich muß zugeben, daß wir schlecht bedient waren,“ sagte Labastida sinnend, „und ich hätte vielleicht einen mir früher gemachten Vorschlag eines meiner Untergebenen annehmen sollen. Das Geschehene ist allerdings nicht mehr umgesehen zu machen, aber um so nöthiger wird es jetzt dafür, mit aller nur möglichen Umsicht zu Werke zu gehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wir hatten Niemanden in der unmittelbaren“

Nähe des Kaisers, auf den wir uns fest verlassen konnten," sagte der Erzbischof.

"Und sein Beichtvater?" frug Meglia mit einem forschenden Blick auch Labastida.

Dieser zuckte die Achseln und erwiderte: „Es gehört zu einem solchen Amt nicht allein guter Wille, sondern auch ein scharfer Verstand, um — eine solche Stellung auszufüllen. — Es wurde mir auch ein passender Mann dafür vorgeschlagen, aber ich hielt es damals nicht für nöthig, ja vielleicht gar für gefährlich, da ich selber die Persönlichkeit nicht genau kannte. Ich habe indessen aber nicht versäumt, Erkundigungen über sie einzuziehen, und selbst auf heute Morgens den Padre Miranda zu mir bestellt, um vielleicht doch dessen früher gegebenen Rath zu befolgen.“

"Und wer ist es? Kenne ich ihn?"

"Schwerlich" — sagte Labastida — „es ist ein deutscher Priester, der aber erst spät zu unserer Kirche übertrat und die Weihe erhielt. Es soll ein tüchtig geschulter, wie auch — gewandter Mann sein und — wie die Sachen jetzt einmal stehen, wo wir gar nicht wissen können welche Folgen dieser erste Schritt des Kaisers nach sich

zieht, wird es jedenfalls besser sein, sich auf Alles vorzubereiten."

"Hätten Sie das nur früher gethan!"

"Es ist noch nicht zu spät," sagte Labastida mit einem überlegenen Lächeln, „denn der Kaiser unterschätzt jedenfalls den Einfluß, den wir trotz Allem und Allem auf das Volk ausüben, und scheint sich selber dabei eine Waffe zu schmieden, die in unseren Händen für ihn gefährlich werden könnte: die Trennung des Staates von der Kirche und unsere dadurch erlangte vollständige Unabhängigkeit in geistlichen Dingen!"

"Kehrt aber Suarez zurück, so haben wir gar nichts gewonnen."

"Noch ist nicht jede Hoffnung verloren, das Herz Maximilian's umzustimmen und eine Declaration der wirklichen Gesetze zu verzögern. Inbessen arbeiten uns die Franzosen in die Hände, indem sie den Indianer vollständig vernichten und vielleicht gar in ihre Gewalt bekommen. Dann muß es nachher unsere Sorge sein, den richtigen Mann zu finden, der das Werk der Neugeburt Mexicos in die Hand nimmt, und daß er die Macht dazu nicht erhält, ehe er uns diesmal volle Garantien geleistet hat, dessen können Sie sich versichert halten. Aber ich

glaube, ich bekomme Antwort," unterbrach er sich, als sich in diesem Augenblick die Thür öffnete und ein indianischer Priester in sehr demüthiger Stellung auf der Schwelle erschien, „was giebt es, Padre Antonio?"

„Padre Miranda steht draußen im Vorfaal und wünscht —“

„Er soll hereinkommen," unterbrach ihn der Erzbischof, „er soll hereinkommen," und ungeduldig machte er selber einige Schritte nach vorn, der Thür zu, besann sich aber doch wieder, blieb stehen, ging zum Tische zurück und nahm dort ein Buch auf, als Padre Miranda mit seinem kahlen Kopf und dem verschmizten Gesicht, das er aber jetzt in gar ernste und demüthige Falten gelegt hielt, in der Thür erschien.

„Ave Maria," sagte er mit leiser, halb flüsternder Stimme, indem er wie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust machte, und „Purissima" antwortete ihm, leicht den Kopf neigend, der Erzbischof.

„Sie haben mich rufen lassen, Monseñor."

„Ja, Padre," nickte der Erzbischof, „aber nur einer einfachen Frage wegen, die ich dem Boten nicht anvertrauen wollte. Sie nannten mir einmal vor einiger Zeit einen — zuverlässigen

Mann, der vielleicht — wenn Seine Majestät eine geistliche Hilfe brauchen oder wünschen sollte, ihm empfohlen werden könne?"

„Ja, Monseñor, den Padre —“

„Der Name thut nichts zur Sache,“ unterbrach ihn sein Vorgesetzter, „ich kenne ihn, aber wo ist jener Mann jetzt?“

„Hier in Mexico, Monseñor — in der Hauptstadt.“

„Hier in Mexico?“ rief Labastida erstaunt; „wie mir gesagt worden, befand sich jener Padre ziemlich weit von hier entfernt — im Nordén.“

„Allerdings, aber — wir sind mit einander befreundet, Monseñor, und ich hatte mir die Freiheit genommen, ihm anzudeuten — ohne jedoch dafür die geringste Verpflichtung zu übernehmen — daß er vielleicht hier bei uns einen, seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis finden könne, wenn er es versuchen wolle herzukommen.“

„Sm!“ sagte Labastida, dadurch wirklich überrascht, denn das Ganze kam ihm fast ein wenig zu schnell, „und wo hält er sich jetzt auf?“

„Er wohnt jetzt in der Stadt bei einem Landsmann und würde sich glücklich schätzen,

wenn ihm Monsenior erlauben wollten, Ihnen einmal seine Aufwartung zu machen, nur um Ihnen Bericht über jene Landestheile abzuflattern, die er bereist hat und wo er ordinirt gewesen. Ich bin fest überzeugt, daß Sie sich außerordentlich dafür interessiren werden, denn er hat eine vortreffliche Beobachtungsgabe und die verschiedenen Länder mit Nutzen durchzogen!"

"In der That?" sagte Labastida, „die Zeit ist allerdings nicht besonders dazu geeignet, denn wichtige Dinge beschäftigen uns gegenwärtig, aber — eine Stunde findet sich vielleicht doch dafür. Wenn er morgen früh um zehn Uhr einmal hier anfragen will, so ist es möglich daß ich ihn sprechen kann. Sagen Sie ihm das!" und die Hand wie segnend gegen den Padre ausstreckend, wandte er sich zur Seite, indessen dieser nach tiefer Verbeugung sich zurückzog.

Der Padre, den Meglia indessen, wenn auch nur schweigend, doch aufmerksam beobachtet hatte, war kaum durch die sich hinter ihm schließende Thür verschwunden, als der Runtius sagte:

„Wie ist sein Name?"

„Der Name des Padres, der uns eben verlassen hat?"

„Ja."

„Miranda; ein gewandter und brauchbarer Mann!“

„Ich glaube es — er sieht so aus — aber er muß mit Vorsicht benützt werden!“

„Mißtrauen Sie ihm?“

„Das sage ich nicht, aber — ich verlehre nicht gern — außer zu ganz bestimmten Zwecken — mit zu schlaunen Menschen.“

„Und dafür halten Sie den Padre?“ lächelte Labastida, „ich glaube, Sie thun ihm Unrecht; er besitzt, meiner Meinung nach, nur in einer bestimmten Richtung eine, wie ich nicht leugnen will, große Gewandtheit und weiß sich nützlich zu machen. — Doch — um auf unser voriges Gespräch zurück zu kommen — was gedenken Sie auf diesen Brief zu thun, denn gegen Sie ist er eigentlich direct gerichtet!“

„Und wie würden Sie an meiner Stelle handeln?“ fragte der Nuntius zurück.

Labastida schwieg und sah eine kurze Weile sinnend vor sich nieder.

„Ich glaube,“ erwiderte er endlich, „ich würde mir zu irgend einem entscheidenden Schritt Zeit nehmen und zuerst versuchen, den Kaiser auf die Gefahr, der er sich durch eine solche Handlung aussetzt, aufmerksam zu machen.“

„Und ist das Ihr Ernst?“ forschte der Prälat, sich stolz emporrichtend.

„Ich kann mich irren,“ erwiderte Vabastiba, „aber ich würde es für zweckmäßig halten.“

„Und der heilige Stuhl sollte eine solche Beleidigung ruhig hinnehmen?“ fuhr der Nuntius heftig fort, „sollte diesen „Probekaiser“ glauben machen, daß Rom je eine solche Mißachtung seiner Befehle auch nur einen Moment dulden würde?“

„Aber wir verfügen gegenwärtig über keine Macht,“ sagte der durch Bazaine's früheres rücksichtsloses Einschreiten vorsichtig gemachte Erzbischof, „um unseren Worten Nachdruck zu geben. Das Einzige, was wir in diesem Augenblicke thun könnten, wäre, gegen ein solches Vorgehen der Regierung in vollkommen akatholischer Weise zu protestiren.“

„Und zwingt mich nicht meine ganze Stellung dazu?“ rief der Nuntius, „stehe ich hier nicht als Abgesandter des heiligen Vaters, und darf ich dulden, ohne meiner Entrüstung Worte zu leihen, daß hier ein Act vollzogen wird, der das Heiligste umstürzt und die Kirche in ihrer innersten Feste erschüttert?“

„Maximilian wird aber durch einen solchen

Schritt nur noch in der einmal eingeschlagenen falschen Bahn bestärkt werden."

"Dann mag er sich auch die Folgen selber zuschreiben," sagte der Nuntius finster — „dann mag er fallen, denn er hat seinen Boden — er hat Gott verloren. An Ihnen aber ist es jetzt, Ihren ganzen Einfluß im Lande aufzubieten, um einem solchen unkirchlichen Gesetz entgegen zu treten. Der Sturm gegen dasselbe muß auf allen Seiten zugleich beginnen und unablässig fortgesetzt werden, bis wir eine entscheidende Antwort von Rom bekommen und dann auch einen entscheidenden Schlag führen können. Pamphlete müssen im Lande verbreitet werden, um das Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln. Begünstigt ja doch auch das Gesetz nur die bemittelte Klasse; welchen Nutzen hat der Lepero davon. Wie steht es mit der Bittschrift der Frauen und Jungfrauen, die Sie vorbereitet haben? Dieselbe muß ohne Zögern in Circulation gesetzt werden, und ich denke, wir werden die Regierung so zusammenheften, daß sie die Lust zu weiteren Versuchen schon verlieren soll. Ich selber werde dabei, kraft der mir vom Papste übertragenen Gewalt, Verhaltensregeln an die Geistlichkeit Mexicos erlassen, und hoffe dadurch Seiner Majestät klar

genug darzuthun, daß sich nun einmal nicht gegen den Stachel lecken läßt. Alles das muß aber Schlag auf Schlag folgen, und wir haben deshalb keinen Moment Zeit zu verlieren; sind Sie mit Allem einverstanden?"

„Gewiß, wenn Monsignore glauben, daß es nützlich ist. Ich füge mich darin ganz den Beschlüssen des heiligen Stuhles und stelle Ihnen meine schwachen Dienste zur Verfügung.“

„Dann bis auf Wiedersehen!“ Und mit hastigen Schritten eilte der Nuntius in seine eigenen Gemächer, um ohne Säumen den Kampf mit der „weltlichen Macht des Kaisers“, wie er sich ausdrückte, aufzunehmen.

* * *

Unbeschreiblich war die Aufregung in Mexico, als an diesem Tage das „Diario del Imperio“ herausgegeben wurde und den Brief brachte, den der Kaiser an seinen Justizminister geschrieben. Erhielt die Bevölkerung doch dadurch den bestimmten Beweis, daß sich der Kaiser nicht länger am Gängelbände Roms befand, und gesonnen sei, seine eigene freie Bahn, unbehindert durch einen Einfluß des Klerus, zu wandern. — Aber man glaubte noch nicht recht daran, oder fürch-

tete vielmehr die Schritte, die der vom Papst gesandte Nuntius jetzt thun würde, um der Absicht des Monarchen entgegen zu wirken, — und der Protest desselben ließ auch nicht lange auf sich warten. Er bestritt darin mit der größtmöglichen Unverschämtheit Maximilian das Recht, in seinem eigenen Reiche Das anzuordnen, was er für das Beste desselben hielt, und entblödete sich sogar nicht, wenn auch noch immer in versteckten Worten, mit dem Strafgericht des „heiligen Vaters“ zu drohen, der eine solche Mißachtung seiner Forderungen nicht dulden würde und könne.

Das nun ließ die Regierung ruhig hingehen — weshalb sollte der Nuntius nicht protestiren, war er doch selber durch diesen Brief, wie sich nicht gut leugnen ließ, in eine nicht gerade angenehme Lage gerathen. — Aber dabei blieb es nicht, denn Meglia, der stolze Nuntius Roms, geberdete sich gerade so, als ob er der Herr von Mexico wäre, und der Minister Escudero erhielt die Nachricht, daß ein förmlicher Befehl an sämtliche mexicanische Geistliche in die Druckerel gegeben sei, der natürlich, wenn er veröffentlicht worden wäre, viel Unheil angerichtet, oder doch wenigstens viel böses Blut im Lande gemacht hätte.

Ohne Weiteres conferirte er deshalb mit dem Kaiser, und Maximilian, durch den unverschämten Protest des päpstlichen Dieners überhaupt gereizt, war in diesem Augenblick fest entschlossen, den Klerikalen das Recht nicht einzuräumen, gegen ihn und den Staat offen zu agiren. Ohne Zögern erschien im amtlichen Blatte ein Decret, welches dem Kaiser für alle päpstlichen Bullen und Erlässe in Mexico das Exequatur vorbehielt, der Nuntius also nun auch den Geistlichen keine Verhaltensregeln mehr geben konnte, die nicht erst dem Kaiser oder seinen Ministern zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt waren.

Der Nuntius protestirte allerdings auch augenblicklich hiergegen, aber Labastida hatte Recht gehabt: es fehlte ihnen die Macht, ihren Willen durchzusetzen, und die stolzen Priester fanden bald, daß sie allein gar nichts gegen die beschlossene Maßregel ausrichten konnten, sondern mit jeder Stunde fast mehr Boden unter den Füßen verloren.

War es das Gefühl im Lande, daß sein Kaiser energisch gegen den nur zu oft drückenden Zwang der höheren Geistlichkeit auftrat, der die niederen Geistlichen überdies nicht immer

freundlich gesinnt waren und auch von ihr in einem oft kaum erträglichen Zwang gehalten wurden; war es das dadurch geweckte Vertrauen zu einem starken — nicht von Rom abhängigen Kaiserreich, aber die Begeisterung war allgemein, und zeigte sich, wie das ja stets der Fall ist, am stärksten und deutlichsten in der Hauptstadt.

Wenige Tage nach dem letzten Erlasse fuhr der Kaiser mit der Kaiserin in seiner leichten Equipage von Chapultepec in die Stadt, um dort einem dringend gebotenen Ministerrath zu präsidiren, kaum aber erreichte er nur die erste Straße, als sich das Volk zusammenrottete und die Herrschaften mit Jubelruf empfing. Der Kaiser ließ den Wagen langsam fahren, damit in den fast unnatürlich belebten Straßen kein Unglück passire, aber die Volksmenge wuchs. „El Emperador — el viva!“ tönte es durch die Gassen, und müßiges Volk gab es überall, um jeden Auflauf zu schwellen — Kopf an Kopf standen sie bald — französische und mexicanische Soldaten, Peperos, mit den angesehensten Bürgern der Stadt zusammen. „El viva — el viva!“ tönte der Ruf — die Hüte wurden geschwenkt — die Bevölkerung schien in Aufregung — und es

blieb dem Kaiserpaar zuletzt nichts Anderes übrig, als den Wagen zu verlassen und den noch übrigen Weg nach dem Palais unter dem immer mehr anwachsenden Beifallsturm der zuströmenden Massen zurückzulegen.

Es war kein Zweifel mehr; Maximilian, von dem man nie gehofft, daß er gerade der doch noch immer gefürchteten Geistlichkeit so entschieden entgegenreten würde, hatte sich die Herzen des Volkes im Sturm erobert.

Und in seinem Palast an der Plaza stand Labastida, der stolze Erzbischof von Mexico, mit finster zusammengezogenen Brauen, und sah den Jubel an, mit dem das Volk — sein Volk — den Kaiser in das Schloß geleitete. Seine Hand ballte sich — seine Lippen preßten sich gegeneinander, bis jeder Blutstropfen aus ihnen wich, aber er war machtlos diesem Ausbruch einer entscheidenden Stimme gegenüber, und da zum ersten Mal vielleicht fühlte er, daß die Oberherrschaft der „Kirche“ in Mexico für immer gebrochen sei.

In den Straßen tummelte sich das Volk, und ein Jubelruf ging durch die Stadt — woher? — Keiner konnte es sagen — die Menge ist leicht erregt, zum Guten wie zum Bösen, aber

wahrscheinlich bleibt es, daß besonders die niedere Geistlichkeit, die schon oft in diesen Ländern dem höheren Klerus gegenübergestanden, viel dazu beigetragen hatte, auch selbst die Masse für eine ihr doch ziemlich fern liegende Handlung der Regierung zu begeistern. Tausende jubelten auch nur aus dem Grunde mit, weil sie Andere eben in Jubel ausbrechen sahen — wie sie sich eben so bereit gezeigt haben würden, im Kaiserpalast die Fenster einzuwerfen, wenn eine Anzahl von Leperos gerade damit den Anfang gemacht hätte.

Der Nuntius war außer sich; alle seine Proteste wurden gründlich mißachtet, seine Erlasse dagegen in den Druckereien zurückgehalten, und der laut ausbrechende Volksjubel zeigte ihm außerdem, was er hier in Mexico für Rom zu hoffen habe. Allerdings erließ das ganze Episkopat in Mexico, natürlich unter der Führung und dem Befehl Labastida's, noch einen gemeinschaftlichen Protest gegen diese völlig „unkirchliche“ Maßregel der Regierung, aber auch davon nahm kein Mensch Notiz, ja der Justizminister sogar Gelegenheit, seinen Beamten nur noch mehr einzuschärfen, die verschiedenen Geistlichen zu überwachen, und sie, wo sie ihre Ver-

richtung kirchlicher Dienste verweigerten, ohne Säumen zur Anzeige zu bringen.

In dieser Zeitperiode, und zwar in den ersten Tagen des Januar 1865, reiste der General Bazaine nach dem Süden ab, um sich selber an die Spitze des Truppenkörpers zu stellen, der die Aufgabe hatte, Porfeirio Diaz zu unterwerfen und damit Juarez' letztes Bollwerk zu zerstören. Vom Norden liefen ja auch nur Siegesberichte ein, der Osten war vollständig unterworfen, und nur noch im Westen, in der Provinz Guerrero, bot der alte Gouverneur Alvarez der neuen Regierung Troß — aber auch nicht mehr, als er bisher jeder andern geboten. Die Republik hatte er früher wohl anerkannt, aber er duldete keine fremden Truppen oder Beamten in seinem Staat, und ließ sich auch in seine Verwaltung Nichts hineinreden; und da die zerklüfteten und fast pfadlosen Gebirge Guerreros das ganze Land fast zu einer Festung machten, so setzte er auch seinen Willen durch.

Alle Versuche, den Staat zu erobern, schlugen deshalb fehl und wären besser nie unternommen worden, denn er hätte doch nie gehalten werden können.

Die Escorte, die bestimmt war den General

Bazaine nach dem Süden zu begleiten, sprengte mit schmetternden Trompeten durch die Straßen der Stadt, und zwei Reiter, die von verschiedenen Seiten dagegen ankamen, mußten halten, um sie vorüber zu lassen. Der Eine von ihnen wollte jetzt rechts abbiegen, als das Pferd des Andern zuerst seine Aufmerksamkeit erregte und er in dem Reiter dann auch zu seinem Erstaunen einen alten Bekannten, Mauricio Lucibo, erkannte.

„Caramba, amigo!“ rief er aus, indem er mit einem Schenkeldruck sein eigenes Thier an dessen Seite trieb, „Du reitest ja ein wahres Prachtpferd. Wo hast Du den Araber gekauft? — der muß ein schmähhches Geld kosten.“

„Silvestre! hombre wo kommst Du her? ich habe Dich in Wochen nicht gesehen, und wie bleich und mager Du geworden bist. Warst Du krank?“

„Nein — nur verreist,“ erwiderte der junge Mann — „doch davon nachher. Erst sage mir, von wem Du den prachtvollen Fuchs gekauft hast — der Zaum und das Sattelzeug allein muß ja seine 1000 Pesos gekostet haben.“

„Von dem französischen Gesandten — nicht wahr, es ist ein Prachtthier? und reitet sich

pompös. Er tanzt nur so über das Pflaster hin."

"Du mußt gut bei Kasse sein," sagte Silvestre, indem sein Blick etwas erstaunt über den Reiter flog, „denn als ich Dich zum letzten Mal sah, hattest Du nicht unbeträchtlich verloren."

"Und wechselt das nicht im Spiel, amigo?" lachte der junge Mann — „Was hab' ich Dir immer gesagt? Fortuna ist blind und flüchtig, und nur wer sie bei den Haaren erfaßt, kann sie zwingen ihm zu gehorchen. — Ich habe viel Geld gewonnen."

"Von dem Italiener?"

"Verdamm' ihn," knurrte der junge Mann durch die zusammengebißenen Zähne, „dem Schuft kann ich nicht beikommen, aber einmal muß das Glück doch auch bei ihm wechseln."

"Schwerlich — wo es sich mit Geschicklichkeit paart," sagte Silvestre.

"Ich weiß, daß er falsch spielt," rief Mauricio, „aber ich erwische ihn einmal und dann zahl' ich's ihm heim."

"Und wo hast Du gewonnen?"

"Ach — draußen in Tavubaya," sagte Mauricio ausweichend, „auch hier in der Stadt ein-

mal mit französischen Officieren. Es ist die letzte Zeit vortrefflich gegangen. — Aber wo warst Du?"

„Ich? — verreist — in Queretaro.“

„Caramba, und was hattest Du da zu thun? Die Wege sollen jetzt verwünscht unsicher sein, und die Diligence ist in der letzten Zeit ein paar Mal, gar nicht so weit von Mexico selber entfernt, angefallen worden.“

„Ich weiß es; habe wenigstens davon gehört. Wenn sie einmal ein Duzend von dem Pumpen- gesindel an die nächsten Bäume hingen, würden sie bald Frieden geben, aber mit dem Kaiser wird Nichts. Der hat keine Energie.“

„Ach was,“ sagte Mauricio, „Räuber sind das gar nicht, sondern nur Guerillas der Republikaner, die dem Feinde jeden möglichen Abbruch thun wollen.“

„Ja wohl,“ lachte Silvestre, „indem sie ihm die Taschen plündern und ihn laufen lassen. — Doch, wohin willst Du jetzt?“

„O,“ sagte Mauricio, dem die directe Frage etwas unverhofft zu kommen schien. „Nur einen Spazierritt wollte ich machen. Der Fuchs wird mir zu wild, wenn er einen ganzen Tag ohne Arbeit im Stall steht. Wohin gehst Du?“

„Ich — habe einige Geschäfte zu besorgen,“ erwiderte Silvestre, „doch was ich Dich noch fragen wollte. Was sagst Du zu dem letzten Erlass des Kaisers? Der Klerus ist wüthend, und — auch vielleicht nicht ganz umsonst, denn er allein hat den fremden Kaiser in das Land gerufen und wird jetzt eigentlich schmäählich behandelt.“

„Bah — geschieht den Pfaffen Recht,“ sagte Mauricio leicht hin — „das wäre eine schöne Confusion geworden, wenn die verkauften Kirchengüter hätten sollen herausgegeben werden. Jetzt ist die Sache abgemacht.“

„Und vielleicht doch noch nicht — der Klerus beruhigt sich nicht so leicht und hat eine große Gewalt im Lande.“

„Aber keine Soldaten,“ lachte Mauricio, „und heutzutage ist nur mit Soldaten Etwas auszurichten. Nein, die Pfaffen sind in mancher Hinsicht recht gut, und ich möchte es nicht mit ihnen verderben, aber sonst freut es mich doch aus voller Seele, daß ihnen der Bissen aus den Zähnen gerissen ist. Sie können jetzt die Lippen darnach lecken. Apropos, Silvestre, welche Zeit ist es — ich habe vergessen meine Uhr heute Morgen aufzuziehen.“

„Es wird elf Uhr vorbei sein.“

„Caramba, so spät!“ rief der junge Mann, rasch den Zügel seines Thieres aufgreifend und ihm die Sporen einsetzend — adios amigo — hasta luego.“ und fort sprengte er die Straße hinab, seinem Ziel entgegen.

* * *

In der Calle de los Plateros in dem Friseurladen des Don Pedro Gaspard war große Aufregung, denn der kleine Spanier tractirte den Barbier mit Champagner zur Feier der festlichen Gelegenheit, daß Kaiser Maximilian den Pfaffen das Grundeigenthum abgenommen, und sie in die Schranken zurückgewiesen hatte, in die sie gehörten.

Don Pedro war vollständig liberal gesinnt, d. h. nicht etwa im mexicanischen Sinne und gegen das Kaiserreich, wie der Präsident der sogenannten Liberalen, Juarez, sondern in seinen Ansichten überhaupt. Er verlangte für sich eine freie Verfassung, freie Religion und steuerfreie Einführung seiner Toilettegegenstände, und da er jetzt alles Dieses erlangt hatte, spendete er an seinen Gehilfen eine Flasche Sect.

Don Julio konnte derselben aber nicht ein-

mal recht Genüge leisten, da inzwischen einige Kunden eintrafen, die bedient sein wollten, und Don Pedro hatte sich eben die Zeit zu Ruhe machen wollen, als ein kleiner Indianerjunge den Laden betrat und einen Zettel in die Höhe hielt, zum Zeichen, daß er ihn hier an irgend Jemand — er wußte ja selber nicht an wen — abzugeben hatte. Er war übrigens für Don Pedro selber bestimmt und enthielt nur die wenigen Worte:

„Kommen Sie selber augenblicklich oder spätestens bis Schlag elf Uhr in die Calle San Augustin Nr. 11 und fragen Sie nach mir. Es ist ein wichtiger Gegenstand, um den es sich handelt.

Padre Zaloga.“

Nun stand Don Pedro mit dem Padre (dem Beichtvater seiner Frau — er selber hatte gar keinen) nicht etwa auf einem so besonders freundschaftlichen Fuße, daß irgend welche vertrauliche Mittheilungen hätten zwischen ihnen verhandelt werden können. Er bezog die Einladung desselben auch nicht etwa auf eine politische, sondern rein geschäftliche Besprechung; der aber legte er um so mehr Werth bei, da er, wenn auch Hof-
 friseur Ihrer Majestät der Kaiserin, doch noch

keineswegs Eingang in die Kreise der hohen Geistlichkeit gewonnen hatte. Was also konnte diese Einladung Anderes bedeuten? Jedenfalls sollte er, durch die Vermittlung seines Hauspades, bei einem der hohen geistlichen Herren eingeführt werden, und daß er eben erst auf die Niederlage derselben eine Flasche Champagner geleert, that der Sache selber natürlich keinen Abbruch.

Uebrigens hatte er gar keine Zeit mehr zu versäumen, wenn er pünktlich an dem bestimmten Ort erscheinen wollte; denn es ging schon scharf auf elf Uhr oder hatte vielleicht gar schon geschlagen, und Don Julio nur einige flüchtige Verhaltensregeln zurücklassend, eilte er dem bezeichneten Hause zu.

An der nächsten Ecke begegnete ihm ein Reiter, der ihn scharf fixirte und sein Pferd bei seinem Anblick etwas einzügelte, aber Don Pedro nahm keine Noth von ihm — er hatte andere Dinge im Kopf und Mauricio Lucido trabte darnach wieder die Straße hinab und lenkte direct gegen den Friseurladen zu, ohne diesen jedoch selber zu behelligen. Dicht vor der Thür stieg er vom Pferde, nahm dieses am Zügel, führte es in den inneren Hofraum hinein, wo er es an einem

der dort befestigten Ringe anband, und stieg dann, wie schon bekannt im Hause, die Treppe hinauf, die zu den oberen Räumen hinaufführte, und wo er eine lange und, wie es schien, sehr interessante Unterredung mit der Señora Gaspard hatte.

Betrifft es die Kirchenfrage, die gerade in dieser Zeit sehr lebhaft von den Damen verfochten wurde? Niemand erfuhr es, und als der junge Mann eine Weile dort oben gewesen war, ging er wieder hinunter in den Hof, nahm sein Pferd am Zügel, führte es hinaus und schritt selber zu dem Laden, an den er anklopfte.

„Entra, Señor!“

„Ich kann nicht — ich habe mein Pferd hier. Von Pedro zu Hause?“

„Nein, Señor.“

„Niemand hier, der mein Thier einen Moment halten könnte?“

Der Junge, den die Señora gewöhnlich zur Aufwartung hatte, war schon unten, sprang hinaus, nahm das Thier, und Mauricio ging indessen in den Laden, um sich eine Flasche Haaröl zu kaufen und seine Locken ein wenig ordnen zu lassen. Wenige Minuten später sprengte er die Straße hinab, und bald nach ihm traf auch

Don Pedro, aber in nicht besonderer Laune, wieder ein.

„Caramba,“ rief er aus, als er seinen Hut an den Nagel gehangen hatte und sich mit beiden Händen durch die Haare gefahren war. „Wissen Sie, Don Julio, weshalb mich Padre Saloga hat so eilig bestellen lassen?“

„Keine Ahnung,“ sagte der Barbier.

„Wäre auch unnatürlich,“ versetzte Don Pedro, „Ich selber könnte ein Jahr rathen und würde nicht darauf kommen. Wir Spanier hier — denken Sie sich den Blödsinn — sollen eine Adresse, das heißt eine Bittschrift an den Kaiser aufsetzen, um ihn zu ersuchen, sich nicht an dem Eigenthum der Mönche zu vergreifen und den religiösen Sinn der Bewohner von Mexico zu schonen. Ist Ihnen schon je so Etwas vorgekommen?“

„Nein,“ sagte Don Julio auf das entschiedenste.

„Und ich begreife auch gar nicht,“ fuhr Don Pedro fort, „weshalb mir der Padre das nicht hier im Haus gesagt hat — er kriecht doch oft genug hier herum; aber bewahre! muß mich da großartig in das Haus des Bischofs bestellen, und dann lassen sie Einen noch eine halbe Stunde

auf dem Vorsaal stehen, ehe man nur einmal hineingerufen wird."

"Das ist vornehm," sagte Don Julio —
„wenn ich einmal ein vornehmer Mann werde,
lasse ich auch alle Leute warten."

"Sie sind ein Esel," sagte Don Pedro und
ging noch einmal zu der Champagnerflasche hin-
über, in der er einen Rest zurückgelassen — es
war aber Nichts mehr darin, und seine Laune
besserte sich dadurch nicht.

11.

Wünsungen.

Als Mauricio seinen Freund Silvestre verlassen, wandte der Letztere langsam seinen Rappen die Straße hinab, und zwar in einer entgegengesetzten Richtung von Jenem, aber nicht etwa auch in einem scharfen Trab, sondern langsam und zögernd, als ob er selber noch nicht recht wisse, wohin er sich eigentlich wenden sollte. Unwillkürlich aber doch lenkte er sein wackeres Thier, das nur ungeduldig den hemmenden Zügel fühlte und viel lieber im Galop dahin geflogen wäre, in eine bestimmte Straße ein, und zwar in die, in welcher Roneiro's Haus lag, hatte auch dieses fast erreicht, als er klappernde Hufschläge hinter sich hörte und eine kleine Cavalcade von mehreren Damen und Herren bemerkte, die auf ihren flüch-

tigen Thieren hinter ihm drein kamen. Wie er den Kopf nun wandte, erkannte er auch schon in den Herren Officiere, und zwar in französischer Uniform — und in den Damen? Sein Herz schlug fast fieberhaft in der Brust, denn Inez war unter ihnen. So rasch kamen sie dabei heran, daß sie ihn, ehe er selber nur einen Entschluß fassen konnte, ob er ausweichen oder sie erwarten sollte, überholten, und wie er sein eigenes Pferd wandte und natürlich grüßte, neigte sich ihm Inez, ohne ihm aber auch nur ein freundliches Wort zuzurufen. Höflich allerdings, aber auch vollkommen kalt, grüßte sie und passirte mit den Uebrigen, bis sie, an ihrem elterlichen Hause angelangt, den Begleitern voran, durch die schon geöffnete Thür in den Hof einritt und dort mit der ganzen kleinen Gesellschaft verschwand.

Silvestre hatte seit jenem Abend, wo er in Roneiro's Zimmer den General der Liberalen, Porfeirio Diaz, traf, Don Bautista allerdings wieder aufgesucht, und zwar zu dem Zweck, um von ihm selber eine Aufklärung über Inez' Betragen zu erhalten. Er fand aber bald, daß der alte Herr noch gar nichts davon gemerkt hatte und selber erstaunt über die Beobachtungen des eifersüchtigen jungen Mannes war.

Er versprach auch seiner Tochter in's Herz zu reden und bat Silvestre, nur gute Hoffnung zu behalten, denn es werde sich noch Alles arrangiren lassen. Mädchen hätten nun einmal Launen, und er solle Inez lieber nicht zu sehr drängen. Er selber würde dann Alles in Ordnung bringen. Vergebens aber hatte er diese Versuche dann später erneut — der alte Roneiro war immer außerordentlich höflich, ja freundschaftlich gegen ihn, wich ihm aber auch augenscheinlich aus, wo er das nur irgend konnte, und Silvestre endlich, um diesem wahrhaft unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, hatte eigentlich heute die Absicht gehabt, den Vater sowohl als Inez zu einer Entscheidung zu drängen — aber konnte er das jetzt, wo sich das Haus voll Besuch befand — und gerade dieser Besuch?

Alle seine wie die Interessen der Gesinnungsgenossen gingen mit dem Kaiserreich, und jetzt, da Maximilian auch noch ihr Eigenthum gegen den Klerus beschützte, schien er gerade nur für die Partei der Conservativen ganz besonders einzutreten. Aber dachte jetzt Silvestre daran, als er seinem feurigen Thier die Sporen einsetzte, und mit ihm die Straße entlang, hin über die

Plaza und hinaus in's Freie flog? — Vitore Flüche gegen das nämliche Kaiserreich, wie gegen alle Feinde, die sein Vaterland betreten, murmelte er zwischen den Zähnen durch, und finstere, unheilvolle Gedanken waren es, die ihm durch den Sinn zuckten. — Und trotzdem gab er die Hoffnung noch nicht auf, und als er, ohne eigentlich selber zu wissen, wohin er sein muthiges Thier gelenkt, sich plötzlich in Tacubaya fand, wandte er um und kehrte direct in die Stadt zurück. Er wollte nicht länger mit einer Antwort hinausgezögert werden — er wollte wissen und erfahren, wie er mit Inez stand, und wenn er die junge Dame auch selber nicht sprechen konnte, so sollte ihm doch ihr Vater Antwort geben, oder er brach jede Verbindung mit dem Hause ab.

Hatte er aber geglaubt in Roneiro's Hof die verschiedenen Reitpferde noch angebunden zu finden, so sah er, daß er sich darin geirrt. Der Hof war leer, und auch als er die hohe Treppe hinaufstieg, die zu der ersten Etage und den Wohnzimmern der Familie führte, begegnete er Niemandem, bis er oben einen Burschen traf, den er nach Señor Roneiro fragen konnte.

„Der Señor ist drüben in seinem Zimmer.“

„Und die Damen?“

„Sind eben ausgefahren — wahrscheinlich zu Señora Jamacona.“

„Und wo sind die französischen Officiere geblieben?“

„Quien sabe,“ erwiderte der Bursch — „fortgeritten mit dem Wagen.“

Silvestre blieb einen Augenblick überlegend auf der Gallerie stehen, aber nicht lange; er war einmal fest entschlossen, heute mit Inez' Vater zu sprechen — heute mit ihm in's Reine zu kommen, und ohne eine weitere Anmeldung für nöthig zu halten, schritt er hinüber und klopfte an die Thür.

Er fand Señor Roneiro allein in seinem Zimmer und zwar mit der Lectüre des „Diario del Imperio“ beschäftigt. Er grüßte auch den jungen Mann freundlich, doch mit unverkennbarer Befangenheit — wußte er doch, was dieser ihm zu sagen hatte — was er ihm darauf antworten mußte, und suchte das Gespräch deshalb nach Art der Mexicaner, die einem selbst unvermeidlichen Uebel so lange als irgend möglich aus dem Wege gehen, auf hundert andere Dinge, nur nicht auf das gefürchtete Thema zu lenken.

„Ah, Don Silvestre! Sehr erfreut Sie zu

sehen — como está amigo. Sie haben sich ja in einer wahren Ewigkeit nicht hier im Hause blicken lassen.“

„Señor,“ sagte der junge Mann, und der Ernst des Augenblicks machte auch ihn befangen, „da ich nicht wissen konnte, ob Ihnen mein Besuch gerade angenehm sei.“

„Pero hombre! was Sie auch reden — Sie wissen doch, daß Ihnen jeden Augenblick das ganze Haus zur Disposition steht — aber die unruhigen Zeiten — haben Sie schon erfahren daß General Bazaine heute nach Dajaca aufgebrochen ist?“

„General Bazaine allerdings,“ erwiderte Silvestre, der diese Höflichkeitsformen schon zur Genüge kannte, nicht ganz ohne Bitterkeit, „es sind aber noch eine Menge französischer Officiere zurückgeblieben, denn vorhin war der ganze Hof Ihres Hauses damit gefüllt —“

„Ach ja,“ lispelte Roneiro — „ein Spazierritt, den die Damen gemacht hatten; junges Volk, will sich ein wenig Bewegung verschaffen.“

„Aber die Señoritas —“

„Sind jetzt alle hinüber zu Zamaconas,“ unterbrach ihn Roneiro, „und wissen Sie, was sie da vorhaben, Don Silvestre?“

„Ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß, Señor — die Damen haben mich seit längerer Zeit nicht in ihr Vertrauen gezogen.“

„Politisiren wollen Sie,“ lächelte der alte Herr, „der Teufel ist los und der böse Geist in Form der ehrwürdigen Padres zwischen sie gefahren, denn sie haben eine Konstredeputation oder vielmehr Petition im Werk, die dem Kaiser überreicht werden soll.“

„Wahrscheinlich um ihn zu bitten, die Franzosen außer Landes zu schaffen,“ sagte Silvestre nicht ohne Bitterkeit im Ton.

„Um — darin läge vielleicht noch eher Sinn,“ sagte Señor Roneiro, der den Seitenhieb recht gut fühlte, aber nicht darauf einzugehen gedachte — „aber Gott bewahre — gegen uns selber ist sie gerichtet, oder vielmehr gegen den Brief, den der Kaiser an Escudero geschrieben und der die Schwarzen aufgerührt hat, als wenn man mit einem Stoß in einen Ameisenhaufen stößt.“

„Ich habe davon gehört,“ nickte Silvestre, „meine Mutter steht sogar mit an der Spitze — sie wollen um Rücknahme des Briefes bitten.“

„Ja wohl, weil das Seelenheil ihrer Familien, die Tugend ihrer Söhne und Töchter, die Treue ihrer Gatten dabei auf dem Spiel

stünde," nickte Roneiro, „so steht es wörtlich darin; es ist rein zum Verzweifeln, wenn man so Etwas mit anhören muß, und vor ganz kurzer Zeit war meine eigene Frau noch ganz vernünftig — und auch wohl aus besonderen Gründen. Jetzt aber wird die ganze Damenwelt rebellisch.“

„Und die Señorita auch?“

„Es kann sich Keine davon ausschließen, wenn sie auch möchte, oder sie würde in der ganzen Stadt als Antichristin verschrien werden. Daß der päpstliche Nuntius wieder abreisen will, haben Sie wohl schon gehört?“

„Ich habe mich wirklich wenig darum gekümmert,“ sagte Silvestre, „es waren andere Gedanken, die mir im Kopf herumgingen — wenn Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit für mich hätten, Señor.“

„Ich? — gewiß, lieber Freund, aber haben Sie schon von dem neuen Raubanfall gehört? Die Post nach Queretaro ist an einem Tag dreimal ausgeplündert oder vielmehr angefallen worden, denn die letzten Räuber fanden natürlich Nichts mehr vor, und haben die Passagiere auf das boshafteste behandelt. Es wäre doch wirklich an der Zeit, daß dem Unwesen ein Ende gemacht würde. Man ist ja nicht einmal in der

Stadt seines Lebens mehr sicher. Denken Sie nur; Don Alfonso — Señor Munia meine ich, der das große Geschäft in der Calle San Francisco hat, wurde gestern Abend von ein paar Strolchen angefallen, und sollte in einen schon bereit stehenden Wagen geworfen werden — jedenfalls um nachher ein sündhaftes Lösegeld aus ihm herauszupressen. Glücklicherweise kam noch eine französische Patrouille dazu, so daß die Schurken ihre Beute im Stich lassen mußten. Nächstens holen sie uns noch aus den einzelnen Häusern heraus — es wird immer besser.“

„Lassen Sie mich eine Frage an Sie richten, Señor,“ sagte Silvestre, der sich nicht in der Stimmung fühlte, alle Stadtneuigkeiten mit anzuhören.

„Eine Frage, mein junger Freund? gewiß — mit dem größten Vergnügen,“ rief Señor Moneiro, also in die Enge getrieben, denn er konnte nicht mehr ausweichen — „aber was haben Sie nur? Sie sehen so feierlich aus, und dabei auch so bleich. In Ihrer werthen Familie ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen — oder haben die Liberalen etwa draußen Ihre Hacienda geplündert? Don Juan, Ihr Herr Papa, sagte mir einmal, daß er etwas Ähnliches befürchte.“

„Es betrifft nur mich, Señor,“ entgegnete aber Silvestre, ihm auch die letzte Ausflucht abschneidend — „und Ihre Tochter Doña Inez.“

„Meine Tochter?“ sagte Señor Moneiro wie erstaunt.

„Sie wissen, Señor,“ fuhr aber Silvestre mit unsicherer und bewegter Stimme fort, „wie ich das letzte Jahr mit Inez gestanden habe, ja daß ich sogar schon kühn genug war, um mich — als einen Theil Ihrer eigenen Familie zu betrachten.“

„Und Sie wissen doch, Don Silvestre, wie gern Sie darin gesehen waren?“

„Waren — ja,“ fuhr Silvestre fort, „aber die Zeit scheint vorbei zu sein; Inez vermeidet mich, wo sie kann —“

„Mädchenlaunen, lieber junger Freund —“

„Das sind mehr als Mädchenlaunen, Señor,“ rief aber der junge Mann, und jeder Blutstropfen hatte jetzt sein Gesicht verlassen. — „Sie vermeidet mich nicht allein, sondern sie hat auch ihr Herz einem der Fremden zugewendet, die hier in unser Land gekommen sind und das Blut unserer Brüder vergossen haben.“

„Aber bester Don Silvestre,“ sagte der alte Herr, und die Unterhaltung schien ihm dabei

sehr unangenehm zu sein — „Sie wissen recht gut, daß auch ich gehofft hatte, unsere beiden Familien in unseren Kindern vereint zu sehen, und Sie werden mir zugeben, daß ich Ihnen nie das Geringste in den Weg gelegt, aber — Sie können auch nicht von mir verlangen, daß ich meiner Tochter irgend welchen Zwang —“

„Mißverstehen Sie mich nicht,“ unterbrach ihn aber Silvestre rasch bei dem Wort — „nicht hierher gekommen bin ich, um bei Ihnen hinter Inez' Rücken um die Hand Ihrer Tochter zu werben, und Ihre Zusage allein zu erlangen, nur Gewißheit wollte ich haben — nur Wahrheit, um nicht länger diesen Zweifeln preisgegeben zu sein.“

„Aber in welcher Art, verehrter Herr — in welcher Weise?“

„Hat jener Franzose schon um Ihre Tochter geworben, und wenn er es thäte, würde er Ihre Einwilligung erhalten?“ sagte Silvestre mit leiser, fast wie angstgepreßter Stimme.

„Die Frage ist eigentlich ein klein wenig indiscret,“ versetzte Roneiro, indem er sich verlegen die Hände rieb, „aber die eigenthümliche Stellung, in der wir zu einander stehen, entschuldigt sie in Etwas, und ich glaube selber,

daß es am Ende besser ist, Sie erfahren die ganze Wahrheit.“

„So ist es geschehen?“ brach Silvestre aus.

Roneiro schwieg einen Moment; es war, als ob er noch immer mit sich zu Rathe ging, ob er geradeheraus sprechen oder die Sache noch hinhalten solle. Seinem ganzen Charakter nach hätte er auch jedenfalls das letztere vorgezogen, dem südamerikanischen Grundsatz nach einen unangenehmen Gegenstand nur gezwungen zu berühren. Aber er war auch eigentlich jetzt dazu gezwungen, denn verneinte er das Geschehene, so verwickelte er seine Tochter vielleicht noch mit dem heißblütigen jungen Mann und dem stolzen Franzosen in eine fatale Scene, die jetzt durch eine offene Erklärung jedenfalls vermieden werden konnte. Wozu auch länger aus einer Sache ein Geheimniß machen, die doch nur sehr kurze Zeit ein Geheimniß bleiben konnte, und halb verlegen, aber auch wieder ärgerlich darüber, daß er sich einem so jungen Menschen gegenüber verlegen zeigen konnte, sagte er endlich, indem er sich ein Blatt Papier aufwickelte und den Tabak zu einer Cigarette hineinrollte:

„Ich weiß nicht, was Sie unter „geschehen“ verstehen, mein werther Don Silvestre, aber als

alter Freund des Hauses, und wo ich mit Ihren Eltern so befreundet bin — wir sind ja sogar *Compadres*, Ihr Vater und ich — halte ich es doch für meine Pflicht, Sie von Etwas, das sich in unserer Familie entwickelt hat, in Kenntniß zu setzen.“ Silvestre wiederete kein Wort — er fühlte, daß er in diesem Augenblick gar nicht hätte sprechen können, und den Andern fest ansehend, stützte er sich mit der rechten Hand an den nächsten Tisch.

„Ich muß Ihnen gestehen,“ fuhr Roneiro nach einer kleinen Pause fort, „daß ich selber mit Vergnügen bemerkt hatte, wie — wie befreundet Sie mit meiner Inez waren und wie gern das Mädchen Sie hatte. Wir kennen einander hier im Lande, und wissen, was wir gegenseitig von uns zu halten haben. Mir persönlich wäre es deshalb auch viel lieber gewesen, daß Sie uns, mein theurer Don Silvestre, später einmal durch unsere Tochter noch näher gestanden hätten. Ich habe es deshalb auch immer begünstigt, daß Sie sich gegenseitig besser kennen lernten, um zu einander Vertrauen zu gewinnen — und ebenso Señora Roneiro — Sie werden sich gewiß nicht beklagen können, Don Silvestre, daß Sie hier im Hause nicht wären gern gesehen worden.“

Ein eigenes bitteres Lächeln suchte um Silvestre's Lippen, aber er erwiderte Nichts und zwang deshalb den Señor fortzufahren.

„Wir glaubten selber, daß Ihnen Inez von Herzen gut sei, und würden in dem Falle mit Vergnügen unsere Einwilligung gegeben haben, die, wie wir hoffen durften, das Glück unseres Kindes begründen konnte. Aber — wir Beide scheinen uns da geirrt zu haben — und kein Wunder, Verehrtester,“ setzte er lächelnd hinzu — „denn der Mann soll noch geboren werden, der ein Mädchenherz durchschaut — sie sind unberechenbar, Don Silvestre, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, als ich um meine eigene Frau anhielt, geschah es in der festen Ueberzeugung, daß sie mir einen Korb geben würde — ich erwartete es gar nicht anders, denn wir waren Beide noch jung und meine Verhältnisse in jener Zeit nicht etwa der Art, um einer Frau eine glänzende Zukunft bieten zu können.“

„Also wir haben uns Beide da geirrt?“ sagte Silvestre leise.

„Es scheint in der That so,“ nickte Señor Roneiro — „Inez war Ihnen wohl immer gut und — ist es auch wohl noch, aber — die eigentliche rechte Liebe —“

„Kann nur durch eine brillante Uniform und einen gut klingenden Titel geweckt werden — nicht wahr, Señor, das war es doch, was Sie sagen wollten?“

„Ich? — nein — gewiß nicht!“ rief Señor Roneiro und wurde blutroth. „Sie thun mir auch dabei Unrecht, denn da Sie doch einmal zu wissen scheinen, um was und um wen es sich handelt, wodurch eine weitere Auseinandersetzung unnöthig wird, so kann ich Ihnen denn gestehen, daß ich mit der Wahl meiner Tochter nicht einverstanden bin, daß aber meine Frau darin das Glück ihres Kindes sieht und — gegen die Damen natürlich in diesem Fall nicht anzustreiten ist.“

„Und hat Graf Deverreux um Inez' Hand geworben?“ fragte Don Silvestre mit fast tonloser Stimme.

„Ja,“ erwiderte Señor Roneiro — „gestern Abend, und Inez — hat ihm ihr Jawort gegeben — Sie begreifen demnach, mein lieber Silvestre —“

„Alles — werther Herr,“ rief Silvestre, indem er sich emporraffte, „Alles, vollkommen, vor allen Dingen aber, daß es Ihnen natürlich nicht wünschenswerth sein kann, wenn ich meine Besuche in Ihrem Hause fortsetze. Nicht wahr,

daß war es doch, was Sie mir vorhin sagen wollten?"

„Lieber Silvestre — es thut mir persönlich wirklich so leid —“

„Bitte, Señor, keine weiteren Entschuldigungen,“ sagte der junge, zum Aeußersten gereizte Mann kalt und fast höhnisch — „ich begreife die Schwierigkeiten, in denen Sie sich befinden, vollkommen. Zur conservativen Partei gehören Sie doch Ihrer ganzen Stellung nach, mit der Tochter als Hofdame aber auch zur Kaiserlichen. Die Damen nehmen dabei die Seite des Klerus, die Verbindung mit einem französischen Grafen stellt sie beiden entgegen und wird außerdem auch böses Blut bei Hof machen — und dann auch noch zu alledem eine geheime Connection mit Porfírio Diaz auf der einen und vielleicht Juarez auf der andern Seite — Caramba, Señor, man muß Ihnen wenigstens zugestehen, daß Sie mannigfaltig sind, und bei allen fünf Parteien ein Eisen zugleich im Feuer halten.“

„Don Silvestre,“ rief Roneiro, über das rücksichtslose Benehmen des sonst so bescheidenen jungen Mannes empört, aber auch zugleich über die Anspielung auf seinen neulichen Besuch

bestürzt, „wenn mein Compadre ohne mein Wissen und meinen Willen mein Haus betritt —“

„Bitte, gegen mich keine Entschuldigungen,“ sagte Silvestre höflich abwehrend, „Buenos dias, Señor. Ich ersuche Sie nur noch, mich den Damen, wenn sie von ihrer frommen Mission zurückkehren sollten, auf das angelegentlichste zu empfehlen“ — und ehe Señor Roneiro noch Etwas erwidern konnte, verbeugte er sich leicht, verließ das Zimmer und bestieg unten im Hof wieder sein Thier, mit dem er langsam, und ohne besondere Aufregung zu verrathen, die Straße hinaufritt.

* * *

In seinem Palast an der Plaza de Armas stand der Kaiser mit der Kaiserin und einigen Vertrauten, und hatte eben den zweiten Trupp der eingetroffenen österreichischen Freiwilligen, ein prächtiges Corps, das mit klingendem Spiel und ihm zujubelnd, vorüberdefilirt war, passiren sehen.

Ein Theil der Volksmenge, die jetzt die ganze Plaza erfüllte, drängte den neuen, fremdartig aussehenden Soldaten nach, war es eben doch

etwas Neues, das ihnen geboten wurde, und welches Volk der Erde hätte sich nicht auf kurze Zeit an einem solchen Schauspiel ergötzt, noch dazu, da gerade in dieser Zeit die günstigste Stimmung in der Hauptstadt für den Kaiser selber herrschte.

Ganze Schwärme der Peperos, obgleich sie keine Ahnung hatten, wo in der weiten Welt Oesterreich überhaupt lag, jubelten auch den Oesterreichern zu, sah man doch in ihnen einen weiteren Schutz gegen die liberalen Horden, die sich gerade in der Zeit fast nur zu einzelnen Raubbanden aufgelöst hatten und — da sie im Großen Nichts verrichten konnten, es nun im „Kleinen“ versuchten.

Das Volk selber fing aber an sich nach Ruhe zu sehnen. Es war ihm versprochen worden, daß sich die Bevölkerung nun bald wieder dem Ackerbau und seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hingeben solle, und jedes Regiment Fremder, das einrückte, ergriff ja doch nur die Waffen für sie und ihren Schutz. — Und konnten diese Fremden auch ein Interesse für sie haben? Das blieb sich gleich. Die hatten einmal für den Augenblick die Macht in Händen und den Erfolg für sich; alles Andere war Nebensache.

Dem Kaiser aber — als er dort oben am Fenster lehnte und auf die befreundeten, heimatlichen Truppen hinabsah — bewegten andere Gefühle das Herz, und als er sich umwandte, hingen ein paar Thränen an seinen Wimpern. Glück und Stolz aus seinem guten und offenen Anlitz strahlend, ergriff er des neben ihm stehenden Velasquez Hand und sagte herzlich:

„Von jetzt an beginnt eine neue glückliche Zeit für uns, mein lieber Leon. Sehen Sie diese braven, wackeren Herzen, die in ein fernes Land gekommen sind, ihrem Kaiser die treuen Dienste zu weihen? Keine Landsknechte sind es, die ein freies Volk um schändlichen Sold unterjochen und in Fesseln schlagen wollen; nicht zur Unterdrückung der Nation sind sie hergeeilt, sondern um mit ihren Kräften vereint das große begonnene Werk durchzuführen, diesem schönen Lande den Frieden und die Ruhe wieder zu geben. Hinter denen“ — setzte er mit blühendem Auge hinzu — „steht auch kein ehrsuchtiger, eroberungslustiger Geist, wie er die Franzosen über das Meer gesandt hat. Nicht für den Ruhm ihres Landes werden meine wackeren Oesterreicher kämpfen, sondern für das Wohl Mexicos, unbekümmert darum, ob die Geschichte

einmal später ihren Namen nennt, und jetzt hoffe ich auch, daß wir bald, recht bald auf dem Punkt angelangt sind, wo wir es dem Kaiser Napoleon freistellen können, seine eigenen Truppen, so rasch es ihm beliebt, aus Mexico heraus zu ziehen und uns die Reorganisation des Landes selber zu überlassen."

"Gott gebe es, Majestät," sagte der alte Velasquez, „und dann glaube ich selber, daß wir mit den uns hier noch entgegenstehenden Schwierigkeiten leichter fertig werden. Für den Augenblick, und wenn Marschall Bazaine Porfírio Díaz unterwirft, woran ich keinen Augenblick zweifle, haben wir es hier nur noch mit der Geistlichkeit zu thun. Daß diese aber auch alle ihr nun zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung setzen wird, darauf dürfen wir uns fest verlassen."

"Ist etwas Neues vorgefallen?" lächelte der Kaiser, indem er einen Blick auf das besorgte Antlitz seines treuen Rathgebers warf.

Dieser deutete auf die Kaiserin. — „Ihre Majestät," sagte er, „haben eben in diesem Augenblick eine von mehreren Tausend Unterschriften bedeckte Bittschrift erhalten, worauf fast nur eble Namen Mexicos, aber allerdings nur die

ber Damen, enthalten sind, und worin Eure Majestät beschworen werden, den Brief an den Justizminister Escudero zurück zu nehmen, wie auch Frieden mit dem heiligen Vater zu machen."

"Und wie lautet die Petition?"

Die Kaiserin reichte ihrem Gemahl das Schreiben, das sie eben geöffnet und mit den Blicken überflogen hatte.

"Die Damen von Mexico," sagte sie dabei lächelnd, "scheinen die Befürchtung zu hegen, daß sie direct dem bösen Feind überliefert werden sollen; denn einen ähnlichen Ausdruck finde ich sogar darin angeführt. Sie glauben, daß man ihnen ihre Religion nehmen wolle, und bitten um Gnade."

Der Kaiser las das Document aufmerksam durch, dann überflog er auch einen Theil der ersten Unterschriften, faltete es wieder zusammen und sagte:

"Das hat jedenfalls ein Pfaffe geschrieben und auch wahrscheinlich die ganze Demonstration veranlaßt, denn weiter soll es doch Nichts sein."

"Und befehlen Majestät, daß den Schreiberinnen oder Unterzeichnerinnen des Schriftstückes irgend welche Antwort zu ertheilen sei?"

"Nein," sagte der Kaiser nach kurzem Ueber-

legen, „sie mögen sich ihre Antwort in den in Bälde erscheinenden Gesetzen herauslesen. Caramba, wir haben mit den Männern von Mexico genug zu schaffen und können uns nicht auch noch mit den Damen behelligen.“

„Aber wenn vielleicht Ihre Majestät die Kaiserin —“

„Die Damen,“ sagte die Kaiserin abwehrend, „können von mir nichts Anderes erwarten, als daß ich das Schriftstück in die richtigen Hände bringe. Das ist jetzt geschehen, und weiter in der Sache zu verfahren, sehe ich mich nicht befugt.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Velasquez, „ob es gut gethan sein wird, so ganz schroff mit der klerikalen Partei zu brechen. Wenn ich auch nicht glaube, daß uns von ihr gerade eine Gefahr drohe, so hat sie es doch in Händen, uns in vielen Stücken Unbequemlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten.“

„Und wen hat sie hier, auf den sie sich verlassen könnte?“ sagte Maximilian, „es fehlt ihr ein innerer Halt. Der Einzige aber, der den vielleicht geboten haben würde — der Einzige, den wir hätten zu fürchten brauchen — ist in Europa und dort vollkommen unschädlich, denn

er kann ohne unsere Erlaubniß nicht zurück-
kehren, und mag, so lange wenigstens, als diese
Wirren mit der Kirche dauern, auch ruhig dort
bleiben."

"Aber es giebt noch einen andern Mann
im Lande, Majestät," sagte Ramirez, der Mi-
nister des Auswärtigen, der indessen die einge-
gangene Bittschrift wieder auseinander gefaltet
und hineingeschén hatte, "der ein vollkommener
Gesinnungsgenosse Miramon's und den Klerikalen
eben so ergeben — ja ich vermuthe sogar, daß er
von ihnen abhängig ist."

"Und der wäre?" frug der Kaiser.

"General Marquez."

"Sie mögen Recht haben, Ramirez, aber
General Marquez schlägt sich im Norden wacker
gegen Juarez' Schaaren, und scheint nicht die
geringste Lust zu zeigen, sich weiter in Politik
zu mischen."

"Ich habe sichere Kunde erhalten, Majestät,"
sagte Ramirez, "daß General Marquez nicht
allein eine sehr lebhafté Verbindung mit der
hiesigen Geistlichkeit unterhält, sondern daß er
sogar dort mit einem der berühmtesten Banden-
führer des Expräsidenten Zusammenkünfte gehabt
hat, die, das Wenigste sagen, ein Einverständniß

möglich erscheinen lassen. Sein Gewissen wird ihm dabei — welche Pläne er auch verfolgen möge, und wie ich Eurer Majestät wohl kaum zu sagen brauche — schwerlich im Wege stehen. Ich halte Marquez zu Allem fähig."

"Aber er hat vor hundert Anderen," sagte der Kaiser rasch, "in all' den Revolutionen nicht ein einziges Mal die Fahne gewechselt — das spricht doch gewiß für ihn."

"Aber, Majestät," entgegnete Ramirez, "er war stets auf Seite der Merikalen, und er braucht auch jetzt seine Fahne nicht zu wechseln, um ganz entschieden gegen Sie Partei zu nehmen."

"Hm," nickte der Kaiser nachdenkend, "da haben Sie allerdings Recht. Wo steht er jetzt?"

"Von Colina erhielt ich die letzten Nachrichten — er war leicht verwundet worden."

"In der That?" sagte der Kaiser nachdenkend, "dann thut ihm vielleicht eine Luftveränderung gut. Nur Eins ist dabei, was ich nicht begreife. Ich weiß, daß gerade Marquez Niemanden entschiedener haßt, als gerade Suarez, und es scheint mir undenkbar, daß er dem wieder in die Hände arbeiten sollte."

"Das wird er aber auch nicht thun, Majestät," sagte Velasquez de Leon, "aber wer kann sagen,

zu welchem Zweck ihn der hohe Klerus bestimmt hat. Er ist entsetzlich abergläubisch und deshalb auch vollkommen in dessen Händen.“

„Marquez abergläubisch?“ rief die Kaiserin, „aber wie ist das möglich? Jemand, der an höhere Mächte glaubt, kann doch nicht im Stande sein, so furchtbare Grausamkeiten zu begehen, wie man gerade ihm nachsagt.“

„Solchen Charakteren,“ erwiderte Belasquez de Leon achselzuckend, „bietet leider unsere Kirche einen gefährlichen Trost in der Absolution, und ich fürchte, gerade General Marquez hat umfassenden Gebrauch davon gemacht.“

Maximilian hatte die Augen für kurze Zeit am Boden gehalten.

„Ich glaube,“ sagte er nach einer kleinen Weile — „es wird besser sein, Marquez, wenn er wirklich verwundet sein sollte, in ein europäisches Bad zu schicken, damit er sich rascher erholen möge, und unserem Reich ein jedenfalls tapferer und einflußreicher General erhalten bleibe.“

„Und wenn er sich weigert?“ meinte Ramirez.

„In der Art, wie ich ihn zu senden gedenke,“ erwiderte der Kaiser, „wäre es nicht viel weniger als offene Empörung, und ich müßte mich sehr

in dem Mann täuschen, wenn ich ihn dessen für fähig hielt."

"Das wird freilich die Merikalen noch mehr erbittern," sagte Belasquez.

"Aber ihnen auch ihre Stütze nehmen."

"Desto eifriger werden sie nun im Geheimen arbeiten und indessen glühende Berichte nach Rom senden."

"Das thun sie doch, aber dagegen müssen wir ebenfalls wirken," nickte der Kaiser ernst, „denn ich will kein Zerwürfniß mit dem heiligen Vater, das ich — selbst wenn ich mich selber dagegen wehren könnte, doch für ein Unglück dem Land gegenüber halten würde. Ich beabsichtige deshalb, wie ich Ihnen schon früher angedeutet, eine Deputation nach Rom zu senden, an der ich Sie, mein lieber Belasquez, bitten werde Theil zu nehmen; Bischof Ramirez wird Sie begleiten, wen ich zu Ihrem Dritten nehme, darüber bin ich noch nicht mit mir einig. — Sie Beide aber kennen vor allen Anderen unsere eigenthümlichen Verhältnisse hier genau. Sie wissen, ohne daß Sie einer zeitraubenden Communication mit mir bedürfen, eben so bestimmt, wie weit Sie gehen, welche Zugeständnisse Sie machen können. Weitere Instructionen behalte ich mir dann noch

vor, aber verlassen Sie sich darauf, daß Sie — in entgegengesetzter Weise des päpstlichen Nuntius — mit genügenden Vollmachten reisen und dort auftreten sollen.“

„Und glauben Sie, daß eine solche Sendung Erfolg haben kann?“ sagte die Kaiserin, und ihr Auge heftete sich dabei angstvoll auf Velasquez — „oh, Gott weiß es, wie sehr mich dies Zermürfniß mit dem heiligen Vater quält, und was ich opfern würde, um es zu beseitigen.“

„Majestät,“ sagte Velasquez achselzuckend, „wenn Sie mich direct um meine Meinung fragen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich an keinen Erfolg unserer Sendung glaube, denn mit uns zugleich, wenn nicht noch früher, treffen in Rom die Berichte Labastida's und Meglia's ein, und daß die nicht zur Versöhnung reden, davon dürfen wir uns überzeugt halten.“

„Und was dann?“ sagte die Kaiserin, und ihr Antlitz war bleich geworden, ihr Auge hing fest und forschend an dem Gatten.

„Und was dann, Carlota?“ sagte Maximilian freundlich, „Du weißt, daß ich ein gut katholischer Christ bin, und in meinem Glauben leben und sterben will, aber ich bin mehr als Christ — ich bin berufen, ein von Revolutionen und Partei-

Haß fast. aufgeriebenes Volk wieder zu einigen, und darf nicht selber mit eigener Hand die Fackel der Zwietracht wieder in seine stillen Hütten werfen.“ :

„Aber ein Zwist mit Rom —“ seufzte die Kaiserin.

„Kann für Mexico keine großen Dimensionen annehmen,“ erwiderte der Kaiser, „da hinter uns immer das Gespenst der Republik mit seinem vollkommen rücksichtslosen Walten steht. Pio Rono wird, wenn ihm unsere Freunde den Stand der hiesigen Verhältnisse ruhig klar machen, gewiß selber einschen, wie weit wir gehen können, und nicht das Unmögliche von uns verlangen. Ich werde überhaupt jetzt selbstständiger hier auftreten,“ setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, indem er mit auf den Rücken gelegten Armen in dem Gemach auf und ab ging — „ich bin es müde, von Franzosen und Geistlichen abhängig zu sein, und kann nicht für das Beste des Landes so sorgen, wie ich es möchte, wo mir überall die Hände gebunden sind. Besonders eine Militärorganisation ist nöthig, damit wir unser eigenes, und zwar ein mexicanisches Heer bekommen. Das Volk kann nur dann Vertrauen zu mir fassen, wenn es

steht, daß ich mich nicht mehr auf fremde Bajonnette stütze."

"Und wird das so leicht ausführbar sein?" frug Ramirez.

"Ich weiß," nickte der Kaiser, „daß es viel faule Elemente in der mexicanischen Armee giebt. In allen diesen spanischen Republiken war es von jeher Sitte, jeden Führer einer kleinen Truppe zum General zu ernennen und ihm eine goldgestickte Uniform zu geben. Wir haben eine Menge solcher Herren unter uns, die wohl einen Ranbzug anführen können, aber in große Verlegenheit gerathen würden, wenn sie nur die wirklichen Pflichten eines gewöhnlichen Unterofficiers erfüllen sollten. Das muß vor allen Dingen anders werden."

"Majestät," sagte da Velasquez nachdenkend, „gerathen aber dabei jedenfalls in ein Wespen-nest, denn das ist ein alter Schaden dieser Staaten und — glauben Sie mir — nicht mit einem Federstrich zu heilen."

"Aber es muß doch einmal ein Anfang damit gemacht werden," sagte der Kaiser, indem er vor ihm stehen blieb. „Sobald Porfeirio Diaz geschlagen ist, — und daß das geschieht, daran zweifeln Sie doch nicht — so sind wir die

Herren des ganzen Landes. So verblendet ist das Volk aber nicht, daß es nicht einsehen sollte, was in seinem eigenen Interesse liegt. Für den eigenen Nutzen hat auch der Ungebildetste einen scharfen Blick. Einzelne Unzufriedene wird es freilich immer geben, und wo gäbe es die nicht, aber die große Masse des Volkes wird, wie sie es bisher gewesen ist, auch sicher auf meiner Seite bleiben. Laufen Sie doch jetzt schon von allen Ecken und Enden zu unserer Fahne über."

„Das thun Sie allerdings, Majestät," sagte Velasquez, „weil Sie jetzt den Erfolg für sich haben, aber im andern Fall hüten Sie sich."

„Sie sehen zu schwarz, amigo," lächelte der Kaiser, „aber unsere Reformen werden für uns sprechen. Garantiren Sie mir nur ein halbes Jahr Frieden im Reich, und ich will ein Paradies aus Mexico schaffen. Nein, bringen Sie nur gute Kunde aus Rom und lassen Sie mich dann für das Uebrige sorgen. Sie sollen erstaunt über Ihr Vaterland sein, wenn Sie zu uns zurückkehren."

„Daß Majestät den besten Willen haben," sagte Velasquez, „daran kann kein Mensch zweifeln, der nur je mit Ihnen verkehrt hat, aber — Sie müssen auch in Etwas dabei den mexicanischen

Charakter berücksichtigen — bei ihm ist oft viel mit selbst nur einer Kleinigkeit gethan, und eine große Anzahl der sonst gefährlichsten Charaktere können durch einen Titel oder Rang gewonnen und gehalten werden — aber auch verloren, wenn Sie Jedem nur nach Verdienst lohnen wollen."

Der Kaiser war ungeduldig geworden; der alte gute Velasquez hatte noch so wunderliche Ansichten, aber er meinte es jedenfalls gut und Maximilian wäre der Beste gewesen, ihn je absichtlich zu kränken.

"Run gut," lächelte er, „wir wollen die Sache nicht über's Knie brechen und mit unseren Räthen reiflich überlegen. — Sorgen Sie sich deshalb nicht, Velasquez, aber bereiten Sie sich auf Ihre Reise vor, denn je eher wir den sicher abgehenden Depeschen des hiesigen, jetzt etwas erbitterten Klerus entgegenwirken, desto besser" — und der Kaiserin Arm ergreifend und sich freundlich gegen die Herren neigend, verließ er mit seiner Gemahlin das Gemach.

Ende des ersten Bandes.

Im Verlage von **Germann Costenoble** in **Vena**
erschieden ferner folgende neue Werke:

- Kühb, Ph. G.**, **Fernand Mendez Pinto's**
abenteuerliche Reise durch China, die
Tartarei, Siam, Pegu und andere Län-
der des östlichen Asiens. (Bibliothek geogr.
Reisen II. Bd.) Lex.-8. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Baker, Samuel White**, **Der Albert Nyanza**,
das große Becken des Nil und die Er-
forschung der Nilquellen. Autorisirte voll-
ständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Eng-
lischen von J. E. A. Martin, Custos der Uni-
versitäts-Bibliothek zu Vena. Mit 33 Illustrationen
in Holzschnitt und 1 Karte. **Zweite Auflage,**
wohlfeile Volksausgabe. (Bibliothek geogr.
Reisen III. Bd.) Lex.-8. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Bidmore, Albert S.**, **Reisen im ostindischen**
Archipel. Aus dem Englischen von J. E. A. Mar-
tin. (Bibliothek geogr. Reisen IV. Bd.) Nebst
36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in
Farbendruck. gr. 8. Eleg. broch. 2 $\frac{2}{3}$ Thlr.
- Livingstone, David und Charles**, **Neue Mis-**
sionsreisen in Süd-Afrika, unternommen
im Auftrage der englischen Regierung. Forschun-
gen am Zambesi und seinen Nebenflüs-
sen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und
Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Auto-
risirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus
dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst
1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei
Bände. gr. 8. broch. 5 $\frac{3}{4}$ Thlr.
- Dixon, W. Heworth**, **Neu Amerika.** Recht-
mäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Aus-

gabe. Nach der siebenten Original-Ausgabe aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. Lex.: 8. Eleg. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäder, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 3 Bde. 8. broch. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Schlagintweit-Sakünlinssi, Hermann von, Reisen in Indien und Hoch-Asien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit Klima und Bodengestaltung. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858 im Auftrage der Ostindischen Regierung. **Erster Band: Indien.** Mit 2 Karten, 7 Landschaften und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Tondrud. Lex.: 8. Eleg. broch. Preis 4 Thlr. 24 Sgr. **Zweiter Band: Hoch-Asien.** (I. Der Himalaya von Bhutan bis Kachun und Wacci.) Mit 7 landschaftlichen Ansichten in Tondrud und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Lex.: 8. Eleg. broch. Preis circa 5 Thlr.

Vassian, Dr. Adolf, Reisen in Siam im Jahre 1863. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. Dritter Band.) Nebst einer Karte von Hinter-Indien von Prof. Dr. Kiepert. Lex.: 8. Eleg. broch. 3 Thlr. 18 Sgr.





In Mexico.

Zweiter Band.

In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.



Zweiter Band.

(Erster Theil.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,

Germann Costenoble.

1871.

1000

1000

Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

	Seite
1. Juárez	1
2. Die Pest	37
3. Der Ueberfall	65
4. Innere Zustände	104
5. Maximilian und Pazaine	133
6. Spuren der Mexikaner	173

Zweiter Theil.

7. Pläne	215
8. Ein Protégé	241
9. Ein schwarzer Schatten	271
10. Unangenehm	305
11. Die französische Patrouille	343

STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

1.

Durango.

Durch die Bergschluchten von Durango, nach Norden hinauf, verfolgte ein kleiner Trupp von Reitern, durch eine enge, abwärts führende Schlucht, seinen Weg. Es konnte kaum einen pittoreskeren Anblick geben, als ihn der wilde bunte Zug bot, der sich durch das üppige Grün der Berge wand, bald in dem Schatten der Bäume verschwand, bald wieder an lichten Stellen zum Vorschein kam, und dann in den Sonnenstrahlen die Läufe seiner Gewehre und die Spitzen seiner Lanzen blitzen ließ.

Der Pfad selber war erbärmlich. Seit fünfzehn und mehr Jahren hatten hier nur Maulthierzüge ihren Weg gehabt, um die vom stillen Ocean kommenden Güter in das Innere des

Staates zu führen, wie von dort aus wieder die Landesproducte zurückzunehmen, oder auch ganze Heerden von Vieh, Pferden und Maulthieren über die Berge zu treiben. Das Maulthier ist dabei — an die Gefahren der Bergpässe gewöhnt, ein sehr vorsichtiges Geschöpf, und setzt auf seinen Märschen den Fuß immer wieder am liebsten dahin, wo es sieht, daß ihm vorangegangene Thiere schon früher ihre Spuren eingedrückt haben. Wo der Boden nun hart und steinig ist, hat das nicht viel zu sagen, denn er nimmt da die Eindrücke nur wenig an; auf hartlehmigem Grund dagegen, und besonders bei feuchter Witterung, bilden diese Rüge eine Straße, die einen gewöhnlichen Menschen zur Verzeiſung treiben könnte.

An solchen Pfaden hat dabei die Kunst gar Nichts und die Natur Alles gethan, aber nur um sie so viel als möglich von Jahr zu Jahr zu verschlechtern. Das sind auch außerdem die einzigen Verbindungswege, die das zerklüftete, von mächtigen Bergrücken und tiefen Thaleinschnitten und Schluchten durchzogene Land in riesiger Ausdehnung besitzt, und wer nur den geringsten Anspruch auf Bequemlichkeit macht, sollte sich nie in jene Wildniß wagen.

Aber der Reitertrupp, der hier seinen Weg verfolgte, dachte auch wohl an nichts weniger als an Bequemlichkeit, sonst hätte er diese Pfade nicht gewählt.

Es waren Soldaten, Guerillas oder vielleicht gar Straßenräuber — an ihrem Aussehen konnte man es wahrlich nicht erkennen, die hier, Einer hinter dem Andern, in einer wohl eine halbe englische Meile haltenden Reihe, nach Norden zu zogen, und eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sowohl was Gesichtsfarbe wie Anzug betraf, schien es außerdem zu sein.

Die Kleidung war im Allgemeinen die mexicanische der unteren Klassen: breitrandige orbiförmige Filz- oder Stroh Hüte, die bunte, in allen Farben prangende, aber schmutzige Serape um die Schultern geschlagen, den Säbel unter dem linken Beine dicht am Sattel liegend, einen Carabiner, gewöhnlich in einem alten Lederfutterale, an der rechten Seite des Thieres schlenkernd und die lange Lanze dabei in der rechten Hand.

Vorn am Zug ritten aber auch wieder besser bewaffnete Männer, die alle an einem Riemen eine ziemlich gut aussehende Henry-Büchse — sogenannte fourteen shooter (mit vierzehn

Schüssen) auf den Schultern trugen, sonst aber eben so abgerissen waren als die Uebrigen.

Und zwischen diesen ein Bursche, der etwa so aussah, als ob er von einer gewöhnlichen Volksmaskeade käme, mit goldgestickter Uniform, aber durchgeschauerten Ellbogen, mit einem alten Strohhut auf, und außerdem barfuß im Sattel, die Sporen an die bloßen Füße geschnallt. Es war dies jedenfalls ein General, und doch schien er nicht das Commando zu führen, denn voran dem Zug ritt auf einem vortrefflichen braunen Hengst, aber in einfacher, wenn auch sehr abgetragener Civilkleidung, ein kleiner, corpulenter Indianer, trotz der Wärme fest in seinen Tuchrock eingeknöpft und außerdem noch einen dünnen chinesischen Shawl oder eine Leibbinde um den unteren Theil des Gesichts geschlagen, als ob er sich damit hätte gegen die kühlere Luft der Berge schützen wollen.

Unmittelbar hinter ihm, aber auf einem kräftigen, silberbezäumten Maulthier folgte ein Creole von echt weißem Blut, der Einzige in der Thät, der allein der rein kaukasischen Race zu entstammen schien. Es war ein ziemlich großer Mann, der aber kaum einem Mexicaner glich, denn er hatte nicht schwarzes, sondern braunes,

wenig gelocktes Haar, und als er den Hut einmal abnahm, zeigte er eine hohe, intelligente Stirn, wie auch seine ganze Erscheinung etwas ruhig Befehlendes und in sich Abgeschlossenes.

Er ging ebenfalls in Civil und ohne Waffen, einen silberbeschlagenen Revolver ausgenommen, den er im Gürtel trug, wie auch beide Reiter Pistolenholster an den Sätteln führten. Seinen Kopf deckte ein feiner, wenn auch durch Regen und Sonnenschein sehr mitgenommener Panamahut. Ueberhaupt lag in seinem ganzen Wesen etwas vornehm Aristokratisches, während der vor ihm hinreitende Indianer mehr in einer gedrückten, brütenden Stellung auf seinem Pferde hing und auch den Blick weder nach rechts noch links hinüberwandte.

Es war Suarez, der von Ort zu Ort gejagte Präsident des weiten Reiches, der einfache indianische Advocat, der aber zäh und hartnäckig wohl den andrängenden und übermächtigen Feinden auswich und von einem Staat zum andern flüchten mußte, immer aber wieder, sobald seine Gegner ihn vertrieben und vernichtet glaubten, neue Schwärme anwarb und unverdrossen zu einem frischen Kampf zurückkehrte.

Jetzt freilich stand seine Sache schlecht —

sein Präsidentschafts-Termin war überhaupt bald abgelaufen, das Heer der Franzosen überall im Norden siegreich gewesen, ja ein großer Theil seiner Officiere und Generale, mit den Truppen natürlich, von ihm abgefallen und zu den Kaiserlichen übergegangen. In Süden sah es dabei, nach den neuesten Nachrichten die er erhalten, ebenfalls so trübe wie nur irgend möglich aus, denn sein treuester Anhänger, Porfeirio Diaz, konnte sich nicht gegen die wider ihn ausgesandte und selbst mit Belagerungsgeschütz versehene Macht halten — und was dann? Je weiter er dabei aus dem Innern fort und der Grenze zu gedrängt wurde, desto weniger Mittel standen ihm zu Gebote, um wieder ein frisches Heer auf die Füße zu bringen und den Kampf um die Herrschaft zu erneuern, und wenn ihn auch die Regierung der Nordstaaten in Amerika moralisch unterstützte, was half ihm das in einer Zeit, wo jenes Reich selber um seine Existenz mit dem rebellischen Süden kämpfte?

Und selbst jetzt befand er sich wieder auf der Flucht — selbst jetzt war er gezwungen, jede Feindseligkeit einzustellen, nur um sich selber in Sicherheit zu bringen, während ihm der Erbfeind seines Reiches, der eroberungslustige Fran-

jose, durch die Besetzung der Häfen am stillen Meere auch die letzten Hilfsquellen abgeschnitten hatte, durch welche er sich früher doch noch wenigstens das nöthige Geld verschaffen konnte, um seine Truppen zu bezahlen.

Kalt und finster ritt Verdo de Tejada, sein Staatsminister und seine rechte Hand in der ganzen politischen Führung des Reiches, hinter ihm; kalt und finster, denn auch er sah seine Hoffnungen geknickt, seinem Ehrgeiz die letzte Hoffnung abgeschnitten, und ein zorniges, halb verächtliches Lächeln zuckte sogar um seine Lippen, als Juarez' Hengst mit seinem Reiter stolperte und ihn beinahe abgeworfen hätte.

Ohne aber anzuhalten, verfolgte der Zug der Bewaffneten seine Bahn immer tiefer in das Thal hinab, an dem schon die Vegetation eine Aenderung zeigte. Bis dahin hatten sie sich noch vollkommen in der gemäßigten Zone bewegt, ja an dem nämlichen Morgen eine Kieferwaldung passiert, welche die Höhen deckte. Die Kiefern und einige dazwischen wachsende Fichten ließen sie allerdings zurück und betraten nun das Agaventerrain, in welchem auch die Cactus hier und da in ihren wunderlichen Formen auftraten.

An dem Rand des Baches wuchsen außerdem weidenartige Bäume und anderes niederes Gebüsch mit einer prachtvoll blühenden Distel, und die eigentliche mexicanische Maguey — jene Agavenart, welche das nationale Getränk, den Pulque liefert — kam hier schon in Masse wild wachsend vor, während sich auch die andere Gattung, aus welcher der Mescal (eine Art von Branntwein) gewonnen wird, zu zeigen begann — ein sicherer Beweis, daß man einem wärmeren Klima näher rücke.

Und diese wunderliche Gattung von Euphorbien, die hier stand — mächtige Cactusbäume mit Stämmen, die nicht selten einen Fuß und mehr im Durchmesser hielten und in richtiger Candelaberform bis zu 20 und 30 Fuß hoch wuchsen, wodurch sie der ganzen Landschaft wie den Berghängen einen höchst eigenthümlichen Charakter gaben. Aber die Sonne gewann auch hier schon Kraft, und einzelne der Soldaten nahmen ihre Serapen von den Schultern und legten sie vor sich auf den Sattel, während die Maulthiere unverbroffen und sich um Nichts kümmernd, nur in der Verfolgung ihres Weges vorsichtig über die einzelnen Erhöhungen weg, aus einem Schlammloch in das andere traten.

Da plötzlich schaute Juarez auf und griff unwillkürlich seinem Thier in die Bügel, denn die, seinen unmittelbaren Vortrab bildenden Reiter hielten, während zu gleicher Zeit einzelne Schüsse aus dem Thal heraufstönt. War das der Feind? — in keinem ungünstigeren Terrain hätte er den kleinen Zug überraschen können, denn ein Ausweichen schien hier unmöglich, und ebenso fast eine Vertheidigung oder Flucht, die Reiter hätten denn ihre Thiere im Stich lassen und an den steilen Hängen hinaufklettern müssen.

Juarez hielt auch nur für einen Moment und spornte dann sein Pferd wieder an, um wenigstens aus dieser schwierigen Passage hinaus zu kommen. Aber selbst die Maulthiere spitzten, bei dem Knallen der wenn auch noch fernen Gewehre, die Ohren, denn nur zu gut wußten sie, was das bedeutete, und eilten jetzt, wie aus eigenem Antrieb, nach vorn zu.

Der Weg senkte sich hier zu einer vollkommenen Schlucht hinab, die so schmal wurde, daß sich die Reiter kaum dazwischen durchzwängen konnten. Nur die Packthiere, die dem Zug folgten, kamen besser vorwärts, denn ihre Ladung war ihnen schon von den Arcieros hoch genug

aufgelegt, um nicht an den Seitenwänden des grubenartig ausgetretenen Pfades hängen zu bleiben oder zu scheuern. An manchen Stellen mußten sie aber fast wie auf Treppen mit zwei und drei Fuß hohen Stufen hinabspringen, so schroff fiel die Wand nach dem unten liegenden Kessel ab. In der Regenzeit wäre es hier auch ganz unmöglich gewesen, hinab zu kommen, denn deutlich sah man überall an den Wänden die Spuren, wie dann der Pfad von einer zu Thal stürzenden Wasserfluth gefüllt wurde.

Jetzt war er trocken, wenigstens lief kein fließendes Wasser darin, und nur wilde Ranken senkten ihre Blüthenzweige hinein, und bunte Schmetterlinge flatterten darüber hin, oder schaukelten sich mit blinkenden Flügeln in den Sonnenstrahlen.

Da plötzlich, als die ersten Reiter den unteren Theil der Schlucht erreichten, öffnete sich das ganze Thal vor ihren Augen, und einen reizenderen Anblick hätte man sich kaum denken können. Weit vorn hinaus lagen die blauen Gebirgskzüge dieses hohen Landes, links mit den Ausläufern der Cordilleren oder der Sierra madre, wie sie in diesem Theil der Welt genannt werden. Den Mittelgrund bildeten die mit dunklem

Grün der Waldung und der eigenthümlichen Formation der Cactus und Euphorbien bedeckten Höhen, über die sich ein leichter, weißlicher Dufte gelegt hatte und manchen Einschnitten eine fast milchige Färbung gab, während darunter hin wieder nach links ein tiefer dunkler Abgrund gähnte, als ob die Berge dort von einer Riesenhand auseinander gerissen wären — und dazu unten das Thal — wie eine Perle von grünen Edelsteinen lag es dort — klein und eng eingeschlossen, ja, aber mit allem Zauber tropischer Landschaft übergossen, mit einem schmalen Streifen Zuckerrohr, das hellgrün herüberblühte, mit schattigen Fruchtäumen und breitblättrigen Bananen, und dem murmelnden Bergbach, der sein Wasser durch die mit saftigen Blattpflanzen bedeckten Ufer trieb — ein Bild von Glück und Frieden, wenn nicht die wilde Leidenschaft der Menschen das Gras dort unten zerstampft und mit Blut getränkt und den Hain in ein unseliges Schlachtfeld verwandelt hätte.

Juarez' Augen hasteten auch wahrlich nicht auf dem Bild des Friedens, das die Natur hier in aller Pracht und Schönheit ausgebreitet, sondern hingen im ersten Moment mit unverkennbarer Bestürzung an der Scene, die sich da un-

ten entwickelte. Von dort herauf knatterten noch die Schüsse, und lichte, fremdartige Gestalten, die sich in der Entfernung nicht unterscheiden ließen, stürmten über den Plan und die seitwärts gelegene Anhöhe hinan. Der helle Pulverdampf stieg da und dort in kleinen milchweißen Kräuselwolken empor, und in dem breiten, deutlich sichtbaren Weg, der durch das Thal hinlief, lagen dunkle Punkte still und regungslos.

Hatte man dem Präsidenten einen Hinterhalt gelegt? — aber wie war das möglich? — wer konnte wissen, daß er diesen Pfad gerade wählen würde? wer das Ziel bestimmen, dem er entgegenstrebte, da er noch nicht einmal mit sich selber darüber klar geworden? Also mußte seine Avantgarde hier zufällig auf den Feind getroffen sein — aber wie stark war der, und durften sie wagen ihm die Stirn zu bieten?

Perdo de Tejada hielt an seiner Seite und schaute besorgt in das Thal hinab. Er mochte nicht fragen, denn er wollte keine Furcht verathen, aber er verhehlte sich auch nicht, daß sie hier eine schwierige Stellung finden würden, wenn sie es mit einem starken Feind zu thun bekämen, der sie zugleich in der Flanke und von oben herab fassen konnte. An Juarez' Seite

arbeitete sich aber jetzt der General Pastera, ein früherer Maulthiertreiber und dann Bandenführer, und warf einen hastigen Blick über das sich da unten abwickelnde Schauspiel — doch kaum zwei Minuten brauchte er dazu, dann rief er schon lachend aus:

„Caracho, wie sie laufen. Die Unseren müssen ein Streifcorps des Feindes erwischt und überrumpelt haben, denn dort fliehen die einzelnen Soldaten ja schon an den Hängen hinauf.“

„Aber die Franzosen tragen keine weißen Uniformen,“ rief Suarez, „und eben so wenig die neu eingetroffenen Oesterreicher!“

„Es sind Turcos,“ nickte der Sambo-General, „jedemfalls Turcos von den westlichen Truppen versprengt.“

„Das wäre möglich,“ nickte der Präsident — „aber wenn sie uns hier umgehen?“

„Da müßten sie tüchtige Führer haben,“ lachte Pastera, „wenn sie von jenem Hang auf diesen durch die Schlucht kommen wollten, die da links von uns einschneidet, und dann brauchen sie wenigstens einen halben Tag dazu. Hier von vorn und gegen die Höhe auf können sie uns aber Nichts anhaben, und drängten sie hier mit wirklicher Uebermacht heran, so brauchen wir

uns nur dort rechts hinauf zu ziehen, wo wir in einen Paß kommen, den zehn Mann gegen ein ganzes Heer vertheidigen können. Bürger-Präsident, hier haben wir für alle Fälle einen ganz sichern Punkt erreicht, aber den nicht einmal nöthig, denn das Beste wird sein, daß wir gleich scharf in das Thal hinabrücken. — Ich kenne hier jeden Fußbreit Boden. Nur auf der andern Seite müssen wir noch eine häßliche Stelle passiren, wo ein Angriff gefährlich werden könnte — aber auch nur von Leuten, die das Terrain genau kennen.“

„Vamonos!“ sagte da Suarez nach kurzer Pause — „vorwärts, Señores; ich denke, wir dürfen uns auf Pastera verlassen. Zu dem Gefecht da unten kommen wir freilich zu spät, denn die Unseren haben es schon beendet, aber wir wollen wenigstens sehen was vorgegangen ist, und können uns dort auch leicht den Rücken decken.“ Und ohne eine weitere Einrede abzuwarten, gab er seinem Thier wieder die Sporen und verfolgte den Weg, der jetzt am Hang schräg hinab, und nicht mehr so steil als vorher, durch die sogenannte Escalera zu Thal führte.

Sie brauchten übrigens noch reichlich eine halbe Stunde Zeit, bis sie die eigentliche Thal-

sohle erreichten, denn gerade hier war der Weg durch die, von den Hängen quer darüber hinströmenden Wasser so mit tiefen Rinnen und oftmals wirklichen kleinen Schluchten eingerissen worden, daß sie sogar ein paar Mal absteigen und ihre Thiere hindurchführen mußten. Erst einmal unten, hatten sie dann noch etwa dreihundert Schritt zu dem eigentlichen kleinen Rancho, der in diesen Kessel, wie abgeschieden von der Welt, hineingebaut war, und dicht daran trafen sie auf die ersten Zeichen der dort eben abgespielten Schauderscene.

Der Officier, der den Vortrab befehligt hatte, kam ihnen dort auch schon entgegen, um dem Präsidenten das Vorgefallene zu melden, und Juarez erfuhr jetzt, daß sie, wie es Pastera vermuthet, hier in dem Rancho einen kleinen Trupp Franzosen und Turcos *) überrascht hätten, der

*) Turcos, jene unglücklichen Egyptier, die Napoleon III. in einem schmachtvollen und nichtwürdigen Menschenhandel dem Vicelönig von Egypten abgekauft, und sie hier als „allerchristlichster“ Kaiser, der berufen ist die Welt zu civilisiren und jeder Civilisation dabei in's Gesicht schlagend, zu Kanonensfutter verwendete, um seinen eigenen ehrgeizigen Zwecken damit zu dienen. Die Geschichte wird einst über das elende Spiel richten, das dieser Monarch mit einem Fürstensohn getrieben, aber der faulste Fleck, der dabei auf ihm haftet, ist und bleibt für ihn sowohl wie für den

ihnen allerdings tapfern Widerstand leistete, der Uebermacht aber doch erliegen mußte. Sechzehn Turcos und sieben Franzosen waren dabei in Gefangenschaft gerathen, eine andere Zahl deckte, schwer verwundet oder todt, den Boden.

Zuarez ritt schweigend vorwärts, und wenige Minuten später erreichte er den Kampfplatz, wo sich der kleine Trupp der Feinde, von den Mexicanern überrascht, in einer Umzäunung gestellt und vertheidigt hatte.

Dort lagen die Leichen noch, wie sie gefallen waren, Mexicaner und Fremde bunt durcheinander, denn die Guerillas hatten den Platz gestürmt; aber unwillig wandte der Präsident das Antlitz ab, als er an einem ziemlich starken Orangenbaum, und unsern der Hütte selber, ja kaum fünfzehn Schritte davon entfernt, zwei Gehängte — und zwar Mexicaner — bemerkte, die dort dem fürchtbar raschen Gericht des Bandenführers zum Opfer gefallen waren.

„Obriſt Yuba,“ sagte Suarez flüster, „hatte diese Rechtspflege nicht Zeit, bis ich selber das Thal erreichen konnte? Sie scheinen in großer Eile gewesen zu sein.“

Vicelönig von Egypten der erbärmliche Schacher mit jenen unglücklichen Menschen aus Afrika.

„Bürger-Präsident,“ brummte der Guerilla, „es waren Verräther, Deserteure aus unserem eigenen Corps, und wenn wir der Mannschaft nicht in je higer Zeit ohne Weiteres vor Augen halten, was sie bei dem geringsten Treubruch zu gewärtigen haben, so können wir uns fest darauf verlassen, daß uns schon im nächsten Nachtquartier die Hälfte fahnenflüchtig wird. Nur mit den übrigen Gefangenen habe ich mir Zeit genommen und bitte Sie, selber zu bestimmen, was mit ihnen werden soll, muß Ihnen aber bemerken, daß unser kleiner Zug nicht im Stande ist Gefangene zu bewachen oder mitzuführen, und ließen wir sie wieder frei, so könnten wir uns fest darauf verlassen, daß sie uns bis spätestens morgen den Feind in hellen Schwärmen auf die Hacken brächten.“

Neben Juarez auf dem Boden lag ein Turco in seiner lichten und kleidsamen Tracht, aber das braunschwarze Gesicht sah fahl aus und war von Blut überströmt, der Fetz durch einen Säbelhieb mitten von einander gehauen, die Brust selber von verschiedenen Kugeln durchbohrt.

Perdo de Tejada war herangeritten und abgestiegen, um den Gurt seines Mantlhiers fester

anzuziehen. Wie er dabei zurücktrat, berührte sein Fuß die Leiche, und in Ekel wandte er sich ab.

„Und brauchen wir solches Gesindel zu schonen?“ sagte er finster. „Neger, von einem fremden Land an unsere Küste geworfen, um hier zu rauben und zu plündern und die Kinder des Bodens zu tödten? Was wissen sie von unseren Streitigkeiten? was begreifen sie davon? sie verstehen nicht einmal unsere Sprache, so wenig, wie wir die ihrige. Wer hieß sie kommen? je weniger Umstände wir mit ihnen machen, desto besser, und einen Werth haben sie auch nicht, denn ich glaube kaum, daß sie Napoleon selbst nach dem Duzend eingekauft hat. Sie sind ihm wie eine Heerde Schlachtvieh an Bord getrieben worden.“

„Arme Teufel!“ sagte Suarez. „Freilich gebrauchen sie hier ihre Waffen gegen uns, aber nicht etwa, trotzdem daß sie unsere Sprache nicht verstehen, sondern weil sie sich nicht mit uns verständigen können. Glauben Sie, Verbo, daß im andern Fall einer dieser Unglücklichen ein Gewehr auf uns abdrücken würde? — Wahrlich nicht.“

„Aber wir können doch keinen Gefangenen mit uns fortführen?“

„So laßt sie laufen —“

„Und wenn uns der Feind dann folgt?“

„Und wird ihn die zersprengte Truppe etwa nicht alarmiren? Was thut es auch. Sie können keine Ahnung haben, Verbo, daß wir Beide hier zum Zug gehören, oder ich glaube wohl, daß sie alle weiteren Eroberungspläne willig genug aufgeben, um nur uns den Weg zu verlegen — aber selbst dazu kämen sie zu spät, denn Pastera hat versprochen, uns durch die Gebirge zu führen, und ich weiß und bin überzeugt, daß er Wort hält. Vorwärts, meine Herren, die wenigen Gefangenen, die ich dort sehe, mögen ihren verwundeten Kameraden beistehen, die unsrigen nehmen wir, so weit sich dies thun läßt, mit, die Uebrigen müssen in dem Rancho bleiben, und wenn wir den Feind geschoht haben, dürfen wir uns auch darauf verlassen, daß er sich freundlich gegen unsere Verwundeten benehmen wird. — Was meinen Sie, Pastera, sollen wir hier etwas rasten? — Der Platz sieht nicht besonders einladend dazu aus.“

„Nein, Excellenz,“ sagte der General — „mit dem zersprengten Feind in der Nachbarschaft dürfen wir es nicht wagen, aber kaum tausend Schritte von hier entfernt weiß ich einen präch-

tigen Platz — gerade dort oben, wo die einzelnen dunkeln Bäume stehen — es sind Orangen, die früher eine Hütte beschatteten. Von dort aus haben wir nicht allein einen vollkommenen Ueberblick über das ganze Thal und die nächsten es umschließenden Berghänge, sondern den Rücken auch gedeckt, und der Weg zweigt dort durch zwei verschiedene Schluchten nach Norden auf. Sobald wir ein paar Reiter zum Recognosciren vorgeführt, können wir uns nachher noch immer, zu welcher Bahn wir wollen, entschließen.“

„Und wollen wir den Vortrab nicht wieder vorausschicken?“ sagte Suarez, denn selber kein Soldat, mochte er sich nicht der Gefahr aussetzen, an der Spitze eines Zuges ein unbekanntes und noch nicht gesichertes Terrain zu betreten.

„Der muß sich hier erst sammeln und auch jetzt ein wenig Ruhe haben,“ erwiderte aber Pastora — „die Hälfte verfolgt außerdem noch den Feind in die Berge hinein. Sie mögen hier bleiben und ihre Verwundeten nachbringen, und unsere Escorte kann indeß den Vortrab bilden.“

Die dahin nöthigen Befehle waren rasch gegeben, einzelne Reiter dabei an den Rancho gesandt, in dem sich die Bewohner versteckt hatten, um, was irgend möglich, an Lebensmitteln auf-

zutreiben, und Juarez ritt mit Verbo indessen langsam über das kleine Schlachtfeld und schaute sinnend auf die armen Turcos nieder, die dort in ihrem Blute lagen!

„Kennen Sie das Land, Verbo, woher diese armen Teufel gebracht sind?“ sagte er nach einer Weile zu dem jetzt neben ihm reitenden Minister.

„Nach Beschreibungen — ja,“ erwiderte der Creole gleichgiltig — „es sind mehr Sklaven als Menschen, die von ihrem halbcivilisirten Fürsten eben verwandt werden, wozu er gerade Lust hat sie zu gebrauchen. Das Beste wäre, sie gründlich auszurotten, damit wir den europäischen Machthabern zeigen, was ihre Werkzeuge von uns zu erwarten haben.“

Juarez schüttelte mit dem Kopf. — „Was können die armen Menschen dafür, sie werden hier mitten in das Land hineingeworfen und kämpfen nicht etwa für den Ruhm oder Ehrgeiz jener Herrscher, sondern nur für ihr eigenes Leben. Es würden sogar gute Ansiedler werden, wenn man sie überzeugen oder mit ihnen nur reden könnte.“

Verbo de Tejada, von reiner weißer Abkunft, dachte anders über die Mischlingsrassen Mexicos, und hegte nicht den geringsten Wunsch, diese

noch durch solchen neuen Zuwachs vermehrt zu sehen; aber er hütete sich wohl, das gegen den Präsidenten zu äußern. Der Ritt durch die umhergestreuten Leichen war ihm auch nicht angenehm — von allen Seiten strichen schon die Zapolotas, jene schwarze, ekelhafte Art von Nasgeiern herüber, die hier ein leckeres Mahl witterten, und außerdem lag die Luft so schwül und drückend auf dem engen, ringsum von Höhenzügen eingeschlossenen Thal.

Indessen hatte Pastera seine Mannschaft, von der er nur einen kleinen Theil zum Fouragiren ausbedeutete, da es hier überall Futter für die Thiere gab, gesammelt und vorausgeschickt, und wie sie auf dem hier ebenen und ziemlich trockenen Weg dahinsprengten, konnten ihnen Juarez und Verbo auch etwas rascher und unbehindert folgen.

Nach einer halben Stunde etwa erreichten sie den von Pastera bezeichneten Grund und waren hier eben aus den Sätteln gestiegen, als unten im Thal wieder, wie ein kurzes Pelotonfeuer, eine Anzahl von Gewehren knallten. Die da oben Befindlichen wendeten sich rasch, um zu sehen, ob etwa ein neuer Angriff erfolgt sei, in welchem Fall ihnen dann nichts Anderes übrig

geblieben wäre, als den engen Paß, der zu ihrem jetzigen Aufenthalt führte, zu vertheidigen. Im Thal unten ließ sich aber nichts Außergewöhnliches erkennen — nur aus dem Bananendickicht, das sein grünes Blätterzelt nicht weit von dem Hause aufgespannt, stieg eine dichte Wolke weißen Pulverdampfes heraus und blieb eine Weile, von dem Luftzug niedergedrückt, zwischen den breiten Blättern der Pflanzen liegen. — Eben jetzt gerade bestieg Pastera, der noch kurze Zeit unten im Grunde zurückgeblieben, die Höhe und sprang aus dem Sattel.

„Was war das da unten, General?“ frug Suarez, sich rasch gegen ihn wendend — „wer hat da geschossen und auf wessen Befehl?“

„Quien sabe,“ sagte der Guerilla-Führer achselzuckend — „sind ihnen vielleicht die Gewehre feucht geworden und sie haben sie abgeschossen. Die Burschen verladen sich manchmal im Gefecht, und trauen dann ihren eigenen Waffen nicht. Es wird wohl Alles in Ordnung sein, denn einen Feind kann ich nirgends mehr erkennen.“

Suarez sah ihn scharf an und es war, als ob er noch eine andere Frage an ihn richten wolle, Pastera aber behandelte die Sache sehr

gleichgiltig und beschäftigte sich nur damit, den Sattelsgurt seines warm gewordenen Thieres zu lockern, und dann den Doppelsack, den er auf dem Sattel liegen hatte, und der einige Provisionen, wie seine sämtliche Garderobe (ein neues Hemd) enthielt, abzuheben und neben das schon entzündete Feuer zu werfen. Der Präsident nahm seine Unterlippe zwischen die Zähne und sah sinnend vor sich nieder — noch einen Blick sandte er hinab in das Thal und nach dem Pulverrauch, der sich langsam gegen das Haus zog, aber der Bananenhain mit seinem dichten Laub bedeckte Alles, und sich abwendend, schritt er zu einem etwas erhöhten Punkt, wo er seine Serape auf die Erde breitete und sich selber, mit dem Rücken gegen einen starken Orangenbaum gelehnt, darauf warf.

Perdo de Tejada schritt langsam zu der Stelle, an welcher der Präsident lag, und stand eine Weile neben ihm, anscheinend im Anblick des Thals versunken, in Wirklichkeit sah er aber Nichts, was an seinem äußeren Auge vorüberglitt, und nur seine Gedanken flogen hinaus in das weite Land, nach der Hauptstadt zurück, in der er sonst in des Indianers Namen regiert, und wo jetzt ein fremder Herrscher seinen Thron

ausgestellt — in die Provinzen hinein, wo fremde Söldlinge Tod und Verderben in die Thäler trugen und von den Höhen ihre Feuerzeichen flammen ließen. Krieg — Krieg — Aufruhr und Unterdrückung, wohin sich auch sein innerer Blick richtete, an den Ufern des atlantischen wie stillen Oceans die Kriegsschiffe der Feinde, und ihre Schwärme, die in das innere Land vorgebracht, der ganze Kern des Landes abgefallen von ihm und den Seinen, so daß sie nicht einmal mehr den einzelnen Bandenführern trauen konnten, und jetzt sogar auf der Flucht nach dem fernen Norden, nur um den siegreichen Truppen der verhassten Gegner auszuweichen und zu entgehen.

Und still und brütend, die kleine gebrungene Gestalt zusammengezogen und die Augen stier und glanzlos auf den Boden geheftet, lag vor ihm der Indianer — der Präsident des Reiches, wie er sich selbst jetzt noch nannte, obgleich es keinen Fußbreit des ganzen ungeheuern Bodens gab, auf dem er hätte sagen können, „hier will ich weilen, diesen Platz behaupten.“ Und doch lag auch wieder ein kalter, fast lächelnder Trotz in den dunkeln Zügen, in den zusammengepreßten Lippen des kleinen ernstesten Indianers. Er hatte

etwas Begonnenes durchzuführen und schien der Mann dazu — so lange es sich wenigstens mit hartnäckiger Ausdauer durchführen ließ. — Und doch wären Tausende an seiner Stelle entmuthigt worden, und doch schien ihm, gerade in der jetzigen Zeit, sein bisheriges Glück vollständig den Rücken gekehrt zu haben, und seine Freunde und Anhänger, wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen, in Schwärmen von ihm zu weichen und dem siegreichen Feind zu huldigen. — Seine kleinen Augenlider legten sich so dicht zusammen, daß die Sterne kaum noch dazwischen hervorblickten, und nur die Nasenflügel öffneten sich weit, aber keine Sylbe kam über seine Lippen. Was auch in seinem Innern vorging, es ruhte dort, denn er hatte keinen Freund.

Und neben ihm Verdo de Tejada! Es war ein eigenthümliches Gemisch von Stolz und fast Hohn, womit er auf den Indianer zu seinen Füßen niederschaute. Ging sein Stern unter? — es war möglich — er hatte ihn gebraucht der Race gegenüber — er brauchte ihn vielleicht noch, — da die mächtigen Nachbarn, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in sonderbarer Anhänglichkeit an den Mann gerade, nur in ihm die Republik anerkannten. Aber wenn

er fiel, wenn er außer Landes flüchten mußte, und dadurch schon das weitere Anrecht an seine Würde verlor, sollte er selber dann die Zügel der Regierung, die er jetzt fest in Händen hielt, lassen? — nie. Das Kaiserreich konnte nicht dauern, das erkannte er recht gut, denn es war wohl möglich, ein solches Land wie Mexico von einem fremden Welttheile aus zu erobern, aber nie im Leben mit fremden Truppen und fremdem Geld zu behaupten. Sein Ende mußte kommen und blieb nur eine Frage der Zeit. Nur dadurch konnte er deshalb selber seiner Partei Geltung im Lande und Sicherung ihrer Interessen verschaffen, wenn er eben in seiner Stellung aushielt und dem Präsidenten in Glück und Unglück folgte.

Und hätte Maximilian nicht vielleicht dasselbe vermocht? That er nicht jetzt schon, was Juarez selber nur für das Land und die Interessen der besitzenden Klassen hätte thun können? Ja — vielleicht — aber es war ein Fremder, und wenn auch ein Fürst, welches Recht hatte er, sich hier in ihre Streitigkeiten zu mischen und als Schiedsrichter und Gewalthaber aufzutreten? Republik oder Monarchie? — Tejeda lächelte verächtlich, als ihm der Gedanke durch den Sinn

suchte. Waren das Republikaner, die sie befehligten? — Hatten diese einen Willen? — Nur eine Willkür, wo sie augenblicklich die Macht hielten, weiter Nichts, und selbst die wurde roh und ohne Ueberlegung ausgeübt, denn nur dem Namen nach durfte das eigentliche Volk regieren.

Aber wohin wollte sich Suarez jetzt wenden? Selbst er wußte Nichts von den Plänen des in sich verschlossenen Indianers und mußte dabei doch die größte Vorsicht anwenden, daß dieser nie fühle, wie er von ihm geleitet wurde, oder sein ganzer Einfluß und jahrelange Arbeit und Mühe wäre in einer kurzen Stunde vereitelt worden. — Aber wohin konnte er auch? Im Osten wie im Westen waren die Provinzen von den Franzosen und ihren mexicanischen Verbündeten erobert und besetzt worden; selbst oben im Nord-Osten am Rio-Grande drängten sie schon herein, und nur gerade nach Norden hinauf lag noch eine, durch endlose Steppen und wilde Bergmassen geschützte Bahn. Dort oben hielten auch die Nordamerikaner die Grenzen von irgend welchem Feinde frei, und der Grund und Boden des mächtigen Nachbars bot ihnen zu jeder Zeit einen sichern Zufluchtsort. Seinem Wunsche nach sollte sich auch jetzt Suarez bis unmittelbar

an die Grenze ziehen, um dort wieder vor allen Dingen Kräfte zu sammeln und seine Zeit abzuwarten — überlegte er jetzt gerade seine künftigen Pläne?

„Wann gedenken Sie wieder von hier aufzubrechen, Bürger-Präsident?“ sagte Tejada endlich, nachdem er vergebens gewartet hatte, daß der Präsident ihn anreden sollte. — Juarez hatte seine Nähe gar nicht bemerkt und fuhr jetzt wie aus einem Traum empor — aber rasch genug fand er sich wieder zurecht und sagte ruhig: „Ich glaube nicht, mein lieber Verbo, daß wir uns sehr zu übereilen brauchen. Auf diesem Wege folgt uns Niemand und wir haben volle Muße, unsern nächsten Aufenthaltsort in aller Bequemlichkeit zu erreichen.“

„Aber unser Weg liegt noch weit,“ — sagte Tejada leise — „ich möchte nicht, daß Sie sich einer unnöthigen Gefahr aussetzen. In Ihrer Person liegt unsere eigene, wie die Wohlfahrt des ganzen Reiches, und ich selber habe gewissermaßen die moralische Verpflichtung übernommen, Sie einer jeden Gefahr fern zu halten.“

„Und wohin möchten Sie mich zu dem Zweck führen?“ sagte Juarez, und ein leises, kaum merkbares Lächeln suchte um seine Lippen.

„Präsident," erwiderte Tejada, „Sie müssen in Mexico bleiben, um Ihre Rechte der That, wie dem Buchstaben des Gesetzes nach zu wahren; aber Mexico reicht bis zum Rio-Grande und dort, mit der vollen Sicherheit auch der drohenden Gefahr im Nu entgegen zu können, mögen Sie ruhig abwarten, wie sich die Dinge im Süden entwickeln werden.“

„Und dort in einer Wüste und Wildniß soll ich frische Truppen sammeln?“ sagte Juarez finster, „soll dem Feind gleich das ganze Land räumen und ihm zeigen, daß ich nicht im Stande bin, seinen Waffen die Stirn zu bieten? — Nein, Tejada, nach Norden werden wir allerdings gedrängt, und ich fürchte, selbst dieser Staat möchte für uns im gegenwärtigen Augenblick nicht zu halten sein, aber in Chihuahua halte ich mich, so lange als ich kann. Dort in der Hauptstadt befinden wir uns in einem reich bevölkerten District, von treuen Anhängern umgeben und beschützt, und ehe es sich diese fremden Nordbrenner versehen, brechen wir, wie der Panther unserer Wälder, wieder über sie hinein, um Schlag auf Schlag zu führen, bis wir auch die Letzten vernichtet oder aus dem Land gejagt haben.“

„Und wenn sie uns dort umgehen und uns

den letzten Zufluchtsort, die Grenzen der Vereinigten Staaten, abschneiden?“ sagte Tejada. — „An der Mündung des Rio-Grande liegen französische Kriegsschiffe, und ihre Kanonenboote sollen schon den Strom befahren haben. Erfahren sie erst einmal genau, wo wir zu finden sind, so können wir uns auch darauf verlassen, daß sie alle Kräfte aufbieten werden, um mit unserer Gefangennahme einen letzten, und dann auch sicher entscheidenden Schlag zu führen.“

„Haben Sie keine Furcht, Tejada,“ lächelte Juarez, indem er sich aus seiner liegenden Stellung emporrichtete — „es mögen einzelne Verräther von uns abfallen, aber im Ganzen hält das Volk trotzdem zu unserer Sache, schon aus dem alteingewurzelten Haß gegen alle Fremde. Sollten die Franzosen uns wirklich im Norden bedrohen wollen, und fühlen wir uns noch nicht stark genug, um ihnen entschieden Stand zu halten, ei! dann werden wir auch rechtzeitig vor der Gefahr gewarnt werden, und ihr wieder entgehen, wie wir ihr bis jetzt noch immer entgangen sind. Ueberlassen Sie die Sorge mir und sehen Sie nur zu, daß wir Etwas zu essen bekommen; denn ich fange wirklich an hungrig zu werden. Wir haben einen scharfen Ritt hinter uns, und einen

eben solchen vor uns, und dürfen unsere Kräfte nicht vor der Zeit aufreiben.“

Die Mahlzeit war bald fertig, und ein ganz eigenthümliches Bild bot dabei der kleine Bergvorsprung, auf dem der Zug des Präsidenten — und für den Augenblick fast seine ganze Armee lagerte.

Unter einer riesigen Euphorbie zündeten die Soldaten ihre Feuer an, denn zu leben hatten sie genug, da ihnen unten im Thal ein junger Stier in die Hände gefallen und augenblicklich als gute Beute erklärt war. Auch ein paar Hühner wurden entdeckt und aufgegriffen. Sollten sie etwa solche Provisionen zurücklassen, damit sie dem Feind in die Hände fielen? Von was die armen Eigenthümer des Bodens da unten lebten, was kümmerte das sie; die mochten später sehen, woher sie Lebensmittel für ihre Familie nahmen.

Ringsum an den Feuern staken auf zugespitzten Stöcken jezt die großen Stücke Fleisch, während Tortillas (das hartgebackene und tellerförmige Maisbrod) darunter gelegt waren, um den abträufelnden Saft aufzufangen und, was sich nicht einzog, wieder über das Fleisch zu gießen. Einzelne der Burschen führten auch Blechkessel

mit, und ebenso trug eins der Packthiere das Kochgeschirr des Präsidenten, wenn auch nur der einfachsten Art.

In dem mit einem Henkel und Deckel versehenen Blechtopf wurde für Juárez und Tejeda — der General dinirte mit den Soldaten und beanspruchte auch nicht mehr — ein Huhn mit etwas türkischem Weizen zusammengekocht und in einem kleinen Zinntopf Chocolate bereitet. Ein entsetzlich schmierig aussehender Bursche brach dann mit wahrscheinlich lange nicht gewaschenen Händen ein Stück rohen braunen Zucker von einem etwas größeren Hut ab und warf es in die Chocolate. Das war das Diner des „Ersten der Republik“, und glücklich genug, daß sich noch so viel vorfand, und ihnen überhaupt Zeit gelassen wurde, um es in Ruhe zu verzehren.

Wo nur auf einmal all' die Nasgeier herkamen, die, besonders gegen den Wind an, aber auch von anderen Seiten herbeistrichen. Hatten sie ihre Beute gewittert? — Hatten sie etwa nur die Gewehrschüsse gehört, denn die schlauen Thiere wissen in Mexico genau, was die bedeuten; sind sie es doch die langen Jahre schon gewohnt. Aber was kümmerte das die Soldaten da oben am Bergeshang; sie selber hatten sich ebenso an

die Gesellschaft dieser elken Geschöpfe gewöhnt, die sie auf allen ihren Märschen begleiteten — und wenn sie nun auf ihren eigenen Leichnam warteten? — *que importe* — ihr eigenes Leben war ihnen kaum einer Sorge werth. Aus was bestand es? Aus Nichts als Gefahren und Beschwerden, so lange sie denken konnten; herumgehezt, bald da, bald dorthin, jezt von dieser, jezt von jener Partei gepreßt und ihren Familien entrissen, ihre Heimath zerstört, ihr geringes Eigenthum vernichtet oder weggeführt, was hatten sie, was sie an dies Leben binden konnte? Nichts auf der Gottes Welt, und so wenig sie das eigene achteten, gerade so wenig kümmerte sie auch das anderer Menschen.

Der Zug war wieder zum Abmarsch gerüstet, denn Suarez drängte vorwärts, da ihm das Streifcorps des Feindes, das vorhin von seiner Avantgarde überrascht worden, doch die Ueberzeugung geben mußte, daß ein größerer Truppenkörper desselben nicht gar zu entfernt von dort stehen mußte. — Er durfte sich nicht der Gefahr aussetzen, hier von ihnen überrascht und gefangen zu werden.

General Pastera, der eben seine Mahlzeit beendet und seine fettigen Hände dann durch die

Haare gestrichen hatte, um sie in etwas zu säubern (daß dicht dabei ein Quell niedersprubelte, störte ihn nicht, denn er gebrauchte nie Wasser zum Waschen), war eben damit beschäftigt den Gurt seines Pferdes wieder anzuziehen, als Tejada zu ihm trat und leise sagte:

„Was bedeutete die Gewehrsalve vorhin da unten in dem Platanar?“

„Quien sabe,“ erwiderte der Bursch, wie vorhin mit den Schultern zuckend, „ich war schon fort, als sie schossen.“

„Yuba hat die Gefangenen erschießen lassen, wie?“ drängte aber der Minister und sah den Burschen scharf an.

Wieder zuckte dieser die Achseln. „Und wenn er's gethan hätte?“ sagte er endlich, denn er wußte genau, wie er mit Tejada stand — „sollen wir sie mitschleppen, oder abwarten, daß sie uns in der Schlucht dort voraus Steine auf die Köpfe niederrollen? es sind Fremde,“ setzte er verächtlich hinzu, „die der Teufel selber in unser Land gerufen. — Caracho, ihr Blut ist nicht besser als das unsere und fließt eben so schnell — Yamonos“ — und mit einem Satz auf sein Thier springend, warf er es herum und ritt jetzt an die Spitze des Zuges, um sich der Avantgarde

anzuschließen. Tejada aber, dessen Diener ihm ebenfalls sein Thier vorgeführt, stieg langsam auf und folgte in dem jezt wieder enger werdenden Pfade schweigend wie vorher dem Präsidenten.

2.

Die Post.

Es war ein prachtvoller Tag etwa in der Mitte des Monats Jänner, als die Diligencia, ein großes, ungeschickt aussehendes Fuhrwerk, aber stark und dauerhaft genug gebaut, um selbst den mexicanischen Wegen Troß zu bieten, vor dem Postgebäude in Mexico hielt und seine Passagiere erwartete. Drinnen in der Expedition wurde noch das Gepäck gewogen, denn dreißig Pfund waren nur einem Jeden freigegeben, und was darüber war, mußte er mit schwerem Geld bezahlen. Wie das aber in so früher Morgenstunde in der ganzen Welt ist — die Beamten sahen schläfrig aus und waren grob, denn sie hielten sich für schlecht behandelt, daß sie einer Anzahl von unruhigen Menschen wegen, die keine

Ruhe an irgend einem Platz hatten, zu so früher Stunde heraus und ihrer Bequemlichkeit entsagen mußten. Daß sie gerade dafür bezahlt wurden und sich vorher die größte Mühe gegeben hatten, um nur den Posten zu erhalten, kam dabei natürlich nicht in Betracht.

Die Zeit der Abfahrt rückte aber heran, und pünktlich sind diese Fuhrwerke — wie sich nicht leugnen läßt, gerade darin, wenn sie auch nie voraussagen können, ob sie ebenso die Ankunft am Bestimmungsort einzuhalten vermögen.

Jetzt nahmen auch die letzten Passagiere ihre Plätze ein, und zwei waren sogar nach oben hinter den Kutscher, wo sie nur ein ganz niederes eisernes Geländer vor dem Abstürzen schützte, aufgestiegen.

„Alles fertig?“ rief der Kutscher, als er den Wagenschlag zuwerfen hörte, indem er die Zügel fest in der linken Hand sammelte.

Acht Maulthiere waren, wie vorher erwähnt, bestimmt, den Wagen bis zur nächsten Station zu ziehen. Zwei von diesen gingen, wie bei uns, rechts und links an der Deichsel — vier waren, in einer Reihe, vor diese gespannt und vor diesen sollten noch zwei andere angehängen werden. Ein Bursche aus der Post aber hielt die Waage noch

in der rechten Hand, mit der linken aber schon den eisernen Ring fest, der sie an die Kette hängen und dadurch mit der Deichsel vorn in Verbindung bringen sollte, — zwei andere Peons hatten die stampfenden und halb bäumenben Thiere vorn am Gebiß.

„Alles fertig!“ tönte die Antwort von dem Postbeamten herüber, der in der Thür stand, um den ersten „Ruck“ zu überwachen.

„Los!“ schrie der Kutscher — der Bursche, der die Waage hielt, hatte sie im Nu ein und sprang in demselben Moment zur Seite, ebenso die Weiden, welche die Thiere vorn zurückgebrängt, und darauf hatten diese nur gewartet. Mit einem gemeinsamen Sprung warfen sie sich in das Geschirr, und wenn dieses zu zerreißen gewesen wäre, der Ruck hätte es gethan. „Ave Maria!“ tönte das Jammergeschrei aus dem Innern des Wagens heraus, als die Passagiere, die sich noch nicht einmal ordentlich zurecht gesetzt, wild und wir durcheinander geworfen wurden — aber im nächsten Moment nahm schon der Wagen seinen regelmäßigen Flug — wer kümmerte sich überhaupt um die Passagiere. Im vollen Carrière rissen ihn die acht, in diesem Augenblick in Wirklichkeit durchgehenden Maul-

thiere über das Pflaster der Straße hin und diese entlang — es wäre nicht möglich gewesen, sie wieder anzuhalten. Aber das beabsichtigte auch Niemand, und laufen mochten sie so rasch sie konnten, so lange sie sich nur von den Zügeln lenken ließen.

Hui! wie da die Milchverkäufer und Wasserträger aus dem Weg stoben, als die „Diligencia“ wie ein Ungewitter über das Pflaster gedonnert kam, und Säße dabei machte, daß andere Räder als von Hickoryholz rettungslos dadurch in Atome gestampft wären. Fort ging die wilde Jagd, und ein paar harmlose Hunde, die wahrscheinlich die Nacht auf der Straße zugebracht, hekten dahinter her und schienen sich Mühe zu geben, die Thiere noch rasender zu machen. Ganz gut wäre das aber trotzdem gegangen, wenn man sie hätte können geradeaus laufen lassen, aber an der nächsten Ecke mußten sie umbiegen, und die obenauf sitzenden Passagiere, ein paar französische Officiere, die nach Cuernavaca wollten und ihre Waffen mit oben hatten, klammernten sich entsezt an der niederen Eisenstange an. Das konnte ja nicht gut gehen, und wenn die Kutsche, in dieser rasenden Flucht und bei der scharfen Biegung, umschlug, so mußten sie gegen

die Häuser geschleudert werden. Es fehlte auch wahrlich nicht viel, schon hoben sich, an den Eckstein streifend, die linken Räder, und für einen Moment hingen Leben und Gliedmaßen sämtlicher Insassen an einem Faden — aber es ging — es passirte ja auch selten ein Unglück. Die Biegung war genommen, vor ihnen gerade aus lag jetzt die offene Straße, und der Kutscher, in tollem Uebermuth laut auflachend, hieb mit einem, wie in Jubel ausgestoßenen Caracho! den Thieren die lange Peitsche dermaßen um die Ohren, daß jetzt an ein Halten gar nicht mehr zu denken war.

Alle acht Maulthiere gingen durch, und in wirklichen Sprüngen — nicht fortrollend, wie ein gewöhnliches Fuhrwerk — setzte der schwere Kasten über das Pflaster dahin, daß selbst den Nachsehenden der Athem stockte. Und doch war das eine Scene, die sich hier jeden Morgen, und zwar nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt hin, wiederholte; man mußte sich nur hüten, dem „wild gewordenen Omnibus“ nicht in den Weg zu kommen, und hatten sich die Thiere dann erst einmal, draußen auf glatter Bahn vor der Stadt, ordentlich ausgerannt und waren müde geworden, dann ließ sie der Kutscher

langsam die Zügel fühlen und bekam sie so nach und nach wieder in seine Gewalt.

Die Passagiere in und auf der Diligence sahen indessen, sich an Sitze und Lederriemen anklam- mern, in steter Erwartung, daß weder Holz noch Eisen, weder Schrauben noch Meisen solcher Miß- handlung gewachsen sein könnten und rettungs- los auseinander brechen müßten. Was aber dann mit ihnen selber geschah, war noch nicht abzu- sehen, und keiner kümmerte sich auch deshalb um den andern; es hatte jeder mit sich selber genug zu thun.

So rasselte der Wagen in so früher Morgen- stunde, daß eben erst der Tag dämmerte, aus Mexico hinaus und in das wundervolle Land hinein; dort drüben lagen die schon im hellen Sonnenglanz strahlenden Gipfel der beiden mäch- tigen Vulkane, und ringsumher dehnten sich, so- bald sie nur den Sumpf der unmittelbaren Nach- barschaft Mexicos hinter sich ließen, freundliche Haciendas und kleine Ortschaften aus, und die breite, mit großen Bäumen bepflanzte Straße zeigte sich von in die Hauptstadt strömenden Menschen — aber fast einzig und allein India- nern — belebt. Es war Friede geworden im Lande, wenigstens in diesem Theil desselben; die

Franzosen hatten die Raubbanden der Liberalen weit in die pfadlosen Gebirge hineingejagt, und diese unglücklichen Menschen — Sklaven seit Jahrhunderten, ob unter ihren eingeborenen Razziken, ob unter spanischer Herrschaft, ob unter Republik oder Kaiserreich, denn unter allen blieben sie die „Knechte des Landes“ — konnten doch jetzt wieder hoffen für ihre schwere, ununterbrochen geleistete Arbeit wenigstens so viel Lohn zu bekommen, um im Stand zu sein, nothdürftig davon zu leben.

Ganze Züge mit Eseln und Maulthieren kamen auch die Straße herein, und die Arrieros mühten sich genug, ihre Thiere der wie rasend heransiegenden Diligence aus der Bahn zu halten, während die Indianer, die ihre Last auf dem Kopf oder mit dem Kopf auf den Schultern trugen, scheu vor dem rasselnden Fuhrwerk zur Seite und hinter einen Baum traten. Aber ihr Blick haftete dabei still am Boden, keinen Gruß, kein Wort hatten sie für die Fremden, ja die Frauen zogen sogar ihre Kinder an ihre Seite und wandten, wenn sie diese in Sicherheit wußten, den Kopf von der Straße ab.

Jetzt endlich, als die vorgespannten Maulthiere in eine etwas mäßigere Gangart fielen, und keine unmittelbare Gefahr auf der hier

ebenen und ziemlich gut gehaltenen Straße zu fürchten war, fingen die Passagiere auch an sich untereinander ein wenig zu betrachten, und eine bunte Mischung war es allerdings.

Unter den neun Personen, die im Innern des Wagens ihren Platz gefunden, befanden sich zwei mexicanische Frauen und ein junges Mädchen, ein sehr dicker Herr, ein Oesterreicher, und zwar ein Beamter des Kaisers, der zu der Hofverwaltung gehörte und in Cuernavaca einige Einrichtungen zu treffen hatte, und ein Untergebeener desselben, dann zwei Mexicaner, ein französischer Friseur, der in Cuernavaca ein Zweiggeschäft gründen wollte, und ein alter spanischer Kaufmann, der in jener Stadt schon fast ein Lebensalter sein Geschäft betrieb.

Oben auf dem Wagen sahen, wie vorerwähnt, zwei französische und noch ganz junge Officiere, ihre Revolver im Gürtel, und jetzt, da sie nicht mehr die Wahrscheinlichkeit vor sich sahen, jeden Moment von dort abgeschüttelt und auf die harte Straße geschleudert zu werden, sich voller Lust dem prachtvollen Anblick hingebend, den die Scenerie ihnen hier fortwährend bot.

Ein paar wunderliche Exemplare waren die beiden Deutschen, und nie im Leben würde man

nach ihrem Aeußern ihren Stand und gegenwärtigen Rang im Leben errathen haben.

Der Vornehmere der Beiden, Herr von Belchmeler, wie er sich nannte, und jedenfalls nur mit dem österreichischen „von“ vor seinem Namen, war eine dicke, aufgedunsene Gestalt mit einem ebensolchen rothen Kopf und einem grundgemeinen Gesicht daran. Die greßblonden dünnen Haare hingen ihm dabei in einzelnen, von der ausgestandenen Angst feuchten Strichen über die auffällig zurückgehende Stirn, und die kleinen milchblauen Augen zuckten fortwährend herüber und hinüber und hasteten auch für keinen Moment an ein und derselben Stelle. Er trug dabei eine dicke goldene Uhrkette, eine große Luchnadel und Ringe an den Fingern, und die Mexicaner hatten sich schon einzeln den also zur Schau getragenen Schmuck betrachtet, und dann unter einander darüber geflüstert. Der Dicke achtete aber nicht darauf, was kümmerete ihn das mexicanische „Gesinde“, an dessen Wohl sein Herr jetzt eben Leben und Ehre gesetzt hatte. Für ihn waren es eben nur „Indianer“, Weiße wie Rothhäute durcheinander, mit unangenehmen Gewohnheiten und einer lauderwelschen Sprache, von der er nicht ein Wort verstehen konnte, und

die er sich auch nicht einmal die geringste Mühe gab zu erlernen. Er gehörte zu der obersten Küchenverwaltung des Hofes, und wer von ihm Etwas haben wollte, mochte eben einen Deutschen zu ihm schicken oder sich selber die Mühe geben, seine Sprache zu studiren.

Ganz von ihm verschieden war ein, jedenfalls unter ihm stehender junger Mann, den er auch nur mitgenommen hatte, um für ihn zu dolmetschen, denn mit verschiedenen Aufträgen für Cuernavaca versehen, durfte er dort keine zu lange Zeit versäumen. Dieser junge Mann sah gegen den „oberen“ Beamten wie ein Graf aus, und gehörte auch in der That einer altadeligen Familie an, der er aber wohl daheim nicht viel Freude und Ehre gemacht haben konnte. Man hatte ihm wenigstens Geld zur Ueberfahrt nach Mexico gegeben, um hier sein „Glück“ zu versuchen und — sich die Hörner ein wenig abzulassen — mit dem letzteren war er eben in dieser Zeit beschäftigt. Das Geld, was er mitgebracht, schien er schon glücklich in den ersten Wochen durchgebracht zu haben; dann borgte er auf seinen Namen und sein Vaterland, und Deutsche hatten in der That in Mexico, ehe die Intervention eine solche Masse von deutschen Aben-

teuern an diese Küste warf, vollen Credit. Aber auch da fand man ihn bald aus. Er wollte jetzt in die Armee treten, doch war es rüchbar geworden, daß er auch auf sein Ehrenwort geborgt und nicht wieder bezahlt hatte, weil er eben nicht wieder bezahlen konnte, und zuletzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als den bescheidenen Posten eines Secretärs dieses Küchenbeamten anzunehmen, der ihn auch nur deshalb engagirte, weil er spanisch sprach und schrieb. Baron Tromme legte also, um nur wenigstens auf kurze Zeit seinen Lebensunterhalt gesichert zu haben, den Baron vor der Hand ab und wurde Herr Tromme, mußte sich aber auch, um nicht gleich wieder vor die Thür gesetzt zu werden, den oft unangenehmen Launen seines jetzigen und nicht besonders liebenswürdigen Vorgesetzten wohl oder übel fügen.

Secretär Tromme ging übrigens im Gegensatz zu Herrn von Belchmeier, der eine himmelblaue Seiden cravatte, eine schwarzgelbgestreifte Weste und großkarrirte Beinleider trug, sehr einfach, aber sehr anständig und ohne jeden Goldschmuck (was er freilich Alles schon früher versetzt oder verkauft hatte) gekleidet, und schien sich eigentlich im Stillen über den dicken Herrn,

den die Dilligencia auf das diligenteste durchgeschüttelt hatte, zu amüsiren, wenn er sich auch natürlich äußerlich Nichts durfte merken lassen.

Die Frauen gehörten den mittleren Ständen an, nur die junge Dame schien aus vornehmerem Blut abzustammen und mit einer Art von Dohne zu reisen. Sie war auch, allem Anscheine nach, diese Fuhrwerke schon gewohnt und kein Klage- laut bisher über ihre Lippen gekommen. Schweigend hatte sie — die Gefahr, in der sie manchmal schwebte, vielleicht gar nicht ahnend — alle diese Mißhandlungen ertragen und sogar manchmal, wenn der Wagen gar zu furchtbare Sprünge machte und die Passagiere mit Gewalt gegen einander geworfen wurden, gelächelt. War es ein Lachen der Verzweiflung? aber sie sah gar so lieb und herzlich dabei aus, und wenn dann das wie toll gewordene Fuhrwerk wieder eine etwas ruhigere Gangart annahm, hält sie sich allerdings fester in ihren Rebozo, die Mantille der Mexicanerin, aber ihre glänzend schwarzen Augen blickten von einem zu dem andern der Mitpassagiere hinüber und schienen sich an den verschiedenen Jammergestalten zu ergötzen. Ja, wenn sie auf den dicken, ihr gegenüberstehenden

Beamten fielen, pressten sich ihre Lippen fast krampfhaft zusammen, und es war unverkennbar, daß sie einen Ausbruch ihres Spottes kaum zurückhalten konnte.

Die Reisenden im Innern des Wagens waren übrigens noch nicht so weit zu sich gekommen, um nur einen einzigen Blick auf die sie umgebende reizende Scenerie zu werfen, und der mexicanische Theil derselben hatte das nämliche wundervolle Bild auch wohl schon zu oft gesehen, um viel darauf zu achten — man gewöhnt sich ja an Alles, an Leid sowohl als Glück, an Kerkermauern wie an Gottes herrliche Natur. — Jetzt rasselte der Wagen über eine steinerne Brücke und gleich darauf in ein kleines indianisches Städtchen hinein, in dem die Thiere gewechselt werden sollten, denn selbst die Kräfte eines Maulthieres gehen aus, wenn es in solcher Weise getrieben wird.

Die Dilligencia, die in den letzten zwei Stunden wie der fliegende Holländer durch den Ocean, so hier, doch mit etwas mehr Geräusch, durch das Land gerast war, hielt — die Passagiere wurden nicht mehr hin und her geschleudert, die Achsen stöhnten und krachten nicht mehr, und an den vor Anstrengung und Erschöpfung zittern-

den Maulthieren lief und tropfte der Schweiß in kleinen Strömen zu Boden nieder — aber sie wurden jetzt auch ausgeschirrt und durften einige Stunden rasten, bis die Post von Cuernavaca an dem Abend herüberkam, die sie dann wieder in die Stadt hineinziehen mußten.

Die Dilligencia hielt vor einem breiten, aus ungebrannten Lehmsteinen ausgeführten Gebäude, das etwa achtzig Schritt in der Weite, doch nicht mehr Fenster hatte, wie ein Mensch Augen — eins an der rechten, eins an der linken Seite. Das rechte leuchtete dabei in eine sogenannte *pulperia*, oder einen Schenkstand, das linke in einen ähnlichen kleinen Laden hinein, in dem sich Kunst und Natur mit Mehl, Gemüse und Kartoffeln, wie Band, Knöpfen, Kämmen und anderen nützlichen Gegenständen in harmonischer und geschickter Weise vereinigte.

Die Passagiere waren ausgestiegen, um sich rechts in der *pulperia* durch eine Tasse *Chocolade* oder ein Glas *agua ardiente* wieder für neue Aufregungen zu stärken. Selbst zwei der älteren Damen hatten sich diesem Besuch angeschlossen, und auch die beiden Officiere — blutjunge Menschen, die ihr Geschick hier nach Mexico geworfen, kletterten von dem Markerkasten herab, um nur

erst einmal wieder ihren Sehnen einige Ruhe zu gönnen.

Das Gebäude selber bestand, wie fast alle diese Posten, aus einem großen, wüst genug aussehenden Frouthaus, mit lauter weiten, aber vollkommen leeren Gemächern, die nur die kalten, nicht einmal getünchten Wände zeigten und, ohne Tisch oder Stuhl, gar nicht dazu bestimmt schienen bewohnt zu werden. Drinnen aber umschlossen ringsum gebaute offene Schuppen, unter denen die Thiere bei schlechtem Wetter wenigstens gegen Sturm und Regen geschützt standen, einen riesigen und ungepflasterten Hofraum, der sich in der nassen Jahreszeit zu einem Morast umwandelte, und dahinein ließ man jetzt die ausgeschirrten Maulthiere, während die frischen schon wieder von damit betrauten Leuten hinausgetrieben und eingespannt wurden. Der Aufenthalt in solchen Orten dauerte immer nur wenige Minuten.

Draußen vor dem Haus, und kein Wort mit den Fremden, nicht einmal mit den, die Pferde umspannenden Leuten wechselnd, standen ein halbes Duzend Burschen, die breiten Hüte in die braunen Gesichter gezogen, die bunten Serapen fest um Schultern und Kinn geschlungen, so daß sie

den ganzen Oberkörper vollständig verbedekten. Die Leine übereinander geschlagen, lehnten sie mit den Schultern an der Lehmwand, betrachteten sich die Passagiere und flüsterten nur manchmal, ohne aber dabei eine Miene zu verzeihen, mitsammen. Endlich, als die Post beinahe zum Abfahren fertig war, schritt der eine von ihnen langsam die Straße hinab und bog um die Ecke. Dort stand, an einem der überall an den Häusern angebrachten Ringe befestigt, ein gesattelttes Pferd. Der Bursche sah nach dem Gurt und zog ihn ein wenig fester an, warf die Leine los, die das Pferd hielt, war mit einem Sprung im Sattel, und fort, wie eine Wolke vor der Windöbraut, sprengte das wadere Thier mit seinem wilden Reiter die Straße entlang, und war bald, weit draußen den Bergen zu, in einer selbst aufgeschlagenen Staubwolke verschwunden.

Die Post zögerte noch ein wenig — der gastlichen mexicanischen Sitte nach mußte der Kutscher auch erst einmal mit den Passagieren trinken. Besonders in Erstaunen gesetzt wurde der junge Tromme aber, der sich hatte eine Tasse Chocolate geben lassen und diese jetzt bezahlen wollte. Der Wirth zuckte nämlich die Achseln und sagte:

„Ist schon bezahlt, Señor.“

„Ist schon bezahlt?“ frug Tromme auf das äußerste überrascht zurück, denn es war zu undenkbar, daß Herr von Belchmeier etwas Derartiges unternommen haben sollte — es wäre jedenfalls das erste Mal in seinem Leben gewesen — „aber von wem?“

„Von jenem Herrn da,“ erwiderte der Wirth und zeigte dabei auf einen der Mexicaner, der allerdings mit ihm in ein und demselben Wagen gekommen war, mit dem er aber noch kein einziges Wort gewechselt hatte.

Dieser aber, als er des jungen Mannes Blicke auf sich gerichtet sah, machte eine halb entschuldigende Bewegung, nickte ihm aber dann freundlich zu und hob sein Glas gegen ihn. Das Ganze geschah auch in einer so lebenswürdigen und graziösen Weise, daß ihm Tromme nicht böse deshalb sein konnte, und dennoch genirte es ihn, denn er war das von zu Hause nicht gewohnt. — Aber der Kutscher drängte zur Abfahrt — die Maulthiere, ausgeruht und kräftig, standen schon angespannt und wollten nicht länger ruhig bleiben. — Die vorderen, die noch nicht angehängen waren, ließen sich kaum mehr halten, und die Passagiere mußten machen, daß sie auf ihre Plätze kamen.

Jetzt wiederholte sich die nämliche Scene wie bei der ersten Ausfahrt aus Mexico, nur mit weniger oder gar keiner Gefahr, da die Straße breit und gerade vor ihnen lag. Die Thiere rissen allerdings wieder mit aller Macht in das Geschirr, aber die Stränge waren darauf gearbeitet und hielten, und weiter wurde von ihnen Nichts verlangt. Alles Andere besorgte der Kutscher, der mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und Ruhe das Achigespann regierte und lenkte.

Von hier an begannen die Berge; die Reisenden ließen das behaute und dem Anschein nach auch nur culturfähige Land hinter sich, und wanden sich ziemlich steil in einer Schlucht hinauf, die auf beiden Seiten kahl aufstieg und hier noch, als im tieferen Land, mit der eigentlichen Maguez-pflanze bewachsen war; je höher sie aber stiegen, desto mehr nahm diese ab, d. h. desto seltener wurde sie, und an ihre Stelle trat dafür jene andere, etwas kleinere und nicht so gewaltig aufschießende Agavenart, die Mescalpflanze, die aber ganz den nämlichen Charakter trägt. Einzelne Cactus wuchsen auch dazwischen, aber keine candelaberartige Euphorbien-Art, überhaupt sah das ganze Land hier viel mehr kahl und dürr

aus und bot, besonders wenn man direct aus dem fruchtbaren Thale von Mexico herauffstieg, einen nicht besonders tröstlichen Anblick.

Wie der Weg steiler aufstieg, stieg des Kutschers Assistent vom Boocke, ihm folgten die beiden Franzosen und auch die Herren stiegen aus dem Wagen, um es den Thieren etwas leichter zu machen. Nur Herr von Belchmeier blieb mit den Damen sitzen, denn er hatte seine Passage bezahlt, oder sie war für ihn bezahlt worden, und er dachte gar nicht daran, sich unnöthigerweise und wegen ein paar erbärmlicher Maulthiere zu schaußiren.

Der breite Weg, der hier zwischen den Bergen aufstieg, zog sich aber so steil empor, daß die Thiere den halbgeladenen Wagen nur im Schritt vorwärts ziehen konnten. Da er sich in eine Schlucht hineinwand, sahen die Passagiere auch Nichts als die kahlen Hänge und die staubige Bahn, bis sie plötzlich, nach einer kurzen Biegung der Straße, einen Punkt erreichten, von dem aus sie einen vollen Ueberblick über das eben erst verlassene Thal von Mexico erlangten, und die Aussicht da hinüber war wirklich so entzückend, daß sie unwillkürlich stehen blieben und schweigend den Blick zurückwarfen.

Unmittelbar unter ihnen lag der Beginn des Thales mit seinen Hacienden und den lauschigen kleinen Dörfern — lauschig und hübsch allerdings in der Entfernung, wenn sie im Innern auch nur Schmutz und Armuth bargen. Dort aber auf dem kleinen Hügel, von dem matten Grün der riesigen Cedern eingefast, hob sich das Lustschloß des Kaisers, und unmittelbar daran, von dort oben aus gesehen, und rechts von dem Chalco-, links von dem Tezcoco-See begrenzt oder vielmehr gedeckt, lag mit ihren geradwinkligen Straßen und Thürmen die Hauptstadt, während darüber hinaus sich die lange vulkanische Gebirgskette als Hintergrund zog und die beiden mächtigen und prachtvollen Vulkane, der Popocatepetl und links von ihm der Iztaccihuatl, mit ewigem Schnee bedeckt, emporstarrten. — Und der blaue Himmel, der darüber lag, die glühende Sonne, die auf den Schnee da drüben niederfunkelte, die weißen, phantastischen Nebelstreifen, die sich aus jenen kalten Schluchten zu Gestalten hoben und wieder in Nichts verschwammen, aber doch, wenn sie über die Thäler hinstrichen, ein ganz eigenes milbes Licht darüber gossen. —

Die Passagiere wären auch noch wahrscheinlich gern länger dort stehen geblieben, um sich dem

Genüsse hinzugeben, den ihnen dieser Anblick bot, aber die Diligencia war doch indessen langsam vorgerückt und sie durften sie nicht aufhalten — ja sie waren nicht einmal so recht fest überzeugt, ob der Kutscher überhaupt auf sie warten würde. Sie wandten sich deshalb von dem reizenden Bild ab, um der schon ziemlich weit vorausgeeilten Kutsche zu folgen. Aber durch diesen gemeinsamen Genuß schienen sie auch ein wenig besser mit einander bekannt geworden, wenigstens geriethen sie in ein Gespräch hinein, das sich zuerst nur über das, was ihnen am nächsten lag, erging: die reizende Aussicht über das Thal von Mexico, dann aber auch auf andere Dinge übersprang, bei denen sich ebenfalls ihre gemeinschaftlichen Interessen begegneten — und das waren dann natürlich die verschiedenen Raubansfälle, welche hauptsächlich in der Nähe des deshalb verrufenen Puebla stattgefunden hatten.

Die beiden jungen französischen Officiere sprachen schon etwas spanisch und konnten sich wenigstens verständlich machen, wie auch den Inhalt dessen verstehen, was erzählt wurde, aber die Mexicaner staken voll von solchen Berichten. Der Eine von ihnen, ein kleiner lebendiger Mann, mit gutmüthigem Gesicht und ebensolchen

bunkeln Augen, war selber schon einmal als sogenannter Plagiär*) aufgegriffen und in die Berge geschleppt worden, um sich später durch ein bedeutendes Lösegeld frei zu kaufen.

Einmal angefallen und ausgeraubt auf der Post schien übrigens ein Jeder von ihnen, oder wußte doch sicher ein paar Räubergeschichten zu erzählen.

Als die Franzosen das Hest allein in Händen hielten, hatten diese Raubansfälle auch sehr nachgelassen, und im Beginn des Kaiserreichs konnte man die Umgegend der Stadt ziemlich ungefährdet bereisen, Bazaine war aber auch mit äußerster Strenge und erbarmungslos gegen jede derartige Verletzung der Gesetze vorgegangen. Wen man erwischte, hing oder erschoss man ohne Weiteres, und die Diebesgesellen merkten bald, daß

*) Das Wort Plagiär ist jenem System gegeben, das besonders von den Banditen in Italien ausgeübt wird, wonach sie einen Gefangenen oder Entführten nur gegen ein bestimmtes Lösegeld herausgeben, und im Fall der Verweigerung mit dessen Tod drohen. Woher das Wort Plagiär eigentlich stammt, konnte ich nie erfahren. Einige meinten: vielleicht von Plaga, ziemlich gleichbedeutend mit unserem Plage; Andere wieder, daß der erste Mann in Mexico, der in solcher Art aufgegriffen worden sei, den oder einen ganz ähnlichen Namen gehabt habe.

sie einem etwas sehr gefährlichen Handwerk folgten. Maximilian aber, der nicht gern seine Regierung mit ewigem Blutvergießen antreten wollte, und immer noch hoffte, das mexicanische Volk auch mit milder Hand regieren zu können, sträubte sich gegen diese rücksichtslose und unmittelbare Gerichtspflege, und kaum merkte dies das Gesindel, als es auch da und dort schon wieder auftauchte und lecker und lecker wurde. Besonders waren denn auch in letzter Zeit wieder zahlreiche Uebersälle vorgekommen, und die Mexicaner selber tadelten die Milde des Kaisers, durch welche ehrliche Menschen, zum Besten der Wegelagerer, einer steten Gefahr für Gut und Leben ausgesetzt blieben.

Aber noch hatte sich Maximilian nicht entschließen können ihnen zu willfahren, und der lässige Charakter der Mexicaner selber, die sich eher plündern ließen, als daß sie sich zur Wehr setzten, machte die Räuber mit jedem Tage übermüthiger.

Hier und da gaben sie sich auch den Anschein, als ob sie nur Parteigänger seien, die jetzt, da Suarez' Heer besiegt worden, den Krieg im Kleinen und auf eigene Hand fortsetzen wollten; sie beschränkten sich aber auch in dem Fall vorzugs-

weise auf den Raub, und plünderten dabei höchst unparteiisch beide Parteien gewissenhaft aus.

Die mexicanischen Passagiere schienen sich übrigens durch die Mitfahrt der beiden bewaffneten Officiere weit eher beunruhigt als gesichert zu fühlen, und versuchten auch jezt, als sie auf der Straße zusammen fortschritten, dieselben zu überzeugen, daß sie, im Fall eines wirklichen Angriffes, viel vernünftiger handeln würden, sich nicht zu widersetzen, sondern den Wegelagerern ein paar Pesos zu geben, womit diese sich in den meisten Fällen beruhigten — ihre Waffen konnten sie ja da oben irgendwo verstecken.

Die jungen Officiere lachten natürlich höhnlisch über eine solche Zumuthung, denn sie merkten recht gut, daß die Mexicaner diesen Rath nur ihrer eigenen werthen Personen wegen gaben, damit nicht auf die Diligence geseuert würde und sie selber Etwas mit abbekämen; aber sie erklärten auch auf das bestimmteste, den Schufsten, wenn sie sich in Schußnähe heranwagten, tüchtig einzuheizen, und forderten die anderen Mitpassagiere ebenfalls zum Widerstand auf. Sie waren, mit den beiden Kutschern, zehn Männer, und die konnten doch wahrlich gegen ein paar einzelne Strolche ihren Platz behaupten.

Die Mexicaner zuckten mit den Achseln, erwiederten aber Nichts und wechselten nur unter einander einige leise Worte. Sie hatten auch nun den hier sehr langsam fahrenden Wagen bald erreicht und mußten, da sich der Weg jetzt auf einer weiten kahlen Hochebene hinzog, wieder einsteigen.

Ihnen entgegen kamen dann und wann, gewöhnlich in kleinen Trupps oder ganzen Familien, Indianer, die ihre Packen — meist Holz- Kohlen — nach Mexico hinabtrugen. Die Kohlen waren in eine Art Gras und in mächtige Lasten eingeschnürt, die so ziemlich die Form und Größe eines tafelförmigen Piano hatten und auf dem Rücken der Träger hoch über diese hinausragten — aber selbst die Kinder gingen nicht leer und trugen eine ihren Kräften entsprechende, aber diese auch voll in Anspruch nehmende Ladung.

Stille, schweigsame Menschen, wie sie, im Schweiß ihres Angesichts, vorüber ihre Bahn zogen! Sie hoben den Blick nicht vom Boden, wenn sie den fremden weißen Männern begegneten, und besonders die Frauen nahmen, wenn sie auch deshalb mit ihrer Last ein Stück Wegs an einem Hang erklettern mußten, stets den entferntesten Fußsteig an, als ob sie sich vor

der Möglichkeit fürchteten, nur angerebet zu werden.

Kleine Trupps von Eseln passirten ebenfalls vorüber, die Früchte aus dem wärmer gelegenen Land nach Mexico schafften, besonders Orangen, aber auch Ananas, Bananen und vorzüglich in großer Menge Tomatos. Aber auch mit den Führern dieser Caravanen ließ sich kein Gespräch anknüpfen.

Des Kutschers Assistent, dem es besonders oblag die Maulthiere zu beaufsichtigen, wenn es irgend Etwas zu ordnen gab, da der Kutscher den Bock nicht verlassen durfte — der auch zuweilen neue Hölzer für den Hemmschuh zurecht hatte oder auch dann und wann das Geschirr in Ordnung brachte, schritt, so lange der Weg noch langsam ging, neben der Kutsche her. Dieser hatte nun verschiedene Male versucht, ihnen be- gegnende Indianer nach dem oder jenem, beson- ders deshalb zu fragen, ob sie kein verdächtiges Gesindel am Wege gesehen, aber er erhielt gar keine oder nur ausweichende Antworten. Die Leute thaten entweder, als ob sie gar nicht ver- ständen was man zu ihnen sage, oder zuckten auch nur die Achseln und eilten mit einem scheuen Quien sabo vorüber. Sie wären die Letzten ge-

wesen, die sich herbeigelassen, wirklich am Wege lagernde Räuber zu verrathen, denn welchen Dank durften sie dafür erhoffen. Sie blieben, da sie den Weg unausgesetzt passirten, dann nur der späteren Rache der Verrathenen preisgegeben.

Die mexicanischen Kutscher mußten das auch schon und kümmerten sich selten um sie.

Von hier aus nahm überhaupt wieder der Weg selber ihre Aufmerksamkeit völlig in Anspruch, denn die Passagiere waren eingestiegen, die Bahn lag frei und verhältnißmäßig eben vor ihnen, und während die Maulthiere die lange Peitsche fühlten, flogen sie im vollen Carrière mit dem rothlackirten Kasten vorwärts.

Die Scenerie bot hier wenig oder gar keine Abwechslung. In friedlichen Zeiten — das heißt, wenn dem Lande auf Jahrzehnte der Frieden gesichert gewesen wäre, hätten sich hier vielleicht überall fleißige Menschen niedergelassen und das weite Land in einen Garten verwandelt, jetzt aber entriß man sie ihrer Heimath und ihren Familien und benützte sie dazu, die wilden Berge zwecklos mit ihrem Blut zu düngen und Nasgeier mit ihren Leibern zu füttern. Wären sie aber auch wieder, selbst nach einer beendeten

Revolution, in ihre Hütten zurückgekehrt, was hätte es ihnen genügt — die nächste Leva würde sie doch wieder denselben entrisen haben. Das Ende ihres Elends war eben nicht abzusehen.

3. Der Ueberfall.

Gegen Mittag etwa sahen sie, in einem ziemlich tief eingeschnittenen Weg hinfahrend, der sich am linken Hang eines Hügels hinzog, eine kleine Gruppe von Häusern, und überholten, dicht vor denselben, einen wunderlichen Zug von Frauen, die mit Töpfen und anderen Gefäßen, viele dabei ihre Kinder an der Hand, auf der Wanderschaft schienen.

„Was ist das?“ frugen die französischen Officiere den Kutscher oben — „was sind das für Frauen?“

„La soldadera!“ lachte dieser, indem er schärfer auf seine Pferde einhieb, denn es schien bei ihm Ehrensache, die nächste Station immer in einem vollen Carrière zu erreichen.

„La soldadera? Caramba,“ lachte der eine — „was bedeutet das? Ihr habt doch hier nicht etwa Amazonen?“ Aber der Kutscher hielt es nicht mehr der Mühe werth, zu antworten; seine Thiere nahmen auch in der That jezt, und bei einer scharfen Biegung des Weges, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und etwa noch fünf Minuten später, nachdem sie den Frauenzug, der aus vielleicht zwanzig Individuen bestand, passirt hatten, erreichten sie die ersten Gebäude der sogenannten Guarda oder Wache, wie der Ort genannt wurde, und gleich darauf das Stationsgebäude, das sich übrigens von den anderen, eben so ärmlichen Hütten auch in gar nichts unterschied. Nicht daneben aber, auf einem kleinen freien, doch nicht etwa durch Kunst angelegten, sondern nur durch die „Kunst“ offengelassenen Platz, der sonst noch der vollen Wildniß angehörte, lagerte eine mexicanische Soldatentruppe, die aber ziemlich ordentlich und anständig aussah.

„La escolta,“ sagte der Kutscher, als er mit dem Stiel seiner Peitsche dorthinüber zeigte, und mit der andern Hand und mit Zuruf die Thiere nach und nach zum Stehen brachte.

„Aber zu Fuß?“ riefen die Franzosen —

„wie wollen sie Schritt mit uns halten, wenn sie uns begleiten sollen?“

Der Kutscher zuckte nur mit den Achseln; er schien auch selber nicht besonders auf ihre Hilfe zu rechnen, und sich überhaupt nicht um sie zu bekümmern, sondern beschäftigte sich einzig und allein mit seinen Thieren — was gingen ihn die Passagiere an — noch dazu Franzosen.

Hier wurde etwa 15 Minuten angehalten, um den Reisenden Zeit zu geben Etwas zu genießen, und viel versprechend war dazu das Aeußere des Hôtels, das aus Nichts als einer gewöhnlichen Reisighütte bestand, wahrlich nicht. Es leistete aber trotzdem mehr, als es versprach, denn wenige Minuten später dampfte schon auf dem Tisch ein recht gutes und reichliches Mahl von Reis, gekochten Hühnern und Eiern, wozu große Gefäße mit Pulque gegeben wurden — Tischgeräth aber, außer ein paar Tellern und zwei Löffeln, gab es gar keins, und wer von den Passagieren das seinige nicht bei sich führte, mochte sehen, wie er am besten damit fertig wurde.

Uebrig lange Zeit wurde ihnen außerdem nicht gelassen, denn der Kutscher drängte zur Abfahrt, um Guernavaca zeitig zu erreichen und dort dann

den Nachmittag für sich frei zu haben, und nur die Franzosen, die ihre Mahlzeit am frühesten beendet hatten, schlenderten noch einen Augenblick hinaus auf den Platz, um sich die dort lagernden Soldaten etwas näher zu betrachten.

In jedem andern Lande der Welt wäre es nun auch wohl Sitte gewesen, daß die Soldaten da draußen die in Uniform befindlichen Officiere begrüßt hätten, aber es nahm kein Mensch auch nur Notiz von ihnen, selbst nicht der Officier oder Führer der Schaar, ein blutjunger Bursch. Dieser lag, müde geworden, im Schatten des nächsten Hauses und erwartete wahrscheinlich die Abfahrt der Diligencia, um dann selber in die „Post“ zu gehen und an den Ueberresten zu diniren. Desto pittoresker war aber dafür das ganze Bild, das sich ihnen hier bot, und an solche Gleichgiltigkeit ihrer jetzigen „Bundesgenossen“ schon gewöhnt, beobachteten die jungen französischen Officiere lächelnd das vor ihnen ausgebreitete Schauspiel, oder vielmehr eine wirkliche Kette von lebenden und oft höchst pikanten Bildern.

Die Frauen nämlich, die sie kurz vorher an der Straße überholt, waren die Frauen der die Escolta oder Escorte bildenden Soldaten, die

ihren Gatten oder Geliebten überallhin folgen, selbst zuweilen in die wirkliche Schlacht, und gar nicht so selten etwa an ihrer Seite auch von einer Kugel getroffen werden. Mexicanische Soldaten würden aber gar nicht daran denken, ohne ihre Frauen in das Feld zu ziehen, denn wer sonst sollte für sie kochen und ihnen manche ihrer kleinen und allerdings bescheidenen Bedürfnisse nachtragen? Die Heerführer mußten das auch ruhig gestatten, denn so geduldig und fügsam der mexicanische Soldat sonst ist, ein Verbot eines solchen Gefolges würde sie augenblicklich entweder zum Revoltiren, oder doch jedenfalls zum Desertiren treiben.

Die Soldaten lagen hier nun, von ihrem Marsch rastend, und warteten geduldig, bis ihre schönere Hälfte mit der Mahlzeit käme. Die Frauen dagegen hatten schon an mehreren Orten ein Feuer angezündet und die mitgebrachten Töpfe mit Essen beigesetzt, und benützten die Zwischenzeit nur theils dazu, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen, oder auch mit dem Ehegemahl zu plaudern, der jetzt für kurze Zeit von seinem strengen Dienst befreit war.

Die Soldaten gehörten fast sämmtlich dem indianischen Stamm an; Einige, mit noch etwas

dunklerer Färbung, vielleicht den Sambos. Weiße gab es gar nicht unter ihnen, kaum hier und da Einen, der sich vielleicht zu den Westigen rechnen konnte — selbst der Officier war rein indianischer Abkunft, und die Frauen natürlich sämmtlich ebenfalls. Uebrigens fanden sich nur unter diesen wirklich reizende Gestalten mit ihrer Sammethaut, ihren dunkeln Rehaugen und dem schwermüthig Weichen in ihrem ganzen Wesen. Dabei ertrugen sie die größten Beschwerden ohne je zu klagen, litten nicht selten selbst den furchtbaren Mangel, und fürchteten auch keine Gefahr, sobald sie das Leben ihres Gatten selber bedroht wußten. — Arme Wesen! die Natur hatte sie für eine stille, sorgende Häuslichkeit bestimmt, und das Schicksal warf sie hinaus, mitten in das blutige Ringen der Gegenwart.

Die jungen Franzosen wünschten allerdings sehr, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen, und hatten sich schon an ein paar der jüngeren gewandt, aber wo sie sich ihnen nur näherten, wichen sie scheu zurück und zwischen die Soldaten hinein, und da diese lachten und den Fremden dabei gerade keine besonders wohlwollenden Blicke zuwarfen, hielten es diese doch für gerathen, sich zurückzuhalten, und waren vielleicht nicht böse dar-

über, daß sie gerade jetzt von dem Kutscher zur Weiterfahrt angerufen wurden.

Die übrigen Passagiere saßen schon wieder auf ihre verschiedenen Sitze eingepackt, und kaum hatten die Beiden ihre Plätze eingenommen und eben nur Zeit bekommen, um sich festzuhalten, als der Kutscher das gewöhnliche Zeichen gab und die Diligence wie ein Wetter über die Steine dahintrasselte.

Von hier aus ging es noch eine kurze Strecke leicht bergan, dann aber, als sie die höchste Kuppe erreicht, senkte sich der Weg allmählich zu Thal, und jetzt zwar durch eine Schlucht, die so mit Staub gefüllt lag, daß der Kutscher, der vielen Löcher im Weg sich bewußt, die frühere Regen gewaschen und in die er nicht einfahren durfte, wenn er den Wagen nicht umwerfen und selber vielleicht dabei den Hals brechen wollte, ein paar Mal die Thiere einzügeln und vollkommen still halten mußte. So eingehüllt standen sie dabei in eine Staubwolke, daß man vom Bod aus nicht einmal mehr die vorderen Maulthiere erkennen konnte, und erst wenn diese Staubwand langsam zur Seite zog, durfte er es wagen, weiter zu fahren.

Dieser Weg dauerte aber nicht so lange, denn

sie näherten sich dem Abhang, wo die Waldung begann, meist Nadelholz, aber auch dichtes Gebüsch, was die Straße schon länger feucht und dadurch hart gehalten hatte; hier gab es deshalb auch wenig oder gar keinen Staub, und sie konnten ihre Bahn frei übersehen. Aber hier schien der Kutscher auch unruhig zu werden und weniger als sonst auf seine Thiere zu achten, denn fortwährend warf er denn Blick bald rechts, bald links hinüber in den Busch. Er begann auch mit seinem Compañero auf dem Boe ein halblautes Gespräch, in das sich aber zahlreiche Carachos einflochten — ein Zeichen, daß er entweder sehr vergnügt sei, oder sich nicht recht behaglich fühle.

Der eine Officier indessen, der ein paar Worte von der Unterredung und besonders den Ausdruck „Ladrones“ aufgeschnappt, bog sich zu ihm vor und sagte:

„Hallo, compañero! giebt es Ladrones (Räuber) in dieser Nachbarschaft? Der Platz würde sich allerdings vortrefflich dazu eignen.“

„Si — hay,“ meinte der Kutscher trocken; „ist auch hier eigentlich ein Lieblingsplätzchen von ihnen — besonders noch ein kleines Stück voraus in den Penuelos, und die verdamnte Es-

corte hätte sich wohl ein wenig dazuhalten und hier gerade Mittag machen können — aber was kümmert sich das faule Gesindel um die Post.“

„Also aufgepaßt!“ lachte der Andere, „von hier oben aus können wir die Büsche prächtig übersehen und haben einen weiten Blick in den Wald hinein. Wenn sie erst ordentlich gepseffert werden, suchen sie nachher schon das Weite.“

Der Kutscher brummte etwas in den Bart, schien aber doch durch die Versicherung nicht hinlänglich beruhigt, um in seiner eigenen Aufmerksamkeit nachzulassen. Die Maulthiere fühlten auch, trotz des hier ziemlich schräg abfallenden Weges die Peitsche, die Kutsche wurde nur durch vorgebrückte Holzschuhe etwas eingehemmt, und fort ging es in wilder Flucht den Hang hinab.

Die Officiere hatten sich indessen dahin vereinigt, der eine die rechte, der andere die linke Seite des Waldes fest im Auge zu behalten und bei dem geringsten Verdächtigen, das er sehen würde, den Alarm zu geben; sie brauchten dann die Köpfe nicht hinüber und herüber zu wenden. Aber der Wald lag wie ausgestorben; nicht einen Vogel sahen oder hörten sie, und nur das Geräusch, das der polsternde Wagen machte, dröhnte durch die Wildniß.

Hier bog sich der Weg etwas nach rechts hinum, an einer etwa sechzehn Fuß hohen Lehmbank vorüber, links trat hoher Baumwuchs mit birkenartigem Unterholz auf, das sich nach dem Weg hinüberneigte und dichter stand, als sie es bis jetzt gefunden. Des Kutschers Augen haften misstrauisch an der Stelle, und unwillkürlich entrang sich seinen Lippen ein leise geflüstertes „Cuidado!“

„Was ist das da rechts für ein Kreuz am Weg?“ frug der eine Officier, „hat es irgend eine Bedeutung?“

Der Kutscher antwortete ihm nicht, die Peitsche zurückgesteckt, hatte er mit beiden Händen die Zügel seiner Thiere gefaßt, um, wenn es nöthig werden sollte, im Moment auch jedes einzelne in der Gewalt zu haben. Die Abdachung im Weg war hier kaum merklich und die Maulthiere behielten freie Bahn. Da — gerade als sie unmittelbar an der Dichtung vorüber wollten, fiel ein Schuß und die Officiere stießen einen Schrei aus. — Aber der Kutscher achtete gar nicht darauf, denn vor ihnen, auf etwa zwanzig Schritt Entfernung, sprangen sechs oder sieben, mit Gewehren bewaffnete Männer in den Weg — wieder ein Schuß, und das Sattelthier, das

an der Deichsel ging, brach zusammen. Im nächsten Moment schon rannte das linke Rad des Postwagens dagegen, die Kutsche erhielt einen furchtbaren Ruck und aus dem Innern heraus erschallte gellendes Wehgeschrei der Frauen.

Der eine Officier hatte seinen Revolver gehoben und auf eine Gestalt schießen wollen, die er links, dicht im Gebüsch, mit dem Gewehr im Anschlag bemerkte — der Ruck des Wagens aber warf ihn völlig aus dem Gleichgewicht — er mußte mit beiden Händen zugreifen, um nicht von oben herab und zwischen die Thiere geschleudert zu werden. Wieder ein Schuß — der Revolver entfiel seiner Hand — er selber fuhr empor und blickte wild umher — wieder das Reissen an dem Fuhrwerk der rasend gewordenen Thiere, die sich mit Schlagen und Springen in den Strängen verwickelt hatten. Eine kurze Strecke noch zerrten sie trotzdem das gestürzte Maulthier mit fort und die Kutsche dadurch quer über den Weg — der junge Officier wollte nach dem Geländer seines Sitzes greifen, aber er fühlte es nicht mehr — seine Hand tappte nach vorn, in's Leere, und im nächsten Moment stürzte er, mit dem Kopf voran, von seinem hohen Sitz herab und seitwärts auf die Straße nieder.

„Caracho!“ stöhnte der Kutscher, der gleich bei dem ersten Schuß von seinem Sitz nieder und vor das Fußbrett geglitten war, denn er wußte aus Erfahrung, daß die Räuber, wenn sie überhaupt im Hinterhalt lagen, stets auf die oben befindlichen und bewaffneten Passagiere schossen. — „Schurken verdammt!“ knurrte er dabei vor sich hin, als er einen Blick über den traurigen Zustand seines Gespanns warf, „ist das eine Manier? — so bin ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht behandelt worden.“

Eines Theils hatte er Recht, denn gewöhnlich sprangen die Räuber, die eine Diligence anhalten wollten, eine größere Strecke voraus in die Straße und riefen ihr „Halto!“ wonach dann der Kutscher vollkommen Zeit bekam, seine Thiere einzuzügeln und in Ordnung zu halten. Daß sie nachher den Postwagen plünderten, ging ihn Nichts an; er hatte Nichts damit zu thun und keinen Schaden dabei, und waren sie fertig, so fuhr er weiter und kam nur höchstens eine Stunde später als gewöhnlich auf der Station an. Heute aber schien rein der Teufel zwischen sie gefahren; eins seiner Thiere hatten sie todtgeschossen, ein anderes schien ebenfalls verwundet zu sein, einem hatte eins der Vorderthiere ein Bein zerschlagen,

und das ganze Gespann war zu einem vollkommenen Knäuel zusammengewirrt, den er nicht wieder auseinander bekommen konnte, wenn er nicht sämtliche Stränge zerschnitt — und was dann? — wann kam er dann nach Cuernavaca? — und noch einmal „Caracho!“

Die Banditen nahmen indessen gar keine Notiz von dem Kutscher, denn daß sie von dem sowohl wie von seinem Assistenten Nichts zu fürchten hatten, wußten sie gut genug. Diese Leute passirten die nämliche Straße jede Woche ein paar Mal und durften deshalb gar nicht daran denken, feindlich gegen die Strolche aufzutreten — waren sie doch froh, wenn man ihnen selber Nichts zu Leide that.

Uebrigens stellte sich heraus, daß die Bande gar nicht so stark war, wie man anfangs vermuthete. Außer den Sechsen, die den Weg versperrten, waren es noch Zwei, die sich in die Büsche postirt gehabt und von dort ihr tödtliches Feuer abgaben. Diese traten auch ganz lech hervor, und mit angelegten Gewehren, die vielleicht nicht einmal mehr geladen waren, riefen sie den Passagieren zu auszustiegen und sich neben dem Wagen aufzustellen, oder sie würden ein paar

Labungen Reßposten zwischen sie senden, die ihnen bald auf die Füße helfen sollten.

Tromme, der einen kleinen Revolver in der Tasche führte, sah sich nach seinen Gefährten um, aber er fand bald, daß hier an Widerstand gar nicht zu denken war. Allerdings begriff er nicht, weshalb die französischen Officiere, die vorhin das große Wort gehabt, so gar nichts von sich hören ließen, aber er allein konnte mit seiner unbedeutenden Waffe den ganzen Wagen auch nicht vertheidigen, und da er von allen Uebrigen wahrscheinlich am wenigsten zu verlieren hatte, sah er auch nicht ein, weshalb er da gerade seinen Heldenmuth zeigen solle. Die Mexicaner waren schon, dem Befehl folgend, auf das geduldigste ausgestiegen — ebenso die Frauen, jetzt folgte er ihnen, und wenige Minuten später fanden sie sich den Raubgesellen gegenüber, von denen die sechs Mann, welche vorn gestanden, auf sie zu kamen und im halben Anschlag liegen blieben, während die beiden Ersteren so wenig für ihre Sicherheit mehr zu fürchten schienen, daß sie sogar ihre Gewehre an einen Baum lehnten.

Diese Beiden, besonders der Eine, waren, wenn auch in der gewöhnlichen mexicanischen Tracht, doch sehr anständig gekleidet. Der

Wortführer trug sogar Glacéhandschuhe und feine, sehr zierlich gearbeitete Stiefel, die jedenfalls aus einem der französischen Läden in Mexico stammten. Diese Beiden hielten ihre Gesichter aber mit einer kleinen Maske verdeckt, also fürchteten sie jedenfalls erkannt zu werden, und stammten möglicherweise auch aus der Nachbarschaft. Die Anderen glichen aufgelesenen Strolchen, die man wahrscheinlich zu dem ganzen Ueberfall gemiethet hatte. Sie spielten eine sehr untergeordnete Rolle und dienten, mit ihren Gewehren im Anschlag, auch nur dazu, um die Reisenden in Furcht zu halten, damit sie keinen Widerstand wagten. Sie sahen schmutzig und abgerissen genug aus, gehörten aber eigenthümlicherweise nicht der rein indischen Race an, sondern schienen weit eher, wenn auch gemischt, doch weißes Blut in den Adern zu haben.

Der Señor Labrone mit den Glacéhandschuhen trat jetzt vor, und mit vollkommen graziösem Anstand einen mit Silber eingelegten und mit Elfenbeingriff versehenen Revolver aus dem Gürtel ziehend, sagte er, indem er leicht seinen Hut gegen die Damen lüftete:

„Caballeros, Señoritas, ich würde unendlich bedauern, Ihnen ein Leid zufügen zu müssen,

denn wir Mexicaner sollten nicht gegen einander kämpfen, so lange wir einen gemeinsamen Feind — die Fremden — in unserem Lande haben, aber wir sind gezwungen, die Diligence nachzusehen, da wir sichere Kunde haben, daß sich kaiserliches Geld darin befindet — kaiserlich nämlich, so weit es aus unserem Lande gestohlen wurde, während es von Gott und Rechtswegen unser Eigenthum ist. Ich bitte Sie deshalb dringend, sich nicht im geringsten zu widersetzen, oder meine Leute dort haben gemessenen Befehl auf Sie zu feuern. Verhalten Sie sich dagegen vollkommen ruhig, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Ihnen persönlich kein Leid geschehen soll.“

Die Worte klangen ernst, aber die Laute der Stimme dabei so artig und zuvorkommend, als ob er die Herrschaften nur zu einer Tasse Chokolade oder Thee eingeladen habe, und er spielte auch eigentlich mehr mit dem Colt'schen Revolver in seiner Hand, als daß er ihn drohend gegen irgend wen gerichtet hätte. Uebrigens wußte er recht gut, daß sie nicht viel Zeit versäumen durften, denn die Nähe der Escorte war für diese Burschen wohl kaum ein Geheimniß. Den Kutscher-Assistenten herbeirufend, bedeutete er ihn auch mit wenigen Worten, den hinten an der

Kutsche angebrachten Verschlag zu öffnen und sämmtliches Gepäck auf die Straße zu ziehen. Eine Bewegung mit der Waffe zeigte dem Mann dabei, was er zu gewärtigen habe, sobald er sich störrisch benehme. Der aber dachte an gar keine Weigerung; was ging ihn das Gepäck an — er war nicht dafür verantwortlich, und wenn die Passagiere selber ruhig dabeistanden und es geschehen ließen, so sah er für sich nicht den geringsten Grund, diesem Befehl auch nur zu widersprechen. Rasch hatte er den Schlüssel herbeigeschafft, wenige Minuten später riß er schon mit dem größten Eifer die verschiedenen Koffer, Kästchen, Schachteln und Reisestücke auf die Straße heraus und stellte sie dort in einer langen Reihe auf.

Der Gefährte des Räubers, der etwa um einen halben Kopf größer sein mochte als er, aber ebenfalls sein Gesicht mit einer Maske bedeckt trug, zeigte nur eine etwas dunklere Hautfarbe und hielt sich dabei still aber vornehm zurück. Er hatte noch kein Wort gesprochen, aber — seinen Revolver in der Hand — winkte er jetzt zwei seiner Leute herbei und hieß sie ganz ruhig die Herren visitiren, die er dann mit

troffenen Worten aufforderte, herauszugeben, was sie an Geld oder Werthsachen bei sich hätten.

„Compañero,“ rief er dabei seinem andern Gefährten zu, „überwache Du einmal diese Geschäft, indeß ich nach jenen Gepäcksstücken sehe — der Erste, der sich widersetzt, bekommt eine Kugel durch den Kopf.“

Dieser schien der Anführer der Bande zu sein; er sprach wenigstens, als ob er keine Widerrede gestatte, und die Uebrigen gehorchten ihm schweigend.

Der Kutscher hatte sich indeß mit den Pferden beschäftigt und dabei nur einmal im Vorbeigehen einen Blick auf den vom Wagen gestürzten jungen Franzosen geworfen — aber auch nur einen Blick, denn er war todt — und der Andere? — er lag oben über den Sitz gebeugt und mußte jedenfalls schwer verwundet sein, denn er rührte sich nicht mehr — aber was konnte er dabei thun? er war nicht im Stande, ihm zu helfen, und hatte auch jetzt mit seinen Thieren so viel zu schaffen, daß ihm keine Zeit für andere Gedanken blieb.

„Caballeros,“ sagte indeß der Bursche, dem das eigentliche Ausrauben übertragen worden, mit der größten Artigkeit, indem er jetzt aber

den Revolver schußfertig vorhielt — „vor allen Dingen ersuche ich Sie um Abgabe Ihrer Waffen — halt!“ rief er aber, als Tromme in seine Tasche greifen wollte, — „keine Bewegung, Señor, oder Sie sind eine Leiche. Ihre Revolver werde ich mir vor allen Dingen selber nehmen,“ und die eigene Waffe gespannt in der Hand, trat er auf ihn zu, befühlte ihn mit der linken Hand und fand bald, was er suchte.

„Die anderen Herren haben gar keine Schießwaffen?“

„Ich noch,“ sagte der eine Mexicaner, „ich habe zwei Revolver.“

„Sehr schön,“ — nickte der Bandit — „im Gürtel?“

„Nein, in beiden Brusttaschen.“

Die Untersuchung ergab, daß er wahr gesprochen. — „Die anderen Herren also nicht mehr?“ frug er noch weiter — keine Antwort erfolgte — „sehr schön“ fuhr der „Herr der Straße“ dann freundlich fort, „dann ersuche ich Sie, Caballeros wie Señoritas, Alles, was Sie an Geld oder Werthsachen bei sich führen sollten, vor sich auf die Erde nieder zu legen — aber Alles, verstehen Sie mich? Bei wem nachher noch Etwas gefunden wird, den binden wir an einen Baum und lassen

seinen Rücken für die Mühe bezahlen, die er uns gemacht hat. Sie haben mich doch genau verstanden?"

„Caramba, Señor,“ sagte der eine Mexicaner mit einem etwas verunglückten Lachen. „Sie drücken sich vollkommen deutlich und in gutem Mexicanisch aus, und was ich bei mir habe, steht Ihnen gern zu Diensten,“ damit griff er in seine Taschen, aus denen er aber nur etwa vier oder fünf Silber-Dollars hervorbrachte, und legte sie vor sich auf die Erde nieder.

„Hören Sie, Tromme,“ flüsterte Herr v. Belchmeier, der todtensbleich geworden war, dem neben ihm stehenden Gefährten zu; „Sie verstehen die verdamnte Sprache dieser Schufte, sagen Sie ihnen doch, daß ich kaiserlicher Beamter wäre, und daß der Kaiser —“

„Wollen Sie gehangen werden, Herr v. Belchmeier?“ unterbrach ihn aber Tromme, „dann erwähnen Sie Derartiges. Sehen Sie denn nicht, daß diese Schufte zu den Liberalen gehören? Auf die beiden französischen Officiere haben sie schon geschossen, und sobald sie erfahren, daß wir Beide in kaiserlichen Diensten ständen, könnten wir uns auf ein ähnliches Schicksal gefaßt machen. — Hier hilft es Nichts,“ setzte er dann hinzu, in-

dem er in die Tasche griff und ein paar dort steckende Reale zusammensuchte — es war das ganze baare Geld, das er bei sich führte, „und wir müssen schon gute Miene zum bösen Spiel machen.“

„Ach du lieber Gott!“ stöhnte Herr Belchmeier, „und die Kette allein hier kostet mich vier mexicanische Unzen.“

Die Mexicaner waren indessen den Uebrigen schon mit einem guten Beispiel vorangegangen und hatten, vollkommen bereitwillig, ihre Taschen ausgeleert, aber trotzdem war die Summe, die sie dabei zusammenbrachten, nur eine sehr geringe. Schon auf derlei Ueberfälle vorbereitet, nahmen sie wohl Wechsel, aber nie Baargeld mit, wenn sie auf eine Reise gingen, und die Raubgesellen schienen das auch zu wissen und nicht besonders viel auf sie zu rechnen.

Herr von Belchmeier hielt aber noch immer zurück; er konnte sich nicht dazu entschließen, dem Befehl zu willfahren und seinen Schmuck, auf den er Alles hielt, abzulegen. Der Verlarvte aber, der jetzt vor ihm stand, lachte und sagte endlich, indem er den Revolver wie halb spielend, aber in sehr gefährlicher Richtung gegen ihn wandte: „Soll ich Ihnen vielleicht helfen?“

Belchmeier verstand die Worte nicht, aber desto besser die Bewegung der Waffe — er konnte überhaupt kein Schießgewehr leiden. Er fing auch an, seine Taschen auszuräumen, aber doch vorsichtig, und als er einige Unzen zum Vorschein gebracht, hörte er damit auf.

„Welche Zeit haben wir, Señor?“ frug ihn der Verlarvte.

„Was sagt er?“

„Er fragt Sie, welche Zeit wir haben,“ meinte Tromme, der sich über die Noth seines, ihm überdies verhassten Vorgesehten amüsirte.

Belchmeier sah bereitwillig nach, es war ein schöner goldener Chronometer — „gerade ein Uhr, Señor“ — und damit wollte er seine Uhr ganz harmlos wieder in die Tasche stecken.

„O Felipe!“ rief da der Verlarvte Einem der Leute zu, „hilf doch einmal dem dicken Herrn hier sein Metall ablegen; er stellt sich außerordentlich ungeschickt dabei an; aber ein wenig rasch!“

Der also angerufene Bursche sprang sehr bereitwillig hinzu, legte sein Gewehr neben sich auf die Erde und riß jetzt ohne Weiteres dem zum Tode Geängstigten die goldene Kette mit der Uhr ab, zog ihm die Tuchnabel heraus und

wollte ihm die Ringe abstreifen, die aber in den Fettsingern so fest saßen, daß er sie nicht herunterbekommen konnte.

„Werden ihm die Finger abschneiden müssen, Señor!“ rief der Räuber dabei den Verlarvten an.

Dieser zuckte nur mit den Achseln. „Wenn Du sie nicht anders bekommen kannst!“

Herr von Belchmeier hatte noch keine Ahnung, welcher furchtbaren Gefahr er ausgesetzt war, und der herzlose Bube zog schon wirklich sein langes und scharfes Messer aus dem Gürtel, als das junge Mädchen, das bis jetzt mit den übrigen Frauen seitwärts gestanden und den Rebozo um ihr Antlitz geschlagen gehabt, von Mitleid und Entsetzen getrieben, vorsprang und ausrief:

„Um der heiligen Jungfrau willen, Señor, begeht nicht so Furchtbares! Alles was ich bei mir habe, will ich Ihnen ja gern geben.“

Der Rebozo war von ihren Schultern gefallen und enthüllte die in Aufregung und Angst erglühenden, wirklich bildschönen Züge der jungen Señorita, und der Verlarvte, von ihrem Anblick überrascht, rief aus:

„Caramba Señorita, der Fleischklumpen da hat eine reizende Fürsprecherin für sich gefunden. Ist es Ihr Vater?“

„Nein,“ sagte das junge Mädchen, scheu zurücktretend, „ich kenne den Herrn gar nicht — er ist mir völlig fremd, aber um der Mutter Gottes willen führen Sie das Furchtbare nicht aus!“

Der Verlorne wandte kein Auge von ihr ab. „Santisima,“ sagte er, „wie hübsch Sie sind, Señorita — darf ich Ihren Namen wissen?“

„Und weshalb?“ frug die junge Dame, während hohe Röthe ihre Wangen färbte — „wir dürfen uns doch im Leben nicht wieder begegnen.“

„Quien sabe — Ihren Namen, wenn ich bitten darf.“

„Ich würde Ihnen doch nur einen falschen nennen,“ erwiderte ihm aber die junge Schöne, indem ihre Lippen rasch und fast verächtlich zuckten.

„Und doch verlangen Sie eine Gefälligkeit von mir? Nur unter — ha!“ rief er und fuhr zurück, denn in dem Moment traf ihn eine Kugel am Kinn, oder streifte vielmehr nur von oben herab seinen rechten Mundwinkel bis zum unteren Kinnbacken nieder, zu gleicher Zeit dröhnte der Schuß und unmittelbar darauf folgte ihm ein zweiter aus denselben Rohren, der jedoch sein Ziel gänzlich fehlte.

Es war der junge unglückliche Officier, der

von dem ersten erhaltenen Schuß wie betäubt zusammengebrochen. Da aber Niemand von ihm weiter Notiz genommen, war er langsam wieder zu sich gekommen und feuerte jetzt, sich schwer verwundet fühlend, mit der letzten Kraft noch seine Waffe auf den Banditen da unten ab. Aber er kam nicht zum dritten Schuß, denn aus zwei Gewehren knallte es zu gleicher Zeit — die Waffe entfiel seiner Hand, und oben auf dem Verdeck des Wagens sank er todt zusammen.

Der Führer der Schaar war indessen, den Revolver in der Hand, vorgeschrunken, übersah aber mit einem Blick, wie die Sachen standen, und hatte auch rasch seine Dispositionen getroffen.

„Caracho Compañero, bist Du noch nicht mit der Gesellschaft fertig?“ rief er zornig seinen jüngeren Begleiter an, „was giebt's noch?“

„El gordo (der Dicke) da,“ rief dieser, indem er ein weißes Taschentuch herausnahm und gegen sein Kinn hielt, um das Bluten der leichten Wunde zu verhindern — von dem Angriff selber wurde gar nicht weiter gesprochen — „hat eine Menge werthvolle Dinge an seinen dicken Fingern und wir können sie nicht herunterbekommen.“

„Da ist eine Range,“ rief der Führer, der

auf solche Fälle vorbereitet schien und eine kleine scharfe Kneipzange, wie sie die Goldschmiede brauchen, dem einen Burschen zuwarf — „aber nur rasch — ich habe gefunden, was wir suchten.“

„Das Gold?“ rief der jüngere Verlarvte rasch.

„Gewiß,“ lachte der Erste wieder — „unser Kundschafter hatte Recht und die zwanzig Unzen ehrlich verdient. Hat der Dicke kein Geld weiter bei sich?“

„Er sagt nein.“

„Veremos!“ nickte der Führer und hatte kaum die Hände an dessen Taschen gelegt, als er auch schon die verheimlichten Unzen darin fühlte.

„Caracho! seht da!“ rief er aus — „Schuft, willst Du uns betrügen? sechs, acht, zehn — zwölf Unzen noch — nehmt ihm die Ringe ab und gebt ihm dann ein Andenken, daß er sich unserer noch einige Zeit freundlich erinnert. Und seht zwei Maulthiere her — rasch — schirrt sie aus — wir brauchen sie zum Transport.“

„Pero Señor,“ bat der Kutscher mit einer wahren Jammermiene — „zwei von den Thieren haben Sie mir erschossen, einem ist das Bein zerschlagen, zwei wollen Sie jetzt noch nehmen, wie bringe ich denn meine Passagiere nach

Guernavaca? Haben Sie Mitleiden mit einem armen Teufel!"

„Es bleiben Dir immer noch drei,“ sagte der Führer, sich ruhig von ihm abwendend, „und der Weg zieht sich von hier an fast die ganze Strecke zu Thal. Wo es nicht geht, mögen die Passagiere zu Fuß gehen; die Bewegung wird ihnen Appetit zum Mittagessen machen.“

„Si Señor,“ sagte der eine Mexicaner, „das wird sie allerdings, aber Sie haben uns nicht einmal so viel gelassen, daß wir ein Mittagessen damit bezahlen können.“

„Amigo,“ sagte der Räuber gutmüthig, „daran hab' ich wahrhaftig gar nicht gedacht, aber das läßt sich noch verbessern — hier — wie viel seid Ihr — vier, fünf, sechs — da hast Du sechs Dollar — einen für Jeden von Euch, und da bleiben Euch noch gerade ein paar Reale, um vier Glas auf meine Gesundheit zu leeren. Apropos, Compañero — sind die Frauen visitirt?“

„Wollen wir es den Damen nicht schenken?“ frug sein Begleiter.

„Caracho no — weshalb — Alles zählt — aber laß sie meinetwegen nur hergeben, was sie entbehren können. Wir haben diesmal Beute genug gemacht, und dann fort.“

„Señoritas,“ sagte der junge Verlarvte, indem er sich an die beiden älteren Frauen wandte, „Sie haben gehört, wie der Befehl lautete, und ich bitte, sich freundlich dem zu fügen. Ich werde nicht sehr streng mit Ihnen sein.“

Die beiden Frauen griffen hastig in ihre Taschen — sie hatten gar nicht erwartet, so gut wegzukommen, und die Eine langte zwei, die Andere drei Dollars vor, die der Räuber lachend nahm.

„Und Sie, Señorita,“ wandte er sich jetzt an die Jüngere, „Sie wollen mir nicht Ihren Namen nennen? aber dürfte ich Sie vielleicht um ein kleines Andenken dieser — für mich wenigstens glücklichen Stunde bitten?“

Die junge Dame öffnete ohne Weiteres eine kleine Ledertasche, die sie in der Hand trug, und nahm drei Unzen, die sie dem Verlarvten reichte. Dieser aber trat, mit der Hand abwehrend, einen halben Schritt zurück und sagte kopfschüttelnd:

„Por Dios Señorita! nein, so war es nicht gemeint — in einer solchen Art sollen Sie nicht an mich denken. Wir sind keine gewöhnlichen Räuber hier, sondern Männer, die sich dem Drucke der Fremdherrschaft nicht fügen wollen, und entschlossen zusammenstehen, ihr Troß zu bieten und sie zu schädigen, wo wir nur irgend können. Unser

Angriff galt nur dem Golde, das, wie wir erfuhren, der Kaiser nach Cuernavaca senden will.“

„Und was Sie sonst geplündert? — Das Blut, das Sie vergossen?“ sagte das junge Mädchen, und ihr Blick haftete kalt und streng an den unter der Maske hervorblickenden Augen des Räubers.

„Franzosen,“ sagte dieser mit einem nur halb unterdrückten Fluch, „wenn wir sie Alle so vernichten könnten, denn ganze Ströme mexicanischen Blutes kleben an ihren Händen. — Aber die Zeit ist zu gemessen, Señorita,“ setzte er in einem leicht ironischen Ton hinzu, „um sie hier mit einem politischen Gespräch zu vergeuden. — Ich habe Sie um ein Andenken gebeten und werde Sie dann nicht weiter belästigen — darauf muß ich aber fest bestehen. Um einen Ring er-
suche ich Sie. — Caramba, ich glaube doch, Sie dürfen mir noch dankbar sein, daß ich — eben nicht mehr verlange. — Das Zögern nützt Ihnen Nichts — ich habe es mir nun einmal fest in den Kopf gesetzt, einen Ring von Ihnen zu tragen.“

Das junge Mädchen hatte ihn, während er sprach, unverwandt, aber wie mit abschweifenden Gedanken angesehen. Jetzt erst zog sie langsam

den Handschuh von ihrer linken Hand, die mit Ringen bedeckt war, und nahm von ihrem Zeigefinger einen Goldreif, der oben einen einzelnen, von kleinen Brillanten umgebenen Smaragd trug.

Stumm und ohne den Blick von ihm zu wenden, steckte sie ihm den Ring, den er hastig ergriff, an die Lippen drückte und dann an den kleinen Finger der rechten Hand steckte.

„Dank, tausend Dank,“ flüsterte er dabei, aber das junge Mädchen fuhr erschrocken empor, denn nicht weit von ihnen schallte ein durchdringendes Jammergeschrei herüber, und als ihr Blick dorthin flog, sah sie, wie einer der Banditen die gebundenen Hände des Herrn von Velchmeier mit dem Seil an einen jungen Baum festschlang, während ein anderer mit der Peitsche des Kutschers unbarmherzig auf ihn einhieb.

„Purísima! sie werden ihn tödten!“

„Nein,“ lachte der Verlorne, der kaum den Kopf dahin gedreht, „er bekommt nur eine kleine Züchtigung, die ihm Nichts schaden kann. Aber ich sehe, die Unseren sind zum Ausbruch bereit — Señorita, Sie haben sich keinen Undankbaren verpflichtet — ich hoffe, Sie in einer besseren Zeit wieder zu sehen,“ und sich vor ihr neigend, eilte er hinüber zu seinen Kameraden, die sich

allerdings schon sammelten, um die Strafs freizugeben. Sie hatten viel Zeit versäumt und waren nicht stark genug, um der Escorte, wenn diese wirklich der Post unmittelbar gefolgt wäre, Stand zu halten. Die Leute, mit dergleichen Arbeiten schon vertraut, hatten indessen auch Alles zum Ausbruch gerüstet. Die beiden Maulthiere waren, so gut das in der Eile gehen wollte, mit dem aufgefundenen Gold und einigen kleinen Koffern beladen, die so aussahen als ob sie des Mitnehmers werth wären. Schlüssel dazu brauchten sie nicht, denn die Koffer wurden doch nicht behalten, sondern nur gewöhnlich drin im Walde einfach aufgeschnitten und mit allem unnützen Plunder zurückgelassen.

Die Räuber zogen sich jetzt, nachdem ihr Geschäft beendet, dem Dickicht zu, und kümmerten sich auch nicht mehr um die Passagiere, denn daß sie von denen Nichts mehr zu fürchten hatten, wußten sie gut genug. Der Bursche, der Herrn von Belchmeier's Rücken bearbeitete, wurde dadurch von seiner Beschäftigung ebenfalls abgerufen, den unglücklichen Mann ließ er gebunden an seinem Baum, und wenige Minuten später war der ganze Schwarm in der Waldung verschwunden.

Die Reisenden blieben in einer halben De-

täubung zurück, und noch eine lange Zeit standen sie auf der Straße und starrten der Richtung nach, welche die verummten Männer mit ihrer Begleitung genommen.

Desto thätiger war aber indessen der Kutscher mit seinem Assistenten gewesen, um den erlittenen Schaden nur wieder — so weit es nämlich anging — auszubessern. Ein caracho nach dem andern entfuhr dabei ihren Lippen, und in der That war ihnen diesmal schlimm und rücksichtsloser mitgespielt als je.

Das eine Pferd war todt, das rechte an der Deichsel hatte einen Theil des Schusses in die Weichen bekommen und sich schon niedergelegt. Die beiden vorderen Thiere hatten die Räuber mitgenommen, und von den viere; die vor der Deichsel in einem Gespann zogen, war dem einen das eine Vorderbein zer schlagen, während das zweite auch einen, allem Anschein nach, bösen Hieb gegen den linken Schenkel bekommen haben mußte, denn in den Schmerzen suchte es fortwährend damit aus zuschlagen. Die beiden übrigen, welche anfangs wie toll gewesen, konnten sich jetzt nicht mehr rühren, so hatten sie sich überall in Ketten und Strängen verwickelt. Es bedurfte auch der ganzen Vorsicht und Ge-

Schicksallichkeit der Kutscher, sie endlich frei zu bekommen und aus dem Gewirr zu entfernen. Durch Zureden und Schmeicheln gelang es aber doch zuletzt den beiden, mit ihrem Beruf vollkommen vertrauten Männern, ihre schwierige Aufgabe zu lösen, und jetzt erst brauchten sie die Hälfte der übrigen Passagiere, um dem todtten, wie den beiden verwundeten Thieren das Geschirr abzunehmen und die Kutsche nachher so aus dem Weg zu schieben, daß sie die gesunden wieder einspannen konnten.

Die Reisenden waren indessen durch das Winseln und den Hilferuf des Herrn von Belchmeier wieder zu sich gekommen. Der unglückliche, noch immer an seinen Baum gebundene Mann schien nämlich die größten Besorgnisse für sein eigenes werthes Selbst zu hegen, und machte sich Lust in Klagen und Ausrufungen. Tromme wurde zuerst darauf aufmerksam und eilte hin, um seinen Vorgesetzten wieder in Freiheit zu setzen, was sich dieser auch mit ruhigem, resignirtem Stöhnen gefallen ließ. Kaum aber sah er sich Herr seiner Glieder, als er sich auch gegen seinen Untergebenen umdrehte und ausrief:

„Sie sind ein Esel, Tromme — weshalb haben Sie denn Ihren Revolver zu Hause geladen

und mitgenommen, wenn Sie die Schufte nicht damit über den Haufen schießen wollten, heh? mich lassen Sie binden und mißhandeln, und Sie stehen dabei und halten die Hände in den Taschen."

"Aber bester Herr Belchmeier," rief Tromme, der nur mit Mühe eine harte Antwort verbiß, denn er wußte ja, er wäre in dem Fall augenblicklich auf die Straße gesetzt gewesen — „was um Gottes willen konnten wir gegen acht bis an die Zähne bewaffnete Menschen machen?"

"Sie haben allein sechs Kugeln in Ihrem Revolver," rief aber Herr von Belchmeier, ohne den Einwand im mindesten gelten zu lassen. „Die Mexicaner führten ebenfalls solche Dinge, und die beiden französischen Officiere waren ringsum besteckt mit ihnen."

"Sie sind Beide todt," sagte Tromme.

"Wer?" rief Herr von Belchmeier erschreckt, denn er hatte sich um deren Schicksal noch gar nicht bekümmert.

"Die beiden jungen Officiere," lautete aber die Antwort. „Der eine liegt oben auf der Diligence, der zweite ist auf die andere Seite hinübergestürzt."

"Alle Wetter," rief der dicke Beamte, der in

dem Moment fast die erhaltenen Schläge vergaß — „solche Bluthunde! wenn ich nur das verdammte und gottvergeffene Land in meinem ganzen Leben gar nicht gesehen und betreten hätte — aber so viel weiß ich — die erste Escorte, die wieder nach Vera-Cruz hinübergeht, nimmt Sebastian von Belchmeier ebenfalls mit. Ich werde mich hüten und mich — nur dem Kaiser zu Liebe — von seinen Unterthanen bei lebendigem Leibe schinden lassen.“

Die Mexicaner, praktisch in dergleichen Dingen und nicht ohne Erfahrung, hatten sich indessen gleich bereit gezeigt, dem Kutscher zu helfen, denn dadurch nur allein durften sie hoffen, von hier fort und aus dem Wald hinaus zu kommen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß solche Postwagen in Mexico zwei- und selbst dreimal an einem und demselben Tage von verschiedenem Raubgesindel angefallen wurden, und fand man in einem solchen Fall nichts Werthvolles mehr bei ihnen, so nahm man ihnen auch das Letzte, was sie hatten, ja in manchen Fällen sogar das Hemd vom Leibe.

Zuerst besichtigten sie die beiden Franzosen, die versucht hatten den Kampf mit den Räubern aufzunehmen, und schon gleich aus dem Hinter-

halt zum Tode verwundet waren. Denen aber konnten sie keine Hilfe mehr bringen, sie lagen beide still und starr in ihrem Blute, und waren auch noch außerdem, wie sich das von selbst verstand, von den Banditen bis auf das Letzte ausgeplündert worden. Es ließ sich Nichts weiter mit ihnen thun — denn zurück durfte man sie doch hier nicht lassen — als daß man sie oben auf den Wagen hob, dort festband und mit nach Cuernavaca nahm, wo überhaupt französisches Militär stand. Dann wurde die schwere Kutsche mit vereinten Kräften etwas zurück und wieder in freie Bahn geschoben und die drei Maulthiere, zwei an der Deichsel und eins vorausgespannt. Jetzt blieb ihnen nur noch übrig, das ausgeworfene Gepäck mit dem Geschirr der getödteten Thiere wieder wegzupacken, worauf sie dann ihre Reise fortsetzen konnten.

Einen schweren Stand hatte indessen das junge Mädchen mit der einen alten Mexicanerin — die andere schien ihre Dueña oder Begleiterin. Die Alte nämlich, welche aber bis dahin kein Wort eingewendet, machte ihr jetzt die bittersten Vorwürfe, daß sie dem „blutdürstigen Bagabunden“ einen Ring zum Andenken geschenkt habe. Den würde er jetzt tragen und sich seiner „Novia“

rühmen, und sie selber könne sich jetzt nur, ihr ganzes Leben lang, als die Braut eines gemeinen Straßenräubers und Banditen betrachten.

Die Señorita erwiederte kein Wort, keine Sylbe zu ihrer Entschuldigung — nur fest und sicher schlug sie den Rebozo um ihre Schulter, nahm ihren Sitz im Wagen wieder ein, lehnte sich dort zurück und schloß die Augen; aber ihr ganzer Körper zitterte in Aufregung, und die großen heißen Thränen liefen ihr, unbeachtet, an den Wangen nieder.

Gerade als die Passagiere die letzte Arbeit mitgethan hatten und aufgesordert worden waren einzusteigen, bog die Escorte um die kaum zweihundert Schritt entfernte Wendung der Straße und kam in Sicht der Diligencia, deren Schicksal sie leicht errathen konnte. Sie beeilte ihre Schritte aber nicht etwa deshalb, sondern hielt ihren gewöhnlichen und steten Marsch inne, bis sie die Stelle erreichte, auf welcher der Wagen noch, sie erwartend, hielt. Hier aber löste sich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, die Colonne plötzlich auf, und suchte die Einzelheiten des Ueberfalls von den beiden Kutschern zu erfahren.

Diese fanden sie übrigens in der besten Stim-

mung und bekamen mehr Flüche zu hören als Antworten. Nicht einmal die Richtung, welche die Räuber genommen haben konnten, waren sie im Stand ihnen anzuzeigen, nur die Stelle im Busch, wo sie sich zum letzten Mal gezeigt, und wenn sie ihnen folgen wollten, mußten sie sich von da an selber ihre Bahn suchen. Derartige Burschen, wenn sie auf einen Raub ausgehen, haben aber gewöhnlich ihre Pferde in der Nachbarschaft versteckt angebunden, und sie einestheils zu einer raschen Flucht bereit zu halten, oder auch ihre Beute auf ihnen in Sicherheit zu bringen. Was wollten die Fußsoldaten deshalb bei einer Verfolgung ausrichten? gar nichts. Sie fanden höchstens den Platz, wo jene aufgefressen waren, und mußten dann unverrichteter Sache wieder abziehen.

Der Officier hielt es übrigens für seine Pflicht — oder es war ihm auch vielleicht gerade so bequem, die Hälfte seiner Mannschaft zur Verfolgung der flüchtigen Räuber auszusenden, und die Soldaten gingen selber mit einigem Eifer daran, als sie hörten, daß die Banditen aus der Post einen ganzen Sack mit Unzen geraubt hätten. Sie waren rasch abgetheilt, und drangen dann auch an der nämlichen Stelle in den Wald

ein, die ihnen von dem Kutscher bezeichnet wurde, um dort nur vor allen Dingen die frischen Fährten zu finden, und diesen dann zu folgen.

Der Postwagen, der bei der Sache doch nichts weiter thun konnte, rasselte indessen mit seinen davorgespannten drei Maulthieren den Hang hinab, um diesmal in einem ziemlich traurigen Zustand die nächste Station, die kleine, reizend gelegene Stadt Guernavaca zu erreichen, der Officier aber, der mit den übrigen Soldaten zurückblieb, befahl seinen Leuten, ein paar ordentliche Feuer anzuzünden, um dabei zu lagern. Sie mußten jedenfalls warten, bis ihre Abtheilung zurückkam. Der von dem Weg begünstigten Diligence vermochten sie doch nicht zu folgen, und vielleicht kamen auch die Frauen bald nach, wo sie denn gleich dort, wo sie sich gerade befanden, ihre Abendmahlzeit halten konnten.

4.

Innere Zustände.

Rings um die Chalco- und Kochimilco-Lagune, die sich vom Süden der Hauptstadt nach Osten hinüberstreckt, liegen malerisch, aber auch ärmlich genug, zahlreiche Dörfer der mexicanischen Indianer. Allerdings sind sie durch den See, wie durch einen Kanal mit Mexico verbunden und haben etwas Land umher cultivirt, aber eine Wildniß umgiebt sie dennoch wie zu der Zeit, als ihre Voreltern zu Götzen beteten und Kziken über sie herrschten. Aber sind ihre Zustände gebessert? — Wer kann es sagen? Wir reden auch bei uns immer gern von der „guten alten Zeit“ und daß „Nichts besser würde unter der Sonne“. — Wir sehnen uns jene Jahrhunderte zurück, in der unsere Vorfahren glücklich gelebt, aber

weßhalb? — weil die Butter damals nur wenige Groschen kostete und das Fleisch nach Pfennigen gekauft wurde. — Gehen wir der Sache auf den Grund, so ist das gewöhnlich der Gegenstand, wodurch das Gespräch darauf gelenkt wird; daß aber außerdem in der guten alten Zeit blödere Raubritter aus adeligen Geschlechtern jede Landstraße unsicher machten, das Pfaffenthum, noch frecher und mit größerer Gewalt verfahren als jetzt, einherschritt, die Inquisition wüthete, Folterkammern jeden braven Mann bedrohten, sonst allerlei Unfug getrieben wurde und Fürsten despotisch regieren und ihre Unterthanen wie Knechte behandeln durften, davon reden wir natürlich nicht, oder denken auch nicht gleich daran.

Und Mexico? Wenn wir unserer Phantasie die Zügel schießen lassen, so träumen wir uns mexicanische Indianer, wie sie noch heute auf dem Theater vorgestellt werden — allerdings nicht in Eriçot, aber doch mit Federschürzen und Kronen, mit Bogen und Pfeilen und Lanzen, mit breiten Goldblechplatten um Arme und Knöchel und dabei sehr kräftige malerische Gestalten, das Haupt von rabenschwarzen Locken umwallt, die Augen lühn und blickend, die Frauen schön

und jugendfrisch und von den hellbraunen üppigen Formen eigentlich noch mehr verrathend, als selbst Damen in civilisirten Ländern uns bei hohen Festlichkeiten gewohnt sind zu zeigen.

Haben sie je so ausgesehen? — schwerlich, denn selbst die Indianer dieses schönen Landes hatten keine „gute alte Zeit“, wenigstens nicht so weit ihre Uebertragungen reichen und es das eigentliche Volk betraf. Die Fürsten und Hohen des Reiches schwelgten bei ihnen freilich so gut im Ueberfluß und sämmtlichen Genüssen des Lebens, wie bei uns daheim in eben dieser guten alten Zeit, aber das Volk war geknechtet und unterdrückt, war zu Sklaven gemißbraucht worden, ja selbst zu Opferthieren, wenn es dem fanatischen Oberpriester einfiel, sie für seine Gottheit zu verlangen.

Wir lesen noch jetzt, daß Montezuma frische Seefische liebte, sie jedoch droben in seiner Hauptstadt, mehrere Tagereisen von der Küste entfernt, nicht leicht bekommen konnte — aber dafür hatte er ja seine Unterthanen. Räufer wurden deshalb auf den ganzen Weg von der Küste bis zur Hauptstadt in kurzen Entfernungen und zwar so weit von einander ab stationirt, daß sie ihre Distanz in voller Flucht zurücklegen

konnten. Der erste bekam dann den Korb mit den frisch aus der See genommenen Fischen überliefert und rannte mit seiner nicht schweren Last bis zum zweiten, dem er sie übergab und der dann, ohne auch nur einen Moment Zeit zu verlieren, zum dritten, dieser wieder zum vierten eilte und so fort, bis sie in einer fast unglaublich kurzen Zeit in Montezuma's Küche abgeliefert und von ihm verspeist wurden. Woher die armen Leute, die zu solchem Geschäft verwendet wurden, Etwas zu essen bekamen, war ihre Sache, Bezahlung erhielten sie wohl auch kaum dafür, die Fische hätten sich sonst zu theuer gestellt, sie erfüllten ja auch nur ihre Unterthanenpflicht, und Tausende von Menschenkräften wurden solcher Art in Anspruch genommen und zum Aeußersten angestrengt, nur um ihrem Herrscher und Oberhaupt — ein Gericht frische Fische zu liefern.

Und diese ungeheuern Bauten und Wasserleitungen — es war Sklavenarbeit wie in Egypten, ob es nun für Isis und Osiris oder für Huizilopotzli oder für Priester und Fürsten ausgeführt wurde.

Diese mexicanischen Indianer haben allerdings ihre Herrscher gründlich geändert, denn

als sie ihre Priester und Krieger verloren, kamen die spanischen Vicekönige mit ihren Pfaffen, dann republikanische Präsidenten mit freiester Regierungsform, Kaiser und Dictatoren — aber ihr Schicksal veränderte sich nicht. Die Sklaverei wurde im Lande abgeschafft — aber sie blieben Sklaven. Wie je zuvor, wurden sie zur Arbeit verwandt, wenn man sie nicht wo anders für nöthig hielt, oder zu Soldaten gepreßt, wenn irgend eine Partei revolutionirte.

Und doch wie harmlos leben diese Menschen, anspruchlos und geduldig ihr Schicksal tragend, und erst wenn man sie sieht, hält man es für möglich, daß jener blut- und goldgierige Freibeuter Ferdinand Cortez — dem die Geschichte einen Glorienschein gegeben, nur weil er sein eigenes Leben nicht achtete und durch seine verbrecherischen Thaten dem Vaterland eine Quelle ungemessener Reichthümer eröffnete — nur mit seinen wenigen Soldaten Tausende und Tausende abschlachten konnte.

Man wollte sie ja auch zum Christenthum bekehren; jetzt sind sie bekehrt, und die Wenigen, die aus jenen zahlreichen Volksstämmen übrig blieben, vegetiren wie ihre Blumen, die sie in den kleinen Gärten ziehen — und wenn

sie aufgeblüht sind — werden sie gepflückt und dann weggeworfen.

Eins dieser armseligen Dörfer, wie man sie in Masse an der Lagune zerstreut findet und dem die Priester des neuen Gottes einen neuen christlichen Namen gegeben, weil sie die alten heidnischen Benennungen für unheilig hielten, San Lorenzo, an dem nördlichen Ufer des Chasco-Sees gelegen, schien sich heute in ungewöhnlicher Aufregung zu befinden, denn sämtliche Insassen des kleinen, unbedeutenden Ortes waren unmittelbar am Strand versammelt und ein Geistlicher in seiner schwarzen Tracht, mit dem spitz zulau- fenden Hut, gerade im Begriff in ein großes, schon dort für ihn bereit liegendes und von zwei Ruderern geführtes Canoe zu steigen. Ehe die- ses vom Land abstieg, drehte er sich noch einmal in dem kleinen Fahrzeug um und stand einen Moment, die Hände segnend gegen die Menge gebreitet, aus der die Frauen und Kinder andachts- voll auf die Knie fielen. Dann drehte er sich um, setzte sich, streifte die Ärmel seines lan- gen Ueberwurfs in die Höhe und nahm aus einem neben ihm stehenden Korb eine Flasche Wein, wie verschiedene Lebensmittel, besonders ein gebratenes Huhn, dem er wacker zusprach,

und keinen Blick mehr zurück auf den eben verlassenen Ort warf. Die Ruderer aber trieben das kleine Fahrzeug indessen mit geschickten Händen nach Süden hinüber, da der fromme Padre dort erst noch einmal in der größeren, auf einer Insel im Chalco-See liegenden Ortschaft Xico vorsprechen wollte.

Der geistliche Herr befand sich da drinnen in seinem kleinen Boot auch vollkommen wohl, und so ernst und salbungsvoll er sich vorher bei den Indianern benommen hatte, so ganz Mensch zeigte er sich jetzt wieder, als er für kurze Zeit seinen „Beruf“ abgeschüttelt.

Die beiden armen Teufel, die ihn ruderten, warfen allerdings wohl verlangende Blicke nach dem leckern Mahl hinüber, denn schon den ganzen Tag, von früher Morgenstunde an, fuhren sie den Priester von einer Ortschaft zur andern am See, und nur in Tlahual, auf der Halbinsel, gelang es ihnen ein paar Tortillas zu erbetteln. Der Padre nahm aber selbstverständlich gar keine Notiz von ihnen, denn es waren hombres sin razon — Menschen ohne Verstand — und doch hatte er sich schon den ganzen Tag an den verschiedenen Orten die größte Mühe gegeben, gerade diese hombres sin razon von dem zu

überzeugen, was er ihnen vorgetragen. Dies bestand aus nichts Geringerem, als der Anregung zu einer neuen Revolution, in der sich das ganze Land zugleich erheben sollte, um mit dem Ruf: „por la religion y los sueros“ den Kaiser zu zwingen, aus der eingelenkten Bahn wieder umzukehren und „der Kirche zu geben, was der Kirche sei“.

Aller Orten, wohin er kam, hörten ihn die Indianer ruhig an. Aber so fanatische Reden er auch hielt, eine wirkliche Begeisterung konnte er nirgends erwecken.

Die Frauen drängten sich allerdings ängstlich zusammen, wenn er von ewigen Höllenstrafen sprach — von denen er eben so wenig etwas Genaueres wußte, als einer der Indianer — aber die Männer schienen die Sache an sich kommen zu lassen. Sie hörten ihm allerdings gebuldig und aufmerksam, ja auch andächtig zu, aber zu einer bestimmten Aufregung konnte er sie sich nicht hinaufarbeiten, und vielleicht lag das auch vor der Hand noch gar nicht in seiner Absicht. Seine ganze Reise schien nur gewissermaßen eine Vorbereitung, um die harmlosen Kinder der Natur mit der Gefahr bekannt zu machen, die ihnen drohe.

So wanderte oder zog er, der Diener Gottes und Apostel des Friedens, wie sich die Herren gewöhnlich selber nennen, von Ort zu Ort, und die Lippen, die nur versöhnende Worte hätten haben sollen, suchten Haß und Zwietracht zu säen in eine stille, harmlose Bevölkerung — Aufruhr gegen den Kaiser und seine Rätke — Aufruhr gegen Alles, was sich nicht willig ihrem eigenen egoistischen und angeblich von Gott verliehenen Scepter unterwarf.

Der Priester hatte schon lange das Ufer verlassen, und sein Canoe schwamm klein und in undeutlichen Umrissen der fernen Insel zu, aber die Indianer standen noch immer am Strand und schauten ihm sinnend nach. Die Frauen nur hatten sich zusammengescharrt, und den Weheruf flüsterten ihre Lippen: „Wieder Krieg! wieder Krieg! Ach, sollen wir denn niemals Frieden haben?“

Teocuya war einer der ältesten Indianer am ganzen See, und nicht allein das Oberhaupt des kleinen Ortes, sondern in wichtigen Fällen kamen sie vom ganzen Ufer herüber, um seinen Rath zu erbitten. Freundlich hörte er auch Alle an, und seinem gesunden Menschenverstand gelang es meist immer, das Richtige zu treffen.

Der Priester, der diesen Ort besucht, kannte ihn auch recht gut und hatte die gehaltene Rede hauptsächlich an ihn gerichtet. Er wußte daß, was Teocuya später beschließen, auch maßgebend für seine Nachbarn sein würde.

Teocuya wandte sich und schritt, ohne ein Wort mit einem der Uebrigen zu wechseln, hinauf vom Wasserrand in seine kleine ärmliche Wohnung, die sich in Nichts von den anderen unterschied oder vor ihnen auszeichnete.

Das ganze Dorf bestand aus niederen, von braunen ungebrannten Backsteinen aufgeführten Hütten, deren jede eine Familie beherbergte, mochte diese so zahlreich sein wie sie wollte. Jedes solche Haus war in zwei Gemächer eingetheilt — die kleinsten hatten oft sogar nur eins, und drinnen zeigten die kahlen Wände keinen einzigen Zierrath, als vielleicht ein in der Ecke aufgestelltes Heiligenbild, oder eine kleine Lithographie der Madonna von Guadalupe und in der Kirche selbst geweiht. Das Hausgeräth bestand einzig und allein, selbst in den besten, nur aus einem hölzernen Tisch und ein paar Stühlen oder Bänken, das Lager in dem einen Gemach war eine auf die Erde gebreitete Serape oder eine Kuhhaut — in seltenen Fällen ein

wirkliches Gefstell, und in der Ecke lehnten wohl ein paar Netze zum Fischfang oder waren auch draußen zum Trocknen ausgespannt. Aber keinem der kleinen Häuser fehlte ein Garten, mit prachtvollen Blumen gefüllt, in einem Rosenstoc prangend, mit blüthenbedeckten Winden und Büschen, der sich von der kleinen Wohnung zum See niederzog, während zur Seite, wie rings um das kleine Dorf her, sauber gehaltene Gemüesfelder angelegt waren und den fleißigen Arbeitern Sicherheit ihres Lebens boten. Fröh am Morgen, oft noch tief in der Nacht, wurde dann das schmale, vorn und hinten scharf abgestumpfte Boot mit den Erzeugnissen ihrer kleinen Felder und mit duftigen Blumen geladen, und so ruderten die Frauen auf den Markt von Mexico, dem Kanal folgend bis in die Stadt hinein — verkauften ihre Waaren und kehrten, Frieden im Herzen, mit ihrem Erlös zu ihrer bescheidenen Heimath zurück — war es doch ihre Heimath.

Teocuya trat in sein kleines Eigenthum, dort schritt er in den Garten, und in einer kleinen, von Rosenhecken gebildeten Laube, den Rücken gegen einen Fruchtbaum gelehnt, saß er still und schweigend. Nur sein Blick hing an den, schon eine roßige Färbung annehmenden Vulkanen, die

sich in unbeschreiblicher Majestät, und von duf-
tigen, aber noch durchsichtigen Nebelsleiern um-
zogen, aus der, wie vor ihm liegenden Bergkette
emporhoben.

Dort oben — heute scheinbar so nahe, als
ob sie ein Pfeil hätte erreichen können, lag auf
dem Itzaccihuatl die „weiße Frau“, ein Riesen-
bild, wie aus Marmor gehauen, die Glieder lang
ausgestreckt, die Hände auf der Herzgrube ge-
faltet, den Kopf ein klein wenig niederhängend,
und wie mit einem mächtigen weißen Leinentuch,
das seine Falten noch weit am Berg herunter-
fallen ließ, überworfen. Um sie her aber schweb-
ten bewegliche dufelige Gestalten, Nebelschwaben
vielleicht, herüber und hinüber, zergingen in
Dust und tauchten dann von Neuem wieder auf,
und dort drüben zur Rechten der ernste Popo-
catepetl, der seine Schneepyramide hoch und trotzig
dem Firmament entgegenstreckte und starr und
verbroffen das weite Land umher überschaute. —
Das Alles hatte früher ihnen gehört — denn
er selber stammte aus einer alten Kaxikenfamilie;
über das Alles hatten sie geherrscht, bis die Frem-
den kamen und Unfrieden und Ehrgeiz im Land
benützten, sich der Herrschaft zu bemächtigen.

Und Blut war geflossen — der Himmel weiß

wie viel Blut — mehr als vielleicht diesen See füllen könnte, denn der Boden war weich und schwammig davon geworden, wie die Sage erzählt. Und was folgte? Blut und immer nur wieder Blut — es war noch nicht genug, denn die Götter forderten mehr, weil ihre Kinder abtrünnig geworden waren dem alten Glauben.

Und war dieser neue Gott ein Gott der Liebe und des Friedens, wie ihn die Priester kündigten? — Nein — selbst die fremden weißen Männer konnten nicht in Frieden mit einander leben. Golbgier, Neid und Herrschsucht drängten sie vorwärts und trieben sie zu immer neuen Kämpfen. — Aber was hatten sie damit zu thun? — Bitten sie nicht genug, daß ihre Felder geplündert, ihr Vieh weggetrieben und die Frucht ihres Fleißes von ihnen genommen wurde? Sollten sie auch noch ihre eigenen Weiber einem Feind entgegenwerfen, der ihnen gar kein Feind sein konnte, den sie nie geschädigt? Und trotzdem wurden sie gewaltsam gezwungen, die Waffen zu ergreifen, und wenn sie da draußen im Land den Kugeln erlagen, jammerten daheim ihre Frauen und Kinder und vergingen in Elend.

Zu Teocupa's Haus kamen die Männer vom Dorf. Sie hielten draußen am Gartenzaun,

bis er sie sah und ihnen zuwinkte, dann erst traten sie hinein und blieben still und gedrückt vor ihm stehen.

„Was wollt Ihr von mir, Freunde?“ sagte er endlich mit leiser Stimme, wußte er doch voraus, was sie zu ihm geführt. Und konnte er ihnen einen Rath geben? Aber der Älteste von ihnen nahm das Wort und sagte:

„Du hast gehört, Teocuya, was der weiße Priester uns mitgetheilt — wozu er uns aufgefordert hat. Wir sollen uns Waffen verschaffen und des Rufs gewärtig sein, wenn die Kirche ihre Söhne braucht, denn unsere heilige Religion sei bedroht, da der Kaiser, von schlechten Räten umgeben, den Glauben abschaffen und die Kirchen niederreißen wolle. Habe man ja doch schon mit den Klöstern, die ebenfalls Häuser des Herrn waren, angefangen. Was sagst Du dazu, Vater? — was sollen wir thun?“

Teocuya war ebenfalls aufgestanden, denn die meisten solcher Verathungen werden unter ihnen stehend abgemacht; aber nachdem er eine Weile still und sinnend vor sich niedergeschaut, sagte er mit seiner wohlklingenden, zum Herzen sprechenden Stimme:

„Wir brauchen keine Waffen, wenn wir die

Werkzeuge haben, unsere Acker und Gärten zu bebauen; wir brauchen keine Waffen, um für die Priester zu fechten, denn oft und oft haben sie uns gesagt, daß das heilige Buch, auf welches sie ihre Religion stützen, ihre Waffe wäre. Gegen wen sollen wir kämpfen? — Gegen den weißen Mann mit dem großen Bart?"

„Ihr wißt, was uns unsere Väter übertragen haben, die es wieder von ihren Vätern hörten. Als der blutige Gott des Krieges zuerst über unsere Grenze hereinbrach und den hehren Gott der Lust und der Blumen vertrieb, da mied dieser das Land — aber er versprach, daß er zurückkehren wolle aus dem fernen Osten, als ein weißer Mann mit einem großen Bart. Und sind das Lügen, die sich das Volk von Stamm zu Stamm in die Ohren flüstert? — Die christlichen Priester sagen ja und nennen es heidnischen Aberglauben, der nicht bestehen könne vor dem wahren Gott, aber Quezalcoatl hat bestanden, und sehen wir nicht, daß er uns in dem weißen Mann zurückgekehrt ist — der eben so mild und friedlich auftritt wie vordem? Mögen die christlichen Priester hegen und treiben so viel sie wollen, sie fürchten den neuen Herrscher, der unserem Volk wieder gerecht

werden soll. Ich würde keine Waffe anrühren und wenn ich erst zwanzig Jahre und voll Saft und Kraft wäre, sondern meinen Spaten gebrauchen und die Gießkanne — das ist meine Meinung über des frommen Padres Sendung, mit der er jetzt den ganzen See in Flammen zu setzen sucht — und Gott gebe, daß es die Reinigung aller der übrigen Städte ebenfalls wäre.“

Die Indianer standen still und schweigend und hörten ihm zu — die Sonne war lange hinter die Berge gesunken, und beide Vulkane hatten sich in Nebel und Schatten fast verloren; jetzt plötzlich tauchten sie wieder, aber in einer weiß-bläulichen Färbung und scharf an dem dahinter lagernden dunkeln Himmel absteckend, hervor, und nur in der Tiefe hatten sich düstere Wolkenmassen gesammelt, so daß der untere Theil des Iztaccihuatl vollkommen verdeckt blieb, während das Riesenbild der weißen Frau, in wirklich unheimlicher Beleuchtung von den Wolken getragen, dahin zu schweben schien.

Die Augen des alten Mannes hingen an den Bergen — aber die Indianer erwiederten kein Wort — es war nicht nöthig — die Rede Teocurva's hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Still wie sie gekommen, verließen sie den

Garten, und der alte Indianer saß noch viele Stunden lang, den Blick fortwährend auf das Riesenbild der weißen Frau geheftet.

* * *

Mexico, die Hauptstadt, strahlte von Tausenden von Lichtern, denn Jubel schallte durch das ganze Land —: Dajaca war genommen, Porfeirio Diaz hatte sich mit der ganzen Schaar seiner Getreuen, der Taktik der Franzosen unterliegend, ergeben müssen, und somit schien das letzte Bollwerk jenes starrköpfigen Expräsidenten gefallen und das Kaiserreich in Wirklichkeit eine Wahrheit geworden. Ein längerer Widerstand von Suarez' Seite — wenn er ihn überhaupt hätte leisten können — würde ja auch Wahnsinn gewesen sein. In den äußersten Norden des Reiches hinaufgedrängt, ja vielleicht schon über die Grenze, in das Gebiet der Vereinigten Staaten, geflohen, sah er sich nicht mehr im Stande, ein neues Heer zu sammeln, denn es umgab ihn nur eine fast menschenleere Wildniß, und beinahe alle seine Generale waren von ihm abgefallen.

Weshalb auch nicht? Da ihm die Häfen der Ost- und Westküste verloren gingen, ver-

fügte er über gar keine Mittel mehr, mit denen er seine Anhänger hätte belohnen können, und verlangte er etwa, daß ihm diese umsonst dienen sollten, während ihrer drüben im kaiserlichen Lager ein ihrer Würde angemessenes Leben und jede Auszeichnung harpte, die sie sich wünschen konnten.

Ein General des Expräsidenten konnte barfuß laufen — und seine Tortillas im Walde draußen von den Knien essen — ein General des Kaisers bekam eine goldgestickte Uniform, guten Sold und lebte den größten Theil des Jahres in der Hauptstadt — die Wahl war also nicht schwer. Vaterlandsliebe? — auf welcher Seite lag eigentlich ihr Vaterland? Sie wußten es selber nicht, denn um Politik hatten sie sich noch nie gekümmert, sondern nur immer die Seite genommen, die ihnen den sichersten Erfolg und Aussicht auf Gewinn versprach.

Einzelne tüchtige und ehrenwerthe Leute fanden sich ja wohl auch dabei, aber sie verschwanden in der Masse, und wie überhaupt war diese Masse zu Officiern geworden? Jede neue Regierung (und Gott weiß es, die letzten Jahrzehnte hatten Regierungen genug gesehen, ja es gab Jahre, wo drei verschiedene Präsi-

benten in einem das Staatsruder ergriffen und — wieder loslassen mußten) hielt es für ihre Pflicht, die Menschen, die ihnen besonders behilflich gewesen waren, durch einen höheren Rang auszuzeichnen, und oft das sämtliche Officierscorps um einen Grad aufrücken zu lassen.

Es läßt sich denken, daß es zuletzt von solchen Ausgezeichneten schwärmte. Aber Alle diese hingen auch nur an dem Erfolg, und die Sache des Indianers als verloren betrachtend, wandten sie sich mit der größten Bereitwilligkeit dem Kaiserreiche zu.

In dieser Zeit glänzte denn auch der Stern desselben am hellsten, denn nun konnte Maximilian, von seinen äußeren Feinden befreit, mit voller Freiheit an innere Reformen gehen.

Ein Haupthinderniß war ihm dabei noch allerdings das drohende Gerwürfniß mit dem heiligen Vater in Rom, doch auch diesem suchte er durch die Gesandtschaft nach Rom zu begegnen, und hoffte außerdem, daß sich dadurch die mericanische Geistlichkeit werde bewogen finden, in ihrem feindlichen Auftreten inne zu halten und wenigstens erst einmal das Resultat derselben abzuwarten. Aber darin kannte er die Herren doch noch zu wenig, und wie thätig sie schon nach

allen Richtungen waren, davon sollte er bald ein Beispiel bekommen, das außerdem noch den von Ramírez geäußerten Verdacht gegen Marquez vollkommen bestätigte.

Obrist Lopez hatte auf der Straße nach dem Westen zu einen Streifzug unternommen, um dort, während französische Truppen die Höhenzüge gegen Cuernavaca absuchten, den Raubansfällen in jenen Gegenden ein Ende zu machen. Seine Mannschaft vertheilte er dabei in kleine Trupps, um sich auszudehnen und die verschiedenen Schlupfwinkel der Verbrecher aufzuspüren — freilich ohne Erfolg, denn diese hatten durch ihre zahlreichen Spione schon zeitig genug Kunde bekommen und ihre eigene Haut in Sicherheit gebracht. Nur einen Mönch griff der eine Trupp auf, oder vielmehr einen als Mönch verkleideten Lepero aus der Stadt, den viele der Soldaten kannten, und der sich nun ausweisen sollte, zu welchem Zwecke er sich in jener Gegend in Mönchskleidern herumtreibe. Allerdings hielt man ihn nicht für einen der Räuber, denn er war, wenn auch ein ganz durchtriebener, doch schwächlicher Gesell, sogar mit einem lahmen Arm, aber verdächtig blieb er immer, und vor Lopez gebracht, befahl dieser, daß man ihn genau durchsuchen solle.

Dabei stellte es sich allerdings heraus, daß der Bursche ziemlich reichlich mit Geld versehen war, sonst aber trug er nichts Verdächtiges, auch keine Waffe bei sich, und nur einen Brief an den, dem Kaiser treu ergebenen General Marquez, den er aber sorgfältig in seiner Kutte eingenäht hatte.

Lopez nahm den Brief, betrachtete ihn eine Zeit lang mißtrauisch und brach ihn dann ohne Weiteres auf — er wollte jedenfalls sehen, was er enthielt, denn es war eine oft gebrauchte List, verrätherische Briefe mit einer ganz falschen Adresse zu versehen, um, wenn sie ja aufgegriffen werden sollten, den Feind irre zu führen. Der Bote dagegen wußte genau, an wen er ihn abzugeben hatte, und konnte selber deshalb keinen Irrthum begehen.

Dieser Brief enthielt nur wenige Zeilen:

„Kommen Sie, unter welchem Vorwand auch immer, so rasch als irgend möglich nach Mexico zurück — wir brauchen Sie nothwendig. An Miramon ist schon geschrieben.

Ihr Freund.“

Der Bote sollte jetzt gestehen, von wem er den Brief erhalten habe, wollte aber nicht, und erst als ihn Lopez ohne weitere Umstände an einen

Baum binden ließ, um ihn zu peitschen, siegte die Angst vor den Schlägen über seine Gewissenhaftigkeit. Er erklärte, daß er den Namen des Absenders nennen wolle, aber nur allein dem Obrist Lopez — Niemandem weiter — der könne ihn dann, wenn er es für gut finde, den Uebrigen mittheilen.“

Lopez erfuhr auch den Namen des Absenders, gerieth aber dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Ließ er den Boten jetzt frei und seinen Brief abgeben, so beging er einen Verrath gegen das Kaiserreich, denn der Bursche nannte ihm den Namen Labastida's — hielt er ihn aber an und er lehrte unverrichteter Sache nach Mexico zurück, so hatte er sich selber den mächtigen Erzbischof zum Feind gemacht.

Wenn er den Boten nun erschießen ließ? aber dann hätte der Bursche auch jedenfalls, ehe das geschehen konnte, seinen Auftraggeber laut genannt, und die Sache wäre nur verschlimmert worden.

Es gab aber einen Ausweg und den schlug er ein, denn damit erregte er auf der einen Seite keinen Verdruß und deckte sich auf der andern den Rücken. Er faltete den Brief wieder zusammen, und ihn dem Boten wieder zurückgebend,

versicherte er ihm, da der hochwürdige Erzbischof diese Briefe abgesandt habe, dürfe er nicht daran denken ihn zurückzuhalten — er möge mit Gott seinen Auftrag ausrichten! dann aber, als der Mann, der froh genug war, so davon zu kommen, eilig seiner Wege ging, übergab er sein Commando einem Capitano und ritt selber nach der Hauptstadt zurück, um dem Kaiser persönlich mitzutheilen, welche Botschaft er aufgegriffen und wie er damit gehandelt habe.

Einige Zeit später wurde Vabastida durch die Nachricht überrascht, daß General Marquez vom Kaiser zurückberufen und — theils um eine erhaltene Wunde besser und rascher heilen zu können, theils in einer besondern Mission nach Paris beordert wäre. Der Erzbischof suchte ihn jetzt zurückzuhalten und hatte eine lange und geheime Conferenz mit ihm, Marquez schien aber keine rechte Lust zu haben, oder lockte ihn auch vielleicht die Aussicht, Paris, das in Mexico als die Hauptstadt der Welt galt, in so ehrenvoller Weise besuchen zu können.

Was sollte er auch jetzt hier — Miramon war nicht da, die Franzosen standen überall als Herren im Lande, Juarez hatte sich vielleicht gar schon über die Grenze gezogen — und etwa sel-

ber ein Pronunciamento machen? — er dachte gut genug, daß ihn die Mexicaner nie im Leben zum Präsidenten nehmen würden, denn zu viel hatte er sich schon gegen sie zu Schulden kommen lassen, und wenn ihn der Klerus unterstützte, so fehlten ihm die Soldaten, um damit gegen die überall siegreichen Truppen des Kaisers aufzutreten. Nein, jetzt war keine Zeit und keine Gelegenheit für ihn — vielleicht einmal später, und dem Wunsch Labastida's direct entgegen, nahm er die ihm zuge dachte Mission nach Paris an, und entzog damit dem Klerus auch die letzte militärische Capacität, auf welche sich dieser im Nothfall hätte stützen können.

Indessen ging der Kaiser aber auch ruhig auf der einmal betretenen Bahn vorwärts, denn durch die überall errungenen Erfolge hatte er Vertrauen gewonnen, und selber von geradem edlen Charakter, glaubte er auch, daß sein neues Reich das anerkennen und unterstützen würde.

Die Gesandtschaft nach Rom ging am 12. Februar 1865 ab, aber Maximilian sah auch ein, daß er nicht ihre, von sehr zweifelhaftem Erfolg begleitete Rückkehr abwarten dürfe, ehe er für sein Volk hier handle und dem rechtlosen Zustand, der Alles lähmte, ein Ende mache.

26. desselben Monats schon erschienen päpstliche Decrete, wovon das eine die römisch-katholische Religion allerdings als Staatsreligion proclimirte, aber auch jedem andern Glaubensbekenntniß, das sich mit der Moral und Civilisation vertrug, volle gesetzliche Freiheit gewährte. Das zweite Decret dagegen verordnete die Revision aller durch die Suarez-Reform-Gesetze hervorgerufenen Verkäufe, da es sich herausgestellt hatte, daß viele Mißbräuche damit getrieben waren; bestimmte aber, daß die gesetzlich eingegangenen Verpflichtungen bei solchen Verkäufen als völlig zu Recht bestehend eingehalten werden sollten.

Damit war auf einmal jener drückende Alp von dem Land genommen, der so lange darauf gelegen, der Klerus aber auch auf das entschiedenste in seine Schranken zurückgewiesen, und Alles, was ihm übrig blieb, nur, allein in starken Protesten gegen solche Maßregeln seinem ohnmächtigen Jorn Luft zu machen. Das ganze mexicanische Episkopat erließ einen solchen in starken Ausdrücken abgefaßten Protest, aber ohne Erfolg — derselbe wurde einfach zu den Acten gelegt. Der päpstliche Nuntius hatte, durch sein schroffes Benehmen hauptsächlich, jeden Boden

unter den Füßen verloren und hielt nach diesen Decreten natürlich auch keinen Verkehr mehr mit der Regierung. Er wurde auch bald darauf von Rom wieder abberufen, denn er sollte nicht mehr Zeuge dessen sein, was in Mexico wider die Kirche geschah.

Allerdings traf auch in dieser Zeit gerade die Kunde von Nordamerika ein, daß die rebellischen Südstaaten immer mehr an Boden verlieren und der blutige Krieg bald siegreich für den Norden beendet sein werde — aber was schadete das! Sobald die wieder zu Athem gekommene Union nur in Mexico ein ferti, „Kaiserreich und die Revolution unterdrückt, das Volk mit seiner Regierung zufrieden fand, so konnte sie nicht feindlich dagegen auftreten, und ob ihr auch eine Monarchie in unmittelbarer Nähe nicht besonders behagen mochte, so ließ sich doch Nichts mehr gegen eine vollzogene Thatsache ausdrücken.

Merkwürdig hob sich dabei im ganzen Land Handel und Verkehr. Zahlreiche Schiffe liefen in den Häfen ein, die Straße zwischen Vera-Cruz und Mexico war von Maulthierzügen bedeckt, die Zölle lieferten reichliche Einnahmen die Gasthöfe in der Hauptstadt selber hoben sich, wie noch nie, und da auch gerade in dieser Zeit

die ersten Gesandten fremder Mächte, welche das Kaiserthum anerkannt hatten, eintrafen, so jagten sich Feste und Bälle in rascher Reihenfolge. Nur der Kaiser ließ sich von den rauschenden Vergnügungen nicht abziehen, sondern suchte ernst und mit sorgendem Fleiß sein schönes Reich durch gute und tüchtige Institutionen aufzubauen.

Schon im Frühjahr wurde als schönstes Werk der Indianische Rath (*consejo de Indios*) eingesetzt, und zum Vorstehenden Faustín Chimalpopoca, ein directer Urmann und echter Azteke, ernannt. Er sollte vor dem Kaiser das arme, bisher geknechtete Volk der Eingeborenen, das in dem Kaiser seinen Retter sah und mit Recht von ihm Hilfe erhoffte, wieder zu heben und einer höheren Cultur zu gewinnen.

Aber auch den Glanz des Hofes und die Rechte der Krone hatte er als österreichischer Prinz im Auge, und am Jahrestag der Kronannahme, am 10. April, der mit außerordentlichem Glanz gefeiert wurde, erließ er zuerst das sogenannte organische Reichstatut, worin sich der Kaiser einstweilen die constituirende und gesetzgebende Gewalt vorbehielt, jedoch die Herstellung einer Volksoberverletzung für ruhigere Bei-

ten verhielt. — Erbliche Monarchie, im Falle seines Ablebens Regentschaft seiner Gemahlin.

Dann aber wurde auch ein neuer Orden gestiftet, und zwar für die Frauen, was in damaliger Zeit gerade, wo der Klerus sich besonders hinter diese gesteckt hatte und mit Drohungen und Verheißungen auf sie einzuwirken suchte, nicht unpolitisch genannt werden konnte.

Im Jahre 1863 war schon der von Iturbide gestiftete und in der Republik später wieder begrabene, wenn auch durch Santa Anna einmal aufgefressene Guadelupe-Orden erneuert und im Jänner 1865 ein „des mexicanischen Ablers gegründet worden.“ Diesen Frauenorden, dem heiligen Carlos geweiht, sollte die Kaiserin unter Beistimmung des Kaisers, an dessen würdige Damen zu verleihen haben, und — Ueber Gott — ein klein wenig Stillekeit steckt ja in uns Allen, weshalb nicht auch in einem Frauenherzen. Der Kaiser hätte kein besseres Mittel wählen können, sämtliche Frauen Mexicos, die auch nur die kleinste Anwartschaft auf eine solche Auszeichnung beanspruchen konnten — oder beanspruchten — wenn auch nicht gleich seiner Partei vollkommen überzugewinnen, aber sie doch wenigstens schwankeud zu machen, und

dadurch war in dieser Entwicklungsperiode schon viel — sehr viel gewonnen.

Auch eine Medaille für Civil- und Kriegesdienst wurde an diesem Tag gestiftet — eine Medaille in Gold, Silber und Bronze für militärische Tapferkeit. Die von Gold und Silber war für die Unterofficiere und Soldaten bestimmt, die von einfacher Bronze für die Officiere, und später bestete das Heer die letztere selber seinem Kaiser an die Brust.

Auch eine Amnestie für viele Gefangene, besonders politische Verbrecher wurde erlassen, und es war in der That — mit der Ueberzeugung, daß jetzt endlich Ruhe und Friede dem ganzen Land gegeben sei — eins der größten Feste, das die Hauptstadt noch gesehen.

Aber unter dem Bau, den Maximilian in einem fast verwilderten Lande zu errichten suchte, wählte die Partei der sogenannten „Schwarzen“, der Klerikalen, und bedachte dabei nicht, daß der Zusammensturz desselben auch sie unter seinen Trümmern begraben könne.

5.

Maximilian und Pazaine.

Die Sonne neigte sich, nach einem schwülen heißen Tag, langsam den Bergen zu — die Luft wurde kühler und die schöne Welt von Mexico strömte nach der Alameda (oder dem öffentlichen Spaziergang) hinaus, um sich dort nicht allein unter den schattigen Bäumen zu ergehen und frische Luft zu athmen, sondern auch die verschiedenen Toiletten zu zeigen, und gegenseitig Staunen und Bewunderung — oder Neid zu erregen.

Die Alameda von Mexico macht keine Ansprüche auf große Schönheit oder Eleganz, aber sie liefert dem Bewohner der Hauptstadt Etwas, was er sonst schmerzlich in unmittelbarer Nähe entbehrt — hohe und stattliche Bäume und einen

abgeschlossenen Platz zum Umherwandeln, wie er allen spanischen Städten Bedürfnis ist. Sie besteht aus einem etwa achtzig Schritt langen und vierhundert Schritt breiten, von einer hohen heissen Mauer umschlossenen Park, mit einem Fahrweg ringsum für Kutschen und Reiter, und den innerhalb desselben liegenden Wegen für Fußgänger, und würde in einer Stadt, wo man irgend einen schattigen Wald im Bereich hätte, wohl nun und nimmer von Spaziergängern besucht werden; hier dagegen ist sie, wie gesagt, das Unicum und deshalb an schönen Abenden oft gedrängt von Menschen, die sowohl Bewegung als Gesellschaft suchen.

Die vornehme Welt fährt allerdings gewöhnlich, aber besonders in jener Zeit, als eine gute österreichische Militärmusik die Mexicaner anlockte, ließen sie auch sehr oft ihre Equipagen draussen halten und wanderten zu Fuß die Anlagen auf und ab. Man konnte dabei die Musik besser hören, war weniger dem Staub des Fahrweges ausgesetzt — und sah auch die Colletten besser.

Heute, als nach einem besonders schwülen Tag, und mit weiter keiner Beschäftigung, da kein einziges Fest für den Abend angesagt schien,

hatte sich ein großer Theil der haute volée hier versammelt, und die Masse kam förmlich in Bewegung, als plötzlich der Ruf: „Der Kaiser!“ „Die Kaiserin!“ darüber hinzuckte.

Das Herrscherpaar hatte die Alameda einmal in ihrem vollen Menschenmuth sehen wollen, war ebenfalls vor dem Thore ausgestiegen und wanderte jetzt zu Fuß durch die Gänge, wo ihnen die Besucher alle in Ehrfurcht und mit tiefen Verbeugungen Raum gaben und auch durch kein Zeichen verriethen, daß sie noch vor Kurzem eifrige Republikaner gewesen wären.

Der Kaiser sah wohl und helter aus, sein gutes und dabei doch so intelligentes Gesicht strahlte von Wohlwollen und Genugthuung, und er brauchte sich auch wahrlich keiner Täuschung hinzugeben, um zu fühlen, wie wahr und aufrichtig die Huldigungen waren, die man dem jungen Paar hier überall brachte:

Als sie an der Muff vorüberschritten, pausirte diese plötzlich, setzte aber dann zu einem vollen und jubelnden Tusch ein, und die ganze Alameda brach zu gleicher Zeit in einen lauten und zustimmenden Jubelruf aus. Es war dabei nichts Gemachtes — nichts Künstliches; es kam unverabredet aus Aller Herzen.

Der Kaiser war sichtlich bewegt — er dankte nach allen Seiten, das Gesicht Charlottens aber strahlte in Glück und Seligkeit, und huldvoll neigte sie das Haupt nach da und dort hinüber.

Als sie die Alameda endlich wieder verlassen wollten, trafen sie gerade auf Roneros, die eben anlangten und in deren Begleitung sich Graf Deverreux befand. Die Damen verneigten sich tief. Der Officier grüßte militärisch, die Kaiserin aber, noch glücklich über die eben erhaltene Huldigung, ging auf Inez zu, die ehrfurchtvoll mit einer tiefen Verbeugung ihre Hand küßte, und sagte freundlich:

„Darf ich Ihnen hier meine Gratulation bringen, liebes Kind? ich freue mich herzlich darüber.“

„Majestät sind so gnädig.“

„Aber von Ihnen, Graf Deverreux, ist es nicht hübsch gehandelt,“ setzte die hohe Frau lächelnd hinzu — „ich glaubte, Frankreich wollte uns mit seiner tapfern Armee unterstützen, und nun machen Sie uns unsern Hofstaat abwendig.“

„Majestät,“ erwiederte der junge Deverreux, der blutroth geworden war — „ich glaubte, je enger wir uns mit Mexico verbanden, desto

größere Dienste würden wir Ihnen leisten können."

"Und darin haben Sie vollkommen Recht, lieber Graf," nickte wohlwollend der Kaiser — „übrigens macht Ihre Wahl Ihrem Geschmack alle Ehre, und gestatten Sie mir auch meine Glückwünsche denen der Kaiserin beizufügen. — Ich hoffe," setzte er dann hinzu, „Sie einmal in Chapultepec bei mir zu sehen," und mit freundlichem Grüßen schritt das Kaiserpaar dem Ausgang wieder zu, um dort die eigene Equipage zu besteigen.

In der Alameda aber drehte sich indessen das ganze Gespräch ganz allein um den Monarchen und seine Gemahlin, und allerdings war auch in den letzten Monaten Wichtiges geschehen und Wichtigeres noch vorbereitet, um Stoff genug zur Unterhaltung zu bieten; aber es gab auch Unzufriedene in der Menge, und wie konnte das anders sein, wo so viel verschiedene Interessen vertreten waren.

"Haben Sie gesehen, wie huldvoll sich die sonst so stolze Kaiserin heute mit Roneiros unterhielt?" sagte eine ältliche, aber sehr reich gekleidete Dame, die mit einer Freundin und einem ältlichen vornehmen Herrn einen der

Zwischenwege hinabschritt. Die kleine Gesellschaft gehörte ihrer Abstammung nach augenscheinlich den Westigen an, und die erstere war auch eine Verwandte des Expräsidenten Juárez — der Herr ein früherer Minister der liberalen Partei, jetzt aber etwas gekränkt, daß er von Maximilian als völlig unbrauchbar war übergegangen worden. „Ist es nicht ein Skandal, daß sich die Roneiros jetzt so ganz dem Kaiserthum und den Fremden zuwenden? Heilige Jungfrau! lieber sähe ich doch meine Tochter im Grabe, als daß ich sie einem Franzosen zur Frau gäbe.“

Der alte Herr zuckte mit den Achseln — „Quoquero Usted,“ sagte er, „der alte Roneiro schwimmt eben mit dem Strom, denn er hat selber viel Grundeigenthum der Kirche gekauft, und schon Todesangst genug ausgestanden, daß er es unter dem Kaiserreich wieder herausgeben müsse — Nationalgefühl? wer kann von solchen Menschen Nationalgefühl verlangen? Die Tochter ist Hofdame der Kaiserin geworden und wird nächstens den Orden des heiligen Carlos erhalten — er selber hat sich tief in Finanzgeschäfte mit dem Kaiserreich eingelassen, die Mutter ist stolz auf die Auszeichnung, die ihrem einzigen Kinde

widerfahren, und stolzer, daß es jetzt eine Gräfin wird — was wollen Sie mehr?“

„Und wie haben diese Menschen damals um die Freundschaft meines Vetter's geworben!“ sagte die alte Dame mit Würde — „wie sind sie da hinterher gewesen, daß er sie empfing! jetzt aber, da er im Unglück und verlassen ist, wenden sie sich der neuen Sonne zu. — Es ist eine Schmach und Schande für das Menschengeschlecht.“

Unfern davon stand eine große deutsche Pappel, an welcher einige Arbeiter mit einem höchst merkwürdigen Werk beschäftigt waren, den hohen Baum nämlich zuzumauern, und mit einer Schicht von Backsteinen, mit welcher sie den Umfang des Baumes wieder herzustellen suchten, eine kleine gewölbte Mauer darin aufzuführen. Die Zeit war dazu schlecht gewählt, denn sie wurden fortwährend von den Spaziergängern gestört, aber die Arbeit war auch nöthig geworden, um den Baum zu retten. Die Hälfte, oder wenigstens ein Drittheil des Stammes schien nämlich mit der Zeit abgefault zu sein, wodurch der ganze Stamm hohl bis oben hin wurde.

Das hatte aber eine Anzahl von Leperos aus-

gefunden, die überhaupt gern im Freien campirten, oder vielleicht dort in der Nachbarschaft Beschäftigung fanden. Wenn sie sich deshalb eine Mahlzeit kochen wollten, gingen sie zu dem hohlen Baum in die Alameda, wo sie überhaupt in der Mittagszeit kaum je ein Mensch störte, machten sich in der Höhlung ein kleines Feuer an, und benützten nun den alten Baum, der ganz vortrefflichen Zug hatte, als Kamin oder Schornstein.

In dem Vergnügen sollten sie jetzt, durch die aufgestellte Mauer, gestört werden.

Neben dem Baum, der Arbeit zuschauend, waren einige Herren stehen geblieben, als andere vorübergingen.

„Hallo Lucibo! was machen Sie da?“ lachte ein wohlbeleibter Señor, der, die Hände auf dem Rücken, allein seinen Spaziergang verfolgte — „sind Sie hier Aufseher geworden?“

„Caramba Almeja,“ rief der also Angeredete, „ich habe Sie ja in ein paar Monaten nicht gesehen? wo waren Sie?“

„Oben in meiner Mine,“ nickte Almeja, „und seit sechzehn Monaten habe ich sie zuerst wieder besuchen können, denn die Liberalen hatten sich dort in der Nachbarschaft festgesetzt.“

„Und jetzt?“

„Sind sie von Mejia nach Norden getrieben worden und die Bahn ist wieder frei.“

„Das ganze Land wird bald frei sein, Almeja,“ sagte Lucido de Vega, „dem Kaiserreich ist fester Boden geworden und wir gehen einer guten Zeit entgegen. Vera-Cruz hat, seit es besteht, noch nicht so viel monatliche Einnahmen gehabt, wie im letzten. Der Handel hebt sich und alle Gewerbe heben sich mit.“

Almeja schüttelte finster mit dem Kopf. „Dem Anschein nach, ja,“ sagte er, „aber ein Staat, der nicht auf der Kirche basirt, muß zuletzt doch zu Grunde gehen.“

Lucido sah ihn von der Seite an und lachte: „Sie sind einmal wieder den Schwarzen unter die Hände gerathen, wie?“

„Ich?“ rief Almeja erstaunt.

„Sie, allerdings,“ lachte Lucido, „und ich kann mir auch denken wie, denn bei mir im Hause machten es die Frauen im Anfang dieses Jahres eben nicht besser. Jetzt aber, seit der Frauenorden gestiftet ist, scheinen sie bedeutend nachgelassen zu haben. Ich glaube wahrhaftig, wenn der Kaiser Jeder von ihnen so ein buntes

Ding geben könnte, zögen sie selber gegen die Kirche zu Felde."

"Spotten Sie nicht, Lucido," sagte Almeida ernst, "der päpstliche Nuntius verließ mit recht trübem Herzen Mexico — er war noch den Tag vorher bei mir zum Frühstück. — Er erklärte, daß der heilige Vater in Rom nie und nimmer auf die ihm unterbreiteten Vorschläge eingehen werde und könne."

"Non possumus, die alte Geschichte."

"Aber dabei auch eine traurige Wahrheit, und was dann? Die Geistlichen im Lande fangen schon an allen Jenen, welche auf geistlichem Grundbesitz wohnen, die Sterbesacramente oder andere Erbstungen der Kirche zu verweigern."

"Das Landesgesetz zwingt sie, ihre Pflichten zu erfüllen," erwiderte Lucido.

"Wer kann sie zwingen!" sagte Almeida kopfschüttelnd. "Wo sich der Staat von der Kirche los sagt, kann er ihr auch Nichts mehr befehlen, und traurig, recht traurig ist es dabei, wie viele von unseren besten Familien in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Kirche dem Volk mit einem recht bösen Beispiel vorangehen. Nehmen Sie Honairo — und jetzt seine Verbindung mit dem Erzfeind des Landes, dem Franzosen. Ich

hatte gehofft, daß unsere Familien vereinst zu einer einzigen vereinigt werden würden, aber Glanz und Rang hat dem unglücklichen Don Bautista so total den Kopf verbroht, daß er blind und toll in sein eigenes Unglück hineinrennt."

"Aber müssen Sie nicht selber eingestehen, Don Juan," sagte Lucido, „daß der Kaiser wirklich nur das Beste des Landes im Auge hat? Nicht allein daß sich Handel und Gewerbe heben, nein, es vergeht keine Woche, wo nicht nothwendige Gesetze gegeben oder nützliche Institutionen in's Leben gerufen werden."

"Ja, auf dem Papier," nickte Almeja, „aber sehen Sie, wie es in Wirklichkeit im Lande steht. Wie lange ist es her, daß zwei französische Officiere auf der Diligence ermordet wurden."

„Partei-Leidenschaft" — sagte Lucido.

„Ach was," rief Almeja, „die Partei hatte damals Nichts damit zu thun. Eines Raubgefinde! war es, das auch die mexicanischen Passagiere plünderte — eine Nichte von Robriquez, aus Mazatlan, befand sich ebenfalls in der Kutsche und hat mir die Einzelheiten alle erzählt — und das nicht allein. Wie oft ist seit der Zeit die Diligence nach Queretaro und Puebla wieder

ausgeraubt worden, und besonders in Puebla ein solcher Zustand eingetreten, daß man kaum wagen kann, allein durch die Straßen der Stadt zu gehen, aus Furcht aufgegriffen und um Lösegeld gefangen gehalten zu werden. Thut denn der Kaiser auch nur Etwas, um diesem Zustand ein Ende zu machen?"

„Er ist zu gut,“ sagte Lucido — „er mag kein Todesurtheil an Mexicanern unterschreiben, aber er wird sich doch dazu gezwungen sehen.“

„Zu gut? sagen Sie zu schwach,“ rief Almeja, „der Mann paßt nicht dazu, um das mexicanische Volk zu regieren, und das ist gerade, als ob ich ein an unsere Gebisse gewöhntes Pferd mit einer einfachen europäischen Trense reiten wollte. So lange es selber Lust hat, geht es ruhig, aber sobald es ihm einmal einfällt, auch mit dem Reiter durch.“

„Haben Sie denn gehört, daß irgend etwas Besonderes im Werke wäre?“

„Besonderes? vor der Hand, nein, aber eine unheimliche Schwüle herrscht überall, die jeden Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Die mexicanischen Officiere fürchten sich vor der Geistlichkeit, und ich weiß bestimmt, daß schon einige von ihnen schwankend geworden sind.“

„Und haben Sie die Gesellschaft je anders als schwankend gekannt, Don Juan?“ lachte Lucido — „sehen Sie dort, da geht gleich ein treffliches Exemplar unseres Officierstandes — kennen Sie den Burschen da in der mexicanischen Generalsuniform, der mit ein paar anderen Kameraden seines Gelichters aufgeblasen und frech einherschlendert?“

„Der finstere Mann mit den dicken Augenbrauen? Wer ist das?“

„General Cortina, noch vor wenigen Monaten ein eifriger Parteigänger des Expräsidenten, der aber mehr Menschenleben auf dem Gewissen hat, als vielleicht selbst Marquez, und genug mexicanisches Blut vergossen haben soll, um ein Kriegsschiff darauf flott zu halten.“

„Ich weiß, daß er von Suarez abgefallen ist.“

„Und so lange bei dem Kaiser aushalten wird,“ setzte Lucido hinzu, „als dieser ihn genügend bezahlt und die Macht behält. Glauben Sie, daß solche Menschen ein anderes Interesse im Auge haben, als ihr eigenes?“

„Es geht übrigens das Gerücht, der Kaiser beabsichtige dem ein Ende zu machen und einen Theil dieser Herren zur Disposition zu stellen.“

„Wenn er ihnen dann so viel Gehalt giebt, daß sie hier in der Hauptstadt mit Glanz leben können,“ nickte Almeja — „so bleiben sie ihm treu.“

„So reich ist Mexico nicht.“

Almeja zuckte mit den Achseln. „Dann mag er sich auch vorsehen was er thut, oder er treibt sie alle wieder in's feindliche Lager hinüber.“

„Como está Señores,“ rebete sie in diesem Augenblick Jamacona an, der eben im Begriff war, nach Hause zu gehen, denn die Sonne sank schon hinter die Berge und die Nacht legte sich kühl auf die Erde. „Haben Sie die Neuigkeit gehört?“

„Und welche?“ frug Lucido, „es giebt deren jetzt so viel, daß man kaum weiß, wo man anfangen soll.“

„Ich meine den Ueberfall der beiden Posten, einen wieder auf dem Weg nach Cuernavaca, den andern dicht bei Puebla.“

„Por Dios, die Herren von der Straße sind thätig.“

„Denken Sie nur, die Post von Orizaba nach Puebla haben sie dreimal an einem Tag geplündert, und das letzte Mal aus lauter Wuth, daß sie Nichts mehr fanden, den Passagieren auch das

letzte Kleidungsstück genommen — und es waren einige Señoritas dabei."

"Caramba!" riefen die beiden Herren zugleich aus.

"Wie die Post in Puebla in das Hotel de las Diligencias einfuhr, mußte der Hof geräumt werden, und dann gab man ihnen Decken und Serapen in den Wagen, daß sie sich nur darin einhüllen und ihr Zimmer erreichen konnten. Es ist niederträchtig."

"Es wird alle Tage besser und das Gesindel so übermüthig wie nur möglich. Wenn sie nicht Leben, den sie erwischen, an Ort und Stelle aufhängen, wird es auch nicht besser. Alles was von Juarez' Armee noch übrig geblieben ist, hat sich ja auf die Straße und den Raub geworfen. Das sind keine Soldaten mehr, das sind Banditen, und mit denen muß man kurzen Proceß machen."

"Genau über dasselbe haben wir vorher auch gesprochen," nickte Lucido, „und das ist auch jetzt etwa die Stimme des ganzen Landes — Den Strid für die Freibenterschaaren oder die Kugel, etwas Anderes giebt es nicht."

Die drei Freunde waren zusammen aus der Alameda getreten, um nach Hause zurückzukehren,

als im kurzen Galop, von einem einzigen Diener begleitet, ein hoher französischer Officier vorüber-
sprenge.

„War das nicht Bazaine?“ sagte Almeja, der ihm nachschaute.

„Ich glaube ja,“ nickte Lucibo, „wohin mag der noch reiten — er biegt dort ein.“

„Vielleicht nach Chapultepec,“ sagte Zamacona, „er hat in der letzten Zeit und seit er von Oajaca zurück und Marschall geworden ist, häufiger mit dem Kaiser verkehrt.“

„Und Porfeirio Diaz haben sie nach Puebla gebracht?“ frug Lucibo.

„Ja — er sitzt auf der Festung,“ nickte Zamacona, „sehr hübsche Aussicht da, aber sonst ein verwünschter Platz, und noch dazu mit französischen Kerkermeistern. Der wackerste Mann, den Mexico hat, von den Fremden in unserem eigenen Land gefangen gehalten. Es ist eigentlich eine Schande, daß wir es dulden und dulden müssen.“

„Er wird gewiß gut behandelt werden.“

„Wenn Bazaine seinen Willen hat, fürchte ich Alles,“ sagte Zamacona düster; „aber Senores,“ setzte er dann in einem leichteren Tone hinzu, „ich sehe nicht ein, weshalb wir uns den

schönen Abend mit so trüben Gedanken verderben sollen? Was sagen Sie zu einer Partie Whist? Kommen Sie mit zu mir hinüber — meine Frau hat sich ein paar Freundinnen eingeladen, und wir finden da gleich eine kleine Gesellschaft.“

Die Einladung wurde ohne Weiteres angenommen, und die drei Freunde schritten, die Politik sich selber überlassend, ihrer Partie zu in die Stadt.

* * *

Oben in Chapultepec wanderte Maximilian, seine Gemahlin am Arm und ohne von einem Diener begleitet zu sein, unter den prachtvollen alten Cedern auf und ab, die am Fuße dieses Schloßberges stehen. So heiter er aber auch, als sie hinunterstiegen, gewesen war, und so lebhaft er das Gespräch geführt hatte, hier unten in dem düstern Hain dieser alten Bäume wurde er stiller und stiller — er sprach kein Wort mehr; sein Geist wanderte bald zurück zu fern vergangenen Zeiten, bald in die Zukunft seines schönen Reiches, bis er sich beengt unter den immer dichter werdenden Schatten fühlte. Die Brust hob sich ihm schwer und er sagte leise:

„Komm, Charlotte — laß uns wieder hinauf

in's Licht steigen — hier unten unter den mächtigen Bäumen ist es mir, als ob ich im Grabe läge."

"Es sind Zeugen vergangener Herrlichkeit und Größe," sagte die Kaiserin.

"Vergangener," wiederholte düster Maximilian, „in diesen Wipfeln rauscht sie."

"Was fehlt Dir, Max?" sagte die Kaiserin, die bei den Worten fast erschreckt zu ihm aufsaß, „ist Etwas vorgefallen? hast Du schlimme Nachrichten bekommen?"

Maximilian schüttelte lächelnd mit dem Kopf. „Nein," sagte er, „nur gute, Du weißt es ja selber."

"Aber es hat Dich gekränkt, daß Amerika unsern Gesandten nicht anerkennen will?", frug die Kaiserin, während sie den Hain jetzt verließen und wieder nach oben stiegen.

"Nein — auch das nicht —" erwiderte der Kaiser — „es war ein Fehler, daß ich überhaupt den Versuch machte, aber — es hat Nichts zu bedeuten. Wir sind uns selber hier genug, und mit den wenigen Feinden, die uns jetzt noch gegenüberstehen, können wir auch allein fertig werden. Ach, hier athmet die Brust freier, als da unten in dem dunkeln Grund," sagte er, indem er stehen

blieb und sein Blick jetzt weit hinaus, über die Wipfel des zu seinen Füßen liegenden Parks hin, die hell aus der Nacht herausschimmernden Vulkane suchte — „wie schön, wie wunderbar schön es hier ist, Charlotte, und wie mild und balsamisch die Luft. Ich habe früher immer geglaubt, daß das Meer dazu gehöre, um eine Scenerie vollkommen zu machen, aber jene herrlichen Gebirge da drüben ersetzen Alles. — Und wie malerisch Tenochtitlan*) da unten mitten zwischen den beiden dunkeln Seen ruht, und wie die Lichter von dort herüberblitzen. — Wir haben etwas Schweres unternommen, Charlotte, und ich kann Dir gestehen, daß ich anfangs manchmal verzagte, wenn sich mir Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten entgegenstellten, und ich wohl fühlen mußte, wie wenig Verlaß wir auf den Charakter dieser Menschen hatten. Jetzt aber ist das Alles vorüber, denn der Erfolg war mit uns, dem sich die Masse beugt, und jetzt gehe ich der Zukunft auch froh und vertrauensvoll entgegen. Nur da unten, unter den geheimnißvollen Schatten jener Bäume, überkam mich wieder ein, dem früheren ähnliches, un-

*) Der alte Name der Hauptstadt Mexico.

heimliches Gefühl — aber wer naht dort? — ist das nicht ein Diener? Er scheint uns zu suchen.“

Es war in der That ein Diener oben vom Schloß, der meldete, daß eben Marschall Bazaine angelangt sei und Seine Majestät um eine kurze Unterredung bitten lasse.

„Bazaine?“ sagte der Kaiser erstaunt, „was ist da vorgefallen, daß er uns zu so später Abendstunde aufsucht?“

„Was kann vorgefallen sein?“ setzte die Kaiserin hinzu, deren Herz heftig klopfte, die aber doch vollkommen ihre äußere Ruhe bewahrte. „Eine Geschäftssache führt ihn jedenfalls her, und wahrscheinlich wieder eine von seinen ewigen Klagen. Er glaubt sich stets zurückgesetzt, weil er nicht mehr die volle Verwendung über die österreichischen und belgischen Truppen hat, und die gerade möchte er überall gern vorschieben, um die Franzosen zu schonen.“

„Und thut es redlich, wo er kann,“ nickte der Kaiser — „doch komm, mein Kind — wir wollen sehen, was er uns zu sagen hat, denn annehmen müssen wir ihn doch, wenn auch die Zeit schlecht gewählt ist. Gott weiß es, ich habe so nur die Abende für mich, und ich fürchte, er

wird uns den heutigen nicht gerade angenehm vertreiben.“

Das Kaiserpaar schritt, von dem Diener gefolgt, in das Schloß die kurze Strecke oder vielmehr die Treppe noch hinauf. In dem unteren Salon aber, der durch einen kleinen Säulengang an den neu restaurirten Garten stieß, kam ihnen Bazaine schon entgegen, und ohne eine große Auseinandersetzung für nöthig zu halten, sagte er, nach einer ziemlich abgebrochenen Verbeugung:

„Sie müssen mich entschuldigen, Majestät, daß ich Ihre Zeit noch so spät am Abend in Anspruch nehme, ich komme selber aber über Tag nicht zu Athem und glaubte auch, Sie hier am ungestörtesten zu treffen. — Darf ich um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten?“

„Betrifft es mich persönlich oder den Staat?“ frug Maximilian, der sich doch ein wenig durch diese Hintansetzung jeder Form verletzt fühlte, so vernünftig er sonst darüber denken mochte.

„Persönlich nein,“ erwiderte der Marschall, „die Zustände des Reiches.“

„Dann,“ lächelte Maximilian, indem er auf seine Gemahlin zeigte, „kann mein kleiner Secretär und Geschäftsführer auch bei uns bleiben, denn was den Staat betrifft, so hat die Kaiserin

ein so richtiges Urtheil, daß ich gern ihre Meinung in allen wichtigen Dingen höre. Kommen Sie, setzen wir uns, es wird draußen schon ein wenig zu kühl und der Wind zieht scharf von den Bergen herüber. Rauchen Sie, Herr Marschall?" und der Kaiser hielt ihm seine Cigarettasche entgegen, „und nun sagen Sie, was Sie uns so Wichtiges bringen.“

„Eigentlich, Majestät,“ sagte Bazaine, der den Stuhl, auf welchen der Kaiser zeigte, nahm, während sich die Diener zurückzogen, „bringe ich Ihnen nichts besonders Wichtiges, sondern meine Unterredung sollte nur etwas Wichtiges, was sich ereignen könnte, in Betracht ziehen. Sie haben doch jedenfalls gehört, wie es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika steht?“

„Allerdings — der Süden ist, den letzten Nachrichten zufolge, vollständig unterlegen, Lee hat capitulirt, Jefferson Davis ist Gefangener der Union und fast alle südstaatlichen Truppen, mit Ausnahme der in Texas, haben ihre Waffen niedergelegt. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Alles so mit einem Schlage geschehen könne, aber General Sherman hat ihnen den Hals gebrochen. Es war auch ein feckes Unternehmen und ich hätte wohl dabei sein mögen.“

„Die Thatfachen sind unbestreitbar,“ erwiderte Bazaine, „aber an uns tritt auch jetzt die Nothwendigkeit heran, zu überlegen, wie wir ihnen gegenüber handeln wollen, und uns zu dem Einen oder Andern zu entschließen wird bald nöthig sein.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte der Kaiser.

„Ich meine das noch jetzt in Texas stehende Heer der Conföderation,“ erwiderte der Marschall, „das unter General Slaughter wahrscheinlich noch gar nicht die letzten Ereignisse vom Kriegsschauplatz kennt. Mit diesem sind nur zwei Wege möglich; es unterwirft sich entweder, wie es die übrigen, freilich vollständig eingeschlossenen, Armeecorps gethan haben, der siegreichen Union oder es tritt mit der mexicanischen Grenze im Rücken auf mexicanisches Gebiet über.“

„Das verstößt nicht wider das Völkerrecht,“ sagte der Kaiser.

„Nein — allerdings nicht,“ sagte Bazaine, „und ist schon mehrfach auch in anderen Ländern geschehen — selbst noch in unseren Kriegen mit Italien, wo wir die Oesterreicher über die Schweizer Grenze jagten.“

Der Kaiser biß sich auf die Unterlippe, aber er erwiderte Nichts und Bazaine fuhr fort:

„Ich verhehle mir nicht, daß wir dadurch Schwierigkeiten mit der Union bekommen könnten, aber gerade jetzt, wo Juarez in den Staaten drüben amerikanische Freischaaren anwerben läßt, um bei uns einzubrechen, wäre es von nicht geringem Werth, diesen ein Gegengewicht in die Schale zu werfen, und das könnten wir, wenn wir die Soldaten der Conföderirten vermöchten, dort oben eine Colonisation zu beginnen.“

„Aber Sie wissen, Herr Marschall,“ sagte der Kaiser, „daß es für einen neutralen Staat die erste Bedingung ist, einem solchen übergetretenen Armeecorps die Waffen abzufordern. Es geschah das auch,“ setzte er mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „wie Sie sich vielleicht erinnern werden, mit den Oesterreichern in der Schweiz.“

An dem Marschall ging der Stich verloren, oder wenn er ihn fühlte, ließ er es sich nicht merken. „Das Alles läßt sich in geschickter Weise umgehen,“ entgegnete er, „denn in einem wilden Lande herrschen andere Verhältnisse, als in einem civilisirten. Die Colonisten dort oben müssen Gewehre haben, weil sie zum Theil mit von der Jagd leben und mit wilden Indianerstämmen noch häufig in Berührung kommen, ja sogar von ihnen bedroht werden. Sobald sie nicht selber

wieder in das Nachbarland einbrechen, kann deshalb kein Staat der Welt Etwas dagegen einwenden. Die Sache muß aber jetzt erwähnt werden, damit Eure Majestät im Voraus die Instruktionen zu geben geruhen, welche Sie für die zweckmäßigsten halten."

"Und was rathen Sie mir?"

"Ich würde Eure Majestät zur Absendung eines kaiserlichen Commissärs nach Matamoros rathen, um dort etwaige Colonisationsangelegenheiten zu regeln. Ja auch in dem Fall, daß die Unionstruppen in Texas einrücken sollten, wäre es wünschenswerth, daß Majestät einen Mann dort oben hätten, auf den Sie sich gründlich verlassen könnten, und der im Stande wäre, in Ihrem Namen mit Regierungstruppen der Nachbarstaaten zu negociiren. Ein französischer Militär dürfte es natürlich nicht sein."

"Nein — allerdings nicht," nickte der Kaiser leise vor sich hin, „und ich glaube auch Sie haben darin Recht, mein Herr Marschall. Aber um so nöthiger wird es dann sein, jetzt mit aller Macht den sich noch immer regenden Schaaren der Zuaristen im Norden entgegen zu treten. Regrete, der noch treu zu Juarez hält, ist ein sehr thätiger und unternehmender General. Jetzt

aber einen letzten und entscheidenden Schlag dort hinauf geführt, und ich denke wir können sagen, daß wir mit der Revolution fertig geworden sind.“

„In dem Fall, Majestät,“ sagte Bazaine achselzuckend, „müßte ich freilich bitten, daß die Befehle, die ich gegeben, um die von den mexicanischen Truppen occupirten Plätze auch in Vertheidigungszustand zu setzen, besser ausgeführt werden als bisher, oder die ganze Arbeit fällt, wie immer, allein auf französische Schultern.“

„So viel ich weiß,“ sagte der Kaiser, und sein Antlitz zeigte eine etwas lebhaftere Röthe — „ist das bisher genau geschehen.“

„Ich erinnere Sie an Monterey,“ entgegnete Bazaine — „es fiel aus dem Ihnen angegebenen Grund, ohne jede Vertheidigung, und gewinnen die Liberalen von Neuem Boden, so können wir auch den Kampf zum dritten Mal von vornherein beginnen. Auf Ihre mexicanischen Verbündeten und Officiere ist außerdem gar kein Verlaß, und ich fühle mich nie sicher, wenn ich mit Ihnen zu operiren habe.“

„Herr Marschall,“ sagte der Kaiser, „ich glaube nicht, daß Sie einen treueren General in Ihrer Armee haben, als Mejia ist.“

„Mejia macht allerdings davon eine Ausnahme,“ sagte Bazaine, „ich halte sogar auch Mendez für treu, weil er Juarez persönlich haßt. General Marquez war einer der tüchtigsten Generale. Majestät haben ihn aber aus mir unverständlichen Gründen entfernt, und wir quälen uns jetzt fast nur mit Officieren ab, die in einer französischen Armee nicht einmal Corporalsrang bekleiden könnten.“

„Das sind allerdings Uebelstände, die sich aber mit der Zeit bessern,“ meinte der Kaiser — „sehen Sie die Union in Nordamerika; es fehlte ihr im Anfang des Krieges total an guten Officieren, und was für tüchtige Generale haben sich indeß herangebildet!“

„Wenn wir aber mexicanische Generale heranziehen,“ sagte Bazaine, „so sind wir keinen Augenblick sicher, daß sie nicht bei der nächsten Gelegenheit und mit ihrer ganzen Truppe zu den Feinden übergehen, und das Gefindel, das wir von dort herüber kriegen, ist nicht des Hängens werth.“

„Mit Ausnahmen, Herr Marschall,“ lächelte der Kaiser — „ich nenne Ihnen nur Vidaurri und Uruga und könnte manchen andern wackern

Namen hinzufügen. Sie mögen aber die Mexicaner principiell nicht leiden.“

„Die Mexicaner allerdings nicht,“ und ein leichtes Lächeln zog dabei über seine stolzen Züge, „aber — doch davon später,“ brach er kurz ab — „vor allen Dingen möchte ich Euer Majestät nur noch an's Herz legen, mir jezt, wenn ich nach dem Norden hinaufziehe, jede Vollmacht zu geben, um auch mit aller Strenge gegen die Rebellen auftreten zu können.“

„Aber haben Sie nicht jede Vollmacht als Befehlshaber der französischen Armee von Ihrem Kaiser bekommen?“ frug Maximilian — „sind Sie nicht in Wirklichkeit unbeschränkter Herr Ihrer Truppen?“

„Allerdings,“ erwiderte Bazaine, „aber es giebt Fälle, für die ich die Verantwortung nicht allein übernehmen kann und will, und die sich doch zum Bestehen des ganzen mexicanischen Reiches als unumgänglich nöthig herausstellen werden.“

„Und diese Fälle sind?“ frug der Kaiser und sah ihn forschend an.

„Eine Disposition über die Führer der Rebellen, sobald sie in unsere Hände fallen,“ erwiderte finster der Marschall.

„Und ist die nicht im Völkerrecht und Ihren eigenen militärischen Gesetzen fest ausgesprochen?“

„Aber das Völkerrecht hat mit diesen Horden Nichts mehr zu thun!“ rief Bazaine erregt aus. — „Ob sie nun in Banden von sechs oder acht Mann die Dilligencen plündern und unsere Officiere aus dem Hinterhalt erschießen, wie das seit langer Zeit auf der Straße nach Cuernavaca, Queretaro und Puebla vorgekommen, oder zu Sechs- oder Achthundert Städte überfallen, die Einwohner brandschagen, die Frauen mißhandeln und die Behörden aufhängen, es sind immer nur die nämlichen Banditen, und Einer sollte wie der Andere behandelt werden. Majestät sind aber zu weichen Herzens, und glauben Sie mir, das Volk dankt es Ihnen nicht einmal. Fallen doch selbst in den Vorstädten um Mexico Raub- anfälle und Mordthaten vor, und zahllose Verbrecher, die wir gefangen haben, wurden von den Behörden eingesteckt, und entwichen ohne eine andere Strafe erhalten zu haben, als ein paar Wochen oder Monate gesüßert zu sein.“

„Sie haben Recht, Herr Marschall,“ nickte der Kaiser, „die Sache ist auch schon besprochen, und ein Gesetz wird in diesen Tagen erscheinen, das für Raubanfall und Mord die Strafe

unmittelbar der That folgen läßt. Ich gestehe selber ein, daß hier Milde mehr schadet als nützt, und es muß anders werden. Ich will gegen solches Gesindel kein Erbarmen mehr haben; sie mögen sich die Folgen ihrer Verbrechen selber zuschreiben."

"Aber das genügt nicht, Majestät," sagte der Marschall, „das bestraft sie nur, wenn sie sich in einzelnen kleinen Trupps zeigen, und behandelt sie als Caballeros, sobald sie in hellen Schwärmen umherziehen und dort dann im Großen genau das Nämliche verrichten, was jene im Kleinen thun."

„Und was verlangen Sie da von mir?"

„Was ich Ihnen schon früher an's Herz gelegt habe: den Schuften den bitteren Ernst, den festen Willen zu zeigen, mit ihnen aufzuräumen, wo wir sie fassen können."

„Aber Sie dürfen doch keine Kriegsgefangenen erschießen!"

„Das sind keine Kriegsgefangenen," erwiderte finster Bazaine, „das sind gefangene Räuber und Mordbrenner, und so lange wir mit denen nicht kurzen Proceß machen, bekommen wir keinen Frieden im Reich — darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

Der Kaiser schüttelte ernst mit dem Kopf. „Noch steht Juarez an der Spitze der Revolution!“ sagte er — „noch ist seine Präsidenschaft nicht einmal abgelaufen, und Sie werden mich nie dazu vermögen, einen wirklichen Feind wie einen gemeinen Verbrecher zu behandeln.“

„Aber jene schießen nieder, was Sie von unserer Nation erreichen können — sollen wir das geduldig ertragen?“

„Gebrauchen Sie Repressalien, wo Sie dieselben für nöthig halten und als Marschall von Frankreich verantworten können,“ sagte der Kaiser ernst, „aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich mich — noch dazu jetzt, wo die Aussichten für das neue Kaiserreich so günstig stehen — vor allen civilisirten Staaten durch ein solches Blutdecret compromittiren solle. Haben wir erst die Revolution einmal vollkommen unterdrückt, und dazu bitte ich Sie mir die Hand zu reichen, und giebt es nur wirklich vereinzelte Räuberbanden zu vernichten, dann allerdings gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Jetzt aber, wo uns noch — und wenn auch nur eine Scheinregierung entgegensteht, müssen wir selbst den Schein vermeiden, als ob wir nicht mit ehrlichen Waffen fechten wollten.“

Bazaine zuckte die Achseln. „Majestät haben Ihren freien Willen und ich selber Ihnen nur zum Besten gerathen. Wollen Sie dem Rath nicht folgen — ich kann's nicht ändern, und wir müssen also sehen, wie wir die Caballeros mit Glacehandschuhen zur Ruhe bringen.“

Der Kaiser hatte eine Antwort auf den Lippen, verbiß sie aber, sah eine Weile sinnend vor sich nieder und sagte endlich, auf etwas Anderes übergehend: „Apropos, Herr Marschall, was ich Sie fragen wollte. — Wie steht es mit General Diaz? befindet er sich auf Ehrenwort in Puebla?“

„Er wollte sein Ehrenwort nicht geben, Majestät,“ sagte der Marschall, „und wir halten ihn noch in Fort Guadalupe. Es liegt keine Gefahr vor, daß er dort entweichen könnte.“

„General Diaz ist ein ehrenwerther Mann.“

„Er ist jedenfalls der beste der Zuaristischen Generale,“ meinte Bazaine, „wenn das auch noch nicht viel sagen will — er ist aber auch der gefährlichste, und ich glaube, wir haben alle Ursache ihn fest verwahrt zu halten, denn überzulaufen ist er nicht.“

„Und das ist bei einem mexicanischen General wirklich alles Mögliche,“ nickte lächelnd der

Kaiser — „haben Sie schon den Versuch gemacht?“

„Wir haben ihm, uns der Zustimmung Euer Majestät versichert haltend, den Rang eines Divisions-Generals in der kaiserlichen Armee angetragen, er weigert sich aber auf das entschiedenste, mit dem Kaiserreich Etwas zu thun zu haben. Es ist ein hartnäckiger Republikaner und von den Institutionen seines Vaterlandes verblendet eingenommen.“

„Aber trotzdem ein ehrenwerther Charakter,“ sagte Maximilian; „ich bitte Sie persönlich darum, Herr Marschall, dafür Sorge zu tragen, daß er anständig behandelt wird und es ihm an Nichts fehlt. Gerade solche Männer brauchen wir und ich hoffe, daß er sich, zum Besten seines Landes, auch Uns fügen wird, wenn er erst sieht, daß Wir die einzige Regierung im Lande bilden. Sie würden mich sehr dadurch verpflichten.“

„Majestät können sich darauf verlassen,“ sagte Bazaine, „so weit es nämlich angeht, ihm keine Flucht zu ermöglichen, denn gerade Porfeirio Diaz hätte im Handumdrehen wieder eine Armee hinter sich.“

„Sie sehen zu schwarz, Herr Marschall,“

lächelte der Kaiser, „und verwechseln den jetzigen Zustand der Dinge mit den früheren der Revolutionen. Das Volk selber sucht sich nach Ruhe und wird sich hüten, dort, wo das Land wirklich pacificirt ist und es seine gewohnten Beschäftigungen wieder begonnen hat, auf's Neue und muthwillig zu den Waffen zu greifen.“

„Wenn ihm sein freier Wille gelassen würde, gewiß nicht,“ sagte der Marschall, „aber kennen Majestät die hiesigen Levas nicht? Sobald ein Officier nur erst einmal zwanzig Mann beisammen hat, so kann er sie, wenn ihm irgend Ruhe gelassen wird, in zwei, drei Monaten auch auf eben so viel Tausend bringen. Mit den ersteren überfällt er die einzelnen Hütten und preßt zu Soldaten, was er eben findet, und sind ihrer erst ein paar Hundert bei einander, dann umzingeln sie kleine Dörfer und Ortschaften, und die Armee ist im Nu fertig.“

„Und wo bekommen sie Waffen und Munition her?“

„Gott weiß es, aber sie verstehen sich Alles zu verschaffen, was sie brauchen, und besonders im Norden wird Juarez wie seine Bande ja ganz offen von den Nordamerikanern mit dem Nöthigen unterstützt. Doch wir müssen nun

eben sehen, wie wir im Guten mit ihnen fertig werden, da Majestät absolut keinen Ernst machen wollen. Der Zeit mag es dann überlassen bleiben, Sie von der Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel selber zu überzeugen. Jetzt habe ich nur noch den Majestäten eine Mittheilung zu machen, die mich selber betrifft."

"Sie selber, Herr Marschall?"

"Majestät," lächelte der Marschall, „bemerkten vorher, daß ich die Mexicaner nicht liebe, und ich gab das zu; um Sie aber zu überzeugen, daß sich diese Abneigung nicht auch auf die Mexicanerinnen ausdehnt, wollte ich Ihnen hier die Anzeige machen, daß ich mich heute mit einer jungen Mexicanerin aus guter Familie verlobt habe."

"In der That?" rief die Kaiserin, die bis jetzt dem Gespräch schweigend zugehört hatte, „und mit wem, wenn man fragen darf?"

"Die Familie," sagte Bazaine, „ist von spanischer Abkunft — die Tochter natürlich hier geboren und Creolin — es ist die Familie La Pena, und eng verwandt mit den beiden angesehenen Generalen Lopez und Pedraza, welcher Letztere schon einmal die höchste Würde in der Republik bekleidete."

„In der That,“ nickte der Kaiser, nicht unangenehm von der Nachricht überrascht. „Das bringt Sie uns dann allerdings näher, und wir können vielleicht hoffen, Sie ganz an uns hier in Mexico zu fesseln.“

„Quien sabe, Majestät,“ lächelte der Marschall mit dem echt südamerikanischen Ausweich, „vor der Hand freilich, aber wenn der Kaiser Napoleon die Zeit gekommen glaubt, daß wir unsere Truppen wieder aus Mexico herausziehen können, weil das Kaiserreich auf eigenen Füßen steht, werde ich jedenfalls mit diesen nach Frankreich zurück müssen.“

„Und sehen Sie diese Eventualität in nächster Zeit voraus?“

Der Marschall schüttelte mit dem Kopf. „Noch ist mir keine solche Andeutung gemacht worden,“ sagte er, „aber Majestät werden selber wünschen, uns bald los zu sein, um Ihr Reich nicht länger auf fremde Bajonnette zu stützen.“

„Dann nehmen Sie heute wenigstens unsere freundlichsten Glückwünsche zu Ihrer bevorstehenden Verbindung,“ sagte die Kaiserin, die gerade dieses Gespräch abgebrochen wünschte.

„Von ganzem Herzen,“ stimmte Maximilian zu und reichte dem Marschall die Hand — „ich

glaube auch, ich kenne Ihre Braut. Sie war doch schon bei Hofe, nicht wahr?"

"Ich habe sie in Euer Majestät Sälen zuerst kennen lernen."

"Gewiß, auch ich erinnere mich recht gut auf die Señorita La Pena, und wer sie einmal gesehen, vergißt sie nicht wieder. — Meine kleine Roneiro ausgenommen, ist sie vielleicht das schönste Mädchen der Stadt."

"Der Marschall," lachte Maximilian, "wird sich schon nichts Schlechtes aussuchen, und er hatte die Wahl unter einem ganzen Blumenfior. Aber es wird mich freuen, Ihre Braut kennen zu lernen. Sie führen Sie uns doch zu?"

Der Kaiser war aufgestanden, und dem Zeichen folgend, erhob sich Bazaine ebenfalls.

"Wenn mir Majestät gestatten, gewiß."

"Es wird uns immer freuen, Sie bei uns zu sehen."

Mit einer tiefen Verbeugung zog sich der Marschall zurück, und bald darauf klapperten die Hufe seines Thieres wieder den Weg zurück der in die Stadt führte.

Der Kaiser war, als sie Bazaine verlassen mit untergeschlagenen Armen an dem Tisch stehen

geklieben und sah sinnend vor sich nieder — die Kaiserin trat zu ihm und legte leise ihre Hand auf seine Schulter.

„An was denkst Du, Max?“

„An die letzte Andeutung, die der Marschall machte,“ sagte der Kaiser ernst, „denn nur in's Blaue hinein hat er sie nicht gethan.“

„An den Abzug der Franzosen?“

„Gott weiß es, mit wie leichtem Herzen ich sie würde ziehen sehen, aber — wir können sie jetzt noch nicht entbehren und es ist auch nicht denkbar, denn ich habe des Kaisers Wort, auf das allein ich diese schwierige Mission übernommen.“

„Aber Bazaine kann noch keine officiellen Depeschen darüber haben,“ sagte Charlotte.

„Rein, das glaube ich auch nicht,“ erwiderte ihr Gemahl, ohne seine sinnende Stellung zu verändern, „aber er hat Andeutungen — Anfragen bekommen, und das verräth nur zu deutlich, was im Werke ist. Die Nordstaaten haben wider Erwarten rasch gesiegt, und Frankreich ist nicht zu einem Krieg mit der Union und Mexico gerüstet. — Würde ein Druck auf Napoleon ausgeübt — aber nein,“ fuhr er fort, sich mit lächelndem Antlitz emporrichtend — „was ich mir auch für thörichte Sorgen mache. Aber

so sind die Menschen; wenn sie sich gerade im Glück befinden, suchen sie jede nur denkbare Unannehmlichkeit so lange selber muthwillig hervor, bis sie sich die frohen Augenblicke — und wenn es auch nur durch einen Schatten wäre — stören. Napoleon kann jetzt gar nicht zurück; er hat sein Wort gegeben und die eigene Ehre wie die seines Heeres eingesezt.

„Der mexicanische Krieg ist nicht populär in Frankreich —“

„Er war es nie, aber das hat Napoleon nicht gehindert, seinen eigenen Weg zu gehen, und wird ihn nicht hindern, ihn auch weiter zu verfolgen. Nein, Charlotte, auch wir gehen den unsern, grad und ehrlich, wie wir es vom Anfang an begonnen. — Wenn die Geschichte einmal über meine Regierung richtet, ist sie vielleicht im Stande, mir manche Fehler nachzuweisen — aber wahrlich kein Verbrechen. Komm, Schatz! fort mit den trüben Gedanken, die uns jetzt keine Falte auf die Stirn rufen sollen.“

„Und glaubst Du, daß es Bazaine gut mit uns meint?“ frug die Kaiserin.

Der Kaiser zögerte mit der Antwort, endlich sagte er: „In einer rauhen Schale steckt manchmal ein guter Kern — weshalb sollen wir

Schlimmes von einem Mann denken, der uns bis jetzt nur gute Dienste geleistet hat. Angenehm ist sein Auftreten nicht, und ich glaube kaum, daß er sich in manchen Stücken seinem eigenen Kaiser gegenüber so benehmen würde; aber Unrechtes läßt sich ihm auch noch nicht nachweisen. Er ist Soldat; wir Alle leben in einem rauhen Land, und die Zeit erst wird lehren, wie sich Alles gestaltet. — Aber nun auch genug, und heute Abend kein Wort mehr von Politik."

6.

Spuren der Amerikaner.

Die Hauptstadt befand sich heute gewissermaßen in Aufregung, denn ein höchst wichtiges Begebniß fand statt, das — wenn auch nur eine Familien-Angelegenheit, doch bedeutende Folgen nach sich ziehen konnte: nämlich die Trauung Bazaine's, des Marschalls von Frankreich und Oberbefehlshabers der französischen Occupations-truppen, mit einer jungen Mexicanerin, der Tochter einer der reichsten und angesehensten Familien des Landes. — Also gewissermaßen ein Ereigniß, das, da es von dem „zweiten“ (und Viele betrachteten ihn als den ersten) Mann des Landes ausging, eine Verschmelzung des fremden Landes selber bedeuten konnte.

Und welche Folgen konnte das haben? —

was war vorausgegangen, um den Marschall von Frankreich dahin zu bestimmen — denn daß wirkliche Liebe dabei die Hand im Spiel gehabt, glaubten nur Wenige. Sollte die Occupation des Landes durch die Franzosen dadurch permanent erklärt werden?

Daß Bazaine hier zu bleiben gedachte, schien schon daraus hervorzugehen, daß der Kaiser seiner Gemahlin an dem heutigen Tage den Palast Buenavista — ein prachtvolles Gebäude mit großem Park, das eine ganze Quadra einnahm und etwa 100,000 Pesos an Werth haben mochte — zur Mitgift geschenkt hatte. Aber war ein Frieden im Lande möglich, so lange es von den Fremden besetzt blieb, und würden sich nicht immer wieder Banden bilden, die theils für die eine, theils für die andere Seite plünderten und mordeten?

Beunruhigende Gerüchte über neue Guerilla-Schwärme waren nämlich in den letzten Tagen aufgetaucht, die kein Ende dieses Elendes absehen ließen; denn General Pastora — bis dahin ein treuer Anhänger des Expräsidenten — sollte zu den Kaiserlichen übergegangen sein und das jetzt auf eine ganz eigene Art documentiren. — Anstatt sich nämlich in der Hauptstadt dem

Kaiser zur Verfügung zu stellen, hatte er es vorgezogen, in einer Stadt des Innern, nach mexicanischer Art, sein Pronunciamento zu erklären. Ein paar Hundert Anhänger, da es nur auf einen Plünderungszug abgesehen war, fand er leicht, aber zwang auch gewaltsam, was er unterwegs fand, zu seiner Fahne zu treten, und wie er früher ein grimmer Feind der monarchischen Partei gewesen, so trat er jetzt eben so wild und rücksichtslos gegen die Liberalen auf.

Aus seinen früheren Zügen unter Suarez kannte er dessen treueste Anhänger genau. Deren Wohnorte und Hacienden suchte er jetzt auf, und mordete und plünderte so rücksichtslos, daß schon der Schrecken seines Namens vor ihm herzog und die Unglücklichen, wenn sie nur seinen Namen hörten, lieber ihre Besitzung im Stich ließen, ehe sie ihr Leben daran wagten, seinen Besuch zu erwarten.

So hatte er schon einen Trupp von etwa vierhundert Mann zusammengebracht, mit denen er sich der Hauptstadt näherte, und das mexicanische Ministerium bat Bazaine dringend, einen Truppentheil gegen diese Bande auszusenden, denn sie schändeten nicht allein den Ruf des Kaiserreiches, in dessen Namen der Bube alle diese

Thaten verübte, sondern richteten auch unsagbares Unheil an. Bazaine aber, mit den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit beschäftigt, widmete der Sache keine besondere Aufmerksamkeit, und Hauptmann Graf Devereux wurde mit einem kleinen Trupp ausgesandt, um der Bande das Handwerk zu legen. Dieser aber mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, denn er fand sich viel zu schwach, etwas Feindliches zu unternehmen, und als er einen Parlamentär zu Pastera sandte und von diesem eine Unterredung verlangte, empfing der General den Capitän auf das hochmüthigste und erklärte ihm, er führe jetzt dem Kaiser ein ganzes Regiment tapferer Soldaten zu und werde schon selber nach Mexico kommen.

Graf Devereux war mit seiner geringen Truppe nicht im Stande, seine Mission zu erfüllen, ja wußte eigentlich nicht einmal recht, wie er sich einem solchen eben übergetretenen Parteichef gegenüber, der einen höheren Rang bekleidete als er selber, zu benehmen habe. Keinesfalls wollte er ohne directe Instructionen handeln und zog sich deshalb wieder auf Mexico zurück. Möglich auch, daß er Bazaine's Ball nicht zu veräumen wünschte, aber im Hauptquartier

schien man die Sache ebenfalls nicht zu beeilen. Der Marschall hatte in diesen Tagen wirklich keine Zeit, um sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen, und Pastora wurde vor der Hand noch sich selber überlassen.

Graf Deverreux eilte, als er seine Rapporte alle abgestattet und für sich freie Zeit hatte, natürlich so rasch er konnte in das Haus seiner Schwiegereltern, um seine Braut zu begrüßen, die er jetzt eine ganze Woche nicht gesehen, fand aber die Familie in der größten Aufregung und den Herrn Roneiro selber mit finster zusammengezogenen Brauen in dem hohen und lustigen Gemach auf und ab gehen. Die Señora saß mit todtbleichen Wangen am Fenster, und Inez selber kam ihm mit thränenden Augen entgegen. Der junge Officier erschrak; etwas Entsetzliches mußte geschehen sein, und doch konnte er es sich nicht erklären, denn noch vor wenigen Tagen hatte er die Geliebte Glück und Freude strahlend verlassen; ihr sonniges Antlitz nur von dem Gedanken der kurzen Trennung getrübt, und jetzt, da er wiederkehrte, dieser Schmerz in ihren Zügen, die Trauer der ganzen Familie.

„Aber was ist Dir, Geliebte!“ rief er, sie an sich ziehend und einen Kuß auf ihre Stirne

drückend — „darf ein Bräutchen, nur wenige Tage vor der Hochzeit, dem Bräutigam ein solches Antlitz zeigen?“

„Der Teufel ist los, Graf Deverreux,“ brach aber da der alte Señor Roneiro in Ingrimm aus, „und weil er nicht selber kommen konnte, so hat er indessen einen Pfaffen geschickt.“

„Ihr ganzes Haus scheint in Trauer!“ rief Deverreux; — „als ich die Treppe heraufkam, saßen unten die Diensthofen ebenfalls und jammerten und lamentirten — was ist geschehen — darf ich es nicht wissen?“

„Sie müssen es wissen,“ sagte Roneiro trocken, und Deverreux kam es vor, als ob er von dem allgemeinen Schmerz weniger ergriffen, als erbozt darüber wäre — „denn es geht Sie eben so viel an wie uns. Der Padre Miranda ist unser Beichtvater, weigert sich aber, auf Cabastida's Befehl, nicht allein meine Tochter zu trauen, so lange ich das ehrlich angekaufte, aber früher der Kirche gehörige Grundstück bewohne, sondern der Oberpfaff scheint auch jeden geistlichen Zuspruch in solchen Gebäuden untersagt zu haben, so daß Miranda nicht einmal einer alten treuen Dienerin von mir, einer Indianerin, die unten schwer krank und wahrscheinlich dem

Tode nahe liegt, die Sterbsacramente vollzogen will. Deshalb der Jammer unter den Frauen, von denen mir auch schon drei den Dienst gekündigt haben."

"Aber mein lieber, verehrter Herr," sagte Deverreux, "was für Sorgen werden Sie deshalb. Wir haben ja in der Armee Feindpläne, und eine Trauung von denen ist gerade so giftig, als ob der Erzbischof selber —"

"Nie — nie!" rief aber die Señora, von ihrem Stuhl emporspringend, "ich muß Frieden mit der Kirche und meinem Gott haben, und das kann ich nicht, wenn der Fluch des heiligen Vaters darauf ruht. O Bautista — was helfen uns irdische Güter, wenn unsere unsterblichen Seelen darüber zu Grunde gehen. Sage Dich los von den Feinden des Glaubens und gib Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist."

"Mein liebes Kind," rief Roneiro, der sich im vollen Unmuth gegen seine Gattin drehte, "es ist das ein Capitel, was wir schon früher behandelt haben, Du kennst unsere Verhältnisse und —" Die Gegenwart Deverreux genirte ihn; er brach kurz ab und setzte seinen Spaziergang wieder, nur mit noch rascheren Schritten, fort. Aber Señora Roneiro war nicht gesonnen ihn

so los zu lassen, und hoffte vielleicht gar in der Gegenwart des Schwiegersohnes eine Unterstützung zu finden. Mußte diesem doch besonders daran gelegen sein, jedes seiner Verbindung noch im Wege stehende Hinderniß zu beseitigen.

„Du hast Unrecht, Bautista,“ rief sie, „doppelt Unrecht, mir das vorzuwerfen, denn alle die Hindernisse, ~~die~~ und damals im Wege standen, und die ich anerkennen mußte, sind jetzt beseitigt — Deine Minen sind wieder frei, Deine Einkünfte um das Zehnfache vermehrt worden, und es ist sündhaft, schändlich Mammons wegen unser Seelenheil — nicht in Gefahr zu bringen, nein, zu verderben. Sagen Sie selber, Graf Deverreux, ob Sie, als gut katholischer Christ, in eine Familie eintreten möchten, der die Absolution versagt, die ausgeschlossen von der Kirche ist, nur elenden Silbers wegen, das die Motten und der Rost verzehren.“

Graf Deverreux gerieth in einige Verlegenheit. Persönlich lag ihm allerdings gar nicht so viel daran, daß sein künftiger Schwiegervater den „Mammon“ verachten sollte, und Silber und Gold konnten auch nicht unter den Dingen verstanden sein, die möglicherweise von Motten

oder Noth zu leiden hatten. Sein katholisches Christenthum wurzelte außerdem nicht so tief, um sich nicht über Kleinigkeiten hinwegzusehen. Aber sein Instinct sagte ihm auch dabei, daß er es vor allen Dingen, wie auch die Sache ablief, nicht mit der „Schwiegermutter“ verderben durfte, auf deren Seite jedenfalls Juez stand, und wie die Damen in Mexico jetzt — ewig von der Geistlichkeit aufgehetzt und eingeschüchtert — über diese Verhältnisse dachten, wußte er außerdem gut genug.

„Señora,“ erwiderte er deshalb, „ich würde es gewiß für das größte Unglück halten, wenn sich Señor Roneiro den Zorn der Kirche auf-lude, aber sollte nicht mit den frommen Herren ein Abkommen zu treffen sein? Den kirchlichen Handlungen und Pflichten dürfen sie sich doch, wie ich bestimmt weiß daß das Gesetz lautet, gar nicht entziehen.“

„Aber das nützt uns Nichts mehr,“ rief Roneiro, „denn durch das von Maximilian zuletzt erlassene Decret ist die Kirche factisch vom Staat getrennt, und dieser hat deshalb keine Macht, die Diener der Kirche zu irgend Etwas in ihrem Beruf zu zwingen. Außerdem ist ein „Abkommen mit den Schwarzen“ gar nicht denkbar,

denn jetzt mit dem Papst im Rücken und diesen stolzen, intriguirenden Labastida an der Spitze, kann dergleichen Uebermuth fast keine Grenzen mehr."

"Der Erzbischof ist ein wackerer, frommer Herr," rief die Señora, "und Du thust Sünde, ihm das geringste Böse nachzusagen, Bautista —"

"Ich? Böses nachsagen," rief aber Roneiro jetzt gereizt, "ich will Dir sagen wer Labastida eigentlich ist, und wie er Erzbischof geworden, denn ich kenne seine Antecedentien genau. Durch seinen, Gott weiß wie, erworbenen Reichthum und seine Schmeichelei und Speichelleckerei war er bei dem früheren Prälaten Munguia gut angeschrieben, und dieser verwandte sich für ihn bei Santa Anna, daß er Bischof wurde — und Geld genug hat es ihm damals gekostet. — Die nöthige Bestätigung des Papstes erschlückte er sich dadurch, daß er sich den damals hier weilenden Nuntius kaufte, der Berichte nach Rom sandte, die Labastida als einen Heiligen und allbeliebten Mann hinstellten — und es kannte ihn fast Niemand. Der Nuntius erhielt von Labastida für die guten Dienste, die er ihm geleistet, 400 Goldunzen und Monseñor Munguia Brillanten von ähnlichem Werth. Kaum aber hatte er seine neue Würde angetreten, als er sein Spiel

und zwar damit begann, daß er aus seinen Kirchspielen eine Masse Kirchenschmuck und Juwelen verkaufte und von dem Erlös einen Theil als „Peterspfennig“ (Gott weiß wie viele Tausende von Pesos es waren) nach Rom sandte, theils aber um seine revolutionären Zwecke zu verfolgen, die in nichts Geringerem bestanden als die Republik zu stürzen und in Mexico eine Monarchie mit einem spanischen Prinzen zu gründen. Mit dem Rest aber unterstützte er Santa Anna, der sich damals in Guerrero aufhielt und gefährlich zu werden drohte. Das Geld aus den Kirchen wurde also nicht allein verwandt, um eine Revolution anzuzetteln und mexicanisches Blut fließen zu machen, nein, die Geistlichen wurden auch damit bestochen, Beichtgeheimnisse zu verrathen und mißliebige Personen zu denunziren. Aber mit Santa Anna vertrug er sich nicht lange und conspirirte wider gegen diesen, bis er flüchten mußte — dann wurde Alvarez Präsident, dann Comenfort, und kaum trat dieser gegen den Klerus entschieden auf, als der Pfaff eine vollkommene Revolution des ganzen Klerus gegen ihn hervorrief und ihn dadurch stürzte. Dieser Miranda aber, dem Du Dein Seelenheil anvertraut hast, ist Nichts als ein williges

Werkzeug Labastida's, und erinnerst Du Dich noch, wie viel Tausende von Menschenleben es kostete, als gerade dieser Erzbischof sich in Puebla offen festsetzte, Soldaten warb und das ganze Land revolutionirte? Klerikale und Mönche durchzogen damals die Straßen von Puebla mit Pistolen bewaffnet und verkauften ihren Segen um Geld, und was war das Feldgeschrei dieser „frommen Diener und Knechte Gottes“? *mueran los puros!* (Tob den Puros!) Dreimalhunderttausend Pesos schlug er damals theils aus Puebla, theils aus anderen Kirchen zusammen. Die Klöster wurden zu Lazarethten vorbereitet und die Mönche verkauften Kreuze mit der Inschrift: *Viva la religion — muerte a los puros!* Jeder aber, der sich weigerte sie zu tragen, wurde mißhandelt.

„Das Alles geschah unter den Augen, ja unter dem Befehl des damaligen Bischofs, und Comonfort schickte zweimal Truppen gegen diese geistlichen Revolutionäre, die sie aber jedesmal zu sich übergewannen, bis endlich Puebla von den Truppen genommen und Labastida verbannt wurde. Von dort ging er nach Rom, und als Erzbischof Garza hier starb, brachte er es durch Geld und Intriguen wieder dahin, daß er von Rom aus dessen Rang und Posten bekam, wäh-

rend er zugleich bald darauf in Maximilian, als einem österreichischen Prinzen, ein gefügiges Werkzeug gefunden zu haben glaubte. Jetzt aber, wo er sieht, daß er sich in dem Kaiser geirrt, bläst er die Revolution wieder zu hellen Flammen an und unterstützt mit seinen Schätzen alle die Unzufriedenen, damit nur das Reich nie zur Ruhe kommt.*) Das ist Dein frommer Priester, das der Mann, dem das Heil unserer Seelen anvertraut sein soll. Caramba, mir läuft die Galle über, wenn ich dem schurkischen Pfaffen nur auf der Straße begegne?"

„Und Deine Familie willst Du unglücklich machen," rief die Señora, die nur ihr eines Ziel im Auge hatte und sich auf Anderes gar nicht einließ, noch viel weniger daran dachte, dagegen zu argumentiren. — „Unten im Haus liegt die alte Candelaria im Sterben, und kein Priester darf es betreten, um ihr Trost zu bringen,

*) Biographia de Monseñor Labastida — Maury. Mexico. (Aus den geheimen Archiven, die vom Padre Fischer der Regierung des Juárez verkauft und später unter dem Titel: Documentos oficiales de los traidores, para servir a la historia de la intervencion im „Diario Oficial" der Republik veröffentlicht wurden.)

und wenn Dich Gott morgen heimsuchen sollte, oder mich, oder Dein einziges Kind, so wird auch uns der Trost der Religion versagt und wir sinken in ewiges, unrettbares Verderben."

Roneiro hatte mit seiner Frau viel Geduld, und in der Weise dieser spanischen Race nahm er gern Alles leicht und setzte sich über Unangenehmes hinweg, oder ertrug es wenigstens mit heiterer Miene. — Das hier war ihm aber doch zu viel geworden, und er sah, das Schlimmste dabei, gar kein Ende. Außerdem wußte er recht gut, daß er von Deverreux keine Unterstützung hoffen durfte, da sich dieser jedenfalls auf Seiten der Damen schlagen mußte, wenn er es nicht auf lange Zeit mit der Schwiegermutter verderben wollte. Es gab für ihn selber deshalb keine andere Rettung als schnelle Flucht, und seinen Hut ergreifend, setzte er die denn auch, ohne nur noch eine Antwort zu geben, unverzüglich in's Werk. Deverreux mochte jetzt sehen, wie er mit den Frauen allein fertig wurde.

Anfangs, und noch oben an der Treppe, hatte er auch beabsichtigt, sich sein Pferd satteln zu lassen, als er aber hinunter in den Hof kam und dort die jammernde Dienerschaft fand, litt es ihn nicht länger da. Sie wollten auch schon

auf ihn einstürmen, aber er wehrte sie ab, und aus dem Haus eilend, athmete er erst wieder frei auf, als er die offene Straße betrat und dort wenigstens für kurze Zeit Ruhe fand. Wie es freilich werden sollte, wenn er wieder nach Hause kam? denn auf der Straße konnte er doch nicht wohnen bleiben, aber „Quien sabe,“ wer wußte denn, was sich bis dahin noch ereignete, und er hatte jedenfalls jetzt eine Frist gewonnen.

Langsam, die Hände auf dem Rücken, schlenderte er die Straße hinab, den Weg nach der Alameda einschlagend, und passirte eben eine der dort liegenden Buchhandlungen, als Jemand da heraus an das Fenster klopfte und er, sich umsehend, seinen alten Freund Bastiani erkannte.

„Adonde amigo?“ rief ihn dieser an, als er die Thür geöffnet hatte und seinen Arm nahm, „Caramba Don Bautista, Sie schneiden ja ein verzweifelttes Gesicht. Doch nichts Unangenehmes zu Hause vorgefallen?“

„Bastiani,“ rief Roneiro, den Arm, den er in dem seinen hielt, drückend, „ich wußte nicht, wem auf der weiten Welt ich jetzt lieber begegnet wäre als Ihnen — Sie sollen mir Ihren Rath geben.“

„Und worin?“ frug Bastiani, indem er ihn mit einem drohenden Blick von der Seite ansah — „brauchen Sie einen Arzt oder einen Advocaten?“

„Ich fürchte, meine Frau braucht nächstens einen Arzt,“ sagte Roneiro finster, „denn halb wahnsinnig ist sie schon jetzt.“

„Also ein häusliches Donnerwetter; wohin gehen Sie jetzt?“

„Nirgends bestimmt — nur von zu Hause wollte ich fort.“

„Bueno, dann schlendern wir zusammen nach der Alameda, und dort sind wir ungestört. Aber was ist vorgefallen?“

„Die Pfaffen —“

„Ahem — sie rühren und entwickeln eine außerordentliche Thätigkeit — sie müssen umfassende und bestimmte Befehle von oben erhalten haben, denn sie sind aller Orten geschäftig.“

„Daß sie der Böse von der Erde fege!“ rief Roneiro mit zusammengebißnen Zähnen.

„Und was ist geschehen?“

„Es hat lange gedroht,“ sagte Roneiro, „und ich wußte, daß es bei der ersten passenden Gelegenheit zum Ausbruch kommen würde; aber

die Unverschämtheit, mit der sie es jetzt treiben, ist zu bodenlos. Sie weigern sich, meine Tochter zu trauen und einer alten Indianerin im Hause, die sterbenskrank ist, die heiligen Sacramente zu reichen. Ist es denn gar nicht möglich, sie gerichtlich dazu zu zwingen?"

„Ich weiß es nicht,“ sagte Bastiani, „und bezweifle es auch — jedenfalls wäre aber, bis der Proceß entschieden würde, die alte Frau todt und Inez eine alte Jungfer. Wissen Sie übrigens, daß sie dasselbe Spiel vor acht Tagen bei mir gespielt haben?"

„In der That! Und wie endete das?"

„Wir wollten meinen jüngsten Enkel taufen lassen — die Hacienda hat ja aber ebenfalls früher der Kirche gehört, und die Frauen bei mir waren rein außer sich.“

„Und was thaten Sie, um den Padre zur Zustimmung zu bewegen?"

„Ich versprach ihm die Rückerstattung des ganzen Grundes, der der Kirche früher gehört hatte.“

„Caramba, das ist ein Vermögen — ich habe Sie nicht für so reich gehalten.“

„Bin ich auch nicht,“ lachte Bastiani, „und könnte und möchte die Hacienda wahrlich nicht entbehren.“

„Aber wenn Sie die Rückerstattung versprochen haben?“

„Pero amigo,“ lachte Bastiani, „dem jetzigen Gesetz nach, oder dem, was Suarez gegeben und was noch vollkommen zu Kraft besteht, kann die Geistlichkeit ja gar keine Liegenschaften zu Eigen haben, und rechnet deshalb bei einer solchen Rückerstattung nur allein auf eine Umwandlung des Gesetzes, wo ihr nachher die schon wirklich verkauften Grundstücke die meisten Schwierigkeiten machen würden. Alles aber, was sie von denen jetzt in die Hände bekommen könnten, wäre gewonnen, und deshalb auch nur der Eifer, mit dem sie dahinter her sind.“

„Und haben sie Aussicht?“

„Gar keine. Sie rechnen auf einen Donner Schlag aus Rom, der aber jedenfalls ausbleiben wird, da der heilige Vater schon mit Suarez Nichts ausgerichtet hat und sich zweimal besinnen muß, ehe er sich zweimal blamirt.“

„Aber was nützt das Ihnen, wenn Sie Ihr Besitztum erst einmal versprochen haben?“

„Und was schadet es mir?“ frug Bastiani, und um seine Lippen zuckte ein Zug sarkastischer Schelmerei — „können Sie mich auf das Ver-

dürfen Sie ihm nicht lassen, und bestehen Sie dabei darauf, daß er gleich und unmittelbar mit Ihnen nach Hause geht und der Indianerin die letzte Delung reicht — viele Umstände machen sie bei einer so armen Person ja doch nicht. Dadurch bekommen Sie Ihre Frauen gleich beruhigt, und das Andere regulirt sich dann sehr leicht."

"Aber er wird mich drängen zu unterschreiben."

"Sehen Sie die Stunde der Trauung fest mit ihm an, und dann verreisen Sie ein paar Tage, und kurz vor der Trauung erklären Sie nachher, wie ich es gethan habe, daß der Kaufbrief vorher gerichtlich bestätigt werden müsse — auf keinen Fall geben Sie aber Ihr Haus wieder heraus."

"Und glauben Sie, daß ich Miranda jetzt zu Hause finde?"

"Versuchen wir es — ich begleite Sie bis an seine Wohnung," und kurz umbiegend schritten die beiden Señores die Straße, die sie eben gekommen waren, wieder zurück.

* * *

In der Calle de la Perpetua, an der oberen Ecke, lag eine der besuchtesten Pulquerien *Mexicos*, und der Wirth, ein *Altspanier*, aber ein

schlauer und durchtriebener Gesell, der schon seit über dreißig Jahren in Mexico lebte und seit den letzten zehn sich in der Hauptstadt selber niedergelassen, hatte in der That Alles gethan, um den Platz so verlockend als nur irgend möglich zu machen.

Die Mexicaner, besonders die unteren Klassen, lieben nun einmal bunte Bilder und Gemälde. So wirklich große Ansprüche sie aber an modellirte Sachen machen und in der Verfertigung derselben wahrhafte Künstler sind, so bescheiden zeigen sie sich in ihren Anforderungen an Malereien, und durch ihre Heiligenbilder sind sie darin auch nicht besonders verwöhnt.

Eine Pulqueria aber, besonders mit unbemalten Wänden, würden sie nur schwer und im äußersten Nothfalle besuchen, und Don Hernando, wie der Schenkwrth hieß, oder wenigstens von seinen Gästen genannt wurde, hatte nicht versäumt, diesem Geschmack Rechnung zu tragen.*

Weiläufig bemerken muß ich aber hier, daß Don Hernando mit seinem Zunamen sogar noch Staat machte, denn er hieß — seiner Aussage nach — nicht allein Don Hernando, sondern auch Don Hernando Cortez und behauptete in gerader Linie von dem großen Eroberer abzustammen.

So geht es aber immer — großen Männern fehlt es nie an Verwandten, und in Mexico leben zahllose Menschen, die sich dieser Auszeichnung rühmen, die aber alle nicht damit prahlen würden, wenn ihr angeblicher Vorfahr, was er seiner Menschen Schlächtereie und Golddiebstähle wegen tausendmal verdient hätte, gleich an Ort und Stelle gehangen worden wäre.

Doch um wieder auf die Pulqueria selber zurückzukommen, so bestand dieselbe aus einem kleinen Zimmer, dem Entrée, in dem auch eine Art von Schenkstand aufgestellt war, und einem daranstoßenden größeren Gemach, in dem, wie fast in einer europäischen Wirthschaft, Tische und Stühle standen, und wo sich die Gäste eigentlich dem Genuß der Pulque hingaben.

Wunderbar geschmückt waren übrigens die Wände, denn auf dem einfach geweißten Untergrund zeigten sie ein wahres Gewirr der buntesten und schauderhaftesten Malereien, wie man sie bei uns nur auf den Mordgeschichtsbildern findet, während die Figuren hier in etwa vier Fuß Höhe ausgeführt standen.

Gleich vorn, daß sie von den Vorübergehenden leicht gesehen werden konnte, hatte der Spanier, mit großer Selbstverleugnung und nur

seinem eigenen Interesse dabei folgend, eine Scene aus dem Befreiungskriege anbringen lassen, wo Indianer oder überhaupt farbige Menschen — aber alle in mexicanischer Tracht — die Spanier mit ihren kurzen Mänteln und Helmen vor sich herjagten. Besonders hervorragend zeigte sich dabei die einzelne Figur eines Indianers, der einem fliehenden Spanier die Lanze so weit durch den ganzen Körper gestochen hatte, daß sie vorn, vollkommen roth gefärbt, wenigstens drei Fuß lang wieder herausah, was aber den Gespielten nicht im geringsten zu hindern schien, noch aus vollen Kräften weiter zu laufen.

Rechts davon war — eigentlich nicht ganz passend, eine Scene aus der Mythologie der alten Griechen angebracht, und allem Anschein nach sollte es den Moment vorstellen, wo Jupiter die Europa als Stier entführt; eine sehr wenig bekleidete Dame saß wenigstens nach Art der Mexicanerinnen, und wie die Männer ebenfalls reiten, auf einem Ochsen, der aber nicht frei lief, sondern den ein ehrwürdiger, aber sonst vollkommen nackter Greis mit einer dreizackigen Harpune in der Hand an einem Strick führte und in das Wasser hineinzog.

Gegenüber dagegen, an der linken Wand,

mit einem kleinen Gefäß für Weihwasser darunter angebracht, unter dem wieder eine Lithographie der heiligen Jungfrau von Guadelupe klebte, war eine Scene aus der biblischen Geschichte dargestellt, und zwar jene, wo Christus mit der Mutter Maria auf einem Esel reitend und von Joseph begleitet seinen Feinden entflieht. Alle diese südamerikanischen Völker haben aber eine solche Vorliebe für Johannes den Täufer, daß er fast auf keinem Bilde fehlen darf, und so ging denn auch hier der Knabe Johannes mit seinem kleinen Kreuzchen hinterdrein.

Das war aber nur gewissermaßen das Entrée, und die Hauptkunst schien auf das eigentliche Pulque-Zimmer verwandt zu sein. Das Centrum der ganzen Scenerie bildete hier, und zwar die Hälfte der einen Wand einnehmend, ein Gegenstand, der viel zu interessant für alle Mexicaner war, um nicht die Aufmerksamkeit jedes neu Eintretenden gleich zu fesseln, und zwar stellte das Bild die Veraubung einer Diligence, aber mit so vielen kleinen Einzelheiten dar, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, der Maler müsse selber ein oder ein paar Mal dabei gewesen sein — und seine Kunst hätte ihm dabei sicherlich nicht im Weg gestanden.

Rechts daneben befand sich das friedliche Bild eines Pulquesammlers, wie er sich, mit dem Schlauch auf dem Rücken, gerade zwischen die Blätter der Raguepflanze hineinzwängt, links aber hatte der mexicanische Maler, wahrscheinlich zum Amusement seiner Gäste, die französischen Moden charakterisiren wollen, denn einige Damen in höchst auffallender Kleidung gingen dort mit Herren, die sämmtlich gelbe Hosen und blaue Fracks, wie auch sehr spitze Hüte trugen, spazieren, und zogen endlose Schleppen hinter sich her.

Dazwischen zeigten sich noch Figuren aus der heiligen Geschichte, mexicanische und französische Soldaten und vielerlei Anderes bunt zusammengeworfen, und wo sich dabei irgendwo eine mexicanische Fahne anbringen ließ, hatte es der Maler gewissenhaft benützt.

Der Raum selber war, wie gesagt, auf das einfachste möblirt und enthielt nur Bänke und Tische aus Kiefernholz und braun angestrichen, charakteristisch nur sah der Hintergrund aus, wo auf ein paar alten Rumsfässern etwa ein halbes Duzend mit Pulque gefüllte Ziegenschläuche lagen, um dem Bedarf der Trinker zu genügen, und an anderen Abenden wurden diese auch rasch

genug verbraucht. Heute schien aber das Gastzimmer ziemlich leer, und das erklärte sich daher, daß fast alle die sonstigen Gäste ausgezogen waren, um sich, wenn auch nur von außen, Bazaine's Hochzeitsfeier zu betrachten. Etwas später trafen sie aber desto sicherer wieder ein, denn Stammgäste giebt es in beiden Hemisphären.

Zehn oder zwölf Männer saßen nur in dem Raum zerstreut und an den verschiedenen Tischen; sie schienen einander fremd und waren auch wohl meist unregelmäßige Gäste, die, wenn sie gerade Durst haben, in die erste beste Pulqueria eintreten. Nur an dem einen Tisch hatten sich drei von ihnen zusammengefunden und plauderten, die großen Gläser mit Pulque vor sich (die etwa so aussah wie durch Wasser verdünnte Milch), in halblauter Stimme miteinander.

Draußen in das Entréezimmer trat ein Mexicaner, die bunte Serape um die Schulter geschlagen, und blieb vor dem kleinen Schenkstand stehen, wo ihm Don Hernando auf sein Verlangen ein Glas des in Lande gebrannten Rums vorsetzte. Der Mann, der die großen Sporen noch an den Füßen trug, schien eben erst vom Pferd gestiegen zu sein und lehnte sich eine Weile mit dem Ellbogen auf den Schenkstand, dann trank er

sein Glas auf einen Zug aus, zahlte und wollte schon wieder das Local verlassen, als es ihm einfiel noch einen Blick in den andern Raum zu werfen, ob er dort nicht vielleicht Bekannte träfe.

„Caracho, Jablonsky!“ rief ihm aber von dort schon eine Stimme entgegen, wie er nur seine Gestalt in der Thür zeigte „entra hombre, entra — ven aqui. — Wie geht's, alter Junge? wir haben uns ja in einer Ewigkeit nicht gesehen.“

„Hallo Geronimo — bist Du das? Caballeros — buenas tardes“ — und mit einer höflichen Verbeugung gegen die Uebrigen, die nie von einem Mexicaner außer Acht gelassen wird, nahm er an dem Tische Platz.

„Und woher kommst Du, amigo?“

„Aus dem Innern,“ erwiderte der neu Getretene.

„Aus dem Innern? — von ihm?“

Jablonsky schüttelte lachend mit dem Kopfe. „Nein,“ sagte er, „der Alte hat seine Rolle vorläufig ausgespielt, und ich denke gar nicht daran, mich im Land fortwährend hin und her hegen zu lassen, nur um eine hoffnungslose Sache zu vertheidigen. Ich bin mit Lieutenantrang in

das Regiment eines alten Freundes getreten und muß in diesen Tagen meine Uniform bekommen.“

„Caracho!“ lachte Geronimo, „Lieutenant Jablonsky — famos, alter Bursche, wie lange wird's dauern, so bist Du General.“

„Quien sabe!“ meinte achselzuckend der Geschmeichelte — „und was treibst Du? bist Du nicht in die Armee getreten?“

„Ich besinne mich eben noch,“ sagte mit einem kaum bemerkbaren Zucken um die Mundwinkel der Müßige, „möglich — möglich auch nicht. Jetzt verdien' ich mir auch so mein Brod mit Wachsfiguren, und habe damit in der letzten Zeit brillante Geschäfte gemacht. Jedweder Fremde will eine Kiste voll davon nach Hause schicken.“

„Um — das ist ein sehr ruhiger Erwerb,“ sagte Jablonsky, „und den habe ich Dir eigentlich gar nicht zugetraut.“

„Den Erwerb?“

„Die Ruhe meine ich — Du warst früher rastloserer Art.“

„Und was verdienst Du als Soldat?“

„Blutwenig,“ sagte achselzuckend Jablonsky, „aber ich hoffe auf einen Zug in's Innere, wo wir unserer Kasse wieder auf die Beine helfen können.“

„Mit Plündern.“

„Kriegsgebrauch, Compañero — Sie thun's Alle hier, weshalb sollten wir eine Ausnahme davon machen.“

Geronimo lachte. — „Und wie sieht's draußen im Land aus? Sind die Leute zufrieden mit der neuen Regierung?“

„Sie sehen wohl ein, daß der Kaiser gern Alles thun möchte, um sie zufrieden zu stellen, aber wie können sie es sein, bis sie nicht Ruhe und Sicherheit bekommen? Für wen sollen sie ihren Acker bestellen, für die Juaristen oder die Kaiserlichen, denn sie selber bekommen doch wahrhaftig Nichts davon, und heute streifen Banden von der, morgen von der Farbe herum und plündern oder zerstören, was sie erreichen können. Jetzt treibt wieder Pastera und noch dazu hier ganz in der Nähe sein Wesen, und hat erst vor ein paar Tagen die Hacienda eines Davilo, der augenblicklich noch zu Suarez hält, geplündert und in Brand gesteckt. Caracho, wenn Bazaine's Flitterwochen erst vorüber sind, wird er dem Herrn wie ein Donnerwetter über den Hals kommen. Wie ich höre, ist ja jetzt ein neues Gesetz erlassen, das überwiesenen oder vielmehr auf der That erwischten Ladrones augenblicklich den Strang zuspricht.“

„Ja,“ nickte Geronimo, und wieder zuckte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen, „das Gesetz haben sie allerdings erlassen, aber das Schwierige ist nur das, die „Labrones“ eben so zu fassen, daß man ihnen einen Strick um den Hals bringen kann. Caramba! mit ihrer Infanterie-Escorte und der Soldaderna dabei wissen die Herren von der Straße immer genau, wo sie sich befinden, und können sich die Sache nach Bequemlichkeit einrichten.“

„Es sollen von jetzt ab nur berittene Escorten die Straßen bewachen,“ bemerkte Jablonsky, der möglicherweise ebenfalls dabei interessirt war, „und ebenso sagte mir Lopez, daß man sie verdoppeln will, um auch stärkeren Trupps die Spitze zu bieten.“

„Que importe,“ meinte achselzuckend Geronimo — „uns Beide interessirt das doch nicht — Lopez soll übrigens, wie ich höre, sehr in Gnaden bei dem Kaiser stehen.“

„Sehr!“ nickte Jablonsky — „und verdient es auch, denn er ist ein wackerer Soldat und ein tüchtiger Kerl.“

Geronimo lachte und Jablonsky sah ihn rasch und mißtrauisch an, aber ihr Gespräch wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblick wälzte

sich ein ganzer Schwarm von Gästen in das Zimmer, die alle von Bazaine's Hochzeit gekommen waren, d. h. außen gestanden und die Geladenen hatten ankommen sehen, wonach sie dann noch eine Weile der Musik gehorcht. Ueberall drängten sie sich an die Tische, und eine weitere Unterhaltung war nicht mehr möglich.

Geronimo und seine Begleiter blieben auch nicht mehr lange sitzen; nur noch eine kleine Weile horchten sie dem Plaudern um sich her, das die glänzenden Anzüge der Damen und die blühenden Uniformen der Fremden, wie all' die Pracht und Herrlichkeit besprach, die der französische Marschall heut' entwickelte. Dann standen sie auf und schritten hinaus auf die Straße.

„Wohin, Compañero?“

„Quien sabe,“ sagte Geronimo, „nach Hause wahrscheinlich. Bleibst Du jetzt für längere Zeit in Mexico?“

„Vor der Hand jedenfalls — ich habe das Herumstreifen satt; aber Geronimo,“ fuhr er fort, indem er den Freund am Arm nahm und ein wenig bei Seite führte, „noch eine Frage: Wie stehst Du mit der Geistlichkeit?“

Geronimo lachte. „Meinst Du, wie oft ich in die Kirche gehe?“

„Nein — wie Du mit dem Klerus stehst. Du weißt doch, daß Etwas im Werke ist.“

„Und wie steht Señor Lopez damit?“

„Thorheit,“ rief Jablonsky, „der ist jetzt bis über die Ohren kaiserlich, und denkt gar nicht daran, sich mit den Schwarzen einzulassen.“

„Ich glaube er hat Recht,“ nickte Geronimo. „Deine Meinung darüber, amigo?“

„Ich bin ein guter katholischer Christ.“

„Niemand zweifelt daran — aber Deine Meinung darüber, amigo?“

„Hm — ich denke mir so: die Geistlichkeit hat in Mexico ihr Spiel verloren, und je weniger wir uns mit ihr einlassen, desto besser, denn sie kann nicht mehr bezahlen und fängt schon mit Versprechungen an. Das ist immer ein böses Zeichen. Ich habe mich deshalb zurückgezogen — ganz darf man's aber doch nicht mit ihr verderben, denn — der Teufel könnte sein Spiel haben.“

„Wacker gedacht, Compañero,“ nickte lachend Geronimo, reichte ihm die Hand und schlenderte dann langsam, in anderer Richtung als sie Jener nahm, die Straße hinab.

* * *

In Roneiro's Hause war noch Alles in der furchtbarsten Aufregung, denn die alte Indianerin unten schien kränker zu werden — die Weiber jammerten und wehklagten, und als Señora Roneiro von ihrem Mädchen hörte, daß ihr Gatte zurückgekommen sei, fing sie an Krämpfe zu bekommen, warf sich auf das Sopha und schluchzte laut.

Señor Roneiro blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete sich schweigend die Scene, wie Inez nach Eau de Cologne flog und die Kammerfrau den Kopf der Señora hielt und ihr ein nasses Tuch um die Schläfe legte. Er sprach aber dabei kein Wort, und nur ein halbverstecktes Lächeln lag in seinen Augen, mit denen er bald den Bewegungen der Tochter, bald denen der Kammerfrau folgte. Inez betrachtete ihn sich auch erstaunt von der Seite — sie wußte gar nicht, wie sie sich sein Benehmen erklären sollte — endlich aber sagte er mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Aber Kinder! was um Gottes willen ist denn hier vorgefallen? Ist die Mama krank geworden, Inez?“

„Nein, Papa — aber sie hat ihre Krampfanfälle — durch die Aufregung.“

„Ist Graf Deverreux fort?“

„O, schon lange, Papa, — er ging gleich nach Dir — er sah, in welcher furchtbarer Aufregung wir uns befanden.“

„So? — hm — und weshalb, Kind? — was ist denn geschehen?“

„Geschehen? aber Papa, Du weißt ja doch Alles — die alte Candelaria liegt unten im Sterben —“

„Und wenn sie Gott zu sich nimmt, können wir es ändern?“

„Aber ohne geistliche Tröstung — alle ihre Verwandten sind unten und außer sich. Sie weinen und jammern ja, daß man es bis hier herauf hört. Die heilige Jungfrau schütze uns, aber ich weiß nicht, wie das enden soll.“

„Ich habe gar nichts gehört, als ich den Hof betrat,“ sagte Señor Roneiro, „und welchen geistlichen Zuspruch verlangt sie mehr als den Padre Miranda's!“

„Aber hat sich der ehrwürdige Herr denn nicht geweigert, das Haus je wieder zu betreten? Ach, guter lieber Papa, Du kannst ja doch das Alles nicht so geschehen lassen, oder Du machst Dich, die Mutter und — Deine Tochter unglücklich.“

„Aber ich begreife Euch gar nicht,“ sagte Don Bautista mit dem Kopf schüttelnd — „Padre Miranda ist schon seit einer Viertelstunde unten bei der Candelaria, und sie liegen dort jetzt wahrscheinlich Alle auf den Knien und beten.“

„Padre Miranda ist im Haus?“ rief Inez erstaunt, ja überrascht den Vater ansehend — „aber wie ist das möglich?“

„Und läßt Dir sagen,“ fuhr Don Bautista eben so ruhig fort, „daß Du Dich zu Deiner Hochzeit bereit halten sollst -- morgen oder übermorgen, aber übermorgen spätestens.“

„Übermorgen?“ rief die Señora, die trotz ihrer Ohnmacht kein Wort von der Unterredung verloren hatte und jetzt, ihre Krämpfe ganz vergessend, vom Sopha in die Höhe fuhr, „aber das ist ja nicht denkbar!“

„Ah, Querida!“ rief Don Bautista, „wie froh ich bin, Dich von Deinen Krämpfen geheilt zu sehen — ich hatte solche Sorge um Dich.“

„Aber was ist geschehen, Bautista — Padre Miranda ist im Haus?“

„Hast Du es schon gehört? gewiß Querida — bei der Candelaria, und wenn Du Dich wohl genug fühlst, wird er Dich nachher ebenfalls

besuchen — aber ich fürchte Du wirst zu schwach sein.“

„Oh nein — gewiß nicht — es war nur ein Anfall — die unsagbare Angst, die mich erfaßt hatte — o Bautista, hast Du die Kirche versöhnt? Hast Du gehandelt, wie Du als guter und ehrlicher katholischer Christ handeln mußtest?“

„Ich glaube,“ sagte Señor Roneiro, „ich habe meine Schuldigkeit gethan, aber an Dir ist es jetzt, zu zeigen, daß Du auch Entbehrungen tragen kannst.“

„Oh so gern, so gern!“ rief die Señora, indem sie aufsprang und sich leidenschaftlich an die Brust des Vatten warf, „Du sollst sehen, wie ich mich Allem willig füge.“

„Unsere Equipage werden wir abschaffen müssen,“ sagte der Señor.

„Glaubst Du wirklich, daß das nöthig ist?“ fragte seine Gattin bestürzt, „so lange aber Inez noch bei Hof erscheinen muß, ist das ja gar nicht möglich.“

„Sie geht ja nicht so oft,“ sagte Roneiro, „wir werden jedesmal einen Mietwagen nehmen müssen.“

„Aber das sieht so ärmlich aus, Bautista,“

sagte die Señora doch ein wenig kleinlaut, „läßt es sich denn nicht vielleicht in anderer Weise arrangiren? Du hast doch jetzt wieder so schöne Einnahmen von Deinen Minen gehabt.“

„Viel weniger als wir zum Leben jetzt brauchen, mein Herz; ich bitte Dich auch dringend, morgen zusammen zu suchen, was Du von Deinen Brillanten nicht notwendig brauchst — wir müssen doch jedenfalls ein anständiges Haus miethen, und ich habe in diesem Augenblick nicht zweihundert Pesos in meiner Kasse.“

„Bautista!“ rief die Señora erschreckt aus, ihr Gatte aber zuckte mit den Achseln und sagte:

„Was hälfe es mir, Dir die Wahrheit zu verschweigen; lange könnte ich es doch nicht durchführen, und je eher Du Dich darein findest, desto besser. Mit dem *moiré antique* Kleide für Inez ist es jetzt auch Nichts — unter achtzig Pesos bekomme ich keins hier, und die kann ich wirklich im Augenblicke nicht entbehren.“

Die Señora seufzte recht aus voller Brust. „Wenn es sein muß, Bautista,“ sagte sie dann nach einer Pause, „so sind doch wenigstens unsere Gewissen beruhigt. Der Fluch der Kirche ist von uns genommen und wir dürfen wieder frei zu dem blauen Himmel aufblicken.“

„Du hast es nicht anders haben wollen, Querida.“

„Ich beklage mich nicht — ich beklage mich nicht, Bautista,“ sagte die Frau — aber die Aufregung war zu viel für sie. Hatte sie vorher nur eine Ohnmacht vorgeschützt, so bekam sie jetzt in allem Ernst heftige Weinkrämpfe, und erst als Señor Roneiro sah, daß sie sich wieder in etwas erholte und außerdem in bester Pflege befand, verließ er das Gemach und schritt, sich leise und behaglich die Hände reibend, in sein eigenes Zimmer hinüber.



In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerßäcker.

Zweiter Band.

(Zweiter Theil.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Germann Costenoble.
1871.



Am dritten Tage nach Bazaine's Heirath, etwa Morgens eils Uhr, hatte sich in Almeja's Hause eine kleine Gesellschaft von Herren zusammengefunden, die aber wohl kaum der Drang sich zu amüsiren hierhergeführt.

Der noch nicht große Kreis gehörte jedenfalls den höheren Ständen an. Es waren, unsern alten Freund Zamacona ausgenommen, der eher einem wohlhabenden, etwas schwammig gewordenen Pächter glich, lauter vornehm aristokratische Gestalten; aber ein düsterer Ernst lag heute in den Zügen Aller, und ihr Gespräch, während die Diener noch ab und zu gingen und Wein und Gepäck auf den Tisch stellten oder Cigarren herumreichten, wurde zum großen Theil

in einzelnen Gruppen und flüsternd geführt. Es schien auch, als ob sie noch irgend eine wichtige Person erwarteten, denn es geschah Nichts, und Don Juan Almeja schritt nur manchmal zu dem geöffneten Fenster und sah hinaus.

Die kleine Gesellschaft bestand mit Ausnahme von Jamacona, der sich bis jetzt mehr zu den Conservativen gehalten, ausschließlich aus festen Anhängern der klerikalen Partei, und eine allgemeine Bewegung entstand unter ihnen, als plötzlich der Erzbischof Labastida, den Almeja erwartet hatte in seinem Wagen vorfahren zu sehen, von Silvestre Almeja und einem andern jungen Mann, Namens Orbonoz, gefolgt, in die Thür trat.

„Moseñor!“ rief Almeja erstaunt aus, indem er auf ihn zueilte und ihn ehrfurchtsvoll begrüßte — „Sie sind doch nicht zu Fuß gekommen?“

„Allerdings,“ sagte der Erzbischof, indem er seine Hände segnend gegen die sich tief vor ihm neigenden Herren ausstreckte — „ich wollte so wenig Aufsehen als möglich erregen, denn leider sind wir in jetziger Zeit überall von Spionen umgeben — doch, wie ich sehe, haben die Herren meiner Einladung Folge geleistet, und ich kann

Ihnen nur sagen, daß ich es dankbar anerkenne.“

„Und haben Monseñor daran gezweifelt?“ frug General Juan de la Barra, eine hohe, stattliche Figur und mit dem Prälaten eng befreundet. „Wie konnten wir zurückbleiben, wo unser schönes und reiches Vaterland seinem Verderben entgegengeht, indem es den Fluch der Kirche und des Himmels auf sich herabzieht? Wollte Gott, wir könnten mehr thun, als nur einer einfachen Einladung Folge leisten.“

„Und wenn ich nun gerade deshalb gebeten hätte, sich in Freund Almeja's Hause einzufinden?“ frug der Erzbischof und warf seinen Blick forschend im Kreis umher. „Doch ich will Ihre Neugierde nicht etwa rege machen,“ setzte er dann hinzu, „sondern nur rasch und einfach zur Sache kommen. Wir können doch nicht gestört werden, Señor Almeja?“

„Nein, Monseñor,“ sagte kopfschüttelnd der Herr des Hauses, „die Diener haben strengen Befehl, den Saal nicht eher wieder zu betreten, bis sie gerufen werden, und indessen Niemanden einzulassen — wer es auch sei — und wenn es der Kaiser selber wäre.“

Der Erzbischof nickte zufrieden mit dem Kopf.

Den Fauteuil annehmend, den ihm Almeja hinschob, winkte er freundlich der übrigen Gesellschaft, sich ebenfalls niederzulassen, und sagte dann nach einer kleinen Pause, in welcher er schweigend vor sich niedergesehen hatte:

„Señores, Sie werden mir zugestehen, daß die Kirche mit einer beispiellosen Geduld die Mißhandlungen ertragen hat, welche seit dem Jahre 1861 unablässig auf sie gehäuft wurden, aber auch die Geduld eines Lammes hat seine Grenzen, und gerade die Undankbarkeit dieses jehigen Kaisers zwingt uns eine Waffe in die Hand, um unsere eigenen Rechte, ja vielleicht unsere Existenz zu vertheidigen.

„Wer hat diesen Kaiser in das Land gerufen? wer ihm seinen Thron hier gebaut und seinen Weg geebnet? — Wir, die Partei der Kirche und zum Theil mit die Moderados. — Sie Alle, Señores, haben dabei geschafft und gearbeitet und Opfer gebracht, Sie Alle hätten von Seiten dieses übermüthigen Prinzen wenigstens einen Dank verdient, und was hat er zum Lohn dafür gethan? Nichts als gerade die Partei, deren Führer noch bis zu diesem Augenblicke gegen ihn in Waffen stehen, begünstigt, sein ganzes Ministerium fast aus liberalen und uns

natürlich feindlichen Elementen zusammengesetzt — uns bei Seite geschoben und sogar die vor Gott und den Menschen bindenden Versprechungen gebrochen, die er in Rom Seiner Heiligkeit dem Papst gegeben. Den Raub, den unser gemeinsamer Feind, der Indianer Juarez, der Kirche abgenommen — alle die Kirchen- und Kloster-schändungen hat er durch neue Gesetze nicht allein sanctionirt, sondern befestigt, und den Hohn gegen den heiligen Stuhl sogar so weit getrieben, daß er sie erließ, selbst während er eine Gesandtschaft an den heiligen Vater abschickte. Haben wir noch irgend welche Hoffnung, daß er im Guten zurück auf die Bahn des Rechtes und der Pflicht geführt werden könnte? — Nein, denn jede Woche, die verstreicht, bestärkt die Feinde des wahren Glaubens nur mehr in ihrer Verblendung und macht eine Annullirung jener fluchwürdigen Gesetze schwieriger, wenn nicht zuletzt ganz unmöglich. Wir dürfen deshalb nicht länger säumen, wenigstens die Schritte vorzubereiten, die uns wieder in Besiz der Macht setzen und dem Lande den ihm schändlich gestohlenen Frieden zurückgeben sollen.

„Lassen Sie mich Ihnen — und das ist der Grund, weshalb ich Sie heute hier zusammen-

gerufen habe, mit kurzen Worten unsere augenblickliche Situation vor Augen führen. So lange die französischen Heere in Mexico stehen, sind wir natürlich nicht im Stand, auch nur auf einen Erfolg hoffen zu dürfen, denn welches Christenthum diese Herren ihr Eigen nennen, haben sie uns bewiesen. Kaiser Napoleon — der „allerchristlichste Kaiser“, wie er sich gern nennen hört, spielt dabei eine fast mehr als zweideutige Rolle, denn während er in Rom selber seiner Pflicht folgt und den heiligen Stuhl gegen die Meuterer-Banden Italiens schützt, thut er hier genau das Gegentheil, aber — seine Rolle ist hier bald ausgespielt.

„Wir selber verfügen natürlich über keine Macht, um gegen Franzosen und Liberale zugleich zu kämpfen, aber neben den offenen Berichten über Nordamerika, daß dort die Revolution vollkommen niedergeworfen, das Heer der Conföderirten besiegt, der Präsident gefangen ist, habe ich zuverlässige Kunde von meinen Agenten dort erhalten, daß schon jetzt directe Forderungen der Union an Frankreich abgegeben sind, seine Truppen aus Mexico herauszuziehen und es den Mexicanern selber zu überlassen, sich eine Regierungsform zu wählen und ihre

staatliche Einheit auszubilden. Die Sache wechselt allerdings noch zwischen -den Cabineten, aber sie kann nicht mehr lange geheim gehalten werden, denn die Vereinigten Staaten geben nicht nach, und Napoleon wird jedenfalls gezwungen werden, seine Soldaten, und das sehr bald, zurückzuziehen. Nun ist es allerdings möglich, daß bis dahin die Liberalen total auseinandergesprengt und vernichtet sind, und wir selber hätten dann leichtes Spiel, denn in Mexico herrscht noch zu viel religiöser Sinn, um nicht das Volk ohne große Mühe zu seiner Pflicht zurückzurufen, aber wir müssen auch den andern Fall in's Auge fassen, und der ist: daß die Liberalen unter Juarez dann neue Kräfte sammeln und das verlorene Terrain wieder zu gewinnen suchen."

Der Erzbischof schwieg einen Moment und de la Barra sagte:

"Aber ich möchte Monseñor daran erinnern, daß Juarez' Amtstermin schon am 30. November dieses Jahres abgelaufen ist, und er danach nicht das geringste Recht mehr hat, dem Kaiser als Präsident der Republik entgegen zu stehen."

"Täuschen wir uns darüber nicht," erwiderte

Labastida. „Juarez ist viel zu ehrgeizig, um nicht den Versuch zu wagen, selbst nach Verlauf seiner Präsidentschaft den Kampf fortzusetzen, wenn es auch nicht einmal unter dem Namen eines Präsidenten wäre. Und würden wir etwa gebessert, wenn selbst Jesus Gonzales Ortega als Vicepräsident an seine Stelle rückt? Nein. — die Sache bliebe genau dieselbe, ob unter Ortega's ob unter Juarez' Namen, denn Beide sind die Feinde der Kirche und des wahren Glaubens, und Beide müssen deshalb untergehen.“

„Aber wen anders können wir ihnen entgegenstellen?“

„Miramon!“ rief der Erzbischof, und wieder flog sein Blick im Kreise umher, um die Wirkung zu beobachten, welche der Name auf die Versammelten mache. Miramon war aber gerade in diesem Kreise eine zu beliebte Persönlichkeit, um den geringsten Widerspruch wachzurufen. Aber Miramon befand sich über dem atlantischen Ocean drüben in Europa, selbst in dem Auftrage und in Diensten des Kaisers — wie ihn bekommen, wenn er gerade nothwendig gebraucht würde?

Zamacona gab dem Gedanken, der sie Alle erfüllte, Worte.

„Monseñor erlauben, aber General Miramon hält sich jetzt in Europa auf, und wenn wir hier —“

„Sorgen Sie nicht deshalb,“ sagte der Erzbischof; „ich glaube,“ fügte er mit Anem forschenden Blick auf Zamacona hinzu, „wir sind hier unter lauter treuen Anhängern der Kirche, denn die letzten Geständnisse, die Sie selber mir neulich gemacht, Señor Zamacona, lassen mich bestimmt hoffen, daß Sie ein früheres — ich will es nur Schwanke nennen — bereut und eingesehen haben, wie nur im Schooß der heiligen Kirche das alleinige Heil möglich ist.“

„Monseñor,“ sagte Zamacona, der von den Frauen in seinem Hause so mürbe gemacht worden war, daß er sich um den Finger wickeln ließ, „Sie dürfen sich auf mich verlassen, und werden finden, daß Sie keinen eifrigeren Vertreter unserer Religion haben als gerade mich.“

„Ich glaube es Ihnen,“ nickte der Erzbischof, „und beweise Ihnen das schon jetzt, indem ich Ihnen vollständig vertraue. Die Sache ist also die — ich habe an Miramon sowohl wie Marquez geschrieben und ihnen genaue Instructionen ertheilt — Miramon erhält in Europa die Nachricht von dem bestimmten Abzug der Franzosen

jedenfalls noch eher, als wir selber hier, und kann sich bereit halten; an uns ist es aber dann, ihm den richtigen Zeitpunkt anzugeben, wann er hier eintreffen muß, und das ist der, wo die letzten französischen Soldaten das Land verlassen, oder die Franzosen ihre Armee doch schon so geschwächt haben, daß sie sich nicht wieder von der Küste entfernen und in das Land hineinwagen dürfen.“

„Und wird Maximilian ihm die Rückkehr gestatten?“ frug de la Parra.

„Mit oder ohne Erlaubniß — er sowohl wie Marquez müssen zurückkehren, wenn sie hier gebraucht werden.“

„Und dann?“

„Es ist nicht möglich jetzt schon zu sagen, was in jener Zeit geschehen soll, denn wir kennen die Stimmung nicht, die dann im Volke herrschen wird. Aber deshalb gerade habe ich Sie, die einflußreichsten Männer unserer Partei in Mexico, zusammengerufen, um von diesem Augenblick an Alles zu thun, was in Ihrer Macht steht, das Kaiserreich zu brechen und unserer Sache den Sieg zu verschaffen. Lassen Sie die Franzosen, wie diesen Maximilian jetzt ihre äußersten Kräfte anspannen, um die Liberalen

zu vernichten — sie arbeiten dann nur für uns, und ist die Frucht reif, so können wir sie mit leichter Mühe pflücken.“

„Und in welcher Weise glauben Monseñor, daß wir das auf das beste und einfachste bewerkstelligen können?“

„Einfach ist die Sache nicht,“ sagte der Erzbischof nachdenkend — „ich habe die Indianer schon sondiren lassen, aber von ihrem alten Aberglauben dabei unterstützt, halten sie den langbärtigen Kaiser für den ihnen verheißenen Befreier. Es wird schwer halten, sie eines Besseren zu belehren, und besonderer Ausdauer von Ihrer Seite bedarf es, Ihre Untergebenen zu unterrichten und zu dem Verständniß zu bringen, daß alle ihre lange zerstörten Götzen ihnen Nichts helfen können, wenn eben der alleinige und wahre Gott seine Hand von ihnen abzieht. Doch das nicht allein — auch in Ihren Kreisen müssen Sie wirken, im Bürgerstande sowohl als im Militär, und haben wir erst bestimmte Nachricht von Rom, dann können wir auch entschiedener auftreten. Mit einem Wort, seien Sie bereit, allen Feinden der Kirche, wie diese auch heißen mögen, im richtigen Moment scharf und entschieden entgegen zu treten — auch opferbereit,

denn Gott verlangt Opfer von uns, damit wir ihm beweisen, daß wir seiner Liebe würdig sind.“

„Wollen mir Monseñor noch erlauben ein einziges Bedenken zu äußern,“ sprach de la Parra, nachdem der finstere Prälat eine Weile geschwiegen und Alle über seine drohenden Worte nachgedacht hatten.

„Ich höre gern jeden Einwand,“ entgegnete Vabastida nicht eben freundlich.

„Es ist eigentlich kein Einwand,“ sagte der schon etwas ältsche Herr, der aber ein sehr aristokratisches Aeußere hatte — „es ist nur Etwas, das wir, wie ich meine, nicht außer Acht lassen dürften, da es wunderbarerweise schon tiefe Wurzeln in dem so gern an äußerem Glanz hängenden Volk geschlagen — ich meine das Kaiserthum überhaupt — nicht etwa Maximiliano als alleinigen Träger desselben. Es giebt eine sehr große Zahl von Menschen, sowohl im Lande drin, als aber ganz besonders in der Hauptstadt, die sich in der kurzen Zeit schon außerordentlich mit dem Gedanken an ein Kaiserreich befreundet haben, und ich muß selber eingestehen, daß ich es für die beste und für uns geeignetste Regierungsform halte, da es nicht fortwährend

durch neue Wahlen neuen Umwälzungen Thor und Thür öffnet —“

„Und sollte das — wenn es sich später wirklich so herausstellt, für uns zu einer Schwierigkeit werden können?“ sagte Babastida lächelnd — „steht es nicht in unserer Macht, unsern künftigen Präsidenten ebenfalls zum Kaiser zu machen, und wäre Miramon, aus edlem Geschlecht entsprossen, mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen begabt, nicht gerade die dazu passendste Persönlichkeit? Ich muß gestehen,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „daß ich früher andere Pläne und Hoffnungen hatte und mein Auge besonders auf einen der gut katholischen spanischen Prinzen richtete. Nach den bitteren Erfahrungen aber, die wir jetzt hier gemacht, dürfen wir uns nicht der Gefahr aussetzen, auf's Neue betrogen und hintergangen zu werden. In Miramon wissen wir genau was wir haben; wir kennen seine Gesinnungen, denen er allen Verführungen zum Troß treu geblieben. Er wird und kann nie von der Kirche abfallen und hat bewiesen, als er nach dem nichtswürdigen Comonfort die Regierung antrat, daß er sich nicht durch die Gunst Einzelner einschüchtern und behörden ließ. Als Präsident oder Kaiser dürfen

wir in ihm eine feste Stütze erwarten, und hat erst einmal das Volk selber gesprochen, haben wir hier in Mexico einen Mann zu unserem Oberhaupt, der im Lande selber geboren ist und nicht allein durch fremde Bajonnete gehalten wird, dann fügen sich auch unsere nördlichen Nachbarn in das Geschehene, denn ihr Grundsatz, Amerika sich selber zu überlassen, ist erfüllt, und nicht fremde Nationen sind es, die uns einen Kaiser aufzwingen und ihn, mit Strömen mexicanischen Blutes, auf seinen Thron fest zu kitten suchen.

„Sie haben jetzt, Señores, das gehört, was in unserem ganzen Episkopat beschlossen ist, und ich muß Ihnen dabei bemerken, daß wir die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben haben, Maximilian der Kirche wieder zu gewinnen. Wir erwarten viel von der Botschaft aus Rom und werden indessen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln versuchen, auf sein religiöses Gefühl einzuwirken. Sollte es uns gelingen, was wir recht aus vollem Herzen von Gott und der heiligen Jungfrau erbitten, dann wären wir die Letzten, die neuen Kampf in unserem schönen Vaterland heraufbeschwören möchten, denn es braucht Frieden, um sich nach allen den Leiden

der letzten Jahrzehnte wieder zu erholen. Sollte es aber fehlschlagen und der Kaiser hartnäckig und blind gegen sein eigenes Wohl auf dem einmal eingeschlagenen Wege verharren, dann frage ich Sie jetzt und bitte Sie mir frei und aus eigener Ueberzeugung Antwort zu geben: wollen Sie mir dann beistehen und mich mit allen Kräften in dem unterstützen, was ich zum Besten des Staates wie der Kirche für unerlässlich halte?"

„Das wollen wir, Monseñor — das wollen wir mit freudigem Herzen,“ rief Zamacona, dem vor allen Anderen daran gelegen war seine Bereitwilligkeit zu erklären — „Sie können fest und sicher auf uns zählen.“

„Das wollen wir in der That,“ bestätigten jetzt auch die Uebrigen.

„Und was an uns liegt, um für die Kirche einen festen Boden zu gewinnen, soll außerdem geschehen,“ sagte de la Parra — „ich sehe auch selber ein, daß es keine Ruhe im Lande wird, bis der Kirche ihr Recht geworden, denn daß der heilige Vater nicht nachgiebt, ist gewiß, und die unter ihm stehende Geistlichkeit muß sich dem wohl fügen. — Wenn uns nur nicht die Liberalen einen Strich durch die Rechnung machen!“

„Sie sind jetzt schon aufgerieben,“ sagte der Erzbischof, „und beinahe jede Woche kommen neue Ueberläufer im Lager der Fremden an — Je weiter Suarez nach Norden hinaufgetrieben wird, desto spärlicher bevölkert sind die Districte, und ohne Heer bleibt ihm nichts Anderes übrig, als das Land zu verlassen, wenn er das nicht schon jetzt gethan hat. — Doch die Zeit vergeht und ich habe noch eine wichtige Conferenz abzuhalten. Nur was ich Sie noch fragen wollte, lieber de la Parra, — könnten Sie mir vielleicht über eine Sache Auskunft geben?“ — Der Erzbischof stand dabei auf und trat zu dem einen Fenster — ein Zeichen, daß er mit dem genannten Herrn eine kurze Besprechung unter vier Augen wünsche, und dieser folgte ihm auch dahin.

„Und was wünschen Sie, Monseñor?“

„Im Vertrauen möchte ich Sie um Ihren Rath bitten,“ sagte Labastida mit halb unterdrückter Stimme — „es — liegt mir daran — im Interesse unserer Sache, einen ganz tüchtigen und braven Mann — von rein christlicher Gesinnung natürlich, dem Kaiser zu empfehlen und denselben bei ihm anzubringen. Wie aber Seine Majestät jetzt mit uns steht, werden Sie wohl begreiflich finden, daß eine Empfehlung

von unserer Seite dem Betreffenden mehr Schaden als nützen könnte.“

„Aber Monsieur,“ sagte de la Parra, „wie Sie wissen, habe ich selber gar keine Beziehungen mit dem Hof.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ nickte Labastida, „von Ihnen selber ist auch gar keine Rede; ich halte es sogar für wünschenswerth, daß es durch eine dritte, ganz unverfängliche Person geschehe, die außerdem keine Ahnung haben dürfte, daß ich mich dafür interessire, weil — ich etwas Derartiges streng zu vermeiden wünsche.“

„Und wer ist es, Monsieur?“

„Ein Weltgeistlicher, ein Deutscher — sein Name ist Padre Fischer.“

„Ich erinnere mich,“ nickte de la Parra — „ich habe von ihm gehört.“

„Es ist ja noch möglich,“ fuhr Labastida fort, „den Kaiser in Güte von seiner irrigen Bahn abzulenken, und unsere Pflicht dabei, Alles zu versuchen, was dahin einen Einfluß auf ihn ausüben und vielleicht großes Unheil von diesem Lande ablenken könnte. Ich halte diesen Padre für die richtige Person dazu, aber mir fehlt, wie gesagt, ein Anknüpfungspunkt mit dem Hof dafür.“

De la Parra sah eine Weile schweigend vor sich nieder, endlich sagte er:

„Es wäre vielleicht möglich, daß sich die Sache arrangiren ließe, und zwar durch die Kaiserin.“

„Das wäre das Beste!“ rief Labastida rasch.

„Dann möchte ich den betreffenden Herrn aber am liebsten selber einmal sprechen, um ihn in allem Nöthigen zu instruiren.“

„Er soll sich morgen früh bei Ihnen einführen.“

„Schön, Monseñor,“ nickte de la Parra, „ich glaube, ich habe eine unversängliche Persönlichkeit, die dazu passend wäre — kann Ihnen aber für den Augenblick keine ganz bestimmte Zusicherung geben.“

„Das ist nicht nöthig, lieber General — das ist gar nicht nöthig. Ich weiß die Sache jetzt in besten Händen, und überlasse mit dem größten Vertrauen Alles Ihrem eigenen Scharfsinn.“ Dabei drückte er dem General die Hand und wandte sich jetzt wieder zu der übrigen Gesellschaft, die ebenfalls aufgestanden war.

„Señores,“ sagte er hier, „ich glaube, wir haben vor der Hand nichts Weiteres zu besprechen, und möchte Ihnen nur, um Ihr Ziel fest

im Auge zu behalten, anrathen, sich zu einer festen, nur unsern Zweck im Auge haltenden Gesellschaft zu constituiren, um von Zeit zu Zeit im Stande zu sein, Ihre gegenseitigen Beobachtungen und Erfolge auszutauschen. Ich verkenne dabei nicht, daß wir vorsichtig zu Werke gehen müssen, um nicht den Feind zu früh zu warnen und behutsam zu machen, aber wir gehen auch dann um so sicherer. Ein Erfolg kann uns nicht fehlen, wenn wir, mit Gott, die gute Sache stützen.“

Die Sitzung war aufgehoben, der Erzbischof verließ bald darauf das Haus, und ihm folgten nach und nach die übrigen Herren, die sämmtlich mit dem Klerus in enger Beziehung standen und — Zamacona vielleicht ausgenommen — die feste Ueberzeugung hatten, daß sie, von dieser Regierung vollständig vernachlässigt, jedenfalls in der nächsten sowohl das Ministerium bilden, als auch die hervorragendsten Stellen bekleiden würden.

Zamacona selbst hatte keinen Ehrgeiz — er schwamm mit der Menge, aber er wollte auch seinen Frieden im Hause haben, und der war in der letzten Zeit — Dank den frommen Padres — dermaßen durch seine Frau, Töchter, Schwä-

gerin und Schwiegermutter gestört worden, daß er es zuletzt nicht mehr aushalten konnte. Er machte sich gar nichts aus dem Klerus, ja er besaß genug gesunden Menschenverstand, um die Pläne des ehrgeizigen Bischofs zu durchschauen, und haßte dabei die untere Geistlichkeit, der er mit Recht den Unfrieden im eigenen Hause zuschrieb.

Aber er besaß auch nicht Willenskraft genug, sie einfach aus der Thür zu werfen, wie es ein Anderer an seiner Stelle gethan hätte, und da blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich ihnen zu fügen.

* * *

Almeja war mit seinem Sohn allein im Saal zurückgeblieben, und wenn der Vater auch von jeher — wenigstens seit einer längeren Reihe von Jahren, der klerikalen Partei angehörte, so hielt der Sohn doch offen und aufrichtig zu der kaiserlichen, denn sein jugendlicher Sinn für das Rechte freute sich an den Reformen, die dem Land theils gegeben, theils erst zugesichert wurden, und in der Roneiro'schen Familie hörte er fast nur die nämlichen Gesinnungen aussprechen. Aber war es wirkliche Theilnahme an seinem Vaterland, die ihn zu der Partei des Kaisers

fährte? war es ein volles Verständniß der Vorgänge und eigene Ueberzeugung? — Es wäre zu viel gewesen, das von einem jungen Mexicaner zu verlangen, denn Nichts auf der Gotteswelt trieb ihn dazu an, als die eigene Freude theils, die er an dem Glanz des Hofes fand, theils die schon fast gesicherte Verbindung mit Rorciro's Tochter, wie auch ein alter Haß, den er und seine ganze Familie persönlich gegen Juarez empfanden. Was war ihm das Vaterland, wenn es ihm nicht Alles bot, was er verlangte; was eine Regierung, wenn sie seine Interessen nicht förderte — aber wo sie das that, und dann auch noch in zeitgemäßen und nützlichen Reformen vorschritt, da glaubte er desto sicherer zu ihr halten zu dürfen — bis ihm einmal Etwas der Quer kam, und das war eben jetzt geschehen.

Ein Franzose — mit denen er sich bis jetzt ganz gut gestanden, hatte ihm die Geliebte — ja, er konnte fast sagen, die Verlobte abwendig gemacht, und jetzt erst überlegte er sich, welches Recht diese überhaupt hatten, hier in ihr Land zu brechen und einen Ausländer auf dem Thron zu halten, der solche Menschen wie Rorciro begünstigte.

Es war für einen Mexicaner vollkommen natürlich, daß er in dem Moment die Partei wechselte, wo er sich von der, zu der er bisher gehalten, schlecht behandelt glaubte — ob das nun von der ganzen Partei oder einer einzelnen Person geschehen sein mochte. Er wollte Rache haben, und da er gut genug wußte, daß es sein Vater ernstlich mit den Klerikalen hielt, hatte er sich diesem zur Verfügung gestellt. Aber die heutige Versammlung und der da entworfene Plan gefiel ihm nicht. Muthig, mit in einander geschlagenen Armen ging er in dem weiten Gemach auf und ab, bis sein Vater, der noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, auf ihn aufmerksam wurde.

„Und was sagst Du dazu, Silvestre?“

„Ich? zu den Plänen Monsieurs und seiner doppelten Verschwörung gegen den Kaiser und Präsidenten zu gleicher Zeit?“ lachte Silvestre — „es bestätigt nur die Meinung, die ich immer von dem Herrn Erzbischof gehabt habe, daß er nämlich ein sehr frommer und nur für das Seelenheil seiner Beichtkinder besorgter Herr ist.“

„Du sprichst das so bitter aus, Silvestre?“

„Ei zum Teufel, Vater!“ fuhr der junge Mann zornig auf, „die Galle muß Einem ja

überlaufen, wenn man von solchen Lippen solche Pläne entwerfen hört."

"Silvestre!" rief Señor Almeja erschrocken aus, „ich habe Dich der Versammlung beiwohnen lassen, weil Du mich fest versichertest, daß Du mit der kaiserlichen Partei gebrochen hättest und zu uns treten wolltest. — Wenn nun jetzt ein einziges unglückliches Wort über Deine Lippen —"

„Sorge Dich nicht, Vater," unterbrach ihn, abwehrend, der Sohn. „Ihr habt von mir wahrhaftig keinen Verrath zu befürchten, aber verlange auch nicht, daß ich mich einer so langweiligen Verschwörung anschließen soll, die darauf warten muß, bis ein Pfaffe das Zeichen giebt."

„Aber es wäre doch blanker Wahnsinn, jetzt schon loszubrechen!" rief Almeja aus.

„Und wir sollen Geduld haben," lachte Silvestre, „bis es dem Kaiser Napoleon da drüben gefällig ist, seine Colonnen hier in Ordnung zusammenzuziehen und fest geschlossen nach der Küste marschiren zu lassen? Wahrhaftig nicht, Vater, denn in dem Falle hätten wir nur das leere Nachsehen."

„Aber was willst Du — was kannst Du Anderes thun?"

„Was ich thun kann und thun will, das

werde ich Dir sagen. — Des müßigen Lebens hier bin ich doch zur Genüge satt — ich gehe hin und schließe mich den Guerillaschwärmen an, die jetzt, wo sie ihnen beikommen können, auf die Franzosen sahnben.“

„Zu Juarez' Partei wolltest Du gehen?“ rief Señor Almeja erschreckt aus — „und weißt Du denn, daß unsere Familie gerade keinen unerbittlicheren Feind hat als ihn?“

„Was kümmert mich Juarez!“ rief Silvestre trozig aus — „nicht eine Hand würde ich für den rothhäutigen Indianer heben, und wenn ich ihn damit vom Verderben retten könnte — die Sache ist es, an die ich mich halte, die Personen sind es, an denen ich Rache nehmen will, und wenn wir sie so nach und nach aufreiben, ihnen nirgends Ruhe lassen, daß sie jeden Moment den Knall unserer Revolver fürchten müssen, dann, hoff' ich, wird ihnen der Platz hier in Mexico bald zu heiß werden.“

„Und kennst Du die Strafe, welche neuerdings für solche sich hier in der Nähe herumtreibende Banden bestimmt ist? — der Strid.“

„Bah,“ lachte Silvestre — „so viel für ihre geschriebenen Gesetze, und Maximiliano hat darin das Möglichste geleistet. Wenn ich meinen

wackern Kappen unter mir habe, will ich den sehen, der mich dann einholt, und die Berge kenne ich alle wie meine eigene Tasche.“

„Silvestre!“ bat der Vater — „laß um Gottes willen solche wahnsinnige Gedanken fahren, denn Du machst Dich und uns Alle unglücklich. Was kannst Du damit bezwecken, wenn Du ein paar einzelne Franzosen tödtest; der Masse bist Du doch nicht im Stande einen merklichen Schaden zuzufügen. — Versprich es mir, daß Du davon abstehehst willst — denk an den heutigen Tag — Deiner seligen Mutter Geburtstag.“

„Gerade recht, Vater, mahnst Du mich an den heutigen Tag,“ lachte der junge Mann bitter auf. „Weißt Du, was heute, vielleicht in dieser selben Stunde geschieht? Graf Deverreux führt Inez Roneiro zum Traualtar, und mir willst Du vorpredigen, ich soll Geduld haben und meine Zeit abwarten, während mir das Blut wie Feuer in den Adern kocht? Was kümmert mich der Klerus, was der Kaiser! Die Franzosen wollen wir aus dem Land haben, oder noch besser hier im Land vernichten.“

„Und wenn es hier bekannt wird,“ sagte Señor Almeja ängstlich, „daß mein eigener Sohn

ausgezogen ist, um mit des Indianers ordnungslosen, räuberischen Schwärmen gemeinsame Sache zu machen? — wenn es der Erzbischof erfährt —“

Ein verächtliches Lächeln zuckte um Silvestre's Lippen, aber er erwiderte ruhig: „Und wäre das der einzige Fall, Vater, wo in unseren Bürgerkriegen die nächsten Verwandten auf verschiedenen Seiten gekämpft haben? Aber ich gehe nicht zu Juarez — nur gegen die Franzosen kämpfe ich, und haben wir die verjagt, dann — darauf hast Du mein Wort, kehre ich ungesäumt zu Dir nach Mexico zurück, und was dann geschieht? Veremos! wer wollte sich jetzt den Kopf darüber zerbrechen.“

Silvestre verließ rasch das Gemach, um seine Vorbereitungen zu treffen, und Señor Almeja sank auf einen Stuhl, faltete die Hände und sah still und stier vor sich nieder.

Das war der Fluch dieser ewigen Bürgerkriege, dieses in zahllose Parteien gespaltenen Landes, und kein Ende dabei abzusehen — kein Ende.

8.

Ein Protégé.

In die Hauptstadt hinein, auf einem prachtvollen Schimmelhengst, der mit Silber förmlich bedecktes Sattel- und Zaumzeug trug, sprengte ein Halbinbianer oder sehr dunkler Westige und schien genau so auf das Pferd zu passen, wie ein zerlumpter Bettler in eine erste Rangloge oder auf einen Hofball.

Jedenfalls gehörte er dem Militär an, denn er trug erstlich einen stattlichen Pallasch — aber nicht an der Seite, sondern unter dem Knie durch, so daß noch die äußere Sattelklappe über die Scheide zu liegen kam, auch Pistolenhelster am Sattelsknopf und außerdem an jeder Seite des Gürtels einen Revolver; zweitens hatte er auf seiner, jedoch vollkommen abgerissenen,

Jacke ein paar große Generalsepauletten und an den ebenfalls sehr mitgenommenen calzones breite goldene Streifen hinab; und drittens schwere silberne Sporen und auf dem grauen Filzhut bunte Federn.

Hinter ihm als Reitknecht folgte ein anderer Soldat, der aber auch eben so gut hätte zu einer berittenen Räuberbande gehören können, denn neben dem Säbel, den er wie sein Herr trug, schenkte ihm noch ein Carabiner in einem Lederfutteral an der rechten Seite, im Gürtel stecken ein paar große Pistolen und in der Hand führte er eine lange, mit scharfer Spitze versehene Lanze.

Ueberall blieben die Leute stehen, um diesem sonderbaren Paare nachzuschauen.

Als der Reiter den belebteren Theil der Stadt erreichte, zügelte er sein muthiges Thier ein wenig ein und verfolgte seinen Weg von da ab in einer Art von Parabegalop, wie er denn auch, den Kopf hoch und stolz gehoben, die Fußgänger gar nicht zu beachten schien, sondern nur mit seinen dunkelblitzenden Augen die Balcone musterte, ob er dort keine schönen Damen bemerken könne.

So sprengte er über die Plaza und erregte dabei besonders die Aufmerksamkeit der ihm be-

gegenenden fremden Officiere — ja selbst die mexicanischen schienen ihn erstaunt zu betrachten, denn manche von diesen mochten ihn wohl aus früherer Zeit her kennen, und begriffen dann erst recht nicht, wie der gerade hier so offen und sich brüstend in die Stadt einreiten konnte.

Jetzt bog er, von der Plaza aus, in die Straße ein, die zum Hôtel Nacional hinaufführte, als er eben an der Kirche St. Augustin sich angerufen hörte und, den Kopf rasch dorthin wendend, seinem Thiere fast unwillkürlich in die Bügel griff.

„José! Caracho! hombre!“ rief von dort eine lachende Stimme. — „Woher kommst Du mit dem Staat, amigo? Caracho! Du trägst mehr Silber auf Deinem Schimmel, als mir in meinem ganzen Leben in der Tasche geklumpert hat.“

„Geronimo! compadre! como está!“ rief der Reiter, sobald er den Freund erkannte, indem er sein Pferd herumwarf und auf ihn zulente. „Wir haben uns ja in einer wahren Ewigkeit nicht gesehen. Wie geht's?“ und sich über den Sattel vorbiegend, reichte er ihm die Hand hinüber, die der Westige nahm und schüttelte.

„Aber woher kommst Du?“

„Aus dem Norden.“

„Bon ihm?“ rief Geronimo rasch.

„Nein — jetzt nicht,“ sagte der Reiter mit dem Kopf schüttelnd, „den alten Burschen mag der Teufel holen, denn Gold hatten wir schon seit Monaten nicht gesehen, und zu plündern gab's Nichts mehr. Da will ich es denn einmal bei den Kaiserlichen versuchen, um den alten muffigen Indianer da oben aus seinem Nest hinauszuräuchern. Du sollst einmal sehen, Geronimo, wie rasch ich den Feldzug zu Ende führe. Ich kenne alle seine Schliche und Winkelwege und — verdamme die Franzosen,“ setzte er hinzu, indem er jedoch den Blick umherwarf — „aber ein Gutes haben sie — sie zahlen pünktlich, und auf den Hacienden hier in der Nachbarschaft ist doch wenigstens noch Etwas zu holen!“

„Cuidado hombre!“ sagte Geronimo. — „Verwünscht strenge Strafen haben sie jetzt in dem neuen Gesetz, und auf Dich gerade waren sie neulich nicht so besonders zu sprechen. Ich weiß nicht, ob ich an Deiner Stelle so direct nach Mexico hereingekommen wäre.“

„Haha! haha!“ lachte der Reiter auf, „bin ich nicht jetzt französischer oder kaiserlicher General?“

Nur eine Uniform muß ich mir rasch machen lassen, denn ich sehe, wie sich nicht leugnen läßt, ein wenig mitgenommen aus und darf mich wenigstens in der Jacke nicht gut Eurem Kaiser vorstellen lassen. Dann aber sollst Du erleben, wie ich Feuer hinter das „liberale“ Gesindel mache. Doch was ich Dich fragen wollte: kannst Du mir vielleicht hier in der Nachbarschaft einen guten Schneider empfehlen, der eine Uniform zu machen versteht und rasch arbeitet? Auf den Preis kommt's nicht an."

"Hier in der Nachbarschaft?"

"Ich steige gleich da vorn mit meinem Bur-schen im Hôtel Nacional ab."

"Caracho! Du giebst es fein — es ist ver-wünscht theuer dort."

"Que importe," lachte der Reiter — „aber ich brauche einen Schneider."

"Nun an denen fehlt es hier in der Nachbar-schaft wahrhaftig nicht," lachte Geronimo — „französische Schneider und Friseure giebt es wie Sand am Meere —"

"Auf Wiedersehen dann, amigo — besuche mich doch nachher, wenn Du Zeit hast, denn bis ich meine Uniform habe, werde ich nicht viel aus-gehen. Wo verkehrt Ihr gewöhnlich?"

„Bei Hernando Cortez. Du kennst ja den Platz.“

„Ei, jawohl, also noch immer die alte Pulqueria; hasta luego!“ und Geronimo zunickehend und seinem Thier den Schenkel gebend, sprengte er vor das ganz nahebei liegende Hôtel, zügelte dort ein und ritt dann, von seinem Diener gefolgt, langsam in den Thorweg hinein.

Geronimo war stehen geblieben und hatte ihm kopfschüttelnd nachgesehen, so lange er ihm mit den Augen folgen konnte, jetzt wandte er sich ab, um seine frühere Richtung einzuhalten, als er von einem französischen Officier angerebet wurde, der ihn sehr artig frug:

„O Señor, können Sie mir wohl nicht sagen, wer jener höhere Officier ist, der da eben in das Hôtel Nacional einritt? Er muß jedenfalls aus dem Innern kommen.“

Geronimo zögerte einen Moment mit der Antwort, aber geheim zu halten dachte ja doch der „General“ seinen Aufenthalt nicht, sonst wäre er wohl kaum am hellen Tage eingeritten und in einem der ersten Hôtels abgestiegen — und beim Kaiser wollte er sich ja ebenfalls melden lassen.

„General Pastora, Señor,“ sagte er deshalb,

„der von den Liberalen zu uns übergegangen. Einer der tapfersten Officiere, die es giebt.“

„Ah! in der That? Vielen Dank, Señor,“ und der Officier schlenderte langsam, den Westigen artig grüßend, der Richtung zu, wo das Hôtel lag. Dicht daneben trat er dann vor einen der Läden und betrachtete die darin zum Verkauf ausgestellten Waaren. Aber der General kam nicht wieder heraus, die Pferde, als er auf's Neue dort vorüberging, wurden ebenfalls abgestallt, und auf seine Erkundigung beim Portier, der natürlich den Namen des eben gekommenen Gastes noch nicht kannte, erfuhr er, daß der „fremde Officier“ bei ihnen abgestiegen sei und ein Zimmer genommen habe.

Damit zufrieden, verließ der Franzose das Hôtel wieder, langsam wie er gekommen, Schritt der Plaza zu, dort querüber zum Palast und geraden Weges auf die Hauptwache.

Etwa eine Stunde später marschirte eine starke Patrouille französischer Soldaten vor das Hôtel Nacional, und während vier Mann, sehr zum Erstaunen der Bevölkerung und noch mehr der Insassen, das große Thor, und zwei den kleinen Eingang in die unten befindliche Restauration besetzten und allerdings Jeden ein-, Niemanden

aber wieder hinausstiegen, stieg der übrige Theil der Patrouille die Treppe hinan, nach der von dem Portier erfragten Nummer des „fremden Officiers“.

General Pastera hatte indessen sein Quartier, ein im zweiten Stock gelegenes Zimmer nach dem Hof und der darum hinführenden Veranda gelegen, bezogen, sich vor allen Dingen eine Flasche Xerez und ein gutes Frühstück bestellt, und dann Einen der Leute nach einem französischen Schneider ausgesandt, der auch nicht säumte seine Aufwartung zu machen.

„Ob er eine französische Generals-Uniform machen könne?“

„Gewiß — er arbeitete nur für die höheren Chargen und hatte die Stickerei zu allen Uniformen vorrätzig.“

„Bueno — und bis zu welcher Stunde er im Stande sei, sie zu liefern?“

„Wenn ihm der Herr General nur sechsunddreißig Stunden Zeit ließe, so wolle er versuchen sie bis dahin fertig zu bringen — er werde Tag und Nacht arbeiten lassen, um einen so vornehmen Kunden zu befriedigen.“

Der Schneider hatte eine Hand voll Goldunzen auf dem Tisch liegen sehen, die Pastera

nachlässig dorthin geworfen, weil sie ihm die Taschen beschwerten, und war die Gefügigkeit selber.

„Sehr gut! sehr gut!“ nickte der General vergnügt vor sich hin, „schneller kann man eigentlich eine solche Arbeit, wenn sie fleißig ausgeführt werden soll, nicht verlangen. Ihr Franzosen seid doch verfluchte Kerle — ein Mexicaner brauchte wenigstens acht Tage Zeit und wüßte dann noch immer nicht, wo er die Stickerei herbekommen sollte. Aber mein Maß werden Sie nehmen müssen — und das feinste Tuch, was Sie haben, bitte ich mir aus. — Ich muß zur Audienz bei Seiner Majestät, verstehen Sie?“

„Der Herr General können sich fest darauf verlassen — Sie sollen bestens bedient werden,“ sagte der Franzose mit größter Geschmeidigkeit, und ging dann ohne Weiteres daran, den neuen Kunden zu bedienen.

Draußen auf der Treppe und dann auf dem Gang klang es wie der Schritt einer militärischen Truppe, aber die Glasthür sowohl wie die Fenster waren mit leichten Gazevorhängen versehen, so daß man von innen heraus, ohne sie zurückzuschieben, nicht gut erkennen konnte was dort vorging. Niemand von den Beiden achtete auch

darauf, denn sie waren zu sehr in ihr Geschäft vertieft, bis plötzlich, unmittelbar vor der Thür, der Klang aufgestoßener Kolben laut wurde.

Pastera warf bei dem bekannten Laut den Kopf empor — aber er hatte keinesfalls Etwas damit zu thun, und wahrscheinlich wohnten in dem Hôtel auch noch andere Generale außer ihm. — Der Schneider ließ sich gar nicht stören, sondern streckte eben den Arm des Generals aus, um die richtige Aermellänge zu bekommen.

In dem Augenblick klopfte es an die Thür, und auf das laut ausgestoßene „Entra“ Pastera's öffnete sich diese plötzlich weit und zeigte einen französischen Officier mit zwei Soldaten neben sich im halben Anschlag — die Bajonnette gesenkt und die Finger am Drücker des gespannten Hahns.

„Caracho!“ lachte Pastera, der hier natürlich nur einen Irrthum vermuthete, „wollen Sie die Festung mit Sturm nehmen? Einen Augenblick Geduld, und sobald mir dieser würdige Mann das Maß genommen hat, stelle ich mich an Ihre Spitze. Quien vive?“ (Wer da.)

„Ist Ihr Name Pastera?“ frug aber der französische Officier, ohne auf den Scherz einzugehen.

„Bastera allerdings,“ sagte der General, sich stolz emporrichtend, während der Schneider jedoch erschreckt in seiner Arbeit aufhörte und etwas zur Seite trat, denn er verstand genug von Gewehren, um zu wissen, daß die gespannten Flinten auch mit auf ihn gerichtet waren.

„Sind Sie der General, der unter Juarez gebient,“ frug der Officier weiter, „und dann eine Schaar auf eigene Hand geworben hat?“

„Eine Schaar, Compañero?“ lachte der Bandit, „ein ganzes Regiment, das ich dem Kaiser zur Verfügung stelle — aber erst muß ich eine anständige Uniform haben, um vor Seiner Majestät zu erscheinen, und wie Sie sehen, sind wir eben dabei dieselbe herzustellen.“

„Dann sind Sie mein Gefangener im Namen des Kaisers!“ sprach mit ernstem Ton der junge Officier, „widersehen Sie sich nicht, denn bei dem geringsten Versuch dazu haben meine Leute bestimmten Befehl, Sie ohne Weiteres niederzuschießen.“

„Caracho Señor!“ lachte aber der General, nicht im mindesten dadurch beunruhigt, „ich denke gar nicht daran mich zu widersehen, denn nur um Ihre Bekanntschaft zu machen, bin ich ja nach Mexico hereingekommen. Der Befehl, mich

zu verhaften, beruht auch jedenfalls auf einem Irrthum; denn daß ich früher unter Suarez gedient — ei! Vidaurri, Uraga, Cortina und tausend Andere haben das Nämlche gethan. Lieber aber wäre es mir gewesen, wenn Sie mir Zeit gelassen hätten, mir erst eine anständige Uniform zu verschaffen. Ich laufe Ihnen wahrhaftig nicht davon. Doch wie dem auch sei, jedenfalls müssen wir erst fertig Maß nehmen, daß mir die Arbeit nicht aufgehalten wird. Bitte, sehen Sie sich einen Augenblick — Sie wissen, das ganze Haus steht zu Ihrer Verfügung.“

Ueber des jungen Officiers Antlitz zuckte ein spöttisches Lächeln. — „Allerdings,“ sagte er, „ist das nur eine mexicanische Lebensart, die aber diesmal in voller Bedeutung ausgeführt wird. Das ganze Haus steht in der That zu meiner Verfügung, denn die Thüren unten sind von meinen Leuten bewacht. Ich denke aber, Du brauchst keine Uniform, mein Bursche, als vielleicht eine hantene Cravatte, doch das wird der Marschall bestimmen. Fort mit Dir — zwei von Euch vor und bindet ihm die Hände auf den Rücken. Die erste Bewegung und Du bist eine Leiche.“ Der Officier hielt ihm dabei auf kaum zwei Schritt Entfernung den Revolver gegen die

Brust gerichtet und sah dabei so aus, als ob er Ernst machen könne. Pastera entfärbte sich auch ein wenig, und sein scheuer Blick schweifte zu dem Tisch im Hintergrund des Zimmers, auf dem seine eigenen Waffen lagen — aber eine Flucht in diesem Augenblicke mit den auf ihn gerichteten Gewehren wäre doch unmöglich gewesen — das Ganze mußte ja auch nur ein Mißverständniß sein, und sich mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit dieser Leute in das Unabänderliche fügend, sagte er bitter:

„Ich habe zu lange selber commandirt, um nicht zu wissen, daß die jungen Officiere fast jedesmal eine Dummheit machen, wenn man sie selbstständig Etwas ausführen läßt. Sie überschreiten jedenfalls Ihren Auftrag, Herr Lieutenant, und werden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, später dafür büßen müssen.“

„Ich trage die Folgen, Herr General,“ erwiderte spöttisch der junge Officier, während die beiden Soldaten seht, ohne Widerstand zu finden, die Arme des Gefangenen auf dem Rücken zusammenbanden — „und nun vorwärts, marsch — doch halt — wir müssen Alles, was hier im Zimmer befindlich ist, in das Hauptquartier abliefern.“

„Auch das Gold?“ frug höhnisch Pastera —
 „ich weiß genau, was ich habe, Señor.“

Ueber das Ansehen des jungen Officiers schoß eine tiefe Röthe, aber er zuckte nur verächtlich mit den Lippen, und während die beiden Soldaten den Gefangenen hielten und der Officier mit dem Revolver neben ihm stehen blieb, nahmen die Uebrigen Sattel, Zaum, Satteltasche, wie das auf dem Tische liegende Gold mit der Uhr an sich, und es dem marchand tailleur dann überlassend, ihnen zu folgen oder oben zu bleiben, wie es ihm beliebte, verließen sie das Hôtel.

General Pastera war aber zu einer un rechten Zeit nach Mexico gekommen, und der Lieutenant hatte Recht gehabt, er brauchte allerdings keine Uniform mehr. Man wußte zu genau, was für Morde er früher in Juarez' Namen und jetzt in der letzten Zeit in dem des Kaisers verübt, und noch an dem nämlichen Abend führte ihn ein kleines Piquet Soldaten vor die Garita hinaus und fünf Kugeln machten hier seinem verbrecherischen Leben ein Ende.

Unfern davon stand sein „Freund“ Geronimo, hatte sich aber so gestellt, daß ihn der Verurtheilte nicht sehen konnte. Erst als man ihm die Augen verband, kam er näher, und wie die

Schüsse knallten und Pastera vornüber auf sein Gesicht stürzte, drehte er sich ab und schlenberten pfeifend in die Stadt zurück.

* * *

In ihrem Toilettenzimmer, in einen weißen weiten Mantel eingehüllt, vor dem prachtvollen silbernen Toilettentisch, den ihr bei dem Einzug die Damen von Mexico dargebracht, saß die Kaiserin Charlotte, und hinter ihr stand, Geschäftigkeit, aber auch Seligkeit dabei in den etwas scharf markirten Zügen, Don Pedro Gaspar, der Hoffriseur, und ordnete mit geschickten und sehr zierlichen Händen das prachtvolle Haar der Fürstin, das über den Stuhl fast bis zur Erde niederhing.

Don Pedro war in seinem Fache so gewandt, daß ihn die Kaiserin häufig ganz allein gewähren ließ. Nur die Zeit, die er zu einer Frisur verwendete, dauerte ihr oft zu lange: die hohe Frau war außerordentlich thätig und hatte Nichts mehr, als halbe Stunden lang so müßig und die Hände im Schooß da zu sitzen, denn nicht einmal denken konnte sie dabei. Don Pedro hatte nämlich nicht nur flinke Hände, sondern auch ein flinkes Mundwerk, und da er es für

ine Pflicht hielt, alle seine Kunden bei ihren „Sitzungen“ angenehm zu unterhalten, glaubte er das doch gerade bei der Kaiserin nicht ver-
säumen zu dürfen. Charlotte dagegen, gütig gegen alle ihre Untergebenen, mochte ihn auch nicht kränken, was jedenfalls geschehen wäre, wenn sie ihm den Mund verboten hätte, und ließ ihn schwätzen, erfuhr sie doch dabei auch Verschiedenes aus dem kleinen Leben Mexicos, was ihr in anderer Art nie zu Ohren gekommen wäre.

Don Pedro's ganzes Gesicht strahlte von Wonne und gerechtem Stolz, und er hätte in solchen Momenten wohl kaum mit einem Fürsten tauschen mögen.

Die Kaiserin selber warf natürlich nur selten ein Wort ein, aber das schadete auch Nichts, denn Don Pedro brauchte Niemanden, der ihm reden half — er besorgte das Alles mit dem größten Vergnügen allein.

„Und wie ist die Seife ausgefallen, Majestät?“, frug der kleine Friseur — „doch Alles nach Befehl ausgeführt?“

„Ich denke ja, lieber Gaspard. — Von den Kämmen, wovon ich Ihnen einmal sprach, hätte ich gern ein paar gehabt, aber ich muß vergessen haben sie aufzugeben.“

„Ach, das schadet Nichts,“ rief Don Pedro erfreut aus — „Majestät können Alles von mir bekommen — ich bin mit Allem versehen und werde Ihnen morgen in aller Frühe, was Sie wünschen, zu Füßen legen.“

„Es hat keine solche Eile — bringen Sie dieselben das nächste Mal mit.“

Das Gespräch stockte etwas — der Friseur wußte nicht gleich, wovon er neu beginnen sollte.

„Majestät haben doch davon gehört, daß sie den nichtswürdigen Banditen, den General Pastiera, gestern in der Stadt eingefangen?“ begann er endlich wieder. — „Eine solche Frechheit ist noch gar nicht dagewesen. — Kommt am hellen Tage nach Mexico herein und steigt im ersten Hôtel ab — aber sie hatten ihn im Handumdrehen — gerade als er sich wollte eine Generals-Uniform anmessen lassen.“

„In der That?“

„Haben auch kurzen Proceß mit ihm gemacht — schon gestern Abend führten sie ihn hincus und —“

„Ich bitte Sie, lieber Gaspard, Nichts von Blut oder Execution,“ rief die Kaiserin rasch und erregt aus — „ich will davon Nichts hören.“

Es ist schrecklich genug, wenn es geschehen muß, aber ich verlange nicht die Details davon zu wissen.“

Don Pedro war wieder auf das Trockene gesetzt. Das wäre jetzt eine famose Geschichte zum Erzählen geworden, denn er hatte zu eben dem Zweck der Execution selber beigewohnt — aber es war Nichts und er durfte nicht wieder darauf zurückkommen.

Allerdings wußte er noch von einem neuen Raubansatz auf die Diligence, wobei die Räuber sogar mit der Escolta zusammengetroffen und drei Menschen geblieben waren, aber er riskirte jetzt gar nicht davon anzufangen, und zu etwas Anderem, das er auf dem Herzen hatte — einem Auftrag, den er in geschickter Weise einkleiden sollte, fehlte ihm die gehörige Einleitung — er wußte nicht recht, wie er damit beginnen sollte, und die Kaiserin saß stumm und still und schien sich dieser Pause eher zu freuen. Ihre Gedanken wanderten aber indessen umher, und sie gedachte einer armen Indianerin, die sie selber in bitterer Noth auf der Straße getroffen. Damals konnte sie nur ihren Namen und ihre Wohnung erfragen, aber Don Pedro, der gleich darauf zur Kaiserin kam, erhielt von ihr den Auftrag, die Frau aus-

zukunftschaften und ihre Noth zu lindern. Sie wußte noch nicht, ob das geschehen sei.

„Haben Sie jene arme Indianerin gefunden, Gaspard?“ frug sie jetzt, und Don Pedro fuhr ordentlich erschreckt in die Höhe, denn er hatte ja heilig vergessen, darüber Bericht zu erstatten. So ein verzweifelttes Angesicht schnitt er dabei, daß die im Zimmer befindliche Kammerfrau, die ihn gerade beobachtete, kaum das Lachen verbeissen konnte.

„Oh! Majestät!“ rief er aus, „ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, Ihnen nicht augenblicklich Bericht abgestattet zu haben. — Gewiß bin ich den Befehlen Eurer Majestät nachgekommen, aber es war schwer, denn ich suchte eine Hütte, in der sie wohnen sollte, und fand sie nachher mit ihrem kranken Kind in einem Erdloch, das sie sich wahrscheinlich selber in den Berg hineingewühlt.“

„Großer Gott — oh! daß so viel Elend auf dieser Welt herrscht.“

„Ja, die armen Indianer sind noch manchmal recht schlimm daran,“ sagte Don Pedro, „und allen zu helfen ist eine reine Unmöglichkeit, denn eigenen Grund und Boden haben die wenigsten, und die Herren Mexicaner wissen

das so vortrefflich einzurichten, daß sie ihnen immer halb umsonst arbeiten müssen. Die Sclaverei wurde schon längst in Mexico abgeschafft, aber die Indianer sind noch trotzdem und durch den Schuldenzwang Sklaven, wie sie es von je gewesen.“

„Das wird anders werden — das wird anders werden,“ nickte die Kaiserin, „und noch dazu in aller kürzester Zeit. Das Gesetz ist schon ausgearbeitet — aber was sagte die Indianerin?“

„Ach, die arme Frau war so dankbar — sie weinte in einem Fort und hat Gottes Segen auf Euer Majestät Haupt herabgefleht. — Ich glaube, wenn ihr Majestät keine Hülfe gesandt hätte, sie wäre in dem Erdloch dort mit ihrem Kinde verhungert.“

„Die Aermste — aber hat sich die Geistlichkeit gar nicht ihrer angenommen?“

Don Pedro zuckte mit den Achseln; er haßte den mexicanischen Klerus, das war jedoch ein Feld, auf das er sich nicht hinauswagte, denn er wußte nicht, wie weit das Eis hielt. Und gerade heute hatte er sich trotzdem vorgenommen, für einen Geistlichen ein gutes Wort einzulegen, aber auch gerade deshalb, weil dieser nicht zu diesem Klerus gehörte und außerordentlich frei-

sinnig und vernünftig sprach. Dann war er ihm auch noch von einem sehr vornehmen Herrn dringend empfohlen worden, ihm, Don Pedro, und einer solchen Empfehlung mußte er Ehre machen. Galt es doch hier zu beweisen, daß er wirklich Einfluß bei Hofe hatte, und da er das gute Herz der Kaiserin kannte, baute er darauf seinen Plan.

„Ach! die Geistlichkeit, Majestät,“ sagte er, indem er die Zöpfe der Kaiserin legte und dabei den Kopf herüber und hinüber drehte, um den besten Ueberblick über die Form zu bekommen — „für die reichen Leute sind sie immer zu haben und erheben ein entsetzliches Lamento, wenn Jemand ohne Absolution stirbt, aber bei den Armen müssen sie doch wohl glauben, daß Gott selber hilft.“

„Sie sind kein Freund der geistlichen Herren.“

„Bitte, Majestät, mich nicht falsch zu verstehen — es giebt Ausnahmen. Einen zum Beispiel habe ich gefunden, der auf meine Anregung augenblicklich hinausgeeilt ist (Don Pedro log, ohne roth zu werden), wie er nur hörte, daß sich Majestät für die Frau interessiren. Es ist einer der größten Verehrer Seiner Majestät unsers gnädigsten Herrn.“

„Ein Geistlicher?“ sagte die Kaiserin — „das wäre in der That wunderbar.“

„Es ist auch kein Mexicaner, und eben so wenig ein Franzose, sondern ein Deutscher, ein grundgelehrter Herr, der, ich weiß gar nicht wie viel Sprachen spricht und dabei die ganze Geschichte hier mit dem Klerus aus dem Fundamente kennt.“

„In der That?“

„Und wüthend ist er auf den Klerus hier, daß sie jetzt solche Intriguen anspinnen und die Leute aufzuheben suchen, und lauter Lügen — meinte er neulich — hätten sie an den heiligen Vater nach Rom geschrieben und Seine Majestät nur immer angeklagt.“

„Und wie heißt der Wundermann?“

„Padre Fischer. Er lebt schon lange hier in Mexico und kennt die Verhältnisse genau —“

„Und wo ist er Geistlicher?“

„Er hat jetzt wohl gar keine Stelle — ich glaube, er wollte Seiner Majestät anfangs seine Dienste anbieten, hat es aber wieder aufgegeben. Er ist zu schüchtern, und ich glaube, die Geistlichkeit hier hat ihn daran verhindert.“

„Ein Weltgeistlicher?“

„Allerdings, Majestät.“

„Es wäre immer der Mühe werth, ein solches Wunder — einen Geistlichen, der für den Kaiser Schwärmt — zu sehen. Er spricht doch spanisch?“

„Wie seine Muttersprache... und englisch, französisch und lateinisch dazu.“

„Gut,“ — sagte die Kaiserin nach einigem Zögern — „ich werde mit dem Kaiser sprechen — schicken Sie Ihren Wundermann einmal in den Palast — er soll sich bei dem Kammerherrn melden. — Wenn es auch für jetzt vielleicht nicht möglich ist, ihm zu nützen, vielleicht doch später — sind Sie fertig, Gaspard? ich dünkte, Sie machten heute außerordentlich lange —“

„Aber ich hoffe, Majestät sollen mit mir zufrieden sein,“ sagte der kleine Friseur, indem er über den Stolz seiner gelungenen Frisur alles Andere vergaß und jetzt ehrerbietig zurücktrat.

Die Kaiserin erhob sich, sah in den Spiegel und lächelte — sie war eine Frau und schön, und Don Pedro außerdem in seiner Kunst wirklich ein Meister.

„Es ist gut, lieber Gaspard,“ nickte sie, „das haben Sie wirklich brav gemacht. So gut ist Ihnen lange keine Frisur gelungen.“

Don Pedro war entlassen, aber die Kaiserin

hatte ihn gelobt, und mit einem so triumphirenden Blick, als ob er eine Schlacht gewonnen hätte, eilte er durch die Dienerschaft hin, die Treppe von Chapultepec hinab, ließ sich dort sein Pferd vorführen und sprengte dann — glücklich wie ein Bräutigam — in die Stadt zurück.

Hier aber hatte er noch mehrere Wege zu besorgen, und einen seiner besten Kunden, Señor de la Parra, beschloß er zuerst zu bedienen — hatte er doch auch ihm eine gute Kunde mitzutheilen und durfte seines Danks — der sich manchmal sogar bis zu einer Goldunze steigerte — gewiß sein. Don Pedro, als erster Friseur von Mexico, nahm gerade kein Trinkgeld, aber er liebte Geld und hatte, wie er sagte, eine kindische Freude an den gelben Stücken.

Señor de la Parra saß in seinem Arbeitszimmer, und eine Menge von Schriftstücken lagen zerstreut um ihn her, die er theils ordnete, theils nur einige kurze Notizen herauszog und auf ein besonderes Blatt schrieb. Er schien sehr beschäftigt, und als der Diener eintrat und Don Pedro, den Friseur, meldete, rief er im ersten Augenblick ein ungeduldiges: „Soll wieder kommen!“ Ehe aber noch der indianische Diener das Zimmer

verlassen konnte, mußte er sich schon anders besonnen haben.

„Don Pedro sagst Du? Muchacho?“

„Si Señor.“

„Um — so laß ihn eintreten, ich muß doch nachher gleich ausgehen und es ist dann abgemacht — führe ihn in mein Ankleidezimmer und laß Alles fertig machen — ich komme gleich.“

Der Indianer verließ das Gemach, und der Señor beschäftigte sich noch eine kurze Zeit mit dem Zusammenlegen der verschiedenen Papiere, dann klappte er seinen Schreibtisch zu, verschloß ihn, steckte den Schlüssel in die Tasche und trat nebenan in die Stube, wo ihn der kleine Spanier schon mit seinem freundlichsten Lächeln und einer ehrfurchtvollen Verbeugung erwartete.

„Ah! mein guter Gaspard,“ sagte der Señor, indem er ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte, und als er so neben ihm stand, war er fast anderthalb Kopf größer als der Friseur. „Sie kommen heute eigentlich ein wenig zu spät — ich hatte Sie früher erwartet.“

„Señor,“ sagte Don Pedro, „ich bin im vollen Carrière von Chapultepec hereingekommen — Ihre Majestät die Kaiserin —“

„Ah! Sie waren dort,“ lächelte de la Parra

— „ja ich weiß schon, Damen können immer nie fertig werden — nun amigo, dann gehen Sie einmal scharf an's Werk, denn ich habe heute wirklich keine Zeit, um meiner Toilette zu viel Sorgfalt zu widmen — kommt auch,“ setzte er lächelnd hinzu, indem er seinen gewöhnlichen Platz einnahm, „nicht mehr so viel darauf an, denn wir werden doch nach und nach alt, und die Kunst wird bald beginnen müssen da nachzuhelfen, wo uns die Natur im Stich läßt.“

„Aber Señor!“ rief Don Pedro, indem seine kleine feine Hand durch die noch immer vollen und rabenschwarzen Locken des vor ihm sitzenden Cavaliers fuhr, „mancher junge Mann gäbe Unzen Goldes, wenn er über eine solche Fülle verfügen könnte.“

„Ist Ihre Majestät wohl?“

„In voller Gesundheit und Jugendkraft — eine herrliche Frau,“ seufzte Don Pedro — „und so gut, so theilnehmend und so liebevoll gegen ihre Unterthanen. Stolz, glaube ich, kennt sie gar nicht. Ich sage Ihnen, Señor de la Parra, sie spricht manchmal mit mir, als ob ich ihresgleichen — ihr Vertrauter wäre.“

De la Parra hätte gern ein wenig vor sich hingelacht, aber es ging nicht, denn er saß gerade

vor dem Spiegel und wußte recht gut, daß Don Pedro durch diesen sein Gesicht fortwährend beobachtete — außerdem durfte er ihn jetzt gerade nicht beleidigen. Er sagte deshalb nur, leise dabei mit dem Kopf nickend: „In der That — in der That — ich wollte, sie könnte auch unserem wackern Freund helfen — dem Kaiser thäte ein solcher Mann Noth. Sie hatten wohl keine Gelegenheit, lieber Gaspard, ein Wort für ihn einzulegen? ich glaube bestimmt, daß die Kaiserin Etwas auf Ihr Wort gegeben hätte.“

„Habe ich es Ihnen nicht versprochen, Señor,“ lächelte Don Pedro triumphirend, „habe ich es Ihnen nicht versprochen? und ein Mann ein Wort ist bei mir immer feste Regel. Sie dürfen sich in jeder Hinsicht auf mich verlassen.“

„Sie hätten in der That —?“

„Ihrer Majestät den wackern Geistlichen warm empfohlen und ihn herausgestrichen, als ob es mein leiblicher Bruder gewesen wäre.“

„Don Pedro,“ sagte de la Parra, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen dafür bin, und Sie haben da jedenfalls nicht allein ein gutes Werk gethan, sondern auch dem Staat mehr dabei genügt, als Sie vielleicht jetzt selber glauben. Was sagte die Kaiserin? — Sie haben

ihr doch mitgetheilt, daß es ein Deutscher ist?"

„Gewiß, Señor — gewiß — daß Ihr Protégé zu schüchtern sei, sich aufzudrängen, und sie läßt ihm sagen, er solle sich ungeschert bei Seiner Majestät anmelden. Sie wolle mit dem Kaiser selber sprechen.“

„In der That — in der That — das ist ja sehr schön,“ sagte de la Parra leise vor sich hin, „die Kaiserin muß wirklich sehr viel auf Sie halten, Don Pedro, oder sie würde sich nicht so rasch für einen ihr gänzlich unbekannten Menschen interessiert haben. Sie können sich gratuliren, daß Sie bei der hohen Frau so gut angeschrieben stehen.“

„Ihre Majestät weiß aber auch,“ sagte Don Pedro mit Stolz, „daß sie keinen treueren und eifrigeren Unterthanen hat als mich, und ich werde mich gewiß immer ihres Vertrauens würdig zeigen.“

„Kein Zweifel — kein Zweifel, Don Pedro,“ sagte de la Parra freundlich, „aber was ich Sie noch fragen wollte — hat Ihnen denn Padre Fischer schon seine Aufwartung gemacht, so daß Sie ihn persönlich kennen lernten? Ich habe es ihm dringend an's Herz gelegt.“

„Gewiß, Señor — gewiß,“ rief Don Pedro, „er war mehrere Male bei mir — ist ein gar lieber Herr — und so gescheidt und dabei so aufmerksam und interessirt sich für Alles — und dabei so gesinnungstüchtig. Ich sage Ihnen, der spricht nicht wie ein Padre — ja, wenn die Amerikaner alle so wären, dann ließe sich schon mit ihnen auskommen, und wenn wir den zum Erzbischof hätten, anstatt diesen Herrn Labastida, dann stünde es auch anders in Mexico, besonders auch mit den armen Leuten — so, Señor,“ unterbrach er sich, indem er zurücktrat und de la Parra den weißen Mantel abnahm — „muchas gracias Señor.“

„Sie sind ein Freund der Armen, Don Pedro — wie?“ sagte der Mexicaner, indem er von seinem Stuhl aufstand — „ich weiß wenigstens, daß Sie im Namen der Kaiserin schon Manche unterstützt haben.“

„Lieber Gott, Señor, man thut, was man kann.“

„Aber Sie erschöpfen dabei Ihre Kräfte und müssen unterstützt werden — hier, mein lieber Gaspard,“ setzte er dann hinzu, indem er in die Tasche griff und Don Pedro eine Goldunze in die Hand drückte — „vielleicht kommt Ihnen

wieder einmal Etwas vor, wozu Sie Hilfe brauchen, und — wenden Sie sich dann nur an mich, wenn Sie mehr benöthigen sollten.“

„Ach, Señor sind gar zu gütig,“ sagte Don Pedro, und seine zierlichen Finger umschlossen vergnügt das große Goldstück — „der Wille ist allerdings manchmal größer, als es die Mittel sind —“

„Also auf Wiedersehen, amigo, ich darf Sie nicht länger von Ihren nothwendigen Geschäften abhalten, auf Wiedersehen!“ und ihm die Hand reichend, die der geschmeichelte Friseur entzückt nahm und herzlich drückte, zog er sich in sein eigenes Arbeitszimmer zurück.

I.

Ein schwarzer Schatten.

Maximilian hatte heute eine schwere, aber sehr nothwendige Arbeit vollendet: die Reorganisation seines Heeres, das einer solchen unbedingt bedurfte. Der Kaiser fühlte, daß er sich, je mehr die Zuaristen-Banden im Norden abnahmen und Staat nach Staat dem Kaiserreich unterworfen wurde, desto rascher und entschiedener nun auch von dem Schutze der französischen Bajonnette freimachen mußte, denn Mexico litt nicht allein darunter, sondern er wußte auch bestimmt, daß ihm noch viele mexicanische Herzen dadurch entfremdet blieben, die sicher und freudig zu ihm übertreten würden, sobald er sich auf die Nation allein stützen konnte.

Eine Nationalarmee mußte deshalb geschaffen

werden, eine Armee, die allein unter seinem Oberbefehl stand und in deren Bewegungen kein fremder Herrscher mehr ein Wort einzureden hatte. Er fing an sich als Kaiser zu fühlen, und er konnte sich dabei nicht verhehlen, daß Bazaine, ein so tüchtiger Feldherr und waderer Soldat er sonst auch sein mochte, doch zu viel eigenen Ehrgeiz besaß, um dem Gefühl der Souveränität genügende Rechnung zu tragen. Maximilian aber wollte nicht mehr beim französischen Obercommando anzufragen haben, ob ihm dies oder das genehm sei, nicht immer gezwungen sein, höfliche Briefe zu schreiben, wenn er eine Sache als nützlich und nothwendig erkannt hatte.

Nach dem Vertrag von Miramare war er Kaiser von Mexico, nicht ein Vasall Frankreichs, und wo die ganze Verantwortlichkeit der Regierung schon jetzt auf seinen Schultern ruhte, wollte er auch das Heft und die Gewalt in Händen halten, um sich selber im Nothfall zu schützen. Dadurch erst konnte er auch das Ausland und besonders Nordamerika zwingen, seine Regierung als eine vollsthümliche anzuerkennen.

Eine Schwierigkeit stand ihm dabei allerdings entgegen, und zwar nicht die Reorganisation sel-

ber, denn mit den tüchtigsten Kräften, Bazaine an der Spitze der Commission, war diese berathen, durchgearbeitet und für gut und tüchtig befunden worden. Ja das Land selber hätte sie mit Jubel begrüßen müssen, da sie seine Lasten erleichterte und es seine eigenen Kräfte kennen und verwerthen lehrte. Aber wie das in Mexico so häufig geht, die Hauptschwierigkeit und Gefahr lag wieder allein in Persönlichkeiten — in persönlichen Interessen.

Was die eigentlichen Mexicaner, die ihre Landesleute genau kannten, schon lange vorausgesehen hatten, trat offen zu Tage, so wie daran gerüttelt wurde, und zwar jenes Wespenneß der, man könnte fast sagen, „wilben“ Generale und höheren Officiere, die eben nur den traurigen Zuständen des Landes ihr Dasein verdankten und doch nicht beseitigt werden wollten, da Jeder von sich behauptete, dem Staat schon die wichtigsten Dinge geleistet und dadurch auch vollen Anspruch auf eine ehrenvolle Versorgung zu haben.

Erstlich duldeten aber die mifßlichen Finanzzustände Mexico's — die der Kaiser allerdings nicht geschaffen, sondern die er vorgefunden — eine solche Verschwendung, ja Verschleuderung

der öffentlichen Gelder nicht, und dann durfte man nicht einmal wagen, der großen Mehrzahl dieser Generale ein Commando, ja nur eine Compagnie anzuvertrauen. Die verstanden nicht allein Nichts vom Kriegsdienst, sondern waren auch so unzuverlässig wie möglich, da sie weder Ehre noch Scham kannten und bei passenden Gelegenheiten oder in Verlegenheit ohne Weiteres zu dem Feind übergingen. Sie hatten ja ihr Leben lang nichts Anderes gethan, und schon zahllose Male solcher Art die Fahne gewechselt.

Nichts wäre deshalb wünschenswerther gewesen, als den Staat von einer solchen Masse von Blutekeln zu befreien, Nichts war aber auch zu gleicher Zeit gefährlicher, weil es eine Unzahl von Abenteurern wieder auf sich selber anwies — Abenteurern, die wenigstens nie gelernt hatten sich ehrlich durch die Welt zu bringen, und deshalb nur bestimmt schienen, als eine Strafe des Landes ihr werthloses Leben zu fristen, in dem sie gerade geboren wurden.

Daß sich diese Menschen nicht gutwillig einem solchen Gesetz fügen würden, und wenn es zehnmal zum Heil ihres eigenen Vaterlandes gewesen wäre, ließ sich voraussehen. Sie dachten nur an sich und ihren eigenen Nutzen, und

der Kaiser war auch schon von einigen wirklich gutgesinnten Mexicanern vor dem Erlaß desselben gewarnt worden — aber in dem Bewußtsein, die Quaristen jetzt so gut wie vernichtet zu haben, fühlte er sich sicher und stark. Wohin wollten die etwa Unzufriedenen, wenn ihnen der Aufenthalt in der Residenz nachher nicht mehr behagte? Sich etwa einer verzweifeltsten Sache, der des Expräsidenten, anschließen, der ihnen Nichts auf der Welt bieten konnte als hohle und unmögliche Versprechungen — kaum den nöthigen Lebensunterhalt? Das war ihre Art nicht, denn sie wollten in Rang und Reichthum schwelgen und eine Rolle in der Welt spielen, und fanden dazu doch immer noch mehr und eher Gelegenheit unter einem Kaiserreich, als bei einem verjagten Präsidenten in der Wildniß.

Keinesfalls war es möglich, ein tüchtiges und besonders verlässliches Heer aufzustellen, wenn man diese Elemente nicht allein dazwischen ließ, sondern sogar zu Führern desselben machte. Sie mußten eben ausgemerzt werden, und wenn es dann auch einzelne Unzufriedene gab, so konnte doch nicht das ganze Reich darunter leiden.

Der zweite, ebenfalls etwas eigliche Punkt, obgleich er auch nur die Interessen einzelner,

aber dafür meist einflußreicher Männer berührte, war: die Revision der Verkäufe verschiedener Kirchengüter, die schon unter Suarez stattgefunden, bei denen aber eine Menge von Mißbräuchen und Betrügereien vorgefallen sein sollten.

Der Kaiser handelte dabei — wie immer — von einem entschieden rechtlichen Standpunkte aus. Er hatte sich für die Gesetze der „todten Hand“ ausgesprochen, aber er wollte sie auch in ehrlicher Weise, und nicht dem faulen südamerikanischen Bestechungssystem folgend, durchgeführt wissen. Die gesetzlich und ehrlich erfolgten Verkäufe wurden deshalb bestätigt, alle zweifelhaften oder erwiesen falschen aber, an den Staatsrath gewiesen, dessen Entscheidungen keine Berufung mehr zuließen.

Und dabei blieb er nicht stehen. Maximilian sah ein, daß dem mexicanischen Volk eine freie, und wenigstens theilweise gebildete Arbeiterwelt fehle, die der stets übermüthigen Aristokratie später einmal ein Gegengewicht stellen konnte. Natürlich war die nicht gleich und unmittelbar zu schaffen, aber sie mußte angebahnt werden, wenn sie überhaupt je in's Leben treten sollte. Die Arbeiter in Mexico sind aber die Indianer, und Maximilian verhehlte sich nicht, daß diese

ihm ihr volles Vertrauen entgegenbrachten, und dereinst einmal im besten Sinne seine Stütze werden konnten — deshalb mußten sie frei von Banden werden.

Er hob allerdings auf den Rath vieler, mit den Verhältnissen vollkommen vertrauter Männer, selbst Chimalpopocac, des Vorsitzenden im consejo de Indios — ihre bisherige Dienstschaft nicht ohne Weiteres auf und gestattete einen Uebergang in den neuen Stand der Dinge, aber er gab ihnen doch nicht allein die Hoffnung, nein, die Gewißheit, daß sie von jetzt ab einer besseren Zukunft entgegengingen und ihre Kinder stolz das Haupt würden heben können als freie Menschen. Und Niemandem that er dabei Unrecht, denn obgleich er alle die Verpflichtungen löste, die diese Arbeiter noch an ihre „Gläubiger“ banden, so kränkte er dabei unter Tausenden nicht Einen, denn fast in allen Fällen hatten diese unglücklichen und bis jetzt selbst von ihrem Landsmann Juarez unter die Füße getretenen Menschen schon drei- und vierfach das abgearbeitet, was sie ihren bisherigen „Herren“ schuldeten. So machte er denn nur dem rücksichtslosen Mißbrauch der Aristokraten dadurch ein Ende.

Aber auch hierbei verschündete er sich mit einem

Theil der besitzenden Klassen, der eben nun einmal gewohnt gewesen war, die Indianer als seine Sklaven zu betrachten.

Sie mochten in einer Hinsicht Recht haben, wenn sie behaupteten, daß den Kaiser eine „überspannte Romantik“, historische Erinnerungen an Montezuma und die Mißhandlungen, welche die Indianer damals erfahren, zu dem Schritt getrieben. Es mag sein, daß gerade jene „historischen Erinnerungen“ den Kaiser mit geleitet hatten, diese arme mißhandelte Menschenklasse zu schützen und ihnen wenigstens für die Zukunft einen Theil der ihnen zustehenden Rechte zu sichern. Der Hauptantrieb zu dem Gesetz lag aber doch immer nur allein in seinem eigenen Rechtlichkeitsgefühl, lag nur in dem Wunsch, dem Volk, dem er sein ganzes Leben geweiht, gerecht zu werden.

Seine Rätthe hatten ihn eben verlassen, und mit untergeschlagenen Armen, die Stirn in Falten gezogen, und doch einen glücklichen, zufriedenen Ausdruck in den Zügen, schritt der Kaiser in dem Gemach auf und ab, das allerdings im Palast von Mexico lag, aber sonst freilich nicht viel Palastähnliches an sich trug. Es war ein weites, ödes Zimmer, mit Teppichen allerdings

belegt und einigen guten Möbeln ausgestattet, mit hohen Fenstern auch und Raum genug, aber im Verhältniß viel zu niedrig und gedrückt. — Auch die Wände sahen öde aus — nur einzelne Bilder waren darin aufgehangen, und selbst die Gardinen dürftig an den Fenstern. Es schien fast, als ob man dem Kaiser auf seiner Durchreise durch Mexico nur eben ein einigermaßen passendes Gemach eingeräumt hätte, um ihn für den Augenblick unterzubringen.

Maximilian war in mancher Hinsicht in der That eine etwas romantische und poetische Natur, und diese mochte ihm auch vielleicht über manche kleine Unbequemlichkeiten hinweghelfen, im Ganzen hatte seine Selbstverleugnung aber doch einen edleren Grund und entsprang wirklich aus dem inneren Gefühl, daß er nichts Großes leisten könne, wenn er nicht auf Kleines und Kleinigkeiten verzichte. Gerade deshalb ertrug er auch auf seinen verschiedenen Reisen und später in Feld und Lager mit so lebenswürdiger Gutmüthigkeit all' die kleinen und oft in der That sehr großen Unbequemlichkeiten, die ihm aufgedrungen wurden — er klagte nie und machte sich sogar oft über seine — nur unter

dem Mämlchen leidende — unzufriedene Umgebung lustig.

Jetzt dachte er wahrlich nicht an die Einfachheit seines Gemaches, denn andere, wichtigere Dinge gingen ihm durch den Sinn, und immer rascher, immer lebendiger schritt er quer durch das Zimmer hin und her.

Ein Diener trat ein und meldete, daß ein Fremder — ein Deutscher, der wie ein Geistlicher aussähe, Majestät ersuchen lasse, sich vorstellen zu dürfen.

„Ein Geistlicher?“ rief Maximilian etwas erstaunt — „sein Name?“

„Augustin Fischer.“

„Fischer, Fischer — ah, ganz recht, ich erinnere mich jetzt — er soll heraufkommen —“ und während der Diener wieder durch die Thür verschwand, setzte der Monarch seinen unruhigen Spaziergang fort.

Und Mexico tauchte vor seinem inneren Geist auf, wie er es dachte, wie er es sich in früheren Träumen oft und oft schon aufgebaut — die grünen Tristen von weiten wohlgepflegten Hacienden überstreut, die breiten, gut gehaltenen Wege von friedlichen Wanderern oder schwer gepacktem Fuhrwerk belebt. Mühlen, Fabriken, überall

Schienenwege und Telegraphen durch das ganze Land, und Indianer, wohin der Blick fiel, in ihren kleinen freundlichen Hütten, mit blumengeschmückten Gärten ringsumher, mit munteren Kinderschaaren an den Ufern der Seen oder der Binnenflüsse — das ganze Land ein fruchtbar Paradies mit Gottes Sonne voll und klar und rein.

Ein Schatten glitt durch das Bild, aber so riesengroß und deutlich, daß er wirklich erschreckt den Blick hob und vor sich hinstarrte, — aber der Schatten gewann Form — er gehörte nicht zu seinen Traumgebilden und — hatte Nichts damit zu thun — Maximilian brauchte trotzdem Momente, bis er sich klar der Gestalt bewußt war und jetzt einen großen stattlichen Mann erkannte, der, in einem langen schwarzen Rock, mit einem glatten vollen Gesicht, aber demüthig niedergeschlagenen Augen, die Hände halb ehrfurchtsvoll, halb bittend auf der Brust gefaltet, vor ihm stand und so schüchtern schien, daß er nicht einmal die Anrede wagte.

Jetzt erinnerte sich der Kaiser, wer bei ihm angemeldet worden, und mit seiner angeborenen Gutmüthigkeit als ob er wünsche, den eigentlich etwas schroffen Empfang wieder gut zu machen, sagte er freundlich:

„Ah — Padre Fischer — wie? hatten Sie sich nicht bei mir anmelden lassen?“

„Euer Majestät zu dienen, ja —“ sagte der Padre mit leiser Stimme, ohne auch nur im mindesten seine Stellung zu verändern. „Es war mir Kunde geworden, daß Euer Majestät so gnädig sein wollten, mich anzunehmen.“

„Die Kaiserin hat mir von Ihnen gesprochen — ja —“ sagte Maximilian, „wie mir gesagt wurde, kennen Sie das Land hier genau und sind mit dessen Verhältnissen eben so vertraut. Ist dem so?“

„Lange Jahre sind es, Majestät,“ erwiderte der Padre, „in denen ich mir meinen Weg hier durch Mexico erkämpfte, ohne freilich etwas Ordentliches zu erreichen, denn meine Ansichten waren nicht derart, daß sie den hohen Klerus für mich gewannen, wenn derselbe auch an meinem sittlichen Wandel und Christenthum Nichts aussetzen konnte. Majestät selber sind aber noch zu kurze Zeit in Mexico, um schon völlig begreifen zu können, welchen Einfluß — ja welche Macht der Klerus hier in Händen hält und ausübt, und dagegen konnte ein armer Landpfarrer denn natürlich nicht ankämpfen — außer, er hätte müssen, wie Hidalgo und Morelos, die

Waffen aufgreifen und das Land mit Blut tränken wollen."

"Sie stimmen also mit der mexicanischen Geistlichkeit nicht ganz überein?"

"Es mag meine Schuld sein, Majestät," sagte der Padre demüthig — „ich will Niemanden anklagen."

Der Kaiser warf einen raschen, fast mißtrauischen Blick auf ihn, in dem Moment aber hob auch der Padre seine Augen zu ihm empor und sah ihn dabei so fest und ruhig an, daß Maximilian befriedigt vor sich hin nickte und freundlicher sagte:

"Ich glaube, daß mit den Kirchensfürsten, wie sich diese „Diener des Herrn" nennen, manchmal nicht gut auszukommen ist, und habe das selber schon durch einige Beispiele erprobt. Sehen wir uns — wo waren Sie zuletzt?"

"In Parras, Majestät."

"Und Sie sind augenblicklich ohne directe Anstellung?"

"Augenblicklich ja, doch habe ich Hoffnung, in einem der neu eroberten Districte anzukommen, oder ich gehe auch vielleicht nach Yucatan, für das ich stets eine Verliebe hatte, und doch nie dazu kommen konnte, es zu besuchen."

„Hm,“ sagte Maximilian — „ich selber hatte die Absicht, in diesem Sommer Yucatan zu bereisen, die Arbeiten haben sich aber so gehäuft, daß ich schwerlich meinen Wunsch zur Ausföhrung bringen werde, wenigstens nicht in diesem Jahr. Sie wissen, in welchem Conflict wir augenblicklich mit Rom stehen, und wie verderblich das auf den inneren Frieden des Landes wirkt?“

„Ich weiß es, Majestät, und bebauere es recht aus tiefstem Herzen.“

„Und halten Sie einen Ausgleich für möglich?“

„Ja,“ — sagte der Padre nach kurzer Pause.

„Aber meine Gesandtschaft soll nicht besonders freundlich dort aufgenommen sein — Ramirez wenigstens nicht. Der Papst hat ihn hart angelassen und sein Bedauern ausgesprochen, daß er sich unter der Commission befände. — Das sieht allerdings nicht so aus, als ob eine baldige Lösung der gewiß schwierigen Frage bevorstände.“

Der Padre schwieg und sah wohl eine halbe Minute still vor sich nieder, dann sagte er leise:

„Wollen mir Majestät gestatten, Ihnen frei

und offen meine Meinung darüber auszusprechen?"

„Ich bitte Sie darum.“

„Ich muß dabei aber befürworten, daß ich das nicht vom Standpunkt der hohen Politik kann,“ sagte der Padre bescheiden, — „es ist nur die Meinung eines einfach schlichten Priesters, die auch nur vielleicht das für sich hat, daß ihr die Erfahrung einer sehr langen Reihe von Jahren und die genaue Kenntniß des hiesigen Priesterstandes zur Seite steht.“

„Und das gerade ist es, was wir brauchen,“ nickte der Kaiser, „noch dazu, da Sie kein persönliches Interesse bei der Sache haben können.“

„Ich stehe ihr zu fern,“ lautete die Antwort. „Um also kurz zur Sache zu kommen, so dürfen sich Majestät über den Empfang der Deputation in Rom nicht wundern, denn Monseñor Labastida — außerdem ein sehr geschickter und sehr frommer Herr — hat jedenfalls die Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen, um seine Maßregeln zu ergreifen und vorher so auf den heiligen Vater einzuwirken, daß ihn später selber kein Vorwurf treffen konnte, als ob er hier im Lande zu weit gegangen wäre.“

„Sie glauben, daß er voraus Depeschen nach Rom gesandt hat, um uns dort entgegen zu wirken?“

„Ich weiß es bestimmt — und außerdem konnte gerade Bischof Ramirez, der hier selber gegen die Fueros der Kirche aufgetreten war, keine angenehme Persönlichkeit in Rom sein, mit der man hätte unterhandeln mögen.“

„Sie können Recht haben,“ sagte der Kaiser nachdenkend, „und wir hätten uns das früher überlegen sollen. Aber glauben Sie, daß der Papst überhaupt auf Unterhandlungen eingehen würde?“

„Ich zweifle kaum daran,“ sagte der Padre; „denn was stünde der mexicanischen Kirche bevor, wenn Majestät Ihre Mission aufgäbe und Suarez wieder mit seinen Herden und rücksichtslosen Gesetzen den Oberbefehl im Reiche gewänne?“

„Ich habe auch Ramirez abberufen und unser Staatsminister Velasquez de Leon soll die Unterhandlungen weiter führen.“

Der Padre neigte langsam das Haupt. — „Das ist, wie ich fest überzeugt bin, ein braver und ehrlicher Mann, wenn er nur den kirchlichen Spitzfindigkeiten gewachsen ist, die leider hier in Mexico an der Tagesordnung sind, und auch in Rom nicht fehlen werden.“

„Sie glauben, daß ihm ein gewandter Geistlicher fehlen wird,“ sagte der Kaiser und sah den Pabre wieder scharf an.

„Ich weiß es nicht, Majestät,“ erwiderte dieser ausweichend — „es ist auch möglich, daß Velasquez de Leon mit seinem einfach gesunden Menschenverstand und mit seiner Theilnahme für sein Vaterland mehr ausrichtet, als wenn ihm ein wohldurchdachter Plan zu Grunde gelegt würde. Nur das Aufsetzen eines Concordats würde in dem Fall dem heiligen Vater allein überlassen bleiben und jedenfalls erst zur Prüfung und Genehmigung nach Mexico geschickt werden müssen.“

„Und darüber vergeht wieder Zeit und Zeit!“ rief der Kaiser ungeduldig, „und die Mexicaner haben wirklich gar keinen Begriff von deren Werth, selbst mein guter Leon nicht.“

Pabre Fischer schwieg, erhob sich aber, denn der Kaiser war ebenfalls aufgestanden, und ging mit raschen Schritten in dem Gemach auf und ab. Plötzlich blieb er wieder vor dem Geistlichen stehen und sagte, das frühere Gespräch ganz fallen lassend:

„Sprechen Sie englisch?“

„Vollkommen, Majestät. — Ich war lange in den Vereinigten Staaten.“

„Und schreiben es auch?“

„Wie meine Muttersprache.“

„Und französisch?“

„Ich verstehe es und kann mich darin ausdrücken.“

„Sie haben jetzt keine bestimmte Beschäftigung?“

„Nein, Majestät — aber wie gesagt, ich hoffe sie sehr bald wieder zu bekommen.“

„Gut — das müssen Sie dann also doch abwarten. Ich bin gezwungen, morgen Früh auf etwa vierzehn Tage nach Cuernavaca zu gehen — spätestens in der Frist kehre ich zurück. Bleiben Sie indessen in Mexico — ich werde Auftrag geben, daß für Sie gesorgt wird — melden Sie sich bei meinem Hofmarschall. In vierzehn Tagen sprechen wir dann weiter — ich muß mir noch Manches überlegen und es wäre sogar möglich, daß ich eine Beschäftigung für Sie fände, doch kann ich Ihnen noch keine bestimmte Zusage darüber machen.“

„Majestät sind so gnädig.“

„Ich kenne auch Ihr Glaubensbekenntniß noch gar nicht,“ lächelte der Kaiser, „aber Sie

gefallen mir, und das Weitere besprechen wir demnächst — heute bin ich zu sehr durch andere Geschäfte in Anspruch genommen, und — muß mir die Sache auch erst ein wenig im Kopf durcharbeiten. Also über vierzehn Tage."

Der Padre erwiderte Nichts weiter — er machte nur eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung, und verließ dann, wieder die Hände auf der Brust zusammengelegt, das Gemach. Niemand hätte ihm auch, als er aus dem Palais schritt, in dem Ausdruck seiner Züge angesehen, was in seinem Innern vorging. Ernst und mit niedergeschlagenen Augen verfolgte er seinen Weg, bis er weiter oben in eine der Nachbarstraßen einbog.

*
* *
* * *

In der Calle Jesus, in dem weiten Hofraum, an die Thür ihres einsamen und öden Gemaches gelehnt, den Rebozo um sich hergeschlagen, stand die schlanke Gestalt Mercedes', aber das heitere Lächeln war aus ihrem Antlitz gewichen — sie sah bleich und verstört aus, und an den langen, dunkeln Wimpern hingen ein paar große hellfunkelnde Thrämentropfen — aber sie sprach kein Wort; ihre Nachbarn, die mit ihr noch den Hof

bewohnten und mehrere Male an ihr vorübergingen, rebeten sie an; sie antwortete ihnen nicht, und nur endlich, als der Abend schon dämmerte, schien es ihr selbst hier drinnen im Hofe keine Ruhe zu lassen. Sie schritt hinaus, durch den schmalen Gang des Hauses, bis zu der großen Thür, und dort, die Straße auf und ab sehend, als ob sie Jemanden erwarte, und nicht wisse von welcher Richtung er kommen könne, hielt sie wieder an und nahm dort die nämliche Stellung ein.

Ein großer, breitschultriger Mann in einem langen Rock ging vorüber, sah sie dort und wandte ihr den Kopf zu — sie achtete nicht darauf — wie er aber einige Schritte die Straße hinauf gethan hatte, drehte er wieder um, kam zurück und blieb neben ihr stehen.

„Erwartest Du Jemanden, mein Kind?“ fragte er freundlich.

„Und wenn ich's thäte, kümmert es Euch?“ sagte die junge Schöne trotzig, indem sie aber doch den Rebozo fester um sich her zog.

„Du bist ja sehr kurz angebunden,“ lächelte der Señor und streckte langsam den Arm aus, als ob er ihre Schulter berühren wollte, zog ihn aber rasch wieder zurück, denn wie der Blitz hatte

sie den Rebozo zurückgeworfen und ein kleines Messer zuckte in ihrer Hand.

„Rührt mich an!“ rief sie dabei, „und ich renne Euch den Stahl bis an's Hest in den Arm.“

„Caramba,“ rief der Mann, indem er lachend zurückfuhr — „Du bist ja ein wahrer kleiner Teufel!“ und wieder umbrehend, verfolgte er den vorher eingeschlagenen Weg. Jetzt aber trabte ein Reiter die Straße herab — in der Abendstille und dem fast menschenleeren Theil der Stadt konnte sie deutlich die klappernden Hufe des Thieres schon auf weite Entfernung hören. — Und näher und näher kam das Geräusch — schon konnte sie erkennen, daß es ein Reiter auf einem dunkeln Pferde war. — Jetzt hatte er die nächste Ecke erreicht, und wenige Momente später zügelte er vor ihr sein Thier ein.

„Mercedes! Bist Du das, Mädchen? und was machst Du hier draußen?“

„Ich wartete auf Dich.“

„Auf mich?“ rief der Reiter erstaunt, indem er aus dem Sattel sprang, sein Pferd am Zügel nahm und zu ihr trat — „aber wie konntest Du nur wissen, daß ich heute gerade in die Stadt kam?“

„Ich kann Dir nicht sagen, Geronimo, woher ich es wußte,“ erwiderte das Mädchen leise, indem sie seine Liebkosung duldete, ohne sie zu erwidern — „aber eine unsagbare Angst hat mich heut’ den ganzen Tag umhergetrieben — wie ein dunkler Schatten lag es auf mir und füllte mir das ganze Herz, und ich fand keine Ruhe. Ich ging in die Messe, umsonst, überall verfolgt es mich, und ich mußte erst kommen, denn diese Angst hätte ich so nicht länger ertragen können.“

„Aber welche Angst, Querida,“ sagte Geronimo lachend, indem er, seinen rechten Arm um ihre Taille legend, an der Linken das Pferd führte und so mit ihr in den Eingang des Hauses hineintrat — „was kann Dich denn nur gequält haben? Komm mit hinein, Schatz, wir wollen doch nicht hier draußen stehen bleiben — ich habe dann auch eine Bitte an Dich, die Du mir erfüllen mußt, bringe Dir aber auch dafür wieder Etwas mit.“

„Diamanten?“ rief das junge Mädchen, indem es sich, mit einem halben Aufschrei und erschreckt, von ihm losmachte.

„Und darüber erschrickst Du?“ lachte Geronimo — „aber nicht so laut, Schatz, denn es brau-

chen's nicht gerade alle Leute zu wissen, daß ich mein kleines Bräutchen hübsch herauszuputzen suche."

"Um was wolltest Du mich bitten, Geronimo?"

"Erst sage mir, was Dich geängstigt hat, denn mir bleibt außerdem heute Abend nicht viel Zeit, da ich mein müdes Pferd unterbringen muß."

Während er mit ihr sprach, hatte er sein Thier an einem der im Hofe an verschiedenen Stellen angebrachten Ringe befestigt, und schritt mit dem Mädchen, das sich jetzt nicht weigerte ihm zu folgen, in das Zimmer hinüber. Dort entzündete Mercedes vor allen Dingen ein Licht, während Geronimo seinen linken, etwas locker gewordenen Sporn fester schnallte.

"Nun Schatz, was war es? heraus mit der Sprache!" lachte er jetzt, während er sie wieder umfaßte und zu sich zog — „was hast Du? — was hat Dich gequält?"

"Hast Du die Zettel gelesen, die heute in den Straßen angellebt waren?" frug Mercedes, und sah dabei dem Mann fest in die Augen.

"Zettel? — was für Zettel, Querida?" rief aber Geronimo, aufmerksam werdend — „ich

war heute den ganzen Tag nicht in der Stadt, konnte sie also auch nicht lesen — was stand denn darauf? Wahrscheinlich wieder irgend eine Kaiserliche Proclamation, denn die kleben sie ja jetzt an den Ecken eine über die andere, und man achtet schon nicht einmal mehr darauf, wenn man selbst vorübergeht.“

„Nein,“ sagte Mercedes, aber ohne den Blick von ihm zu nehmen — „der Kaiser hatte Nichts damit zu thun — ein Señor in der Stadt, ein reicher Mann, der in einem großen Hause an der Plaza wohnt, hat sie ankleben lassen.“

„Und weshalb, Schatz?“

„Er ist vor drei Tagen von Puebla gekommen, und gar nicht weit von hier, wo der Weg aus dem Thal heraufsteigt, mit der ganzen Diligencia von Räubern angefallen worden.“

„Und das macht der alte Esel auch noch bekannt?“ lachte Geronimo, „das passiert ja doch jetzt fast jede Woche wenigstens einmal. Das Geld hätte er jedenfalls ersparen können, denn in den Zeitungen steht es gewiß schon außerdem.“

„Das macht er nicht bekannt,“ sagte Mercedes leise, „aber was ihm dabei gestohlen ist, besonders seiner Frau an Brillanten — und einzelne Stücke beschreibt er auf das genaueste, um

Käufer zu warnen und sie zu bitten, alle solche, die ihnen jene Sachen zum Verkauf anbieten sollten, verhaften zu lassen."

"Thut er das in der That? Wird ihm aber wohl wenig helfen. Nun und weiter?"

"Und unter den Sachen," fuhr Mercedes fast flüsternd fort, indem sie sich zu Geronimo's Ohr niederbog, „befindet sich auch ein Paar Ohrringe mit sieben großen Diamanten und einer kleinen Perle in der Mitte.“ — Ihr Blick haftete dabei fest und forschend auf den Zügen des Geliebten, Geronimo aber, wie er ihr lächelnd zugehört hatte, antwortete auch jetzt:

„Nun? — und weiter?“

„Sieben große Diamanten und eine Perle in der Mitte,“ wiederholte Mercedes, jetzt selber irre gemacht — „und waren denn das nicht die nämlichen Ohrringe, die Du mir geschenkt?“

„Alle Teufel,“ fuhr Geronimo plötzlich überrascht empor — „haben die gerade sieben Diamanten mit einer Perle?“

„Und das weißt Du nicht, Geronimo?“ rief Mercedes erschreckt aus — „hast Du sie denn nicht, wie Du mir gesagt, für das Geld gekauft, das Du in der Guabelupe-Lotterie gewonnen?“

„Natürlich hab' ich, Schatz,“ lachte der junge Mann, aber doch jetzt nicht mehr ganz so frei vom Herzen weg als vorher, „natürlich hab' ich, woher hätte ich sonst das viele Geld und noch mehr außerdem, denn nächsten Monat, Kind, ziehen wir fort von hier, lassen uns erst hier trauen und gehen dann nach Queretaro, wo Deine Schwester wohnt, kaufen uns dort in der Nachbarschaft eine kleine Hacienda, und beginnen dann ein neues, glückliches Leben.“

„Aber diese Ohrringe, Geronimo,“ sagte das Mädchen, das auf die letzten Worte gar nicht zu hören schien, „sind bei dem neulichen Raub-
anfall der Diligencia, bei der auch vier Menschen ermordet wurden, gestohlen worden — die nämlichen Ohrringe, wie sie der angeklagte Zettel beschreibt.“

„Ja, mein Herz,“ sagte Geronimo mit den Achseln zuckend, „unmöglich wäre das nicht, denn die Burschen, die dabei waren, haben sie jedenfalls wieder verkauft. Unter dem Preis habe ich sie auch bekommen, so viel ist sicher, denn billig genug kamen sie mir gleich vor, wenn ich auch von solchen Dingen nicht viel verstehe.“

Mercedes betrachtete ihn mit scheuen Blicken

— eine Frage lag ihr auf den Lippen, aber sie wagte nicht sie an ihn zu richten, und er selber drängte rasch das Gespräch nach einer andern Richtung hinüber.

„Komm, Schatz,“ sagte er, „mach’ wieder ein freundliches Gesicht und sieh nicht gar so traurig aus — in acht Tagen schon vielleicht ist unsere lange Wartezeit vorüber, und dann führe ich Dich stolz als meine Señora mit einem seidenen Rebozo und einem langen Kleid, das wohl eine halbe Vara hinten nachschleifen muß, hinauf nach Queretaro, und wie die Leute dann über mein hübsches Fräuchen staunen sollen!“

„Und wenn ich die Ohrringe jetzt trage,“ sagte Mercedes, die nur dem einen Gedanken folgte, leise — „und ich werde aufgegriffen — von wem soll ich sagen daß ich sie bekommen habe?“

„Hm,“ meinte Geronimo, dem an der Wendung nicht viel gelegen schien — „ich würde Dir rathen, sie jetzt lieber gar nicht zu tragen, sondern in Deinem Koffer zu lassen, bis wir in Queretaro sind. Du hast ja andern Schmutz genug und — brauchst überhaupt gar keinen, Schatz, denn Du siehst auch ohne den hübsch genug aus.“

„Und willst Du ihn nicht den Leuten zurück-“

bringen, denen er gehört? — denen er auf nichtswürdige Art gestohlen ist?“ frug das Mädchen, ohne den Blick von ihm zu wenden.

„Mein liebes Herz,“ sagte Geronimo ruhig, „das wäre freilich das Einfachste und allerdings ehrlich, aber außerdem einmal dumm, denn wer bezahlt mir nachher das Geld zurück, was ich dafür gegeben, und dann auch noch gefährlich.“

„Gefährlich? wie so?“ frug Mercedes rasch.

„Die Franzosen haben jetzt hier das Heft in Händen,“ sagte Geronimo, „und handhaben dabei die Gesetze, wie es ihnen beliebt. Wer steht mir denn dafür, daß sie mich nicht selber als verdächtig aufgreifen, und wie will ich ihnen beweisen, daß ich den Schmuck gekauft habe, denn ich kenne den Menschen gar nicht, von dem ich ihn erhandelt, und weiß noch weniger, wo er sich aufhält.“

„So nimm ihn wieder mit, Geronimo,“ bat das Mädchen mit zitternder Stimme, „es klebt Blut daran und ich könnte ihn in meinem Leben nicht sagen.“

„Blut, Mercedes?“

„Eine Frau wurde mit in der Diligencia getödtet; die Räuber schossen in den Wagen hinein — es war vielleicht dieselbe, der dieser Schmuck

gehörte, und daher auch die Angst, die mich die ganzen Tage gequält, als ob irgend ein unheimliches Wesen an meiner Seite stände. Der Geist jener Frau hat mich verfolgt, die ihr Eigenthum von mir zurückforderte — oh, nimm den Schmuck wieder mit Dir, Geronimo, ich bitte Dich darum, oder ich trage ihn in der Nacht hinaus und werfe ihn in den See.“

„Thörichtes Kind, die Diamanten sind Tausende werth.“

„Und wenn es Millionen wären, Geronimo — um so viel schwerer lasten sie auf meiner Seele — bitte, nimm sie wieder mit Dir; ich kann und will sie nicht behalten,“ und dabei reichte sie ihm den in ein Läppchen Zeug geschlagenen Schmuck.

„Sonderbares Kind, Du,“ lachte Geronimo, aber das Lachen kam nicht recht aus seinem Herzen, „wenn Du es nicht anders haben willst, aber dann muß ich freilich sehen, wie ich Dich dafür entschädige —“ und er nahm aus der Tasche ein großes amerikanisches Zwanzig-Dollar-Goldstück, durch welches oben ein feines Loch gebohrt war — „so — das trag um den Hals, Mercedes, und nicht viele Deiner Freundinnen werden es Dir nachthun können.“

„Wo hast Du nur das viele Gold her, Geronimo?“ sagte ängstlich das Mädchen; „früher sorgtest Du immer und warst so fleißig, um nur das Nothwendigste zu verdienen, und ich hatte Dich so lieb, und jetzt bist Du auf einmal reich geworden, aber arbeitest nicht mehr, und ich —“

„Du hast mich nicht mehr lieb, Mercedes?“

„Gewiß — gewiß von ganzer Seele, aber — ich weiß es nicht — ich wollte lieber, Du säßest noch immer bei Deiner Arbeit, und wenn Du noch so wenig verdienstest — nur ehrlich, Geronimo — nur ehrlich —“

„Und glaubst Du, daß dies Geld nicht ehrlich verdient wäre, Mercedes?“ rief aber der Nestige — „ist das nicht ehrlich, wenn ich mein Loos nehme und bezahle und es gewinnt und ich bekomme so viel dafür heraus?“

„Ja — das ist ehrlich,“ nickte das Mädchen — „wenn auch nicht verdient, doch gewonnen, und Alle thun es — selbst die Geistlichen, aber —“

„Aber — Schatz?“

„Hast Du das Alles gewonnen?“

„Alles, und noch mehr als das — ich habe zweimal einen Haupttreffer gemacht und viel Glück gehabt — aber das gehört ja nun auch

Alles mit Deln, Schatz, und in acht Tagen führe ich mein kleines Bräutchen zum Altar und dann fort von hier in die Berge."

"Ja," sagte Mercedes nach einer kurzen Pause, "laß uns hier fortziehen, fort, weit fort von hier — Mexico selber ist ein böser Platz und mir immer zu Muthe, als ob ich die Luft hier nicht mehr athmen könne. Doch Du sprachst vorher von einer Bitte, die Du an mich hättest. Was war es, Geronimo?"

"Ja gewiß," sagte der Mestizo rasch, indem er in die Tasche griff und einen kleinen Brief herausholte — "willst Du mir einen Gefallen thun, Mercedes?"

"Gewiß will ich — Du weißt, daß ich Alles thue, was ich für Dich thun kann."

"Gut — mir liegt sehr viel, ja Alles daran, daß dieser kleine Brief in die rechten Hände kommt, und ich weiß nur eine Art, auf welche das geschehen kann — eben durch Dich."

"An wen ist er? er hat keine Adresse."

"Du erinnerst Dich des jungen Caballero, den Du einst hier triffst?"

"Don Mauricio Lucido?"

"Derselbe. Ich habe ihn heute Abend schon in seiner Wohnung und dann überall aufgesucht,

wo ich ihn möglicherweise zu finden hoffte — er war nicht da, und er muß diese Zeilen noch erhalten.“

„Und wie soll ich ihn finden?“

„Ich habe bestimmt erfahren, daß er heute Abend zu einer Tertulia zu Señor Rodriguez geladen ist und versprochen hat, hinzukommen. Weist Du, wo Rodriguez wohnt?“

„Gewiß; ich kenne das Haus.“

„Gut; nimm den Brief, Mercedes, stelle Dich dort unten an die Thür, Du mußt Dich in Deinen Rebozo einhüllen und Niemand wird Dich erkennen oder Dich dort belästigen, und warte bis Mauricio kommt. Dann gib ihm die Zeilen — aber nur in seine eigenen Hände, versprich mir das. Wenn er nicht kommen sollte, was ich aber nicht glaube, so bringst Du mir den Brief hierher zurück.“

„Und ist er so wichtig?“

„Allerdings, denn er betrifft wichtige politische Verhältnisse — einen Verrath, der dem Kaiserreiche droht. Du schwärmst ja für die Kaiserin und magst demnach beurtheilen, daß dabei viel von Deiner Klugheit abhängt!“

„Und wenn ich lange warten muß und die Diener mich fragen, was ich da zu thun habe?“

„Auch daran hab' ich gedacht, Mercedes,“ sagte der Nestige — „hier, Kind, hast Du ein paar Dugend Guadelupe-Rose — vielleicht gewinnen wir noch einmal darauf — wenn Dich Jemand scharf ansieht, halte ihm die Rose entgegen — überall in der Stadt stehen ja Verkäuferinnen damit und das fällt nicht auf. Wer deren kaufen will, dem verkaufst Du, bis Mauricio kommt. Kann ich mich auf Dich verlassen, Mercedes? Mir liegt sehr viel daran, daß ihn der Brief heute Abend noch erreicht.“

„Was hat der Señor mit Dir zu thun, Geronimo?“ sagte Mercedes finster, während sie aber den Brief nahm.

„Wir sind von langer Zeit her befreundet, Herz, und er ist ein braver junger Mann.“

„Ich traue ihm nicht.“

„Du thust ihm Unrecht — und wirst Du es mir besorgen? aber Du darfst nicht säumen, denn um acht Uhr schon kommen die Gäste und es wird nicht viel an der Zeit fehlen.“

„Du kannst Dich auf mich verlassen. Wenn es für die Kaiserin ist, gehe ich gern, und müßte ich die ganze Nacht an der Schwelle stehen. Wohin willst Du jetzt?“

„Mein Pferd unterbringen — ich komme

später noch her, um mir Antwort zu holen, bis dahin Adios, Mercedes."

Das Mädchen reichte ihm die Lippen zum Kuß, dann sich wieder in ihren Rebozo einhüllend, schloß sie ihre Thür, blieb in der Straße stehen, bis Geronimo sein Pferd bestiegen hatte und davonsprengte, und verfolgte dann einsam und allein ihren Weg, um den ihr gegebenen Auftrag zu erfüllen.

10.

Unangenehm.

Bei Señor Rodriguez war heute, zur Feier des Geburtstages seiner Gattin, große Tertulia, fast ein kleiner Ball, denn er hatte ein französisches Militärmusikchor engagirt und die Damen erschienen alle in elegantester Toilette.

Die Einladungen waren auf acht Uhr gestellt worden, und von der Zeit an trafen die Gäste ein, unter ihnen auch mehrere französische und belgische Officiere, denn wenn sich auch die vornehmen Mexicaner nicht besonders zu den Fremden hingezogen fühlten, so ließ es sich doch auch nicht gut umgehen. Ein Ball ohne Uniformen war in Mexico schon nicht mehr denkbar. Die Damen wurden wenigstens vollständig dagegen rebellirt haben. Außerdem zeigte sich ja

aber auch die fremden Officiere als gewandte und angenehme Gesellschafter, und Rodriguez selber hatte einige von ihnen ganz gern und sah sie häufiger in seinem Hause.

Uebrigens bot der heutige Tag auch noch — selber außer dem Geburtstag — eine andere Veranlassung zu einer kleinen Festlichkeit, denn eine Nichte von Señor Rodriguez, die einzige Tochter seiner Schwester, deren Eltern in Mazatlan lebten, war vor einiger Zeit hier für kurze Zeit bei ihnen gewesen, dann zu einem längeren Besuch zu Verwandten nach Cuernavaca gegangen, und jetzt zurückgekehrt, um wenigstens mehrere Monate bei ihnen zu bleiben. Natürlich suchten ihr Rodriguez', die selber keine erwachsene Tochter hatten, den Aufenthalt in der Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen.

Ricarda San Blas war ein wunderhübsches Mädchen und der Typus einer mexicanischen Creolin — schlank und äppig gebaut, wenn auch nicht sehr groß, mit rabenschwarzem, gelocktem Haar, mit dunkeln feurigen Augen, einem etwas, wenn auch nur leise von der Sonne gebräunten Teint, wie außerordentlich zierlichen Händen und Füßen. Damit verband sie, dem südlichen Klima getreu,

eine starke Lebendigkeit der Bewegungen, ohne aber dabei unruhig und rastlos zu sein, und wenn sie lächelte, was sie oft und gern that, zeigten ihre nur leise gerötheten Wangen ein paar ganz allerliebste Grübchen, in denen der Schelm deutlich genug saß.

Ricarba war auch bald der Liebling des ganzen Hauses geworden, und die jungen französischen Officiere umflatterten sie wie die Motten das Licht, ohne daß sich aber auch nur ein einziger hätte rühmen dürfen, vor einem andern begünstigt zu werden. So war es gewesen als sie, von Vera-Cruz kommend, eine Woche in Mexico zugebracht, so jetzt, als sie wieder von ihrem Besuch in Cuernavaca zurückkehrte, und sie schien auf's Neue die Seele der Gesellschaft zu sein, ohne jedoch die geringste Koketterie zu zeigen. Jede Bewegung war bei ihr natürlich, ja fast noch kindlich, und doch bligte manchmal aus den gutmüthigen Augen ein Etwas heraus, das ein vielleicht noch ungewecktes Gefühl verkündete — war es Leidenschaft, war es Troß, wer konnte es sagen?

Die Säle hatten sich schon gefüllt, buntes Leben wogte durcheinander, und bunter wohl in keinem Theile der Welt, als damals gerade, zur

Zeit der Occupation und des Kaiserreichs in Mexico und in dem Hause des gastlichen Robrt-guez. Alle Nationen schienen vertreten, und es wimmelte von reichgestickten Uniformen und Ordenskreuzen, aber auch leider von eben so vielen entsehrlichen schwarzen Fracks und den modernsten Damentolletten, die hier gerade so rasch in's Leben traten, als flüchtige Dampfboote die neuesten Journale von Paris herüberschaffen konnten.

Ob die Mexicanerinnen dabei zu ihrem vollen Recht kamen, weiß ich nicht, denn der Chignon war damals gerade erfunden, die ekelhafteste und widernatürlichste Mode, die nur je ein verrückter Schneider oder Friseur in seinem „Bureau“ ausgeheckt, und sonst gar allerliebste Köpfe zeigten sich schon verunstaltet durch den hinten angebrachten Wulst von fremden Haaren — aber Alle trugen ihn doch nicht. Nicarda zum Beispiel hatte ihren natürlichen vollen Lockenkopf, und wie reizend stach sie dadurch gerade gegen die Uebrigen ab, unter denen sich besonders ein paar amerikanische „Ladies“ in ihrem vollsten und widernatürlichsten Glanz zeigten.

Es mochte lange neun Uhr vorüber sein — oben in den Sälen hatte schon der Tanz begon-

nen und die Menge, die bis dahin das Thor besagert gehalten, um die ankommenden Gäste zu betrachten, fast alle die Straße geräumt. Nur eine einzelne schlankte Frauengestalt lehnte, in ihren Rebozo eingehüllt, daß kaum die bligenden Augen sichtbar blieben, noch an dem Thorpfeller.

Der Mayer Domo war anfangs einmal hinan getreten und frug sie, was sie da zu thun habe ohne eine weitere Antwort hielt sie ihm aber die in Mexico wohlbekannten Papierstreifen, die kleinen Lose, die zu einem Medio und Real über all an den Straßenecken verkauft werden, entgegen, und brummend und schimpfend zog er sich zurück, daß das „Gesindel“ sich sogar bis an die Schwelle seines Hauses wage. Verbieten konnte er es aber nicht, denn der Handel mit diesen Lossen war auf der Straße freigegeben, und so lange die Händler nicht den inneren Raum betraten, mußte er sie gewähren lassen.

Es ging schon stark auf zehn Uhr, und in der letzten halben Stunde trafen nur einzelne Gäste, und selbst diese in langen Zwischenräumen, ein. Er konnte nicht mehr kommen und ihr ganzes geduldiges Harren war vergebens gewesen — und doch — hatte sie es nicht Geronimo ver-

prochen? war es nicht für die Kaiserin, die sich so mild und freundlich der Armen annahm und von der unteren Volksklasse in Mexico wirklich vergöttert wurde, während die vornehmen Damen dagegen behaupteten, daß sie stolz und hochmüthig wäre? — Sie hatten vielleicht Beide Recht, und in ihren Kreisen mochte sich Charlotte als Kaiserin fühlen und benehmen, aber den Armen blieb sie trotzdem eine Mutter, und wo sie helfen konnte, wo sie von Leid und Jammer hörte, den sie zu lindern vermochte, that sie es gewiß.

Jetzt kam noch ein einzelner Herr die Straße herab — er trug einen nicht sehr langen dunkeln Mantel, den er nach Art der Serapen über die Schulter geschlagen hatte. Vor dem Haus brannten zwei helle Laternen, dort hielt er, warf den Mantel zurück und sah nach seiner Uhr. — Die an dem Haus lehrende Frauengestalt schien er gar nicht bemerkt zu haben.

„Caramba,“ murmelte er dabei — „es ist ja schon recht spät geworden!“ und die Uhr wieder einsteckend, wollte er eben das Haus betreten, als Mercedes ihren Arm nach ihm ausstreckte, ohne jedoch den Rebozo zu lüften. Sie hatte ihn erkannt, er aber brauchte nicht zu wissen,

wer ihm den Brief zu so sonderbarer Zeit und an diesem Platz gegeben.

„Señor!“

Mauricio warf den Kopf herum und bemerkte jetzt erst das Mädchen, das ihm in derselben Hand, in der sie noch die Lotterielose hielt, den Brief entgegenreichen wollte.

„No muchacha,“ sagte er aber kopfschüttelnd, denn er bemerkte nur die in Streifen geschnittenen Lose — „ich spiele nicht in der Lotterie,“ und damit wollte er vorüber und hatte die Schwelle schon betreten.

„Ein Brief — Don Mauricio,“ rief da Mercedes, in der Angst, daß er ihr entgehen könne.

„Santisima,“ sagte Mauricio, indem er stehen blieb und sich bei Nennung seines Namens umdrehte — „kennst Du mich? Wer bist Du?“

„Que importe,“ sagte Mercedes schen zurückweichend, aber ihre ausgestreckten Finger hielten ihm jetzt den Brief deutlich vor, so daß er ihn sehen mußte.

„Für mich?“ sagte er erstaunt, indem er aber doch das Papier nahm — „und von wem?“

„Er ist wichtig — lest ihn,“ sagte aber das junge Mädchen, und jetzt, da sie ihre Pflicht erfüllt,

wich sie auch scheu in den Schatten der Straße zurück und war im nächsten Augenblick in deren Dunkel verschwunden.

Mauricio hielt für einen Moment das Papier unschlüssig in der Hand. Von wem konnte es sein? Doch hier war kein Platz, um es zu lesen — oben fand sich vielleicht bessere Gelegenheit, und er durfte jetzt auch nicht länger säumen. So das Papier in der Brusttasche bergend, trat er in das Haus, stäubte sich dort die Stiefeln ein wenig mit dem Tuch ab und stieg dann die Treppe zu den erleuchteten Räumen hinan.

Wie er nun den Saal betrat, traf er auf Silvestre, der mit fieberhaft glühenden Wangen auf ihn zukam und seinen Arm ergriff. Es war augenscheinlich, er hatte getrunken und befand sich schon in einer fast übermüthigen Weinlaune. Mauricio nahm seinen Arm, und ihn ein klein wenig bei Seite führend, flüsterte er ihm in's Ohr:

„Aber amigo — Du hast der Flasche zu früh zugesprochen — nimm Dich zusammen, Du machst sonst dumme Streiche. Was sollen die Fremden von uns denken?“

„Die Fremden, Mauricio?“ sagte Silvestre,

und sein Auge bligte dabei von einem unheimlichen Feuer — „die Fremden? „caracho hombre — die Fremden?“ und er knirschte dabei die Zähne zusammen und ballte fast krampfhaft beide Fäuste.

„Silvestre! Silvestre!“ bat Mauricio — „was hast Du nur? Komm, geh nach Hause und leg' Dich zu Bett; Du bist hier in der Gesellschaft Nichts mehr nütz und kannst nur selber in Verlegenheit gerathen, wie solche unserm Wirth bereiten.“

„Glaubst Du, daß ich trunken bin?“ sagte Silvestre finster, „ein einziges Glas Wein hab' ich genommen, mehr nicht.“

„Aber Du kochst und glühst, und Deine Augen sind roth unterlaufen. Geh fort, Silvestre, was Du auch hast, Du passdest nicht in die Gesellschaft fröhlicher Menschen.“

„Du hast Recht, Mauricio,“ sagte der junge Mann — „ja ich will fortgehen, aber beim Teufel, sie sollen mich wieder zurückwünschen, denn daß ich ihnen da draußen die Hölle warm mache, darauf dürfen sie sich verlassen.“

„Was hast Du vor?“ flüsterte der Freund, aufmerksam werdend.

„Komm mit!“ sagte Silvestre leise — „sollen

wir bulden, daß dies übermüthige Franzosenvoll hier den Herrn in unserem eigenen Lande spielt — Krieg bis an's Messer von morgen an — Komm mit."

"Und wohin gehst Du?"

"Zu den Liberalen."

"Bist Du wahnsinnig?" rief Mauricio bestürzt aus — „zu dem Indianer?"

"Hol' ihn der Böse! was kümmert der mich, auf eigene Hand führe ich meinen Krieg, und daß ich in wenigen Wochen ein paar hundert wilde Burschen um mich habe, darauf kannst Du Dich verlassen."

"Bah, Unsinn," sagte der Freund — „und was richtest Du damit aus? — gar nichts, als daß Du vielleicht ein paar arme Teufel todtschlägst."

"Jeder zählt," lachte Silvestre still und unheimlich vor sich hin.

"Aber was ist nur vorgefallen? verdient denn Jnez, daß Du Dich ihr ethalben so verzweifelt anstellst."

"Jnez," sagte Silvestre verächtlich — „was kümmert sie mich — sie ist lang vergessen, aber jede Blume, die in unserem schönen Lande blüht, wollen sie brechen, und ihr Uebermuth kennt keine Grenzen mehr."

„Ist etwas Neues vorgefallen?“ lächelte Mauricio, der sich wohl denken konnte, was den Freund so aufgeregt.

Silvestre wandte den Kopf zurück nach dem Saal, wo sich jetzt die Paare zum neuen Tanz wieder anstellten. „Siehst Du dort jenes reizende Wesen in dem hellblauen Seidenkleid mit den funkelnden Augen und dem Vorkopf? Ricarda San Blas. Sie ist die Perle des Abends, und schau' wie das französische Gefindel sie umschwärmt und wie lieb und freundlich sie mit ihnen plaudert. Verdamnte Kokette,“ knirschte er zwischen den Zähnen durch, „ist es denn nicht zum Rasendwerden, wenn wir sehen müssen, wie diese französischen Schufte draußen im Feld unsere jungen Leute erschlagen und mit ihren Kanonen zusammenschießen, während sie hier in der Stadt die Köpfe der Mädchen verdrehen und dabei noch mit Stolz und Verachtung auf uns herabsehen?“

„Aber die jungen Damen unterstützen sie dabei.“ —

„Leichtsinniges, Charakterloses Volk! — aber wir wollen den jungen Herren etwas Anderes zu thun geben. Komm mit, Mauricio — laß sich die Alten unter das Joch beugen, wir Jun-

gen wollen diesen Fremden zeigen, daß wir noch Mark und Sehnen haben, um ihnen die Spitze zu bieten."

Mauricio schüttelte mit dem Kopf. „Du gehst da auf ein ganz wahnsinniges Unternehmen aus," sagte er, „und stürzest Dich nur in Gefahr ohne Aussicht auf den geringsten Gewinn oder Erfolg — das ist thöricht."

„Und Du hier legst die Hände in den Schooß?"

„Quien sabe," sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln und Achselzucken Mauricio — „aber Du mußt mich jetzt entschuldigen; ich bin überdies zu spät gekommen und schäme mich fast mich der Señora vorzustellen — Gehst Du nach Hause?"

„Ich habe Dir gesagt, wohin ich gehe, Mauricio. Hast Du den Muth mir zu folgen?"

„Den Muth vielleicht," lachte Lucido, „aber keine besondere Neigung. Sei nicht thöricht, und überleg' Dir die Sache erst; hast Du aber Lust zu einem abenteuerlichen Leben, wobei Du Deinem Verlangen ebenfalls Genüge thun kannst, dann komm morgen Früh zu mir und ich mache Dir vielleicht einen Vorschlag, der Dir behagt. Ich habe ein Spiel entdeckt, bei dem man immer gewinnen muß."

„Du gehst wohl mit Deinem Italiener in

Compagnie?" fragte Silvestre verächtlich — „ich will Nichts damit zu thun haben.“

„Komm nur zu mir,“ lachte Mauricio — „ich garantire Dir, daß es Dir gefällt.“

Er reichte Silvestre die Hand, aber dieser nahm sie nicht — sah auch wohl kaum die Bewegung, denn in seine düsteren Gedanken vertieft, drehte er sich um und schritt, selbst ohne Gutenacht-Gruß, nach der Garderobe hinüber, wo er Hut und Mantel nahm und dann das Haus verließ. Mauricio, leichtsinnig in den Tag hineinlebend, mit keiner Sorge als solche, die ihn selbst betraf, mit keinem Gedanken, der nicht ihm allein und seinem Vergnügen gegolten hätte, hatte den Freund schon lange vergessen, denn die munteren Klänge der Musik tönten zu ihm herüber; die bunten Paare vor ihm schlangen sich durcheinander, und er fand es nicht einmal so leicht, in den fast überfüllten Saal einzubringen, um sich nur erst einmal dem Señor und der Frau vom Hause vorzustellen. Dann trat er in eins der Nebenzimmer, wo er auch bald verschiedene Bekannte traf.

Das Gespräch hier drehte sich aber fast einzig und allein um die wunderliebliche Fremde, die Nichts vom Haus, die Alle bezaubert zu haben

schien. Wirklich einstimmig erklärten Alle wenigstens, sie hätten noch nie ein lieblicheres, versüßterisches Wesen, gleichviel von welchem Lande sie auch stamme, gesehen, so daß Mauricio zuletzt selber neugierig wurde, sie in der Nähe zu betrachten.

An einem der Whisttische saß sein Vater, robberte aber mit einem der anderen Herren aus und stand jetzt auf, um am Buffet ein Glas zu trinken, als er den Sohn bemerkte:

„Ah, Mauricio, wo bist Du so lange geblieben? — ich glaubte schon gar nicht mehr, daß Du noch kämest —“

„Ich konnte nicht eher, Vater —“

„Um so viel lieber ist es mir, daß Du jetzt da bist — höre, Mauricio,“ fuhr er fort, indem er seinen Arm ergriff und ihn etwas bei Seite führte — „hast Du schon Ricarda, Robriguez' Nichte, gesprochen?“

„Noch nicht, Vater, aber die ganze Gesellschaft scheint sich nur von ihr zu unterhalten; es muß ein kleines Wunder sein, diese Schöne.“

„Wenn ich in Deinen Jahren wäre,“ sagte der Vater, „so wüßte ich, was ich thäte. Der alte San Blas ist enorm reich und einer der angesehensten Leute in Mazatlan und die Tochter

wirklich entzückend. Sei gescheidt, mein Junge — meinen Segen hast Du und die Mutter würde glücklich darüber sein."

"Veremos, Papa," sagte Mauricio, aber ziemlich ruhig — „vielleicht blendet sie nur ohne innere Wärme; jedenfalls werde ich mir aber das kleine Wunder ein wenig betrachten und mich so liebenswürdig als möglich dabei zeigen."

"Wenn Du Vernunft annimmst, so thust Du das — es wird überhaupt Zeit, daß Du Dein wildes Leben aufgiehst; Du könntest Dir jetzt die Hörner ein wenig abgelaufen haben."

"Ich bin noch eben dabei, Vater," lachte Mauricio, „aber, wie gesagt, ich habe den besten Willen, wenigstens einmal zu sehen und zu prüfen. Es ist doch die junge Dame in himmelblauer Seide?"

"Suche die auf, die Dir am besten gefällt, und Du triffst die Rechte," sagte Señor Lucido, der selber ganz bezaubert von dem Mädchen schien, und Mauricio, still vor sich hinlächelnd, schritt nach dem Saal hinüber. In dem Moment aber fiel ihm der Brief ein, den er unten am Haus in so geheimnißvoller Weise erhalten hatte. Von wem konnte er sein? und was konnte darin stehen?

Die Neugierde plagte ihn — hatte die Trägerin nicht gesagt: leß ihn — er ist wichtig, und wo waren denn seine Gedanken gewesen, daß er es bis jetzt versäumt? Er schritt in eins der hell erleuchteten Seitengemäcker, nahm den auf grobes Papier geschriebenen Brief heraus, öffnete ihn und las:

„Sei um zehn Uhr morgen Früh spätestens an den Penuelos — ein reicher Fang erwartet uns. — Dein Italiener fährt mit der Diligence und schafft, wie ich aus sicherer Quelle weiß, tausend Unzen nach Cuernavaca. Die Escolta auf der Guarda ist schon benachrichtigt, aber ich habe Sorge getragen, daß sie uns nicht belästigt. — Du mußt kommen — die Freunde sind alle auf einer andern Expedition und ich kann nur vier Mann hier aufstreiben. Das ist zu wenig. An Rodolfo habe ich ebenfalls einen Boten gesandt. Komm! Frische Pferde sind eingestellt; gewisse Rache und Gold erwartet uns.
Dein G.“

„Caramba,“ murmelte der junge Mann leise vor sich hin, indem er nach seiner Uhr sah — es war gerade elf Uhr — „da hätt’ ich ja verwünscht wenig Zeit und eigentlich paßt es mir heute

nicht — aber Solfinto“ — und bei dem Namen zogen sich seine Brauen finster zusammen und seine Zähne rieben sich übereinander. — „Caracho, so günstig findet sich die Gelegenheit nicht wieder — elf Uhr? ach was — zwei volle Stunden bleiben mir noch immer —“ und den Brief in die Brusttasche zurückschiebend, trat er hinein in den großen Saal.

Er brauchte dort nicht lange nach der Helbin des Abends zu suchen, denn gerade während einer Pause sah er, daß sie von einer Menge junger Herren, meistens Officiere, umflattert wurde, und hörte eben, als er vorüberschritt, wie sich ein paar allerliebste kleine Französinen sehr entschieden über das „coquette Frauentzimmer“ aussprachen, das sich in wahrhaft unschicklicher Weise von den Herren den Hof machen ließ, und sie nur immer durch ihr lautes, unpassendes Lachen anzulocken suche.

Arme Geschöpfe! es half ihnen Nichts; Ricarda war einmal heute die Königin des Abends und blieb es, und wahrlich ohne eigene Schuld, so weit es nämlich ihr Benehmen betraf. Wieder und wieder zog sie sich zurück, um den ihr selber lästig werdenden Auszeichnungen zu entgehen — doch umsonst, und mit ihrem überhaupt heitern

Gemüth setzte sie sich auch endlich darüber hinweg, und fügte sich eben in das Unvermeidliche.

Mauricio näherte sich ihr, und wie er selber die Schönheit weniger, als die liebliche Anmuth des jungen Mädchens bewunderte, kamen ihm doch auch wieder die Züge so bekannt vor, als ob er ihr schon irgendwo einmal begegnet sein müßte. Aber er konnte und konnte sich nicht besinnen wo, und doch war das wahrlich kein Gesicht, das man so leicht wieder hätte vergessen können. Diese Augen und den eigenthümlich lieblichen Zug um den Mund mußte er schon einmal gesehen haben, doch wo in aller Welt konnte das nur gewesen sein?

Jetzt begegneten sich ihre Augen, aber Ricarda's Blick glitt ruhig an dem seinigen vorüber — sie kannte ihn nicht — erinnerte sich nicht an jene Züge oder würde doch sonst jedenfalls länger bei ihnen verweilt haben. Er mußte sich also irren, und sonderbar nur, daß dies ganz außergewöhnliche Wesen solch' unklare Erinnerungen in ihm wachrief.

Die Musik rief wieder zum Tanze und er suchte sich jetzt dem schönen Mädchen zu nahen, aber dazu hätte er freilich früher kommen müssen, denn sie war — wie sie ihm freundlich, aber

bestimmt versicherte — auf alle Tänze versagt, und Mauricio, eigentlich auch mit anderen Dingen im Kopf, als ein schönes Mädchen heute zu umschwärmen, zog sich aus dem Tanzsalon in das Spielzimmer zurück. Er war noch unschläffig, ob er nicht lieber gleich dem Brief Folge leisten sollte, aber das Spiel lockte ihn doch auch wieder. Dem konnte er nicht so leicht widerstehen, und er schlenderte eine Weile zwischen den verschiedenen Tischen umher, wo übrigens noch keine Hazardspiele vorgenommen waren. Das geschah bei solchen Gesellschaften erst dann, wenn sich die Damen anfangen zurückzuziehen, und jetzt waren sie noch alle voll Leben und Bewegung.

Mauricio ließ es aber keine Ruhe; der alte Spielteufel erwachte in ihm, ein paar Freunde hatte er bald gefunden, die sich betheiligten, und einen der kleinen Tische in Beschlag nehmend, ließ er sich daran nieder, zog seine Handschuhe ab, die er neben sich auf den Tisch legte, und eröffnete eine kleine Bank. Wenn er sich pünktlich um ein Uhr zurückzog, konnte er den ihm von Geronimo bestimmten Sammelplatz noch immer zeitig genug erreichen.

Im Tanzsaal war es indessen so heiß geworden, daß Señora Rodriguez Ordre gab, den

Tanz selber für kurze Zeit zu unterbrechen und indessen ein wenig den Raum zu lüften, indem man bei geöffneten Thüren und Fenstern auf etwa eine Viertelstunde den vollen Zug hindurchließ. Die sehr leicht gekleideten und erhitzten Tänzer mußten ihn indeß natürlich räumen und sich in die anderen Zimmer zerstreuen, und Ricarda, ihres Onkels Arm nehmend, um nicht von einem der anderen Herren dazu aufgefordert zu werden, schritt mit ihm in die Spielzimmer hinüber, wo sich die Herren an ihren Tischen durch den neuen und plötzlichen Zuwachs der Gesellschaft nicht stören ließen.

„Sieh nur, Onkel, wie ernsthaft diese würdigen Señores da ihr Spiel treiben,“ lächelte das junge Mädchen, als sie eine Weile zwischen den verschiedenen Tischen gestanden hatten, „und wie bedächtig sie die bunten Kartenblätter auf den Tisch legen, als ob Leben und Sterben davon abhinge. Es ist doch ein wunderliches Ding um das Kartenspiel, und ich habe nie begreifen können, wie sich ihm vernünftige Menschen mit solcher Leidenschaft hingeben mögen. Spielst Du auch Karten?“

„Zuweilen, Ricarda, aber nie Hazard.“

„Was ist das, Onkel?“

„Hazardspiele sind solche, wo gar nichts auf Geschicklichkeit oder Berechnung, sondern Alles nur auf gutes Glück ankommt, und man daher, wenn hoch gesetzt wird, in wenigen Stunden, ja Minuten fast, ein Vermögen gewinnen oder verlieren kann.“

„Und nennt Ihr das ein Spiel? Ist das nicht furchtbarer Ernst?“

„Manchmal allerdings, mein Herz —“

„Aber wenn Jemand nun einem Andern in ein paar Minuten, wie Du sagst, sein ganzes Vermögen abnimmt, behält er es denn auch?“ fragte das junge Mädchen.

„Gewiß — sehe ich nicht mein Vermögen gegen das seine? Wer das nicht wagen will, der darf nicht spielen.“

„Und spielen die alten Herren hier auch in derselben Art?“ frug Ricarda und sah sich jetzt fast schüchtern in dem Kreis um.

„Nein, mein liebes Kind,“ lachte der Onkel — „das sind mehr unschuldige Spiele, wo man wohl eine oder ein paar Unzen den Abend verlieren kann, aber mehr doch nicht.“

„Aber auch gewinnen, nicht wahr?“

„Ei gewiß,“ lachte Señor Rodriguez, „sonst wäre es ja kein Spiel!“

„Und das andere Spiel, wie Du es nennst, treiben sie hier nicht?“

„Nein, Herz, jetzt noch nicht — vielleicht später — aber doch — an dem einen Tisch da drüben, glaube ich, daß Hazard gespielt wird. Die Ballgesellschaft hat sich wenigstens dort herumgedrängt.“

„Um ganze Vermögen?“ fragte Ricarda ängstlich.

„Nein, hier wohl nicht,“ lächelte Señor Rodriguez, „aber doch um größere Summen, als an den anderen Tischen.“

„Wenn ich es nur einmal sehen könnte!“

„Du würdest es doch nicht verstehen, aber wir wollen versuchen, ob wir zu dem Tisch dort gelangen können. Er steht freilich ziemlich gedrängt von Menschen.“

Der alte Herr führte seine Nichte dorthin, um vielleicht noch irgendwo einen freien Platz zu finden; so wie aber die jungen Herren bemerkten, daß sich Ricarda dem Tisch zu nahen wünsche, gaben sie augenblicklich Raum, und die junge Dame konnte somit an der Seite ihres Onkels dicht hinter den Bankhaltenden treten, und dadurch den ganzen Tisch und das Spiel vollkommen übersehen.

„Und warum setzen sie so viel Geld auf die

einzelnen Karten, Onkel?" flüsterte sie jetzt Robriquez zu, denn es wurde ihr fast wie unheimlich in der Nähe dieser schweigsamen und doch so aufmerksamen Spieler.

"Sie versuchen, ob ihre Karte gewinnt," sagte der Onkel leise zurück. "Stiehst Du, die Karten, die dieser Herr, der jetzt Bankhalter ist, in der Hand hält, werden einzeln oben abgenommen und eine auf die linke, eine auf die rechte Seite gelegt. Fällt die Karte nun, die Jene mit Geld besetzt haben, links von dem Spieler, so —" er hielt erschreckt inne, denn Ricarda an seiner Seite kniete in die Kniee, ja wäre fast zu Boden gesunken, und als er rasch ihren Arm fest in dem seinigen hielt und sein Auge ihr zuwandte, sah er, daß sie todtensbleich geworden war.

Ein junger belgischer Officier, der neben ihr stand, und eigentlich den ganzen Abend neben ihr gestanden hatte, sprang rasch nach einem Glas Wasser, und die Nichtspieler geriethen in Bewegung. Die Spieler selber aber nahmen keine Notiz davon, denn die Karten waren gerade hoch besetzt, und in diesem Moment durfte das Spiel natürlich nicht unterbrochen werden.

Ricarda aber war kein Charakter, der so rasch einer augenblicklichen Schwäche unterlegen wäre.

„Was ist Dir, Herz?“ frug sie der alte Herr besorgt, indem er mit ihr einen Schritt von dem Spieltisch zurücktrat. — „fühlst Du Dich unwohl?“

„Nein, Onkel,“ sagte sie lächelnd, aber sie sah noch immer sehr blaß dabei aus, „ich weiß nur nicht, was es plötzlich war — vielleicht die veränderte Luft. Ich glaube, es ist schon vollständig vorüber.“

„Du hast alle Farbe verloren.“

„Das thu' ich rasch,“ lächelte das junge Mädchen, „aber das hat Nichts zu sagen, denn sie kommt eben so schnell wieder.“

„Schöröta,“ sagte in diesem Augenblick der junge Officier, der mit dem Glas Wasser kam und glücklich war, ihr einen Dienst erweisen zu können. Sie nahm es leise dankend, trank Etwas davon und gab es zurück. Der junge Mann aber, der sich genau gemerkt, wo sie die Lippen angefaßt hatte, ging mit dem Glas zur Seite, und es an derselben Stelle an den Mund setzend, sog er es aus, als ob es der prachtvollste Tokayer gewesen wäre.

„Wollen wir zurück in den Tanzsaal, Riccardo?“ frug der Onkel — „die kühle Luft bort wird Dir gut thun.“

„Ja,“ sagte Ricarda nach kurzem Ueberlegen — „für einen Moment, wenn Du mir versprichst, mich wieder hierher zurückzuführen. Das Spiel interessirt mich so — ich habe etwas Aehnliches noch nie gesehen. Wie heißt es?“

„Monte! Wird es bei Euch im Hause nicht gespielt?“

„Nie — Vater würde es nicht leiden — nur was sie Whist nennen.“

Sie waren unterdessen in den Saal zurückgeschritten, durch den jetzt die Abendluft kalt und frisch hindurchstrich, und Ricarda hatte sich in der That rasch und vollkommen wieder erholt, aber lange durften sie sich auch hier in dem Zug nicht aufhalten, und das junge Mädchen drängte jetzt selber merkwürdigerweise in das Spielzimmer zurück.

„Onkel,“ flüsterte sie dabei, indem sie, schelmisch lächelnd, zu ihm aufsaß — „bist Du mir böse, wenn ich eine recht tolle Bitte an Dich richte?“

„Eine tolle Bitte, Herz?“ lachte dieser. „Du machst ja eine schöne Vorrede und weist doch, daß ich Dir Nichts abschlagen kann.“

„Gewiß nicht?“

„Du wirst schon Nichts bitten, was ich Dir nicht gewähren könnte.“

„Ich weiß doch nicht,“ sagte Ricarda kopfschüttelnd — „denke einmal auf etwas recht Tolles — Unmögliches!“

„Aber Herz, das ist mir eben nicht möglich. Was hast Du Dir denn in Deinem kleinen Köpfchen ausgeheckt?“

„Ich möchte einmal spielen.“

„Bist Du närrisch, Kind? Monte?“

„Ja, Onkel.“

„Aber Ricarda, wie kommst Du darauf?“

„Ich habe es Dir vorhergesagt, daß es eine tolle Bitte wäre, aber Du wolltest es mir nicht glauben.“

„Und zwischen all' den Herren — was werden sie von Dir denken!“

„Dürfen Damen nicht spielen?“

„Sie dürfen schon, Herz, und thun es auch nur zu häufig — aber dann doch mehr untereinander, und Du hier ganz allein!“

„Und bist Du nicht bei mir, Onkelchen?“

Señor Rodriguez war es nicht ganz recht; die Kleine spielte aber schon so den Herrn im Hause, und dabei in so liebenswürdiger, unwiderstehlicher Weise, daß sich ein Abschlagen irgend einer Sache, — die sie verlangte — und wie bescheiden hatte sie sich darin immer gezeigt

— gar nicht denken ließ. — „Wenn Du denn absolut willst,“ lächelte er, „aber lange doch gewiß nicht?“

„Nur einen einzigen Satz.“

„Gut, dann komm — aber die Herren werden Augen machen. Hast Du Geld bei Dir?“

„Nicht einen claco, Onkel,“ sagte das junge Mädchen so treuherzig, daß der alte Herr laut aufschrie, aber dabei griff er in die Tasche und sagte, indem er eine halbe Unze herausnahm:

„Damen dürfen natürlich nur Gold setzen; aber,“ fügte er warnend hinzu, „glaube ja nicht, daß die Herren im Spiel so galant sind wie beim Tanz. Du wirst Deine halbe Unze jedenfalls verlieren.“

„Und doch nicht ärmer sein als vorher, Onkelchen,“ lachte Nicarda — aber das Lachen klang nicht mehr so ungezwungen als früher. Wieder wollte der Onkel sie direct an den Tisch führen, aber sie zog ihn jetzt selber hinüber zur andern Seite, so daß sie rechts vom Bankhaltenden ihre Karte besetzen konnte, und rasch gaben ihr die Herren dort auf's Neue Raum, erstaunten aber allerdings nicht wenig, als sie die halbe Unze, die sie noch immer zwischen den Fingern hielt, vor sich auf den Tisch legte.

„Caramba Señorita!“ rief Mauricio erstaunt aus, als er die Dame in dem hellblauen Seidenkleide neben sich sah, „wollen Sie Ihr Glück versuchen, dann bin ich freilich verloren, denn Schönheit gewinnt immer.“

„Ich weiß das doch nicht,“ lächelte Ricarda, und jetzt hatte fast jeder Blutstropfen ihre Wangen verlassen, was man aber natürlich dem etwas ungewöhnlichen Entschluß zuschrieb — „manchmal verliert sie auch — sucht es aber dann stets wieder zu gewinnen.“

„Das Herz, nicht wahr?“ lachte Mauricio — „aber auf welche Karte wollen Sie setzen?“

„Ich kenne die Karten nicht,“ sagte das junge Mädchen, aber so leise, daß man kaum die Worte verstand — „auf die bunte da — auf den Reiter.“

„Die halbe Unze?“

„Ja — aber nicht gegen anderes Gold.“

„Nicht gegen anderes Gold?“ rief Mauricio erstaunt.

„Aber das ist Spielregel, liebes Kind,“ sagte Rodriguez, der neben ihr stand.

„Und kann ich nicht gegen etwas Anderes setzen?“

„Aber gegen was, Herz?“

Ricarda schwieg einen Moment, — sie wollte reden, aber es war, als ob ihr die Worte in der Kehle stecken blieben. Sie mußte sich ordentlich gewaltsam sammeln — das dauerte jedoch nicht lange, und mit fester, deutlicher Stimme, während ihr Blick an dem Antlitz Mauricio's hing, sagte sie:

„Gegen den Ring mit dem Smaragd da, den der Señor an seinem kleinen Finger trägt.“

Als ob alles Blut aus seinen Adern gewichen wäre, saß Mauricio in dem Augenblick, und seine Blicke hingen an den Zügen der Jungfrau.

Jetzt kannte er sie — das war das Mädchen aus der Diligencia, die er aber damals nur mit dem Rebozo über Kopf und Haar geschlagen, und im einfach dunkeln Kleid gesehen, und jetzt natürlich in voller, strahlender Toilette nicht wieder erkannt hatte, und der Ring — die am Tisch Sitzenden fingen an sich im Kreis mit ihm zu drehen, die Karten tanzten vor ihm herum und in bunten Regenbogenstreifen flimmerte es ihm vor den Augen.

Ricarda hatte keinen Blick von ihm verwandt — und ein leises, tropiges Lächeln fast suchte um ihre Lippen. Nicht allein der Ring verrieth ihn, die Schußnarbe an der rechten Seite des

Kinnes, wo ihn die französische Revolverkugel gestreift, zeigte sich klar und deutlich, und glühte jetzt sogar, während das Gesicht erbleichte, wie in Purpurröthe.

„Nun Señor? was sagen Sie?“ wiederholte sie auch die Frage, während die Mitspielenden erstaunt den sonst so heitern und kaltblütigen Gefährten betrachteten. Rodriguez sah besonders fragend seine Nichte an, denn irgend ein Geheimniß mußte hier zu Grunde liegen. Mauricio aber, sich gewaltsam fassend, denn er fühlte daß seine Sicherheit, vielleicht sein Leben an seiner Ruhe hing, strich sich mit der rechten Hand — in der Linken umspannte er krampfhaft die Karten — über das Gesicht und sagte, freilich nur mit einem gezwungenen Lächeln:

„Wie sonderbar sich das trifft, Señorita, daß Sie gerade den Ring verlangen. Im Spiel habe ich ihn gewonnen, im Spiel hoffe ich ihn jetzt wieder an Sie zu verlieren, denn in schönere Hände könnte ich ihn doch nicht legen.“

„Vamonos — vamonos!“ drängten aber jetzt die Mitspieler, die alle, und zwar ziemlich hoch, mit auf die Karte gesetzt hatten, auf welcher der Ring stand — Mauricio sah es gar nicht — nur mechanisch zog er die Blätter ab, herüber

und hinüber*) — das flimmerte und flammte vor seinen Augen, und als der Reiter kam, rief er mit einem aus tiefer Brust kommenden Seufzer aus:

„Sie haben gewonnen, hier ist der Ring —“

„Halt, Caramba!“ rief aber ein ältlicher Herr, der, ohne Galanterie, dagegen gesetzt hatte. „Der Reiter liegt links — ich habe gewonnen und bitte mir meine Unze aus, denn rechts liegt das Kz.“

„Ist das gewonnen oder verloren?“ frug Ricarda mit einem Blick zu ihrem Nachbar.

„Sie haben leider verloren, Señorita,“ sagte dieser.

Ricarda schob das Geldstück hinüber, und ihres Onkels Arm ergreifend, zog sie ihn in scheuer, drängender Hast aus dem Zimmer hinaus.

Mauricio folgte ihr mit den Blicken, aber Andere drängten jetzt zum Tisch und versperrten ihm die Aussicht, und die eigentlichen Spieler, die den kleinen Zwischenfall kaum beachtet hatten, preßten den Banquier auch, jetzt das Spiel weiter zu verfolgen. Was kümmerte sie

*) „Monte“ ist ein Spiel mit spanischen Karten, ähnlich wie „Landsknecht“, nur daß zum Sehen oder Pointiren vier statt zwei Karten ausgelegt werden.

die junge Dame, und wenn sie noch hübscher gewesen wäre! Hier auf dem Tische klimperte das Gold, und das übertäubte jedes andere Gefühl in ihren Herzen.

„Aber nun sage mir um Gottes willen, Kind,“ frug Señor Rodriguez, wie sie nur das Spielzimmer hinter sich hatten, „was war das? was hat das für eine Bewandniß mit dem Ring? Lucido wurde todtbleich, als Du ihn als Einsatz verlangtest.“

„Das ist der Bube, Onkel!“ rief aber jetzt Ricarda, wenn auch mit unterdrückter Stimme, „der uns damals in der Diligencia beraubte und mir den Ring abforderte; derselbe auch, der die beiden französischen Officiere meuchlings aus dem Hinterhalt, wie ein feiger Mörder, erschossen hat.“

„Ricarda!“ rief Rodriguez entsetzt — „Kind! Du irrst Dich — es ist Mauricio Lucido — des reichen Lucido Sohn, und Erbe von wenigstens einer halben Million.“

„Und wenn er der Erbe Mexicos wäre,“ rief Ricarda in kaum zurückgehaltener Aufregung — „das ist der Bube! Trägt er nicht an seinem Kinn deutlich genug und brennendroth die Narbe, wohin ihn der schon zum Tode verwundete fran-

jösische Officier mit seiner Revolverkugel traf? Und hast Du nicht gesehen, wie bleich, wie todtensbleich er wurde, als ich den Ring verlangte und er mich erkannte?"

„Das stimmt Alles,“ nickte Rodriguez, „und ähnliche Sachen sind allerdings vorgefallen — aber was können wir thun?"

„Was wir thun können?“ rief Ricarda heftig, indem sie seinen Arm losließ — „ihn verhaften — augenblicklich, wie er da noch sitzt, und ich trete als Zeugin, als Anklägerin gegen ihn auf.“

„Aber bester Schatz,“ rief Rodriguez erschrocken, „der alte Lucido ist mein intimer Freund, und den rührte vor Schreck und Kummer der Schlag.“

„Onkel,“ jagte Ricarda bitter — „und wenn es armer Leute Kind, wenn es ein Indianer wäre, würdest Du auch die Rücksicht auf ihn nehmen, und wenn seine Mutter wimmernd Dir zu Füßen läge? Ist es denn wahr, was die Fremden über unser Land sagen: daß die Reichen ungestraft Alles thun dürfen, während sie den unglücklichen Armen zum Sklaven halten?"

„Mein lieber kleiner Schatz,“ lächelte Rodri-

quez, sehr gern erbötig, das Gespräch nach einer andern Richtung hin zu wechseln — „ich habe gar nicht geglaubt, daß in Deinem kleinen Köpfchen auch Politik und Sorgen für das Gemeinwesen Platz hätten. Komm, laß uns zur Gesellschaft zurückgehen, und wenn Du Deiner Sache vollkommen sicher bist, so wollen wir morgen mit Freund Lucido bereden, was sich in der Sache thun läßt.“

„Und da drinnen sitzt der Bube mit meinem Ring am Finger,“ sagte Ricarda, die Perlenzähne fest und heftig zusammengebissen.

„Den muß er wieder herausgeben, das ist keine Frage,“ sagte Señor Rodriguez bestimmt — „mach' Dir deshalb keine Sorge; das werde ich schon vermitteln.“

„Wirklich?“ nickte Ricarda leise vor sich hin, und eine merkwürdige Veränderung war mit dem bisher so heitern, harmlosen jungen Wesen vorgegangen, aber sie äußerte gegen ihren Onkel kein Wort mehr. Sie kannte jetzt die Ansichten des alten Herrn, und so lieb sie ihn hatte, war sie doch fest entschlossen, diesmal ihren eigenen Weg zu gehen.

Wie sie nur den Saal betrat, sprangen drei junge Leute zugleich auf sie zu, um sie um den

nächsten Tanz zu bitten: der junge Belgier, Hauptmann van Peuwen, und zwei französische Officiere. Wächelud blieb sie stehen und sah einen der Herren nach dem andern forschend an; dann legte sie ihren Arm in den van Peuwen's, während sie sich gegen die Uebrigen leicht und schelmisch verbeugte, und — war ganz wieder das fröhliche, ausgelassene Kind von vorhin.

„Ach, Señorita,“ sagte da der Belgier, ein hübscher junger Bursch mit einem gar so guten Gesicht und klaren, treuherzigen Augen, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich Sie mich durch den mir eben bewiesenen Vorzug gemacht haben.“

„Wirklich?“

„Bis jetzt,“ fuhr der junge Mann fort, „habe ich in Mexico eine trostlose Zeit verlebt, aber seit den letzten acht Tagen — seit Sie wieder zurückgekehrt sind, ist es mir fast, als ob das alte Tenochtitlan noch einmal so freundlich und sonnig anofsähe. Bis jetzt hatte ich das Heimweh, und das ist jetzt vollständig und auf einmal curirt.“

„Und gehören auch Sie zu den gewöhnlichen Herren mit solchen Redensarten?“ sagte Ricarda fast traurig, „dann habe ich mich auch in Ihnen getäuscht.“

„Seh' ich so aus, Señorita?“ sagte van Leuwen treuherzig. „Sehen Sie mich an und sagen Sie mir dann selber, ob Sie mich einer solchen Schmeichelei für fähig halten. Ich wollte, Sie stellten mich einmal auf die Probe, ob ich auch so handle, wie ich es ausspreche.“

„Ich nehme Sie beim Wort,“ rief Ricarda rasch — „aber erst nach dem Tanz —“

„Sie werden mich dadurch recht glücklich machen.“

Der Tanz unterbrach für den Moment die Unterhaltung, aber der junge Hauptmann konnte die Zeit nicht erwarten, wo Ricarda zu ihm sprechen würde, und kaum zeigte sich der erste günstige Moment, so flüsterte er leise:

„Und was verlangen Sie von mir, Señorita?“

Ricarda sah einen Moment vor sich nieder. „Daß Sie —“ sagte sie endlich, „sich heute Abend gar nicht mehr um mich bekümmern.“

„Señorita!“ rief van Leuwen bestürzt aus.

„Kommen Sie — lassen Sie uns einen kurzen Spaziergang durch die nächsten Zimmer machen — mir wird so ängstlich hier zu Muthe und — ich habe Ihnen Etwas zu sagen,“ — und flüsternd fuhr sie fort, als sie kaum aus dem

Gedränge der Menschen waren: „Meine Forderung halte ich aufrecht, aber Sie sollen auch erfahren weshalb. Kennen Sie den Herrn, mit dem ich um den Ring spielte?“

„Ja — es ist der junge Lucido —“

„Wollen Sie ihn, wenn er das Haus verläßt, auf meine Anklage hin verhaften?“

„Señorita!“ sagte van Veuwen, der seinen Ohren kaum traute.

„Die Fremden sollen nicht sagen können,“ fuhr das junge Mädchen mit blühenden Augen fort, „daß der Sohn eines reichen Mannes ein Schurke sein darf, ohne in Mexico bestraft zu werden. Er gehörte zu den Straßenräubern, die uns auf dem Weg nach Cuernavaca überfielen und die beiden französischen Officiere tödteten. Er trägt nicht allein den Ring, den er mich zwang ihm zu überlassen — und ich hoffte damals, daß er ihn verrathen würde, sondern auch die Narbe der Kugel, die der zum Tod getroffene Officier auf ihn abschöß.“

„Sie sind Ihrer Sache gewiß?“

„Ich kann es bei der Hostie beschwören. Sahen Sie nicht, wie er erbleichte?“

„Und Sie wollen gegen ihn zeugen?“

„Bei der heiligen Jungfrau, das will ich —“
sagte Ricarda und ihr Auge bligte.

„Gut, dann ist aber auch keine Zeit mehr zu verlieren, denn weiß er daß er entlarvt ist, so hält er sich auch nicht lange mehr hier auf. Und wann sehe ich Sie wieder, Señorita?“

„Morgen Früh — bringen Sie mir Nachricht, und als Zeichen, daß Sie meinen Auftrag erfüllt, den kleinen Ring mit dem Smaragd, den der Bube nicht länger tragen darf. Lassen Sie uns jetzt in den Tanzsaal zurückgehen — ich habe Ihr Wort.“

„Sie dürfen auf mich bauen und morgen Früh bringe ich Ihnen, zum Zeichen, daß ich Ihren Befehl erfüllt, den Ring.“

Dem jungen Officier brannte jetzt selber der Boden unter den Füßen, aus Furcht, daß ihm seine Beute entgehen könne. Kaum hatte er aber Ricarda zu einem Sitz zurückgeleitet, so war sie schon wieder engagirt, und er selber jetzt frei, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Die französische Patrouille.

Van Neuwen's erster Weg war natürlich nach dem Spielzimmer, aber seine Furcht unbegründet gewesen — Mauricio Lucido hielt noch immer Bank und hätte das Spiel auch so rasch kaum verlassen können, ohne Verdacht zu erregen — aber er spielte zerstreut. Er fürchtete wohl für sich keine Gefahr, denn er konnte sich kaum denken, daß Rodriguez selber, auf Ricarda's Anklage hin, feindlich gegen ihn auftreten würde — es war sogar nicht einmal möglich — aber was wurde jetzt aus dem Plan, den sie morgen hatten? Durfte er es wagen, jetzt gerade, wo man ihn doch vielleicht beobachtete, wieder etwas Aehnliches zu unternehmen? oder gab er das lieber auf und wartete hier seine Zeit ab? und wenn

es trotzdem hier bekannt würde — Frauen können ja nun einmal den Mund nicht halten. Es war doch vielleicht besser, er traf mit Gerónimo zusammen und hielt sich dann lieber eine kurze Zeit von Mexico entfernt, bis hier Gras über das erste Gerücht gewachsen.

Seine Gedanken flogen herüber und hinüber, aber waren nicht mehr beim Spiel, so daß er einen Fehler über den andern machte und viel Geld verlor. Endlich stand er auf: „Señores,“ sagte er, „Sie müssen mich heute Abend entschuldigen — die Lust hier ist so schwül — vielleicht übernimmt Einer der anderen Herren für kurze Zeit die Bank, damit ich nur erst einen Spaziergang im Areen machen kann.“

Auf die Officiere, die sich dort herumbewegten, achtete er natürlich nicht; es waren Gäste wie er selber, und vor allen Dingen trat er zum Buffet, um sich dort ein Glas Xeres einzuschenken. Er füllte ein Wasserglas halb voll und leerte es auf einen Zug, denn er brauchte Etwas, um die erregten Nerven wieder zu beruhigen. Als er nach seiner Uhr sah, fehlten noch etwa zwanzig Minuten an ein Uhr, er hatte also vollkommen Zeit und brauchte sich gar nicht zu beeilen. Es war doch am Ende besser, er traf Ge-

ronimo, aber eigentlich hätte er seinen Vater davon in Kenntniß setzen müssen, wenn er „auf ein paar Tage“ von zu Hause wegblieb.

Señor Lucido kam gerade mit einem französischen General, der noch sehr schlecht spanisch sprach, gegen das Buffet zugeschritten und lachte herzlich über ein Mißverständniß, das eben durch eine Wortverwechslung des Franzosen entstanden war. — Mauricio ging auf ihn zu.

„Vater, es ist möglich, daß ich morgen ganz früh mit der Diligencia nach Puebla fahre — oder auch weiter — ich weiß es selber noch nicht.“

„Nach Puebla? und was willst Du dort?“

„Ich habe Lust, dort ein Grundstück zu kaufen.“

„In Puebla? wie kommst Du auf den Gedanken?“

„Sie sind jetzt sehr billig zu bekommen.“

„Das glaub' ich, aber es ist immer riskirt, denn die Geistlichkeit läßt keine Ruhe, und wenn Du das überhaupt wolltest, böte sich Dir hier in Mexico vielleicht der nämliche Vortheil.“

„Ich möchte die Gelegenheit dort wenigstens einmal ansehen und würde dann in einigen Tagen zurückkehren, um mich vorher mit Dir zu besprechen.“

„Gut — thu das — aber jetzt gerade denkst Du an's Reisen? Wie gefällt Dir Rodriguez' Nichte?“

„Das ist ein gefährliches Wesen,“ sagte Mauricio mit einem zweideutigen Lächeln.

„Aha?“ lachte sein Vater, mit keiner Ahnung, wie sein Sohn die Worte meinte, „habe ich es Dir nicht vorhergesagt?“

Mauricio nickte, aber er durfte sich jetzt nicht länger aufhalten, und mit einem „gute Nacht, Vater!“ verließ er das Gemach, nahm sich in dem Garderobezimmer seinen Hut und Mantel, und stieg die Treppe hinab.

Vor ihm gingen ein paar Officiere, ebenfalls mit ihren Mänteln, die also auch nach Hause wollten — was kümmerten ihn die. — An der Thür waren sie stehen geblieben und sprachen mit einander, und als er mit einem leichten „Buenas noches!“ vorüber wollte, redete ihn der Eine — sie hatten sich vorher französisch unterhalten — in spanischer Sprache an.

„Oh, Señor Lucido — ich hätte eine Bitte an Sie — wir gehen wohl ein Stück zusammen?“

„Señor?“ sagte Mauricio, indem er stehen blieb, aber zu seiner Verwunderung bemerkte, daß vier französische Soldaten vor der Thür des

Häuses standen; doch er dachte auch nicht weiter darüber nach, denn bei den vielen höheren Officieren, die sich oben befanden, war es ja möglich, daß sie eine Ordonnanz oder was sonst dort hielten — ihn kümmerte das ja außer dem nicht.

„Wir gehen langsam dabei die Straße hinab — welcher Richtung folgen Sie?“

Mauricio zögerte einen Moment mit der Antwort, aber er mußte doch jedenfalls erst noch einmal in seine eigene Wohnung, deutete deshalb schweigend die Richtung mit seiner Hand an, und während sich der Officier an seiner Seite hielt, frug er diesen: „Und was war es, das Sie von mir erbitten wollten?“

„Den kleinen Ring mit dem Smaragd, der der Señorita Ricarda San Blas gehört — ich bin von ihr beauftragt, ihn zurück zu fordern.“

„Caramba, Señor,“ lachte Mauricio — wie er aber den Kopf nach seinem Begleiter umwandte, sah er, daß ihnen die vier Soldaten auf den Fersen folgten und nicht etwa zufällig, sondern wirklich Schritt mit ihnen hielten, doch ahnte er noch immer keine Gefahr für sich selber und fuhr deshalb nach kurzer Unterbrechung fort: „Das ist ein eigenthümlicher Auftrag, und noch

dazu mitten in der Nacht. Woher weiß ich denn, ob der Ring früher der Señora wirklich gehört hat? — aber was thut das?“ brach er leicht hin ab, „einer Dame darf ein Herr nie einen Ring abschlagen, und wenn ich ihr damit gefällig sein kann, mit dem größten Vergnügen. Hier, Señor,“ sagte er dann, indem er den kleinen Ring nicht ohne Mühe vom Finger zog, „geben Sie ihn der Señorita und sagen Sie ihr, daß es mich unendlich glücklich mache, ihr ein vielleicht schon verloren gegebenes Eigenthum zurückerstatten zu können — Buenas noches!“ (gute Nacht) und mit einer artigen Verbeugung dem jungen Belgier den Ring überreichend, wollte er sich abwenden, als dieser aber mit der rechten Hand den Ring, mit der linken Mauricio's Handgelenk ergriff und ruhig sagte:

„Halt, Señor, einen Theil des gestohlenen Eigenthums haben Sie herausgegeben, aber der Rest bleibt noch zu erledigen. Ich verhafte Sie hier im Namen des Kaisers und auf Anklage der Doña Ricarda als gemeinen Straßenräuber und Mörder. Leisten Sie keinen Widerstand, Sie sind in unserer Gewalt.“

„In wessen Gewalt?“ rief Mauricio, indem

er gewaltsam seinen Arm frei zu bekommen suchte — „wer zum Teufel hat ein Recht —“

„In unserer Gewalt, Monsieur!“ rief aber jetzt einer der französischen Officiere, der ebenfalls hinzusprang — „hierher, Kameraden, faßt den Burschen, der zwei von unseren Officieren meuchlings ermordet und die Post beraubt hat. Stoßt ihm den Schädel mit den Kolben ein, wenn er sich nicht gutwillig giebt. Ihr könnt keinen Schaden thun, wer: hängen muß er doch!“

Mauricio sah im Nu, daß hier Widerstand vollkommen nutzlos war und seine Lage nur verschlimmern konnte. Das Beste war jedenfalls, ruhiges Blut zu bewahren, dann fanden sich auch schon Mittel und Wege, ihn aus dieser fatalen, wenn auch nicht gerade gefährlichen Lage zu befreien. Er, der Sohn einer der reichsten und angesehensten Familien in der Stadt — was konnte ihm überhaupt geschehen — und auf die Beschuldigung eines Mädchens hin — daß — den Ring hatte er im Spiel gewonnen — wer wollte ihm das Gegentheil beweisen, denn auf sein Gesicht konnte sie doch nicht schwören, das war maskirt gewesen.

„Señores,“ sagte er deshalb, indem er sich ruhig in die Gewalt der Soldaten gab, „es ist

jedenfalls eine eigenthümliche Sache, einen Caballero zu verhaften, mit dem man eben aus einer Gesellschaft nach Hause geht. Sie hätten sich doch vorher vergewissern sollen, ob einer solchen Ausnahmemaßregel nicht vielleicht ein Irrthum zu Grunde lag, wie das hier der Fall ist. Jener Señorita ist der Ring vielleicht gestohlen worden, aber wenn Sie mich in dessen Besitz finden, ist damit nicht gesagt, daß ich ihn gestohlen haben muß — noch dazu ein Gegenstand," setzte er verächtlich hinzu, „den ich kaum aufheben würde, wenn ich ihn auf der Straße fände, ein Ring, der vielleicht zwei oder drei Pesos an Werth hat — es ist lächerlich."

„Habt Ihr ihm die Hände gebunden?" frug der französische Officier, ohne auf die Worte des Gefangenen auch nur zu achten.

„Alles fest, Capitän."

„Gut — dann vor allen Dingen mit ihm auf die Wache, und der Commandirende dort mag bestimmen, was mit ihm geschehen soll."

Mauricio sah keinen Ausweg und folgte geduldig — erschrak aber sichtlich, als auf der Wache der Befehl gegeben wurde, ihn zu durchsuchen. — Der Brief Gerónimo's — er hatte nicht an den Brief gedacht — wenn man den

bei ihm fand! — Es war zu spät — der Unterofficier, der ihn visitirte, machte nicht die geringsten Umstände — nahm ihm vor allen Dingen Uhr und Geld ab, was sorgsam gezählt und dem Commandanten übergeben wurde, und zog dann den Brief aus der Brusttasche, den einer der französischen Officiere nahm und damit zu einem Licht trat.

„Sapristi!“ rief er aber gleich darauf aus „ich glaube, das Schriftstück ist wichtig. Wer kennt einen Platz, der penuelos heißt?“

„Das ist die berühmte Stelle nach Cuernavaca zu, wo die Diligencen jetzt schon ein paar Mal angefallen worden sind,“ sagte van Neuwen.

„In der That? — wollen Sie ihn lesen?“

Der Wachcommandant nahm den Brief, und nachdem er ihn durchgesehen, frug er den Gefangenen streng:

„Wie kommen Sie zu dem Brief? und wissen Sie was er enthält?“

„Nein,“ sagte Mauricio ruhig — „ich fand ihn vor dem Hause des Señor Rodriguez auf der Erde liegen und steckte ihn in die Tasche, ohne weiter daran zu denken. Es wird nichts Wichtiges sein.“

„Sehr schön — Sie werden darüber morgen

nähere Auskunft geben müssen; bis dahin bleiben Sie unser Gefangener."

"Señor, ich bin der Sohn von Don Carlos Lucido de Vega."

"Und wenn Sie der Sohn von Montezuma wären — fort mit ihm, und daß er Euch nicht entwischt — ich glaube, wir haben einen guten Fang gethan."

Mauricio wurde abgeführt, die Officiere aber, zu denen sich van Leuwen gesellt hatte, beriethen indessen über den Brief, der allerdings deutlich genug auf ein beabsichtigtes Verbrechen hinwies. Es blieb nur die Frage, ob der Italiener Sol-finto wirklich morgen mit der Diligence oder unter besonderer Escorte nach Cuernavaca ging, und das erstere war in sofern wahrscheinlich, als in den letzten acht oder zehn Tagen kein einziger Raubanfall auf dieser Straße bekannt geworden, und zahlreiche Patrouillen sie auch begangen hatten. Der Einzige aber, der ihnen darüber Auskunft geben konnte, war der Marschall selber, und sollten sie ihn, eines solchen Verdachts wegen, mitten in der Nacht wecken? Morgen Früh aber war es zu spät, und van Leuwen erklärte, die Verantwortung auf sich nehmen zu wollen. Er hatte die Sache einmal be-

gonnen, er mußte sie jetzt auch durchführen. Zeigte sich der Verdacht, der durch den Brief erregt worden, begründet, so war das der stärkste und unwiderleglichste Beweis gegen den jungen Verbrecher, den dann auch die hohe Stellung seiner Familie nicht vor der gerechten Strafe schützen sollte.

Van Leuwen, von einem der französischen Officiere begleitet, ging direct zu Bazaine's Wohnung und fand dort allerdings Alles im tiefen Schlaf. Seit seiner Verheirathung hatte sich der Marshall nicht allein von den meisten Vergnügungen, sondern auch so viel als möglich von Geschäften zurückgezogen, und schien den Versuch zu machen, ob er nicht selbst in dem an allen Ecken revolutionirten Mexico ein idyllisches Leben führen könne. Es kostete auch einige Mühe, die Dienerschaft erstlich einmal munter zu bekommen und sie dann zu bewegen den Herrn zu wecken. Der Mayor Domo selbst mußte erst wach gerüttelt werden, aber die Uniformen setzten es doch durch. Die Herren Officiere würden sich nicht in die „Höhle des Löwen“ wagen, wenn sie nicht bringende Veranlassung dazu gehabt hätten, und mechten dann auch die Folgen selber tragen.

Der Marschall ließ übrigens nicht lange auf sich warten und hatte kaum Einsicht von dem Brief genommen, als er ausrief:

„Messieurs, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sich zu mir bemüht. Kennt Einer von den Herren die bezeichnete Stelle genau?“

„Ich kenne sie, Herr Marschall,“ sagte Leuwen, „und bin den Paß oft passirt.“

„Wer sind Sie?“

„Hauptmann van Leuwen in der belgischen Legion.“

„Können Sie sich einem Detachement anschließen?“

„Wenn der Herr Marschall mich bei dem Grafen Thun entschuldigen will.“

„Das werde ich gern übernehmen — die Sache ist zu wichtig, ich denke, wir kommen da einem gefährlichen Nest auf die Spur — gefährlich doppelt, da sie hier in der Stadt ihre Spione und solche Verbindungen und Helfershelfer haben. — Capitän Orsmond, nehmen Sie eine Patrouille von zwanzig Mann, das wird genügen und — wie weit ist der Paß von hier?“

„Etwa eine Legua hinter der Guarda — die Diligencia erreicht die Guarda um Mittag und

jene Stelle etwa um zwei Uhr oder etwas später.“

„Gut, dann lassen Sie gleich aufsitzen — wir dürfen keine Zeit versäumen — das Beste wird sein, Sie legen sich in den Hinterhalt, wenn Sie oben in die Berge kommen, bis die Dilligence vorüber ist, und folgen ihr dann mit aller Vorsicht. Brächen Sie morgen erst mit hellem Tag auf, so wissen wir nicht, was die Canaillen für Zeichen untereinander haben, mit Rauchsäulen und dergleichen. Es ist schon mehrere Male etwas Aehnliches bemerkt worden. — Wie Sie dann weiter agiren wollen, muß ich Ihnen selber überlassen, nur das beobachten Sie, lassen Sie keinen Reiter oder Fußgänger sich voraus, denn das Gesindel steckt Alles unter einer Decke. Betrachten Sie Jeden als Gefangenen, den Sie überholen oder der Ihnen voraus will.“

„Wir werden sie aber bei ihrer Arbeit überraschen müssen.“

„Unter jeder Bedingung — aber auch die mexicanische Guarda dort oben darf keine Ahnung von Ihrer Nähe haben — ich traue den Schuften eben so wenig. Am besten wäre es, wenn Sie den Platz umgingen; ich weiß nur nicht, ob das zu Pferd möglich ist, und selbst in dem

Fall müßten Sie Posten an den Straßen behalten, die Niemanden nach vorn lassen. Doch Sie werden ja sehen."

"Und was machen wir mit den Räubern, wenn sie in unsere Hände fallen sollten?"

"Hängen," sagte Bazaine lakonisch, „nur keine lange Gerichtspflege. Die Verantwortung nehme ich auf mich. Das sind ja, wie Sie mir selber sagen, die nämlichen Schufte, die Lieutenant St. Clair und Bremont erschossen haben, und mit denen keine Umstände."

"Unsere Soldaten werden sich nicht gern dazu verstehen, Herr Marshall, die Leute wirklich zu hängen — erschießen ist etwas Anderes."

"Dann schenken Sie dem Jüngsten das Leben, wenn er seine Kameraden selber hängt — dadurch treiben wir den auch aus der Nachbarschaft."

Es war nichts weiter mehr anzuordnen; das Andere mußte allerdings dem den Zug commandirenden Officier überlassen bleiben, und die jungen Officiere lehrten auf die Hauptwache zurück, um die eben erhaltenen Befehle ohne Säumen auszuführen.

Etwa um drei Uhr Morgens zog eine Cavalleriepatrouille langsam und im Schritt reitend durch die Stadt. Sie hatte übrig Zeit und es

lag nicht der geringste Grund vor, große Eile zu verrathen, was auch mögliche Späher vielleicht aufmerksam machen konnte. Draußen setzten sie sich etwas schärfer in Trab, aber durch das nächste Dorf ritten sie wieder Schritt, und ließen dann erst ihre Thiere bis zum Fuß der Anhöhen tüchtig ausgreifen. Sie begegneten dabei auch wohl überall kleinen Trupps von Indianern, die durch die Nacht marschirten, um früh am Morgen zum Markt in Mexico zu sein, auch einzelnen Maulthiertupps, die vom Süden heraufkamen, überholten aber keinen Reiter oder Fußgänger, und ließen dann, als der Tag dämmerte, und ihre Pferde am Zügel führend, um sie nicht zu sehr zu ermüden, den hier ziemlich steilen Hang empor.

Um sich dort aber in einen Hinterhalt zu legen, dazu war das ganze Terrain mit seinen offenen Flächen und Kuppen oder steilen, cactusbewachsenen Schluchten gar nicht geeignet, und Capitän Drémond, der Führer der Patrouille, ließ endlich, schon gar nicht mehr so weit von der Guarda entfernt, halten, um erst einmal zu berathen, was am besten zu thun sei, und dann jedenfalls die Dilligencia zu erwarten und vorüber zu lassen.

Dagegen opponirte Leuwen aber ganz entschieden, denn es sollte schon mehrmals vorgekommen sein, daß Helfershelfer der Straßenräuber mit eingeschrieben waren und ihren Platz in der Diligencia genommen hatten, um dort dann plöblich im entscheidenden Augenblick den Insassen ein paar gespannte Revolver auf den Leib zu halten und sie zu verhindern, Widerstand zu leisten. Es schien nicht wahrscheinlich, daß etwas Derartiges diesmal im Werk sei — der Brief deutete wenigstens Nichts davon an, aber doch gerathen, auch diese Vorsicht nicht außer Acht zu lassen.

Unmittelbar vor der Guarda zog sich der Weg links um den Hügelhang hin — den konnten sie rechts umgehen und sich dort außer Sicht halten, und nur einen Mann oben in dem Gebüsch über der Guarda postiren, der ihnen Kunde gab, wann die Passagiere, nachdem sie dort Mittag gemacht, wieder zum Einsteigen bereit wären. Wenn Sie dann dem Wagen in kurzer Entfernung und aus Sicht folgten, so konnten ihnen die Räuber, falls sie wirklich ihre Drohung wahr machten, gar nicht entgehen und sie kamen jedenfalls im entscheidenden Moment an Ort und Stelle.

Dem Vorschlag stimmte auch Orsmond nach einer kleinen Weile zu, und der Befehl zum Aufstehen sollte eben wieder gegeben werden, als hinter ihnen her, um die nächste Biegung der Straße, ein Reiter angetrabt kam und erst, als er die Soldaten erblickte, überrascht sein Pferd einzügelte und nicht zu wissen schien, ob er vorbeitreten oder umkehren sollte; aber lange schwankte er nicht in seinem Entschluß, denn gleich darauf fühlte sein Thier wieder den Schenkeldruck, und als er mitten zwischen den Soldaten war, zog er sehr artig mit einem *buenos dias caballeros* den Hut, und wollte dann hindurchreiten.

Daran wurde er aber verhindert, denn zwei der Leute waren rasch aufgeseffen, und jezt die Straße sperrend, riefen sie ihm ein gebieterisches *Halto* entgegen.

„Caramba, Señores,“ sagte der Mexicaner, ein Sambo und jedenfalls den unteren Klassen angehörend, aber sehr artig, „ist es verboten diesen Weg zu reiten? ich glaubte es wäre die freie Passage nach Guernavaca?“

„Ist es auch, Señor,“ sagte van Leuwen, fertig spanisch sprach — „aber für ein kurze Zeit werden wir um Ihre Gesellschaft bitten

müssen und Sie ersuchen, uns ein wenig aus dem Weg zu begleiten."

"Aus dem Weg?" lachte der Mexicaner, aber sein Lachen war doch etwas erzwungen, — „pero Señores, außer dem Wege habe ich Nichts zu thun. Ich muß so rasch als möglich nach Cuernavaca und möchte nicht gern eine Viertelstunde Zeit versäumen."

"Haben Sie schon einen Mexicaner gesehen, der Eile hatte, van Leuwen?" frag Ormond in französischer Sprache — „da ist Einer und zwar der Erste der mir vorgekommen, und das allein macht ihn verdächtig. Den Burschen dürfen wir nicht aus den Augen lassen, oder unser Weg war umsonst."

"Wenn es am Ende der Bursche wäre, den der Brief erwähnt — ich mag seinen Namen nicht nennen."

"Sehr leicht möglich — wie heißen Sie Señor, wenn ich fragen darf?" setzte er dann in seinem gebrochenen Spanisch hinzu.

"Que dice, Señor?"

"Ihr Name, wie ist Ihr Name?"

"Artiges."

"Und der andere?"

Der Mann zögerte einen Moment mit der Antwort, dann sagte er „Felipe“.

„Hm — gut — sagen Sie ihm nur, van Leuwen, daß er über den Haufen geschossen wird, sobald er einen Fluchtversuch macht. Er muß bei uns bleiben.“

Leuwen theilte ihm das mit und der Sambo schien nicht recht damit einverstanden. Er schützte noch einmal seine Eile vor und daß er ein Geschäft um ein paar Maulthiere abschließen müsse, wie er aber sah, daß es nicht anders ging und die Soldaten wirklich Ernst machten, fügte er sich auch in das Unvermeidliche und blieb ruhig zwischen den Leuten, die weiteren Befehle erwartend. Ja er schien selber neugierig geworden zu sein, was sie eigentlich beabsichtigten, und hielt nur den Blick fortwährend auf der Straße, als ob er von der einen oder andern Seite irgendetwas oder Jemanden erwartete.

Die Patrouille war indessen wieder aufgefessen und van Leuwen führte jetzt den Zug an, der sich, gleich direct vom Weg ab, denn weiterhin schloß ihn eine steile Lehmbank ein, an der andern Kuppe des Hügels hinzog. Da dort hinüber aber gar kein Weg lag, schien Señor Artiges allerdings nicht recht klug aus der Pe-

wegung zu werden. Fragen mochte er jedoch wohl auch nicht, und so blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als schweigend zwischen den Soldaten herzureiten, von denen zwei ihm ganz besonders zur Bedeckung gegeben worden und ihre Carabiner schußfertig vor sich auf dem Sattelknopf liegen hatten.

So erreichte die kleine Cavalcade die Biegung des Hanges und deckte sich dahinter, rastete aber dort, mit einer Wache ausgestellt, welche die Straße nach Mexico im Auge behielt, wohl eine volle Stunde und machte dann erst Anstalt, die Thiere einiges Futter suchen zu lassen.

Jetzt endlich wurde die Ankunft der Diligencia gemeldet — sie kam in einem ziemlich starken Trab, denn der Weg führte hier schon wieder etwas zu Thal, um die nächste Biegung und konnte keine Ahnung von der Nähe der französischen Escorte haben. Etwa zehn Minuten später rasselte sie in den kleinen, kaum aus zehn oder zwölf Hütten bestehenden Platz hinein, und jetzt mußte die Wache nach dorthin auslugen. Wer auch jetzt noch auf dem Fahrweg daher kam, mochte ruhig passiren, da er Nichts von der Patrouille wissen und, selbst wenn er mit der Bande in Verbindung stand, diese nicht von einer ihr

drohenden Gefahr warnen konnte. Es kam aber auch Niemand, denn ein versteckter Posten blieb noch immer aufgestellt, nur bald nach der Post ein Trupp leergehender Esel von ein paar indianischen Jungen getrieben, die wahrscheinlich Früchte nach Mexico geschafft hatten und jetzt wieder in ihre Heimath — eins der Dörfer bei Cuernavaca — zurückkehrten.

Jetzt plötzlich kehrte der ausgesandte Posten, der oberhalb der Guarda auf dem Bauch bis an die letzten Büsche gekrochen war, zurück und meldete, daß die Maulthiere der Diligencia schon wieder angespannt ständen und die Passagiere eben im Begriffe seien einzusteigen — eine Escolta habe er nirgends gesehen, nur ein französischer Officier sei da unten mit dabei, der sehr in Aufregung und zornig scheine.

Dormond lachte. Das war jedenfalls Sol-finto. Der eingefangene Sambo aber hing mit ängstlichen Blicken an den Lippen der Fremden, denn er verstand ja nicht, was sie mit einander sprachen, und doch schien ihn die Post weit mehr zu interessiren, als er vielleicht eingestehen mochte. Als jetzt der Befehl zum Aufsitzen gegeben wurde und die Colonne sich wieder in Bewegung setzte, machte er sich auch noch mit seinem Sattel zu

schaffen und suchte zurückzubleiben — mit allen Wegen und Berghängen hier genau vertraut, wäre es ihm dann wohl möglich gewesen, selbst noch jetzt der Patrouille vorzukommen, aber van Deuwen hielt ihn scharf im Auge und sich auch dicht an seiner Seite, bis er fertig war. —

„Vamonos Companero,“ sagte er dabei, „jetzt kannst Du bald wieder so rasch nach Guernavaca zureiten, als Du willst, aber so lange ich Dich unter Aufsicht habe, kommst Du nicht davon, mein Bursche, denn bei dem geringsten Fluchtversuch schieß' ich Dein Pferd über den Haufen.“

Wo sie sich befanden, konnten sie aus der Guarda heraus das Schreien der Stallknechte hören, die jetzt eben wieder die Maulthiere der „losgelassenen“ Diligencia antrieben und sich dann halbtodt lachen wollten, wenn die wilden Thiere mit dem schweren Kasten wie ein Wetter davonflogen. Bis dahin war also Alles nach Wunsch gelungen, und in der Guarda selber konnten sie keine Ahnung von ihrer Nähe haben. Capitän Orsmond wollte jetzt auch gleich folgen, van Deuwen hielt ihn aber noch etwas zurück, denn von der Guarda aus ging es wieder eine kurze Strecke, wenn auch nicht steil bergan, und die Diligencia fuhr da nicht so rasch. So gaben sie ihr

dann noch etwa fünfzehn Minuten Vorsprung, und jetzt war der Moment gekommen, wo sie ihre Truppe nicht mehr zu verstecken brauchten.

Berwärts! — der Sambo mußte mitten zwischen den Soldaten reiten, bis sie jetzt, wieder um den Gang selber hin, die Guarda erreichten. Dann wurde er bedeutet zurückzubleiben — ob er nachher folgte oder nicht, blieb sich gleich, und nun gab die Patrouille ihren Thieren die Sporen und rasselte mit klappernden Hufschlägen durch den kleinen Ort hindurch.

Alle Wetter, wie sprangen die Bewohner desselben überrascht in ihre Thüren, als sie die bewaffnete Schaar, wie aus dem Boden heraus, vor sich auftauchen sahen und dabei zugleich wußten, was sie hergeführt. Von den Bewohnern dort oben war auch wohl kaum ein Einziger, der nicht von den Bewegungen der Ladrones Kenntniß hatte; ob er aber zu ihnen hielt oder nicht, verrathen durfte er Nichts, wenn er sich nicht rettungslos ihrer Rache aussetzen wollte, und was für ein Interesse nahmen diese Leute an Durchreisenden, daß sie um derentwillen ihr eigenes Leben in Gefahr bringen sollten.

Dort oben lag auch eine mexicanische Wache, sogenannte Landsoldaten, und wenn man ihnen

im Wald begegnet wäre, hätte man sie wohl kaum von Straßenräubern unterscheiden können. Es waren braune wilde Gestalten, die Serape um die Schultern geschlagen, den alten Sombrero nach hinten auf den Kopf gestülpt, das lange Messer im Gürtel und alte mitgenommene Musketen oder Carabiner in den Händen, während der Säbel unter den Sätteln saß, die daneben auf einem Erdwall lagen, um jeden Augenblick zum Gebrauch bereit zu sein.

Wie diese Burschen schauten, als unmittelbar hinter der Diligencia diese Escorte angeflogen kam. Stieg sie aus dem Boden heraus? Nicht einmal der Kutscher wußte von ihr, der sie auf der letzten Ebene hätte eine Legua hinter sich sehen müssen, und der Officier war wüthend gewesen, daß er die Begleitung nicht bekam. Ehe ihnen aber nur Zeit blieb zu überlegen, was sie jetzt thun sollten, ja was das überhaupt zu bedeuten habe, war die Patrouille schon vorüber und folgte jetzt in scharfem Galop der hinter den nächsten Bäumen und der Biegung der Straße verschwundenen Diligence.

Der Sambo, der bei ihnen zurückblieb, konnte ihnen freilich Aufklärung geben, und es war jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß den

Franzosen in Mexico Etwas verrathen sein mußte — aber die Burschen lachten — „Caracho — mögen selber sehen, wie sie fertig werden,“ und dann die aufgegriffenen Waffen wieder ruhig bei Seite legend, nahmen sie ihren alten Platz an der Lehmbank, von dem sie die Klappernden Hufe emporgejagt, wieder ein und setzten ihr Kartenspiel, das sie bis dahin getrieben, fort. Was kümmerte sie die Welt!

Die Patrouille verfolgte indessen ihren Weg in voller Muth, denn auch die Diligence fuhr diese Straße an, wo sie sich wieder zu Thal senkte, so rasch, als die acht Maulthiere nur eben laufen konnten. An steilen Stellen wurde allerdings durch zwei gegen die Räder gepreßte Hölzer eingebremst, aber an leichten Hängen ließ der Kutscher den schweren Wagen ruhig rollen, und ein Pferd mußte da schon tüchtig ausgreifen, wenn es Schritt mit ihm halten wollte.

Der Patrouille lag aber auch gar nichts daran, wirklich in Sicht der Post zu kommen, denn dann wären sie von auf der Lauer liegenden Briganten ebenso und jedenfalls zu früh entdeckt worden. Sie wußten, sie befanden sich nur kurze Strecke hinter dem Fuhrwerk, und das genügte

vollkommen. Wurde es angehalten, so waren sie auch rasch genug bei der Hand — rasch genug wenigstens, um eine thatsächliche Beraubung zu verhindern.

„Und haben wir noch weit zu den Penueles?“ frug Orsmund seinen jungen Begleiter, als sie im Galop neben einander hinflogen.

„Gleich da vorn beginnen sie,“ sagte van Beumen, indem er den Arm ausstreckte. „Sehen Sie dort die hohen Bäume, wo —“

Er hielt erschreckt inne, denn von dorthier knallten Revolvergeschüsse, denen gleich darauf der dumpfere Knall aus einem größeren Gewehr folgte.

„Da sind sie! en avant!“ und im vollen Carrière donnerten die Reiter die hier ziemlich ebene Straße entlang. Man würde auch in dem stillen Wald ihr Rausen auf weite Entfernung schon gehört haben, wenn nicht vorher das Klappern und Rasseln der heranpolternden schweren Postkutsche, dann das Schießen und die Aufregung des Ueberfalls die Banditen die gehörige Vorsicht hätte vergessen lassen. Sie wußten ja, daß der Post von Guarda aus keine Escorte folgen würde, ihr Vorposten oben am Berghang hatte eben so wenig eine Gefahr angezeigt — so konnten sie sich denn ganz ihrer „Arbeit“ hingeben.

Da plötzlich tönte ein schriller Pfiff aus dem Wald heraus.

„Zwei Mann dort hinein,“ — befahl Capitän Drämond — „wir sind genug. — Fangt den Schuft oder schießt ihn nieder!“

Zwei der Leute zügelten ihre Pferde ein. — Einer blieb auf der Straße, der Andere schwenkte in den Wald hinein, während die Uebrigen wie ein Wetter die Bahn hinabstiegen und auch gerade zur rechten Zeit kamen, um fünf Ladrones, von denen der eine eine schwarze Maske trug, bei voller Arbeit zu finden. Aber den Warnungspfeiff hatten sie ebenfalls gehört und waren zur Seite gesprungen, um nur erst einmal zu sehen, was der Pfiff bedeute. Es konnte ja auch eben so gut ein einzelner Reiter sein, der des Weges kam, und von dem hätten sie sich wahrlich nicht stören lassen, aber „Caracho!“ schrie der Führer, als er im Nu die Gefahr erkannte, in der sie sich befanden. — „Fort in die Büsche!“ und die schon sicher geglaubte Beute im Stich lassend, gab er selber seinen Leuten das Beispiel — aber zu spät.

Rechts und links brachen die französischen tüchtig berittenen Cavalleristen in den Wald

hinein, und da die Soldaten Etwas davon gehört hatten, daß die Gefangenen augenblicklich aufgehängt werden sollten, so gaben sie sich die größte Mühe, gar keine Gefangenen zu machen. Wo sie nur dicht genug an Einen hinkamen, forderten sie ihn nicht etwa zum Halten auf, sondern schossen gleich, zuerst ihren Carabiner, dann ihre Pistolen auf ihn ab, und hatten dadurch bald Drei auf dem Plan liegen.

Van Leuwen war hinter dem Verlarvten hergesprungen, weil er in diesem mit Recht den Anführer vermuthete. Den Burschen aber hinderte die Maske am raschen Laufen — er konnte nicht vor seine Füße sehen und stürzte. — Wohl raffte er sich wieder empor und riß die Maske ab, aber zu spät. Mit einem Seitensprung hoffte er aus dem Bereich des Reiters zu kommen, und seinen Revolver hebend, feuerte er rasch hintereinander drei Schüsse auf ihn ab — doch van Leuwen's Pferd parirte vortrefflich; mit dem nächsten Satz flog er an ihm vorüber, und ein Säbelhieb, der tief in den Schädel eindrang, beendete die verbrecherische Laufbahn Geronimo's, des Nestigen. Er taumelte und brach zusammen.

Oben am Weg knalzte es jetzt ebenfalls — es waren die beiden Cavalleristen, die wahr-

scheinlich den Wachtposten abgefangen und ebenfalls kurzen Proceß mit ihm gemacht hatten.

Capitän Drémond, der in der Straße hielten geblieben war, um eine vielleicht nöthige Bewegung seiner Leute zu leiten, oder selber da einzugreifen, wo seine Hilfe erfordert wurde, sah bald, daß er nicht weiter gebraucht werde. Der Ueberfall war vollkommen gelungen, und er ritt jetzt an die Diligence hinan, wo der Kutscher eben unter gräßlichen Flüchen seine Thiere, die sich verwickelt hatten, wieder in Ordnung zu bringen suchte.

Aber die Patrouille schien doch zu spät gekommen zu sein, um alles Unglück zu verhüten, denn in dem Wagen selber sah er die Leute mit einem Herrn in französischer Uniform beschäftigt, der einen Schuß bekommen hatte und stark blutete.

Es war Solfinto, der Italiener. Dem Bericht der übrigen Passagiere nach, sollte er zuerst seinen Revolver auf die ansprengenden Räuber abgefeuert haben, und war dann von dem Manne mit der Larve geschossen worden. Der Bube hatte aber Boßschrote geladen gehabt, und ein alter neben dem Italiener sitzender Herr

einen derselben so unglücklich mitbekommen, daß er auf der Stelle todt blieb.

Mit dem Verwundeten war weiter Nichts anzufangen. Er mußte jedenfalls nach dem nicht mehr so weit entfernten Cuernavaca hineingefahren werden, wo er schon ärztliche Pflege bekommen konnte, da auch dort französisches Militär lag. Orsmond beorderte nur seinen Unterofficier mit zwei Mann, um die Diligence bis Cuernavaca zu begleiten und sowohl Solfinto, als den im Wagen befindlichen Gelbtransport, wie dessen sichere Ablieferung zu überwachen, wenn Solfinto selber dazu nicht fähig sein sollte.

Die Soldaten waren indessen abgestiegen und brachten die Leichen zum Weg — es war nicht einer unter den Ladrones mehr, der einer weiteren Strafe hätte entgegenzusehen brauchen — und was damit machen?

„Nehmt Eure Halfterstricke und hängt sie hier am Weg in die Bäume,“ befahl Orsmond, „da können sich die Herren von der Straße nachher ein Beispiel daran nehmen. Kutscher, könnt Ihr den Leuten wohl ein wenig helfen?“

„Werde mich hüten, sie anzurühren,“ brummte der Kutscher in seinen Bart hinein — „komme

die Straße hier zu oft und mag mit der Gesellschaft Nichts zu thun haben."

"Aber von Denen verräth Euch Keiner mehr."

"Quien sabe," knurrte der Mann mit einem Blick auf den Wagen. Er traute keinem Menschen mehr.

Van Leuwen kam jetzt an die Straße geritten und hielt neben Orsmond; aber er sah leichenbläß aus, und an seiner Schulter tröpfelte Blut nieder.

"Sapristi, Leuwen, Sie sind verwundet!" rief Orsmond erschreckt aus. "Mann, Sie können sich ja kaum noch im Sattel halten!"

"Ach was," sagte der junge Officier — "es wird schon gehen — ich muß nach Mexico zurück —"

"Nein, nicht zu Pferde!" rief Capitän Orsmond, "Sie stürzen unterwegs."

"Denke nicht daran," lachte der belgische Hauptmann — "jedemfalls nur ein Streifschuß — es wird schon —" er kam nicht weiter. Sein Gesicht nahm eine aschgraue Färbung an, und zwei Soldaten, die zufällig neben ihm standen, konnten gerade noch zuspringen und ihn auffangen, sonst wäre er aus dem Sattel zu Boden gestürzt.

Es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als ihn ebenfalls zu dem Todten und Verwundeten in die Dilligence zu setzen, und einer der Passagiere, der froh war, aus der unheimlichen Gesellschaft fortzukommen, kletterte dafür hinauf an das obere Deck. — Der Kutscher aber bekam strengen Befehl, langsam mit der Dilligence nach Cuernavaca hinabzufahren, wenn er auch dort erst gegen Abend eintraf, und der Unterofficier — denn diese Leute lassen sich nicht gern Etwas sagen — mußte zu dem Zweck vorausreiten. Dann war Alles geschehen, was sich für den Augenblick thun ließ, und die Patrouille kehrte, nur mit Verlust des einen Verwundeten, nach der Hauptstadt zurück, um dort Rapport abzustatten.

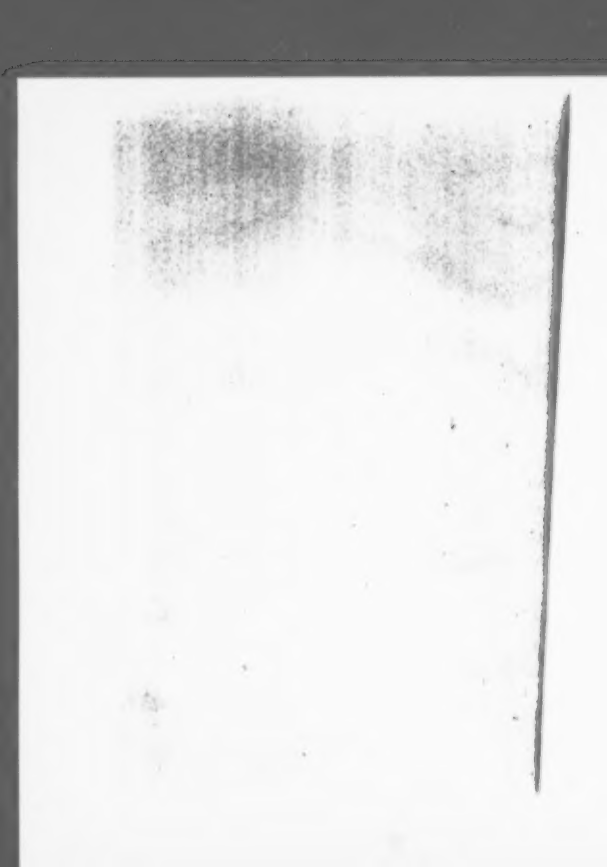
Ende des zweiten Bandes.





In Mexico.

Dritter Band.



In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

(Erster Theil.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Germann Cohen'sche.
1871.



Handwritten scribbles in the upper right quadrant of the page.

STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

	Seite
1. A los descontentos	1
2. Der Hülftige	35
3. Das Unabhängigkeitsfest	68
4. Der Ueberfall bei Seledah	95
5. Das October-Decret	133
6. Puebla	164

Zweiter Theil.

7. Die Erscheinung	211
8. In Guerrero	246
9. Ricardo	274
10. Frankreichs Treubruch	306
11. Der letzte Abend	335
12. Vergunter	360

457

1.

A los descontentos.

In der Calle Delago, ziemlich am äußeren Ende der Stadt, lag eine der vornehmeren Pulquerien, die sich eigentlich erst seit der Zeit etablirt hatte, wo eine Masse von eingeborenen „Generalen“ die Stadt überschwemmten und dann natürlich ihre gewohnte Pulque nicht missen, aber auch nicht gern mit den gemeinen Soldaten verkehren wollten. Die fremden Officiere hielten sich selbstverständlich von dieser Menschenklasse zurück, die vollkommen der unteren Schicht der Mexicaner angehörte, aber doch einen höheren Rang, eine höhere Stellung beanspruchte, und so kam es denn, daß diese Pulqueria, die ein unternehmer Mexicaner gründete, entstand und von ihm, sei es durch Ahnungsvermögen, sei es dadurch,

daß er seine Landsleute schon genau kannte, a los descontentos*) „zu den Unzufriedenen“ getauft wurde.

Im Anfang nahm man allerdings diese Ueberschrift seines Hauses für Scherz und schrieb sie der Pulque zu, mit der seine Gäste nicht zufrieden sein sollten, aber nach gar nicht so langer Zeit sammelte sich dort allerdings eine Menschenklasse, die auf den Namen der „Unzufriedenen“ mit dem größten Recht Anspruch machen konnte, denn sie glaubte alle Ursache dazu zu haben.

Die Militär-Organisation war nämlich, obgleich schon lange entworfen, doch jetzt erst wirklich in Kraft getreten, und so viel sich der Kaiser davon versprach und mit Recht davon versprechen durfte, hätte er es nämlich mit einem andern Volke als den Mischlingsrassen Südamerikas zu thun gehabt, so stieß er hier damit doch in ein Wespennest.

In den „Descontentos“ versammelten sich

*) Alle diese Pulquerien in der ganzen Stadt haben eine ähnliche, oft komische Ueberschrift, und die Mexicaner zeigen darin eine besondere Naivetät: „Al amor de un turco“, „zur Liebe eines Türken“ lautet eine — „zum guten Sohn“ eine andere, „zur Braut eines Lepeto“, „zum guten Vorfahr“, „zum Gewinn eines Lotes“, „zur Tapferkeit eines Soldaten“ und andere ähnliche mehr.

jezt allabendlich besonders alle jene höheren Officiere, hauptsächlich Generale, die in den letzten Monaten von Suarez zu den Kaiserlichen übergegangen waren. Sie hatten sich nicht allein gegenseitig Nichts vorzuwerfen, sondern auch ziemlich gleiche Interessen und — die Hauptsache: gleiche Ansichten über Kriegsführung, das heißt so lange kämpfen, als es bequem ging, und dann entweder davon-, oder zum Feind überlaufen. Jetzt bedrohte sie aber Alle zugleich ein und dasselbe Schicksal, oder war schon über sie hereingebrochen, das nämlich: bei der jetzigen militärischen Eintheilung als überflüssig angesehen und zur Disposition gestellt zu werden, wobei sie natürlich, wenn auch nicht ihren Titel — denn an dem hielten sie fest — doch jedenfalls ihren Gehalt einbüßen mußten. Das war zu viel für sie und die „Undankbarkeit des Kaiserreichs“ ihr stehendes Gespräch geworden.

Anfangs freilich schimpften sie wohl darüber, hielten es aber noch immer nur für eine Art von Schreckschuß, denn sie konnten sich nicht denken, daß man wagen würde, sie ganz und ohne Weiteres bei Seite zu schießen. Es verstand sich von selbst, daß sie dafür irgend einen andern fetten Posten, womöglich an der Steuer, bekom-

men mußten, und was schadete es, wenn sie davon auch nicht das Geringste verstanden. War das nicht von jeher so gewesen und solche Posten nur als Belohnungen für geleistete Dienste gegeben worden? und konnte man es nicht mit der Zeit erlernen? — Aber auch das blieb aus, und die Entrüstung unter diesen Herren wurde natürlich allgemein.

Die Pulqueria war ebenfalls, wie die anderen, ausgemalt, aber mit lauter Schlachtbildern, die man jedoch vorsichtigerweise dem Befreiungskriege entnommen hatte, um nicht etwa Jemandes Gefühle hier zu verletzen. Nur eine einzige Wand blieb dem Sturm des Forts Guadalupe bei Puebla durch die Franzosen gewidmet, wo diese von dem General Zaragoza so entschieden zurückgeworfen wurden. Die Franzosen haßten sie Alle, ob sie nun gerade unter dem Kaiser oder unter den Liberalen dienten, und auf jene „Vassenthät“ der Mexicaner setzten sie Alle ihren Stolz.

Heute nun gerade waren verschiedene Decrete ausgegeben worden, und viele dieser durch Revolutionen gemachter, aber sonst ganz unfähiger Generale schienen gerade diesen Tag gewissermaßen als letzten Termin erhofft zu haben, um

doch am Ende noch bedacht zu werden — sie sahen sich getäuscht, und besonders Einzelne, die früher im Heere des Feindes eine gewisse Rolle gespielt, fühlten sich, ihrer Meinung nach, auf das unverzeihlichste zurückgesetzt.

An dem einen großen Tisch, der nahe zu dem, auf die Straße hinausführenden Fenster stand, saßen etwa acht oder neun solche „höhere“ Officiere, die großen Pulquegläser vor sich, die Arme auf den Tisch gestemmt, und ein Caracho nach dem andern rang sich unter den nassen Schnurrbärten vor, die nur manchmal mit den Fingern abgestrichen wurden. Ein Taschentuch führte wohl keiner der Herren bei sich. Sie befanden sich auch in einer fatalen Lage, denn gelernt hatte Keiner von ihnen Etwas, um sich der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen. Ohne Krieg oder Revolution konnten sie nicht bestehen, sie waren es von Jugend auf so gewohnt gewesen und darin aufgewachsen, und was sollte jetzt aus ihnen werden, wo sie den Liberalen den Rücken gekehrt und von diesem fremden übermüthigen Kaiser gar nicht gebraucht, ja nicht einmal anerkannt wurden?

Da trat eine nicht sehr hohe, aber sehnige Gestalt in die Thür, mit broncefarbenem Gesicht,

vollem schwarzen Bart und ebensolchem gelockten Haar, aus dessen Anliß ein paar funkelnde Augen hervorblickten und mit einem gewissen Hohn über die Gäste hinzuschweifen schienen.

„Halloh, Cortina — komm hierher, Compañero — wo bist Du so lange geblieben?“ riefen sie ihm zu — „seit einer Stunde warten wir schon auf Dich.“

„Nun, Caballeros,“ lachte der Halbindianer ingrimmig in den Bart hinein — „ich möchte, Ihre Zeit erlaubte Ihnen das, denn zu thun haben Sie Nichts — Caracho! ein ganzes Nest voll ausgenommener Generale und alle schon flügge.“

„Hol' Dich der Teufel!“ knurrte Einer derselben — „einen Rath sollst Du uns geben, was wir thun können, nicht Dich über uns lustig machen — oder bist Du etwa besser daran?“

„Einen Rath?“ rief Cortina, indem er seinen Hut hinten auf den Kopf rückte und sich auf den ihm hingeschobenen Sessel warf — „seid Ihr wirklich rathlos und gefällt es Euch nicht mehr in Mexico? — Zum Henker auch, es wird hübsch hier, denn die Sache fängt an drunter und drüber zu gehen.“

„Ist Etwas vorgefallen?“ riefen Drei, Vier zugleich.

„Vorgefallen? Bah, Nichts — ein halb Duzend gehangen, was ist das, aber Seine Majestät fängt an den Krieg bis an's Messer zu führen, und wir können froh sein, daß wir hier im Trocknen sitzen.“

„Den Teufel auch — wer ist gehangen?“ rief es jetzt durcheinander, denn Keiner fühlte sich so ganz sicher, ob nicht ein paar Bekannte oder Freunde unter den also Abgeurtheilten sein könnten.

„Ja, was weiß ich's!“ sagte Cortina achselzuckend; „Kriegsgelder wurden auf der Diligence transportirt, und ein halb Duzend Liberaler machte sich auf, um sie abzufangen; eine französische Escorte scheint ihnen aber in die Quere gekommen zu sein, und wenn die „Nachbarn“ sie nicht beerdigt haben, hängen die wackeren Burschen noch draußen in den Bäumen der Penueles.“

„Caracho! die Franzosen waren das?“

„Nun gewiß — heißt ja jetzt Alles Straßenräuber und wird bald noch besser werden. Bazaine soll gesagt haben, daß nächstens ein Gesetz herauskommt, wonach die ganze Armee von Juarez als Straßenräuber betrachtet und behandelt wird.“

„Dann hängen sie aber auch drüben Leben, den sie von den Kaiserlichen erwischen.“

„Wird bald nicht mehr Bäume genug im Walde geben, für all' die Früchte,“ lachte Cortina. „Jungens, jetzt wird's hübsch in Mexico, jetzt geht eigentlich unsere Zeit an, und dabei sollten wir hier ruhig sitzen und die Hände in den Schooß legen? Verbrannt will ich werden, wenn ich's thue — ich gehe wieder nach Norden.“

„Zum Alten?“ riefen Mehrere zugleich.

„Quien sabe,“ sagte Cortina, die Achseln zuckend — „wer weiß, wo der steckt und ob er noch viel Soldaten hat — können's auch noch eine Weile abwarten, denn gestern hört' ich, daß Bazaine selber mit einer Armee hinaus will, um ihn zu fangen oder über die Grenze zu treiben.“

„Dann ist die Geschichte aus.“

„Noch lange nicht — dann geht sie erst an!“ rief Cortina, sein Pulqueglas dabei bis auf den Grund leerend — „nachher kommt entweder Ortega oder ein Anderer, das bleibt sich gleich — aber da oben stehen bleiben können die Franzosen nicht — es liegt zu weit ab von der Hauptstadt, und so wie sie wieder anfangen sich zurückzuziehen, dann sind wir hinterher und —

Parisima! — nicht einen Augenblick Ruhe wollen wir ihnen gönnen.“

„Was ist denn daran?“ frug jetzt ein Anderer.

„Die Amerikaner hier in der Stadt erzählen, daß der Kaiser Napoleon nächstens alle seine Soldaten nach Hause schicken werde, weil die im Norden es nicht länger leiden wollten.“

„Das wäre Recht,“ nickte Cortina, ingrimmig vor sich hinlachend — „nachher wollten wir hier bald unter den „feinen“ Officiern ausräumen. In der Luft liegt übrigens was, denn die Pfaffen kommen wieder an's Tageslicht, wie die Maulwürfe vor einem Gewitter — haben mir auch schon Propositionen gemacht, mag aber mit den Schwarzröcken Nichts zu thun haben. So lange sie uns brauchen, sind wir gut genug, aber kaum ist's vorüber, so zahlen sie mit Messen und Segen.“

„Nach Vera-Cruz zu sollen sich auch wieder Schaaren von Quaristen zusammengezogen haben — ich hörte davon in der Stadt.“

„Ja,“ nickte Cortina, „gehört hab' ich's auch, weiß aber nicht, ob was dran ist. Wenn sie nur nicht den Porfeirio Diaz eingesperrt hätten — bei dem wäre gleich wieder anzukommen.“

„Zu dem mücht' ich aber nicht,“ knurrte ein

kleiner gelbbrauner Bursch mit einer riesigen Narbe über das ganze Gesicht hinüber — „fauler Kram das. Der hat seine eigenen Soldaten hängen lassen, wenn sie einmal geplündert hatten — mit dem ist's Nichts!“

„Und weshalb soll man seine Haut zu Markte tragen,“ rief ein Anderer, der ein einziges riesiges Epaulett auf der linken Schulter trug, „wenn man nicht auch wenigstens Etwas dafür hat. Soll mich nur wundern, wie lange diesmal das Kaiserreich dauert — hat ja schon beinahe anderthalb Jahr bestanden — hätt's ihm gar nicht zugetraut.“

„Ich gehe morgen nach Queretaro hinauf,“ sagte Cortina — „wer geht mit?“

„Werden aber erst um Urlaub einkommen müssen,“ lachte der mit der Narbe.

„Hol' sie der Teufel!“ knirschte Cortina zwischen den Zähnen durch — „ich bin mit meinem Urlaub fertig und wieder ein freier Mann. Hinter Queretaro brauche ich keine acht Tage Zeit, um eine Truppe tüchtiger Kerle zusammen zu bringen.“

„Und wär' es da doch nicht am Ende besser, die Franzosen erst ihren Zug nach Norden machen zu lassen. Jedenfalls rücken sie gegen

Chihuahua und Monterey, und wir wissen dann eher, woran wir sind.“

„Rechts und links davon haben wir Platz genug,“ lachte Cortina, „und wenn wir uns nach Guerrero hineinwerfen sollten. Ich gehe.“

„Dann, denk' ich, gehe ich auch,“ sagte der mit der Narbe — „und Du, Carlos?“

„Zu versäumen hab' ich hier Nichts — laßt uns Alle in's Land gehen. Vorderhand machen wir nur eine Vergnügungstreise, und sind wir erst einmal drin, so sehen wir bald selber, wie die Sachen stehen.“

„Ein Wort ein Mann!“ rief Cortina. „Wann brechen wir auf?“

„Nicht zusammen,“ warnte ein Anderer — „wir dürfen keinen Verdacht erregen, sonst sitzen uns die Bestien auf dem Nacken. Laßt uns einzeln gehen und in Queretaro treffen wir dann zusammen.“

„Auch gut, und jetzt Adios, Caballeros — auf ein fröhliches Leben wieder in den Bergen!“

* * *

Im Hause Don Carlos Lucido's, in den prachtvollen und behäbigen Räumen herrschte eine furchtbare Aufregung, denn die Gerichte schienen

diesmal wenig Umstände mit dem gefangenen Verbrecher machen zu wollen, wenn er auch der Sohn eines der reichsten Leute in Mexico war. Mauricio, darauf gerade trogend, hatte auch eingestanden, daß er bei dem Ueberfall der Dilligence theilhaftig gewesen, aber natürlich nur aus politischen Motiven. Er stehe entschieden auf Seiten der Liberalen, erklärte er ganz offen, und habe das Kaiserthum noch nie anerkannt. Ihre Absicht sei auch allein gewesen, die beiden französischen Officiere gefangen zu nehmen, um sie gegen gefangene Officiere der Liberalen auszuwechseln zu können, aber der hartnäckige Widerstand der Franzosen, von dem er selber noch die Narbe trug, habe seine Begleiter erbittert und den Tod der Beiden zur Folge gehabt.

Seine Aussagen halfen ihm Nichts. — Ricarda San Blas, wie sie es van Leuwen versprochen, trat selber als Zeugin gegen ihn auf. — Es war Nichts als ein ganz gemeiner Raubanschlag gewesen, gerade wie der zweite, der durch den gefundenen Brief vereitelt wurde, und man hatte die Schüsse abgefeuert, ehe nur der Wagen ordentlich hielt, also von einer Gefangennahme der Officiere gar keine Rede sein konnte.

Mauricio Lucido, zum Tode verurtheilt, sollte

am nächsten Morgen erschossen werden, denn es war nöthig geworden, dem lieberlichen jungen Volk der Stadt ein Beispiel zu geben, daß sie keine bevorzugte Klasse bildeten, sondern sich den Gesetzen und der Ordnung ebenso fügen mußten, wie alle Anderen.

Der Kaiser selber unterschrieb das Todesurtheil und war so empört über diesen Fall, daß er, wie es hieß, nicht einmal Lucido's Mutter, die ihn um Gnade für den Sohn bitten wollte, vorließ. — Umsonst hatte sie sich wenigstens an Padre Fischer gewandt, der, als der Kaiser von Cuernavaca zurückkehrte, Hofcaplan geworden. Er versprach ihr allerdings, sein Möglichstes zu thun, aber sein Weg blieb, wie er ihr später sagte, erfolglos, denn der Kaiser wolle gerade in diesem Falle, wo schon so viele Verbrecher aus den unteren Klassen hingerichtet worden waren, keine Gnade walten lassen.

Arme Mutter! Padre Fischer hatte sich wohl gehütet zu dem Kaiser zu Deinen Gunsten zu sprechen, denn was konnte der Klerikalen Partei erwünschter sein, als daß gerade die Partei, die noch am innigsten zum Kaiserreich hielt, gegen dasselbe erbittert wurde. Der Kaiser mußte nach und nach einsehen lernen, daß er Niemanden

mehr hatte, auf den er sich stützen konnte, als eben die Geistlichkeit, und dahin erst einmal gelangt, und der Sieg konnte ihr nicht ausbleiben.

Die Frauen im Hause saßen und weinten; die Dienerschaft wehlagte, und der alte Lucido ging mit auf den Rücken gelegten Händen und finster zusammengezogenen Brauen in seinem Zimmer auf und ab. Boten waren dabei nach den verschiedensten Richtungen ausgesandt, um die Freunde zu einer Berathung einzuladen, und nach und nach trafen sie jetzt ein. Aber es war kein fröhliches Zusammensein, wie es sonst so oft in diesen Räumen stattgefunden, sondern ernst und schweigend sammelten sich die Herren, die „Großen des Reiches“, wie man sie recht gut hätte nennen können, in dem lustigen Gemach. Sie drückten dem Freund still und stumm die Hand, aber Jeder scheute sich, zuerst von dem zu beginnen, was ihnen Allen doch schwer und drückend genug auf dem Herzen lag. Aber es half Nichts — einmal mußte doch das Eis gebrochen werden und Roneiro nahm zuerst das Wort.

„Compadre,“ *) sagte er herzlich, indem er

*) Gevatter; die Patenschaft gilt in allen diesen spanischen Colonien fast mehr als bei uns ein naher Verwandtschaftsgrad.

zu Lucido ging und ihm die Hand auf die Schulter legte — „Du weißt, ich nehme an dem Jungen fast so viel Theil als Du selber, denn ich habe ihn aus der Taufe gehoben und ihn mit unter meinen Augen aufwachsen sehen.“

„Ich weiß es, Compadre — ich weiß es,“ erwiderte Lucido bewegt, und der starke Mann mußte sich Mühe geben die Thränen zurückzuzwängen, „und daß er jetzt so enden sollte!“

„Wir sind hergekommen, um das mit Dir zu berathen,“ sagte Roneiro — „noch ist es doch vielleicht möglich, einen Ausweg zu finden.“

Lucido schüttelte wehmüthig mit dem Kopf. — „Wir haben Alles versucht,“ sagte er, „meine Frau war selbst oben beim Kaiser, ist aber gar nicht vorgelassen worden. Es ist vorbei — der Junge hat schwer gefehlt, aber so zu büßen!“

„Mauricio war in der letzten Zeit verwildert,“ nickte Roneiro seufzend, „und wir selber konnten in den so bewegten Tagen nicht so auf ihn Acht geben, wie wir es wohl gesollt. Er ist in schlechte Gesellschaft gerathen — das viele fremde leichtfertige Volk, Abenteurer, die nur nach Mexico kamen, um hier ein Vermögen zu sammeln, und als sie das nicht so leicht fanden,

zu allen möglichen Kunstgriffen ihre Zuflucht nahmen. Was aber um der heiligen Jungfrau willen, Rodriguez, konnte Ihre Michte bewegen, in so entschieden feindlicher Weise gegen den Jungen aufzutreten? Es ist unerhört, und ohne ihr Zeugniß wäre er nie zum Tode verurtheilt worden."

"Gott weiß es," sagte Rodriguez, mit den Achseln zuckend, „das sonst so bescheiden einfache, ja schüchterne Wesen war ganz wie umgewechselt. Den ersten Tag saß sie still und stumm, und verkehrte fast mit Niemandem, als aber am Abend spät die Nachricht kam, daß der Ueberfall gegen die Räuber an den Penuelos geglückt und Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, der entkommen war, ihre Strafe erhalten hätten, die Patrouille selber auch, mit nicht einmal einem Verwundeten zurückkehrte, nur ein belgischer Hauptmann sollte erschossen sein, — da trat sie bleich und erregt, wie ich sie nie gesehen, vor uns hin und schwur, daß Mauricio Lucido den Tod erleiden mußte. Wir haben Alles versucht, sie von ihrem Entschluß abzubringen — umsonst, es war nicht möglich; das sonst so scheue Mädchen schien wie verwandelt, und ernst und entschlossen verfolgte sie ihre Bahn."

„Welcher Partei gehört ihr Vater an?“ frug Neneiro.

„So viel ich weiß, den Liberalen,“ sagte Rodriguez, „obgleich er zu den besten Familien von San Blas gehört. Er war aber von je ein Schwärmer, hat alle seine Indianer frei und ihnen eigenes Land gegeben, um es zu bewirthschaften, und gerieth schon deshalb mit den Amerikanern in Streit. Sonst ist er aber einer der rechtschaffensten Leute die ich kenne, und, wie ich oft und oft von meiner Schwester gehört habe, der beste Vater und Wirth.“

„Es hat so sein sollen,“ stöhnte Lucido — „und den einzigen Sohn — den einzigen Sohn!“

„Ich begreife gar nicht,“ sagte jetzt Bastiani, der sich ebenfalls unter den Freunden befand, „daß der Kaiser gerade diesmal so hartnäckig auf dem Todesurtheil bestehen sollte. Es ist sonst gar keine Art nicht. Wissen Sie auch gewiß, Lucido, daß er von dem Besuch Ihrer Gattin in Kenntniß gesetzt war?“

Lucido nickte still mit dem Kopf. „Sein Hofcaplan hat es selber übernommen, ihr die Audienz zu erwirken, aber schon nach kurzer Zeit kehrte er zurück und sagte: der Kaiser wolle dies-

mal dem Gesetz seinen vollen Lauf lassen, denn: es gäbe in Mexico keine bevorzugte Klasse.“

„Und das Alles dafür, daß gerade diese bevorzugte Klasse ihn auf den Thron gesetzt!“ rief Santiago, ein Schwager Lucido's, der bedeutende Besitzungen in Puebla hatte und sich gerade auf Besuch in Mexico befand — „ohne diese „bevorzugte Klasse“ säße er noch als armer Erzherzog auf seinem Felsenschloß von Miramare, während er jetzt der Herrscher des schönsten Landes der Welt ist —“

„Und ich weiß nicht,“ meinte Bastiani trocken, „ob er dort nicht besser und ruhiger säße als hier, denn mein Wort zum Pfande, ich möchte nicht an seiner Stelle sein.“

„Wir können ihn wieder dorthin schicken,“ warf ein anderer Conservativer, Doblado Santa Cruz, ein, „denn für die Interessen unserer Partei hat er, so lange er sich hier befindet, noch Nichts gethan.“

„Ich halte ihn für einen ehrenwerthen Mann,“ sagte Bastiani.

„Aber den brauchen wir hier nicht!“ rief Doblado heftig aus — „wir brauchen einen tüchtigen Mann, der das Land im Zaum hält und sich auf die Leute, die seine Freunde

sind, oder sich wenigstens bis jetzt als seine Freunde gezeigt haben, stützt. Was wir hier brauchten, war ein Oberhaupt, das uns unser Eigenthum garantirte, und was hat Maximilian gethan? — es im Gegentheil gerade in Frage gestellt!“

„Caramba no,“ rief Bastiani — „ich dächte gerade dadurch, daß er die Gesetze der todten Hand anerkannte und den Klerikalen, die sich feste Rechnung gemacht ihn auf ihre Seite zu bekommen, so fest entgegentrat, hat er mehr gethan, als wir von ihm und seinen Antecedentien nach erwarten durften.“

„Dann hätte er auch diese Gesetze einfach anerkennen und jetzt nicht auf eine Revision der in unruhigen Zeiten geschlossenen Käufe dringen müssen,“ rief Santiago. „Damals sind allerdings Unregelmäßigkeiten vorgekommen, das gebe ich zu, aber es war in der Zeit nicht anders möglich, und konnte auch, da es todte Liegensschaften betraf, Niemandem zum Schaden reichen. — Aber nein, das soll hier Alles nach europäischem Muster und in einer alten, gestempelten Form regiert werden, und das geht nun einmal nicht in Mexico.“

„Santiago hat Recht,“ nickte Roneiro, „ich

bin gewiß ein Freund des Kaisers und von Anfang an gewesen, und er hat sich mir und meiner Familie auch immer freundlich gezeigt, aber diese Revision der Verkäufe war ein Zankapfel, den er nicht in das Lager der Feinde, sondern in das seiner treuesten Freunde und Anhänger warf, und das nur den Advocaten nützen wird. Ich selber befinde mich mit all' meinen neuen Liegen-
schaften in der Stadt schon in einen höchst unangenehmen Proceß verwickelt, und wenn wir unseres Eigenthums nicht einmal gesichert sein sollen, so sehe ich eigentlich gar nicht ein, weshalb wir es nicht eben so gut der Kirche zurückgeben könnten. Dadurch bekämen wir wenigstens Frieden im eigenen Haus und mit unseren Familien."

"Der Kaiser ist ein Fremder," sagte finster Doblado, „und wird ewig ein Fremder bei uns bleiben, denn er versteht uns nicht. Vermitteln will er in einem fort, keinem Menschen Unrecht thun und Alle zu Freunden machen, und dadurch erwirkt er sich gerade das Gegentheil. Wer hier in Mexico regieren will, der muß einer bestimmten Partei angehören und diese so mächtig zu machen suchen, daß sie allen anderen die Spitze bieten kann, sonst wird aus der ganzen

Sache Nichts und er setzt sich eben, wie das Sprichwort sagt, sehr einfach zwischen ein paar Stühle hinein. Ja er thut gerade das Gegen-
 theil — vom Papst erbittet er sich einen Nun-
 tius und schickt eine Gesandtschaft nach Rom,
 wirft aber in derselben Zeit alle Verordnungen
 und Befehle des heiligen Vaters über den Hau-
 fen, — Suarez treibt er mit den Liberalen aus
 dem Lande, und bildet, während er das thut,
 sein ganzes Ministerium fast aus lauter Libe-
 ralen, — die Conservativen streicht er mit der
 einen Hand durch Anerkennung der Reform-
 gesetze, und zu gleicher Zeit stellt er durch die
 Revisionen ihr Besitzthum in Frage, giebt dabei
 die Indianer frei, oder entbindet sie vielmehr
 ihrer eingegangenen Verpflichtungen und erkennt
 selber unsere gesellschaftlichen Vorrechte nicht
 mehr an. Von wem verlangt er jetzt, daß sie
 zu ihm stehen sollen? welche Partei hat er
 wirklich für sich gewonnen? Das Volk? — das
 ist eine gedankenlose Masse, die kaum den Be-
 griff eines wirklichen Kaisers kennt und die wir
 heute, die Klerikalen morgen für sich verwenden
 können, und was darf er von den Indianern
 hoffen? Nein, er mag ein ganz guter Mann sein,
 aber er spielt ein gefährliches Spiel, oder tappt

blindlings in sein Unglück hinein, und findet sich einmal wieder eines schönen Tages auf der Rückreise nach seinem Felsenschloß. Unsere Partheien aber hier in Mexico zu verschmelzen und eine einzige daraus zu machen, das bringt er nicht fertig, und — brächte kein Gott zu Wege.“

„Mein Sohn! mein Sohn!“ stöhnte Lucido, der sich auf einen Stuhl niedergelassen, und die krampfhaft gefalteten Hände dabei zwischen den Knien hielt. Was kümmerte ihn jetzt die Politik des Landes, was Gewinn oder Verlust — was Kaiser und Reich — er jammerte um sein Kind, und Roneiro, der eine Zeit lang sinnend am Fenster gestanden und hinaus auf die Straße gesehen hatte, behrte sich endlich um und sagte:

„Es giebt nur noch einen Weg, um Mauricio zu retten, und das ist die Flucht. Vorhin sprach ich mit Deverreux über den Fall, der aber meint, daß Bazaine fest entschlossen sei, ihn erschießen zu lassen, um die beiden französischen Officiere zu rächen, und der ist nicht der Mann, der so leicht von einem einmal gefaßten Entschluß abzubringen wäre.“

„Aber wie entfliehen? — wie ist es möglich?“ rief Lucido, sich an diese letzte Hoffnung klam-

mernd — „wenn es mit Geld abzumachen wäre, oh wie gern wollte ich das geben!“

„Ich glaube fast, es ist möglich,“ nickte Roneiro, „aber nicht mit einer kleinen Summe, denn der Gefängnißwärter muß mit ihm entfliehen und thut das nicht, wenn er nicht seine Zukunft gesichert bekommt.“

„Und wie viel glaubst Du, daß er verlangen wird?“

„Ich denke, er wird mit fünftausend Pesos zufrieden sein.“

„Gieb ihm das — gieb ihm mehr!“ rief der Vater mit leuchtenden Blicken, „aber mach' mir den Sohn frei und ich will es Dir auf meinen Knien danken.“

„Ja ich selber kann es nicht; dazu brauchen wir einen Pfaffen,“ nickte nachdenkend Roneiro, „aber ich glaube, ich kenne den richtigen Mann. Der höhere Klerus wird darüber jubeln, wenn der Kaiser unserer Partei durch solch ein Urtheil gewissermaßen einen Schlag verfehlt, aber die niedere Geistlichkeit hat kein Interesse dabei, wird überhaupt von den Kirchenfürsten schlecht behandelt, und ist deshalb leicht zu gewinnen. Ueberlaß das mir — ich suche ihn augenblicklich

auf, und wenn es noch möglich ist es durchzuführen, so bringt der es fertig."

"Und wer ist der?" frag Santiago — "kenne ich ihn?"

"Padre Sorra. Er gehört zu einem jener Convente, die allein auf ihren Privatverdienst, auf Messelesen und andere kirchliche Functionen, wie auch Sammlungen bei Festen angewiesen sind und schon dadurch dem überreichen Klerus neidisch entgegenstehen. Mit Geld ist bei denen Alles zu machen, und wenn ein zu einem solchen Zweck geeigneter Mensch existirt, so ist es mein Padre. — Aber gieb Dich deshalb noch nicht zu großer Hoffnung hin, Carlos. — Die uns gegönnte Zeit ist fast zu kurz. Vor allen Dingen werd' ich mit Sorra selber sprechen, und dann müssen wir Mauricio veranlassen, daß er einen Geistlichen verlangt, nach welchem er außerdem, wie ich fürchte, kein großes Bedürfnis spüren wird."

"Er hat sich von Gott und seinem ehrlichen Namen abgewandt," klagte Carlos Lucido — "oh, mein Sohn — mein Sohn — er wird elend zu Grunde gehen!"

"Veremos," sagte Roneiro ruhig — "aber

weiß Einer von Ihnen noch ein anderes Mittel, dem unglücklichen jungen Mann zu helfen?"

„Ich fürchte nein,“ sagte Rodriguez — „ich bin mit Bazaine, der durch seine Heirath ja auch mit mir verwandt wurde, ziemlich genau bekannt und war heute Morgen bei ihm, aber umsonst. Von der Seite ist Nichts zu hoffen, und wenn der Kaiser selber Gnade versagt hat, so bleibt allerdings Nichts übrig als Flucht — wenn er überhaupt noch zu retten ist.“

„Gut, Caballeros,“ nickte Roneiro, „dann werde ich an meine Mission gehen, und morgen Früh, compadre, sage ich Dir Antwort, ob ich Hoffnung habe. Den Kopf hoch, Mann, noch lebt Mauricio und es ist nicht Alles verloren!“

* * *

Zu dem Justizminister Escubero trat Marshall Bazaine in das Gemach und schien heute in ungewöhnlicher Aufregung.

Escubero, der seine, höfliche Mexicaner, empfing den Oberbefehlshaber der französischen „Hilfsstruppen“ auf das artigste, aber der Franzose schien eben nicht in der Stimmung, langweilige Formen zu beobachten, und sich in einen der nächsten Stühle werfend, sagte er:

„Señor, das geht nicht länger so fort — wir müssen energisch gegen das Gesindel auftreten, oder wir erreichen Nichts, als daß wir ein jedes Jahr von vorn den nämlichen Feldzug beginnen, wie wir ihn im vorigen hatten.“

„Ich weiß nicht, was der Herr Marschall meinen,“ sagte Escudero freundlich, „aber ich sollte denken, Ihre Truppen wären energisch genug vorgegangen. Die letzten Nachrichten lauten außerordentlich günstig.“

„Der Teufel dank' es ihnen!“ brummte Bazaine. „Sie wundern sich doch wohl nicht, daß unsere französischen Regimenter das mexicanische Gesindel werfen, wo sie mit ihm zusammentreffen, aber was hilft das? Wir treiben sie aus jedem Platz hinaus, den wir angreifen, aber wir müßten eine halbe Million von Soldaten hier haben, um jeden Hauptplatz nur besetzt zu halten. Sobald wir uns zurückziehen, rücken diese Raubbanden, die sich Soldaten des Präsidenten Juarez nennen, wieder vor, und das ist ein Spiel, das Menschen, die von trockenen Tortillas leben, wohl aushalten und eine unbestimmte Anzahl von Jahren fortsetzen können, an denen wir aber zuletzt mit dem Kaiserreich zu Grunde gehen.“

„Aber so weit die Berichte reichen, die wir

erhalten haben," sagte der Minister, „sind doch sämtliche Kriegsoperationen auf das glücklichste gelungen, und die heutige Nachricht bestätigt sogar, was schon vor ein paar Tagen gemeldet wurde, daß nämlich Suarez endlich nach dem Norden hinaus — man vermuthet sogar, über die Grenze getrieben sei. Die Liberalen behaupteten allerdings, er habe sich in Paso del Norte, einem kleinen erbärmlichen Grenzflöden, festgesetzt, aber das ist nicht wahrscheinlich, denn was wollte er dort? Ich kenne den Platz genau, er könnte sich dort kaum mit fünfzig Anhängern für kurze Zeit vielleicht am Leben halten.“

„Und das ist es gerade, was ich Ihnen sagen wollte," rief Bazaine. — „Suarez ist jetzt thatsächlich über die Grenze getrieben und die Revolution vorbei — und, wenn er es nicht wäre, sein Präsidentschafts-Termin überhaupt in wenigen Wochen abgelaufen. Alle die, welche uns nach dieser Zeit mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen, sind Nichts als gemeine Straßenräuber — Banden, die herumziehen, einzig zu dem Zweck, Feind und Freund auszuplündern, und dem muß ein Ende gemacht werden, oder ich selber bitte Seine Majestät den Kaiser Napoleon mich von hier abuberufen. Ich bin mit

Freuden willens, mich jedem geordneten Heer oder jeder berechtigten Macht entgegen zu stellen; ich erkenne selbst einzelne Guerillabanden an, so wie sie von einem bestimmten Oberhaupt dirigirt werden und irgend Etwas — und wenn es selbst nur eine Idee wäre, verfechten, aber ich bin kein Polizei-Officiant, der genöthigt werden kann sich das ganze Jahr mit Verbrechern herumzuschlagen, und dem man dann nicht einmal die Macht einräumt, die Schuldigen, wenn er sie wirklich gefaßt hat, zu züchtigen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Marschall.“

„Dann will ich ganz deutlich reden,“ sagte Bazaine. — „Der Kaiser muß, wenn er meine Unterstützung seiner Macht auch nur noch so viel für nöthig hält, ein Decret erlassen, das die jetzt noch umherstreifenden Banden für vogelfrei erklärt — Räuber und Mordbrenner, die es außerdem nur sind. Der eigentliche Krieg ist beendet und der Expräsident über die Grenze gesagt, wir haben es von diesem Augenblick an also mit keiner Kriegsmacht mehr zu thun, sondern allein mit übriggebliebenen und zurückgelassenen Banditen, die wir bei Gott nicht, wenn wir sie erwischen, als Kriegsgefangene behandeln können. Wir erklären den Krieg

für beendet, denn wir haben ein volles Recht dazu, und wer von da ab mit den Waffen in der Hand gefangen wird, soll als gewöhnlicher Bandit behandelt, das heißt erschossen oder gehangen werden, wie es der Fall gerade mit sich bringt.“

„Herr Marschall,“ sagte Escudero, „das ist ein Capitel, was wir schon verschiedene Male mit Seiner Majestät, aber ohne Erfolg verhandelt haben. Der Kaiser weigert sich auf das entschiedenste zu derartigen Maßregeln zu greifen, so lange Juarez auch nur einen Schatten von Recht auf seiner Seite hat. Er hofft immer noch durch strenge Gerechtigkeit den Feind zu überzeugen, daß er es mit keinem Eroberer, sondern mit einem Monarchen zu thun habe, der wirklich nur das Beste des Landes will und den Frieden desselben anstrebt. Und haben wir denn auch nicht in den zahlreichen Loyalitätserklärungen, die ihm in den letzten Wochen fast von allen nordischen Städten zugegangen sind, die Beweise, daß ihm die Mehrzahl, selbst der Liberalen zuneigt? Den Leuten dort mußte sich zuletzt die Ueberzeugung aufdrängen, daß Juarez nicht der Mann war, gegen einen Maximilian aufzutreten, und nicht allein Officiere der Libe-

ralen, nein, zahlreiche Präfecten haben ebenfalls an uns geschrieben, ihren völligen Uebertritt zum Kaiserthum erklärt und uns selber gebeten, Truppen in ihre Ortschaften zu legen, um herumschwärmenden Banden der Liberalen die Spitze bieten zu können."

"Und da haben Sie den ewigen Refrain vom Lied!" brach Bazaine, der bis jetzt ungeduldig den Boden mit dem Fuß geklopft hatte, aus — „Truppen wollen sie haben, weil sie wissen, daß wir uns selbst beköstigen und für Alles, was wir brauchen, baar bezahlen — Truppen, nur um nicht selber in die Verlegenheit kommen zu müssen, ihr Eigenthum zu vertheidigen. Wir kosten sie Nichts, sondern bringen ihnen noch Geld, aber kaum haben wir den Rücken gewandt und ein Suarez'sches Streifcorps rückt in den Ort ein, so jubeln sie dem auch wieder entgegen und erklären sich als die besten und treuesten Republikaner. Nicht eine Centime gebe ich Ihnen für all' die Loyalitätsadressen solcher Menschen, denn wie der Wind weht, so drehen sie sich, und das nämliche Concept, das sie heute in Abschrift an den Kaiser eingesandt haben, dient ihnen vielleicht acht Tage später, mit ein paar veränderten Worten, um es einem der liberalen

Banden-Generale zu Füßen zu legen. Gehen Sie mir mit Ihren Adressen; ich halte mich an die wahre und nackte Wirklichkeit, an die Menschen, wie ich sie in den Jahren gefunden habe und wie sie sind, und demnach gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie sich auch nicht eine Stunde auf solche Versicherungen verlassen können. Nein, gespielt haben wir genug mit ihnen und jedem menschlichen Völkerrechte Genüge geleistet, das weiß Gott. Jetzt wird es Zeit, daß wir ihnen die Zähne zeigen, und ich erkläre Ihnen hiermit, Señor, daß ich in demselben Moment um meine Abberufung einkomme und meine Soldaten von dem sogenannten „Kriegsschauplatz“ zurückziehe, wo mir der Kaiser jetzt noch, nach zahllosen Mahnungen, erklärt, daß er von seiner passiven Politik nicht absteigen will. Er läßt er ein solches Decret und giebt er mir die Vollmacht es auszuführen, dann stehe ich Ihnen dafür ein, daß ich Ihnen das ganze Land nicht allein erobere — denn das ist jetzt schon geschehen, — nein daß ich es auch unterwerfe und in Besitz halte, bis er seine eigene Armee (was, beiläufig gesagt, etwas lange dauert) auf den Füßen hat; erläßt er es aber nicht, dann mag er sich auch die Folgen zuschreiben und mir

nachher keine Vorwürfe machen, denn von dem Augenblick an trete ich zurück und er mag das Commando übergeben, wem er will. Mich bannt hier nicht allein der Befehl meines Kaisers, nein, auch meine eigene Ehre, und wahrlich, die will ich nicht dadurch auf's Spiel setzen, daß ich weiter Nichts thue als Kriegsgefangene machen, sie höflich und mit jeder Rücksicht durch das Land escortire und abliefere, und dann acht oder vierzehn Tage später den nämlichen Schuften wieder gegenüberstehe, die, à la caballero, auf Ehrenwort entlassen wurden und nicht einmal wissen oder beachten, was das zu bedeuten hat. Ich habe, das gestehe ich Ihnen aufrichtig, diese Art von Kriegsführung bis zum Ueberdruß satt, und mit meinen Officieren ist das ebenso der Fall. Wir sind gewillt, unser Leben jeden Tag für den Kaiser in die Schanze zu schlagen — das ist unser Beruf — aber wir müssen auch dabei sehen, daß wir Etwas erreichen. Mit den Dannaiden wollen wir nicht schöpfen oder einen Sisyphusstein den Berg hinaufrollen.“

„Und wäre es nicht besser, Herr Marschall, daß Sie das Seiner Majestät in einer Denkschrift oder nur in einem Brief auseinander setzten?“ frug der Minister.

„Wozu die ewige Schreiberei?“ sagte Bazaine barsch — „ich habe, seitdem ich in Mexico bin, mehr Briefe geschrieben als früher in meinem ganzen Leben, und es jetzt satt bekommen. Sie sind der Hauptrathgeber des Kaisers und er hält viel auf Sie — in Ihren Verwaltungszweig fällt auch die ganze Angelegenheit, denn wir haben es jetzt nicht mehr mit Soldaten, sondern nur mit Räuberbanden zu thun, die den öffentlichen Frieden des Staates und die Sicherheit seiner Bewohner stören, und gegen diese müssen strenge — müssen die äußersten Maßregeln ergriffen werden, wenn wir irgend Etwas erreichen wollen. Setzen Sie in Ihrem Ministerium ein solches Gesetz auf — ich bin gern bereit, es mit Ihnen privatim durchzuberathen — und ich stehe Ihnen nachher für den Erfolg.“

„Und weshalb erlassen Sie nicht selber eine solche Ordre an Ihre Truppenkörper?“ frug Escubero.

Bazaine zog seine Brauen finster zusammen. „Ich glaube,“ sagte er, „ich habe mit Ihnen oder Ramirez das nämliche Thema schon einmal verhandelt — aber die Antwort ist einfach genug: Ich habe zu befehlen, wo ich einem wirklichen Feind gegenüberstehe, und kenne die

Kriegsgesetze civilisirter Völker gut genug, um Niemandes Rath oder Unterstützung zu verlangen. Hier aber hat der Krieg aufgehört — die Soldaten können nur noch zum Schutz der „Gensdarmen“ dienen, und wo es Gesetze über die Unterthanen des Kaisers giebt, da steht mir, als französischem Feldherrn, keine Macht und keine Gewalt zu — und ich habe auch kein Interesse dabei,“ setzte er, kurz abbrechend, hinzu. „Will sich der Kaiser all’ diese Räuberbanden conserviren und groß ziehen — eh bien — dann ist das seine Sache; dann kann und darf er aber auch keinen französischen Marschall dazu verwenden wollen, sie ihm einzufangen, und mein Dienst hier in Mexico ist aus. — Leben Sie wohl, Señor, das Thema ist jetzt genügend durchgesprochen, und verlangt der Kaiser mich in der Sache zu sprechen, so bin ich auch dazu erbötig, ihm meine Forderung noch einmal persönlich vorzutragen. — Doch ich muß fort, Señor, und hoffe nur, daß Sie mir recht bald eine günstige Nachricht darüber mittheilen können.“

Damit stand er auf, grüßte kurz und militärisch, und verließ ohne weiteren Aufenthalt Escudero’s Haus.

2.

Der Flüchtige.

Der zur Hinrichtung Mauricio's bestimmte Morgen brach an, aber in dem Gefängniß selber herrschte die größte Verwirrung und Alles lief durcheinander. — Soldaten hatten sämtliche Ausgänge um das Drei- und Vierfache wie gewöhnlich besetzt, und ein französischer Obrist wetterte in dem Raum auf französisch und spanisch umher — der Gefangene war entflohen.

Allerdings ging das Gerücht, er sei einer Patrouille begegnet, und diese jetzt unmittelbar auf seinen Fersen, so daß man hoffen dürfe ihn wieder zu bekommen, aber die Sache an und für sich blieb dieselbe, denn der Gefängnißwärter hatte sich mit ihm aus dem Staub gemacht, und der Franzose jetzt nicht einmal jemand Bestimm-

tes, an den er sich mit seinem Grimm wenden konnte. Es blieb ihm Nichts übrig, als die ganze mexicanische Nation in Grund und Boden hinein zu verdammen und zu verfluchen — und das that er redlich.

Reiter sprengten jetzt durch die Straßen nach allen Richtungen hin — Patrouillen wurden ausgesandt, um sämtliche Wege dicht um Mexico, wo ein Ausweichen nicht gut möglich war, fest zu überwachen, und strenger Befehl gegeben, den Flüchtigen, wie es sei, todt oder lebendig wieder abzuliefern, während zu gleicher Zeit Lucido's Haus von einer Abtheilung Polizei bis in die letzten Räume durchsucht und, als man dort Nichts fand, ein Doppelposten vor die Thür gestellt wurde, der strengen Befehl hatte, Niemanden weder aus noch ein zu lassen.

Señor Lucido, über diese Beschränkung seiner Freiheit entrüstet, wollte dagegen protestiren, wurde aber mit der größten Strenge abgewiesen, und der Officier sagte es ihm auf den Kopf zu, daß nur er allein den Wächter mit Geld bestochen habe, um den Sohn zu retten — und wer hätte es dem Vater verdenken können!

Bazaine war außer sich, denn gerade die Conservativen, obgleich er eine Tochter aus ihrer

Mitte zum Weib genommen, hatten ihn trotzdem in der letzten Zeit nur zu deutlich fühlen lassen, daß ihnen der französische Uebermuth doch mit der Zeit lästig wurde. Sie sprachen es offen aus, daß sie die französische Regierung zu Ende wünschten, und zogen sich mehr und mehr von den Franzosen zurück. — Und wie würden sie jetzt im Stillen jubeln, daß sie den lästigen Gästen eine schon sicher geglaubte Beute entrißen hatten!

Und doch schien ihr Triumph noch keineswegs gesichert, denn wenn es auch Mauricio gelungen war aus dem Gefängniß selber zu entkommen, so sah er sich dadurch doch noch immer nicht gerettet, denn ein ganz eigenthümlicher und unglücklicher Zufall brachte nämlich die Verfolger, ohne zu ahnen wer er wirklich sei, noch in den Straßen der Stadt auf seine Fährte.

Dicht vor dem Gefängniß hatte er sich von seinem Reiter getrennt, weil er überzeugt war, seine Flucht allein viel ungeschädeter fortsetzen zu können. In den Straßen von Mexico gab es allerdings sogenannte serenios oder Nachtwächter, die in unruhigen Zeiten auch wohl Vorbeipassirende anriefen, sie aber nie anhielten, und da noch Niemand um seine Flucht wissen

Konnte, war auch eine Entdeckung nicht zu fürchten. Er brauchte nur langsam seinen Weg zu verfolgen, um sich, erst einmal aus der Stadt, in die Berge zu wenden; ja er wußte selbst in den kleinen benachbarten Ortschaften überall Bekannte, die nie daran gedacht hätten, ihn an die Franzosen auszuliefern.

Unglücklicherweise für ihn war aber gerade in dieser Nacht und in einer kleineren Straße, die hinter der Kirche San Augustin hin und mit der Straße Plateros parallel lief, ein Ermordeter von den Serenos gefunden worden — und derartige Fälle kamen allerdings nicht etwa selten vor.

Das aber brachte die Leute auf die Füße, denn man hoffte den Mörder noch unterwegs zu finden, und Patrouillen waren requirirt worden, um sie zu unterstützen. Da, als Mauricio gerade in die Straße einbog, kam diese Patrouille um die andere Ecke und rief ihn an, und davon erschreckt, trieb ihn sein böses Gewissen, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Glücklich für ihn dämmerte gerade der Tag und Indianer wie Milchverkäufer waren schon in die Stadt gekommen. Ein solcher Milchkarren hielt auch gerade vor dem Hause des Hof-

friseurs Don Pedro Gaspar, und die Soldaten, denen schon der Befehl geworden, auf den Flüchtigen zu feuern, drückten nicht ab, weil sie dann bestimmt auch den armen unschuldigen Händler mit getroffen hätten. Außerdem konnte ihnen der Flüchtige auch gar nicht entgehen, denn unten von der Kirche herauf kamen ebenfalls Serenos, und ein in die Luft gefeuerter Schuß gab denen das Zeichen, bei der Hand zu sein, während sie jetzt zusprangen, um den zu verhaften, der sich ihnen nicht hatte stellen wollen.

Hinter dem Milkarren kam er aber nicht wieder vor, und als sie diesen jetzt in vollem Ansturm umzingelten, erklärte der bestürzte Indianer, ein Mann sei allerdings hier eben in das Haus hineingesprungen und habe die Thür hinter sich zugeschlagen, das Hausmädchen aber nicht zurückgekehrt, um die Milch abzuholen, und er wisse Nichts weiter. Da drin mußte er noch stecken.

Dort drinnen also, und die Patrouille machte auch gar keine Umstände, sich den Eingang zu erzwingen. Mit den Kolben donnerten sie gegen die von innen verschlossene Thür an, daß das ganze Haus davon erzitterte, und es dauerte auch gar nicht lange, so öffnete sich oben ein

Fenster und Don Pedro selber, aus festem Schlaf aufgestört, eine weiße Nachtmütze über sein schwargelocktes Haar gebunden, auf die er in der Eile vergessen hatte, sah heraus und frug, was es in's Himmels Namen gäbe.

„Abra! policia!“ (öffne, Polizei) war aber das Einzige, was ihm erwidert wurde, und daß sich die Leute da unten nicht auf eine Unterhandlung einlassen würden, bewiesen sie schon durch die unausgesetzten und ihre Ungeduld kennzeichnenden Kolbenstöße. Wenn er aber wirklich nicht gleich öffnete, wußte er gewiß, daß sie ihm die Thür einschlagen würden, womit sie außerdem schon beschäftigt schienen, und mit dem reinsten Gewissen von der Welt slog er mehr als er ging die Treppe hinab, um die Störenfriede einzulassen. Es war einmal kaiserliche Polizei, und der konnte er sich gerade als Hoffriseur nicht widersetzen.

Wenige Minuten später schob er den Riegel zurück und wollte aufschließen — aber es war schon aufgeschlossen, und die Patrouille drang, während natürlich der Ausgang scharf bewacht blieb, in das Haus hinein.

Daß nun der kleine Spanier Nichts von dem Flüchtling wissen konnte, davon waren die Sol-

daten selber überzeugt, denn dieser hatte jedenfalls nur das erste beste offene Haus benützt, um augenblicklichen Schuß darin zu finden. Der junge Officier, der die Patrouille führte, sagte deshalb auch nur ganz kurz:

„Señor, eben hat sich ein Verbrecher in Ihr Haus geflüchtet.“

„In mein Haus?“ rief Don Pedro bestürzt, „aber wie ist das möglich, es war ja von innen zugeriegelt.“

„Das Haus stand gerade offen, weil das Mädchen Milch holte — er wird selber wieder zugeriegelt haben. Wir müssen Ihre Wohnung von oben bis unten durchsuchen.“

„Alle Zimmer?“ frug Don Pedro, der an seine noch nicht angekleidete Frau dachte.

„Alle, das heißt bis wir den Burschen haben — entgehen kann er uns nicht, Ihre Azotea*) ist doch zugeschlossen?“

„Sicherlich und verriegelt dazu. Dahinaus kann er nicht, wenn er nicht weiß, wo der Schlüssel hängt.“

„Nehmen Sie den Schlüssel gleich an sich, damit wir vollkommen sicher sind.“

*) Azotea, das flache Dach des Hauses, zu dem stets eine Treppe hinaufführt.

„Aber er hängt in meinem Schlafzimmer.“

„Gut, dann fassen wir ihn auch. Hat Ihr Haus noch einen Ausgang nach hinten?“

„Nein — wir sind vollkommen abgeschlossen.“

„Desto besser und nun en avant! Jedes Zimmer, was durchsucht ist, wird fest verschlossen und der Schlüssel abgezogen.“

„Das wird nachher eine schöne Confusion mit den Schlüsseln geben,“ dachte Don Pedro, hütete sich aber wohl, etwas zu sagen und äußerte nur — „bitte Herr Hauptmann oder Obrist — entschuldigen Sie, wenn ich Ihren Rang nicht kenne — das ganze Haus steht zu Ihrer Disposition — Seine Majestät der Kaiser hat keinen treueren Freund in Mexico als mich.“

„Sehr schön, monsieur,“ nickte der Officier, ohne von den Worten weiter Notiz zu nehmen, denn ein Theil der Soldaten stürmte schon die Treppe hinauf, während sich die anderen unten vertheilten, um ihre Nachforschungen gleich dort zu beginnen.

Don Pedro eilte jetzt, so rasch er konnte, zu dem Schlafzimmer seiner Frau hinauf, um sie aufzufordern sich rasch anzuziehen, denn dem Besuch entging sie nicht — aber er fand die

Thür von innen verriegelt und rief durch's Schlüsselloch:

„Öffne, Cornelia — wir müssen uns rasch ankleiden — das Haus wird durchsucht — es hat sich ein Verbrecher hereingeflüchtet!“

Keine Antwort. Er legte sein Ohr an die Thür und glaubte, daß er Jemand flüstern höre. War das Mädchen darin? „Cornelia!“ rief er nochmals — „öffne, liebes Kind — sie werden gleich auch zu Dir kommen, und wenn Du dann nicht aufmachst, schlagen sie die Thür ein — wahrhaftig, sie thun es!“

Wieder das Klüstern — aber weshalb antwortete seine Frau nicht?...

„Zwei Mann auf die Azotea!“ bröhlte da die Stimme des Officiers durch das Haus, und dieser wandte sich jetzt an den, noch immer an seiner eigenen Thür Pochenden, um zu erfahren, wo der Ausgang dazu sei.

„Ja, ich will ja eben hinein,“ sagte der unglückliche Mann — „aber meine Frau zieht sich gerade an und macht nicht auf.“

„Und führt keine andere Thür auf die Azotea, als durch Ihr Schlafzimmer?“

„Doch — diese hier gleich nebenan — aber die ist von innen doppelt verriegelt.“

„Ersuchen Sie die Señora, augenblicklich zu öffnen,“ rief aber der Officier — „es sollte mir leid thun, Gewalt brauchen zu müssen, aber ich habe meine Pflicht zu erfüllen.“

„Cornelia — Herz — mach' auf!“ bat ihr Gatte; „Du mußt aufmachen — die Polizei, der Kaiser verlangen es!“

Keine Antwort — es war, als ob da innen eine Thür ginge und wieder geschlossen würde, aber weiter kein Laut, und jetzt wurde der Officier selber mißtrauisch.

„Abra la puerta!“ rief er seinen Soldaten zu, und er brauchte keinen zweiten Befehl zu geben. Der erste Kolbenstoß, den der Soldat — ein breitschulteriger Bursche — gegen das Schloß that, sprengte die Thür auseinander, als ob sie von Glas gewesen wäre, und mit einem Aufschrei flüchtete Donna Cornelia, die unfern davon stand, in die entfernteste Ecke des Gemachs. Ein Blick umher überzeugte die Leute nun allerdings, daß sich Niemand weiter im Gemach selber befand, aber mögliche Verstecke gab es doch genug, die alle durchforcht werden mußten.

„Wo ist die Thür zur Azotea?“ frug der Officier, ohne bis jetzt von der Dame die geringste Notiz zu nehmen.

„Durch diese Kammer hier, Señor — es ist mein Ankleidezimmer — und dann über den kleinen Vorplatz,“ rief Don Pedro.

„Die Thüren sind auf —“

„Wohl der Kühle wegen aufgelassen, Señor,“ sagte Don Pedro, aber doch selber etwas erstaunt, wenn er sich auch davon Nichts merken ließ, denn vorher waren sie fest verschlossen gewesen, und was konnte seine Frau dort zu thun haben? Hatte sie sich vielleicht vor dem Lärm verstecken wollen? Der junge Officier aber, den blanken Degen in der Faust, schritt rasch hindurch, hatte aber kaum den sogenannten Vorfaal betreten, dessen Thür ebenfalls weit aufstand und von dem aus eine, aber wie Don Pedro versichert, doppelt verriegelte Pforte nach dem Entrée führte, als er seinen Leuten zurief: „Hierher, Kameraden — die Thür der Azotea ist geöffnet — der Vogel ist da hinaus; besetzt das Schlafzimmer — Keiner hinaus — und sechs von Euch hier hinauf!“

Wie ein Wetter stürmte er die etwas steile Stiege hinan und erreichte gleich darauf das offene flache Dach, das aber mit den übrigen Dächern so weit in Verbindung stand, daß sich ein Mensch leicht von einem zum andern schwingen konnte. Rasch sprang er dort auf eine der

angebrachten Bänke, um einen besseren Ueberblick nach allen Richtungen hin gewinnen zu können, aber vergebens — nirgends ließ sich ein lebendes Wesen mehr erkennen — der obere Theil der Häuser, so weit er ihn von hier aus übersehen konnte, lag leer und öde, und wenn der Flüchtige hier hinausgestiegen, so hätte er auch einen Schlupfwinkel gefunden, um sich zu verstecken — und nach welcher Richtung sollte man ihn von hier aus verfolgen?

Der Officier that das Einzige, was er unter diesen Umständen thun konnte, er ließ zwei Mann Wache oben und einen dritten an der Treppe, um augenblicklich den Alarm zu geben, wenn Jene etwas Verdächtiges bemerken sollten. Darnach beendete er seine Untersuchung des ganzen Hauses von oben bis unten, ohne jedoch das Geringste zu finden, und das konnte natürlich seine Laune nicht verbessern. Er mußte seine Soldaten wieder abrufen — nur die Wachen auf der Azotea sollten noch bleiben, denn es war ja doch möglich, daß sich der Flüchtige wieder hervormagte; ehe er aber Don Pedro's Haus verließ, sagte er mit strenger Miene zu dem kleinen Spanier, der aber so zerstreut schien, daß er die Worte kaum vernahm:

„Señor, die Sache mit der Azotea ist sehr verdächtig, — (Don Pedro gab ihm darin in seinem Herzen Recht) ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin hat sich verleiten lassen, einem Verbrecher zur Flucht zu verhelfen — ich werde jedenfalls die Anzeige meines Verdachtes machen müssen und Sie haben das Weitere darüber zu gewärtigen.“

„Sehr schön,“ sagte Don Pedro — mit seinen Gedanken ganz wo anders, und der Boden brannte ihm unter den Füßen, daß nur das Militär erst das Haus verlasse, denn er verlangte mit seiner Frau eine Privatbesprechung.

„Den Soldaten auf der Azotea,“ fuhr dann der Officier fort — „werden Sie nachher ein Frühstück besorgen, das sie einzeln einzunehmen haben, um ihren Posten nicht zu versäumen — Vorwärts, marsch — wir können hier vor der Hand Nichts mehr nützen.“ Damit marschirte er mit seinen „Leuten“ wieder auf die Straße hinaus, wo sich eine Menge Volk gesammelt hatte, um zu sehen, was es da gäbe, ließ sie dann in Reih' und Glied treten und kehrte auf die Hauptwache zurück, um dort Bericht abzustatten.

Raum war er fort, als Don Pedro in das Zimmer seiner Frau trat, dort mit einer furcht-

baren Ruhe aus einer Schieblade seinen Revolver nahm, und dann mit finsternen Blicken auf die Gattin zuing.

„Cornelia — Weib! Wer war der Mann, mit dem Du hier geflüstert und dem Du dann den Schlüssel zur Azotea gegeben?“

Die Frau zögerte einen Moment mit der Antwort, ohne jedoch im geringsten Furcht zu zeigen, denn sie wußte recht gut, daß der Revolver gar nicht geladen war — überlegte sie erst, ob sie leugnen oder eingestehen sollte? — aber es dauerte nicht lange. Verächtlich die Lippen aufwerfend, sagte sie: „Machen Sie sich nicht lächerlich, Don Pedro; was weiß ich, wer der Mann war. — Als das Mädchen, die Eusa, unten auf der Straße die Milch nehmen wollte, sprang er an ihr vorüber in's Haus und die Treppe hinauf, und ehe ich nur schreien konnte, stand er mit einer großen Pistole vor mir und verlangte den Schlüssel zum Dach. Erst glaubte ich, es wäre ein Räuber und er wollte meinen Schmuck, als er aber nur den Schlüssel verlangte, gab ich ihn mit Vergnügen hin. Sollte ich mich des Schlüssels wegen todt-schießen lassen? Dir wäre es am Ende recht gewesen.“

„Und woher kannte der Fremde in solcher

Weise Hausgelegenheit, daß er mir, der ich die große Treppe hinuntersprang, auf der kleinen auswich? — Was hattet Ihr denn zusammen zu flüstern, als ich vor der Thür stand und Einlaß begehrte, heh? weshalb öffnetest Du nicht, als Du hörtest daß ich es sei? — weshalb habt Ihr geflüstert? frag' ich."

"Er sprach leise," sagte Cornelia, sich stolz abwendend, „weil er wahrscheinlich fürchtete, draußen gehört zu werden. Glaubst Du, daß ich allein mit einem Menschen, der von der Straße hereinspringt und mir die Pistole auf die Brust setzt, schreien soll? Ich konnte vor Angst kaum einen Laut über die Lippen bringen."

"Und weshalb hast Du das nicht dem Officier gesagt, als er hier war — so daß ich jetzt noch gar in Verdacht komme, nicht loyal zu sein, und weshalb hat die Eusa nicht geschrien? Warum, frag' ich, habt Ihr Beide das Alles heimlich abgemacht?"

"Lege nur den Revolver fort und blamire Dich nicht," sagte seine Frau, ein wirklich reizendes junges Weib von kaum achtzehn Jahren — „ich habe Dir den Grund schon genannt, und gehe jetzt hinunter, denn ich muß mich anziehen."

Du bist wohl am Ende gar eifersüchtig auf den Menschen und glaubst, er habe weiter nichts zu thun gehabt, als mir in den zwei Minuten eine Liebeserklärung zu machen? Es ist wahrhaftig zu absurd und Du wirst alle Tage unausstehtlicher."

Don Pedro steckte den Revolver in die Tasche, drehte sich um, verließ das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinab. Unten aber traf er die Susa, die eben im Begriff war das Haus auszuweichen, und sich ungemein eifrig dabei zeigte.

"Susa," sagte er mit finster zusammengezogenen Brauen, mit der Rechten in der Tasche noch immer den Revolver haltend, während er die Linke auf ihre Schulter legte — „wer war der Mensch, der heute Morgen in unser Haus flüchtete?"

"Pero Señor," sagte das Mädchen, ein braunes junges Ding, aber mit verschmißten Augen, die sie jetzt freilich nicht zu dem Herrn aufschlug, sondern um so viel eifriger in ihrer Arbeit fortzufahren suchte, — „wie soll ich das wissen? ich war selber erschrocken genug, und er sprang so rasch an mir vorüber, und der Gang war auch so dunkel — und sie wollten ihn fangen den armen jungen Menschen."

„Und woher weißt Du, Susa, daß es ein junger Mann war, wenn Du in dem dunkeln Gang Nichts sehen konntest?“

Susa wurde blutroth und wußte nicht gleich, was sie antworten sollte; da nahm Don Pedro langsam die rechte Hand aus der Tasche, hielt ihr den Revolver gegen den Kopf und sagte mit hohler Stimme:

„Susa, bereite Dich, vor Deinen Gott zu treten — Du hast keine zwei Minuten mehr zu leben. Wer war der Fremde?“

Die Indianerin warf einen scheuen Blick nach der Bewegung des Armes hin, erkannte aber kaum die drohend auf sie gerichtete furchtbare Waffe, als sie mit einem Aufschrei vor ihrem Herrn in die Kniee brach und mit vor Angst fast erstickter Stimme ausrief:

„Gnade, Gnade! Señor, ich will ja Alles bekennen, oh, nur um Gottes willen, tödten Sie mich nicht!“

„Sage mir dann — wer war der Fremde?“ murmelte Don Pedro düster.

„Susa! Susa!“ rief die Stimme der Herrin von oben nieder.

„Wer war der Fremde,“ sagte Don Pedro, und seine Stimme klang geisterhaft — „ich zähle

eins, zwei, drei. Wenn Du nicht antwortest, bist Du bei drei eine Leiche.“

„Susa — Susa! so komm doch!“ rief es wieder.

„Eins“ — zählte Don Pedro — „zwei —“

„Don Mauricio Lucido,“ stöhnte das Mädchen.

„Ha!“ rief Don Pedro — „er war schon öfter hier im Hause?“

„Ja —“

„Meine Frau kennt ihn?“

„Ja.“

„Susa — Susa — kommst Du denn noch nicht, oder soll ich Dir Beine machen?“

Don Pedro stand vernichtet — er hätte in dem Augenblick das Mädchen noch viel mehr fragen können, aber der Kopf wirbelte ihm, und wie er-nur die Hand von ihrer Schulter nahm, flog das scheue Ding wie ein Reh von ihm fort, die Treppe hinauf. Don Pedro achtete aber nicht mehr auf sie — er betrachtete die Waffe in seiner Hand, aber der Revolver war in der That nicht geladen; so ihn wieder in der Tasche bergend, schritt er hinüber in den Laden. Don Julio hatte diesen eben geöffnet und war gerade beschäftigt Seife zu schlagen und sich selber zu rasiren. So früh kamen selten Kunden und

er behielt da genügende Zeit für sich — was im Hause vorging, kümmerte ihn außerdem nicht.

Don Pedro — sehr häufig etwas feierlich in seinem ganzen Wesen, schritt ruhig und ohne an einen Morgengruß zu denken, zu einem der Kundenstühle, die jeder vor einem Spiegel standen. Er wählte den, von dem aus er das Bild der Kaiserin am besten erkennen konnte, warf noch einen langen Blick darauf, seufzte tief und sagte dann, während er seinen Hals entblößte, mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Don Julio, seien Sie so gut und schneiden Sie mir den Hals ab!“

Don Julio, auf die Worte gar nicht achtend und am linken Daumen noch das Messing-Seifennäpfchen, ging ruhig auf den Principal oder Compagnon (man wußte eigentlich nicht recht was er war) zu — Don Pedro rührte sich nicht — und strich ihm mit dem Pinsel in's Gesicht. Der Hoffriseur aber, als er die Seife spürte, fuhr in aller Wuth in die Höhe und schrie:

„Esel! um mir den Hals abzuschneiden, brauchen Sie mich doch nicht vorher einzuseifen.“

„Um Ihnen was —?“ rief Don Julio im höchsten Erstaunen aus.

„Den Hals sollen Sie mir abschneiden,“

wiederholte da Don Pedro mit der größten Ruhe, indem er seinen Platz wieder einnahm. „Sie können nachher das ganze Geschäft übernehmen und meine Frau heirathen.“

„Sind Sie verrückt geworden?“ rief Don Julio, in der That mit einiger Berechtigung aus. — „Was fällt Ihnen denn ein? — was ist denn geschehen? das war ja ein Heidenfandol heute Morgen im Haus.“

Don Pedro antwortete nicht; er sah still und düster vor sich nieder, endlich stand er auf, wuschte sich die Seife aus dem Gesicht — gewaschen hatte er sich noch nicht, und that das auch nie Morgens vor dem Frühstück — und sagte dann, indem er dem Barbier die Hand auf die Schulter legte:

„Julio — wissen Sie, was es ist zu lieben — und verrathen zu werden? Kennen Sie die Schlange, die ich an meinem Busen groß gezogen? — Sie heißt Cornelia. Ich gehe jetzt aus,“ setzte er dann ruhiger hinzu — „wenn Jemand nach mir fragen sollte; ich komme vor zehn Uhr nicht wieder nach Hause!“ — Und damit setzte er seinen breitrandigen Hut auf und verließ den Laden.

* * *

Die Sonne neigte sich dem Horizont, und in der Calle Jesus stand, wie an jenem Abend, eine schlanke Frauengestalt in ihren Rebozo eingehüllt und schaute harrend bald die Straße hinab, bald hinauf — und hatte da viele, viele Abende so gestanden. Aber vergebens horchte sie den klappernden Hufen eines herbeitrabenden Pferdes. Wenn ja eins kam, so war es nie das rechte, und leise und verstohlen wischte sie dann die verrätherische Thräne von den Wimpern.

Und die Sonne sank — der Himmel färbte sich in ein dunkles Blau, dem dann rasch jene bleigrauen Tinten folgten. Die Sterne funkelten nieder und die Nacht hatte ihr Reich begonnen.

„Er kommt wieder nicht,“ flüsterte das Mädchen mit einem recht tief aus der Brust hervorgeholten Seufzer — „arme Mercedes — und das sollte die Woche vor der Hochzeit sein, auf die ich mich nun die langen Monde so gefreut — hab' ich denn so harte Strafe verdient, Santísima?“

Noch einmal horchte sie hinaus — „Noch bis hundert will ich zählen, und wenn er dann nicht da ist, kommt er auch heute Abend nicht mehr. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs,“ — immer langsamer zählte sie, um den Zeitraum recht hin-

aus zu dehnen — er kam nicht — „hundert“ — sie hörte wieder — „hunderteins — hundertzwei, hundertdrei“ — Die Straße lag todtenstill, und fest in ihre Mantille eingehüllt, schritt sie durch das Haus, über den Hof und in ihr dunkles Kämmerlein. — Aber die Nacht war so lang — schlafen konnte das arme Kind ja doch nicht, denn Angst und Ungewißheit peinigten sie, und sie zündete sich die Lampe an, um noch ein wenig ihre Kleider auszubessern, oder auch in einem Gebetbuche zu lesen, das ihr Veronimo einst mitgebracht.

Die Oellampe verbreitete einen matten, düstern Schein in dem Gemach, und wenn sie den Kopf manchmal wandte, schauderte sie vor ihrem eigenen Schatten zusammen. So saß sie eine Stunde — saß sie zwei, und das Herz war ihr so voll, so schwer, daß sie manchmal sich aufrichten mußte, um nur wieder einmal frei und ordentlich Athem zu schöpfen.

Jetzt legte sie ihre Arbeit zusammen und wollte eben die Lampe auslöschten, als sie zusammenstraf, denn es schien ihr fast, als ob sie draußen die Hausthür hätte öffnen hören — es war Nichts — sie hatte sich getäuscht — und doch trat sie zum Fenster hin und lauschte

hinaus. — Da war richtig ein Schritt auf dem Pflaster des Hofes — doch wie viele Parteien wohnten dort gerade — noch fünf Familien außer ihr — es war jedenfalls Jemand, der zu einer von denen gehörte — wer sollte zu ihr kommen. Sie schloß den Laden wieder und wandte sich auf's Neue ihrer Lampe zu, als sie bis in die innersten Fasern ihres Herzens zusammenzuckte, denn mit leisem Finger pochte es an ihre Thür — deutlich konnte sie den Laut vernehmen, und nicht zu athmen wagte sie jetzt, denn sie fürchtete die Wirklichkeit und — fürchtete auch wieder, daß es in Nichts zerfließen könne.

Da noch einmal — jetzt hatte sie sich nicht getäuscht — das war ein Finger gewesen, der ihre Thür berührt — aber wenn Geronimo, weshalb hätte er so schüchtern angepocht, und wer Anders hätte sie um diese Stunde der Nacht aufgesucht — auffuchen dürfen?

Einen Moment stand sie unschlüssig — aber sie mußte Gewißheit haben, und nur mit ihrer rechten Hand an die Seite fühlend, ob noch das kleine, aber scharfe Messer in ihrem Gürtel steck, schritt sie entschlossen auf die Thür zu und schob den Riegel zurück.

„Wer ist da? was sucht Ihr hier so spät?“

„Ich bin es — Rodolfo, Señorita,“ flüsterte die Stimme zurück. „Seid ruhig — ich habe Euch eine Kunde zu bringen.“

„Eine Kunde von ihm, von Geronimo?“

„Bist — nennt den Namen nicht so laut,“ sagte der Sambo, als er jetzt in die Thür trat, an der sie ihm Raum gab — „kann ich Euch auf wenige Minuten sprechen — meine Zeit ist gemessen.“

„Tretet ein,“ sagte Mercedes, aber sie selber hörte kaum, daß die Worte über ihre Lippen glitten; der scheue Blick, den der Sambo zurück in den Hof warf, kündete Unheil.

Rodolfo schien sich auch wirklich nicht ganz behaglich zu befinden, denn wie er nur den Raum betreten hatte, drückte er die Thür wieder zu und schob den Riegel vor, und fast unwillkürlich suchte des Mädchens Hand nach der Waffe — aber sie hatte von dem Burschen Nichts zu fürchten, denn wie er sich nun sicher im Zimmer fand, warf er sich auch auf den einen Stuhl und sagte dann wild und verbissen:

„Weiß der Teufel, was heute da draußen los ist, aber alle Straßen wimmeln von Soldaten, und wohin man tritt, begegnet man Pa-

trouillen, denen man kaum wieder aus dem Wege schlüpft!“

„Woher kommt Ihr — weshalb sucht Ihr mich noch in der Nacht auf — wo ist Geronimo? wißt Ihr von ihm?“

Der Sambo schwieg, er sah scheu und still vor sich nieder.

„Redet, Mann!“ bat aber das Mädchen — „wenn Ihr wüßtet, was ich die letzten Tage ausgestanden, wo dunkle Gerüchte die Stadt durchliefen!“

„Gerüchte? — von was?“ frug lauernd der Sambo, und es war augenscheinlich, daß er selber sich fürchtete, mit der Sprache herauszukommen.

„Gerüchte,“ sagte das Mädchen flüsternd — „die mich mit meiner dunkeln und furchtbaren Ahnung gepeinigt haben, Gerüchte von einem versuchten Ueberfall auf die Post, von — einem erschossenen Officier — von —“

„Von —?“ sagte lauernd der Sambo.

„Von — gerichteten Verbrechern, die ihre Strafe erlitten — Ihr schweigt? wißt Ihr die Wahrheit? Mensch, spannt mich nicht länger auf die Folter — wo — um der barmherzigen Mutter Gottes willen — ist Geronimo?“

Der Sambo schwieg noch immer — es war, als ob die Worte nicht über seine Lippen wollten, endlich aber — was half es, das Geheimniß länger zu bewahren, denn erfahren mußte sie es doch, und deshalb war er ja eigentlich hierhergekommen, sagte er mit leiser Stimme:

„Er war dabei.“

„Wer? Geronimo!“ freischte Mercedes auf.

„Bist — um Gottes willen seid ruhig, oder Ihr selber wäret nicht vor dem französischen Lumpengesindel sicher — ja — Geronimo.“

„Und tobt?“

„Tobt,“ wiederholte eintönig der Sambo. „Ich kam zu spät sie zu warnen,“ fuhr er dann schau fort — „die Canaillen hatten sich in den Hinterhalt gelegt, und als ich vorüber wollte, hielten sie mir ihre Gewehre vor und zwangen mich, bei ihnen als ihr Gefangener zu bleiben. Woher sie Wind bekommen haben mußten, weiß der Teufel — ich begreife es nicht, aber Geronimo hatte mich bestellt, und ein Anderer, ein junger Caballero, sollte noch zu uns stoßen, denn wir waren diesmal schwach an Mannschaft.“

„Wie ist sein Name?“ hauchte Mercedes, die mit halbgeöffneten Lippen und stieren Blicken den Worten gelauscht.

„Was kümmert Euch der Name,“ brummte der Sambo — „aber er konnte nicht kommen, aus irgend welchem Grunde hatten sie ihn an dem nämlichen Abend verhaftet, und heute Morgen ist er, so viel ich weiß, erschossen. Der ganze Kram ist verrathen gewesen — durch wen kann ich selber nicht ergründen, und selbst meinen Namen wissen sie, denn als ich heute Nachmittag in mein Quartier kam, waren sie dort gewesen und hatten nach mir gefragt. Da wird's Zeit, daß ich dem Plaz hier Abios sage!“

Mercedes hörte nicht was er sprach — die Worte klangen ihr nur wie dumpfes Meeresbrausen vor den Ohren. — Todt — der eine Gedanke umfaßte Alles — todt. So stand sie, die Hand auf den Tisch gestützt, auf dem die Lampe brannte, minutenlang vor dem Mann, und der Sambo selber wagte nicht das peinliche Schweigen zu brechen, bis endlich eine neue Frage von ihren Lippen glitt — „und seine Leiche?“

„Hm!“ — brummte der Sambo verlegen, „die Franzosen, — Hunde die es sind — wissen ja nicht, wie sie einen Christenmenschen behandeln müssen sie hingen die Leichen an den Bäumen auf.“

„San-ti-si-ma,“ stöhnte Mercedes. Aber es war zu viel für die Unglückliche gewesen, und ohnmächtig brach sie wo sie stand zusammen. Rodolfo sprang wohl zu, aber er kam zu spät, um sie aufzufangen.

Er war ein gewöhnlicher gemeiner Bandit, wie Tausende seiner Landsleute, und würde sich nicht das geringste Gewissen daraus gemacht haben, einen Fremden um einer Unze Goldes willen aus dem Hinterhalt niederzuschießen und zu berauben, und doch trieb ihn jetzt ein Zug von Mitleiden, der Unglücklichen beizustehen. Mit einer Zartheit, die man einem solchen Menschen kaum hätte zutrauen sollen, hob er sie in die Höhe und legte sie auf ihr Bett, dann nahm er den Wasserkrug, tränkte ein Tuch mit der klaren Fluth und kühlte ihr die Schläfe, bis sie wieder zu sich kam. — Aber Mercedes erholte sich rasch — der Schlag war plötzlich gekommen und hatte sie niedergeworfen, aber ihr starker Geist raffte sich empor, und scheu vor der Berührung des Sambo zurückbeugend, sagte sie:

„Ich danke Euch — es ist besser jetzt — mir wurde es plötzlich so schwarz vor den Augen — aber — was war doch gleich geschehen — ach mein Gott!“ rief sie, als sie mit der Erinnerung

an das Gehörte von ihrem Lager emporfuhr — „ich weiß, was Ihr mir sagtet — und die Leichen?“

„Den ersten Tag,“ sagte der Sambo scheu — „getrauten wir uns nicht hinan, denn wir mochten gerade nicht bei der Arbeit erwischt werden, aber in der nächsten Nacht gewann ich eine Anzahl Indianer mir zu helfen, und da — haben wir ihnen wenigstens ein „ehrliches“ Begräbniß gegeben und ein Holzkreuz an ihren Köpfen aufgestellt.“

„Wo war es?“

„An den Penuelos.“

„Weit unten?“

„Nein, gleich unterhalb da, wo der Weg die Biegung macht. Man kann das Kreuz vom Weg aus sehen, und die frisch aufgeworfene Erde zeigt ja deutlich genug das Grab.“

„Und was trieb Euch zu mir?“

„Euch Kunde zu geben von Geronimo's Tod — denn erfahren mußtet Ihr es ja doch!“

Mercedes stand, das Antlitz in den Händen bergend — Thränen hatte sie nicht, ihr Schmerz war zu furchtbar und vernichtend. — Da wieder pochte ein scharfer Finger an den Laden, und

Robolfo selber fuhr erschreckt empor — was war das?

„Mercedes!“ flüsterte von außen eine leise Stimme, „Du hast noch Licht, Mädchen — um der heiligen Jungfrau willen öffne Deine Thür.“

„Wer ist das?“ flüsterte Robolfo und sah das Mädchen scheu an, aber Mercedes schüttelte den Kopf.

„Wer wird es sein? — ein Unglücklicher, der um der heiligen Jungfrau willen bittet — laß ihn ein.“

„Aber zu dieser Stunde der Nacht?“

„Und bist Du nicht zu derselben Zeit gekommen?“ — Sie schritt zur Thür und schob den Riegel zurück, aber einen leisen Schrei, einen Ruf von Schreck, Zorn und Staunen stieß sie aus, als sie Mauricio Lucibo erkannte, der todtensbleich, kaum noch im Stande sich auf den Füßen zu halten, hereintaumelte und in die Kniee zu sinken drohte.

„Ich kann nicht mehr,“ stöhnte er dabei — „die Verfolger haben mich den ganzen Tag ge-
heßt, und eben nur wieder entging ich mit ge-
nauer Noth ihren Reitern — gönne mir ein
Obdach, Mercedes — gönne mir Schutz, oder ich
bin verloren.“

Das Mädchen hatte sich bei dem Anblick des jungen Verbrechers hoch aufgerichtet, ihr Auge blickte, ihre ganze Gestalt hob sich, aber mit einem plötzlichen Griff ihrer Hand das verborgene Messer aus seiner Scheide reißend, rief sie aus:

„Wenn mich je in meinem Leben gelüstet hat, den Stahl in eines Menschen Brust zu stoßen, so ist es die Deine, Bube. Geronimo war arm, mühselig mußte er sein Leben fristen und der Mammon verblendete ihn — er wurde schlecht. Du aber, in Glanz und Reichthum erzogen, mit Allem umgeben, was Dein Herz begehren oder erhoffen konnte — Du mußttest auch noch den Unglücklichen verführen Dir zu helfen, um Mittel zu schaffen, Deinen Lastern zu fröhnen. Fort! hinaus mit Dir, Bube, oder mein Geschrei soll die Nachbarn herbeirufen, daß sie Dich den Gerichten übergeben — Geronimo gehangen und Du frei — fort, oder beim ewigen und rächenden Gott — ich selber vergreife mich an Dir!“

„Mercedes!“ bat Mauricio erschreckt.

„Hinaus!“ schrie aber das Mädchen ganz außer sich, und der gellende Ton ihrer Stimme hallte so über den Hof, daß die Nachbarn in der That schon aufmerksam wurden und eine Thür sich öffnete. Dann aber fürchtete Rodolfo für

seine eigene Sicherheit, und Mauricio's Handgelenk ergreifend, flüsterte er ihm zu:

„Kommt — ich führe Euch — ich weiß einen sichern Platz.“

„Ich kann nicht weiter,“ stöhnte der junge Verbrecher — „laß sie mir das Messer in's Herz stoßen — was liegt daran — meine Kräfte sind erschöpft und die Straße draußen lebt von Soldaten.“

„Nur wenige Schritte noch —“ drängte Rodolfo — „wir brauchen nicht auf die Straße — kommt!“

„Hinaus mit Dir, Bube!“ schrie da wieder das junge, jetzt zu rasender Wuth entflammte Weib — „hinaus sag' ich!“

Rodolfo antwortete nicht mehr. Seinen rechten Arm um Mauricio's Leib schlingend, hob er ihn fast mehr als er ihn zog, auf den Hof, über diesen hin und in den dunkeln Gang — dort aber tappte er nach der Treppe, und langsam und mühsam führte er ihn hinan und höher und höher hinauf.

Mercedes warf, wie nur die Männer den engen Raum verlassen hatten, die Thür in's Schloß und schob den Riegel wieder vor — dann aber fühlte sie auch, wie ihre Kräfte

von ihr wichen — sie taumelte auf's Bett, und jetzt erst, jetzt, wo sie sich allein mit ihrem Schmerz und Elend wußte, jetzt erst war das ganze Gefühl ihres Verlassenseins zu voller, furchtbarer Klarheit in ihr erwacht — jetzt fand sie Thränen, und ihr Antlitz in den Rissen bergend, schluchzte sie laut.

3.

Das Unabhängigkeitsfest.

Der Kaiser feierte heute zum zweiten Mal das Unabhängigkeitsfest Mexicos in seinem neuen Reich; diesmal aber in der Hauptstadt selber, und zu dem Zweck war in dem Palacio an der Plaza de Armas eine große glänzende Gesellschaft geladen worden.

Was die reiche Stadt dabei an brillanten Toiletten entwickeln konnte, wurde an diesem Tage aufgeboten, und man hatte auch wirklich Ursache, sich des Festes zu freuen, denn es schien jetzt wirklich, als ob der ganze blutige Bürgerkrieg, der seit Jahrzehnten auf dem unglücklichen Land gelegen und es ausgesogen, seinem Ende nahe.

Die Feinde waren verjagt, und der ganze

Norden fast — einzelne Banden abgerechnet, deren man nicht so leicht habhaft werden konnte — von ihnen rein gesetzt; die Situation fing an sich zu klären, und Maximilian — wenn er sich auch wohl die noch vorliegenden Schwierigkeiten nicht verhehlte — gewann doch nach und nach selber Vertrauen zu seiner eigenen Sache.

Es war an diesem Tage, bei der Anrede an die Versammelten, daß er die denkwürdigen und leider prophetischen Worte sprach:

„Keine Macht der Welt kann mich in meiner Pflicht wankend machen. Ich kann sterben, aber ich werde zu den Füßen unserer glorreichen Fahne sterben, weil keine menschliche Gewalt im Stande wäre, mich von dem Posten zu vertreiben, auf den das Vertrauen des Landes mich berufen hat.“

Und Maximilian meinte es ehrlich und treu; das hat er bis zum letzten Augenblick seines Lebens bewiesen, und die mexicanischen Granden jubelten ihm zu — nicht etwa, weil sie das begriffen und mit ihm fühlten, — von all' Jenen, die dort um ihn waren, hätte wohl kein Zweiter so gehandelt — aber weil ihnen die Worte gefallen und sie sich dachten, daß sie in ähnlicher Stellung wohl ebenso gesprochen hätten.

Das aber, was das Herz des Fürstensohnes in diesem Augenblick bewegte und ihn zwang, in seiner Rede inne zu halten, weil er fühlte, daß ihm die Thränen in die Augen stiegen — das lag ihren Herzen fern, und sie hätten sich nicht einmal da hineinendenken, viel weniger denn so handeln können.

Das schien aber auch gar nicht der Zweck der heutigen Versammlung, denn zu ernstem Nachdenken waren die gepuderten Damen und mit Orden bedeckten Herren wahrlich nicht hierher gekommen. Sie wollten sich amüsiren, und besonders die Damen waren außerordentlich gespannt auf den weiteren Verlauf, da auch an diesem Tage gerade wieder mehrere Frauen Orden des heiligen Carlos — wie das Gerücht ging — an die schöne Welt vertheilt werden sollten.

Indessen hatten sich die Herren bald zu Gruppen zusammengefunden, und alle Schattirungen des großen Reiches — von dem hohen Klerus an, der sich natürlich ebenfalls eingefunden, obgleich er gerade damals mit dem Kaiserreich auf gespanntem Fuße lebte, bis zu den Liberalen, die theils im eigenen Cabinet Maximilian's fungirten, theils ihm noch mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden, aber auch, trotz Allem,

noch zahlreich in der Hauptstadt lebten, und ihre Zeit abwarteten — waren vertreten.

Erzbischof Labastida wie die ganze hohe Geistlichkeit in ihrem vollen Ornat standen in der einen Fensterbühnung mit dem Bischof von Puebla und dem von Oajaca zusammen, die beide zu dem hohen Feste — und auch wohl zu einer Privatconferenz — herübergekommen.

„Der Kaiser scheint Vertrauen zu seiner Regierung gewonnen zu haben,“ sagte leise lächelnd der Bischof von Puebla, indem er seinen Blick nachdenkend über die Versammlung schweifen ließ — „keine Macht der Welt — aber er hat wohlweislich die Macht Gottes ausgenommen, und der wird er sich doch wohl noch zuletzt beugen müssen.“

„Ist es begründet, Monseñor,“ frug der Bischof von Oajaca Labastida, „daß der Kaiser einen neuen Boten nach Rom schickt, um sich dort seiner Gesandtschaft anzuschließen und einen Ausgleich mit dem heiligen Vater zu bewirken?“

„Es ist so — allerdings,“ nickte der Erzbischof — „seinen Hofcaplan.“

„Und glauben Sie, daß der Etwas ausrichten wird, ausrichten kann?“

„Quien sabe,“ sagte der Kirchenfürst, und

fast wie ein Lächeln zuckte es um seine Lippen — „für uns könnte aber nichts Günstigeres geschehen, denn hier ist die Entscheidung noch nicht reif, und die Frage wird dadurch nur auf einige Zeit offen gehalten und hinausgeschoben.“

„Und versäumen wir nicht Zeit dabei?“ frug der hochwürdige Bischof von Puebla.

„Señores Obispos,“ sagte Labastida, „Sie dürfen mir zutrauen, daß ich keine Zeit versäume. Unsere Emissäre sind überall thätig und arbeiten für uns, jetzt mehr als je, gerade an der Stelle, auf die wir unsere größte Hoffnung setzen — im Capitol zu Washington, ja der Druck wird schon fühlbar, der von dort bevorsteht.“

„Aber zu Gunsten des Indianers.“

„Dah! dessen Termin ist in wenigen Wochen abgelaufen, und Sie glauben doch nicht, daß wir diese Marionette, diesen überall geschlagenen und davongelaufenen General Ortega zu fürchten haben? In wenigen Monaten, ja vielleicht Wochen ist der Krieg mit Juarez beendet — ich habe sogar heute eine Depesche erhalten, die ganz bestimmt meldet, daß er über den Rio-Grande, also über die Grenze gegangen sei, um nicht den französischen und Mejia's Truppen in die Hände

zu fallen. Die Hauptsache ist jetzt, daß wir — sobald die Liberalen wirklich vollständig besiegt sind — den Rückzug der Franzosen aus Mexico bewirken, und darin unterstützt uns Seine Majestät gewiß. — Dann muß Miramon zurück, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir von dem Augenblick an auch das Schicksal des Kaiserreichs in unserer Hand halten — aber wer ist die junge Dame, mit der sich die Kaiserin dort so freundlich unterhält?“

„Sie wurde mir vorhin gezeigt,“ erwiderte der Bischof von Puebla; „es ist eine Señorita aus Mazatlan, die sich neulich in höchst eigenthümlicher Weise hervorgethan, um einen jungen Herrn aus der hiesigen haute volée als Straßenräuber zu denunciren.“

„Ah, Doña Ricarda — ich habe davon gehört,“ nickte Labastida; „ein kleines intelligentes Geschöpf, und wir hätten uns keine bessere Hilfsarbeiterin wünschen können.“

„Sie hält zu unserer Partei?“

„Bermuthlich — wie alle Frauen, obgleich ich es nicht bestimmt weiß, aber sie hat uns durch ihr festes Vorgehen jedenfalls einen großen Dienst für spätere Zeiten geleistet, denn zwischen der Regierung und der Partei der Conservativen

ist seit der Zeit ein entschiedener Miston entstanden. Señor Lucido fehlt zum Beispiel heute; ich habe mich schon vergebens überall nach ihm umgeschaut."

"Er ist der Vater des jungen Verbrechers?"

"Ja — man hat ihm jetzt den Proceß gemacht, weil er den Wärter bestochen haben soll."

"Wie ich gehört habe, hat ihn ein Geistlicher befreit"

"Die alte Geschichte," sagte Labastida achselzuckend — „es geschieht Nichts gegen die Gesetze im ganzen Reich, wo nicht ein Geistlicher die Hand im Spiel gehabt haben soll."

Der Bischof von Oajaca, der sich nicht für den Fall interessirte, hatte indessen still vor sich niedergesehen und seinen eigenen Gedanken nachgehangen; jetzt sagte er, aufschauend:

"Und wenn die Sache in Rom nun doch durch den neuen Boten eine raschere Erledigung fände, als wir es jetzt glauben und für gut finden? Wir sind nicht aller unserer Leute sicher."

"Beruhigen Sie sich, Señor," sagte Labastida lächelnd, „es geschieht dort Nichts ohne unsere Bewilligung."

Nicht weit davon, in kleiner Entfernung, stand eine Gesellschaft vornehmer Herren, die sich

eigentlich nur dadurch auszeichnen, daß kein Einziger von ihnen allen einen Orden trug. Es waren unsere alten Freunde Roneiro, Bastiani, Rodriguez, Zamacona, Almeida und noch manche Andere, die eben auch die Rede des Kaisers besprochen hatten und sich im Ganzen sehr günstig darüber äußerten.

„Eigenthümlich ist es doch,“ sagte Don Roneiro, „daß gerade der Kaiser, und zwar ein Abkömmling der alten spanischen Herrscher, den Tag so besonders feiert, wo die Macht seiner eigenen Ahnen auf dem nämlichen Boden gebrochen wurde — es will mir nicht recht in den Kopf.“

„Ja,“ nickte Zamacona, „keltisch klingi's allerdings, und ich weiß eigentlich nicht, wie gerade Maximilian dazu kommt — aber hübsch ist's, daß er unsere alten Traditionen und Erinnerungen ehrt, und wird ihm bei Vielen sehr hoch angerechnet.“

„Und was meinte er mit den Worten: Keine Macht der Welt?“ sagte de la Barra, der noch nicht lange zu der Gruppe getreten war. „Bazaine stand mir gerade gegenüber, so daß ich ihn beobachten konnte, und der schnitt ein bitterböses Gesicht dabei.“

„Die Amerikaner jedenfalls,“ erwiderte Rodrigue, „denn die letzten Nachrichten zeigen deutlich genug, daß die Yankees auf unsere Regierung neidisch werden.“

„Von dort droht ihm keine Gefahr,“ meinte der alte Bastiani kopfschüttelnd; „die haben vor der Hand noch genug mit sich selber zu thun, und werden wohl eine Weile mit den Säbeln rasseln. Wenn wir uns hier nur mit unserem Kaiser feststellen, dann können wir uns auch darauf verlassen, daß wir von Denen Nichts zu fürchten brauchen. Caramba — die Regierung der Union wird genug mit den dortigen Republikanern zu thun bekommen, als daß sie sich der mericanischen so sehr annehmen sollte. Das Einzige, was dort böses Blut macht, ist die französische Intervention, das bewaffnete Eintreten einer Macht, die von Europa herüber ihre Kriegsschiffe gesandt hat, um einem amerikanischen Reich Geseze vorzuschreiben. Sobald das aber einmal aufhört, hat auch der amerikanische Einspruch nicht mehr viel zu sagen, denn ich müßte mich sehr irren, aber das amerikanische Volk hat jetzt für eine Weile Krieg genug gehabt, als daß es selber muthwillig einen neuen vom Zaun brechen sollte.“

Rodriguez war hinüber zu Noncero getreten, und ihn etwas bei Seite ziehend, sagte er leise:

„Also Mauricio ist glücklich entkommen? Ich habe wenigstens bis jetzt noch nichts vom Gegentheil gehört.“

„Wir haben heute einen Brief aus dem Innern gehabt,“ flüsterte Noncero zurück; „er ist außer Gefahr und dem armen Lucido ist der furchtbare Tag erspart.“

„Man hat ihm den Proceß gemacht.“

„Bah,“ sagte Noncero — „das war ein Unsinn der französischen Behörden. Kein Mensch kann ihm Etwas beweisen, und er hat auch in der That Nichts mit der ganzen Sache zu thun gehabt — das wird vorübergehen, aber... ich fürchte für Mauricio. Er ist in schlechte Gesellschaft gerathen, und wenn er so fortfährt, muß er zu Grunde gehen.“

„Quien sabe,“ sagte Rodriguez, „junges Volk macht wohl manchmal einen dummen Streich, rafft sich aber trotzdem wieder empor. Ich bin recht von Herzen froh, daß die Sache so erledigt ist, noch dazu, da gerade aus meinem Hause heraus, ja ich könnte sagen aus meiner eigenen Familie, der Streich fiel, der leicht einen unheil-

baren Riß zwischen zwei alten Freunden hätte hervorrufen können.“ —

Um das Kaiserpaar drängten sich besonders die Damen, und Maximilian selber verkehrte auf das freundlichste mit ihnen. Er schien heute in besonders heiterer Stimmung; seine blauen Augen leuchteten in Glück und Freude, und Jedem, mit dem er sich unterhielt, hatte er etwas Angenehmes oder Freundliches zu sagen.

Der Marschall Bazaine hatte schon verschiedene Male versucht, zu dem Kaiser zu sprechen, aber wenn ihm dieser nicht absichtlich auswich, so traf es sich doch immer so zufällig, daß er in einem ganzen Kreise von Mädchen und Frauen stand, wenn ihm der Marschall nahte, daß dieser, ohne entschiedenen Verstoß gegen die Etikette, nicht gut zu ihm gelangen konnte.

Labaftida hatte recht gesehen — Ricarda San Blas war den Herrschaften durch eine der Hofdamen vorgestellt worden und wurde auf das herzlichste von ihnen begrüßt.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte der Kaiser, „wenn alle Ihre Landsleute eben so viel Muth und Entschlossenheit zeigten wie Sie bewiesen haben, so würden wohl kaum mehr Raubanfälle auf den Diligencen vorkommen, so aber lassen sie sich fort-

während geduldig plündern und das Gefindel bekommt dadurch nur Muth.“

„Die beiden französischen Officiere wurden aus dem Hinterhalt verwundet —“

„Ja, ich weiß, Señorita,“ sagte der Kaiser, und ein finsterner Ausdruck zog über sein Antlitz — „auch hat, wie Sie wohl gehört haben, Ihr kühnes Austreten wenigstens zu dem Resultat geführt, daß wir einen Theil der Bande erwischten und bestrafen konnten. Der Hauptverbrecher freilich ist, Dank der Unbestechlichkeit unserer vortrefflichen Unterbeamten entwischt.“

„Wenn ich es Ihnen aufrichtig gestehen soll, Majestät,“ sagte das junge Mädchen, das sich nicht im geringsten befangen fühlte — „so bin ich den Betreffenden dafür vom Herzen dankbar, denn als die Zeit herannahte, wo Jemand, der durch mich den Gerichten überliefert worden, den Tod erleiden sollte, ergriff mich doch eine ganz unsagbare Angst, und ich glaube fast ich wäre krank geworden und hätte jedenfalls mein ganzes Leben lang ein peinliches nagendes Gefühl behalten.“

„Dann denken Sie, wie mir zu Muth sein muß, liebes Fräulein,“ erwiderte der Kaiser mit weicher Stimme, „wo ich so manches Todesur-

theil zu unterschreiben gezwungen bin, wenn ich nicht meinen Pflichten gegen das Land untreu werden will — aber Gott weiß wie ungern ich es thue, und wie manche schwere Stunde es mich kostet.“

„Oh, wie fühl' ich das jetzt mit Ihnen, Majestät,“ sprach das junge Mädchen bewegt, und die Kaiserin, von einer augenblicklichen Regung ergriffen, trat zu ihr und küßte sie auf die Stirne.

„Ich wünsche,“ sagte sie freundlich, „daß Sie uns auch draußen auf Chapultepec einmal besuchen — wir sehen nicht viel Gäste bei uns, denn die Zeiten waren bis jetzt zu ernst, aber hoffentlich soll das von nun an besser werden. Halten Sie sich länger in Mexico auf?“

„Wohl noch einige Monate — ich erwarte meinen Vater hier, Majestät, um mich abzuholen, denn ich möchte die weite Reise nicht allein machen.“

„Um so mehr möchte ich Sie dann noch in den nächsten Tagen sehen,“ sagte die Kaiserin, „da ich selbst auf längere Zeit abwesend zu sein gedenke — ich gehe, wie es jetzt bestimmt ist, nach Yucatan.“

„Nach Yucatan, Majestät — in das wilde Land!“ rief Ricarda besorgt, „und so weit von hier fort.“

„Unser Reich ist groß — fast zu groß,“ erwiderte die Kaiserin seufzend, „und es ist nöthig, auch unseren dortigen Unterthanen zu zeigen, daß wir an sie denken — aber ich glaube das Ordensfest beginnt, — nein, bleiben Sie in unserer Nähe, Kind,“ setzte sie lächelnd hinzu, als sie sah, daß sich Ricarda mit einer tiefen Verbeugung zurückziehen wollte — „es wäre doch möglich, daß wir Sie noch gebrauchten.“

Der Kaiser war etwas zur Seite getreten und sah in einem der Fenster seinen Minister Ramirez ernst und sinnend stehen; er näherte sich ihm und sagte lächelnd:

„Nun, amigo? so finster und nachdenkend? Sie scheinen die Freude des heutigen Festes nicht zu theilen.“

„Doch, Majestät,“ sagte der Angeredete, indem er sich mit der Hand über die Stirne strich — „doch — ich dachte nur gerade an Etwas.“

„Haben Sie eine unangenehme Nachricht bekommen?“

„Nein — im Gegentheil. Es scheint sich zu bestätigen, daß Juarez wirklich über die Grenze geflohen ist, wenn ich dem auch keine große Bedeutung beilege.“

„Keine Bedeutung?“ sagte der Kaiser verwun-

bert — „und hat es nicht alle Bedeutung für uns, wenn er das Land verläßt?“

„Wenn er nach den Nordstaaten ginge, ja, Majestät, aber nicht, wenn er seinen Aufenthalt an dem Grenzfluß genommen und bei drohender Gefahr einmal überseht, um gleich darnach zurückzukehren. Erstlich läßt sich das gar nicht controliren, und dann kann man es, so lange er seinen Aufenthalt noch auf mexicanischem Boden hat, auch kein Verlassen des Landes nennen.“

„Und was hatten Sie sonst noch auf dem Herzen?“

„Ich möchte Majestät heute nicht mit Geschäften behelligen.“

„Und betrifft es geschäftliche Dinge?“

„Eigentlich nicht — es ist mehr ein Gnadengesuch.“

„Dann unbedingt heraus damit! Wen betrifft es?“

„Porseirio Diaz.“

„Und was verlangt er?“

„Er bittet darum, aus dem Fort Guadelupe und aus den Händen der Franzosen heraus, die ihn, wie es scheint, nicht besonders behandeln, nach Puebla gebracht zu werden.“

„Ich habe ihm ja das Anerbieten machen

lassen, auf Ehrenwort frei zu sein," sagte der Kaiser.

"Das will er nicht annehmen," erwiderte achselzuckend Ramirez, „er könne sich nicht binden, nie wieder für sein Vaterland die Waffen zu ergreifen.“

"Diaz ist ein Ehrenmann," nickte der Kaiser.

"Das ist er, Majestät," bestätigte der Minister, „und ich würde unser Reich für gesichert halten, wenn ich ihn gewinnen könnte.“

"Aber es scheint nicht möglich?"

Ramirez schüttelte den Kopf. „Nein, Majestät, er ist entschiedener Republikaner, wenn auch kein Freund von Juarez, und wird seine Meinung nie ändern.“

"Haben Sie mit Bazaine über sein Gesuch gesprochen?"

"Ja — der Marschall ist entschieden dagegen, denn er behauptet, nur im Fort selber könne er für die Sicherheit gerade dieses Gefangenen haften, und es hätte Mühe genug gekostet ihn zu bekommen.“

"Er hat vielleicht Recht," sagte Maximilian, „aber die Schufte lassen sie mir entkommen und die ehrlichen Leute wollen sie absolut festhalten. Ich will, daß Porfeirio Diaz' Wunsch erfüllt

werde, ich — möchte ebenfalls nicht französischer Kriegsgefangener sein. Er soll nach Puebla geschafft und gut behandelt werden, verstehen Sie mich — nur streng bewacht, wenn er sein Ehrenwort nicht geben will, aber gut behandelt, denn wir müssen den Herren zeigen, daß wir auch die Feinde ehren, wenn sie sich tapfer und wacker benehmen, und das hat der General bis jetzt entschieden gethan.“

„Befehlen Majestät, daß ich eine Ordre dahin veranlassen soll?“

„Ja — und sobald als möglich. — Vom Norden haben Sie keine nähere Nachricht?“

„Vom Kriegsschauplatz, Majestät?“

„Nein, ich meine aus den Staaten.“

„Keine, als die letzte Botschaft, die sich allerdings sehr entschieden über uns ausspricht.“

„Bah, lassen Sie die Herren sprechen! Wenn wir nur hier handeln, haben wir sie nicht mehr zu fürchten, und ich glaube, wir sind dazu auf dem besten Weg. — Aber ich muß zur Kaiserin — sie sieht sich schon nach mir um. Also vergessen Sie die Ordre nach Puebla nicht.“ —

Die Ordensfeier begann jetzt — der Kaiser theilte selber einige Orden an seine Officiere

sowohl, als auch an verschiedene Diplomaten und Civilpersonen.

Auch die Kaiserin vergab den Orden des heiligen Carlos heute wieder an einzelne Damen, doch fiel die Vertheilung viel spärlicher aus als das erste Mal, und es schien fast, als ob sie mit der Würde zu geizen gedenke, wodurch sie dann ja auch einen um so höheren Werth erhielt.

Zulezt winkte die Kaiserin freundlich der kleinen Ricarda, die unsern davon stand und sich an dem Schauspiel erfreut hatte. Charlotte hielt den Orden in der Hand und sagte lächelnd:

„Señorita San Blas, für Sie habe ich diese letzte Decoration aufgespart, als ein Zeichen, daß wir, der Kaiser und ich, zu schätzen wissen, wie muthig und rechtlich dabei, selbst Rang und Einfluß nicht fürchtend, Sie sich in einer schwierigen Lage benommen haben. Tragen Sie diese Auszeichnung als Erinnerung an uns, wenn Sie in Ihre ferne Provinz zurückkehren, und bewahren Sie uns immer ein freundliches Andenken.“

„Majestät!“ rief Ricarda, deren Wangen erst erbleichten, bis sie sich plötzlich mit Purpurröthe färbten, „aber wie komme ich armes Mädchen zu dieser Ehre?“

Wieder bog sich die Kaiserin zu ihr nieder

und küßte ihre Stirn, und als sie von ihr zurücktrat, wurde Ricarda so von ihren Freundinnen umringt und mit Glückwünschen überschüttet, daß sie gar nicht zu Athem kam und selbst vergaß der hohen Frau zu danken.

Rechts davon, aber ebenfalls abgesondert von den Uebrigen, standen ein paar Herren, die früher entschieden zur liberalen Partei gehörten, sich lange gegen das Kaiserthum gewehrt, jetzt aber auch ihre Unterwerfung unter die bestehenden Verhältnisse erklärt hatten. Beide waren Präfecten in Tamaulipas, und jetzt nur nach der Hauptstadt gekommen, um in ihren Aemtern als kaiserliche Unterthanen bestätigt zu werden. Daß sie den Eid dabei leisten mußten, hinderte sie nicht besonders.kehrte Juarez wieder zurück oder wurde diese Regierung gestürzt und von einer andern ersetzt, gut, dann fügten sie sich der mit Vergnügen und all' der Bereitwilligkeit, die sie der jetzigen zeigten. Die Hauptsache war eben nur, daß sie Präfecten blieben.

Beide hatten übrigens etwas Aehnliches noch in ihrem Leben nicht gesehen, und sie betrachteten das glänzende Schauspiel mit stiller Bewunderung.

„Hm,“ sagte endlich der Eine — „Com-

pañero, die Sache ist eigentlich gar nicht so übel. Wie viele glückliche Menschen macht heute der Kaiser mit solch' einem Stückchen Band oder einem Stern, und wie wenig kostet das! Wenn Juarez zurückkommt und gescheidt ist, führt er das ebenfalls ein."

"Und glaubst Du, daß Juarez wirklich noch einmal hier in den Palast einzieht?"

"Quien sabe — unglaublichere Dinge sind schon geschehen, und wundern sollt' es mich gar nicht. Dreimal haben sie ihn schon aus Chihuahua hinausgejagt, und immer war er wieder da."

"Wo er nur die Soldaten herkriegelt!"

"Jetzt wirbt er ja oben in den Vereinigten Staaten, und nach dem blutigen Krieg, den sie dort vier Jahre geschlagen, läuft Gesindel genug an der Grenze herum. Kennst Du Venrosa?"

"Den Arriero? gewiß."

"Nun der kam gerade von Paso del Norte herunter und war bei ihm. Gewehre und Munition und Alles, was er haben will und nöthig hat, liegt ihm ganz bequem auf der andern Seite vom Fluß. Er braucht nur zu bezahlen und herüber zu schaffen. Kanonen haben sie ihm sogar schon geschickt, und Soldaten von dort her sollen sich bei ihm in Masse anwerben lassen."

„Caramba, dann geht's auch bald wieder los, und wir hätten am Ende besser gethan, die kurze Zeit Urlaub zu nehmen.“

„So lange die Franzosen im Lande sind, können sie Nichts machen,“ sagte kopfschüttelnd der Freund, „und so lange sind wir vollkommen sicher — sobald aber die einmal abziehen und wir Luft bekommen, erkläre ich mich augenblicklich wieder für die Republik.“

„Und weshalb glaubst Du, daß sich das Kaiserreich nicht halten kann?“

„Weil es nicht für uns paßt,“ sagte sein älterer Gefährte — „das mag recht gut in einem andern Land sein, wo sie's so von klein auf gewohnt gewesen, aber wie ich hier schon bei den Beamten herum gehört habe, so ist Keiner recht zufrieden, denn der Kaiser heßt und treibt in einem fort, und es soll Alles gleich auf einmal fertig werden. Das geht bei uns nicht — das mag er von daheim gewohnt sein, aber wir in Mexico sind gar nicht in solcher Eile und können's ruhig abwarten. — Und wie werden die Soldaten mit Exerciren geschunden, wozu? Wenn sie nur einen Berg hinausslaufen und richtig schießen können, weiter brauchen sie bei uns Nichts. — Und dann will er mit den paar Gene-

ralen auskommen! — Ave Maria, Juarez hat nicht den zehnten Theil von den Soldaten und gewiß sechsmal mehr Generale, denn das eifert die Mannschaft auch mehr an. Und was sollen die Leute nicht Alles können, die er anstellt. Das geht nicht, amigo — ja vielleicht eine Weile, aber zuletzt kriegen sie's Alle satt, und dann ist's auf einmal vorbei. Nein, die Hauptsache bleibt, daß wir uns den Rücken decken, und das denk' ich denn auch jedenfalls zu thun. Wer ist denn der alte Herr, mit dem der Kaiser jetzt spricht?"

„Das ist ja der frühere General von Juarez, der alte Vidaurri.“

„Der ist's? Na, in dessen Haut möchte ich auch nicht stecken, wenn ihn Juarez einmal erwischt — ist doch ein verwünscht gefährliches Spiel, was die Leute da mit einander treiben.“

Der Kaiser hatte sich eine Weile mit Vidaurri unterhalten, jetzt ging er nach der andern Seite des Saales hinüber und begegnete da wieder Fernando Ramirez.

„Ach Ramirez, beantworten Sie mir doch eine Frage.“

„Majestät?"

„Glauben Sie, daß Porfeirio Diaz — wenn

er jetzt entläme — wieder ein Heer auf die Beine brächte und gegen uns zöge?“

„Wenn's keinen Präsidenten und keine Republik mehr giebt, gewiß nicht, Majestät — ich glaube nicht, daß General Diaz gerade einen neuen Bürgerkrieg beginnen würde — im andern Fall aber gewiß.“

„Hm,“ nickte Maximilian leise und nachdenkend vor sich hin — „wir müssen doch sehen, daß wir ihn auf unsere Seite ziehen,“ und Ramirez zunichtend schritt er weiter.

An die Feier*) im Palais knüpfte sich aber natürlich auch eine andere in der Stadt, denn das mexicanische Volk läßt sich solche Gelegenheiten nie entgehen, wo es Festzüge veranstalten und Feuerwerk abbrennen kann. Reden werden dabei vom Volke nicht gehalten, und getrunken wird auch nicht so viel, außer in den Pulquerien, denn eigentlich unmäßig kann man die Mexi-

*) Es ist in der That eigenthümlich, daß Kaiser Maximilian den 16. September als Unabhängigkeitsfest feierte, denn das ist gerade der Tag, an welchem im Jahre 1823 der Fall Iturbide's, des letzten Kaisers, entschieden wurde, und man war in den letzten Jahrzehnten gewohnt gewesen ihn nur in diesem Sinn zu celebriren. Maximilian sprach allerdings entschieden aus, daß der Tag dem Ausbruch der ersten Revolution gegen das spanische Joch gelte.

caner nicht nennen. Nur der Indianer trinkt sich zuweilen einen Rausch in dem Agavensaft an.

Die Feuerwerke beginnen übrigens in Mexico sowohl, wie in allen südamerikanischen Republiken schon stets am hellen Tag, denn das Volk kann es nie erwarten, und zahllose Raketen wurden deshalb der Sonne selber in's Gesicht geworfen. Was that's, daß man selber nicht viel davon sah, man hörte doch den zischenden Strahl, der in die Höhe schwirrte, hoch oben in einem Knall endete und dann ein kleines weißes zerfließendes Wölkchen in der blauen Luft zurückließ. Das war vollkommen genügend, um sich zu amüsiren.

Eine Masse Raketen und bengalische Feuer wurden aber auch für den Abend noch aufgespart, und außerdem ergingen sich die unteren Klassen des Volkes in zahlreichen Aufzügen, in denen sie wirklich Außerordentliches leisteten.

Die Mexicaner lieben, wie schon im Eingang erwähnt, bei solchen Festen sehr die Allegorie und zeigen darin nicht selten viel Geschmaç. So findet man reizende Aufstellungen von Wachfiguren, die allegorisch bald ganz Amerika, bald Mexico allein, bald die Freiheit darstellen und, von Fahnen umweht, bald mit Waffen, bald mit

Füllhörnern und Landesproducten so geschmackvolle als sinnig gedachte Gruppen bilden. Bei ihren Festen fehlen sie aber nie, und jedenfalls muß es gewisse Requisiteure geben, die, wie für ein Theater bestimmt, alle derartigen Dinge, wie Kleidung, Waffen, Symbole, selbst phantastische Fuhrwerke, vorrätig haben und dann zu bestimmten Zeiten ausleihen.

Ein jedenfalls schon sehr oft und zu den verschiedensten Zwecken benutzter Muschelwagen, das heißt ein kleiner auf Federn liegender Kasten, dessen oberer Theil eine riesige, nachgeformte Muschel bildete, trug auch heute wieder die Hauptfiguren, und zwar das Kaiserpaar selber — ein paar kleine Kinder, die man als Kaiser und Kaiserin, wenn auch im Kleinen, aber wirklich täuschend ähnlich nachgebildet hatte. Besonders gelungen war auch der blonde, vorn getheilte Bart, den der kleine Bursche mit großer Würde trug, und die kleine Kaiserin grüßte, während das Volk das phantastische Fuhrwerk umjubelte, huldvoll nach allen Seiten.

Es versteht sich von selber, daß der Wagen mit mexicanischen Flaggen drapirt war, über dem Paar aber, durch eine eiserne und gebogene Stange befestigt, schwebte die Göttin der Frei-

heit in einem langen weißen Kleid mit einer Krone auf dem Kopf, in der rechten Hand eine mexicanische Fahne, in der linken einen Vorbeerkrantz haltend.

Lärmende Musik zog vorher, und beleuchtet wurde die bunte wunderliche Schaar der Peperos, die den Zug umdrängte, durch zahlreiche qualmende Kienfackeln, die den Wagen rings umgaben und ihr rothes, flackerndes Licht auf ihn warfen.

So wandte sich der Zug, dem sich bald andere kleinere anschlossen, zuerst vor den Palacio, hielt dort, und donnernde „Vivas Maximiliano, viva Carlota!“ tönten und lärmten so lange durch die Nacht, bis das Kaiserpaar gezwungen war sich auf dem Balcon zu zeigen und allerdings durch dieses Schauspiel überrascht wurde. — Es hat jedenfalls etwas Eigenthümliches, oben an einem Fenster zu stehen und sich selber unten in einem Wagen sitzen zu sehen, und der Kaiser selbst lachte herzlich. Die Kaiserin schien sich weniger darüber zu freuen, aber beide dankten huldvoll herab, denn sicherlich war das Ganze doch gut gemeint, und dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um wenigstens die Hauptstraßen der Stadt zu durchziehen.

Uebrigens verlief das ganze Fest ohne die geringste Unordnung, denn wenn man es auch wohl gern zu einer Demonstration gegen die überall gehaßten Franzosen benützt hätte, so wagte man das doch nicht auf offener Straße. Gerade die Franzosen hatten damals noch die volle Macht in Händen. — In einzelnen, ausschließlich von Mexicanern besuchten Pulquerien, in denen man eine kleine Schaubühne improvisirt hatte, mußte freilich die französische Nation an dem Abend zu Spott- und Zerrbildern die Figuren liefern, ohne daß es jedoch weitere Folgen gehabt hätte, als daß man darüber lachte und dann ruhig nach Hause ging.

Die mexicanische Nation ist blutdürstig in ihren Kriegen, aber nie zank- oder streitsüchtig bei ihren Festlichkeiten.

4.

Der Ueberfall bei Soledad.

In den nächsten Tagen des September (65) gelangten nur Siegesnachrichten nach der Hauptstadt, denn während die kaiserlich mexicanischen wie französischen Truppen mehr und mehr nach dem äußersten Norden hinausrückten, zeigte es sich, daß es kein Heer mehr dort gebe, um sich ihnen entgegen zu stellen, und Juárez entweder einen Zufluchtsort in den Gebirgen gesucht, oder — Mexico ganz verlassen habe.

In der Hauptstadt folgten sich Fest auf Fest, so am 20. die Enthüllung der einfachen, aber hübschen Statue des Befreiers von Mexico, Morelos', auf der kleinen Plaza Guadalupe — Morelos, der arme Dorfgeistliche im Priesterrock, aber mit dem Schwert in der Hand — es war

der hundertste Geburtstag desselben — und wie drängte sich das Volk bei dieser Gelegenheit um den Kaiser, in dem besonders die Armen und bisher Gedrückten ihren Beschützer erkannt hatten — wie jubelten die Massen ihm zu! War es da ein Wunder, daß er sich als den „Ermählten des Volkes“ betrachten mußte, und sind unsere Fürsten daheim weniger von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt, wenn sie sich von Jugend auf von Menschen umgeben sehen, deren einziger Beruf es ist, sie in die Wolken zu heben und vor ihnen zu kriechen?

Bazaine indessen, mit kaum überstandenen Glitterwochen, bekam es satt, ewig mit seiner Armee hinter einzelnen Banden herzuheben, die bald da bald dort auftauchten, und — je verzweifelter die Sache ihrer Partei stand, desto grausamer und raublustiger austraten. Das war kein Krieg mehr mit einem geordneten Heer, das man besiegen oder von ihm geschlagen werden konnte, das waren nichts weiter als Gensdarmerieskämpfe mit Räuberbanden, und mehr und mehr drängte er jetzt die Minister, ein schon lange entworfenenes und von dem ganzen Ministerium durchberathenes Decret, als dessen Urheber man mit recht gutem Gewissen ihn allein betrach-

ten kann, dem Kaiser zur endlichen Unterschrift und Inkraftsetzung vorzulegen.

Aber noch immer, so oft ihm auch schon davon gesprochen war, hatte sich Maximilian dagegen gesträubt, es zu unterzeichnen — er kannte den Inhalt, ja er hielt sich auch für ein solches Decret sogar in seinem vollen Recht, denn ein noch viel schärferes hatte Juarez selber im Jahre 1862 erlassen und mit voller Strenge häufig ausgeführt, aber er fürchtete, daß er dann keine Controle mehr, weder über seine mexicanischen noch die französischen Truppen haben, und alles vergessene Blut nur diesem Gesetze zugeschrieben werden würde.

Bazaine wünschte es hauptsächlich, einestheils sowohl um mit dem wirklichen Raubgesindel fertig zu werden, das sich nur noch Dissidenten nannte und unter dem Schutze eines ehrlichen Namens alle nur erdenkbaren Schandthaten verübte, und andererseits auch um das Volk einzuschüchtern und zu verhindern, daß es noch immer wieder von Zeit zu Zeit sich unter Juarez' oder irgend eines andern republikanischen Führers Fahne sammle, wodurch es den Krieg endlos machte.

Das Ministerium, das damals fast nur aus

liberalen Elementen bestand, sah auch gar nicht etwa eine außerordentliche oder zu grausame Maßregel darin, und der ganze Widerstand dagegen lag nur allein noch in dem für Mexico fast zu weichen Herzen Maximilian's. Aber schon fühlte er selber, daß er endlich nachgeben müsse, und als sich die Unbilden häuften, als sich herausstellte, daß in diesem Augenblick wirklich nur noch Banden das Land durchstreiften, die wohl auf den Namen von Räubern, aber nie auf den von Soldaten Anspruch machen konnten, da gab er seine Zustimmung zu dem am 3. October von seinem Ministerium erlassenen Decret — ohne es aber noch zu unterzeichnen. Bazaine wollte es augenblicklich hinausgesandt haben, aber der Kaiser, der sich die schweren Folgen desselben nicht verhehlte, suchte das noch hinaus zu schieben. Es sollte geschehen — ja — es mußte erlassen werden, er sah das selber ein, aber — er wünschte es doch noch auf einige Zeit hinaus zu zögern.

Die Eisenbahn von Vera-Cruz nach der Hauptstadt war in Angriff genommen, aber bis jetzt erst die kurze Strecke dem Verkehr übergeben, welche die Franzosen nach ihrer Ankunft von Vera-Cruz nach Soledad gebaut, um ihren

Truppen den furchtbar beschwerlichen Marsch durch die Sümpfe der Tierra Caliente oder des heißen Landes zu ersparen, wie auch um sie rasch aus dem vom gelben Fieber heimgesuchten Distrikt der Küste zu schaffen. Ebenso konnten sie nur mit Hilfe dieser Bahnstrecke darauf rechnen, Kriegsbedarf und Lebensmittel in das höhere Land zu schaffen, denn ein Transport dieser Gegenstände wäre in der Regenzeit durch die Sümpfe zur Unmöglichkeit geworden.

Es giebt kaum einen prachtvolleren Pflanzenwuchs, aber auch kaum ein wilderes Terrain als diese Strecke, und so wundervoll die Aussicht nach beiden Seiten des Weges ist, wenn man im bequemen Eisenbahn-Coupe hindurchfliegt, so undurchbringlich zeigen sich oft die Sümpfe für den Wanderer, der durch Schlamm und Schlingpflanzen, von Insecten gepeinigt, von giftigen Reptilien bedroht, seine Bahn da hindurch suchen mußte. Trockene Stellen höher gelegenen Landes finden sich aber trotzdem hier und da. In allen Ebenen, mögen sie von Bäumen bewachsen sein oder sich zu ungeheuern Planos oder Prairien ausdehnen, ist das Land stets wellenförmig, und wie selbst das Meer keine vollkommen ebene Fläche kennt, und sich

bei wochenlanger Windstille sogar in langsamen wohl, aber mächtigen Dünungen hebt und bewegt, so zeigen sich auch auf dem festen Land der niederen Districte stets höhere Streifen, die es nach bestimmten, der Lage angemessenen Richtungen durchziehen.

Auf diesen Strichen halten sich dann in der Wildniß, so lange die Regenzeit dauert, die Thiere des Waldes, und auf ihnen siedelt sich der Mensch an, wenn er sich einen Platz zu einer Wohnung sucht. — Auf diesen Strichen ziehen sich auch die Verkehrswege hin, die einen District mit dem andern verbinden, und schmale Pfade, mit dem Messer oder der „Macheta“ ausgehauen, führen dann gewöhnlich auf Strecken hin, die grünen Bogengängen gleichen und von wehenden Palmenkronen und dicht ineinander verwachsenen und mit prachtvollen Blüten bedeckten Schlingpflanzen überwuchert sind.

Auf einem solchen Höhenstrich, der quer durch den weiten Sumpf führte und von prachtvollen Bäumen bestanden war, hatte früher eine kleine indianische Ansiedelung gelegen, von der aber jetzt nur noch einzelne Pfosten einer dort errichteten Hütte Kunde gaben. Der Boden war, wie überall in diesen Strichen, außerordentlich

fruchtbar, und der jung aufgewachsene Urwald rings umher zeigte deutlich, daß da auch früher ein ziemlich ausgedehntes Stück Land urbar gemacht worden — aber da kam die Seuche — die Frau starb und zwei der Kinder, und der Indianer, in abergläubischer Scheu, verließ sein mit schwerer Arbeit hergestelltes Besitztum, um an einem neuen, noch nicht durch den Tod entweihten Platz von vorn zu beginnen.

Wir daheim verlassen nur wenn wir müssen und mit schwerem Herzen die Gräber unserer Lieben — der Indianer in Südamerika, wenn er das ihm Liebste hat begraben müssen, meidet den Platz für immer, weil er fürchtet, daß böse Geister über der Stätte schweben.

Der Platz war jetzt zur Wildniß zurückgekehrt, und wäre lange wieder mit Palmen und anderen breitblättrigen Schößlingen überwuchert worden, aber die Linie des französischen Ingenieurs, der sich die Bahn zu den Höhen suchte, führte gerade hindurch, und breit ausgehauen dehnte sich die Strecke, die gegen Westen führte.

Wie still und öde aber auch sonst der Platz gelegen und nur dann und wann einmal für Momente belebt wurde, wenn der Zug vorüberbrauste und seine häßlichen Rußflocken hinein in

die Wipfel der Palmen streute, so lebendig zeigte er sich heute, denn aus der Wildniß, dem kaum noch erkennbaren Pfad folgend, den die Hand des Menschen meist durch das Dickicht ausgeschlagen, drang es hervor in bunter, wilder Schaar.

Die Guerillas Mexicos, wie sie sich nannten, aber fast nur Raubgesindel, der verdorbensten Menschenrace angehörend, kamen dort heraus, mit zerfetzten Hüten und Kleidern, mit alten Serapen und bloßen Füßen, aber mit Musketen bewehrt, mit Revolvern bestückt und die wunderbar geformten Säbel, Pallasche, Degen oder auch gewöhnliche Machetas unter den linken Satteldecken.

Das waren die Schwärme, die sich einem stehenden Heer entzogen, weil sie sich in keine Ordnung finden konnten. Das waren die Patrioten, die jetzt in Juarez' Namen plünderten, weil ihnen der Kaiser nicht gestattete, es in dem feinen zu thun — Menschen aus der untersten Hefe, nicht des Volkes, nein, der menschlichen Gesellschaft — Manche von ihnen mit selbst gemachtem Generalsrang und goldenen Epauletten, aber nichts weiter als gemeine Straßenräuber und Nordbrenner, und wenn sie die Fremden

hasten, war es nur allein deshalb, weil diese ihre Wege kreuzten und Ordnung in ein Land bringen wollten, das gerade nur in der Anarchie zu athmen schien.

Als sie, aus dem Dickicht hervorbrechend, die Bahn erreichten, hielten die Ersten mit ihren Pferden an und horchten aus, ob sie noch nicht das Rasseln des nahen Juges vernehmen könnten, aber Nichts war zu hören als der schnarrende Laut eines Volkes Guacharalas — des mexicanischen Fasans, das sich unfern davon in seiner geräuschvollen Art den besten Sitz in den Zweigen eines Baumes streitig machte, oder vielleicht ein Schwarm von Papagaien, der mit scharfem Flügelschlag über die Baumwipfel dahinstrich. — Und mehr und mehr traten in den Sonnenschein der Lichtung, denn drinnen im Walde herrschte tiefe Dämmerung, bis sich etwa hundert Reiter auf kleinen und zähen Pferden dort versammelt hatten. — Und mehr und mehr folgten diesen zu Fuß — wilde Trupps, einer nach dem andern drängte sich heraus — gelbbraune Gesichter, die wochenlang kein Wasser gesehen und den Begriff von Seife gar nicht kannten. — Neger, das weiße Auge vor innerlicher Lust rollend, denn ein ganz besonderes Vergnügen erwartete

sie hier, Sambos und alle Mischlingsrassen dieser Länder, mit nur wenig wirklich Weißen dazwischen, aber fast keinem einzigen Vollblut-Indianer, so drängten sie hervor, mehr und mehr, bis sie den ganzen weiten Raum erfüllten und zuletzt etwa 250 Fußgänger und 100 Berittene auf dem Bahnkörper hielten, um die nächsten Befehle ihrer Oberen zu erwarten.

Wie sie aber da lauernd stand, die wüste unheimliche Schaar, paßte sie vortrefflich zu dem wilden Wald, der sie umgab, und bildete doch auch wieder einen Mißton in dem Bild stillen Friedens und heiliger Ruhe, in der die Natur hier schlummerte.

Doch bald kam Leben in den Schwarm. Es waren Einzelne unter ihnen, welche genau wußten, in welcher Zeit der von Vera-Cruz erwartete Zug dort abging und hier eintreffen würde.

— Die Sonne zeigte ihnen dabei sicher genug, in wie weit sie sich beeilen mußten, und jetzt gaben die Führer der Schaar ihre Befehle, die auch pünktlich und ohne Widerrede befolgt wurden. Die Reiter führten ihre Pferde in das Dickicht hinein und banden sie dort an, ob sie Etwas zu fressen fanden oder nicht blieb sich gleich. — Sie hatten nicht einmal Gefühl für ihre Mitmenschen,

viel weniger denn für arme Thiere — es waren ja nur „Bestias“, und so lange sie eben laufen und das Gewicht eines Reiters tragen konnten, wurden sie benützt — brachen sie zusammen, nun gut, dann mochten sich die Zapolotas*) an ihnen mästen und die nächste beste Hacienda mußte frische liefern.

Aber auch die Fußgänger hatten wenigstens zum Theil ihre Waffen bei Seite gestellt und gingen dann an die ganz für sie passende Beschäftigung: die Eisenbahnschienen aufzubrechen und die herausgenommenen so zu legen, daß der Zug in sie einlenken, natürlich entgleisen und dann zum Theil umschlagen mußte — und nur kurze Zeit brauchten sie zu der Arbeit.

Die übrigen Gesellen machten sich indeß daran, in der „todten Rodung“, wie man eine solche verlassene und verwilderte Ansiedelung in den Nordstaaten von Amerika nennen würde, nach dort noch übrig gebliebenen Fruchtbäumen zu suchen. Aber die Ausbeute zeigte sich als eine sehr geringe, denn in dem dichten, darüber aufgewucherten Waldschatten wollten die früher da angepflanzten Früchte nicht mehr gedeihen, und

*) Die Aasgeier jener Gegenden, auch eating crows oder Zamuros genannt.

außer einem einzigen Zapotabaum, an dem sie sich aber auch nur mit den abgefallenen Früchten begnügen mußten, da er zum Besteigen viel zu hoch und stark war, fanden sie gar nichts.

Die mit dem Schienenaufbrechen Beschäftigten entwickelten übrigens, so faul sie sich auch gewöhnlich zeigen mochten, eine ganz anerkenntnisswerthe Thätigkeit, und machten ihre Sache dabei so geschickt, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung kam, sie wären nicht zum ersten Mal dabei gewesen, und erst als sie sich fest vergewissert hatten, daß der Zug unmöglich wieder auf die anderen Schienen springen könne, wurden Posten ausgesandt, um das Nahen des erwarteten — den man indessen schon auf eine weite Strecke voraus auf den Schienen hören konnte, rechtzeitig anzumelden.

Die Truppe schien übrigens gewissermaßen organisirt und bestand aus zwei verschiedenen Banden, die sich unfern von dort vereinigt und beschloßen hatten, den Ueberfall gemeinschaftlich zu unternehmen. Man wußte allerdings, daß demselben französische Militär beigegeben sei, aber mehr als Polizei gegen einzelne Straßenräuber, als um einer wirklichen Guerillabande Troß zu bieten, und fürchtete es deshalb nicht.

Die Führer der Schaar hatten sich unter einer dicht am Weg stehenden Palme gelagert. Die beiden eigentlichen Bandenführer gehörten allerdings der Mischlingsrace an, aber auch drei Creolen, von rein weißem Blut, befanden sich unter ihnen, und Einer besonders, der gar nicht in eine solche Gesellschaft zu gehören schien.

Er trug einen allerdings schon vom Wetter mitgenommenen, aber doch feinen Panamahut, eine kostbare Serape, wie sie sich eigentlich nur in den Händen der reicheren Mexicaner finden und oft so viel kosten wie ein echter türkischer Schawl, überhaupt sehr elegantes Reitzeug und hatte auch in seinem ganzen Benehmen Etwas, das ihn wesentlich von der Menschenklasse, von der er sich hier umgeben fand, unterschied. — Und doch gehörte er zu ihnen, wenn auch nicht ihren Gesinnungen, doch ihren Zwecken nach, und konnte die Zeit kaum erwarten, daß der, seinem Geschick verfallene Zug diesen für ihn verderblichen Platz erreichte.

Es war Silvestre Almeja, der Patriciersohn aus Mexico, der sich hier einer Bande von Straßenräubern angeschlossen, nur um seiner Rache zu genügen.

Der junge Graf Deverreux war nämlich vom

Obercommando in besonderer Mission nach Vera-Cruz gesandt worden und mußte, wie Silvestre auf irgend welche Art erfahren, heute wieder von dort abreißen, um zur rechten Zeit in der Hauptstadt einzutreffen. Der junge Tollkopf aber, in Eifersucht und Haß gegen die ganze Nation, hatte Kunde von dem Bestehen dieser Banden erhalten, und mit ihnen vereint jetzt beschlossen, den Zug aufzuheben.

Was konnte diesen Menschen auch Erwünschteres kommen, als ein solches Unternehmen! Allerdings zählten sie sich zu den dem Kaiserreich noch nicht Beigetretenen und nannten sich Republikaner, aber sie hatten auch keine andere Regierung über sich, oder wußten wenigstens nicht, wo sie sich befand und ob sie überhaupt noch bestehe. Und was that das? — mit dem weiten wilden Land zum Schutz, wohin ihnen, wenn sie sich von den begangenen Straßen abzogen, die Gegner nur mit großen Anstrengungen und sehr schwerfällig folgen konnten, wußten sie sich ziemlich sicher, und verloren auch Nichts bei einem solchen Leben.

Soldaten mußten sie doch sein. Hielten sie sich in der Nähe der Hauptstadt auf, so wurden sie von den kaiserlich mexicanischen Heer-

führen gepreßt und ohne Weiteres in die Armee eingereiht, und zogen sie sich nach Norden hinauf, wo jetzt wieder der vom Kaiserreich abgefallene Cortina ein Heer sammelte oder Negrete an Banden zusammenzog, was er bekommen konnte, so half ihnen das auch Nichts, denn denen entgingen sie noch weniger. Also war es für sie viel vortheilhafter, auf derartige Weise einen „kleinen Krieg“ zu führen, der ihnen einestheils nicht einmal so viel persönliche Gefahr bot, als der größere, und dann — die Hauptsache — den ganzen Nutzen des Erfolges in ihre eigenen Taschen lenkte. Daß sie dabei Freund wie Feind plünderten und brandschaften, kam gar nicht in Betracht.

Ueberhaupt war auch die ganze mexicanische Jugend fast in einem solchen Leben aufgewachsen und groß geworden, denn seit den letzten zwanzig Jahren fast hatten sie Nichts als Revolutionen und Pronunciamentos in ihrem Land gehabt. Sie wurden verwilbert und mußten verwilbert werden, und wo sie mit Fleiß und Arbeit gar nichts verdienen konnten, sahen sie sich natürlich nach einer andern, mehr lohnenden Beschäftigung um.

Der ganze Schwarm hatte sich bis jetzt bunt

und wild über den Bahnkörper hin und her getrieben und dabei geplaudert und gelacht, als ob es sich hier um ein kleines unschuldiges Vergnügen handle, jetzt plötzlich aber standen Alle still und regungslos, denn ein kurzer, kreischender Schrei tönte durch den Wald — es war das Zeichen, und wenn sie sich still hielten, konnten sie selber deutlich den dumpf rasselnden Laut hören, der in den Schienen zu vibriren schien. — Der Zug kam.

Die Führer sprangen empor — rasche Befehle schallten durcheinander, und in die Büsche hinein tauchte das Gesindel nach beiden Seiten, so daß wenige Minuten später die durch den Urwald gehauene Bahn wieder so still und lautlos lag als vorher. — Die einzigen sichtbaren lebenden Wesen waren ein paar Aasgeier, die den Menschenwarm da unten in hoher Luft wachsam umkreisten. Es waren das alte Bekannte, und sie wußten aus Erfahrung, daß es in deren Nähe immer reichliche Nahrung gab — sei das nun an Thier- oder Menschengewebe.

Immer noch dauerte aber das Nahen des bedrohten Zuges länger, als sie anfangs geglaubt, denn der Windzug strich von Osten herüber, und der Schall tönte weithin über das Land; aber

lauter und deutlicher wurde auch das Geräusch der klappernden Räder, und jetzt endlich stieg der dunkle Qualm, den der Windzug in gleicher Schnelle mit dem Train dahintrieb, hoch über die Walbung empor.

Raum noch zweihundert Schritt von der gefährdeten Stelle entfernt, tönte ein scharfer Pfiff. — Der Locomotivführer hatte die Gefahr in dem unterbrochenen oder schräg abführenden Geleis erkannt — aber zu spät. Wohl ließ er den Dampf ausströmen und die Bremser thaten ihre Pflicht, aber ehe sie im Stande waren den ganzen Zug zum Halten zu bringen, ja ehe er nur anfang merkllich langsamer zu gehen, erreichten schon die Räder der Locomotive die aus der Richtung gelegten Schienen und schossen seitab — der Zug drängte nach und fing an zu holpern, die Maschine, in weichen Boden gerathen, schlug um — die nächsten Wagen preßten darauf, und in das Angstgeschrei der Passagiere knatterten jetzt die Schüsse der im Hinterhalt liegenden Buben und trieben die Verwirrung in den Wagen auf den Gipfelpunkt.

Glücklicherweise zertrümmerten nur die ersten Wagen, in denen sich einzig und allein Güter und gar keine Passagiere befanden; zwei von

den Passagierwaggons stürzten um, ohne aber schwere Beschädigungen zu veranlassen, dagegen wurden durch die Kugeln der Guerillas drei Passagiere auf der Stelle getödtet und viele verwundet, und das Geschrei der zahlreichen Schaar der Angreifer, die jetzt jauchzend und brüllend aus dem Wald herausbrachen, machte einen Widerstand der wenigen wirklichen Soldaten im Zug zur Unmöglichkeit. Diese wurden auch gleich entwaffnet und gebunden, und nun gingen die Banden vereint daran, die Passagiere regelrecht auszuplündern, als ob das nothwendig mit zu einem Freiheitskrieg gehöre.

Das Gepäck luden die Räuber dann auf ihre Thiere, und damit die Veraubten nicht zu rasch den Unfall anzeigen und Verfolger auf ihre Fährte bringen könnten, trieben sie alle Gefangenen mit sich in den Wald hinein. Sie schieden dabei die Nationalitäten auseinander, ließen aber nur die Franzosen gebunden und schickten endlich die Uebrigen, als sie sich vollkommen sicher glaubten, zurück. Sie mochten sehen, wie sie den Weg wieder allein nach der Station fanden.

Die Franzosen hatten sich indessen rasch in ihr Schicksal gefunden; man konnte sie ja doch

nur als Kriegsgefangene behandeln, und die Guerillas durften überhaupt nicht wagen sie lange zurückzuhalten. Ueberall in den benachbarten Orten lagen starke Besatzungen ihrer Landsleute, und kamen die erst auf ihre Spur, so waren sie verloren.

Graf Deverreux marschirte mit den übrigen Gefangenen, allerdings nicht in sehr heiterer Stimmung. Es war mit zusammengebundenen Händen ein schlechtes Gehen auf den fast unwegsamen Pfaden in der Wildniß, und die Gefangenen wußten ja dabei nicht einmal, wohin man sie gegenwärtig schleppen wolle. Daß sie von der ganzen Nation gehaßt wurden, war ihnen außerdem kein Geheimniß.

Während sie so schweigend und finster vor sich hinbrütend weiter schritten, sprengte einer der Reiter dicht an den Trupp heran und lüstete sehr artig, aber doch mit unverkennbar höhnischem Zug um die Lippen, seinen Hut.

„Habe ich nicht das Vergnügen, Graf Deverreux hier zu begrüßen?“

Der junge Franzose sah erstaunt auf — „Señor Almeja?“ rief er aber im nächsten Moment überrascht aus — „Sie als ein Feind des Kaiserreichs und in dieser Truppe?“

„Das kommt Ihnen wunderbar vor, nicht wahr?“ lächelte Silvestre, „Sie würden noch Wunderbareres erleben, wenn Sie Gelegenheit hätten sich länger in Mexico aufzuhalten.“

„Ich denke nicht daran es so bald zu verlassen,“ sagte der junge Graf finster — „doch ich appellire jetzt an Sie, Señor: Ist das eine Verhandlung für Kriegsgefangene, sie gebunden und ausgeplündert durch solchen Wald zu führen? Es liegt doch hier wahrhaftig nicht die geringste Gefahr vor, daß wir entfliehen oder Widerstand leisten könnten.“

„Es ist Ihnen unbequem, wie?“ lächelte der junge Mann, dessen Augen vor Genugthuung blühten, „läßt sich aber freilich nicht ändern. Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin? Hoffentlich gut.“

Deverreux konnte der Hohn in der Frage nicht entgehen, aber einen scheuen Blick warf er zu dem jugendlichen Verbrecher empor, als dieser mit bedauernder Stimme und wie zu sich selber redend hinzusetzte: „Schade um das arme, bilbhübsche Wesen; so jung noch und schon Wittwe!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ erwiderte er finster; „entweder die Schaar hier ist eine

Räuberbande, und dann kann ich doch nicht denken, daß Sie sich in Ihrer Stellung im Leben der angeschlossen hätten, oder es sind Guerillas, und dann können sie uns als nichts Anderes als eben Kriegsgefangene betrachten.“

„Veremos,“ lächelte Silvestre, „aber ich glaube, wir befinden uns an Ort und Stelle, denn ich sehe die Führer halten und die Vorderen sich um sie sammeln. Auf Wiedersehen, Herr Graf!“ und damit gab er seinem Thier die Sporen und sprengte nach vorn, um sich der Verathung anzuschließen.

Deverreux blickte umher, konnte aber keine Spur von irgend einer menschlichen Wohnung oder nur ein Zeichen von Cultur entdecken. Etwas höheres Land schienen sie hier erreicht zu haben; der Boden hob sich und die Vegetation zeigte sich von der in der Niederung verschieden; vor ihnen lag sogar eine kleine Waldbläße, die von hohen, mächtigen Laubholzbäumen eingefasst stand — sonst war Alles Wildniß wie bisher und der Platz konnte höchstens zu einem Rastpunkt ausgesucht sein.

Die Gefangenen wurden beordert hier zu halten. Sie waren außerdem durch den langen Marsch und die Hitze zum Tode erschöpft, und

die Meisten warfen sich auch, wie ihnen nur der Befehl wurde, auf den Boden nieder.

Deverreux nur konnte sich eines Mißtrauens nicht erwehren, denn die Worte des Mexicaners hatten drohend geklungen, und er kannte ihn ja recht gut als seinen früheren und unglücklichen Nebenbuhler. Er blickte umher und bemerkte jetzt, wie sich die, Banditen gleichenben Bursche mehr und mehr um sie sammelten, ohne jedoch bis jetzt noch irgend eine Spur von Feindseligkeit zu zeigen. Sie lachten im Gegentheil untereinander und schienen ganz besonders guter Laune.

Da ritt einer der Führer, welcher der Masse von Rügen und alter Stiderei nach, die er trug, und die er sich jedenfalls von französischen Uniformen heruntergetrennt und auf seine Jacke hatte setzen lassen, wenigstens ein General sein mußte, an die Gefangenen hinan und sagte finster:

„Franzosen, Ihr seid hier in unser Land gebrochen und habt es verwüstet, wie unsere Brüder und Kameraden erschlagen: Ihr müßt sterben!“

„Señor!“ rief da Deverreux, der hier seine schlimmste Befürchtung bestätigt fand, „Sie dürfen uns nicht tödten. Wir sind nichts als Kriegs-

gefangene, und für jedes Leben, das Sie hier nähmen, würde der Marschall von Frankreich hundert der Ihrigen fordern!"

„Caracho," lachte der Bursch, und sein Auge blickte wild und tückisch über die Schaar seiner Opfer, die aus etwa sechzehn Soldaten, Unterofficieren und Gemeinen, bestand. — „Ich will Euch zeigen, was wir dürfen, und was Euren Marschall betrifft, so ist der Hanf, an dem er gehängt werden soll, wohl auch schon gewachsen. Ihr seid in das Land gekommen und in das Innere gedrungen, aber Ihr werdet noch die heilige Jungfrau auf den Knieen bitten, daß sie Euch wieder hinaushilft — Adelante muchachos!"

„Señor Almeja!" rief Deverreux. „Ich stelle uns unter Ihren Schutz. Sie werden nicht dulden, daß man uns hier mit kaltem Blut mordet!"

„Alles, was ich für Sie thun kann, Señor," sagte Silvestre, indem er ruhig seinen Revolver aus dem Holster zog, während der jetzt auf die Franzosen eindringende Schwarm die Messer aus den Gürteln riß, „ist: daß ich Ihnen eine kleine Erleichterung verschaffe" — und damit feuerte er seine Waffe in kaum zwei Schritt Entfernung auf den Unglücklichen ab.

Es war dies das Zeichen für die Mezelei gewesen, und eine Scene begann jetzt, die zu beschreiben sich die Feder sträubt. — Aber nur mit Messern und Machetas wurden die armen, vertheidigungslosen, ja selbst gebundenen Menschen niedergemacht, und als am nächsten Morgen eine den Räubern nachgesandte Colonne belgischer Truppen den Schauplatz erreichte, schauerten die doch an Schlachtszenen gewöhnten Soldaten zusammen vor dem furchtbaren Anblick, der sich ihnen bot. — Aber ein Racheschrei rang sich auch von ihren Lippen und sie nahmen die Verfolgung jetzt, von einigen Mexicanern geführt, mit einer Wuth auf, die sie Müdigkeit und Anstrengung vergessen ließen.

Die beiden bis dahin vereinigten Banden hatten indessen, etwa eine Legua von dieser Nordscene, in deren Nähe sie sich doch nicht behaglich fühlten, an einem murmelnden Bergstrom, der aus dem höheren Land herabkam, Halt gemacht, um sich vor allen Dingen nach den gebannten Strapazen auszuruhen, wie auch in Ruhe die gemachte Beute zu theilen.

Silvestre Almeja hielt sich ziemlich fern davon. Er hatte, was er erstrebt, erreicht und als seinen Beuteantheil nur die beiden mit Silber reich

beschlagenen Revolver seines Nebenbuhlers und — dessen Trauring zu sich genommen. Seine Rache war erst halb, wenn er nicht die treulose Geliebte ebenfalls elend machen konnte, und Gelegenheit fand sich leicht, ihr den Ring nach Mexico zu senden.

Hier aber trennten sich die beiden Züge wieder, und General Sona, wie der Führer des einen hieß, beschloß, sich auf den Weg nach Puebla hin zu begeben, und dort an den Cumbres oder in jener Gegend zu wegelagern, wo die Straße aus dem Thal direct an den Höhen hinan und auf die Hochebene steigt, während Killa, der andere Bandenführer, den Staat San Luis Potosí zu erreichen gedachte, und dabei eine Menge eigener Pläne hatte. Seinen Leuten erklärte er übrigens, daß er sich mit einer der nördlichen Banden zu vereinigen wünsche.

Diesem schloß sich Silvestre an, und zwar mit dem festen Entschluß, den Kampf gegen die verhaßten Franzosen in allem Ernst fortzusetzen, und nach Norden zu mußte er ja mit Juárez' Truppen zusammentreffen. Er war natürlich nicht gesonnen, sich bei den kleinen Raubzügen zu betheiligen, sah aber auch keine Möglichkeit, um allein und unberaubt durch das Land zu kom-

men. Killa jedoch, obgleich er bestimmt erklärte, ebenfalls zu Suarez stoßen zu wollen, machte nicht die geringsten Anstalten, dies in Wirklichkeit zu thun, sondern befand sich hier als unumschränkter Herrscher und Gebieter einer Bande von jezt fast zweihundert Mann viel behaglicher, und zog sich nur langsam durch die Berge der größeren Stadt Jalacingo zu, die er durch einen Handstreich zu nehmen und zu brandschatzen hoffte.

Indeß aber waren die Behörden nicht unthätig gewesen, denn der Raubanfall der bis jezt doch wenigstens vollkommen sicher geglaubten Eisenbahn hatte sie wachgerüttelt. Von Vera-Cruz selber ging ein starker Truppenkörper ab, um die Spur der Bande zu verfolgen; in Orizaba wurden Truppen aufgeboden, und aus Jalapa zog ebenfalls ein Corps dort stationirter belgischer Truppen aus, um die Gegend nach allen Richtungen hin abzuspiiren. Es dauerte auch gar nicht lange, so kamen diese auf die Fährten der Marodeure, die schon dafür sorgten, ihren Weg mit niedergebrannten Hacienden und Blut zu kennzeichnen.

Nördlich von Orizaba, unmittelbar an der Grenze der beiden Staaten Vera-Cruz und Puebla

in einem wundervollen Thale, das sich schon gegen die Höhen von Perote anneigte und einen prachtvollen Blick auf den mit ewigem Schnee bedeckten Krater Orizaba gewährte, hatte Xilla's Bande ihr Lager aufgeschlagen.

Die Scenerie war wahrhaft wundervoll; zu Füßen der Stelle, auf dem die Schaar lagerte, brach sich ein wilder Bergstrom über mächtige Felsmassen die Bahn zu Thal, brausend und schäumend einem Abgrund zu, der den ganzen südwestlichen Hang begrenzte, während links davon eine mehr schräg abfallende Senkung, mit baumartigen Cactus und stacheligen Agaven bewachsen, einen fast undurchdringlichen Wall nach dieser Richtung hin bildete — im Norden aber, von Blütenbüschen übersät, hob sich die erste Gebirgsschicht, von herrlichen Bäumen bedeckt, empor und zeigte oben an den Höhen schon dunkles Nadelholz, während tief unten, wenn das Auge dem Einschnitt folgte, noch breitblättrige Tropenpflanzen sichtbar waren. Das Ganze aber in unbeschreiblicher Majestät überragte der gewaltige Schneefegel, der Orizaba, der mit in der Sonne funkelndem und blizend dem Gipfel das weite Land beherrschte, während aus seinen kalten Schluchten fortwährend weiße be-

wegliche Nebel emporstiegen, sich um sein Haupt zu phantastischen Bildern und Figuren formten, und dann, wenn sie eine wärmere Luftschicht erreichten, zu Duft auseinanderflossen.

Silvestre hatte sich von den Uebrigen abgesondert gehalten, denn er fing an sich der Bande zu schämen, mit der ihn seine Leidenschaft vereint. Außerdem mußte er auch jetzt wohl merken, daß Killa gar nicht beabsichtigte weit nach Norden zu ziehen, sondern diese Gebirgskette eben nur aufgesucht habe, um von hier aus, wenn es ihm gerade passe, Raubzüge in die Nachbarschaft zu unternehmen — aber das lag wahrlich nicht in seinen Plänen.

Die Bande selber befand sich in vortrefflicher Laune. Sie hatte an dem nämlichen Morgen einem armen Indianer, der zwölf mit Pulqueschläuchen beladene Esel trieb, den ganzen Vorrath mit den Eseln abgenommen, und hielt jetzt hier am grünen Waldesaume ein lang entbehrttes Gelage. Selbst Killa schien dem doch immer berausenden Getränk etwas stark zugesprochen zu haben, und als sich ihr „vornehmer Compañero“, wie sie ihn zuweilen nannten — ihnen gar nicht anschließen wollte, sondern allein und düsterr brütend unter dem Baum liegen blieb,

da ging er mit einem gefüllten Horn zu ihm hinüber, und vor ihm stehen bleibend, sagte er lachend:

„Caracho! Compañero — Du liegst ja da so allein und einsam, als ob Du gar nicht zu uns gehörtest oder — am Ende gar nichts mit uns zu thun haben wolltest — heh? Da trink einmal — famose Pulque, die die Rothhaut nach Jalacingo hineinschleppen wollte — aber die können wir hier besser gebrauchen, heh?“

„Ich will Euch Etwas sagen, Compañero,“ meinte Silvestre, ohne aber das gebotene Horn zu nehmen, „das Leben hier bei Euch gefällt mir auch nicht, denn das Ganze läuft auf Nichts als Rauben und Plündern hinaus, und deshalb bin ich nicht zu Euch gestoßen.“

„In der That nicht, und zu was sonst, Señor, wenn man fragen darf?“ sagte der Bandenführer mit einem höhnischen Lächeln — „etwa den Damen unterwegs den Hof zu machen? Die jungen Señoritas auf der letzten Hacienda schienen Ihnen sehr zu gefallen.“

„Geht zum Teufel,“ brummte Silvestre — „Ihr wißt selber recht gut, weshalb — um französische Trupps zu überfallen und aufzureiben,

und denen geht Ihr gerade auf das sorgfältigste aus dem Weg."

"Und einfach genug, weshalb," lachte Xilla, "weil bei denen Nichts als Blei und kalter Stahl zu holen ist, und ich mein Heer vergrößern und nicht decimiren lassen will. Morgen oder übermorgen jedoch, Compañero, denk' ich, machen wir einen guten Zug. Gestern ist uns ein Bursche aus Jalacingo zugelaufen. Dort liegt nur eine kleine Truppe Kaiserlicher, lauter Mexicaner, und die Gefängnisse stecken voll. Ich kenne das Nest gut genug. Mit Tagesgrauen fallen wir darüber her, brechen erst die Gefängnisse auf und dann —" er schwieg erschreckt, denn oben an dem über ihnen liegenden Bergeshang und im Walde drinnen ertönte in dem Moment ein scharf klingendes und herausforderndes Trompetensignal, und in wilder Hast sprang die Schaar der Guerillas empor, denn hier gerade, den Abgrund und cactusbewachsenen Hang vor sich, hätten sie keinem Feind begegnen mögen. Und doch klang das wie das Signal zum Angriff der Gegner, das sie gut genug kannten, und dem sie oft schon in wilder Flucht ausgewichen waren.

Die Leute griffen ihre, in aller Ruhe bei Seite gestellten Gewehre und Waffen auf; die

Weiter sprangen mit zitternden Knieen nach ihren Pferden. Diese aber scheuten vor dem plötzlichen Anprall, warfen ungeberdig die Köpfe in die Höhe und stiegen an zu springen und zu stampfen, so daß eine völlige Verwirrung in dem über-rumpelten Lager entstand.

Killa, das Horn mit Pulque, das er noch immer in der Hand hielt, zu Boden schleudernd, war, den Degen aus der Scheide reißend, zu seinen Leuten zurückgesprungen und schrie seinen Befehl zum Sammeln über den Hang hin — das war aber kaum nöthig, denn der Schwarm drängte sich von selber zusammen, um nur erst einmal zu sehen, mit welchem Feind sie es hier zu thun bekamen. Darüber sollten sie allerdings nicht lange in Ungewißheit bleiben. Von rechts und links und gerade über ihnen antworteten sich die Trompetenstöße — die Büsche raschelten und brachen, und heraus aus dem Wald, mit bunten blizenden Uniformen und Gewehren drangen die Rächer gegen die Bande vor.

Das belgische Corps war etwa anderthalb Stunden von dort entfernt, die Straße einhaltend, nach Norden marschirt, da sie die letzten Nachrichten vermuthen ließen, daß sich die Guerillas nach jener Richtung gewandt. Da erreichten sie

eine Hacienda am Weg, die das Raubgesindel erst an dem nämlichen Morgen überfallen und ausgeplündert hatte. Sie fanden auch den Platz noch in voller furchtbarer Aufregung, und von einer benachbarten Ortschaft waren sogar die Bewohner bewaffnet herübergekommen, um die Räuber, wenn nöthig, mit vertreiben zu helfen. Das Landvolk bekam es endlich satt, von diesen zügellosen Banden heimgesucht zu werden, vor denen sie sich kaum eine Nacht ruhig auf ihr Lager werfen konnten, und oft jahrelange Arbeit in einer einzigen Stunde durch sie zerstört sahen.

Da gerade, während die belgische Colonne dort hielt, der sich zwei französische Officiere mit einer Patrouille angeschlossen, traf der arme Indianer ein, dem die Räuber an dem Morgen seine Esel mit sammt ihrer Ladung weggenommen und sogar sein Leben bedroht hatten, wenn sie ihm noch irgend wieder begegnen würden. Der arme Teufel aber, dem Alles, was er auf der Welt besaß, mit den Thieren verloren ging, dachte gar nicht daran, sein Eigenthum aufzugeben, ohne wenigstens zu sehen, wohin sich die Räuber desselben wenden würden. Mit der seiner Race überhaupt eigenen Schlaueit folgte er

ihnen deshalb, und als er — sich immer vorsichtig außer Sicht haltend, endlich sah, wo sie ihr Lager aufschlugen, eilte er zurück und nach Jalacingo zu, um von dort bei der kaiserlichen Garnison Hilfe zu suchen. Da traf er unterwegs auf der geplünderten Hacienda die belgische Truppe, meldete seinen Unfall und den jetzigen Aufenthalt der Räuber, und erbot sich natürlich mit Freuden, den Soldaten zum Führer zu dienen.

Denen schlossen sich aber jetzt sowohl die sämtlichen Leute von der Hacienda an, als auch die aus der Nachbarschaft herübergekommenen Bewaffneten. Der Indianer aber, der das Terrain genau kannte und wußte, daß die Guerillas von der Stelle aus, wo sie sich befanden, im Süden vollkommen eingeklemmt lagen, und nur den Bergstrom auf- oder abwärts, oder gerade in den Wald hinein entfliehen konnten, brachte die Belgier nicht allein zu dem richtigen Punkt, sondern theilte sie auch dort ein. Die Soldatentrupps sollten von rechts und links, den Bergstrom herauf und hinunter drücken; die Hacienderos aber blieben mit ihren Hilfsmannschaften im Centrum, so daß sie den Feind, der nachlässig genug gewesen war, im Gefühl seiner Sicherheit auch nicht eine einzige Wache auszu-

stellen, vollkommen umzingelten, ehe er nur eine Ahnung von ihrer Nähe hatte.

Jetzt erst wurde das Signal zum Angriff gegeben — zuerst von dem Centrum aus, da den Hacienderos ein Signalist zugetheilt worden — und jetzt von links und rechts, während die Soldaten, ihre Gewehre gefüllt, aus dem Dickicht herausbrachen und, sowie sie den Feind in einem wirren Knäuel zusammen fanden, sich ihres Sieges gewiß wußten.

„Halt, Feuer!“ Eine Salve knatterte in die dicht gebrängten Massen hinein, die, von drei Seiten zugleich angegriffen, gar nicht gleich wußten, nach welcher Richtung hin sie ihre Gewehre abfeuern sollten, und als sie erst die Feinde genau erkannten, war es zu spät. Vereinzelte Schüsse gaben sie, aber meist ohne zu zielen, und jetzt, mit gefülltem Bajonette und dem donnernden Hurrahruf, stürmten die wackeren Belgier hinein in die Räuberschaar.

Flucht? — ja — aber wohin? über den Abgrund in die stacheligen Cactus und Aloe hinein? Ehe sich die feigen Verbrecher besannen, waren die Rächer mitten unter ihnen, und „Snabel!“ schrieen die ihrem Geschick Verfallene-

nen, indem sie ihre Gewehre fort- und sich auf die Kniee niederwarfen.

Doch gerade diese Belgier waren es gewesen, die erst ganz kürzlich den Schlachtplatz und die scheußlich verstümmelten Opfer dieser Elenden gefunden, und Rache war jetzt ihr einziges Gefühl. Jetzt hatte das Glück des Krieges ihnen den Sieg in die Hand gegeben, und blutgierig, wie nicht ein Tiger, nicht ein Wolf, wie nur ein Mensch sein kann, wütheten sie unter ihren Opfern.

Diese flohen jetzt wohl nach allen Seiten, aber Rettung brachte ihnen das nicht. Viele sprangen in den Abgrund, aber das schroffe Gestein hielt sie nicht, und elend zerschellten sie in den Tiefen. — Andere rannten in ihrer Todesangst in den mit Cactus dicht bewachsenen Hang, aber schon nach kurzer Strecke blieben sie zwischen den scharfen Dornen stecken und lieferten den nachspringenden Hacienderos ein treffliches Ziel für ihre Revolver und Schrotgewehre.

Zwanzig oder dreißig, meistens Verwundete, fielen in die Hände der Sieger; der belgische Obrist jedoch, der den Zug commandirte, mochte Nichts mit den Gefangenen zu thun haben. Den Tod hatten sie allerdings verdient, aber er scheute sich, Henkersdienste an ihnen zu verrichten. Nicht

so die Mexikaner, deren Eigenthum geraubt oder zerstört, deren Vieh weggetrieben, deren Frauen und Töchter mißhandelt worden. Im Nu hatten sie den Ueberwundenen die Hände zusammen-
geschnürt, und ohne weiteren Zeitverlust wurden Stricke herbeigeschafft, um sie an den nächsten Bäumen aufzuhängen.

Unter diesen befand sich Silvestre Almeja, der mit zerschossenem rechten Arm keinen Widerstand mehr hatte leisten können; aber sein Herz hörte auf zu schlagen, als er die furchtbaren Vorbereitungen zum Tode sah, und den belgischen Obrist anrufend, bot er ein Lösegeld für sein Leben.

„Wer sind Sie?“ sagte der Obrist finster.

„Mein Name ist Almeja — mein Vater ist einer der angesehensten und einflußreichsten Männer in Mexico — ich bieten Ihnen zehntausend Pesos Lösegeld.“

„Und wie kommen Sie da zwischen diese Bande?“

„Durch Zufall — ich bin ihr Gefangener, nicht ihr Mitgenosse —“

„Caracho, das lügst Du, Schuft!“ schrie der schwerverwundete Killa, der sich ebenfalls unter dem kleinen Trupp befand, „hast Du uns nicht

selber erst auf die Fährte gebracht, um den französischen Grafen abzufangen?"

„Deverreux!“ schrie da ein französischer Officier, — „er war mit auf dem Zug und, beim Himmel! der Schurke dort trägt noch immer einen seiner Revolver, die ich oft bei ihm gesehen.“

„Nacht mit ihm, was Ihr wollt,“ sprach ruhig der belgische Obrist, indem er sich langsam abwandte — „er gehört mit zur Bande. Hauptmann Defour, geben Sie das Zeichen zum Sammeln, daß wir den Platz hier so rasch als möglich verlassen.“

„Herr Obrist,“ rief Silvestre in Todesangst — „Sie können mich doch nicht den blutdürstigen Henkern hier überlassen? Mein Vater wird —“

„Sie haben sich der blutdürstigen Bande angeschlossen,“ erwiderte der Obrist kalt, „so legen Sie sich auch jetzt mit der Gesellschaft, zwischen die Sie sich gebettet haben. Das ist kein Krieg mehr, das ist Raub und Mord, und Räuber und Mörder dürfen sich eben nicht beklagen, wenn sie den Strick als Lohn finden.“

„Ich wende mich an den Kaiser!“ schrie Silvestre verzweiflungsvoll, „ich verlange ein Gericht —“

„Das soll Dir werden, mein Bursche,“ sagte einer der Hacienberos, indem er auf ihn losging und ihm einen Strick um die Kehle schlug. Der Obrist wandte sich schauernd ab — aber er hatte hier Nichts mehr zu thun — sein Auftrag war erfüllt, und die Gerichtspflege konnte er recht gut den Mexicanern überlassen.

Einige Minuten später hatte der Obrist seine Truppen wieder geordnet, die wenigen Verwundeten — Töbte hatten sie nur zwei — wurden auf Tragbahnen gelegt, um sie hinüber nach Jalacingo zu schaffen, und dem Fluß abwärts folgend suchte er jetzt auch die Spur der andern Bande aufzufinden.

Und die Gefangenen? — Es spielte sich mit ihnen nur eine jener Tausende von Greuelszenen ab, an denen das unglückliche Land so reich schon seit Jahrzehnten war. Die Nasgeier wußten wohl, weshalb sie den Trupps Bewaffneter auf ihren Wegen folgten.

5.

Das October-Decret.

Das reizend gelegene Schloß Chapultepec hatte sich unter der schaffenden Hand des Kaisers sehr zu seinem Vortheil verändert. Die ganz geschickt im Innern angelegten Räume wurden, wenn auch nicht eben glänzend oder kaiserlich, doch ganz wohnlich und elegant hergerichtet, und der kleine Garten oben auf der Höhe des Hügels, und eigentlich unmittelbar am Schloßhof, war von geschickten Händen fleißig restaurirt oder, besser gesagt, neu geschaffen worden, während reiche Blumenbeete auch den breiten, in den Park hinabführenden Weg umgaben.

Auch unten im Park hatte man viel gearbeitet, die krystallklaren Quellen dort in großen gemauerten Reservoirs gefangen, die Wege aus-

gestochen und mit gelbem Kies bestreut, Blumenbeete überall angelegt, und selbst den unter den mächtigen Cedern gelegenen Rasen gepflegt und davor bewahrt, daß er von den Besuchern rücksichtslos zerstampft wurde.

Ebenso waren die Hallen oben, die nach dem Garten zu lagen, mit Frescogemälden aus der Mythologie geziert.

Bis dahin aber hielt sich Maximilian noch immer von größeren Gesellschaften zurück, denn seine Thätigkeit wurde in der That den ganzen Tag über, und gar nicht selten bis spät in die Nacht hinein, in Anspruch genommen. In den Abendstunden sehnte er sich dann aber nach Ruhe und wollte allein sein.

Ob er sich nicht manche von diesen Arbeiten hätte ersparen können, ist eine andere Frage, denn viele Gesetze entwarf er, die allein auf dem Papier blieben und sich, so segensreich sie in einem civilisirten Land gewirkt haben würden, hier, und bei der noch immer herrschenden Gährung, als ganz unausführbar erwiesen.

Alles, was Maximilian that und anordnete, zeugte wohl von dem aufrichtigen Interesse, das er an dem Land und seinen Bewohnern nahm, von dem guten ehrlichen Willen, den er ihm ent-

gegenbrachte, wie von einem wirklichen Studium seiner Bedürfnisse, aber — er täuschte sich entweder selber über den wirklichen, noch immer mehr als revolutionären Zustand seines Reiches, oder nahm auch Alles, was er darüber hörte, viel zu leicht, indem er den Gegner unterschätzte. Er fing in der That an sein Haus zu tapezieren, ehe er es unter Dach hatte. Die Sonne schien ja, und schlecht Wetter blieb vielleicht noch lange aus.

Jetzt, und auch nur erst in den letzten Wochen, gab er sich mehr einem geselligen Leben hin, und dazu trugen gewiß viel die guten Nachrichten bei, die von allen Seiten, und gar nicht selten zugleich, eintrafen. Kein Tag in der Woche verlief fast, wo ihm nicht eine neue Siegesnachricht oder — was mehr noch bedeuten wollte — Kunde hinterbracht wurde, daß sich diese oder jene Ortschaft, ja ganze Staaten für das Kaiserreich erklärt hatten und ihm huldigten.

Welches Gebiet hatte denn Juarez noch im Besiz, wenn er überhaupt das Reich wirklich nicht verlassen? — Keine Quadratmeile mehr von ganz Mexico, die er wenigstens fest behaupten konnte. Heimathlos selbst wurde er von Ort zu Ort getrieben, und daß er dabei noch aushielt, ließ sich nur dadurch erklären, daß sein

Präsidentschaftstermin noch immer nicht abgelauten war, und er vielleicht einen Ehrgeiz darin suchte, sich nur eben so lange noch, wenigstens dem Namen nach, zu halten. Kam aber der Zeitpunkt heran, der jetzt nur noch wenige Wochen, und zwar im November, entfernt lag, dann hatte er allerdings eine vollgenügende Entschuldigung, vom Schauplatz seiner bisherigen Thaten abzutreten und die undankbare Arbeit, ein Reich ohne Land und Leute zu regieren, seinem Nachfolger zu überlassen — wenn sich wirklich Jemand finden sollte, dem es nach einer solchen Ehre gelüstete. Allen menschlichen Berechnungen nach hörte aber dann auch der Widerstand, den die liberale Partei bis dahin hartnäckig genug geleistet, von selber auf, und dann durfte Maximilian auch mit vollem Recht hoffen, in seinem Reich an die inneren Reformen zu gehen, die er bis jetzt schon mit so vielem und noch immer nutzlosem Fleiß ausgearbeitet und vorbereitet.

Auch heute am 20. October war wieder eine kleine Gesellschaft auf Schloß Chapultepec eingeladen worden, unter ihnen Obrist Miguel Lopez, zu dem sich der Kaiser sehr freundlich gestellt und ihm sogar an dem heutigen Tag sein erstes Kind aus der Taufe gehoben hatte. Auch

Marshall Bazaine war zur Tafel gezogen worden, hatte sich aber entschuldigen lassen, da eine Anzahl wichtiger Depeschen erledigt werden mußten, und nur gebeten, später erscheinen zu dürfen, um dem Kaiser noch Etwas vorzulegen, das keinen Aufschub mehr erleide.

Unter den Damen befand sich auch Ricarda San Blas — freilich nicht mehr das heitere, fröhliche Kind, das sie noch vor kurzer Zeit gewesen, denn sie sah so bleich und leidend aus, als sie am Arm ihres Onkels den Salon betrat, daß es der Kaiserin selber auffiel und sie sich theilnehmend nach der Ursache erkundigte. — Es war aber nichts von Bedeutung, wie Señor Rodri-guez entschuldigend sagte — ein wenig Migräne vielleicht oder eine Erkältung — das Wetter war so unstät gewesen in der letzten Zeit, und heiße Tage folgten kalten und stürmischen so rasch, daß überhaupt in der ganzen Stadt der Gesundheitszustand ein keineswegs günstiger genannt werden konnte.

Maximilian war heute außergewöhnlich heiter — er erzählte viel bei Tafel und lachte und scherzte, nannte Lopez seinen compadre und hatte Jedem fast etwas Angenehmes zu sagen.

Nach der Tafel wurde der Kaffee unter der

Vorhalle servirt und im Garten selber eingenommen, und der Kaiser stand mit den jungen Damen und schaute nach den immer herrlichen Bergen hinüber, die heute wieder einmal nach langen, stürmischen und wolfigen Tagen die Häupter frei und glänzend zum Himmel emporhoben.

Staatsminister Ramirez, der sich ebenfalls mit oben befand, hatte von einem aus Mexico herauskommenen Boten eine Depesche und einige Privatbriefe für den Kaiser bekommen und brachte sie ihm jetzt.

„Gute Nachrichten, Majestät,“ rief er ihm schon auf einige Schritt Entfernung entgegen, „sonst würde ich Sie auch heute nicht damit behelligen.“

„Was giebt es, Ramirez — woher?“

„Von Unter-Californien, Majestät — der ganze Staat, den noch nie ein französischer oder kaiserlicher Soldat betreten, hat sich freiwillig der Regierung Eurer Majestät angeschlossen und bittet in den Staatenbund aufgenommen zu werden.“

„In der That?“ sagte Maximilian, indem er die Depesche nahm, und ein glückliches Lächeln flog über seine Züge — „das ist ja eine unverhofft frohe Botschaft und eigentlich, neben Yucatan, der erste Staat, der mir ohne den geringsten

Druck von außen mit offenem Herzen entgegenkommt. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein lieber Ramirez, wie mich das freut — und das Andere —“

„Einzelne Briefe an Eure Majestät — aber die werden Zeit haben.“

„Nein,“ sagte der Kaiser freundlich — „wie böse Nachrichten und Unglücksfälle nie allein kommen und eins immer das andere mit sich bringt, so auch gute Kunde. Heute habe ich die feste Zuversicht, daß ich nichts Unangenehmes erfahren werde.“ — Er öffnete den ersten Brief und sah dann gleich lächelnd zu den Damen auf. — „Sehen Sie, daß ich Recht hatte? Mein alter Pfarrer aus Dolores schreibt mir, es sei unseren Truppen gelungen, einer größeren Bande nichtsnutzigen Gesindels, das sich raubend und wegelagernd dort herumtrieb, habhaft zu werden. Das Land wäre nun auch von dieser Plage befreit und hoffentlich ginge es jetzt ruhigeren Zeiten entgegen.“

Er hatte den Brief an Ramirez zur Durchsicht gegeben und erbrach den zweiten, den er ebenfalls mit zufriedenem Kopfnicken überflog.

„Ah, da ist auch Etwas, was Sie vielleicht interessirt, Señorita,“ wandte sich der Kaiser jetzt

an Ricarda, „oder was wenigstens mit jenem Unfall, der Sie in der Diligence betroffen, in Verbindung steht.“

„Mich, Majestät?“ sagte das junge Mädchen erstaunt aufschauend, und ihr Antlitz färbte sich mit höherer Röthe — „ich weiß nicht, in wie fern das möglich wäre?“

„Sie erinnern sich doch, daß sich in der Tasche jenes Menschen, der durch Sie entlarvt und wahrscheinlich an weiterem Frevel verhindert wurde, ein Brief vorfand, der auf ein neues Verbrechen schließen ließ. Es glückte ja auch der damals abgesandten Patrouille, die Bande so ziemlich zu vernichten.“

„Ich erinnere mich,“ sagte Ricarda leise.

„Sie wissen aber wohl nicht,“ fuhr der Kaiser fort, „daß bei jenem Streifzug ein junger belgischer Officier, der sich als Freiwilliger der Patrouille angeschlossen, schwer und hoffnungslos verwundet und nach Guernavaca geschafft wurde.“

„Ich erinnere mich, Majestät,“ sagte Ricarda noch leiser als vorher, aber ihre Wangen hatte wieder jede Spur von Farbe verlassen, und fast unwillkürlich griff sie nach der hinter ihr befindlichen Banklehne, um sich daran zu stützen.

„Was fehlt Ihnen, Señorita?“ rief der Kaiser besorgt aus. — „Sie werden unwohl — die Eau de Cologne aus dem Haus — rasch!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte das junge Mädchen, sich gewaltsam fassend, indem sogar ein Lächeln um ihre Lippen spielte — „ich glaube fast, Majestät, das — eine Glas Champagner, das ich bei Tafel getrunken, ist mir ein wenig in den Kopf gestiegen — wenn Sie erlauben, daß ich mich setzen darf.“

„Aber bestes Fräulein,“ rief Maximilian, wirklich um sie besorgt, und schob ihr selber rasch die Bank zurecht — „wie bleich Sie plötzlich geworden sind, aber da kommt eine Stärkung. — So — nehmen Sie Ihr Tuch damit; das wird Sie erfrischen — mehr — noch mehr — es verfliegt sonst zu rasch —“

„Ich danke Ihnen herzlich, Majestät,“ sagte Ricarda — „aber es ist schon vorüber — es war nur ein Moment — und ich habe Sie dadurch in Ihrer Rede unterbrochen.“

„Ach ja so, — was ich Ihnen mittheilen wollte,“ sagte der Kaiser, der sie aber jetzt fest ansah, während sich die umstehenden Damen mit ihr beschäftigten — „aber es betrifft Jemand“

den, den Sie keinesfalls kennen werden — einen jungen belgischen Officier — van Deuwen.“ —

Ricarda konnte doch nicht so sehr unwohl sein, denn die Farbe kehrte wieder in ihr Antlitz zurück und sie sagte leise:

„Herr Hauptmann van Deuwen war bei meinem Onkel eingeführt.“

„Ach, dann wird es Sie gewiß freuen,“ rief Maximilian, „zu hören, daß er sich gegenwärtig außer Gefahr befindet. Die eine Kugel, welche die Aerzte sehr beunruhigte — er hat zwei Schüsse bekommen — ist gefunden und beseitigt, und er kann hoffentlich bald wieder hergestellt sein.“

„Majestät kennen ihn?“

„Er ist uns von daheim warm empfohlen worden und aus einer dem belgischen Hof sehr befreundeten Familie. Ich fürchtete auch schon für ihn das Schlimmste, denn er hat lange krank gelegen. Was dieses Raubgesindel schon für Unheil angerichtet hat, ist unglaublich, und hier in der unmittelbaren Nähe der Stadt fangen sie jetzt ebenfalls an. Es wird wirklich Zeit, daß wir dem endlich einmal ein Ende machen. — Van Deuwen soll sich übrigens bei jener Attaque sehr ausgezeichnet haben, und ich freue mich darauf, ihn bald wieder in der Hauptstadt zu sehen.“

— Ah, Sie können schon wieder auf den Füßen stehen, Señorita — wie?“ lächelte gutmüthig der Kaiser — „ja, junges Blut übersteht derartige Anfälle leicht; Sie sehen wieder blühend aus, wie eine Rose.“

Die Kaiserin, die sich im Saal befunden, hatte jetzt ebenfalls von dem leichten Unwohlsein ihres jungen Gastes gehört, und war herausgekommen sie zu sehen. Ihr folgten einige der Herren, Obrist Lopez und Andere, und das Gespräch wurde jetzt bald allgemein, als ein Diener meldete, daß Marschall Bazaine eben unten eingetreten sei und augenblicklich erscheinen werde.

„Ach Bazaine,“ sagte der Kaiser und setzte dann leise zu Ramirez hinzu: „wenn er uns heute nur nicht den guten Tag verdirbt, denn er kommt fast nie, ohne etwas Unangenehmes in der Tasche zu tragen.“

„Ich glaube doch,“ lächelte der Minister, „daß Eure Majestät heute wenigstens vor ihm sicher sind, oder wenn er Etwas bringt, wird es gewiß etwas Gutes sein.“

„Nie, Ramirez,“ sagte der Kaiser bestimmt und finster — „von Frankreich blüht uns nichts Gutes mehr, so viel ahnt mir, und Bazaine würde nie der Träger desselben sein.“

„Er ist Euer Majestät zu so großem Dank verpflichtet —“

„Gerade deshalb, Ramirez — gerade deshalb,“ sagte der Kaiser rasch, — „haben Sie nie gefunden, daß selbstsüchtige oder ehrgeizige Menschen Nichts weniger ertragen können, als Verpflichtungen gegen irgend Jemand zu haben? Es ist ihnen das eine drückende Last, der sie sich aber selten auf die natürlichste Art, durch wirkliche Dankbarkeit, entledigen, sondern sie suchen das so viel als möglich abzuschütteln. Doch ich irre mich vielleicht und thue ihm möglicherweise Unrecht — aber auf mich macht er den Eindruck, so oft ich mit ihm zusammenkomme, und — gebe Gott, daß wir ihn wie seine Truppen recht bald in Mexico entbehren können!“

Durch den kleinen Garten, von der Treppe her, die von unten heraufführte, kam der Marschall in voller Uniform, und mit straffer Haltung auf den Kaiser zugehend sagte er militärisch grüßend:

„Majestät bitte ich mir zu verzeihen, daß ich Ihrer gnädigen Einladung nicht früher Folge leisten konnte, aber es drängte sich gerade heute Alles —“

„Keine Entschuldigungen, lieber Marschall,“

sagte der Kaiser freundlich, „wir leben noch in einer bewegten Zeit, wo wir uns nicht immer, wenn wir es wohl möchten, von Geschäften losmachen können. Ich freue mich, Sie wenigstens noch hier zu sehen — und hoffentlich haben Sie heute Alles erledigt und dürfen sich Ruhe gönnen. Mir selber,“ setzte er vorsichtig hinzu — „ist wenigstens immer unendlich wohl zu Muth, wenn ich mich einmal auf kurze Zeit von allem Geschäftlichen losgemacht habe.“

„Und trotzdem werde ich Eure Majestät selbst noch heute mit etwas Derartigem behelligen müssen,“ sagte der Marschall.

„Wenn die Sache nicht sehr dringend ist, lieber Marschall —“

„Sie ist sehr dringend, Majestät, oder ich würde mir sonst diese Freiheit wahrlich nicht erlaubt haben.“

Der Kaiser zögerte einen Moment mit der Antwort und sah sinnend und, wie es schien, nicht besonders guter Laune vor sich nieder — hatte er es denn nicht vorher gewußt? — aber es war jedenfalls auch besser, was jetzt abgemacht werden mußte, gleich zu thun, um nachher den übrigen Abend frei zu haben, oder

das Geschäft hätte bis zuletzt auf ihm gelegen und ihm richtig den Tag verdorben.

„Dann bitte, treten Sie hier einen Moment in den Salon, Herr Marschall — lieber Ramirez, wollen Sie uns nicht folgen? und nun so rasch als möglich, daß wir wieder zu den Damen zurückkommen.“

„Majestät,“ sagte der Marschall, als er sich mit dem Kaiser und dem Staatsminister allein sah — „das Räuberwesen nimmt im Lande dermaßen überhand, daß wir energische Maßregeln ergreifen müssen, oder es wächst uns über den Kopf. Sie haben doch jedenfalls über den Eisenbahnüberfall Bericht erhalten?“

„Allerdings,“ sagte der Kaiser finster — „es war eine traurige Affaire, und ich hoffe nur, daß die Buben ihrer Strafe nicht entgehen.“

„Ein großer Theil der Bande ist vernichtet worden. Ich habe eben Depeschen von Zalacingo erhalten. Ein belgisches Corps hat sie erreicht.“

„Ich wünsche, daß man mir den Führer desselben nennt,“ rief der Kaiser rasch — „er muß ausgezeichnet werden!“

„Ich habe seinen Namen hier bei mir, Majestät, und wollte Sie selber darum ersuchen.“

„War es das, weshalb Sie mich zu sprechen

wünschten, lieber Marschall?" frug der Kaiser, der neu aufathmete, rasch.

„Als Nebensache, ja,“ erwiderte Bazaine, „die Hauptsache aber ist, Majestät, daß Ihre bisher geübte Milde jetzt zu unverzeihlicher Schwäche würde, wenn Sie noch länger darauf beharren würden.“

„Wie soll ich das verstehen? — was meinen Sie damit, Herr Marschall?“

„Das Decret,“ sagte Bazaine, „das schon von allen Ihren Ministern unterzeichnet ist, auf dem aber noch immer der Name Eurer Majestät fehlt, um es rechtskräftig zu machen. Was aber Ihre Milde für Folgen hat und haben mußte, darüber erhielten wir gerade in letzter Zeit die deutlichsten Beweise. Erinnern Sie sich, Majestät, eines gewissen Bandenchefs Aniceto Guzmán, der von uns auf frischer räuberischer That ertappt wurde und dem Sie im vorigen Jahre trotz meiner Abmahnungen das Leben schenkten? Seit der Zeit hat der Bursche nichts Anderes gethan als geraubt, Leute ermordet und Contributionen erhoben, bis es den Hacenderos zu arg wurde und sie, ohne durch unsere Gesetze geschützt zu sein, über die Bande herfielen und ein blutiges Exempel statuirten. Sie sehen, das

Volk nimmt zuletzt das Recht in seine eigene Hand, und wir zwingen es nicht allein dazu, sondern — das Schlimmste dabei — wir gewöhnen es dadurch selber wieder an die kaum vergebene Anarchie. Das ist auch nur ein Beispiel, ich könnte Euer Majestät aber zwanzig hennennen, und obenan den Schurken Cortina, der hier eine Zeit lang in seiner Generalsuniform herumstolzerte, uns den Eid leistete und dann ruhig wieder hinauf gegen Norden zog, weil er hier Nichts zu rauben und zu stehlen finden konnte.“

„Sie wissen, lieber Marschall,“ sagte der Kaiser, „wie sehr ich mich stets gegen dieses unglückselige Decret gesträubt habe.“

„Ja, leider Gottes weiß ich es, Majestät, aber wenn es nicht nöthig wäre, würden dann wohl Ihre sämtlichen Minister, die außerdem fast ohne Ausnahme der liberalen Partei angehören, ihren Namen darunter gesetzt haben? Da stehen sie Alle nach der Reihe — hier Señor Ramirez obenan, Escudero, Dios Peza, Esteva, Cesar, Bezuela und Siliceo. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, Majestät, wenn Sie die Unterschrift ablehnen, so kann ich nicht länger für meine Truppen einstehen, denn immer wieder dieselben Banden zu verfolgen, die sie schon zwei-

und dreimal in ihrer Macht gehabt, nur weil die Regierung sich sträubt die Schuldigen zu bestrafen, während dadurch die Leben von so vielen unschuldigen und braven Menschen geopfert werden, geht endlich über menschliche Geduld."

Bazaine hatte das Decret auf dem Tisch ausgebreitet und der Kaiser, beide Hände aufgestützt, verfolgte es aufmerksam mit den Blicken.

"Ich fürchte, es wird uns falsch ausgelegt werden," sagte er endlich — „die Leute draußen kennen unsere mäßlichen Verhältnisse zu wenig und werden es nach ihrem Standpunkt beurtheilen."

"Aber, Majestät," rief Bazaine, „wir haben es hier nur mit den Leuten drinnen zu thun, und wie mir von Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon der ehrenvolle Auftrag geworden ist, das Land hier für Euer Majestät in Besitz zu nehmen, und die Feinde desselben zu schlagen oder zu vernichten, so muß ich dazu auch den Schutz der Gesetze haben, oder meine Pflicht hier als erfüllt betrachten, denn ein wirkliches Heer steht uns nirgends mehr gegenüber."

"Gut," sagte der Kaiser endlich — „aber Artikel 14 hier muß noch eine Aenderung erfahren — das Gesetz kann nicht in Kraft treten,

bis Juárez' Präsidentschaftstermin abgelaufen ist, was mit dem 30. November geschieht. Hier steht der 15. November als äußerster Termin — sehen wir dafür den 30. oder noch besser, den 1. December!"

„Es wäre nicht nöthig, Majestät," sagte der Marschall, „denn der Name Juárez ist doch nur noch ein Popanz, den diese Banden gebrauchen, um sich, wenn sie erwischt werden, aus gemeinen Straßenräubern in Dissidenten zu verwandeln und dadurch die Rechte der Kriegsgefangenen zu beanspruchen."

„Aber wir müssen ihnen Zeit geben, sich zu unterwerfen."

„Und was hilft das? sie laufen ja doch bei der ersten Gelegenheit wieder davon. Uebrigens thut der Artikel 14 ja auch vollkommen dem Genüge. Es werden Alle amnestirt, die, bewaffneten Banden angehörend, sich der Behörde vor dem 15. November stellen — selbstverständlich daß sie seit Publication dieses Gesetzes kein anderes Vergehen begangen haben."

„So sehen wir statt des 15. November den 1. December, denn das Decret braucht überhaupt Zeit, bis es in die entfernteren Landestheile dringt."

„Vollkommen einverstanden, Majestät,“ rief Bazaine, der nur froh war, daß er den Kaiser wenigstens so weit hatte — „daß Sie aber die Unterschrift nicht bereuen werden, mögen Sie schon daraus erschen, daß die Verdorbenheit selbst unter den höheren Klassen immer mehr überhand nimmt, so lange die bisher geübte Milde das Volk übermüthig machte. Zuerst haben Sie das Beispiel an dem jungen Lucido hier in Mexico selber — neulich wurde bei Puebla eine Räuberbande überrascht und theils erschlagen, theils gefangen genommen, unter den Räubern befanden sich aber zwei mit schwarz angestrichenen Gesichtern, und als man sie reinigte, erkannte man in ihnen zwei ganz angesehene Bürger aus Puebla, die sich in solch' bequemer Art einen kleinen Nebenverdienst gemacht. Ja noch mehr — der Sohn einer Familie in dieser Stadt, die Majestät selber mit Wohlwollen überhäuft, war bei dem Mord meiner Landsleute, die in dem Eisenbahnzug bei Soledad den Puben in die Hände fielen, mitbetheiligt, wurde aber von den wackeren Belgiern gefangen genommen und — nach vollem Recht an Ort und Stelle mit den Uebrigen gehangen.“

„Welcher Familie?“ rief der Kaiser rasch.

„Der Familie Almeja,“ sagte Bazaine — „Silvestre Almeja war der Name des Verblendetten, der, wie er noch vor seinem Tode trotzig gestand, den Grafen Deverreux mit eigener Hand ermordet.“

„Großer Gott!“ rief der Kaiser, „ist es denn nur möglich und denkbar? Und diese Leute nennen sich auch Menschen?“

„Der arme Vater!“ rief Ramirez aus — „ob er wohl schon davon Kunde hat?“

Bazaine zuckte die Achseln, „ich glaube kaum, denn ich habe erst heute Morgen die Nachricht bekommen. Die Familie Koneiro weiß aber, daß ihr Schwiegersohn ermordet ist.“

„Silvestre Almeja war aber kein Räuber,“ rief Ramirez erschüttert, „und wenn er den jungen Grafen erschlug, geschah es aus Eifersucht. Er hatte sich vorher um Koneiro's Tochter beworben und Graf Deverreux nahm ihm die Braut weg.“

„Er scheint dann das Nützliche mit dem Unangenehmen verbunden zu haben,“ sagte Bazaine kalt, „denn die silberbeschlagenen Revolver des Grafen wurden bei ihm gefunden, wie mir denn auch berichtet ist, daß Keiner der Ermordeten auch nur noch eine Kupfermünze in den Taschen gehabt habe. Was that denn jener Lucido? —

um dem Raub einen Anschein von Patriotismus zu geben, erschossen sie zuerst die französischen Officiere, und dann plünderten sie die Postkutsche."

"Nein — nein, das geht nicht länger!" rief der Kaiser — "Sie haben Recht, Herr Marschall — diesem Unwesen gegenüber müssen wir einmal Ernst zeigen, oder unsere guten Unterthanen könnten uns mit Recht den Vorwurf machen, daß wir ihre Sicherheit vernachlässigt haben, nur um das Raubgesindel zu schonen."

Er ging zu einem Seitentisch, auf dem ein Schreibzeug stand — noch zögerte er einen Moment — im Entschluß selbst war er schwankend geworden, dann aber setzte er mit sicheren Zügen seinen Namen unter die Schrift, faltete sie zusammen und reichte sie rasch dem Marschall, als ob ihn das Papier drücke und er es von sich schieben wolle.

"Ich danke Ihnen aufrichtig, Majestät," sagte Bazaine, "und zwar in Ihrem eigenen Interesse, denn Sie sollen sehen, wie rasch sich die Banden auflösen und von der Amnestie Gebrauch machen werden, sobald es nur erst einmal im Land bekannt wird."

"Aber es tritt vor dem 1. December nicht

in Kraft," sagte der Kaiser bestimmt. „Ich will, daß dem Volk Gelegenheit geboten werde, auch die Milde des Gesetzes anzurufen.“

„Das ist ja schon in dem Gesetz selber ausgesprochen, Majestät, aber nur bekannt muß es werden, daß mit dem Aufhören von Juárez' Präsidentschaft keine weitere Entschuldigung für diese Banden bleibt, und dann dürfen Sie sich auch eines segensreichen Erfolges versichert halten.“

Der Kaiser strich sich mit der Hand über die Stirne und athmete tief auf.

„Es war ein so schöner Tag gewesen," sagte er halblaut vor sich hin — „doch jetzt Nichts mehr von Geschäften, Herr Marschall, wie? —“

„Gewiß nicht, Majestät," erwiderte Bazaine.

„Ich liebe es überhaupt nicht," setzte der Kaiser hinzu, „hier oben auf meinem „Bergschloß" damit bedrängt zu werden. Rein „Marterkasten" ist der palacio in der Stadt, denn wenn ich ihn betrete, geschieht es mit dem Bewußtsein und der Gewißheit, gequält zu werden. Hier dagegen möchte ich gern frische Luft athmen und beitere Menschen um mich sehen, möchte selber beiter sein, und das kann ich nicht, wenn ich ewig an den Krebschäden des Landes arbeiten

und — doctern soll — Vamonoz Señores, die Damen erwarten uns draußen, und wir dürfen sie nicht zu lange allein lassen."

Die Kaiserin hatte sich indessen draußen im Garten mit dem Obrist Lopez unterhalten, der ihr von seinem Leben und überhaupt dem Treiben der früheren Kriege und Revolutionen erzählen mußte und dann nur hinzufügte, wie glücklich er sich jetzt und in der Gnade seines Kaisers fühle.

"O Señor," lächelte die Kaiserin dabei, "wir sind ja jetzt auch eigentlich halbe Verwandte, denn ich weiß, was ein compadre hier in Mexico bedeutet."

"Majestät sind so gnädig," sagte der Obrist, "und ich hoffe nur, daß mein Sohn einst sich der hohen, ihm heute widerfahrenen Ehre würdig zeigen und sein Blut so freudig für seinen erhabenen Monarchen vergießen wird, wie es sein Vater zu thun bereit ist."

"Ich hoffe nicht, Obrist," erwiderte die Kaiserin freundlich, "daß Sie Ihr Blut für uns opfern, sondern daß Sie es für werthvollere Dienste aufsparen sollen. Wir stehen am Ende des Krieges, und was uns noch zu thun bleibt, ist mehr friedlicher Art; aber es bedarf trotzdem

treuer und guter Kräfte, besonders solcher, die es ehrlich mit ihrem Vaterland meinen, und ich weiß leider schon aus Erfahrung, Herr Obrist, daß deren nicht so viel in Mexico zu haben sind. Können Sie es deshalb dem Kaiser verdenken, daß er sich die Wenigen zu sichern sucht? — Doch ich begreife nicht, was Marschall Bazaine so Dringendes mit meinem Gemahl zu besprechen hat. Sie scheinen da drinnen im eifrigen Gespräch begriffen zu sein.“

„Schwerlich etwas Gutes,“ sagte finster der Obrist, der, wie alle Mexicaner, die Franzosen nicht leiden konnte — „wie glücklich wollte ich uns preisen, wenn wir die — Herren nur erst einmal wieder los wären!“

„Und doch haben sie das Land erobern müssen,“ meinte Charlotte, die selber für die französischen Truppen viel mehr Sympathien hatte, als der Kaiser.

„Weil wir ihnen beistanden, konnten sie es,“ nickte Pepe, mit dem eigenthümlichen Stolz der ganzen mexicanischen Race, „glauben Sie mir, Majestät, Mexicaner können nur durch Mexicaner besiegt werden.“

Die Kaiserin lächelte, denn der Gegenbeweis war schon verschiedene Male geliefert worden,

aber sie mochte den Obrist auch nicht kränken und erwiderte Nichts darauf. In diesem Augenblick trat auch der Kaiser wieder, von Bazaine und Ramirez gefolgt, in den Garten — aber sein Antlitz hatte den glücklichen und zufriedenen Ausdruck von vorhin verloren. Er sah finster und in sich gekehrt aus, und das Lächeln war aus seinen Zügen gewichen. Er schritt auch zu einem entfernteren Theile der Mauer, auf die er sich mit dem rechten Ellbogen stützte und brütend nach den beiden, jetzt im Abendroth glühenden Vulkanen hinüberschaute.

Bazaine hatte sich der Kaiserin vorgestellt; diese unterhielt sich freundlich mit ihm und erkundigte sich nach seiner jungen Frau, über die der Marschall dann allerdings bald alles Andere vergaß.

Popez hatte sich dem Kaiser zugewandt, der aber auf Nichts, was um ihn her vorging, achtete und nur still nachgrübelnd in das Leere schaute.

Zu Bazaine war auch jetzt der alte Vidaurri getreten, und die Kaiserin, die schon lange gewünscht mit ihrem Gemahl zu sprechen, zog sich von den Herren zurück und ging zu ihm hinüber. Es mußte etwas Wichtiges vorgefallen und konnte dabei nicht gerade angenehm gewesen sein.

der Kaiser hätte sich sonst nicht so zurückhaltend gezeigt. Was war es nur, und durfte sie es nicht wissen? Mit leisem Schritt näherte sie sich ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Was hast Du, Max?“ frug sie schüchtern.

Der Kaiser schrak, wie aus tiefem Nachdenken, empor, und ob es ihm fatal sein mochte, sich überrascht gezeigt zu haben, aber er fuhr in die Höhe und sagte viel rauher, als es sonst seine Art war:

„Laß mich, mein Kind — laß mich — ich — werde gleich wieder hinüber zur Gesellschaft kommen.“

Die Kaiserin trat scheu zurück, und als sie das Antlitz wandte, sah sie unfern davon Obrist Lopez stehen, der mit finster zusammengezogenen Brauen die Scene beobachtet hatte. Ob sie nun fürchten mochte, daß sich der Obrist jetzt gerade an den Kaiser wenden wolle, der augenscheinlich allein zu sein wünschte, aber sie winkte ihm zurückzutreten, und als er sich ihr anschloß, sagte sie leise:

„Lassen Sie den Kaiser jetzt — er hat jedenfalls eine unangenehme Nachricht erhalten und wünscht einen Augenblick allein zu sein — und Sie haben außerdem die Damen so ganz ver-

nachlässigt, Obrist Lopez. Hat sich meine kleine Ricarda wieder erholt?"

„Vollkommen, Majestät," erwiderte der Obrist — „bei so jungen Damen geht eine solche augenblickliche Schwäche rasch vorüber. Sie können von hier aus ihr heiteres Lachen hören."

Das Antlitz der Kaiserin, das bis dahin ebenfalls in ernste Falten gezogen war, klärte sich auf; ein wehmüthiges Lächeln zog darüber hin, und sie sagte seufzend: „Glückliche Jugend! wie rasch die Sorgen an solch einer heitern Stirn dahingleiten — aber Ricarda soll uns ein wenig musiciren. Sie ist Meisterin auf dem Instrument."

Die Kaiserin that das absichtlich, denn sie wußte, wie sehr der Kaiser Musik liebe, und hoffte ihn durch melodische Weisen wieder in ihren Kreis hineinzuziehen; aber Maximilian hielt sich entfernt, und als er sich wieder dem Garten zuwandte und dort auf den ebenfalls einsamen Vidaurri traf, schloß er sich ihm an und ging oben an der Mauer eine lange Zeit mit ihm und in ernstem Gespräch auf und ab.

So verfloß der Abend, und die Kaiserin, die jetzt wohl fühlte, daß ihr Gatte gern allein sein wollte, zog sich zurück — — das Zeichen für die Damen, daß die Gesellschaft aufgehoben sei.

Ramirez war der Letzte, der sich von dem Kaiser verabschiedete — da legte ihm Maximilian die Hand auf die Schulter und sagte mit halblauter Stimme:

„Habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt, Ramirez? — ich wußte es, daß er mir den Abend verderben würde.“

„Aber ich glaube selber, Majestät, daß er diesmal Recht hat.“

„Gott gebe es, alter Freund,“ erwiderte der Kaiser, drehte sich ab und schritt langsam in das Schloß zurück.

Die Damen hatten in der Garderobe noch ein wenig gezögert, bis sie alle mit ihren Toiletten fertig waren, und Ricarda, welche die ihrige früher beendete, stand draußen an der Thür, die Señorita Rodriguez erwartend, als der Kaiser vorüberkam. Sie verbeugte sich tief, Maximilian aber, freundlich ihren Gruß erwidern, sagte lächelnd:

„Nun wie ist es, Señorita? soll ich es Sie wissen lassen, wenn ich wieder Nachricht von Cuernavaca bekomme?“

„Oh, Majestät,“ sagte Ricarda, und es war gut, daß die Dunkelheit ihr Erröthen verbarg, denn sie war bei den Worten blutroth geworden

„mein Onkel würde Ihnen gewiß so dankbar sein.“

„Und die Richte nicht?“

„Wir nehmen innigen Antheil an dem Verwundeten.“

„Schön — ich werde es nicht vergessen — buenas noches, Señorita!“

Obrist Lopez schritt mit Uraga die breite Treppe hinab, die in den Schloßhof führte, wo ihre Pferde sie vor der Wache dort erwarteten.

„Merkwürdig,“ sagte Lopez, aber mehr seinen eigenen Gedanken Worte gebend, als zu seinem Begleiter sprechend — „merkwürdig, wie gut der Kaiser gegen Alle sein kann, und wie rauh er manchmal die edelste Frau im ganzen Land — die Kaiserin behandelt.“

„Rauh?“ fragte Uraga erstaunt — „ich habe das noch nie bemerkt.“

„Rauh bis zum äußersten,“ rief Lopez heftig aus, „und oft habe ich es schon gesehen — aber sie trägt es mit einer Engesgeduld, und wenn diese Frau nicht Liebe und Verehrung verdient, welche dann?“

„Sie sind ja ganz begeistert, Obrist Lopez,“ lächelte der alte Uraga, „aber,“ setzte er ernster

hinzü, „rechnen Sie das unserem Kaiser nicht an, denn wenn ein Mensch auf der weiten Welt Sorgen und den Kopf voll Gedanken hat, so ist er es!“

„Und weshalb?“ rief Lopez — „geht ihm nicht Alles nach Wunsch? laufen nicht von allen Seiten Siegesnachrichten, Ergebenheitsadressen ein? Er hat jetzt das ganze weite Land in Besitz und keinen Gegner mehr, der es ihm streitig machen könnte — was will er mehr?“

„Die Jugend,“ sagte Uraga ruhig, „hat den Vortheil, daß sie nur Alles von der rosigen Seite sieht, und daher stammt ihr fröhliches Vertrauen auf die Zukunft; — im Alter aber lernen wir klarer sehen.“

„Aber der Kaiser ist ja auch noch jung?“ sagte Lopez.

„An Jahren, ja,“ nickte Uraga, „aber an Erfahrung altert er hier in einem Jahre zehn, und — glauben Sie mir, Obrist Lopez, wir gehen noch einer schweren Zeit entgegen.“

„Sie sehen Gefahren, General, wo keine sind.“

„Veremos amigo,“ sagte der alte Mann ruhig, „aber da sind unsere Pferde und wir haben einen dunkeln Ritt vor uns — auch nicht

die Spur von Mondschein auf dem Weg. Doch was thut's, wir können nur die Thiere austraben lassen, und die finden dann schon von selber ihren Stall. Vamonos."

6.

Puebla.

Puebla de los Angeles — die Stadt der Engel, wie sie vor alten Zeiten genannt wurde, verdiente damals auch wohl den Namen ihrer Lage nach, denn etwas Reizenderes als die Aussicht rings umher und zugleich Großartigeres kann man sich kaum denken — ja sie wird in dieser Hinsicht wohl nur von der Hauptstadt selber übertroffen. — Aber was hat diese eine Stadt der Engel dafür in den letzten Jahrzehnten gelitten — wie oft ist sie belagert und erobert worden, wie oft, von Landeskindern wie Fremden, beschossen und verwüstet, und trotz alledem ist sie noch immer eine der schönsten Städte des schönen Landes.

Man könnte freilich, wie Brooklyn bei New-

port die Stadt der Kirchen heißt, Puebla mit eben dem Recht die Stadt der Klöster nennen, denn weit mehr als ein Drittheil des Weichbildes umfassen dieselben; aber wohin ist die alte Pracht, mit der diese ausgestattet waren, wohin der geheimnißvolle Zauber, der sie früher in den Augen bigotter Laien umgab? Nicht allein amerikanische und französische Kanonen haben ihre Mauern gebrochen und ihre Wände zertrümmert, sondern vernichtender noch als diese wirkte das Gesetz des früheren Präsidenten Juarez, der die Mönche austrieb und die Liegenschaften für Staatseigenthum erklärte.

Jetzt liegen sie verödet und leer, und da und dort, von der Straße, wo eine der massiven Wände eingeschossen worden und das Innere bloßgelegt hatte, kann man die Pracht an herrlichen Säulen und vergoldeten Wänden erkennen, die dort früher unter den frommen Dienern der Kirche geherrscht und aus der sie jetzt für immer und alle Zeit vertrieben waren.

Im Innern merkte man indeß die Zerstörung der arg heimgesuchten Stadt noch nicht so sehr, als in den Vorstädten, denn halbe Straßen lagen dort in Trümmern, und Büsche wuchsen schon wieder aus dem Schutt der Zimmer heraus,

in denen früher glückliche und harmlose Menschen hausten, bis sie die Kanonen der Feinde unter ihren eigenen Mauern begruben oder obdachlos hinaus in die Weite jagten. Und wo sich früher kleine Gärten an die Wohnungen geschiebt und prächtige Blüthen ihre duftenden Kelche gehoben, da lag jetzt zwischen Schutt und Verwüstung das Ras, das man aus der Stadt hinausgeschafft, und magere Hunde bissen sich um den elken Fraß.

Aber Etwas muß man dem mexicanischen Volk lassen — es hat eine Lebenskraft, die an das Unglaubliche grenzt, und viel mag die Gewohnheit dazu beitragen, Leben und Eigenthum auch kein Jahr lang hintereinander gesichert zu wissen. Das Thatsächliche ließ sich freilich nicht ableugnen — die Ebene hier oben, die Cortez von Hunderttausenden glücklicher und zufriedener Menschen bewohnt gefunden, wo der Acker- und Gartenbau blühte, auch die zahlreichen Heerden ihr Futter fanden, und Dorf an Dorf, Stadt an Stadt sich reihte, ist im Verhältniß zu jener Zeit eine Wüste geworden — und wahrlich kein Wunder. Gerade hier in der Nachbarschaft bei Cholula war es, wo sich Cortez mit seiner ge-
 ranzten und mit Feuerwaffen versehenen Räu-

verbände zwischen die nackten Eingeborenen warf, und nicht allein Tausende von ihnen hinschlachtete, sondern auch noch nach der Mezelei von seinen Pfaffen ein *Te Deum laudamus* anstimmen ließ. — Was aber damals nicht vernichtet wurde, siedete später unter dem verderblichen Einfluß der Spanier dahin, rieb sich in ewigen Bürgerkriegen auf und erlag endlich auch noch zum Ueberfluß fremden Einflüssen. Auf hundert, die da früher glücklich lebten, kommt jetzt kaum noch ein einziger Indianer, der halb in Elend und unterdrückt sein Leben fristet und von einer Zukunft träumt, in welcher Quezlatoff, der gute Gott, wieder zu ihnen zurückkehren und sie befreien soll.

Und sind sie wenigstens jetzt Christen geworden? — Unter den Altären des neuen blutigen Gottes vergraben sie insgeheim ihre alten kleinen Götzenbilder, und wenn sie sich an den, ihnen als heilig bezeichneten Stellen zum Gebet niederwerfen müssen, sind es nur die alten Götter, die sie anrufen und zu denen sie flehen. — Das ist der Segen des Christenthums, der ihnen wurde, und ihren jetzigen Pfaffen verdanken sie weiter Nichts, als daß diese das Land ewig und unablässig zu neuen Revolutionen an-

reizen und treiben, und des Blutvergießens dort kein Ende ist.

Und trotzdem herrschte in der inneren Stadt reges buntes Leben, und das Volk tummelte sich vergnügt und heiter auf dem Platz oder in den Nebenstraßen umher. — Verkäufer saßen überall unter den Colonnaden des prächtigen Hauptplatzes und thaten gar nicht so, als ob sich ihre Stadt in feindlicher Gewalt befände, und Franzosen nicht allein die Hauptwache und die Thore besetzt hielten, nein auch oben in den beiden Forts die Kanonen auf sie gerichtet ließen, um im Fall eines Aufstandes noch einmal den schon halb in Trümmern liegenden Platz mit ihren Granaten und Kugeln zu überschütten. Dazwischen aber schlenderten französische Officiere, mit den Señoritas kolettirend, die ihnen aber scheu und oft mit einem verächtlichen Zug um die Lippen auswichen, überall umher. Sie fühlten sich ja im Schutze ihrer Bajonnette sicher, und die „große Nation“ ist überall zu Hause, wo sie im Ansturm eben einmal ein neues Land genommen hat. Wissen die Soldaten ja doch auch wohl gut genug, daß sie ihre kurze Zeit benützen müssen, denn lange währt bei ihnen nie die Freude,

und was sie auch erobern — sie können es nur selten behaupten.

Das müßige Volk — die Leperos, wie sie sich in allen größeren Städten herumtreiben, befand sich übrigens auf den Füßen, denn es gab wieder Etwas zu sehen. Eine französische Patrouille war einer kleinen Guerilla-Bande habhaft geworden, die zwischen Orizaba und Puebla ihr Wesen getrieben, und außerdem hatte man ihren Spion, einen Burschen Namens Perez, aufgegriffen, der hier von Puebla aus der Bande Kunde gegeben, wann sie einen guten Fang erwarten durfte. Das Gerücht ging, daß der Verbrecher heute erschossen werden sollte, und das verrichteten die Franzosen dann auch stets in der Stadt selber auf einem kleinen Seitenplatze, auf dem sich außerdem ein Zweigmarkt befand. Es wäre zu weitläufig gewesen, der ewigen Executionen wegen immer vor die ziemlich ausgebehnte Stadt zu laufen. An einer alten Mauer wurde der Verurtheilte aufgestellt, und fünf Kugeln beseitigten ihn dann rasch, wonach er auf einem Karren hinausgefahren und eingeschart wurde. Was sollte man mit dem Gesindel Umstände machen, und außerdem hatte man ja auch wirklichen Padrones schon seit längerer Zeit selbst

die Möglichkeit der „Gnade“ abgeschnitten. Gefangen, gehangen oder der Kürze wegen erschossen, war der gewöhnliche Urtheilspruch der jetzigen Herren des Landes, und in sehr vielen Fällen befanden sie sich dabei auch in ihrem vollen Rechte.

Heute nun wieder marschirte eine Abtheilung von vierzig Mann, aber alle mit geladenen Gewehren, da man sich dem Volk gegenüber doch nie sicher fühlte, nach dem Hauptgefängniß mit riesigen Mauern, in welchem gewöhnlich immer einige zwanzig Gefangene zusammensaßen und dann nach und nach, wie man sie zum Verhör führen wollte, herausgeholt wurden. Die Thür öffnete sich — die Soldaten standen mit aufgesteckten Bajonnetten, um einen doch möglichen Ausbruch zu verhindern, und der commandirende Officier rief hinein:

„Wer von Euch heißt Ignacio Perez?“

Niemand antwortete.

„Perez! habt Ihr es nicht gehört? Wer von Euch heißt so?“

„Ich heiße Perez,“ sagte ein armer Teufel in einer zerrissenen Serape, der hinten in der Ecke auf der Erde gelegen hatte.

„Komm mit, mein Bursch.“

Die Thür schließt sich wieder — der Gefängnißwärter bindet, auf Befehl des Officiers, dem Unglücklichen die Hände auf den Rücken, und die Truppe marschirt mit ihm ab, gerade dem kleinen Plage zu. Der Bursch hatte bis dahin auch noch immer geglaubt, daß man ihn nur zum Verhör führen wollte, wie aber die Soldaten den gefürchteten Platz, den er recht gut kannte, erreichten, rief er in Todesangst aus:

„Pero, Señores — Sie wollen mich doch nicht todt-schießen? Ich bin ja ganz unschuldig und habe wahrhaftig das Huhn nicht gestohlen. Ich kann es ja auch beweisen, und mein Bruder wird heute Morgen in die Stadt kommen — ich war ja gar nicht in Puebla, wie es gestohlen wurde.“

Er bekam von Niemandem eine Antwort — die Leute hatten schon eine Art Fertigkeit darin erlangt. Wie er sich in aller Verzweiflung zur Wehre setzen wollte, faßten ihn viere und trugen ihn zu einem der Ringe, die in der Mauer befestigt waren, um die Pferde der Marktleute daran anzuhängen. Dann band man ihn fest.

Das Volk wurde unruhig und fing an sich zusammen zu rotten, aber die Straße herab kam französische Cavallerie, einen lustigen Marsch blasend. Die Gewehre knallten dazwischen —

die Kugeln schlugen durch den Körper des Unglücklichen, gegen die Mauer an. — Ein mexicanischer Karrenführer stand schon bereit, der die Leiche aufhub und fortfuhr, und die ganze Truppe marschirte dann mit klingendem Spiel nach dem großen Plaze zurück. — Was war auch weiter geschehen, als ein doch werthloses Leben ausgestrichen und vernichtet.

Der Compagnie entgegen sprengte ein höherer Officier, zügelte neben dem Hauptmann, der dieselbe commandirte, sein Pferd ein und rief, aber mit unterdrückter Stimme:

„Sapristi, de Valle, was haben Sie gemacht? Sie haben eben einen falschen Mann erschossen!“

„Caramba,“ rief Capitän de Valle aus — „aber das ist nicht möglich. Ich habe selber seinen Namen aufgerufen und er hat sich gemeldet.“

„Ja, allerdings — er heißt auch Perez, aber nicht Ignacio, sondern Juan — und ist nur auf Verdacht eines kleinen, unbedeutenden Diebstahls hier eingebracht. Der wirkliche Ignacio Perez saß gar nicht in jenem Kloster, sondern oben in San Porreto, und ist eben erst in die Stadt escortirt.“

„Diable!“ fluchte der Hauptmann, „das ist

fatal — aber was machen wir jetzt — sollen wir den andern laufen lassen?“

„Das geht nicht,“ erwiderte sein Vorgesetzter, „der Befehl ist vom Obercommando da, ihn zu erschießen, also holen Sie ihn lieber gleich.“

„Das Volk rottete sich aber schon jetzt zusammen, wir bekommen am Ende Skandal, und es wird nachher nachgefragt, wer bei der ersten Execution erschossen sei.“

„S hm, das ist wahr — gut, so lassen Sie es mit der zweiten bis heute Abend — es ist überdies möglich, daß noch einige Andere dazu kommen. Aber nehmen Sie sich das nächste Mal in Acht, de Balle. Ignacio Perez heißt der Bursch.“ Damit warf er sein Pferd herum und sprengte wieder einem andern Theil der Stadt zu.

Auf dem Plage stand eine Gruppe von jungen Mädchen und Frauen beisammen und unterhielten sich leise und geschäftig mit einander. — Es waren reizende, schlanke, jugendliche Gestalten, die broncefarbenen Körper kaum verhüllt, und lebendig und beweglich dabei in allen ihren Geberden.

Was braucht auch ein mexicanisches Mädchen viel zu ihrer Garderobe, um sich von Kopf zu Fuß zu kleiden: einen Kamm, um ihr volles,

lockiges Haar zusammen zu halten, ein weißes Hemd und einen bunten Unterrock, ein Paar leichte Schuhe und einen schmalen aber langen Rebozo, um den Oberkörper darin einzuhüllen, und die Toilette ist vollkommen fertig. Und wie geschickt und kokett wissen sie den letzteren um Schultern und Kopf zu schlagen, und wie blitzen dabei die Augen und lächeln die Lippen!

„Habt Ihr's schon gehört?“ sagte die Eine, ein bildhübsches Ding von kaum siebzehn Jahren — „die Mutter hat's eben bei uns zu Hause erzählt, daß sie den Porfeirio Diaz heute aus dem Fort herunter in die Stadt schaffen? Der Kaiser will es nicht länger leiden, daß ihn die Franzosen da oben schlecht behandeln.“

„Und was nützt es ihm,“ sagte Eine der Anderen — „wenn sie ihn in das alte Kloster stecken, wo sie jeden Tag die unglücklichen Menschen heraus schleppen und drüben an der Mauer todt-schießen? Vor einer halben Stunde erst haben sie den Juan Perez erschossen, einen so braven Burschen wie ihn nur die Erde trägt, der seine arme alte kranke Mutter jetzt gepflegt hat, jahrelang, und nur in die Stadt gekommen war, um Medicin für sie zu holen. O, das Elend! das Elend!“

„Und daß es die Männer nur leiden!“ fügte eine Dritte hinzu, „ist es denn nicht bald genug, um selbst uns Frauen rasend zu machen?“

„Aber was können wir thun?“ sagte die Erste wieder — „Sie kommen zu Tausenden mit Kanonen und Gewehren, und sind geübt auf den Krieg wie wir. Konnten wir denn nur Puebla gegen sie halten?“

„Weil sie das alte Weib, den Gonzales Ortega, hier zum General hatten,“ rief das junge Ding wieder heftig aus — „verstehe ich denn nicht mehr von der Belagerung einer Stadt wie die Memmen — und jetzt, sagen sie, will er Präsident werden an Juárez' Stelle — ich bin nur ein schwaches Mädchen, aber kommt er je wieder nach Puebla, so reißen wir Frauen ihn in Stücke und werfen ihn den Hunden vor.“

„Er hat sich ja auch den Franzosen angeboten,“ sagte die Erste wieder — „aber die wollten Nichts mit ihm zu thun haben.“

„Natürlich,“ lachte eine Andere verächtlich — „der wäre mir um einen Glaco zu theuer gekauft gewesen, der Schuft — und wie hat er hier bei uns gewirthschaftet, und wie hat er Schläge gekriegt, wo er sich nur immer blicken ließ! Das ein General — pfui über den Schurken!“

„Und jetzt ist er Gesandter oben bei den Nordamerikanern, und uns haben sie das freche französische Gefindel hergeschickt.“

„Aber doch immer lieber die Fremden,“ sagte eine junge Frau, „als Ortega zurück, der uns die Männer von der Straße wegfangen ließ und sie in eine Uniform steckte.“

„Aber es war doch wenigstens ein Mexicaner,“ sprach die Erste wieder.

„Ein Hund war es,“ rief die junge Frau, „aber kein Mexicaner, der die Glocken von der Kathedrale läuten ließ und als die Leute aus den Häusern stürzten, weil sie glaubten, daß ein Unglück geschehen sei, die Straßen abspernte und die armen unglücklichen Menschen einsing, damit sie für ihn todtgeschossen wurden. Meinen armen Mann traf an dem nämlichen Abend eine Kugel, und über die Schwelle, die er Morgens noch frisch und gesund übersprungen, trugen sie mir ihn Abends wieder als Leiche zurück.“

„Wer kommt da wieder die Straße herunter?“ rief ein junges Mädchen und deutete nach Norden hinüber in die nächste, von der Plaza abführende Straße hinein.

„Was wird's sein,“ sagte finster die Frau —

„Soldaten, weiter Nichts, die ja den ganzen Tag herüber und hinüber marschiren.“

„Aber das da drüben ist noch etwas Besonderes. Siehst Du nicht die vielen Menschen, die hinterher ziehen und von den Franzosen zurückgetrieben werden? Was mögen sie da nur haben?“

Die jungen Frauen und Mädchen wandten sich der Richtung zu, und sahen bald, daß es hier allerdings etwas Ungewöhnliches geben mußte. Wohl marschirte eine geschlossene Colonne französischer Soldaten die Straße herauf, aber vorher schritten, nicht im Marsch, sondern willkürlich zerstreut, etwa sieben oder acht französische Officiere und zwischen ihnen ein Officier der Liberalen, aber ohne Abzeichen oder Waffen — jedenfalls ein Gefangener, der aber trotzdem auf das achtungsvollste von den Franzosen behandelt wurde. Sein Name blieb auch kein Geheimniß, denn von Mund zu Mund pflanzte er sich fort: Porfeirio Diaz! und mit staunender Neugierde betrachtete ihn das Volk.

Es gab auch vielleicht keinen Mann in ganz Mexico, der einen besseren und unbescholteneren Namen hatte als gerade dieser General, und

wie tapfer er sich dabei in Oajaca benommen, wo er zuletzt nur der Uebermacht wich und sich selber gefangen gab, weil er nicht wollte, daß die Stadt durch einen nutzlosen und zuletzt doch vergeblichen Widerstand zerstört würde, wußte man überdies schon gut genug. Aber Puebla konnte keine besondere Sympathie für die Liberalen haben, da in der letzten Zeit dort der schlechteste und erbärmlichste General den Oberbefehl führte, den Mexico vielleicht aufzuweisen hatte: Gonzales Ortega. Dadurch war das Vertrauen zu Juarez' Regierung vollständig geschwunden, und wenn man auch die Franzosen, wie in allen übrigen Städten des Kaiserreichs, gründlich haßte, so versprach man sich doch keine Besserung von einem Wechsel nach liberaler Richtung hin, und dachte auch deshalb für jetzt an keine neue Revolution.

Aber für den General Diaz interessirten sich die Leute trotzdem. Man wußte, daß er ein ehrlicher, braver Mann sei und seine Soldaten gut behandle, was in den damaligen ewigen Revolutionen den Führern sehr hoch angerechnet wurde. Außerdem hatte es sich ausgesprochen, daß er von den Franzosen oben in Fort Guadalupe schlecht behandelt worden wäre, und der Kaiser

solle befohlen haben, ihn in einen besseren Gewahrsam zu bringen, und das konnte natürlich nur das Interesse für ihn steigern.

Wie der Zug aber herankam, zeigte sich trotzdem, daß sich die französischen Officiere sehr freundlich mit ihm unterhielten. Er schien weniger ein Gefangener, als ein Gesellschafter von ihnen, wie er in der Mitte die Straße dahinschritt; viele Bürger von Puebla aber, die ihn auf seinem Wege trafen, grüßten ihn achtungsvoll, und er dankte lächelnd nach allen Seiten.

Die Escorte bog in eine Seitenstraße ein, und der Menschengewarm, der sich mehr und mehr vergrößerte, folgte ihr, ohne aber die geringste Feindseligkeit zu zeigen. Was hätten die Unbewaffneten, mit der Stadt noch dazu unter den Kanonen der Forts, auch gegen die Uebermacht ausrichten wollen. Nur zu begleiten wünschten sie den General, bis endlich die Soldaten vor einem der alten Klöster, das aber unten schon in eine Kaserne umgewandelt worden, Halt machten. Dort waren einige wohnliche Räume für den Gefangenen bestimmt — wohnlich nämlich, so weit das im Bereich seiner Baulichkeiten lag. Aber der General war ja doch auch nicht verwöhnt, denn jahrelang hatte er sich draußen im Feld

herumgetrieben und machte wohl keinen Anspruch auf wirkliche Bequemlichkeiten.

In soweit nahm man aber auf ihn besondere Rücksicht, als seine Zimmer, wenn auch mit festen Gittern versehen, doch die wunderbar schöne Aussicht nach den Vulkanen zeigten. Er konnte wenigstens die freie schöne Welt sehen, wenn ihm auch nicht gestattet wurde sie zu betreten, und daß es ihm sonst an Nichts fehle, dafür sorgten schon die Bewohner der Stadt, ob sie nun der alten Republik oder dem Kaiserreich anhängen. Porfeirio Diaz war als ein braver, ehrenwerther Mann bekannt, und brave, ehrenwerthe Leute sind viel zu selten in Mexico, um ihnen nicht, wo man sie wirklich traf, eine Freundlichkeit zu erweisen. Die Bürger von Puebla ließen es sich deshalb nicht nehmen, ihm, so weit es anging, Erleichterungen seiner Haft zu schaffen, und das ausgenommen, daß er auf das strengste bewacht wurde, da man ihn mehr als Andere der liberalen Führer zu fürchten hatte, durfte er sich eigentlich über Nichts beklagen.

Das Kloster, in dem sich General Diaz befand, war an der Ostseite besonders durch die aus den Forts damals, nach der Einnahme durch die Franzosen, gefeuerten Schüsse nicht unbe-

trächtlich beschädigt worden. Die hineingeworfenen Kugeln hatten sogar die eine Kuppel zur Hälfte zerstört und ihre Trümmer in die Kirche hinabgeworfen, und der eine Theil der Außenwand war ebenfalls eingestürzt, so daß man deutlich von außen die wirklich geschmackvollen Pfeilergänge, die im Innern hinführten, erkennen konnte. Fast ganz unberührt blieben aber eines: theils die unteren Räume, und dann auch alle jene Zimmer, die in Westen und mit der Aussicht nach den Vulkanen zu lagen. Den unteren Theil hatten die Franzosen auch, wie gesagt, zu einer Art von Kaserne benützt, denn die Front beherrschte zugleich einen nicht unwichtigen Theil der Stadt. Nur die Rückseite des Gebäudes schien nicht benützt zu werden — wozu auch? Räumlichkeiten gab es genug in Puebla. Fast sämtliche Klöster standen leer und dem Gebrauch offen, und die ganze französische Armee würde in diesen zahllosen und leerstehenden Bauten ein bequemes Unterkommen gefunden haben. — Man konnte eben mit dem besten Willen nicht Alles verwenden.

Ein kleiner Theil der Klöster in Puebla hatte allerdings schon Käufer gefunden, und einige davon waren auch — trotz dem Einspruch der

Geistlichkeit — in Wohngebäude verwandelt und umgebaut worden, aber dem unaufhörlichen Wühlen und Bohren des Klerus gelang es doch, die meisten Kauflustigen fern zu halten, denn was sie an Schreckbildern, besonders vor den Augen der Frauen, heraufbeschwören konnten, thaten sie gewiß. Es gab ja gar keine Strafen, weder im Himmel noch in der Hölle, die denen nicht angedroht wurden, die sich an „Kircheneigenthum“ vergrieffen. Die Capitalisten zögerten deshalb immer noch, ihr Geld an eine solche, wie sie glaubten, ungewisse und gefährliche Speculation zu wagen, und man ließ deshalb die werthvollsten Baustellen unbenützt liegen.

So kam es denn, daß die ganze Reihe von Gemächern, von denen Porfeirio Diaz zwei angewiesen bekommen hatte, jetzt leer und unbe- wohnt lag, aber eine Flucht von dort heraus war bei den mächtigen Wänden und festen, noch dazu mit Vorlegeschlössern versehenen Thüren trotzdem nicht möglich. Außerdem gab es nur zwei, aber ebenfalls zusammenlaufende Ausgänge, der eine nach der Azotea des Klosters hinauf, der andere durch den langen Gang, an der Azotea- thür vorüber, und dort stand ein Doppelposten, der alle Stunden abgelöst und revivirt wurde.

Porfeirio Diaz befand sich allerdings in dem Gewahrsam der Stadt, aber Marschall Bazaine schien den Bewohnern von Puebla doch nicht so weit getraut zu haben, ihnen auch die äußere Bewachung des jedenfalls gefährlichen Gegners zu überlassen, und glaubte sich auf diese Art am besten gegen jeden doch möglichen Fluchtversuch sicher zu stellen.

So vergingen acht volle Tage, ohne daß sich in der Lage nur das Geringste geändert hätte. Porfeirio Diaz wurde allerdings von denen, die er am meisten haßte — von den französischen Eindringlingen, nicht mehr belästigt, denn er verkehrte nur mit der Stadt untergeordneten Beamten und bekam auch von diesen seinen Unterhalt, wie Wein und Früchte genügend von den Bürgern zugesandt, aber er hörte doch das Ausstoßen französischer Gewehrkolben auf dem Steinboden der Gänge, und sah keine Möglichkeit, sich seiner Haft nach irgend welcher Seite durch die Flucht zu entziehen.

Der Abend des achten Tages dämmerte — General Diaz stand, die Stirn gegen das eiserne Gitter seines Fensters gepreßt, und schaute still und schweigend hinaus, bis sich tiefe und heute fast vollkommene Dunkelheit auf die Erde legte.

Auf seinem Tisch brannte eine kleine Lampe, und der Schließer hatte ihm kurz vorher sein Abendessen daneben gesetzt, ohne daß er bis jetzt noch Lust verspürte es zu benützen. Sein Blick hing an den düsteren Wolkenschleiern, die über den Himmel hinüber jagten und nur dann und wann einmal einen helleren Streifen lichten Firmaments zeigten. Das Wetter hatte auch schon den ganzen Abend gebrocht — jetzt aber brach es plötzlich los. Die Schleusen öffneten sich — Blitze zuckten, der Donner rollte, und wie eine Sündfluth kam der Regen prasselnd auf die unter ihm liegende stille und menschenleere Straße nieder. Diaz achtete es nicht, und ganz in seine trüben Gedanken vertieft, lehnte er still am Gitter und seufzte nur tief auf, als einzelne der schweren Tropfen, von dem Wind gejagt, auf sein Haupt trafen — es waren ja Boten der Freiheit und er — er Nichts als ein Gefangener, machtlos in der Hand der Feinde, während sein Vaterland unter ihren Streichen blutete.

„Porfeirio Diaz,“ sagte da eine tiefe, aber doch vorsichtig gedämpfte Stimme, und wie von einer Natter gestochen zuckte er zusammen, denn das war nicht der Ton, nicht die Anrede seines Wärters. Aber unwillkürlich auch fuhr er herum

und erkannte jetzt, unmittelbar neben dem Tisch und der darauf stehenden Lampe, die Gestalt eines Mönchs, die in der langen Kutte, die Kapuze halb über das Antlitz gezogen, regungslos inmitten der Stube stand und die Wirkung zu beobachten schien, die sein Erscheinen auf den Gefangenen machte.

General Diaz gehörte vielleicht zu den aufgeklärtesten Mexicanern; er war nichts weniger als abergläubisch und kannte keine persönliche Furcht, und doch konnte er sich im ersten Moment eines leisen Schauers nicht erwehren, als er sich hier, in der alten, öden Klosterzelle, so plötzlich und ohne Vorbereitung der Gestalt des Mönchs gegenüber sah. — Er hatte keinen Schritt, kein Zurückschieben eines Riegels oder einer Thür gehört, die doch sonst immer Lärm genug machte, und wie aus dem Boden gewachsen stand die Gestalt vor ihm, in ihrer Regungslosigkeit selbst mehr einer Erscheinung als einem menschlichen Wesen gleichend. — Und war es ein Gespenst? — „Thorheit,“ rief es in ihm — nur ein Gedanke war es, der ihm durch das Gehirn zuckte, aber auch so flüchtig wieder verschwand, als er entstanden. Im nächsten Augenblick schon

schlug er die Arme über der Brust zusammen, und mit vollkommen ruhiger Stimme sagte er:

„Quien vive? Ich sehe die Form, aber ich kann das Gesicht nicht erkennen.“

Der Mönch hob warnend den Arm.

„Nicht so laut, General,“ sagte er dabei — „Ihre Wärter draußen brauchen nicht zu wissen, daß Sie Besuch haben.“

„Nicht zu wissen, daß ich Besuch habe?“ wiederholte Diaz erstaunt, aber doch der Warnung folgend mit gedämpfter Stimme, „und auf welche Weise haben Sie denn bei mir Eintritt gefunden, frommer Pabre?“

„Lassen Sie sich das nicht kümmern, General,“ erwiderte der Mönch, indem er aber doch einen Moment aufmerksam nach der Thür hinüber horchte, denn er schien sich nicht vollkommen sicher zu fühlen — „so viel nur sei Ihnen gesagt, ich komme, wie Sie sich wohl leicht denken können, als Ihr Freund, und bin vielleicht in kurzer Zeit im Stande, Ihre Fesseln zu lösen.“

„In der That?“ rief Diaz, der die Gestalt aber noch immer mißtrauisch betrachtete — er hatte mit der Geistlichkeit nie auf einem besonders intimen Fuß gestanden, und konnte sich nicht gut denken, welches Interesse diese gerade an ihm

nehmen sollte. Doch das mußte sich ja bald aufklären, und ruhig fuhr er fort: „So dürfte ich Sie also bitten, mir mitzutheilen, was Sie auf so geheimnißvolle Weise zu mir führt und — wer Sie sind.“

„Wer ich bin, General,“ entgegnete der Mönch, ohne aber die Kapuze zu entfernen, die sein Gesicht noch vollständig im Schatten hielt, „sehen Sie an meinem Kleid — ein Diener der heiligen Kirche, ein Mitglied jener großen Bruderschaft, deren schönes Ziel es ist, die sündigen Menschen auf Erden für den Himmel vorzubereiten und ihre Bahn für Recht und Tugend zu ebnen.“

„Ein schöner Beruf in der That,“ nickte Diaz — „wenn er immer eingehalten würde und sich nur auf das beschränkte — doch was führt Sie zu mir?“

„Der Wunsch, unserem armen Vaterland zu helfen, es von seinen Feinden zu befreien und das Volk wieder — im Frieden — seinem Gott zuzuführen.“

„Und um das zu ermöglichen, suchen Sie einen Gefangenen auf?“ sagte Diaz bitter — „aber ich verstehe Sie überhaupt nicht. Droht mir Gefahr und treibt Sie Ihr Beruf, mein

Seelenheil zu retten, so beruhigen Sie sich darüber. Ich halte mich nicht für sündenfrei, aber ich glaube, ich stehe so mit meinem Gott, daß ich ihm ruhigen Herzens entgegentreten kann."

"Keiner von uns kann das sagen, Porseirio Diaz," erwiderte der Mönch, die Hand aufhebend — „nicht der Reinste — aber noch sei der Tag ferne, der Sie von dieser Erde abrufst. Nein, die heilige Jungfrau hat Sie noch zu Großem ausersehen, und sie möge meinem schwachen Worte Stärke verleihen, in Ihr Herz zu bringen und dort zu zünden."

"Sie sprechen in Räthseln, frommer Vater," sagte Diaz ruhig, „aber Ihre Worte scheinen trotzdem auf ein bestimmtes Ziel hinzudeuten."

"Das thun sie in der That."

"Dürfte ich Sie dann bitten, mir vor allen Dingen Ihr Gesicht zu zeigen," sagte da Diaz, „denn ich verkehre nicht gern mit Leuten, denen ich nicht beim Sprechen in die Augen sehen kann."

Der Mönch zögerte. — „Mein Auftrag," sagte er endlich, „betrifft nicht mich persönlich — ich spreche nicht für mich, sondern für einen Andern; der heutige Abend soll auch Nichts entscheiden — nur hierher gekommen bin ich, um

eine Frage an Sie zu richten, General — nur Ihre Antwort darauf zu hören. Betrachten Sie dann die Frage, als ob nicht ich — ein Mensch, dieselbe an Sie gerichtet hätte, sondern als ob Sie der Alleinseligmachenden Kirche, die ich in diesem Augenblick verrete, gegenüber ständen. Die Züge meines fremden Gesichts könnten Sie nur darin stören — es ist der Geist, der zu Ihnen spricht, nicht die Person.“

„Ich bin anderer Meinung,“ erwiderte Porfeirio Diaz ruhig — „entweder Sie verhandeln offen mit mir oder gar nicht. Ich habe Sie nicht gerufen, begreife auch nicht, was Sie von mir erfragen wollen, verweigere aber jede weitere Antwort, bis ich genau weiß, mit wem ich es zu thun habe.“

„Und wenn ich ein Gelübde abgelegt hätte, Ihnen mein Antlitz nicht zu zeigen?“

„Dann kann ich Ihnen keinen besseren Rath geben, frommer Padre, als mir, wenn die Sache wirklich so wichtig ist, einen Andern Ihrer Bruderschaft hierher zu senden, mit dem ich im Stande bin, in meiner Weise zu verkehren.“

„Es ist unfreundlich von Ihnen, General,“ sagte der Geistliche, „daß Sie mich also drängen, noch dazu, da Nichts mich hierher geführt haben

kann, als nur der Wunsch, Ihnen nützlich zu sein. Doch wenn Sie es nicht anders wollen, so will ich mich auch darin Ihrem Wunsche fügen — vielleicht haben Sie dann auch mehr Vertrauen zu mir, denn Sie kennen mich von alten Zeiten her."

Mit diesen Worten warf er seine Kapuze zurück, und als das Licht der Lampe auf seine Züge fiel, rief Porfeirio Diaz wirklich erstaunt aus:

"Padre Zaloga — das ist allerdings ein unerwartetes Begegnen, aber unerklärlich wird mir jetzt erst recht, was Sie, die rechte Hand des ehrwürdigen Erzbischofs, kann hierher zu mir, in meine Zelle geführt haben. Ich glaubte immer, ich stünde bei Monsseñor nicht besonders angeschrieben."

"Und glauben Sie, daß Haß in der Brust eines frommen Christen wohnen dürfe? Halten Sie dessen besonders unsern ehrwürdigen Erzbischof fähig?"

Porfeirio Diaz lächelte. — „Lassen Sie uns damit die Zeit nicht versäumen, würdiger Padre. — Jetzt, da ich Ihre so wohlbekannten Züge sehe, fühle ich mich auch behaglicher — die dunkle Kutte und das verhangene Gesicht kamen mir so

unheimlich vor, als ob ich mich wirklich mit einem Geist aus diesen alten Mauern unterhielte. Nun werden wir auch rasch zu einem Verständniß kommen, und sprechen Sie jetzt frei von der Leber weg. — Wir haben keine Unterbrechung zu fürchten," setzte er hinzu, als er sah, daß der Padre wieder nach der Thür hinüber horchte — „um diese Zeit besucht mich Niemand mehr, und wenn es wäre, höre ich immer vorher die Wachen anrufen, die etwa dreißig Schritt von hier entfernt zugleich den Gang und die zur Azotea führende Thür bewachen. Da, mein guter Padre Zaloga, nehmen Sie den Stuhl — es ist der einzige, über den ich verfüge, und ich werde mich indessen hier auf mein Feldbett setzen — und halt — ein Glas Wein trinken Sie doch auch? Die Luft ist kühl draußen und der feurige Xeres wird uns Beiden gut thun — glücklicherweise habe ich wenigstens zwei Gläser — ein Wein- und ein Wasserglas — hier frommer Padre — die Republik soll leben!"

„Bedingungsweise — ja," nickte der Padre, der den Trunk nicht verweigern mochte und sein Glas gegen den General hob und dann halb leerte. — „Santisima!" rief er aber, als er wieder absetzte, „den Wein haben Euch die Fran-

gosen nicht als Gefängnißkost geliefert, General. Besseren Xeres wünsche ich meiner Tage nicht zu trinken."

„Er ist von Freunden aus der Stadt, die mir wohlwollen — doch jetzt zur Sache, Padre. Wichtiges muß es sein, was Sie hergeführt, und ich bin neugierig geworden."

„Wichtiges ist es auch in der That, General," sagte der Geistliche, der plötzlich wieder ernst wurde — „wichtig genug, um selbst die Stunde der Nacht zu entschuldigen. — Doch ich brauche keine langen Umschweife zu machen. Sie selber kennen die Lage des Landes besser, als ich im Stande wäre sie Ihnen zu schildern. Sie wissen, was das Kaiserreich versprach — und was es hielt. Sie wissen aber auch, General, wie die Kirche jetzt dem Staat gegenübersteht. Das Dach selbst, das uns in diesem Augenblick Beide gegen den stuhenden Regen schützt, ist Zeuge dessen, was geschehen — was verbrochen wurde, und was nicht etwa ein fremder Eroberer, sondern schon ein Landeskind sündigte, das sich von dem heiligen Glauben losriß."

„Caramba padre mio," sagte Diaz, der erstaunt den Worten des Mönchs horchte, denn er begriff noch immer die ganze Einleitung nicht,

„das mag Alles wahr sein oder nicht, aber was habe ich jetzt damit zu thun, ich überhaupt, denn wenn ich auch frei und an der Spitze eines Heeres stände, die Geschicke des Landes zu regeln liegt ja doch nicht in meiner Macht.“

„Aber, General, Sie sollen frei werden und nicht allein an die Spitze eines Heeres, nein an die Spitze des Staates treten, wenn Sie sich der heiligen Kirche gegenüber verbindlich machen wollen, eben diesen Staat nach christlichen Normen einzurichten und dem Volk Gelegenheit zu geben, seine Herzen wieder der heiligen Mutter Gottes und ihrem Sohne zuzuwenden.“

Diaz nahm leise die Unterlippe zwischen die Zähne, denn jetzt fing er an zu begreifen, was der Mönch, und keinesfalls aus eigenem Antriebe, von ihm verlangte, aber er schwieg, denn er wünschte mehr zu erfahren, und nur erst als der Padre ebenfalls inne hielt und ihn erwartungsvoll ansah, als ob er Antwort verlange, sagte Diaz, langsam mit dem Kopf schüttelnd:

„Und ist das jetzt nicht der Fall, Padre Saloga? Ich halte es für ein Unglück, daß ein Fremder über uns regieren soll, für ein Unglück, Mexico ein Kaiserreich aufzudrängen, und habe mit allen Kräften dagegen angekämpft, aber so viel ich

weiß war es der Klerus selber, der den fremden Prinzen in das Land gerufen, und — was man auch gegen seine Regierung einwenden könnte — sein christlicher Wandel ist wohl noch von keiner Seite angefochten.“

„Die Sünde aber, die Juarez begangen,“ rief Zaloga eifrig, doch mit unterdrückter Stimme, „hat er bestätigt und den Kirchenraub noch durch Gesetze geheiligt — auch die Botschaft, die er jetzt nach Rom gesandt, soll nicht etwa dort dem heiligen Vater reuig seinen Fehler eingestehen, sondern ihm nur die Unmöglichkeit darlegen anders zu handeln, als er es gethan. Von dieser Seite ist also keine Hoffnung auf Besserung der Zustände, während wir eben so gut wissen, was wir von Juarez zu erwarten haben, sollte dieser je wieder in die Hauptstadt einziehen und den Präsidentenstuhl besteigen. — Das Volk wünscht ihn auch nicht zurück, sein Termin ist überhaupt abgelaufen, und jetzt gilt es den Mann zu wählen, der das meiste Vertrauen im Land besitzt und ihm Garantien bietet, es zum Frieden zurückzuführen.“

„Und wen halten Sie für den richtigen Mann, Padre Zaloga,“ sagte General Diaz, indem er dabei langsam sein Glas hob und den Wein in einem langen Zuge einschlürfte.

„Sie, General,“ sagte Zaloga bestimmt.

„Und unter welchen Bedingungen?“ frug Porfeirio Diaz ruhig, während aber doch ein leises, kaum bemerkbares Lächeln um seine Lippen zuckte.

„Unter keiner,“ erwiderte der Padre, „die nicht jeder Ehrenmann annehmen, unter keiner, die man nicht von jedem wirklichen Christen als selbstverständlich fordern könnte — nur unter der, daß Sie, rücksichtslos gegen Alles, was Ihnen entgegentreten sollte, die verdammlichen Decrete über die Güter der Todten Hand wieder aufheben und die Punkte erfüllen, die der heilige Vater von dem Kaiserreich als unumstößliche Bedingung verlangt hat.“

„Und die sind?“

„Die nämlichen, die der heilige Vater durch Monsenior Meglia dem Kaiserreich vorlegte,“ erwiderte Zaloga: „die katholische Religion, mit Ausschluß jeder andern — die Bischöfe in Ausübung ihres Hirtenberufes vollkommen frei, die Mönchsorden hergestellt, das Gut der Kirche unberührt, die Geistlichkeit muß den öffentlichen wie den Privatunterricht beaufsichtigen — die Bande, welche die Regierung der Kirche bis dahin auferlegt, müssen zerrissen werden.“

„Und nachgeben würde der heilige Vater in keinem Punkt?“ sagte Perseirio Diaz, ohne jetzt aber den Geistlichen anzusehen, denn er hatte sein halbgelertes Glas in der Hand und schaukelte es, daß der Wein darin im Licht funkelte.

„Wir können nicht,“ erwiderte Padre Zalog, „denn es sind die Vorschriften Gottes — aber dafür bieten wir auch dem Präsidenten, der auf dieser Basis mit uns unterhandelt, den vollen Schutz der Kirche und des Klerus, und Sie wissen recht gut, Herr General, was das in Mexico zu bedeuten hat.“

Der Padre schwieg und auch Perseirio Diaz war eine Zeit lang in seine Gedanken vertieft. Er sah dabei zweimal nach seiner Uhr, und steckte sie doch wieder, ohne gesehen zu haben welche Zeit es sei, in die Tasche. Endlich sagte er:

„Und wenn ich auf diese Bedingungen nicht eingehen könnte?“

„Ich will es nicht hoffen, General.“

„Und wenn ich darauf einginge? wie wären Sie im Stand mich zu befreien.“

„Sorgen Sie sich deshalb nicht,“ sagte der Padre rasch, „diese alten Klöster haben manche geheime Gänge und die Franzosen keine Ahnung, wie leicht wir, die wir damit von Jugend

auf vertraut sind, Zutritt zu ihnen finden können.“

„Gut, mein frommer Padre Saloga,“ erwiderte da Porfeirio Diaz mit einem leichten Lächeln um die Lippen, indem er aufstand und den Padre scharf beobachtete — „ich sehe allerdings zu meiner Verwunderung, daß wir Beide ganz einige Verbündete in der Erreichung eines bestimmten Zweckes sind — den Sturz des Kaiserreichs und die Wiederherstellung einer Republik, und nur das eine Katale bei der Sache bleibt, daß wir uns nicht über das Mein und Dein verständigen können. Sie wollen Alles wieder haben und wir Nichts herausgeben. Sie schneiden sogar jedes Verständniß, jedes Uebereinkommen gleich von vornherein ab, also wie soll das werden? eine permanente Revolution? Nein, mein lieber Padre Saloga, sagen Sie Ihrem guten Erzbischof, daß er wohl schwerlich Jemanden findet, der für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt. Wenn wir uns die Macht im Staat erkämpfen, wollen wir sie auch nachher behaupten und nicht demüthig an den Klerus übergeben. — Ob Kaiserreich, ob Republik, Ihr seid um Nichts hier gebessert, denn Ihr habt zu lange und zu arg im Land gewirthschaftet.“

„Und haben wir uns so gänzlich in Ihnen getäuscht, General?“ sagte Zaloga bestürzt.

„Wenn Sie glaubten, daß Sie mit meiner Hilfe eine Revolution in der Revolution hervorrufen wollten, allerdings,“ sagte Diaz fest. „Meine Kräfte, mein Blut und Leben gehören dem Vaterland, und was ich dazu beitragen kann, ihm bald — recht bald den Frieden wieder zu geben, den es so nothwendig braucht, soll gewiß geschehen, aber wahrlich nicht deshalb, um es wieder unter das eben erst abgeschüttelte Joch des hohen Klerus zu zwingen.“

„Dann,“ sagte Padre Zaloga, sich von seinem Stuhl erhebend, „thut es mir allerdings leid, Sie belästigt und gestört zu haben, Herr General.“

„Sagen Sie das nicht,“ rief Diaz, „ich kann Sie versichern, frommer Padre, daß es mir höchst interessant war, Ihre Vorschläge gehört zu haben, denn ich gewann dadurch einen vollen Einblick in Ihre friedliche und versöhnliche Politik. Und ist das der Segen, den die Kirche zu bringen denkt, daß sie nur im Geheimen wühlt und bohrt und Partei gegen Partei aufzuheben sucht? Vergießen wir nur deshalb unser Blut, um solchen selbstsüchtigen Zwecken zu dienen und von einem

eigensinnigen alten Mann in Italien am Gängelband geleitet zu werden?"

„General, das ist Gotteslästerung!“ rief Zaloga bestürzt, denn er hatte einen andern Erfolg von seiner Unterredung erhofft. Mit dem Bewußtsein aber, auch diesen starren Kopf nicht zu überzeugen, wenn er nicht von selber, und dem eigenen Interesse folgend, in die Bahn einlenkte, brach er die Verhandlung kurz und ohne Weiteres ab. „Was Sie da gesagt, mögen Sie aber vor Ihrem eigenen Gewissen verantworten — und dereinst vor Gott. — Wir hatten uns in Ihnen getäuscht, und ich will nur hoffen, daß Stille und Einsamkeit von jetzt ab Ihren Geist reumüthig dem einzigen Punkt zuführen möge, der im Stande ist die Seele zum Heil und zur ewigen Glückseligkeit zu führen. Der Herr sei mit Ihnen — leben Sie wohl!“

„Warten Sie noch einen Moment, mein würdiger Padre,“ sagte da lächelnd der General — „wir trennen uns noch nicht so bald — ich gehe mit Ihnen.“

„Unsere Wege liegen getrennt,“ sagte kopfschüttelnd Padre Zaloga — „Alles würden wir daran gesetzt haben Sie zu befreien, denn die Kirche scheut kein Opfer, um ihren Gläubiger

zu helfen, aber für den abtrünnigen Sohn der Kirche haben wir keine rettende Hand. — Der Herr sei mit Ihnen!”

Diaz hatte noch während der Geistliche sprach seine Mütze und seine Sträpe vom Bett genommen, jetzt sagte er lachend:

„Und glauben Sie, frommer Padre, daß ich ein solch entseßlicher Thor wäre, Sie allein gehen zu lassen? Wo Sie unbemerkt in mein Gefängniß gekommen sind, kann auch ich ebenso in Ihrer Begleitung auspassiren — jedenfalls machen wir den Versuch.“

„Das ist unmöglich!“ rief Zaloga erschreckt aus, denn auf einen solchen Entschluß von Seiten des Gefangenen hatte er nicht gerechnet, und doch war eigentlich Nichts natürlicher. — „Ich muß unten durch das offene Portal, in welchem die Wache liegt, und wenn sie mich auch schon passiren lassen, mit Ihnen zusammen, würden wir Beide angehalten — Beide eingekerkert werden.“

„In der That?“ lächelte Porfeirio Diaz, den eine Gefahr natürlich nur reizen konnte, — „aber wie nun, frommer Padre, wenn ich flüchtig hindurchbreche und die erste Ueberraschung der Wache benütze, um die dunkle Straße zu errei-

chen? — oder noch besser, wenn Sie mir Ihr Gewand borgen, um langsam und demüthig hindurch zu schreiten? Caramba, es ist jedenfalls den Versuch werth. Sie können sich fest darauf verlassen, daß ich Ihnen keine Schande machen werde.“

„Es ist unmöglich, Señor,“ entgegnete mit ängstlich unterdrückter Stimme Zaloga, denn er malte sich eben im Geist aus, mit welchem Gesicht ihn der hochwürdige Erzbischof empfangen werde, wenn er ihm die Antwort Porfeirio Diaz’ und zugleich die Kunde brächte, daß er ihm trotzdem zur Flucht verholfen habe. Der Klerus verhehlte es sich wenigstens nicht, daß ihnen General Diaz, wenn nicht gewonnen, ein noch viel gefährlicherer Feind werden könne, als es selbst Juarez gewesen oder je sein konnte, — „es ist vollkommen unmöglich, denn wir müssen durch einen langen, von Soldaten gefüllten Gang, und würden niedergeschossen werden, ehe wir nur die Hälfte desselben durchmessen hätten.“

„Que importe, amigo,“ lachte der General, „sterben wir doch dann zusammen und sind aller irdischen Sorgen überhoben — Scherz bei Seite,“ setzte er aber plötzlich, ernst werdend, hinzu, „ich bin fest entschlossen, diese Gelegenheit nicht un-

benützt vorüber zu lassen, denn ich weiß genau, daß sie mir, von dieser Seite wenigstens, nicht wieder geboten wird. Sie kennen mich aber, Zalogá, wie ich Sie kenne und Ihnen wohl im Vertrauen sagen kann, daß es keinen größeren und nichtswürdigeren Schurken in ganz Mexico giebt, als Sie, frommer Padre."

„General Diaz!"

„Ruhe," herrschte der General ihm zu — „die Spielerei hat ein Ende. Sie führen mich jetzt denselben Weg zurück, den Sie hereingekommen, und mehr als das, Sie begleiten mich weiter, bis hinaus vor das Thor und vollkommen aus dem Bereich der französischen Truppen, denn ich traue Ihnen Alles zu — selbst Verrath. Während der ganzen Zeit habe ich die Hand auf Ihrer Schulter und sage Ihnen voraus, gefangen gebe ich mich nicht wieder — ich werde entweder frei, oder sterbe in dieser Nacht — Sie aber mit mir, und dieses Messer," setzte er hinzu, indem er das ihm gebrachte Tischmesser nahm und unter seine Uniform barg, „genügt, um mein Wort wahr zu machen."

„Aber Herr General!"

„Kein Aber mehr, oder beim ewigen Gott! ich thue Etwas, was mich vielleicht später gereut.

Vorwärts — Sie sind vollständig in meiner Gewalt, und daß ich nicht zögern werde davon Gebrauch zu machen, bedarf wohl keiner Versicherung mehr.“

Der Padre warf einen verzweifeltsten Blick nach der Thür, aber es half ihm Nichts, er war einmal in die Falle gegangen, und Porseirio Diaz gerade der Mann dazu, einen einmal gewonnenen Vortheil nicht wieder aus der Hand zu geben.

„Gut,“ sagte er, „ich will es versuchen und Sie vor die Thür des Klosters bringen, aber dann verlangen Sie Nichts mehr, der Sturm rast da draußen, der Regen schüttet auf die Erde nieder und die Wege vor der Stadt sind grundlos — meine schwache Gesundheit dazu —“

„Sie werden sich jedenfalls einen Schnupfen holen, frommer Padre,“ sagte der General spöttisch, „aber das schadet Nichts — ein paar warme Schwefelbäder heben das Uebel augenblicklich wieder, und die haben Sie ja ganz in der Nähe. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe, und der Regen und Sturm draußen begünstigen nur unsere Flucht. Wollen Sie jedoch von mir einen guten Rath annehmen, so verschaffen Sie mir vorher eine ebensolche Rutte wie Sie tragen,

oder ich würde mich sonst in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehen, Ihnen draußen die Ibrige abzunehmen, denn in der republikanischen Uniform wäre ich keine Stunde lang sicher."

Padre Zaloga seufzte tief auf, aber General Diaz hatte Recht, und er selber sich leichtsinnigerweise in die Gewalt eines Mannes gegeben, der wahrlich keine Rücksicht auf seinen Stand genommen hätte, dem er sich also jetzt wohl oder übel fügen mußte. — Eine Wahl hatte er nicht mehr.

"So kommen Sie," sagte er finster, „denn die Zeit vergeht, aber des Himmels Strafgericht —"

„Ost! bst! keine Kindereien, amigo — ich bin kein thörichter Indio," unterbrach ihn der General, „den Sie mit Ihren Spukgeschichten zu fürchten machen können. Doch noch eins — sollen wir die Lampe mitnehmen, oder finden wir den Weg im Dunkeln — und glauben Sie nicht etwa, daß Sie mir dabei entwischen, denn was ich einmal habe, halt' ich fest."

„Fürchten Sie nicht, General, daß ich den Versuch mache," sagte Zaloga finster, „denn meine eigene Sicherheit hängt jetzt davon ab, daß wir ungelesen entkommen — für mich brauchte ich

allerdings keine Lampe, und habe auch weiter unten schon eine stehen, aber Sie selber werden im Dunkeln nicht vorwärts können."

"Ist der Strahl der Lampe von der Straße aus zu sehen?"

"Nein — die Treppe liegt im Innern des Gebäudes."

"Gut — dann vorwärts," sagte der General, indem er die Lampe vom Tisch nahm, „und nun, mein wackerer Führer, den Weg zur Freiheit!"

Diaz fürchtete aber mit Recht, daß ihm der schlaue Mönch, so wie er nur wenige Schritte Vorsprung gewann, in den Irrgängen eines solchen alten Klosters leicht entweichen könne; die Serape über der Schulter, in der rechten Hand die Lampe, legte er deshalb die Linke leicht auf die Schulter seines Führers, sah ihn aber fragend an, als ihn der Geistliche in das nächste Zimmer und dort nicht etwa gegen die Thür, sondern gerade auf die Wand zu führte, auf der sich ein grobes Fresco-Gemälde, Petrus im Gefängniß, befand. Baloga wußte jedoch genau Bescheid — er bog sich zur Erde nieder, und dort eine kleine Feder berührend, schied sich was auf dem Bild ein gemaltes niederes und in einen Keller hinabführendes Gewölbe schien, von

der Wand ab und zeigte bald eine kleine, kaum zwei Fuß hohe, gerundete Thür, sinnreich und versteckt genug hier angebracht.

„Caramba,“ sagte Porseirio Diaz leise, „der Teufel traue den Mönchen, und zu was hat diese Thür in früheren Zeiten gedient?“

„Quien sabe,“ erwiderte achselzuckend der Padre — „ich weiß nur, daß sie existirt und von den Franzosen nicht entdeckt wurde. Jetzt steigt vorsichtig hinab — die Treppe ist steil — oder laßt mich lieber voran, daß ich Euch die Lampe halte.“

„No Compañero,“ lachte Diaz, „so leicht entkommst Du mir nicht — wir bleiben noch länger beisammen.“

„Ihr traut mir nicht?“

„Nicht einen Fuß breit,“ sagte der General, und indem er sich selber in die Oeffnung schwang — „so geht vamonos amigo — die Treppe ist bequem genug.“ —

Der Padre folgte — er wußte, daß ihm keine Wahl weiter blieb, denn hätte er Lärm gemacht, so würden ihn jedenfalls die französischen Wachen festgenommen haben, und daß sie das geistliche Gewand nicht achteten, hatten sie schon verschiedene Male zur Genüge bewiesen. — Jetzt waren

sie Beide in dem engen Gang verschwunden, nach einer kleinen Weile knackte die Feder wieder ein, und hinter ihnen lag öde und leer das Gefängniß des Generals — der Vogel war ausgeflogen. .



In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerßäcker.

Dritter Band.

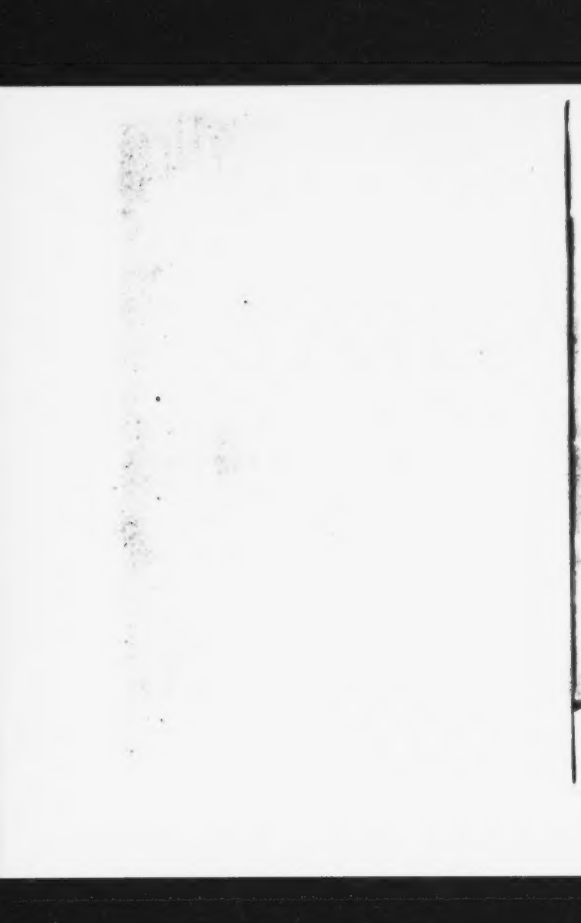
(Zweiter Theil.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,

Germann Cohen'sche.

1871.



7.

Die Erscheinung.

In diesen, den letzten, Wochen des Jahres 1865 konnte man glauben, daß das junge, aufkeimende Kaiserreich seine größten Schwierigkeiten besiegt habe und nun einer ruhigen Zeit entgegengehe, aber trotzdem gährte es schon wieder in der Hauptstadt. Eine Menge von kleinen Anzeichen deuteten auf einen neuen Sturm, der sich wider das Reich erheben wollte, und der einzige Mann in ganz Mexico, der es nicht sah, oder vielleicht nicht sehen wollte, war der Kaiser selber. Mit unverdrossenem Fleiß ging er daran, innere Reformen anzubahnen, und während Kaiserin Charlotte ihre beschwerliche Reise nach Yucatan wirklich angetreten hatte, und sich in dieser dem Kaiserreich

von Anfang an geneigten südlichen Provinz mit Jubel empfangen und aufgenommen fand, mühte sich Maximilian ab, die Zustände eines innerlich zerrissenen und aus allen Fugen gebrachten Reiches wieder zu bessern und zu heben. Schulen wurden errichtet, Concessionen zu Eisenbahnen gegeben und deren Bau begonnen, und wenn auch die Finanzen des Landes noch sehr im Argen lagen und kaum eine Aussicht auf mögliche Besserung zeigten, so übernahmen es doch endlich tüchtige französische Finanzmänner, sie zu regeln. — Daß man von den mexicanischen keine wirkliche Hilfe erwarten durfte, hatte sich schon lange vordem gezeigt.

In vielen großen Häusern der Hauptstadt Mexico war tiefe Trauer eingekehrt — die letzten Kämpfe hatten gar so viel Blut gekostet, und Bazaine, mit jedenfalls geheimen Befehlen von Frankreich, fing an seine eigenen Truppen zu schonen und an alle wirklich gefährdeten Punkte Mexicaner, Oesterreicher oder Belgier vorzuschieben. — Aber auch die einzelnen Guerillakämpfe rafften viele Menschenleben dahin, und ob sie auch draußen im Wald die Leichen der Gebliebenen verscharften, in den Familien blu-

teten die Herzen noch lange nach und trauerten über die Geschiedenen.

In Moncero's Haus, das sonst zu einem der glücklichsten und lebensfrohesten der Hauptstadt gehörte, war besonders Sorge und Kummer eingelehrt; die Fenster blieben den ganzen Tag verhangen. — Keiner der Insassen zeigte sich draußen auf dem Balcon, selbst die Hausthür wurde fest verschlossen gehalten und öffnete sich fast nur dem Arzt oder den Dienstleuten, die gezwungen waren die nöthigen Bedürfnisse für den Hausstand einzukaufen.

Die junge Wittve des Grafen Deverreux lag schwer erkrankt in dem nämlichen Zimmer, das sie als Mädchen inne gehabt. Die Mutter saß bleich und mit thränengefüllten Augen an ihrem Bett, und der alte Herr Moncero lief in seinem Arbeitszimmer auf und ab und verwünschte sich, die Pfaffen, die Liberalen, die Kaiserlichen und die ganze Welt.

Das alte Leiden war aber auch wieder im Hause ausgebrochen. Die Frauen verlangten hartnäckig nach geistlichem Zuspruch, und Padre Miranda, nachdem ihn Moncero schon früher einmal getäuscht, weigerte sich auf das entschiedenste ihnen zu willfahren.

Reneiro war schon selber beim Minister gewesen und hatte sich auf das Decret berufen, das der Kaiser gegeben, wonach die Behörden angehalten werden sollten, darauf zu sehen, daß die Geistlichkeit die ihnen zustehenden Functionen verrichten müsse. Ein späteres Gesetz aber, das Kirche und Staat unabhängig von einander stellte, hob das natürlich auf, und der Minister sagte achselzuckend, daß er darüber allerdings an den Kaiser berichten wolle, ihm aber keine Hoffnung machen könne, den Priester zu zwingen, sein Haus zu betreten. Die Regierung wünsche überhaupt jetzt keinen weiteren Conflict mit der Geistlichkeit, da man noch immer auf ein Verständniß mit dem heiligen Vater hoffe, und deshalb gerade einen neuen Abgesandten dorthin geschickt habe.

Dabei blieb es, und Reneiro kehrte mit Groll gegen die ganze Welt im Herzen in sein Haus zurück.

Was hatten sie nicht Alles von dem Kaiserreich erhofft, und was hatte es bis jetzt für sie gethan? Frieden gebracht? Die Kriege hörten nicht auf; das Land verzehrte sich im Soldbezahlen für ein zahlloses Heer, und das war bis jetzt nicht einmal im Stand gewesen, selbst nur

die Landstraßen in der Nähe der Hauptstadt von Räubern frei zu halten. Den übermüthigen Klerus gedemüthigt? — er zeigte sich starrsinniger als je, und wo Juarez die Geistlichen augenblicklich absetzte, die es wagten seinen Befehlen zuwider zu handeln, wie zum Beispiel den störrischen und unduldsamen Padre Jose Sollano, thaten die Pfaffen jetzt gerade ungestraft Alles was sie wollten, und brachten unsagbares Unheil in die Familien.

Und was hatten freilich die Mexicaner selber gethan, um diesen Kaiser, von dem man Alles verlangte, in seinen Mühen und Arbeiten zu unterstützen? Nichts — gar nichts als die Hände in den Schooß gelegt oder, wo sie zu irgend Etwas verwandt werden sollten, sich so unfähig und träge gezeigt, daß die Regierung endlich förmlich dazu gezwungen wurde, sich auf fremde Kräfte zu stützen und sie heranzuziehen.

Conservative und Liberale (man wurde zuletzt ganz confus, wer das eine oder das andere sei, denn der Kaiser war in allen seinen Befehlen und Verordnungen weit liberaler gewesen als selbst Juarez oder seine Partei) schienen wirklich darin zu wetten, wer sich von ihnen am theilnahmlosesten zeigen würde. Dafür hatten

sie ja jetzt einen Kaiser, und der mochte zusehen, wie er mit den Schwierigkeiten zu Stande käme — von ihnen konnte er das nicht verlangen. Und doch hoben sich dabei Handel und Gewerbe, und es ließ sich nicht leugnen, daß das Land in der kurzen Zeit dieser Regierung, und trotz den ewigen Kriegen, einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, aber das genügte den Leuten trotzdem nicht. — Es war viel geschehen, ja aber noch viel mehr zu thun übrig, und dabei kein Ende abzusehen, wann es möglicherweise gethan werden könne.

Und jetzt sollte Roneiro, nur weil der Kaiser für gut befunden hatte den Staat von der Kirche zu trennen, sein ganzes theuer erkaufte und prachtvoll eingerichtete Besizthum wieder zurückgeben und das Haus, in dem er sich so wohl fühlte, verlassen? — Es ging nicht — die Frauen mußten sich ja doch am Ende beruhigen — seine Tochter sich erholen, und dann — konnte er immer erst abwarten, wie sich das Alles im Reich gestalten würde.

Es war Abend geworden und die Nacht eingebrochen — noch spät kam der Arzt — heute zum dritten Mal — um nach seiner jungen Kranken zu sehen, die ein heftiges Fieber über-

standen und viel phantazirt hatte, sich aber — ein sehr gutes Zeichen — gegen Abend bedeutend besser fühlte. — Er verließ das Haus wieder — das Thor wurde geschlossen und der breite Riegel inwendig vorgeschoben.

Die Kranke war in einem leichten Schlummer gefallen, und die Mutter, die bei ihr wachte, hatte sich auf das Sopha gelegt, um ein wenig auszuruhen. — Im Zimmer befanden sich noch eine ziemlich rüstige Frau, Inez' Amme, im Haus an einen Diener verheirathet, und ein junges Mädchen, das neben der Kranken Bett saß und abwechselnd mit der Amme noch immer kalte Umschläge um ihre Stirn legte.

Es war Alles todtensstill im Haus, nur das regelmäßige Ticken der großen Brece-Wanduhr, die auf dem Kaminsims stand, schallte wunderbarlich durch den hohen Raum, in dem man selber das leise Athmen der Schlafenden hören konnte.

„Inez!“ sagte da eine tiefe, monotone Stimme — „Inez erwache!“

Das junge Mädchen, das der Schlafenden noch kurz vorher den Umschlag aufgelegt, war ebenfalls ein wenig eingenickt, aber doch nicht so fest, um nicht die Stimme zu hören und verwundert aufzuschauen. In dem hohen Gemach

brannte eine einzige, noch dazu durch einen farbigen Schirm verstellte Nachtlampe, und warf wohl einen hellen Schein an die Decke, beleuchtete aber nur spärlich den unteren Raum.

Auch Jnez' Mutter, die vor Ermüdung die Augen geschlossen, hörte wie in einem Halbtraum die Worte; ihr erster Blick fiel aber auf die emporfahrende junge Wärterin, und eben wollte sie fragen, was ihre Tochter gerufen, als sich der Ruf wiederholte: „Jnez! Jnez erwache!“

Blitzschnell drehten Beide das Antlitz der Richtung zu, aus der die Stimme schallte, mit einem Angstschrei aber fuhren die Frauen empor, als sie dort, unmittelbar vor einer dunkeln Gardine, die ein kleines Garderobezimmer von dem Schlafgemach abschloß, eine graue, sich regende Gestalt bemerkten, die jetzt langsam den Arm hob und in dieser Stellung verharrte.

So viel sie in dem Moment erkennen konnten, trug die Gestalt eine graue Mönchskutte, an der die Kapuze ein wenig zurückgeschlagen war und ein todtensbleiches Menschenantlitz mit grauem wallenden Bart zeigte. Die Züge aber sahen geisterhaft und verzerrt aus, und wie drohend schüttelte sie dabei den gehobenen Arm.

Durch den Angstschrei waren aber auch die Kranke wie ihre Amme erwacht, und Inez' Blick fiel unmittelbar auf die Erscheinung, die fast zu Füßen ihres Bettes stand. — „Ave Maria Purissima!“ flüsterte sie, aber wieder erhob der Unheimliche seine Stimme und sagte dumpf:

„Die Strafe Gottes hat Euch erreicht und seine Hand liegt auf diesem Hause — Glied nach Glied wird sterben und abfallen. Das war nur der erste Schlag, der Euch getroffen, aber das entweihte Heiligthum rächt das Verbrechen, bis es durch den Tod Aller gesühnt ist. — Wehe über Euch, Wehe!“

Die Form der Gestalt schmolz fast mit dem ebenfalls dunkeln Vorhang, vor dem sie stand, zusammen, jetzt bewegten sich die Falten desselben — noch einmal tönte ein dumpfes „Wehe!“ daraus hervor, und mit einem wilden, fast nicht mehr irdisch klingenden Aufschrei sank Inez ohnmächtig auf ihr Lager zurück. —

Die Mutter sprang, alles Andere um sich her vergessend, zum Lager des Kindes, der Blick der Frau aber wie der des jungen Mädchens haftete noch immer an der Stelle, wo sie die Erscheinung gesehen, ja noch immer zu sehen glaubten, bis sie endlich den Faltenwurf des

dunkelbraunen Wollstoffes deutlich erkennen konnten. —

Roneiro befand sich noch drüben in seinem Zimmer — er konnte nicht schlafen, denn theils die Angst um die Tochter, theils die Sorge, ob er nicht doch am Ende gezwungen sein würde sein Haus und Grundstück aufzugeben, ließen ihn nicht ruhen, und den Arm aufgestützt, die Stirn in düstere Falten gezogen, saß er an seinem Tisch, rauchte eine Cigarre nach der andern, und nippte dann und wann einmal an einem mit Xeres gefüllten und neben ihm stehenden Wasserglas.

Jetzt plötzlich horchte er hoch auf — Klang das nicht da drüben aus dem Krankenzimmer seiner Tochter wie ein Schrei? — er hätte fast darauf schwören mögen, aber jetzt war Alles wieder ruhig, er mußte sich doch am Ende getäuscht haben. — Wieder zündete er sich eine frische Cigarre an, aber in der Hand zerdrückte er sie, als er deutlich einen lauten Aufschrei hörte, der kaum aus einer menschlichen Brust zu kommen schien. — Das mußte in Inez' Zimmer gewesen sein, und in Todesangst fuhr er empor, stürzte hinüber an die Thür und wollte hinein. Aber sie war von innen verriegelt, und

laut und lange pochte er, ehe man ihm öffnete, denn die Frauen darin waren ihrer Sinne noch kaum mächtig.

„Um der heiligen Jungfrau willen, was ist hier vorgefallen?“ rief er, das Zimmer betretend, das die Wärterin rasch wieder hinter ihm verriegelte. — Die Worte erstarben ihm aber auf den Lippen — er sah die ausgestreckte Gestalt der geliebten Tochter, sah die Mutter in Verzweiflung darüber hingebeugt und fürchtete das Schlimmste.

„Inez!“ rief er mit vor Angst zitternder Stimme — „mein Kind! mein Kind!“

Mit wankenden Schritten eilte er zum Bett, aber die Mutter, die mit der Tochter beschäftigt alles Andere fast darüber vergessen hatte, rief in Glück und Seligkeit aus: „Sie lebt — die heilige Jungfrau sei gelobt! Das Schreckliche hat sie nicht getödtet!“

„Das Schreckliche! was?“ sagte Roneiro erstaunt — „was ist vorgefallen?“

„Oh, Señor, das Furchtbarste!“ rief da die Dienerin — „der alte Prior vom Kloster war hier — bei uns im Zimmer, und hat sein Wehe! über uns ausgesprochen. O Santisima — jezt ist Alles vorbei — Alles verloren!“

„Wer war hier?“ rief Roneiro aufmerksam werdend — „der Prior? — welcher Prior? — jetzt?“

„Der alte Prior des nämlichen Klosters hier, auf dessen Grund wir leben,“ rief aber die alte treue Dienerin mit zitternder Stimme — „o Maria Santissima, sie haben's ja schon lange im Haus erzählt, daß er umginge und keine Ruhe hätte — jetzt ist's geschehen und wir sind Alle verflucht.“

Roneiro, der sich erst beruhigt hatte, als er sah, daß seine schlimmste Befürchtung wenigstens nicht eingetroffen sei — daß sein Kind, seine Inez noch lebe, forschte jetzt weiter nach der ihm unbegreiflichen Erzählung, aber es dauerte eine Weile, bis er einen zusammenhängenden Faden fand, denn die Frauen waren noch in so furchtbarer Aufregung und auch dabei mit der Belebung der noch immer halb Bewußtlosen beschäftigt, daß sie nur in wirren, unzusammenhängenden Sätzen einen Bericht abstaten konnten. Roneiro wollte auch die Erscheinung nur ihrer Aufregung und überspannten Phantasie zuschreiben — aber das stellte sich bald als unmöglich heraus, denn es hatten sie vier Personen zu gleicher Zeit an ein und denselben

Stelle gesehen und die nämlichen Worte gehört; eine Täuschung der Sinne schien deshalb nicht denkbar, und Roneiro, sonst nicht im geringsten abergläubischer Natur, schüttelte doch selber erstaunt den Kopf.

Jnez hatte sich indeß wenigstens in soweit erholt, daß sie die Augen aufschlug und von einem ihr dargereichten Glas Wasser Etwas trank, und Roneiro, jezt völlig mit dem Thatbestand vertraut, ging vor allen Dingen daran, das Zimmer zu untersuchen, um erst einmal die Möglichkeit bestätigt zu finden, ob überhaupt ein Fremder den Raum hätte betreten können. Er traute dem Klerus Alles zu und wollte sich wenigstens selbst überzeugen.

Die Stube, in welcher Jnez lag, hatte, wie das in Klöstern die gewöhnliche Bauart ist, nur eine einzige Thür nach dem Corridor hinaus, durch welche auch Roneiro das Gemach betreten. Diese war aber allerdings, wie er sich recht gut erinnerte, von innen verriegelt gewesen, und dahinaus konnte also Niemand gegangen sein.

Dicht an dies Zimmer stieß ein anderes kleineres Gemach, von Jnez zu einer Garderobe benutzt, aber ohne Ausgang. Nur ein dicht vergittertes Fenster führte ebenfalls auf den Cor-

ribor, und der vorsichtige Mexicaner prüfte jetzt alle die Eisenstäbe, die jedoch sämmtlich fest und unbeweglich saßen, und nicht einmal einem kleinen Kind ein Durchschlüpfen verstattet hätten. Und hielt sich vielleicht noch Jemand hinter den überall umherhängenden Kleidern verborgen, um später seine Zeit abzuwarten und den Platz heimlich zu verlassen?

Roneiro befahl den Frauen an der Thür zu bleiben, während er hinüber in sein Zimmer ging um eine Waffe zu holen, ja er fühlte sich dadurch noch nicht einmal sicher, denn er zog von innen den Schlüssel ab und schloß von außen zu — dann eilte er hinüber, holte seinen Revolver und kehrte nun zurück, um das Garderobezimmer auf das genaueste zu untersuchen — doch ohne den geringsten Erfolg. Die alte Dienerin schützelte auch dabei fortwährend nur verächtlich den Kopf, denn was sie gesehen hatte, versteckte sich nicht hinter aufgehängenen Kleidern oder in Schränken, sondern erschien und verschwand, wie ein ordentlicher Geist es immer thut.

Das Gemach selber, weit kleiner als das Zimmer, welches Inez bewohnte, war wie dieses mit dunklem Holz, und in künstlicher und geschmackvoller Arbeit wirklich geschmackvoll getäpelt,

und mochte in früherer Zeit wohl von dem Abt oder Prior bewohnt gewesen sein, aber nirgends ließ sich, so genau Roneiro auch überall umherleuchtete, ein Ausweg erkennen, noch gab die Wand, wo er auch immer gegen dieselbe klopfte, einen verschiedenen Klang. Hinter den Kleidern und in den Schränken hielt sich aber eben so wenig Jemand versteckt, denn ein Wiesel hätte ihm nicht bei seiner Untersuchung entgehen können, viel weniger denn ein großer, ausgewachsener Mann, und er mußte zuletzt, „wohl oder übel, eingestehen, daß er die Erscheinung selber nicht begreife. Wenn er aber glaubte, daß er die Sache damit abgemacht habe, so irrte er sich vollständig, denn das Gespenst — und ein solches mußte es gewesen sein — hatte einen furchtbaren Eindruck auf die Frauen gemacht.

„Señor,“ sagte die alte Dienerin mit scheuer, aber nichtsobestoweniger fester Stimme — „ich bin jetzt neunzehn Jahr in Ihrem Hause und in Ihrer Familie, und eine bessere Herrschaft giebt es in Mexico nicht, aber das Haus hier, in dem Sie wohnen, ist verflucht — der alte Prior hat es selber gesagt.“

„Aber Candelaria, ich bitte Dich um Gottes

willen," rief Roneiro, „mach' Du mich nicht auch noch verrückt."

„Nein, Señor, das will ich nicht," erwiderte die alte Person ernsthaft, „aber ich habe mein Seelenheil auch vor Augen, und so wohl ich mich sonst hier fühlen mag, und ob mir auch das Herz brechen wird, wenn ich von meiner Inez fort muß, die ich selber genährt und großgezogen — ich darf nicht länger bleiben — ich muß fort."

„Aber nicht ohne uns, Candelaria," sprach die Señorita mit eiserner Ruhe. „Das ist die letzte Nacht, die ich in diesem Hause — nicht schlafe, aber zubringe, weil ich nicht um Mitternacht auf die Straße kann. Aber morgen in aller Frühe packen wir unsere Sachen zusammen und verlassen die Stätte, auf der der Fluch des Himmels ruht."

„Aber Dominga!"

„Nein Bautista, nein," sagte mit fester Entschlossenheit die Frau, „was helfen mir alle Schätze der Welt, wenn ich mein Kind verlieren — wenn ich Euch Alle nach und nach absterben sehen soll, nein. Verkaufe Alles was wir haben, meinen und Inez' Schmuck — wir werden ihn so nicht länger brauchen, denn ein Leben trost-

losen Jammers liegt vor uns, der Mönch hat es gesagt und — die Todten lügen nicht.“

„Oh, fort von hier Mutter, — fort!“ bat auch jetzt Inez mit leiser, weicher Stimme, „mir ist es jetzt schon, als ob die Mauern über uns zusammenstürzen müßten, als ob ich nicht athmen könnte in den dumpfen Räumen.“

„Ja ich bleibe auch nicht länger, Señor,“ sagte das junge Mädchen schüchtern, „der Prior hat uns Alle hier verflucht, und wenn der Tag anbricht, gehe ich in die Messe und Beichte.“

Roneiro nickte still und schweigend vor sich hin. Das hatte ihm noch gefehlt, um dem Faß den Boden auszustößen — ein Geist mußte erscheinen, um ihn richtig von Haus und Hof zu treiben. Aber er sah auch ein, daß es hier nicht länger so fort ging, wenn er nicht selber verrückt werden wollte. Er begriff freilich das Ganze eben so wenig, da es ja alle Vier bezeugten und fest darauf bestanden, und in seiner Verzweiflung rief er endlich aus:

„Gut! morgen in aller Frühe suche ich uns ein anderes Quartier — verlaßt Euch darauf. Ich halte mein Wort und Ihr sollt keine weitere Nacht mehr in diesem — verwünschten Hause wohnen. Aber jetzt gebt denn auch Frieden und laßt nur

die Inez schlafen, denn mitten in der Nacht können wir ja doch nicht auf die Straße ziehen.“

„Oh, hättest Du unseren Bitten vor langen Monden schon nachgegeben,“ klagte die Frau, — „Vieles — Vieles wäre dann nicht so gekommen!“

„Jetzt ist es aber einmal geschehen,“ rief Reneiro, dessen Geduld sich ebenfalls an der äußersten Grenze befand, „so seht denn zu, wie Ihr diese Nacht noch verbringt, und beunruhigt mir das Kind nicht zu sehr. Candelaria, ich glaube Ihr thätet besser, in Eure eigene Stube zu gehen.“

„Ich? allein jetzt die Treppe hinunter und über den dunkeln Gang, an dem die alte Capelle liegt?“ rief die alte Indianerin — „und wenn Sie mir sagten, daß ich mein Gewicht in Gold dafür bekommen sollte, ich thät's nicht, Señor — nicht um alle Schätze der Welt. Heute sind die Geister der Verstorbenen in dem alten Haus auf den Füßen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn wir noch mehr Besuch kriegten.“

Don Bautista fuhr sich in Verzweiflung mit der Hand durch die dunkeln Haare, aber er wußte recht gut und aus langer Erfahrung, daß mit den Frauen gar nichts anzufangen war, sobald sie sich nur einmal irgend Etwas in den

Kopf gesetzt hatten, was mit ihrem Glauben oder Aberglauben zusammenhing. Außerdem begriff er das Ganze selber nicht, denn die Thür war von innen verriegelt gewesen, einen andern Ausweg gab es nicht, und daß sich jetzt Niemand mehr in dem Zimmer befand — halt — er hatte noch nicht unter dem Bett und Sopha nachgesehen. Er nahm die Lampe vom Tisch und leuchtete auch hier überall umher, während die Candelaria freilich verächtlich dazu lächelte — aber es war auch da Nichts. Was es auch gewesen, wenn körperlich — befand es sich nicht mehr in den beiden Räumen, und ein wirklicher Spuk? Don Bautista fing selber an sich unbehaglich zu fühlen, bot den Frauen noch eine hastige gute Nacht, ging zu der Tochter, küßte sie leise und zärtlich auf die Stirn, und verließ dann das Gemach, das die Candelaria wieder rasch und fest hinter ihm verriegelte. Drüben aber warf er sich angekleidet auf sein Lager, denn er wollte wenigstens für alle Fälle vorbereitet bleiben.

Die Nacht verstrich übrigens von da ab vollkommen ruhig, und keine Störung fiel mehr vor — das Schlimmste war auch in der That geschehen, und wenn sich Don Bautista selber am Morgen bei hellem Tag und mit ruhiger Ueber-

legung wieder sehr vor dem Gedanken sträubte, sein Haus hier aufzugeben, blieb ihm doch zuletzt keine andere Wahl. Nur eine Andeutung dahin gegen den weiblichen Theil, und sie Alle erklärten einstimmig, daß sie dann hinaus auf die Plaza ziehen und lieber unter freiem Himmel und in Sturm und Unwetter schlafen wollten, als noch eine Nacht in diesen „heimgesuchten“ Räumen, und damit war die Sache denn allerdings erledigt.

Don Bautista, der ja auch eine solche Möglichkeit schon seit seiner Tochter Krankheit in's Auge gefaßt, wo die Klagen im eigenen Haus begannen, wußte nicht weit von ihnen entfernt eine ziemlich freundliche, wenn auch etwas beschränkte Wohnung, die ein französischer Commissär mit seiner Familie bezogen hatte, sie aber wieder räumen mußte, da er nach Vera-Cruz versetzt wurde. Dorthin ließ er dann über Tag wenigstens das Nöthigste schaffen, um doch den Frauen einige Bequemlichkeiten zu bieten. Aber er bestand darauf, den Rest der Sachen so lange in der alten Wohnung zu lassen, bis er ein für sie passendes und geräumiges Haus gefunden, damit sie den fatalen Umzug nicht doppelt hätten.

Ueber die Rückgabe seines Hauses an den

Klerus behielt er sich übrigens im Stillen seinen Entschluß noch vor, denn die Sache hatte noch Zeit und gar keine Eile.

* * *

Der Kaiser war heute auf eine längere Inspectionstour ausgeritten, und zwar um die concessionirte und schon ausgelegte und begonnene Bahnstrecke zu besichtigen, die von Mexico aus vor der Hand nach Apizaco führen sollte, um sich später mit der jetzt bis Paso del macho beendeten und über Soledad von Vera-Cruz kommenden zu vereinigen, während Puebla eine Zweigbahn nach Norden zu legen beabsichtigte und dadurch dann ebenfalls sowohl mit dem Hafen wie der Hauptstadt in directe Verbindung trat. Die Schwierigkeiten, welche der Bau dieser Bahn im Ganzen bot, waren in der That nicht gering, denn eine Höhe von über 4000 Fuß blieb zu überwinden, um die Hochebene von Mexico aus dem tieferen Land und der Tierra caliente heraus zu erreichen, aber tüchtige englische Ingenieure hatten die Sache in die Hand genommen, und enorme Vortheile mußten den Verkehr erwachsen, wenn die Sache Erfolg hatte. Allein durfte Maximilian aber nicht einmo

die Tour in der unmittelbaren Nähe seiner Hauptstadt unternehmen, denn selbst hier war man nicht sicher, ob nicht eine so günstige Gelegenheit, sich des Oberhauptes zu bemächtigen, von irgend einer Truppe benützt werden würde, und wenn es selbst nur deshalb gewesen wäre, um ein bedeutendes Lösegeld heraus zu pressen. Es begleitete ihn deshalb eine Escadron seiner treuen österreichischen Husaren, den jungen Grafen Rhevenhüller an der Spitze, und neben dem Kaiser dahin sprengend flogen die wackeren Thiere jetzt, die Stadt hinter sich lassend, an Guadelupe, dem Gnadenort, vorüber, auf dem schmalen Damm dahin, der die beiden Seen Tezcoco und St. Christobä von einander trennt.

Aber so heiter und mittheilsam der Kaiser sonst auf solchen kleinen Ausflügen sein konnte, und so wohl er sich gerade dann in der freien Luft und im Sattel fühlte, heute schien er ernst und in sich gekehrt, und während sein Blick bald rechts hinüber nach den Vulkanen, bald über die Seen hin und nach den sie umschließenden Bergen flog, hatten sich doch, trotz der eigenthümlichen und prachtvollen Scenerie, die sich hier vor ihm ausbreitete, seine Brauen finster zusammengezogen, und trübe, ja recht ernste Ge-

anken mochten es auch sein, die sein Herz bewegten und seine Stirn verdüsterten.

Weiter und weiter verfolgte indeß die Truppe in einem scharfen Trab ihren Weg; schon hatten sie die Seen hinter sich, und an ihrer linken Seite, während sich rechts eine weite fruchtbare Ebene, mit verschiedenen kleinen Ortschaften besät, ausdehnte, hoben sich die mit Magueh bepflanzen niederen Hügel.

Diese Magueh Hügel bilden eine wirklich sonderbare und eigenthümliche Scenerie und geben der Landschaft allerdings etwas Düsteres, Dedes, und doch haftet das Auge wieder gern an ihnen, denn so fremd, so wunderbar in ihrer ganzen Erscheinung liegen sie da.

Die Magueh, eine der größten und stärksten Agavenarten, die wild allerdings über die ganze Hochebene von Mexico wächst und hier auch ihre eigentliche Heimath hat, wird aber besonders in dieser Gegend bis Apizaco und noch weit darüber hinaus, wie rechts und links in alle Berg- und Hügellketten hinein, auf das sorgsamste gepflegt, in tief gegrabenen Boden und in lange Reihen gepflanzt, und schon ihr Name „die Ruh des Landes“ beweist, wie geschätzt der Nutzen ist, den sie den Bewohnern Mexicos liefert. — Was

wäre der Mexicaner ohne Pulque! — Und dabei sind es ganz prachtvolle Pflanzen, von einem dunkeln aber trotzdem glänzenden Grün, die dicken fleischigen, von Saft durchströmten, aber auch mit scharfen Stacheln bewehrten Blätter — man möchte sie fast Arme nennen, in grazioser gebogener Form so weit oft ausbreitend, daß eine einzige Pflanze einen Raum von 15—18 Fuß im Durchmesser in Anspruch nimmt und damit einen Flächenraum von oft mehr als 150 Quadratfuß bedeckt.

Wo sie wild wachsen oder nur zu Hecken und Einfassungen benützt werden, treiben sie auch einen riesigen Blüthenschaft, einer kleinen Telegraphenstange gleich — in diesen Pulque-Anpflanzungen wird ihnen das aber nicht gestattet, denn gerade in der Zeit, wo dieser Schaft ausbrechen will, muß der Pflanze das Herz ausgestoßen und in der Mitte ein Becken geformt werden, in dem sich der ganze Saft nach und nach ansammelt. Hat sie dann dahinein alle ihre Kräfte erschöpft, so verwelkt sie und stirbt ab.

Diese Mägen sind dort in langen, fast endlosen Reihen angepflanzt und ziehen sich oft, so weit ihnen das Auge nur folgen kann, zwischen und an den Hügeln hin und in die Thäler

hinein, und fleißiges Menschenvolf kriecht dazwischen herum. Theils sind diese beschäftigt, die jungen Sprößlinge von angezapften Stöcken zu entfernen, damit ihnen nicht auch die Lebenskraft entzogen wird, theils um die Ernte an jedem Tage aus der im Innern geformten „Caja“ mit einem langen Flaschenkürbiß als Heber herauszuziehen und in mitgebrachte Schläuche zu füllen, mit denen sie dann schwerbeladen zu Thal reuhen.

Weiter sieht man aber dann an diesen Hängen keinen Baum, keinen Strauch — nur der Mageh ist das Wachsthum hier gestattet, und nur zwischen denselben gedeiht noch ein dürftiges Gras und wilde Feld- und Waldblumen in kleinen Büschen.

Dort hinüber, der Thalsohle folgend, die sich von da ab um die Gebirgskette der Vulkane nach Osten hinüberzieht, lag die schon abgesteckte und bezeichnete, ja an manchen Stellen selbst in Angriff genommene Bahn, die auch hier einem sehr günstigen Terrain folgte, und ohne Schwierigkeit fast bis zur Ostseite der Gebirge getrieben werden konnte.

Des Kaisers Antlitz heiterte sich hier etwas auf; er sah das geschäftige Treiben, das er als

sein Werk betrachten konnte — er wußte, welchen Segen diese Bahn, erst einmal vollendet, dem Lande bringen müsse, und schon darum fühlte er eine Art Genugthuung, die sich steigerte, als er von den Arbeitern erkannt und mit enthusiastischem Zuruf und Hüteschwenken begrüßt wurde.

Maximilian war leicht empfänglich für solche Eindrücke, Thränen stiegen ihm dann in's Auge, sein Antlitz belebte sich, und freundlich und gütig grüßte er nach allen Seiten. Er stieg dort für kurze Zeit vom Pferd und besah sich die begonnenen Arbeiten in der Nähe, ebenso die rasch errichteten Hütten der Arbeiter selber, die mit weissen Magerhblättern gedeckt, nur an der Wetterseite geschützt waren und einen höchst eigenthümlichen Anblick boten. Das Volk dort ist aber nicht verwöhnt und das Klima auch noch immer mild genug, trotz der hohen Lage, um nicht viel Vorbereitungen gegen kalte Witterung zu erfordern.

Der Kaiser hatte seinen Zweck erreicht und wenigstens mit eigenen Augen gesehen, daß der Bau der Bahn scharf in Angriff genommen wurde. War es dabei der Mitt in der frischen Morgenluft, war es der Anblick thätigen Lebens

und Fortschritte gewesen, war es die fremdbartige Scenerie, die ihn umgab und über die sich freundlich der blaue Himmel spannte, aber er wurde selber freundlich und gesprächig und unterhielt sich mit dem jungen Grafen an seiner Seite besonders lebhaft über die Hoffnungen, die er an den Bau der Eisenbahnen überhaupt für Mexico knüpfte. Dadurch mußte ja auch ein ganz anderes, mehr geregeltes Leben entstehen, und der Ackerbau viel leichter auf den raschen und bequemen Verkehrswegen seine Producte verwerthen können, wie den Lohn seiner Thätigkeit ernten.

Der Zug hatte sich dabei anfangs in einem leichten Trab gehalten und war endlich, um die Pferde abzufühlen und den schönen Morgen wie den Anblick der jetzt wieder vor ihnen ausgebreiteten Seen mit dem ganzen prachtvollen Theile von Mexico besser genießen zu können, in Schritt gefallen, als sie einen Reiter auf der Straße in vollem Galop hinter sich hersprengen hörten.

Die Husaren hatten sich schon lange nach ihm umgesehen, aber den einzelnen Mann auch nicht beachtet, bis er jetzt herankam und selber einzügelte, um von den Letzten zu erfragen, wer an der Spitze reite.

„Der Kaiser, amigo.“

„Caracho,“ lachte der Mann, „und was macht der hier draußen?“

Die Husaren hielten es unter ihrer Würde ihm darauf zu antworten, und nur der Eine frug ihn: „Und wo kommst Du her?“

„Bringe Depeschen für das Hauptquartier.“

„Gut, die kannst Du gleich hier abgeben und ersparst den Weg.“

Der Mann schüttelte den Kopf, spornete aber jetzt sein Pferd etwas mehr an, um nach vorn und dann auch vorbei zu kommen, denn der Zug ritt ihm zu langsam.

Das Wort: „ein Courier,“ hatte sich indeß unter der Schwadron nach vornhin fortgepflanzt und erreichte auch den jungen Obrist, der den Kopf nach ihm wandte.

„Majestät, es scheint uns ein Courier von der Küste her überholt zu haben. Wünschen Sie ihn zu sprechen?“

„Hat er Depeschen für mich?“ sprach der Kaiser rasch, sein Pferd einzügelnd.

„Depeschen für Seine Majestät?“ frug Graf Scharnhöller den Boten, der jetzt, mit der Hand am Hut, an ihn heranritt. Es war ein gewöhnlicher Mexicaner, ein Halbindianer, in Serape

und Sombbrero, die Cherivalles aus einfacher rohgegerbter Kuhhaut, ohne jede Verzierung. Ein einzelner französischer Courier wäre auch überall der Gefahr ausgesetzt gewesen, von den Liberalen oder selbst einzelnen Trupps der Landeskinder angegriffen und erschlagen zu werden; den Mexicaner ließ man aber überall ruhig passiren und er war keiner Gefahr ausgesetzt.

„Nein, Señor,“ antwortete dieser aber auf die Frage — „nur für das Hauptquartier. Die Depeschen sind direct an den Marschall adressirt und ich darf sie nur in seine eigenen Hände geben.“

Die Brauen des jungen Grafen zogen sich finster zusammen, und sein Blick suchte flüchtig das Antlitz des Kaisers, aber ein Lächeln glitt über dessen Züge, und Graf Rhevenhüller frug nur noch — „Woher kommt Ihr? von Vera-Cruz?“

„Nein, Señor — nur von Puebla.“

„Und ist da etwas Besonderes vorgefallen, muchacho?“ wandte sich jetzt der Kaiser selber an ihn — „etwas Wichtiges?“

„Das ich nicht wüßte, Señor,“ sagte der Mann, der doch wohl den Kaiser in ihm erkannte, aber an die gehörige Anrede nicht gewöhnt war.

— „Vor ein paar Nächten ist ihnen nur der General Diaz durchgebrannt.“

„Porfeirio Diaz?“ rief der Kaiser rasch.

„Ja, Señor — Porfeirio Diaz — rein weg, und haben keine Spur wieder von ihm gefunden. Man glaubt, daß die frommen Väter dahinter stecken, und der französische General ist wüthend.“

Der Kaiser lächelte. „Da hätten die Pfaffen doch einmal etwas Gescheidtes gethan,“ wandte er sich in deutscher Sprache zum Grafen. „Ich halte diesen General Diaz für den anständigsten Republikaner und gäbe viel darum, wenn ich ihn für uns gewinnen könnte.“

„Er wird aber wieder ein Heer zusammen zu bringen suchen,“ sagte der Graf.

Der Kaiser schüttelte den Kopf. — „Woher soll er es nehmen? Nein, lieber Graf, ich glaube, die Sache ist jetzt vorbei. — Haben Sie denn nicht gehört, daß jetzt Gonzales Ortega, der Juaristische Werbecommissär in den Vereinigten Staaten, schon ebenfalls Anspruch auf die Präsidentschaft macht? — aber Du kannst gehen, mein Bursche,“ wandte er sich an den Courier, der noch mit dem Hut in der Hand langsam neben dem Kaiser hinritt — „gieb nur Deine Deveschen an den Marschall ab,“ und dann

wieder fortfahrend sagte er: „Die Liberalen wissen jetzt also selber nicht mehr, wen sie zum Präsidenten haben wollen. Juarez erklärt allerdings, daß er fortregieren werde, aber womit? und kommt wirklich Ortega an die Reihe, so ist der mit leichter Mühe abzulaufen. Nein, wie ich mir Porfirio Diaz denke, so wird er sich jetzt über den Stand der Dinge zu unterrichten suchen und dann wahrlich selber den Frieden nicht mehr brechen.“

„Es wäre ein Glück, denn der Krieg wird jetzt zu blutig geführt.“

„Das ist es ja, was mir am Leben frißt,“ sagte der Kaiser, und wieder legte sich jener dunkle Schatten über seine Züge. „Haben Sie gehört, wie Mendez da oben bei Uruapan gewüthet hat? General Arteaga, den Einzigen, der noch ein wirkliches Heer befehligte, Salazar, den andern Chef, und die beiden Obristen Diaz und Villagomez hat er erschießen lassen, ehe noch das Octoberdecret in Wirksamkeit treten sollte, ja eigentlich noch vor seiner Veröffentlichung, wo er nur auf geheimem Wege Mittheilung davon haben konnte. Das ist aber Bazaine's Werk, der jetzt um jeden Preis, sobald er sich nicht dabei compromittirt, Ruhe haben will und, wie

ich gehört habe, sogar dem Decret noch einen verschärften Zusatz gegeben hat."

"Es wird böses Blut im Lande machen."

"Gewiß, und das mit vollem Recht. Ich habe auch augenblicklich einen Courier an Mendez gesandt und ihm befohlen, sämtliche Kriegsgefangene, die noch in seinen Händen sind, direct her nach Mexico zu schicken. Ich will diese Meheleien nicht."

"Arteaga hat sich übrigens auch viel zu Schulden kommen lassen," sagte der junge Graf.

"Ja, ich weiß es," nickte der Kaiser, "aber ich bitte Sie, wer hier im Lande nicht? Nehmen Sie diese Dupin'sche Contre-Guerilla. Gibt es einen Mexicaner im Land, der größere Scheußlichkeiten verübt hat, als dieser sonst ganz tapfere und unerschrockene Dupin? Er ist der Schrecken des Landes, wohin er kommt. Was hat jener General Marquez, der angeblich zum Kaiserthum steht, in Tacubaya gethan? nicht allein die gefangenen Officiere, nein auch selbst — unglaublich aber wahr — die Kerzte hat er erschießen lassen. Was thun alle unsere mexicanischen Generale, Mejia vielleicht ausgenommen? In Europa würden wir als Wiedervergeltung für eine solche Scheußlichkeit im Krieg vielleicht berechtigt sein,

da solche Verbrechen dort nur als Ausnahmen gelten könnten und auch ausnahmsweise bestraft werden müßten. Hier aber ist es die Regel, und ich sehe ein, daß man den Mord nicht zur Regel machen kann, wenn man sich nicht selber auf eine Stufe mit diesen Menschen stellen will.“

„Aber das Decret ist nun einmal erlassen, Majestät.“

„Allerdings — aber ich habe schon nach verschiedenen Richtungen hin und an unsere Leute Contre-Ordres gegeben. Wollen die Franzosen in so blutiger Weise vorgehen, so mögen sie's auf eigene Verantwortung thun, aber ich kann den Mexicanern wenigstens zeigen, daß ich nicht ihr Blut, sondern ihr Glück und den Frieden ihres Landes will. — Sehen Sie dieses Land,“ rief er plötzlich, indem er seinem Thier in die Bügel griff und dadurch die ganze hinter ihm herkommende Schwadron zum Stehen brachte — „sehen Sie dorthin, Rhevenhüller, und sagen Sie mir, ob Gott der Herr mit all' der Pracht, die er über die Erde ausgestreut, etwas Schöneres, etwas Herrlicheres geschaffen! Es ist nicht möglich, soweit sich das Weltall dehnt — und das Land in ewigem Aufruhr!“

Sie hatten in der That hier einen der schön-

sten Punkte erreicht. Nachdem sie den die beiden Seen trennenden Damm wieder passirt und den Wallfahrtsort Guadalupe erreicht hatten, lag die Hauptstadt mit ihren Häusermassen und der daraus emporragenden prachtvollen Kathedrale vor ihnen. Dicht an ihrer Linken der Tezcocosee, im Südosten ragten die herrlichen, in der Sonne ordentlich funkelnden Vulkane empor, und ein solch unbeschreiblicher Schmelz lag über der ganzen Landschaft, daß er das Herz auch eines weniger für Naturschönheiten empfänglichen Menschen, als es Maximilian war, entzückt haben würde.

„Das Paradies der Erde!“ rief der Kaiser aus. „Die Mexicaner sind wahrlich in ihrem Recht, wenn sie behaupten, Gott der Herr habe sich, nachdem er die Welt erschaffen, ein besonderes Fenster im Himmel offen behalten, um immerdar auf sein Lieblingsland, auf Mexico, herabschauen zu können. Und was haben die Menschen daraus gemacht? Es ist ein Jammer, wenn man es bedenkt, und wie stolz könnte ich sein, wenn es mir bestimmt wäre, dieses Land zu dem reichsten und glücklichsten zu machen. — Doch kommen Sie — die Wünsche und Träume helfen uns Nichts — wir wollen handeln.“

Und wieder ließ er seinem Thier die Zügel, und der ganze Zug legte den noch übrigen Weg nach der Hauptstadt in einem schwachen und durch Nichts mehr unterbrochenen Trab zurück.

8.

In Guerrero.

Der wildeste und zerklüfteste Staat des wilden und zerklüfteten Mexico ist der Staat Guerrero, der sich vom 15. bis 17. Breitengrad schräg am stillen Meer hinaufzieht und an seiner Ostgrenze bis fast an das der Hauptstadt benachbarte Cuernavaca heranreicht, wo sich der Kaiser in dem alten Cortez-Palast eine Sommerresidenz errichtet hatte.

Hier in Guerrero hauste der sogenannte „alte Panther von Guerrero“ unumschränkt und verdankte diesen fast poetischen Namen viel weniger seiner Tapferkeit und seinen „echt republikanischen“ Gesinnungen, wie die republikanische Presse in Amerika und Europa es zu verbreiten suchte, sondern einzig und allein sowohl der Un-

zugänglichkeit als ebenso Unbrauchbarkeit seines wilden Landes.

Schon zu Zeiten der Spanier hatte Alvarez' Vater, ein Indianer, der sich indessen taufen ließ und einen spanischen Namen annahm, jenen abgelegenen Theil der Berge, dem man bei der letzten Eintheilung den Namen Guerrero gegeben, inne gehabt, und sich ziemlich unabhängig dort von den sonst rücksichtslos herrschenden Vizekönigen gehalten. — Als aber in den späteren Unabhängigkeitskriegen und denen folgenden Revolutionen und Pronunciamentos die Regierungen der Art wechselten, daß, ehe die Kunde von einem Präsidenten nach dem entfernten District gelangte, schon ein Anderer das Staatsruder wieder an sich gerissen hatte, behauptete sich dessen Sohn Alvarez in seinem alten Reich — angeblich als Gouverneur der in Mexico zeitweilig herrschenden Regierung, — in Wirklichkeit aber vollkommen so unabhängig wie ein wirklicher Monarch, so daß er auch nur selbst den Namen einer Republik — blos der Bequemlichkeit wegen und um langweilige Erörterungen zu vermeiden — beibehielt.

Selbst Juarez, dem sich vor der Intervention so ziemlich das ganze Land unterworfen, mußte

ihn in seiner natürlichen Festung, seinem Reich anerkennen. Er wußte recht gut, daß es unmöglich sein würde, den alten starrköpfigen Indianer zu irgend Etwas, dem er sich nicht gutwillig fügte, zu zwingen, oder gar das Land zu erobern und zu behaupten, und machte deshalb, Klugerweise, nicht einmal den Versuch.

Jetzt, nach der Intervention und nach Gründung des Kaiserreichs, würde Alvarez wahrscheinlich eben so wenig Etwas dagegen gehabt haben, den Kaiser, wie früher den Präsidenten anzuerkennen — er betrachtete das gerade so, wie etwa ein europäischer Staat eine Kaiserwahl in China, die ihn weiter nicht berührte. — Was ging ihn Mexico an, so lange er in seinem kleinen Staat fortregierte. Aber die Franzosen, mit den Verhältnissen des Landes nicht so bekannt, und mit dem Wunsch, dabei den in Guerrero liegenden, nicht unbedeutenden Hafenplatz Acapulco für sich zu gewinnen, glaubten, den Staat eben so leicht erobern zu können, wie alle die übrigen, und rückten denn auch von Cuernavaca aus, wo die Berge noch nicht so wild und zerrissen sind und eher eine Passage möglich machen, direct hinein. Das aber nahm der alte Alvarez, der auch jetzt schon einen Sohn von nahe an dreißig Jahren

zur Stütze hatte, übel, rief seine Pinto-Indianer zusammen, besetzte die besten Pässe und Ströme, und trieb denn auch richtig die Franzosen, denen in diesen Bergen ihre Geschütze gar nichts halfen, mit blutigen Köpfen wieder heim.

Französische Berichte meldeten allerdings, daß französische Truppen bis über den Mescal-Strom und in das Herz des Landes vorgebrungen seien, um die Hauptstadt zu belagern, wo sie freilich wegen Mangel an Geschütz und unzureichender Mannschaft den Versuch hätten aufgeben müssen. Es ist das aber nur einer der gewöhnlichen französischen Schlachtenberichte, die besonders für die große Nation fabricirt wurden und weiter keinen Zweck hatten. Es war einfach nicht wahr. Die Franzosen haben den Mescal, einen ganz anständigen Strom, der an der Ostkette der Vulkane entspringt, durch ganz Guerrero strömt und oben im Norden die Grenze zwischen diesem Staat und Michoacan bildet, nie überschritten. Sie sind bis an dessen rechtes Ufer gekommen, aber nicht weiter, und haben dann den Rückzug antreten müssen. Sie wären auch in den Engpässen des inneren Landes verloren gewesen.

Alvarez herrschte von dem Augenblick an wieder so unabhängig in seinen Bergen wie vor-

her, und herrschte so noch — wenigstens der Sohn — bis auf den heutigen Tag, ohne sich um den Kaiser oder Juarez zu kümmern. Er hat jetzt allerdings einen Contre-Gouverneur in einem früheren General Jimenes gefunden, aber das hatten auch nur wieder die Beiden unter sich auszumachen. Die Regierung in Mexico bekümmert sich klugerweise gar nicht darum und ist vollständig zufrieden, wenn sie die Zölle in Acapulco erheben kann.

Der Staat Guerrero ist unermesslich reich an Farbholzern und wahrscheinlich auch an Mineralien. In seinen breiten Thälern könnten dabei alle nur erdenklichen Producte gezogen werden, denn was man anpflanzt gedeiht, aber es wird fast Nichts angepflanzt. Die ewigen Revolutionen, wenn sie auch Guerrero nicht besonders berührten, übten doch ihren verderblichen Einfluß dadurch aus, daß die jungen Leute fortwährend dem Land entzogen und an die Grenze geschickt wurden, und der Export deckt nicht einmal den Import des spärlich besiedelten wilden Landes.

Aber was für eine prachtvoll wilde Scenerie bietet es nach jeder Richtung, jetzt zu den Tropen niedersteigend, jetzt sich hoch in die gemäßigtere Zone zwischen Kiefer- und Fichtenwäldungen

hinein erhebend. Murrende Bergströme stürzen dazwischen hin, schmale aber steil auslaufende und felsbedeckte Hänge durchschneiden das Land nach jeder Richtung. Ja selbst den hindurchführenden Hauptwegen folgend, die man kaum Saumpfade nennen kann, sind die armen Lastthiere fortwährend gezwungen, an schroffen Hängen emporzuklettern. Wenn sie den Gipfel aber kaum erreicht, gähnt wieder ein Abgrund zu ihren Füßen, den sie mehr hinabrutschen als gehen müssen, um an der andern Seite des unten dahin schießenden Bergstromes auf's Neue emporzuklimmen.

Kanonen auf diesen Wegen? Die eingeborenen Soldaten sind kaum im Stand, ihre Musketen auf jene Bergsättel zu schleppen, und an manchen Stellen könnten zwanzig Mann einen Paß gegen eine ganze Armee vertheidigen.

Hier, hüben und drüben vom Mescal und über das ganze weite Land bis zum stillen Meer zerstreut, haufen die Pintos oder sogenannten „gemalten“ Indianer, ein wunderliches, sämmtlich von einer eigenthümlichen Hautkrankheit gezeichnetes Volk, das sich aber trotzdem vollkommen wohl und glücklich zu fühlen scheint und mit seiner gefleckten oder punktirten Haut eben so

unbefangen in der Welt herumläuft, wie bei uns mancher ältliche Herr mit einer vollkommen rothen oder sogar in's Blaue spielenden Nase — oder mit Stern und Ordensschmuck.

Woher diese Krankheit rührt oder aus was sie eigentlich besteht, weiß kein Mensch. Man sieht und erkennt sie nur, wenn sie die Haut erst unheilbar angegriffen hat, ohne jedoch dadurch den Körper selber nur im geringsten zu schädigen. So viel wird behauptet, daß sie bei näherer Berührung anstecken soll, aber auch das wodurch ist ein Räthsel und muß erst noch ergründet werden.

Die Pintos sind von ziemlich kupferbrauner Farbe, und die häufigste Bezeichnung an ihren Körpern ist durch blaue Punkte und Flecken, die, unregelmäßig überall vertheilt, sich aber am häufigsten auf der Brust und an den Armen finden.

Röthliche Flecken schimmern hier und da mit unter, sehr oft kommen aber auch vollkommen weiße vor, besonders bei den Frauen, und zeigen sich dann immer zuerst an den Händen. Es giebt eine Menge von Frauen, die vollkommen und fast unnatürlich weiße Hände haben, aber diese Farbe reicht selten über das Handgelenk, denn

dort schließt sie, wie eine Manschette, ein dunkelblauer oder rother Rand ein, und erst weiter an den Armen hinauf zeigen sie sich wieder.

Die Männer sind dabei kräftige, muskulöse Gestalten, gewandt und ausdauernd, die Frauen schlank und zart, mit oft wirklich hübschen Gesichtern.

Diese Pintos nun, die Alvarez schon von seinem Hafenplatz Acapulco aus mit guten Waffen, besonders vortrefflichen amerikanischen Bajonnet-Gewehren versehen konnte, hatten allerdings schon zweimal die in ihr Land bringenden Franzosen zurückgewiesen und glaubten vor einem dritten Angriff ziemlich sicher zu sein. Trotzdem schien Diego Alvarez, der Sohn, dem der schon alternde Vater seit Kurzem die Regierung seines Staates überlassen, ihnen nicht recht zu trauen und lag nun, da Juarez im Norden geschlagen worden und auch der Süden kein Heer mehr gegen den Kaiser in's Feld stellen konnte oder wollte, mit einer nicht unbedeutenden Truppe Soldaten in dem kleinen Städtchen Mescal, am linken Ufer des gleichnamigen Flusses. Dort beherrschte er den von Norden aus der Hauptstadt herführenden Weg vollständig und hielt so gewissermaßen Wacht an seiner eigenen Grenze

— an der Grenze wenigstens, die er bequem vertheidigen konnte. Das Wenige, was er dabei dem Feind von seinem Lande preisgab, war nicht des Haltens werth und konnte von ihm auch, abgeschnitten von jeder Verbindung, nicht gehalten werden.

Allerdings hatten die Truppen dort Mühe sich zu belästigen, denn die Leute erzeugen wohl nothdürftig, was sie für sich selber brauchen, aber der Fluß war fischreich, Vieh wurde ebenfalls herbeigetrieben, und außerdem giebt es kein mäßigeres Volk als gerade diese, in einem rauhen Land erzogenen Pintos, die sich mit dem Wenigsten begnügen und Nichts verlangen, als eben nur ihren Hunger und Durst zu stillen.

Fahrzeuge lagen gar nicht auf dem Strom, nicht einmal ein Canoe, und auch kein menschliches Wesen war an dem linken Ufer zu erkennen, als an der rechten steilen Bank etwa zehn Reiter mit einigen zwanzig beladenen Maulthieren sichtbar wurden, die aber kaum in feindlicher Absicht kommen konnten, oder sie hätten sich nicht so offen da gezeigt und ihre Lastthiere selbst bis zum Wasserrand hinabgetrieben. Drüben am Uferrand regte es sich aber doch jetzt — ein einzelner Posten, der im Waldesschatten und

unmittelbar am kühlen Uferbett gelegen, sprang hinaus auf die Sandbank, und ohne erst einen Anruf der Fremden abzuwarten, feuerte er seine Musquete in die Luft ab.

Das war das Zeichen, und in dem kleinen Ort, der etwa 200 Schritt vom Ufer ab liegen mochte, regte es sich und wurde lebendig. Trommeln wirbelten, Trompeten tönten, und kaum waren zehn Minuten vergangen, als sich schon eine kleine Truppe von Soldaten zeigte, die raschen Laufs dem Uebergang zueilte, um sich bei drohender Gefahr dort wenigstens in die Schanze zu werfen, bis das Hauptcorps nachrücken und sie unterstützen konnte.

Die Fremden schienen davon aber nicht die geringste Notiz zu nehmen und auch ziemlich sicher zu sein, daß sie nicht abgewiesen würden, denn während sich die Pintos drüben wie zu einer verzweifeltsten Vertheidigung rüsteten, packten sie ruhig ihre Lastthiere und sattelten ihre Pferde ab, und bereiteten sich so auf den Uebergang über den Strom vor. Nur Einer der eben gekommenen hatte seine Kleider abgeworfen, und Hemd und Hose in einen festen Knäuel zusammenrollend und mit einer Schnur umwickelnd, warf er sich ohne Weiteres in den rasch fließenden

den Strom, hielt das Bündel mit dem linken Arm hoch und trocken aus dem Wasser, und schwamm hinüber.

Die Pintos sahen auch bald, daß sie es hier nur mit einer kleinen friedlichen Caravane zu thun hatten, gebrauchten aber nichtsdestoweniger jede Vorsicht, denn schon früher hatten einmal die Franzosen versucht ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf einen bestimmten harmlosen Punkt zu lenken, indeß eine größere Truppenmacht etwas tiefer unten den Strom unbemerkt zu kreuzen und dann den Platz zu überfallen suchte. Es war ihnen aber nicht gelungen und auch heute hielt Diego Alvarez alle jene Plätze, wo ein Uebergang möglich war, streng bewacht. Mit seinen außerdem überall am rechten Ufer zerstreuten Spionen brauchte er denn auch kaum eine Ueberrumpelung zu fürchten.

Der Bote indessen, der von dem Zug hinüber nach dem linken Ufer schwamm, wurde dort von ein paar Leuten weniger in Empfang genommen als freundlich begrüßt. Er war selber ein Pinto von der Ostgrenze des Staates, aber er brachte auch Leben in die Leute, denn er beorderte augenblicklich das Floß, um ihr Gepäck herüber zu schaffen, und das allerdings gebrauchte lange

Zeit. Aber er theilte ihnen zugleich mit, daß der Eigenthümer oder Befehlshaber des Juges der aus den Händen der Franzosen entflohene General Porfeirio Diaz sei, der hier bei Alvarez vor der Hand Schutz vor seinen Verfolgern suche, und sofort wurde ein Bote an ihren General abgesandt, um ihn davon zu benachrichtigen.

Indessen kam ein Indianer mit dem am Ufer versteckt gewesenen Floß an, das er allein, und anscheinend noch dazu mit ziemlicher Leichtigkeit auf seiner Schulter trug, und eigenthümlich, ja originell genug war es hergestellt. Es bestand nämlich — etwa fünf Fuß im Quadrat, aus Nichts als mit einander verbundenen und wasserdicht verstopften hohlen Flaschenkürbissen, die allerdings, so klein der Raum sein mochte, den sie einnahmen, eine ganz bedeutende Tragfähigkeit besaßen.

Eine Strecke am Fluß hinauf, um die Strömung zu überwinden, legte der Pinto dann sein schwankes Fahrzeug auf das Wasser, ging noch damit ein Stück in seichtem Wasser, an der Sandbank hin, aufwärts, und dirimirte es dann, indem er daneben herschwamm, zum andern Ufer hinüber, wo dann auch der General ohne Weiteres mit seinem Sattel und wenigem Gepäck darauf

Platz nahm und auf die nämliche Art übergeseht wurde.

Diego Alvarez hatte indessen schon von Porfeirio Diaz' Ankunft gehört und eilte ihm entgegen, um ihn zu begrüßen.

Es war eine kleine gebrungene Gestalt, Restige, mit einem ziemlich nichtsagenden Gesicht und niederer Stirn, kurzen glatten Haaren und einem flachen schwarzen Schnurrbart, aber mit gutmüthigen Zügen, und der Willkommen des in der That befreundeten Generals war in der That ein herzlicher.

„Caramba! Don Porfeirio — wie mich das freut, Sie einmal wieder und bei mir begrüßen zu können — also glücklich entkommen? Santissima, sie worden ja jetzt da drüben, was sie unter die Hände kriegen.“

„Don Diego — ich freue mich nicht weniger, Sie hier zu finden,“ sagte Diaz, indem er die dargebotene Hand nahm und herzlich schüttelte, „und auch dabei auf freiem sichern Boden zu stehen. Hierher kommt kein Feind.“

„Caracho, nein,“ lachte Diego, „das haben wir ihnen versalzen; aber wurden Sie verfolgt?“

„Gehegt haben sie mich bis über die Berge hinaus,“ lächelte Diaz, „und einmal wäre ich

ihnen beinahe wieder in die Hände gefallen. Französische Gendarmen hatten den Platz schon umzingelt, in dem ich versteckt war, und ich bin ziemlich fest überzeugt, daß sie mit dem Befehl hinter mir hergeschickt waren, mich ohne Weiteres niederzuschießen, wo sie mich fänden."

„Und wo war das?"

„Zwischen den beiden Vulkanen; aber der alte Popocatepetl hat mich gerettet, und schickte da plötzlich, und fast aus heiterem Himmel, ein so furchtbares Unwetter nieder, wie ich es selber in jenen Bergen noch nicht erlebt. Ein Blitz folgte dem andern, einer immer greller und zischender dabei wie der andere, der Donner rollte nicht mehr, sondern schmetterte mit Kanonenschlägen drein; die Erde bebte so heftig, daß in der steilen Schlucht, in der ich lag, schon Steine anfangen abzubröckeln und loszurollen, und eine Sturzfluth wusch vom Himmel nieder, daß sie, kaum eine Viertelstunde später, in reißenden Bergströmen zu Thal wälzte. Mir aber war es zum Heil — die Pferde der Gendarmen hielten diesen furchtbaren Donnerschlägen, die ununterbrochen einander folgten, nicht Stand — das Rollen des Erdbebens mochte sie dabei ebenfalls schon gemacht haben. Die Reiter mußten

abstießen und die Thiere am Zügel nehmen, und fast unter den Hufen der stampfenden Pferde fort, mit Lebensgefahr an einer steilen und jetzt durch innere Gewalten erschütterten Schlucht hin, kroch ich, bis ich das lehmige, sprudelnde Wasser erreichen konnte, sank hinein und entging so ungeesehen der Gefahr."

"Ave Maria," sagte kopfschüttelnd Don Diego, „daß diese Bestien unsere besten Männer im Land auf solche Art umherhegen dürfen. Aber hier seid Ihr sicher, Don Porfeirio, und könnt Euch von Euren Mühen und Gefahren ausruhen."

"Keine Ruh' für mich," sagte Porfeirio Diaz kopfschüttelnd, „so lange noch fremde Hände die Zügel unserer Regierung halten. Habt Ihr Nachrichten hier vom Norden? Wie steht es mit Juarez?"

"Schlecht," sagte Diego Alvarez, den Kopf schüttelnd, „ich glaube gar nicht, daß er noch auf mexicanischem Boden lebt — wenn so, jedenfalls nur als Flüchtling und gehegt wie Ihr. Weshalb ist er nicht auch nach Guerrero gekommen?"

"Aus dem einfachen Grund, weil er dort oben Amerikaner für unsere Sache zu werben

hofft," sagte Diaz. „Wie ich schon in Puebla hörte, sprechen sich die Nordamerikaner immer entschiedener gegen das Kaiserreich aus. Die französischen Officiere unterhielten sich mehr als einmal ganz unbefangen selbst in meiner Gegenwart davon, daß sie bald ihr „schönes Frankreich" wiedersehen würden.“

„Und auf welche Partei stützt sich Maximilian jetzt besonders?"

„Eigentlich auf gar keine," lachte Diaz. „Die Merikalen wühlen und bohren gegen ihn; die Conservativen sind entrüstet, daß der Kaiser nur mit liberalen Ministern regiert und Gesetze erlassen hat, die selbst Juarez nicht freisinniger hätte geben können, und gegen die sie sich die langen Jahre immer mit Erfolg gesträubt — zum Beispiel die Befreiung der Indianer von ihrem Schuldwang, freie Schulen und so weiter, und die Liberalen, die um ihn sind, fangen sich ebenfalls an unbehaglich zu fühlen, denn mit den Finanzen steht es erbärmlich, und sie sehen einen Staatsbankerott vor Augen.“

„Si — Si — Si!" nickte Diego lachend, „ich habe es immer gesagt, daß ich viel lieber Gouverneur von Guerrero als Präsident oder Kaiser von ganz Mexico sein möchte. Aber was

schafft Ihr dort über den Fluß herüber? doch keine Munition? die haben wir mehr, als wir verbrauchen können."

"Nein," sagte Diaz, "aber ich dachte mir, daß Ihr hier knapp an Provisionen würdet, und habe an Mais mitgebracht, was ich unterwegs aufstreiben konnte. Die Maulthiere müssen übrigens zurückgeschickt werden, und der Bursche, der das übernimmt, bleibt gleich mit ihnen am andern Ufer."

~ „Bueno, Bueno!" rief Diego Alvarez, sich vergnügt die Hände reibend, „unsere Provvisionsendung von Providencia ist ausgeblieben, und wir haben schon seit zwei Tagen keine Tortillas gehabt. Der Mais kommt wie gerufen, und nun haben wir wieder auf lange Zeit zu leben."

„Sind Provisionen hier schwer zu bekommen?"

„Nicht leicht, — weiter nach Osten zu ist es besser."

„Dann halte ich mich hier auch nicht auf," sagte General Diaz, „lange genug habe ich müßig liegen müssen und sehne mich darnach, wieder an der Spitze eines Heeres zu stehen."

„So wollt Ihr wieder vorbrechen und den Krieg erneuern?"

„Sobald ich höre, daß Juarez wieder im

Norden eine Macht zusammen hat, werfe ich mich nach Oajaca hinein. Dort strömt mir Alles zu, und wir dürfen den Feinden keine Ruhe lassen. Sie müssen gehegt und beunruhigt werden auf allen Seiten, müssen einsehen lernen, daß sie auf diesem Boden keinen Frieden finden, und dann wollen wir doch einmal sehen, wer es länger aushält, wir, die wir hier von Tortillas und Wildfleisch leben, und in Hitze und Rässe ausbauern können ohne zu ermüden, oder der Feind, der Millionen nach Millionen herüberschicken muß, um nur seine Leute zu erhalten, und die Gefallenen oder Gefangenen ebenfalls nur mit ungeheuren Kosten und neuen Menschensendungen ersetzen kann. Uns kostet die Erhaltung eines einzelnen Soldaten nicht so viel Uacos wie ihn Pesos, und unsere Berge und Schluchten arbeiten für uns mit. Seid bereit, Don Diego, und wenn der Tanz wieder im Norden und Süden zugleich losgeht, dann brecht Ihr von Westen aus mit Cuern Pintos vor, und Ihr werdet sehen, wie wir sie hinein in's Meer treiben, woher sie gekommen sind. Mexico muß frei werden, oder — sie mögen uns ebenfalls todt schlagen, wie sie so viele Tausende unserer Brüder todtgeschlagen haben.“

„Aber eine Weile haltet Ihr Euch doch bei uns auf?“

„Ein paar Tage, ja, um zu rasten, denn ich bin wirklich wandermüde, aber dann wieder fort an die Arbeit.“

Die Leute unten am Fluß hatten indessen nicht gesäumt, um die verschiedenen Ladungen überzuschaffen, aber es ging trotzdem sehr langsam, denn zu ganz Mescal gehörte nur das eine Floß und das konnte nicht mehr als eine Maulthierladung auf einmal überschaffen, wenn es nicht seine Fracht der Gefahr des Durchnässens aussetzen wollte. Der Fährmann selber wurde aber dabei müde, denn so hatte er sich in langer Zeit nicht angestrengt, und der Fluß, mit sehr starker Strömung, war auch wahrlich gar nicht so schmal, um das unausgesetzte Hinüber- und Zurückschwimmen, noch dazu mit dem beladenen Floß, zu einer leichten Arbeit zu machen. Bis spät in die Nacht hinein dauerte deshalb der Transport, aber reges Leben herrschte indessen in der kleinen Stadt, wo die Ankunft von einer Sendung Mais natürlich Jubel verbreitet hatte.

Stadt? — Wir machen uns daheim einen andern Begriff von einer Stadt, und doch galt Mescal dafür im Innern Mexicos, oder beau-

sprachte wenigstens, seiner Einwohnerzahl nach, den Namen.

Ueber einen ziemlichen Flächenraum lag es wohl ausgedehnt, denn Grund und Boden hatte keinen Werth, aber nicht ein einziges festes Haus befand sich darin, Lehmwände natürlich ausgenommen, die aber weder innen noch außen „verputzt“ dem Ganzen einen etwas düstern Ausdruck gaben.

Jedes Haus stand allein auf einem von Menschen, Hunden, Hühnern und Schweinen vollständig kahl gestampften Platz, auf dem nur einzeln ein paar Schattenbäume angepflanzt waren, und jene wunderlichen Cactushecken, die den Vortheil vor anderen Umzäunungen haben, daß sie mit jedem Jahr höher und dichter werden — schlossen dabei auch jedes Grundstück einzeln ein. Hoch genug waren die Hecken in der That, denn an manchen Orten ragten diese sogenannten Kerzencactus, fünf bis acht Zoll im Durchmesser, wie eine Stange von zwölf bis achtzehn, ja zwanzig Fuß hoch empor, und bildeten dabei unten, durch die neu auswachsenden und mit scharfen Stacheln bewehrten Schößlinge, eine wirklich undurchbringliche Wand.

Trostlos sah freilich dabei das Innere der

Häuser aus, und wenn sich die Eingeborenen so weit civilisirt hatten, daß sie in einer festen Stadt, und mit ein klein wenig Arbeit, beisammenlebten, so schienen sie doch ihren Mangel an allen Bedürfnissen vollständig beibehalten zu haben; ja sie zeigten sogar weniger Reigung, sich der geringen Bequemlichkeiten zu bedienen, die sie in ihrem Bereich fanden, als selbst die Hunde, die sich zwischen ihnen herumtrieben und mager und hungrig genug aussahen. Diese, wo sie es irgend haben konnten und wo es ihnen verstattet wurde, suchten wenigstens zum Schlafen gewöhnlich eine der hier und da ausgebreiteten Matten, die Kinder dagegen nie, und wo sie gerade standen, legten sie sich auch, wenn sie ausruhen oder schlafen wollten, auf die blanke Erde und in Schmutz und Staub ruhig nieder.

Diese Matten bildeten dabei das einzige Ameublement der Häuser, wenn man ein da und dort mit einer Ruhhaut überspanntes Gerüst aufnehmen wollte, das vielleicht dem Oberhaupt der Familie zur Schlafstelle diente. Kein Schrank, kein Stuhl fast, ein paar nothdürftig zusammengehämmerte Bänke und ein fest im Boden wurzelnder Tisch, das war Alles, und der eiserne Topf, in dem sie ihre Speisen, ihre Suppe und

ihren Mais zu Tortillas kochen, diente auch gelegentlich den Frauen zum Waschbecken, ohne daß sich irgend wer davor gescheut hätte. Die Leute dort wußten es eben nicht besser und waren es nie im Leben anders gewohnt gewesen.

In der ganzen Stadt gab es auch keine Posada oder kein Wirthshaus noch einen Kaufladen. In früheren ruhigen Zeiten hatte man wohl sogenannte Stände gehabt, wo verschiedene Arten von Lebensmitteln als: Tortillas, Eier, ein paar Bananen oder Orangen zc. zu kaufen gewesen; aber das war jetzt schon lange durch die vielen Soldaten aufgezehrt, und nur wenn frische Zufuhr her von der Küste oder aus der dortigen Nachbarschaft kam, eröffnete sich damit wieder ein kleiner Handel. Das Einzige, was man jetzt in ganz Mescal zu kaufen bekommen konnte, war die aus der gleichnamigen Agave gebrannte „Agua ardiente“, ebenfalls Mescal genannt — ein scharfer aber nicht unangenehm schmeckender Branntwein. Selbst roher Zucker, an dem es sonst doch wenigstens nicht fehlte, war nicht mehr zu bekommen.

In einem dieser Häuser, wohin Diego Alvarez sein Hauptquartier gelegt, legirte sich Porfeirio Diaz ebenfalls mit ein, und schien sich

schon ganz an diese Lebensart gewöhnt zu haben. Dicht neben seinem Bettgestell, auf das er seine Serape geworfen, knetete eine Pinto-Indianerin mit den weißen Händen und blaurothen Ringen und Ranten darum das Mehl für seine Tortillas, aber sie schmeckten ihm trotzdem. Was hatte er nicht Alles die letzten Wochen ertragen und durchgemacht — *que importe* — sein Körper verlangte Nahrung, und wer ihm die bot und was ihm geboten wurde, blieb sich völlig gleich.

Alvarez und Diaz besprachen indessen den gegenwärtigen Stand des Landes, nach den dürftigen Berichten allerdings, die doch nur spärlich in diesen entfernten Theil drangen, und doch hatten Beide so ganz verschiedene Interessen an der Entwicklung des Dramas, das sich in diesem Augenblick in ihrem Vaterland abspann.

Porfirio Diaz war einer der wenigen Republikaner in Mexico, die sich fest davon überzeugt hielten, daß ihr Vaterland nur unter einer selbstständigen Regierung glücklich werden könne, und die deshalb Alles mit ihrem eigenen Leben in die Schanze schlugen, ohne weiteren Ehrgeiz, als mit Hand anzulegen an das große Werk der Befreiung.

Diego Alvarez war das gerade Gegentheil von General Diaz. Schon Alvarez' Vater hatte man den „Panther von Guerrero“ genannt und ihn oft als Muster eines freien Republikaners aufgestellt, und trotzdem blieb er Nichts als ein kleiner Tyrann in einem kleinen Kreis — ein herrschsüchtiger Indianer, dessen ganzer Ehrgeiz sich aber nur allein darauf beschränkte, unumschränkter Präsident — unter dem Titel eines Gouverneurs — in seinem eigenen Staat zu bleiben. Er würde mit Freuden seine Zustimmung zu der ganzen Besetzung Mexicos durch die Fremden gegeben haben — vorausgesetzt nur, daß man ihn unbehelligt ließ und Nichts in seine Regierung dreinredete, und erst als er sah, daß das nicht geschah, griff er die Waffen auf und wurde Republikaner.

Der junge Alvarez schien deshalb auch gar keine so besondere Lust zu haben, ein festes Versprechen zu geben, um die von Norden und Süden zusammendrückenden Operationen zu unterstützen. „Wenn jeder Gouverneur seinen eigenen Staat gegen die Feinde hielte,“ meinte er dabei, „so wäre es gar nicht möglich, daß diese irgendwo Wurzel fassen könnten,“ und Diaz hatte Mühe genug, ihm zu beweisen, daß nicht eben

jeder Staat durch seine eigene unbezwingliche Lage gerade so geschützt wäre wie Guerrero.

Alvarez nahm auch Partei für Ortega's Ansprüche auf die Präsidentschaft und wollte Nichts davon hören, daß Gonzales Ortega vielleicht der unfähigste Mensch in ganz Mexico sei, den Staat zu regieren. —

Die Nacht war indessen eingebrochen und in Mescal hatten sich die Bewohner, an frühe Stunden gewöhnt, schon sämmtlich zur Ruhe begeben. Da schlugen plötzlich alle Hunde im Ort an und gleich darauf donnerte wieder der Schuß der alten Muskete das Flußthal entlang — neuen Besuch am andern Ufer kündend. Ausgeschickte Boten meldeten allerdings bald darauf, daß nur ein einzelner Reiter dort drüben harre und den Führer verlange, dieser weigerte sich aber entschieden, hinüberzufahren. — Wenn sie ihm drüben sein Floß wegnahmen, war er's los und Niemand zahlte ihm dafür. Wer da auch sei, er mochte entweder herüberschwimmen, oder bis zum andern Morgen drüben am Ufer bleiben — er rührte sich an diesem Abend nicht mehr von der Stelle.

Dem späten Reiter blieb in der That nichts weiter übrig, als dem Rath zu folgen, und

sein Pferd voranstreibend, schwamm er denn auch in seinen Kleidern hinüber — die Nacht war warm, was konnte ihm geschehen, und bis morgen Früh wurden sie doch wieder trocken.

Aber der Mann brachte wichtige Nachrichten. — Oben den ungeheuern Weg von Mazatlan kam er herunter und meldete nun Alvarez: Die Nordamerikaner hätten am Rio-Grande offen Partei für Juárez ergriffen und schon eine Stadt auf mexicanischer Seite für die Liberalen erobert. Baja California war wieder vom Kaiserreich abgefallen, in Sinaloa und Chihuahua wuchsen neue Guerilla-Banden wie aus dem Boden heraus, und das Gerücht ging, daß Juárez selber an der Spitze eines aus amerikanischen Freiwilligen bestehenden Heeres gegen Süden vorrücke.

„Don Diego,“ sagte da Porfeirio Diaz, der den Bericht des Boten mit der größten Spannung angehört, während Alvarez die Neuigkeiten ziemlich gleichgiltig hinzunehmen schien — „morgen in aller Frühe breche ich nach dem Osten auf.“

„Pero amigo,“ rief Diego erstaunt. „Ihr seid kaum angekommen und noch todmüde — was wollt Ihr im Osten?“

„Truppen werben und rüsten und den Kamraden im Norden helfen.“

„Und woher wissen wir, daß das Alles auch begründet ist? Caramba, der Weg ist weit, und seit der Zeit, die der Mann gebraucht hat um hierher zu kommen, kann sich wieder viel geändert haben.“

„Ah si amigo,“ rief Porfeirio Diaz — „aber zum Besseren für uns. Wer weiß, ob nicht Juarez schon wieder in Durango steht, und ich sollte hier indeß müßig die Zeit verträumen? — No sirvel vamonos! Companero, mir brennt schon der Boden hier unter den Füßen, und ich wollte, die Nacht wäre erst vorüber.“

„Santa Maria,“ lachte Diego, „Ihr seid gar nicht wie ein Mexicaner, und ich glaube wahrhaftig, Ihr habt französisches Blut in Euren Adern. Immer unruhig, immer wie Quecksilber; kein Wunder, daß Euch die Franzosen nicht in Puebla halten konnten. Ihr gleitet Einem zwischen den Fingern durch.“

„Haben meine Thiere wohl ordentlich Futter bekommen?“

„Sie sind versorgt — habt keine Angst — aber Ihr wollt doch nicht im Ernst schon morgen Früh wieder aufbrechen?“

„Mit der Sonne, amigo, denn jeder Tag, den ich hier versäume, ist verloren.“

„Und wo wollt Ihr Soldaten herkriegen?“

„Quien sabe,“ lächelte Porfeirio Diaz — „bis jetzt haben sie mich noch nicht im Stich gelassen. Aber nun zur Ruhe; ein paar Stunden muß ich wenigstens schlafen, denn der Körper verlangt sein Recht.“

Porfeirio Diaz hielt Wort. Einen rastlosen Bandenführer gab es nicht im Heer der mexicanischen Liberalen. Mit Tagesanbruch schon trieb er seine kleine Schaar von Leuten zusammen. Zwei Thiere wurden mit Provisionen, eins mit Munition bepackt, und noch stand die Sonne keine Stunde hoch am Himmel, als der kleine Zug auch schon einem am Fluß hinauf führenden Pfad folgte, um in der Nachbarprovinz auf's Neue die Fackel des Aufstands zu erheben und dann muthig gegen den Norden aufzürücken.

Ricarda San Blas war jetzt volle sechs Monate in Rodriguez' Haus, und durch ihr liebes heiteres Wesen so der Liebling der Familie geworden, daß man sich eine Trennung von ihr gar nicht mehr denken konnte, und doch drohte diese, denn der alte Señor San Blas hatte von Mazatlan geschrieben, daß er mit dem nächsten Monatsdampfer von dort abreisen und über Vera-Cruz nach Mexico kommen würde, denn die Wege im Innern waren jetzt so unsicher geworden, daß er hätte fest darauf rechnen können, auf der Tour — wenn ihm nichts Schlimmeres geschah, wenigstens drei- oder viermal ausgeplündert zu werden.

Und doch schien Ricarda nicht mehr das fröh-

liche, sorglose Kind, dem Glück und selbst Uebermuth aus den Augen lachte, wie sie es gewesen, als sie Rodriguez' Haus zuerst betreten. Sie war in den kurzen Monden zur sinnigen Jungfrau herangewachsen, und manchmal hatte es sogar den Anschein, als ob eine Art von Schwermuth Gewalt über sie gewinne, die sie nur wieder mit Gewalt von sich abschütteln konnte. Aber trotzdem zeigte sie sich selbst in diesen Stunden immer so engels-gut gegen Alle, daß man ihr gern die kurze Zeit, die sie sich in sich selbst verschloß, nachsah — leuchtete ihr Lächeln doch nachher um so freundlicher.

Nur in einer Sache harmonirte sie nicht ganz mit dem alten Rodriguez und hatte da auch manchmal die Frauen gegen sich. Sie war nämlich eine entschiedene Verehrerin des Kaiserpaars sowohl, als auch des Kaiserreichs, und nicht etwa deshalb, weil sie von den Herrschaften besonders ausgezeichnet worden, sondern weil ihr klarer, einfacher Sinn es bald erkannte, daß es der Kaiser wirklich gut mit dem Land meine, und Alles that, was in seinen Kräften stand, um es zu heben und vorwärts zu bringen.

Señor Rodriguez konnte Nichts, was sie ihm zu des Kaisers Gunsten sagte, leugnen, denn

die Thatfachen sprachen für sich selbst, aber er behauptete, — und das von dem Standpunkt seiner Partei aus — daß er in eine sehr schiefe Richtung hineingerathen sei, aus der es ihn Mühe kosten würde sich wieder herauszufinden. Er bekämpfte die Liberalen und regierte mit ihnen zu gleicher Zeit, also er erkannte dadurch stillschweigend an, daß ihre Grundsätze die richtigen wären. Weshalb aber war er dann nach Mexico gekommen, hatte sich zu einem Werkzeug Napoleon's gebrauchen und Tausende von Menschen noch mit hinschlachten lassen? — es lag kein Sinn darin.

„Aber war er nicht vom Volk selber gewählt?“

Don Jose zuckte die Achseln. „Meine liebe Ricarda,“ sagte er, „Du kannst zweimal in jedem Monat in Mexico über ein Oberhaupt abstimmen lassen, und Du wirst genau so viel verschiedene Resultate wie Abstimmungen bekommen. Abstimmung in Mexico! — es ist das etwa das Nämliche, als ob Du die genaue Zahl der Hirsche angeben wolltest, die Du in unseren Wäldern findest — es ist eben eine Unmöglichkeit, denn das eigentliche Volk entscheidet sich erst, wenn es einen wirklichen Erfolg sieht. Alles, was vor-

dem geschieht, ist entweder Comödie, oder die Stimmung eines Augenblicks, die schon wieder keine Geltung mehr hat, bis nur das Resultat verzeichnet werden kann."

"Und ist dann aber nicht der Kaiser durch Mexicaner getäuscht worden, die also doch ebenfalls wissen mußten, wie es in ihrem Lande stand?"

"Das mag sein, aber wenn er sich täuschen ließ, war es seine Schuld, und die muß er jetzt büßen."

"Und er meint es so gut — alle seine Gesetze, die er erläßt, sind so rein menschlich und vernünftig — nie für ihn selbst, nur immer zum Besten des Volkes berechnet."

"Aber Ricarba," sagte Señor Rodriguez, der damit in eine Sackgasse gerieth, „wer ist denn das Volk eigentlich, wer hat denn die leitende Hand im gesellschaftlichen Leben sowohl, als auch das Capital, um unsere Hilfsquellen zu verwerten? Die conservative Partei, und mit der hat sich Seine Majestät die größte Mühe gegeben sie vor den Kopf zu stoßen, wo sich ihm nur irgend eine passende Gelegenheit dazu bot."

"Und kann man es allen Menschen recht machen, guter Onkel?"

„Nein, mein Kind,“ erwiderte Rodriguez, „aber der arme Kaiser, dem ich nicht den Willen abspreche ehrlich zu handeln, hat es mit einer unglückseligen Geschicklichkeit dahin gebracht, es auch Keinem, ohne Ausnahme, recht zu machen.“

„Und sucht er nicht die unteren Volksklassen zu heben? — was hat er Alles für die Indianer gethan? er hat die Sklaverei gebrochen, die nicht dem Namen mehr, doch der That nach auf den Unglücklichen lag, und dadurch Tausende und Tausende glücklich gemacht.“

„Und auch das nur, wie alles Uebrige, halb,“ entgegnete Rodriguez. „Er hat die Peonerie von ihnen genommen, ja, aber ohne ihnen etwas Anderes dafür zu bieten, und für den Augenblick sind sie frei, aber auf wie lange? Anstatt ihnen Land anzuweisen, auf dem sie sich niederlassen konnten — und wenn sie auch anfangs nur das bauten, was sie selber nothdürftig zum Leben brauchten, that er Nichts, als die Besitzenden zu ärgern, indem er ihre eingegangenen Verpflichtungen aufhob und damit eine Menge von Menschen schädigte, ohne denen, welchen er Gutes thun wollte, den geringsten Nutzen zu bringen. Ein oder zwei Jahre, ja, sind sie vielleicht noch ihre eigenen Herren, dann aber muß nach und

nach wieder das nämliche Verhältniß eintreten, was vorher bestand, und was dann?"

„Aber hat er nicht ein Gesetz erlassen, das ihnen auch Grundeigenthum zusichert?"

„Ja, aber sich auch wieder von dem Klerus beschwären lassen, es zurück zu nehmen. Das ist es ja, Ricarda, was uns im Lande unsicher macht, das ewige Schwanken von seiner Seite, bald nach da: bald nach dorthin, weil er Allen gerecht werden will und es dadurch Keinem wird. Dem Klerus ist er, weil er einsah daß er das Land sonst in die größte Verlegenheit brächte, fest entgegen getreten, aber dann auch wieder giebt er ihm in einer Menge von Stücken nach und macht ihn dadurch nur natürlich wieder übermüthig."

„Und glaubst Du, Onkel," rief Ricarda bewegt, „daß irgend ein Mensch der Welt Mexico besser regieren könnte, als es Maximilian thut?"

„Hm," sagte Señor Rodriguez ausweichend, „besser? das will ich nicht sagen — aber jedenfalls geschickter, mein Herz."

„Erfüllt er nicht treu und brav alle seine übernommenen Pflichten?"

„Nichts dagegen einzuwenden, mein Schatz

— ich bin fest überzeugt, daß er mehr arbeitet als alle seine Minister zusammen. Er sollte aber weniger arbeiten und mehr thun — er sollte energischer handeln.“

„Energischer handeln? und habt Ihr nicht selber gegen das October-Decret gesprochen, weil es zu blutig wäre?“

„Ja, aber da es einmal erlassen ist, sollte es auch ausgeführt werden. So hat er es aber schon nach allen Seiten hin widerrufen lassen, ohne daß sich jedoch die Franzosen daran lehren, und wo ihn Jemand um Gnade bittet, läßt er ihn laufen.“

„Und sollte er das nicht thun, Onkel? ist nicht die Gnade gerade das schönste und herrlichste Vorrecht der Krone?“

„Ja — aber,“ — rief Don Jose, der jetzt keinen Ausweg mehr sah. „Er hat Recht und Du hast Recht — ich habe aber auch Recht. Caramba, ich danke meinem Schöpfer, daß ich nicht Kaiser von Mexico bin; ich wüßte am Ende selber nicht, wie ich es machen sollte.“

„Und noch immer kein Frieden im Land!“ seufzte Ricarda.

„Frieden?“ rief Rodriguez, „jetzt geht der Teufel erst wieder recht los. Daß die Franzosen

nächstens mit all' den fremden Hilfsstruppen abmarschiren, ist nur noch ein öffentliches Geheimniß. — Juárez sollte dabei nach Nordamerika hinein gestoben sein! Ja wohl, sein Kriegsminister Negrete hat schon wieder eine Armee zusammen, und statt in Paso del Norte rückt er auf's Neue scharf gegen Chihuahua herab, und im Süden steht es nicht besser. Wenn es wahr ist, was man darüber hört, so hat Porfirio Diaz auf seiner Flucht Guerrero glücklich erreicht, und rüstet da unten wieder aus Leibeskräften. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn es der Kaiser nächstens wie Juárez selber macht, und nur statt nach Norden hinaus, nach Süden hinunter geht und sich in Yucatan festsetzt. Es wäre, nebenbei gesagt, das Klügste, was er überhaupt thun könnte, denn dann fräßen sich hier in kurzer Zeit die Liberalen selber auf, und nachher wäre es möglich, daß er zuletzt, aus lauter Verzweiflung, vom Volk selber zurückgeholt würde. Gott bessere es — aber ich will einmal einen Augenblick hinüber in die Lonja, Rind, und ein paar Zeitungen lesen. Gutes steht natürlich nicht darin, aber man erfährt doch einmal wieder etwas Neues.“

„Der Kaiser hat Almonte nach Paris geschickt?“ sagte Ricarda.

„Ja,“ nickte Rodriguez, „und das ist schon ein böses Zeichen. Hol’ der Böse die Franzosen! sag’ ich — sie haben unser Land an den Rand des Verderbens gebracht, und werden jetzt Maximilian ebenfalls in der Patsche sitzen lassen — und geschieht ihm recht,“ setzte er unwirsch hinzu, griff seinen Hut auf und verließ den Salon.

Ricarda war allein darin zurückgeblieben, wie sie ihr Onkel verlassen, die Hand auf den Tisch gestützt, den Kopf gesenkt, und ohne daß sie es selber wußte, traten ihr ein paar Thränenperlen in die Augen und tropften unbeachtet, ungehindert auf ihr Kleid nieder. Hatte der Onkel Etwas gesagt, das sie gekränkt oder bekümmert? Wenn so, gab sie sich selber keine Rechenschaft darüber, aber das Herz war ihr recht schwer geworden, und langsam, ja wie unwillkürlich schritt sie hinüber zum Instrument, öffnete es und — wußte selber nicht wie es kam, daß sie heute gar so ernste und schwermüthige Weisen spielte.

Die Thür öffnete sich vorsichtig und einer der Diener schaute herein.

„Señorita!“ sagte er leise — er wollte die junge Dame anreden, mochte sie aber doch nicht

stören, und wußte nun nicht recht, wie er es anfangen sollte — „Señorita!“

Ricarda, ganz im Spiel vertieft, hörte ihn gar nicht, bis er doch endlich sah, daß er auf diese Weise nie zum Ziel kommen würde, sich ein Herz sagte und auf sie zukam.

„Señorita!“

Ricarda sah die sich bewegende Gestalt, und den Kopf dorthin wendend, unterbrach sie ihr Spiel.

„Willst Du Etwas von mir, Pablo?“

„Ja, Señorita — ist ein Señor unten.“

„Señor Rodriguez ist ausgegangen; ich glaube hinüber in die Lonja.“

„Nein — will nicht zu Señor Rodriguez — will Señorita sprechen, ein französischer Officier.“

„Ein französischer Officier, mich?“ sagte Ricarda erstaunt, „das ist jedenfalls ein Irrthum — vielleicht die Señora — aber auch diese ist noch nicht zurückgekehrt.“

„Nein, nicht die Señora,“ behauptete aber Pablo, „sondern die Señorita Ricarda, wie er mir selber gesagt hat.“

„Das ist merkwürdig. Und wie heißt er?“

Pablo kratzte sich mit der linken Hand hinter

dem rechten Ohr — er hätte es bequemer haben können. Endlich sagte er — „ja caramba, den Namen hat er mir genannt, aber er klang so wunderbar, ich habe ihn wieder vergessen.“

„Run,“ sagte Ricarda, „irgend einen Grund muß der Besuch doch haben, also führe den Herrn nur hier herauf — vielleicht kommt auch die Señora bald zurück.“

Der Diener verschwand wieder, Ricarda schloß das Instrument und blieb erwartungsvoll mitten in der Stube neben dem großen Tisch stehen. Was in aller Welt konnte ein französischer Officier ihr zu sagen haben, daß er sie, und gerade sie zu sprechen wünsche!

Die Teppiche, die den Vorsaal deckten, dämpften den Schall der Tritte, aber deutlich hörte sie das Klingen der Sporen, jetzt öffnete sich die Thür, und Ricarda saßte krampfhaft die Tischplatte, denn auf der Schwelle, bleich wie ein Todter, mit eingefallenen Wangen und hohl liegenden Augen, stand van Leuwen — sie hätte ihn kaum wieder erkannt, und hatte doch so oft — so oft an ihn gedacht.

„Señorita,“ sprach da der junge Officier, indem er auf sie zuschritt und ihr treuherzig die

Hand reichte — „ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten.“ —

„Mich, Señor?“ sagte da Ricarda, die sich Mühe geben mußte sich zu fassen, und dabei doch fühlte, wie ihr das verrätherische Blut zurück in die Schläfe schoß.

„Daß ich mein Ihnen gegebenes Wort nicht früher eingelöst,“ erwiderte der junge Mann, „aber fast,“ sehle er wehmüthig lächelnd hinzu — „wäre ich es gar nicht im Stand gewesen, denn erst gestern erklärte mir der Arzt, daß er glaube, ich könne Guernavaca ohne Gefahr verlassen, und selbst jetzt noch —“

Ricarda sah, wie sein Antlitz plötzlich eine aschfahle Färbung annahm, und behielt kaum Zeit, ihm einen Stuhl hinzuschieben, in den er sinken konnte. Dann griff sie rasch nach der Glocke und wollte den Diener herbeirufen; van Keunen wehrte aber matt lächelnd ab und sagte bittend:

„Lassen Sie es sein, Señorita — es ist schon vorüber — es war nur eine augenblickliche Schwäche; der große Blutverlust hat mich ein wenig matt gemacht, und die Anstrengung der Reise, die Nacht hindurch, war vielleicht zu viel.“

„Sie sind erst heute angekommen?“

„Vor etwa einer Stunde.“

„Sie hätten ruhen sollen.“

„Es ist schon vorüber und — ließ mir eben keine Ruhe mehr.“ Er nahm dabei von seinem kleinen Finger den Ring mit dem Smaragd, und ihn dem jungen Mädchen überreichend, sagte er mit mattem Lächeln: „Hier, mein Fräulein, wenn auch spät — viel später, als ich selber gehofft — löse ich mein Wort und bringe Ihnen den geraubten Ring zurück. Der Bube selber ist freilich — Dank unserer schlechten Polizei — entkommen, aber seine Helfershelfer haben wenigstens ihre Strafe erlitten.“

„Schon am nächsten Morgen hatten Sie das Rencontre mit den Räubern?“ fragte Ricarda, indem sie den Ring, aber doch wie halb unschlüssig nahm — „oh, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich von der Angst befreit haben, dieses liebe Andenken an der Hand jenes Buben zu wissen!“ — und unwillkürlich fast hob sie den Ring an ihre Lippen.

„Wir fanden in des jungen Lucido Tasche einen Brief, der ihn aufforderte, an jenem Raub Theil zu nehmen, und kamen dadurch auf die richtige Spur.“

„Großer Gott, so hatte der Verbrecher jenen

Brief schon bei sich, während er hier noch mit uns verkehrte. — Wie ist es möglich und denkbar — und aus solcher Familie!“

„Señorita,“ sagte van Leuwen düster — „was ich bis jetzt hier von Land und Leuten gesehen, hat einen traurigen Eindruck auf mich gemacht. Sie selbst sind Mexicanerin und ich glaube, daß das Volk von Natur auch brav und gut ist, aber diese ewigen Kriege und Revolutionen haben es verdorben — es herrscht kein Ehrgefühl mehr unter den Männern, kein Bewußtsein, was ein gegebenes Wort bedeutet, was sie ihrer Stellung im Leben schuldig sind. Ein Mexicaner verspricht Alles, was man von ihm verlangt, aber meist immer nur aus einer gewissen Artigkeit, um dem, mit dem er gerade zusammentrifft, etwas Angenehmes zu erzeigen und ihm ein Verlangen nicht abzuschlagen. Aber damit glaubt er auch allen Forderungen genügt zu haben, denn daß er das Versprochene dann halten müsse, fällt ihm gar nicht ein.“

Ricarda nickte mit dem Kopf, und van Leuwen, der erst wieder eine kurze Zeit Athem schöpfen mußte, fuhr langsam fort:

„Und wie unzuverlässig im äußersten Grad sie dabei in ihren Charakteren sind, habe ich erst

wieder deutlich während meiner langen Krankheit in Cuernavaca gesehen. Ich lernte dort viele Mexicaner genauer kennen, als es mir unter anderen Umständen möglich gewesen wäre, denn sie gaben sich mir ganz wie sie wirklich sind, und ich fand unter ihnen liebe, gute Menschen, herzlich, gefällig, zutraulich und ehrlich, und alle hingen sie mit voller Liebe an dem Kaiserpaar, das ja so oft auch dort zwischen ihnen weilte. Aber dabei besprachen sie mit der größten Unbefangenheit auch wieder den baldmöglichen Wechsel einer Regierung und überlegten sich schon in voller Ruhe, wie sich dann Alles wohl für Cuernavaca gestalten würde. — Von einer Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus keine Spur. — Nur das wirklich Bestehende hat deshalb auch für sie eine Berechtigung — ist es beseitigt, so gehört es eben nur der Vergangenheit an.“

„Armer Kaiser!“ sagte Ricarda, „ich fürchte selber, daß Sie Recht haben, und es wird ihm Nichts übrig bleiben, als sich auf die zu stützen, die ihm in ein fernes Land gefolgt.“

Van Deuwen seufzte wehmüthig auf. — „Und selbst das ist ein schlechter Trost für ihn,“ sagte er, „denn mit Ausnahme seiner ihm treuen Sol-

daten und einiger Wenigen, die es wirklich ehrlich mit ihm meinen, ist er fast nur von abenteuerlichem Gesindel umgeben, die in dem Glauben nach Mexico gingen, hier eine Fortsetzung der alten, früher erbeuteten Schätze zu finden. Die Leute sehen sich getäuscht und schimpfen jetzt entweder auf das Kaiserreich, oder plündern und stehlen in ihren Ressorts, auf was ihnen verstattet wird die Hand zu legen. Ich weiß nicht ob Alles wahr ist, was man mir darüber erzählt hat, aber wenn es auch nur die Hälfte wäre, würde es hinreichen, um die Hälfte seiner Umgebung in's Zuchthaus zu bringen. Er ist im wahren Sinne des Wortes von Diebesgesindel umgeben, und leider finden sich selber im Officierstande eine Menge von unbrauchbaren Abenteurern, die sich jetzt nur die größte Mühe geben den guten Namen, den bis dahin die Fremden und besonders die Deutschen im Land gehabt haben, völlig zu untergraben. Uns Belgier," setzte er dann lächelnd hinzu, „hät das gewöhnliche Volk nur deshalb, weil es uns für Franzosen hält — aber Señorita," brach er ab, „ich fürchte, daß ich Ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehme.“

„Oh, wie dankbar bin ich Ihnen,“ sagte das junge Mädchen bewegt, „daß Sie trotz Ihrer körperlichen Schwäche den Weg hierher nicht gescheut haben.“

„Gescheut?“ sagte van Leuwen wehmüthig — „wenn Sie wüßten, wie ich mich darauf gefreut habe, und mußte so lange, lange Monate darauf harren — ja hatte sogar noch fortwährend die Furcht, daß ich Sie nicht einmal mehr in Mexico antreffen würde. Glauben Sie auch nicht,“ fuhr er lebendiger fort, „daß Ihnen der Ring verloren gewesen wäre, wenn ich meine bösen Wunden etwa nicht überlebt hätte — wie es die Aerzte allerdings fürchteten. Dem französischen Oberarzt hatte ich das feste Versprechen abgenommen, den Ring nach meinem Tode sicher in Ihre Hände zu liefern — ich weiß, daß er es gehalten hätte,“ setzte er hinzu, indem ein leises Roth seine Wangen färbte. „Wohl hätte ich ihn gleich von dort hierher senden sollen, einmal aber fürchtete ich die Unsicherheit der Straße, und dann — wollte ich ja doch so gern das Kleinod Ihnen selber überreichen. — Ihr Herr Onkel ist nicht zu Hause?“

„Nein — er ist ausgegangen. Er würde sich so freuen Sie zu sehen — und auch meinen

Water," setzte sie leise erröthend hinzu, „erwarte ich in der nächsten Zeit.“

„Um Sie abzuholen von hier?“ rief van Leuwen fast erschreckt.

„Er kommt in der Absicht hierher,“ erwiderte leise das Mädchen.

Van Leuwen schwieg; er sah still und bewegt vor sich nieder, endlich sagte er:

„Wenn Sie es mir erlauben, Señorita, so suche ich Ihren Onkel später noch einmal auf. Ich fühle,“ setzte er rasch hinzu, „daß ich meinen Kräften ein wenig zu viel zugetraut — ich muß mich erst Etwas erholen, aber ich hoffe, es wird nicht lange dauern. Ich war nie in meinem Leben krank, und mein Körper wird sich rasch wieder kräftigen!“

„Sie sind so schwach jetzt?“ sagte Ricarda theilnehmend, „Sie können den Weg ja gar nicht allein gehen — oh lassen Sie mich einen Diener rufen, daß er Sie führt.“

Van Leuwen schüttelte lächelnd den Kopf. — „Es geht schon,“ sagte er, „nur noch ein wenig langsam; unten an der Plaza nehme ich mir dann einen Wagen. Leben Sie wohl, Señorita,“ und ihre Hand ergreifend, hob er sie leise an die Lippen und wandte sich zum Gehen.

„Aber haben Sie denn auch Pflege?“ fragte das junge Mädchen mit zitternden Lippen, „wer ist um Sie, der Ihnen Hilfe leistet?“

„Ich habe meinen Burschen,“ sagte der junge Officier lächelnd, „der genügt. Mit einem Soldaten dürfen nicht zu viel Umstände gemacht werden, oder man brauchte nur die halbe Armee für die Vermundeten. Wenn wir uns wiedersehen, hoffe ich wieder kräftig auf den Füßen zu sein.“

Ricarda stand, als er schon lange das Zimmer verlassen hatte, noch immer auf derselben Stelle und sah ihm nach, und so wehmüthig ängstlich ihre Blicke bis dahin gewesen waren, einen so finstern, ja fast ärgerlichen Ausdruck nahmen sie jetzt an, bis sie zuletzt die kleine Faust ballte. Mit dem Fuße stampfte sie dabei den Boden und rief aus:

„Ist es denn nicht abscheulich, daß wir uns nur durch die Convenienz, und das was sich „schickt“ oder nicht schickt, das Leben selber verbittern und vergällen, und unseren Nebenmenschen gegenüber scheinbar kalt und theilnahmlös bleiben müssen, selbst wenn uns unser Herz noch so sehr dazu treibt, ihnen beizustehen. Wie gern hätte ich den armen jungen Menschen jetzt

selber die Treppe hinab und meinetwegen auch bis an sein Quartier geführt. — Ich bin gesund und kräftig und hätte es schon vermocht, aber das Geschrei und Gerede auch nachher in der Stadt darüber hören mögen. — Und weshalb kümmern wir uns eigentlich um das, was die Leute in der Stadt überhaupt reden? sorgen sie sich um uns? stehen sie uns bei, wenn wir leidend sind? Sie denken nicht daran. — Und jetzt liegt das arme junge Blut wieder da in der alten Kaserne, mit Niemandem um sich, der ihm zur Hand geht, als eben seinem Burschen — auch nur einem Soldaten. — Und wie lieb von ihm, daß er mir den Ring gebracht — und ich habe noch dazu vergessen, ihn nur zu fragen wie er ihn bekommen.“ — Fast unbewußt hob sie ihn wieder an die Lippen und drückte einen Kuß darauf.

„Wenn es bei uns zu Hause wäre,“ setzte sie dann überlegend hinzu, „dann wüßte ich auch genau was ich thäte — dann hätte ich Papa einfach, daß er den armen jungen Menschen, der so weit von seiner Heimath entfernt ist, zu sich in's Haus nähme, und an Pflege sollte es ihm schon nicht fehlen, dafür wollt' ich einstehen — aber hier — der Onkel? Er ist freilich immer

so gut und behauptet, er könne mir gar nichts abschlagen und — das ganze Haus wäre zu meiner Disposition — wenn ich ihn aber nur um ein ganz kleines Zimmerchen bitte, so sagt er doch am Ende nein. Van Leuwen hat Recht! Das ist eine recht schlechte Angewohnheit von uns Mexicanern, daß wir so viel höfliche Nebenarten machen und doch im Grunde gar nichts dabei meinen. — Und wenn ich nun einmal den Versuch machte? — Er ist doch auch gut kaiserlich gesinnt — der junge Officier ist ein Landsmann der Kaiserin und eigentlich nur verwundet worden, weil ich ihn in die Sache hineingebracht habe. Ach was! Ich versuch's — wenn er kommt, sag' ich's ihm — böse kann er nicht werden, und — vielleicht thut er's, und das wäre zu hübsch."

Und in der Hoffnung flog sie wieder an's Instrument, und hatte sie vorher recht trübe und schwermüthige Melodien gespielt, so glitten ihre Finger jetzt nur so über die Tasten, und die Kinder kamen herein und fingen im Zimmer an mit einander zu tanzen.

Nach einer Stunde etwa kehrte Señor Rodriguez zurück, und seine Stirn, die recht ernst gewesen war, als er das Haus betrat, heiterte

sich auf, als er, auf seiner Schwelle stehend, das fröhliche Leben überschaute, das sich vor ihm entwickelte.

„Das ist recht, Ricarda,“ rief er lächelnd aus, „daran erkenne ich wieder mein altes Nichten, die Glück und Jubel hinbringt, wohin sie kommt. Wie lange habe ich Nichts hören müssen als Trauermärsche, Abschieds- und Sehnsuchtslieder und Sonaten, bei denen man hätte vor Wehmuth vergehen mögen. Das klingt wie alte Zeiten, und wir haben es auch nöthig, mein Kind, daß wir uns wieder heitere Familientreife schaffen, denn das Leben da draußen ist ernst genug, und wird leider mit jedem Tag ernster.“

Ricarda war tief erröthend vom Clavier aufgesprungen, denn zum ersten Mal kam ihr selber in diesem Augenblick der Gedanke, weshalb sie denn eigentlich heute gerade so heiter und fast ausgelassen sei. War es nur der Wiederbesitz ihres Ringes? Wenn sie hätte aufrichtig sein wollen, so mußte sie sich gestehen, daß sie in der letzten Stunde gar nicht an den gedacht — und trotzdem brauchte sie ihn jetzt zum Vorwand.

„Rathe einmal, Onkelchen, was ich bekommen habe,“ rief sie, indem sie ihn schelmisch dabei ansah und ihre Hände hinter sich hielt.

„Was Du bekommen hast?“ frug Rodriguez, während dessen Frau jetzt ebenfalls in's Zimmer trat — „und von wem?“

„Ja, das mußt Du auch rathen.“

„Aber wie kann ich das, Rärrchen?“

„Meinen Ring hab' ich wieder,“ rief sie, ihm die Hand mit dem Ring vor die Augen haltend.

„Den Ring,“ rief Rodriguez rasch, „den Dir Mauricio Lucido —“

„Den mir der Herr Räuber abgenommen hat und an dem ich ihn erwischte.“

„Und wer hat ihn gebracht?“

Jetzt wurde Ricarda in der That ein wenig roth, aber sie antwortete doch so unbefangen als nur möglich:

„Natürlich derselbe, der ihn dem Räuber wieder abgenommen hat — Hauptmann van Leuwen.“

„Van Leuwen? lebt denn der noch?“ sagte Rodriguez mit einer fast tödtlichen Gleichgiltigkeit, „ich glaubte, der wäre damals erschossen worden.“

„Aber Onkelchen,“ rief Ricarda wirklich erschreckt aus, „was um der heiligen Jungfrau willen fällt Dir nur ein; er war ja nur schwer verwundet.“

„Ja,“ sagte Rodriguez, „aber mir wurde er-

zählt, er hätte drei Schußwunden erhalten und wäre ihnen erlegen. Nun das freut mich, da hat er es doch glücklich überstanden — zähes Volk, diese Fremden.“

„Aber überstanden hat er es noch lange nicht, Onkelchen — denken Sie sich nur Tante, wie er vor etwa einer Stunde hier bei mir war und mir den Ring wiederbrachte, wurde er auf einmal todtensbleich und konnte kaum auf einen Stuhl sinken, sonst wäre er zu Boden gefallen.“

„Das ist aber sehr leichtsinnig von ihm,“ sagte die Dame, „schon Besuche zu machen, wenn man sich noch so schwach fühlt. Er hätte sich erst wieder ordentlich pflegen sollen, ehe er an's Ausgehen denken durfte.“

„Aber wo soll er sich pflegen, bestes Tantenchen? Der arme Mensch hat ja hier keine andere Heimath als die Kaserne. Mir that es in der Seele weh,“ fuhr sie bewegt fort, „denn ich hatte ihn eigentlich an jenem Abend gebeten, mir den Ring wieder zu verschaffen. Ich bin also auch deshalb wahrscheinlich die Schuld, daß er so schwer verwundet wurde, und wenn Papa hier in Mexico wohnte,“ setzte sie halb schüchtern hinzu, „so wüßte ich wohl was ich thäte.“

„Nun, mein Herz?“ sagte Rodriguez, dessen

Gedanken aber indeß schon wieder gewandert waren, denn was kümmerte ihn der verwundete belgische Officier, „was würdest Du also thun?“

„Ich würde Papa bitten,“ sagte Ricarda entschlossen, „daß er ihn zu uns in das Haus nehme, damit er da seine ordentliche Pflege bekommen könnte.“

„Aber Ricarda, was fällt Dir ein?“ rief die Señora, „einen wildfremden Menschen, mit dem man kaum drei- oder viermal gesellschaftlich zusammen gekommen. Das ginge doch unmöglich an.“

„Und weshalb nicht?“ sagte das junge Mädchen rasch, „gehört er nicht dadurch, daß er in der Armee des Kaisers dient, auch völlig mit zu uns?“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte Rodriguez bedächtig, „ich fürchte fast, daß die „Armee“ des Kaisers nicht von so gar langem Bestand mehr sein wird, denn die Anzeichen, daß uns wieder eine Krisis bevorsteht, mehren sich in erschreckender Weise.“

„Hast Du neuere Nachrichten, José?“ rief seine Frau besorgt.

„Allerdings,“ nickte Rodriguez, „und nicht eben besonders günstige, denn wenn ich auch nicht

weiß, ob schon ein bestimmter Armeebefehl dafür eingetroffen ist, so unterliegt es doch kaum noch einem Zweifel, daß der gute Kaiser Napoleon die Sache hier in Mexico nicht etwa satt hat, aber doch von den amerikanischen Staaten so gedrängt und in der That mit einem Krieg bedroht wird, um wahrscheinlich in der allernächsten Zeit seinen Truppen Marschbefehl zu geben und sie in Vera-Cruz wieder einzuschiffen. Dann aber befinden wir uns hier in der sehr angenehmen Lage, die Liberalen unmittelbar darauf in der Hauptstadt erwarten zu dürfen, und die ganze Geschichte mit dem Kaiserreich war nichts, als eben ein etwas sehr kostspieliges und nachher mißlungenes Experiment.“

„Aber das ist nicht möglich!“ rief Ricarda erschreckt. „Der Kaiser hat doch seine eigenen Truppen und alle die mexicanischen Regimenter, die ihm Treue geschworen haben. Wenn wir selber seine Sache nicht aufgeben, so kann Suarez auch gar nicht wagen, mit seinen wilden Banden auch nur gegen Mexico anzurücken.“

„Mit dem Anrücken,“ erwiderte Rodriguez achselzuckend, „scheint er schon auf dem besten Weg zu sein, denn die Zeitungen berichten, daß sich die französischen Truppen im Norden sehr

passiv verhalten, und dabei ist Mejia in Matamoros fast eingeschlossen, Negrete dagegen, Suarez' Kriegsminister, rückt schon wieder gegen Chihuahua vor, und wir erleben jetzt zum dritten Mal die nämlichen Kämpfe, die wir nun in jedem Jahr seit 1863 gehabt haben. Daß darüber das Land total zu Grunde geht, versteht sich außerdem von selbst, und ehe wir einen solchen Zustand permanent machen, wäre es doch in der That wünschenswerth, Seine Majestät — zögen mit den Franzosen wieder friedlich ab.“

„Aber Onkel!“ rief Ricarda entsetzt, „und habt Ihr nicht Alle ihn mit zum Kaiser gewählt und ihn veranlaßt, seine friedliche Heimath zu verlassen, um heraus in dies stürmische, unselige Land zu kommen?“

Señor Rodriguez zuckte mit den Achseln. „Wir glaubten, daß die Sache gehen würde, und sie wäre auch gegangen, wenn Maximilian die Leitung der Geschäfte denen anvertraut hätte, die früher für ihn eingestanden waren. Er hat das aber nicht für gut befunden, und ich sehe nun gar nicht ein, weshalb wir jetzt die Verantwortung auf unsere Schultern nehmen sollten.“

„Aber Napoleon hat doch einen Vertrag mit

ihm abgeschlossen," bemerkte schüchtern Ricarda, „er darf ihn doch gar nicht im Stich lassen und seinen Feinden in die Hände geben?"

„In der Politik, mein liebes Kind," erwiderte ihr Onkel, „geht eben Alles, und was man in bürgerlichen Verhältnissen manchmal einen Schurkenstreich nennen würde, das kann dort zur gerechtfertigten Nothwendigkeit werden."

„Das verstehe ich nicht."

„Ja," lachte Rodriguez, „das geht manchen geschiedteren Leuten so, mein liebes Herz."

„So hältst Du die Sache des Kaiserreichs für verloren?"

„Das will ich noch nicht sagen," bemerkte der Onkel, „wer weiß denn wie sich Alles gestalten mag, aber bedroht ist sie jedenfalls, und ich — möchte jetzt keine Actien zu fünfzehn Procent darauf nehmen — ich fürchte, es wäre ein schlechtes Geschäft."

„Aber das, Onkelchen," sagte Ricarda nach einer kleinen Weile, indem sie gewaltsam heiter zu scheinen suchte, „hat doch eigentlich gar nichts mit dem zu thun, worüber ich vorhin mit Dir sprach."

„Und was war das, mein Herz?"

„Hast Du es schon wieder vergessen?" er-

wiederte Ricarda erröthend — „wir — sprachen von dem so schwer verwundeten belgischen Officier.“

„Run? und? —“

„Und — daß er dort wo er liegt gar keine Pflege hat, und daß — daß es so gar hübsch wäre, wenn ihn — wenn ihn Jemand zu sich in's Haus nehmen könnte.“

„Das würde allerdings ganz angenehm für ihn sein,“ erwiederte Rodriguez ruhig, „aber wer soll das thun, mein Kind, denn alle Verwundeten können wir doch der Militär-Commission nicht abnehmen. Erstlich würden wir unsere Häuser zu Spitälern machen, und dann — haben wir dazu auch nicht die geringste und denkbare Verpflichtung.“

„Ich dachte nur, Onkelchen,“ sagte Ricarda, sich an ihn schmiegend, „weil Hauptmann van Leuwen doch eigentlich die Wunden meiner wegen bekommen hat.“

„Deinetwegen?“

„Ich war wenigstens die Veranlassung, daß er von der ganzen Sache Etwas erfuhr und sich hineinmischte.“

„Um — und also auf den Hauptmann van Leuwen speciell geht die Frage?“ sagte Rodri-

gues, indem er sie forschend ansah — „wenn er Dir aber heute seinen Besuch gemacht hat — und es thut mir leid, daß ich gerade nicht zu Hause war — so muß er doch auch wieder hergestellt sein?“

„Ja — so halb und halb, aber so schwach war er noch, daß er, wie ich Dir ja schon gesagt habe, beinahe ohnmächtig geworden wäre.“

„Hm!“ — nickte Rodriguez langsam vor sich hin — „ich hätte gegen den Mann gerade Nichts — er soll sich überall sehr anständig und bescheiden benommen haben, und ist auch wahr: scheinlich ein tapferer Soldat, aber die Sache, in die er da gerade durch Dich verwickelt wurde, ist mir, wie ich Dir offen gestehen muß, nicht besonders angenehm, denn obgleich ich vollkommen unschuldig dabei bin, hat sich doch Lucido auffällig kalt gegen mich seit der Zeit gezeigt. Außerdem scheint er sich gerade in den letzten Wochen den Klerikalen mehr zugeneigt zu haben, denn der Erzbischof war neulich unendlich freundlich gegen ihn. Nähme ich jetzt aber den nämlichen Officier zu mir in's Haus, auf dessen Anklage hin damals sein Sohn verhaftet wurde und mit genauer Noth nur durch die Flucht einem schimpflichen Tod entging, so

würden sie das sicher als eine ganz entschieden ausgesprochene Billigung jenes Vorfalls betrachten.“

„Aber Onkel, war es denn nicht ein ganz gemeiner Raubanfall!“ rief Ricarda bestürzt aus.

„Quien sabe!“ sagte Rodriguez, „in jetziger Zeit weiß man Guerillas und Ladrones kaum noch von einander zu unterscheiden, und wenn wir auch die Wirkung sehen, es ist unmöglich, die Beweggründe dafür genau festzustellen.“

„Und das ist allein die Rücksicht, die Dich davon abhält?“ sagte Ricarda leise.

„Ja und nein.“ erwiderte ihr Onkel, „ich möchte mich außerdem auch nicht entschiedener, als es irgend nöthig ist, gerade jetzt auf die Seite irgend welcher Partei stellen, wo die nächsten Wochen schon vielleicht im Stande sind sie vollständig über den Haufen zu werfen. Nachher bin ich compromittirt und habe mir selber die Schuld zuzuschreiben.“

Ricarda nickte langsam vor sich hin mit dem Kopf. „Ich begreife es,“ sagte sie kaum hörbar. „Du willst abwarten, Onkel, auf welche Seite sich schließlich der Sieg neigt, um dann erst Deinen Entschluß zu fassen.“

„Doch nicht so ganz. Doch nicht so ganz,

„Herz,“ sagte Rodriguez rasch, denn er schämte sich vielleicht, sein politisches Programm mit so kahlen, einfachen Worten bloßgestellt zu sehen. „Ich bin dem Kaiser wirklich ergeben; ich sehe ein und fühle, daß er's gut mit dem Land meint, und ich — hoffe zu Gott, daß es ihm gelingen möge, das große Werk einer Reorganisation unseres Landes glücklich durchzuführen, aber ich — ich möchte auch nicht den Ereignissen, denen der Einzelne ja doch nicht widerstehen kann, vorgreifen und bin es mir selber wie meiner Familie schuldig, nicht leichtsinnig und in den Tag hinein zu handeln.“

Micarda hatte mit der rechten Hand an ihr Herz gefaßt und war recht still und nachdenkend geworden. Sie erwiderte auch keine Sylbe, nickte nur, dabei vor sich auf die Erde sehend, daß sie die Gründe billige, oder doch wenigstens begreife, und zog sich dann auf ihr eigenes Zimmer zurück.

Frankreichs Trenbruch.

Rodriguez hatte nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn er in seiner Unterredung mit Ricarda seine Meinung darüber ausgesprochen, daß das Kaiserreich auf schwankenden Stützen stehe und im Sinken sei.

Wie Glücksfälle selten allein kommen, so ist es auch in trüben Stunden, und war es hier schon aus dem Grunde, weil Eins eben das Andere unrettbar nachzog. Die Lawine kann am Gipfel eines Berges oft aus einer kleinen, fast harmlosen Ursache entstehen; ein einfacher Schneeball rollt sie den Hang hinab, und ein Kind könnte ihn aufhalten und zerdrücken, aber je weiter er springt, desto mehr Schnee rafft er zusammen, je riesiger wächst er an, bis er zuletzt

Dörfer und Wälder zertrümmert und in seinem Sturz mit in den Abgrund reißt.

Im Jahr 1865 hatte sich das Kaiserthum allem Anschein nach mehr und mehr befestigt. Die französischen und österreichisch-belgischen Truppen, wacker dabei von den beiden mexicanischen Generalen Mejia und Mendez unterstützt, trieben den Feind zu Paaren, wo sie mit ihm zusammen trafen, und hatten eigentlich für kurze Zeit das ganze ungeheure Reich, mit Ausnahme Guerreros und einiger der entferntesten Staaten, dem Kaiserthum unterworfen.

Aber ein solch' ungeheures Land läßt sich wohl zeitweilig erobern, doch nie und nimmer behaupten, wenn man nicht Hunderttausende von Soldaten zur Verfügung hat und die Stellen, die man gewonnen, auch besetzt halten kann. Schon mit dem Ende des Jahres wandte sich das Glück, und eigentlich von der Zeit an, wo die Kaiserin von ihrer Reise aus Yucatan zurückkehrte und hier die erste Kunde von dem Tod ihres Vaters, des Königs der Belgier, vernahm, schien der Gipfelpunkt des Kaiserreichs erklimmen zu sein und der Weg von da ab, allmählich zwar im Anfang, doch steiler und steiler, wie er weiter dem Abgrund zulief, hinunter zu führen.

Immer noch hielt es sich aber wenigstens. Die französischen Truppen, wenn auch Bazaine schon geheime Instructionen bekommen zu haben schien, thaten doch noch ihre Schuldigkeit und schlugen sich tapfer, wohin man sie auch führte. Aber schon im Frühjahr von 1866 zeigte der Oberbefehlshaber keine Lust mehr zu neuen Operationen, schickte an alle gefährlichen Punkte Belgier und Oesterreicher, und schien sein Heer mehr und mehr von dem Kriegsschauplatz zurückziehen zu wollen.

Im Juni nahm er allerdings noch einmal Chihuahua und trieb den damals wieder bloß dahin vorgebrungenen Juarez zurück, dann aber konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß er die Offensive in Mexico vollständig aufgegeben habe. Trotzdem daß die Liberalen von allen Seiten wieder heranrückten und kühner und kühner wurden, je deutlicher sie sahen, daß ihnen nirgends mehr ernstlicher Widerstand geboten wurde, ließ sich der Marschall auf keine weiteren Unternehmungen mehr ein, ja schien nur den einen Zweck zu verfolgen, seine französischen Truppen zu concentriren, um eines jedenfalls angekündigten Befehls von daheim gewärtig zu sein.

Die geheimen Anhänger Juarez' jubelten na-

türklich, denn gerade in diesem Augenblick dem Kaiserreich die ganze Hilfsarmee entziehen, hieß geradezu nicht weniger, als ihm den Todesstoß geben. So wenigstens faßten es Jene auf, die Mexico und seine Bevölkerung genauer kannten. Der Klerus selber aber, so sehnsüchtig er auf den Moment gehofft hatte, wo er wieder freie Hand bekommen würde, befand sich in Verlegenheit, denn die Bedingungen waren noch nicht erfüllt, unter denen er gern die ihm doch feindlichen Franzosen aus dem Land abziehen sehen wollte. Quarez war, wie sich kaum leugnen ließ, noch nicht vernichtet, so oft ihn auch das Gerücht schon über die Grenze gejagt hatte, und prahlerische Zeitungsannoncen verkündeten, daß seine Armee völlig aufgerieben und zerstreut sei. Woher er immer wieder selbst in jenen entlegenen Theilen des Landes neue Truppen bekam, blieb allerdings ein Räthsel, aber daß sie da waren, ließ sich nicht weglegen.

Die Liberalen folgten den Kaiserlichen, wo auch immer sich diese zurückzogen, auf dem Fuß und trieben dadurch das Land fast zur Verzweiflung, denn die von beiden Theilen auferlegten Contributionen nahmen kein Ende mehr.

Das also, was die Anhänger des Kaiserreichs

mit Besorgniß erfüllte, die auffällige Unthätigkeit der Franzosen, deren ganze Armee sich gar nicht mehr um die Vorgänge im Land zu kümmern schien und augenscheinlich nur auf Befehle von außen wartete, und die unverkennbare Rührigkeit der Juaristischen Banden im Norden, Süden und Westen ließ auch den Klerus zum ersten Mal vielleicht bereuen, in seinen Wühlereien ein wenig zu voreilig gewesen zu sein — denn die Zeit war noch nicht gekommen, und es fehlte ihnen ein Mann.

Ja, wäre Miramon jetzt in Mexico gewesen, so hätte sich vielleicht Alles in der einfachsten Weise regeln lassen. Dieser, mit dem vollen Vertrauen der Conservativen wie des Klerus, konnte das von dem letzteren fanatisirte Volk um sich sammeln, und die Geistlichen durften wenigstens auf einen Erfolg hoffen — aber was nun?

Die Herren fühlten jetzt das dringende Bedürfniß sich auszusprechen und Rath und Trost einzuholen, und zu General de la Parra waren deshalb auf den heutigen Tag wieder die Spitzen der klerikalen Verschwörung, die schon lange im Stillen wühlte und bohrte, beschieden worden.

Die Situation verlangte allerdings die volle

Aufmerksamkeit der Betheiligten, und dringend nöthige Maßregeln mußten berathen werden.

Die dort versammelten Conservativen forberten deshalb auch den Erzbischof auf das entschiedenste auf, keine Zeit mehr zu versäumen; das Feuer brannte ihnen in der That auf den Nägeln, und in ihrem engeren Kreis tauchte sogar schon der Vorschlag auf, den alten Präsidenten und Unruhestifter Santa Anna wenigstens „in Vorrath“ zu haben, wenn Etwas hier in Mexico plötzlich geschehen sollte, was schleunige Abhilfe verlangte.

Ein neues Mitglied war ihnen dabei zugetreten, ein Geistlicher, Ordonoz mit Namen, ein ehrgeiziger Priester und, wie allbekannt, ein natürlicher Sohn Santa Anna's, der selbstverständlich hoffen durfte, augenblicklich einen Bischofsitz im Land zu erhalten, sobald sein Vater wieder an die Regierung kam.

Labastida durchschaute das Alles und mußte es durchschauen, denn wirklichen Patriotismus brauchte er bei keinem der Herren vorauszusetzen. Stand er diesem ja auch selber genau so fern. Nur das eigene Interesse konnte hier maßgebend sein und trieb Alle, wo es gemeinsam wirkte, auch zu gemeinsamem Handeln. Der Erzbischof

traute aber dem alten Santa Anna selber nicht, denn er wußte zu gut, wie oft der ehrgeizige und geldgierige Patron seine Gesinnungen gewechselt und sich der Partei rücksichtslos angeschlossen hatte, die für ihn selber die nützlichste und im Augenblick brauchbarste schien. Aber trotzdem durfte er seine eigene Herzensmeinung in Gegenwart Ordonoz' doch nicht aussprechen, denn wer im ganzen Reich konnte sagen, wie sich Alles bei einem Umsturz des jetzt Bestehenden gestalten würde. Es war eben so leicht möglich als nicht, daß Santa Anna wirklich wieder einmal auf kurze Zeit an's Ruder kam, und hatte er selber sich ihm dann feindlich gezeigt, so setzte er sich natürlich nur seiner Rache und Verfolgung aus.

Dies aber brachte ihn trotzdem nicht in Verlegenheit. — Er selber versprach sich allerdings keinen Erfolg nach dieser Richtung hin und wußte sogar, daß dem Klerus dadurch keine Sicherheit geboten wurde, aber es genügte vielleicht für den Moment. Redete er jetzt scheinbar einer Verufung Santa Anna's das Wort, so sicherte er sich einerseits den Rücken, und gewann dann auch die — wenn auch noch so kleine — Partei des Exdictators für sich, und

in diesem Augenblick durfte er keine Hilfe von der Hand weisen.

„Señores,“ sagte er deshalb, als ihm von General de la Parra der Vorschlag selber gemacht war, indem er nachdenkend, aber anscheinend nicht unzufrieden dazu mit dem Kopf nickte — „ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich selber schon viel mit dem Gedanken beschäftigt habe. Das Einzige nur, was ich fürchte, ist, daß General Santa Anna vielleicht zögern würde, in seinem Alter, bei so vorgerückten Jahren, die stille, sichere Ruhe seines jetzigen Aufenthalts mit dem stürmischen und selbst gefährvollen Leben und Wirken in unserem unruhigen Reich wieder zu vertauschen. Es ist nicht gut denkbar.“

„Wenn mir Monseñor erlauben,“ bemerkte da Pater Ordoñez mit großer Befriedigung, denn schon diese halbe Zustimmung erweckte in ihm die Aussicht auf eine neue glänzende Carrière, „so kann ich Ihnen die bestimmte Versicherung geben, daß der General seinem geliebten Vaterland auch dieses Opfer bringen wird, wie er ihm schon so viele gebracht hat. Ich stehe mit ihm in Correspondenz, und er hat sich darüber gegen mich unzweifelhaft ausgesprochen.“

„In der That!“ sagte Labastida mit seinem

glatten Gesicht, das, wenn er es wollte, auch nicht den geringsten Ausdruck zeigte — „aber ich weiß, daß sich der General immer aufopferungsfähig bewiesen hat, und wenn ich es mir recht überlege, wäre es vielleicht das Beste, direct eine Anfrage an ihn zu stellen und seine Meinung zu hören.“

„Ich glaube kaum, daß das nöthig sein würde,“ bemerkte Ordonoz.

„Das würde es in der That,“ erwiderte aber Vabastida, „denn diese Sache ist doch zu wichtig und folgenswer, um sich darin nur einfach auf eine Privatscorrespondenz zu verlassen. Eine directe Anfrage, worauf sich der General dann entschieden aussprechen und uns vor allen Dingen erst sein Programm einsenden kann, bringt Alles rasch in Ordnung, denn Sie werden mir zugestehen, Señores, daß wir nach den bitteren Erfahrungen, die wir mit Kaiser Maximilian gemacht, etwas vorsichtiger zu Werke gehen müssen. Ist der General gewillt, auf unsere Bedingungen fest und ohne Klauseln einzugehen, gut, dann darf er sich auch darauf verlassen, daß ihn die Kirche mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen wird; ist das aber nicht der Fall, dann würde seine Regierung nur unnützer-

weise den Kampf erneuern und das Land noch in größeres Verderben bringen. Außerdem, Señores," setzte er hinzu, „habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß ich den Zeitpunkt für gekommen erachte, wo wir alle unsere Freunde um uns sammeln müssen. Sie erinnern sich, was ich Ihnen früher darüber sagte. Ich habe nun jetzt zu meiner Freude gehört, daß Seine Majestät den General Marquez aus Europa zurückberufen hat, trotz aller Mühe war es aber nicht zu erlangen, daß dasselbe auch mit General Miramon geschehe. Wie es scheint, mißtraut ihm der Kaiser zu sehr, oder auch möglich, daß die liberalen Minister eine zu starke Opposition von seiner Seite fürchten.“

„Aber wir brauchen Miramon nothwendig in Mexico," rief de la Parra aus — „wir können ihn nicht entbehren!“

„Das war auch meine Meinung," nickte der Erzbischof, „und deshalb habe ich dem General mit dem letzten Dampfer die ganz bestimmte Weisung zugehen lassen, unter jeder Bedingung und unter welchem Verwand auch immer, wenn möglich, schon mit Marquez zusammen nach Mexico zurückzukehren. Wir dürfen Beide also in nächster Zeit erwarten, und Alles wird und

muß sich dann rasch entscheiden. Ich habe bestimmte Nachricht aus Rom, daß die Sendung Seiner Majestät dort — wie das auch nicht anders möglich war — vollkommen gescheitert ist, denn die Kirche kann sich nicht in Fragen, die nur von der Kirche einen Beschluß verlangen, mit irgend einer weltlichen Macht der Erde verständigen — so wenig wir uns mit Gott selber über unsere Sünden verständigen können. Somit trifft denn Alles zusammen, was den Kaiser zu einem bestimmten Schritt treiben muß. Der wird ihn dann in die entweder einzig richtige und in der That einzig mögliche Bahn hineinlenken, oder ihn zwingen, die Krone niederzulegen, die ihm noch keine Freude, dem Lande selber aber noch keinen Nutzen gebracht, und es nur zu lange von seinem Gott und dem wahren Glauben entfernt gehalten hat.“

„Und gestatten mir die Herren vielleicht,“ sagte da Ordonoz, der über die Rückkehr Miramon's nicht besonders erfreut schien, „daß ich in Ihrem Namen, oder vielmehr in dem unsern gemeinschaftlich, eine solche Anfrage stelle, wie sie Monseñor als nöthig erachtet?“

Die Versammlung schwieg, denn mit der Gewißheit, die sie eben erhalten, daß General Mi-

ramon ganz bestimmt und bald zurückkehren werde, fiel auch die Nothwendigkeit weg, Santa Anna wieder in das Land zu rufen, und trauen mochte dem alten Intriguanten Keiner. Aber die Sache war einmal angeregt, man wußte ja überhaupt auch noch nicht, ob Miramon wirklich so bald kam, und einen Präsidenten, der Suarez gewachsen war, mußten sie haben, wenn sie nicht den Liberalen vollkommen freies Spiel lassen wollten. Cabastida sagte deshalb nach kurzem Ueberlegen:

„Ich glaube wir thun wohl, wenn wir das Anerbieten acceptiren, ich werde Ihnen dann aber, Padre Ordonez, vorher die Punkte aufstellen, zu denen sich der General klar und deutlich bekennen muß, um nachher jedes Mißverständniß unmöglich zu machen.“

„Und ließe sich das nicht gleich erledigen?“ frag Ordonez. „In wenigen Stunden geht der Courier nach Vera-Cruz, der die Depeschen für den Habana-Dampfer hinabbringt.“

„Die Sache ist zu wichtig, um sie über's Knie zu brechen,“ erwiderte der Erzbischof, dem ein Aufschub ganz erwünscht kommen mochte. „Wenn wir auch einen Dampfer versäumen, so ist das immer besser, als wenn wir mit diesem eine vielleicht übereilte Handlung begehen. Ich werde

indessen die Zustimmung der benachbarten Bischöfe einholen und Ihnen dann die Bedingungen übergeben. Das verhindert jedoch nicht," setzte er freundlich hinzu, „daß Sie schon mit dieser Post an den General schreiben, ihn von unserem Entschluß in Kenntniß setzen und auf den nächsten Brief vorbereiten. Es wird im Gegentheil die Verhandlung fördern und beschleunigen.“

„Und ist es nicht möglich, daß wir in der Zwischenzeit in Etwas handeln?“ sagte der überhaupt ungeduldige de la Parra, „diese Ungewißheit wird zuletzt unerträglich und ist schlimmer als eine wirkliche Niederlage.“

„Schaffen Sie Geld herbei," sagte der Erzbischof lächelnd, „das wird das Nothwendigste sein, was wir im entscheidenden Augenblick brauchen," und aufstehend, verabschiedete er sich mit freundlichem Gruß von seinen Verbündeten.

* * *

Maximilian hatte indessen die letzten Monate in einer ernstlichen Unruhe verbracht, denn die Ungewißheit, wie seines Gesandten, Almonte's, Vorschläge in Paris aufgenommen werden würden, quälte sowohl sein Herz als seinen Geist. Wohl erkannte er die immer drohender wei-

henden Zustände in seinem Reich, aber er wußte auch, daß dies nur eine letzte und verzweifelte Anstrengung der Liberalen sei, ein letztes Aufklackern des revolutionären Geistes, der nur dann erst gefährlich werden konnte, wenn man ihm eben Raum und Zeit ließ sich zu entwickeln. Jetzt noch ein Hauptschlag gegen sie geführt, und sie mußten das Nutzlose ihres Widerstandes einsehen — nur diesmal noch ihre Banden vernichtet und auseinander getrieben, und kein Rebellenchef der Welt hätte ein neues Heer aus dem schon überdies zu arg mißhandelten Land herauspressen können.

Aber dazu bedurfte er der Unterstützung Frankreichs nur noch auf wenige Monate, und was thaten diese Truppen jetzt, die im Stande gewesen wären, den Aufruhr im Keim zu ersticken?*) Müßig standen sie, Gewehr im Arm, und alle

*) Doctor Balch sagt darüber in seinem vortrefflichen Buche „Erinnerungen aus Mexico“: „Einem ruhenden Ungethüm gleich lag von nun an die französische Armee unthätig da — gleichgültig zusehend, wie die Dissidenten, durch die Passivität Bazaine's muthig gemacht, einen Platz nach dem andern nahmen. Während dabei die Franzosen Gewehr im Arm standen, wurde die letzte militärische Stütze des Kaisers, das österreichisch-bergische Armeecorps dadurch, daß der Marischall dasselbe in kleinen Detachements exponirte, systematisch zu Grunde gerichtet.“

bringenden Vorstellungen an den Marschall wurden nur durch Achselzucken oder leere Entschuldigungen erwiebert. Maximilian fühlte, er war nicht mehr Kaiser in seinem Reich, wo gerade diese Hilfstruppen einen Staat im Staat bildeten, und mit einer steigenden Ungebuld erwartete er deshalb Nachricht von Almonte, welchen Erfolg er bei Napoleon gehabt, und ob dieser seinen bringenden Vorstellungen nachgegeben habe.

Und hoffte er wirklich Etwas davon? Eine dunkle, trübe Ahnung lag auf seiner Seele — er wußte, wie die Vereinigten Staaten, die den Süden völlig überwunden hatten, Depeschen auf Depeschen an Napoleon sandten. Und der Vertrag, den er mit dem Kaiser der Franzosen abgeschlossen! War es das erste Mal, daß dieser Napoleon sein Wort gebrochen?

Es litt ihn heute nicht in Chapultepec — er hatte hinüber nach Guernavaca gewollt, um dort die schon fälligen Berichte in aller Ruhe abzuwarten, aber er ertrug es nicht, den Empfang auch nur noch auf Stunden hinauszuschieben, und wäre ihnen lieber bis Puebla entgegenge-
reist. Da — wie er eben in seinem mexicanischen Reitcostüm, das er gewöhnlich auf solchen

Touren trug, sein Pferd bestiegen und in die Stadt hineinreiten wollte, langte ein Courier des französischen Gesandten an, der sich wahrscheinlich die Unannehmlichkeit ersparen wollte, die Despachen Seiner Majestät persönlich zu überreichen. Der Kaiser nahm sie, ließ augenblicklich sein Pferd wieder absatteln und eilte in sein Zimmer hinauf, das er hinter sich abschloß, um sie ungestört zu lesen.

Er blieb lange — lange. Die Kaiserin hatte erfahren, daß der französische Consul Papiere gesandt habe; sie ahnte was sie enthielten, und es drängte sie, die Sorgen ihres Gemahls zu theilen — ob, es konnte kaum etwas Günstiges sein, oder der Kaiser hätte sich nicht so lange eingeschlossen, sondern ihr gute Kunde augenblicklich mitgetheilt.

Endlich — zwei volle Stunden waren vergangen — öffnete sich seine Thür, und dem draußen aufwartenden Lakaien sagte er ruhig:
 „Ich lasse die Kaiserin bitten, mich auf meinem Zimmer zu besuchen.“ — Er brauchte nicht lange zu warten. Charlotte hatte schon sehnsüchtig des Augenblicks geharrt, und als sie sein Gemach betrat, stand Maximilian, die Arme auf

dem Rücken, aber bleich, wie sie ihn noch nie gesehen, mitten in der Stube. Auf dem Tisch lagen die unheilvollen Papiere ausgebreitet, und nur als die Kaiserin mit angstvollen Blicken vor ihm stehen blieb, deutete er auf die Schriften und sagte: „Vies!“

„Was ist geschehen, Mar?“ rief Charlotte, und die Worte rangen sich ihr fast von den Lippen.

„Was geschehen ist?“ sagte Maximilian kalt. „Nichts als was ich die letzten Monate schon geahnt habe; aber was geschehen wird, Charlotte, ist: daß wir Abschied von jenen herrlichen Bergen da drüben nehmen und nach unserem stillen Miramare zurückkehren.“

„Mar!“

„Vies, mein Kind,“ sagte der Kaiser ruhig — „der Brief der französischen Regierung ist gerade nicht besonders hübsch oder besonders artig, aber er hat den Vortheil vor manchen anderen diplomatischen Actenstücken, daß er deutlich ist, und das bleibt immer dankenswerth.“

Die Kaiserin nahm schweigend das Papier, überflog es erst mit den Augen und las es dann langsam von vorn bis zum Schluß durch — dann sagte sie leise, indem sie es zurück auf den Tisch legte:

„So bricht ein Napoleon geschlossene Verträge!“

„Sag' lieber: so tritt er sie mit Füßen!“ rief der Kaiser heftig aus — „oh, daß ich denen nicht folgte, die es wirklich gut mit mir meinten — daß ich einem Napoleon traute und mein Leben — ja weit mehr als das, meine Ehre, meinen Namen daran setzte, ein Werkzeug seiner Pläne zu werden!“

Der Kaiserin Antlitz hatte ebenfalls eine etwas bleichere Färbung angenommen, aber ernst und ruhig stand sie ihrem Gatten gegenüber, keine Spur von Schwäche zeigte die hohe fürstliche Gestalt der edlen Frau, und mit fester Stimme sagte sie:

„Keine Klage, Mar, über Geſchehenes und Unabänderliches, sondern ruhig laß uns überlegen, was wir jetzt thun und wie wir handeln können, wenn Frankreich seine Drohung wirklich wahr macht und seine Truppen zurückzieht.“

„Wenn!“ sagte der Kaiser bitter, „und zweifelst Du nach diesem Brief noch an der beschlossenen Thatsache?“

„Gut,“ erwiderte die Kaiserin fest — „so nehmen wir es als eine Thatsache an und erwägen dann das Für und Wider einer solchen.

Dies Wider ist jedenfalls die Verminderung der Armee um — wie ich nicht leugnen will, ihre besten Truppentheile. Aber haben wir dafür nicht unsere neu errichteten Jäger-Bataillone, unsere Cazabores — der Grund zu einer echten mexicanischen National-Armee? Die denselben beigegebenen französischen Officiere müssen bleiben — Napoleon kann sie nicht abrufen, denn der Vertrag besteht, daß sie noch acht Jahre nach Rückzug der französischen Truppen im Land bleiben müssen, und wie viel größeren Ruhm haben wir, wenn wir ohne Hilfe fremder Bajonnette, mit einer wirklichen mexicanischen National-Armee unsern Thron behaupten und dem Land den Frieden wiedergeben?“

„Täusche Dich nicht,“ sagte Maximilian ruhig, „das dürften wir hoffen, wenn in diesem Augenblick der Feind aus den Grenzen hinausgetrieben und das Land in Frieden wäre — aber schon auf das Gerücht, daß die Franzosen abmarschiren, raffen sich die Liberalen nicht allein schärfer zusammen, sondern zahllose unserer sehr ungewissen Freunde fallen auch ab, weil sie einem Sieg der Republikaner zuvorkommen und ihre eigene Haut in Sicherheit bringen wollen. Glaube mir, Charlotte,“ setzte er seufzend hinzu, „ich habe

in den wenigen Jahren meine wackeren mexicanischen Unterthanen, besser als mir lieb ist, kennen lernen, und würde den Boden hier nie betreten haben, wäre das früher der Fall gewesen. Es ist vorbei — ich glaube nicht, daß sich Napoleon je zur Aenderung seines Beschlusses wird bewegen lassen, und aufzwingen will ich mich dem mericanischen Volk nicht. Gott weiß es, ich habe gethan, was in meinen Kräften steht, um dem unglücklichen, durch Parteien zerrissenen Land den Frieden zu geben, aber sie wollen ihn nicht, und das ist die Folge dieser ewigen Kriege und Revolutionen, die jetzt durch Menschenalter fortbauern. Diese Leute sind nicht an Arbeit gewöhnt, sondern an ein wildes, abenteuerliches Leben; sie wurden darin geboren, wurden darin groß gezogen; sie kennen es nicht anders und wollen es nicht anders haben. Ich sehe, wie ich glaube, zu spät ein, daß es Menschenkräfte übersteigt, sie in eine vernünftige Bahn zu bringen. Es sind mit einem Wort keine Ackerbauer mehr, die den Samen in die Erde legen und dann geduldig auf die Ernte harren, sondern wie sie auch in ihren Spielen nur der Leidenschaft, nur dem Hazard Fröhnen, so wollen sie den Erfolg auch augenblicklich. Ich

werde es müde, mein Leben mit diesem Volk zu vergeuden. — Suarez, oder wer da will, sehe, wie er mit ihm fertig wird — es war ein Experiment, und wenn auch mit schwerem Herzen, glaube ich doch, daß ich am besten thue, wenn ich meine Krone niederlege.“

„Und wem thätest Du damit den größten Gefallen?“ rief die Kaiserin erregt aus — „Niemand als gerade jenem Kaiser, der es gewagt, sein Spiel mit Dir zu treiben. Was ist es denn anders, was Napoleon jetzt will, als daß Du die Krone niederlegen sollst, wo er, von der nordamerikanischen Union gebrängt, zu feige ist für das gegebene Wort einzustehen. Fürstenblut! — es hat noch nie in seinen Adern gewallt — aus plebejischem Stamm entsprossen, vermag er nicht sich in die Gefühle eines wirklichen Fürsten hinein zu denken, und trätest Du zurück, die Hände würde er sich im Stillen reiben und mit seiner Großmuth nachher noch prahlen, mit der er Dir einen Thron angeboten und aufgebaut, den Du nachher nicht im Stand gewesen wärst zu halten.“

Maximilian schwieg. — Die rechte Hand auf den Tisch gestützt, starrte er still und düster, in seine eigenen finsternen Gedanken vertieft, vor sich

nieder, und mit der linken Strich und theilte er sich den langen blonden Bart.

„Betrogen und verrathen,“ flüsterte er dann, nach einer längeren qualvollen Pause leise vor sich hin — „betrogen und verrathen und auf's Neue von einem Napoleon! — und die Welt? — sie wird lachen über den thörichten Habsburger, der sich, trotz Allem und Allem ihm noch einmal anvertrauen konnte. Was bekümmert sich auch die Welt darum, welche Beweggründe einen Fürsten leiten konnten, einem solchen Ruf zu folgen — kann sie sich in seine Seele denken? — Und das Leben fortan? — gedemüthigt in der Erinnerung an die erlittene Schmach, verspottet von der Masse, verhöhnt in den Zeitungen, bedauert von den Bessergesinnten, und das ist der Wurm, der mir am Leben fressen wird — das Bedauern, das Mitleiden.“

An die Thür klopfte ein leiser Finger — Maximilian hörte es gar nicht, aber die Kaiserin trat zur Thür und öffnete. Es war ein Diener, der ihr auf silbernem Teller eine Depesche überreichte, und Charlotte erschrak, denn der Augenblick war nicht darnach angethan, etwas Gutes zu bringen. — Aber was kam — das Schicksal rollte, und je deutlicher sie die Gefahr übersah

konnte, desto leichter war vielleicht auch Abhilfe möglich.

Sie nahm das Couvert und schloß die Thür wieder — es war ein Bericht aus Bazaine's Cabinet mit dem französischen Siegel, und ahnungsvoll legte sie es auf den Tisch.

Der Kaiser hatte anfangs nicht darauf geachtet, jetzt, aus seinem Sinnen auffahrend, nahm er das Couvert.

„Woher?“

„Es scheint von Bazaine.“

Er sagte kein Wort weiter, brach es auf und durchlas die Schrift.

„Hahahaha!“ lachte er aber, wie er kaum halb hindurch war — „es kann wirklich komisch werden, wenn so Schlag auf Schlag trifft; aber das bringt die Sache zu einem Abschluß. — Mejia in Matamoras vollständig geschlagen und mit dem Rest seiner Armee auf französischen Schiffen nach Vera-Cruz entkommen.“

„Mejia?“ rief die Kaiserin erschreckt.

„Natürlich,“ lachte Maximilian bitter, „der wackere Indianer hat sich lange genug gehalten, denn schon seit drei Monaten war er bedroht und eingeschlossen, und wie habe ich Bazaine gebeten, ihm Hilfe zu schicken, was er so leicht von

der See aus hätte thun können. Nein, der Herr Marschall von Frankreich hatte wahrscheinlich schon lange die Absichten und Pläne seines hohen kaiserlichen Herrn erfahren und schonte seine Truppen. Was lag auch an dem mexicanischen Heer, je früher das vernichtet wurde, desto rascher konnte er mit seiner jungen Frau nach Frankreich zurückkehren. — Aber ich selber will mich hier nicht zu Tode ärgern," setzte er finster hinzu, indem er mit raschen Schritten und auf den Rücken gelegten Händen in dem Gemach auf und ab schritt. „Sind die Mexicaner so blind, daß sie selber in ihr Verderben hineinrennen wollen, gut, ich werde sie nicht länger halten. Morgen," setzte er entschlossen hinzu, indem er vor der Gattin stehen blieb, „werde ich dem versammelten Ministerium meine Entsagung vorlegen. Ich will nicht mehr ihr Kaiser sein, denn es giebt fast keinen treuen Mexicaner, den ich zum Diener haben möchte. — Selbst die Minister sind Schurken — ich habe bestimmte Beweise, daß Siliceo mit Juarez heimliche Correspondenz geführt hat; von den Andern weiß ich allerdings nichts Bestimmtes, aber ich traue Keinem mehr. — Und auch der Klerus wühlt nach Herzenslust. In der Haupt-

stadt ist sogar eine Verschwörung im Gang, an deren Spitze dieser intriguirende Oberpfaffe, der Erzbischof, steht. — Schon seit Wochen habe ich die Liste der Verschwörer in Händen — es ver-räth ja auch, Gott sei Dank, immer Einer den Andern, und mit solchen Menschen sollte ich allein regieren? — Nein, nun und nimmermehr. Mein Entschluß ist gefaßt, ich danke ab, und dann, Charlotte, fahren wir nicht nach Oesterreich zurück, sondern gehen nach Griechenland, Egypten, oder machen vielleicht eine Reise nach Ostindien. Mich drängt's den Osten zu sehen, denn der Westen — der Himmel weiß es — hat mir Leid genug gebracht."

Die Kaiserin hatte kein Wort erwidert, befand sich aber augenscheinlich in furchtbarer Aufregung — ihre Wangen glühten, ihre Augen bligten, und die weiße, mit Ringen bedeckte Hand glitt ein paar Mal unbewußt und wie krampfhaft über ihre Stirn.

"Nein," sagte sie endlich, und ein heftiges Zittern durchlief dabei ihren ganzen Körper — „nein — so sollst Du nicht von hier scheiden, so lange noch die Möglichkeit vorhanden ist, das von Dir abzuwenden."

"Aber die Möglichkeit ist eben nicht mehr

vorhanden, Kind," sagte der Kaiser ruhig, denn er war zu sehr mit sich selber beschäftigt, um gleich die merkwürdige Veränderung zu bemerken, die mit der Kaiserin in den wenigen Minuten vorgegangen.

„Doch — doch," sagte Charlotte halb flüsternd, indem sie des Gatten Arm erfaßte und zu ihm aufsaß — „ich weiß es, ich trage die Schuld, daß Du die schwere Krone auf Dein Haupt geladen — sage Nichts," unterbrach sie ihn rasch, als er ihr erwidern wollte — „noch gedenke ich der Stunde in Miramare, wo ich, von Rang und Glanz geblendet, Dich umfaßte und Dich „mein Kaiser" nannte. Das war der unglückselige Augenblick, der uns an die Küste dieser Wildniß warf. An mir ist es aber auch jetzt, Dir die Last zu erleichtern und Hilfe zu schaffen, und gelingt es mir nicht — wohl, dann gehen wir zusammen in's Exil, Max, und keine Klage komme je über unsere Lippen."

„Aber Charlotte," rief der Kaiser bewegt, „was hast Du, Du bist so sonderbar erregt, Deine Augen leuchten, Deine ganze Gestalt bebt!"

„Nichts, Max," flüsterte die Kaiserin, „als daß ich Dir Hilfe bringen will, wenn Menschenkräfte es noch vermögen."

„Du, Charlotte?“ rief der Kaiser kopfschüttelnd, „das ist unmöglich. Wir können nur französische Soldaten und Frieden mit der Kirche Hilfe bringen.“

„Und Beides schaffe ich Dir,“ sagte die Kaiserin rasch, und wie mit dem Entschluß hob sich ihr Körper wieder zu seiner vollen Höhe und gewann Kraft und Festigkeit. — „Ich selber gehe nach Paris —“

„Charlotte!“

„Und nach Rom,“ fuhr die Kaiserin fort. „Wir thaten Unrecht, unser Geschick bis jetzt in die Hände fremder Menschen zu legen, die keinen Theil daran nehmen und nicht mit berechteter Zunge dafür sprechen konnten. Louis Napoleon war im Stande, die Vorschläge eines mexicanischen Generals zu verwerfen, aber glaubst Du, daß er es könnte, wenn ich ihm Aug' in's Auge sehe? Glaubst Du, daß er es wagt mir zu sagen, er breche den Vertrag von Miramare?“

„Und wenn er es trotzdem thut?“

„Nein — nein, und tausendmal nein — selbst ein Napoleon wäre das nicht im Stande — aber mehr als das. In wenigen Monaten hast Du Nachricht, daß uns das französische Heer noch eine Weile gesichert ist — wenigstens so lange,

als wir es brauchen, um diese frechen Räuberschaaren nur noch einmal gründlich zu züchtigen und unsere eigene Nationalarmee zu organisiren. Dann eile ich hinüber nach Italien zum heiligen Vater, und glaube mir, er wird meinen Vorstellungen, die er als gute Katholikin kennt, eben so wenig widerstehen, wie Napoleon.“

„Non possumus,“ sagte Maximilian düster.

„Glaube es nicht,“ rief die Kaiserin rasch. „Dem Menschen, den Du zuletzt nach Rom gesandt, habe ich nie getraut — das, was in seinen Zügen lag, war nicht Frömmigkeit, sondern Heuchelei. — Er ist falsch, und auch das frisst mir in's Herz, daß ich, wenn auch in bester Absicht und in treuem Glauben, ihn Dir eigentlich zugeführt.“

„Aber woher dieser Verdacht, Charlotte?“

„Ich weiß es nicht, aber sein ganzes Auftreten in der letzten Zeit, sein gleichnerisches Wesen machten auf mich den Eindruck, und aus ziemlich sicherer Quelle weiß ich auch jetzt — leider zu spät, daß er früher viel mit dem Erzbischof verkehrte. Er war ein Werkzeug Labastida's.“

„Und von wem weißt Du das?“

„Laß das jetzt — es bleibt sich gleich, aber mein Entschluß steht fest. Ich selber gehe nach

Paris und Rom — halte Dich nur so lange. Der Termin der Abberufung scheint noch nicht fest bestimmt, und so lange die Franzosen im Land stehen, dürfen jene Banden nicht wagen, sich der Hauptstadt zu nähern. Das erste Vorbringen der verbündeten Truppen jagt sie aber wieder in ihre Wildniß zurück, und haben wir erst Frieden mit der Kirche geschlossen, steht der Klerus auch auf unserer Seite, dann Mar, dann ist der Sieg unser — dann bringen wir selber auf Rückberufung der französischen Armee, und dann blüht auch ein neues Leben für uns auf.“

„Und soll ich Dich allein die weite gefährvolle Reise unternehmen lassen?“

„War ich nicht allein in Yucatan?“ lächelte die Kaiserin; „und glaubst Du, daß die Völker Frankreichs und Italiens wilder sind, als jene ungebändigten Indianer des Südens? Vertraue mir, Mar, mein Rath führte Dich nach Mexico, meine That soll Dir hier den Thron sichern, und was auch später kommen möge, wir haben dann doch den Trost, daß wir dem Schicksal vereint unsere Häupter beugen können.“

11.

Der letzte Abend.

Die Kunde, daß Kaiser Napoleon, von Amerika gedrängt, seine Truppen aus Mexico zurückziehen werde, zuckte wie ein Lauffeuer durch das ganze Land, und es war merkwürdig, wie rasch sie sich sowohl verbreitete, als auch wie gleichmäßig die Schlußfolgerungen waren, die man darüber in allen Kreisen und bei allen Parteien zog.

„Dann ist der Kaiser verloren!“ lautete überall, bei Freund wie Feind, gleichzeitig nach der Nachricht der erste Ausruf, denn wer nur im geringsten die Fortschritte beobachtet hatte, welche die wieder von Tag zu Tag anwachsenden Schwärme der Liberalen, selbst noch den Franzosen gegenüber, machten, der konnte nicht mehr

in Zweifel sein, wie sich das Alles gestalten müsse, sobald die französische Armee erst einmal ganz aus dem Land abzog.

Und trotzdem war der erste Eindruck, den diese Nachricht hervorbrachte, eine allgemein freudige, aber nicht etwa weil man keine Sympathien mit dem Kaiser hatte, sondern weil man die Franzosen haßte und sie unter jeder Bedingung los zu werden wünschte. Man konnte ja auch diese vollkommen übermüthig gewordene Truppenmasse als nichts Anderes wie Eroberer und Fremde betrachten, denn nur der Befehl ihres Kaisers hatte sie in dies Land geworfen, wie er sie jetzt im Stande war wieder zurückzuziehen. Wirklich heimisch in Mexico hatten sich nur Wenige gemacht, und selbst diese gehörten keiner bevorzugten Klasse, sondern nur, mit wenigen Ausnahmen, den verschiedenen Gewerken an. Es waren das Friseure, Schneider, Schuh- und Uhrmacher und kleine Händler, die ein Detailwaarengeschäft in Mexico oder einer der anderen Städte errichteten, der eigentliche Satz, der bei allen französischen Eroberungen, sobald sie wieder aus dem Land getrieben werden, zurückbleibt und seine Landsleute dann gewöhnlich nicht eben vortheilhaft repräsentirt.

Die natürliche Folge dieses Gerüchtes, das indessen nicht lange nur Gerücht bleiben sollte, war denn auch vorauszusehen und dem mexicanischen Charakter vollkommen entsprechend. Die bis dahin noch Unschlüssigen und Zweifelhaften — d. h. alle Solche, die bis zu dieser Zeit noch keinen directen Nutzen aus dem Kaiserreich gezogen und nur noch auf für sie günstigere Zustände gehofft hatten, sahen sich plötzlich ihres Schwankens enthoben und traten, wenn auch nicht gleich offen, doch im Herzen schon, wieder zur Partei der Liberalen über, und das machte sich, wenn auch noch weniger in der Hauptstadt, doch schon gleich vom Anfang an entschieden genug im inneren Lande selber bemerkbar.

Alle die Präfecten kleinerer Städte im Norden wie im Süden, die bisher freudig dem Kaiserreich den Eid geleistet, hielten sich von dem Augenblick an, wo das Glück ihm den Rücken zu wenden schien, natürlich an Nichts mehr gebunden — und galt auch in Mexico ein irgend welcher Regierung geleisteter Eid? —

Ebenso sollte es sich aber auch bald noch fühlbarer unter den verschiedenen Truppentheilen bemerkbar machen, denn von dem Augenblick an, wo der Rückzug der Franzosen bekannt wurde,

war auch nicht mehr der geringste Verlaß auf sie. So lange sie siegreich blieben und sich in der Uebermacht befanden, hielten sie bei ihrer Fahne aus, aber selbst wo der Erfolg zweifelhaft schien, verließen sie nicht selten ihre Seite und liefen gerade im entscheidenden Moment zum Feinde über.

In der Hauptstadt selber ergriff bei der Nachricht, wenn man auch seit längerer Zeit gewissermaßen darauf vorbereitet gewesen, doch ein fast panischer Schrecken alle die, die unter der jetzigen Regierung eine Anstellung hatten oder überhaupt mit ihr in näherer Verbindung standen. Was sollte jetzt werden? und rasch entscheiden konnten sich diese Leute ebenfalls nicht, denn wer wußte denn, ob sich das Kaiserreich nicht doch am Ende mit der neu organisirten National-Armee hielt, und dann gerade vielleicht unter dem Volke mehr Zutrauen und, die Hauptsache — Zulauf gewann.

Diese Herren befanden sich jedenfalls in einer verzweifeltsten Lage, denn so wenig sie geögert haben würden, ohne Weiteres bei Suarez einzutreten falls dieser siegreich gewesen wäre, so schien das doch noch immer im weiten Felde, und sie wußten deshalb nicht, was sie thun soll-

ten — ihre Stellungen aufgeben oder den ferneren Erfolg abwarten.

Dahinein schlug das Gerücht von der Reise der Kaiserin nach Europa, und wenn das auch dem einfachsten Politiker zeigen mußte, daß die Sache des Kaiserreichs wirklich verzweifelt stand, sobald die hohe Frau selber eine solche böse Mission übernehmen mußte, so zögerte es doch auch jedenfalls die Entscheidung wieder hinaus, und konnte wenigstens einen günstigen Erfolg haben.

Wer von Allen kannte denn die Verhältnisse in Europa so genau, um voraussagen zu können, wie sich Alles gestalten müsse — und gab selbst Napoleon nicht nach, gelang es ihr nur den Papst günstig zu stimmen, oder fügte sie sich im letzten Augenblick seinen Forderungen, so bekam der Kaiser hier mit einem Schlag den ganzen Sclerus auf seine Seite, und welchen Einfluß der, besonders auf die untere Schicht der Bevölkerung, ausübte, war bekannt genug — hatte er sich doch in den letzten Jahren zur Genüge feindlich geltend gemacht.

Also schwankte die Waage, aber das war den Mexicanern auch wieder in sofern recht, als es die Entscheidung noch eine Weile hinausshob. — Abwarten — sie thaten Nichts lieber als das,

und bis dahin prägte sich ja auch wohl die Stimmung im Lande deutlicher aus.

Daß die Kaiserin ihre Reise nach Europa fest bestimmt hatte, unterlag keinem Zweifel mehr. Das „*Diario del Imperio*“ brachte am 7. Juli selber die Nachricht:

„Ihre Majestät die Kaiserin reist morgen nach Europa — Ihre Majestät wird mexicanische und verschiedene internationale Fragen regeln. Diese Mission, welche unser Souverän mit wahren Patriotismus erfaßt hat, ist der größte Beweis von Selbstverleugnung, den der Kaiser seinem neuen Vaterlande geben konnte, um so mehr, als die Kaiserin sich an der Küste von Vera-Cruz der in der Regenzeit so großen Gefahr des gelben Fiebers aussetzt. — Wir geben diese Nachricht, damit das Publikum den wahren Zweck der Reise Ihrer Majestät kenne.“

Merkwürdig ist dabei und wohl Beachtung verdienend, daß sich die Deutschen in Mexico, die doch fast ausschließlich der wohlhabenden Klasse angehörten, nie und vom Anfang an nicht für das Kaiserreich begeistert, es wenigstens so wenig wie möglich offen gezeigt hatten. War es vielleicht deshalb, weil sie das Land zu genau kannten und recht gut wußten, eine bleibende

Regierung sei ein Ding der Unmöglichkeit für Mexico; war es, weil sie im ersten Anfang einem österreichischen Prinzen, der von einem Napoleon eingesetzt wurde, nicht recht trauten und dann später, als sie den liebenswürdigen und edlen Charakter des Mannes näher kennen lernten, erst recht einsahen, wie er nie im Stande sein würde, dies ordnungslose Gefindel zusammenzuschweißen. Aber sie hatten einmal kein Vertrauen zu der Regierung und hielten sich ihr auch so viel als möglich fern. Ja sie verkehrten selbst nicht einmal gern — Ausnahmen natürlich zugestanden — mit jenen Deutschen, die dem Kaiser von Europa aus gefolgt waren, weil es sich bald herausstellte, daß es meist Abenteuerer und Schuldenmacher waren, und den deutschen Namen in Mexico, der bis dahin ehrenvoll genug bestanden, leicht in Mißcredit bringen konnten — und auch wirklich hier und da brachten.

Im Ganzen war aber die Stimmung in der Hauptstadt eine recht gedrückte, denn das Kaiserpaar hatte sich bei allen Parteien dort, persönlich wenigstens, Liebe und Achtung erworben, und was sollten jetzt die dem Hofe näher stehenden Damen in der Residenz anfangen, wenn die Kaiserin

eine solche Reise unternahm — ja vielleicht nicht einmal zurückkehrte. Es war wirklich ein zu trostloser Zustand.

Aber auch noch für andere Reise schien diese Kunde ein schwerer Schlag, denn wie viel tausend Menschen hängen in einer Residenz vom Hofe ab!

Don Pedro Gaspard war in Verzweiflung, denn er gerade, als Hoffriseur Ihrer Majestät, fand sich durch diese Reise völlig an die Luft gesetzt. Hoffriseur der Kaiserin und die Kaiserin in Europa — es war völlig undenkbar, und nur wie das erste Gerücht von der beabsichtigten Mission zu ihm drang, tauchte eine unbestimmte Hoffnung in ihm auf, daß er vielleicht befohlen würde, sich dem Gefolge Ihrer Majestät anzuschließen — sie konnte ja auch gar nicht ohne ihn fertig werden. — Aber keine Botschaft erreichte ihn, obgleich er sich von dem Moment an fest zu Hause hielt — man schien ihn vergessen zu haben.

Da faßte er den kühnen Entschluß, selber nach Chapultepec zu reiten und der Majestät seine Dienste anzubieten — sie hatte vielleicht gar nicht gewagt, es von ihm zu fordern. Aber dort stand ihm eine wirkliche Demüthigung be-

vor, denn er, Don Pedro Gaspar, der früher das Vorrecht vor tausend und tausend Anderen genossen, nicht einmal angemeldet zu werden, wenn er Morgens zur bestimmten Stunde kam, mußte jetzt erleben, daß er nicht einmal vorge-lassen wurde.

„Ihre Majestät nahm Niemanden mehr an — etwaige Rechnungen sollte er an die betref-fende Stelle einreichen.“

„Etwaige Rechnungen —“ es gab ihm ordent-lich einen Stich durch's Herz, und so wurde seine wirkliche Hingebung für die Kaiserin von diesen „Bedientenseelen“ aufgefaßt — denn daß Ihre Majestät selber nicht einen solchen Verdacht gefaßt haben konnte, war natürlich.

In düsterer Stimmung kehrte er nach Hause zurück, und wohl gingen ihm auch noch andere Dinge außer dieser Zurücksetzung durch den Kopf. Er selber brauchte nämlich wieder nothwendig einen neuen Waarenvorrath, und gerade in den nächsten Tagen hatte ihm die Kaiserin einen Auf-trag für ihren geringen Bedarf geben wollen, der ihn dann vollkommen berechtigte, das Hundert-fache für seine eigene Rechnung, und dabei in dem Fall natürlich fracht- und steuerfrei, mitkommen zu lassen.

Der Auftrag war nun nicht allein durch die unglückseligen Ereignisse unnöthig geworden und total in die Brüche gegangen, sondern er selber saß ebenfalls fest und vollständig auf dem Trocknen. Bestellen konnte er ja natürlich für sich selber, so viel er wollte, aber dann mußte er auch Fracht und Steuer dafür bezahlen, und nur eine Möglichkeit gab es vielleicht, um das noch abzuwenden. Er erinnerte sich zum großen Theil der Posten, über welche Ihre Majestät mit ihm schon gesprochen — er wußte ja auch genau, was sie ursprünglich brauchte, und wenn sie zurückkam, war es deshalb wünschenswerth, daß sie es vorfand. Ob der Auftrag also nun schon direct gegeben werden, kam gar nicht darauf an — er betrachtete ihn so, und wenn er heute mit dem nach Vera-Cruz abgehenden Courier schrieb, so ließ sich noch vielleicht Alles auf das beste reguliren. Der Auftrag war dann vor der Abreise der Kaiserin gestellt und ging den gewöhnlichen Weg — daß er sich auch nur einen Augenblick deshalb hatte besinnen können, und sein Pferd fühlte die Sporen und flog nur mit ihm so dahin, der Hauptstadt wieder zu.

Don Pedro war heute weidlich gestimmt. Er sollte die Kaiserin, seine Kaiserin und Be-

schülerin, nicht mehr vor ihrer Abreise sehen; er war aber auch wieder in so fern guter Laune, die ihm sein guter Einsinn mit der Bestellung, da er diesmal nach Belieben ausdehnen konnte, auch wieder einen außergewöhnlich reichen Gewinn in Aussicht stellte. Durch die bisher im vollen Maße benützte Vergünstigung war er der Hauptlieferant für fast alle Friseure in Mexico geworden, da diese durch ihn ihre Waaren viel billiger beziehen konnten, als wenn sie dieselben direct verschrieben hätten, und daß er damit viel Geld verdiente, läßt sich denken.

Don Pedro befand sich auch in der That in ganz leidlichen Verhältnissen und hätte mit einiger Einschränkung recht gut und behaglich leben können, aber der Dünkel als Hoffriseur war ihm in den Kopf gestiegen. Er mußte ein prachtvolles Reitpferd und einen silberbedeckten Sattel haben, er mußte in der Stadt brillant auftreten. Er fing überhaupt an Etwas lieberlich zu werden, und zwar seit der Zeit, wo er die Untreue seiner Frau entdeckte und wohl eine Woche lang über Selbstmordgedanken brütete. — Das hatte sich allerdings seitdem gelegt, aber das eheliche Glück schien von da an gestört. Er lebte allerdings mit seiner jungen Frau noch in ein und

derselben Wohnung, aber vollständig getrennt; sie sahen sich eigentlich nur bei Tische, um — wie Don Pedro bemerkte, in den Augen der Welt den Schein zu vermeiden, — aber sie hatten seit jenem Tage und nach einer sehr heftigen Scene kein Wort mehr mit einander gewechselt, und Don Pedro ihr vor etwa acht Tagen endlich geschrieben, daß er eine Scheidung wünsche — so weit sie nämlich unter Katholiken möglich und ausführbar sei.

Don Pedro war des Zwanges satt und wünschte noch leichtsinniger zu werden.

Er saß jetzt in seinem „Comptoir“, wie es das Schild draußen an der Thür bezeichnete, das sich aber von anderen Räumen gleichen Namens wesentlich unterschied. Es war sein eigentliches Arbeitszimmer, mit einem großen runden Tisch in der Mitte, auf dem eine Anzahl von Haubenköpfen — einige mit aufgesteckten Locken, einige vollkommen kahl — die hervorragendsten Punkte bildeten. Einer von diesen, dem an dem kahlen Schädel ein riesiger Ohiguen steck, sah wirklich geisterhaft aus. Aber rund um den Tisch herum waren auch noch festgeschraubte Rissen befestigt, an welchen alle nur erdenklichen „haarigen“ Arbeiten hingen und theils angefangen,

theils in der Vollendung begriffen schienen — unter ihnen auch viele „Phantasiestücke“ von kühnem Entwurf, denn es war der Stolz Don Pedro's, trotz Paris, neue Moden selber in Mexico einzuführen, und die Eingeborenen damit in Erstaunen zu setzen.

Heute brauchte er aber — was sehr selten vorkam — einen Theil des Tisches zum Schreiben; er hatte also eins von diesen Rissen abgeschraubt und bei Seite geschoben, um Ellbogenraum zu gewinnen, und saß eben und entwarf die Bestellung, zu der ihm allerdings nur wenige Stunden Zeit blieben, wenn er nicht den günstigen Augenblick versäumen wollte. Hierbei vermigte er allerdings schwer seine Frau, die sonst immer diese schriftlichen Arbeiten, der französischen Sprache vollkommen mächtig, entworfen und gewöhnlich nur den dritten Theil der Zeit dazu gebraucht hatte, die er selber darauf verwenden mußte. Aber Don Pedro war viel zu stolz, sie, von der er im Begriff stand sich vollkommen loszusagen, um eine Gefälligkeit und um ihre Hilfe zu bitten, eher wäre er gestorben. Nachdem er aber schon zwei Briefbogen mit dem überall umherklebenden Haardöl fleckig und vollständig unbrauchbar gemacht hatte, ging er eben

in voller Verzweiflung an einen dritten, als es draußen leise an die Thür pochte.

„Kutra!“ rief er heftig, denn eine Störung konnte er jetzt gar nicht gebrauchen — „quien es?“

Die Thür öffnete sich langsam, und als er unwirsch den Kopf dorthin wendete — stand Cornelia, sein junges bildhübsches Weib, das dieses Zimmer seit Monden nicht betreten hatte, auf der Schwelle. — Sie hielt einen offenen Brief in der Hand — die Lippen hingen ihr aufgelöst um die Schultern, ihre Wangen waren bleich, ihre Augen in Thränen, ihre schlanke, üppige Gestalt stand gebeugt, wie aufgelöst in Schmerz und Zerknirschung.

„Pedro!“ hauchte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme — „Pedro!“

Don Pedro sah sie starr und erstaunt an — „Cornelia!“ — So hinreißend schön war sie ihm selbst in der Zeit seiner ersten Liebe kaum erschienen, und doch falsch — doch treulos.

„Pedro!“ sagte da die Frau wieder und trat einen Schritt näher, ohne aber die Augen noch zu dem beleidigten Gatten zu erheben — sie wagte es nicht — „Pedro, hast Du mir diesen Brief geschrieben, und wußte Dein Herz davon,

als Dir diese grausamen Beilen aus der Feder flossen?“

„Cornelia,“ sagte Don Pedro, „Du — Du hast mich schwer beleidigt und bitter — bitter gekränkt! Es ist besser, daß —“

„Sollen wir Beide elend werden, Pedro, nur auf einen falschen Verdacht von Deiner Seite hin?“ sagte die junge Frau; „hast Du mir nur einmal gestattet mich zu vertheidigen?“

„Vertheidigen?“ rief ihr Gatte, „und war da eine Vertheidigung möglich? Hast Du den Verführer nicht bei Dir aufgenommen und ihm zur Flucht verholfen, und kam ich selber nicht dadurch in den Verdacht, sein Mitwisser zu sein? ja durfte ich diesen Verdacht nur von mir abwälzen, wenn die Welt nicht meinen ganzen Jammer, mein ganzes Elend erfahren sollte?“

„Und dennoch hast Du mir Unrecht gethan, Pedro,“ hauchte die junge Frau, „dennoch habe ich unschuldig die langen Wochen, oh, so furchtbar gelitten!“

„Unschuldig, Cornelia?“ rief Don Pedro, von seinem Stuhl auffahrend, „willst Du mich wahnsinnig machen!“

„Nur darauf hin,“ sagte die junge Frau bitter, „hast Du mich verdammt, daß Dir mein

Mädchen sagte, jener Fremde habe schon öfter unser Haus betreten — ist dem nicht so?"

„Und war das nicht genug?"

„Aber hat sie Dir gesagt — hast Du sie nur gefragt, weshalb? — Von blinder Eifersucht getrieben, fiel Dir nur das Schlimmste ein, und nicht einmal eine Vertheidigung wolltest Du mir gestatten. Jetzt aber, wo ich von Dir scheiden, vielleicht auf immer scheiden soll, muß ich reden. — Jener Fremde warb um die Hand meiner Schwester — meine Eltern wollten ihre Einwilligung nicht geben, und nur um mein Fürwort zu erlangen hat er mich mehrere Male aufgesucht. — Ist das so verdammenwerth, daß Du mich deshalb eines Verbrechens anklagen durfst?"

„Cornelia!" rief Don Pedro erschreckt.

„Dem Geliebten meiner Schwester," fuhr die junge Frau fort, „die ich nicht durch seinen Verlust elend machen wollte, gab ich an jenem furchtbaren Morgen den Schlüssel zu unserer Azotea — das ist meine Schuld, das mein ganzes Vergehen, und nun handle, wie Du es vor einem höheren Richter einst verantworten kannst. Ich füge mich Allem."

„Cornelia!" rief Don Pedro, von der wirk-

lich entzückenden Erscheinung der schuldig Geglauerten schon halb bezwungen, „der Geliebte Deiner Schwester, sagst Du —“

„War jener Unglückliche, den die französischen Häfcher verfolgten. Kannst Du mich verdammen, daß ich ihn den en nicht überliefern wollte, denn hast Du mich nicht erst die Franzosen als unsere schlimmsten Feinde hassen gelehrt?“

Don Pedro flog in ihre Arme, und er mußte jetzt um Verzeihung bitten, daß sie ihm nicht zürne. Aber ja auch nur seine grenzenlose Liebe zu ihr hatte ihn so verblendet — und so elend gemacht.

Aber jetzt war keine Zeit zu einer weiteren Erklärung, denn die Bestellung mußte fort nach Paris, und kaum zehn Minuten später saß Cornelia an ihrem kleinen Schreibtisch in ihrer Stube, und Don Pedro stand hinter ihr, Glück und Seligkeit im Herzen, und — dictirte ihr die Aufgabe für so und so viel Seifen, Bürsten, Schwämme, Odeurs und andere Parfümerien.

* * *

An dem Tag herrschte im Schlosse Chapultepec eine trübe, gedrückte Stimmung, denn vom frühen Morgen an wurde schon gepackt und

expedirt, um das Gepäck der Kaiserin meist auf Maulthiere zu laden und mit Escorte an die Küste zu senden. Waren doch die Wege nach dem letzten Regen noch so grundlos, daß man nicht wagen durfte, die Sachen auf Karren zu befördern.

Der Kaiser selber blieb mit der Kaiserin lange in seinem Zimmer eingeschlossen, denn viel und Wichtiges war noch zu besprechen, um diesen entscheidenden und, wie sich Beide nicht verhehlen konnten, auch letzten Schritt völlig vorbereitet und mit Bedacht zu thun. Maximilian selber war niedergeschlagen; er hatte wenig Hoffnung und das Vertrauen auf den Kaiser Napoleon vollständig verloren. Den unversöhnlichen, herrschsüchtigen Charakter des hohen Klerus kannte er außerdem viel zu gut, um nicht Alles zu befürchten, wo man eines Nachgebens von seiner Seite bedurfte, denn nur dadurch wurde eine Verständigung mit dem Lande möglich.

Non possumus! Das war die Antwort dieser Herren, bis sie wirklich mußten, dann konnten sie auch, aber nicht eher, denn aus freien Stücken geben sie kein Titelchen ihrer Macht oder ihres Einflusses aus den Händen.

Am nächsten Morgen wollte die Kaiserin die

Hauptstadt verlassen, und Massen von Equipagen mit der hohen Aristokratie Mexicos führen vor, um sich von der Fürstin zu verabschieden — aber es wurde Niemand mehr angenommen. Das Herrscherpaar wollte die wenigen ihm noch vergönnten Stunden auch allein und ungestört verleben, und was diese Formen alle bedeuteten, wußten sie außerdem gut genug.

Charlotte selber aber befand sich in einer gehobenen, fast freudigen Stimmung, und vertrauensvoll blickte sie der Zukunft entgegen. Sie sollte ja auch handeln, wollte selber helfend eingreifen in das Geschick des Reiches, und mit dem Bewußtsein ihrer Stellung und Fähigkeit, das übernommene schwere Werk auch zu Ende zu führen, schwellte ihr Stolz und freudige Zuversicht die Brust.

„In kurzer Zeit hörst Du von mir, Max,“ sagte sie freundlich, als sie am Arm des Gatten durch die offenen Gänge des kleinen oberen Gartens schritt und dann an der Mauer, welche die Aussicht nach Osten und über die Hauptstadt und die Bergkette eröffnete, stehen blieb — „wir hätten den alten Almonte nie zu Napoleon schicken sollen. Er ist ein braver, guter Mann und meint es sicher ehrlich, aber Du kennst ja die

Mexicaner, rücksichtsvoll bis zum äußersten und überglücklich, wenn sie Etwas, das ihnen heute unbequem ist, auf den nächsten Tag verschieben können. Daß der schlaue Franzose leicht mit ihm fertig wurde, ist natürlich, und außerdem war ja doch auch Almonte nicht so in die mit Napoleon gepflogene Correspondenz eingeweiht, und durfte es nicht sein. Er kannte nicht die Mittel, die ihn allenfalls zwingen dürften, sein und gegebenes Wort zu halten, und mußte in seiner untergeordneten Stellung doch immer nur ehrerbietig und vermittelnd auftreten. Da stehe ich dem Kaiser anders gegenüber, und in meiner Gegenwart wagt er auch keine leeren Ausflüchte — darf sie nicht wagen, und wird sich wahrlich hüten mir zu gestehen, daß er einer einfachen Drohung jener kaum erst von schweren Schlägen erstandenen Republik gehorsam weiche.“

„Er wird Dich mit Versprechungen, Zusicherungen abzufertigen suchen.“

„Aber nur mit solchen, die er schriftlich in meine Hände legt.“

„Und der Papst?“

„Als wir ihn das letzte Mal sahen, kannten wir die Verhältnisse, denen wir hier entgegen gingen, selber nicht — sie waren uns wenigstens

anders — falsch — geschildert worden. Es ist nicht denkbar, daß er sein Ohr vollkommen der Wahrheit verschließen, ja mehr noch, daß er blind gegen die Gefahr sein sollte, der er das Eigenthum und die Macht der Kirche hier aussetzte, wenn er unsere Regierung zur Abdankung zwingt und den Republikanern dadurch nur wieder die volle Macht in die Hände giebt. Weiß er doch, was er von diesen allein zu hoffen hat, während wir bereit sind, Alles zu thun was in unseren Kräften steht. Nein, Max — habe besseres Vertrauen. Wir waren unglücklich in der Wahl unseres ausgesandten Boten und haben dadurch Zeit versäumt, das ist Alles — Du sollst sehen, wie sich das Alles ändert, wenn ihnen eine Kaiserin gegenübertritt. — Sieh! dort hinüber liegt meine Bahn," sagte sie, als sie mit erregter Stimme den Arm gegen die im matten Sternenlicht weiß blinkenden Schneeriesen ausstreckte — „dort hinüber, und von dort kommt Dir auch bald wieder freudige Kunde von mir. Behalte die alten treuen Berge im Auge — sie sollen die Grüße zwischen Dir und mir vermitteln."

„Du hast guten Muth, Charlotte," sagte der Kaiser, wehmüthig lächelnd, indem er sie mit dem

linken Arm an sich zog und einen Fuß auf ihre Stirn preßte, „so gehe denn mit Gott, und er mag geben, daß Dich Dein Vertrauen nicht täuscht. — Aber die Nacht wird kühl — es muß schon spät sein — sieh, wie das südlüche Kreuz seine Stellung verändert hat, seitdem wir hier auf und ab gehen. Komm mit hinein — ich muß außerdem noch einige Briefe für Dich schreiben.“

„Laß mich noch einige Augenblicke hier drau-
ßen, Mar,“ bat die Kaiserin, „meine Stirne
brennt und die kühle Luft thut mir wohl — ich
folge Dir bald —“

„Aber bleib nicht zu lange — Du darfst nicht
krank auf Deiner Reise werden.“

Der Kaiser wandte sich den inneren Räumen
zu und Charlotte schritt indessen noch eine kurze
Weile im Garten auf und ab. Doch lange er-
trug sie auch nicht den Zwang, den sie sich an-
gethan, um dem Gatten gegenüber heiter und zu-
versichtlich zu erscheinen. Auf einer der Bänke
sank sie in sich selbst zusammen, barg das Ant-
litz in den Händen, und das fast krampfhafter
Zucken des schlanken Körpers verrieth nur zu
deutlich, welcher furchtbare Schmerz in ihrer
Brust wühlte und sich die Bahn in's Freie suchte.

— Aber lange dauerte das nicht — nur das Bedürfniß hatte sie gefühlt, sich einmal, und wenn auch nur auf Momente, auszuweinen — jetzt war das vorüber. Von ihrem Sitz sich erhebend, schüttelte sie stolz die Thränen aus den Augen, als ob sie sich selber einer solchen Schwäche schäme, und folgte dann mit festen Schritten ihrem Gatten in das Schloß. Der Kampf hatte begonnen, und sie war fest gewillt Allem, was sich ihr auch in den Weg stellen sollte, fest und königlich die Stirn zu bieten.

Dicht über der Stelle saß, wo sie gegessen und geweint und wo sich die Mauer, nach dem unteren Theil des Gartens zu, wieder höher hob, regte sich oben in den Büschen eine dunkle Gestalt — lauschte noch eine Weile, und sprang dann in den inneren Garten hinab. Aber nur wenige Schritte eilte sie in dem schmalen Weg hin — dort lag etwas Helles — ein Handschuh, den die Kaiserin verloren. Der Fremde, wer es auch war, hob ihn vom Boden auf, preßte ihn in wilder Leidenschaft an die Lippen, barg ihn dann in seiner Brusttasche und floh, aus Furcht, hier entdeckt zu werden, wieder zu der Mauer zurück, die er erkletterte — noch einmal den scheuen Blick zurückwarf, ob er auch von Nie-

mandem beobachtet werde, und dann an einer dort lehnennden Stange zu dem hier ziemlich steil auflaufenden Bergeshang niederglitt.

Dort erwartete ihn eine andere dunkle Gestalt, welche die Stange hielt, von dem Abenteuer aber nicht besonders erbaut schien.

„Seid Ihr denn des hellen Teufels, Obrist!“ rief er aus — „Ihr wart drüben im Garten, wie?“

„Ja,“ antwortete der Kletterer eben so leise, — „aber jetzt fort —“

„Und wenn sie Euch da dort erwischt hätten — Caracho — und nachher den Berg abgesperrt. Was in des Henkers Namen hattet Ihr denn da drin zu thun? — das war reiner Wahnsinn!“

„Daß nur — komm Jablonsky,“ rief der Andere wieder, „es ist geglückt und Niemand hat mich gesehen.“

„Und war die Kaiserin noch dort?“

„Nein — schon in das Schloß zurückgegangen.“

„Und was in aller Welt hattet Ihr da drüben zu thun?“

„Fort von hier — wir dürfen keine Zeit mehr versäumen. Was machen wir mit der Stange?“

„Verdamme das alte schwere Ding, der Gärtner mag sehen, wie er die wieder findet und zurückbringt, wenn er sie selber brauchen sollte. Ich wollte aber, wir wären erst wieder draußen; der ganze Hof schwärmt heute von Menschen, und eine Escorte ist auch schon da, um die Pasterthiere zu geleiten.“

„Wir gehen durch den unteren Park fort,“ sagte der Andere wieder, und die beiden Männer sprangen jetzt, die Treppe nicht einhaltend, quer über die Blumenanlagen nieder, den Gang hinab, bis sie die mächtigen Cedern unten am Fuße des Hügels erreichten und in deren Schatten dann verschwanden.

Und still und schweigend standen die riesigen Bäume da unten — in ihren mächtigen Wipfeln flüsterte nur leise der Nachtwind, und die feuchten Blätter blühten und glühten im Sternenschein. So hatten sie Jahrhunderte gestanden und Kазiken, Vice-Könige, Präsidenten und Kaiser unter ihren Zweigen dahinwandeln und verschwinden sehen — und wieder schied eine Kaiserin auf Nimmerwiederkehren — ade, ade — ihre Blätter rauschten fort, kommenden Geschlechtern entgegen.

Wenn es eine peinliche Zeit in der Geschichte des Kaiserreichs giebt, so sind es die Monate von Juli bis October des Jahres 1866. In diesen concentrirte sich alles Unheil, was über den Kaiser hereinbrechen sollte, in einzelnen, bald kleineren, bald größeren Schlägen, und es gehörte wahrlich ein starker Geist dazu, um, ohne im Stand zu sein da selber einzugreifen, ihnen ruhig die Stirn zu bieten und darunter auszuhalten.

Die Kaiserin hatte sich unter der innigsten Theilnahme des Publikums selbst in Vera-Cruz, das sich bis dahin dem Kaiserreich gegenüber ziemlich abwartend verhalten, nach Europa eingeschifft, und die Ungewißheit über ihre Zen-

bung kam noch dazu, die Lage quälend, ja zuletzt fast unerträglich zu machen.

Vorher, ehe Napoleon mit schroffer Hand den Vertrag von Miramare einfach brach, herrschte Zuversicht im Reich, daß sich, trotz allen einzelnen Unglücksfällen, doch noch Alles günstig gestalten müsse — später, als alle Hoffnungen zusammengebrochen waren, stand man wohl einem Unheil, einer Gefahr entgegen — aber man stand ihr doch entgegen — sie war da und drohte nicht nur immer in einzelnen kleinen Reichen und schwärzer und schwärzer aufsteigenden Wolken.

Gerade in jenen Monaten aber kam Alles zusammen, was im Stande ist selbst den Muth eines Helden aufzureiben, denn Tropfen nach Tropfen fiel auf den einen Punkt, Stern nach Stern erlosch, und Maximilian zeigte da wahrlich mehr Mannesmuth und Ausdauer als später, wo er sich unbefümmert dem feindlichen Feuer aussetzte und dem Tode kaltblütig in's Auge schaute.

Dieser Rückzug der Franzosen war Thatsache geworden. Bazaine hatte sich allerdings noch einmal an die Spitze gestellt, um angeblich den Norden wieder von Quarantistischen Banden zu befreien, in Wirklichkeit aber nur um die Concen-

tration seiner Heeresmassen zu überwachen und überall hin, wo diesen Gefahr drohen könne, gleich selber kräftig einzugreifen.

Das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Marschall war denn auch schon, trotz aller höflichen Briefe, die sie noch wechselten, ein sehr gespanntes und unerquickliches geworden. Als der Marschall die Hauptstadt verließ und sich beim Kaiser verabschieden wollte, nahm ihn dieser gar nicht mehr an, was natürlich den stolzen Feldherrn auf das äußerste erbitterte.

Von überall, aus allen nördlichen und südlichen Provinzen trafen dabei die Nachrichten ein, daß sich die Städte, wie sie von den Franzosen nach und nach geräumt wurden, augenblicklich für die Republik erklärten, denn ohne weiteren Schutz wären sie auch sonst von den nachrückenden Liberalen einfach besetzt und ausgeplündert worden. Die belgischen Truppen, von dem französischen Obercommando schon seit längerer Zeit auf das schlimmste behandelt und in einzelnen kleinen Corps an die gefährlichsten Stellen gesandt, wo sie aufgerieben werden mußten, und auch aufgerieben wurden, dabei mit Löhnung und Lebensunterhalt gekürzt, fingen an gegen diese Behandlung zu rebelliren. Die

mericanischen Truppen dagegen wurden von gewissenlosen Führern, die jetzt den Sieg auf der andern Seite sahen, gleich bataillonsweise zu den Liberalen übergeführt und hatten selber nicht das Geringste dagegen einzuwenden.

Am 15. August war der Kaiser, dem jetzt nur daran lag, die Dinge hier einfach zu halten bis er gewisse Nachrichten von Europa bekam, wieder von Cuernavaca, wo er kurze Zeit verweilt, zurückgekehrt und im Palacio in der Stadt abgestiegen, als ihn sein Minister Escudero um ein kurzes Gehör bat, da er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe.

„Gewiß nichts Gutes, mein lieber Escudero,“ lachte der Kaiser, „darauf wollte ich wetten, selbst wenn Ihr Gesicht nicht schon Ihr Verräther wäre. — Aber kommen Sie; was es auch sei, ich bin es schon gewohnt fast an jedem Tag meine Portion verschlucken zu müssen, und die Franzosen tragen dazu, das weiß der Himmel, das Meiste bei. — Das sag’ ich Ihnen aber,“ setzte er mit finster zusammengezogenen Brauen hinzu — „wenn es mir die Herren zu bunt machen, stecke ich meine Krone in die Tasche und lasse mich zum Präsidenten wählen. Ich weiß dann wenigstens, daß ich meinem treuen Freund Na-

peleon wie seinem biebern Marschall einen dicken Strich durch die Rechnung mache.“

„Majestät,“ sagte Escudero ernst — „es betrifft diesmal nicht die Franzosen, sondern Leute, auf die wir bis jetzt geglaubt haben uns fest verlassen zu dürfen. Haben Sie das Manifest Santa Anna's gelesen?“

Der Kaiser lachte laut auf und rief aus: „Dem Himmel sei gedankt, wenn Sie nichts Schlimmeres für mich haben — da — da ist es,“ rief er, indem er in die Tasche griff und eine Druckschrift herausholte. „Hier haben Sie seine denkwürdigen Worte, mit denen das alte Chamäleon den Mantel nach dem Winde hängt, hier: „Landseute! Am denkwürdigen 2. December 1822 machte ich die Worte zu meinem Motto: Nieder mit dem Kaiserthum, es lebe die Republik! und jetzt wiederhole ich mit Enthusiasmus die nämlichen Worte, aber von einem fremden Boden aus, auf dem ich als Verbannter lebe.“ Daß dieser Mensch keine Scham mehr im Herzen hat, liest man aus jedem Buchstaben, oder glaubt er, das mericanische Volk habe ein so schlechtes Gedächtniß, um sich nicht zu erinnern, daß er auch mehrere Male rief: „Nieder mit der Republik!“ und sich selber schon „Ho-

heit" nennen ließ? Ist es denn möglich, daß es solche verächtliche Charaktere giebt, — und glauben Sie wirklich, daß der Mensch noch eine Zukunft in Mexico hat? wonach ich Ihnen denn freilich gestehen müßte, daß ich darauf verzichten möchte, über ein solches Volk zu regieren."

"Nein, Majestät," sagte Escudero, "daß Santa Anna noch eine Zukunft in Mexico hat, glaube ich nicht, aber trotzdem doch noch einen kleinen Anhang, der in so fern nicht ohne Einfluß ist, da er zu den Besitzenden gehört und sich an die Kirche anschließt."

"Aha — jene „kleine aber mächtige Partei“, die wir schon aus Erfahrung kennen — eine saubere Gesellschaft gewöhnlich, die das Wort Patriotismus stets im Munde führen, ohne nur einmal zu wissen, was es bedeutet. Aber lassen Sie die Herren gewähren. Ich kenne sogar eine ganze Gesellschaft derselben hier in der Stadt, die mir schon lange denunciirt wurde, aber sie sind vollständig ungefährlich, denn was können sie bezwecken — was wollen sie nur?"

"Das, Majestät," erwiderte Escudero, "muß ich gestehen, weiß ich auch nicht und begreife es nicht, wenn sie nicht noch Geheimeres im Hinterhalte haben; aber daß jene Verschwörung, von

der Majestät schon, wie ich glaube, unterrichtet sind, wirklich in allernächster Zeit, sogar am morgenden Tage einen Ausbruch beabsichtigt, der nichts Geringeres bezweckt als eine Regentschaft einzusetzen und sich indessen der Person Eurer Majestät zu versichern, dafür hier diese Beweise, die sogar zwei Herren aus Euer Majestät nächster Nähe compromittiren.“

Der Kaiser nahm schweigend die Papiere, aber er hielt die Unterlippe zwischen die Zähne gezwängt, und sein sonst so gutes Auge hatte etwas Finsteres, fast Feindseliges. War es doch auch fast zu viel für eine Menschennatur, sich nur immer von Verrath umgeben zu wissen, wo er selber noch dazu allen denen nur Liebes und Gutes erzeugt, und sie schon aus Dankbarkeit an sich gekettet glaubte.

Still und lautlos über sah und prüfte er die Papiere, und leise und langsam nickte er dazu mit dem Kopfe, aber immer drohender wurde sein Ansig. Endlich sagte er langsam:

„Wo sind die Herren jetzt?“

„In diesem Augenblick, wie ich bestimmt weiß, in de la Barra's Haus zu einer letzten Berathung versammelt.“

„Dann lassen Sie augenblicklich das Haus

umzingeln und sämtliche Verräther binden und in das Gefängniß werfen.“

„Sie haben den Tod verdient.“

„Nein!“ — rief der Kaiser rasch und fast wie erschreckt — „kein Blut mehr — es ist Blut genug geflossen meinethalben. In der Schlacht, ja, wenn es sein muß — aber kein Justizmord mehr.“

„Und wollten sie nicht unsagbares Elend wieder über die Hauptstadt bringen? Das ist die Partei, Majestät, die damit prahlte, Sie gewählt zu haben, und von dem ersten Moment an, wo Sie nicht ihren trügerischen Rathschlägen folgten, Nichts gethan haben, als gegen Sie zu intriguiren.“

„Ich weiß es — ich weiß es,“ nickte der Kaiser, „aber ich will kein Blut mehr. — Sie sollen verbannt werden. Sie sollen nach Vera-Cruz geschickt und nach Yucatan transportirt werden — nur kein Blut mehr.“

„Und wenn sich Monsieur zwischen ihnen finden sollte?“

„Dann lassen Sie ihn mit den Anderen“ — rief der Kaiser in erster Aufwallung, aber er unterbrach sich rasch — „nein,“ sagte er ruhiger — „es geht nicht. Die Kaiserin ist jetzt selber

auf ihrem Weg nach Rom — ich will nicht hier ihrer Friedensmission entgegenwirken. Der Pfaffe mag laufen. Der Klerus überschätzt außerdem die Macht, die er im Lande zu haben glaubt, oder das Volk würde nicht zu seinen ärgsten Feinden, den Liberalen, in solchen Massen überlaufen. Was die Menschen wollen, begreife ich auch nicht, denn so weit ich es übersehen kann, haben sie Niemanden, als diesen alten Blutsauger Santa Anna, auf den sie sich möglicherweise stützen könnten. Doch wie dem auch sei, lieber Escudero — versäumen Sie keinen Moment Zeit, um das kostbare Nest auszunehmen, und — statuen Sie mir nachher Bericht ab. Ich werde Sie später hier wieder erwarten.“

* * *

Escudero, früher der liberalen Partei angehörig, jetzt aber dem Kaiserreich, dem er schon wichtige und wirklich treue Dienste geleistet, warm ergeben, säumte nicht den Befehl gegen die Häupter der conservativen und klerikalen Partei auszuführen, hatte er doch schon in der That vorher alle Vorbereitungen dazu getroffen und de la Parra's Haus scharf und genau bewachen lassen.

Die Ueberraschung gelang auch vollständig; nicht allein die Treppen, sondern auch die Azoteas der nächsten Häuser waren besetzt, ehe die Verschwörer nur eine Ahnung der Gefahr hatten, in der sie sich befanden.

In dem Augenblick, wo die Polizei das Haus betrat, wollte es der Erzbischof verlassen und erschrak sichtlich, als er die bewaffnete Schaar erblickte. Er drehte auch augenblicklich wieder um, aber Einer der Leute, der dahin schon seine Vollmacht hatte, trat ihm in den Weg und sagte sehr artig und vollkommen bestimmt:

„Monseñor, wir haben Auftrag, Jeden zu verhaften, den wir da oben finden. Um Ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen, möchte ich Sie ersuchen, jetzt gerade nicht wieder zurückzugehen.“

„Und würden Sie mich hindern?“ sagte der Erzbischof scharf und stolz.

„Allerdings, Monseñor,“ erwiderte der Officier, „schon Ihres eigenen Besten wegen. Nützen können Sie den Herren da oben doch Nichts mehr.“

„Und auf wessen Befehl geschieht das?“

„Auf Seiner Majestät Befehl und Anklage wegen Hochverraths.“

Der Erzbischof erbleichte, aber er erwiderte

kein Wort mehr, behrte sich ab und schritt die Straße hinab.

Indessen hatte die Dienerschaft oben schon zitternd Bericht erstattet, daß das Haus besetzt und alle Ausgänge versperret wären, und die Verschworenen sprangen entsezt von ihren Stühlen auf. Nur de la Parra behielt seine volle Ruhe.

„Was wollen Sie, Señores,“ sagte er lächelnd — „Sie sind meine Gäste; mehr Wein und Gläser herein, muchacho; wollen die Herren ein Glas mit uns leeren, so sollen sie uns willkommen sein,“ — aber seine Ruhe sollte ihm diesmal Nichts nügen.

Im nächsten Augenblick wurde die Thür aufgestoßen und der junge Officier trat, von etwa zwanzig Bewaffneten gefolgt, in den Saal.

Ohne sich hier aber nur mit irgend einer Frage oder Antwort aufzuhalten, rief er, unsern der Thür stehend bleibend:

„Im Namen des Kaisers verhafte ich Sie Alle wegen Hochverraths. Der Erste, der sich widersetzt, wird niedergeschossen. Sie sind meine Gefangenen.“

„¡aramba, Señor,“ rief de la Parra lachend aus — „Sie müssen aus Versehen in

ein falsches Haus gerathen sein. Hier wohne ich — General de la Parra, und diese Herren —“

„Sind jetzt, wie Sie selber, meine Gefangenen. Vorwärts, Compañeros, bindet den Herren die Hände auf den Rücken und sechs bleiben im Anschlag. Es ist bitterer Ernst, Señores.“

Ein Tumult entstand jetzt — Ordonoz als Priester trat den Soldaten entgegen, aber im Nu hatten sie ihn gefaßt und gebunden, und mit allen Thüren besetzt, selber waffenlos und der Uebermacht gegenüber, hätte Widerstand ihre Lage nur verschlimmern können. In wenigen Minuten waren sie sicher verwahrt, und eben sollten sie hinab escortirt werden, als die Damen vom Hause in Todesangst herbeistürzten und durch ihr Geschrei sich das auf der Straße schon zusammenlaufende Volk noch mehr da sammelte.

Die Gensdarmerie ließ es aber gar nicht heran, und nur ein Trompetensignal, das vor dem Haus gegeben wurde, rief Hilfe herbei, falls die Volksmasse es versuchen sollte die Gefangenen zu befreien. Aber man hatte sich in dem Charakter des gefürchteten Aufruhrs vollkommen geirrt, denn auf der Straße setzte sich von Mund zu Mund der Schrei fort, man habe den Kaiser ermorden wollen — das seien die

Mörder, und die Wuth der Indianer wäre den Gefangenen bald verderblich geworden. Trotzdem gelang es der Gensdarmarie, sie sicher in das Gefängniß abzuliefern, und wenige Tage später wurden sie, diesmal in rascher Gerichtspflege, nach Vera-Cruz hinab escortirt und von dort auch wirklich, trotz aller Bittschriften um Gnade, mit denen man jetzt den Kaiser überschüttete, nach ihrem Bestimmungsort Yucatan abgeführt.

Der Kaiser war hart geworden, er fing an einzusehen, daß er diesem Volke gegenüber mit Milde nicht länger regieren konnte, und doch auch wieder hielt ihn die Ungewißheit, in der er noch immer über den Erfolg der Kaiserin schwebte, von weiteren entscheidenden Schritten zurück. Er schwankte in seinen Entschlüssen und wurde mißtrauisch gegen seine ganze Umgebung, ja zuletzt selbst gegen sein Ministerium, das ihm eben Alles versprochen und Nichts gehalten — als ob ein anderes Ministerium, aus anderen Elementen zusammengesetzt — so lange es eben Mexicaner blieben — anders gehandelt hätte. Es lag einmal in dem Blut dieser Menschenrace, und so guten Willen sie auch manchmal zeigen

mögen, ein solcher Charakter läßt sich eben nicht so rasch ändern und ist nicht abzuschütteln.

Und trotzdem versuchte er eine Aenderung herbeizuführen, denn mit den Liberalen, die ihm überall feindlich entgegentraten, glaubte er nicht länger regieren zu können.

Er nahm jetzt für Justiz und Finanzen zwei höhere französische Beamte in sein Cabinet und schien auch mit diesen energisch vorgehen zu wollen. Aber auch hier kreuzte Amerika und, von diesem eingeschüchtert, der wortbrüchige Napoleon seine Pläne. Die Franzosen wurden nicht bestätigt, und eine kurze Zeit schwankte der Kaiser zwischen beiden Parteien, bis endlich der indeß zurückgekehrte Padre Fischer, der in Rom natürlich gar nichts ausgerichtet und wohl auch kaum je dazu die Absicht gehabt hatte, den Ausschlag gab.

Wunderbarerweise setzte der Kaiser in diesen Menschen, in jener Zeit wenigstens, ein unbeschränktes Vertrauen, und unter seinem Einfluß wurde jetzt Teodosio Lares, der ganz dem Klerus ergebene Präsident des obersten Gerichtshofes, mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, wobei es sich von selbst verstand,

daß er nur seine eigenen Gesinnungsgegnossen dort hinein nahm.

Maximilian selber leugnete allerdings, daß es ein vollständiger Systemwechsel sei, den er damit beabsichtige, und sprach auch wohl darin die Wahrheit — es sollte vielleicht nur ein Versuch sein, ein Schwanken zwischen den beiden Elementen, mit einem Wort ein Hinauszögern der Katastrophe, bis bestimmte Nachricht von Europa eintreffen konnte.

Dabei scheint den Kaiser auch besonders der Wunsch, ja die Sehnsucht geleitet zu haben, das französische Heer, das jetzt unthätig dasag und dem Land nur eine Last war, endlich los zu werden und, trotz Frankreich, Mexico mit Mexicanern weiter zu regieren. Ein Kabeltelegramm über Amerika hatte schon Gerüchte gebracht, daß der Kaiserin Mission in Frankreich selber als gescheitert betrachtet werden könne — jetzt war Maximilian's einzige Hoffnung eine Ausöhnung mit dem Papst, auf die er, nach Padre Fischer's Berichten, fest rechnete, und Klerus wie Conservative säumten denn auch nicht, ihm mit Versprechungen reichlich Trost einzusprechen — mexicanische Versprechungen!

So nahte der 16. September heran — das

britte Mal, daß ihn der Kaiser als das Unabhängigkeitsfest der Mexikaner feierte. Obgleich aber hatte sich in der Hauptstadt selber das eigenthümliche Gerücht verbreitet, der Kaiser werde diesen Tag und die Gelegenheit ergreifen, um seine Krone niederzulegen und den Lande seine wirkliche Unabhängigkeit — d. h. seine gewöhnliche Anarchie zurückzugeben.

Daß die Kaiserin in Paris ihren Zweck nicht erreicht, ja sogar eine stürmische Zusammenkunft mit Louis Napoléon gehabt habe, wußte man schon aus französischen Zeitungen, und der Papst? — was konnte der Papst ihr helfen, wo die Liberalen, die sich noch nie um den Klerus gekümmert, jetzt mit jedem Tage an Macht wachsen und die eigentlichen Centralstaaten Mexicos enger und enger einschlossen.

Die ganzen nördlichen Provinzen befanden sich wieder in ihren Händen, und Juárez war zum vierten Mal nach Chihuahua zurückgekehrt. Im Süden stand Porfirio Díaz wieder mit einer starken Armee, die von Woche zu Woche, von Tag zu Tag wuchs. Im Westen hatten die Dissidenten sämtliche Hafenstädte besetzt, und selbst in dem Nachbarstaat rüstete sich Alvarez, um die Republikaner zu unterstützen. — Und welche

Macht hatte er selber ihnen entgegen zu stellen? Seine wackeren österreichischen Husaren, ja und vielleicht die belgischen Truppen, aber auf alles Andere durfte er sich nicht verlassen, denn selbst die in Cazadores-Bataillone eingereichten Mexicaner zeigten sich unzuverlässig, und sogar oft gefährlich ihrer Desertionen wegen. War es da denkbar, daß der Kaiser, nur von seinem ritterlichen Geist getrieben, trotz Allem und Allem aushalten würde auf seinem Posten? Die Mexicaner konnten sich das nicht denken, denn sie begriffen ein solches Gefühl nicht einmal, waren also auch gar nicht im Stande, es in dem Herzen eines Andern vorauszusetzen.

In dem eigentlichen geknechteten Volksstamme Mexicos, den Indianern, erwachte aber mit der Furcht vor dem Verlust des einzigen Mannes, der je Theil an ihnen genommen, auch die Liebe zu ihm. Rührend waren die Zeichen von Anhänglichkeit und Vertrauen, die sie ihm schon an seinem letzten Geburtstag gegeben und jetzt wieder erneuten. Blumen Spenden brachten sie ihm, und ihre Oberhäupter hielten Anreden an den Herrscher, in denen sie ihm sagten, wie er ihre alleinige Stütze sei, und ihn baten, bei ihnen auszuharren.

Möglich, daß diese Beweise einfachen Vertrauens den schon schwankenden Monarchen bewogen, dem Schicksal trotzig die Stirn zu bieten.kehrte er jetzt nach Europa zurück, was erwartete ihn dort? Das Bewußtsein eines verfehlten Lebens, zertrümmerte Hoffnungen und der Spott der Menge, die nicht beurtheilen konnte oder wollte, wie wacker er hier gekämpft. — Möglich auch, daß der Klerus noch außerdem Alles aufbot, ihn gerade in diesem Augenblick zum Ausbarren zu bewegen, denn die Kirche hatte Niemanden, um ihn gerade jetzt zu ersetzen, und die Macht der Liberalen wuchs erschreckend an.

Der Kaiser blieb und sprach im großen, dicht von Menschen gedrängten Sturwide-Saal des kaiserlichen Palastes jene denkwürdigen, aber für ihn verhängnißvollen Worte:

„Noch stehe ich fest auf dem Platze, auf welchen der Wille der Nation mich berufen, ungeachtet aller Schwierigkeiten, ohne in meinen Pflichten zu schwanken, denn ein rechter Habsburger verläßt seinen Posten nicht im Momente der Gefahr.“

„Behalt es wohl — wir werden's nicht ver-

geffen," sagt der Mephisto im Faust und — die Geistlichkeit stand dabei und hörte es.

Von jezt an zog sich der Kaiser nach Cuernavaca zurück, und wenn er auch versprochen hatte auf seinem Posten auszuharren, so deutete doch schon der ganze Charakter der Rede an, für wie verzweifelt und hoffnungslos er selber die Lage hielt. Er war sich auch von dieser Zeit an wohl klar bewußt, daß er nicht lange mehr Kaiser von Mexico bleiben werde, aber auch eben so fest entschlossen, nicht lebend der Gewalt oder dem feigen Drängen des französischen Kaisers zu weichen. In ehrenvoller Weise wollte er das Land verlassen, und deshalb tauchte wieder die Idee eines allgemeinen Congresses — einer wirklichen Abstimmung in ihm auf.

Von allen Provinzen sollte das mexicanische Volk frei und ungehindert seine Vertreter senden — im offenen Congreß sollten diese erklären, welche Regierungsform und wen zum Oberhaupt sie verlangten, und dann konnte er mit gutem Gewissen, und frei das Haupt erhoben, einer Krone entsagen, die für ihn bis jezt nur Dornen, aber keine Rosen getragen.

Die Idee eines solchen Congresses war so schön als edel gedacht, und kam allein aus sei-

nem eigenen Herzen, aber sie scheiterte an zwei unüberwindlichen Schwierigkeiten, oder wurde vielmehr vor der Hand hinausgeschoben.

Die erste war die nämliche, welche nicht einmal eine Eroberung, viel weniger denn Befestigung und Erhaltung des ganzen Reiches gestattet hatte: die ungeheure Ausdehnung desselben, wozu jetzt noch die vollständige Unsicherheit sämmtlicher Straßen im Innern kam, wie daß sie außerdem noch in der Regenzeit unpässbar wurden. Die zweite der Widerstand, den der Gedanke selbst bei seinem jetzigen Ministerium und der Partei fand, welcher dasselbe angehörte. Jetzt hielten sie, wie sie glaubten, das Heft in Händen und wollten sich dasselbe nicht durch eine Abstimmung, wenn solche selbst möglich gewesen wäre, entreißen lassen. Was galt ihnen der Kaiser — die Person? — Nichts — ihre Sache aber Alles. Möchte das Land darüber zu Grunde gehen, wenn sie sich nur ihre Vorrechte sicherten. Die „Kleine“ Partei war wieder einmal mächtig geworden und der Kaiser in ihren Händen — mehr verlangten sie nicht, und sie wären die Letzten gewesen, auch nur ein Jota freiwillig davon abzutreten.

Der Kaiser, der, wohin er griff, auf Nichts

als Schwierigkeiten stieß, ermüdete zuletzt. Seine Minister wie der Klerus wiegten ihn derart mit Versprechungen ein, daß er, wenn er nicht selber daran glaubte, doch wenigstens beschloß, der Sache vor der Hand ihren Lauf zu lassen. Endlich mußte ja doch auch bestimmte Nachricht von der Kaiserin kommen.

Zu dem Ministerium wurde unter dem Präsidenten Lacunza und ganz nach Vorschlag des Padre Fischer, der sich dem Kaiser bald unentbehrlich zu machen wußte, ein neuer Staatsrath aus rein conservativen Elementen ernannt, und der Kaiser erfreute sich indessen wenigstens seines Sommeraufenthalts in Cuernavaca, aus dem er aber auch in trüber Weise aufgerüttelt werden sollte.

Eine neue Verschwörung war entdeckt worden, bestimmt, ihn auf dem Weg von Cuernavaca aufzuheben. — Zu welchem Zweck? Kein Mensch wußte es, und der Präfect von Tlalpam, General O'Horan, der sie entdeckt haben wollte, gebrauchte die Vorsicht, sämmtliche „Mortimers“ gleich hängen zu lassen, so daß eine weitere Untersuchung unmöglich wurde.

Aber den Kaiser litt es auch nicht mehr in Cuernavaca, wo er sich außerdem noch so viel

weiter außer dem Reich eines jezt täglich erwarteten Couriers befand. Er kehrte nach Chapultepec zurück, wurde aber hier bald von einem heftigen Wechselfieber erfaßt, das sein Arzt, der erst kürzlich bei ihm eingetretene Doctor Basch, der ungesunden Lage des von Sümpfen umgebenen Chapultepec zuschrieb. Er drang in den Kaiser, seine Residenz nach der Hauptstadt selber zu verlegen, wo er sich jedenfalls in gesünderer Luft befand.

In den ersten Tagen des Monats October siedelte der Kaiser in den Palacio von Mexico über, und erhielt hier bald die Nachricht, daß mit dem am 10. eintreffenden Postdampfer General Castelnau, Personaladjutant des Kaisers Napoleon, mit für ihn jedenfalls wichtiger Botschaft ankommen werde.

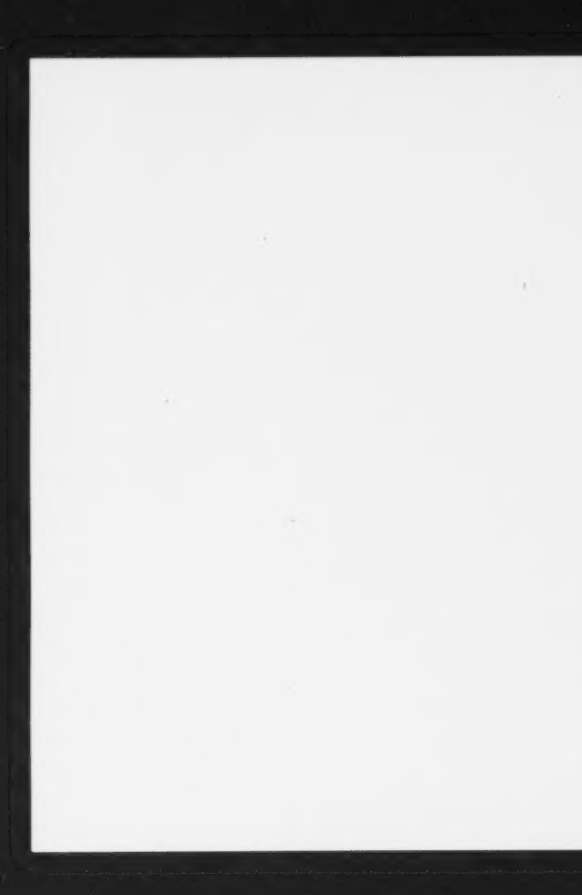
Am 14. hätte der Herr mit der gewöhnlichen Diligence in Mexico sein können — aber er kam nicht — Tag nach Tag verging und er ließ Nichts von sich hören. Gutes verkündete das keineswegs, und schon diese Rücksichtslosigkeit des Abgesandten übte auf die Gemüthsstimmung des Kaisers einen höchst nachtheiligen Einfluß aus.

Doctor Basch schildert diese Tage in seinem Buch mit den wenigen, aber treffenden Worten: „Die, wenn auch nicht bedeutende Erkrankung des Kaisers, die wirren politischen Zustände, die Geldverlegenheit, die Zögerung Castelnau's, die Unzufriedenheit mit dem conservativen Ministerium, dessen Repräsentanten ihm nie recht behagen wollten, erzeugten in diesen Tagen im Kaiser eine tiefe geistige Verstimmung und Abspannung.“ — Und doch war das Alles nur das Vorspiel zur Katastrophe.

Bergunter! der Stein rollte. Der arme Kaiser stand allein, verrathen fast von allen Seiten, auf die er sich vertrauensvoll wendete, und die wenigen Menschen, die es wirklich treu und ehrlich mit ihm meinten, besaßen keinen Einfluß und konnten ihm nicht helfen — und ihr Rath? Padre Fischer war der Geheimsecretär des Kaisers und lenkte jetzt das leere Staatsschiff mit kühner und ruhiger Hand — dem Abgrund entgegen!

Ende des dritten Bandes.





In Mexico.

Dieter Band.



In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

(Fünftes Heft.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Germann Costenoble.
1871.

STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

	Seite
1. Der Wendepunkt	1
2. In Orizaba	31
3. Der Abzug der Franzosen	61
4. Nach Querétaro	89
5. In Querétaro	113
6. Während der Belagerung	140
7. Der Verrath	174

Zweiter Theil.

8. General Marquez	203
9. Fluchtversuche	233
10. Die Verräther	260
11. Das Ende eines braven Mannes	287
12. Die Republikaner	302
13. Schluß	344



1.

Der Wendepunkt.

Am 18. October früh war Ministerrath im Schloß gewesen und zum Mittag seit längerer Zeit wieder zum ersten Mal eine größere Gesellschaft zum Diner geladen worden, bei dem sich der Kaiser heiterer als gewöhnlich zeigte.

Die Gäste gehörten fast ausschließlich der conservativen Partei an, und Maximilian sprach sich besonders befriedigt darüber aus, daß er Nachricht erhalten habe, wie die Kaiserin in nächster Zeit zurückkehren würde. Er äußerte dabei auch ziemlich entschieden, daß er seine frühere Idee: einen National-Congreß, noch keineswegs aufgegeben habe, sondern nur die Ankunft der Kaiserin erwarten wolle, um mit ihr den wichtigen und entscheidenden Schritt zu berathen.

Seine Minister wollten allerdings Nichts davon wissen, aber es müsse doch am Ende gehen, wenn man nur ernstlich wolle, und die Herren im inneren Land dürften sich auch nicht weigern, eine vielleicht lange und unbequeme Reise zu machen, wenn man dadurch dem endlosen Blutvergießen im ganzen Reich ein gebieterisches Halt zurufen könne.

Der Kaiser schien ungewöhnlich lebhaft und gesprächig und hob auch die Tafel etwas später als sonst auf, wonach er sich dann wieder in sein Arbeitszimmer zurückzog, um vielleicht noch eingelaufene Geschäfte zu erledigen.

Die Gäste, unter denen sich auch aus der wieder zu Gnaden aufgenommenen Partei ein paar alte Bekannte von uns, Lucido, Roneiro und Bastiani befanden, schlenderten langsam über die Plaza ihren eigenen Wohnungen zu, bis die Letzteren, Lucido's Haus passirend, von diesem eingeladen wurden, noch ein wenig zu ihm heraufzukommen und den Abend vielleicht bei einer Partie zu verbringen.

„Was fangen wir sonst an, Señores,“ sagte Lucido, „die Zeiten gehen jetzt ihren ruhigen Gang, und ändern können wir doch Nichts in ihrem Lauf — vamos; der Abend vergeht

damit, und wer weiß, was der folgende Tag uns wieder bringt.“

„Der Kaiser war heute vortrefflicher Laune,“ bemerkte Roneiro, als sie, der Einladung folgend, die Treppe hinaufstiegen und oben auf dem mit Blumen und Biergewächsen bedeckten, den Hof umlaufenden Corridor hinschritten — „er scheint gute Nachrichten erhalten zu haben.“

„Es kamen gerade noch ein-paar Depeschen, als wir fortgingen,“ bemerkte Bastiani — „und der Henker traue den Dingen; man weiß nie, was darin steckt.“

„Besonders gut können sie kaum sein,“ bemerkte Lucido, „das Ganze ist doch nur eine Galgenfrist, und ich möchte wohl wissen, was unsere höhere Geistlichkeit eigentlich im Werke hat. Sie entwickelt jetzt eine ganz merkwürdige Thätigkeit und hat eigentlich die Hände in allen Geschäften. Nächstens werden wir wohl, was mich auch gar nicht wundern sollte, den Widerruf des kaiserlich kirchlichen Decrets, wie der sämtlichen *leyes de reforma* zu lesen bekommen. Apropos, Roneiro, wie ist es denn mit Deinem Haus? Haben Dich die dort umgehenden Gespenster in Ruhe gelassen?“

„Ich gäbe was darum,“ sagte Roneiro, „wenn

ich herausbekommen könnte, wer mir damals den Streich gespielt, denn daß es ein solcher gewesen, unterliegt keinem Zweifel — aber es war geschickt gemacht und meine Damen im Haus schienen rein des Teufels. Ich hätte sie keine Nacht mehr unter dem Dache halten können.“

„Und wie ist es mit Deinem Besizthum — hat es die Kirche wieder?“

„Caramba, Lucido, wie die Dinge jetzt laufen,“ sagte Roneiro, sich hinter dem Ohr kratzend, „so sollte es mich gar nicht wundern, wenn sie es wieder bekäme, denn der Klerus segelt jetzt vor dem Winde, mit aller Weinwand gesetzt; aber „abwarten“ ist mein Motto, und ich bin nicht leichtsinnig genug gewesen, voreilige Versprechen zu geben.“

„Hast aber doch ein anderes Quartier genommen?“

„Weil ich mußte — das alte aber deshalb noch nicht aufgegeben. Padre Miranda hat es mir allerdings schon ein paar Mal abgefordert, und verlangt, ich solle es, um nur mein Gewissen frei zu bekommen, auf seinen Namen persönlich überschreiben lassen, aber ich — traue dem frommen Wanne nicht recht und habe so meinen eigenen Verdacht. Nun — verempos: die Sache

hat jedenfalls noch Zeit, und wir werden ja schon in der nächsten Zeit erfahren, wie sich Alles gestaltet.“

„Mir thut der Kaiser leid,“ sagte Bastiani, indem er sich auf einen Stuhl an dem nächsten Fenster warf — „Caramba, er hat sich die ganze Zeit über wie ein Ehrenmann benommen, und wir müssen uns schämen, wenn wir sehen, wie sich ihm gegenüber einzelne Mexicaner und noch dazu solche betragen, die Anspruch darauf machen die höchsten Stellen im Staat einzunehmen.“

„Meinen Sie Juarez?“

„Juarez weniger, obgleich der auch wohl kein Mittel scheuen würde um seinen eigentlichen Zweck zu erreichen, aber dieser Lump, dieser Gonzales Ortega, der Sonora und California baja mit Vergnügen verschachern will, nur um die Vereinigten Staaten auf seiner Seite und gegen Juarez zu haben. Psui über den Burschen, und der Kaiser hat doch die Franzosen ganz ruhig abfahren lassen, als sie sich nur Sonora ausbedingen wollten.“

„Und dann Santa Anna,“ lachte Roneiro, „die Amerikaner müssen ihm doch Hoffnung gemacht haben, oder er hätte nie die Unverschämtheit gehabt, wieder auf so plumbe und alberne

Weise aufzutreten — und das sind Alles Mexicaner. Es ist wahrhaftig eine Schande — Bastiani hat Recht.“

„Wie wird es aber mit der Anleihe, die er erheben will?“ meinte Lucido; „er braucht viel Geld in der nächsten Zeit, und wir sollen es da natürlich schaffen, wie ihm sein Ministerium versprochen hat.“

„Dann mag auch sein Ministerium sehen, wo es die Capitalien herbekommt,“ sagte Roneiro trocken. „Jetzt, wo wir bedroht werden der Kirche ihr sämmtliches Eigenthum zurück zu geben, sollen wir uns auch wohl noch von dem Letzten entblößen, was uns geblieben ist? Ich für meine Person kann mich auf etwas Derartiges gar nicht einlassen.“

„Und womit soll er regieren?“ meinte Bastiani.

„Quien sabe,“ erwiderte Roneiro. „Ich habe außerdem Nichts damit zu thun und kein Interesse dabei, denn die Liberalen sichern uns wenigstens die Güter der Todten Hand.“

„Confisciren aber sonst Alles, was sie von uns draußen finden.“

„Wenn wir uns stark compromittiren, ja. Ich für meinen Theil habe aber bis jetzt gesucht

so wenig Lärm als möglich zu machen, und denke mich auch ferner auf der sichern Seite zu halten."

"Bitte, nehmen Sie Platz, Bastiani," sagte Lucido, — „compadre, setze Dich hierher — wir können unser Spiel beginnen."

"Apropos, Lucido," rief Bastiani, indem er den bezeichneten Platz einnahm — „haben Sie denn lange Nichts von Mauricio gehört? Der ist ja rein wie verschwunden."

"Kein Wort," sagte Lucido seufzend — „der Junge macht mir viele Sorgen, und muß den einen dummen Streich schwer büßen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist. — Was giebt's, muchacho?" — Die Frage galt einem der Diener, der heraufgekommen und in der Thür stehen geblieben war. „Was hast Du?"

"Señor, da unten ist ein Mann," sagte der Indianer, „der Sie zu sprechen verlangt."

"Ein Mann? was für ein Mann?"

"Quien sabe," sagte der Indianer — „sieht ein bißchen abgerissen aus — Lepero no mas."

"Dann soll er morgen wieder kommen — heute habe ich keine Zeit."

Der Diener verschwand und die Herren zogen ihre Karten, um die verschiedenen Plätze zu bestim-

men, als der Bursche zurückkam und wieder meldete, der „Fremde“ ließe sich nicht abweisen — er müsse den Herrn nothwendig und gleich sprechen. Er wolle auch Nichts haben, sondern brächte ihm eine wichtige Nachricht.

Eine wichtige Nachricht? Jedenfalls konnte man ihn hören, und Roneiro rief selber: „So laß ihn doch nur heraufkommen! Die paar Minuten können wir ja noch warten.“

Wenige Minuten später trat ein brauner Bursche, jedenfalls ein Sambo, denn er war dunkler als selbst die Indianer, in den eleganten Salon, in den er eigentlich nicht recht hinein zu passen oder sich behaglich darin zu fühlen schien. Mißtrauisch glitten auch seine Blicke über die beiden anwesenden Herren hin — aber nur für einen Moment — dann hasteten seine Augen auf dem Diener, und Lucido merkte bald, daß er den entfernt wünschte.

„Es ist gut, muchacho,“ sagte er zu dem Burschen, „warte draußen an der Treppe, bis ich Dich wieder rufe. — Und nun, amigo, was soll's — ich habe nicht lange Zeit und dies hier sind Freunde, vor denen Du reden kannst. Oder ist es ein Geheimniß, das mich allein betrifft?“

„Señor Roneiro und Bastiani,“ sagte der

Sambo, „werden, denk' ich wohl, dabei bleiben können.“

„Caramba! und woher kennst Du uns, mein Bursche?“

„Werde ich Sie nicht kennen, während ich fast im Stande bin, jedes Kind in Mexico beim Namen zu nennen,“ lachte der Sambo; „aber die Sache betrifft Ihren Sohn, Señor Lucido, von dem ich Ihnen Grüße bringe!“

„Mauricio? — er lebt?“ rief Lucido rasch und erfreut.

„Er lebt?“ grinste der Sambo — „gewiß lebt er und befindet sich vortrefflich und gerade auf dem Weg nach der Hauptstadt.“

„Um der Jungfrau willen,“ rief Señor Lucido erschreckt — „er darf die Stadt nicht betreten, oder er ist verloren.“

„Hahaha,“ lachte der Bursche — „er kommt langsam aber sicher, und wenn er hier eintrifft, thut ihm keine Seele was.“

„Wie meinst Du das?“

„Weil er in Juárez' Hauptquartier steckt und jetzt dessen Geheimsecretär geworden ist,“ lachte der Sambo.

„Bei Juárez? und wo steht der?“ riefen die drei Herren zugleich aus.

„Ja wo er jetzt steht, ist schwer zu sagen,“ meinte achselzuckend der Sambo, „denn als ich sie verließ, rückten sie langsam auf Durango vor, und sind jetzt entweder noch dort, oder stehen wieder darüber hinaus und hierher zu.“

„Aber das ist nicht möglich,“ rief Lucido, „Durango halten ja noch die Franzosen besetzt.“

Der Sambo schüttelte mit dem Kopf — „H a t t e n e s — ja,“ nickte er, „ziehen aber überall langsam ab und überlassen uns die Plätze mit dem größten Vergnügen.“

„Und hat kein Kampf mehr zwischen ihnen und den Liberalen stattgefunden?“ rief Bastiani.

„Kampf!“ sagte der Sambo — „denken gar nicht daran. Es giebt jetzt keine besseren Freunde auf der Welt, als die Franzosen und Liberalen, und ihre Vorposten kommen sogar zuweilen zusammen und verkehren mit einander. Ist gerade als ob eine Partei aus einem Hause auszieht und die andere ein — fällt gar kein böses Wort mehr zwischen ihnen vor. — Selbst die Officiere halten Verkehr untereinander.“

„Franzosen und Quaristen?“ rief Bastiani erstaunt.

„Ja,“ lachte der Sambo, „ob sie Alle Quaristen sind, weiß die heilige Jungfrau, aber plün-

bern thun sie redlich, wohin sie kommen, Einige in Suarez', Einige in Ortega's und Einige in Ruiz' Namen. Einige von den Führern haben sich auch selber pronuncirt — man sagte, wie ich fortging, daß Cortina Ansprüche mache, weil ihn seine Bande gewählt habe. Das giebt sich aber Alles; wenn sie erst zusammenkommen, dann hat der Recht, der die meisten Truppen zählt, und die Anderen laufen doch Alle zu ihm über."

"Und meinem Mauricio geht es gut?" rief Lucido. — „Gott sei Dank, daß ich nur wieder einmal Nachricht von dem Jungen habe."

"Junge?" sagte der Sambo lachend; „er ist ein sehr vornehmer Herr geworden, und Alle, die einmal später eine Anstellung wollen, müssen zu ihm kommen, und caracho — ich denke, er versteht sie auszudrücken."

Bastiani warf einen Blick auf Lucido hinüber, und der alte Herr schien von dem Bericht über des Sohnes Thätigkeit nicht gerade besonders erbaut, aber was wollte er auch machen — er mußte doch jedenfalls sehen, wie er sich in vielleicht schwierigen und gefährlichen Verhältnissen durchwand, und das Alles änderte sich sicherlich, wenn er wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte: Bastiani schien sich übrigens mehr für das Ver-

hällniß zwischen den französischen und liberalen Truppen zu interessiren, denn die Sache kam ihm noch immer ein wenig unglaublich vor und er wollte mehr davon wissen. Der Sambo schien das Alles aber als selbstverständlich zu behandeln.

„Ave Maria, Señor,“ rief er aus, „das ist ja doch so natürlich wie nur Etwas. Die Franzosen haben uns schon vor einiger Zeit gemeldet, daß sie abziehen und keinen Kampf mehr mit uns haben wollen. Sie würden uns nicht belästigen, sie verlangten aber auch dafür — und nicht mehr als recht und billig, daß wir sie Alles ruhig fortschaffen ließen, was ihr Eigenthum wäre und was sie unterwegs brauchten, und da versteht es sich doch von selbst, daß unsere Führer darauf eingingen. Jetzt ist Alles ein Herz und eine Seele, und wo wir ihnen einen Gefallen thun können, thun wir's mit Vergnügen. Nur die belgischen Freicorps, die mit den Franzosen Nichts zu thun haben und hier im Land bleiben wollen, sind uns ein paar Mal in die Finger gelaufen. Wenn die Franzosen links und rechts von ihnen abmarschirten, geriethen sie uns in die Fänge, und

dann ging es ihnen natürlich schlecht. Hol' die Schufte der Teufel!"

„Es ist unglaublich,“ sagte Bastiani, „und da sagt der Kaiser noch, daß ein rechter Habsburger seinen Posten nicht verlassen dürfe? Caramba, wenn ein rechter Habsburger unter solchen Verhältnissen noch einen Gran gesunden Menschenverstandes hat, so macht er, daß er fortkommt, denn das ist kein ehrlicher Kampf mehr, das ist Schurkerei, und er selber an allen Ecken und Enden verrathen und verkauft.“

Der Sambo sah ihn etwas erstaunt an, denn er wußte nicht recht, was er aus den Worten machen sollte; Lucido aber, der einem ganz andern Ideengang gefolgt war und sich vermüßte wenig um das Schicksal des Kaiserreichs kümmerte, so er nur seinen eigenen Sohn in Sicherheit wußte, sagte plötzlich:

„Und wie heißt Du eigentlich, mein Bursche, und wie bist Du mit meinem Sohn bekannt geworden?“

Die Frage kam so plötzlich und unerwartet, daß sie den Sambo fast in Verlegenheit gebracht hätte, aber wer kannte auch hier seinen Namen, und er erwiderte ruhig:

„Rodolfo, Señor. — Hatte früher eine kleine

Pulqueria in Tacubaya, wo der junge Herr, wenn er dort hinauskam, sein Pferd einstellte und füttern ließ. Er hat immer viel von mir gehalten und — da er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte, mir auch den Auftrag anvertraut, seinen Eltern Nachricht von ihm zu bringen. Hätten sich doch sonst wohl seinetwegen geängstigt.“

„Aber weißt Du, mein Bursche,“ sagte Bastiani, „daß Du in des Teufels Küche kommen kannst, wenn sie Dich hier als Spion aufgreifen? Verwünscht kurzen Proceß würden Sie mit Dir machen, darauf kannst Du Dich verlassen, und ich möchte wahrhaftig nicht in Deiner Haut stecken.“

„No tenga cuidado Señor,“ lachte der Sambo; „erstlich bin ich hier viel zu bekannt, und dann würde ich mich augenblicklich als Deserteur angeben und mich einige Wochen hier füttern lassen. Nichts ist leichter, als nachher wieder bei einer günstigen Gelegenheit zu entweichen.“

„Trostlose Zustände,“ sagte Bastiani, langsam den Kopf schüttelnd — „nicht um eine Million Revenuen möchte ich mexicanischer Kaiser sein!“

„Ich gleich,“ lachte Rodolfo — „dann verkaufte ich ein ganzes Jahr lang nichts weiter

als Generals-Patente, und wenn ich in der ganzen Armee keine Seele weiter als Generale hätte, setzte ich mich auf ein Schiff und führe mit meinem Geld davon.“

„Der Bursche hat Verstand,“ lachte Roneiro, „oder doch wenigstens Nachahmungstrieb, denn etwas Neues wäre das nicht. Andere haben es schon vor ihm gethan und werden es auch noch nach ihm thun. — Also Mauricio befindet sich im feindlichen Hauptquartier! Das ist wirklich nicht übel, und er wird es dann wohl nächstens selber zu registriren haben, wenn seines Vaters Güter von den Liberalen confiscirt werden. Eine größere Confusion kann doch wahrhaftig in keinem Land der Welt herrschen, und anstatt besser zu werden, wird es immer ärger.“

„Und gehst Du wieder zurück?“ frug Lucido.

„Sobald ich mich hier ein wenig umgesehen habe, ja,“ nickte Rodolfo, „muß noch eine Menge Aufträge an verschiedene Caballeros hier ausrichten und auch wieder mitnehmen.“

„Und von wem, amigo?“ frug Bastiani.

„Quien sabe,“ lachte der Bursche — „ist viel besser keine Namen zu nennen, um Niemanden in Verlegenheit zu bringen — sind aber keine Leperos, so viel kann ich Sie versichern.“

„Kann ich mir denken,“ sagte der alte Herr — „natürlich wird es jetzt bei Vielen Zeit, sich den Rücken zu decken. Hol' sie der Teufel!“

„Dann komm, ehe Du die Stadt verläßt, noch einmal bei mir vor, amigo,“ sagte Lucido — „ich werde Dir Aufträge an meinen Sohn mitgeben. Das vorberhand für den Herweg,“ setzte er hinzu, indem er dem sehr erfreuten Burschen zwei Goldunzen in die Hand drückte. „Es versteht sich aber von selbst, daß Du Mauricio's Namen nicht hier in der Stadt nennst.“

„Gewiß nicht — gewiß nicht, Señor,“ rief der Bursche bethauernd, „nur,“ setzte er pffiffig hinzu — „mit einer einzigen Ausnahme, die aber Nichts mit der Politik zu schaffen hat und ihn auch nicht in Gefahr bringt — doch jetzt muchas gracias, Señor — Caraija, das giebt einen guten Tag, und die Goldfische sind bei uns draußen selten geworden. Also ehe ich wieder abgehe, frage ich hier noch einmal an,“ und mit einer nicht ungeschickten Verbeugung verließ er den Salon.

Die drei Herren aber blieben, als er durch die Thür verschwunden war, noch Jeder über seinen eigenen Gedanken brütend stehen — sie

hatten ihr Spiel ganz vergessen, und die eben gehörte Kunde war auch allerdings wichtig genug.

Sie Alle wußten ja wohl, daß sich die Franzosen nach und nach zurückziehen und das Land räumen würden, Keiner aber schien geglaubt zu haben, daß das in solcher Weise und in so freundlicher Beziehung zu den bisherigen Feinden geschehen könne. Bazaine mußte also mit dem feindlichen Hauptquartier förmliche Verabredungen getroffen haben, und in dem Falle stand ihm auch gar nichts im Weg, seine Truppen fast so rasch zusammen zu ziehen, als sie nur die weiten Strecken marschiren konnten. Im Interesse seiner Soldaten lag das gewiß, er schonte Menschenleben, daß sie aber damit das Kaiserreich vollkommen im Stiche ließen und ihm nicht einmal Zeit gaben, für seine eigene Vertheidigung gerüstet zu sein, war eben so gewiß. Sämmtliche bisher gültig gewesenen Verträge schienen also aufgehoben oder gebrochen, und daß in dem Fall hier die Sache eine rasche und bössartige Wendung nehmen mußte, blieb außer aller Frage.

„Das Einzige, was ich nicht begreife,“ sagte Bastiani endlich, indem er seinen Gedanken Worte gab, „ist der Klerus, der so lange an dem Kaiserreich herumgebohrt hat, bis es ihm endlich ge-

lungen ist es zu Grunde zu richten, und jetzt schließt er wieder Freundschaft, wo ihm die Liberalen schon auf dem Genick sitzen. Er kann doch gar nicht glauben, daß er im Stande ist es wieder lebensfähig zu machen."

„Ich weiß auch nicht," meinte Roneiro, „was die Schwarzen dabei noch in petto haben, denn daß die Amerikaner die Fremden aus dem Land haben wollen, ist gewiß. Es sind nun einmal Republikaner und dulden kein neues Kaiserreich."

„Ach was," sagte Bastiani finster, „der verdammte Schneider, den sie jetzt zum Präsidenten haben, kümmert sich verwünscht wenig um Republik oder Kaiserreich, und die Amerikaner selber — hol' sie der Henker — es ist ja doch nur Alles Redensart in ihrer Republik. Uns wollen sie hier mit freien Institutionen beglücken und schimpfen auf die Knechtschaft einer Monarchie, mit der Regierung aber gerade, in der die schmachvollste Tyrannei und Knechtschaft, Säbelwirthschaft, Despotismus und Gott weiß was sonst noch zu Hause ist — mit Rußland, schließen sie ein enges Freundschaftsbündniß und die armen Polen mögen zum Teufel gehen. Die scheeren sich nicht um ein Princip, sondern um den Dollar — das ist Alles, und wenn ihnen

Maximilian den Hals vollschieben könnte, möchte Suarez und die Republik ruhig sehen, wo sie blieben. Ein liberaleres Regime, als es unser Kaiser bis jetzt hier geführt hat, giebt es nicht auf der Welt, aber nein, sie lassen ihn nicht, bis er sich den Pfaffen wieder in die Arme wirft.“

„Amigos,“ sagte Lucido, der indessen seine eigenen Gedanken verfolgt und zu einem ziemlich angenehmen Resultat dabei gelangt war; denn wenn sich sein Sohn gut mit Suarez stand und dieser nächstens wieder die Obörgewalt bekam, so hatte er natürlich Nichts für sein Eigenthum zu fürchten — „wir ändern doch Nichts am Lauf der Ereignisse — beginnen wir unser Spiel und warten wir das Uebrige ruhig ab.“

„Sie müssen mich heute entschuldigen, Lucido,“ sagte Bastiani mürrisch — „ich habe den Kopf voll und wahrlich keine Gedanken auf das Spiel, aber da kommt Rodriguez — der kann den dritten Mann abgeben. Ich will einen Spaziergang machen und meinen Aerger an die Luft setzen — adios“ — und draußen nahm er seinen Hut und schritt auf die Straße hinaus.

* * *

Kaiser Maximilian war an dem Nachmittag eben in sein Zimmer gegangen, aber eine merkwürdige Unruhe hatte ihn erfaßt, über die er sich gar keine Rechenschaft geben konnte. Er nahm ein Buch auf, aber er konnte nicht lesen, warf es wieder hin und schritt unruhig auf und ab.

Staatsrath Hergfeld, der seine Hauptgeschäfte in dieser Zeit leitete, saß an dem einen Tisch, mit einer Correspondenz beschäftigt, und Doctor Basch, der Leibarzt des Kaisers, kam jetzt ebenfalls, wie gewöhnlich nach Tisch, in das Cabinet, als ein Beamter der Telegraphenstation zwei Kabeldepeschen aus Europa brachte und sie dem Staatsrath überreichte. *)

Der Kaiser war blaß geworden, als der Beamte nur gemeldet wurde. Er ahnte Unheil, wenn er auch noch nicht wußte, von welcher Seite er es erwarten sollte. Eins der Telegramme war vom Grafen Bombelles, der die Kaiserin auf ihrer Reise begleitet hatte, und aus Miramare datirt — das andere von Castillo, dem ehemaligen Minister und jetzigen Gesandten in Rom, kam von dort.

*) Doctor Basch als Augenzeuge schildert diese Scene, wenn auch nur in kurzen Worten, doch genau in seinem Buche.

„Herzfeld,“ sagte der Kaiser, während er die Depeschen einen Moment in der Hand hielt und dann vor ihn auf den Tisch legte — „das sind keine guten Nachrichten, die sie bringen — ich fühle es — ich habe es schon gefühlt, seit sie sich in der Stadt befinden — lesen Sie — lesen Sie!“

„Majestät sorgen sich gewiß umsonst,“ sagte der Staatsrath beruhigend, indem er die Depeschen erbrach und die Deciffirung begann. „Sie können uns gerade recht gute Kunde bringen — aber wir werden ja gleich sehen.“

Der Kaiser nahm seinen Spaziergang im Zimmer wieder auf, warf aber ungeduldig den Blick nach dem Staatsrath hinüber, der, anscheinend etwas verlegen, die Papiere herüber und hinüber rückte und mit einander verglich. Es war, als ob er den Sinn nicht so rasch herausfinden könne.

„Nun, Herzfeld, was ist's? was melden sie?“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Staatsrath, auf das eifrigste mit seiner Arbeit beschäftigt — „ich begreife nicht recht — die Chiffren passen nicht genau. So viel ich bis jetzt herausbekommen habe, ist Jemand in Miramare krank geworden.“

„Krank?“ rief der Kaiser rasch — „oh das

ist jedenfalls die alte Bario! aber du lieber Gott, deshalb hätten sie doch nicht zu telegraphiren brauchen. — Ist es für deren Familie hier?"

„Ich kann es noch nicht sagen, Majestät — gestatten Sie mir noch einen Augenblick.“

Doctor Basch zog sich in sein Zimmer zurück — rücksichtsvoll in seinem ganzen Wesen, kam es ihm vor, als ob der Staatsrath dem Kaiser die Depesche nicht in seiner Gegenwart enthüllen wolle, und er ging dem deshalb aus dem Weg. Herzfeld aber scheute sich überhaupt, dem Kaiser den Inhalt mitzutheilen, denn es war eine schwere und sorgenvolle Nachricht, die sie brachte, und während er sich stellte, als ob er den Sinn nicht herausfinden könnte, überlegte er doch nur hin und her, ob es überhaupt möglich sei, das, was hier mit klaren Worten stand, ihm vorzuenthalten. Maximilian wurde aber nur zu bald mißtrauisch. Staatsrath Herzfeld wußte stets mit der Deciffirung vortrefflich umzugehen, weshalb zögerte er gerade heute so lange?

„Herzfeld," sagte er endlich, indem er vor ihm stehen blieb, „ich weiß es — es muß etwas Schreckliches sein, was Sie da haben — theilen

Sie mir es lieber mit — ich bin auf das Aergste gefaßt."

"Majestät," sagte da der Staatsrath, also gedrängt — „ich weiß auch gar nicht, ob ich Ihnen den Inhalt verheimlichen darf. Es betrifft Ihre Majestät die Kaiserin selber — sie ist schwer erkrankt und — einem dortigen, sehr geschickten Arzt, dem Doctor Riedel, übergeben."

"Riedel? — Riedel?" — sagte der Kaiser rasch — „ich habe den Namen nie gehört — was behandelt er?"

Herzfeld zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Majestät — Doctor Basch ist vielleicht eher im Stande, Ihnen darüber Auskunft zu geben."

"Basch — wo ist er? — lassen Sie ihn augenblicklich rufen. Er wird auf seinem Zimmer sein," rief Maximilian in furchtbarer Aufregung — „bitte, lieber Herzfeld, er soll augenblicklich herüberkommen."

Der Staatsrath war schon aufgesprungen, um den Befehl auszuführen, und der Kaiser, der sich in einem wirklich qualvollen Zustand befand, blieb mitten im Zimmer stehen und sah nur fortwährend nach der Thür, durch welche der Erwartete eintreten mußte. Er brauchte nicht lange zu harren, denn der Doctor folgte dem

Ruhe augenblicklich — aber schon in der Thür rief ihm der Kaiser entgegen — und Thränen füllten dabei seine Augen:

„Bäsch — kennen Sie den Doctor Nibel in Wien?“

Doctor Bäsch erbleichte. Schon der Name enthüllte ihm die ganze Wahrheit — des Furchtbaren, des Geschehenen — aber was half hier leugnen? Mit fast tonloser Stimme sagte er:

„Ja, Majestät, — es ist — der Director der Irrenanstalt.“

Der Kaiser war todtensbleich geworden — den Arm ausgestreckt, stand er vor dem Arzt — aber er erwiderte kein Wort; nur das Gesicht barg er jetzt in beiden Händen und blieb so mehrere Minuten still und regungslos — endlich sagte er leise und kaum hörbar: „Großer Gott, das ist fürchterlich!“

Herzfeld wollte einige Worte des Trostes an ihn richten, aber er winkte ihm mit der Hand:

„Jetzt nicht — jetzt nicht — lassen Sie mir Ruhe,“ sagte er leise, aber freundlich, „ich muß das Entsetzliche erst klar in mir überdenken — es erst sichten. Nachher — später — der Schlag kam zu plötzlich — unerwartet — ich muß mir erst selber darüber klar werden.“

Die beiden Herren fühlten, daß sie dem Kaiser in diesem Augenblick keinen größeren Dienst erweisen konnten, als ihn allein und sich selber zu überlassen, und zogen sich zurück. Eine qualvolle Stunde mochte es aber gewesen sein, die Maximilian da in seinem kaiserlichen Schloß verlebte, doch sie hatte ihm genügt, sich zu sammeln und seine Lage klar zu überdenken, und als er zu seinem gewöhnlichen Abendspaziergang auf die Azotea des Palastes hinaufstieg, schickte er nach seinem Arzt, um ihm dort wie immer Gesellschaft zu leisten.

Doctor Basch folgte augenblicklich dem Ruf und schritt schweigend neben Maximilian eine Weile auf und ab. Aber wie sich der Kaiser auch sonst an dem reizenden Anblick da oben ergöhte, an den wirklich schönen Formen der Kathedrale an der einen — an den Vulkanen an der andern Seite — an dem wunderlich geformten und oben wie flach abgeschnittenen Häusermeer, das ihn umgab, an den Seen und Bergen, welche die Stadt da draußen einschlossen, oder an dem geschäftigen und regen Leben, das über die Plaza zu seinen Füßen herüber und hinüber wogte, heute sah er von dem Allen Nichts, und sein immer so klares, offenes Auge blickte

büfter und in ſich gelehrt vor ſich nieder. Wo mit ſich aber ſein Geiſt in der Zeit beſchäftigte, zeigte er bald in der nächſten Frage, die er jetzt plötzlich an den neben ihm ſtehen bleibenden Arzt richtete:

„Was meinen Sie, Baſch? ſoll ich bleiben oder gehen?“

Es mochte das der nämliche Gegenſtand ſein, der den Arzt beſchäftigt hatte, wenn er ſich auch über die Sache ſelbſt viel klarer war, als der Kaiſer es ſein konnte. Er hatte lange ſchon, mit den Mitteln, über welche Maximilian verfügte, und unter dem Volk, das ihn umgab, die Unhaltbarkeit der jetzigen Zuſtände erkannt, ja fürchtete ſogar, nicht mit Unrecht, für den Fürſten ſelber und erwiederte deſhalb nach kurzer Pauſe, aber ruhig und beſtimmt:

„Ich glaube, Euer Majestät werden nicht im Land verbleiben können.“

„Wird aber wohl Jemand daran glauben, daß ich wegen der Krankheit der Kaiſerin nach Europa gehe.“

„Euer Majestät,“ erwiederte Doctor Baſch, „haben wohl der Gründe genug, und Europa wird anerkennen, daß Sie nicht mehr verpflichtet

sind in Mexico zu bleiben, da Frankreich vorzeitig seine Verträge gelöst hat."

Der Kaiser sann einen Moment — sein Ideengang warf sich auf seine Umgebung.

"Was glauben Sie, welcher Ansicht wohl Herzfeld und Fischer darüber sind?"

"Ich bin der Meinung, Majestät, daß Herzfeld meine Ansicht theilen wird, und was Babre Fischer betrifft," setzte er achselzuckend hinzu, „so flößt er mir in der That kein rechtes Vertrauen ein. Er ist Geistlicher, und bei aller Ehrlichkeit, die ich bei ihm voraussetze, werden ihm doch die Vortheile seiner eigenen Partei immer höher stehen, als die speciellen Interessen Euer Majestät."

Wieder nahm der Kaiser seinen Spaziergang auf, über die letzten Worte augenscheinlich nachgrübelnd.

"Ja — ja — Sie haben Recht," sagte er nach einer Weile, ohne aber seinen Gang wieder zu unterbrechen — „Sie haben Recht, Basch, die Frage ist nur die, wie sich Alles am besten regeln läßt. Gott weiß es, ich habe meine Pflicht gethan, und mehr als das — kein Mensch wenigstens könnte mehr von mir verlangen, und

tropdem fühle ich, daß mir Spott und Hohn in meine Einsamkeit folgen werden."

„Und geschieht denn Etwas in der Welt, Majestät, was nicht hier und da von schmutzigen Charakteren begeistert wird? Wenn Sie mit sich selber im Klaren sind, darf Sie das Andere wenig kümmern."

„Ich habe hier keine Ruhe mehr," sagte der Kaiser wieder nach kurzer Pause, „mein Herz ist daheim bei meiner armen Charlotte, und sähe ich nur, daß ich hier noch Gutes wirken könnte, wie gern wollte ich Alles ertragen — aber sie lassen mich nicht. Die Menschen hier sind vielleicht gut, ja, aber indolent bis zum äußersten und immer nur auf ihr eigenes Interesse bedacht. Sie haben kein Vaterland, und ich fürchte, ich bin mehr Mexicaner als die Meisten von ihnen. Mit solchen Menschen ist aber kein Staat zu gründen und zu befestigen, denn es fehlt ihnen jedes edle Motiv, und ich wenigstens taue nicht dazu, ein solches Volk zu regieren. — Ich muß fort, so viel steht fest," setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, „ich kann nicht, und will nicht bleiben, wo nur die Ruhe eines Theils des Landes mit ewigem Blutvergießen aufrecht erhalten werden kann. Es sind ja keine Men-

schen, es sind Tiger, und selbst untereinander schlachten sie sich ab. Die eine Frage bleibt nur jezt, soll ich gleich gehen, oder nur auf das Ziel nach einem festen Plan losarbeiten? Am liebsten ginge ich gleich. Ich bin müde — — recht von Herzen müde und bedarf der Ruhe.“

„Aber, Majestät,“ erwiderte Doctor Basch, „noch ist kein Grund zu eilen, und der Entschluß von zu hoher Bedeutung und Tragweite, als ihn unnöthigerweise zu überstürzen. Nur die Vorarbeiten werden nicht Tage, nein, vielleicht Wochen und Monate verlangen.“

Der Kaiser nickte still vor sich hin. „Nach unseren Ansichten haben Sie Recht, Basch, unsere deutsche Gewissenhaftigkeit zwingt uns zu solchem Handeln. Ein Mexicaner würde rascher damit fertig werden, und sich verwünscht wenig darum kümmern, was mit dem Lande oder der Ordnung darin würde, wenn er die Hand erst einmal davon abgezogen. Aber was auch komme, ich will so handeln, daß ich mir selber keinen Vorwurf zu machen brauche. Mag mich die Welt dann richten. — Uebermenschliches kann und darf sie nicht von mir verlangen. — Jezt schicken Sie mir Herzfeld und Bilimeß, ich will mit

ihnen sprechen. Ich weiß, die meinen es wenigstens gut mit mir, und wissen auch, was ich meiner Stellung schuldig bin — gehen Sie, lieber Basch, und morgen — sprechen wir weiter über die Sache. Und noch Eins — es läßt mir hier in der Stadt keine Ruhe mehr. Sie glauben freilich, daß mir die sumpfige Umgebung Chapultepecs nicht heilsam ist, aber — was mich jetzt drückt, ist mehr als Wechselfieber — ich muß wieder hinaus auf meinen stillen Berg — fort hier aus der Hauptstadt. Der Entschluß, den ich jetzt gefaßt, bedarf einer ruhigen Erwägung, und dann auch — wenn damit im Reinen, will ich nicht darin gestört werden; denn was mir da Alles bevorsteht, weiß ich schon. Also sorgen Sie, lieber Basch, daß wir morgen Früh wieder nach Chapultepec übersiedeln können.“

2.

In Orizaba.

In der Hauptstadt war in diesen Tagen — etwas sehr Ungewöhnliches — die eigentlich klerikale wie conservative Partei außerordentlich thätig gewesen, um die sich jetzt in ihren Händen befindende Sache des Kaiserthums zu fördern, das heißt vor allen Dingen den Kampf mit den Liberalen aufzunehmen, um die immer näher rückende Gefahr von der Hauptstadt, also von ihren eigenen Köpfen abzuwenden.

Beide Parteien hatten genug auf die Franzosen und deren Aufenthalt im Land geschimpft, und ihren Abzug herbeigesehnt — jetzt aber kam er ihnen doch noch fast zu rasch, denn das, was man von ihnen erwartet: die gänzliche Zersprengung oder Vernichtung der Liberalen, hatten sie

nicht erfüllt, und im Gegentheil schien der rastlose Gegner auf fast unerklärliche Weise wieder über frische Truppen zu verfügen, wenn man ihn schon total niedergeworfen glaubte. Wie Tellus, sobald er die Erde berührte, gewann er neue Kräfte, und es blieb in der That nichts Anderes übrig, als ihn in der Luft zu zerdrücken.

Wäre das nun durch Versprechungen, Reibensarten und Phrasen möglich gewesen, so hätten es die Mexicaner auch sicherlich mit leichter Mühe erreicht, denn an allen denen fehlte es nicht. In Wirklichkeit schien sich aber nur immer Einer auf den Andern zu verlassen, und Wenige blieben, die wirklich im Interesse der guten Sache mit Opferfreudigkeit vorgingen. Einzelne fanden sich in der That dafür, und unter diesen namentlich Bastiani, Rodriguez und Almeja, dagegen Roneiro, wie Lucido de Wega, und selbst die Herren Minister, die fast Alle ein bedeutendes Vermögen besaßen, sicherten allerdings ihre Hilfe zu, suchten aber vor der Hand noch durch allerlei Ausflüchte Zeit zu gewinnen. Man mußte doch erst sehen, wie sich die Sachen gestalteten und ob der Staat nicht vielleicht auch so wieder zusammengeflückt werden

Konnte, ohne daß sie selber zu tief in ihre eigenen Geldbeutel griffen.

Auch der Klerus hielt sogar noch merkwürdigerweise mit Geld zurück. Traute auch er den Zuständen nicht recht, oder hatte er noch andere Pläne in Bereitschaft? das letztere war jedenfalls das Wahrscheinlichere, und doch schien gerade dies Zögern die Gefahr immer mehr herauf zu beschwören.

Thatsache war, daß die hohe Geistlichkeit, in ihrem übermüthigen Stolz und Dünkel immer nur auf ihre Rechte und den gefährdeten Glau- ben pochend, ihr Ziel schon überschossen hatte. Nun erst, als sie den Abgrund vor sich bemerkte, in den das auch ihre Interessen mit tragende Staatsfuhrwerk, von durchgehenden Pferden vorwärts gerissen, zu stürzen drohte, versuchte sie zu spät die Zügel der Thiere in die Hand zu bekommen. Ausweichen wäre vielleicht noch möglich gewesen, aber non possumus — das wollten sie nicht. Alles was sie verlangten, war halten oder umkehren — und das ging nicht mehr an.

Wie ein Wetterschlag traf da mittenhinein die Nachricht von der Erkrankung der Kaiserin und dem Gerücht, der Kaiser beabsichtige nach

Orijaba zu gehen, um den Nachrichten, die er aus Europa erwartete, näher zu sein.

Natürlich glaubte das kein Mensch — Orijaba lag schon an der Grenze der Tierra caliente, gar nicht so weit mehr von Vera-Cruz entfernt — Orijaba war also nur die Ausrede, und der Kaiser wollte Mexico verlassen und auf seine Dornenkrone hier verzichten. Was anders konnte man auch mit dem jetzt völlig ausgesprochenen Abzug der Franzosen erwarten; es gab gar nichts Natürlicheres. Mit Hilfe französischer Bajonnette war er in das Land gekommen, und daß er es wieder verließ, sobald diese abzogen, verstand sich eigentlich von selbst. Hatte er doch auch jetzt schon drei volle Jahre regiert, und in Mexico war man gar nicht mehr daran gewöhnt, ein politisches Oberhaupt viel länger als drei Monate ungestürzt in seinem Amt zu sehen.

Den größten Schrecken aber bekam das conservative Ministerium, mit dem pfaffenfreundlichen Lares an der Spitze. Den Herren war die Sache außer dem Spaß, denn ging der Kaiser jetzt, wo sie gar Niemanden im Land hatten, auf den sie sich verlassen und den sie an seine Stelle setzen konnten, so lag die ganze Ver-

antwortlichkeit der Regierung allein auf ihren Schultern. Sie sollten Geld schaffen, wo eben keins zu schaffen war, wenn sie es nicht aus ihrer eigenen Tasche gaben; sie sollten eine Armee „aus der Erde stampfen“, wo ihnen die Soldaten so rasch davonliefen, wie sie eingekleidet wurden; sie sollten die Forderungen ihrer eigenen Partei wie die des Klerus befriedigen, wo sie ihre eigenen Forderungen nicht einmal befriedigt bekommen konnten — sie sollten überhaupt Etwas thun und selbstständig handeln, wie die Verantwortung dafür übernehmen, und das paßte ihnen natürlich nicht, denn unter solchen Bedingungen hatten sie das Portefeuille nicht übernommen, und würden es nie übernommen haben. Die Folge davon war, daß das ganze Ministerium augenblicklich zusammentrat und nach sehr kurzer Berathung den einstimmigen Beschluß faßte, dem Kaiser zu erklären, falls er die Residenz verlasse, auch ihre Entlassung anzunehmen und sich nach einem neuen Ministerium umzusehen. Mit dieser Erklärung wurde der Ministerpräsident Lores nach Chapultepec hinausgeschickt — aber nicht vorgelassen.

Chapultepec bot an dem Tag überhaupt ein bewegtes Bild, denn nicht allein der Minister-

präsident, sondern ein großer Theil der Nobilität Mexicos war herausgefahren, um den Kaiser dringend zu bitten, den für die Stadt so gefährlichen Plan, sie ohne Kaiser zu lassen, aufzugeben. Auch die Prinzessin Iturbide, eine alte, etwas heftige und bewegliche, dabei aber sehr stolze Dame, die der Kaiser sogar mit dem Namen „Cousine“ ehrte, fuhr im größten Staat vor, denn daß ihre ephemere Existenz besonders an dem Verbleiben des Kaisers hing, war selbstverständlich — aber auch sie wurde nicht vorge lassen. Der Kaiser hatte sich vollständig abgeschlossen und Doctor Basch das höchst fatale Amt übernommen, alle Besuche ohne Unterschied abzuweisen, was ihm auch bei Allen ziemlich leicht wurde — nur bei der etwas künstlich gemachten Prinzessin nicht, die den armen Doctor mit einer wahren Fluth von Vorwürfen überschüttete. Ältere Damen sind nun einmal leicht irritirt — besonders zweijährige Prinzessinnen — aber es half Nichts. Selbst diese mußte wieder abziehen, und die Reise des Kaisers nach Orizaba war bestimmt.

Uebrigens bekam Marshall Bazaine durch Staatsrath Herzfeld Kunde, daß das Ministerium mit seiner Abdankung gedroht habe und das

Land also nach der Abreise des Kaisers ohne Regierung bleiben würde, was jedenfalls sofort eine Revolution hervorgerufen hätte. In dem Fall aber befanden sich die Franzosen im Land in einer schlimmen Lage, denn überall waren noch kleine Trupps stationirt, deren Zusammenziehung, der ungeheuern Entfernungen wegen, nicht so rasch hatte bewerkstelligt werden können, und diese wären dann natürlich der größten Gefahr ausgesetzt gewesen. Bazaine wußte auch zu gut, wie man die Franzosen im ganzen Land haßte, denn oft genug war es vorgekommen, daß man aus Trupps von Gefangenen nur diese ausgelesen und erschossen oder nichtswürdig hingemordet hatte, und auf ihm selber lag die Verantwortung, sie sicher zu stellen. Das aber konnte nur dadurch geschehen, daß vor der Hand noch eine mexicanische Regierung an der Spitze blieb.

Ein gleiches Interesse hatten aber die Klerikalen, denn ihnen konnte Nichts daran liegen, daß der Kaiser in einem Augenblick abdankte, wo sie noch nicht einmal wußten, ob sein Ersatzmann Miramon auf der Heimfahrt begriffen sei oder nicht. Padre Fischer wurde von Labastida selber beauftragt, alle Kräfte aufzubieten, um den Rücktritt des Ministeriums zu verhindern,

denn das mußte den Kaiser nur in seinem Entschlusse bestärken, und der Klerus dachte die Verantwortung eben so wenig allein zu übernehmen, wie die Conservativen.

Bazaine arbeitete kräftiger in dem nämlichen Sinn. Ein verber, mit versteckten Drohungen untermischter Brief ging an das Ministerium ab — der Kaiser mußte freie Hand behalten, um Napoleon's gegenwärtig dringendsten Wunsch — seine Abdankung zu erreichen und ihn sicher außer Land zu bringen. Wurde das dann nur noch kurze Zeit hingezögert, — und so rasch entschloß sich Maximilian überhaupt nicht — so hatte Bazaine wenigstens alle seine Truppen so weit zusammengezogen, daß keine directe Gefahr mehr zu befürchten war, und Mexico? — was kümmerte ihn Mexico, sobald er nur den ihm gegebenen Befehlen und Wünschen seines Souveräns nachkam. In Frankreich erwarteten ihn zudem, das wußte er gut genug, alle möglichen Ehren und Genüsse, und er wenigstens konnte dort auf seinen Vorbeeren ausruhen.

Maximilian hatte dieses Mal wenigstens seinen Entschluß aufrecht erhalten, und zwar hauptsächlich wohl nur dadurch, daß er Niemandem gestattete, weiter auf ihn einzuwirken.

Er wollte nach Orizaba und er ging trotz allen Hindernissen.

Am 21. October, schon Morgens vier Uhr, brach der Kaiser, von einer dreihundert Mann starken, vom Obrist Rodolich commandirten Husaren-Escorte geleitet, von Chapultepec nach Orizaba auf. In seiner Begleitung befanden sich Doctor Vask, Professor Vilimack, Padre Fischer, der sich merkwürdigerweise im Vertrauen des Kaisers hielt, Feliciano Rodriguez, ein Sohn des alten Rodriguez in Mexico, als Flügeladjutant, Arroyo, als einziger Minister, und noch einige mexicanische Officiere.

Der Kaiser fuhr in einem mit vier weißen Maulthieren bespannten Wagen, aber er war düster und in sich verschlossen, denn außer dem Schmerz und der Sorge um die Gattin fühlte er sich auch gegen den französischen Abgesandten, den Grafen Castelnau, erbittert, der mit einer unbegreiflichen Rücksichtslosigkeit in Vera-Cruz geögert hatte ihm seine Botschaft des französischen Kaisers auszurichten. Jetzt mußte er ihm auf der Straße begegnen, aber er war fest entschlossen, ihn nicht zu sprechen. Sein Groll gegen Frankreich wuchs mit jeder Stunde, und still, in sich gekehrt und vor sich hinbrütend sah

er in seinem leichten Wagen, während die Scenerie fast unbeachtet an ihm vorüberglitt. Nur dann und wann raffte er sich aus seinem qualvollen Grübeln fast gewaltsam empor, und als der erste Rastplatz Ayotlan erreicht wurde und der Zug dort wirklich mit dem französischen Gesandten zusammentraf, verweigerte Maximilian auf das entschiedenste jedes Begegnen mit ihm. Er mußte vorüberfahren und seinen Weg zum französischen Hauptquartier fortsetzen.

Das erste Nachtquartier wurde auf der Hacienda Sochapan gehalten, und hier verbrachte der unglückliche Monarch noch eine unglücklichere Nacht, denn hier kämpfte er noch einmal den Entschluß der Abdankung durch, ja er war nahe daran, sie gleich von diesem Orte aus zu datiren.

Was ihn besonders zu peinigen schien, war der Gedanke an das viele vergossene Blut in Mexico: „Ich will nicht, daß meinethalben noch mehr Blut im Lande vergossen werde,“ sagte er, und noch an diesem Abend widerrief er das ihm von Bazaine abgebrungene Decret vom 3. October.

Und weiter ging die Reise gegen Osten — überall, wo Rast gehalten wurde, kamen dabei Deputationen der Einwohner und Eingeborenen, um ihr Beileid auszudrücken, und Blumen brach-

ten sie dabei und streuten dem unglücklichen Monarchen Blumen auf den Weg.

Armer Kaiser! — Das von je geknechtete Volk fühlte, was Du ihm warst, aber es hatte nie die Macht oder Gewalt in Händen, wie in allen diesen südlichen Republiken — die Creolen und Mischlingsrassen regierten — das Volk hatte nur Blumen für seinen Kaiser — und Thränen.

In Orizaba wurde der Kaiser von den Bewohnern auf das herzlichste begrüßt, aber sein Geist war gedrückt, sein Herz schwer, und kein Lächeln kam auf seine Lippen.

*) „Es ist psychologisch leicht erklärlich, wenn die Stimmung Maximilian's sich in diesen Tagen immer mehr verdüsterte. Es war für ihn der harte Augenblick gekommen, wo er durch eigene Entschliezung, durch selbsteigenste Erklärung den Stab über das Unternehmen brechen sollte, dessen Schwierigkeiten er nie verkannt, dem er aber mit jugendlicher Begeisterung, mit Opferwilligkeit und unter dem Einsatz seiner Person das Leben geweiht hatte. Er mußte zurücktreten von

*) Es ist nicht möglich, seinen damaligen Zustand wie seine Gemüths lärer und besser zu schildern, als es Doctor Valsch in seinen „Erinnerungen“ thut, und ich lasse deshalb den darauf bezüglichen Satz hier folgen.

der Verwirklichung der großen Idee der Regeneration eines verkommenen Volkes, und nach allem dem, was er in Mexico erlebt, mit dem bitteren Gefühl in der Brust sich abwenden, daß nur der Verrath Derer, die sich seine Freunde nannten, das Werk zu Falle gebracht hatte. Er sah ein, daß diesem Lande noch lange nicht zu helfen sei; in seinem Innern hatte er Mexico bereits aufgegeben, nicht gewillt, noch länger der Vasall Frankreichs zu bleiben. Orizaba war für ihn nur eine Ruhestation. Die Abdankung als solche kostete dem Kaiser keinen Kampf mehr, nur sträubte sich sein Selbstgefühl dagegen, durch diesen Act dem ganzen Lande gegenüber bekennen zu müssen, daß er sich ohne Unterstützung der Franzosen nicht mehr behaupten könne und — daß er sich von Louis Napoleon habe täuschen lassen. Als Souverän das Land zu verlassen und in Europa seine vollen Rechtsansprüche und Rechtstitel aufrecht zu erhalten, litt seine Ehrenhaftigkeit nicht. Seinem verstörten Gemüth wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn er sich von der drückenden Last dieser „Würde ohne Macht“, dieser aufdringlichen Etikette ohne Wahrheit befreien und nach Europa zur kranken Kaiserin hätte reisen können, deren Schicksal so

tief an seinem Herzen nagte. Nur in diesen inneren Gründen und nicht in der Unklarheit über seinen Entschluß, nur in diesem Dilemma der Gefühle lag es, wenn der Kaiser schwankte und noch nicht sein letztes Wort sprach."

In diesem Zustand verbrachte Maximilian Wochen, ohne sich aber auch von außen beeinflussen zu lassen. Alle möglichen Versuche wurden dabei gemacht, ihn von seinem, jetzt ziemlich feststehenden Vorsatz, das Land zu verlassen, abzubringen, aber er wich Allem aus, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß Manches auf ihn einen Eindruck hinterließ. Besonders war es der englische Consul Scarlett, der Geschäfte in Mexico abzuwickeln hatte, wozu er den Kaiser nothwendig brauchte, und der deshalb sein Möglichstes versuchte, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen.

Der Kaiser hielt sich noch fest, obgleich die Vorstellungen Scarlett's, der ihm als Ausländer gewissermaßen unabhängig gegenüber stand, nicht ohne Einfluß auf ihn blieben.

Merkwürdigerweise hatte sich Padre Fischer die ganze Zeit ziemlich neutral verhalten, und in der That wußte er selber nicht, wozu er sich

jetzt eigentlich entschließen sollte, denn von Vera-Cruz kam noch immer keine Nachricht, die ihn hätte bestimmen können.

Es war noch in der ersten Hälfte des Monats November, aber schon gegen die Mitte desselben zu, als Padre Fischer, demüthig wie immer, in das Gemach des Kaisers trat, um seine Befehle zu vernehmen.

„Wissen Sie, wer angekommen ist, Fischer?“ rief ihm der Kaiser entgegen, der in den letzten Tagen viel von seiner bisherigen Apathie abgeschüttelt zu haben schien und sich schon wieder einzelnen Arbeiten hingegeben hatte.

„Von Mexico, Majestät?“

„Nein — in Vera-Cruz.“

„In Vera-Cruz?“ rief der Padre erstaunt, setzte aber rasch hinzu: „Sind gute Nachrichten eingetroffen, Majestät?“ Er dachte in diesem Augenblick nur an die Kaiserin.

Ein wehes Gefühl zuckte durch des Kaisers Antlitz — ein Seufzer hob seine Brust, und er erwiderte leise:

„Ich sagte nicht daß es gute wären — zwei Señores sind angekommen; aber es fällt mir gerade ein, daß Sie dieselben wahrscheinlich gar nicht persönlich kennen, also auch kein weiteres

Interesse daran nehmen werden — Miramon und Marquez, die beiden Generale.“

Hätte er in diesem Augenblick seines Geheimsecretärs Gesicht beobachtet, so würde es ihm kaum haben entgehen können, wie dieser bei der ungeahnten Antwort die Farbe wechselte. Fischer war aber seit langen Jahren gewohnt seine eigenen Gefühle zu verbergen, und als die erste Ueberraschung überwunden, sagte er mit ruhiger Stimme:

„Ah, ich erinnere mich — ich glaube, Euer Majestät sagten mir davon, daß Sie die beiden Generale zurückberufen hätten.“

„Nein — ich nicht,“ erwiderte Maximilian. „Marquez, ja — er wurde schon vor sechs Monaten zurückberufen, um seinen vollkommen unnützen Aufenthalt in Europa zu ersparen, Miramon dagegen hat weder Befehl noch Erlaubniß erhalten, nach Mexico zurückzukehren, und ich begreife nicht recht, was ihn dazu veranlaßt haben kann.“

„In der That?“

„Er scheint sich auch nicht ganz sicher zu fühlen, denn er hat telegraphisch anfragen lassen, ob er kommen dürfe.“

„Und haben ihm Majestät die Erlaubniß ertheilt?“

„Weshalb nicht?“ sagte der Kaiser seufzend; „es sind Mexicaner, und die kurze Zeit, die ich noch hier im Land verbringen werde, macht es mir gleichgiltig, ob sie hier sind oder nicht. Sie werden wohl Beide schon heute Abend eintreffen.“

„In der That?“ sagte Fischer gedankenvoll, denn eine wahre Fluth von Combinationen schoß ihm durch's Hirn. „Es sollen, wie ich gehört habe, ausgezeichnete Generale sein.“

„Was man in Mexico wahrscheinlich ausgezeichnete Generale nennt,“ sagte der Kaiser achselzuckend. „Marquez ist dabei seiner Grausamkeit wegen berüchtigt, und auch Miramon hat wohl Manches zu verantworten — und wer nicht in diesem armen Land!“ setzte er seufzend hinzu. „Aber es kann Nichts helfen — sie sind einmal da und — wie ich fast fürchte, nicht zu einer sehr glücklichen Zeit eingetroffen.“

„Und wollen Majestät dieselben sehen?“

„Es wird sich nicht gut vermeiden lassen,“ sagte Maximilian nach kurzem Nachdenken, „kann auch weiter keine Consequenzen haben; doch bitte, schicken Sie mir den Doctor herüber — ich fühle mich wieder unwohl — das lästige Fieber will nicht von mir lassen, und ich werde auch nicht

eher gesund, bis ich nicht wieder auf blauen Bergen schaukele. Ich sage Ihnen, ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach blauem Wasser."

Padre Fischer, als er den Kaiser verließ, befand sich in nicht geringer Aufregung, denn hinsichtlich Miramon's hatte er vom Erzbischof Vabastida ganz bestimmt formulirte Aufträge, und es war unumgänglich nothwendig, daß er ihn sprach, ehe er eine Unterredung mit dem Kaiser hatte. Darnach mußte sich ja dann auch erst genau bestimmen, welcher Richtung er selber folgen sollte.

Dazu standen ihm übrigens alle Mittel zu Gebote, und außerdem kam ihm auch die Postverbindung zwischen Mexico und Orizaba darin zu statten. Die Diligence traf jeden Abend, durch die entsetzlich schlechten Wege aufgehalten, erst gewöhnlich gegen acht Uhr in Orizaba ein. Es verstand sich dabei von selbst, daß die beiden Herren im Hôtel de las Diligencias abstiegen und an dem Abend, und so spät, nicht mehr bei dem Kaiser, der in dem Hause eines Señor Brigas residirte, eingeführt werden konnten.

Padre Fischer versäumte nicht, die Ankunft der Post zu erwarten. Den General Marquez kannte er persönlich von früher, Miramon nicht,

aber das schadete Nichts, denn er trug eine kleine Karte des Erzbischofs bei sich, die ihn bei dem etwas stolzen Mexicaner rasch einführen mußte. Wenige mit ihm gewechselte Worte genügten auch, das zu bewirken, und während Marquez, ermüdet von der Marterfahrt in einem solchen Wagen und auf solchen Wegen, sein Lager suchte, blieb Padre Fischer mit General Miramon noch erst eine kurze Weile bei einer Flasche Haute Sauterne in der Wirthsstube sitzen, und Beide schritten dann, um ungestörter sprechen zu können, zu einem Spaziergang in die dunkle Nacht hinaus.

Schweigend wanderten sie noch eine kurze Strecke neben einander hin, der Straße folgend, die auf den Borego zu führte, jenem unmittelbar an der Stadt liegenden Hügel, der damals von dem vollkommen unfähigen General Gonzales Ortega mit zahlreicher Mannschaft besetzt war und von den Franzosen, welche die Besatzung überraschten, mitten in der Nacht genommen wurde.

„Und was ist es eigentlich, was Sie mir zu sagen haben?“ begann da endlich Miramon, denn hier war kein Lauscher mehr zu fürchten, „Monseñor weist darauf in seinen Zeilen hin,

und ich glaube doch, daß Sie von ihm vollständig instruiert sind?"

„Vollkommen, mein General,“ erwiderte freundlich der Padre, „und ich schätze mich glücklich, Sie hier getroffen zu haben, da von Ihrer Entscheidung nicht allein des Kaisers Reise, sondern auch wahrscheinlich das Glück Mexicos abhängt.“

„Ich bitte Sie, kommen Sie rasch zur Sache, wir verschwenden mit Vorreden nur Zeit.“

„Gut denn, ich darf voraussetzen daß Sie mit den Ansichten und Wünschen Monseñors vollkommen vertraut sind, nicht wahr?“

„So weit es meine Stellung zu ihm betrifft, glaube ich ja; der Erzbischof hat sich mir immer sehr freundlich gezeigt und darf das Nämlche von mir erwarten.“

„Wissen Sie genau, wie die Verhältnisse hier stehen?“

„Genau kann ich nicht sagen; ich weiß nur das, was man sich in Vera-Cruz ziemlich allgemein erzählt: daß der Kaiser gesonnen sei abzubanken und nur hier in Orizaba noch Station gemacht habe, um einige Geschäfte abzuwickeln.“

„Es ist das einestheils richtig,“ sagte Fischer,

„aber doch auch noch nicht so ganz ausgemacht. Der Kaiser schwankt noch, und es wäre möglich ihn zurückzuhalten, wenn es für nöthig befunden werden sollte. Uebrigens gebe ich zu, daß er mehr nach Europa als nach Mexico neigt, und ein Druck nach dorthin raschere Wirkung haben und leichter sein würde — aber ich meine, ob Sie die gegenwärtigen mexicanischen Verhältnisse genau kennen und wissen, wie es im Lande steht?“

„Das eben noch nicht,“ sagte Miramon, „und ich bin begierig, sie kennen zu lernen. Mir scheint aber, daß es im Lande selber so ungünstig als möglich aussteht, ja daß es in der That kaum schlimmer werden kann. Ich verdenke es dem Kaiser wahrlich nicht, daß er das letzte Staatsschiff unter solchen Umständen verläßt und sich in einem Boot zu retten sucht. Die ganze Sache ist verfahren, wenn ich auch nicht genau beurtheilen kann, wer die Schuld trägt.“

„Und glauben Sie, daß eine Besserung möglich ist?“

„Wenn der Kaiser jetzt geht — sehr schwer. An seinem Namen hängt wenigstens noch eine Partei, die sich einer andern anschließen und diese verstärken kann; verläßt er aber das Land, so löst sich diese natürlich auf und der alte

Kampf beginnt wieder allein zwischen Liberalen und Conservativ-Klerikalen, und jetzt — wie mir scheint — sehr zu Ungunsten der letzteren.“

„Der Erzbischof,“ sagte Fischer leise und mit Betonung, „hofft, daß sich ein Mann gefunden habe, der den Kaiser ersetzen und der Kirche wie dem Land eine große Stütze werden könne.“

Miramón schwieg eine Weile und schritt still und mit gesenktem Haupt neben dem Padre hin, endlich sagte er:

„Señor, ich will Ihnen entgegenkommen, um rasch ein Verständniß zu erreichen und unsere Unterredung abzukürzen, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich von der heutigen Reise müde und erschöpft bin. Ich weiß, welchen Mann Sie meinen und welches große Vertrauen Monseñor in mich setzt, aber — ich glaube, er täuscht sich darin und hofft mehr auf mich und meinen Namen, als ihm der Erfolg gewährleisten kann.“

„General Miramón!“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, ich selber habe vor der Hand keine solche Zuversicht, und bin überhaupt in der langen Zeit meiner Abwesenheit viel zu fremd im Land geworden, um jetzt leichtsinnigerweise mit beiden Füßen zugleich

in ein sehr bössartig aufgestörtes Wespennest hinein zu springen. Daß Maximilian hier in Mexico nicht bleibt und nicht bleiben kann, davon bin ich fest überzeugt, und ich an seiner Stelle ginge jetzt; aber in unserem Interesse liegt es jedenfalls ihn noch hier zu halten. Dann läßt sich eher absehen was geschehen kann, und ob es möglich ist, mit den noch vorhandenen Kräften einen Erfolg zu erzielen. Ich kenne Ihre sogenannte National-Armee noch nicht einmal, aus der wir ohnedies mit Abzug des Kaisers alle tüchtigen und fremden Elemente augenblicklich verlieren werden, und dann wieder auf eine unserer sehr traurigen und unzuverlässigen Levas angewiesen blieben. Und wie steht es mit den Finanzen?"

„General Miramon,“ sagte Fischer bestimmt, „könnte sich fest darauf verlassen, daß ihm alle Hilfsquellen seiner mächtigen Partei zu Gebote ständen.“

„Wenn Sie das dem Kaiser sagen, glaubt er es Ihnen vielleicht,“ erwiderte Miramon, und ein leichtes, spöttisches Lächeln suchte dabei um seine Mundwinkel, „aber ich selber kenne meine wackeren Compatrioten viel zu genau, um nicht zu wissen, was ich von derartigen Versprechungen

zu halten habe. Nein, verehrter Herr, wie die Sachen jetzt stehen, und das werde ich auch dem Erzbischof gleich morgen Früh schreiben, denke ich gar nicht daran, in eine verfehlte Speculation als Hauptchef hineinzutreten. Maximilian muß deshalb noch für kurze Zeit im Lande bleiben, noch dazu, da er sich, wie ich aus der Ministerliste sehe, vollkommen unserer Partei zugewendet hat. — Was dann später werden wird? — veremos.“

Fischer war schweigend neben ihm hergeschritten; er wußte, daß Miramon Recht hatte, und theilte seine Ansicht vollkommen. Der Kaiser durfte Mexico in diesem Augenblick noch nicht verlassen, wo er selber ja auch darnach drängte, ein in Rom versprochenes Concordat ihm abzurufen. Jetzt war der günstige Moment, sobald er nur bewogen werden konnte nach Mexico zurückzukehren, denn weich gestimmt und niedergedrückt, ist der Mensch weit eher für einen geistlichen Zuspruch empfänglich, als im Gefühl seiner Macht und Stärke oder in vollem Glück. Dann aber lebten auch noch im Lande, wie sich der Padre nicht verhehlen konnte, große Sympathien für des Kaisers Person, die sich bestimmt noch ausnützen ließen. — Miramon — der

Kaiser — was lag an den Personen, wenn nur die Kirche ihren Zweck erreichte und die verlorene Macht wiedergewann.

„Dann sind wir einig, General,“ sagte er plötzlich, während er auf der Straße, in der sie sich schon lange wieder gewandt hatten, stehen blieb, „aber ich muß Ihnen im Voraus bemerken, es wird schwer halten, den Kaiser jetzt noch zum Bleiben, oder vielmehr zum Zurückgehen zu bewegen.“

„Ich bliebe nicht an seiner Stelle,“ sagte Miramon trocken.

„Aber es giebt Mittel,“ setzte Fischer nachdenkend hinzu, „die nur vorsichtig angewendet werden müssen, da er verschiedene Leute in seiner Umgebung hat, denen der Boden hier unter den Füßen brennt.“

„Und es gehört kein besonders feines Gefühl dazu, das zu merken,“ lachte der General. „Nun es wird sich ja bald zeigen, was zu machen ist. Von mir sehen Sie aber vor der Hand vollständig ab, um mich als Lückenbüsser hier einzuschieben. Daß ich unsere Partei mit allen Kräften unterstützen werde — selbst im Dienst des Kaisers, darauf können Sie sich verlassen, weiter aber vor der Hand Nichts.“

„Und General Marquez?“

„Wird zu mir halten. — Doch es ist spät geworden, und wir sind ja wieder in der Nähe meines Hôtels — also hasta mañana. — Bis um welche Zeit glauben Sie, daß wir uns dem Kaiser am besten vorstellen können?“

„Um zehn Uhr etwa.“

„Hat er Nichts über meine Rückkehr geäußert?“

„Er schien anfangs etwas erstaunt darüber — sonst Nichts. Für den Augenblick hat er an Mexico das Interesse verloren, und Sie konnten dafür allerdings zu keiner glücklicheren Zeit eintreffen.“

Miramón neigte leise das Haupt und schritt dem Hôtel zu, während sich Fischer abwandte, um sein eigenes Quartier im Hause Briga's aufzusuchen. Es ging ihm selber viel im Kopf herum und er mußte klar darüber mit sich werden. — Uebrigens schlief er die Nacht fast gar nicht, sondern ging erst wohl eine Stunde in seinem Zimmer auf und ab, dann setzte er sich hin, schrieb bis zwei Uhr Morgens Briefe und schickte schon mit Sonnenaufgang einen Courier damit fort nach der Hauptstadt. Die Briefe waren, der eine an den Erzbischof Labastida, der

andere an den jetzigen Ministerpräsidenten Laredo, der dritte nach Puebla adressirt.

Der Kaiser empfing am nächsten Morgen die beiden Generale und unterhielt sich ziemlich lebhaft mit ihnen, schien aber erstaunt, als Miramon ihm, auf eine Andeutung hin, daß er möglicherweise das Land verlassen werde, zu redete, zu bleiben, und seinen Degen zugleich dem Kaiserreich zur Verfügung stellte. Er hatte das wohl kaum, nach Allem was er früher über Miramon gehört, erwartet, verhielt sich aber trotzdem ablehnend dabei, und wich auch dem Gespräch bald wieder aus.

Eine Woche fast verging noch so, in welcher aber Miramon und Marquez auf Fischer's Anrathen in Orizaba blieben, und jetzt trafen von verschiedenen Seiten Petitionen ein, die theils von Mexico, theils von Puebla, und mit Unterschriften bedeckt, den Kaiser dringend baten, im Land und an ihrer Spitze zu bleiben.

Die Blumen, die das Volk dem Kaiser unterwegs in den Wagen und vor die Hufe seiner Thiere warf, waren natürlich gewesen und kamen aus dem Herzen. Diese Deputationen aber und Adressen waren künstlich und gemacht, und ließen deshalb auch den Kaiser vollkommen kalt. Sein

Entschluß stand fest, abzudanken und nach Europa zu gehen, sobald er nur erst einmal die Sicherheit seiner Hilfstruppen garantirt bekommen hatte. Er hörte die Reden ruhig mit an, erwiderte aber nur abwehrend darauf und correspondirte indessen mit Marschall Bazaine, dem er seine Absicht anzeigte, wie mit dem Ministerium in Mexico, das er aufforderte, mit dem Staatsrath nach Orizaba zu kommen und seine Abdankung entgegen zu nehmen.

Miramón ließ indeß nicht nach. Auch er verfolgte ein bestimmtes Ziel, und während er sich mit jugendlichem Feuer demselben hingab, suchte er auch den Kaiser, den er vor der Hand noch gebrauchte, dafür zu gewinnen. Er wie Marquez, Beide tüchtige Soldaten, schilberten dabei mit großer Lebendigkeit die verschiedenen möglichen Operationspläne, um den Feind zu werfen und die Liberalen gänzlich zu vernichten, und der Verdacht, den sie dabei austreuten, daß die Franzosen nämlich in ihrem Kampf gegen Juárez nicht ehrlich gehandelt und allem Anschein nach gar nicht beabsichtigt hatten ihn vollständig aufzureiben, nur um den Kaiser dadurch so viel länger von sich abhängig zu halten, fiel -- wenn auch jedenfalls ungerecht -- doch auf fruchtbaren

Boden. Maximilian, gegen Bazaine und sein undankbares, rücksichtsloses Benehmen erbittert, traute ihm jetzt Alles zu.

Auch die kriegerischen Schilderungen beschäftigten ihn, wenn sie auch noch vor der Hand keinen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübten. Sie wirkten jedenfalls mit, und zwei Momente brachten die Sache endlich zum vollen Ausschlag.

Das eine war die Antwort des französischen Hauptquartiers auf seinen Brief, und zwar von Bazaine, Dano und Castelnau unterschrieben. Die Herren, entzückt von dem Gedanken, den ver-rathenen Kaiser so weit gebracht zu haben, daß er wirklich abdankte und Louis Napoleon daheim keine weiteren Schwierigkeiten bereite, schrieben im höchsten Grade unvorsichtig und bezogen sich schon auf „die neue Regierung“, die sie jedenfalls im Auge hatten.

Der Kaiser war empört darüber, und immer deutlicher und klarer wurde ihm die Stellung, zu der ihn das französische Cabinet herabgewürdigt — zu kaum mehr als einer Puppe, die man eben an- und ausziehen konnte.

Zu gleicher Zeit traf das Ministerium mit dem gesammten Staatsrath in Orizaba ein. Die Herren mochten wohl fühlen, daß es dem Kaiser

doch mit seinem Entschluß, das Reich zu verlassen, Ernst sei, und sie griffen zu einem letzten und grausamen Mittel, den bisher von allen Seiten im Stich gelassenen Kaiser, dem sie keins ihrer Versprechen gehalten hatten, an sein in Mexico gesprochenes Wort zu mahnen:

„Ein rechter Habsburger verläßt seinen Posten nicht im Augenblick der Gefahr.“

Von dem Augenblick an war Maximilian's Schicksal besiegelt. Daß man ihm tausend- und tausendmal das Wort gebrochen, verschwand in dem Gefühl, die eigene Ehre verpfändet und eingesezt zu haben, und wenn auch noch dann und wann die Sehnsucht nach Europa in ihm erwachte, er war sich doch von da an klar bewußt, Mexico nicht eher verlassen zu wollen, bis er dessen Zustände geregelt — etwas Undenkbares an sich selbst — und einen National-Congreß zusammenberufen habe, der frei und unabhängig über die Regierungsform entscheiden solle.

Der Staatsrath und das Ministerium hielten jetzt in Orizaba ihre Sitzungen und beschloßen in der Majorität, den Kaiser zu ersuchen, die Krone zu behalten. Maximilian stellte ihnen seine Bedingungen: sechs Unmöglichkeit: Berufung eines National-Congresses, ausreichende

finanzielle Mittel, um den Regierungs-Voranschlag sicher zu stellen, Rekrutirung für eine National-Armee, Colonisation des Landes, Regelung der Frage zwischen Mexico und Frankreich, und Herstellung eines guten Vernehmens zwischen Mexico und der Union.

Die Conservativen hatten den Monarchen, wo sie ihn haben wollten, und sagten nun zu Allem ja. Waren es doch nur Versprechungen, die man von ihnen verlangte, und Maximilian dadurch der Verbündete ihrer Partei geworden.

Der Kaiser lehrte nach Mexico zurück.

3.

Der Abzug der Franzosen.

In der Hauptstadt Mexico befand sich alle Welt heute auf den Füßen, und es war fast als ob das größte Fest gefeiert werden sollte. Die Balcone waren fast sämmtlich von Damen in lichten Kleidern angefüllt, in den Straßen sprengten Reiter auf und ab, und das Volk hielt bestimmte Straßen und fast sämmtliche Plätze schon von frühem Morgen an besetzt. Was hatten die Leute auch zu thun? sie versäumten Nichts, und während sie hier ein buntes Schauspiel erwartete, war das Ganze in Wirklichkeit ein Fest für Mexico. So freundlich man nämlich die Franzosen bei ihrem ersten Eintreffen -- wenigstens von verschiedenen Seiten, besonders von der Aristokratie aus, bewillkommt hatte,

so sehr freute man sich jetzt, sie wieder los zu werden. Man war ihrer müde geworden und längere Bekannntschaft schien nicht, wie das zuweilen der Fall ist, genügt zu haben, zwei so entgegengesetzte Elemente ineinander zu schmelzen.

Die Franzosen hatten sich auch im Ganzen nicht so liebenswürdig benommen, wie man ihnen das gewöhnlich nachsagt. Der Uebermuth, mit dem sie besonders in der letzten Zeit auftraten, verletzte den Nationalstolz der überdies stolzen Mexicaner, und manche Tactlosigkeit, die sich vor Allem der Marschall zu Schulden kommen ließ, machte sogar in höheren Kreisen — die bis jetzt noch allein zu der „großen Nation“ gehalten, böses Blut. Man war sie satt und über-satt geworden, und als sie sich endlich zum Abmarsch rüsteten, jubelte die ganze Stadt.

In der Calle San Francisco in Rodriguez' Hause hatte sich ebenfalls ein Kreis von Bekannten eingefunden, denn man wußte, daß Bazaine dort mit seiner Suite noch im großen Pomp, als ob es einen Siegeszug gelte, vorbeibefahren würde — und doch war es nur eine schmachvolle Niederlage, welche die französische Politik hier erlitten — ein einfacher Zwang, den die Vereinigten Staaten auf die „große Nation“

ausgeübt, und die „civilisatorische Armee“ wurde einfach von der nordischen Republik nach Hause geschickt.

So still aber auch die Zeit bis jetzt in Rodriguez' Hause verfloßen sein mochte, da sich der alte Herr, der sich so viel als möglich von Politik fern hielt, schon deshalb häufig mit seinen alten Freunden in Conflict befand, so angefüllt war es heute, und nicht etwa nur von Gästen oder Besuchern, die das Schauspiel des Vorübermarsches der abziehenden Armee herbeigelockt.

Ricarda's Vater, der seine Ankunft von Monat zu Monat abgeschrieben, da ihn die unglückseligen politischen Verhältnisse Mazatlans zwangen, seinen Aufenthalt in der bald von den Kaiserlichen, bald von den Dissidenten genommenen und mit Zwangsanleihen belegten Stadt zu verlängern, war endlich eingetroffen, aber nicht, um seine Tochter nach dem Staat Sinaloa, an die Küste des stillen Meeres zurückzuführen, sondern um mit seiner ganzen Familie nach Spanien überzusiedeln, und endlich einmal diesen ewigen Revolutionen und Kämpfen zu entgehen, wie sein Leben in Ruhe und Frieden zu genießen.

Ob dazu Spanien gerade der passende Platz war, bleibt dahingestellt, aber er hoffte doch, dort

wenigstens in geregeltere Verhältnisse zu kommen, als sie ihm Mexico hier bieten konnte — und unregelmäßiger gab es ja doch nirgendwo auf der weiten Welt.

Roneiro und Bastiani waren ebenfalls mit ihren Frauen herübergekommen — auch Inez — aber wie verändert hatte sie die kurze Zeit! Was war aus dem einst so blühenden, bildschönen Mädchen geworden? eine Matrone, bleich und abgezehrt, mit hohl liegenden Augen und eingefallenen Wangen, und kein Lächeln trat mehr auf die bleichen Lippen.

Da öffnete sich die Thür wieder ohne vorherige Anmeldung, und zwei junge Officiere betraten den Raum.

„Feliciano!“ rief Rodriguez erfreut. „Junge, wo kommst Du her? — und caramba — Señor van Leuwen — Sie hätte ich wahrlich nicht wieder erkannt — Sie sehen frisch und blühend aus.“

„Den hab' ich mir in Puebla aufgefischt,“ lachte der junge Feliciano. „Er wollte nach Hause zurück, aber ich liess es nicht und habe ihn für unsere Armee gepreht.“

„Es hat nicht viel Ueberredung gebraucht,“ sagte van Leuwen halb scheu, indem sein Blick

wie suchend durch das Zimmer flog — „ich war selber noch mit mir im Kampf, was ich thun — ob ich gehen oder bleiben solle.“

„Und von Ihren Wunden sind Sie vollkommen geheilt?“

„Vollkommen, wenn es auch etwas lange gedauert hat.“

„Und kennen Sie alte Freunde nicht mehr?“ sagte da eine leise Stimme dicht hinter seinem Rücken, und als er sich hastig darnach umbrehte, stand, wie mit Purpur übergossen, aber ihn freundlich anlächelnd, Ricarda vor ihm und streckte ihm die kleine Hand entgegen.

„Scherita!“ rief der junge Officier, „wie glücklich bin ich, Ihnen wieder begegnen zu dürfen!“

„Wirklich?“ lächelte wehmüthig das junge Mädchen — „und war Ihnen das Haus verboten, daß Sie sich seit langen Monden nicht von selber wieder bei uns sehen ließen?“

Van Leuwen erröthete und schwieg einen Moment. Endlich sagte er: „Als ich mein Krankenzimmer verließ, wagte ich nicht, mich Ihnen hier wieder aufzudrängen — der Dienst ließ mir auch keine lange Zeit zur Ruhe — ich wurde, wie ich kaum wieder im Sattel sitzen konnte, nach

Oajaca beordert, dort aber gerieth unsere ganze Besatzung, von der Uebermacht des Feindes fast erdrückt, in Gefangenschaft, und erst seit wenigen Tagen von Porfeirio Diaz freigegeben, sind wir wieder in Puebla angelangt.“

„So waren Sie gefangen?“

„Kriegsglück — doch wie ich höre, ist Ihr Herr Vater hier. Dürfte ich Sie bitten mich ihm vorzustellen?“

Señor San Blas unterhielt sich eben an einem der Fenster mit seinem alten Freund Bastiani und schien auch von der neuen Bekanntschaft nicht besonders erbaut; er verbeugte sich wenigstens gegen den jungen Mann viel kälter und zurückhaltender, als das sonst seine Art war, und selbst Ricarda sah ihn betroffen an. Er wandte sich auch gleich wieder zu seinem früheren Gespräch zurück und sagte, als er mit Bastiani auf's Neue allein war:

„Ich würde es für ein großes Glück für Mexico halten, wenn recht viele fleißige fremde Arbeiter und Colonisten herüberkämen und das Land bebauen, wie dem Verkehr mit anderen Nationen mehr zugänglich machen wollten, aber diese fremden Herren Officiere, die dem Kaiser hierher nach Mexico gefolgt sind, wollen wir

ihnen doch lieber schenken, denn es sind weiter Nichts als Abenteurer, die sich hier goldene Berge geträumt und nun, da sie nicht einmal ihren Sold bekommen, vom Schuldenmachen leben. Wir haben da böse Erfahrungen in Mazatlan gemacht und in Vera-Cruz wird noch viel mehr darüber erzählt.“

„Es giebt viele rühmliche Ausnahmen,“ sagte Bastiani.

„Das mag sein,“ nickte San Blas, „aber man muß gewöhnlich erst verwünscht schwer dafür bezahlen, um sie aus der übrigen Masse heraus zu finden, und ich möchte den Versuch nicht noch einmal machen.“

„Ich halte diesen Belgier dafür — ich bin früher einmal mit ihm zusammengekommen, und er hat sich stets tüchtig und bescheiden benommen — er ist auch, glaube ich, für seinen Unterhalt hier nicht allein auf seinen Sold angewiesen.“

„Desto besser für ihn,“ erwiderte San Blas kurz abwehrend und warf von da an nur manchmal den Blick nach seiner Tochter hinüber, um zu sehen, ob sie sich noch immer mit dem jungen Fremden unterhielt.

„Ihnen scheinen sie in Mazatlan böß mitgespielt

zu haben," sagte Bastiani, „der arme Ort hat ja auch ein paar Mal die Besitzer gewechselt.“

„Die Liberalen," sagte der alte Herr, „von denen wir auch nur das schlechteste und nichts-nutzigste Gefindel da hinüber bekamen, haben gewirthschaftet wie die Räuber und werden jetzt das Geschäft fortsetzen. Unter dem Vorwand, daß ich zur kaiserlichen Partei gehöre — was gar nicht einmal der Fall war, confiscirten sie mir meine zwei Hacienden — mußten sie dann aber natürlich wieder herausgeben, und ich war froh, als ich sie endlich, wenn auch kaum zu ihrem halben Werthe, an einen Amerikaner verkaufen konnte. Nein — ich habe jetzt das Elend in unserem Vaterland fast an die zwanzig Jahre mit durchgemacht und bin es satt geworden. Der Kaiser will Colonisten in das Land ziehen — Ave Maria, es wird ihm schwer werden, nur die Leute hier zu halten, die jetzt darin wohnen.“

„Aber das ist nicht möglich!" rief der unfern von ihnen stehende Rodriguez, der sich mit seinem Sohne unterhielt, und die beiden Herren wandten sich ihm zu, um zu hören, um was es sich hier handle.

„Und es ist trotzdem so, Vater," sagte Felt-

ciano, „denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.“

„Was ist es, Rodriguez?“

„Die Franzosen,“ sagte Feliciano, „haben in den letzten Tagen und vor ihrem Abzug nichts weiter gethan, als ihre Munition zerstört, was sie nicht eben mitführen konnten, anstatt sie dem Kaiser zu überliefern.“

„Es sieht ihnen ähnlich,“ nickte Bastiani, „aber woher weißt Du das, Feliciano?“

„Gestern Morgen befahl mir der Kaiser, Civilkleider anzulegen und ihn auf einem kleinen Spaziergang zu begleiten. Ich wußte nicht, was er beabsichtigte, befolgte aber natürlich rasch den Befehl, und wir schritten dann der Citadelle zu, in die wir Eintritt verlangten. Der französische Posten, der uns nicht kannte, weigerte ihn, der Kaiser trat aber ruhig vorwärts, und als die beiden Soldaten einspringen wollten, rief ich ihnen zu: „Seine Majestät!“ Die armen Teufel wußten jetzt natürlich nicht, ob die Ordre, Niemanden einzulassen, auch auf den Kaiser ausgedehnt sei — konnten es sich wenigstens nicht denken und ließen uns passieren, und drinnen im Hofe fanden wir jetzt die ganze französische Besatzung eifrig damit beschäftigt, ihre Geschosse zu

zerfchlagen und unbrauchbar zu machen, und das Pulver haben sie in die Sequia geworfen, nur damit es nicht für das kaiserliche Heer zurückbliebe. — Ja wie mir mexicanische Kameraden versicherten, sind sie so weit gegangen, daß sie auf dem Marsch im Innern ihnen beschwerliche Munition sogar an die Liberalen verkauft haben.“

„Schöne Verbündete!“ lachte Bastiani — „und was sagten sie, als sie den Kaiser erkannten?“

„Der commandirende Officier,“ erwiderte Feliciano, „schien auf das äußerste bestürzt, und mir that der arme Teufel leid, denn es war nicht seine Schuld. Er hatte nur die Befehle Bajaine's auszuführen, aber was konnte er auch machen? Er erkannte den Kaiser natürlich augenblicklich, schon an seinem getheilten Bart und der ganzen imposanten Erscheinung, und die Wache mußte in's Gewehr treten, aber die fatale Arbeit war auch weder zu beseitigen, noch zu verheimlichen — eine Unterbrechung hätte nicht einmal genügt, sondern die Sache eher noch verschlimmert. So nahm denn das Zerstörungswerk seinen ruhigen Fortgang, und der Kaiser ging dazwischen herum und sah ihnen, mit einem halb sarkastisch lächelnden, halb verächtlichen Blick zu.

Es war die größte moralische Niederlage, die sie erleiden konnten, und Bazaine soll außer sich gewesen sein, als er es erfuhr."

"Daß Bazaine Santa Anna's Staatskutsche ebenfalls verkauft hat, wißt Ihr doch?" sagte Monetro.

Die Gesellschaft lachte. "Das ist nicht übel," rief Rodriguez, "an wen denn?"

"An Almeja — was der damit machen will, weiß Gott."

"Nun, sein ganzes Mobiliar in Buena Vista hat er ja ebenfalls verkauft, und das gehörte eigentlich der Stadt," meinte Feliciano. "Er macht Alles zu Geld, ja ich weiß aus guter Quelle, daß eine Masse Kriegsmaterial sogar, und zwar mit besonderer Vorsicht vergraben ist, wofür er wahrscheinlich von den Liberalen Bezahlung erhalten hat — aber wir wissen den Platz, ein französischer Officier, dem das doch selbst zu arg erscheinen mochte, hat ihn verrathen, und sobald die Herren fort sind, werden wir die kleine Erbschaft antreten. Psui Teufel, haben sich diese Herren hier noch die letzte Zeit benommen und wirklich ihr Schlimmstes gethan, um den Verbündeten ihres Souveräns zu Grunde zu richten!"

„Das Beste war der Befehl Bazaine's," sagte Bastiani, „daß alle französischen Unterthanen als Deserteure betrachtet werden sollten, die in den mexicanischen Corps blieben; und doch sind diese gerade von dem Marschall selber errichtet worden."

„Es war eine Schmach!" rief Feliciano, „und eine Menge französische Officiere haben auch dagegen protestirt. Caramba, der Protest ist scharf genug und der Marschall von Frankreich bekommt darin einige höchst pikante Sachen zu hören — aber er hat ein dickes Fell und beruft sich nur einfach auf die Befehle des Kaisers."

„Und vielleicht mit Recht!" sagte van Leuwen. „Napoleon soll außer sich darüber sein, daß Maximilian nicht ihm zu Gefallen abdanken will. Die ganze Sache wäre dann glatt verlaufen, er hätte am Neujahrstag wieder eine hübsche Thronrede halten können, wie er die Selbstbestimmung der Völker achte, mit den üblichen Phrasen dabei, und Seine Majestät der Kaiser von Mexico wäre bei Seite geschoben worden."

„Aber doch nicht Alle haben sich den Befehlen des Marschalls gefügt," rief Feliciano — „hier Freund van Leuwen und viele brave Soldaten sind zurückgeblieben, und wie hat sich der belgische,

wie der österreichische Gesandte bemüht, sie zu bewegen, ihren Kaiser im Stich zu lassen!"

"Diese beiden Gesandten?" rief Ricarda, „das ist doch nicht denkbar. Sind sie denn nicht gerade von ihren Regierungen hierher gesandt worden, um den Kaiser zu unterstützen?"

"Das sollte man eigentlich glauben," sagte van Leuwen, „dem scheint aber nicht so. Ich weiß wenigstens, daß Monsieur Hoordts, mein Gesandter, mir speciell dringende Vorstellungen gemacht hat, mich nicht diesem unglückseligen Unternehmen anzuschließen, und eben so tactlos hat sich der österreichische Gesandte Baron Lago benommen. Es scheint überhaupt, als ob beide Regierungen die unfähigsten Männer ihres ganzen Reiches auf diesen doch wichtigen Posten gesandt hätten."

"Da kommen sie!" rief Rodriguez' jüngster Sohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, der bis jetzt an einem der Balcone auf Wache gestanden und das Nahen der Truppen — weniger aus patriotischem Gefühl, als aus Neugierde, mit Sehnsucht erwartet haben mochte — „ich kann schon die Musik hören und da drängen auch schon die Leute die Straße herab."

Im Nu füllten sich die Balcone der langen

Front des Hauses — die Kinder unten hinter den Sittern, die Damen voranstehend, die Herren hinter ihnen, und bunt genug sahen die Häuserreihen aus — aber wahrlich nicht von Fahnen und Blumenschmuck.

Der General en chef Forey schrieb von Mexico aus am 10. Juni 1863 mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit und Einfachheit an den Kriegeminister Randon:

„Soeben bin ich an der Spitze der Armee in Mexico eingezogen. Mit noch ganz bewegtem Herzen richtete ich diese Depesche an Euer Excellenz, um Ihnen zu melden, daß die Bevölkerung dieser Hauptstadt — Alle mitammen — die Armee mit einem Enthusiasmus empfangen hat, der an Wahnstun grenzte. Die Soldaten Frankreichs sind buchstäblich von den Kränzen und Sträußen erdrückt worden, wovon nur der Einzug der aus Italien zurückkehrenden Armee in Paris am 14. August 1859 eine Vorstellung geben kann. Ich habe mit allen Officieren des Generalstabes in der prächtigen Kathedrale dieser Hauptstadt, die von einer unermesslichen Menschenmenge erfüllt war, einem Tebeum beigewohnt, dann besichtigte die Armee in bewunderungswürdiger Haltung vor mir unter dem Rufe: Es

lebe der Kaiser, es lebe die Kaiserin! Nach dem Parademarsch habe ich im Regierungsgebäude die Behörden empfangen, welche Reden an mich hielten. Dieses Volk ist hungrig nach Ordnung, Gerechtigkeit und wahrer Freiheit. In meiner Antwort an die Repräsentanten habe ich ihnen das Alles im Namen des Kaisers verheißen. Mit der nächsten Gelegenheit werde ich die Ehre haben, Ihnen weitere Details über diesen, in der Geschichte beispiellosen Empfang zu liefern, der die Bedeutung eines politischen Ereignisses von unermesslichem Nachhall hat. Der General en chef Forey.“

Ganz von der bedenlosen Arroganz und Uebertreibung dieses Berichtes abgesehen, der nur in sofern etwas Wahres hatte, als die haute volée in Mexico, also die Conservativen und Amerikaner, die damals einrückenden Franzosen allerdings mit Zurufen und Blumen begrüßten, während die in der Minorität befindlichen Liberalen und das überhaupt nicht in Betracht kommende Volk sie nur düster und schweigend empfing — welcher Unterschied zwischen heute und damals, und doch lagen nur wenige Jahre dazwischen.

Die Damen Mexicos, die meist in ihre Rebojos gehüllt auf den Balconen saßen und aus Neugier den Abzug der Truppen beobachteten,

hatten keinen Gruß, keine Blume mehr für die Scheidenden — kein Tuch wurde ihnen geweht, keine Fahne geschwenkt. Hier und da von irgend einem Hôtel, wo sich französische Damen befanden, versuchte man wohl eine schwache Demonstration, aber diese einzelnen Beifallsrufe machten — wie ein düster brennendes Licht in einem weiten Saal die Dunkelheit — so hier die öde, unheimliche Stille, die auf der Menschenmasse lag, nur noch bemerkbarer, und wenn diese nicht in Flüche und Verwünschungen über die bisherigen Unterdrücker ausbrach, so war es nur die Furcht vor den scharfen Waffen, die sie davon zurückschickte.

Was freilich konnten die französischen Soldaten dafür? Sie hatten sich wacker wie immer geschlagen, und Gefahren und Entbehrungen mit bewunderungswürdiger Ausdauer ertragen. Sie waren nicht verantwortlich für die faule Politik ihres Kaisers, für das mehr als zweideutige Benehmen ihres Höchst-Commandirenden, und selber froh, diesem unerquicklichen Zustande hier in Mexico entzogen zu sein, wo sie recht gut fühlten, wie verhaßt sie dem ganzen Volk geworden, zogen sie jetzt wieder leichtem Herzens der Heimath entgegen.

Voran dem Zug ritt der Marschall von Frankreich, von seinem ganzen glänzenden, mit Orden bedeckten Stab gefolgt, und war das Volk still und theilnahmlos, so mußte die Militärmusik dafür desto rauschenderen Lärm machen. Wohl warfen die Officiere nach den Balconen freundliche Blicke und auch wohl Kußhände hinauf, aber verächtlich drehten die mexicanischen Damen die Köpfe ab, und die galanten Herren durften sich keines Grußes der dunkeln Augen rühmen.

So zogen sie vorbei durch die Calle San Francisco und Calle de los Plateros der Plaza zu, und über diese hin, am Palacio vorüber bei der Garita San Antonio hinaus.

So still und schweigend aber auch fast sämtliche Bewohner der Stadt den Abzug der Unterdrücker hinnahmen, an einem Haus in der Calle de los Plateros hatte es sich der Besitzer nicht versagen können, ein Zeichen seiner innigen Freude anzubringen, und das war an dem des wackern Don Pedro Gaspard, des „Hoffreihers“ der Kaiserin und Capuchin oder Hispaniers von Grund der Seele aus. Er haßte die Franzosen nicht allein deshalb, weil sie seinen Kaiser schlecht behandelt und die unglückliche Kaiserin zum Wahnsinn getrieben hatten, sondern auch schon, weil

er — vielleicht mit etwas Uebertreibung, von ihnen behauptete, daß immer „der dritte Mann Friseur wäre“. Er hatte es sich deshalb auch nicht versagen können, an seinem Hause — und zwar aus Vorsorge transparent, weil er sie in Verdacht gehalten, daß sie bei Nacht abmarschiren würden — ein kleines rundes Schild mit den mexicanischen Farben anzubringen, auf dem nur die zwei, aber doppelt unterstrichenen Wörter standen „bon voyage“ — darum her aber hatte er einen Kranz von gelben Todtenblumen angebracht. Ueber dem Schild nun stand er auf seinem kleinen Balcon, betrachtete sich mit innerlicher Schadenfreude den Abzug der verhaßten Ration und beobachtete den Eindruck, den die spöttische Inschrift auf sie machen würde.

Links von ihm, am andern Balconsfenster, stand seine junge Frau mit ihrer bildhübschen Schwester. Don Pedro täuschte sich aber doch über die Wirkung, denn die Franzosen lachten als sie vorübergingen und warfen dem finstereinschauenden Friseur, wie den beiden jungen Damen nebenan auf das unverschämteste Fußhände zu. Sie schienen den unverkennbaren Ingrimme des kleinen Mannes mit dem großen Lockenkopf gar nicht zu beachten, oder sich am

Ende gar noch darüber zu amüsiren, und Don Pedro hatte seinen Zweck vollkommen verfehlt.

Unter der Menge, die dem Zuge folgte, befand sich auch ein dunkelfarbiger Indianer oder Sambo, der ebenfalls die Blicke fest auf den einen Balcon geheftet hielt, und zwar auf den, auf welchem die Damen standen, ohne daß man ihn jedoch von da beachtet hätte. Die Menschenmenge hatte sich, den Franzosen folgend, schon auf die Plaza hinausgezogen — der Sambo hielt sich noch immer auf der andern Seite der Straße und schien endlich die Geduld zu verlieren. Er trat mitten auf den Weg und nahm den Hut ab.

Die Damen waren auf dem Balcon stehen geblieben, um die Anzüge auf den übrigen zu mustern, aber die einzelne Gestalt mußte ihre Aufmerksamkeit dorthin lenken. Cornelia's Schwester wenigstens bemerkte ihn und sagte lächelnd zu ihr:

„Hat der schwarze Señor da unten Dich begrüßt?“

Cornelia warf nur einen Blick auf ihn, aber sie hatte ihn im Nu erkannt und war auffällig blaß geworden. In diesem Augenblick trat Don Pedro zu seiner Frau und Schwäger-

rin heraus und sagte, sich vergnügt die Hände reibend:

„So, Señoritas, die Herren wären wir endlich los, nachdem sie freilich alles nur erdenkliche Unheil angerichtet; aber wiederkommen werden die nicht, davor sind wir sicher. — Wohin willst Du, Cornelia?“

„Ich komme gleich zurück — ich — hole mir nur ein Taschentuch!“

Die Schwester sah ihr etwas erstaunt nach, denn Cornelia hatte ihr Taschentuch bis dahin in der Hand gehalten, und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, suchte ihr Blick den Sambo unten. Dieser aber schritt jetzt langsam, den Balcon nicht weiter beachtend, auf das Haus zu, als ob er in den Laden wolle. Don Pedro plauderte indessen da oben nach Herzenslust von allen Stadtneuigkeiten, die Mexico gerade damals in solchem Ueberfluß erfüllten — glücklicher Mensch, er war nur selig, daß er die „französische Nation“ los wurde, die ihm bis dahin wie ein Alp auf der Brust gelegen. — Die französischen Friseure gingen freilich trotzdem nicht mit, denn in der Stadt wimmelte es noch von ihnen.

Seine Schwägerin blieb neben ihm auf dem

Balcon stehen und hörte ihm zu — leise bog sie sich ein klein wenig nach rechts, daß sie die Hausthür im Auge behielt.

Der Sambo stand dort. Da wurde der Riegel von innen zurückgeschoben — sie konnte das Geräusch deutlich hören — und eine Hand streckte sich heraus, die ein Papier hielt — es war die Hand ihrer Schwester. Im nächsten Augenblick hatte der Sambo das Papier unter seinem Poncho, und schritt damit, rascher als er bisher gegangen, die Straße hinab. —

Die Gesellschaft in Rodriguez' Haus war indessen mit ihren Blicken der langen französischen Colonne gefolgt, bis sie auf die Plaza einbog und ihren Augen entschwand.

Van Leuwen und Ricarda hatten sich auf dem einen Balcon mit einigen von Rodriguez' jüngeren Kindern zusammengefunden.

„Und so ganz ohne Abschied wollten Sie uns verlassen und nach Europa zurückkehren?“ sagte das junge Mädchen, als Bazaine mit seinem Stabe vorüber war und der Anblick dadurch seinen Reiz verlor — „war das auch recht von Ihnen?“

„Ricarda,“ sagte da van Leuwen bewegt, „ich wagte es nicht, Ihnen wieder unter die Augen

zu treten, denn wir Fremden haben Ihrem Lande keinen Frieden gebracht, sondern ihm nur viel — oh, so entsetzlich viel Blut gekostet! Ich fürchtete, daß Sie uns Alle hassen würden.“

„Und ist Ihr Kaiser, ist Ihre Kaiserin auch deshalb zu uns gekommen?“ sagte Ricarda weich — „haben sie nicht Alles geopfert, was einen Menschen an dies Leben fesseln kann, und treu und ehrlich die ganze Zeit gehalten, was sie uns versprochen? Glauben Sie, daß wir Mexicaner keinen Unterschied zwischen denen zu machen wissen, die es wirklich gut mit uns meinen, und solchen, die nur der Ehrgeiz und die Eroberungslust eines einzigen bösen Mannes herübergetrieben?“

„So zürnen Sie uns nicht?“

„Zürnen!“ sagte Ricarda wehmüthig, „ich lebe nun so lange in Mexico und bin wohl ein stiller, aber aufmerksamer Zeuge des Kampfes gewesen, den Ihr braver Kaiser hier gegen eine Unmöglichkeit angekämpft hat: nämlich das mexicanische Volk für die Sache seines eigenen Vaterlandes zu begeistern. Nehmen Sie meinen Onkel, er ist ein so braver, ehrenhafter Mann, wie Sie ihn nur im weiten Reich finden können, und dennoch hat er kein Herz für das Land, in dem er

geboren wurde, für das Volk, das ihn umgiebt und aufwachsen sah. Nur sein eigenes Interesse wie das seiner Partei leitet ihn. — Die Angst, daß die conservative Partei einen Theil ihrer Rechte und Besitzthümer verlieren könne, trieb ihn, zuerst für den Kaiser mit zu stimmen — neigte ihn dann wieder dessen Feinden zu, und hat ihn jetzt wieder bewogen, alle Mittel aufzubieten, Maximilian im Land zu halten. Er ist kein besonderer Freund des Klerus und vollkommen dagegen, daß diesem die liegenden Gründe wieder überwiesen würden, aber er geht jetzt trotzdem Hand in Hand mit der Geistlichkeit, weil er in dieser eine Unterstützung auch für seine Interessen zu finden glaubt. — Und so sind sie Alle — Alle," setzte sie traurig mit dem Kopf schüttelnd hinzu, „und Ihr armer Kaiser, wenn er seinem Worte treu bleibt, wird und muß in diesem Lande untergehen."

„So glauben Sie nicht, daß er im Stande ist eine wirkliche National-Armee zu schaffen, die seinen Thron stützen und seinen Feinden beweisen kann, daß er auch ohne fremde Bajonnette im Stande wäre die mexicanische Fahne hoch zu halten?"

„Nein," sagte Ricarda ruhig. — „Er wird

Einzelne finden, die treu und ehrlich zu ihm halten — und ich glaube, daß Feliciano Einer von diesen ist — aber er wird die Masse nur an sich zu fesseln vermögen, so lange das Glück ihm treu bleibt — länger nicht. Das eben ist ja das Unglück unseres schönen Landes, daß hier keine Treue und kein Glauben herrscht. Der Verrath ist den politischen Führern zur zweiten Natur geworden. — „Er hat sich pronuncirt“, sagen die Leute einfach, wenn ein General eine Handlung begeht, die ihn in jedem europäischen Lande für ewig infam machen würde — das heißt er hat seinen Fahneneid gebrochen und sich zeitweilig, weil es ihm gerade paßte und er seinen eigenen Nutzen dabei sah, entweder der Partei des Gegners angeschlossen, oder auch auf eigene Hand einen kleinen Raubzug unternommen. — Es ist möglich, daß ich zu schwarz schildere,“ setzte sie rasch hinzu — „ich will es zu Gott hoffen, denn es wäre fürchterlich, aber was ich bis jetzt vom Land gesehen, wo sich doch Alles um die Hauptstadt dreht, drängt mir fast die Gewißheit solcher Zustände auf. Selbst die Jugend ist schon in Grund und Boden hinein verdorben, und Sie haben da die Beispiele an dem jungen Lucido wie Almeja, die den edelsten

Familien des Landes angehören; was können Sie da von Anderen erwarten?"

„Und trotzdem halte ich aus!" rief van Deuwen. „Es ist möglich daß wir untergehen, aber so lange der Kaiser sein Ziel nicht aufgibt, bleibe ich ihm treu, und ich weiß, daß noch viele wackere Herzen so denken wie ich. Der edle Graf Rhevenhüller, der wackere Hammerstein und Rodolich haben ihm ihren Arm geliehen, und wenn wir nur ein ganz klein wenig Unterstützung bei Ihren Landesleuten finden, setzen wir es durch. — Der Kaiser will jetzt einen National-Congreß berufen.“

„Hallo!" lachte in diesem Augenblick Rodriguez, der zu diesem Fenster hinübergetreten war und da das junge Paar im eifrigen Gespräch fand — „treibst Du Politik, Ricarda, und verhandelst Ihr über den National-Congreß? — Darüber zerbrecht Euch den Kopf nicht, Kinder, denn aus dem wird im Leben Nichts.“

„Und hat nicht das Ministerium dem Kaiser versprochen, ihn zusammen zu rufen?" rief Ricarda fast heftig aus.

„Ja, das hat es," nickte Rodriguez, „weil sie ihm eben Alles versprochen haben, was er verlangte, aber eine Unmöglichkeit können sie

deshalb doch nicht erzwingen. Die Liberalen haben die ganzen nördlichen Districte nicht allein besetzt, sondern sind auch schon wieder an unsere Grenzstaaten vorgebrungen, und ist es nun denkbar, daß da heraus die Leute kommen sollten, um für Maximilian zu stimmen?"

„Aber das verlangt er ja gar nicht,“ sagte das in Eifer erglühende Mädchen. „Nur ihre einfache ehrliche Meinung sollen sie sagen, und wenn sie die Republik wollen, so geht er einfach und überläßt das Land seinem eigenen Geschick.“

„Ja wohl,“ nickte Rodriguez, „und die Besitzenden in den Händen der Liberalen. Nein, Herz, das verstehst Du nicht — ein solcher Congreß, wenn überhaupt ausführbar, wäre ein Unglück für das Land — aber er ist auch nicht ausführbar und nur eine von des Kaisers recht gut gemeinten, aber phantastischen Ideen. — Es kommt eben Niemand, und die Sache verläuft — da sogar der Klerus nicht einmal damit einverstanden ist — im Sande.“

„Hatte ich Recht?“ sagte Ricarda leise und wehmüthig, als sie zu van Leuwen aufsaß — „armer Kaiser!“

Ueber die Plaza marschirte das abziehende

Heer der Franzosen und an dem Palast des Kaisers vorüber, aber überall an den kaiserlichen Zimmern waren die Vorhänge niedergelassen, und kein lebendes Wesen ließ sich dort erkennen. An dem Flügel wohl, wo die Dienerschaft wohnte, waren einige Balcone mit Palaien und weiblichen Diensthofen gefüllt, aber selbst die kaiserlichen Beamten hatten Tact genug gehabt, sich nicht da draußen zu zeigen.

Unten vorüber ritt der Marschall und warf einen mürrischen Blick nach den geschlossenen Fenstern hinüber — die Musik hatte gerade aufgehört zu spielen, und laut und deutlich schallte der schwere, gleichförmige Schritt der Massen über die Plaza. Der Marschall winkte — nicht so wollten und durften sie die Stadt verlassen, sondern mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel. Das Musikcorps setzte wieder zu einem wilden, stürmischen Marsch an, mit schmetternden Trompeten und dröhnenden Paukenschlägen, als ob es die Schläfer da drinnen, in dem tödtensstillen Palaste aus ihrer Ruhe aufschrecken wolle. — Umsonst — die Gardinen blieben fest verschlossen, kein Gruß des kaiserlichen Herrn verabschiedete die Truppe — kein Dank — den der gemeine Soldat und die unteren Officiere wohl

verdient hätten, begleitete sie auf ihren weiten und noch mühseligen Weg.

Still und gedrückt marschirten aber auch die Soldaten an dem Palast vorüber, denn sie wußten selber recht gut, daß sie hier ein unerfülltes Versprechen, ein gebrochenes Wort zurückließen. Die niedergelassenen Vorhänge waren der stille Vorwurf, der — wenn er ihnen auch nicht galt, doch sie mit traf. Sie selber verließen ja wohl gern das Land, das ihnen allerdings Siege, aber nie einen Erfolg gebracht, aber sie sahen auch Alle im Geist den zürnenden Monarchen, den ihr Kaiser in das Land gerufen, und den sie jetzt, von mehr und mehr herandrängenden Feinden bedroht, allein und fast schutzlos zurückließen.

Doch die Trompeten schmetterten drein, die große Trommel schlug den Tact dazu, und vorbei defilirte das Heer, die Thore Mexicos zu erreichen. Hinter den niedergelassenen Gardinen aber stand Maximilian, die linke Hand auf dem Rücken, mit der Rechten nur eben den Vorhang genug zurückgehalten, um hindurch zu sehen, und schaute still und schweigend, und einen recht bitteren Zug um die Lippen, auf das Heer seiner Verbündeten hinab, bis auch der letzte Mann verschwunden war.

4.

Nach Querétaro.

Wo nur die Franzosen aus dem inneren Land abzogen, da rückten die Liberalen nach. Juárez hatte zuerst seine Residenz von Paso del Norte wieder nach Chihuahua verlegt, dann weiter südlich nach Durango, jetzt sogar schon nach Zacatecas, und es war die höchste Zeit geworden, seinem Vordrängen ein Ende zu machen und den Republikanern zu zeigen, daß das Kaiserreich auch noch die militärische Gewalt in Händen habe, wenn auch die französischen Bajonnette in ihre Heimath zurückkehrten.

Klerikale wie Conservative machten in dieser Zeit wirklich außergewöhnliche Anstrengungen, um ein achtungsgebietendes Heer aufzubringen, denn sie sahen recht gut ein, daß ihnen die Ge-

fahr selber näher und näher rückte. Marquez zeigte sich darin besonders thätig, und der „Schlachter von Tacubaya“, wie er eigentlich im Lande hieß, besaß dazu gerade Kenntniß des Landes und der Bevölkerung, wie Energie genug.

Dem Grafen Rhevenhüller war es ebenfalls gelungen, aus den Resten der österreichischen und belgischen Legion ein Husarenregiment zu bilden, wie Baron von Hammerstein noch ein Infanterie-Bataillon zu Stande brachte, trotzdem daß der schwachköpfige Baron Lago, der österreichische Geschäftsträger, wie sein würdiger Colleague, der belgische Legationssecretär Hoorickx Alles thaten, um dem Kaiser auch seine letzte Stütze zu entziehen, und Lago die Officiere des österreichischen Corps zuletzt veranlaßte, ein Promemoria gegen ihn zu erlassen, das ihn förmlich an den Pranger stellt.

General Mejia, der Indianer, stand jetzt in Queretaro — Mendez mit guten Truppen in Morelia im Staat Michoacan, und Miramon, der beste General vielleicht, den Mexico hatte, wurde beordert, die Offensive gegen Juarez' Banden zu ergreifen, die freilich jetzt, unter General Escobedo's Führung, zu einem mächtigen Heer von fast 25,000 Mann stark angeschwollen waren.

Miramon paßte übrigens dazu vortrefflich. Mit nur einer Escorte verließ er Mexico; als er in Queretaro ankam, hatte er schon eine Compagnie, und mit einem Regiment warf er sich von dort aus, ohne auch nur einen Moment Zeit zu versäumen, gegen Zacatecas.

Zacatecas, die Hauptstadt des Staates gleichen Namens, ist nur durch den Staat Guanajuato und einen schmalen Streifen Jalisco von Queretaro entfernt, und Juarez hatte sich damit nicht allein der Hauptstadt schon um ein Bedeutendes genähert, sondern befand sich auch gerade im Glück, denn sein gefährlichster Gegen-candidat Gonzales Ortega war durch sein gewöhnliches ungeschicktes Manövriren den Juaristen in die Hände gefallen, und Escobedo fing schon an seine Truppen zu vereinigen, um Queretaro zu nehmen, wonach er dann den Schlüssel zur Hauptstadt in Händen gehalten hätte.

Die alten Deutschen bauten ihre Burgen auf hohe Berge oder felsige Hügel, um von denen aus das Land zu beherrschen. Die Mexicaner dagegen haben fast alle ihre wichtigen Städte in Bergkessel oder Thäler hineingebaut, was auch in früheren Jahrhunderten vielleicht nicht

viel zu sagen hatte. Jetzt aber, mit unseren vervollkommeneten Geschützen, wird fast jede Stadt in die Hände des Feindes gerathen, der im Stand ist die benachbarten Höhen zu besetzen.

Zacatecas wie auch Queretaro liegen in einem solchen Kessel und eignen sich deshalb nur dann zu einer Festung, wenn der General, der den Platz behaupten will, auch Mannschaft genug besitzt, um sämtliche Hügel in den Festungsräyon hinein zu ziehen.

Suarez selber aber dachte hier natürlich an keine Belagerung. Durch seine Espione war er von dem, was in der Hauptstadt vorging, vollkommen gut unterrichtet — er wußte die Franzosen im Abziehen begriffen, er kannte dabei die Schwierigkeiten, die sich dem Kaiser entgegenstellten, so rasch eine National-Armee zu organisiren, und hielt sich nicht allein in Zacatecas vor einem Angriff vollständig sicher, sondern war eben mit einigen seiner Generale eifrig beschäftigt, die Route zu bestimmen, die sie weiter nach Süden zu nehmen wollten.

Zacatecas lag im Sommer furchtbar heiß, denn die es umschließenden Hügel verhindern fast jeden Luftzug, von welcher Seite er auch kommen möge. Die Stadt selber ist, auch wenn

man von außen kommt, erst in ganz kurzer Entfernung sichtbar, bis sie sich plötzlich, auf etwa eine halbe Stunde Wegs, zeigt, wie sie den tiefen Windungen eines engen Thales, das man fast eine Ravine nennen könnte, folgt. Nur gleich dahinter steigt ein hoher Berg, La Bufa, empor, auf dessen Gipfel eine Capelle steht.

Wie arm ist das Volk dort und wie gedrückt, denn die hohe Lage dieser Gegend, mit den wohl mineralreichen, aber sonst trockenen und unfruchtbaren Hängen, bietet dem Ackerbau nicht die Vortheile, die es den wohlhabenden Viehzüchtern gewährt — aber trotzdem erheben sich aus den ärmlichen Wohnungen der Eingeborenen heraus hohe prachtvolle Kirchen und Klöster mit reichgeschmückten Thürmen. Die Kirche hatte Geld oder wußte es zu bekommen, und wenn sie aus den armen unglücklichen Bewohnern des Landes auch den letzten Blutstropfen herauspressen sollte — geschieht doch das Alles nur „zum Ruhme Gottes“.

Unmittelbar an der nicht unschönen Plaza, in dem Regierungsgebäude und in einem hohen luftigen Saal, dessen Thüren und Fenster weit geöffnet standen, hatten sich die Generale mit Suarez und seinem Minister Verbo de Tejada

versammelt, um die weiteren Kriegsbewegungen zu berathen und dann mit Escobedo's Hilfe, der herbeigerufen werden sollte, auszuführen.

Megrete, der General und treue Kriegsminister, der in schwerer Zeit bei dem damals von allen Seiten verfolgten Präsidenten ausgehalten, war mit Suarez für ein unmittelbares Vorgehen, schon des moralischen Eindrucks wegen, den es im Lande machen mußte. Er kannte seine Landsleute, die sich nur von dem augenblicklichen Erfolg beherrschen und leiten lassen, und hoffte dadurch die noch schwankenden Staaten Guanaxato, Queretaro und Michoacan rasch für sich zu gewinnen — Verdo de Tejada dagegen, ein Creole vom reinsten Wasser und von sehr aristokratischer Haltung, sprach sich ganz bestimmt dagegen aus.

Jetzt hatten sie in Zacatecas festen Fuß und waren so Legua nach Legua in das bis dahin stets vom Feinde gehaltene Terrain vorgerückt; wagten sie sich aber unvorbereitet zu weit nach Süden vor, so konnten sie entweder von Mendez' Schwärmen aus Michoacan, oder selbst von Mejia abgeschnitten und im Rücken bedroht, oder, was fast eben so schlimm war, gezwungen werden wieder zurückzuweichen, und verloren dann

auch jedenfalls durch Ueberläufer einen Theil ihres Heeres.

„Wenn wir aber jetzt vordrängen,“ sagte Suarez, „so haben wir Escobedo an unserer Flanke und Porfirio Diaz im Süden, der wahrlich Mendez genug beschäftigen wird — Maximiliano kann dabei noch kein ordentliches Heer auf den Füßen haben und hat es nicht, und wir sind vielleicht im Stande, in gerader Richtung auf die Hauptstadt zu marschiren. Wer diese hat, hat das Land, und Alvarez in Guerrero sagt uns ja ebenfalls seine Hilfe zu.“

„Maximiliano hat die Hauptstadt und deshalb das Land noch immer nicht,“ bemerkte Tejeda trocken — „ich bin für ein langsames, aber sicheres Vorrücken, das uns keinen Vortheil aus Händen geben läßt, während wir doch allwöchentlich wenigstens neuen Grund und Boden gewinnen und den Feind dadurch immer enger einschließen und von seinen Hilfsquellen abschneiden!“

„Miramon ist von Mexico ausgezogen,“ sagte Negrete, „und hat sich, wie unsere Spione berichten, mit einer Handvoll Leute nach Queretaro hineingeworfen, um uns wahrscheinlich den Platz streitig zu machen. Ich glaube selber,

wir thäten am besten, uns gar nicht mit Queretaro aufzuhalten, sondern direct auf die Hauptstadt zu marschiren.“

Juarez war aufgestanden und hinaus auf den Balcon getreten, von wo er die Aussicht über die flachen Dächer der Stadt nach den dahinterliegenden Hügeln hatte.

„Was sind das für Reiter,“ rief er da plötzlich, „die dort über die Höhe sprengen? Was ist das für ein Lärm und Aufruhr in der Stadt selber?“

Megrete war im Nu an seiner Seite, aber schon tönte ihnen von unten herauf der Ruf entgegen: „Der Feind! der Feind! — Die Kaiserlichen! — Heilige Jungfrau! wir sind verloren!“

Wie ein Wetter jagten dort drüben wilde Lanzenreiter am Hang hin — mehr und mehr, ein Schwarm folgte dem andern, und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß von irgend einer feindlichen Partei ein Angriff auf die Stadt selber unternommen wurde.

Die Sitzung war im Nu aufgelöst — die Officiere sprangen die Treppe hinab nach ihren Pferden, und Juarez, noch unschlüssig, was er thun — hier die Entscheidung abwarten oder

selber auf Flucht denken sollte — folgte ihnen. Um Perdo und die Uebrigen kümmerte sich Niemand mehr. — Aber es blieb ihnen auch wahrlich nicht lange Zeit, denn Miramon, an der Spitze seiner Panzenreiter, den blanken Säbel in der Faust, befand sich schon früher in der gar nicht einmal befestigten Stadt, ehe die dort liegenden Truppen nur an Widerstand denken konnten.

Selbst im Angesicht des Feindes, der mit donnernden Hufen die Straße herunter sprengte, warf sich der Präsident Juárez auf eins der Officierspferde, die noch am Regierungsgebäude angebunden standen, stieß ihm die Sporen in die Seite und flog in wilder Flucht die Straße hinab — ihm nach die Reiter. Miramon selber hatte ihn erkannt, so nahe waren sie schon gekommen, und mit dem Rufe: „Juárez!“ den Säbel in der Rechten, einen Revolver in der Linken, sein Pferd nur noch mit den Schenkeln lenkend, schien sein Rappe mit ihm die Straße dahin zu fliegen. Aber Juárez kannte hier Ortsgelegenheit, oder er wäre dem flüchtigen Rappen nie entgangen, und welchen Einfluß sein Tod an diesem Tage auf das künftige Schicksal des

Kaiserreichs gehabt haben möchte — wer kann es sagen?!

Miramón hob schon die linke Hand, um mit einem Revolverschuß das Pferd des Präsidenten oder den Präsidenten selber — was kümmerte es ihn, in den Staub zu werfen, da glitt Juárez mit seinem Thier in eine enge Seitengasse ein, und gewann dadurch, ohne daß Miramón die Kugel des eigenen Thieres greifen und ihm folgen konnte, einen, wenn auch kleinen Vorsprung durch die Seitengasse, hier aber erreichte der Flüchtige zugleich den Hang, an dem hin er schräg hinauf flog, und der Zufall — wenn wir einen Zufall wollen gelten lassen, hatte es gefügt, daß er ein tüchtiges, an solchen rauhen Boden gewöhntes Pferd gefunden.

Miramón war viel besser beritten als er, aber ihn trug ein Pferd aus dem flachen Lande, und so rasch er den Gegner damit in der Ebene eingeholt haben würde, hier gewann Juárez an Raum, und der tapfere junge General, jetzt überall von anderen Flüchtigen des Feindes schon umgeben, mußte die kostbare Beute im Stiche lassen, um nicht selber abgeschnitten und gefangen zu werden.

Der Sieg war übrigens vollständig. Außer

einer Masse Gefangenen machten die Kaiserlichen auch eine nicht unbedeutende Beute an Kriegsmaterial und Provisionen, wie denn auch die, allerdings schwache Kriegskasse des Präsidenten in ihre Hände fiel.

Schlachtenglück – drei Tage später traf Miramon auf Escobedo's ganze Armee und wurde so gründlich geschlagen, daß er sich wieder nach Queretaro wenden mußte, um nicht ganz aufgerieben zu werden. Zwar erfocht er noch einen Sieg über eine andere Schaar Republikaner, die er unterwegs antraf, aber seine Truppe war doch demoralisirt, und er durfte nicht wagen es weiter im offenen Felde mit dem an Zahl so weit überlegenen Gegner aufzunehmen.

Bei diesem Sieg Escobedo's war es, daß der Juaristische General 109 fremde gefangene Soldaten in echt blutiger mexicanischer Weise erschießen ließ, unter dem Vorwand, daß die Intervention vorbei sei und er alle Fremden als Banditen behandeln werde. *)

*) Es ist das eine Aeußerung, die später die Kunde durch alle europäischen Zeitungen machte und diese das Schlimmste für alle im Land anässigen Fremden fürchteten ließ. Escobedo bewies später bei Queretaro, daß er so blutdürstige Gesinnungen nicht bezeugte.

Der Ministerrath war in der Hauptstadt versammelt, und den Herren fing es an schwül in der neuen Ordnung der Dinge zu werden.

Damals, als ihnen nur daran lag, den Kaiser zu überreden, nach der Hauptstadt zurückzukehren, damit sie selber nicht die Verantwortung eines zertrümmerten Reiches trugen, hatten sie wahrlich mit ihren Versprechungen nicht gezeigt, und von Padre Fischer, wie Miramon und Marquez redlich dabei unterstützt, gelang es ihnen auch, den Kaiser, mit jedem Mittel, das ihnen zu Gebote stand, in ihr Netz zu locken.

Monate waren aber vergangen und Nichts geschehen in der ganzen Zeit, als daß ein paar Tausend Soldaten im Felde standen. Dabei fehlte es an Allem. Goldene Berge hatte besonders Padre Fischer zugesagt, die ganze Schatzkammer der Klerikalen, die dem Kaiser zu Gebote stehen sollte, und jedes Tausend Thaler mußte mühsam zusammengetragen werden, wo man Millionen gebraucht hätte, um nur die Hälfte des Versprochenen zu erfüllen.

Zugleich fing der Kaiser an die Unmöglichkeit eines Congresses einzusehen, da er darin auch von keiner Seite unterstützt wurde, ja sogar Beweise in Händen hielt, wie beide Parteien,

Amerikane sowohl als Conservative, demselben, trotz gegebenen Worts, direct entgegen arbeiteten.

Und böse Nachrichten dazu aller Art: General Mendez hatte Morelia und Michoacan, von Porfirio Diaz bedrängt, räumen müssen; Alvarez rüstete in Guerrero ein Heer; dicht bei Vera-Cruz in Rebellion standen schon die Republikaner, und nach Miramon's letzter Niederlage im Norden gewann Escobedo's Heer auch mehr und mehr Macht und Ausdehnung.

Die Minister waren selber in Verzweiflung, aber nicht etwa des Kaisers wegen — was kümmerte sie Maximilian, der fremde Fürstensohn, und hätten sie sich Frieden und Macht mit seinem Tod erkaufen können, nicht einen Augenblick würden sie gezögert haben. Aber wie dann, wenn er jetzt — gereizt und verstimmt und von allen Seiten getäuscht, nun doch endlich das Land verließ und sie preisgab. Um ihn verdient hatten sie es gewiß, und sie begriffen selber nicht, daß er so lange bei ihnen ausgehalten und immer ihren Versprechungen und Zusicherungen glauben konnte. — Es war unbegreiflich.

Der Ministerrath hielt sich, wie vorerwähnt, in der Hauptstadt versammelt, und Laredo, der schlaue Mexicaner, der sich bis jetzt mit allen

möglichen Ausflüchten und Hinzögerungen durchgewunden, hatte eben mit seinen Genossen überlegt, wie man besonders die Kirchenpartei zu Gelbvorschüssen bewegen könnte, die sich dahin noch immer weigerte, weil der Kaiser bis jetzt kein bestimmtes Gesetz zur Lösung der Rechtsfrage über die Güter der Todten Hand erlassen. Da öffnete sich plötzlich die Thür, und die Herren fuhren merklich bestürzt von ihren Sitzen empor, denn auf der Schwelle stand der Kaiser und betrachtete sich still und schweigend, die Hände auf den Rücken gelegt, das Concilium.

„Majestät,“ sagte Vares, der sich zuerst faßte, indem er mit seiner kriechenden Freundlichkeit auf den Kaiser zuing — „wir sind eben im Begriff zu berathen, wie wir den Staatsschatz am raschesten füllen können.“

„Damit haben Sie sich lange beschäftigt,“ sagte der Kaiser trocken, „ohne bis jetzt zu einem Resultat zu gelangen — aber Señores, das muß anders werden, denn ich fange an die Geduld zu verlieren.“

„Majestät können versichert sein, daß wir —“

„Noch weiter fortberathen werden, bis der Staat zu Grunde gegangen ist,“ unterbrach ihn der Kaiser streng — „wir stehen jetzt am Rande

eines Staatsbankerotts, und ich bin nicht gesonnen, den, müßig die Hände in dem Schooß, abzuwarten. Sie haben doch jedenfalls gehört wie es im Lande zugeht? — Sie wissen dabei, was Sie mir versprochen und unter welchen Bedingungen ich Ihnen wieder hierher gefolgt bin?“

„Majestät können versichert sein, daß wir mit allen Kräften für Sie zu wirken suchen, und ich glaube fest, daß sich noch Alles gut gestalten kann.“

„So lassen Sie Ihren Rath hören,“ sagte der Kaiser, indem er sich auf einen leer stehenden Stuhl warf, während ihn die Minister noch umstanden. Er war gereizt und fühlte, daß die Rücksichten ein Ende haben mußten.

„Das Wichtigste ist,“ sagte Lared, „daß Suarez' Heer im Norden gesprengt oder vernichtet wird.“

„Aber wie?“ frug der Kaiser mit einem bitter sarkastischen Zug um den Mund — „vielleicht gingen die Herren auseinander, wenn Sie Ihre Versprechungen auch auf die Liberalen ausdehnen wollten.“

„Majestät thun mir Unrecht,“ sagte Lared mit gekränktem Ehrgefühl. „Die heilige Zung-

frau weiß, wie ich gearbeitet und mich bemüht habe, um Euer Majestät zu dienen, aber bedenken Sie die kurze Zeit. Es ist Alles vorbereitet."

"Gut — gut — ich will Ihnen glauben — und Ihr Rath steht?"

"Majestät," sagte Lared nach einer kurzen Pause, "unsere Generale sind vortrefflich — bessere Führer als Miramon und Mejia hat Mexico nicht aufzuweisen, aber — Sie kennen unsere Soldaten, die in den steten Revolutionen auch gewohnt gewesen sind, von einer Partei zur andern überzuwechseln. Sie sind unzuverlässig bis auf den letzten Mann, weil ihnen die Begeisterung für die Sache fehlt, und die vermag nur Eins ihnen zu geben."

"Und das ist?" sagte Maximilian gespannt.

"Die Gegenwart Euer Majestät bei der Armee," erwiderte Lared entschlossen.

Maximilian sah ihn groß und überrascht an. Es war ein hingeworfenes, perfides Wort vielleicht — der Wunsch des schlauen Mexicaners, den Kaiser in das innere Land zu dirigiren und seiner Person dort sicher zu sein — vielleicht auch wirklich die Hoffnung, daß sein Einfluß bei der Armee diese zu größeren Anstrengungen treibe.

ben würde — aber es hatte in des Kaisers Seele gezündet, und Maximilian erfaßte rasch den Gedanken, der ihn aus diesem müßigen Leben banger Zweifel auf einmal und mit einem Schlag zu Thaten, zum Handeln treiben sollte.

„Nach Queretaro!“ rief er und sprang von seinem Stuhl empor — „nach Queretaro — an die Spitze der Armee, die eigene Kraft an dem Feind versuchen!“ Er ging mit raschen Schritten in dem Saal auf und ab — „nach Queretaro!“ Und plötzlich vor Tares stehen bleibend, sagte er mit fester, entschlossener Stimme — „und glauben Sie mir die Mittel dazu verschaffen zu können?“

„Aber wie dürfen Majestät nur daran zweifeln,“ erwiderte der Ministerpräsident, dem sich bei der Frage eine Last von der Seele wälzte, denn das drohende Gewitter war für heute abgelenkt, und morgen? „*quo maiñana*,“ was kümmerte ihn der morgende Tag, der mochte für sich selber sorgen.

Und Maximilian's Geist war in der That auf eine andere Jähre gebracht. Er vergaß den Congress, den er bis dahin als einzige Möglichkeit seines ferneren Bleibens in Mexico hingestellt. Die Erbitterung über die Treulosigkeit,

die ihn von allen Seiten umgab, mochte wohl auch eine Haupttriebfeder gewesen sein, daß er sich aus seiner bisherigen Lethargie emporrüttelte; aber er wollte handeln, er wollte mit dem Schwert beweisen, daß er im Stande sei, die gegen das Kaiserreich anbrängende Revolution zu züchtigen. Der alte Stolz der Habsburger erwachte in ihm, und mit blühenden Augen rief er aus:

„Sie haben Recht, Vares, Sie haben Recht — da liegt eine Möglichkeit — und eine Möglichkeit in meine Hand gegeben. Hier ist Etwas, wo ich nicht immer und ewig von dem guten und bösen Willen Anderer abhängig bin — hier kann ich selber handeln, selber eingreifen. Nach Queretaro! Treffen Sie alle nöthigen Vorbereitungen; ich werde mich selber an die Spitze der Armee stellen. Aber Zeit ist dabei nicht zu versäumen — nicht Ihre gewöhnlichen Mahnungen: *paciencia — paciencia*. Meine Geduld ist erschöpft — erschöpft bis zum letzten Tropfen hinab, und das Schicksal des Reiches sowohl als das meine muß sich entscheiden.“

„Majestät können sich fest darauf verlassen,“ sagte Vares — „heute haben wir den 9. Februar — am 12. Morgens können Sie an der Spitze Ihres Heeres die Stadt verlassen — so weit Gelsb

wenigstens im Stande ist alle Ihre Bedürfnisse zu befriedigen."

"Schaffen Sie nur Geld, Vares," nickte der Kaiser — „alles Uebrige wollen wir schon besorgen, aber diesmal Wort halten," setzte er mit dem Finger drohend hinzu. „Ich will Ihnen folgen, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich das Begonnene durchführe, oder dabei untergehe; aber ich verlange dafür auch jetzt von Ihnen jede in Ihren Kräften stehende Unterstützung, oder — wir sind eben die längste Zeit Freunde gewesen" — und sich abwendend, verließ Maximilian, ganz von dem neuen, ihn fesselnden Gedanken erfaßt, den Saal, nicht etwa um sich mit seinem Cabinet darüber zu berathen, sondern nur im eigenen Herzen den Entschluß noch einmal zu erwägen. Zu erwägen? es blieb ihm ja keine andere Wahl: entweder mußte er jetzt, von seinen treuen Oesterreichern und Belgien begleitet, flüchtig das Land verlassen, oder den entscheidenden Schlag selber führen. Die Würfel waren gefallen: Nach Quercetaro!

In der Stadt hatte sich indessen wohl die Kunde verbreitet, daß Verstärkungen nach Quercetaro gesandt werden sollten und General Marquez selber mit ausmarschiren würde; aber daß

der Kaiser sich an die Spitze der Armee stellen wolle, davon ahnte kein Mensch Etwas, ja man hielt es nicht für möglich, daß er überhaupt die Stadt verlassen und die Regierung gerade in dieser kritischen Zeit anderen Händen übergeben könne. Das Gerücht, der Kaiser wolle nach Queretaro, lief allerdings in vertrauten Kreisen um, wurde aber nicht geglaubt; wußten doch die österreichischen Officiere gar nichts davon, und diesen wäre doch vor allen Anderen Kunde geworden. Was erzählte sich das Volk nicht Alles in dieser Zeit; es schien das eben nur ein Märchen wie tausend andere mehr.

Indessen war in Mexico auch ein deutscher Officier Prinz Salm-Salm mit seiner Gattin eingetroffen, der den amerikanischen Krieg mitgemacht, das unthätige Friedensleben dort aber dann satt bekommen und schon vor einiger Zeit dem Kaiser seine Dienste angeboten hatte. Er wurde auch angenommen und machte einige Streifzüge gegen den Feind mit; jetzt aber wieder außer Dienst, war es sein sehnlichstes Verlangen, den Kaiser begleiten zu dürfen. Er hatte ebenfalls das Gerücht gehört und bat augenblicklich den preussischen Gesandten, Baron Magnus, sich in diesem Sinne für ihn zu verwen-

ben. Der Baron kam seinem Wunsche mit Bereitwilligkeit nach, wurde aber abschlägig beschieden.

Unterdessen war der 12. Februar herangerückt und es zur Gewißheit geworden, welchen Plan Maximilian gefaßt; aber noch immer hatte das Ministerium, trotz unausgesprochenen Versprechungen, nicht einmal die nothwendigsten Gelder herbeischaffen können, und dabei befanden sich die österreichischen Officiere in fast stieberhafter Aufregung, denn ihnen war noch keine Ordre geworden, sich zu rüsten, und es hieß sogar, der Kaiser wolle sich jetzt, wo die Franzosen abgezogen seien, auch einzig und allein nur von mexicanischen Generalen und Soldaten umgeben wissen und seine besten und treuesten Truppen, die Deutschen, in der Hauptstadt zurücklassen.

Der Kaiser befand sich im Palast, ungeduldig und erbittert gegen seine Minister bis zum Äußersten, da sie ihm nie ihr Wort hielten, und also auch jetzt noch kein Geld herbeigeschafft hatten, als sich Graf Khevenhüller bei ihm melden ließ. -- Er zögerte einen Moment, aber er wußte auch genau, was der junge und wackere Chef der Husaren von ihm wollte, und doch konnte er ihm nicht willfahren. Der Graf trug ihm

auch sein Anliegen mit bewegter Stimme vor. Was war ihnen Allen Mexico; nur des Kaisers wegen hatten sie hier ausgehalten, um ihn mit ihren Leibern und Schwertern zu decken, wenn ihm Gefahr, drohe und diese mit ihm zu theilen, aber nicht thatenlos hier zu harren, während er dem Kampf entgegenginge. Für was Anderes konnten sie gelten als gewöhnliche Landsknechte, sobald er sie hier in der Hauptstadt ließ — ihr Dienst hatte dann seine Weihe verloren.

Der Kaiser war selber gerührt, aber mit fester Stimme erwiderte er:

„Vieles Rhevenhüller, wenn ich meinem Herzen folgen dürfte, so glauben Sie mir sicher, daß ich Sie und Ihre wackere Truppe nicht zurückließe, aber einestheils muß ich die Hauptstadt in treuen Händen wissen, wenn ich dort draußen ruhig und sorgenfrei für mein Recht einstehen soll, und dann — muß ich mich jetzt allein als Mexicaner zeigen, wenn ich das Vertrauen des mexicanischen Volkes gewinnen will. Ich lasse alle Europäer hier zurück — selbst dem Prinzen Salm habe ich nicht gestattet mich zu begleiten. Ich will mich ganz in ihre Hände geben, um ihnen zu beweisen, wie ich ihnen vertraue. Vertrauen erweckt Vertrauen.“

Revenhüller schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Nicht bei diesem Volk, Majestät,“ sagte er — „sie sind falsch und treulos. Geben Sie sich nicht in ihre Hände, denn eben so wenig Dankbarkeit wie Erbarmen haben Sie von ihnen zu erwarten.“

„Sie sind zu hart in Ihrem Urtheil, Revenhüller“ — sagte der Kaiser freundlich — „es giebt noch wackere Leute unter ihnen. Nehmen Sie meinen alten Mesia, den ich in Queretaro finde — nehmen Sie Lopez. Selbst Marquez, so wild und blutdürstig er sein mag, hält fest zu uns — Wenn es nöthig sein sollte, lasse ich Sie nachkommen, verlassen Sie sich darauf.“

„Ach, wenn Sie meiner Bitte Gehör geben wollten, Majestät — in einer Stunde könnten wir gerüstet sein.“

„Es geht nicht — es geht nicht und — ist fest beschlossen,“ entgegnete der Kaiser, „sagen Sie das Ihren Kameraden. — Ich werde Ihr Wohl stets im Auge behalten, weil ich weiß, daß ich in der äußersten Noth immer noch eine feste Stütze an Ihnen habe. — Ich darf ja auch nicht,“ setzte er hinzu, „alle meine Kräfte auf einmal in's Feld führen, und glaube wohl zu thun, wenn ich mir die besten zur Reserve aufbewahre.“

An dem nämlichen Abend brachte endlich das Ministerium, wo es Millionen versprochen hatte, mit größter Mühe etwa 50,000 Pesos zusammen, und am nächsten Morgen brach der Zug, mit dem Kaiser an der Spitze, nach Quetzetaro auf.

Die Deutschen und Belgier blieben zurück, und nur Prinz Salm, praktisch und unermüdlich dem einmal gesteckten Ziel nachstrebend, hatte es mit des Baron Magnus Hilfe ermöglicht, noch in der letzten Stunde dem Stabe des General Vissbaurri, der dem Kaiser folgen sollte, zugetheilt zu werden.

Vadre Fischer war in der Hauptstadt zurückgeblieben.

5. In Querétaro.

Mit Jubel wurde der Kaiser in Querétaro selber empfangen, denn die Stadt war gut kaiserlich gestimmt. Sie gerade, die sich durch einen großen Gewerbseiß auszeichnete, brauchte und verlangte Ruhe und Ordnung, und wußte recht gut, daß Beides unter den republikanischen Wirthschaften nicht möglich sei; von dem Kaiserreich dagegen erhoffte sie eine Besserung und hatte schon früher den kaiserlichen Herrn Liebgewonnen, als er sie auf seiner ersten Reise besuchte. Wohin Maximilian auch kam, gewann er ja Alles durch sein einfaches, offenes und unverkennbar redliches Wesen für sich.

„Querétaro, *) eine Stadt von 40,000 Ein-

*) Deeter Bach: „Erinnerungen“.

wohnern, bildet ein in schräger Richtung von Nordost nach Südwest liegendes Rechteck. Entlang der nördlichen Seite fließt der Rio-Blanco, ein kleiner, aus der Sierra Gordo kommender Fluß. Nur gegen Westen schließt sich die Stadt an eine weit ausgebehnte Ebene, welche im Hintergrund mit den Bergen von Guadalupe abgeschlossen wird. In einem spitzen Bogen um die Stadt, der nur an einer Stelle durchbrochen wird, wo der Rio-Blanco sein Bett geebnet hat, liegen in der Richtung von Süd nach Nordost: der Cimentario, die Cuesta China, die Loma de garena und die Canada — nördlich und westlich La Cantera und San Pablo. Der Stadt näher und parallel mit San Pablo ist der Hügel San Gregorio, das westliche Ende bildet der Hügel Jacal.

„Witten aus der Oeffnung dieses Gebirgshogens erhebt sich am westlichen Ende der Stadt der Cerro de las Campanas. Von hier aus überblickt man, gegen Norden gewendet, den San Gregorio, San Pablo a la Contira, rechts die Stadt mit dem sich am äußersten Ende erhebenden Kloster Cruz und hinter diesem die Cuesta China — links die Ebene von Guadalupe.“

Alle diese Höhen waren während der Bela-

gerung vom Feind besetzt, mit Ausnahme des Cerro de las Campanas und des am östlichen Ende der Stadt auf einem Felsen erbauten Klosters Cruz.

Soweit die Einzelheiten der Stadt. Im Ganzen eignete sich aber, wie man daraus ersehen kann, wohl kaum ein Platz in ganz Mexico weniger dazu, eine Belagerung darin abzuwarten, als gerade Queretaro, denn in dem Thalkessel lag es fast rings von Bergen eingeschlossen und den Geschützen der Belagerer vollkommen preisgegeben. — Aber den Fehler theilte es auch mit fast allen übrigen Städten des Landes, und Queretaro, das als „Schlüssel von Mexico“ galt, sollte nun einmal gehalten werden.

Der Kaiser hatte jetzt die Führung des Ganzen übernommen und umsichtig wie thätig zeigte er sich dabei, und traf alle möglichen Vorbereitungen, um den Ort so gut und vortheilhaft als möglich zu besetzen. Draußen aber auf den umliegenden Höhen sungen die Truppen der Liberalen an sich zu sammeln, und es dauerte auch in der That nicht lange, bis sie einen gemeinsamen und heftigen Sturm gegen die schon fast eingeschlossene Stadt versuchten — das bekam ihnen aber übel. Durch die Tapferkeit der

Führer, besonders des alten Indianers Mejia, der die Cavallerie befehligte, wie des Prinzen Salm, dem der Kaiser die Führung der Cazadores (Jäger) übertragen hatte, wurden sie in glänzender Weise zurückgeschlagen.

Wieder und wieder versuchten sie nun wohl Eingang zu gewinnen, aber wieder und wieder mußten sie sich mit Verlusten zurückziehen, doch — die Siege wurden nie verfolgt. Obgleich besonders Mejia dahin drängte, wußte Marquez, auf den der Kaiser außerordentlich viel gab, jeden solchen entscheidenden Schlag zu vermeiden, und die Liberalen behielten immer wieder Zeit sich zu erholen und auf's Neue zu sammeln, während die Belagerten Truppen verloren, die sie nicht wieder ersetzen konnten.

Was für ein buntes, reges Leben herrschte indessen in dem sonst so stillen Queretaro, und man hätte kaum glauben sollen, daß man sich in einer engbelagerten Stadt befand. Aber der gute Muth der kaiserlichen Truppen trug daran die Schuld, denn wo man auch noch mit dem Feind zusammengetroffen war, hatte man ihn geschlagen, und dadurch bekamen die Soldaten nicht allein ein Gefühl der Ueberlegenheit, sondern auch der Sicherheit, insofern sie sich jeden Augenblick be-

wußt waren, einen Ausgang aus der Stadt, wenn sie dieselbe einmal verlassen wollten, auch forciren zu können.

Aber eine Verstärkung der Garnison schien trotzdem nöthig, und Weisung war schon vor längerer Zeit an das Ministerium nach Mexico gegangen, um die fremden Truppen, besonders Graf Rhevenhüller's Husaren mit Baron Hammerstein's Bataillen und der gezogenen Batterie, nach Queretaro zu senden und dann einen entscheidenden und zugleich vernichtenden Schlag gegen Escobedo's Armee zu führen; doch sie kamen nicht und der Kaiser fing an ungeduldig zu werden.

An der Plaza befand sich ein von einem Franzosen gehaltenes Kaffeehaus, in und vor dem sich die Officiere gewöhnlich zusammenfanden, um Neuigkeiten zu hören oder mit einander über die Tagesereignisse zu plaudern. War man doch stets sicher, dort wenigstens irgend wen zu treffen, mit dem man sich ein Stündchen unterhalten konnte.

Vor dem Kaffeehause aber schräg über die Plaza hinüberschneidend gingen zwei mexicanische Officiere im eifrigen Gespräch auf und ab — es war General Marquez und Obrist Lopez,

und Marquez' überdies finsternes und höchst unsympathisches Gesicht hatte sich heute in noch dunklere Falten gezogen, während Obrist Lopez, der ihn fast um eine Kopfhöhe überragte, die Sache, um die es sich handelte, viel ruhiger zu nehmen schien und nur dann und wann einmal einen vorsichtigen, wie forschenden Seitenblick nach seinem Begleiter hinabwarf.

„Also die Sache ist fest beschlossen?“

„Ja,“ nickte Marquez. „im Kriegsrath wurden die verschiedenen Anträge vorgenommen, ob und in welcher Weise wir einen Rückzug bewerkstelligen, oder uns in Queretaro halten wollen. Ich stimmte natürlich mit Mejia für das Letztere — auch Miramon war dafür. Ferner wurde beschlossen, daß ich mit Vidaurri nach Mexico durchbrechen solle, um Verstärkungen herbei zu ziehen, welche die Herren da drinnen nicht von selber schicken wollen.“

„Und werden Sie gehen?“

„Gewiß —“

„Und wieder zurückkehren?“ Die Frage war nur leicht hingeworfen und Lopez sah dabei ruhig und unbefangen vor sich nieder, als ihn der rasch zu ihm aufgeschlagene Blick des Generals traf.

„Wie meinen Sie das, Obrist?“ frug er scharf.

„Oh nur, ob Sie die Verstärkungen selber herführen oder indessen den Oberbefehl in Mexico übernehmen werden,“ sagte Lopez, „oder ist vielleicht General Vidaurri dazu bestimmt? In letzter Zeit hat der Kaiser so häufig mit seiner Regierung gewechselt, daß man nie vorher sagen kann, was geschieht.“

„Ich werde selber zurückkehren,“ erwiderte Marquez, durch die Antwort wie es schien beruhigt — „wenn sich — der Kaiser nämlich hier so lange halten kann; denn wie ich von Ueberläufern gehört, ist eine andere starke Colonne der Liberalen im Anzuge — ich glaube Riva Palacio's Armee. Wir werden hier, selbst mit den Fremden, alle Hände voll zu thun bekommen.“

„Und der Kaiser,“ sagte Lopez nachdenkend, „setzt sich dabei der Gefahr fortwährend auf eine fast unbegreifliche, jedenfalls thörichte Weise aus. In den am schärfsten beschossenen Stellen verkehrt er mit einer Unbefangenheit, als ob er ein gescheites Leben hätte. Wenn er fiele, was würde dann?“

Marquez schwieg und sah still und brütend

vor sich nieder — ob er seinem Begleiter nicht traute? — ob ihn die eigenen Gedanken soweit beschäftigten? — und Lopez fuhr lächelnd fort:

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es dann einen Streit unter den Generalen um die Oberherrschaft gäbe — Miramon ist sehr ehrgeizig, aber — bei Einigen nicht besonders beliebt — Mendez haßt ihn.“

„Ich begreife Miramon überhaupt nicht,“ sagte Marquez wieder nach einer kurzen Pause und fast wie mit sich selber redend — „ob er auf etwas Derartiges speculirt? — aber er könnte sich da verrechnet haben. Fällt der Kaiser, so ist die Armee demoralisirt, und er selber muß wissen, daß er keinen größeren Feind im ganzen Land hat als Juarez.“

„Er stützt sich auf den Klerus.“

„Der ihm verwünscht wenig in Queretaro nützen würde. Wissen Sie, Lopez, daß Santa Anna wieder unterwegs nach Mexico ist?“

„Caramba!“ rief der Obrist erstaunt aus, „daß er sich nur nicht die Finger verbrennt, denn ich glaube, der Kaiser würde wenig Umstände mit ihm machen.“

„Der Kaiser thäte ihm Nichts,“ sagte Marquez verächtlich, „und wenn er ihn heute zum Ge-

fangenen hätte — er schickte ihn höchstens wieder fort. Das ist auch keine Kriegsführung, wie er sie treibt. Alle diese Führer, Escobedo, Cortina, Perseirio Diaz und viele Andere noch hatte er in seiner Gewalt, aber anstatt sie unschädlich zu machen, ließ er sie wieder laufen und muß jetzt dafür bezahlen.“

„Und was glauben Sie, daß mit uns geschehe, wenn Escobedo die Stadt mit Sturm nähme?“

„Das will ich Ihnen nicht wünschen,“ sagte Marquez trocken, „denn Sie würden nie Gelegenheit bekommen die Sache später zu erzählen.“

„Glauben Sie wirklich?“

„Ich bin es fest überzeugt — ebenso,“ setzte er mit finster zusammengezogenen Brauen hinzu, „wie ich die Schufte sofort erschießen ließe, wenn sie in meine Hände fielen.“

„Und wenn man sich nun durchschlagen könnte,“ sagte Lopez nachdenkend.

„Wenn es zur rechten Zeit geschehe,“ erwiderte Marquez mit scharfer Betonung der Worte, „ja. Der Kaiser hat aber wunderliche Begriffe von Ehre — Begriffe, die ihm hier in Mexico noch großen Schaden thun werden. Er wird es nie allein versuchen, und da es mit der ganzen

Armee im Kriegsrath abgelehnt wurde, werden Sie wohl aushalten müssen."

Wieder sah Lopez den General von der Seite an, ohne aber Etwas zu äußern — das Wort Sie klang gar nicht, als ob er sich selber dabei mit inbegriffen halte.

"Es ist doch sonderbar," sagte Lopez nach einer Weile, „daß das jetzige Ministerium in Mexico eben so faul zu sein scheint, als die früheren Liberalen. Uns haben sie Alles versprochen, als sie den Kaiser zurückhaben wollten, und was geschieht jetzt? Gar nichts."

"Das ist die alleinige Schuld des Kaisers selber," brummte Marquez, „er hat ebenfalls dem Klerus Versprechungen gemacht und bis jetzt Nichts gehalten. Hob er, sobald er nach der Hauptstadt zurückkehrte, die *leyes de reforma* direct auf, so wußte der Klerus, woran er mit ihm war — jetzt trauen sie ihm nicht, bis sie erst Beweise in Händen halten."

"Und die werden sie bekommen, wenn er unterliegt und Juarez wieder im Land regiert. Nachher dürften sie die Folgen ihrer Saumseligkeit bereuen."

"Das geschieht nie, Lopez," sagte Marquez rasch, indem er einen flüchtigen Blick umherwarf,

ob sie von Jemandem gehört werden könnten, „das geschieht nie — dagegen sind Vorsorgen getroffen.“

„Und glauben Sie, General, daß Miramon ihm in der Regierung folgen wird?“

Der General schwieg, endlich sagte er achselzuckend: „Quien sabe — wunderlichere Dinge sind geschehen und Miramon hat jedenfalls einen großen Anhang — wenn auch vielleicht manche Feinde. Die Klerikalen halten besonders viel auf ihn, und es ist möglich, daß er es mit denen ehrlich meint.“

„Sie trauen ihm nicht recht?“

„Ich weiß es nicht — ja und nein — er hat sich in der letzten Zeit verändert und scheint dem Kaiser treu anzuhängen.“

„Und thun wir das nicht Alle?“ erwiderte Lopez unbefangen.

„Ja — gewiß,“ erwiderte zögernd der General, „aber das Vaterland geht wieder allem Andern vor und zu dessen Besten müssen wir eben Alles opfern — selbst unser eigenes Leben. Doch, amigo, die Zeit drängt — ich habe noch viele Vorbereitungen zu treffen, um meinen etwas gefährlichen Marsch anzutreten.“

„Wie viel Mann Escorte nehmen Sie mit?“

„Es ist noch nicht bestimmt, circa tausend.“

„Das wird unsere Besatzung sehr schwächen.“

„Sie behalten noch immer über sechstausend zurück — also adios! — Halten Sie aber die Augen offen, denn so lange wir im Stande sind die Stadt Mexico zu behaupten, haben wir nicht verloren und können, wenn wir wollen, den Kampf von Neuem aufnehmen.“

„Und keine Nachricht ist von der Kaiserin eingetroffen?“

„Von der Kaiserin?“ sagte Marquez, „nicht daß ich wüßte. Nur kurz vorher, ehe wir Mexico verließen, traf ein Bericht ein, lautete aber sehr böse.“

„Der Kaiser selber scheint sich wenig darum zu kümmern,“ sagte Lopez finster, „ich habe ihn nie so heiter gesehen als gerade jetzt.“

„Menschennatur,“ lachte Marquez, „er war niedergeschlagen, wo er Nichts zu thun hatte. Jetzt, in voller Beschäftigung, ist die Kaiserin längst vergessen;“ und dem Obristen einen Gruß zuwinkend, schritt er die Straße hinab, seiner eigenen Wohnung zu.

In einer Seitenstraße, nicht weit von der Plaza, war Obristlieutenant Jablonsky vom Regiment der Kaiserin einquartiert.

Jablonsky trug allerdings einen polnisch klingenden Namen, war aber Vollblut Mexicaner, sogar mit einer kleinen Mischung indianischer Race, und entstammte jedenfalls der untersten Schicht der Bevölkerung; aber er galt als der intime Freund des Obrist Lopez, mit dem er schon viele Fährlichkeiten getheilt, war deshalb in dessen Regiment getreten und rasch, viel rascher avancirt, als er es wohl seinen, überhaupt sehr zweifelhaften Verdiensten zuschreiben konnte. Es war ein roher, ungebildeter Bursche, — ein echter mexicanischer Soldat, wie sie die ewigen Revolutionen in's Leben gerufen: tapfer, wo es das eigene Leben zu vertheidigen galt, aber sonst rasch bei der Hand, wo es zu plündern und zu brandschätzen gab, und deshalb auch gar nicht mit der strengen Disciplin in dem kaiserlichen Heer einverstanden. Lopez selber wenigstens hatte oft Mühe genug, ihn von Ungehörigkeiten zurück zu halten.

Jablonsky schien aber sein rauhes Wesen in diesem Augenblick ganz abgelegt zu haben, denn neben ihm, auf dem nämlichen Tisch, auf dessen

eine Ecke er sich halb gesetzt, war ein junges, bildhübsches, aber bleich und ernst aussehendes Mädchen damit beschäftigt, die Wäsche des Kaisers und seiner nächsten Umgebung, die sie zu besorgen hatte, auszuplätten und zusammen zu legen.

„Aber Mercedes,“ sagte der Obristlieutenant vorwurfsvoll, „Du giebst mir auf alle meine Fragen keine Antwort. Denkst Du denn, Mädchen, daß ich es nicht ehrlich mit Dir meine?“

„Ich kann Euch nicht in's Herz sehen,“ sagte das junge Mädchen ruhig, „aber ich bitt' Euch, mich zufrieden zu lassen. — Ob Ihr Ernst macht oder nicht, was kümmert's mich — habe genug gehabt von Euresgleichen.“

„Caracho amiga,“ lachte der Bursche. „Du sprichst ja verwünscht vornehm; weißt Du, welchen Rang ich in der Armee habe?“

„Weiß es nicht und brauch' es nicht zu wissen,“ sagte das Mädchen fester, „wenn es ein einfacher Handwerker wäre, ließe sich vielleicht ein Wort darüber reden — wenn auch nicht mit Euch.“

„Hoho,“ lachte Jablonsky, „möchtest wohl gar Kaiserin werden? Nun, der Platz ist bald frei, denn mit der Carlota geht's zu Ende.“

„Schämt Euch, von der armen unglücklichen Frau so zu reden!“ rief das Mädchen heftig — „habt Ihr je Menschen wie dieses Kaiserpaar an der Spitze Eurer Regierung gehabt? — Nie — denn Ihr verdient sie nicht; aber Dank darf der Kaiser trotzdem nicht von Euch erwarten, denn er läßt Euch nicht rauben und plündern, wie Ihr's von je gewohnt gewesen.“

„Caracho,“ lachte der Herr Obristlieutenant, indem er scharf auf seinem Sitz herumrückte. — „Mädel, Du hast eine scharfe Zunge und weißt, daß Dir Nichts geschehen kann — aber laß Du das den Obrist hören.“

Das Mädchen warf verächtlich die Lippen empor, erwiderte aber kein Wort, sondern fuhr in ihrer Arbeit fort, und Jablonsky's Augen hingen in stiller Bewunderung an der schlanken und üppigen und dabei so geschmeidigen Gestalt. Da verdunkelte plötzlich der Körper eines Officiers das Fenster — es war Lopez, und auf einen Wink von ihm sprang Jablonsky von seinem Sitz auf und eilte nach der Thür, ohne daß ihm Mercedes auch nur einen Blick nachgeworfen hätte — was kümmerte sie der Officier — sie trug Haß und Bitterkeit im Herzen — keine Liebe.

„Nun, Obrist, wie stehen die Sachen?“ frug Jablonsky, als er hinaus auf die Straße kam — „etwas Neues?“

„Ja,“ sagte Lopez finster, „aber ich weiß nicht, ob es etwas Gutes ist. Marquez geht nach Mexico.“

„Caracho! soll sich durchschlagen?“

„Ja, und Verstärkung bringen — die fremden Truppen.“

„Hm — und wird er es thun?“

„Quien sabe, — ich traue ihm nicht — er hat sich ein paar Mal im Gespräch verschnappt. Wir werden wohl hier allein in der Falle sitzen bleiben.“

„Angenehm,“ sagte Jablonsky, „und die Lebensmittel werden knapp, das Geld rar, und keine Gelegenheit, neues anzuschaffen. Ich wäre für's Hinausbrechen. Wenn wir uns jetzt in einer andern Stadt festsetzen, können wir wieder von vorn anfangen.“

„Und wie wollen wir die Geschütze mit fortbringen? Es geht nicht.“

„Hier in dem verdamnten Nest,“ sagte der treue Freund des Obristen, „passirt uns noch ein Unglück. Ich traue der Bande nicht. Wenn uns Marquez im Stiche läßt, sitzen wir fest, und

nachher unter der liberalen Regierung dürfen wir uns nur nach einer Anstellung als Lepero umsehen.“

„Du scheinst Dir da schon eine Lepera ausgesucht zu haben,“ sagte Lopez mit einem Seitenblick auf den Burschen, der in seiner Officiersuniform ebenso aussah, wie ein Hausknecht im Frack.

„Hel' der Teufel das stolze, hochnasige Ding!“ brummte Jablonsky; „merkwürdig übrigens, wie all' das Frauenzeug hier in Queretaro an dem Kaiser hängt. Ich glaube, sie ließen sich mit dem größten Vergnügen alle mit einander für ihn todt schlagen. — Was so ein Titel nicht thut!“

Lopez schwieg und schritt schweigend neben dem Gefährten die Straße hinab. — „Wir müssen's abwarten,“ sagte er endlich — „aber — hast Du lange keine Nachrichten von — drau-
ßen erhalten?“

„Es steht nicht besonders, wie es scheint. Die Soldaten bekommen schlechte Verpflegung, aber immer mehr neuen Bezug. Hätte im Leben nicht geglaubt, daß Quarez noch so viele Leute auf die Reine bringen könnte.“

„Es sind viele Amerikaner darunter.“

„Eine ganze Menge, und verwünscht gute Schützen dazu. Sie haben uns schon einzelne Posten weggepukt.“

„Der Bote ist noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein — und wird auch nicht,“ knurrte Jablonsky, „sie haben ihn gehangen.“

„Gehangen?“ rief Lopez erschreckt.

Jablonsky nickte. „Ich weiß es von einem Deserteur. Sie hielten es für einen Vorwand und den armen Teufel für einen Spion — aber *que importe* — er hat's überstanden.“

Lopez nickte langsam vor sich hin, aber die Kunde schien einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Mit einem kurzen „*Hasta luego*“ drehte er sich von Jablonsky ab und verfolgte seinen Weg allein die Straße hinan. —

Als Marquez den Obrist Lopez verlassen hatte, begegnete ihm bald darauf General Miramon zu Pferde, der ausgeritten war, um die Posten zu besichtigen. Als er Marquez bemerkte, stieg er ab, nahm sein Thier am Zügel und schritt neben dem Freund her.

„Nun amigo,“ sagte Marquez, „haben Sie noch Aufträge für mich in der Hauptstadt? Wie

es scheint, werde ich vom Kaiser genug bekommen, um ein Lastthier damit zu beladen."

"Keine von mir, Marquez," sagte Kopfschützelnd der junge General, "als daß Sie selbstverständlich meine Frau auffuchen und ihr sagen, wie Sie uns hier verlassen haben."

"Und für das Ministerium? — für Monseñor?" sagte Marquez mit einem halb lauernden Blick.

Miramón schüttelte langsam den Kopf. "Nein, Marquez," sagte er endlich, "ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir Beide andere Pläne im Kopf hatten, als wir dem Kaiser nach Queretaro folgten. Ich kannte damals Maximilian wenig oder gar nicht, und was ich von ihm in Orizaba gesehen, konnte mich nicht besonders günstig für ihn stimmen — das Vaterland galt mir höher."

"Und jetzt?" fragte Marquez leise.

"Jetzt," rief Miramón, "bin ich fest entschlossen, bei ihm auszuharren in Freud' und Leid, und meine einzige Sehnsucht ist, daß wir die Hilfstruppen bald bekommen, um die liberalen Schufte zu Paaren zu treiben."

"Und was wird Monseñor dazu sagen?"

"Monseñor," erwiderte Miramón finster,

„wird einsehen lernen, daß es sich noch immer besser mit diesem Kaiser, als mit dem Indianer fährt. Maximilian ist ein Ehrenmann, und ich glaube und bin überzeugt, daß Mexico noch kein würdigeres Oberhaupt gehabt.“

„Caramba,“ lachte Marquez, „auch nicht unter Präsident Miramon's Regierung?“

„Auch nicht unter der meinigen,“ sagte der junge Mann entschlossen und bestimmt. „Ich habe selber diese ewigen und zwecklosen Revolutionen satt und fürchte, Monseñor thut nicht wohl daran, sie immer nur mehr zu schüren. Ich wenigstens möchte nicht Präsident werden und dabei die Pflicht übernehmen, die *leyes de reforma* aufzuheben, denn ich weiß, daß ich meinen Sitz nur mit den Waffen in der Hand zu verteidigen und keinen Augenblick Ruhe hätte.“

„Und glauben Sie, daß wir sobald Ruhe bekommen, amigo?“

„Ja,“ sagte Miramon rasch und bestimmt. „Bringen Sie uns bald die nöthige Verstärkung, dann zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß wir diese wild zusammengelesenen Schwärme Escobedo's werfen und vernichten oder noch besser, durch einen einzigen entscheidenden Sieg zu uns herüberziehen können. — Caramba, ich

Hatte den Indianer schon fest und hätte dem Kaiser wahrlich keine Gelegenheit gegeben, ihn zu begnadigen, denn darin ist er schwach — aber die Zeit lehrt vielleicht zurück und dann mag er sich wehren.“

„Hm,“ nickte Marquez leise vor sich hin, „so stehen also die Sachen — und wenn mich nun Monseñor direct fragt, was soll ich ihm sagen?“

„Daß er auf mich für seine Zwecke nicht mehr zählen darf,“ erwiderte Miramon bestimmt, „denn das einzige Ziel, dem er entgegenstrebt, könnte ich ihm so wenig erfüllen, wie der Kaiser.“

„Und wenn er nun doch Jemanden fände, der es unternähme?“

Die Frage war nur leicht und flüchtig hingeworfen, Miramon sah aber rasch und fast erschreckt den Freund an und rief:

„Santa Anna? Die Herren werden nicht wahnsinnig genug sein, den Erbfeind Mexicos wieder in das Land zu rufen — das Elend, das ihm folgen würde, wäre unabsehbar — aber Thorheit,“ setzte er gleich darauf verächtlich hinzu — „der Blutsauger wird sich hüten, mexicanischen Boden wieder zu betreten.“

„Und wenn er nun schon in diesen Tagen in Vera-Cruz gelandet sein sollte,“ erwiderte Mar-

quez — „die letzten Berichte, die ich erhielt, lassen es mich vermuthen.“

„Berichte? von wem?“

„Que importe.“

„Dann, beim ewigen Gott,“ rief Miramon heftig aus, „sind die Priester Landesverräther, und damit haben sie auch ihr ganzes Spiel bloßgelegt. Maximilian — ich oder Santa Anna — wer ihnen nur ihre Macht sicherte, war ihnen gleich, und zu derselben Zeit hielten sie also drei Eisen im Feuer, um das zu schmieden, was ihnen nur den größten Nutzen versprach. Hätten Sie nicht Lust, Präsident zu werden, Marquez?“ setzte er mit unverkennbarer Bitterkeit im Tone hinzu.

Marquez schüttelte lachend den Kopf. „Wüßte nicht, daß ich besonderes Verlangen darnach trüge, und würde mich auf andere Weise zu versorgen suchen.“

Miramon sah den General bestürzt an. Es lag Etwas in den boshaft lächelnden Zügen des Mannes, das ihm nicht gefiel. — „Sie kehren zurück, Marquez,“ rief er heftig aus — „gewiß? können wir uns fest darauf verlassen?“

„Caramba,“ lachte Marquez, „schon die Frage ist eine Beleidigung — habe ich Ihnen nicht

Allen mein Ehrenwort gegeben, in spätestens vierzehn Tagen wieder mit den fremden Truppen in Queretaro zu sein? Glauben Sie, daß ich mich in Mexico in die Ministerwirthschaft mischen möchte? So rasch ich die Leute rüsten kann, sitzen wir auf und denken den Herren Escobedo und Consorten nachher hier eine kleine Ueberraschung zu bereiten.“

„Also ein Wort, ein Mann?“

„Nun, versteht sich von selber — in spätestens vierzehn Tagen bin ich zurück; halten sich aber die deutschen Regimenter dazu, so ist es sogar möglich, daß ich in etwa acht oder neun Tagen wieder da bin. Es soll uns schon kein Gras unter den Hufen wachsen.“

„Gut,“ sagte Miramon, „dann kann sich noch Alles glücklich gestalten, denn mit den Burtschen da draußen werden wir fertig. Wohin gehen Sie jetzt?“

„Um meine Vorbereitungen zu treffen und den alten Vidaurri ein wenig anzutreiben. — Wir müssen jedenfalls in der Nacht aufbrechen, damit ich nicht die ganze feindliche Armee auf den Hals bekomme.

* * *

Wenige Tage vergingen — Marquez war aus Queretaro mit etwa 1100 Mann und seinem wie Vidaurri's Stab ausgebrochen, und Deserteure, von denen fast jeden Tag Einzelne zu den Kaiserlichen überkamen, berichteten auch, daß er glücklich durchgeschlüpft sei. Hatte sich der Feind aber, der sogar vermuthete daß der Kaiser mit entkommen sei — über die Zahl der ausgerückten Truppen getäuscht, oder glaubte er vielleicht Queretaro jezt mit einem Handstreich nehmen zu können, wo die liberale Armee sogar noch ansehnliche Verstärkung durch Riva Palacio und zwei andere Bandenchefs erhalten, aber sie singen an sich da draußen zu rühren. Am zweiten Tag fand ein allgemeiner und für mexicanische Verhältnisse ungemein stürmischer Angriff auf Queretaro statt, der freilich von dem kleinen Häuflein der Belagerten mit außerordentlicher Tapferkeit und so energisch zurückgeschlagen wurde, daß die weiß gekleideten Soldaten da draußen die dunkeln Hänge aller Orten mit ihren Leibern deckten. Escobedo mußte seine stürmenden Massen zurückziehen und ließ Tausende von Todten und Verwundeten auf dem Plan.

Prinz Salm, Mendez, Miramon, Mejia, sie Alle hatten wie die Löwen gefochten, und wirk-

liche Begeisterung herrschte in dem kleinen Heer. Jetzt noch die deutschen Regimenter herbei, und Escobedo konnte, trotz seiner sechsfachen Ueberzahl, an seine eigene Sicherheit denken.

In Queretaro bereitete sich indessen ein ganz eigener Act vor, nämlich die Ordensverleihung, die in solchen Fällen, so kindisch sie auch manchmal sein mag, ihre Weihe erhält.

Die Generale Miramon, Mejia, Castillo, Arrellano, Menbez und Balbez — und als besondere Auszeichnung für bewiesene Tapferkeit auch Obrist Prinz Salm in der ersten Reihe, erhielten die bröncene Medaille für Tapferkeit — die auf der einen Seite das Brustbild des Kaisers, auf der andern in einem Lorbeerkranz die Inschrift: *Al merito militar* (dem militärischen Verdienst) trug, und welche der Kaiser einem Jeden selber an die Brust steckte; ebenso die übrigen Officiere, die bei der Action theilhaftig gewesen waren. Unterofficiere und Gemeine erhielten die goldene und silberne Medaille, wie sie sich ausgezeichnet hatten.

Mit der bröncenen Medaille war der Kaiser am geizigsten, und sie wurde an einem rothen Bande, das Brustbild nach außen, getragen.

Als sich der Kaiser nach Vertheilung der Or-

den entfernen wollte, ging General Miramon auf Obrist Bradillo, der die Orden trug, zu, nahm eine bronceene Medaille, trat damit vor den Kaiser, und indem er sie demselben an die Brust steckte, sagte er folgende Worte:

„Eure Majestät haben Ihre Officiere und Mannschaften decorirt, als ein Zeichen der Anerkennung für Tapferkeit, Treue und Ergebenheit. Dem Tapfersten von Allen, welcher uns stets in allen Gefahren und Entbehrungen zur Seite stand, und uns mit dem erhabensten, glänzendsten Beispiele stets vorangegangen ist, nehme ich mir hiermit im Namen Eurer Majestät Heeres die Freiheit, dieses Zeichen der Tapferkeit und der Ehre zu verleihen, welches Sie mehr als jeder Andere verdienen.“

Der Kaiser war sehr überrascht und gerührt von dem sinnreichen und schönen Acte, umarmte den General Miramon, nahm die Medaille an und trug sie seitdem als seine erste und vornehmste Decoration, allein gegen die Vorschrift, nicht das Portrait, sondern die Seite mit der Aufschrift nach außen.*)

*) Prinz Salm's „Queretaro“, in welchem umfassenden Buche der Prinz auch eine so detaillierte, wie fesselnde Erzählung der einzelnen Kämpfe giebt.

Der Eindruck, den diese kleine, aber wirklich erhebende Feier auf das Militär nicht allein, sondern auf die ganze Stadt machte, war unbeschreiblich, Maximilian hatte sich ja schon durch sein schlichtes, freundliches Wesen die Herzen Aller gewonnen, und überall jubelte man ihm jetzt entgegen, wo er sich nur zeigte. Das Militär brauchte viel, und den Einwohnern von Queretaro wurden schwere Opfer auferlegt, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse der Soldaten herbeizuschaffen, aber Niemand weigerte sich zu geben was in seinen Kräften stand; geschah es doch für den Kaiser, und ging er als Sieger aus diesem Kampfe hervor, so wußten sie auch, daß sie mit Vertrauen einer ruhigen und glücklichen Zeit für ihr Land entgegensehen konnten.

Während der Belagerung.

Jubel und Festgelage, Illumination, Feuerwerk, Bälle und indianische Aufzüge in der Hauptstadt.

General Marquez — jetzt vom Kaiser zum lugarteniente (Stellvertreter) in Mexico ernannt (er verheimlichte den wirklichen Auftrag, in dem er gekommen war), brachte die besten Nachrichten aus Queretaro. Sie wären in allen Gefechten siegreich gewesen, und die liberalen Truppen so demoralisirt, daß sie nach jeder Schlacht mehr Ueberläufer bekamen, als sie Tödt und Verwundete verloren hatten. Die Armee vergrößerte sich dadurch fortwährend und der Kaiser gedachte in nächster Zeit einen Hauptschlag gegen den Feind zu führen, der der Belagerung dort ein schleuniges Ende machen würde.

Marquez selber aber, anstatt seine vom Kaiser befohlenen Aufträge auszuführen, rüstete sich, um gegen den Puebla bedrohenden Porfeirio Diaz auszuziehen, und freudig folgten ihm dahin jetzt die deutschen Regimenter. In sofern nur kam er dem Auftrag Maximilian's nach, daß er den vollkommen untüchtigen, ja auch verrätherischen Vares absetzte und Vibaurre die Stellung eines Ministerpräsidenten und Finanzministers übertrug. Ibarran wurde zum Minister des Innern bestimmt.

Wie das jetzt in der Stadt lebte und schwirrte — Marquez brauchte freilich viel Geld zu seinen nächsten Operationen, aber die Reichen gaben es willig, denn sie erhofften nun bald eine bessere, glückliche Zeit, und selbst daß er die vom Kaiser streng abgeschaffte Yeva wieder einführte, und aufgriff was er an militärfähiger Mannschaft aufgreifen konnte, wurde von den Conservativen vollkommen gebilligt. Sie selber waren ja nicht von der Maßregel betroffen, und zu einem letzten entscheidenden Schlag mußte auch Jeder sein Scherflein beitragen, sei es in Geld, sei es mit der eigenen Haut.

Die Geistlichkeit war indessen in Mexico selber übermüthiger denn je geworden, und mit

Marquez zur Hilfe, der sich ganz der Merikanischen Partei angeschlossen hatte, regierte sie fast allein, beherrschte wenigstens die Familien vollständig.

Marquez selber konnte natürlich nicht die *leyes de reforma* wieder aufheben, denn er besaß kein weiteres Terrain als die Hauptstadt selber, aber er ließ die Pfaffen wenigstens nach Herzenslust wirthschaften. In keinem Hause, das früher der Geistlichkeit gehört hatte, wurden mehr die Sacramente gereicht oder irgend eine heilige Handlung verrichtet, ja Labastida ging sogar so weit, alle Bewohner desselben, bis zur Dienerschaft hinab, zu excommuniciren. — Eine Procession folgte dabei der andern durch die Straßen; die Glocken wurden fast den ganzen Tag geläutet und riefen ununterbrochen zum Gebet, und die Priester selber traten mit einem Stolz und Hochmuth auf, der unerträglich zu werden drohte.

Das Alles schwand aber in dem einen Gefühl baldigen Sieges, und mit einer wirklich fabelhaften Zuversicht gaben sich die Bewohner von Mexico in einer Zeit diesem Glauben hin, wo die kaiserlichen Truppen überhaupt nur noch drei oder vier größere Städte im ganzen Land besetzt hielten, und aller Orten und Enden, selbst

in der Hauptstadt, von Tag zu Tag enger eingeschlossen wurden. Aber die Hoffnung verläßt uns ja nie, und um so lieber und leichter vertraute man den endlich einmal günstigen Berichten des eingetroffenen Generals, da so lange Zeit verfloßen war, in der nur ungünstige Berichte die Hauptstadt in steter, fast ununterbrochener Aufregung gehalten. Außerdem sprachen auch eine Masse Einzelheiten dafür, daß er die Wahrheit rede, denn hätte der Kaiser schon so viel Truppen in Queretaro entbehren können, wenn er sich nicht stark genug fühlte, dem Feind die Spitze zu bieten.

Mit Jubel sah man auch die treffliche Armee — Marquez, den man als einen tüchtigen General kannte, an der Spitze, dem Feind entgegen ziehen. Es waren zwei Infanteriebrigaden in der Stärke von 2000 Mann, und unter ihnen das 18. Regiment, befehligt vom Obristleutenant Hammerstein, mit fast nur Oesterreichern und Belgiern, wie einem kleinen Theile mexicanischer Soldaten. Die Cavallerie bestand aus der Brigade Quiroga, einer ausgezeichneten Truppe, dem wackern Rheinhütter Husarenregiment, der vom Obrist Widenburg befehligten Genodarmerie und einem Regiment berittener

Cazabores, dabei mit 18 Geschützen — und wie lehrte sie zurück.

Am 30. März war Marquez mit dem zuverlässigsten Heer, das je in Mexico vereint gestanden, aus der Hauptstadt ausgerückt, und am 11. April, Nachts 10 Uhr, lehrte er auf abgehegten Thieren, wenige Officiere zur Begleitung, ein Flüchtling, in die Stadt zurück — eilte in sein Hauptquartier, schloß sich in sein Zimmer ein und verkehrte mit Niemandem mehr. Allerdings wurden seine Officiere, ein paar Mexicaner, mit Fragen bestürmt, was aus dem ganzen Heere geworden, das sie mitgenommen, aber sie konnten keine andere Auskunft geben, als daß es vernichtet sei. — War es doch die einzige Entschuldigung, die sie für sich hatten, denn ließ es sich denken, daß sie selber nur in feiger Flucht entkommen seien und ihre Kameraden, die ganze ihnen anvertraute Truppe im Stiche gelassen haben sollten?

Und trotzdem war es so. Schon am nächsten Tag zogen die wackeren deutschen Truppen in geordnetem Zug, als ob sie von einem Manöver kämen, in die Hauptstadt ein. Sie waren halb verhungert, ja und zum Tode ermattet, ihre Reihen auch gelichtet, aber trotzdem schwenkten die Husaren,

ehe sie ihre Kaserne aussuchten, nach der Plaza ihres Kaisers ein, und als sie in Sicht kamen, donnerte ein lautes Viva el emperador von ihren Lippen.

Und wilde Gerüchte zogen dabei durch die Stadt: Porfeirio Diaz sei im Anzuge — ja schon vor den Thoren. Die Läden wurden geschlossen, die Frauen flüchteten in die Häuser, und es brauchte Stunden lang, bis man sich überzeuete, daß die Gefahr wohl drohe, aber keineswegs so nahe sei, um sie unmittelbar zu gefährden. — Weiter aber verlangten die Bewohner auch Nichts, um sich ganz wieder ihrem gewöhnlichen Zuwarten hinzugeben — und doch hatten sie in der Gefahr geschwebt. Wäre General Diaz nämlich scharf nachgerückt, so fiel die Hauptstadt Mexico jedenfalls in seine Hände, denn die mexicanischen Truppen zeigten sich in dieser Zeit vollständig demoralisirt. Porfeirio Diaz war aber selber durch die Tapferkeit der deutschen Truppen geschädigt worden und brauchte geraume Zeit, um nur seine Todten zu beerdigen und seine Verwundeten unterzubringen. Dann aber zog er langsam gegen die Hauptstadt vor — Puebla war gefallen, und er konnte nun

seine sämmtlichen Truppen dazu verwenden, Mexico selber zu belagern.

In Rodriguez' Hause, der in diesem Augenblick, und besonders seit der letzten Schwenkung Maximilian's zu Gunsten der Conservativen, wieder einmal fest am Kaiserthum hielt, hatte sich indessen Manches verändert, und besonders war durch den gezwungenerweise lange ausgebehten Besuch seines Schwagers San Blas viel Leben und Bewegung in das Haus gekommen. Mexicanische Gastfreundschaft kennt aber keine Grenzen, und so oft San Blas auch ganz ernstlich gewillt war, mit seiner Familie in eins der jetzt ziemlich verlassenen Hôtels zu ziehen, so oft erklärte Rodriguez, daß San Blas sich von dem Augenblick an nicht weiter als sein Verwandter geriren solle, denn er würde jede Verbindung mit ihm abbrechen.

Platz genug hatte er im Haus, um noch eine solche Familie aufzunehmen, zu leben gab es auch noch genug, obgleich die Lebensmittel seit der Belagerung schon bedeutend im Preis gestiegen und im Allgemeinen oft schwer zu beschaffen waren, was also konnte ihn veranlassen, in ein Hôtel zu ziehen? Gar nichts, und wie hätten sich die Familien in Mexico nachher darüber auf-

gehalten. Es wäre unerhört gewesen, und er durfte ihm das gar nicht anthun.

San Blas wußte dabei, daß er selber unter ähnlichen Verhältnissen auch genau so gehandelt haben würde und weigerte sich denn auch nicht länger, seines Schwagers Gastfreundschaft anzunehmen, der noch außerdem erklärte, daß er Ricarda auf keinen Fall hergeben könne — San Blas möge machen, was er wolle, aber das Mädchen bleibe unter jeder Bedingung im Haus.

San Blas hatte in Mexico selber einen alten Freund aus früheren Zeiten gefunden, oder vielmehr einen jüngeren, denn er zählte mindestens fünfzehn Jahre weniger als er — den General O'Horan, früheren Praefecten von Tlalpam, jetzigen der Hauptstadt, der sich in letzter Zeit besonders dadurch ausgezeichnet, daß er eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers entdeckte und in energischer, fast zu grausamer Weise dagegen einschritt.

Es gingen allerdings verschiedene Gerüchte um, nach denen die ganze Verschwörung bezweifelt und O'Horan bezichtigt wurde, daß er eine Anzahl von Leuten habe in aller Geschwindigkeit hängen lassen, weil er von ihnen Ausfagen be-

fürchtete, die ihn selber compromittiren konnten. Wer aber hatte in dieser Zeit der Parteilaischaften keine Feinde, und da ihm gar nichts bewiesen werden konnte (die Leute waren alle todt), so schwieg auch das Gerücht, da sich außerdem noch O'Horan der Sache des Kaiserreichs treu ergeben zeigte und als ein entschieden ausgesprochener Feind der Liberalen austrat.

General O'Horan war, was man einen schönen Mexicaner nennt — ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem intelligenten Gesicht und scharfen; fast zu unruhigen dunkeln Augen, dabei lebendig und ein vortrefflicher Gesellschafter, ohne besondere Bildung wohl, aber mit einer natürlichen Art von Mutterwitz begabt; selbst Rodriguez fühlte sich wohl in seiner Gesellschaft oder sah ihn doch wenigstens gern in seinem Hause, in dem er bald, wenn auch nicht ein täglicher, doch jedenfalls sehr häufiger Gast wurde.

Seine Vergangenheit konnte man allerdings nicht ganz rein nennen; es wurde ihm Manches zur Last gelegt, und mit besonderer Unbefangenheit hatte er schon verschiedene Male, je nach Befinden, die Parteien gewechselt, ja sollte früher sogar ein leidenschaftlicher Liberaler gewesen sein. Aber lieber Gott — wie wenig Menschen in

Mexico hatten überhaupt eine „reine“ Vergangenheit, und die Parteien zu wechseln, konnte in einem Lande nicht als Verbrechen gelten, wo das besonders unter den Generalen überhaupt zu den Alltäglichkeiten gehörte.

O'Horan bekleidete übrigens jetzt eine angesehene und bevorzugte Stellung in Mexico, galt sehr viel bei Marquez und schien sich — wie blieb ziemlich gleichgiltig, was ja in Europa ebenso der Fall ist — ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben. Er lebte wenigstens auf vornehmerm Fuß, hielt sich ein paar prachtvolle Reispferde und galt überall in der Hauptstadt für einen „Caballero“.

Uebrigens konnte es in Rodriguez' Hause nicht lange ein Geheimniß bleiben, daß seine Besuche nicht allein dem befreundeten San Blas, sondern vorzugsweise dessen Tochter Ricarda galten, gegen die er sich äußerst liebenswürdig zeigte, ohne sich selber freilich einer besondern Auszeichnung rühmen zu können.

San Blas hatte es jedenfalls eben so gut bemerkt, schien aber diese halbe Bewerbung nicht ungern zu sehen. Er mochte den General gern leiden und — hoffte durch ihn eine Ableitung für eine in Ricarda's Herzen aufglühende

Leidenschaft — vielleicht jetzt nur noch ein Interesse, das sie, wie ihm nicht entgangen war, an dem jungen belgischen Officier gewonnen. Die Fremden hatten ihm aber in Mazatlan sein Haus zerschossen und seine besten Pferde aus dem Stall geholt — er konnte ihnen das nicht vergessen, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß van Leuwen vollkommen unschuldig dabei gewesen, ja nicht einmal Franzose war, so — sprach er doch französisch und war auf einem französischen Schiff in ihr Land gekommen — sah auch wie ein Franzose aus und — er behielt nun einmal ein Vorurtheil gegen ihn.

Uebrigens hatten sie sehr lange Nichts von van Leuwen gehört, und San Blas gab sich schon der stillen Hoffnung hin, daß er — ebenso wie tausend Andere seiner Landsleute, wie überhaupt der Fremden, einfach verschollen wäre. Man erinnerte sich wohl noch seiner dann und wann, aber er wurde doch nicht weiter gesehen und mochte vielleicht in irgend einer wilden Bergschlucht im Lande drinnen. Die unruhige Zeit in der Hauptstadt nahm auch in diesen Tagen die Aufmerksamkeit fast Aller viel zu sehr in Anspruch, und nur Ricarda allein hatte vielleicht des Verlorenen gedacht.

Ein junger Officier, den linken Arm in der Binde, den Kopf mit einem Tuch umwunden, und dabei bleich und erschöpft, stieg mühsam die Treppe in Rodriguez' Haus hinauf und bat den Diener, ihn bei dem Hausherrn zu melden. Ehe dieser aber im Stande war den Auftrag auszuführen, öffnete sich eine Seitenthür und Ricarda, bleich und erregt, trat heraus und eilte auf ihn zu.

„Señor,“ rief sie aus — „um der heiligen Jungfrau willen, was ist Ihnen geschehen? — Sie sehen todtensbleich aus.“

Das war allerdings in dem Moment der Fall gewesen, als er die Treppe erstiegen hatte, jetzt freilich färbten sich seine Wangen wieder ein wenig, als er das junge Mädchen erkannte und ihr mit einem glücklichen Lächeln die Hand entgegenreichte.

„Nichts als ein wenig Blutverlust, Señorita,“ sagte er dabei. — „Sie haben uns draußen tüchtig zusammengehauen und ich — scheine wirklich Unglück in der militärischen Carrière zu haben. Während Hunderte meiner Kameraden aus dem wildesten Melée keine Schramme mit nach Hause gebracht, bin ich selber fünf verschiedene Male verwundet worden, und kann noch

Gott danken, daß ich die Kraft behielt, im Sattel zu bleiben."

"Dieser unglückselige Krieg — aber wollen Sie nicht eintreten? — Ruhe thut Ihnen Noth. — Wir hatten schon gehört, daß Sie verwundet wären."

"Wenn Sie mich nur noch einen Augenblick entschuldigen — mein Bein ist durch das Treppensteigen ein wenig steif geworden."

"Ich führe Sie" — sagte Ricarda herzlich, indem sie seinen Arm ergriff — „stützen Sie sich nur fest auf mich — ich lasse nicht nach — kommen Sie."

Van Leuwen wollte sich sträuben, aber es half ihm Nichts — es ging auch schon viel besser. Die Wunden waren glücklicherweise sämmtlich nicht gefährlich gewesen, und seine gesunde Natur überwand das Alles.

"Caramba, Don Guillelmo," rief ihm aber Rodriguez entgegen, als er ihn in der Thür mit seiner Begleiterin erblickte. — „Sie sind ja über und über eingebunden. Alle Wetter! Ihnen haben sie böß mitgespielt."

"Ja, Señor," nickte der junge Officier — „ich sagte es auch schon zur Señorita — ich habe Unglück im Feld, und wenn ich diesmal noch

gesund aus Mexico hinauskomme — was bis jetzt freilich den Anschein nicht so hat, so hänge ich den Soldatenrock und Säbel an den Nagel. Meine Haut ist jetzt schon ziemlich wie ein Sieb.“

Im Zimmer befanden sich noch San Blas, der den jungen Officier ziemlich kühl grüßte, und General O'Horan, der Präfect von Mexico.

„Ich weiß nicht, ob sich die Herren kennen — Capitano van 'tewen und General O'Horan — der Präfect dieser guten Stadt und ein intimer Freund unseres Hauses — bitte, nehmen Sie aber Platz, Capitän — Sie sehen wirklich angegriffen aus.“

„Sie hätten noch nicht ausgehen sollen, lieber Capitän,“ sagte auch Señora Rodriguez, die ihn freundlich grüßte und ihm einen Stuhl hinschob, „daß Ihnen auch das Ihr Arzt erlaubt hat!“

„Ich bin vollkommen wohl, Señora,“ lächelte der junge Officier — „nur zu Fuß will das Bein nicht recht mit fort, und könnte ich die benachbarten Schwefelquellen besuchen, so wäre ich in acht Tagen wieder vollständig hergestellt, aber die Liberalen scheinen die Cur nicht für nöthig zu halten, denn sie lassen Niemanden hinaus — die Stadt ist ja eng eingeschlossen.“

„Und halb ausgehungert dazu,“ setzte Ricarda hinzu.

„Run,“ sagte van Leuwen bitter — „wenn wir noch ein paar solche Züge mit General Marquez an der Spitze unternehmen, so werden Sie wenigstens uns Soldaten los, denn der General hat eine ausgezeichnete Geschicklichkeit entwickelt, eine Armee zu ruiniren.“

„General Marquez ist ein ausgezeichneter Feldherr,“ erwiderte D'Horan, dem nicht entgangen war daß Ricarda's Blicke länger auf der Gestalt des jungen Officiers verweilten, als ihm angenehm sein mochte — mit einiger Schärfe.

„Das mag sein,“ nickte van Leuwen düster vor sich hin, „ausgezeichnet hat er wenigstens manöverirt, um die fremden Truppen aufzureißen. — Er ist entweder ein Schuft oder eine Meeme.“

„Señor,“ rief der Präfect, von seinem Stuhle emporfahrend, „wie können Sie es wagen, in solcher Art von dem Höchst-Commandirenden, dem Lugarteniente des Kaisers, zu reden?“

„Das ist die allgemeine Stimme über ihn in allen deutschen Regimentern,“ sagte van Leuwen gleichgiltig, „und bannte uns nicht unser dem Kaiser gegebenes Wort nach Mexico, die Stadt

zu halten, wir marschirten heute noch mit klingendem Spiele hinaus und ließen Ihren Lustgarteniente sehen, wie er allein fertig würde."

"Das ist Rebellion!"

"Nennen Sie's, wie Sie wollen," sagte van Leuwen verächtlich — „es war Verrath, wie uns Marquez behandelt hat."

"Er mußte in die Stadt zurück, um diese gegen den Feind zu behaupten."

"Und war allerdings in großer Eile das zu bewerkstelligen," lachte van Leuwen. — „Außerdem aber," setzte er finster hinzu, „geht ein Gerücht in der Stadt, daß er noch ein anderes faules Spiel treibe, denn General Arellano aus Queretaro ist vor einiger Zeit in diesen Mauern gesehen worden und seit der Zeit verschwunden. Was für Nachrichten hat er gebracht? — kein Mensch erfährt es, und ich fürchte fast, unser General spielt ein gefährliches Spiel mit seiner eigenen Armee."

"Es ist unerhört," rief O'Horan empört aus, „daß ein unterer Officier solche furchtbare Anschuldigungen gegen seinen Vorgesetzten in die Welt streuen darf. Herr! wissen Sie, daß Sie Kerkerstrafe für dieses Vergehen verdient haben?"

„Herr Präfect,“ sagte van Leuwen verächtlich, „ich bin jetzt nicht im Dienst, und wir Deutschen haben nun einmal unsere eigene und sehr bestimmte Meinung über diesen Herrn General gefaßt, den seine Landsleute selber nicht anders nennen, als den Schlächter von Tacubaya.“

„Señores,“ sagte O'Horan jetzt ernstlich aufstehend, „Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich solchen Neben gegenüber es nicht mit meiner Pflicht vereinbaren kann, länger in dieser Gesellschaft zu bleiben! Möglich auch, daß Sie Beide mir später einmal die Verleumdungen dieses jungen unüberlegten Mannes bezeugen müssen. Auf dem Statthalter Seiner Majestät darf kein solcher Makel haften, und herrscht wirklich ein solcher rebellischer Geist in dem ganzen Fremden-corps, so ist es die höchste Zeit, daß dagegen energisch eingeschritten wird.“

„Aber bester O'Horan,“ rief Rodriguez, „Sie dürfen, was junges, hitziges Blut sagt und vorsprudelt, nicht so ernst auffassen. Die Leute sind in dem letzten Treffen arg mitgenommen, und haben sich wirklich brav gehalten.“

„Sie haben nur ihre Pflicht gethan,“ sagte O'Horan giftig.

„Und das ist mehr, als der Zugarteniente von sich sagen kann,“ bemerkte van Leuwen trocken.

„Genug und übergenug — hasta luego, Señores — Señoritas; ich lege mich Ihnen zu Füßen,“ und damit verließ er hastig und zum äußersten gereizt den Saal.

Rodriguez schüttelte, als er die Thür hinter sich in's Schloß gedrückt, den Kopf. Er sah Ricarda's angstvollen Blick auf van Leuwen geheftet und sagte:

„Mein lieber van Leuwen, ich fürchte, Sie haben sich einen hier in der Stadt sehr einflußreichen und mächtigen Mann höchst unnöthigerweise zum Feind gemacht, und sich selber bei der Sache in Gefahr gebracht. D'Horan geht jedenfalls direct zu Marquez, und dieser — ist zu Allem fähig.“

„Nur dazu nicht, mit unseren Regimentern anzubinden,“ sagte van Leuwen trozig; „die Erbitterung gegen ihn ist furchtbar, und nur die Liebe zu unserem Kaiser und das ihm gegebene Wort hat uns bis jetzt abgehalten, direct trotz allen Befehlen dieses Schlägters von Tacubaya hinauf nach Queretaro zu marschiren und selber zu sehen, wie es dorten steht.“

„Sie erwähnten vorher,“ sagte San Blas, der indessen kein einziges Wort gesprochen, wohl aber O'Horan wie van Leuwen scharf beobachtet hatte, „des Generals Arellano. Wer will ihn gesehen haben?“

„Mexicanische Officiere, Señor, die ihn genau kennen. — Er ist bemerkt worden, wie er Abends spät in den Convent Santiago trat; selbst die wachhabenden Soldaten, die früher unter ihm gedient, haben ihn erkannt, aber von dem Augenblick an blieb er spurlos verschwunden und wir fürchten jetzt mit Recht, daß er böse Nachrichten oder doch Befehle gebracht, die uns selbst betreffen, ohne daß sich General Marquez bemüßigt sähe sie bekannt zu machen.“

„Aber was könnte er dabei haben?“

„Quien sabe,“ — aber glauben Sie mir, Señor, wir haben volle Ursache, den Mexicanern, wenn es auch Ihre Landsleute sind, nicht mehr zu trauen, denn wir wissen gut genug, daß sie uns hassen und jetzt nur noch unsere Zahl und Macht fürchten. Nicht ungegründet ist der Verdacht, daß uns Marquez absichtlich im Stich gelassen. Wer weiß denn, welchem von seinen Plänen wir im Wege stehen, und was diesen Freund von ihm, den Präfecten von Mexico

betrifft, so circuliren über ihn ebenfalls absonderliche Gerüchte."

"Welcher Art?" frug San Blas rasch.

"Zuerst wird bestimmt behauptet, daß jene ganze Verschwörung in Tlalpam damals, wobei es auf eine Ermordung des Kaisers sollte abgesehen sein, gar nicht existirt hat. Zwölf Personen sind allerdings auf O'Horan's Befehl aufgehängt worden —"

"Aber lieber Freund, das ist ein altes Märchen."

"Aber der Dreizehnte nicht," fuhr van Neumen fort, „der ebenfalls um die Sache wußte und nach dessen Aussage jetzt O'Horan selber der Bierzehnte gewesen sein sollte. Es handelte sich auch gar nicht um die Ermordung, sondern nur um die Gefangennehmung des Kaisers, die aber verrathen wurde, und damit seine Vertrauten ihn nicht — was sie jedenfalls gethan hätten, verriethen, ließ er sie einfach hängen."

"Und wer ist dieser Dreizehnte?"

"Ein junger Liberaler, der glücklich zu Juarez entkommen ist und gegen Gefangene selber die Aussage gemacht hat. Kommen die Liberalen je nach Mexico herein, so ist O'Horan der Erste,

der erschossen wird, darauf können Sie sich verlassen."

"Weil er treu am Kaiser gehangen?"

"Nein, weil er zwölf Liberale gehangen, die ihm gefährlich zu werden drohten."

"Und der Rache eines solchen Mannes haben Sie sich ausgesetzt?" sagte Ricarda besorgt.

"Haben Sie keine Angst, Señorita," lächelte aber van Deuwen, „gerade solche Burschen sind feig, und er wird es nicht wagen, irgend Etwas gegen Einen von uns Fremden zu unternehmen — selbst Marquez nicht."

"Marquez ist zu Allem fähig," sagte Rodriguez, „er brandschatzt jetzt die Stadt, und uns sind hier wenigstens bedeutende Contributionen auferlegt, aber ebenso den Fremden — alle Läden der Groß- und Kleinhändler stehen ja geschlossen, und kein Mensch ist mehr seines Eigenthums sicher."

Ein dumpfes Murmeln und Geschrei tönte von der Straße herauf, und als Ricarda an ein Fenster eilte, sah sie eine Menschenmenge, die sich schräg gegenüber gegen ein Haus warf, die Läden aufbrach und die Thür einschlug. Es war das der Laden eines der Franzosen, der Lebensmittel und Getränke, besonders Delicatessen,

feinere Weine und Liqueure hieß, und wenige Minuten später stürmte schon die Masse in das Haus hinein, und kam bald mit Beute beladen wieder heraus. — Es war der Beginn einer Reihe solcher Verzweigungsacte, deren sich das halb ausgehungerte Volk, die Leperos und ähnliches Gefindel mit voller Lust und vom Präfecten unbelästigt hingaben.

Van Leuwen war ebenfalls an das Fenster zu Ricarda getreten. — „Da fängt es an,“ sagte er, „und wir werden Mühe haben einen Aufruhr zu dämpfen. Das Volk verlangt schon seit gestern die Uebergabe der Stadt an Porfeirio Diaz, aber Marquez weigert sich auf das bestimmteste und darf sich darin auch auf uns Fremde verlassen.“

„Sie wollen wieder fort?“

„Ich muß. — Ich will in meine Kaserne gehen. Man kann nicht wissen, was für Befehle gegeben werden.“

„Aber Sie können doch keinen Dienst thun?“

„Wenn es sein muß, gewiß — zu Pferd, und mit dem rechten Arm gesund, geht es vorzüglich — der linke ist nicht so weit verletzt, daß ich nicht mit der linken Hand die Zügel halten könnte.“

„Sie werden sich tödten,“ hauchte Ricarda.
 „Und würden Sie um mich trauern, Señorita?“

Ricarda antwortete ihm nicht, aber ihr Blick traf ihn, und mit freudig blizenden Augen rief er aus: — „Jetzt ist Alles gut, Ricarda, und recht von Herzen danke ich Ihnen dafür!“

„Für was, Señor?“ sagte San Blas, der hinübergetreten war und seiner Tochter Arm ergriff.

„Für ein freundliches Wort, Señor,“ sagte der junge Mann bewegt, „und glauben Sie mir, sie sind uns spärlich genug in der letzten Zeit zugetheilt worden. Für wen vergießen wir unser Blut? Für unsern Kaiser, dessen ganzes und einziges Streben es ist, Mexico glücklich zu machen, und wie wird ihm, wird uns dafür gedankt? Nur mißtrauisch betrachtet man überall die Fremden, als ob wir gerade als Eroberer in das Land gekommen wären. Glauben Sie mir — wenn wir Mexico einmal wieder verlassen, werden nur Wenige an das Land mit Liebe und Dankbarkeit zurückdenken.“ —

Ueber das Pflaster der Straße klapperten die scharfen Hufschläge einer Reiterpatrouille — es waren Rhevenhüller-Husaren, die im scharfen

Trab die Calle San Francisco herabklamen und im Nu den Böbelhaufen zusammentrieben. Der ganze in Angriff genommene Laden war freilich schon so ziemlich ausgeraubt, aber sie verhüteten doch weitere Excesse, und ließen dann einen Theil ihrer Patrouille dort zurück, während der Rest weiter ritt, um die benachbarten Straßen abzufegen.

Van Perven hatte sich der Familie empfohlen und stieg langsam die Treppe hinunter. — Sein, durch einen Streifschuß verwundetes Bein hinderte ihn besonders auf der Treppe. Die Straße lag wie verödet, denn die Leperos hatten sich vor der drohenden Soldatentruppe schon nach anderen Stadttheilen zurückgezogen. Weit war er aber noch nicht auf seinem Weg zur Kaserne gegangen, als er den Präfecten D'Horan bemerkte, der mit vier Mann zur Begleitung ihm entgegenkam und ihn rasch, schon an der Uniform und dem in der Binde getragenen Arm erkennen mußte. Quer über die Straße schritt er auch direct auf ihn zu, und ihn mit einem triumphirend lächelnden Blick betrachtend, sagte er:

„Señor Capitano — Sie werden sich wohl noch der Worte erinnern, die Sie vor kaum einer halben Stunde äußerten — Sie sind mein Gefangener.“

„In wessen Namen?“ rief van Leuwen heftig aus, und seine rechte Hand fuhr rasch und zornig nach dem Korb seines Säbels — im Nu fielen ihm aber die Häscher in den Arm und der Präfect rief höhniſch:

„Wenn es Sie zu wissen interessirt, Señor — im Namen des Kaisers.“

„Das ist eine niederträchtige, infame Lüge!“ schrie der Officier, indem er gewaltsam seinen rechten Arm — wenn auch vergebens, frei zu bekommen suchte — „Schuft, verdammter, dafür sollst Du mir büßen!“

Aber sein Sträuben half ihm Nichts, die Burschen hatten den überdies wundenschwachen Mann zu fest und sicher gepackt, und wenn sich auch die wenigen Menschen, die sich auf der Straße befanden, wunderten, was die Polizei mit einem Officier der deutschen Husaren zu thun haben könne, so dachte doch Niemand daran, sich hinein zu mischen. Es war nun einmal eine wilde, tolle Zeit in der Stadt, Auf-
ruhr an allen Ecken und Enden, und wohin man den Blick wandte, Verrath oder Mißtrauen — wer wußte denn, oder kümmerte sich auch nur darum, was der da verbrochen hatte und was man von ihm wollte.

Da klapperten hinter ihnen die Hufe einer herankommenden Husarenpatrouille, und General O'Horan, gerade mit keinem besonders guten Gewissen und den Husaren auch nicht recht traugend, wollte mit seinem Gefangenen rasch in das nächste Haus treten — aber die Hausthür war verschlossen. Er pochte heftig an, doch Niemand öffnete ihm — die Leute wollten mit den Vorgängen auf der Straße Nichts zu thun haben, und dachten gar nicht daran, sie zu sich herein und in das Innere des Hauses zu lassen.

Die Husaren waren indessen auch schon zu nahe in einem scharfen Trabe herangekommen, denn sie hatten die rothe Uniform eines der Ihrigen erkannt, den sie zu ihrem Erstaunen in den Händen der Civilbehörde sahen. Ueber die Gewaltthätigkeit der Handlung ließ ihnen aber der Gefangene selber schon keinen Zweifel. Ihm war die herantrabende Patrouille ebenfalls nicht entgangen, und wie er sie nur in Rufes Nähe wußte, schrie er ihnen auch schon sein: „Zu Hilfe, Kameraden!“ entgegen.

Rittmeister Schindler von den Rhevenhüllern commandirte den kleinen Zug, war aber, sein Pferd schon scharf im Zügel und den blanken Säbel überdies in der Faust, mit wenigen Sätzen

bei der Gruppe, die den jungen Officier noch immer gefaßt hielt, und frug hier mit seinem sehr gebrochenen Spanisch, was das bedeuten sollte.

„Schindler,“ rief ihm van Leuwen in deutscher Sprache zu, „thun Sie mir einmal den Gefallen und hauen Sie dem Schust, dem Präfecten, eins mit der flachen Klinge um die Ohren, das verstehen die Canaillen am allerschnellsten.“ Schindler aber, der den Präfecten ebenfalls erkannte, war doch zu vorsichtig, um den bescheidenen Wunsch gleich so ohne Weiteres zu erfüllen. — O'Horan selber antwortete auch sofort:

„Der Herr hier ist mein Gefangener, im Namen des General Marquez, des Stellvertreters des Kaisers. Er hat verrätherische Reden geführt.“

„Caracho!“ rief der Rittmeister, der die spanische Sprache besser verstand, als er sich darin auszudrücken wußte — „weiter Nichts, und da werft Ihr Euch zu Hünfen auf einen verwundeten Officier? Laßt ihn los, Carachos, oder ich haue Euch mit der Plempe über die Schädel, daß Euch die Haare vom Kopf herunterfliegen.“

„Señor!“ rief O'Horan fast außer sich vor Wuth. „Ich bin Präfect in Mexico, und wenn

Sie sich unterstehen, in meine Rechte einzugreifen. . ."

Van Leuwen indessen hatte kaum seinen rechten Arm frei bekommen, als er auch den Säbel aus der Scheide riß.

„Hund von einem feigen nichtswürdigen Mexicaner,“ schrie er den erschrocken zurückweichenden Präfecten an, „öffne den verrätherischen Mund noch zu einem einzigen Worte, und ich stoße Dir den Säbelloch in die Zähne — fort oder beim Himmel ich vergesse, daß Du an den Galgen gehörst, und gebe Dir einen ehrlichen Soldatentod.“

„Wenn Ihr was von uns wollt,“ sagte aber auch der Rittmeister finster, „so meldet Euch beim Grafen Rhevenhüller und beklagt Euch bei dem. Das wäre noch schöner, wenn wir uns auch noch sollten von der Polizei in den Straßen abfangen lassen. Wir müssen so schon Eure Dienste thun. — Geht und treibt Euer eigenes Gefindel auseinander, da habt Ihr genug Arbeit. — Herr van Leuwen, nehmen Sie ein Pferd von Einem meiner Leute. — Sie sind noch so schwach auf den Beinen.“

O'Horan, der dem jungen hitzköpfigen Belgier nicht recht traute, war ein paar Schritte zurückgetreten. Jetzt rief er dem Rittmeister zu:

„Sie haben mir über diese Mißhandlung der öffentlichen Gewalt Rechenschaft zu geben!“

Die Officiere kümmerten sich aber gar nicht um ihn, die Husaren lachten und der kleine Zug verfolgte jetzt langsam seinen Weg nach der Kaserne zu. Von einzelnen Balconen aus aber, auf welche hier und da Damen herausgetreten waren, winkten sie den Husaren, die sich erst wieder vor ganz kurzer Zeit so besonders ausgezeichnet hatten, mit ihren Tüchern zu, und Rittmeister Schindler dankte auf das huldvollste mit seinem Säbel.

Die nächsten Tage verliefen, außer einigen Brodkrawallen, zu denen das arme Volk durch Hunger getrieben wurde, und bei welchem sich hier und da die Polizei selber betheiligte, ziemlich ruhig. Einzelne Gebäude wurden erbrochen, sogar das große Theater, von dem es hieß daß Maisvorräthe darin aufgestapelt seien, obgleich man freilich nur sehr wenig fand.

Aber mehr noch fast als leibliche Noth, die jetzt unter allen Schichten der Bevölkerung fühlbar wurde, quälte die Einwohner von Mexico die Ungewißheit über Alles, was außerhalb vorging und nur in dumpfen, beunruhigenden Gerüchten nach innen seine Bahn fand. — Woher die Nachrichten kamen, man wußte es nicht —

es war, als ob sie in der Luft lägen; aber bald flüsterte man sich von Mund zu Mund zu — Queretaro sei genommen und der Kaiser gefangen. — Andere wieder hatten „von irgend wem“ gehört, daß Santa Anna in Vera-Cruz gelandet sei und dann ein neuer Bürgerkrieg vor der Thür stand.

Andere Gerüchte durchliefen aber auch wieder die Stadt, die gerade das Gegentheil behaupteten. Nach diesen sollte der Kaiser Escobedo's Armee vollständig geschlagen haben und im Anrücken auf die Hauptstadt sein — woher sie kamen? — wer wußte es, wer kümmerte sich darum — man glaubt ja so gern, was man wünscht.

Wieder hieß es: das von den Liberalen genommene Puebla habe sich für das Kaiserreich erklärt und die Besatzung vertrieben; dann: die Hälfte des Belagerungsheeres sei abgegangen, um den von Osten und Norden anrückenden Feind zu bekämpfen und sich mit den geschlagenen Truppen zu vereinigen, kurz, es war ein Gewirre von unverfolgbaren Gerüchten, von denen sich bis jetzt noch keins auf irgend eine thatsächliche Weise bestätigte, daß es die Bewohner der eingeschlossenen Hauptstadt fast zur Verzweiflung trieb.

Dabei wurde Mexico aber immer schärfer beschossen und enger eingeschlossen, und fast zu jeder Stunde am Tag flogen die Kugeln in die Stadt hinein und verwundeten und tödteten Einzelne — aber man hatte sich so daran gewöhnt, daß man die Gefahr zuletzt fast gar nicht mehr achtete und viel begieriger geworden war, Neues draußen und aus erster Hand zu hören, als seine Glieder sicher hinter festen Mauern zu wissen.

Die Alameda, der eigentliche Spaziergang der Mexicaner, war allerdings in den ersten Tagen der Belagerung, besonders da auch dort einige Kugeln einschlugen, völlig verödet gelassen und kein Mensch wagte sich dort hinaus — jetzt schwärmte es wieder in den Abendstunden von Besuchern, und selbst Damen scheuten sich nicht, oft unter schwirrenden Kugeln hin, unter den schattigen Bäumen derselben ihre Promenade zu machen, um da und dort Bekannte zu treffen, die ihnen doch vielleicht etwas Bestimmtes mittheilen konnten.

Dahinein brachte der „Diario del Imperio“ eine Nachricht, die Allen wieder neuen Muth gab: „Glaubwürdige Personen,“ hieß es, „welche von Maravatio abgingen, versichern, daß am 13.

Escobedo einen allgemeinen und heftigen Sturm auf Queretaro unternommen, von den Kaiserlichen aber total zurückgeschlagen worden sei und 400 Mann verloren habe. Escobedo's Truppen seien nicht mehr zum Stehen zu bringen gewesen und desertirten in Masse."

Man glaubte es die ersten Stunden und zweifelte dann wieder daran.

Darnach erschien ein kaiserliches Handbillet in demselben officiellen Blatte, welches ankündigte, daß sich Seine Majestät schon auf dem Wege nach Mexico befinde, der große Train aber, wie die den Colonnen massenhaft angeschlossenen Familien von Queretaro die Ankunft verzögerten.

Es war kaum möglich, an diesem Gerücht zu zweifeln, aber trotzdem stiegen wieder Zweifel auf, denn Kaufleute aus Mexico, welche directe Briefe erhielten, berichteten an Obrist Kobolich, daß Queretaro am 15. Mai bestimmt gefallen und der Kaiser ein Gefangener der Liberalen sei — aber es waren nur Geschäftsbriefe, auf die sie sich beriefen — keine bestimmte Ordre, kein Befehl vom Kaiser selber, die Waffen niederzulegen, und die wackeren Oesterreicher konnten auf solche, wenn auch fast zu glaubhafte Berichte die Stadt nicht übergeben. Noch war eine Möglichkeit

vorhanden, daß auch die Kaufleute getäuscht seien, wenn auch die schlimme Nachricht mehr und mehr Glauben in der Hauptstadt fand.

Da plötzlich läuteten eines Tages alle Glocken — Kanonendonner erschallte, so daß die Liberalen draußen glaubten, es sei in der Stadt eine Revolution ausgebrochen, und zu stürmen versuchten. Aber sie wurden in entschiedener Weise zurückgewiesen, denn Jubel herrschte in der ganzen Armee — und weshalb?

General Arellano hatte sich — wie es hieß, der Armee des Kaisers vorausgeschlichen und war verkleidet in die Stadt gekommen. Er brachte die günstigsten Nachrichten. Queretaro mußten die Kaiserlichen allerdings aus Mangel an Lebensmitteln räumen. Escobedo aber sei vollständig geschlagen und siegreich zog das kaiserliche Heer seiner Hauptstadt wieder zu.

An dem Abend war große Illumination in der Stadt und ein prachtvolles Feuerwerk sandte die flammenden Raketen dem sternenhellen Himmel zu. Die Belagerungstruppen draußen vor den Wällen zerbrachen sich den Kopf, was da drinnen so Glückliches passirt sein könne, ja hörten sogar mit der Beschießung der Stadt auf, um erst einmal Näheres zu erfahren.

Marquez ritt von seinem Stab begleitet durch die Stadt, und sein sonngebräuntes finsternes Gesicht, das jetzt noch eine häßliche Schußnarbe entstellte, da er sich erst kürzlich den früher getragenen Vollbart abrasirt, strahlte vor Vergnügen.

Die Mexicaner sind leicht erregt. Obgleich die Leute fast Nichts mehr zu essen hatten, wurden doch überall gleich Bälle und Festivitäten arrangirt. Die Indianer hielten Aufzüge in den Straßen, und man gab sich dem vollen Jubel eines baldigen Sieges hin.

Der Verrath.

Hatte die Garnison wie die Bewohner der Hauptstadt Mexico mit dringender Noth und einiger Ungewißheit zu kämpfen, so war Beides nicht minder in dem eng eingeschlossenen Queretaro der Fall. In Mexico erwartete man stündlich die Ankunft des Kaisers — hier dagegen die des General Marquez, und wie die Regierung dort falsche aber ungünstige Nachrichten verbreiten ließ, um die Soldaten nicht zu entmuthigen und das Volk zu beruhigen, so war das Nämliche auch hier der Fall.

Der Kaiser selber, wie die oberen Generale zweifelten jetzt, nachdem Marquez schon über sechs Wochen ausgeblieben, nicht mehr an seinem, wie an Vidaurri's Verrath, aber trotzdem hielten

sie es geheim, und nicht einmal seinem Leibarzt Doctor Basch theilte der Kaiser seine Ueberzeugung mit, sondern suchte auch ihn guten Muthes zu erhalten.

Bis dahin hatte sich nun der Kaiser noch immer auf das entschiedenste geweigert Quetzaro aufzugeben, trotzdem daß ihm selber der größte Theil seiner Generale zuredete sich nach der benachbarten Sierra Gorda durchzuschlagen, wo General Mejia besonders von den Indianern verehrt wurde. Maximilian nannte den Platz selber zuweilen eine „Mausefalle“, hielt es aber einestheils nicht mit seiner militärischen Ehre vereinbar, da er das schwere Geschütz in Feindes Hand lassen mußte, und zeigte sich auch um das Schicksal der Stadt selber besorgt, die so treu und aufopfernd zu ihm gehalten. Aber jetzt drängte ihn doch Alles zu einem entscheidenden Schritt, und er fing selber an verbittert gegen ein Volk zu werden, das ihm nur all' seine Treue mit Verrath und Undank lohnte.

Wie hatte Laredo und sein Ministerium Wort und Handschlag gegeben, ihn treu und aufrichtig zu unterstützen und ihm nach besten Kräften zu dienen, und was hatten sie gethan? Die Truppen, die er nachgesandt verlangte, schickten sie

nicht ab, wahrscheinlich weil sie wußten, daß sie sich in der Hauptstadt besser und sicherer auf diese fremden Soldaten verlassen konnten, als auf ihre eigenen. — Marquez dann, der Gelinde, und selbst Bidaurri, den er vor allen Andern treu gehalten — wie hatten sie ihm gelohnt — nur dadurch, daß sie ihn vollständig im Stiche ließen, um ihre eigenen — vielleicht verrätherischen, jedenfalls selbstsüchtigen Pläne zu verfolgen. — Und durfte er selbst hier in der Festung Allen trauen? Die Generale waren stets uneinig untereinander, besonders Mendez und Miramon, und oft kamen ihm Andeutungen zu, daß Der oder Jener es nicht ehrlich mit ihm meine.

Gegen Miramon besonders hatte er ja noch immer selber von früher her einen, wenn auch durch nichts Directes begründeten, doch auch nicht ganz grundlosen Verdacht, und nur das stets offene Benehmen des „jungen Generals“, wie er ihn im Gespräch mit Andern gewöhnlich nannte, zerstreute immer wieder jedes Mißtrauen, dem er dann und wann doch vielleicht Raum geben wollte. Zu einem vollen Gefühl der Sicherheit kam er indessen nie, und trotzdem konnten die gerade, von denen er sich vollständig überzeugt halten durfte, daß sie es wirklich treu und

ehelich mit ihm meinten, wie Doctor Basch, Obrist Prinz Salm und sein waderer indianischer General Mejia, nie einen wirklichen Einfluß bei ihm gewinnen. Sie durften sich im Gegentheil fest davon überzeugt halten, daß, wer nach ihnen zum Kaiser kam und eine bessere Ueberredungsgabe besaß, auch sicher ihre Rathschläge wieder in den Schatten stellte, oder ganz über den Haufen warf.

Wie lange schon hatten ihm diese gerathen, die unglückselige Festung, die wohl ein wichtiger Punkt für das ganze Reich war, zu einer Zeit aber, wo das Reich schon eigentlich gar nicht mehr dem Kaiser gehörte und er sich nur noch im Besiz weniger Städte befand, im Stich zu lassen — Er wollte nicht hören, bis er jetzt endlich doch fühlte, daß er hier Nichts in der Gottes Welt that und thun konnte, als sich selber am Leben zu halten und die Seinigen in nutzlosen Scharmügeln nach und nach zwar langsam, aber sicher aufzureiben. Jetzt endlich entschloß er sich dem immer heftigeren Drängen des alten Mejia und des Prinzen Salm nachzugeben.

In einem Kriegsrath wurde festgestellt, den Feind am nächsten Morgen an zwei bestimmten Punkten anzugreifen und zu beschäftigen und wo möglich dabei zurückzuschlagen. Dann, sobald

man ihn in Verwirrung gebracht, sollte das ganze Heer, nur mit Zurücklassung der schweren Geschützstücke, aufbrechen und direct in die benachbarte Sierra Gorda eindringen, die Mejia's Heimath bildete, und wo er von den dort hausenden zahlreichen Indianerbanden allgeliebt und verehrt war.

Der Ausfall fand statt, und zwar mit so unerwartet günstigem Erfolg, daß die ganze Belagerungs-Armee in Verwirrung gerieth. Castillo und Miramon leiteten den Angriff. Major Pittner mit den Cazadores nahm gleich im ersten Anlauf die erste feindliche Linie und die dortige Batterie — und rollte mit Miramon zur Unterstützung die ganze feindliche Linie auf. Die Liberalen suchten ihr Heil in wilder Flucht, 15 Geschütze, 7 Fahnen und 547 Gefangene mit 21 Officieren fielen den Kaiserlichen in die Hände; dazu Massen von Munition, Waffen, Gepäck und Proviant.

Auch Castillo drang siegreich vor und nahm 6 Geschütze, und die Niederlage des Feindes schien vollkommen.

Anstatt aber nun diesen unerwartet günstig ausgefallenen Schlag zu benutzen und den schon in den kleinsten Theilen vorbereiteten Plan zum

Durchbrechen der feindlichen — jetzt völlig aufgelösten Linien auszuführen, zeigte der Kaiser auf's Neue Lust seine Stellung zu behaupten, denn er konnte das ihm unangenehme Gefühl nicht abschütteln, gewissermaßen vor dem Feind zu fliehen.

„Wahrhaftig, Mejia,“ sagte er zu dem alten treuen Indianer, der ihn drängte den Moment zu benützen, „mir will es nicht in den Kopf, vor einem Maulthiertreiber das Hasenpanier zu ergreifen, und Escobedo ist ja doch nichts weiter.“

„Majestät,“ sagte Mejia in seiner trockenen und berben Weise, „haben sich schon mehrfach in ähnlicher Art geäußert, aber doch wohl nur den europäischen Begriff von Maulthiertreibern mit herübergebracht. Hier in Mexico und in all' den südlichen Ländern ist ein richtiger Arriero stets ein sehr geachteter Mann, und man kann nur die tüchtigsten Leute dazu gebrauchen. Dabei haben sie genaue Terrainkenntniß, das Wichtigste in Mexico für einen General, und daß es Escobedo auch nicht an Muth fehlt, hat er uns schon ein paar Mal bewiesen. Wir sitzen außerdem hier eingekesselt, während er da draußen fortwährend neue Buzüge bekommen kann und das

ganze Land zur Verfügung hält. Der Platz wird hier zu warm für uns — doch wozu das Alles noch einmal wiederholen, was schon über und über besprochen und berathen wurde. Nur dessen können Sie versichert sein, ein günstigerer Moment, um den Kopf hier ehrenvoll aus der Schlinge zu ziehen, kommt nicht wieder.“

„Aber mein guter Mejia,“ sagte der Kaiser, „es hat sich ja doch heute deutlich gezeigt, daß uns der Feind, wenn wir nicht bleiben wollen, gar nicht halten kann. Er verfügt über größere Truppenmassen, ja, aber sie sind vertheilt, und wo wir jetzt mit ihm zusammentrafen, haben wir ihn doch vor uns her gejagt.“

Mejia zuckte einfach mit den Achseln. Er war kein großer Redner, und wozu noch einmal wiederholen, was er schon Alles gesagt hatte.

Vergebens bemühte sich auch jetzt Prinz Salm den Kaiser zu überreden, ohne weiteres Zögern den Zug in die Sierra Gorda anzutreten. Der siegesgewisse Miramon, der selber keinen Moment an dem Erfolg zweifelte, wo sie heute einen so glänzenden Sieg errungen, bestärkte den Kaiser nur in seinem Vertrauen und überredete ihn leicht, seinen Abmarsch noch zu verzögern — glaubte er doch selber, daß er das mit

diesen wackeren Truppen zu jeder Stunde, und wann er es für gut finden sollte, ermöglichen würde.

Dadurch versäumte man die Zeit. — Der Sieg sollte verfolgt und noch ein neuer Angriff unternommen werden, aber dem Feinde waren lange Stunden gelassen, um von Escobedo's Hauptquartier mächtige Verstärkungen herbei zu ziehen, und Miramon's neue Angriffs-Colonnen wurden jetzt zurückgeworfen.

Der Kaiser war selber an der Spitze seines Heeres — er wollte nicht weichen — in einem wahren Kugelregen feuerte er selber die Truppen an — umsonst — sie waren nicht zu halten, und der Letzte von den Seinigen, nur von dem Prinzen Salm und Miramon begleitet, ritt er im Schritt in die Stadt zurück.

Allerdings glaubte der Feind jetzt vielleicht den günstigen Moment erfaßt zu haben, um die Stadt gleich selber mit zu nehmen, mußte seinen Uebermuth aber schwer büßen. Er wurde mit furchtbaren Verlusten zurückgeworfen und besetzte nun wieder die Höhen, welche die Kaiserlichen heute Morgen erst genommen.

Diesem Hauptausfall folgten noch einige kleinere, meist mit Erfolg gekrönte, aber die Zi-

tuation blieb deshalb dieselbe — nur mehr Verwundete bekam man, nur enger schloß der Feind, der immer mehr Zugang erhielt, die Stadt ein.

Der Kaiser war in dieser Zeit sehr niedergedrückt — die Stadt wurde unaufhörlich beschossen, und Granaten plagten überall in den Straßen. Er achtete es nicht — es war oft als ob er den Tod förmlich suchte, so wanderte er ruhig und stundenlang an den gefährdetsten Stellen umher, aber er war wie gefeit, und wenn um ihn in unmittelbarer Nähe selbst Granaten plagten, berührte ihn doch nie auch nur ein Splitter.

Dieser Zustand wurde aber auf die Länge der Zeit unerträglich — die Lebensmittel hatten in der Stadt in einem Grade abgenommen, der das Schlimmste befürchten ließ. Man beschloß endlich in einem wieder gehaltenen Kriegsrath in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai mit dem ganzen Rest der kleinen Armee durchzubrechen und die Sierra zu gewinnen.

Diesmal aber war es Mejia — der um einen Aufschub, und zwar nur von 24 Stunden bat. Man beabsichtigte während des Abzuges eine Anzahl von Indianern zu bewaffnen, die indeß die Mäule besetzten und den Feind glauben machen

sollten, daß das eigentliche Heer noch in Queretaro stehe. — Mejia wünschte noch mehr Gewehre herbeizuschaffen — es kam ja nicht auf 24 Stunden an.

An dem nämlichen Abend ließ sich Obrist Lopez bei dem Kaiser, bei dem sich gerade Prinz Salm befand, melden und bat um nur wenige Minuten Gehör.

Der Kaiser hatte den Obristen gern — Lopez besaß, bei einer hübschen persönlichen Erscheinung, etwas Gewinnendes und selbst Elegantes in seinem ganzen Wesen, das nicht ohne Einfluß auf Maximilian geblieben war. Wußte er doch auch dabei, daß gerade Lopez ihm vor allen Andern in vielen Stücken zu großem Dank verpflichtet war, und hielt sich von seiner Treue desto fester überzeugt.

Der Kaiser hatte ein kleines Wachtelhündchen, das er gewöhnlich Baby nannte, und das mit großer Treue an ihm hing.

Es war auch mit allen Menschen freundlich und biß nie, konnte aber sonderbarerweise gerade Lopez nicht leiden und knurrte jedesmal, sobald er in seine Nähe kam. Heute, wie er nur die Stube betrat, und ehe der Obrist ein Wort sagen konnte, fuhr Baby wüthend von sei-

nem Lager auf und gegen den Officier an, und bestellte und schien so außer sich, daß es der Kaiser kaum beruhigen konnte.

„Aber was Tausend, Baby — was hast Du nur heute,“ sagte Maximilian, indem er es selber aufnahm und leicht klopfte — „was fällt Dir denn ein? Nehren Sie sich nicht daran, Lopez — wer weiß denn, was dem kleinen ungezogenen Ding durch den Kopf gefahren ist — was führt Sie zu mir?“

„Eine Bitte, Majestät!“ sagte der Obrist, der sichtlich durch den Zorn des kleinen Thieres in Verlegenheit gerathen war, „ich wollte Majestät ersuchen, daß Obristlieutenant Jablonsky von der Cavallerie mit seinen Leuten eine Linie der Cruz am Pantheon besetzen dürfe. Die Infanterie ist überdies so enorm mit Wachen überladen, und die Cavallerie im Gegentheil geschoont worden, daß man ihr wohl eine Erleichterung gönnen kann.“

„Gern, gern,“ sagte der Kaiser freundlich — „ich bin Ihnen sogar dankbar dafür, lieber Obrist. Sonst steht Alles gut? Keine Neuigkeiten?“

Des Obristen Augen bligten für einen Moment auf — aber es war auch in der That

nur ein Moment, und mit ruhiger Stimme erwiederte er:

„Nicht, daß ich wüßte, Majestät — das Neueste, was wir haben, sind die Granaten, die uns der Feind so freigebig in die Stadt schüttet.“

Der Kaiser winkte wehmüthig lächelnd mit der Hand. „Wir werden ihm die Mühe bald ersparen, lieber Obrist — also richten Sie es so ein, wie Sie es für gut finden. — Daß mir die Leute aber wachsam sind!“

„Majestät können sich fest auf sie verlassen.“

„Merkwürdig,“ sagte der Kaiser zu Prinz Salm, als Lopez das Zimmer verlassen hatte, „daß mein kleiner Baby den Obristen nicht leiden mag. Wenn ich abergläubisch wäre, würde ich das Gefühl theilen.“

„Es ist sonderbar,“ sagte der Prinz, „aber Hunde haben manchmal einen richtigen Instinct. Uebrigens halte ich den Obristen selber für ehrlich. Wenn er es nicht wäre, Majestät, welchem Mexicaner sollten Sie nachher noch trauen?“

Der Kaiser seufzte, aber er erwiederte nichts weiter, und als auch Doctor Vaseh das Zimmer betrat, nahm das Gespräch bald eine andere Wendung.

Obrist Lopez indessen ging in die Stadt hinab, aber in düsterem unheilvollen Sinnen. Die Arme verschränkt, den Kopf gesenkt, das fast glühende Auge auf den Boden geheftet, schritt er in sein Grübeln vergraben vorwärts und achtete nicht auf das, was um ihn her vorging.

„Hallo, Lopez — so in Gedanken?“ — rief ihn da plötzlich eine Stimme an — Obrist Guzmann, der dicht an ihm vorüberging, ohne daß er ihn bemerkt hätte — „ist Etwas vorgefallen?“

„Vorgefallen?“ sagte Lopez, rasch und fast erschreckt den Kopf hehend — „nein — nicht, daß ich wüßte — wenigstens nicht hier im Lager.“

„Sie kennen die Nachrichten von Europa, die heute eingetroffen sind?“

„Von der Kaiserin?“ rief Obrist Lopez heftig, und seine ganze Gestalt bebte — „wohl kenne ich sie — aber ihr ist wohl. Sie hatte keine Freude und kein Glück im Leben — mag sie Frieden im Tode finden — aber wer brachte die Nachricht?“

„Ein Deserteur — Escobedo soll eine De-
resche erhalten haben.“

„Arme Frau,“ sagte Lopez düster — „sie

opferte sich für Mexico, während dieser Schattenkaiser sich zu einem Bandenführer herabwürdigte.“

„Lopez?“ rief Obrist Guzmán erschreckt — „was fällt Euch ein — hat der Kaiser nicht wie ein tapferer Soldat sein Recht vertheidigt?“

„Ja,“ sagte Lopez, dem die Worte vielleicht nur in der Uebereilung entschlüpft waren — „das hat er allerdings — er ist tapfer.“

„Und theilt alle Entbehrungen seines Heeres willig?“

„Auch das thut er —“

„Und ist ein besserer Mexicaner als Juárez und Ortega zusammen.“

„Möglich,“ sagte Lopez finster — „aber er war ein schlechter Gatte —“

„Ein schlechter Gatte? Was fällt Euch ein? Die Kaiserin hing mit unendlicher Liebe an ihm.“

„Aber er war kalt und unfreundlich gegen sie.“

„Thorheit — wer hat Euch das Märchen aufgebunden? Außer sich war er, als er von ihrer Krankheit hörte, und man verheimlicht ihm ja auch deshalb nur ihren jetzt erfolgten Tod.“

„Ich weiß es,“ sagte Lopez düster — „es — es mag sein, daß ich mich irre. Seine Umgebung sprach nur davon.“

„Seine Hausdiener? — eine schöne Bande, die er sich da mitgebracht hat. Sie stehlen wie die Raben. Als ich in Cuernavaca einmal bei ihm war, hatte er nicht einmal Butter in der Hofhaltung, und als er in das Dorf schickte, wollten sie ihm ohne Geld keine schicken. Sein Verwalter, ober was der Kerl war, hatte wochenlang die Butter gekauft, nicht bezahlt und dann für baar Geld wieder verkauft, also doppelt gestohlen, und die kaiserliche Hofhaltung bekam Nichts. Das sind auch die Halunken, die, wenn das Kaiserthum einmal zusammenbricht, mit gefüllten Geldbeuteln und Koffern nach Hause zurückkehren und dann noch womöglich eine Pension für die „treuen Dienste“ verlangen, die sie geleistet. — Hol' sie der Teufel!“

Lopez erwiederte Nichts darauf; er war still und in sich gekehrt, und als er bald darauf Jablonsky begegnete, nahm er dessen Arm und schritt mit ihm die Straße hinab.

• • •

Der Ausfall war auf die nächste Nacht verschoben worden, aber schon in dieser sollte Alles gerüstet bleiben, und der Kaiser hatte sogar befohlen, daß die Leib-Gescorte und die Husaren

ihre Thiere gesattelt ließen. Sie konnten sich nachher über Tag ausruhen und reichlich Futter bekommen.

Die Vorbereitungen waren vollständig getroffen, Alles reise- und marschfertig, und das kleine Gepäck lag schon bereit, um im letzten Moment auf Pferden und Maulthieren mitgenommen zu werden.

Doctor Basch war noch spät beim Kaiser.

„Ich bin sehr erfreut,“ sagte er ihm, „daß es endlich einmal zum Schluß kommt. Ich habe auch die beste Hoffnung. Theilweise baue ich auch auf mein stetes gutes Glück, das mich bis jetzt noch nicht verlassen hat, und — halten Sie es für ein Vorurtheil oder nicht — aber morgen ist der Namenstag meiner Mutter, und ich glaube, der wird mir Glück bringen.“

Eilf Uhr Nachts war es, als Lopez, völlig angekleidet, in seinem kleinen Gemach mit raschen, hastigen Schritten auf und ab ging — sein Säbel wie seine Revolver lagen auf dem Tisch und neben ihnen ein Geldgurt mit Silber gefüllt, das er aus der Reisefasse des Kaisers bekommen hatte, um es für diesen zu sichern.

Da klopfte es leise an die Thür, und auf sein heftiges entra öffnete Jablonsky dieselbe.

„Caracho!“ sagte dieser leise, indem er sich scheu im Zimmer umsah — „was ist nun im Wind? — der Kaiser schickt und verlangt nach Euch.“

Lopez wurde tobtенbleich — endlich stammelte er: „Zu dieser Stunde der Nacht?“

„Seine Majestät haben oft wunderliche Ideen,“ sagte der Bursche, „aber diesmal begreife ich selber nicht was es sein kann. Der Teufel wird doch nicht etwa sein Spiel gehabt haben?“

„Wer ist draußen?“

„Mein eigener Schwager Pedro, der heute bei ihm die Wache hat, aber er befehl^{et}, auch nichts weiter zu wissen, als daß ihn ~~der Kaiser~~ ^{der Kaiser} abgeschickt habe, Euch zu rufen.“

Lopez blieb secundenlang, den Blick auf den Gefährten geheftet, im Zimmer stehen — endlich sagte er mit finsterner Entschlossenheit in den strengen Zügen, indem er seinen Degen umschnallte und seine Revolver in seine Uniform hineinschob:

„Was kommen soll, kommt doch — vielleicht nur etwas früher — ich gehe.“

„Und wenn sie Euch zurückbehalten — was wird nachher?“

„Unfinn — es ist nicht möglich, daß sie auch

nur eine Ahnung haben — aber führe mein Pferd unten an die Thür und halte es dort bereit.“

„Und ich bleibe dann in der Falle sitzen.“

„Du kannst das Deinige auch mitbringen. Vorwärts — wir dürfen ihn nicht lange warten lassen. Er ist außerdem immer mißtrauisch —“

„Und hat doch so wenig Grund dazu,“ lachte Jablonsky — „aber *vamonos compañero*. In einer Viertelstunde wissen wir woran wir sind — was wird mit dem Gelde da?“

Lopez zögerte — Einen Moment war es, als ob er es dem Freunde übergeben wollte, aber ob er a^u diesem nicht traute, er schnallte es selber u. und rasch schritt er dann hinaus, um dem Befehl des Kaisers nachzukommen. — Seine Befürchtungen aber, welche er auch gehabt haben mochte, zerstreuten sofort die freundlichen Worte, mit denen ihn sein kaiserlicher Herr begrüßte.

„Ich konnte mir doch denken, lieber Lopez,“ sagte er, „daß Sie noch nicht schliefen, und — wollte Ihnen gern noch eine kleine Freude bereiten, denn morgen in dem Wirrwarr werden wir an Anderes zu denken haben. Hier,“ fügte er hinzu, indem er von seinem Tisch eine der

Bronce-Tapferkeitsmedaillen nahm und sie dem bestürzt vor ihm stehenden Officier an die Brust heftete — „nehmen Sie dies Ehrenzeichen, das ich Ihnen schon längere Zeit zugebracht. — Eigentlich hat sie jeder Einzelne meiner wackeren Soldaten verdient, aber ich kann ja nicht Alle decoriren.“

„Majestät sind so gnädig,“ stammelte Lopez auf's tiefste beschämt.

„Aber eine Bitte habe ich dafür an Sie, und ich verlasse mich fest darauf, daß Sie dieselbe erfüllen — eine ernste Bitte, Lopez!“

„Bedarf es da noch einer Versicherung, Majestät?“

„Gut,“ sagte der Kaiser, als er vor ihm stand, ihm die rechte Hand auf die Schulter legte und ihm still in's Auge sah. — „So hören Sie, Lopez. Ich — möchte den Feinden nicht gern lebendig in die Hände fallen — versprechen Sie mir, daß, wenn ich beim Durchbrechen durch die Armee vielleicht verwundet würde und in Gefahr wäre gefangen zu werden — Sie — mit einer mitleidigen Kugel mein Leben enden wollen — nur nicht Gefangener werden — versprechen Sie mir das!“

„Majestät,“ rief Lopez jetzt wirklich bestürzt

— „aber was könnte Ihnen, selbst als Gefangener, geschehen?“

„Nur nicht gefangen, Lopez!“ rief Maximilian in unverkennbarer Aufregung — „nur nicht gefangen. Geben Sie mir Ihr Wort als Ehrenmann, daß Sie mich lieber tödten wollen.“*)

Lopez zögerte noch immer, in die dargereichte Hand einzuschlagen.

„Und wenn ich Sie nun darum bitte,“ sagte der Kaiser, „ich hätte ja noch andere Freunde, aber ich fürchte wohl mit Recht, daß sie Vorurtheil oder Weichherzigkeit davon abhielte. Schlagen Sie ein, Lopez.“

„Gut denn, Majestät,“ sagte der Obrist, indem er seine Hand in die des Kaisers legte, mit entschlossener Stimme, und sein Auge bligte dabei in unheimlicher Gluth. — „Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Verlassen Sie sich auf mich.“

„Ich danke Ihnen — ich wußte es,“ nickte der Kaiser befriedigt, indem er die Hand zurückzog — „und nun, mein lieber Lopez, legen Sie sich noch ein paar Stunden schlafen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie mich sehr

*) Nach des Kaisers eigener Aussage.

beruhigt haben. Ich gehe Allem, was jetzt kommen mag, mit fester Zuversicht entgegen.“

Der Kaiser schritt noch lange in seinem Zimmer auf und ab. In seinem Vorzimmer hatte von zehn Uhr Abends an ein Mexicaner, aber ein treuer Bursche, der an dem Kaiser von ganzem Herzen hing, die Wache. Um ein Uhr hatte sich Maximilian niedergelegt, aber um halb drei Uhr schon mußte Pedro den Doctor Basch wecken, da er einen heftigen Kolikanfall bekommen, der sich aber nach etwa einer Stunde gab.

Es mochte halb fünf sein, als die Thür leise geöffnet wurde, und Pedro, der sich dahin wandte, erkannte zu seinem Erstaunen seinen Schwager Jablonsky, der mit leisem Schritt in das Zimmer schlich.

„Schläft der Kaiser?“ frag er flüsternd.

„Ja,“ nickte Pedro — „was willst Du, Antonio?“

Jablonsky sah sich scheu um. „Dem Kaiser eine Mittheilung machen,“ flüsterte er zurück.

„Jetzt?“ sagte Pedro kopfschüttelnd — „der Kaiser ist eben erst eingeschlafen — er war krank. Du kannst jetzt nicht zu ihm — komm morgen wieder.“

„Ich kann nicht — es ist wichtig,“ sagte aber

der Obristleutnant, und seine dunkeln Augen bligten dabei im Zimmer umher, ohne denen Pedro's zu begegnen — „nur wenige Worte sind es — dann — mag er schlafen.“

„Höre, mein Bursche,“ sagte der ältere Mexicaner, der ihn indeß aufmerkſam und auch mißtrauiſch betrachtet hatte — „was haſt Du denn eigentlich? — Du kommſt mir ſo ſonderbar vor!“

„Ich? — Nichts — was ſoll ich haben — aber laß mich hinein, Pedro,“ flüſterte er ihm zu — „es ſoll Dein Schaden nicht ſein — ich muß den Kaiſer ſprechen, der Feind iſt in der Stadt und doch Alles verloren.“

„Der Feind!“ rief Pedro entſetzt.

„Pſt — nicht ſo laut — wir dürfen ihn nicht erſchrecken,“ meinte Jablonsky, „ich komme gleich zurück.“

„Halt, Compañero,“ ſagte da Pedro, indem er ſeinen Arm ergriff — „iſt der Feind wirklich in der Stadt, ſo muß der Kaiſer allerdings geweckt werden und Du magſt ihm Deine Nachricht bringen, aber“ — ſetzte er drohend hinzu, indem er einen Revolver von dem nächſten Tiſche nahm, „hüte Dich, amigo — mit Dir iſt nicht Alles richtig!“

„Aber Pedro!“ rief Jablonsky beſtürzt —

„Sei vernünftig — es ist doch Alles vorbei — Du sollst —“

„Wird dem Kaiser da drinnen ein Haar gekrümmt — und die Thür bleibt offen — so schieße ich Dich über den Haufen wie einen tollen Hund.“

„Aber Pedro, bist Du wahnsinnig?“ flüsterte Jablonsky zurück.

„Vollkommen bei Verstand, amigo,“ nickte der Bursche — „geh und mache Deine Meldung rasch, aber hier an der Thür halte ich Wache — lebendig verläßt Du das Zimmer nicht wieder, wenn Du böse Absichten hast, und sagst Du noch ein Wort, so rufe ich die Wache — vorwärts, wenn Du einen Auftrag hast.“

Jablonsky biß die Zähne zusammen, aber er kannte den starrköpfigen Burschen gut genug — zögerte er, so wurde dessen Mißtrauen überhaupt nur noch gerechtfertigter, und mit einem halblaut gemurmelten Caracho betrat er das Schlafzimmer des Kaisers. Wohl warf er noch einmal den Blick zurück, aber in der Thür stand Pedro, mit dem Revolver in der Hand, und den Arm des Schlafenden jetzt ergreifend und schüttelnd, rief er mit lauter Stimme:

„Majestät — stehen Sie auf! Der Feind ist in der Cruz!“

„Der Feind?“ rief der Kaiser, der halb angekleidet auf seinem Bette lag, indem er rasch emporfuhr — „in der Cruz?“

„Wir sind verrathen — fort, so schnell Sie können — ich will die Uebrigen alarmiren“ — und hinaus stürzte er, indeß Pedro selber über die furchtbare Nachricht entsezt stand — und doch herrschte eine durch Nichts unterbrochene Stille in dem weiten Gebäude.

Unmittelbar nachher wurden Doctor Basch und dann Prinz Salm, aber diese durch den Obristen Popez alarmirt, der verstoßt zu ihnen in das Zimmer drang und sie beschwor, den Kaiser zu retten, — und ringsumher diese fabelhafte Ruhe — kein Posten auf seinem Platze, der Markt selbst war menschenleer und öde, und kein Soldat zu sehen.

Prinz Salm und Doctor Basch eilten zum Kaiser — sie fanden ihn schon vollkommen angekleidet, den Säbel umgeschnallt, in jeder Hand einen Revolver, aber so ruhig, als ob es einen Spaziergang gelte.

„Salm, wir sind verrathen!“ rief er dem Prinzen zu — „lassen Sie Husaren und Leib-Escorte ausrücken. — Wir wollen nach dem Cerro

und sehen, wie wir die Sache in Ordnung bringen. Ich werde gleich folgen."

Der Prinz erfüllte die Aufträge — als er zurück eilte, traf er den Kaiser, aber schon traten ihm feindliche Soldaten entgegen, die Maximilian aufhalten wollten. Obrist Don José Rincon Galardo commandirte die Truppe. Er erkannte auch jedenfalls im Augenblick den Kaiser, wandte sich aber an seine Soldaten und sagte: „Que pasen — son paysanos“ (können passiren, sind Landsleute (Freunde)).

Die Soldaten traten zur Seite — der Kaiser mit seiner Begleitung schritt vorüber, und als der Prinz den Kaiser fragend ansah, sagte dieser lächelnd:

„Sehen Sie, es schadet niemals, wenn man Gutes thut. Man findet zwar unter Zwanzigen neunzehn Undankbare, aber doch hier und da einen Dankbaren. Das hat sich soeben bewährt. Die Mutter des feindlichen Officiers, der uns passiren ließ, war sehr häufig bei der Kaiserin, die ihr viele Wohlthaten erwiesen hat. — Thun Sie Gutes, Salm, wenn immer Sie können."*)

Der Kaiser zog sich jetzt mit seinen Beglei-

*) Prinz Salm's „Querétaro“.

tern nach dem Cerro de las Campanas hinüber, ohne daß er von feindlichen Truppen aufgehalten worden wäre — als Lopez, beritten und bewaffnet, hinter ihm hergesprengt kam und in ihn drang, sich in das Haus des Banquiers Rubio zu flüchten; allein der Kaiser, der noch immer keine Ahnung von dem schändlichen Verrath dieses Buben hatte — sagte entschlossen: „Nein — ich verstecke mich nicht!“ — ja er wollte nicht einmal seinen ihm wahrscheinlich von Lopez gebrachten Schecken besteigen, weil seine Begleiter dann hätten gehen müssen.

Auf dem Cerro de las Campanas stellte sich der kleine Trupp endlich, um den sich ein Bruchtheil der Armee gesammelt hatte — waren doch die mexicanischen Truppen, nach Art dieser Kriegsführung, schon fast sämmtlich zu den Feinden übergegangen. Was sollten sie sich für eine verlorene Sache todt-schießen lassen, und militärisches Ehrgefühl war ein Wort, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten.

Indessen hatte General Miramon versucht, Truppen zu sammeln und Widerstand zu leisten, um eine der Straßenecken bog aber feindliche Cavallerie, und der Officier, seinen Revolver auf den General abdrückend, verwundete ihn im

Geficht, daß er zu Boden stürzte. Man trug ihn allerdings in das Haus des ihm befreundeten Doctor Vica, der ihn aber natürlich augenblicklich an die Liberalen verrieth. Er konnte sich doch nicht selber in Angelegenheit bringen, eines Freundes wegen!

Die Feinde rückten jetzt gegen den Cerro vor und begannen ihn zu beschießen. — Der Prinz stand neben dem Kaiser.

„Jetzt, Salm, eine glückliche Kugel!“ flüsterte ihm dieser zu — aber sie kam nicht. — Er wandte sich an Mejia und frug ihn, ob es möglich sei, sich durchzuschlagen. — Zu spät — der Platz war von Feinden umzingelt, ein Durchhauen zur Unmöglichkeit geworden — selbst Widerstand wäre hier Wahnsinn gewesen. Die weiße Flagge mußte aufgezogen werden, und der Kaiser Maximilian war Gefangener in den Händen seiner Feinde.

In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

(Zweiter Theil.)

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Germann Gosenoble.
1871.

8.

General Marquez.

In der Hauptstadt Mexico blieb in den nächsten Tagen anscheinend Alles beim Alten, wenn auch der Kaufmannsstand, durch Privatbriefe unterrichtet, keinen Augenblick mehr an der Einnahme Queretaros und der Gefangenschaft des Kaisers zweifelte. Die Einnahme der Festung bestritt die Regierung nicht, aber dagegen erklärte das „Diario del Imperio“ auf das bestimmteste und brachte immer neue, angeblich authentische Berichte, daß der Kaiser mit seiner ganzen Armee Queretaro geräumt habe und sich auf dem Marsch nach Mexico — ja endlich schon ganz in der Nähe befinde.

Bei den deutschen Obristen war indessen eine Dame, die Prinzess Ealm, die Gemahlin des in

Queretaro befindlichen Prinzen Salm, außerordentlich thätig gewesen, um sie zur Uebergabe zu bewegen und zu dem Zweck zwischen Mexico und dem Hauptquartier des Porfeirio Diaz so während, bald zu Pferd, bald zu Fuß hin und her gewechselt. Sie hatte genaue Nachrichten von Queretaro und fürchtete natürlich für das Leben ihres Gatten, wie das des Kaisers, wenn hier längerer Widerstand geleistet würde. Die deutschen Obristen Kobolich und Graf Rhevenhüller lehnten aber natürlich ein derartiges Ansinnen auf das entschiedenste ab, bis sie nicht erst die volle Gewißheit hätten, daß der Kaiser wirklich gefangen sei; wonach die Sache dann allerdings verloren und weiteres Blutvergießen nutzlos und selbst verbrecherisch gewesen wäre.

General Diaz bekam das ewige Drängen ohne Erfolg aber auch satt, er mißtraute der Señora außerdem, die fortwährend mit seinen Officieren, bei denen er Bestechung fürchtete, verkehrte. Er verweigerte jede Unterhandlung weiter mit ihr und ertheilte ihr nur widerstrebend, und auf die Bitten einflußreicher Leute hin, die Erlaubniß, nach Queretaro zu gehen und sich dort von dem Stand der Dinge zu überzeugen.

Dies war die Situation, als am 28. Mai in

der Hauptstadt die Nachricht zur öffentlichen Kenntniß gelangte, daß eine telegraphische Depesche des Kaisers aus Queretaro eingetroffen sei, worin der preußische Gesandte, Baron Magnus, aufgefordert wurde, sich in Begleitung der Advocaten Riva Palacio (Vater des Juaristischen Generals) und Martinez de la Torre — Beide bekannte Liberale — zum Kaiser nach Queretaro zu begeben, da er in den nächsten Tagen vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Gleichzeitig eintreffende Privatbriefe bestätigten Alles; Marquez aber, den man mit Recht beschuldigte, an ihn gerichtete, eigenhändige Privatbriefe des Kaisers unterschlagen zu haben — erklärte das Telegramm an Baron Magnus für gefälscht und legte der Abreise der Advocaten wie Diplomaten mehrere Tage Hindernisse in den Weg, bis es die fremden Gesandten endlich doch durchsetzten und der preußische, belgische, österreichische und später auch der italienische Gesandte am 1. und 2. Juni die Hauptstadt verließen. — Eulalio Ortega, ebenfalls ein tüchtiger und gleich so der liberalen Partei getreuer Advocat, schloß sich ihnen an.

Die Noth in der Stadt nahm indessen mehr und mehr überhand, das Volk rettete sich zu-

sammen, und der Präfect General D'Horan stellte sich verschiedene Male selber an die Spitze solcher Raubbanden, und erbrach Läden und Häuser, wo man aufgespeicherte Lebensmittel vermuthen durfte. — Dabei wurde die Stadt auf das hartnäckigste von außen her beschossen, und viele unglückliche Menschen ereilte eine Kugel mitten in der Straße. — Was kümmerte das aber Marquez — er verkehrte außer mit D'Horan fast mit Niemandem, und hielt sich abgeschlossen von Allen, allein über seinen dunkeln, verrätherischen Plänen brütend.

Padre Fischer spielte indessen in Mexico eine sehr unglückliche Rolle, denn wie gern und häufig die Conservativen wie Klerikalen noch in Orizaba seinen Rath gesucht und seine Hilfe erbeten hatten, so schienen sie Beides jetzt vollkommen entbehren zu können, denn — man brauchte ihn nicht mehr. Der Kaiser war so ziemlich aufgegeben worden — in gut unterrichteten Kreisen wußte man schon genau, wie es mit ihm stand und daß von daher keine Hilfe mehr kommen konnte — wozu also sollte der ebenfalls bei Seite gesetzte Padre dienen — er konnte nur noch lästig werden.

Allerdings hatte ihn der Kaiser in Mexico

gewissermaßen als Aufsicht für das Ministerium zurückgelassen, mit dem Auftrag, genauen Bericht über dessen Thätigkeit zu geben. Man ließ ihn aber schon unter Lares gar nicht mehr zu den Berathungen, und das jetzige, von Marquez eingesetzte, Ministerium hatte überhaupt keine Verpflichtungen gegen ihn — oder wenn doch, so setzte es sich über dieselben hinweg.

Padre Fischer mochte aber schon selber ahnen, wie die Sache stand, und versuchte sein Heil bei dem Erzbischof — freilich mit nicht besserem Erfolg. Der stolze Priester kannte den einfachen Padre nicht mehr, dem er sich früher, als er ihn nothwendig gebraucht, so huldvoll gezeigt, und überall abgewiesen und zurückgesetzt, warf sich Fischer jetzt mit desto größerem Eifer auf die Wissenschaften, und schleppte aus der National-Bibliothek eine Menge Bände in seine Wohnung, die er auch mit bestem Erfolg für sich selber *) studirte.

Erzbischof Labastida hatte einen geheimen Courier von Vera-Cruz bekommen und augen-

*) Padre Fischer hat erst ganz kürzlich eine äußerst werthvolle mexicanische Bibliothek hier in Europa durch Auction auf den Markt gebracht und eine sehr bedeutende Summe dafür gelöst.

blicklich nach Marquez geschickt und ihn zu sich bitten lassen. So eifrig dieser nämlich früher mit ihm unterhandelte, so fast entschieden zog er sich von dem Klerus zurück, als er endlich merkte, daß auch dieser nur Versprechungen für ihn hatte, und immer auf das hartnäckigste verlangte, er, Marquez, müsse erst Garantien geben, daß er es wirklich ehrlich mit der Kirche meine. — Das aber sollte er dadurch bethätigen, daß er ohne Weiteres und rechtskräftig als Stellvertreter des nun doch einmal beseitigten Kaisers die *leyes de reforma* aufhob und ein Concordat mit dem Klerus abschloß.

Die Zumuthung an sich war schon Wahnsinn, aber was kümmerte sich der ehrgeizige und habgierige Priester um irgend welche Partei, so lange er die seinige — und sei es nur vor der Hand durch ein todtes Gesetz — wieder an die Spitze brachte. Marquez hatte sich auch direct geweigert und mit Recht betont, daß er dazu keine Vollmacht besitze — er fühlte ja selber recht gut, daß er keinen genügenden Anhang im Land habe, um einen derartigen Schritt, der ihm selber noch dazu nicht den geringsten Nutzen brachte, zu wagen. Der Verkehr zwischen ihm und dem Erzbischof war deshalb fast vollständig abgebro-

hen, und etwas Wichtiges mußte es sein, das diesen heute veranlaßte, seine Gegenwart und eine Unterredung zu verlangen. Er folgte denn auch der Aufforderung, und fand den Kirchenfürsten in seinem Gemach mit einem untergeordneten Geistlichen, Padre Zaloga, allein und ihn erwartend.

Als er es betrat, kam ihm Labastida mit gewinnender Freundlichkeit entgegen und sagte, ihm die Hand reichend und herzlich schüttelnd:

„Aber amigo mio — Sie machen sich ja so selten, daß man Sie wirklich halb mit Gewalt citiren muß, um Ihrer nur einmal auf ein Viertelstündchen habhaft zu werden.“

„Monseñor,“ erwiderte Marquez trocken und zurückhaltend, denn er kannte den Priester zu gut, um nicht zu wissen, daß diese Aufnahme, nach Allem, was bisher zwischen ihnen vorgefallen, einen ganz besondern Grund haben müsse. Er war deshalb auf seiner Huth. — „Sie wissen gewiß recht gut, wie es uns in der Stadt geht, und daß ein Oberbefehlshaber in einer so lange schon und so eng eingeschlossenen Stadt gerade nicht auf Rosen gebettet ist. Wir haben für unsere Soldaten sehr wenig Nahrung und für

unsere Pferde fast gar keine mehr, und lange halten wir es jetzt nicht mehr aus.“

„Sie haben Recht, lieber Freund,“ nickte der Erzbischof, plötzlich ernst werdend, „und es ist sogar die höchste Zeit, daß ein entscheidender Schlag geführt wird; denn sobald die fremden Truppen die Bestätigung bekommen, daß der Kaiser wirklich gefangen ist, so dürfen wir nicht mehr auf sie rechnen.“

„Ein entscheidender Schlag?“ lachte Marquez bitter — „und womit? Die Pferde selber sind so matt, daß sie kaum noch ihre Reiter tragen können, und wenn wir uns hinauswürfen — wohin?“

Der Erzbischof sagte ihn am Arm, bog sich zu ihm hinüber und sagte halb flüsternd, indem er ihn fest ansah:

„Wissen Sie, daß Santa Anna an der mexicanischen Küste gelandet, daß er in diesem Augenblick, wenn auch noch unter anderem Namen, in Vera-Cruz ist und seine Partei um sich sammelt hat?“

„Caracho!“ entfuhr es unwillkürlich den Lippen des Soldaten — „und woher haben Sie die Kunde?“

„Da steht mein Bote,“ sagte der Erzbischof

triumphirend, auf den Padre zeigend, „direct kommt er von Vera-Cruz herauf und hat uns die gute Kunde gebracht.“

„Und seine Partei hat er um sich gesammelt?“ sagte Marquez finster, mit dem Kopf schüttelnd — „wer wird das sein! Die nämliche Geschichte wie hier in der Stadt. Ein paar Duzend Menschen, die Minister, Postmeister, Steuerbeamte oder sonst etwas Derartiges werden wollen, und vor und nach Gott schwören, daß sie willens sind Blut und Leben für ihn zu opfern, aber nicht einmal daran denken, auch nur etwas Aehnliches zu versuchen. Gehen Sie mir mit Ihren Parteien, Monsieur, ich kenne sie zur Genüge und zum Ekel, und weiß, was ich von ihnen zu halten habe.“

„Gut, lieber Freund,“ sagte da der Erzbischof, indem er langsam und lächelnd mit dem Kopf nickte — „ich kenne sehr genau die Beweggründe, die Sie veranlassen so zu denken, wie Sie sich da eben aussprechen — doch sehen wir davon ab und hören Sie vor allen Dingen, was uns der Padre über die Zustände in Vera-Cruz — nach eigener Anschauung, wohlverstanden, und nicht auf ein bloßes Gerücht hin — berichten kann. Er hat selber mit Santa Anna

gesprochen, und was er Ihnen sagt, darauf dürfen Sie sich verlassen."

„Und was ist das?"

„Erzählen Sie, Zaloga, was haben Sie in Vera-Cruz gesehen?"

„Gesehen, Monseñor," entgegnete der Padre unterwürfig, „noch nicht viel, aber gehört desto mehr. Santa Anna ist voller Hoffnung und Zuversicht. Er ist in seinen Kreisen mit Jubel aufgenommen, denn man setzt jetzt auf ihn seine letzte Hoffnung. Juarez' Regiment ist überall verhaßt, selbst bei den Fremden, weil sie wissen, wie er mit der Douane gewirthschaftet hat. Der religiöse Sinn des Volkes empört sich dabei in dem Gedanken, ihn wieder das Ruder ergreifen zu sehen."

Um Marquez' Lippen suchte ein spöttisches Lächeln, aber er erwiderte kein Wort, und der Padre fuhr fort:

„Ganz Vera-Cruz befand sich in Bewegung, wenn sich die Leute auch der kaiserlich gesinnten oder wenigstens so gehaltenen Besatzung wegen noch nicht öffentlich darüber aussprechen durften. Soldaten selber waren, wie ich aus ganz sicherer Quelle weiß, schon gewonnen, denn sie haben von Maximilian wenig gesehen und betrachten ihn nur als einen Fremden, der ihnen von den

überall verhassten Franzosen aufgezwungen wurde. Ein einziger Aufruf Santa Anna's, und die ganze Garnison geht, wie ein Mann, zu ihm über, aber er hat ihn bis jetzt noch nicht gewagt, weil er sich im Lande gar keiner Unterstützung sicher weiß — das heißt keiner Armee, auf die er sich werfen könnte, und die dann natürlich rasch zu Tausenden anschwellen würde.“

„Und wozu das Alles? Haben wir eine solche?“ sagte Marquez bitter, „und kann ich mich, sobald sich die deutschen Regimenter von uns zurückziehen, etwa auf meine jetzt schon demoralisirten Mexicaner verlassen? Schon bei Puebla würden sie in hellen Haufen zum Feind übergehen und, wenn es sein müßte, selbst ihren Führer verrathen. Ich bin überhaupt gar nicht sicher, ob ich noch einen einzigen Soldaten in der ganzen Stadt behalte, sobald der Sturz des Kaisers erst einmal bekannt wird. Nicht daß die Soldaten selber des Dienstes müde wären, aber ihre Weiber, die jetzt zu einem fabelhaften Schwarm angewachsen sind, drängen und treiben sie fortwährend zum Desertiren, und — ich habe schon ein paar Exempel statuiren müssen, um dem nur Einhalt zu thun.“

„Ganz mit Ihnen einverstanden, General=

lieutenant," nickte Labastida, und sein stolzes Auge blickte den kleinen vor ihm stehenden und den scheuen, tüdtischen Blick abwendennden Mann an, „ganz mit Ihnen einverstanden. Sie haben die Situation vollkommen richtig erfasst, scheinen aber nur noch nicht auf den Ausweg verfallen zu sein, der uns allein aus dieser Lage retten und dem ganzen Krieg plötzlich eine für uns günstige Wendung geben kann.“

„Ich verstehe Sie nicht, Monseñor,“ sagte der General, „sprechen Sie deutlicher.“

„Gut denn — so hören Sie mit wenigen Worten. Wir haben mexicanische Truppen noch genug, um die Stadt wochenlang gegen die Angreifer zu halten, sobald wir sie nur ein klein wenig auch äußerlich unterstützen. Lassen Sie das meine Sorge während Ihrer Abwesenheit sein.“

„Während meiner Abwesenheit?“

„Ja — Sie nehmen Ihre besten Truppen indeß — wenigstens Ihre ganze Cavallerie, die Ihnen doch im Augenblick wenig in der Stadt nützt, und nur zur ersten Unterstützung auch von dem deutschen Infanterie-Regiment, das Sie nachher, wo Sie wollen, zurücklassen können, um rascher vorwärts zu bringen, und brechen durch. Diesem ersten, mit aller Wucht geführten

Anprall widersteht der Feind nicht. Sie gewinnen jedenfalls das offene Land und werfen sich dann ohne Weiteres und ohne den geringsten Aufenthalt nach Vera-Cruz. Rascher als Sie noch, eilt Ihnen Padre Saloga hier voraus, der jeden Bergpfad kennt und die Mittel von uns erhält, seine Reise ununterbrochen und auf frischen Thieren zurückzulegen, denn wir haben überall unsere Posten, und sobald Sie Vera-Cruz erreichen, pronuncirt sich Santa Anna in der Stadt, nimmt den für uns wichtigen Hafen, der uns die ganzen Rölle sichert, vereinigt sich mit Ihnen und kehrt dann mit Ihnen hierher zurück nach Mexico, während Ihnen unterwegs Alles zuströmt. — Denken Sie an Miramon: mit sieben Mann zog er hier aus der Hauptstadt aus, mit einem Bataillon kam er nach Queretaro und mit mehreren Regimentern schlug er gleich darauf den Feind. Santa Anna an Ihrer Spitze und das Banner der heiligen Jungfrau von Guadalupe — und das ganze Heer des Feindes geht zu Ihnen über.“

Marquez hatte ihm still und schweigend zugehört, und sein dunkles Auge hastete, während er sprach, scharf und sinnend auf dem Prälaten. Er täuschte sich nicht über die Gesinnung von

Porfeirio Diaz' Truppen, wie es der Priester in seiner Verblendung that, der da glaubte, wenn er nur das Kreuz erhöhe, müßte sich das ganze Volk ihm beugen. Die Zeit war vorüber — aber andere Pläne waren es, die ihm durch den Sinn kreuzten, sich aber merkwürdig leicht — bei einem ganz andern Ziele freilich, mit denen des Kirchenfürsten vereinigen ließen und ihm die Hand zu reichen schienen.

Hier bot sich eine günstige Gelegenheit, zum Meeresufer zu entkommen; den deutschen Truppen gegenüber war leicht ein Vorwand gefunden — er brauchte ihnen nur unterwegs zu sagen, daß Maximilian aus Queretaro ausgebrochen sei, und sie sich in der Nähe der Küste mit ihm vereinigen wollten. Draußen fanden sie auch Unterhalt genug, und daß sie ihre Bahn ungehemmt verfolgen konnten, davon war er überzeugt. Nur Geld mußte er haben, und was nachher aus den Truppen wurde, wenn er sie nicht mehr brauchte, was kümmerte das den Schlächter von Tacubaya — es waren Fremde, weshalb kamen sie überhaupt nach Mexico?

Langsam nickte er mit dem Kopfe — und Santa Anna nachher? Aber welche Verpflichtungen hatte er gegen den? — ausgenommen

die Chancen zeigten sich vollkommen zu dessen Gunsten — doch schien das nicht wahrscheinlich, denn der Dictator konnte, wie er das recht gut wußte, auf keine wirklichen Sympathien im Lande rechnen. Eine kleine Partei mochte wohl noch an ihm hängen und auf ihn zählen, um ihre eigenen Zwecke dabei zu verfolgen, aber diese war nicht mächtig genug, um auf sie zu vertrauen — man konnte sie höchstens, wenn es sich nöthig zeigen sollte, für einen Moment benutzen.

„Es ist möglich, Monseñor,“ sagte er nach einer kleinen Pause, in der ihn der Erzbischof erwartungsvoll ansah, sich aber vergebens bemühte, das in seinen Zügen zu lesen, was jetzt in seinem Innern vorging — „es ist vielleicht ausführbar.“

„Vielleicht?“ rief Labastida rasch — „es ist ein sicherer Sieg, dem Sie entgegengehen, und der Ihnen die beste Waffe in die Hand giebt, Rache und Vergeltung an Juarez wie an den Feinden der Kirche zu nehmen. Santa Anna ist in diesem Augenblick nach dem Verrath Miramon's an der Kirche der einzige Mann in ganz Mexico, der nach des Kaisers Sturz über das Volk verfügen kann, und Sie mit ihm vereint sind unüberwindlich.“

„Veremos-veremos“ — nickte der General — „wir können wenigstens den Versuch machen.“

„Aber lange zögern dürfen Sie nicht!“ rief der Erzbischof — „die fremden Gesandten sind nach Queretaro aufgebrochen, und wir wissen nicht, welche Mittel sie finden, um den deutschen Obristen Nachricht zu senden. Wir sind wenigstens keinen Tag mehr sicher.“

„Nein — nein, ich weiß es!“ rief Marquez, „rebellisches Gesindel, die schon jetzt heimlich mit dem Feind verkehrt haben — aber so geht es“ — rief er plötzlich, sich hoch emporrichtend, aus — „über welche Geldmittel verfügen Sie, Monsenior?“

„Ich stelle Ihnen zwanzigtausend Pesos zur Verfügung.“

„In Gold natürlich?“

„In Gold.“

„Gut“ — nickte Marquez — „es ist freilich nicht viel, aber ich denke, ich kann das Andere in den nächsten Tagen zusammentreiben,“ und ein boshaftes Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. „Bis wann haben Sie das Geld bereit?“

„Zu jeder Stunde — und außerdem noch einen kleinen Vorrath Mais, den ich für meine Thiere aufgespart, mit dem Sie aber den Pfer-

den, ehe Sie den Marsch antreten, ein gutes, reichliches Futter geben mögen.“

„Das ist nöthig,“ rief Marquez rasch — „aber das sparen wir bis für die letzte Stunde auf — und nun adios, denn mein Plan verlangt Vorbereitung und ich muß jetzt mit Minuten geizen.“

„Gott segne Sie,“ sagte der blut- und machtgierige Priester, indem er beide Hände gegen den hundertfachen Mörder erhob, und Marquez, der sich fromm und ehrfurchtvoll bekränzte und verneigte, verließ rasch den Saal.

Am nächsten Morgen in aller Frühe durch-eilten eine Anzahl von Ordonnanzen die Stadt, die aber heute nur Privathäuser, und zwar die der angesehensten und reichsten Bewohner Mexicos aufsuchten. Sie überbrachten auch sämmtlich eine gleichförmig, aber sehr artig lautende Aufforderung an die verschiedenen Herren, sich nämlich um neun Uhr in dem Convent von Santiago, in dem gegen Guadelupe zu liegenden Fort, wo Marquez sein Hauptquartier hatte, einzufinden.

Was sie da sollten? Die Ordonnanzen zuckten auf die verschiedenen Fragen mit den Schultern. Sie wußten es nicht — es war nur der Befehl

vom Obercommando, und sie hatten die Herren, pünktlich zu erscheinen.

Roneiro, Lucido, Almeja, Rodriguez, alle diese Herren erhielten solche Einladungen — aber diese nicht allein, auch fast sämtliche in Mexico angeessene fremde Kaufleute (Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Engländer, selbst einige Consuln unter ihnen), und als sie nach und nach dort eintrafen, wurden sie hinauf in den Convent und in einen großen, langen und öden Saal, eine Art von Corridor geführt, der allerdings nicht wie ein Empfangszimmer für solche ausgewählte Gesellschaft aussah. Es befand sich weder Stuhl noch Tisch noch Bank darin, keine Gardinen an den Fenstern — gar nichts in dem ganzen weiten Raum als die öden Wände, die dadurch natürlich nicht freundlicher wurden, daß eine Anzahl von Soldaten unter Waffen auf dem vorderen Gang postirt standen — und auch dort blieben.

Es mochten in dem weiten Raum einige dreißig Herren versammelt sein und gingen jetzt, da sich überall Bekannte zusammen trafen, ihre Cigarren rauchend, auf und ab. Sie erwarteten auch nichts Anderes, als daß Marquez selber erscheinen und vielleicht eine Anrede an sie hal-

ten würde, die natürlich nichts Anderes bezwecken konnte, als eine Geldforderung an sie zu stellen. Dahin verständigten sich übrigens bald Alle untereinander, daß man dieser Regierung, die in der That kaum selbst eine provisorische genannt werden konnte, kein Geld mehr anvertrauen dürfe, denn auf eine Wiederbezahlung wäre nie zu rechnen gewesen. Die nächsten Tage schon mußten ja auch eine Entscheidung bringen; die erste sichere, oder vielmehr officiële Kunde, die von Queretaro kam, denn sichere Kunde hatten sie schon von dort her — und dann blieb dem jetzigen Obercommandanten von Mexico Nichts auf der Welt übrig, als mit den Siegern zu capituliren. Das Kaiserreich war gefallen, und die jetzige kaiserliche Regierung in der Hauptstadt ja doch nur noch eine auf kurze Zeit künstlich, und sogar widerrechtlich hingehaltene.

Da trat ein Ordonnanz-Officier in den Saal. Er hielt eine Anzahl von Zetteln in der Hand, und sich mit einem derselben an den ihm nächststehenden Herrn — es war Almeja, wendend, sprach er einige Worte mit ihm, die aber eine heftige Entgegnung von dessen Seite hervorriefen.

Hier schien eine Aufklärung der räthselhaften

Einladung zu folgen, und Alles drängte jetzt herzu, um zu hören um was es sich denn eigentlich handle, denn was den Einen hier betraf, interessirte sie wahrscheinlich Alle.

„Caramba, Señor,“ hörten sie jetzt, wie Almeja sagte, „General Marquez muß jedenfalls glauben, daß ich in Gold schwimme, oder es auch haufenweise bei mir im Hause liegen habe. Das ist jedenfalls ein etwas unzarter Scherz, den sich der General mit uns erlaubt.“

„Was ist es, Almeja?“ frug Lucido, der auf ihn zuging — „was haben Sie?“

„Oh, Nichts,“ lachte der Angeredete — „nur eine Kleinigkeit. General Marquez verlangt von mir, daß ich ihm heute Morgen zwanzigtausend Pesos auszahle.“

„Zwanzigtausend Pesos?“ riefen die ihm Nächsten, viel weniger erstaunt als erschreckt, denn im Stillen berechneten sich Alle gleich, was man nach diesem Maßstabe jetzt von ihnen fordern würde — „aber das ist ja nicht möglich!“

„Für die anderen Herren,“ sagte der Ordonnanz-Officier ruhig, der wie ein Fels in dem allgemeinen Sturm stand, „habe ich ebenfalls die Karten — Señor Rodriguez hier die Ihrige.“

„Zwölfstausend Pesos,“ stammelte der Herr,

wie er nur einen Blick darauf warf — „das wäre nicht übel.“

„Señor Roneiro — hier die Ihrige,“ fuhr der Officier fort, ohne sich irre machen zu lassen.

— „Señor Gonzales — Señor Galway — welcher von den Herren ist das?“

„Ich heiße Galway,“ sagte eine nicht sehr große aber sehnige Gestalt, ein Amerikaner, der die Hände in den Taschen, den Hut hinten auf dem Kopf, langsam herankam und den für ihn bestimmten Zettel nahm. Kaum hatte er übrigens den Blick darauf geworfen, als er lachend ausrief:

„Dreihundert Unzen? — ich wollte, ich wäre so reich,“ und den Zettel mitten auseinander reißend, drehte er sich ab und schritt der Thür zu. Der Ordonnanz-Officier ließ ihn auch ruhig gehen, so wie er aber dort, mit der größten Nonchalance, die Soldaten passiren wollte, hielten ihm diese einfach ihre Bajonnette vor, und die versammelten Herren, die sämmtlich aufmerksame Zeugen dieser Scene gewesen, sahen jetzt deutlich, daß sie wirklich Gefangene waren und sich in den Händen des gewissenlosesten Schurken von ganz Mexico, in denen des General Marquez befanden.

Der Officier hatte sich indessen um diese Zwischenscene anscheinend gar nicht bekümmert; nur ein leichtes, halb spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen, und ruhig vertheilte er indessen die noch übrigen Zettel, die er in der Hand hielt, an die Betreffenden. Jetzt stellte sich auch bald heraus, daß Fremde wie Mexicaner ziemlich unparteiisch, wie man etwa ihre Vermögensverhältnisse abgeschätzt hatte, verurtheilt worden waren (denn ein Zwangsanlehen konnte man es nicht einmal nennen), so und so viel Tausend Pesos Strafe für ihre Existenz zu zahlen.

Gutwillig fügte sich übrigens Keiner — die Fremden beriefen sich auf ihre Ausnahmestellung im Reiche, die Mexicaner auf ihre leeren und schon durch den Krieg ausgezogenen Kassen, der Officier hatte Nichts als ein Achselzucken für sie, und sagte, als sich der erste Sturm gelegt zu haben schien:

„Señores, ich erfülle hier nur die Befehle meines Chefs — beruhigen Sie sich, es wird sich Alles reguliren lassen. Hier in dem Nebenzimmer steht Schreibmaterial — ich werde augenblicklich Jemanden zu Ihnen senden, mit dem Sie sich über die Summe, die Sie unmittelbar zur Verfügung haben, verständigen können.“

„Gut, Señor," rief Almeja — „dann erlauben Sie uns aber auch, daß wir uns ohne Weiteres in unsere Geschäftslocale zurückversetzen dürfen, um dort selber nachzusehen, denn darauf wird hier Keiner von uns Allen vorbereitet sein.“

„Das bedauere ich, verehrter Herr," erwiderte, wenn auch mit größter Höflichkeit, der Officier — „betrachten Sie sich nicht etwa als Gefangene, aber — mir ist strenge Ordre geworden Sie hier zurück zu halten, bis Sie sich nicht allein entschieden, sondern das auch vorher bestimmte Geld herbeigeschafft haben. Nehmen Sie sich nur Zeit dazu," setzte er freundlich hinzu, „Sie sollen gar nicht gedrängt werden — correspondiren Sie mit Ihren verschiedenen Häusern, vereinigen Sie sich untereinander.“

„Und dazu dürfen wir dies Local nicht verlassen?" rief Roneiro, der sich auf seinem Zettel ebenfalls mit einer runden Summe von 15,000 Pesos verzeichnet fand.

„Das allerdings nicht," sagte der Officier.

„Caramba Señor," sagte Almeja, dem der Schreck über die 20,000 Pesos doch in die Glieder gefahren war, indem er sich mit seinem Tuch den kalten Schweiß von der Stirn wischte, „das

ist — Sie nehmen mir das nicht übel, ein wunderliches Benehmen gegen Männer gerade, die ihr ganzes Leben eben der Partei gewidmet haben, zu der sich der General selber bekennt. Und geht die Ordre direct von ihm aus?"

„Direct von ihm, Señor.“

„Und hat er selber die aufgeführten Namen gesehen?"

„Nicht allein das, Señor, sondern auch eigenhändig die beigefügten Summen ausgefüllt.“

„In der That? — sehr freundlich und liebenswürdig von dem General — aber es ist doch kein Gedanke daran, daß wir die von uns verlangten Summen auch nur zahlen können, davon ganz abgesehen, ob wir die Handlung billigen oder nicht, und uns für diese Regierung opfern möchten.“

„Der betreffende Finanzbeamte wird augenblicklich zu Ihrer Verfügung stehen, verehrter Herr —“

„Sehr schön — sehr schön,“ nickte Almeja, „und indessen wird uns dann wohl verstattet, es uns hier so bequem als möglich zu machen,“ setzte er mit einem bittern Blick auf die kahle und trostlose Umgebung hinzu. — „Caramba Señor, das ist eine unwürdige Behandlung, die

uns hier zu Theil wird, und wir haben es wahrlich nicht gerade um General Marquez verdient. Doch wie dem auch sei, wir werden uns vor der Hand dem fügen müssen — dürfte ich Sie nur jetzt," fuhr der alte Herr fort, indem er sich überall im Zimmer umsah, „ersuchen, einen Diener nach einer Flasche Wasser und einem Glas zu senden. Mir klebt die Zunge am Gaumen."

"Ich bedauere sehr, verehrter Herr," erwiderte der Officier mit äußerster Höflichkeit, "Ihnen darin nicht willfahren zu können. Es ist strenger Befehl gegeben, die Herren in keiner Weise mit Lebensmitteln zu versorgen."

"Caramba!" rief Almcja aus — „auch selbst kein Glas Wasser?"

"Auch selbst kein Glas Wasser," sagte der Officier bestimmt — „es hängt ja von den Herren ab, in kürzester Frist wieder auf freiem Fuß zu sein." Damit empfahl er sich, nach einer achtungsvollen Verbeugung gegen die Gefangenen. Er gab sich aber nicht einmal die Mühe, den Spott zu verbergen, der in seinen Zügen lag, und ließ die Versammelten in nicht geringer Aufregung zurück.

Im Nu hatte es sich nämlich im Saal aus-

gesprochen, daß man Almeja selber ein Glas Wasser verweigerte, es lag also auf der Hand, wie man gegen sie vorzugehen gedachte; mit Höflichkeit und dabei Folterzwang durch Hunger — allerdings der schnellste Weg um zum Ziel zu kommen. — Und trotzdem beschlossen einige der Herren, es auf das Schlimmste ankommen zu lassen. Der versprochene Finanzbeamte erschien allerdings sehr bald und brachte die Furchtsamsten dahin, sich rasch zu fügen. Er bestand auch nicht fest auf den angegebenen, und vielleicht absichtlich so hoch gegriffenen Summen, die, wie er recht gut wußte, in Wirklichkeit nicht herbeigeschafft werden konnten. Er ließ fünfzig und mehr Procent von seinen Forderungen ab, erklärte aber auch dabei auf das bestimmteste, daß Keiner der Herren den Convent, der indessen von den draußen liegenden Liberalen unaufhörlich scharf beschossen wurde, verlassen dürfe, bis er sich nicht der „nothwendigen Forderung der Regierung“ gefügt habe.

Einige der Herren weigerten sich aber trotzdem und erklärten, sie könnten und würden das Geld nicht unter solchem Zwang herbeischaffen, und man ließ sie dann auch ruhig gewähren, ja bekümmerte sich gar nicht um sie.

Unter diesen befand sich auch der Amerikaner Galway, einige Deutsche und einzelne Mexicaner, die sich nicht denken konnten, daß das Ganze mehr als eine freche Drohung sein würde; aber die Nacht brach an — eine Forderung, die sie stellten, nach Lebensmitteln ausschicken zu dürfen, wurde mit einfachem Achselzucken beantwortet; dabei schien das Feuern von draußen heftiger als je zu werden, und sogar dort, wo sie sich befanden, konnten sie fühlen, wie die schweren Kugeln gegen das Steingebäude schmetterten, ohne daß bis jetzt eine derselben zu ihnen hereingeschlagen wäre.

Sie baten jetzt die Soldaten, ihnen Matratzen oder wenigstens eine Decke für die Nacht zu verschaffen. — Die Leute schüttelten schweigend mit dem Kopf, so gern sie auch wohl selber — gegen eine gute Belohnung natürlich — bereit gewesen wären, die verschiedenen Wünsche zu erfüllen. Sie wurden zu streng überwacht und durften ihre Posten nicht verlassen.

Einige der Gefangenen waren altliche Herren, die für ihre Gesundheit fürchteten, wenn sie, noch dazu ohne Lebensmittel, gezwungen würden, eine zweite solche Nacht durchzumachen — sie gaben am nächsten Morgen nach. Das Geld

nachdem so viel als möglich abgehandelt, wurde herbeigeschafft, und man entließ sie dann mit der größten Artigkeit.

Galway, auf seine Rationalität trohend, hielt noch bis zuletzt aus, aber auch er fand bald, daß ihm die ganzen Vereinigten Staaten Nichts nützen konnten, wenn er hier verhungerte, und nachdem er seinen Beitrag auf hundert Goldunzen heruntergehandelt hatte, zahlte er ebenfalls.

• • •

Am 9. Juni, etwa nach Mitternacht, gab Marquez plötzlich den Befehl, daß alle Adjutanten ihre Pferde bereit halten sollten — Ordonnanzen flogen nach allen Richtungen, und etwa gegen zwei Uhr kam der Befehl zum Aufsitzen.

Marquez, ein großer Theil der Generale und sämtliche Adjutanten mit ihren Ordonnanzen versammelten sich (etwa vierzig Pferde zusammen) im Kloster San Jago und ritten von dort aus, ohne daß Jemand, als die oberen Befehlshaber vielleicht, eine Ahnung gehabt hätte, was beabsichtigt wurde. Galt es nur eine Recognoscirung, einen ernstlichen Ausfall, einen Durchbruch vielleicht gegen Queretaro? — Die Leute zerbrachen sich darüber den Kopf. Da rasselte plötz-

lich die Artillerie durch die Straßen heran, die Rifleros de la Frontera und die Gensdarmarie folgte, die Husaren schlossen sich an, und es blieb jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß irgend ein entscheidender Schlag ausgeführt und gewagt werden sollte. — Aber das konnte nicht gegen Queretaro gehen, denn bei der Calzada S. Antonio Abad, gerade nach Süden zu, ging der Zug, und Queretaro lag im Norden, oder wollte Marquez den Feind täuschen, und nachher erst die Schwentung machen?

Draußen, unmittelbar vor der Stadt wurde Halt gemacht und das Ausfallcorps geordnet, bis etwa drei Uhr Morgens die Jäger den Befehl erhielten vorzubringen und sich in wildem Ansturm gegen die nächste Schanze zu werfen. Aber mit heftigem Gewehrfeuer wurden sie empfangen und konnten nicht, trotz allem Heldenmuth, in die mit tiefen Gräben umzogenen Befestigungen gelangen.

Jetzt donnerten die rothen Husaren heran und Allen voran ihr wackerer und heldenmüthiger Führer Graf Rhevenhüller — umsonst — Rittmeister Schädler erhielt gleich beim ersten Anprall einen Schuß mitten in die Stirn, und ein furchtbares Kleingewehrfeuer, von tausenden

Granaten unterstützt, zeigte den Stürmenden nur zu deutlich, daß sie es mit einer unverhältnißmäßigen und noch dazu wohl vorbereiteten Uebermacht zu thun hatten.

Nach fast vierstündigem Gefecht und Kleingewehrfeuer sah Marquez, daß ein Durchbruch nicht möglich sei — er gab den Befehl zum Rückzug, und das blutige Feld von Todten und Verwundeten bedeckt, von dem jetzt siegreichen Feind verfolgt, wurde die Truppe in die Stadt und hinter die Mälle zurückgetrieben.

Marquez hatte in seiner Begleitung zwei schwer bepackte Maulthiere, denen er nicht von der Seite wich, und hinter ihnen ritt er erst selber wieder in die garrita ein.

9.

Fluchtversuche.*)

In derselben Zeit, in der Marquez sein frevelhaftes Spiel in der Hauptstadt trieb, und Menschenleben muthwillig in die Schanze schlug, nur um seine eigenen selbstsüchtigen Pläne zu fördern, erwartete Kaiser Maximilian im Gefängniß von Queretaro das Kriegsgericht seiner Feinde und hatte schon fast mit dem Leben abgeschlossen.

Der Kaiser war, da längerer Widerstand auf dem Cerro de las Campanas Wahnsinn gewesen, und das kleine Häufchen seiner Getreuen sich ergeben hatte, nach der Cruz, als dem festesten

*) Wenn ich hierbei manche Namen verändert habe, so geschah es nur, um noch in Mexico Lebenden keine Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Platz gebracht worden, und wurde dort natürlich scharf bewacht, aber Escobedo selber hatte befohlen, ihm jede mögliche Bequemlichkeit zu gestatten, von denen ihm freilich wenig genug geblieben schien. Sein Zimmer hatte man, mit Ausnahme des Feldbettes und eines Fauteuils, rein ausgeplündert — seine silberne Waschoilette stahl Lopez eigenhändig, aber man gestattete dem Kaiser wenigstens den Verkehr mit seinen getreuen Mitgefangenen und überhaupt jede Freiheit, die sich mit seiner Lage eben vertrug.

Freilich drängten sich auch viele Officiere hinzu, um den Maximiliano de Habsburgo mit eigenen Augen zu sehen, und Viele waren ihm lästig — Manche aber auch lieb, wie z. B. Obrist Gallardo, der nicht zuerst die Hand an den Monarchen legen wollte und ihn passieren ließ.

Alle diese Officiere erzählten aber jetzt auch freimüthig den schändlichen, nichtswürdigen Verrath, durch den sie, von Miguel Lopez geleitet, die Cruz und damit Queretaro genommen, was der Kaiser im Anfang gar nicht glauben wollte.

„Ist es denn möglich, ist es nur denkbar,“ rief er aus, „daß Lopez, Lopez, an dem ich Alles gethan, ein solcher nichtswürdiger Schurke sein konnte! Und in demselben Augenblicke, wo

seine Helfershelfer schon bereit standen, wo Alles vorbereitet war, um mich, seinen Wohlthäter, zu verderben, kommt er herein zu mir, nimmt von mir die Tapferkeitsmedaille und küßt mir dafür die Hand — wahrlich ein Judaskuß dem, den er schon verrathen hatte — pfui über den Menschen! — Und was wird jetzt mit ihm?"

„Que quiero, Majestät," sagte Gallardo — „solche Menschen benützt man, wenn man sie gerade braucht, aber giebt ihnen nachher einen Tritt. Ich traf ihn heute, und er hatte die Frechheit mich anzureden und mich zu bitten, ihm zu einer Stelle behilflich zu sein — ich sagte ihm aber: die einzige passende Stelle, die ich für ihn wüßte, sei an einem Baum mit einem Strick um den Hals. Ich glaube, er wird uns hier nicht lange lästig fallen."

„Und Marquez?"

„Hält sich noch in Mexico mit Hilfe der europäischen Truppen und veröffentlicht alle Tage Berichte, daß Sie mit der Armee unterwegs wären und zum Entsatze kämen."

„Aber er hatte neue, strengere Befehle, ohne Säumen hierher nach Queretaro mit der Cavallerie zu kommen."

„War ein Glück für uns, daß er es nicht

that," sagte ein anderer der Officiere, „so hat er sich gefallen, selber Kaiser in der Hauptstadt zu spielen, über die er viel Elend gebracht. Ich weiß nicht wer schlimmer ist, er oder Lopez.“

„Von Allen verrathen," murmelte der Kaiser bitter vor sich hin, „von Allen, auf die ich zählen mußte, weil ich sie für meine Freunde hielt. Von den Pfaffen — das wundert mich nicht — das ist deren Natur — von den Franzosen — ich war ein Thor, ihnen zu glauben — nur das schmerzt, solche Undankbarkeit von denen zu erleben, für die wir Alles gethan, was in unseren Kräften stand.“

Er blieb an dem Tag sehr niedergeschlagen. Ueberhaupt trat jetzt, nachdem die erste Aufregung vorüber war, ein Grad der Erschlaffung ein, indem sich auch sein altes Leiden wieder einstellte. Der mexicanische Militärarzt, den man Klugheit halber noch zugezogen, trug jetzt darauf an, daß der Kaiser eine andere Wohnung angewiesen bekomme, und man brachte die Gefangenen dann, aber unter strenger Bewachung, in das Kloster Teresita.

Ein Befehl war indessen erlassen, daß sich alle kaiserlichen Officiere, die noch versteckt lagen, melden sollten, oder man würde sie, wenn sie

nachträglich entbedt wurden, ohne Weiteres todt-schießen. Einige thaten es, Mendez aber, der recht gut wußte, daß sein Leben doch verfallen sei, sobald man nur seiner habhaft werde, blieb verborgen, wurde aber natürlich von seinem eigenen Diener für Geld verrathen und augenblicklich zur Execution hinausgeführt — und dazu schienen die Liberalen allerdings berechtigt.

Mendez war es gewesen, der nur nach dem Gerücht des October-Decrets, und ehe es noch selbst gesetzlich in Kraft getreten, die beiden mexicanischen Generale Arteaga und Salazar hatte erschießen lassen.

Man brachte ihn nach der äußeren Mauer der Plaza de Torros, in der Nähe der Alameda, wo er von einem Detachement der Cazadores de Galeano von rückwärts erschossen werden sollte, wie es in Mexico mit Personen geschieht, die von der Gegenpartei des Verrathes bezichtigt werden. Mendez wollte sich aber durchaus nicht in diese Stellung fügen. Auf einem Knie ruhend, drehte er sich um als es knallte, hob den Hut in die Höhe, rief Viva Mexico und fiel auf das Gesicht — war aber nicht todt und bei voller Besinnung, denn er zeigte mit dem Finger hinter das Ohr, um anzudeuten, daß man dorthin

schießen und ihn tödten möge — was auch einer der Cazadores that. *)

Escobedo ist fast in allen über Mexico erschienenen Büchern als ein grausames Scheusal dargestellt worden, dessen Drängen allein Juarez habe nachgeben müssen, um des Kaisers Tod zu befehlen. Nach Allem aber, was ich selber an Ort und Stelle über ihn gehört, und was auch außerdem aus allen den Schriften, die ihn sonst schmähcn, hervorleuchtet, ist das nicht allein nicht der Fall, sondern er hat sich sogar in Allem, was den unglücklichen Gefangenen betraf, höchst ehrenhaft und sogar theilnehmend bewiesen, und war entrüstet darüber, als er erfuhr, daß einer seiner Generale den Kaiser für eine Nacht in die Todtengruft des Klosters gesperrt hatte.

Es war ihm auch von der höchsten Regierung anfangs der Befehl geworden, alle höheren Officiere auf der Stelle erschießen zu lassen; aber er hatte sich nicht allein geweigert, ihn auszuführen, sondern machte Juarez selbst Vorstellungen, daß etwas Derartiges ohne vorhergegangenes Rechtsverfahren nicht zulässig wäre.

Daß Grausamkeiten in seinem Heer verübt

*) Prinz Salm: „Cuernetaro“.

worden sind, liegt im mexicanischen Charakter, und er kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, denn es ist sehr die Frage, ob er darum wußte. Marquez ließ auch — auf dem Zug nach Queretaro die unterwegs gefangenen Guerrillas, die den Zug aufhalten wollten, heimlich und gegen den Befehl Maximilian's erschießen, und es wird Niemandem einfallen, deshalb dem Kaiser einen Vorwurf zu machen. Außerdem liegt jeder Grund vor, zu glauben, daß Escobedo um spätere Fluchtversuche des Kaisers wußte und schwieg, oder doch Nichts sah, so lange es eben möglich war.

Die Theilnahme, die des Kaisers Schicksal indessen im Land erweckte, war allgemein, und steigerte sich, als man anfing an seiner Begnadigung zu zweifeln.

Nach Queretaro war indessen auch ein in Mexico ansässiger amerikanischer Kaufmann Thomson gekommen, den seine Reisen bis nach San Louis und in das Hauptquartier von Juarez geführt. Er mochte auch dort wohl die Gewißheit erhalten haben, daß an eine Rettung Maximilian's nicht mehr gedacht werden dürfe, wenn er nicht im Stande sei, „sich selber zu helfen“. Man besprach es wenigstens dort ziemlich offen,

daß Juarez wohl leicht bewogen werden könne, seinen Tod in Verbannung zu verwandeln, daß aber sein, bei ihm allmächtiger Minister Verbo de Tejada auf dem Tode Maximilian's aus politischen Gründen fest bestehe, und davon nicht wanken und weichen wolle.

Thomson, ein nichts weniger als poetischer, aber durchaus praktischer Kopf, sagte da den Entschluß, den Kaiser, wenn es irgend möglich sei — und was ist in Mexico mit Geld nicht möglich — zu befreien, und reiste zu dem Zweck nach Queretaro, wo es ihm leicht gelang, Zutritt zu Maximilian zu bekommen. Escobedo legte Niemandem Etwas in den Weg, und wo er selber persönlich um eine Gunst für den Kaiser angegangen wurde, bewilligte er sie stets, ja er hatte sogar schon eine längere Unterredung mit Maximilian gehabt, um Unterhandlungen mit Juarez zu seinen Gunsten einzuleiten.

Der Kaiser empfing Thomson gütig wie alle Uebrigen, und schien nur stutzig zu werden, als dieser seinem Fluchtplan Worte gab. Stand es wirklich so schlimm mit ihm, daß man schon an etwas Derartiges denken mußte? Thomson übrigens, auf einen Widerstand oder ein Zögern vorbereitet, ließ ihm den ersten Tag Ruhe, den

Vorschlag zu überdenken, und kam erst am nächsten darauf zurück. Er selber hatte sich unterdessen mit den gewöhnlich Wache haltenden Officieren bekannt gemacht, und sich bald überzeugt, daß es gar so keine große Mühe kosten würde, diese Herren zu laufen.

Einmal gab es wirklich nur sehr wenig ganz rohes Officiersvolk unter den Liberalen, das sich an der Gefangenschaft des Kaisers und auf seinen Tod freute — die Meisten nahmen mehr oder weniger Theil an dem Schicksal eines Mannes, von dem sie von Tag zu Tag mehr gute und edle Züge erzählen hörten, und — hatten außerdem eine unüberwindliche Schwäche für die landesübliche Münzsorte.

Der Kaiser äußerte gleich anfangs zwei Bedenken gegen einen Fluchtplan. Erstlich war es ihm, wie er sagte, ein unangenehmes Gefühl, „davonzulaufen“ — und dann könne er gar nicht daran denken, ohne die mit ihm am meisten Gefährdeten, wie Miramon, Mejia und Prinz Salm, zu entfliehen, und das bot allerdings schon mehr Schwierigkeiten, war aber trotzdem durchzuführen.

Prinz Salm wurde mit in das Geheimniß gezogen und ging rasch und freudig auf den

Plan ein. — Alles, nur nicht der Gefangene dieser Menschen und von ihrer Willkür abhängig bleiben — aber der Kaiser schwankte. — Er hielt es nicht mit seiner „militärischen Ehre“ verträglich, und der Prinz hatte Mühe genug, ihn zu überzeugen, wie er der gerade genug gethan, und auch noch andere Pflichten habe, um sein Leben zu erhalten.

Dem Prinzen gelang es dabei, ohne besondere Schwierigkeit, den Officier für sich zu gewinnen, der am häufigsten die Wache hatte. Die Garnison von Queretaro war nämlich schon sehr zusammengeschmolzen, da man alle entbehrlichen Truppen nach der Hauptstadt dirigirt hatte, um dort die Belagerung und Einnahme derselben zu unterstützen.

Der Kaufmann Thomsen war indessen auch nicht müßig gewesen und hatte für Pferde und Waffen gesorgt, um sie zu der noch später zu bestimmenden Zeit bereit zu halten. Geld besaß der Kaiser noch für die nächsten Ausgaben, um seinen Rettern wenigstens eine Abzahlung zu machen. — Das Uebrige sollte dann angewiesen werden.

Der erste Officier mußte übrigens noch einen zweiten gewinnen, ohne dessen Mithilfe die Flucht

nicht bewerkstelligt werden konnte, und Alles schien sich so günstig als möglich zu gestalten.

In dieser Zeit traf die Prinzessin Salm in Queretaro ein, der es nach unsagbarer Mühe und Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten endlich gelang, ihren Gatten aufsuchen zu dürfen.

Thomson hatte davon gehört und sich wieder Zutritt zu dem Kaiser zu verschaffen gewußt, dem er einmal Bericht abstatten und dann eine dringende Bitte an's Herz legen wollte.

Der Kaiser empfing ihn wie immer freundlich, und nach kurzer Einleitung sagte er dann:

„Es steht Alles gut, Majestät — Prinz Salm hat tüchtig vorgearbeitet, die nöthigen Officiere sind gewonnen, so daß wir bereit sein müssen, schon in nächster Zeit auszubrechen, aber eine Bitte habe ich an Sie.“

„Und die ist, lieber Thomson?“

„Wie ich heute gehört habe, ist eine Dame eingetroffen, die Prinzessin Salm. — Wenn Ihnen an dem Gelingen unserer Flucht auch nur das Geringste liegt, so theilen Sie ihr keine Ehlbe über unsern Plan mit, oder gestatten ihr gar, daß sie sich hineinmisch.“

„Sie irren sich, Thomson,“ sagte der Kaiser.

— „Die Prinzessin ist uns treu und aufrichtig ergeben und an Verrath nicht zu denken.“

„Davon spreche ich nicht, Majestät, und fürchte keinen Verrath von ihrer Seite,“ sagte Thomson, „wo aber bei einer solchen Sache Damen die Hand mit im Spiel haben, geht es jedes Mal schief, denn sie können den Mund nicht halten.“

„Ich glaube, die Prinzessin kann schweigen, wo sie will.“

„Möglich,“ sagte Thomson nach einigem Zaudern, „aber — ich habe in meinem Leben nichts Beweglicheres und Unruhigeres gesehen, als diese Dame ist — ich kenne sie schon von Mexico her. Sie wechselte dort fortwährend aus der Stadt in das feindliche Lager und zurück —“

„Um Vermittlungsversuche zu machen.“

„Ich weiß es, aber sie trieb es in einer so rastlosen Weise, daß sie Porfeirio Diaz zuletzt ausweisen ließ und ihr nur schwer die Erlaubniß gab, nach Queretaro zu gehen. Sie würde, mit allem Eifer für die Sache, hier mehr verderben als gut machen, und ich bitte Euer Majestät dringend, mir nur hier zu folgen.“

„Wenn ihr nur der Prinz selber nicht schon davon gesprochen hat!“

„Dann gebe ich keinen Claco für unsern ganzen Plan.“

Der Kaiser lachte. „Sie haben schlechtes Vertrauen auf weibliche Bundesgenossen, und doch leisten sie manchmal vortreffliche Dienste.“

Thomson schüttelte mit dem Kopf. „Ich will wünschen, daß ich mich irre, Majestät,“ sagte er, „aber das Beste wäre, daß wir sie auf kurze Zeit von hier entfernten — es arbeitet sich besser.“

„Ich werde mit dem Prinzen sprechen,“ sagte der Kaiser nach kurzem Nachdenken, „aber gerade die Prinzessin scheint mir sehr resolut.“

„Das ist sie,“ bestätigte Thomson. — „Ich glaube nicht, daß es noch eine zweite Dame in Mexico giebt, die mehr Strapazen erträgt — und durchmacht, und kein Cavallerist sitzt fester im Sattel als sie, aber Alles was ich fürchte, ist übertriebener oder verkehrter Eifer, und außerdem ist sie der spanischen Sprache gar nicht mächtig. — Wie gesagt — ich bitte Majestät dringend, sich nicht mit ihr einzulassen.“

„Schön, schön, lieber Thomson, wir wollen die Sache bedenken. Sie haben vielleicht Recht, und wenn das Unglück nicht schon geschehen ist, soll sie von mir Nichts darüber erfahren — oder doch jedenfalls zur Vorsicht ermahnt werden.“

Damit war vor der Hand Nichts weiter zu thun und Thomson kehrte in die Stadt zurück, um noch nöthige Anordnungen zu treffen.

Am nächsten Morgen besuchte die Prinzessin den Kaiser wieder, aber er brauchte Nichts mehr an sie zu verrathen, denn sie wußte schon Alles von ihrem Gatten und — schien mit dem Plan nicht einverstanden. Sie hatte den einen Officier gesehen und traute ihm nicht — die Leute wollten nur Geld erpressen, weiter Nichts — bei einem solchen Vorhaben müsse man sich an höhere Officiere wenden, die auch wirklich eine Flucht sichern könnten — diese unteren Officiere hingen ja nur von einem Befehl ihrer Oberen ab, der — selbst zufällig gegeben, die ganze Sache über den Haufen werfen konnte. — Auch diesem Thomson, den sie kennen gelernt hatte, traute sie nicht — es war aber möglich, daß er es ehrlich meine, wenn auch immer mit ihm gewagt.

„Aber Prinzessin, Sie sehen zu schwarz,“ sagte der Kaiser freundlich — „es ist wahr, ich bin jetzt von Verrath umgeben gewesen, aber soll es denn gar keine ehrlichen Menschen auf der Welt mehr geben?“

„Gut, Majestät,“ sagte die Prinzessin, „alsdann versprechen Sie mir wenigstens, vorher nach

Baron Magnus und einigen tüchtigen Rechtsgelehrten zu senden, und — hören Sie erst deren Meinung — ich will mit Freuden selber nach Mexico reisen und sie holen."

"Sie wollen diese böse und gefährvolle Reise für mich machen?" sagte der Kaiser herzlich — „wie kann ich das Alles Ihnen danken."

"Alles, Alles will ich für Sie thun," rief die Prinzessin leidenschaftlich, „aber folgen Sie nur dieses Mal meinem Rath, Majestät. Mein Leben gäbe ich ja so gern für das Ihre hin, wenn ich es damit erkaufen könnte, aber — mir sagt eine Ahnung, daß Sie den Weg zur Flucht, den sie mit Hilfe dieser Menschen suchen, nicht offen finden werden. Aber einmal die Sache mißglückt, und Sie sind verloren, denn ein zweites Mal wird man Ihnen keine Gelegenheit mehr geben. Warten Sie die Gesandten ab."

"Aber indessen geht die Sache hier ihren Gang," sagte der Kaiser. „Juarez drängt und die Gesandten werden zu spät eintreffen."

„Und ist es nicht möglich Aufschub zu erlangen?"

„Man müßte sich an Juarez selber wenden — und wer kann das thun?"

„Das ist dann das Wichtigere," rief die

Prinzessin, augenblicklich bereit, irgend welchen schwierigen Auftrag zu übernehmen. — „Lassen Sie mich machen, Majestät,“ fügte sie mit herzgewinnendem Lächeln hinzu — „ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Sie zu retten, und was ich unternehme, führe ich auch sicher durch.“

„Täuschen Sie sich nicht, Prinzessin,“ sagte der Kaiser gutmüthig. — „Sie würden da vielleicht das Unmögliche versuchen — doch vermögen — wunderbarere Dinge sind geschehen.“

Die Prinzessin führte ihren Vorsatz in der That durch. Der Obrist Villanueva bei den Liberalen, der aber ganz durch die Ueberredung der Prinzessin ihrer Seite gewonnen worden, rieth jetzt selber dem Kaiser, ein paar Zeilen an Suarez zu schreiben und ihn um 14 Tage Aufschub zu bitten, um sowohl seine Vertheidiger von Mexico kommen zu lassen, als auch alles nöthige Material herbeizuschaffen, und es gelang der Dame bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Suarez, zu welchem Zweck sie besonders die beschwerliche Tour nach Luis Potosi machte, ihm wenigstens drei Tage Aufschub abzurufen. In dessen war nach Mexico telegraphirt worden, um den preussischen Gesandten herbeizurufen, da

sich der österreichische als völlig unbrauchbar und nutzlos zeigte. Er war ein diplomatischer Schattenmann voller Furcht und Bedenken, eine adelige Puppe, wie sie leider nur zu oft in fremde Welttheile geschickt werden, um das deutsche Volk dort würdig zu vertreten. Diese Leute sind völlig nutzlos in der Heimath, und man ist da thöricht genug, sie nach außen als Repräsentanten zu schicken, wo sie auch eine Weile eine Rolle spielen, bis wirklich einmal etwas Ernstliches von ihnen verlangt wird. Dann tritt ihre Nutzlosigkeit zu Tage, und sie ziehen sich später mit ein paar unverdienten Orden mehr und einer großen Pension in's Privatleben zurück.

Die Prinzessin kehrte nach sehr kurzer Zeit mit der Ordre des Aufschubs, der dem Proceß eine längere Dauer gab, zurück, war aber sehr unglücklich als sie hörte, daß die Flucht doch ausgeführt werden sollte, und versuchte nochmals aber umsonst ihre Berebtsamkeit an dem Kaiser, der jetzt fest entschlossen schien den Versuch zu wagen. Es war Alles vorbereitet, auch die Reise der Prinzessin nach Mexico sollte verschoben werden, bis man wußte, ob die Flucht gelingen werde oder nicht.

Ein dritter Officier hatte indessen in das

Geheimniß gezogen werden müssen, und am 2. Juni traf Alles so günstig zusammen, daß diese drei gerade die Wache hatten. Es wurde nun auch definitiv festgestellt, daß die Flucht in der nächsten Nacht stattfinden solle.

„Außer durch die Cavalleriewache an der Treppe,“ erzählt Prinz Salm, „und die Infanteriewache vor dem Thor des Klosters wurden die Gefangenen durch keine andere bewacht. Die Officiere waren gewonnen, und die Soldaten folgten ohne zu denken den Officieren. Der Rittmeister nahm sogar eine Escorte mit. In der Stadt lagen nur einige Truppen in den Häusern zerstreut, und die Straßen wurden nicht später als bis elf Uhr von kleinen Infanterie-Patrouillen durchzogen. Vor der Stadt standen keine Posten und keine Truppe überhaupt zwischen dort und der Sierra Gorda.“

An diesem Tage kam Miramon's Gemahlin nach Queretaro und es wurde ihr gestattet, ihren Mann zu sehen, aber um ein Uhr traf eine telegraphische Depesche von Mexico ein mit der Nachricht, daß Baron Magnus mit den beiden ersten Advocaten Mexicos, Martinez de la Torre und Riva Palacio, unterwegs sei.

Die Prinzessin hatte sich die größte Mühe

gegeben, den Kaiser noch zu bewegen, wenigstens die Ankunft der Gesandten und der Advocaten abzuwarten, aber er schien diesmal entschlossen zu fliehen, denn er ahnte was ihm bevorstand, und wollte es nicht abwarten.

Unruhig ging er an dem Nachmittag in seinem Zimmer auf und ab — alle Vorbereitungen waren getroffen und nur die Nacht mußte abgewartet werden, um Queretaro unter starker Begleitung und fast ohne Gefahr zu verlassen. Da verlangte eine alte Frau zu dem Kaiser gelassen zu werden, die, wie sie sagte, einige Kuchen für ihn gebacken hatte und sie ihm selber bringen wolle. Er war immer gut mit den armen Leuten gewesen, und wenn sie auch arm sei, wolle sie ihm doch ihre Dankbarkeit zeigen.

Die Soldaten ließen sie durch, blieben aber — wie ihr Befehl lautete, bei der offenen Thür stehen, und die Alte reichte jetzt dem, darüber allerdings überraschten Monarchen das kleine Körbchen, indem sie ihn bat, die dürftige Gabe freundlich anzunehmen. Von den Soldaten unbemerkt, schob sie aber dabei das eine Bröddchen, während ihr Blick den Kaiser traf, ein wenig vor — es war das jedenfalls ein Zeichen, schütete die Bröddchen dann aus, und jedes Geschenk

verweigernd, eilte sie, so rasch sie konnte, wieder zurück und auf die Straße.

Maximilian kannte aber schon diese Art, kleine Zettel in Brod zu verstecken — er hatte mehrere in der nämlichen Weise erhalten, und wie er sich nur unbemerkt wußte, brach er das bestimmte Bröbchen auf. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn jedoch dabei — was für eine Nachricht konnte es sein, die ihm jetzt noch mit solcher Vorsicht gesandt wurde, wo er fast offen mit allen seinen Freunden verkehren durfte — etwas Gutes schwerlich — und seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. In dem Bröbchen war allerdings ein kleiner Zettel verborgen, auf dem aber nur, mit augenscheinlich verstellter Handschrift die Worte standen:

„Hüten Sie sich — die Leute, mit denen Sie fliehen wollen, sind Verräther.“

Ein recht wehes, bitteres Lächeln zuckte um des Kaisers Lippen, als er die Worte las und den Zettel dabei fast unbewußt in lauter kleine Stückchen zerpfückte.

„Alles Verräther,“ — murmelte er endlich halblaut vor sich hin — „alles Verräther — giebt es denn keinen ehrlichen Menschen mehr in Mexico?“

Er ging von jetzt an mit raschen Schritten in seinem kleinen Gemach auf und ab — nachdenkend die Hände, wie er es gewöhnlich that, auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas gesenkt — endlich schickte er nach Prinz Salm, der rasch zu ihm eilte.

„Lieber Salm,“ sagte er, jetzt wieder vollkommen ruhig, „da die Gesandten unterwegs sind, ist die Reise Ihrer Frau nach Mexico unnütz geworden. Außerdem habe ich beschlossen, daß wir in dieser Nacht nicht fliehen wollen.“

„Majestät!“ rief Salm wirklich erschreckt aus, „das kann nicht Ihr Ernst sein — Alles ist vorbereitet — Alles — Sie brauchen nur Ihr Zimmer zu verlassen, aufzusitzen und davon zu reiten. Sämmtliche Officiere, die heute die Wache haben, sind gewonnen, ich bitte Sie dringend von diesem unglückseligen Gedanken abzustehen.“

„Es geht nicht, lieber Salm,“ entgegnete aber der Kaiser freundlich — „denken Sie nur, was die fremden Gesandten sagen würden, wenn sie von Mexico hier ankämen und ich ihnen durchgegangen wäre.“

„Ihrem Gott würden sie danken,“ rief Prinz Salm eifrig, „denn damit wäre ja Alles erreicht,

was sie jetzt nur vielleicht mit vieler Mühe — oder gar nicht — erstreben könnten. Oh, Majestät, ich bitte Sie dringend, folgen Sie nur dies eine Mal meinem Rathe — Sie befinden sich in größerer Gefahr, als Sie vielleicht glauben!“

„So schnell geht es nicht, lieber Salm,“ lächelte der Kaiser, „und dann — habe ich auch Ihrer Frau versprochen, hier zu bleiben, bis die Gesandten eintreffen — mein Versprechen muß ich doch halten?“

„Majestät!“ rief Prinz Salm bewegt, „meine Frau kann Ihnen kein solches Versprechen abgenommen haben — und sicher nicht für den Fall, daß Sie sich früher retten würden. Alles, was sie will, ist ja doch auch nur, Sie in Freiheit und Sicherheit zu sehen.“

Der Kaiser schüttelte den Kopf. — „Bitte, sprechen Sie mit den Officieren — wir müssen es auf einen andern Abend verschieben, auf ein paar Tage kommt es ja doch nicht an.“

Prinz Salm ging, kehrte aber bald zurück, um dem Kaiser auf's Neue Vorstellungen zu machen. Die Officiere waren außer sich, denn sie wollten einmal das ihnen versprochene Geld verdienen, und dann lag ihnen auch daran, von

hier fortzukommen. Es wußten zu viele Personen um den Fluchtplan — jetzt sei die Sache noch ein Geheimniß und die Ausführung so gut wie gelungen, allein eine Gelegenheit wie die heutige komme nie wieder.

Es war umsonst. So leicht sich der Kaiser sonst zu irgend Etwas bereben ließ, heute gab er nicht nach.

„Wo ist Thomson?“ frug er nach einer kleinen Weile.

„Thomson, Majestät, ist heute Mittag abgereist, um nicht nach gelungener Flucht in den Verdacht der Beihilfe zu kommen. Er konnte auch hier Nichts mehr nützen, denn es ist Alles so durchaus geordnet und vorbereitet, daß für ihn Nichts mehr zu thun blieb. Wenn Majestät nur wollten —“

„Heute nicht, lieber Salm — heute nicht — die Herren müssen ja in den nächsten Tagen kommen.“

Die Nacht verging — und der Kaiser blieb Gefangener — der günstige Moment war verstrichen.

Wie er dem Drängen der treu an ihm hängenden Officiere nicht nachgegeben hatte, als er noch aus Queretaro ausbrechen konnte —

bis es zu spät war — so auch hier. Zu spät!
zu spät!

Am nächsten Tage schon zeigten strengere Maßregeln und die Entfernung der früheren Wachen, daß Escobedo Alles wissen mußte — wenn er es nicht schon früher gewußt hatte.

Prinz Salm wie alle übrigen Officiere wurden von dem Kaiser getrennt und im Casino untergebracht, wie ebenfalls unter strenge Bewachung und Aufsicht gestellt, die sogar so weit ging, daß man ihnen nicht einmal mehr ein Gebet erlaubte.

Als Doctor Basch, der ebenfalls vom Kaiser getrennt gewesen war, aber sehr bald wieder die Erlaubniß erhielt, zu ihm zu gehen, bei ihm eintrat, sagte ihm Maximilian, indem er mit ihm über die jetzt vollständig gestörten Fluchtpläne sprach: „Das haben wir nur den Weibern zu verdanken — ich glaube, die Miramon muß geschwächt haben.“*)

Die nächsten Tage vergingen in großer Unruhe, denn das Kriegsgericht sollte seine Sitzungen beginnen¹ und zwar — als dem größten Raum in Queretaro, wo man auch dem Publikum

*) Basch: „Erinnerungen“, Band II. 190.

den Zutritt gestatten konnte — im Theater Iturbide. Wie unwürdig das sei, dem Kaiser gegenüber, sah man natürlich nicht ein. Sowie man aber auch nur dem Kaiser die Mittheilung machte, erklärte er augenblicklich auf das bestimmteste, daß er nicht dort persönlich erscheinen würde, und dabei blieb es.

Die Gesandten gaben sich indessen im Verein mit den gekommenen Advocaten die größte Mühe, den Kaiser gar nicht vor ein Kriegsgericht zu bringen, sondern ihn den Civilgerichten zu überweisen, wodurch die ganze Sache schon ein anderes Ansehen bekam, und nicht von unreifen mexicanischen Officieren, sondern von wirklichen Juristen entschieden wurde. Man hatte den Kaiser allerdings mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, aber doch nicht in der Schlacht besiegt, sondern nur von einem Verräther gekauft — aber Lerdo de Tejada wollte besonders das October-Decret gegen ihn als Hauptanschuldigung erhoben wissen, obgleich es der Kaiser selber fast nie hatte ausführen, sondern fast ohne Ausnahme Gnade walten lassen, und damit war das Urtheil schon von vornherein gesprochen. Der Angeklagte sollte außerdem

nach dem Gesetz vom 25. Januar gerichtet werden.^{*)}

Sämmtliche, dem Kaiser meist freundlich gesinnte Officiere, die darüber befragt wurden, erklärten auch achselzuckend, daß sie die feste Ueberzeugung hätten, der Kaiser würde zum Tod verurtheilt und das Urtheil dann jedenfalls von Suarez bestätigt werden, und jetzt war es Prinzessin Salm, die auf Flucht drang und den Kaiser dahin zu überreden suchte.

Maximilian dagegen, dem man auch wohl diese schlimmen Anzeichen veröffentlicht hatte, vertraute immer noch fest auf die Hilfe des preußischen Vertreters und die seiner Advocaten, und wollte, als ihm die Prinzessin den Vorschlag machte, Nichts davon wissen.

„Ich bin überzeugt, liebe Prinzessin,“ sagte er, „daß Sie es gut und aufrichtig mit mir meinen, aber — Damen sind doch vielleicht für so Etwas nicht die passenden Werkzeuge, und so sehr ich Escobedo's Schonung nach dem ersten Fluchtversuche anerkenne, so würde ein zweiter, wenn entdeckt, unsere Lage sehr verschlimmern.“

^{*)} Das Gesetz vom 25. Januar, in dem Suarez alle mit den Waffen in der Hand Betroffenen zum Tode verurtheilte.

„Aber ich gehe sicher, Majestät!“ rief die Prinzessin, im Eifer für ihre Sache erglühend, „und Alles ist schon vorbereitet. Den Obrist Villanueva, der in der Stadt befehligt, habe ich vollständig gewonnen und von ihm ist kein Verrath zu fürchten — nur noch ein anderer Obrist, der die Gefängnisse unter seiner Aufsicht hat, Riva Palacio, muß gewonnen werden, und alle diese Menschen sind mit Geld zu kaufen. Ich stehe Ihnen für den Erfolg, wenn Sie mich mit den entsprechenden Mitteln ausstatten.“

Der Kaiser hatte das Vertrauen verloren, aber dem bringenden Zureden der Dame konnte er zuletzt nicht widerstehen. Schon ihre Worte ließen ihn ahnen, daß seine Sache doch vielleicht gefährlicher stünde, als er anfangs geglaubt — er gab seine Zustimmung, und fröhlichen Herzens eilte die unermüdliche Frau an ihr Werk.

Die Verräthler.

Marquez war mit seinen Ausfallstruppen geschlagen worden, und wenn man auch in Mexico wußte, daß der kleinen Zahl eine furchtbare Uebermacht, noch dazu hinter besetzten Werken, gegenüber gestanden, so machte es doch in der Stadt einen höchst peinlichen Eindruck, denn was konnten sie jetzt noch hoffen.

Die Stadt selber sah auch verödet aus — alle Thüren waren geschlossen, die Bewohner wagten sich kaum noch auf die Straße, denn das Feuer der Belagerer wurde von Tag zu Tag heftiger, und trübe Nachrichten von außen dienten nicht dazu, den Belagerten frischen Muth zu geben. So wenig man bis jetzt wirklich geglaubt, daß Queretaro genommen und der Kaiser gefangen

sei, so drängte sich doch der Masse endlich die Ueberzeugung auf, daß es im inneren Lande nicht gut stehen könne, sonst hätte man schon in dieser langen Zeit bestimmte Nachricht haben müssen — aber Gewißheit fehlte, und die wackeren österreichischen Führer, Graf Rhevenhüller und Obrist Rodolich, wiesen alle Versuche des liberalen Oberbefehlshabers, die Waffen in einer hoffnungslosen Sache niederzulegen, auf das entschiedenste zurück.

Da gelangte plötzlich am 16. Juni ein Brief von Baron Lago aus Tacubaya, dicht bei Mexico, an den Grafen Rhevenhüller, der jeden Zweifel zerstreuen mußte und dem Ganzen eine entscheidene Wendung gab.

Baron Lago, der österreichische Geschäftsträger, aus Furcht, sein kostbares Leben gefährdet zu sehen, hatte allerdings den Kaiser in seinen letzten Tagen und in der höchsten Gefahr verlassen — hier aber traf seine Kunde zur rechten Zeit ein, um weiteres Blutvergießen und Unheil zu verhüten.

Der Brief lautete: „Lieber Graf — Ich mache Ihnen officiell zu wissen, daß der Kaiser Maximilian sich in Queretaro, von wo ich am heutigen Abend hier eingetroffen bin, in Gefangen-

schaft befindet. Er wurde am 15. Mai mit seiner ganzen Armee und allen seinen Generalen gefangen genommen.

„Ich habe Seine Majestät zu wiederholten Malen in seinem Gefängniß in dem Kloster de las Capuchinas gesprochen. Ohne Zweifel hat General Marquez einen eigenhändigen Brief Seiner Majestät, den Ihnen Herr v. Magnus gesendet hat, beseitigt. In diesem Briefe befiehlt Ihnen Seine Majestät sowie allen übrigen Officiern österreichischer Nationalität, fürderhin jedes Blutvergießen zu vermeiden.

„Ich erlaube mir nun, Ihnen dies, in meiner Eigenschaft als österreichischer Geschäftsträger, mitzutheilen, indem ich Sie und die anderen Officiere der genannten Nationalität für jedes, von nun an für eine verlorene Sache vergossene Blut jedes Oesterreichers verantwortlich erkläre, und dies zwar gegenüber Seiner k. k. österreichischen Majestät.

„Empfangen Sie Herr Graf ic.

Baron de Lago.“

Der letzte Satz war eine — Schwachheit, um ein ganz mildes Wort zu gebrauchen; Oesterreich hatte sich lange von den nach Mexico gezogenen Soldaten losgesagt, fand es sogar später gegen

das „Princip“, Officiere von dort wieder anzustellen, und gestattete es nur ausnahmsweise. Aber der Brief selber klärte endlich die Situation und brachte das unnatürliche Verhältniß in Mexico zu einem Abschluß. —

Im erzbischöflichen Palais saß an dem nämlichen Nachmittag Labastida und schrieb verschiedene Briefe, horchte aber dabei immer unwillkürlich nach der Thür. — Er hatte den General Marquez zu sich bitten lassen, und erwartete ihn schon seit fast zwei Stunden, ohne daß er der Aufforderung gefolgt wäre.

Endlich meldete ein im Vorzimmer stationirter Padre den Oberbefehlshaber der Stadt, und gleich darauf betrat Marquez in voller Uniform, aber bleich und mit finster zusammengepreßten Zügen den Raum.

„Monseñor hatten gewünscht mich zu sprechen,“ sagte er, „und es trifft sich dabei sehr gut, denn ich wäre auch von selber heute zu Ihnen gekommen. Was ist es, das Sie mir mitzutheilen haben?“

„Nichts Gutes, lieber Marquez,“ sagte der Erzbischof, „nichts Gutes in der That. Aber was hätte Sie zu mir geführt?“

„Ich möchte Ihre Neuigkeit zuerst hören,“

sagte Marquez trocken, „vielleicht ist es das Nämliche, was ich erfahren habe.“

„Schwerlich,“ rief Labastida, „dann bringen Sie mir eine andere Unglücksbotschaft.“

„Es kommt selten eine allein,“ lachte Marquez bitter, „also was war es?“

„Santa Anna ist von den Liberalen gefangen genommen,“ sagte der Erzbischof mit unterdrückter Stimme, „und Vera-Cruz selber vielleicht schon, während wir hier sprechen, in ihren Händen.“

„In der That?“ sagte Marquez, ohne jedoch besondere Aufregung deshalb zu zeigen, „ist Ihr Bote zurück?“

„Denken Sie sich die Niederträchtigkeit von Porfirio Diaz,“ rief aber der Kirchenfürst, und seine Augen bligten dabei vor Zorn und Ingrimm — „den Boten, den Padre Zaloga, haben sie aufgefangen — er hatte noch andere wichtige Papiere aus Puebla bei sich, die jetzt verloren sind — den Brief aber, der mir über Santa Anna Kunde giebt, schickt mir General Diaz hier herein, und zwar zugleich mit einem Zettel, worin er uns einfach anzeigte, daß er den „würdigen Padre“ als Spion habe hängen lassen.“

Ein spöttisches, fast verächtliches Lächeln

suchte um Marquez' Lippen, aber er hielt es nicht einmal der Mühe werth, darauf zu antworten.

„Da bringe ich noch bessere Kunde,“ sagte er nach einer Pause, „diesen Brief haben die fremden Obristen heute von dem österreichischen Gesandten erhalten.“

„So wissen sie Alles?“ rief der Erzbischof rasch.

„Gewiß —“

„Und was haben sie beschlossen zu thun.“

„Was konnten sie beschließen? Sie weigern sich, weitere Dienste zu thun, und die Geschichte ist aus.“

Der Erzbischof sah den General starr und erbleichend an.

„Und was gedenken Sie zu thun?“

„Nicht von den Liberalen erwischen zu lassen,“ erwiderte Marquez trocken.

„Und die Stadt?“

Der General suchte die Achseln. — „Unsere Truppen können sie nicht allein mehr halten,“ sagte er ruhig, „und werden sich hüten, einen weiteren Versuch dahin zu machen.“

„Und wenn man ihnen Geld versprache?“

„Monsieur haben schon zu viel versprochen,“ sagte der General ruhig, „daß Ihnen kein Mensch

mehr glaubt. Jetzt aber hülfe auch nicht einmal mehr Geld, und wenn es der Klerus wirklich baar aus den Händen gäbe — es ist zu spät. Hätten Sie den Kaiser unterstützt, so konnten Sie mit dem noch zu einem Verständniß kommen — mit den Liberalen ist das, wie Sie recht gut selber wissen, nicht mehr möglich, und Sie mögen jetzt sehen, wie Sie mit denen fertig werden.“

„Und ist das all' der Dank, den wir von Ihnen zu erwarten haben, General?“ sagte Labastida, sich stolz emporrichtend.

„Dank?“ erwiderte Marquez bitter — „ich wüßte in der That nicht, Monseñor, wofür ich Ihnen Dank schuldig wäre, denn von allem Anfang an hatten Sie nur das Interesse des Klerus im Auge und hielten sich zu dem, der Ihnen Aussicht bot, das zu fördern. Ich habe es versucht, aber es ging eben nicht — das Volk wird doch mit den Jahren klüger. War es sonst noch Etwas, das Sie mir mitzutheilen hatten?“

„Und soll denn wirklich Alles verloren sein!“ rief der Erzbischof in Verzweiflung.

„Darüber werden Sie sich mit dem Präsidenten Juárez verständigen müssen, Monseñor,“ erwiderte kalt der General, machte dem Erz-

bischof eine tiefe Verbeugung und verließ das Haus.

Unter dem Militär entwickelte sich jetzt eine ganz eigenthümliche, aber dabei fast unheimliche Regsamkeit, denn mit der Gewißheit, daß das Kaiserreich gestürzt und der Kaiser gefangen sei, dachten die fremden Truppen gar nicht mehr daran, für General Marquez oder irgend einen Mexicaner den Krieg fortzuführen. Ihre Führer erklärten augenblicklich dem General Marquez, daß sie mit Porfeirio Diaz selber über ihren Zug nach der Küste in Unterhandlung treten würden — erhielten aber gar keine Antwort. Marquez blieb überhaupt von dem Augenblick an verschwunden. Nachdem man ihn noch bei General Andrade hatte vorfahren sehen, setzte er sich in seinen Wagen, und kein Mensch war im Stande anzugeben, wohin er sich gewendet.

Das Commando in der Stadt, oder vielmehr den Oberbefehl über die jetzt unaufhaltsam eintretende Verwirrung, übernahm General Tavera, aber auch ihm blieb nichts weiter übrig, als mit dem Feind zu capituliren — es wäre ihm nicht möglich gewesen, die jetzt von den deutschen Truppen aufgegebene Stadt auch nur gegen einen Ansturm des Feindes zu halten, selbst

wenn er noch Lebensmittel für seine Soldaten gehabt hätte.

Die fremden Truppen aber zogen, wie es mit Porfeirio Diaz ausgemacht worden, sämmtlich in den kaiserlichen Palast, in dessen Hofräumen sie sich lagerten. Die Thore wurden geschlossen, und die ausgesteckte weiße Fahne deutete an, daß sie alle Feindseligkeiten eingestellt hätten.

Jetzt erst bekamen sie sichere Nachrichten von ihrem Kaiser, und mit welchem Weh es die treuen Herzen erfüllte, läßt sich denken.

Am 21. endlich marschirte Porfeirio Diaz in musterhafter Ordnung in die Stadt. Es war eine rauh aussehende Armee, die Soldaten meist barfuß oder mit Sandalen, in Leinwandhosen, oft ohne Jacken selbst, aber vortrefflich bewaffnet und in strenger Disciplin gehalten. Den Soldaten war unter Todesstrafe jede Gewaltthat verboten, auch der Verkauf von spiritudösen Getränken in der Stadt für die ersten drei Tage bei schwerer Strafe untersagt.

Der Klerus aber mußte — wo er am liebsten die ganze Armee der Liberalen excommunicirt hätte, zu Mittag ein Tebeum abhalten und alle Glocken läuten lassen — sie deuteten den Frieden.

Während die Glocken noch erklangen, die Soldaten aber schon meist Alle ihre Quartiere bezogen und die Officiere sich zerstreut hatten, um ihre alten, lange nicht gesehenen Bekannten und Verwandten wieder aufzusuchen, ritten zwei Reiter in mexicanischer Tracht über die Plaza und bogen nach einer der Seitenstraßen ein. Dieser folgten sie eine kurze Strecke, bis sie ein kleines aber freundliches Haus erreichten.

Der Eine von ihnen, eine sehr stattliche Gestalt mit schwarzem Schnurrbart und Militärischem in seinem ganzen Wesen, hielt hier, sprang vom Pferd, warf seinem Begleiter die Zügel zu und klopfte mit dem Hammer an die Pforte. Es dauerte auch nur wenige Momente, so erschien ein indianischer Bursche, der aber mehr erschrocken als erfreut schien, den Caballero da zu finden.

„Run, muchacho,“ sagte dieser, „Du schneidest ja ein sehr bestürztes Gesicht — ist die Señora zu Hause?“

„Ah, Señor Lopez!“ rief der Junge, „sind Sie wieder da? Nein, die Señora ist nicht zu Hause — schon seit drei Tagen nicht.“

„Seit drei Tagen?“ rief Lopez erstaunt — „und wo sonst ist sie?“

„Bei ihren Eltern,“ sagte der Bursche, „und ich weiß nicht, wann sie wiederkommt.“

Lopez warf ihm einen düstern, mißtrauischen Blick zu, erwiderte aber kein Wort, drehte sich ab, schritt hinaus, sprang wieder in den Sattel und trabte die Straße hinab, dem Hause seiner Schwiegereltern zu. — Was konnte nur seine Frau bewogen haben, ihre eigene Heimath zu verlassen? Aber das Alles mußte er ja bald erfahren, und schärfer ließ er sein Pferd austraben, um die Stätte rasch zu erreichen.

Vier oder fünf Straßen mochten die Weiden etwa passirt sein, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, als sie wieder an einem größeren und sehr eleganten Hause anhielten, und wieder sprang Lopez aus dem Sattel und klopfte an die Pforte — aber Niemand antwortete oder kam um zu öffnen.

Sein Begleiter — Obristlieutenant Jablonsky, hatte wohl, als sich Jener eben dem Hause näherte, eine Frauengestalt bemerkt, die auf den einen Balcon trat. Sie warf aber nur einen flüchtigen Blick hinab und verschwand dann wieder, und Jablonsky glaubte natürlich, daß sie nun einen Diener zum Oeffnen senden würde — aber es kam Niemand. Lopez klopfte jetzt

stärker und anhaltend, und ließ zuletzt den Hammer so rasch und tönend auf das Eisen niederfallen, daß das ganze Haus davon erbehte und die Nachbarinnen schon auf die Balcone hinaustraten. Endlich wurden unten Schritte gehört, die Thür öffnete sich und ein junges Mädchen stand im Gang.

„Die Señora im Haus?“ rief Lopez, der sie recht gut kannte, — „wie geht es Dir, Manuelita?“

„Meine Schwester kommt gleich,“ erwiderte die Señorita, ohne aber nur den Gruß mit irgend einem Wort oder Blick zu erwidern. — Lopez wollte auch an ihr vorüber und durch den unteren Gang der Treppe zuilen, als er seine junge Frau erblickte, die mit dem Kind auf dem Arm ihm entgegenkam, seiner Umarmung aber auswich und ihm nur den erschrocken Knaben entgegenhielt.

„Da,“ rief sie, und ihr Antlitz war dabei todtensbleich, aber ihre Augen blitzten und ihre ganze Gestalt zitterte — „da hast Du Dein Kind, Verräther — Verräther an Deinem Kaiser und Wohltäter, an dem Vater Deines eigenen Knaben!“

„Querida!“ rief Lopez entsetzt, indem er vor

dem sprühenden Blick des jungen Weibes scheu einen Schritt zurücktrat — „was ist Dir?“

„Was mir ist?“ rief aber die Frau, den Knaben auf den Boden setzend, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtete, „und das fragst Du auch noch? — Traidor! — weißt Du, wie Dich das Wort, einem Judas gleich, durch die Welt treiben wird? Da, nimm Deinen Knaben — Du hast ihm die Schmach, den Fluch Deines Namens gelassen, und er wird ein Verräther werden, wie Du selbst — aber dann weiche von dieser Schwelle, denn verflucht ist selbst der Boden, auf dem Du stehst!“

„Um der heiligen Jungfrau willen!“ rief Lopez, die Arme nach ihr ausstreckend; aber das junge Weib flog den Gang zurück, und das Kind, das sich aufgerafft hatte und so klein war, daß es kaum laufen konnte, suchte schreiend ihr zu folgen.

Lopez stand, das Gesicht in den Händen bergend, vernichtet und gebrochen, dann raffte er sich empor — er zögerte — sollte er ihr nach? — er wagte es nicht — den schreienden Knaben aufgreifend und an sich pressend, küßte er das Kind, aber setzte es wieder auf den Boden, dann aus dem Haus wankend, ergriff er die

Zügel seines Pferdes und schwang sich in den Sattel.

„Caracho, Lopez!“ rief ihm sein Begleiter zu — „was ist Euch? Ihr seht ja lässig aus, — Etwas vorgefallen im Haus?“

Lopez antwortete ihm nicht, sein Thier fühlte die Sporen, und im Galop sprengte er die Straße hinab — wohin? — er wußte es selber kaum, und das Thier flog mit ihm den Weg entlang — Jablonsky war aber schon an seiner Seite.

„Compañero!“ sagte er, „ich halte es jetzt nicht länger aus — acht Stunden sind wir nun geritten, ohne daß auch nur ein Bissen Brod oder ein Tropfen Wein über unsere Lippen gekommen ist — das wird langweilig. Da vorn ist eine Pulqueria, und ich muß wenigstens ein Glas Wein trinken oder ich kann mich nicht mehr im Sattel halten“ — und ohne Weiteres voraussprengend, zügelte er sein Pferd dort ein, sprang hinab, band es draußen an einen Ring und trat in das Innere.

Es war die nämliche Pulqueria a los descontentos, die Jablonsky schon von früher her gut genug kannte und wußte, daß man dort ein

gutes Glas spanischen Wein bekam. — Lopez folgte ihm fast willenlos. Die Zunge klebte ihm selber am Gaumen, und er fühlte, daß er einer Stärkung bedürfe. Der Raum im Innern war freilich mit Menschen gefüllt, denn das drängte und wogte nur so heute durch die Straßen. Wurde doch die Stadt nicht mehr beschossen, und Jeden trieb es Neues von draußen und Nachrichten theils von Queretaro, theils von anderen Orten her zu hören. Ebenso hatte sich hier eine Anzahl der liberalen Officiere versammelt, um die Tagesneuigkeiten zu besprechen, und meist die Tische im benachbarten Zimmer besetzt. Einige standen aber auch an dem Schenkstand selber, um sich ihre Gläser füllen zu lassen, und der Wirth hatte kaum Hände genug, um ihnen Allen zu willfahren.

Zwischen diese hinein trat Jablonsky, und Niemand achtete auf ihn. Wer auch kannte den Burschen. Jeder hatte selber genug mit sich zu thun, und eben so wenig würde man seinen Kameraden, der ihm dicht folgte, bemerkt haben, wäre nicht Einzelnen dessen so merkwürdig bleiches Gesicht aufgefallen.

„Caracho!“ flüsterte einer der Officiere dem andern zu — „sieh 'mal den Caballero an; ich

glaube, der hat nicht einen Tropfen Blut mehr in den Backen."

Der Angeredete hielt gerade ein großes Glas Wein in der Hand, das er sich selber am Schenktisch geholt hatte, und war eben im Begriff davon zu trinken. Ueber das Glas hin sah er nach dem Bezeichneten hinüber, als er es rasch und fast wie erschreckt wieder absetzte und laut ausrief:

„Lopez! Purisima!“

„Lopez? — wer? welcher?“ rief es im benachbarten Zimmer — „Riquel?“

Lopez hatte den Blick dem, der seinen Namen nannte, zugewandt und einen Freund erkannt, mit dem er früher viel verkehrt — aber es lag ihm jetzt Nichts daran, alte Bekanntschaften wieder anzuknüpfen — er wäre auch am liebsten gleich wieder umgekehrt, aber das hätte Aufsehen erregt. — Was kümmerten ihn die Officiere — nur ein Glas Wein wollte er trinken, und dem Andern nur leicht zunickend, trat er zum Schenktisch.

Lopez — der Name hatte aber wie Feuer gezündet, denn es wurde gerade in der Zeit fast von Nichts weiter in Mexico gesprochen, als von der Einnahme von Queretaro, bei der ge-

rabe dieser Lopez den Kaiser verrathen und ihn und die Festung für 3000 Unzen an Escobedo verkauft hatte. — „Miguel Lopez?“ rief es von allen Seiten. — Die Officiere wollten den Mann selber sehen und drängten herbei. Der Erste aber, ein Hauptmann Estella, der sich von seinem Erstaunen erholt hatte, rief, indem er einen Schritt auf Lopez zutrat:

„Und Du Schurke wagst es, unter ehrliche Leute, unter Soldaten zu kommen und mit ihnen an einen Tisch zu treten und von einem Wein trinken zu wollen? Caracho!“ Und mit dem zwischen den Zähnen hervorgezischten Fluch, goß er in aller Wuth dem Buben den Wein, den er noch in der Hand hielt, in's Gesicht hinein.

Lopez griff, fast außer sich, nach der Seite, wo er jedenfalls seinen Revolver trug, aber jetzt brach der Sturm von allen Seiten gegen ihn los.

„Hinaus mit dem Schuft — hinaus mit der Canaille!“ rief es, selbst der Wirth griff in Entrüstung nach einer vollen Flasche, die er verkehrt in der Hand hielt — „auf die Straße mit dem Verräther, oder besser noch, an den Galgen mit ihm!“ Und wer etwas Flüssiges in der Hand hielt, goß es über ihn, ja Gläser wurden nach ihm geschleudert; ein großes Pilsneglas barst

ihm am Kopf, und nur durch den Hut wurde die Wucht desselben gebrochen.

Lopez warf schon den Blick umher, aber er sah auch im Nu, daß er hier Alle gegen sich hatte. Selbst sein Helfershelfer Jablonsky drückte sich vorsichtig von ihm fort, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß er zu ihm gehöre, und dann gleiche Mißhandlung zu erfahren, und der Verräther, seige wie er sich immer gezeigt, floh aus der Thür, warf sein Pferd los und sich in den Sattel, und jagte, wie von Furien gepeitscht, die Straße hinab. — Wohin er floh? Niemand hat es erfahren — unter anderem Namen mag er wohl das Land verlassen haben, aber selbst Mexico, das Land des Verraths und Treubruchs, mochte diesen nichtswürdigen Verräther nicht auf seinem Boden dulden.

Auch Marquez war verschwunden, hielt sich aber noch, wie man bestimmt wußte, in der Stadt versteckt, und Porfeirio Diaz hatte 10,000 Pesos auf seinen Fang gesetzt, so daß die Polizei einen außerordentlichen Eifer entwickelte, um ihn aufzuspüren.

Ebenso sahndete man auf den Präfecten O'Horan, der in Tlalpam die zwölf Liberalen hatte hängen lassen.

Draußen am Nordende Mexicos, in einer vollkommen abgelegenen Gegend, wo nur die ärmsten Bewohner der Stadt in Schmutz und Dürftigkeit lebten und in den letzten Tagen der Belagerung, wo die Kugeln immer dichter flogen, auch fast alle ihre elenden Paraden verlassen hatten, schien noch die eine von diesen Hütten bewohnt. Eine alte Frau wenigstens stand vor der Thür draußen und mußte wohl Jemanden erwarten, denn sie sah fortwährend die Straße hinunter und ging nur manchmal in ihre elende Kammer zurück. Dort hatte sie eine Kranke im Bett liegen, mit der sie, aber auch nur leise flüsternd, einige Worte wechselte.

Wieder war sie herausgekommen und erschraf sichlich, denn dicht vor der Thür bemerkte sie zwei Fremde. — Sie wollte sich wenden und in das Haus zurückgehen, aber der Eine, der mit dem Andern ein paar Worte geflüstert hatte, eilte ihr rasch nach und sagte:

„Oh, Señora — erlauben Sie mir eine Frage — wohnen Sie hier ganz allein?“

„Ja,“ brummte die Frau — „weshalb?“

„Oh — ich — suche einen guten Freund, dem ich gern Etwas sagen wollte.“

„Ja, dann müssen Sie ihn wo anders suchen,“

knurrte die Alte, deren Gesicht in tausend kleinen Falten lag, während die zusammengekniffenen grauen Augen daraus vorbligten — und damit eilte sie über den Hof schräg hinüber, und würde im nächsten Moment auch die Thür erreicht und jedenfalls hinter sich zugeworfen und verriegelt haben. Der Fremde schien aber nicht gesonnen, sich so abfertigen zu lassen. Mit ein paar Sätzen war er an ihrer Seite.

„Seid Ihr ein Räuber?“ schrie das Weib entsetzt, indem sie ihn zurückzuschieben suchte. — „Und glaubt Ihr, daß es bei einer armen alten Frau Etwas zu stehlen gäbe? Fort mit Euch, oder bei —“

„Pst,“ warnte aber der Fremde, der auch gar nicht wie ein Mexicaner aussah. „Ich weiß, wen Ihr bei Euch habt, und muß ihn sprechen. Seid Ihr vernünftig, so soll Euch kein Leid geschehen — und ihm auch nicht. Nehmt Ihr aber keinen guten Rath an, dann rufe ich den nächsten Soldaten, der vorbeigeht, und was dann geschieht, wißt Ihr.“

„Wer seid Ihr?“ rief das Weib, an allen Gliedern zitternd, „und was wollt Ihr?“

„Ich bin ein Amerikaner,“ sagte der Fremde, „und muß den General sprechen — weiter Nichts.“

„Welchen General — ich weiß von keinem General,“ rief aber die Alte, während sich der Fremde jedoch ohne Weiteres in die Thür drängte, „da seht selber — ist das etwa einer?“ Und sie deutete dabei auf das in der Ecke befindliche Bett, auf dem, mit dem Rücken nach dem Zimmer zu, eine Gestalt, mit einer Serape zugedeckt, lag, die aber eine Frauenmütze über die Ohren gezogen hatte.

Der Fremde beobachtete die angebliche Kranke etwa eine halbe Minute und ließ dann den Blick im Zimmer umherschweifen. Der Raum sah öde genug aus, kahle Wände, ein paar wacklige Sessel, ein alter Tisch — außerdem war es bei dem geschlossenen Laden fast ganz dunkel. Der Fremde stieß aber ohne Weiteres den Laden auf — unter dem Bett sah er ein zusammengeschnürtes Bündel, und ein anderes, wie es die Indianer gewöhnlich zu Markte tragen, lag noch mitten in der Stube.

„Wer ist die Frau?“

„Meine kranke Tochter,“ sagte die Alte finster. „Habt Ihr Euch nun überzeugt? — und nun geht, daß Ihr sie mir nicht stört; sie hat in all’ dem Lärm und Trubel in der Stadt überdies in den letzten Tagen keine Stunde Ruhe gehabt.“

Der Fremde war nicht so leicht abgewiesen — er betrachtete sich die Gestalt etwas genauer — die breiten Schultern gehörten keiner Frau an, er schien auch seiner Sache zu gewiß, und sich einen Stuhl nehmend, rückte er ihn ruhig an das Bett, setzte sich darauf, nahm dann einen Revolver aus der Tasche und sagte mit der größten Freundlichkeit:

„General Marquez, dürfte ich Sie vielleicht ersuchen, sich einmal einen Augenblick umzudrehen — bitte, geben Sie sich keine Mühe,“ setzte er hinzu, als er bemerkte, daß die Kranke eine fast krampfartige Bewegung unter der Decke machte — „mein Revolver hier ist in guter Ordnung, und außerdem hält noch ein Freund von mir draußen an der Thür Wache. Sie müssen mir Rede stehen, aber fürchten Sie auch Nichts für Ihre Sicherheit. Wenn Sie meinen Wunsch erfüllen, soll Ihnen nicht das Geringste geschehen, und ich denke gar nicht daran Sie zu verrathen.“

Die Gestalt rührte sich nicht — sie lag jetzt still und regungslos, und die Alte sagte zitternd:

„Aber um der heiligen Jungfrau willen, Señor, was reden Sie nur — es ist meine kranke Tochter und stottau noch dazu. Sie könnten

eine Stunde auf sie einschlagen und sie würde keine Sylbe davon hören.“

„So,“ sagte der Fremde, indem er von seinem Stuhl aufstand — „das ist dann etwas Anderes — so werde ich mir nur erlauben, als Wache hier zu bleiben, und meinen Freund in dessen nach einer Patrouille schicken. Behüten Sie nur so lange die kranke Tochter, Señora“ — und mit langsamen Schritten ging er nach der Thür.

Da plötzlich richtete sich die Gestalt im Bette empor, und der Fremde, sich rasch wendend, hielt den Revolver gegen sie gerichtet, aber er hatte Nichts für sich zu fürchten. Er starrte in das leichenblasse und durch eine alte Schußwunde arg entstellte Gesicht des gefürchteten Generals, das mit der Frauenmüge auch einen halb komischen, halb grausigen Anblick bot.

„Was wollen Sie — wer sind Sie?“ rief er dabei, und der Fremde sah recht gut, daß auch er in der rechten Hand eine Waffe trug, aber er hob sie nicht, sondern hielt sie nur krampfhaft umspannt und blickte den Eindringling mit seinen bösen, stehenden Augen, in denen ein ganzes Meer von Haß und doch auch zugleich von Furcht lag, an.

„Oh, Santissima,“ rief da die Frau, auf ihre Kniee niederfallend, „ich habe ihn auf meinen Armen herumgetragen, ich konnte ihn ja nicht verrathen! Erbarmen — Erbarmen!“

„Señora,“ sagte der Fremde mit voller Ruhe, „schreien Sie nicht so — ich habe Ihnen schon vorher gesagt, daß ich ihn nicht verrathen will — General, kennen Sie mich nicht mehr?“

„Nein,“ sagte der General finster und riß dabei die Mütze von seinem Kopf herab, denn er fühlte, daß er lächerlich darin aussehen mußte.

„Dann will ich mich Ihnen selber vorstellen,“ erwiderte der Amerikaner. „Mein Name ist Galway — erinnern Sie sich meiner jezt? Es sind noch kaum acht Tage her — vielleicht etwas länger, daß Sie so freundlich waren — mich, wie eine Anzahl von Kaufleuten aus der Stadt, einzuladen, wonach Sie uns dann zwangen, Ihnen bedeutende Summen Geldes auszusahlen. Mich hielten Sie damals zwei Tage ohne einen Bissen Essen oder einen Trunk Wasser eingesperrt, bis mich der Hunger zwang, Ihnen zu willfahren, und ich war genöthigt, Ihnen hundert Unzen zu übergeben.“

Als Marquez schwieg, fuhr der Amerikaner freundlich fort:

„Ich war glücklich genug, gerade Zeuge zu sein, wie Sie diesen Schlupfwinkel suchten, und eine Weile habe ich mit mir gekämpft, ob ich die auf Ihren Fang ausgesetzten zehntausend Pesos verdienen sollte oder nicht. Die Sache hat aber einen Haken. Mitleid für Sie hielt mich natürlich nicht ab, denn Sie sind vielleicht der abgefeimteste und blutgierigste Schurke, den die Welt trägt, und haben den Tod tausendfach verdient. Aber die liberale Regierung macht von der mexicanischen Tugend: Alles zu versprechen und gar Nichts zu halten, keine Ausnahme. Lopez, der Queretaro und den Kaiser verrieth, hat ebenfalls Nichts bekommen, und ich würde nur Mühe gehabt und aller Wahrscheinlichkeit nach gar nichts weiter als das Vergnügen erreicht haben, Ihrer Execution beizuwohnen. Ich habe mir deshalb die Sache anders überlegt. — Geben Sie mir die hundert Unzen, die Sie mir frecher Weise abgenommen, wieder zurück und machen Sie dann, daß Sie fortkommen — ich werde Ihnen nicht dabei im Wege sein. Weigern Sie sich, so befinden Sie sich eine halbe Stunde später in den Händen der Liberalen, und was dann mit Ihnen geschieht, wissen Sie — den alten General Vidaurri haben sie auch vor etwa anderthalb

Stunden hinausgeschleppt und von hinten erschossen."

Marquez war tobtенbleich geworden. „Und wer bürgt mir dafür," sagte er mit heiserer Stimme — „daß Sie das Geld nehmen und nicht doch nachher hingehen und mich verrathen?"

„Sie urtheilen nach sich selber, bester General," lächelte der Amerikaner. — „Schon daß ich nicht mehr Geld von Ihnen erpresse, als wirklich mein Eigenthum ist, mag Ihnen den Beweis liefern — außerdem gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß weder ich, noch mein Freund da draußen Sie in den nächsten vierundzwanzig Stunden anzeigen werden. Bis dahin wünschen wir Ihrer Gegenwart enthoben zu sein. Wie ist es, haben Sie sich entschlossen?"

„Ja," sagte Marquez finster, indem er unter die Bettdecke griff und einen kleinen Sack mit Unzen hervorholte — „es bleibt mir nichts Anderes übrig." Er langte mit der Hand hinein und hatte rasch hundert Stück abgezählt, die er dem Amerikaner reichte — „sind Sie jetzt zufrieden?"

Der Amerikaner zögerte: „Die Zinsen möchte ich nicht gern verlieren — ich bitte Sie, noch eine zuzulegen."

Marquez lachte. „Sie sind wirklich praktisch,“ sagte er — „und was wird jetzt? — Können Sie mir behilflich sein, von hier fortzukommen? Ich gebe Ihnen —“

„Bitte, nein,“ unterbrach ihn aber Galway — „das ist Ihre Sache und geht über unsern Contract. — Nicht einen Finger würde ich bewegen, um Sie vom Galgen zu retten. Ich habe nur versprochen, Sie nicht zu verrathen, würde Sie aber mit Vergnügen hängen sehen. Also adios, Señor — unser Geschäft ist beendet!“ Und ohne sich weiter um den General oder die Frau zu kümmern, schob er seinen Revolver wie das Gold in seine Taschen und verließ das Haus.

11.

Das Ende eines braven Mannes.

Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang.
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Bei gold'nem Sonnenuntergang.

Maximilian.

Maximilian und seine Generale wurden nach dem letzten versäumten und dann natürlich ruckbar gewordenen Fluchtversuch allerdings viel strenger bewacht als vorher, ohne daß sich jedoch Escobedo selber Härten gegen den Kaiser erlaubt hätte. Im Gegentheil trat er immer vermittelnd ein, wo ihn untere Officiere roh behandeln wollten. Er hatte sogar schon früher die Erlaubniß gegeben, daß der Kaiser ein eigenes und bequemes Haus bewohnen solle, was aber durch die Proteste eines rohen Burschen, eines General

Gonzales, dem damals die Bewachung anvertraut worden, hintertrieben wurde, und einigermaßen hatte sich auch Escobedo dem Willen seiner Officiere zu fügen, wenn er nicht jede Verantwortung später allein tragen wollte.

Es war übrigens augenscheinlich, daß wenigstens alle besser gesinnten Mexicaner durch das liebenswürdige und edle, wie standhafte Benehmen des Kaisers nach und nach und mehr und mehr für ihn eingenommen wurden, und Mancher von ihnen würde vielleicht nicht ungern seine Flucht gesehen haben. Das rohe Volk behielt aber trotzdem die Oberhand, und Verbo de Tejada hatte ja einmal seinen Tod beschlossen. Es sollte ein Exempel Europa gegenüber statuirt werden, daß kein fremder Fürst es je wieder wage, die Hand nach der mexicanischen Kaiserkrone auszustrecken.

Das Kriegsgericht über den von allen Seiten fast verrathenen Monarchen war in vollem Gang, und damit auch sein Tod beschlossen, denn das nichtsnutzigste Gefindel sah über ihn zu Gericht und eine Appellation von diesem gab es nicht mehr. Der Kaiser hatte auch schon mit dem Leben abgeschlossen. „Das Einzige, um was ich sie bitten werde,“ sagte er zu seinem

Ärzte, dem Doctor Basch — „ist, daß sie mein Leben allein nehmen — mein Blut das Einzige sein lassen, was vergessen wird — sie können sich damit genügen lassen.“

Indessen besuchte ihn in diesen Tagen die Prinzessin Salm noch verschiedene Male und verkehrte außerdem häufig in der Stadt mit verschiedenen feindlichen Obristen, besonders mit Obrist Villanueva, der englisch sprach und den sie ja auch schon früher für sich gewonnen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Kaiser unter jeder Bedingung zu retten, und mit einer fabelhaften Ausdauer verfolgte sie diesen Plan — freilich nur mit der schon früher ausgesprochenen Idee, daß man sich nicht mit geringeren Personen dabei einlassen dürfe, sondern sich an höhere Officiere wenden müsse, wobei Gold dann der Hebel sein sollte, der sie gefügig machte.

So viel Geld hatte aber der Kaiser natürlich nicht baar bei sich, und konnte es auch jetzt nicht, wo sich das Ganze um Tage handelte, so rasch herbeischaffen — Baron Lago — der wahre Strohmann eines Gesandten, war ebenfalls nicht im Stande, hier zu helfen, und der Kaiser stellte endlich zwei Wechsel, jeden von 100,000 Pesos aus, die auf das kaiserliche Haus und seine Ka-

milie lauteten und von Baron Vago, als österreichischem Gesandten, ebenfalls unterschrieben wurden.

Der letztgenannte Herr scheint aber über seine Unterschrift sehr in Angst gewesen zu sein, denn als ihm Doctor Vasch die Wechsel noch einmal brachte, um auch die Unterschrift der übrigen Gesandten zu bekommen, lief er in heller Verzweiflung in seinem Zimmer auf und ab. — „Sie werden uns Alle hängen,“ rief er dabei, „sie werden uns Alle hängen, ohne dem Kaiser Etwas nützen zu können,“ und mit einer Scheere schnitt er seinen Namen wieder ab.

Als man es später dem Kaiser erzählte und ihm die Worte wiederholte, lachte dieser verächtlich und sagte: „Und welch ein Unglück wäre das gewesen? Die Welt hätte dadurch wahrlich keinen Verlust erlitten.“

Die Prinzessin nun — in der festen Ueberzeugung, mit Geld Alles auszurichten, forderte Riva Palacio — einen der wenigen ehrenwerthen mexicanischen Obristen direct auf, ihr bei der Flucht des Kaisers behilflich zu sein, und bot ihm dafür den einen Wechsel von 100,000 Dollars. Villanueva hatte sich schon um den nämlichen Preis bereit gefunden. War es nun, daß

der Versuch ihn zu bestechen zu schroff an Palacio herantrat, oder ihm auch zu direct gestellt worden war, da die Prinzessin nur wenige Worte Spanisch sprach, aber — er lehnte es nicht allein nur ab, sondern brachte sogar den Fluchtversuch zur Anzeige bei Escobedo, und das schnitt dem Kaiser dann die letzte Hoffnung ab.

Prinzessin Salm bekam augenblicklich Befehl, Queretaro zu verlassen, und das Schicksal Maximilian's war entschieden.

Die Comödie im Theater Iturbide in Queretaro, wo das Kriegsgericht auf der Bühne saß, spielte sich ab. Der Kaiser und die Generale Miramon und Mejia wurden zum Tode verurtheilt, das Urtheil mußte Escobedo bestätigen, und am 16. sollte die Execution stattfinden.

Indessen hatte das Gerücht von dem Tode der Kaiserin mehr Verbreitung gefunden, seine wenigen Getreuen fürchteten, daß es dem Kaiser von anderer Seite einmal plötzlich und unerwartet zu Ohren kommen könnte, und beschloßen endlich, es ihm mitzutheilen. Er nahm es — selber schon auf seinen Tod gefaßt, ruhiger hin, als man erwarten konnte.

„Ein Band weniger, das mich an diese Erde

feffelt," sagte er leise, als es ihm Mejia mitgetheilt hatte, und blieb dann still und in sich gekehrt.

Am Morgen des 16., während der Kaiser beschäftigt war Abschiedsbriefe zu schreiben, kam gegen elf Uhr Vormittags Obrist Miguel Palacio, mit ihm General Refugio Gonzales — ihnen folgte eine Truppe Soldaten, die sich schweigend auf dem Vorplatz aufstellten.

Bei offener Thür las der neue Fiscal Gonzales dem Kaiser jetzt das Urtheil vor, der es mit ruhig lächelnder Miene anhörte; wie aber nur der Fiscal geendet, sagte er zu Doctor Basch, auf die Uhr zeigend: „Auf drei Uhr ist die Stunde angesetzt — Sie haben noch mehr als drei Stunden Zeit und können ruhig Alles vollenden.“

Der Fiscal wendete sich zum Gehen, als Maximilian plötzlich frug:

„Zu wem gehen Sie jetzt?“

„Zu General Mejia.“

„Dürfte ich Sie bitten, einen Augenblick zu warten — General Mejia hat Besuch — nur einen Augenblick," — und er schritt selber hinüber zu seinem treuen Indianer. Vor kaum einer halben Stunde hatte er nämlich gesehen,

daß Mejia's Frau ihn besuchte, und selbst in diesem Augenblicke dachte er daran, wie furchtbar es für die Gattin sein müsse, dem Vorlesen des Urtheils zuzuhören. Er trat hinüber in Mejia's Zelle, und den Arm der Frau in den seinen ziehend, sagte er:

„Kommen Sie, Señora — Sie müssen jetzt Ihren Gatten für kurze Zeit allein lassen — kehren Sie nachher zurück“ — und damit führte er sie dem Ausgang zu.

Miramón, der wohl ahnte, was das Alles bedeute, war Zeuge dieser kleinen Zwischenscene gewesen — er trat, als der Kaiser zurückkehrte, auf ihn zu und sagte:

„Majestät — das ist gar nicht Mejia's Frau.“

„Und was thut das?“ sagte der Kaiser weich — „es ist eine Frau,“ — und damit schritt er in seine eigene Zelle zurück.

Gegen Mittag kam der Beichtvater Vater Soria. — „Ich beichte nicht Jedem, der Geistlicher ist,“ sagte der Kaiser zu Doctor Bajá, „und habe den Padre rufen lassen, um zu erfahren, ob wir uns über gewisse Vorfragen einigen können.“

Um drei Uhr war der zum Tode verurtheilte

Monarch völlig bereit zum Sterben,*) als der Obrist ein Telegramm brachte, das die Execution drei Tage hinausshob.

„Das ist hart,“ sagte der Kaiser, „denn ich hatte schon ganz mit der Welt abgeschlossen,“ — und es war hart, denn es verlängerte nur die Todesqualen der doch dem Tode Verfallenen. — Und die Tage vergingen, schwache Hoffnung lebte noch in den Herzen der treuen Menschen, die ihn umstanden — aber vergebens. Der dritte Tag kam — Baron Magnus, der preussische Gesandte, der sich mit jeder Aufopferung angestrengt hatte, den Kaiser zu retten, während der österreichische Gesandte gar nichts that, hatte umsonst diesen Aufschub von Juarez verlangt.

Um halb sieben Uhr Morgens kam der Obrist Palacio mit der Wachtmannschaft, um den Kaiser abzuholen, der ernst, aber vollkommen gefaßt von den Seinen Abschied nahm.

Die Verurtheilten wurden, während die ganze Besatzung von Queretaro aufmarschirt stand, auf Wagen zu dem Cerro de las Campanas — demselben, wo er sich seinen Feinden ergeben hatte, hinausgeführt.

*) Die Einzelheiten dieser Stunden hat Doctor Basch einfach und ergreifend in seinen „Erinnerungen“ geschildert.

Als er aus dem dumpfigen Kloster auf die freie Straße trat, sah sich der Kaiser ringsum, athmete mit voller Brust die frische Morgenluft ein und sagte: „Welch ein herrlicher Tag! -- einen solchen habe ich mir immer zum Sterben gewünscht.“

Und wie öde lag die Stadt — die Straßen waren menschenleer — die Läden geschlossen — keine Neugierigen auf den Balconen, noch auf den Dächern der Häuser — allgemeine Trauer herrschte in Queretaro, denn man hatte dort den unglücklichen Kaiser von Herzen lieb gewonnen und beklagte tief sein gewaltsames Ende.

Auf dem Hügel de las Campanas, der die freundliche Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen und Kuppeln voll überschaute, und fast unmittelbar neben der Stelle, wohin sich die Verrathenen damals zurückgezogen, schritt der Kaiser in das nach dem Cerro hin offene Quarré, umarmte noch einmal seine beiden Todesgefährten und stellte sich dann fest und ruhig den Soldaten gegenüber. An ihm vorbei gingen Miramon und Mejia. Miramon blieb wenige Schritte von dem Kaiser stehen, und Mejia, anstatt an

seiner andern Seite zu bleiben, ging noch über Miramon hinaus.*)

Noch einmal trat der Kaiser vor und gab jedem der Soldaten, die bestimmt waren auf ihn zu schießen, die Hand und eins der neu geprägten Zwanzig-Dollar-Goldstücke mit seinem Bild darauf. „Schießt gut — schießt gerade hierher!“ sagte er, auf sein Herz deutend, und ging dann zu seinem Platz zurück.

Dann sprach er mit klarer Stimme die Worte: „Mexicaner — möge dieses Blut das letzte sein, das für das Wohl des Vaterlandes vergossen wird!“

Miramon wies in wenigen Worten den Vorwurf des Verrathes zurück — Mejia rief nur: „Viva Mejico — viva el Emperador!“

Die Büchsen knallten — die drei Opfer stürzten gut getroffen zu Boden; „Hombre!“ flüsterte der Kaiser, als er zusammenbrach, dann war Alles vorbei. —

Und warum länger bei dem furchtbaren Vorerweilen. Ein edles Herz hatte da ausgeschla-

*) Es wird gewöhnlich erzählt, der Kaiser habe Miramon den Ehrenplatz in der Mitte zugewiesen, aber das ist unrichtig. Wie sie sich aufstellten, ohne wohl in diesem Augenblick an den Rang zu denken, blieben sie stehen.

gen. Maximilian, der Erzherzog von Oesterreich, war nach Mexico in dem festen Glauben gekommen, von dem Volk wirklich berufen zu sein, und mit dem Willen, nur dem Land Heil und Segen zu bringen — und was fand er? Verrath und Treubruch, wohin er den Fuß setzte, eine schwankende Masse, die ihn heut' vielleicht mit lautem Jubel als Kaiser begrüßte, um morgen schon, statt der Blumen und Kränze, Steine auf ihn zu schleudern — ein verkommenes, durch endlose Revolutionen demoralisirtes und gesunkenes und doch in blindem Eigendünkel befangenes Volk, das durch Phrasen einen Moment für jede Sache hingerissen werden konnte, und augenblicklich nüchtern wurde, sobald man das geringste Opfer von ihm selbst verlangte.

Dahinein trat, an der Hand Napoleon's, Maximilian, ein Prinz, ein Seemann, ein Poet und außerdem ein braver, ehrlicher Mann, der sich an sein Wort gebunden hielt, und nie glaubte er genug gethan und seine Pflicht erfüllt zu haben. So treu und rein sein eigenes Herz war, so konnte und wollte er auch nicht an die Schlechtigkeit anderer Menschen glauben, und selbst zuweilen gewarnt, klammerte er sich noch immer an die Möglichkeit an, daß es seine Um-

gebung doch gut und ehrlich mit ihm meine, bis sie fast Alle — Alle — mit nur sehr wenig Ausnahmen auf sein sinkendes Haupt den Fuß setzten, um darüber hin die eigene Sicherheit zu suchen.

Von Allen wurde er verrathen — am schmachlichsten von Louis Napoleon selber und seinem würdigen Marschall Bazaine, von Marquez, von Lopez, den er mit Wohlthaten überhäuft, von seinen eigenen Ministern und Räthen, ja von seiner eigenen Dienerschaft, die nur ihre Koffer füllte und dann zurück nach Hause floh, um ihren Herrn und Wohlthäter zu verunglimpfen.

Die, für die er das Wenigste im Stande war zu thun, hielten am treuesten bei ihm aus, und zu spät sah er ein, daß er weit besser deren Rath gefolgt wäre, als auf die zu hören, die sich ihm aufdrängten und sich seine Freunde nannten.

Zu spät! wie oft schon ist das verhängnißvolle Wort einem Fürsten verderblich geworden — zu spät! — wie oft wird es ihnen noch zum Verderben werden.

Und doch kann die Geschichte nie einen Vorwurf auf das Haupt des mexicanischen Kaisers Maximilian häufen. Er fiel — ja — aber wie

ein Mann, wie ein Held, wie ein Fürst. Seine Feinde opferten ihn — aber er hinterließ keinen Feind, und selbst die rohen Mexicaner standen erschüttert an seiner Leiche.

„Era una alma grande!“ (es war eine große Seele) sagte der Obrist Palacio, als er von der Hinrichtung zurückkehrte, und mehr Thränen sind ihm in Mexico, auf fremder Erde, nachgeweint worden, wie vielleicht irgend einem andern Fürsten der Welt, denn erst nach seinem Tode sahen die Mexicaner ein, was er ihnen gewesen — was sie an ihm verloren.

Die Bewohner von Queretaro waren außer sich. Sie hatten die lange und schwere Belagerung ertragen, sie waren gezwungen gewesen für das Heer zu sorgen, und dabei Hunger und Elend mit ihm zu theilen, aber ein förmlicher Enthusiasmus herrschte in der Stadt für den gemordeten Kaiser.

Die Frauen strömten hinaus auf die Richtstätte, neigten Tücher mit dem vergossenen kostbaren Blut, sammelten Steine und Erde von der Stelle, auf der er gefallen, und deckten den Platz mit Blumen.

Ein kleiner Erdhügel wurde dort aufgeworfen und ein rohes, schwarz angemaltes Holzkreuz

darauf errichtet — aber schon in den ersten Tagen war das Kreuz in Splitter geschnitten und entführt, als theures Angebenken.

Man errichtete ein anderes und wieder ein anderes — das Volk wurde nicht müde. Die Damen gingen in Trauer — das Volk umjammerte die Stätte, bis endlich die Behörden der Liberalen, denen es unter diesen Ovationen für den Gerichteten unheimlich zu werden anfang, und der Gouverneur von Queretaro den Befehl gab, den ganzen Platz der Erde gleich zu machen.

Die Adobie-Mauern, vor denen die Opfer gestanden, wurden abgerissen, die kleinen Erdhügel zerstört, die dort wachsenden Cactuspflanzen abgeschlagen, und selbst das genügte noch nicht, denn aus der Stadt selber ließ man Schutt hinauffahren und die ganze Stätte dicht damit bedecken, so daß die Stelle verschwand und Niemand mehr wußte, wo er die Blumen hinlegen sollte, die fast allnächtlich noch den Opferplatz schmückten. —

In den Straßen standen die Frauen und jammerten und wehlagten, als der Zug der Soldaten von der Richtstätte zurückkehrte.

Ein junges Weib lehnte an der Ecke, den Kopf mit dem Rebozo verhüllt, und jammerte laut — es war Mercedes. Ein Halb-Indianer,

ein Soldat und roher Bursche, trat zornig auf sie zu.

„Um wen weinst Du, Dirne?“

„Um meinen Kaiser!“ rief die Jammernde, sich jäh und zornig emporrichtend — „bist Du Einer seiner Mörder?“

„Warte muchacha, das sollst Du mir büßen!“ rief der Bube und riß den Revolver aus dem Gürtel. Blistzschnell aber zuckte ein Messer in des Weibes Hand, und den Arm treffend, daß die Waffe zu Boden fiel, floh sie die Straße entlang.

Juarez selber kam einige Tage später auf seinem Weg nach Mexico durch Queretaro — aber es war ihm unheimlich in dem Ort. Diese Oede, die Trauer um ihn her that ihm weh — Kein Jubelruf begrüßte ihn, kein freundliches Wort; wo er sich sehen ließ, trafen ihn nur scheue, vorwurfsvolle Blicke, und schon mit Tagesgrauen am nächsten Morgen setzte er seine Reise nach der Hauptstadt fort.

Musterhafte Ordnung hielt unterdeß Porfeirio Diaz in der Stadt; die kleinste Uebertretung der gegebenen Befehle wurde aber auch auf das strengste bestraft, und die Soldaten wußten recht gut, daß der General nicht mit sich spaßen lasse.

Außerst achtungswerth betrug er sich ebenfalls gegen die fremden Truppen, während sich der österreichische und belgische Consul auf das niedrigste benahmen, und deshalb auch Proteste von allen Seiten hervorriefen. Obrist Kobolich und Graf Rhevenhüller hatten (getrennt von dem mexicanischen Oberbefehlshaber — jetzt General Lavera, da General Marquez nirgends mehr zu finden war) direct mit Porfeirio Diaz

unterhandelt, und es wurde ihnen ehrenvoller Abzug, nach Kriegsgebrauch, in ihre Heimath gestattet.

Verdo de Tejada protestirte allerdings später dagegen, aber Porfeirio Diaz hielt das gegebene Wort aufrecht, oder drohte selber seine Stelle niederzulegen, und Juarez wußte, welchen Einfluß gerade dieser General im ganzen Lande hatte, wenn er ihn eben benützen wollte. Die fremden Truppen, die schon aus Mexico ausmarschirt waren, wurden allerdings, in Folge davon, noch in Puebla zurückgehalten, aber man erwartete wenigstens jeden Tag die Zusicherung des Präsidenten, daß ihrem Weitermarsch Nichts mehr im Wege stehen sollte. —

Die Familie Roneiro hatte indessen, nachdem sie ihr altes bequemes Haus verlassen, die ganze Zeit über jene gemiethete und höchst unbequeme Etage bewohnt, die damals offen gestanden. Señora Roneiro drängte allerdings fortwährend in ihren Gatten, ein neues Haus zu kaufen, damit sie sich dort wieder behaglicher einrichten konnten, aber einerseits waren Roneiro's Einkünfte im letzten Jahr wirklich so beschränkt worden, daß er mit den verschiedenen Anleihen und Marquez' letzter Erpressung von 6000 Pesos

nur auf das Nothwendigste angewiesen blieb, und anderntheils mochte er auch sein wohl-erworbenes Eigenthum — und wenn es die Kirche beanspruchte — noch nicht für verloren geben. Die Verhältnisse in Mexico standen das ganze Jahr so ungewiß und schwankend, daß man gar nicht voraussagen konnte, wie sich Alles wenden und gestalten würde.

Allerdings ließ der Klerus ihn verschiedene Male drängen, das Grundeigenthum, um nur sein Gewissen zu befreien, einer geistlichen Person zuzuschreiben, und zwar dem Erzbischof als Oberhirten, da das Gesetz noch nicht geregelt war, welches die Güter der Todten Hand dem Klerus zurückgab, aber er wich immer aus — versprach es allerdings, und weshalb nicht — ließ sich aber auf nichts Bestimmtes, und besonders nichts Schriftliches ein, und wartete eben seine Zeit ab, bis denn auch richtig die Liberalen wieder an das Ruder kamen.

Indessen hatte sich aber in Roneiro's Familie Alles freundlicher gestaltet, denn Inez' größter Schmerz war überwunden. Sie beweinte ihren jungen Gatten wohl noch zuweilen, aber sie war doch wieder heiterer geworden, und hatte sogar die Trauerkleider schon abgelegt. Da traf die

Kunde von der Hinrichtung Maximilian's in Mexico ein, und wirkte besonders niederdrückend auf die Frauen der besseren Kreise, und überhaupt solche, die dem Hof näher gestanden hatten. Die meisten Familien legten auch in der That um den geliebten Monarchen, dessen Verlust sie erst jetzt recht schmerzlich fühlten, tiefe Trauer an, und man sah in der Zeit fast keine Dame in ganz Mexico, die nicht vollkommen schwarz gekleidet ging.

Und eine Trauerkunde jagte dabei die andere, denn jetzt erst, mit freigegebener Communication, wurden die Einzelheiten jener furchtbaren Kämpfe bekannt, die dort im Innern das Schicksal des ganzen Landes entschieden hatten.

Auch Rodriguez' Familie hatte einen schweren Verlust erlitten, denn der immer heitere und wackere Feliciano war bei der Vertheidigung von Queretaro und einem Ausfall, bei dem er sich ganz besonders hervorgethan, durch einen Schuß in die Stirn getödtet worden. Und wie viele Familien hatten liebe Todte zu beklagen!

Die Familie saß bei ihrem Mittagsmahl, als sich die Thür öffnete und ein General der Liberalen auf der Schwelle stand. Roneiro sah allerdings rasch und erstaunt empor, denn

seine Diener hatten strengen Befehl, Niemanden unangemeldet herein zu lassen, die Essensstunde aber überhaupt nie zu stören, doch im Nu erkannte er den Fremden, und aufspringend rief er, indem er ihm die Hand entgegenstreckte:

„Don Porfeirio! lassen Sie sich auch einmal bei uns sehen?“

„Wie geht es, Don Bautista?“ lächelte der General, indem er die gebotene Hand nahm und herzlich schüttelte — „und die Damen? — wir sind uns lange nicht begegnet und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, Sie Alle hier wieder zu begrüßen.“

„Und viel hat sich in der Zeit verändert.“

„Viel!“ nickte Porfeirio bedeutungsvoll.

„Und mit wie viel Blut!“ seufzte die Señora.

„Mußte denn der arme Kaiser sterben? Er hat es so treu — so ehrlich mit dem Land gemeint.“

„Señora,“ sagte der General ausweichend — „ich verstehe wohl nicht genug von der hohen Politik, und weiß nicht, ob es nöthig war, — ich bedauere aber selber seinen Tod, und möchte von Herzen wünschen, daß ein anderer Ausweg möglich gewesen wäre. — Doch es ist einmal ge-

schehen und nicht mehr zu ändern und — vielleicht auch gut für das Land, denn wir haben jetzt nicht mehr zu fürchten, daß es noch einem andern fremden Fürsten gelüsten sollte, die Hand nach unserer Oberherrschaft auszustrecken.“

„Und hört denn das Blutvergießen selbst jetzt noch nicht auf?“ Klagte Juez, — „mir bebt es immer durch das Herz, wenn ich einen Schuß höre.“

„Nur noch Zwei sind es, die wir haben müssen,“ sagte General Diaz ernst — „General Marquez, der nicht allein uns, sondern auch seinen Kaiser verrathen hat, und den Schurken O'Horan, den bisherigen Präfecten von Mexico — Marquez' Helfershelfer, wo es galt die liberal Gesinnten zu plündern und zu bestehlen, während er indessen heimlich mit unseren Truppen draußen verkehrte und ihnen jeden beabsichtigten Ausfall verrieth. — Aber seine Stunden sind gezählt, wenn wir ihn erwischen, und daß er sich hier noch in der Stadt versteckt hält, weiß ich gewiß. Er hat mehrmals versucht, Unterhandlungen mit mir anzuknüpfen. Bis jetzt war er mir freilich zu schlau, aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben. — Doch lassen Sie uns von etwas Anderem reden, als diesen trau-

rigen und trotzdem nicht zu vermeidenden Dingen. Ich bin so glücklich darüber, daß der entsetzliche Bürgerkrieg vorüber ist und es keine zwei Parteien mehr im Lande giebt — keine wenigstens, die sich, Bruder gegen Bruder, mit den Waffen in der Hand bekämpfen können und dürfen."

"Man erzählt sich in der Stadt, daß Sie die größten und gerechtesten Ansprüche auf den Stuhl des Präsidenten hätten," sagte Roncero, "und wenn Sie ein Wort sprächen —"

"Wenn es nur von dem einen Wort abhängt," erwiderte Porfeirio Diaz ernst, "so wird es nie gesprochen werden, denn Gott wolle verhüten, daß ich die kaum gelöschte Fackel des Bürgerkrieges muthwillig selber und von Neuem entzünden sollte. Nein, Bautista — das Volk mag wählen — ich habe meine Schuldigkeit gethan, und möchte nicht auf eine Liste mit den Namen Marquez, Vidaurri und Lopez kommen."

"Und wo ist Lopez?"

"Ich weiß es nicht," sagte Porfeirio Diaz mit finster zusammengezogenen Brauen. "Er war hier, und hätte ich meinen Willen gehabt, so mußte er hängen, der zehnfache Verräther, aber — er hat einen Paß von Escobedo, und da dieser außerdem nicht besonders freundlich auf

mich zu sprechen ist — und ich weiß eigentlich nicht weshalb — so mochte ich es ihm nicht zu Leide thun. Seit gestern ist der Verräther übrigen auch verschwunden, und Niemand weiß, wohin er sich gewandt. Doch, was ich fragen wollte, compadre — weshalb sind Sie denn aus Ihrem großen, hübschen Hause aus und in diesen Winkel hineingezogen? Ich hatte Mühe, Sie nur aufzufinden.“

Roneiro sah etwas verlegen nach seiner Frau hinüber. „Es sind das eigenthümliche Umstände,“ sagte er, „die sich nicht so rasch erzählen lassen. — Wir — wir hatten so viele Schwierigkeiten im Haus — unangenehme Störungen mit —“

„Der Geistlichkeit, wie?“ lächelte der General.

„Nun ja — die Geistlichkeit machte uns in vielerlei Art solche Schwierigkeiten, daß ich es endlich satt bekam und hier herüber zog.“

Porfeirio Diaz warf einen Blick auf die Señora, denn er konnte sich recht gut denken, was ihn dazu getrieben hatte; endlich sagte er:

„Und wissen Sie nicht, daß wir jetzt wieder die Herren im Land sind und nicht der Klerus? Heute ist der Befehl vom Hauptquartier eingetroffen und wird morgen veröffentlicht werden, daß alle die alten, diesem gegenüber gegebenen

Gesetze in Kraft treten. Der Klerus darf kein Grundeigenthum besitzen, die Klöster sind sämmtlich aufgehoben, die Geistlichen dürfen sich nicht mehr im Ornat auf der Straße bliden lassen — sämmtliche Processionen außerhalb der Kirchen sind verboten — das ewige Läuten mit den Glocken, das Einen zur Verzweiflung bringen kann, wird auf das Nothwendigste beschränkt —“

„Aber wir haben ein Zeichen des Himmels gehabt, Señor!“ rief die Señora, die sich nicht länger halten konnte, „wir durften nicht länger in dem Gott geweihten Hause bleiben.“

„Ein Zeichen des Himmels!“ sagte der General erstaunt, „wie versteh' ich das?“

„Eine Erscheinung — der Prior des alten Klosters.“

Der General warf fragend den Blick auf Roneiro und dieser sagte achselzuckend:

„Es war in der That Etwas, das ich selber nicht verstehe — eine Erscheinung bei vollkommen verschlossener Thür, die von drei oder vier verschiedenen Personen zu gleicher Zeit gesehen wurde. Ich habe dabei Alles selber auf das genaueste untersucht, aber auch nicht die geringste Erklärung für das, mir selber Unerklärliche gefunden, und — den Frauen wurde es darnach so unheim-

lich in dem alten Gebäude, daß ich des lieben Friedens wegen endlich diese Wohnung suchte, wo wir wenigstens Ruhe gefunden haben."

"Also eine Erscheinung," sagte Porfeirio Diaz, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten gelauscht hatte — „und wie sah sie aus? — bitte, beschreiben Sie mir einmal dieselbe, Señora — Sie glauben nicht, wie ich mich dafür interessire."

"Mich schaubert es jetzt noch, wenn ich nur daran zurückdenke," sagte zitternd die Frau, „es war ein Mönch in seinem langen grauen Gewand, aber mit todtensbleichen Zügen und ordentlich funkelnden Augen."

„Ein Mönch?"

„Ja — noch sehe ich sein weites, wallendes graues Gewand vor mir, und fahre manchmal in der Nacht mit einem Schrei empor, wenn ich davon träume und die fürchterlichen Worte höre, die er damals gesprochen."

„Und was waren die Worte, Señora?"

„Ich werde sie ewig im Gedächtniß tragen," stöhnte die Frau. „Die Strafe Gottes hat Euch erreicht," sagte er mit hohler, geisterhafter Stimme, „und seine Hand liegt auf diesem Hause — Glied nach Glied wird abfallen. Wehe

„Guch — wehe!“ und erbebend barg sie ihr Gesicht in den Händen.

„Wer wohnt jetzt dort drüben, Bautista?“ frug jetzt Porfeirio, sich zu diesem wendend — „Geistliche?“

„Nein — Niemand — ich habe die Schlüssel noch nicht aus den Händen gegeben.“

„Sehr gut,“ nickte der General, „und könnten wir nicht einmal einen Spaziergang hinüber machen?“

„Gewiß könnten wir das — aber weshalb?“

„Das sage ich Ihnen nachher — vielleicht begleiten uns die Damen?“

„Ich kann die Schwelle nicht wieder überschreiten,“ rief die Señora entsetzt.

„Und dennoch bitte ich Sie darum,“ erwiderte der General, „denn es wäre doch möglich, daß wir dort den Schlüssel zu einem Geheimniß fänden.“

„Den Schlüssel zu einem Geheimniß?“

„Vertrauen Sie sich mir getrost an — ich — habe einige Erfahrung in derlei Dingen, und Sie selber brauchen Nichts zu fürchten. Außerdem ist es sehr zu wünschen, daß Freund Bautista das Haus nicht ohne alle Aufsicht läßt, denn — doch davon später. Kommen Sie nur,

Señorita — der kleine Spaziergang wird Ihnen ganz gut thun, und am hellen Tag fürchten Sie sich doch wahrhaftig nicht, die Räume wieder zu betreten, in denen Sie so manche Nacht ruhig und ungestört geschlafen haben?“

Er ließ auch nicht nach, bis sich die Damen zum Ausgehen rüsteten — verlangte nur noch von Roneiro ein Licht, das er entzweibrach und in die Tasche steckte, und begleitete sie dann ohne Weiteres hinüber in das altbewohnte Haus. Unterwegs aber, als er dem ersten Officier begegnete, beorderte er eine kleine Patrouille zu dem Gebäude, die dort unten an der Thür auf seine weiteren Befehle warten sollte.

Roneiro öffnete indessen unten, und die Señora hing sich zitternd an des Generals Arm, der nur Mühe hatte, sie zu beruhigen. So stiegen sie die Treppe hinauf und erreichten jenes Zimmer, in dem sie damals die furchtbare Erscheinung gehabt.

Porfeirio Diaz betrat es zuerst und warf den Blick überall umher.

„Und wo erschien der Mönch?“

„Dort in jenem Vorhang.“

„Und die Thür hier war von innen verschlossen?“

„Ja, denn als ich unmittelbar darnach kam, mußte sie erst geöfnet werden, ehe ich Einlaß bekommen konnte.“

„Buena — dann werden wir einmal sehen, was das benachbarte Cabinet birgt, denn hier ist er doch auch wahrscheinlich wieder verschwunden?“

„Allerdings!“

General Diaz frug Nichts weiter, betrat den benachbarten kleinen Raum und sah sich aufmerksam darin um. Es war hier übrigens ziemlich dunkel — ein vergittertes Fenster führte allerdings auf den Corridor hinaus, ließ aber, mit den Gardinen davor, nur wenig Licht herein. Porfeirio zögerte auch nicht lange — er dachte an seine Erscheinung in dem alten Kloster von Puebla, zündete eins der Lichter an und begann bei dem Schein desselben die Wände des kleinen eichengetäfelten Gemachs auf das sorgfältigste zu untersuchen. Er brauchte nicht lange Zeit dazu — in der einen Blume fand er einen eisernen Schieber, der jedenfalls einen Zweck haben mußte, und als er etwa eine halbe Minute lang daran probirt und gedrückt, wie geschoben, fühlte er, wie das ganze Getäfel sich bewegte und zugleich eine schmale, etwa vier Fuß hohe Thür

auffsprang, aus der ihm eine dumpfe, kellerartige Luft entgegenwehte.

„Caramba,“ rief Señor Roneiro, „was ist das? — eine Thür hier, in dem Garderobe- und Ankleidezimmer meiner Tochter!“

„Und ein Gang darunter,“ lachte der General — „aber wir wollen bald dahinter kommen, wohin er führt. Sie, meine Damen, sehen hier aber, auf welche natürliche Weise die Erscheinung, wie Sie glaubten, bei Ihnen eingetreten und — trotz der verschlossenen Thür wieder verschwunden ist. Auf gleiche Weise kam in dem Kloster, in dem ich in Puebla gefangen saß, ein Mönch zu mir und mußte mich sehr gegen seinen Willen befreien, und es sollte mich gar nicht etwa wundern, wenn Padre Zaloga auch bei dieser Comödie die Hand mit im Spiel gehabt hätte.“

„Padre Zaloga?“ rief die Señora erstaunt.

„Allerdings, und ein Schuft durch und durch,“ nickte der General, „den Labastida zu allen schmutzigen Arbeiten gebrauchte und der nicht selten noch schmutzigere auf eigene Hand unternahm — aber der hat wenigstens seinen Lohn, denn es ist der nämliche, den ich neulich, als wir ihn mit verrätherischen Briefen erwischten, hängen ließ.“

„O heilige Jungfrau!“ rief die Señora entsetzt — „einen Padre?“

„Wir haben keine Umstände mit ihm gemacht,“ nickte der General; „aber jetzt wollen wir doch einmal untersuchen, wohin dieser Gang führt und mit welchem andern Hause er noch in Verbindung steht. Dies war ein Franciscanerkloster, nicht wahr Bautista?“

„Es war dem heiligen Sebastian geweiht, wurde aber von Franciscanermönchen bewohnt.“

„Ganz richtig, bueno — veremos —“ und sich über die Veranda nach dem Hof zu beugend, rief er zwei von seinen Soldaten herauf, entzündete die Lichter und stieg dann mit ihnen die allerdings sehr enge und versteckte, aber doch bequeme Treppe hinauf. Unten fanden sie noch eine Auszweigung, der eigentliche Hauptweg führte aber tiefer hinab in einen Keller oder einen tiefer gelegenen und sehr niederen gewölbten Gang, der etwa dreihundert Schritt in gerader Richtung fortlief und endlich wieder eine Treppe erreichte. Dieser aufsteigend, kamen sie zu einer andern verschlossenen Pforte, an der sich aber auch ein noch recht gut erhaltener, nur ein wenig rostig gewordener Drücker befand, und als es ihnen gelang, diesen, allerdings mit einiger Mühe, zu

öffnen, sahen sie sich in den jetzt öden und unbenützten, weil verlassenen Räumen des alten Ursulinerinnenlosters am andern Ende der nächsten Quadra.

Die Untersuchung hatte eine reichliche Stunde gedauert und Roneiro war schon ungeduldig geworden. Die Damen füllten jedoch ihre Zeit indeß sehr leicht damit aus, die alten Räume, in denen sich noch manche von ihren Sachen befanden, einmal zu reviviren. Da stellte sich denn die allerdings nicht angenehme Thatsache heraus, daß einige ihrer Schränke gewaltsam geöffnet und dann wieder in's Schloß gedrückt waren. Ob ihnen Sachen fehlten, ließ sich allerdings nicht so rasch bestimmen, aber eine fremde Hand, und zwar keinesfalls die eines Geistes, war unzweifelhaft dabei beschäftigt gewesen, und da man diese natürlich nur dort suchen konnte, wo die damals geglaubte Erscheinung herrührte, so fühlten sich auch selbst die Damen über solchen Eingriff in ihr Privateigenthum empört.

Endlich kehrte Porseirio von seiner Entdeckungstreise zurück und berichtete, wo sie den Ausgangspunkt gefunden hätten.

„Sehen Sie, Señora,“ sagte er, dabei tief aufseufzend — „mit solchem Gesindel haben

wir es hier zu thun, und nur den einzigen Trost, daß wir das Unglück mit vielen anderen Staaten theilen. Diese Klöster sind nur der Aufenthaltsort von faulen und leider zu oft gefährlichen Müßiggängern. Eine Religion der Liebe haben sie auf den Lippen, und Haß, Unfrieden und nicht selten sogar Sünde tragen sie in die Welt hinein. Und glauben Sie nun, daß Gott, der Allwissende und Gerechte, in solche Hände die Kraft zu segnen und zu fluchen legen würde? Es ist nicht gut denkbar, und wenn auch nicht in allen Stücken, darin stimme ich gewiß mit Juarez überein, daß diese faulen Nester von der Erde weggeseggt werden müssen, damit eine freiere, gesündere Luft über das Land wehe.“

„Aber wenn sie uns allen geistlichen Trost, alle kirchlichen Einrichtungen versagen —“ klagte die Frau in Angst.

„Sie werden gezwungen werden,“ sagte Porfeirio Diaz bestimmt, „und wenn Freund Bautista meinem Rath folgt, so läßt er hier vor allen Dingen diesen Gang, dort wo er an der Grenze seines Hauses abschneidet, zumauern, und bis das geschehen ist, den Eingang hier oben verbarrikadiren oder vernageln, und zieht dann ruhig wieder in sein Eigenthum. Ich garantire

Ihnen auch, daß Sie keine weiteren Erscheinungen haben sollen, weil die Geister von jetzt an gezwungen werden, die natürlichen Ein- und Ausgänge zu benützen — und das paßt ihnen nicht, denn dabei könnte ihnen einmal der Rückzug abgeschnitten werden. Doch adios — ich habe noch viel zu thun, da wir in den nächsten Tagen Juarez erwarten, und bin noch nicht einmal im Stand gewesen, selbst meine besten Freunde aufzusuchen.“

„Waren Sie schon bei Rodriguez?“

„Nein, noch nicht; ich will aber noch heute Abend oder doch spätestens morgen Früh zu ihm. — Was ich Sie fragen wollte — D'Horan ging ja wohl dort häufig ein und aus?“

„Allerdings, aber nicht Rodriguez zu Liebe; er bewarb sich vielmehr um ein junges, sehr hübsches und reiches Mädchen — eine Verwandte Rodriguez', die schon längere Zeit dort wohnt — Ricarda San Blas.“

„Von Mazatlan?“ rief Porfeirio rasch.

„Allerdings.“

„Und ist San Blas hier?“

„Erst kürzlich gekommen, ja.“

„Und der hätte seine Tochter dem Schurken

geben können? Da sind wir vielleicht noch gerade zur rechten Zeit gekommen.“

„Ich glaube kaum, daß ihn das Mädchen genommen hätte.“

„Ich hoffe doch nicht, daß ihn Rodriguez bei sich versteckt hält?“ rief Diaz, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, rasch. „Die Möglichkeit ist da, denn er scheint wie in den Boden hinein verschwunden, und dort ist allerdings noch nicht nach ihm gesucht worden. Kehrt aber erst Suarez hier nach Mexico zurück und wird er dann bei ihm gefunden, so kann es ihn in schlimme Verlegenheiten bringen.“

„Es wäre ein vermünschter Streich!“ sagte Roneiro — „wenn Sie nun einmal zu ihm gingen und mit ihm sprächen — ihn warnten? Er kennt selber O'Horan nicht so genau und läßt sich vielleicht aus Rücksicht für San Blas zu einem gefährlichen Schritt verleiten.“

„Gut — dann werde ich ihn jetzt aussuchen,“ nickte Porfeirio Diaz — „ich möchte ihn nicht in Verlegenheiten bringen und — muß doch meine Pflicht thun. Also, Señora, richten Sie sich nur auf meine Verantwortung hier wieder häuslich in Ihrer alten Wohnung ein. Daß Sie von Geistererscheinungen nicht wieder belästigt wer-

den, dafür stehe ich Ihnen, und sollte es in anderer Weise geschehen, so wenden Sie sich direct an Juarez und Sie werden sehen, wie rasch er Ihnen Hilfe schafft. Das Reich der Pfaffen in diesem Lande ist zu Ende, und gebe nur Gott, daß wir auch in anderer Hinsicht einer Besserung entgegengehen!"

* * *

In Rodriguez' Hause hatte die Familie ein paar recht trübe Tage verlebt, denn die Nachricht von des Sohnes Tod, so ehrenvoll er auch immer gefallen und so wacker er sich benommen, schlug ihnen eine tiefe Wunde. — Aber selbst der Kaiser hatte ja sterben müssen und der Tod eine furchtbare Ernte in dem schönen Land gehalten — durften sie da murren, daß der Unerbittliche auch in ihren Kreis den Arm gestreckt? — Welche Familie im ganzen weiten Reich war verschont geblieben? Fast keine von allen, die sie kannten — eine jede hatte ihr Opfer bringen müssen, in dieser oder einer andern Art, und die Hand des Schicksals lag schwer auf dem weiten Land.

In sofern nur hatte die augenblickliche Situation eine Besserung erfahren, daß den Räuberbanden, die sich bis dahin überall gezeigt, ein

Vorwand genommen war, bewaffnet das Land zu durchziehen. Die Liberalen waren Sieger und jetzt die Herren im Reich, und unter ihrem Banner konnten keine Plünderungen mehr geübt werden, ja Porfeirio Diaz' Schaaren machten sogar mit einigen Horden, die sie trotzdem noch abfingen, so kurzen Proceß, daß die übrigen doch scheu wurden und — wenn sie das Stehlen nun einmal nicht lassen konnten, einen andern Schauplatz suchen mußten, als die Straße zwischen Mexico und Vera-Cruz.

Señor San Blas beschloß auch deshalb jetzt seine Reise nach der Küste anzutreten, denn man wußte ja gar nicht, wie lange dieser, verhältnißmäßig sichere Zustand dauern würde. Sein Hausgepäck befand sich ja noch außerdem in der Hafenstadt, und wenn er sich jetzt mit einigen Maulthieren einem der nach Vera-Cruz fast allwöchentlich ein paar Mal abgehenden Militärzüge anschloß, durfte er darauf rechnen, unterwegs nicht belästigt zu werden. Nur der Gesundheitszustand seiner Tochter ängstigte ihn, und er wußte nicht einmal recht dabei, ob er es einem körperlichen oder geistigen Leiden zuschreiben sollte.

Van Leuwen, der junge belgische Officier,

hatte nämlich wenige Tage vor der Uebergabe der Hauptstadt ganz offen bei Ricarda's Vater um die Hand der Tochter angehalten, um die sich in der gleichen Zeit O'Horan bewarb, war aber von San Blas in wohl sehr artiger, aber auch eben so entschiedener Weise abgewiesen worden. Van Leuwen gehörte allerdings, wofür er ihm selbst hier die Beweise zu bringen sich erbot, einer reichen und angesehenen Familie in seinem Vaterlande an, aber der Mexicaner hatte nun einmal eine Abneigung gegen alle Fremden, und trotzdem daß er recht gut fühlte, wie auch seiner Tochter der junge Mann nicht gleichgiltig sei, konnte er doch das Verurtheil nicht überwinden und beging sogar die Unvorsichtigkeit, die Werbung O'Horan's gegen Ricarda zu befürworten.

Ricarda war außer sich — mit Abscheu wies sie die Verbindung mit einem Mann, den sie — wenn sie auch keinen Grund dafür angeben konnte — aus voller Seele haßte, zurück, und gerieth dabei in eine solche Aufregung, daß sie Krämpfe bekam, und so wohl zwölf Stunden in einem nicht unbedenklichen Zustand verharrte. Daven hatte sie sich jetzt allerdings wieder erholt, aber sie blieb seit der Zeit bleich und in sich gekehrt,

ja selbst theilnahmslos gegen Alles, was sie umgab, und der Vater, der mit voller-Liebe an seinem Kinde hing, hoffte jetzt nur noch von einem Scenen- oder Lustwechsel Heilung für das schwere Leid, das auf ihrem Herzen lag.

Van Leuwen selber betrat, nach der Abweisung, Rodriguez' Haus nicht wieder, und vermied es auf das sorgfältigste, selbst Ricarda zu begegnen. Er hatte sich auch überhaupt noch nicht vollständig von seinen Wunden erholt, und als die Fremdenlegion, oder vielmehr die fremden Regimenter, unmittelbar nach der Capitulation, Erlaubniß und zugleich Befehl erhielten, gegen Puebla abzumarschiren, verwandte sich sein Arzt für ihn bei Porfeirio Diaz, der es gern bewilligte, daß er wenigstens noch acht oder zehn Tage in Mexico bleiben durfte, um sich erst zu kräftigen. Nachher konnte er dann den Seinigen folgen, die ja auch bald darnach, auf Befehl des Präsidenten, in Puebla internirt wurden und jetzt dort noch immer auf dessen weitere Befehle warteten.

Aber auch von O'Horan wurde Ricarda nicht weiter belästigt, denn schon während die Unterhandlungen über die Uebergabe im Werke waren, kam er noch einmal zu San Blas, hatte mit

diesem eine geheime, aber sehr hastige Unterredung und blieb von dem Augenblick an, ebenso wie Marquez, mit dem er überhaupt sehr häufig zusammen gewesen, vollständig verschwunden.

Die Tage vergingen indessen den Bewohnern der Stadt merkwürdig still. Sie waren gewohnt gewesen, den ewigen Kanonendonner draußen und das Einschlagen der Kugeln im Innern, durch die Straßen klappernde Cavallerie-Massen, Trompeten-Geschmetter und Trommel-Rasseln zu hören. Jetzt plötzlich war Alles still — die Soldaten der Liberalen, die sehr streng unter Aufsicht gehalten wurden, bekam man fast gar nicht zu sehen, und es gab Stunden am Tag, in denen die Stadt wie ausgestorben lag.

Es war heute so. In der sonst so belebten Calle San Francisco ließ sich fast kein Mensch sehen — nur ein paar Leperos schlenderten da und dort hinab, denn sie fühlten sich jetzt sicher, daß sie nicht mehr aufgegriffen und mit einer Muskete in der Hand gegen den Feind geschickt wurden.

Die Familie Rodriguez hatte sich in dem Salon versammelt, denn Bastiani, der alte Freund des Hauses, der selber nach Lucretaro gereist, um dort Genaueres über die stattgehabten Vor-

gänge zu erfahren, war zurückgekehrt und berichtete die einzelnen Umstände von des Kaisers Tod, wie edel er sich noch benommen, wie heldenmüthig er seinem Schicksal die Stirn gezeigt, und wie wahr und aufrichtig er von den Bewohnern Queretaros betrauert werde.

Die Frauen besonders lauschten den Worten mit der größten Aufmerksamkeit und Thränen standen in Ricarda's Augen. Da öffnete einer der Diener die Thür und meldete: „Señor Lucido.“

„Laß ihn eintreten, muchacho — laß ihn eintreten!“ rief Rodríguez, „wozu denn nur die Anmeldung — Du weißt doch, wie befreundet wir sind.“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als der Diener zurücktrat und statt des Erwarteten Mauricio Lucido auf der Schwelle stand.

„Buenos dias Señoritas y caballeros!“ sagte der Eintretende, nach allen Seiten freundlich und zutraulich grüßend, indem er den Hut, den er noch in der Hand hielt, gegen die Damen schwenkte. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen. Wie geht es Ihnen Allen?“

Todtenstille herrschte in dem Raum — Niemand rührte sich, nur Ricarda war, ihren Augen

kaum trauend, von ihrem Sitz emporgefahren. Mauricio selber schien das aber gar nicht zu bemerken, denn mit seiner selbstgefällig lächelnden Miene fuhr er fort: „Das war allerdings eine böse und schwere Zeit, aber wir haben die vermaledeiten Franzosen wenigstens aus dem Land gejagt und diesen deutschen Kaiser, der sich hier ein Recht über freie Mexicaner anmaßte, durch ein halb Duzend Kugeln zur Reason und zur Ruhe gebracht, und jetzt wollen wir einmal Den sehen, der es wieder wagen wird in's Land zu kommen, wenn wir ihn nicht darin haben wollen. Caramba, den Spaß in Queretaro hätten Sie mit durchmachen sollen — Señor Rodriguez, ich freue mich herzlich, Sie begrüßen zu können, und er reichte dabei dem alten Herrn die Hand, der so verblüfft über das Ganze war, daß er sie ihm nicht weigerte.“

„Sieh da!“ fuhr jetzt der unverwüßliche Mauricio, indem er sich im Kreis umsaß und Ricarda bemerkte, fort — „da finde ich ja auch noch eine alte Bekannte, Doña Ricarda — como está Señorita! Wenn Sie wüßten, wie ich mich darnach gesehnt habe, Sie wieder begrüßen zu dürfen!“

Ricarda hatte ihr Auge fest auf ihn gerichtet,

aber keine Muskel ihres Angesichts rührte sich, und ihre Augensterne bligten und funkelten ihn an, als ob sie ihn damit durchbohren wollte. Mauricio schien das Alles aber nicht zu fühlen, oder absichtlich zu ignoriren, denn mit lächelnder Miene begrüßte er jetzt die übrigen Damen, bis sich Rodriguez doch endlich so weit von seinem Staunen erholte, daß er eine Frage an ihn richtete:

„Aber Don Mauricio! — wo kommen Sie her? — Wo waren Sie so lange?“

„Ich?“ sagte der junge Mann vergnügt, „bei Juarez natürlich — etwas wie Geheimschreiber und völlig im Vertrauen des Präsidenten, zugleich aber auch Obrist bei den Truppen — hatte eine besondere Guerillaschaar unter mir — prächtige Jungen, Cara — Caramba, nur ein bißchen wild!“

„Und jetzt?“

„Da wir nun siegreich in die Hauptstadt eingerückt sind, hat mir der Bürgerpräsident, in Anerkennung meiner Verdienste um die gute Sache,“ sagte der junge Mann stolz, „die Praefectur in Tejaliska, der zweitgrößten Stadt Durangos, gegeben, und ich bin nur hierhergekommen, um meine Familie einmal wiederzusehen und meine Geschäfte zu arrangiren.“

„In der That? — eine Präfectur?“ sagte San Blas, dem Señora Rodriguez leise und rasch die früheren Erlebnisse des jungen Herrn zugeflüstert, „das muß ich gestehen. —“

„Und warum nicht?“ frug Mauricio, ihm den Kopf zuwendend, „ah, Don Rodriguez, mit wem habe ich dort die Ehre?“

„Señor San Blas aus Mazatlan — Vater der Señorita —“

„Ah, wirklich? sehr angenehm, verehrter Herr, in Ihnen den Vater einer so liebenswürdigen Tochter kennen zu lernen; doch was finden Sie darin Auffälliges? Wir, die wir aufrichtig und treu an der Sache des Vaterlandes gehangen haben, müssen doch auch jetzt, da uns der Sieg geworden, dafür belohnt werden, während man natürlich die kaiserlichen Beamten und Verräther über Bord wirft. Der Staat braucht jetzt tüchtige und ehrliche Kräfte, um sich von seinen langen Leiden zu erholen.“

„Und deshalb hat man Sie zum Präfecten gemacht, Mauricio?“ sagte Bastiani, der bis dahin etwas abseits gestanden, trocken.

„Ah, Señor Bastiani!“ rief Mauricio, der rasch den Kopf dahin drehte und die Worte überhört zu haben schien — „amigo mio, wie freue

ich mich, Sie wieder begrüßen zu können," und er trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der alte Bastiani legte aber die seinigen, ohne die Bewegung zu beachten, auf den Rücken und sagte ruhig:

"Die Freude ist dann jedenfalls eine ausschließliche, Señor, denn ich empfinde nicht das Geringste davon."

"Señor!" fuhr Mauricio auf, der diese Andeutung nicht falsch verstehen konnte, "was wollen Sie damit sagen?"

"Für den Augenblick," erwiderte der alte Herr ernst, "und in dem Hause des Señor Rodriguez gar nichts; wünschen Sie aber wirklich zu wissen, was ich über Sie denke, Señor, dann kann das vielleicht unten auf der Straße geschehen, denn ich hoffe wenigstens, daß Sie mein Haus nicht mit Ihrem Besuch beehren werden."

"Caramba — das ist stark!" rief Mauricio, doch außer Fassung gebracht, und sich in seiner Verlegenheit an Ricarda wendend, rief er: "Haben Sie schon etwas Ähnliches gehört, Señorita?"

"Gehört ja," — erwiderte aber die junge Dame, sich hoch emporrichtend, "doch noch nie eine solche Frechheit gesehen, daß ein Straßenräuber es wagte, das Haus achtbarer Leute zu

betreten, während er genau weiß, daß sie ihn kennen und — verachten.“

„Señorita!“ rief Mauricio, und seine Augen funkelten in verhaltener Wuth, der er aber doch keinen weiteren Ausdruck zu geben wagte — „also das nennen Sie Straßenraub, wenn sich wackere Patrioten zusammenschaaren, um die frechen Eindringlinge und Feinde des Landes zu vernichten? Das nennen Sie Straßenraub, wenn diese Märtyrer der Freiheit —“

„Koffer plündern und selbst den Damen Schmuck abnehmen,“ unterbrach ihn mit tiefer Stimme Bastiani.

„Señor Rodriguez!“ rief Mauricio halb außer sich, „dulden Sie, daß man in Ihrem Hause —“

„Meiner Seel, Señor,“ sagte aber selbst der alte gute Rodriguez achselzuckend — „Sie waren thöricht, dies Haus wieder zu betreten. Ich hoffe, Sie reisen bald nach Tejaliska, wie?“

Mauricio warf einen Blick im Kreis umher. In allen Familien, die er bis jetzt aufgesucht, war er, als Lucido's Sohn, auf das zukommendste empfangen worden, und Niemand hatte auch nur eine Andeutung auf frühere kleine Unannehmlichkeiten, dem Präfecten von Tejaliska gegenüber, gewagt — und hier? — aber er fühlte,

daß gerade hier, wo er früher Versäumtes wieder gut zu machen hoffte, seine Rolle ausgespielt sei, und mit einem stolzen Blick im Kreise umher, der aber leider keine Anerkennung fand, blieb er noch einen Moment stehen, drehte sich dann um und verließ, den Kopf erhoben, ohne weiteren Gruß den Raum.

Sein Abgang erlitt aber noch eine Störung. Er hatte mit voller, vernichtender Würde diese Gesellschaft verlassen wollen, wie er aber nun die Thür öffnete, trat ihm der General Porfeirio Diaz entgegen, und vollkommen aus der Rolle fallend, grüßte ihn der „freie Republikaner“ auf das unterthänigste. Porfeirio Diaz war jetzt der — man konnte recht gut sagen — beliebteste Mann im Reich, ja hier in Mexico zweifelte sogar Niemand daran, daß er bei der nächsten Präsidentenwahl die Stimmenmajorität bekommen würde.

Porfeirio Diaz nahm übrigens sehr wenig Notiz von ihm. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf den an ihm Vorbeigleitenden, und trat dann, herzlich begrüßt von Allen, in den Salon, während Mauricio, heimlich die Zähne zusammenknirschend, die Treppe hinab eilte und sich in

den Sattel des unten am Hause angehangenen Pferdes schwang.

„General Diaz — Caramba!“ rief Bastiani, ihm entgegen eilend und ihm die Hand reichend — „wie lange haben wir einander nicht gesehen! Wie geht's, hombre — schwere Zeiten durchgemacht, wie?“

„Schwere Zeiten, Bastiani,“ sagte der General herzlich; „wie geht's Rodriguez? San Blas! alter Freund! sehen wir uns auch einmal wieder? Señoritas, ich hoffe nicht, daß ich Sie störe.“

„General,“ sagte Rodriguez treuherzig — „Sie sind in jedem Haus willkommen, und doppelt hier, unter alten Freunden.“

„Wer war der junge Mann, der da an mir vorüberfuhr? Er sah auffallend blaß aus.“

„Der junge Lucido, der hier wegen Straßenraub eingefangen wurde,“ sagte Bastiani trocken, „dann entfleh und jetzt mit Suarez als Präfect von Tejaliska zurückkehrt. Die Stadt kann sich gratuliren — und der Staatsschatz auch.“

Porfeirio Diaz suchte mit den Achseln. „Mein lieber Bastiani,“ sagte er lächelnd, „wenn Sie verlangen, daß alle unsere Beamten ehrliche Leute sein sollen, so würden Sie sehr viele

Stellen unbesezt lassen müssen. Die ewigen Revolutionen haben unser junges Volk demoralisirt, und wir brauchen lange Jahre der Ruhe, um das wieder auszugleichen — doch, Rodriguez, amigo, ich möchte nur zwei Worte mit Ihnen unter vier Augen sprechen — nur eine Frage an Sie richten, denn meine Zeit ist beschränkt.“

Rodriguez schritt mit ihm zu einem entfernten Fenster, und er fuhr hier leise fort: „Wissen Sie, wo sich D'Horan aufhält?“

„Der Präfect? — nein,“ lautete die ruhige Antwort.

„Er hat sich also nicht bei Ihnen verborgen, amigo!“

„Bei mir? Wahrhaftig nicht. Aber was haben Sie gegen ihn? Ist denn nicht schon genug Blut geflossen?“

„D'Horan ist ein nichtswürdiger Schurke,“ sagte Diaz, „ein Verräther an beiden Theilen. Er hat —“

„Wenn das ist, lieber General,“ unterbrach ihn Rodriguez, mit einem Blick auf San Blas, „dann bitte, sagen Sie, was Sie zu sagen haben, laut. Sie sind hier unter Freunden, und — mir liegt viel daran, daß gerade San Blas da drüben erfährt, was Sie zu sagen haben. Er

hält viel von O'Horan und hätte ihn sogar gern in seine Familie aufgenommen."

"Den Schurken?" rief Porfeirio. — „Aber Sie haben mich jetzt beruhigt," setzte er laut hinzu, „und ich kann Ihnen nun auch sagen, weshalb ich wünsche, auf die Spur dieses Buben zu kommen. O'Horan hat nicht allein, als er Präfect in Tlalpam war, zwölf Liberale Morgens überfallen und nur deshalb hängen lassen, weil er fürchtete, daß seine eigenen Umtriebe dem Kaiser zu Ohren kämen, sondern auch den Unseren wieder während der Belagerung fortwährend genaue Kunde gegeben, wann und wo die Besatzung einen Ausfall beabsichtigte, so daß wir die letztere jedesmal mit blutigen Köpfen zurückweisen konnten. Wir haben allerdings seinen Verrath benützt, aber dem Verräther trotzdem nicht seine übrigen Verbrechen vergessen. Ich glaube kaum, daß es, selbst Lopez und Marquez nicht ausgenommen, einen nichtswürdigeren Halunken in Mexico giebt, als diesen O'Horan. Doch, lieber Rodriguez — Señoritas, ich muß fort. — Es ist schon spät geworden — Apropos! ich komme eben aus Roneiro's altem Haus. Haben Sie einmal von der dortigen Geistergeschichte gehört?"

„Von der Erscheinung? gewiß!“ rief die Señora, „hat sie sich wiederholt?“

„Das nicht,“ lachte Porseirio Diaz — „aber wir haben die geheime Thür gefunden, die durch einen versteckten Gang das Ursulinerinnenkloster mit dem der Franciscaner verbindet; und gerade diese Thür liegt in dem Cabinet, in dem sich der angebliche alte Prior des Klosters gezeigt und seine Mummerei abgespielt hat. Nun, den Herren ist das Handwerk jetzt gelegt und sie werden — wenigstens in Roncero's Hause, gewiß nicht wieder Geister und Versteckens spielen.“

Porseirio Diaz hatte hierauf das Zimmer verlassen, und San Blas, der schweigend seinen Worten gelauscht, sagte endlich:

„Giebt es denn noch einen Menschen hier in ganz Mexico, dem man trauen könnte? Ist es denn nicht entsetzlich, daß unser Volk derartig gesunken ist, und dürfen wir es den Fremden verdenken, wenn sie die Achseln über unsere Zustände zucken?“

„Ich wußte es, Vater,“ sagte Ricarda, sich an ihn schmiegend, „sein Gesicht, sein scheuer, ewig ausweichender Blick konnte nicht lügen; O'Horan war ein böser, schlechter Mensch; ich wäre

mein ganzes Leben unglücklich mit ihm geworden — und Du wolltest es haben, Vater.“

San Blas nickte selber, traurig zustimmend, mit dem Kopf. — „Wer konnte es denken,“ sagte er — „wer konnte es denken! — aber ich mache es gut, Ricarda — ich werde Dir nie wieder im Wege stehen.“

„Nie, Vater?“ sagte Ricarda bewegt; ehe aber San Blas Etwas darauf erwidern konnte, öffnete ein Diener die Thür und bat Señor Rodriguez, einmal in sein Zimmer hinüber zu kommen — es sei ein Herr dort, der ihn zu sprechen wünsche.

„Ein Herr? — drüben in meinem Zimmer? Wer ist es und weshalb kommt er nicht herein?“

„Er — bat mich, den Señor nur zu rufen.“

Rodriguez ging kopfschüttelnd hinaus — draußen auf dem Corridor stand van Leuwen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte bewegt:

„Señor, ich wollte diese Stadt — dieses Land nicht verlassen, ohne wenigstens von Ihnen, in dessen gastlichem Hause ich so viele frohe Stunden verlebte, Abschied genommen und Ihnen nochmals von Herzen dafür gedankt zu haben.“

„Mein lieber guter Hauptmann,“ sagte Ro-

briguez freundlich — „aber weshalb kommen Sie nicht herein?“

„Ich wollte Sie bitten, den Damen nachher meine Grüße auszurichten, Sie wissen, was —“

„Sie sind vollständig geheilt?“ sagte Rodriguez, der ihn genau und forschend betrachtet hatte.

„Wenigstens so weit, um ungefährdet den Marsch antreten zu können. Ich habe ein gutes Pferd und hoffe die Freunde bald einzuholen.“

„Und sind Sie gezwungen, heute abzureisen?“

„Gezwungen? — Nein — General Diaz hat sich so anständig gegen uns Alle benommen, daß von Zwang, besonders den Verwundeten gegenüber, gar keine Rede ist — aber mich drängt es selber fort — der Heimath wieder zu.“

Rodriguez sah ihm ein paar Secunden ernst in's Auge, dann nahm er plötzlich seinen rechten Arm und sagte:

„Kommen Sie einmal mit.“

„Wohin, Señor?“

„Kommen Sie nur mit — meiner Frau wenigstens dürfen Sie nicht so davonlaufen —“

„Ich wünschte Niemandem mehr lästig zu fallen,“ sagte van Leuwen zögernd. Rodriguez ließ aber gar keine Einwendung gelten, sondern zog

den jungen Mann, mehr als dieser eigentlich freiwillig ging, in den Salon hinüber. Dort öffnete er auch ohne Weiteres die Thür, und ihn vorstellend rief er:

„Señoritas, ein junger Mann, der treu bei seinem wackern Kaiser ausgehalten und sein Blut hier im Land vergossen hat, will Mexico wieder verlassen. — Er soll aber nicht daheim erzählen können, daß die Partei der Liberalen den Kaiser erschossen habe und wir Anderen uns dieser dann wieder ohne Weiteres zugeneigt und denen den Rücken gewandt hätten, mit denen wir früher befreundet gewesen. Nehmen Sie wenigstens die Versicherung mit sich, Señor, daß brave Männer hier in Mexico auch Ihrem braven Kaiser ein warmes und treues Andenken bewahren, und dabei recht gut fühlen, was er gewollt hat und weshalb er es leider nicht ausführen konnte.“

Van Neuwen hörte kaum, was er sprach, sein Auge war Ricarda's Blick begegnet, und wie gebannt stand er an der Schwelle. Oh, er hatte sie ja nicht wiedergesehen — sich und ihr den Schmerz, die Pein der Trennung ersparen wollen, und trotzdem segnete er jetzt den Augenblick, der ihm noch einmal, und wenn es auch das letzte Mal

sein sollte, gestattete, in ihre treuen guten Augen zu schauen.

San Blas hatte indessen ebenfalls gesucht dem Auge der Tochter zu begegnen, aber sie wandte sich ihm nicht zu; mit halbgeöffneten Lippen, mit ernstern, fast wehmüthigen Blicken hing Ricarda an der edlen Gestalt des jungen Mannes.

„Señoritas — Señor San Blas,“ sagte er endlich mit leiser Stimme — „es war nicht mein Wille, Sie nochmals zu belästigen; Señor Rodriguez mag mir bezeugen, daß er mich — halb mit Gewalt — hier hereingeführt. Und doch bin ich ihm dankbar dafür,“ setzte er fast noch leiser hinzu, „denn er giebt mir dadurch Gelegenheit, auch Ihnen, Señora, ein letztes Lebewohl zu sagen und — Ihnen für das Wohlwollen zu danken, mit dem Sie einen armen Fremden in Ihr Haus aufgenommen. Ich reite morgen nach Puebla, um mich dort unserem Zug anzuschließen und in Vera-Cruz das Schiff zu erreichen, das mich der Heimath wieder entgegenführt. Leben Sie wohl und — bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, denn — seien Sie versichert — meine Gedanken werden oft bei Ihnen weilen, und nie werde ich die — glücklichen Tage vergessen, die

ich in Ihrer Mitte verlebt.“ — Noch einmal wandte er sich zu Rodriguez und schüttelte ihm, gegen das in ihm aufsteigende Gefühl ankämpfend, tiefbewegt die Hand.

Ricarda war schon lange von ihrem Stuhl aufgestanden und langsam, während er sprach und wie von einer inneren Gewalt getrieben, um den Tisch herumgeschritten. Jetzt stand sie neben ihm — vor ihm, den Blick aber zu Boden gesenkt, und während ihre Farbe rasch wechselte, jezt schwand, jezt wiederkam, sagte sie leise, mit kaum hörbarer Stimme:

„Und Sie wollten fort von hier, Señor — fort, ohne mir auch nur die Hand zum Abschied zu reichen?“

„Señorita,“ bat van Peuwen, und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer rang sich aus seiner Brust — „wenn ich mir dieses Glück versagte —“

„Mein Vater,“ unterbrach ihn da das junge Mädchen, ohne aber noch den Blick, selbst nur auf einen Moment, zu ihm zu erheben, „hat mir kurz vorher, ehe Sie kamen, oder vielmehr in demselben Augenblick, ein Versprechen gegeben und — darauf hin wage ich es, Ihnen ein Andenken anzubieten.“

„Ein Andenken, Señorita — und glauben Sie, daß es dessen bedürfe?“

„Lassen Sie mich ausreden,“ sagte sie, indem sie wie abwehrend die Hand gegen ihn hob und dann langsam und gedankenvoll den nämlichen goldenen Reif vom Finger zog, den er selber ihr damals zurückgebracht; „kennen Sie diesen Ring? — nehmen Sie das —“

„Señorita —“

„Aber es knüpft sich eine Bedingung daran,“ fuhr das junge Mädchen jetzt tief erröthend fort, „ich habe, als ich den Reif aus Ihrer Hand zurück erhielt, einen heiligen Schwur bei mir selber gethan, mich nie wieder von diesem Kleinod zu trennen, und — wenn Sie den Ring nehmen — so — müssen Sie mich — selber mitnehmen.“

„Ricarda!“ rief van Leuwen in höchster Aufregung und seinen Sinnen kaum trauend aus.

„Ricarda!“ rief aber auch der Vater, „was thust Du?“

„Das Einzige, Vater,“ sagte da die Jungfrau, sich hoch und stolz emporrichtend, „was ich thun kann, um uns Beide nicht elend für ein ganzes Leben zu lassen. Dein Wort hab’ ich, und wie ich weiß, daß dies brave Herz in treuer

und wahrer Liebe an mir hängt, so brauche auch ich mich der Neigung nicht zu schämen, die mich zu ihm zieht. Dein bin ich, Guissemio, für mein ganzes Leben — willst Du mich haben?"

„Ricarda!“ jauchzte da van Leuwen in voller Seligkeit empor, „mein, Mädchen, mein?“

„Dein für immer!“ hauchte die Jungfrau und neigte, während er sie in jubelnder Lust umschlang, ihr Haupt an seine Brust.

Rodriguez rieb sich vergnügt die Hände. „Das ist gescheidt,“ rief er aus, „ich habe es dem armen Ding an den Augen angesehen, wie sie sich gegrämt und gehärmt hat, und doch ist nie eine Klage über ihre Lippen gekommen, und daß sie den Schuft, den O'Horan, nicht wollte, kann ihr wahrhaftig Niemand verdenken.“

„Und fort aus Mexico,“ bat da das junge Mädchen, noch immer an der Brust des Geliebten, „fort aus dem Land des Bluts und der Verrätherei — seine Berge sind schön, und blau ist sein Himmel, aber sein Boden ist roth gefärbt und ich sehne mich nach Frieden.“

Glückliche Menschen waren es, die an dem Abend um Rodriguez' Tisch versammelt blieben, denn San Blas, wenn er auch halb im Ernst, halb im Scherz meinte, seine Tochter hätte ihn so rasch nicht beim Wort zu nehmen brauchen, mochte doch auch fühlen, daß er durch sein Jawort das Glück des einzigen Kindes begründet, und da er selber gesonnen war Mexico zu verlassen, blieb es sich dann ziemlich gleich, ob er nach Spanien oder Belgien zog.

Nicht so friedlich und im Herzen froh und glücklich verbrachte eine - andere Familie, in der Verlängerung der nämlichen Straße,*) diesen

*) Die Straßen von Mexico wechseln ihre Namen von einer Ecke zur andern und erhalten dadurch — während sie schnurgrade die ganze Stadt durchziehen, oft 12—14 verschiedene Benennungen.

Abend, und zwar Don Pedro Gaspard, der frühere Hoffriseur. Erstens hatte er heute — um Unannehmlichkeiten zu vermeiden — sein Schild abnehmen müssen, damit er seinen Titel davon entfernen konnte, dann wieder einmal einen heftigen Auftritt mit seiner wohl sehr schönen, aber auch sehr reizbaren jungen Frau gehabt, und drittens — noch das Schlimmste von Allem — eine sehr unangenehme Nachricht erhalten.

Die bedeutende Waarensendung nämlich, die er schon vor längerer Zeit von Europa verschrieben, war allerdings von dort gleich abgegangen und in Vera-Cruz angekommen. Die Verhältnisse hatten sich aber indessen schon so geändert, daß man die Güter, auf denen eine bedeutende Steuer lastete, nicht mehr zollfrei unter dem Namen der in Europa krankten Kaiserin abgeben wollte. Don Pedro sollte die Steuer bezahlen, weigerte sich und wandte sich deshalb an das kaiserliche Cabinet. Von dort erhielt er aber die Antwort, daß die Regierung keineswegs beabsichtige, eine Parfümeriehandlung anzulegen, also auch von sieben großen Kisten mit Pomaden, Haardölen und sonstigen Parfümerien keinen Gebrauch zu machen wisse.

Den Pedro nun, selber knapp an Geld, ließ

die Waaren monatelang in Vera-Cruz liegen, denn die Steuer betrug mehr als der Werth derselben, bis er endlich von dort Nachricht bekam, daß man die Güter verauctioniren würde, wenn er sich nicht bald darüber entscheide. — Was sollte er thun? — Die Sachen kosteten ihn wenigstens Nichts, da sie auf den Namen der Kaiserin bestellt waren — er gab Auftrag, sie in Vera-Cruz für ihn zu verzollen, erhielt aber dabel zugleich die Rechnung für die Seefracht, und hatte jetzt auch noch die enormen Transportkosten von Vera-Cruz nach Mexico, die ihm jetzt ebenfalls nicht geschenkt wurden — und alles das trug früher die kaiserliche Kasse.

Ein Unglück kommt aber nie allein. Wie er schon glaubte, daß nun Alles in Ordnung wäre, erhielt er an dem nämlichen Abend die Nachricht, die Kisten wären allerdings in Mexico angekommen, eine derselben aber auf dem Transport unterwegs durch Umschlagen der Fuhre geborsten und etwa um ihren halben Inhalt geplündert worden, und dann — da die Franzosen früher Beschlag auf die Douane in Vera-Cruz gelegt, müsse er auch hier die sämmtlichen Waaren noch einmal verzollen. Morgen Früh um elf Uhr solle er

nur auf die Steuer kommen, um dort Alles in Augenschein zu nehmen und zu reguliren.

Don Pedro gerieth in Verzweiflung: die Kaiserin war nach Europa gegangen und dort sterbenskrank oder gar wahnsinnig geworden — denn in Mexico erhielt man bessere Nachrichten als oben in Queretaro — den Kaiser hatten sie ermordet — die ganze Monarchie wieder über den Haufen gestürzt und den früheren Hofstaat natürlich gründlich mit ausgelegt — was sollte da aus dem Hoffriseur werden! In Schulden fiel er außerdem bis über die Ohren.

Don Julio lehnte in der Ecke und schliff, aus Mangel an anderer Beschäftigung, seine Messer. — Oben auf dem einen Balcon des Hauses stand die junge Señora Gaspard, und die Straße herunter kam ein Sambo, sehr anständig gekleidet und mit einer großen rothen Rose vorn im Knopfloch, und warf den Blick hinauf. Die Señora nahm ihr weißes Taschentuch und ließ es einen Moment herunterhängen, dann trat sie in die Stube zurück, und der Sambo, ohne sich weiter umzusehen, ging unten in den Laden, wo er Don Pedro just mit dem nur mit seiner Arbeit beschäftigten Don Julio eifrig gesticulirend fand.

Etwa vierzig Schritte hinter ihm kam ein junger Caballero die Straße herab — er schritt an dem offenen Laden vorüber, sah hinein, verfolgte seinen Weg noch etwa zwanzig Schritte, drehte wieder um, passirte den Laden zum zweiten Mal mit abgewandtem Kopf, und schlüpfte dann rasch in die Hausthür hinein, an der gerade der Riegel zurückgeschoben wurde.

„Rasiren, Señor?“ frug Don Julio im Laden und betrachtete sich den Burschen, der ihm so merkwürdig bekannt vorkam, wenn er sich auch nicht gleich erinnern konnte, wo er ihn wohl gesehen haben mochte.

„Ja, Compañero,“ nickte der Sambo, indem er nach seinem Bart griff — „aber paciencia — nur einen Moment — ich möchte erst gern etwas Geschäftliches abmachen. Señor,“ wandte er sich dann an Don Pedro — „haben Sie Waarenvorrath genug, um mir einen kleinen Laden für das Innere herzurichten? — aber ich brauche ziemlich viel und Sie müßten mir vernünftige Preise stellen.“

„Señor,“ rief Don Pedro, denn da öffnete sich eine ungeahnte Einnahmequelle, „werden sowohl mit meinen Waaren wie Preisen zufrieden sein. Aber was wünschen Sie? — Ich habe eben

frische Kisten bekommen, die noch auf der Steuer liegen, die ich aber morgen Früh schon frei machen kann. Ich bin im Stande, Ihnen damit sechs Laden einzurichten."

"Das paßt vortrefflich," nickte der Sambo, indem er eine Geldbunze auf den Tisch warf. „Dann bitte ich Sie, mir heute nur einige Proben einzupacken und die Engrospreise dabei zu bemerken. — Ich wohne in Oajaca und beabsichtige mit meinem Compagnon dort den Laden zu eröffnen. Können wir vielleicht einmal daran gehen, um die Proben auszusuchen? — Oh bitte, Señor," wandte er sich jetzt an Don Julio, der eben den Laden verlassen wollte, „vielleicht rasiren Sie mich, während Don Pedro die Sachen zusammenstellt — wie?"

"Gewiß — warum nicht," erwiderte der Barbier, indem er fast mechanisch nach seinem Handwerkszeug griff, — „bitte, setzen Sie sich."

"Aber nicht wahr, Don Pedro, Sie stellen mir die Sachen gleich zusammen. Ich habe nicht lange Zeit."

"Ich bin schon dabei, Señor," erwiderte der Hoffriseur, und begann jetzt seine verschiedenen Gefache durchzustöbern und die einzelnen Stücke auf den Ladentisch zu stellen, die sich der Sambo,

während Don Julio seinen Bart operirte, von Zeit zu Zeit herüberzeigen ließ.

Raum zehn Minuten hatten indeß für den geheimnißvollen Besuch genügt, der hinter Don Pedro's Rücken dessen Haus betreten. Es war Mauricio Lucido, der jetzt die Treppe wieder herunter und aus der Thür glitt, und dann, ohne den Laden nochmals zu passiren, die Straße hinaufschritt.

Der Sambo war indessen rasirt, hatte sich seine-Einkäufe zusammenpacken lassen und folgte nun der Richtung, die Mauricio vor ihm genommen. —

Die Nacht verging ruhig und einzelne Pastrouillen durchzogen wohl die Straßen, mehr aber aus alter Gewohnheit und der Ordnung wegen, als daß man irgend eine Störung der öffentlichen Ruhe befürchtet hätte. Sollte doch am nächsten Tage schon der Präsident Juarez wieder in seine Hauptstadt einziehen, und keine der ihm feindlich gesinnten Parteien hatte die geringste Macht mehr in Händen, um selbst nur eine Gegendemonstration, vielweniger denn etwas wirklich Feindliches zu wagen.

Das Kaiserreich war gestürzt, Juarez bis zur nächsten Wahl unbestreitbar Präsident, und we-

der Klerikale noch Conservative dachten auch nur für einen Moment daran, sich dem durch Wort oder That zu widersetzen.

Der nächste Morgen dämmerte — den Kanal herein, der die Indianer aus den zahlreichen kleinen Dörfern an den Seen herüberbrachte, kamen ihre schmalen frucht- und blumenbeladenen Boote angeschwommen, und sammelten sich an dem dafür bestimmten Markt, während die Wasserträger — jene eigenthümliche Klasse von Menschen, die selbst ohne Last mit vorgebeugtem Körper gehen und sich auch durch ihre Kleidung, wie besonders durch ihre runde Mütze von allen übrigen Mexicanern unterscheiden, schon lange an der Wasserleitung unten ihre irdenen Gefäße gefüllt haben und jetzt mit langsamem, aber festem Gang, eine mächtige Steinkruke mit einem Tragband über den Kopf auf dem Rücken liegend, eine andere, um das Gleichgewicht herzustellen, vorn hängend, ihre verschiedenen Kunden auffuchen und mit Wasser versorgen.

Da donnern die Hufe eines Pferdes im gestreckten Carrière durch die noch immer stillen Straßen, und die darauf verkehrenden Indianer weichen scheu zur Seite, als sie einen der wilden Lanzenreiter, die ihnen Escobedo aus den

Bergen heruntergesandt, in ihm erkennen. Er fliegt über die Plaza und der dortigen Hauptwache zu.

In derselben Zeit fast gleitet eine scheue Menschengestalt, in eine zerlumpte Scraper gehüllt, daß sie das Gesicht verdeckt und nur ein paar wild umherfliegende Augen sichtbar läßt, barfuß wie ein Lepero und den Kopf mit einem gebrückten Filzhut bedeckt, die Calle San Francisco schräg hinauf.

Rodriguez' Haus ist schon geöffnet, denn eben lenkt ein Maulthiertreiber sein Thier dort hinein, und zwar mit einem wunderlichen Fuhrwerk — eine Kuhhaut hinten nachschleifend, mit der er im inneren Hof verschwand. Auf solche Art werden nämlich gefallene Thiere aus den Häusern fort und hinaus vor die Garrita oder das Thor geschafft, und gerade die Leute, die sich mit dieser Arbeit beschäftigten, wurden jetzt von allen Seiten in Anspruch genommen. Eine Menge von Thieren, Pferde sowohl wie Hunde und Esel, waren während der Belagerung von einschlagenden Kugeln verwundet, viele auch in der Straße getödtet worden, ja sogar hier und da wegen Futtermangel vor Ermattung zusammengebrochen und verhungert, und diese mußten alle jetzt

fortgeschafft werden, damit sie die Luft nicht verpesteten.

Rodriguez selber hielt sich einen Esel, mit dem Einer seiner Leute jeden Morgen nach der Wasserleitung ging, um den ziemlich bedeutenden Wasserbedarf für sein Haus herbeizuschaffen. Der arme Esel war nun, gerade am letzten Tag der Belagerung, nachdem er den Weg so oft ungefährdet zurückgelegt, von einer Kugel in die Hüfte verwundet worden, und trotz aller Pflege gestern eingegangen. Natürlich mußte er aus dem Haus geschafft werden, und die Kuhhaut wurde zu dem Zweck bestellt. Aber hinter ihr glitt der Lepero oder wer er sonst war, den Filzhut tief in die Augen gedrückt, in das Haus, und auf Einen der Leute zuweisend, flüsterte er diesem hastig zu:

„Wo ist Señor Rodriguez?“

„Jesus!“ rief der Bursche erschreckt aus —

„Señor D'Horan!“

„Ruhig muchacho, ruhig,“ drängte aber der Flüchtige, indem er dem Indianer einen Peso in die Hand drückte — „ich werde von den Liberalen verfolgt — Du bekommst mehr, wenn Du mich nicht verräthst. — Wo ist Dein Herr?“

„Er kommt eben die Treppe herunter, um

auszureiten“ — flüsterte der Bursche — „da steht schon sein Pferd gesattelt.“

O'Horan warf einen Blick auf das Pferd, aber in diesem Aufzug auf dem silberbedeckten Sattel wäre er, mit den Verfolgern ohnedies auf den Fersen, wohl sicher in den Straßen aufgefallen — und doch schien es seine einzige Rettung. Er warf die Serape über die rechte Schulter hinauf und sprang zu dem Pferd, um den Zügel aus dem Ring zu lösen — da klappte eine Patrouille die Straße herab und hielt vor dem Haus, und als er erschreckt hinüber horchte, hörte er, wie Gewehrkolben vor dem Thorweg aufgestoßen wurden — zu spät. — Selbst die Treppe konnte er jetzt nicht mehr erreichen, ohne, vor der offenen Hausthür vorüber, den Augen der Verfolger preisgegeben zu werden, und in Todesangst glitt er in den Stall hinein, in welchem der Indianer gerade den gefallenen Esel bei den Beinen vorziehen wollte, um ihn dann auf die Kuhhaut zu werfen. Dort wurde ein solches gefallenes Thier dann mit einer zweiten bedeckt, damit das Nas, während man es durch die Stadt schleifte, den Vorübergehenden keinen elken Anblick bot.

In demselben Moment, in dem Seiner No-

driguez, mit keiner Ahnung was in seinem Hause vorging, die Treppe langsam herunterkam und, seine Reitpeitsche unter dem linken Arm, sich noch die Handschuhe anzog — marschirte die Patrouille in das Haus herein und Rodriguez blieb erstaunt auf der unteren Stufe stehen.

„Caballeros,“ sagte er überrascht, „welcher Ursache verdanke ich die Ehre Ihres gemeinschaftlichen Besuches?“

„Señor,“ sagte der Officier, der die Patrouille führte, indem er militärisch grüßte, „wir sind einem Verräther auf der Spur, der sich vor wenigen Minuten in dieses Haus geflüchtet hat.“

„In dieses Haus?“

„Ja — die Leute auf der Straße haben ihn bemerkt.“

„Kenne ich ihn?“

„Der Präfect O'Horan.“

„O'Horan? Caramba!“ rief Rodriguez wirklich erschreckt — „aber Señores, ich komme eben von oben, und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Niemanden gesehen habe — das ist ein Irrthum.“

„Es ist möglich, Señor,“ erwiderte der Officier, „aber er kann sich noch hier unten befinden. Uebrigens stehen vor den Nachbarhäusern

und auf deren Azoteas jetzt ebenfalls Wachen, so daß er uns nicht mehr entgehen kann. Meine Pflicht aber ist, Ihre Wohnung zu durchsuchen — ich bedauere sehr, jedoch Sie wissen —“

„Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Señor — Mateo spring hinauf zu den Damen und sag' ihnen, daß sie sich augenblicklich ankleiden — sie bekämen Besuch —“

Mateo sprang, was er laufen konnte, denn er hatte nicht einmal eine Tasche, wo er den eben erhaltenen Peso hinstecken konnte, und fürchtete sich, ausgefragt zu werden. — Aber er wußte ja auch, daß gerade der Präfect ein Freund des Hauses sei, und durfte den doch nicht verrathen.

Im Hof wurden jetzt Wachen postirt, um dort die Untersuchung der unteren Räume vorzunehmen, während der Officier selber die Visitation der oberen leiten wollte. Nur zwei Mann wurden vorausgesandt, um die Thür nach der Azotea ober dem flachen Dach zu besetzen.

Vor dem Stall stand noch immer das Maulthier, neben der halbangelehnten Thür. Diese wurde jetzt aufgestoßen und der Junge, der die Leitung der Aasfuhr hatte, nahm sein Maulthier am Zügel, um es aus dem Hof zu lenken.

„Cuidado Caballeros!“ rief er dabei, da ihm

die Soldaten im Weg standen, und diese wichen lachend zur Seite. Sie kannten derartige Frachten gut genug; gewöhnlich fingen die todten Geschöpfe, die man solcher Art aus dem Weg schaffte, auch schon an zu riechen, und ihre Nachbarschaft war deshalb nicht angenehm. Ja die Felle selber, die zu solchen Transporten so lange benützt wurden, als sie noch zusammenhielten, stanken ebenfalls und sahen außerdem höchst unappetitlich aus.

Der Bursche trieb sein Maulthier schärfer an, die Last holperte über die hohe Stallschwelle herunter auf das Pflaster des Hofes, durch diesen hin und den Haupteingang, und hinaus auf die Straße. Dort angekommen, sprang aber der Bursche noch außerdem selber auf sein Thier und schlug es dann mit beiden Hacken, um so viel rascher aus der Garrita hinaus zu kommen.

Unten bei den Soldaten blieb noch ein Lieutenant, ein junges Officierchen von kaum mehr vielleicht als höchstens 17 Jahren, ebenso ein Posten von 4 Mann auf dem Hof aufgestellt, und die übrigen wurden nun in Küche, Vorathskammer und die anderen unteren Räume herumgeschickt, um dort überall genau zu revidiren. — Der Stall stand jetzt offen und war

vollkommen leer, denn Rodriguez' Pferd besand sich noch draußen im Hof angebunden.

Der junge Lieutenant warf selber einen Blick in den Stall hinein, aber dort hätte sich Niemand verstecken können. Nur ganz hinten in der einen Ecke lag ein kleiner Haufen zusammengekehrter Mist mit etwas Stroh. Er trat hinein, sah sich darin um und kam nach wenigen Minuten wieder heraus.

Auf dem Hof stand ein kleiner brauner Junge von vielleicht fünf bis sechs Jahren, in einem kurzen Hemdchen, das fast die Farbe seiner Haut hatte, und betrachtete sich halb scheu, halb neugierig die Soldaten, die über sein verdunkeltes Gesicht lachten.

„Buenos dias muchachito,“ sagte der junge Officier, der wieder aus dem Stall kam, zu dem Kleinen und bog sich zu ihm nieder. — „Wie geht es Dir, mein Jüngelchen?“

„Gut,“ sagte der Junge, sich verlegen mit seinem Hemdärmel die Nase wischend.

„Sage mir einmal, mein Junge, wie viel Esel sind Euch denn crepirt?“

„Esel,“ erwiderte der Junge, ihn anstarrend — „nur Einer — wir haben doch nur den einen, den Burrito, und den haben sie todtgeschossen.“

„Ah, hm!“ nickte ihm der Officier zu und sprang dann nach der Hausthür, wo noch eine Cavalleriepatrouille von acht Mann hielt. „Masch, muchachos,“ rief er dieser zu — „vier von Euch, so schnell Euch Eure Pferde tragen, hinter dem Lepero her, der eben mit dem todten Esel dieses Haus verließ. Wohin zu hat er sich gewandt?“

„Dort hinunter, Señor — wahrscheinlich nach der Garrita de Peralvillo zu. Was sollen wir mit ihm? Bringen wir ihn zurück?“

„Das ist nicht nöthig. — Seht nur nach, was er unter der Haut hinten herschleift. — Ist es der Entflohene, so kommt Einer hierher, um augenblicklich Meldung zu machen, und die Anderen schaffen ihn gleich auf die Hauptwache.“

„Caracho!“ rief der eine Soldat — „so ein Halunke“ — und wie ein Wetter sausten die Burschen ihrer Beute nach.

* * *

In dem kleinen Laden des Don Pedro Gasparb ging der Besitzer desselben mit raschen und ungeduldigen Schritten auf und ab, und jedesmal wenn er zurück in die halbe Glashür kam, sah er nach seiner Uhr und murmelte dann leise,

jornige Flüche zwischen den Zähnen durch. Endlich — endlich öffnete sich diese, und herein, mit wie immer hastigem und geschäftigem Schritt, ein Pächeln auf den Lippen, trat Don Julio, der Barbier.

„Aber jetzt bitte ich Sie um Alles in der Welt, Don Julio,“ rief Don Pedro, sich mit der ganzen ausgespreizten linken Hand durch die Locken fahrend, „Sie wissen doch, daß ich um eilf Uhr auf die Steuer muß, und es fehlen kaum noch zehn Minuten daran. Wo haben Sie denn nur gesteckt?“

„Don Pedro!“ rief Julio, sich in etwas theatraleser Stellung vor ihm postirend. Don Julio hatte früher wirklich einmal auf der Bühne gemimt. „Der heutige Morgen war tausend Pesos werth. Wissen Sie, was ich gesehen habe?“

„Einen Esel in jedem Spiegel, an dem Sie vorbeigingen,“ knurrte der Hoffriseur — „habe ich Sie ausgespottet, um Maulaffen feil zu halten.“

„Die Execution O'Horan's, des Präfecten,“ rief aber Don Julio mit Pathos — „eben hatten sie ihn erwischt.“

„Das geschieht ihm Recht!“ rief Don Pedro, durch die Nachricht etwas milder gestimmt —

„Präfect, ein schöner Präfect — der selber mit in die Häuser geht und stehlen hilft.“

„Das war der Hungersnoth wegen,“ sagte Don Julio.

„So?“ rief Don Pedro, „meine Pomade und Seife haben sie dann wohl gegessen, wie? Aber wo ist er erwischt worden?“

„Dicht vor der Garrita de Peralvillo,“ erzählte Don Julio, jetzt ganz in seinem Element. „Ich kam gerade die Straße herab, wo mir einer von den ekelhaften Kerlen begegnete, die das Nas aus der Stadt auf einer alten Kuhhaut hinausfahren. Ich wich ihm auch schon sorgfältig aus, als ich plötzlich vier Cazadores de Galeanos die Straße heraussprengen sah und sehr erstaunt war, daß sie neben dem schmierigen Lepero anhielten; der Bursche schien auch keine besondere Lust zu haben sich mit ihnen einzulassen, denn er peitschte nur schärfer auf sein Maulthier ein, aber die Soldaten machten verwünscht wenig Umstände. Einer sprang vor und nahm den Zügel des Thieres, das jetzt wohl stehen bleiben mußte, ein anderer riß die alte Kuhhaut herunter, die sonst immer auf dem Cabaver liegt, und caramba! darunter steckte der Präfect, und santissima! wie sah der Bursche aus! Im Nu

hatten sie ihm aber die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und jetzt ging's auf die Hauptwache."

"Und Sie natürlich mit?"

"Run versteht sich! Gehört denn das nicht mit zu meinem Beruf? Ich muß ja doch wissen, was in der Stadt vorgeht; und so was kriegt man natürlich im Leben nicht wieder zu sehen."

"Run? und weiter?" rief Don Pedro, der selber neugierig wurde.

"Na, Sie können sich etwa denken, was der Schuft O'Horan für ein Gesicht machte; kreideweiß sah er aus, und dann erklärte er in seiner Todesangst selbst den indianischen Soldaten, die sich den Henker darum scheerten, auf welcher Partei er gestanden, daß er immer ein guter Liberaler und während der Belagerung wie oft bei ihnen draußen gewesen wäre, um ihnen anzuzeigen, wann ihnen Gefahr drohte."

"Die Canaille!" rief Don Pedro.

"Ja, und indessen hatten sich doch eine Menge Leute gesammelt und auch Caballeros zu Fuß und zu Pferd dazwischen, und wie die das hörten, wie fingen die auf den Schuft zu schimpfen an, und die Soldaten hatten Mühe genug, sich freie Bahn zu halten. Aber wie das Wetter ban-

ben sie ihn zwischen die Pferde, und der muchacho mit dem Maulthier, der ihm forthelfen gewollt, huschte indessen wohl nicht um die nächste Ecke und machte daß er aus dem Weg kam."

"Nun? und was wird jetzt mit ihm?"

"Mit dem Jungen? — Fort ist er. Den finden sie nicht wieder."

"Esel! ich frage mit dem Präfecten?"

"Mit dem? was soll da weiter werden? Kaum hatten wir ihn auf die Plaza gebracht — und das Verhör konnte kaum zehn Minuten gedauert haben, denn ich überlegte mir gerade noch, ob ich die Sache abwarten oder nach Hause gehen sollte, da kamen sie schon wieder mit ihm heraus; ein Karren, der gerade vorbeifuhr, wurde angerufen und der Gefangene darauf geworfen, und fort ging's im Carrière über das Pflaster, daß ich kaum nachkommen konnte und der Gebundene wie ein Klumpen Elend auf dem Karren in die Höhe flog — blau und braun muß er gewesen sein, als er draußen ankam, aber lange Umstände machten sie nicht mit ihm. Er hatte, wie sie sagten, den armen Menschen, die er in Tlalpam aufhängen ließ, auch keine Zeit gelassen, ihre Sünden zu beichten, weil er recht gut wußte, daß sie dann erzählen würden, wie

er selber eben so gut zu ihnen gehört, und da sollte er eben so wenig Zeit zum Beichten bekommen. Gleich vor der Garrita draußen machten sie Halt, warfen ihn vom Wagen herunter, ließen ihn draußen, mit dem Gesicht nach dem See zu, niederknien und schossen ihn von hinten, wie einen Verräther, der er war, todt."

"Hol' ihn der Teufel!" sagte Don Pedro an Stelle einer Grabrede, „aber jetzt muß ich fort, Don Julio, um meine Sachen von der Steuer zu holen, und wenn der Sambo indessen kommen sollte — wie heißt er gleich?"

„Ja, ich weiß seinen Namen gar nicht," sagte Don Julio.

„Na, das ist einerlei, dann sagen Sie ihm, daß er eine halbe Stunde wartet — ich bin gleich wieder da."

Damit ging er hinaus, um seinen Hut zu holen, und fand seine Frau schon fertig wie zum Ausgehen angezogen.

„Willst Du in die Stadt, mein Leben?" frug er freundlich, denn die beiden Gatten hatten sich heute Morgen wieder versöhnt, und Cornelia sah wirklich reizend aus. Es war eine der hübschesten jungen Frauen in Mexico und blühte wie eine Rose.

„Nein, Pedro,“ sagte Cornelia freundlich, indem sie ihm die Lippen zum Kuß bot — „ich warte, bis Du wieder nach Hause kommst, und vielleicht gehen wir dann den Nachmittag zusammen auf die Alameda.“

„Gewiß, mein Schatz, gewiß — Alles was Du willst,“ erwiderte ihr zärtlicher Gatte — „wie schön Du heute wieder aussiehst, Du bist doch die Perle der Stadt, Geliebte.“

„Du Schmeichler,“ sagte sie lächelnd und gab ihm einen kleinen Schlag auf die Wange, „aber bleibe nicht zu lange fort. Die häßliche Douane hält Dich immer auf Stunden von Haus entfernt.“

„Ich werde die Herren heute zusammentreiben, Kind,“ rief Don Pedro, „daß wir sobald als irgend möglich zu Stande kommen, adios Querida — adios!“

Cornelia stand auf dem Balcon, als er seine Wohnung verließ, und winkte ihm noch zu, so weit sie ihn auf der Straße sehen konnte; dann trat sie in's Zimmer zurück, schrieb einen kleinen, sehr kurzen Brief, und sah dann wieder die Straße hinaus, als ob sie ihn erwarten wollte, — aber er konnte ja seine Geschäfte noch nicht beendet haben.

Etwa eine halbe Stunde mochte noch vergangen sein, da rasselte ein kleiner, von zwei kräftigen Pferden gezogener Wagen herbei und hielt vor dem Haus. Darauf saß, mit einem jungen Burschen als Kutscher, der Sambo, den Don Julio kaum erspäht hatte, als er auch schon die Thür aufriß.

„Don Pedro zu Hause?“ frug dieser, sprang vom Boß und trat zugleich in den Laden.

„Bitte sich nur ein halb Stündchen zu gedulden, Señor,“ bat Don Julio, „holt gerade die Güter von der Steuer. Sie haben den Wagen gleich mitgebracht, wie?“

„Allerdings,“ nickte der Sambo — „und kann mir die Sachen indessen wohl noch einmal betrachten.“

Während er den Barbier unten im Laden beschäftigte, hatte die Señora oben eine große Thätigkeit entwickelt. Mit Hilfe des Pferdeknechtes im Hause und ihres Mädchens ließ sie zwei nicht sehr große Koffer hinabschaffen und auf den Wagen stellen, dann nahm sie selber darauf mit dem Mädchen Platz, und der Sambo drinnen, der sein Geschirr fortwährend im Auge behalten, sah das kaum, als er zu Don Julio sagte :

„Nun auf Wiedersehen, Compañero, — ich muß jetzt fort — kleine Spazierfahrt mit den Damen — viele Grüße an Don Pedro — bitte mich bestens zu empfehlen —“ und ihm freundlich zuminkend, sprang er auf den Wagen, und fort rasselte das kleine Fuhrwerk, was die Pferde laufen konnten.

Don Julio blieb mit offenem Mund in der Thür stehen. Wohin fuhr denn die Señora — und das Mädchen? — und zwei Koffer hatten sie auf dem Wagen stehen — und der Sambo? — caramba, hatte er denn nicht Pomade, und Gott weiß was sonst noch, auf seinen Wagen laden wollen?

Aber was ging's ihn an — die Señora hatte ihn wahrhaftig noch nie gefragt, ob sie irgend Etwas thun oder lassen sollte, und er auch nicht die Aufsicht weder über sie, noch das Mädchen. Wer konnte denn auch sagen, ob Don Pedro nicht von der Reise wußte und vollkommen damit einverstanden war? Wenn er nach Hause kam, fand sich das Alles.

Don Pedro blieb aber lange, und als er eintraf, schien er in furchtbarer Aufregung.

„Wissen Sie, Don Julio,“ rief er, vor dem Barbier stehen bleibend und ihm die Hand auf

die Achsel legend, „daß man mir meine Waaren nicht ausliefern will!“

„Ihre Waaren! weshalb nicht?“

„Das schurkische Handlungshaus oder die Fabrik hat Beschlag darauf gelegt, weil sie noch nicht bezahlt sind und die Kaiserin nicht mehr in Mexico ist. — War der Sambo hier?“

„Ja,“ sagte Don Julio trocken, „und ist mit Ihrer Frau davongefahren.“

Don Pedro sah ihn starr und verwundert an. „Von was reden Sie jetzt wieder — was faseln Sie? — Was hat meine Frau mit dem Sambo zu thun?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Don Julio trocken, „aber fortgefahren ist sie mit ihm, und die Juana auch, und haben auch zwei Koffer mitgenommen.“

Don Pedro fuhr wie ein Blitz zum Thoren hinaus und die Treppe hinauf. Dort oben blieb er etwa eine halbe Stunde; als er wieder zurückkam, sah er etwas blaß und sehr ernst aus und schritt auf Don Julio zu. Er hielt ein kleines Briefchen in der Hand.

„Don Julio,“ sagte er mit fast tonloser Stimme.

„Señor?“ sagte dieser bestürzt.

Don Pedro machte eine Pause, als ob er über Etwas nachdenke, dann fuhr er langsam und feierlich fort:

„Wie gefällt Ihnen Californien?“

Don Julio starrte ihn verblüfft an. War die „Meisterin“ durchgegangen und hatte der Meister darüber den Verstand verloren?

„Wie gefällt Ihnen Californien?“ wiederholte dumpf Don Pedro.

Don Julio erschrak, aber Leute in einem solchen Zustand darf man, wie er aus seiner ärztlichen Erfahrung wußte, nicht reizen, und er erwiderte deshalb, anscheinend auf die Unterhaltung eingehend:

„Ich nun, es soll ganz hübsch in Californien sein — nur daß die Leute dort alle lange Bärte tragen.“

Don Pedro sah wieder eine Weile vor sich nieder, endlich sagte er, seinem Gefährten den Brief hinreichend:

„Da lesen Sie, Don Julio, was mir meine Gattin schreibt — lesen Sie laut — ich möchte es gern noch einmal hören.“

Don Julio las: „Señor — wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich außer dem Bereich Ihrer Macht und in den Armen, wie unter dem Schutz

des Geliebten — Caramba," unterbrach er sich dabei — „doch nicht etwa des Sambo?"

„Bitte, fahren Sie fort," sagte Don Pedro, „es kommt noch hübscher."

„Ich habe Sie nie geliebt — ich würde Sie nie lieben, und Ihre rauhe, unmännliche Behandlung hat sogar die geringe Neigung, die ich früher für Sie gefühlt, in Haß verwandelt — Sie sind ein Scheusal."

Don Julio sah den Friseur verduzt an, dieser winkte ihm aber nur weiter zu lesen, und er sagte: „Ja, nun sind wir gleich fertig; hier steht nur noch — „lebe wohl auf ewig — Deine Cornelia." — Deine? Jesus! Der Brief ist nicht übel — aber wenn Sie sich jetzt auf Ihr Pferd setzen, holen Sie sie gewiß noch ein — da sind sie hinunter gefahren."

„Seien Sie kein Esel, Don Julio," erwiderte Don Pedro ruhig — „ich denke gar nicht daran, sie wieder zu holen — Don Julio haben Sie Lust mit nach Californien zu gehen?"

„Nach Californien?" rief Don Julio erstaunt, „aber was fällt Ihnen denn ein?"

„Das will ich Ihnen sagen — meine Frau ist treulos und — fort, — ich reiße die Natter aus meinem Herzen, — meine Waaren bekomme

ich aber auch nicht, trotzdem ich die Steuer in Vera-Cruz dafür bezahlt habe. — Jetzt wäre ich ruiniert — verschuldet bin ich bis über die Ohren, das letzte Mögliche habe ich heute auf mein Waarenlager aufgenommen — sechshundert Dollars — es ist aber nicht zwei mehr werth, und ich ginge hier meinem Ruin entgegen. Dagegen giebt es aber nur ein Mittel — Californien — gehen Sie mit?“

„Um — die Sache wäre nicht so übel, aber — erstlich habe ich nicht genug Reisegeld, und dann: wie kommen wir hier fort?“

„Mit dem Geld, womit ich heute die Steuer bezahlen wollte. — Wir gründeten in San Francisco eine Barbierstube — „Hoffriseur der Kaiserin von Mexico“ — nach und nach zahlen Sie mir das Reisegeld ab. — Wenn Sie jetzt auf die Diligence-Office gehen, können Sie zwei Plätze nach Cuernavaca nehmen — einen für sich und einen für den Jungen. Ich mache Morgens meinen gewöhnlichen Spazierritt und begleite Sie — mein Pferd nehme ich mit.“

„Um — das ginge vielleicht — und Sie wollen die Frau im Stich lassen?“

„Ich?“ sagte Don Pedro — „hat sie mich nicht im Stich gelassen?“

„Und wenn Ihre Gläubiger Wind bekommen?“

„Dann sind wir über alle Berge nach Acapulco — dort treffen wir gerade den Dampfer nach San Francisco! — Don Julio, in Californien blüht unser Glück.“

„Und unser Gepäck?“

„Was wir noch mitnehmen können, nehmen wir mit — vier kleine Koffer — was wir jetzt einpacken, ist Alles reiner Verdienst, und mit etwas Geld kommen wir auch noch hin.“

„Einverstanden!“ sagte Don Julio, in die bargebotene Hand schlagend — „dann werden sich unsere Kunden morgen selbst rasiren müssen. Da reißt also die ganze Barbierstube aus, Junge und Alles —“

„Hier haben Sie Geld — zwei Plätze auf der Diligencia nach Cuernavaca — aber Maul halten und meinen Namen nicht nennen — verstanden?“

Don Julio brauchte keine weitere Ermahnung. In Mexico sah es doch jetzt schlecht genug aus — verdient wurde fast gar nichts mehr, und je eher er selber hier fortkam, desto besser.

Am nächsten Morgen früh um sechs Uhr verließ die Diligencia voll mit Passagieren, und drei außerdem oben an Deck, die Hauptstadt.

Voraus sprengte ein kleiner Caballero in mexicanischer Tracht mit großen Sporen, riesigem Filzhut und kurzer, reich mit silbernen Knöpfen besetzter Jacke.

Derartige Reiter gab es jetzt, wo die Passage vor die Thore der Stadt erst seit wenigen Wochen wieder freigegeben worden, in Menge, und es war natürlich, daß sie die frühen kühlen Morgenstunden zu ihren Ausflügen benützten. Gepäc führte er außerdem nicht bei sich — nicht einmal eine Satteltasche — wie hätte er Jemandem, der ihm begegnete, auffallen können!

Das war der letzte Morgen, an dem Don Pedro Gaspard in Mexico gesehen wurde. —

Aber das Leben in den Straßen, als es später wurde und nun Jedermann erwarten konnte, daß Juarez, der hartnäckige indianische Präsident, der nur ausgehalten hatte, weil er sein Volk genau kannte, bald seinen Einzug halten würde.

Die Stadt zeigte sich auch heute wieder festlich geschmückt — die Balcone waren mit Kränzen und Guirlanden geziert, von sehr vielen Häusern wehten mexicanische Flaggen nieder, und in den Straßen, in denen die Armee der Libe-

rasen Spalier bildete, drängte sich das Volk und wogte langsam herüber und hinüber.

Endlich donnerten die Kanonen — das Zeichen, daß der Präsident das Weichbild seiner „getreuen Stadt“ betreten habe, und die Bewegung wurde lebendiger.

Auf einem braunen Hengst, mit Verdo de Tejeda, seinem Staatsminister, neben sich und von seinem ganzen Stab gefolgt, ritt Suarez langsam ein. Hier und da von den Balconen flogen ihm einzelne Sträuße zu — die unvermeidlichen Hofpoeten waren ebenfalls wieder thätig: auf weißen, grünen und rothen Bändern standen darauf gedruckte Gedichte, die immer nur einer kleinen Aenderung bedurften, um auf alle Gelegenheiten zu passen, aber das eigentliche Volk — die Indianer — verhielt sich still.

Der ganze Einzug glich mehr einer Leichenfeier, wie dem versprochenen Beginn einer neuen Ära, oder der sogenannten neu gewonnenen Freiheit und Unabhängigkeit des Landes.

Es mochte dem Präsidenten selber unheimlich vorkommen, denn er gab Befehl, daß die Musik spielen solle.

Das Musikcorps der Cazadores de Galeano sprengte voraus, und bald schmetterte der mexi-

canische Jubelmarsch, der Marsch von Saragoza, durch die bis dahin so stillen Straßen; hinter dem Präsidenten aber, acht Mann hoch, ritten die Cazadores in ihren grauen, ziemlich kleidsamen Uniformen, ihre achtschüssigen Büchsen über die Schultern gehangen, und jetzt erst kam ein wenig Leben in die Straße, denn die Musik regte auch die Zuschauer auf.

Die Glocken läuteten dabei von allen Kirchen — es sollte ja von nun an Frieden im Land herrschen — aber gab es irgend Jemanden, der daran glaubte? — Wer wird nun als erster Präsident auftreten? war die Frage, die man sich überall zuflüsterte — Porfeirio Diaz? — Ortega? — Quien sabe! Damit trösteten sie sich — aber die Republik war vor der Hand wenigstens wieder hergestellt, und der Kaiser? — Seine hohe edle Gestalt schritt wohl vor Manches Augen vorüber, als er den kleinen braunen Indianer da mit düster zusammengezogenen Brauen auf seinem großen Pferd hängen sah, aber — er war trotzdem der Sieger — der Tag gehörte sein, und die bei allen solchen Aufzügen üblichen Festlichkeiten mußten ihren Fortgang haben.

Feuerwerke wurden von zwei Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht noch abgebrannt, und

dann fanben, wie es dunkelte, auch wieder die gewöhnlichen phantastischen Umzüge statt. In der nämliche Wagen, in dem bei des Kaisers Einzug das kleine Kaiserpaar en miniature gegessen, fehlte eben so wenig, nur daß er eine Umwandlung erfahren.

Statt dem Kaiserpaar von damals saß jetzt ein in die mexicanischen Farben gekleidetes Kind darin — vielleicht und sehr wahrscheinlich das nämliche, das damals die Kaiserin vorgestellt — als Republik Mexico. Auch selbst der nämliche Engel schwebte noch darüber — nur die Krone hatten sie ihm abgeschraubt und dafür eine Jacobinermütze aufgesetzt, doch trug er noch immer dieselbe mexicanische Fahne in der einen und den Lorbeerkrantz in der andern Hand. Das paßte ja auf Alles.

Die nächste Zeit verlief still genug und noch immer lag eine drückende Schwüle auf der Stadt; denn es war nicht möglich, sich so rasch wieder in die neuen Verhältnisse hinein zu leben — selbst nicht in dem an solchen Wechsel doch gewöhnten Mexico. Viele aber, die sich compromittirt glaubten, verließen auch die Hauptstadt, um der liberalen Regierung wenigstens unter den Augen weg zu kommen, Manche sogar das

ganze Land, denn Wenige nur glaubten an einen dauernden Frieden für das arme, in seinen innersten Tiefen zerrüttete Reich — und doch waren selbst von den durch die Intervention hereingeführten Fremden Manche zurückgeblieben — besonders Aerzte, auch französische Schneider und Friseure, denen dabei nicht das Geringste in den Weg gelegt wurde.

Der Letzte fast, der aus des Kaisers engerer Umgebung das Land verließ, war Padre Fischer, der allerdings noch hochfahrende Hoffnungen gehabt und auf den Bischofsitz von Queretaro speculirt zu haben scheint. — Wie ihn aber die Conservativen hatten fallen lassen, als er ihnen nichts mehr nützen konnte, so lehrte ihm auch jetzt der Klerus den Rücken. Er war nicht mehr zu brauchen und konnte gehen.

Uebrigens schien er die letzten Monate in Mexico recht gut angewendet zu haben, denn so leicht er in die Hauptstadt gekommen, mit so vielem Gepäck beladen verließ er dieselbe wieder. Aber Niemand kümmerte sich darum, und besonders eine Anzahl schwerer Bücherkisten schaffte er fort. Auch hatte er in der letzten Zeit wieder einigen Verkehr mit der Regierung, und man erzählte sich in der Hauptstadt, daß er dem Prä-

stibenten einen Theil des geheimen Archivs Maximilian's um 3000 Pesos verkauft habe. Unmittelbar darauf veröffentlichte dieselbe jedenfalls die Schriften, die er unter den Händen gehabt, unter dem Titel: Documentos oficiales de los traidores, para servir a la historia de la intervencion.*) — Von ihm selber nahm natürlich Niemand mehr Notiz.

Das Kaiserreich war todt und die Republik hatte gesiegt, aber des Kaisers Andenken war deshalb noch nicht erloschen. Quarez ließ allerdings in der nächsten Zeit überall und von Allem, was Maximilian gestiftet — selbst von der Statue, die er dem Unabhängigkeitshelden Morelos gesetzt, seinen Namen entfernen und, wo das nicht anders ging, selbst aus den Steinen herausmeißeln, aber trotzdem bewahrte man überall im weiten Reich die Erinnerung an den Geschiedenen.

In der Hauptstadt gab es fast keinen einzigen Laden, wo nicht die Photographien des Kaisers und der Kaiserin, ja selbst in Apotheken, in den Fenstern ausgestellt gewesen wären — ebenso die Bilder von Miramon, Mejia und

*) Officielle Documente der Verräther — zur Geschichte der Intervention.

Mendez. Ein Calendario Maximiliano, der eine Geschichte des mexicanischen Kaiserreichs gab und des Kaisers Wirken in den lebendigsten und aner kennendsten Worten schilderte, wurde überall in den Straßen verkauft, und war rasch schon in zweiter Auflage vergriffen.

Und Mexico selber? Juarez erhielt bei der nächsten, bald darnach stattfindenden Wahl wieder die meisten Stimmen, und der einzig wirklich gefährliche Gegner, den er dabei hatte, Porfirio Diaz, dachte zu edel, um einen neuen Bürgerkrieg heraufzubeschwören — der Frieden war vor der Hand gesichert — aber auch nur vor der Hand. Im Norden tauchten bald wieder Pronunciamentos auf, und einzelne Banden durchzogen und brandschafteten das Land und hoben Levas aus — ja selbst Juarez' eigener Kriegeminister aus schwerer Zeit, der bis dahin immer treu zu ihm gehalten, Regrete, konnte der Versuchung von zwei Millionen Pesos nicht widerstehen. Er warf sich, als die Conduca mit dem Gold von der Hauptstadt abgegangen war, nach Puebla und suchte sie abzufangen, wurde aber freilich darin gestört und mußte mit seiner Bande nach Michoacan hinein flüchten, wo er der Regierung Trotz bot.

Mexico! — Kann man es den Indianern verdenken, wenn sie behaupten, daß ihr Land das schönste und von Gott am meisten bevorzugte der Erde wäre? Es ist in der That ein wirkliches Paradies und mit Allem ausgestattet, um Millionen von Menschen eine glückliche Heimath zu gewähren; mit einem herrlichen Klima, mit metallreichen Bergen, fruchtbaren Triften, kostbaren Waldungen — und was war es bis jetzt, seit die Spanier den Fuß darauf gesetzt? ein Tummelplatz wilder, zügelloser Leidenschaften, ein Feld, das nur immer mit Blut gedüngt und nie geerntet wurde, eine Zuchtstätte von Mischlingsracen, die, anstatt das Volk zu verebeln, nur immer schlechtere Exemplare zu Tage förderten und in der Anarchie allein ihre Freiheit fanden.

So liegt es jetzt — so liegen fast alle südamerikanischen Republiken, von ewigen Bürgerkriegen blutgetränkt, von Stellenjägern ausgesogen, von Pfaffen durchwühlt, ein lebendiges Beispiel, in was solche Menschen selbst ein Paradies zu verwandeln im Stande sind!

E n d e.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena
erschieden ferner folgende neue Werke:

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung
gegen die Königin Caroline Mathilde
und die Grafen Struensee und Brandt.
Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger
deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8.
broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holstein.

Klenke, Dr. H., Swammerdam oder die Df-
senbarung der Natur. Ein culturhistorischer
Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handels-
akademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben
in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern
und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in
Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch.
27 Sgr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handels-
akademie in Pesth, die Bedeutung der Real-
schulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer,
Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zu-
gleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift:
„Zur Frage über die Reform der Gymnasien.“ gr.
8. broch. 16 Sgr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Han-
delsakademie in Pesth. Der Volksschullehrer.
Pädagogik der Volksschule. Praktisches Lehrbuch
für Erziehung und Unterricht. Zum Handgebrauch
für Geistliche, Stadt- und Volksschullehrer, Hauslehrer
und Seminaristen. Zweite sehr vermehrte und ver-
besserte Auflage. 8. broch. 27 Sgr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handels-
akademie in Pesth, die Weltgeschichte in Le-
bensbildern und Charakterschilderun-
gen der Völker, mit besonderer Beziehung auf
Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer,
erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bil-
dung. 3 Bde. 8. 2. Aufl. broch. 2 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handels-
akademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik
von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein
Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr.
8. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre
Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte
Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Ługomirski, Marianne, Thaddeus Kosciuszko.
Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Möllhausen, Valduin, Der Mayordomo. Er-
zählung aus dem südlichen Kalifornien und
Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbin-
dianer“ und „Flüchtling“. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Valduin, Das Mormonenmädchen.
Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der
Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten
Tage“ in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohl-
feile Volksausgabe.** Classikerformat. 6 Bde.
broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Möllhausen V., Der Halbindianer. Erzählung
aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch.
5 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Möllhausen, Valduin, Palmblätter und Schnee-
flocken. Erzählungen aus dem fernen Westen
2 Bde. 8. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Möhlhausen, Balbain, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halb-indianer“. 4 Bde. 8 broch. 5 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst.) Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Zweite Abtheilung: Der große Kurfürst und sein Volk.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Dritte Abtheilung: Der große Kurfürst und seine Kinder.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Graf von Benjoseky. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlfeld, Julius, Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Sgr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studierende der Technis, polytechnische Schulen, zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. Zwei starke Bände. Mit 97 lith. Tafeln in gr. Folio nebst alphabetischem Sachregister. Lex.: 8. Eleg. broch. 12 Thlr.

Stell, Karl August Christian, Großherzoglicher Hofgärtner zu Dornburg. Goethe in Dorn;

Burg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes. 8. broch.
6 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. Zweite Auflage. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Sgr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman, 8. broch. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

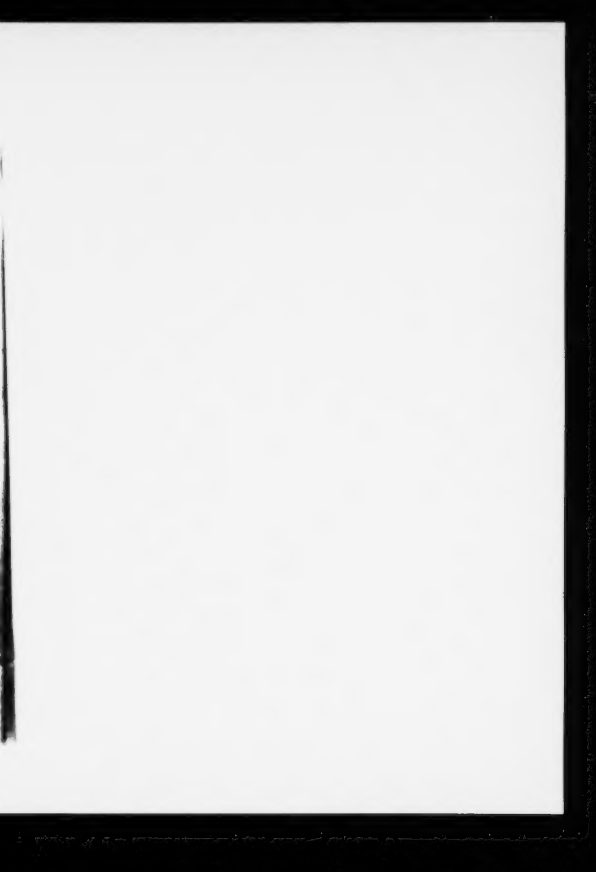
Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

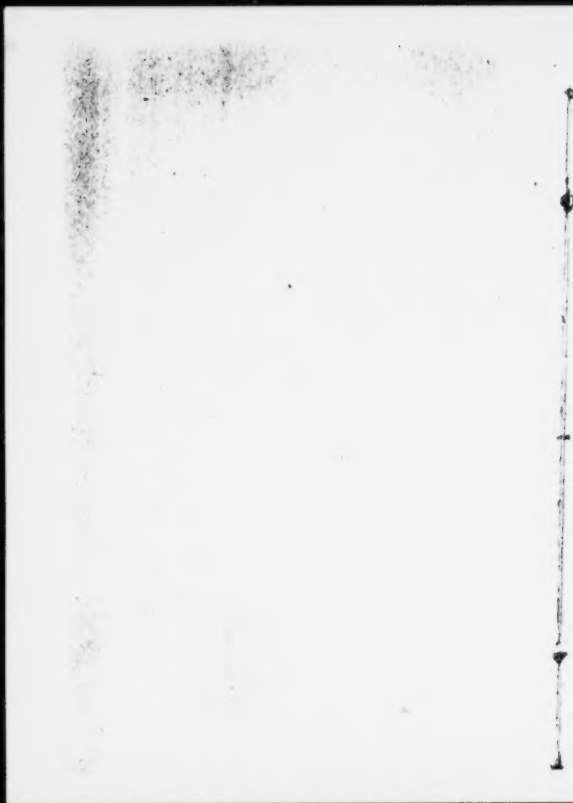
Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechshundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. 10 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Wiede, Jul. von, Ein Husarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht von Wiedow's. 3 Bde. 8. broch. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Wiede, Julius von, Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. **Wohlfeile Volksausgabe**. Claf-
fikerformat. 3 Bde. broch. 2 Thlr.

Wiede, Julius von, Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.





In Amerika.

Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit.

Im Anschluß an „Nach Amerika!“

von

Friedrich Gerstäcker.

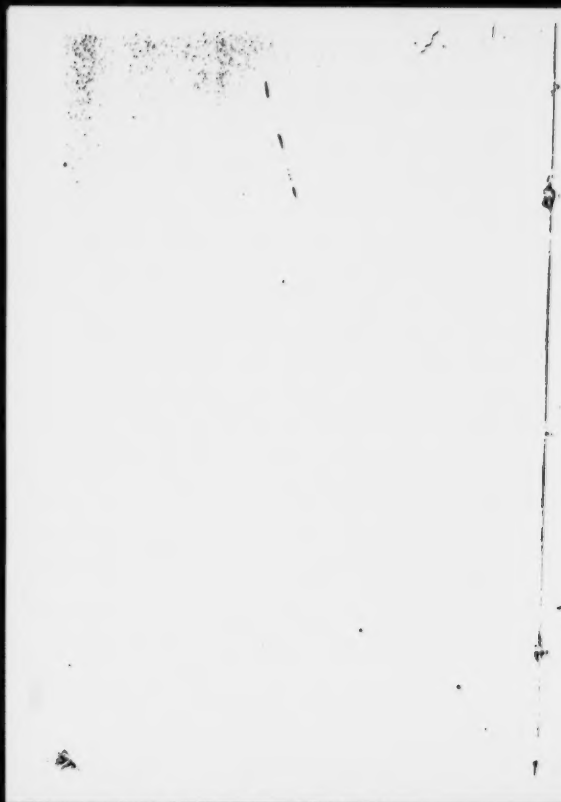
Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,

• Hermann Costenoble.

1872.



Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

- Alpen, die, in Natur- und Lebensbildern.** Dargestellt von G. A. Berlepsch. Mit 22 Illustrationen und einem Titelbilde in Ton- und nach Originalzeichnungen von Emil Nittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Vierte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Xxviii + Octav. Ein starker Band brochirt 3 Thlr. Elegant gebunden: 1 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 4 Thlr. — **Taschen-Ausgabe für den Reisegebrauch** mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. Elegant gebunden mit Goldrandtitel 1 Thlr. Brochirt 27 Sgr.
- Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandsfjörde.** Reisen in Schottland. 8. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Appun, Carl Ferd., Unter den Tropen.** Wanderungen am Orinoco, durch Venezuela, Britisch-Guyana und am Amazonasstrom in den Jahren 1849 bis 1864. Erster Band: **Venezuela.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. Xv + 8. Eleg. broch. Preis 5 Thlr. Zweiter Band: **Britisch-Guyana.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt und 3 Tafeln indianischer Bilderschriften. Xv + 8. Eleg. broch. 5 Thlr.
- Baker, Samuel White, Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen.** Deutsch von J. C. A. Martin. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Drei starke Bände. Eleg. broch. gr. 8. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. — **Wohlfeile Volks-Ausgabe.** Ein starker Band. (Bibliothek geogr. Reisen III. Bd.) gr. 8. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleg. geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Livingstone, David und Ch., Neue Missionsreisen in Süd-Afrika,** unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schurwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei starke Bände. gr. 8. broch. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleg. geb. 7 Thlr. 21 $\frac{1}{2}$ Sgr.
- Hayes, Dr. J. J., Das offene Polarmeer.** Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Aus dem Englischen von J. C. A. Martin. (Bibliothek geogr. Reisen und Entdeckungen I. Bd.) Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleg. geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Kühn, Dr. Ph. S., Hernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asien vom Jahre 1547 bis zum Jahre 1568.** (Bibliothek geogr. Reisen und Entdeckungen II. Bd.) gr. 8. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleg. geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Dickmore, Albert S., Reisen im ostindischen Archipel.** Aus dem Englischen von J. C. A. Martin. (Bibliothek geogr. Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. IV. Bd.) Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. gr. 8. Eleg. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleg. geb. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

- Lorell, A. und Nordenstjöld, A. C., Die Schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Varen-Oiland in den Jahren 1861, 1864 und 1868.** Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Nebst 8 großen Ansichten in Ton-druck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte von Spitzbergen in Farbendruck. (Bibliothek geogr. Reisen V. Bd.) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Browne, J. Nos, Reisen und Abenteuer im Apochenlande: Arizona und Sonora.** Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von Dr. Heinrich Berg mit 156 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geogr. Reisen VI. Bd.) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Martins, Charles, Von Spitzbergen zur Sahara.** Stationen eines Naturforschers auf Spitzbergen, in Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. Zweite Auflage. (Bibliothek geogr. Reisen VII. Band.) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr. Eleg. geb. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Heuglin, M. Th. von, Reise nach Abyssinien, den Sala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862.** Mit 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernabé, nebst Originalkarte. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr. Eleg. geb. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Dixon, W. Hepworth, Neu-Amerika.** Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. gr. 8. Eleg. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleg. geb. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Gerstöder, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela.** Sechs Theile in drei starken Bänden. broch. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Humboldt's, Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berg-haus aus den Jahren 1852 bis 1854.** Zweite, wohlfeile Jubel-Ausgabe. 3 Bde. gr. 8. Eleg. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Schlaginweit, Salünlinsti, Hermann von, Reisen in Indien und Hochasien.** Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Erster Band: **Indien**, mit 2 Karten, 7 landschaftlichen Ansichten und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Ton-druck. Lex.-8. Elegante Ausstattung. Broch. 4 Thlr. 24 Sgr. Zweiter Band: **Hochasien. (I. Der Himalaya.)** Mit 7 landschaftlichen Ansichten in Ton-druck und 3 Tafeln topographischer Bergprosilie. Lex.-8. Elegante Ausstattung. Broch. 5 Thlr. 10 Sgr. Dritter Band: Mit Illustrationen. Eleg. broch. circa 5 Thlr. (Erscheint demnächst.)
- Cham, Robert, Reise nach der hohen Tatarei, Karakum und Kaschggar und Ausreise über den Karakorum-Paß.** Aus dem Englischen von J. G. A. Martin. Mit 10 Holzschnitten und 4 Illustrationen in Farbendruck und 2 Karten. gr. 8. Eleg. broch. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

In Amerika.

Erster Band



STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Eine Menichenjagd	1
2. In Belleville	14
3. Die Heberziehung	34
4. General Sherman	62
5. Auf der Farm	70
6. In Donneroville	90
7. Eine Regerversammlung	110
8. New-Orleans	129
9. Die Begegnung	145
10. Es geschieht manchmal	167
11. Das „Freedman's“-Amt	188



1.

Eine Menschenjagd.

„Hupih! hu! meine Hunde — huh! huh! Fass'! fass'. So recht, Bull! such', mein Thier — so recht, Rigger! such', mein Hund! lass' ihn nicht aus. Die Canaille kann nicht mehr weit sein, Gentlemen — er scheint hier Kreuz- und Quersprünge gemacht zu haben, um uns irre zu führen. Das ist immer ein gutes Zeichen. In einer Stunde haben wir ihn.“

„Glaubt Ihr, Sherard?“ rief ein junger Mann in einem breitrandigen Panamahut, eine riesige Peitsche in der Hand, und zwei Revolver mit Elfenbeingriffen in seinem Gürtel steckend, indem er seinen braunen Hengst unmittelbar neben Jenem einzügelte; „zehn Dollar leg' ich Euch noch zu, wenn Ihr wahr sprecht!“

„Habt keine Angst, Mr. Harper,“ lachte der erste der Reiter, der aber eigentlich gar nicht einem südlichen Pflanzergleich, sondern eher in Aussehen wie seinem Dialekt nach, den Plankestaaten entstammt schien. „I guess we'll tree him directly.“ — Da geht Rigger wieder. By God, er ist rechts abgesprungen.“

„Aber die Hunde haben die Spur schon wieder verloren!“

*) I guess ich rathe oder denke, wir jagen ihn gleich auf einen Baum.

rief der junge Harper, indem er den Boden überall mit den Blicken absuchte, als ob er selber da im Stande wäre, eine Fährte zu erkennen.

„Halt, Gentlemen, halt!“ rief da der Nankee, indem er den Arm empor hob und vier oder fünf Reiter, die jetzt angesprengt kamen und augenscheinlich zu dem Zug gehörten, zurückzuhalten suchte, „wir dürfen nicht weiter reiten oder wir machen die Hunde irre. Nur einen Augenblick Geduld, sie werden die Spur gleich wieder haben.“

Waren es Jäger? Keiner von ihnen trug eine Büchse oder ein sonstiges Gewehr; auch die Hunde waren keine eigentlichen Braken, wie man sie sonst so häufig zur Hezjagd in diesen Wäldern benutzt, sondern ein paar, übrigens prachtvolle Rüden, mit einer Form, ähnlich wie unsere deutschen glattshaarigen Hühnerhunde, nur von schwererem Gehäng und etwas höheren Läufen, wie mehr eingedrückter Nase und fast „Bull-bog“artigem Gebiß.

Der eine von ihnen, „Rigger“, mit dem Schimpfwort der Neger genannt, war rabenschwarz, mit nur einem kleinen weißen Stern vorn an der Stirn, wie einem weißen Vorderfuß; Bull, der zweite, rothbraun und schwarz gefleckt, hatte merkwürdiger Weise ebenfalls das Abzeichen am linken Vorderfuß. Es schienen ein paar wilde Bestien, das sah man ihnen auf den ersten Blick an; die rothfunkelnden Augen bligten ordentlich in Haß gegeneinander, wenn sie sich auf der jetzt wirren Suche einmal in Haß und Vier kreuzten, und schärfer als ein Wolfsgebiß kamen dann die weißen langen Fänge zum Vorschein.

Die Hunde schweiften eine Strecke rechts ab, aber keineswegs auf der Spur, die da jedenfalls wieder verlief, als der eine der alten Ansiedler, der die Heze begleitete, einer der reichsten Plantagenbesitzer hier in der ganzen Nachbarschaft, ausrief:

„Hallo, Mr. Sherard — sehn Sie einmal hier die niederhängende Rebe. Ist der Schust dorthinüber gelaufen und hat die Rebe ein Stück mitgenommen, so kann er sich recht gut einen Schwung nach der Richtung gegeben haben. Die Canaillen sind mit allen Teufeln geheßt.“

„By God! das ist möglich!“ rief der Nanke, indem er näher an die Stelle heranritt.

„Dann ruft Eure Hunde zurück und bringt sie dort hinüber, denn wir verträdeln zu viel Zeit, und gewinnt er das Wasser, so können wir nur ruhig nach Hause zurückreiten.“

Die Hunde kamen schon von selber; sie hatten in einem Kreis dort doppelt abgesucht und sich vollständig überzeugt, daß nach jener Seite hin keine Fährte weiter lag; kaum aber mochten sie zwanzig Schritt über den Kreis, nach der andern Richtung hinaus sein, an dem sie vorhin irre geworden, als der eine von ihnen, Rigger, ein kurzes Brummen ausstieß und mit der Nase dicht am Boden hinsuhr.

„Hupih! fass' ihn, mein Hund! hupih!“ schrie der Nanke, sich hoch im Sattel aufrichtend — „huh! huh!“ setzte er mit seiner gellenden und weithin durch den Wald schallenden Stimme hinzu, „hupih! jetzt haben wir ihn, Gentlemen — vorwärts — hupih! meine Hunde —“ und seinem Thier den nur am linken Hacken angeschnallten Sporn einsetzend, flog er, von den Gefährten dicht gefolgt, jetzt wieder in voller Heße hinter den flüchtig davongehenden Hunden her.

Der Wald von Georgia, einem der südlichen, damals mit der Union noch im Kampf befindlichen Staaten von Nordamerika, lag in der vollen Pracht seiner herbstlichen Färbung, und so still und scheinbar unberührt, als ob jetzt nicht da droben im Norden, in dem ganzen weiten Land die Kriegsfurie wüthete, und die blutgetränkten Berge das Echo donnern der Feuerschlände wiedergäben.

Es war der leise zum Savannafluß abdachende Hang, der sich nach Südost und dem Meer zu, später zu weiten ausgedehnten Mooren und Sümpfen breitete, hier aber noch, bei trocknerem Boden, in aller Pracht einer schon halbtropischen Welt lag und trotz der vorgerückten Jahreszeit (December des Jahres 1863) dem Wald durch seine immergrünen Magnolien den Glanz und die Rier des Frühlings lieh.

Weite Strecken füllte hier dieser prachtvolle Baum mit seinen silbergrauen Stämmen, und wenn er auch jetzt gerade nicht mit den herrlichen weißen und duftenden Blumen in Blüthe stand, sondern nur die tannzapfenartigen Fruchtkolben

mit ihren herausquellenden purpurrothen Kernen von den Zweigen niederhängen, so boten doch die dickfleischigen, glänzend grünen Blätter einen gar so freundlichen Anblick, und dazwischen wehte dann in zierlichen Festschön das silbergraue Moos, der sogenannte „Spanische Bart“, und füllte manche von den Wipfeln so vollkommen aus, daß auch kein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen durch zur Erde fallen konnte.

Gewaltige Schlingpflanzen zogen sich dabei in die Wipfel hinein und rankten oft in weiten Schwingungen von einem Stamm zum anderen, und den Boden deckte leichtes Unterholz mit hier und da an den niederen Stellen emporkuckenden und fächerartigen Palmito-Blättern.

Und stille Ruhe herrschte in dem herrlichen Wald; hier und da huschte wohl bann und wann einmal ein kleines graues Eichhörnchen durch das trockene, über den Boden gestreute Laub, oder ein blauer Heher spottete den Ruf des Falken nach, der hoch in der Luft über die Hänge strich.

Da schwere, sprungartige Schritte im Laub, die näher und näher kommen; und aus dem Dickicht bricht, Angst und Entsetzen in den braunen, jetzt aber fast aschgrauen Bügen, ein Mensch, ein gehefter Mensch hervor, der wohl kein weiteres Verbrechen begangen hatte, als daß er eine schwarze statt einer weißen Haut im Leben trug. Es war ein Mann vielleicht in den vierziger Jahren, kein ächter Vollblutneger mit breit gedrückter Nase und wulstigen Lippen, sondern ein Mulatte, von ziemlich dunkler Färbung allerdings, aber mit einem sonst ganz intelligenten, jetzt freilich von Angst und Todesfurcht entstellten Gesicht.

Es schien eine kräftige, muskulöse Gestalt, die aber wohl fast Uebermenschliches geleistet hatte, denn jetzt hielt der Unglückliche und stützte sich mit der Hand an einen der Magnoliestämme, wie um einen Moment zu rasten und nur erst wieder einmal frischen Athem zu schöpfen. So lange seine Muskeln und Sehnen in Bewegung geblieben waren, mochte ihn die Aufregung mit fast unnatürlicher Anstrengung in Gang gehalten und die Sehnen gewissermaßen gezwungen haben, ihren Dienst zu leisten. Jetzt dagegen, wo ihnen, wenn auch nur auf kurze Frist, Ruhe gegönnt wurde, erschlafften sie,

und halb bewußtlos sank der Verfolgte in sich, am Fuß des Stammes, an dem er lehnte, zusammen.

Wohl eine Viertelstunde mochte er so gelegen haben; die abgearbeitete Brust begann etwas ruhiger zu athmen, und aus einem neben ihm liegenden Rindenstück, in dem der letzte Regen etwas Wasser zurückgelassen, schlürften die trockenen Lippen die Feuchtigkeit auf. Da fuhr er plötzlich jäh und scheu empor — die blutunterlaufenen Augen wandten sich angstvoll der Gegend zu, von der er gekommen, und secundenlang horchte er mit peinlicher Spannung dem geringsten Geräusch und wandte nur einmal rasch und erschreckt den Kopf, als dicht neben ihm, im nächsten Busch, eine kleine Eidechse blitzschnell über die Wurzel des Baumes hinglitt und unter dieser verschwand.

Da wieder der lang gezogene, wenn auch noch weit entfernte Laut.

„Oh Du großer Gott!“ stöhnte der unglückliche Mulatte und barg sein Antlitz für kurze Secunden in den Händen — aber auch nur für Secunden, denn wieder klang der Ton durch den Wald, der ihm das innere Herzblut erstarren machte, und sich vom Boden emporrassend, flog er noch einmal in wilder Hast in das Dickicht hinein.

Momentan lag der Wald jetzt wieder so still als vorher — die Grillen zirpten in den Bäumen, der Heher kreischte, und oben aus dem Wipfel eines Pecannußbaumes fielen die Schalen der Früchte in das dürre Laub nieder, die sich ein Eichhorn dort oben gepflückt und aufgeknaßt hatte. Aber deutlicher schallten jetzt die Menschenstimmen durch die Wildniß — das laut ausgestoßene Hupih! der Verfolgenden ließ sich schon bis hierher vernehmen, ja bald sogar das gierige Winseln der auf der Fährte herankehrenden Bluthunde unterscheiden.

Und nun brachen und knahten die Bäche — der Heher strich kreischend ab und ließ seinen ängstlichen Warnungsruf erschallen; das Eichhörnchen hielt mitten im Knauden ein und horchte erstaunt nach den fremdbartigen Lauten nieder, und aus dem Dickicht hervor sprangen die Hunde, die stumpfen Nasen dicht am Boden, bis zu dem Baum, unter welchem der Mu-

latte gelegen. Hier aber hielten sie plötzlich; die Spur wurde zu frisch und warm, und ordentlich gierig bohrten sie ihr Gefänge in das Laub hinein, als ob sie darunter hervor das Opfer wühlen könnten.

Dicht hinter ihnen kamen die Reiter.

„Hallo!“ rief Harper, indem er sich hoch im Sattel emporrichtete, „hat der Schuft da aufgebäumt?“ Der Yankee schüttelte mit dem Kopf.

„Nein,“ sagte er, „nur hier im Laub gelegen; ich denke, er wird matt und ist auch wohl nur frisch aufgesprungen, als er uns in der Ferne hörte. Jetzt haben wir ihn bald, Gentlemen — ich garantire Ihnen, daß es keine Viertelstunde mehr dauert; und nun ist er auch nicht mehr im Stande, den Fluß zu erreichen, ehe wir ihm auf den Hacken sitzen. Hupih! meine Hunde! Vorwärts! huh! huh!“

Pull hatte schon, während Rigger noch mit augenscheinlicher Eier den warmen Geruch des Feindes einschnüffelte, den Kreis um den Baum abgesucht, aber auch rasch wieder die Fährte gefunden, und wie er nur den ersten Laut gab, war auch Rigger an seiner Seite. Dorthin schossen sie, und hinter ihnen her mit jauchzendem und gellendem Jubelruf die berittenen Truppen der — Henker.

Die Jagd dauerte in der That nicht mehr lange. Das abgehefte menschliche Wild konnte seinen schnellfüßigen Verfolgern nicht mehr länger ausweichen, so oft es auch noch versucht zu haben schien, an passenden Plätzen seitab zu springen und dadurch jene entsetzlichen blood hounds — wenigstens auf eine Zeit lang — irre zu führen. Nach ein paar Kreuz- und Quersprüngen trafen sie immer gleich wieder den richtigen Punkt und brachen, je wärmer die Fährte wurde, nur so viel wüthender hinterdrein.

„Wenn die Hunde mit ihm aufkommen,“ sagte der junge Harper, der mit dem alten Mr. Taylgrove an Sheppard's Seite galoppirte, „so werden wir doch Nichts von ihm haben, denn sie reißen ihn jedenfalls in Stücke.“

„Tobt oder lebendig war der Contract, Gentlemen,“ sagte der Yankee, der sich hier in den südlichen Staaten Anfangs mit Sklavenhandel, d. h. mit dem Detailge-

geschäft*) befaßt hatte und jetzt, da es damit nicht mehr so gut ging wie früher, ein halb Duzend ächte Bloodhounds hielt.***) (Es war auf die Neger kein rechter Verlaß mehr, und deshalb rathsam, etwaigen Fluchtgelüsten derselben stets so rasch als möglich zu begegnen.

„Tobt oder lebendig?“ rief Harper lachend, „ei gewiß, Sherard, das war der Contract und soll so bleiben; glaubt Ihr, daß ich mich um dessen braune Haut Sorge?“

„Es ist auch nur ein freier Neger,“ warf Taylorgrove ein, „der überhaupt in diesen Districten gar nichts zu suchen hat — es geschieht deshalb keinem Menschen ein Schade, als ihm selber. Aber was haben die Hunde? — doch nicht wieder die Spur verloren?“

„Sie sind unsicher geworden,“ erwiderte Sherard, der zu den Bloodhounds jetzt hinangaloppierte, „was giebt's, Nigger? — was habt ihr Bestien? — Komm, Bull, such' hübsch, huß, fass', mein Hund — Du sollst Dir auch ein richtiges Maul voll aus ihm herausnehmen dürfen.“

Die Hunde schienen aber wirklich die Fährte wieder ver-

*) Nach dem wohlmeinenden Gesetz der Vereinigten Staaten durften auf öffentlichen Auctionen, oder Auctionen überhaupt in den slavenshaltenden Staaten, die Familien der zum Kauf Ausgebotenen nie genannt werden; aber leider wurde das Gesetz fortwährend in der frechsten Weise dadurch umgangen, daß die professionellen Slavenhändler sich solche Familien, die noch dazu stets billiger weggingen, kauften, sie dann mit Fortnahmen und die einzelnen Familienglieder wieder bald da, bald dort detaillirten, ohne daß die Unglücklichen auch nur wußten, was aus ihren Eltern, Geschwistern oder Kindern wurde. Es ist eine eigenthümliche, aber wohl bestätigte Thatsache, daß sich diese Slavenhändler fast nur aus den Harlestaaten des Nordens rekrutirten. Ein südllicher Pflanzer würde sich nie zu einem solchen gemeinen Geschäft hergegeben haben. Diese Race bildete dann auch die Partei der sogenannten cooper-heads oder Nattern, im Norden während des Krieges, und suchte durch Verrath und Hinterlist die Sache des Südens und der Rebellen zu fördern; litten sie doch gerade Schaden, wenn die Slaverie aufgehoben wurde.

**) In früherer Zeit, als die Slaverie noch in den Vereinigten Staaten blühte, wurden solche Hunde, zum Zweck des Einfangens entsprungenen Neger, ganz offen in den Zeitungen empfohlen. Der gewöhnliche Preis war damals für jeden Hund 5 Dollar pro Tag, und 15 Dollar Prämie, wenn der Fälltichte gefaßt wurde.

laren zu haben, und Sherard winkte seinen Begleitern, die vorher zurückgeblieben, mit aufgehobenem Arm, damit sie die hier unsicher gewordenen Spuren nicht zerstörten. Da richtete sich Nigger plötzlich mit beiden Vorderfüßen an dem nächsten Baume empor und zog die Luft ein; in demselben Moment schrie auch einer der jetzt herankommenden Reiter:

„Dort ist er! Da oben sitzt er — hip hip hip Hurrah! Wir haben die Canaille!“

Im Nu warfen die Reiter ihre Pferde herum und ritten ein Stück zurück, um einen bessern Ueberblick über den bezeichneten Baum zu gewinnen. Es dauerte denn auch nur sehr kurze Zeit, bis sie in dem Wipfel eines wilden Maulbeerbaumes die dunkle, zusammengeklauerte Gestalt des Mulatten erkannten. Der Stamm des Maulbeers war allerdings ziemlich stark, und es würde selbst einem jungen und unerschöpften Menschen schwer geworden sein, soweit daran hinaufzuklettern, um die ersten, unten auszuweigenden Äste zu erreichen. Dicht darunter stand aber ein niederer Dogwoodbaum, der sich ziemlich leicht ersteigen ließ, während der eine Ast des Maulbeers unmittelbar über dessen Wipfel hinlag und von dort nicht allein sehr leicht erreicht werden konnte, sondern auch noch durch eine niederhängende Rebe die beste und sicherste Hülfe bot, sich hinauf zu schwingen.

Diese Hülfsmittel mußte der zum Tod Erschöpfte benutzt haben, um einen Platz zu erreichen, der ihn wenigstens außer den unmittelbaren Bereich der gefürchteten Hunde brachte, denn daß er den Verfolgern damit nicht entrinnen konnte, wußte er gut genug. Er war seinem Geschick verfallen — und Gerechtigkeit? — Du großer Gott, er hatte als Neger die Meute der Weißen hinter sich, die durch den Krieg mit den Nordstaaten und durch die Proclamirung der Negerfreiheit kurz vorher, an ihrem sämmtlichen Vermögen und „Eigenthum“ bedroht und wüthend und erbittert waren, und daß er von denen kein Erbarmen hoffen durfte, lag auf der Hand. Wie er da oben, zum Tode ermattet, und mit kaum noch Kräften genug, sich nur an den Zweigen fest zu halten, in dem Raume hing, kam ihm auch wohl der Gedanke, ob es

nicht besser sei, rasch unter den scharfen Fängen der mordgierigen Bestien zu verbluten, als sich erst noch langsam zum Galgen schleppen zu lassen; aber es war das wenigstens augenblickliche Rettung, und wer hinge nicht so am Leben, daß er die Stunde seines Todes, so lange es in seinen Kräften steht, nicht hinauszögerte!

„Haha, mein Bursch!“ rief da Taylgrave, indem er einen seiner Revolver rasch aus dem Holster riß und mit der gespannten Waffe nach dem also Gestellten zielte, „soll ich Dich von oben wie einen wilden Truthahn herunter schießen, oder willst Du gutwillig herabsteigen und Dich in Dein Schicksal ergeben? Du siehst, Du kannst nicht mehr fort, und Widerstand ist eben so nutzlos.“

„Oh, Massa, Massa!“ bat der Unglückliche oben im Baume mit matter, flehender Stimme, „was habe ich denn gethan, daß Ihr mich hier durch den Wald mit den schrecklichen Hunden hebt, als ob ich einen Menschen todtgeschlagen hätte — was habe ich denn gethan, was verbrochen?“

„Was Du verbrochen hast, mein Bursche?“ rief der junge Harper, indem er jetzt ebenfalls mit seinem Revolver unter dem Baume Posto faßte. „Hast Du nicht den Aufruhr unter unseren Negern in Belleville gepredigt; hast Du ihnen nicht erzählt, daß sie frei wären und machen könnten was sie wollten, also auch ihre bisherigen Herren todtzuschlagen und ihre Pflanzungen plündern?“

„Oh no, no, no, Massa!“ rief der Mulatte entsetzt aus, „gepredigt habe ich zu ihnen gestern, am heiligen Sonntag, aber nur gute Worte. Ich habe ihnen gesagt, daß die weißen Männer im Norden erklärt hätten, sie sollten frei sein.“

„Nun siehst Du, Schuft!“ schrie Taylgrave voller Wuth, „und Du fragst noch was Du gethan hast?“

„Aber ich habe sie ermahnt, Massa, daß sie ruhig arbeiten und gehorsam ihre Arbeit thun sollten, bis das Gesetz im Land geregelt ist.“

„Das lügst Du, Schuft!“ rief da der junge Harper, „Du hast ihnen gesagt, es könnte sie Niemand mehr zwingen zu unbezahlter Arbeit.“

„Aber trotzdem sollten sie sie verrichten, Massa, habe ich ihnen gesagt,“ rief der arme Teufel in Todesangst, „um keine Ursache zur Klage zu geben und in Frieden mit ihrem bisherigen Herrn zu leben.“

„Und brauchen wir Dich dazu, Lump!“ rief einer der anderen Pflanzler, „um unsere Leute gegen uns aufzuheizen und ihnen Albernheiten und Lügen vorzuerzählen? Kümmerst uns das, was die schuftigen Nankes droben im Norden befehlen? Verdammt der Neger, der seinen Gehorsam weigert — an dem nächsten Baum hängt sein Strick, und gerade solche Canaillen, wie Du eine bist, sind es, die unsere Leute zu Rebellen machen wollen.“

„Oh, Massa, Massa,“ bat der Unglückliche, „ich habe es ja nicht so böse gemeint und gerade geglaubt, daß ich Gutes damit stifte. Ich sprach ja doch auch zu ihnen vom lieben Gott, wie der so lange die Sklaverei geduldet habe, und daß sie nicht mit eigener frevelnder Hand seinem Willen und Endziel vorgreifen sollten.“

„Herunter mit Dir, Schuft!“ schrie Taylgrave, den Revolver wieder gegen ihn hebend, „oder ich schicke Dich herunter wie ein faules Coon.“*)

Die Hunde hatten, wie der Mulatte nur den ersten Laut von sich gab, in wilder Wuth, wenn auch nur vergebliche Versuche gemacht, an dem Baum hinauf zu springen; jetzt klappten sie die Rinde, bissen vor Ingrimim in die Wurzeln und verriethen deutlich genug, wie sie den Verfolgten behandeln würden, wenn er in ihren Bereich käme.

„Oh, Massa,“ bat da der Mulatte, „ich will ja herunter kommen; ich weigere mich ja nicht, aber nehmt nur erst die schrecklichen Hunde fort.“

Ueber Taylgrave's Züge zuckte ein verächtliches Lächeln, und seinen Revolver wieder in den Holster zurückschiebend, sagte er:

„Wir müssen den Burschen lebendig mit nach Belleville

*) Coon-Racoon, der amerikanische Waschbär (Schuppen), der Nacht gewöhnlich mit Hunden gesagt und in die Bäume hinaufgetrieben wird.

hineinbringen; so nehmt Eure Hunde an die Leine, Sherard, oder sie reißen ihn in Stücke und wir haben nachher nicht den Spaß ihn hängen zu sehen.“

„Und sollen wir uns mit der Bestie noch lange herum-schleppen?“ rief Urquard, einer der anderen Pflanze.

„Schon des Beispiels für unsere Leute wegen,“ erwiderte Taylgrave; „wenn er vor ihren Augen gehangen wird, macht das einen viel bessern Eindruck auf sie, als wenn wir ihn hier im Wald abfertigen, so daß sie ihn nicht mehr sehen und es am Ende nicht einmal glauben.“

„Es wird schwer sein, die Hunde jetzt zurückzuhalten,“ meinte Sherard. „Wir haben sie gehehrt und angefeuert, und wenn man ihnen dann einmal ihren freien Willen läßt, gehen sie das nächste Mal auch um so viel feuriger auf eine frische Fährte.“

„Das geht uns aber nichts an, Mr. Sherard,“ sagte Taylgrave fester; „wir sind nicht hier herausgekommen und zahlen Euch nicht dafür, um Eure Hunde zu dressiren, sondern wir wollen so handeln, wie es unseren Interessen am besten zusagt, und die erfordern diesmal, daß wir den Burschen lebendig nach Belleville hineinschaffen. Hätten sie ihn im offenen Walde erwischt und niedergedrissen, nun gut, dann ließ sich eben an der Sache nichts mehr ändern, und wir würden uns mit dem Cadaver begnügt haben; jetzt aber ist's besser so, und ich bitte Euch deshalb, die Hunde festzunehmen.“

Die Bitte war mit einem so befehlenden Ausdruck gegeben, daß sie keinen Widerspruch duldete. Sherard, der nur ärgerlich die Zähne zusammenbiß, wußte recht gut, daß die hochmüthigen Pflanze mit Verachtung auf ihn herabsahen, und es wäre z. B. keinem von ihnen Allen eingefallen, ihn je in ihr Haus einzuladen und an ihren Tisch zu ziehen. Er wurde nur benutzt, wenn man ihn brauchte — aber gleiches Interesse leitete ja auch ihn. Was kümmerte ihn das stolze, eingebildete Aristokratenpaar, wie er es nannte; stat denn auch nur für einen Gents Werth republikanischer Geist in ihnen? Gott bewahre, die hätten am liebsten einen Kaiser oder König für das ganze Reich gehabt, wenn sie nur

den richtigen Mann gefunden, der sie in ihren Privilegien schützte — aber auch er brauchte und benutzte sie zu seinem Zweck: Geld zu verdienen, und die Gelegenheit dafür war jetzt überhaupt nicht mehr so günstig, als daß er ihnen gerade in dieser Zeit hätte den Stuhl vor die Thür setzen dürfen.

Einen Moment zögerte er allerdings noch, aber er sah auch keinen andern Ausweg; und endlich langsam von seinem, mit weißem Schaum bedeckten Thier absteigend, warf er dessen Zügel um einen Busch, knüpfte dann von seinem Sattel die darangeschnürten Leinen los und suchte jetzt die Hunde wieder fest zu bekommen, was sich aber als eben kein so leichtes Stück Arbeit zeigte. Die Bestien waren in voller Aufregung und Wuth; sie witterten ihre Beute da oben in den Zweigen und sie wußten, daß er von da oben herunter mußte, denn wie viele unglückliche Opfer hatten sie schon so gestellt. Die bereit gehaltenen Leinen launten sie aber eben so genau, und als sich Sherard dem ersten, Nigger, näherte, wandte sich dieser gegen ihn, stieß die Zähne und nahm eine entschieden drohende Haltung ein — und wie ingrimmig die blutunterlaufenen, türkischen Augen dabei den eigenen Herrn anblitzten!

Sherard wandte sich jetzt zu dem andern und es gelang ihm endlich, den etwas mehr phlegmatischen Bull fest und an die Leine zu bekommen. Nigger wollte sich aber trotzdem noch nicht fügen, und der Yankee mußte zuletzt wirklich erst in den Sattel steigen und Bull mit fortführen, wonach denn endlich dessen Gefährte, wenn er auch noch verlangende Blicke nach dem Baum hinaufwarf, folgte und später, eine Strecke weit drinnen im Walde und aus Sicht seines Opfers, ebenfalls angelegt werden konnte. Es war ein gefährliches Hantieren mit diesen Bloobhounds.

Der Mulasatte getraute sich indessen noch immer nicht herunter, denn der Hund konnte noch zurückkehren; Tayl-grove hatte aber die Geduld verloren und auf seine erneute Drohung ließ sich denn endlich der unglückliche Reger, der sich rettungslos in der Gewalt seiner erbarmungslosen Feinde sah, an einer der an dem Baum niederhangenden Neben zu

Boden nieder, wo er ohne Weiteres von Zweien der Abgefessenen gefaßt und gebunden wurde und jetzt mit auf den Rücken geschnürten Armen seinen Heimweg zwischen zweien der Pferde antreten mußte.

Allerdings rissen die Hunde, als sie von ihm die Witterung bekamen, wieder heftig an der Leine und Sherard selber wäre im Sattel wohl kaum im Stande gewesen, die starken Thiere, die mit vereinter Kraft anzogen, zurückzuhalten, hätte er nicht schon gleich von vornherein die Vorsicht gebraucht, das Ende der Leine in dem großen Ring seines spanischen Sattelturms zu befestigen. Jetzt lehnte sich das Pferd selber gegen den Druck, und die beiden Thiere waren nicht mehr im Stande, auch nur einen Fuß breit Raum zu gewinnen.

Für den Augenblick war der gefangene Mulatte der Gefahr entgangen, — aber auch nur für einen Augenblick, denn was ihn in Belleville erwartete, wenn er dort eingebracht und vor einer Jury der Sklavenhalter abgeurtheilt wurde, wußte er gut genug. Was lag diesen Herren des Südens an einem Menschenleben, wo in der Sklavenfrage ihre ganze Existenz, ihr ganzes Eigenthum auf dem Spiele stand — und nun erst gar das Leben eines Schwarzen oder von Negerblut Abstammenden. Es war nicht der Rede, kaum eines Gedankens werth, da nicht einmal ein bestimmter Eigenthümer des Burschen pecuniären Verlust durch seinen Tod erlitt — er trug ja seinen Freipaß und das Zeugniß, daß er sich durch fleißige Extraarbeit selber losgekauft, bei sich.

In Belleville.

Belleville war ein reizendes kleines Binnenstädtchen im Süden des Staates Georgia, und wenn man sich ihm aus der Ferne näherte, so hätte man es sogar, der Anzahl von Gebäuden nach, für eine größere Stadt halten können. Und doch bestand es nur aus sehr wenig Wohnungen weißer Insassen, um die sich dann aber freilich größere Complexe von Regerhütten reiheten, so daß es mit diesen, wie mit den Zuckerfabriken und Baumwollenmaschinen, mit Rathhaus, Hôtel, Apotheke und einigen Privathäusern einen ziemlich bedeutenden Flächenraum einnahm.

Das Rath: oder sogenannte Courthouse bildete den Mittelpunkt — dicht daran schloß sich das Gefängniß, und ein breiter grüner, aber nicht gepflegter Rasenplatz dehnte sich davor aus und wurde von einzelnen Büschen der Wunderblume oder des Ricinusbusches, der auch hier zu hohen Sträuchern emporwuchs, mehr überwuchert als geziert.

Das Hôtel war ein sehr anständiges und natürlich nur von Weißen besuchtes und benutztes Gebäude; ja eigentlich diente es nur der Aristokratie des Landes zum Verkehr, denn die wenigen weißen Ansiedler hier, die theils aus dem Norden hergezogen waren, nahmen nur eine sehr untergeordnete Stellung neben den stolzen Pflanzern ein und wurden an solchen Stellen, wo diese ihre Zusammenkünfte hielten, nicht

einmal gern gesehen und stets zurückgesetzt. Berachteten jene südlichen „Herren“ doch grundsätzlich die arbeitende Klasse, welcher Farbe sie auch angehörte, und kannten nur den Unterschied zwischen schwarzen und weißen Sklaven, daß die ersteren als „Eigenthum“ betrachtet wurden, die letzteren aber — leider — nicht.

Unmittelbar um Belleville her reiheten sich drei sehr bedeutende Pflanzungen und umschlossen mit ihren Baumwollen- und Zuckersfeldern, in denen dann wieder zahlreiche Fabriken und Maschinen standen, die ganze Stadt, während die Wohngebäude oder vielmehr „Herrenhäuser“ derselben sämmtlich so gebaut waren, daß sie nur noch durch ihren großen prächtigen Garten von den Außengebäuden der Stadt selber getrennt blieben und dadurch förmlich im Grünen und mit der Aussicht auf ihre Regenhütten und Felder lagen.

Man errichtet diese Gebäude in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten fast alle nach einem einzigen, aber sehr freundlichen Muster und selten übermäßig groß, so daß sie nur der Familie selber vollgenügenden Raum bieten und noch ein paar Fremdenzimmer umfassen, denn Gastfreundschaft — aber selbstverständlich nur unter ihres Gleichen — herrscht überall.

Ein Arbeiter, ja selbst ein Farmer, wenn auch ein Weißer, würde nie dort Aufnahme gefunden haben, so lange er selber die Hand an seinen Pflug legte. — Hielt er sich Sklaven, so war das schon etwas Anderes; aber eine gewisse Quantität Ballen Baumwolle für die Ernte gehörte immer dazu, um ihn als gleichberechtigt in die Gesellschaft einzuführen. Die Herren nannten sich allerdings Republikaner, aber es giebt deren doch nur sehr wenige in Wirklichkeit.

Das Haus Mr. Taylorgrove's — eines der reichsten Pflanzers in der ganzen Gegend — lag hier am Eingang des Orts, wenn man ihn von Nordosten kommend berührte. Zuerst führte eine breite Straße, die nur von den Umzäunungen der Zucker- und Baumwollensfelder eingefast wurde und weit über eine englische Meile auch nicht den geringsten Schatten bot, direct auf Belleville zu, und das erste Laub, was man traf, war eine mächtige Orangenhecke, die nach Norden zu das

ganze Regerdorf einsaßte. Dann kamen diese Hütten, kleine, von außen ziemlich wohnlich aussehende Gebäude, jedes mit einem Miniaturgarten daran, die aber gut gepflegt wurden und nicht allein Gemüse und Früchte, sondern auch Blumen trugen und — etwa zwanzig an der Zahl — in einem regelrechten Viereck gebaut und von drei ordentlichen Straßen durchschnitten wurden.

Südlich an die Regerhütten schloß sich dann wieder ein schmaler Streifen Garten an, der noch zum Herrenhaus gehörte und kleine Bosquets von niedrig gehaltenen Drangen, Granatbäumen und Pfirsichen enthielt — und jetzt kam die Wohnung selber, die fast unmittelbar an der Hauptstraße lag und von dieser eigentlich nur durch vier weitläufige China-bäume, die aber Raum genug zum Durchsehen gaben, getrennt wurde. Im Sommer trugen diese Bäume nun allerdings ein dichtes Laub und prachtvolle lilla Blüthen, die, einen monnigen Duft verbreitend, in Trauben niederhingen. Jetzt hatte der Spätherbst die Blätter von den Bäumen geschüttelt; die Nester standen kahl, und nur dicke Bündel runder gelblicher Beeren hingen noch daran und erhöhten das wunderliche Aussehen der Wipfel, durch welche man jetzt auch deutlich die Form des Hauses selber erkennen konnte.

Es war, wie alle diese Häuser, ein einstöckiges hölzernes Gebäude, freundlich angemalt und durchweg mit grünen Jalousien versehen. Rechts und links befanden sich die beiden Schornsteine zu den Kaminen im Innern, und vorn hin lief vor dem untern Geschoß eine Piazza oder Galerie, auf der dann die durch das vorspringende Dach des Hauses geschützte Veranda der oberen Räume lag.

Hier befanden sich die Wohnzimmer der Damen, und einen reizenderen Aufenthalt konnte man sich kaum denken.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit brannte die Sonne in dieser südlichen Breite doch noch heiß genug auf die Erde nieder, aber dort oben bot eine förmliche Decke der prachtvollsten Topfgewächse hinlänglichen Schatten, und buschige Lianen rankten noch außerdem an den Pfeilern hinauf. Dort oben waren zwei Hängematten geschlungen, und in der einen lag ein bildschönes junges Mädchen von vielleicht siebzehn

Jahren, in der andern ihre Mutter — eine Dame, die wirklich kaum viel älter als die Tochter aussah und auch in der That kaum dreiunddreißig Jahre zählte. Neben jeder aber stand ein junges Negermädchen, fast noch Kinder Beide, mit einem breiten Pfauenfächer in der Hand, und fächelten den Damen Kühlung zu. Es war Herbst, ja, aber die Sonne brannte doch noch recht heiß auf den Boden nieder, und der Schwarm von Negern, der noch draußen in den Baumwollfeldern eine etwas verspätete Nachlese hielt, schaffte mit tropfender Stirne die schweren Körbe der Reinigungsmaschine zu.

Die Freiheit aller Sklaven war in Washington proclamirt worden, die Sklaverei aufgehoben; und das schöne Wort in der Constitution: „Wir halten folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürftig, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind; daß zu diesen: Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören.“ es war endlich zu einer wirklichen Wahrheit, auch den Gesetzen nach geworden. Aber hier im Innern der Rebellenstaaten, deren Territorium trotz dem schon drei und ein halb Jahr dauernden Krieg noch kein Unions-Soldat, außer als Gefangener, betreten hatte, verhöhnte man das im Norden gegebene Gesetz und trozte noch immer auf die freilich schon arg bedrängte und ringsum abgeschlossene Armee der Südstaaten, die unter General Lee bald da bald dort die immer enger gezogenen Banden zu durchbrechen suchte.

Unterliegen? Der Süden konnte nicht unterliegen, wie die Herren meinten; und wo sie schon so oft die nördlichen Armeen geschlagen und sogar die Hauptstadt der Union, Washington, ein paar Mal ernstlich bedroht hatten, hofften sie auch diesmal wieder auf einen Umschlag zu ihren Gunsten, der dann, weil so oft und oft eingetreten, die Ausdauer des Feindes brechen und den Krieg dadurch beenden sollte: daß man ihre Rechte anerkannte und sie selber als souveraine Macht betrachtete.

In der oberen Piazza des Hauses, im Schatten dufsender Blütenbüsche schaukelten die weißen Damen in ihrer Hänge-

matte, und brunten in dem Baumwollensfelde, auf das die Sonne ihre sengenden Strahlen niedersandte, leuchten eben so zarte Wesen wie sie, nur mit schwarzer oder gelber Haut, von Reihe zu Reihe, und die Peitsche des Negerauffsehers oder Negertreibers, wie er ganz richtig genannt wurde, zog breite Striemen über ihre Schultern, wenn sie einen Moment ermauert in ihrer endlosen Arbeit einhielten.

Da hob sich eine Staubwolke in der Allee, die zwischen den Feldern, an dem Haus vorüber, in die Stadt führte, und lautes Lachen und Pferdegestampfe wurde von dort her gehört. Scheu aber blickten die Sklaven von ihrer Arbeit auf, denn sie wußten nur zu gut, was der Lärm bedeute; sie wußten, weshalb die „Herren“ heute Morgen ausgeritten waren und den bösen Buctra *) mit seinen schrecklichen Hunden zu ihrer Begleitung genommen hatten. Der „Farbige“ (denn die Neger nennen sich untereinander nur coloured people oder farbige Menschen), der am letzten Sonntag zu ihnen gepredigt und ihnen nur „gute Worte“ gesagt hatte, war von irgend einem Verräther unter ihnen bei den Weißen verklagt worden und dann nur durch rasche Flucht seiner Verhaftung entgangen. Was aber half dem Unglücklichen Flucht, wo sie die furchtbaren Hunde auf seine Fährte heken konnten. Menschliche Kräfte reichten da nicht aus, um den flüchtigen Verfolgern zu entgehen, und schon das Lachen, das aus der Staubwolke tönte, verkündete nur zu deutlich den gelungenen Fang.

Aber bald sollten sie sich auch mit eigenen Augen von der entsetzlichen Thatsache überzeugen, denn selbst der „Negertreiber“ war neugierig geworden und nach der Fenz zu geeilt, während die Sklaven sämmtlich ihre Arbeit einstellten und nach der nicht fernern Straße hinüberstarrten. Und dort kam der kleine Zug, voran ihr eigener Herr, Mr. Taylorgrove, mit seinem Nachbar, dem wegen seiner Grausamkeit gegen seine Sklaven berühmten Uguard; neben diesem aber lief mit bloßem Kopf und triefender Stirn, die Arme auf den Rücken geschnürt, die Kleider nur in Fetzen an seinem Leib hängend,

*) Buctra, der afrikanische Name für jeden Weißen.

der unglückliche Gefangene — dann kamen die übrigen „Herren“, die sich der Jagd wie einem Vergnügen angeschlossen, unter ihnen auch der Doctor von Belleville, eine lange, hagere Gestalt mit einem bösen Gesicht und zum Ueberfluß auch einem schielenden Auge. Hinter diesen erst und ein Stück zurück kam der Yankee Sherard mit seinen beiden Bluthunden, diese aber fest an der Leine, so daß sie nicht, selbst jetzt noch, über die ihnen entzogene Beute herfielen. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan, ihrem Herren an dem Morgen etwa fünfunddreißig Dollars Silber, wie vorher ausbedungen, verdient, und ein Menschenleben war jetzt der Willkür dieser übermüthigen Baumwollen-Barone versallen.

Taylsgrove sah allerdings, daß seine Neger feierten, und zu jeder andern Zeit würde er es streng gerügt haben; unter diesen Umständen aber war es ihm vollkommen recht, denn sie gerade sollten sehen, wie die Weißen in Allem, was ihr „Eigenthum“ betraf, keinen Spasß verstanden und irgend einem auch nur gemachten Versuch, sie in dessen Besitz zu stören, die Strafe auf dem Fuße folgen ließen.

Jetzt näherte sich der Zug dem Hause, auf dessen Balcon die Damen schon aufmerksam geworden. Sie waren aufgestanden und an die Rampe des Balcons getreten, und es gab kaum einen lieblicheren Anblick als diese drei reizenden Frauengestalten, wie sie dort, von Blüthenbüschen und geschwungenen Ranken umgeben, herauschauten.

„Habt Ihr ihn?“ rief Mrs. Taylsgrove ihrem Manne entgegen, wie sie ihn nur in Hörweite wußte.

„Ei gewiß!“ lautete der fröhliche Ruf zurück, „die Hunde waren vortrefflich.“

„Bravo, bravo!“ riefen die beiden jungen Damen und klatschten vor Freuden in die Hände, „und was geschieht mit ihm, Mama?“

„Was mit ihm geschieht?“ sagte die Dame verwundert, als ob darüber auch gar kein Zweifel mehr obwalten könne, „nun versteht sich, wird er gehangen. In jetziger Zeit müssen abschreckende Beispiele gegeben werden oder die Herren Nigger wachsen uns über den Kopf.“

„Ach, wenn wir das nur auch mit ansehen könnten.“

rief Lucie, die Älteste der Töchter, „darf ich mir mein Pferd satteln lassen, Mama?“

„Dann gehe ich mit!“ rief Jenny, die Jüngste.

„Wir wissen ja noch gar nicht, wann und wo das geschieht, Kinder,“ sagte aber die Mutter, „jedemfalls stecken sie den Menschen jetzt erst in's Gefängniß, sie hätten ihn sonst gar nicht mit herein gebracht und bis dahin kommt dann auch der Vater nach Hause. Hören wir nachher etwas Bestimmtes, so lasse ich anspannen und wir fahren Alle zusammen.“

Die Damen folgten dem Zug mit den Augen, so lange sie den unglücklichen Mulatten in Sicht behalten konnten.

Indessen hatte der herbeigerufene Vice-Sheriff von Belleville, ein heruntergekommener Franzose, der früher ebenfalls Sklaven gehalten, dann aber Bankerott machte und durch den Trunk so tief sank, daß er zuletzt froh war, diesen Posten als quasi Gefängnißwärter zu bekommen, den gebundenen Gefangenen übernommen und in seine Zelle abgeführt, und die Reiter zügelten natürlich vor dem Hôtel ihre Pferde an, um dort erst einmal einen frischen Trunk — Claret mit Eis — zu thun und dabei nachher das Schicksal des Unglücklichen, oder doch wenigstens die Form zu berathen; denn was mit ihm überhaupt geschehen müsse, darüber herrschte nicht die geringste Meinungsverschiedenheit unter ihnen. Es verstand sich von selbst, daß er gehangen wurde, aber es war trotzdem nöthig, ein gewisses Verfahren dabei zu beachten, daß sich die Betreffenden nicht später den Vorwurf verübten Mordes zuzogen. Lag doch eigentlich noch nicht einmal eine Anklage gegen den Gefangenen, sondern nur eine Denunciation, noch dazu eines Negers vor, und deshalb gerade war es nöthig, die weiße Bevölkerung des Ortes zu dem Urtheil heranzuziehen.

Einer Unregelmäßigkeit gegen die Geseze machte man sich bei alle dem schuldig, denn das eigentliche Gericht saß jetzt nicht, und dem regelmäßigen Gang der Geschäfte nach hätte der Gefangene für die gesetzlichen Assisen aufgehoben werden müssen, aber wer kümmerte sich um die genaue Befolgung solcher Vorschriften im Krieg. Jetzt herrschte ein Ausnahmss-

zustand, und daß sich die Pflanzer, überdies gereizt und erbittert, eine solche Gelegenheit nicht entgehen ließen, verstand sich doch von selbst.

Das Hôtel de Belleville hatte früher das Sternenbanner im Schild gehabt und sich lange Jahre wohl darunter bejunden. Gleich aber nach Ausbruch der Revolution, und nachdem die Rebellen bei der Einnahme von Fort Sumter die „Sterne und Streifen“ in den Staub geworfen und ihre eigene Flagge gehißt hatten, fand es der Wirth für unumgänglich nöthig, auch sein Schild zu wechseln, und vertauschte es natürlich mit der neugewählten Flagge der Secessionisten.

Es war überhaupt das Verkehrteste gewesen, was die Rebellen hätten thun können, daß sie nämlich das Sternenbanner, für das ihre Vorfahren eben so gut gekämpft als der Norden, da selbst Georgien zu den ersten dreizehn Staaten gehörte, welche England den Krieg erklärten — daß sie also das Sternenbanner fallen ließen und zu einer neuen und den Staaten fremden Flagge schwuren. Tausende wären unsicher geblieben, auf welcher Seite sie kämpfen sollten, wenn beide das nämliche Banner beibehalten hätten; die alten Sterne und Streifen übten aber doch die größte Anziehungskraft, und von dem Moment an blieb auch schon das Schicksal der Rebellion — ob es sich auch noch Jahre hinaus zögerte — entschieden.

Das Hôtel war, wie die meisten dieser südlichen Staaten, dem Klima angemessen eingerichtet. Vorne und gleich am Eingang befand sich ein fast das ganze Haus einnehmender Salon, der allerdings auch einen Kamin hatte, weil es im Januar und Februar doch manchmal kalte Tage gab, und die frostigen Südländer dann ein Feuer liebten, — der sonst aber hohe Fenster und weite Thüren zeigte, so daß in der heißen Jahreszeit der Luftzug durch das ganze Gebäude strich.

Hinter dem Frontsalon lag der Speisesaal, rechts davon das Comptoir, links die Wohnung für den Wirth und seine Familie, während die oberen Räume allein zu Logir- oder Fremdenzimmern bestimmt schienen. Die „Bar“ oder der Schenkstand befand sich im Speisesaal und konnte Nachts durch eine Doppelthür verschlossen werden, während das dazu

gehörige Fenster nach außen hin ein eisernes Gitter zeigte. Spirituosen sind nämlich in Negerdistricten ein sehr verlockender Gegenstand und müßten besonders gegen Einbruch oder Veruntreuungen geschützt werden.

Die ganze Gesellschaft begab sich in den Speisesaal, wo die Bar lag, um dort den gegenwärtigen Fall zu berathen; und wenn sich Sherard, der seine Hunde einem in seinen Diensten stehenden Irländer übergeben hatte, um sie zu Hause zu füttern und abzuwaschen, auch den „Gentlemen“ anschloß, so war das diesen allerdings nicht angenehm, aber auch ein unvermeidlicher Uebelstand. Man brauchte ihn eben zu Zeiten und konnte ihn deshalb nicht vor den Kopf stoßen, und wenn man ihn auch, so weit das höflicher Weise anging, fühlen ließ, daß er in diesem Kreis entbehrt werden könne, so merkte das der Yankee nicht, oder — wollte es vielleicht nicht merken. Was die „stuck up folks“ zu sein glaubten, dünkte er sich auch: ein freier Amerikaner, und denen mußte er deshalb erst recht zeigen, daß er ihnen nicht gestattete, „über ihn weg zu gucken“.

Vor allen Dingen wurde an der Bar: ein glass all around — d. h. für Alle getrunken, an dem Sherard ebenfalls Theil nahm, dann aber sprach Taylgrave ein paar Worte mit dem Wirth, ließ sich von ihm Geld geben, das er gerade nicht bei sich führte, und nahm den Yankee auf die Seite, um ihn „auszuzahlen“.

„Mr. Sherard,“ sagte der alte vornehme Herr, „ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht gern länger als nöthig in Anspruch nehmen und Ihnen gleich hier unsere Schuld abtragen. Hier sind die zehn Dollars für Ihre Thiere, — denn daß sie es in kürzerer Zeit als einem Tag beendet haben, ist ja doch nur unser Vortheil — hier die fünfzehn Dollar Prämie für den Fang, und hier die zehn Dollar, die Ihnen Mr. Harper extra-zugesichert hat; ich berechne mich nachher mit ihm.“

„Sehr schön, Mr. Taylgrave,“ nickte der Yankee, indem er das Geld, in guten merikanischen Dollars, zusammen in sein seidenes Taschentuch strich und es dann darin fest zusammenknötete, „all right und stimmt wie eine Kirchenrechnung — die Hunde stehen Ihnen allzeit zu Diensten.“

„Hoffentlich haben wir nicht so bald wieder Gebrauch dafür.“

„Wäre mir nicht lieb,“ lachte Sherard, „denn mit dem Handel ist es jetzt eine verheufelte Geschichte. Der Hentler traue den Schuften im Norden. Sie gehen mit dem Kopf vorwärts drauf los, und wenn ihnen Lee nicht tüchtig auf den Hacken sitzt —“

„Wird es schon besorgen,“ nickte ihm Taylgrave zu, der sich mit dem Mann nicht in ein langes Gespräch einlassen wollte, und schritt dann zu seinen Freunden zurück, um mit diesen das Weitere zu berathen. Der Nankee war aber nicht sobald abgeschüttelt. Seinen Geldballen in der linken Hand, schlenderte er langsam hinter ihm her, rückte sich einen Stuhl heran und nahm ruhig zwischen den Uebrigen seinen Platz. Er hatte hier dasselbe Recht wie sie und gedachte Gebrauch davon zu machen.

Die Pflanzler sahen ihn allerdings von der Seite an, aber es mochte und konnte ihn Keiner fortweisen, und der gegenwärtige Fall interessirte sie auch Alle zu sehr, um ihn länger zu beachten. Er hatte seine Schuldigkeit gethan und war dafür bezahlt worden, weiter wünschte aber keiner von ihnen einen näheren Verkehr mit ihm.

Taylgrave, Harper, Ulguard, Doctor Simms, der Apotheker, Mr. Bool, und drei andere Pflanzler aus der Umgegend, ebenso wie zwei hier ansässige Advocaten, Lesley und Johns, mit dem Richter Rodgers, hatten sich auf das Gerücht der Verfolgung hier eingefunden. Es waren das auch alle die „weißen Männer“, die in der Nachbarschaft aufgetrieben werden konnten, denn Bool war zugleich Postmeister, und sie bildeten solcher Art zugleich die Jury, wenn sie zusammen kamen; denn daß Niemand mit Regerblut in den Adern, oder selbst nur die weißen Aufseher, die aber „in Diensten“ standen, dazu genommen werden durften, verstand sich von selbst.

„Well, Gentlemen,“ sagte Ulguard, der die Verhandlung eröffnete, „den gelben Schuft haben wir jetzt, und ich glaube, es bedarf kaum einer Frage, was mit ihm geschehen soll. Er hat versucht, unsere Sklaven zur Empörung aufzureizen,

und unserer eigenen Sicherheit sind wir es schon schuldig, daß wir kurzen Proceß mit ihm machen. — Eine lange Verhandlung wird da keinenfalls nöthig sein.“

„Wir selber können nur,“ bemerkte Lesley, „keinen Beschluß darüber fassen, ohne uns förmlich constituirt zu haben, und dazu wäre hier nicht der passende Platz; wir müssen hinüber ins Gerichtshaus gehen. Meinen Sie nicht, Mr. Rodgers?“

„Ja, allerdings,“ nickte dieser etwas verlegen, denn Mr. Rodgers liebte seine Bequemlichkeit, und er hätte den Platz, wo er sich gerade vollkommen wohl befand, nicht gern gleich wieder verlassen. „Uebrigens leben wir jetzt in einem Ausnahmezustand, wir sind mitten im Krieg, und wo es das Beste des eigenen Landes gilt, weiß ich nicht, ob da nicht eben jeder Platz auch dieselbe Berechtigung hat, um eine so wichtige Sache zu behandeln.“

„Mr. Rodgers,“ sagte Lesley, „man könnte uns nachher den Vorwurf machen, daß wir die Sache im Wege der „Lynch-Justiz“ beseitigt hätten, und ich weiß nicht, ob wir wohl daran thäten. — möchte mich selber wenigstens dagegen verwahren.“

Der Richter schüttelte etwas ungeduldig mit dem Kopf, erwiderte aber nichts darauf, denn er wußte, daß der Advocat allerdings Recht hatte, und überlegte sich gerade, wie die Sache am besten und einfachsten zu betreiben sei, als in die schon offene Thür der obere Sheriff, Mr. Dolling, eintrat und dem Gespräch rasch eine andere Wendung gab.

„Gentlemen,“ sagte er, wie er nur die Gesellschaft begrüßt hatte und dann ohne Weiteres an die „Bar“ ging, um sich ein Glas Brandy und Wasser geben zu lassen, „es ist etwas im Wind. Ich habe eben einen alten Bekannten aus den oberen Ansiedlungen gesprochen, und der behauptet, daß Sherman, von dem wir so lange nichts gehört, direct auf Charleston losrücke und den Hafen bedrohe.“

„Unsinn, Mann,“ lachte Urquard, „Sherman, der Popanz, mit dem sie hier schon seit Wochen die Kinder zu fürchten gemacht haben, wird froh sein, wenn er ungepflückt aus dem Norden von Georgia wieder hinauskommt, und denkt

gar nicht daran, seinen Hals in eine solche Schlinge zu stecken. Wer hat Euch das Märchen aufgebunden?"

"Mr. Urguard," sagte Dolling, indem er den Kiest in seinem Glas schwenkte, um den Kuder los zu bekommen, und es dann hinterklärte, "General Sherman ist einer der gefährlichsten Gegner, die wir haben, und noch frisch bei der Stange. Ja, wenn es Mac Clellan wäre, dann wollte ich nichts sagen, und das Ganze hätte keine besondere Gefahr, aber der Teufel traue dem Burschen, und die Besatzung von Charleston mag nur auf ihrer Hut sein, bis unsere Truppen nachrücken können, oder sie bekommen einmal eines Nachts unwillkommenen Besuch."

"Wah! so viel für Sherman," sagte auch Taylsgrove, "er wird sich hüten, sich ohne Reserve so weit nach Süden zu wagen."

"Und wenn er es doch thäte?" meinte der Sheriff, "haben wir hier etwa Truppen, die wir ihm entgegenstellen könnten? Hol's der Henker! Die ganze Geschichte hier kommt mir beinahe so vor, wie so ein Laden in den Städten drunten, wo sie auch ihre sämmtlichen Waaren in den Schaufenstern liegen und keinen Vorrath haben, aus dem sie das Verkaufte ergänzen können. Hier bei uns könnte er mit der größten Ruhe durchmarschiren, und wir wären wahrhaftig nicht im Stande, ihn zu hindern."

"Wah, Unsinn," sagte Dool, der Apotheker, "aller Wahrscheinlichkeit nach cristirt Sherman mit seiner ganzen Bande gar nicht mehr, denn sonst müßten sie doch wenigstens im Norden wissen, wo er geblieben ist. Die letzten neuen Zeitungen, die wir von dort bekommen haben, zerbrechen sich aber selber den Kopf, wo er möglicher Weise stecken könne, und suchen sich einander über sein Schicksal zu beruhigen. Zehn gegen eins will ich wetten, daß wir in den nächsten Tagen Nachricht bekommen, wie er von dem Volk unterwegs gefaßt und aufgerieben ist, und wenn wir etwas hier von ihm zu sehen bekommen, so werden es Gefangene sein, die unsere Truppen vielleicht nach Savannah durchtransportiren."

"Ich will's wünschen," meinte Lesley, "aber recht trauen thu' ich ihm auch nicht. Es soll ein zäher, rücksichtsloser

Gesell sein, der sein eigenes Leben keinen Pfifferling werth achtet, und ein Kunststück wär's wahrhaftig nicht, hier durch das Land zu ziehen, wenn Einer nur den richtigen Muth dazu mitbringt."

"Ach, laßt den Unsinn," sagte Taylgrove, "was kümmern uns die albernen Gerüchte, die schon seit Wochen im Staat umlaufen und nur von solchen Leuten geglaubt werden, die vielleicht ein Interesse an der Sache haben. Den Regern wäre es vielleicht erwünscht, das glaub' ich, aber denen müssen wir jetzt dafür auch desto fester den Daumen aufs Auge drücken, daß sie nicht wagen, sich zu nudsen oder zu rühren, denn ihre Zahl schon ist uns hier gefährlich, und unser einziger Schutz nur ist bis jetzt gewesen, daß sie selber nicht an den Sieg des Nordens geglaubt haben. Helfen wir selber aber noch solche Gerüchte verbreiten, dann sind wir natürlich keinen Augenblick mehr sicher und dürfen uns auf das Schlimmste gefaßt machen."

"Bah," sagte der Sheriff verächtlich, indem er ein Streichholz an seinen Beinkleibern abstrich und dann seine Cigarre damit entzündete, "was wir von denen zu fürchten hätten! Haben sie denn Waffen? Zehn oder zwölf entschlossene Männer schießen die ganze Bande zusammen."

"Ich danke Ihnen," lachte Taylgrove, "aber damit wäre uns verwünscht wenig gedient, denn ich habe Keger, die ihre 12—1400 Dollar werth sind, und wer trägt den Schaden, wenn wir sie zusammenschießen müssen? — wer anders als die Eigenthümer? Nein, da ist es besser, daß wir ein mögliches Uebel gleich im Keim ersticken, und deshalb bin ich auch dafür, diesen Hills, wie sich der schustige Mulatte nennt — ich glaube sogar Reverend Hills, hol' der Teufel Se. Ehrwürden — ohne Weiteres an dem nächsten besten Baum aufzuhängen. Dann wissen die Canaillen nachher, was sie zu erwarten haben, wenn sie nur eine irgend verdächtige Stellung einnehmen, und fremde Bagabonden werden sich in Zukunft zweimal besinnen, ehe sie sich in solche Gefahr begeben. Muß es sein und verlangt es die Form, so laßt uns hinüber in das Gerichtshaus gehen, um dort die Sache zu erledigen; meiner Meinung nach könnten wir es aber hier,

bei einem Glas Cherry eben so gütig fertig bringen und hätten die Umstände nicht nöthig.“

„Ja, Mr. Taylgrave,“ sagte jetzt der andere Advocat, Johns, ein Creole *), aber von englischen Eltern im Lande geboren, „das ist Alles recht schön und gut, aber was ich bis jetzt über den Fall habe erfahren können, so liegen eigentlich gar keine weiteren Beweise von Schuld gegen den Mulatten vor, als was der Neger Benjamin gegen ihn ausgesagt hat, und das ist eine so nichtswürdig durchtriebene und boshafte Canaille, wie nur je eine dem Boden von Georgia ihre Fährten eingebrückt hat. Der Schuft war früher mein Eigenthum und kein schlechter, sogar ein recht geschickter Arbeiter; ich habe ihn nur deshalb verkauft, weil er auf meiner Plantage nichts als Stänkereien machte, bald den, bald jenen verdächtigte und zahllose Male dabei übersührt und gepeitscht wurde. Ich selber möchte kein Wort von dem glauben, was der Schuft' aussagt.“

„Darauf kommt es hier aber gar nicht an,“ rief Urguard heftig. „Haben wir dem Nigger Erlaubniß gegeben, hier auf offenem Platz zu predigen und eine Ansprache an unsere Sclaven zu halten, und sollen wir verpflichtet sein, solche Versuche, die Leute abtrünnig zu machen, zu überwachen oder uns der Gefahr eines solchen frevelhaften Erfolgs auszusetzen?“

„Das ist Alles wohl wahr,“ bemerkte Lesley, „aber ein gewisses Verfahren muß doch jedenfalls stattfinden und irgend eine Klage muß gegen ihn vorgebracht und — bewiesen werden, denn wir dürfen einen Menschen nicht allein deshalb hängen, weil er eine gelbe Haut und keinen Eigenthümer hat.“

„Mr. Lesley,“ bemerkte Urguard ziemlich scharf, „Sie haben jetzt schon ein paar Mal, auch neulich bei einer ähnlichen Veranlassung, Aeußerungen gethan, die in dem Munde eines

*) Es ist ein gewöhnlicher Irrthum, Creolen für eine Mischlingsrace von Indianern und Weißen zu halten. Creolen werden nur Vollblut-Weiße genannt, sobald sie selber dort in dem Lande von weißen Eltern geboren sind, also keinen Tropfen fremden Blutes in sich haben. Mischlinge von Indianern und Weißen heißen dagegen Mestizen.

säblichen Gentleman — und dafür gelten Sie doch — das Wenigste zu sagen, wunderbarlich klingen.“

„Mr. Urquard,“ sagte Lesley ruhig, „ich bin Advocat und gehe allein vom Rechtsstandpunkt aus. Hat sich der Gefangene gegen unsere Gesetze veründigt, dann wäre ich der Letzte, der ihm das Wort reden würde; wollten Sie aber, ohne genügenden Grund, einfach ein Exempel an ihm statuiren nur der anderen Sklaven wegen, dann würde ich seine Vertheidigung übernehmen und Ihnen keine Gelegenheit geben, ihn, ohne offenes Lynchgericht, an seinem Leben zu schädigen. Ich glaube, Judge Rodgers ist darin gewiß ebenfalls meiner Meinung.“

„Oh, sicher — sicher,“ sagte der Richter doch etwas verlegen, denn da er selber einen sehr bedeutenden Sklavenstand besaß, lag ihm am wenigsten daran, große Umstände mit dem Mulatten zu machen; Lesley gegenüber, der volle Aussicht hatte, in nächster Zeit zum Staatsanwalt ernannt zu werden, mochte er sich aber auch keine Blöße geben. — „Und wenn es ein Nigger ist, so muß seine Schuld erst bewiesen werden.“

„Und indessen haben Sie den Burschen mit Bluthunden geheßt,“ lachte Johns.

„Wenn er sich nicht schuldig fühlte, so hätte er auch nicht die Flucht ergriffen,“ rief Taylgrave, dem die Ironie in den Worten nicht entging, heftig. „Sollten wir erst hier lange untersuchen und ihm Zeit lassen, seine Haut in Sicherheit zu bringen? Verdammt, nein. Uebrigens glaube ich fast,“ setzte er finster und drohend hinzu, „daß ihm eine Vertheidigung ver wünscht wenig Nutzen bringen würde. Wenn wir, die wir unsere Pflanzungen hier haben, seine Schuld einsehen und ihn verurtheilen, dann könnten sämmtliche Advocaten östlich vom Mississippi zusammenkommen und würden seinen Hals doch nicht aus der Schlinge retten.“

„Sie sind jetzt aufgereg, Mr. Taylgrave,“ sagte Lesley ruhig, „und glauben deshalb selber, was Sie behaupten; aber ich denke, die eigene Klugheit müßte Sie schon davor bewahren, gerade in jetziger Zeit die überdies beunruhigten Schwarzen durch eine entschiedene Ungerechtigkeit vielleicht gar selber

zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, die für uns Alle verderblich werden könnten."

"Dann dürfen Sie aber auch nicht davon reden, einen Nigger zu vertheidigen," rief Taylgrave, der sich augenscheinlich Gewalt anthun mußte, um sich nicht stärker und beleidigender auszudrücken, „denn dadurch würden die schwarzen Canailen nur noch in ihrem Uebermuthe bestärkt. Es ist jetzt kaum noch, ausgenommen mit unerbittlicher Strenge, mit ihnen auszukommen; laßt sie aber erst einmal merken, daß sie selbst Weiße auf ihrer Seite haben, und sie brechen in offene und blutige Revolution aus."

"Laß ihn doch, Taylgrave," flüsterte Arguard mit einem spöttischen Lächeln dem Freund zu, es ist einmal sein Beruf, sich auf die Hinterbeine zu setzen und mit Gesetz und Recht zu drohen. Ihm macht es Spaß und uns schadet es nicht; sollte er sich aber ernstlich widersetzen, dann bringen wir ihn auch zahn, darauf gebe ich Dir mein Wort. — Und nun, Gentlemen," setzte er laut hinzu, „dächte ich, verlören wir unsere kostbare Zeit nicht mit nutzlosen Redensarten. Wir haben einen Nigger eingefangen, der den Versuch gemacht hat, unsere Sklaven zu verführen. Ich habe nichts dagegen, daß wir ihn vorher einem Verhör unterwerfen, aber wir wollen auch keine lange Gerichtspflege dabei einschlagen. Wir befinden uns hier thatsächlich im Kriegszustand. Die frechen Yankee's haben gewagt, unsere Neger, unser wohlervorbenes Eigenthum für frei zu erklären und damit — weil sie uns nicht in offener Feldschlacht besiegen konnten, versucht, eine ganz barbarische Nation über uns und unsere Familien loszulassen. Jeder Bürger hat aber das Recht, sich selbst und seinen eigenen Herd zu schützen, und ich schlage deshalb vor, daß wir uns, ohne faule Bedenken, ob wir damit ein Gesetz verletzen, das in den uns feindlichen und von uns ausgestoßenen nördlichen Staaten gilt, gleich hier an Ort und Stelle als Gericht constituiren. Ich glaube nicht, daß irgend Einer von Ihnen etwas dagegen wird einzuwenden haben."

"Bitte um Verzeihung, Mr. Arguard," rief Weston, „ich selber müßte dagegen auf das Entschiedenste —"

"Bitte, Sir," unterbrach ihn Arguard scharf, „Sie selber

Haben hier keine Bestlung und kommen deshalb gar nicht in Betracht. Wenn unsere Gesetze erst einmal geregelt sein werden, führen wir auch wohl wieder advocatische Spitzfindigkeiten ein und machen Proceßse von der Fingergeläufigkeit der verschiedenen Herren abhängig. Unter den gegenwärtigen Umständen ziehen wir es aber vor, unser eigenes Recht zu sprechen und — wer sich dem widersetzen will, thut es nur auf seine eigene Gefahr.“

Voten biß sich auf die Lippen, aber er wußte auch gut genug, in welchen Kreisen er sich hier befand, und trat jetzt nur zu dem Richter hinüber, um diesem Vorstellungen zu machen, damit er um Gottes Willen nicht der Gewalt seinen Namen lieh. Rodgers aber zuckte wieder mit den Achseln und behauptete jetzt selber, daß sie sich gegenwärtig in einem Ausnahmezustand befänden, in welchem sie sich allerdings nicht an die in den nördlichen und jetzt feindlichen Staaten geltenden Gesetze binden könnten. Der Fall solle allerdings untersucht werden, aber auf die Form brauchten sie, wie er selber meinte, nicht so genau zu sehen, und er schlug deshalb vor, den Gefangenen wie seinen Ankläger hierher zu bringen. Ein Schwarzer könne allerdings nicht — den Gesetzen des Südens nach — gegen einen Weißen Zeugniß ablegen, aber mit jeder Berechtigung gegen einen Genossen seines eigenen Stammes, gegen einen Mulatten, und je eher deshalb die Sache zu einem Ende geführt würde, desto besser.

Urguard hatte indessen aber auch nicht einmal den Ausspruch des Richters abgewartet, sondern durch Bolling, der auch nicht die geringsten Schwierigkeiten machte, einen Voten an den Vice- oder, wie er dort genannt wurde, Deputy-Sheriff abgesandt, den Gefangenen und seinen Ankläger herzuliefern. Die Sache konnte dann rasch und ohne Schwierigkeit erledigt werden.

Während der Vote seinen Auftrag ausführte, waren die Herren noch einmal an den Schenkstand getreten, um ein frisches Glas zu trinken. Mr. Urguard tractirte diesmal*),

*) Es ist in Nordamerika die allgemeine Sitte, daß nicht, wie bei uns, jeder Einzelne das, was er trinkt, auch selber bezahlt, sondern eine

und über den Fall selber wurde jetzt nicht weiter gesprochen. Die Sache war vor der Hand erledigt, und erst, wenn die Sitzung begann, konnte man sich wieder damit beschäftigen.

Noch standen die Herren so plaudernd in dem großen Saal herum, und selbst Eherard hatte sich ihnen, ohne in dessen direct aufgefodert zu sein, wieder angeschlossen, als Mr. Taylgrove's weißer Aufseher oder Verwalter, seine Reitpeitsche in der Hand, den Hut auf dem Kopf und augenscheinlich in außergewöhnlicher Aufregung, das Gemach betrat, den Blick darin einen Moment umherwarf und dann ohne Weiteres auf seinen Employer, wie diese Leute ihren Dienstherrn nennen, zuellte.

„Hallo, Mr. Hall!“ rief Taylgrove, der ihn schon gleich bei seinem Eintritt erkannt und mit Erstaunen das wunderliche und „unschickliche“ Benehmen des Mannes bemerkt hatte, „what is the matter? Was haben Sie? Sie sehen so verstört aus, daß Sie selbst Ihren Hut vergessen haben.“

„Bitte um Verzeihung, Mr. Taylgrove,“ sagte Hall, eben nicht erfreut über diese Zurechtweisung, indem er aber doch seinen Hut abnahm und in der Hand hielt, „ich wollte Ihnen nur melden, daß die Vankees eingetroffen sind.“

„Die Vankees?“ fragte Taylgrove und sah seinen Aufseher verwundert an. „Von was fasseln Sie jetzt? Was giebt es? Wer ist eingetroffen?“

„Die Vankees,“ jagte der Aufseher trocken, „oder wenn Sie wollen, die nordischen Soldaten — General Sherman's Vortrab.“

„Unsinn, Mann!“ rief Taylgrove unwillig aus, „was schwätzen Sie da ins Blaue hinein? Haben Sie vielleicht einen flüchtigen Soldaten gesehen und schließen daraus, daß die ganze Armee anrückt?“

„Ich schließe gar nichts, Mr. Taylgrove,“ erwiderte aber der Aufseher weit schärfer, als er sonst zu seinem „Herrn“ zu sprechen wagte, denn eine unbestimmte Ahnung mochte ihm wohl sagen, daß seine Stellung hier nun doch so gut als

als allgemein angenommene Regel, daß wer zum Trinken auffordert auch die Reche berichtigt, und es würde als Verteidigung gelten, wollte man sich dem nicht fügen.

aufgehoben sei, „vor Ihrer Plantage halten aber einige sechzig Reiter der Unionsarmee, und ich habe mich nur ohne Zögern auf mein glücklicher Weise schon gesatteltes Pferd geworfen, um Ihnen die Meldung zu machen.“

„Die Unionsarmee?“ rief Taylgrave und wurde dabei tobtенbleich — aber schon hatten sich die Uebrigen um den Berichterstatter gesammelt und drängten mit ängstlichen Fragen in ihn, während nur Urguard lachend ausrief:

„Thorheit, Mann! Es werden unsere Reiter sein, die das Land von dem Feind rein fegen, und Ihr, in lauter Angst und Schrecken, habt sie für Unionstruppen gehalten. — Hahahaha! wo sollten die hier herkommen!“

„Ja wohl, Mr. Urguard,“ sagte Hall, ein baumlanger Kentudier mit einem fast fußlangen Bart, indem er den Pflanzler trotzig ansah, „ich bin auch gerade so ängstlich, daß ich mich in blindem Schrecken davonjagen lasse. Was ich aber mit meinen eigenen Augen sehe und mit meinen eigenen Ohren höre, weiß ich. Es ist Sherman's Vortrab — die Flagge kenne ich gut genug.“

„Und wo habt Ihr sie gesehen, Hall?“ rief Taylgrave, dessen Gesicht leichenfahl geworden war.

„Vor Ihrem Haus, Mr. Taylgrave, zügelten sie ihre Thiere ein,“ erwiderte der Aufseher; „als ich davon sprengte, unterhielten sie sich gerade mit den Damen, und die ganze Negerbande brängte aus dem Feld herein.“

Das Wort zündete, denn wie sich bisher der Stolz und Troß dieser übermüthigen Baumwollen-Barone dagegen gesträubt hatte, auch nur die Möglichkeit eines endlichen Sieges der Nordstaaten zuzugeben, so traf sie jetzt die Wirklichkeit und die daraus unfehlbar entspringenden Folgen nur so viel empfindlicher, und mitten aus ihrem Sicherheitsgefühl heraus wurden sie in Furcht und Entsetzen hineingeschleudert.

Die Neger! Wenn die Unionstruppen wirklich diesen entfernten und vom Kriegsschauplatz abgelegenen Theil der Staaten erreicht hatten, dann war auch das ganze übrige Land schon von ihnen überschwemmt, und erhoben sich dann die plötzlich frei gewordenen Neger gegen ihre bisherigen Herren, so waren die entsetzlichen Folgen gar nicht abzusehen.

Der aber, der am meisten bei der Nachricht erschrak, obgleich er keinen directen Verlust zu fürchten brauchte, war Jim Sherard, der Eigenthümer der Bloodhounds, denn wie ihn die Neger liebten, wußte er. Aber beruhete das Ganze nicht doch noch vielleicht auf einem Irrthum? — Es blieb ihm freilich keine Zeit, sich darüber mit den Pflanzern und sonstigen Herren auszusprechen, denn in diesem Augenblick drängte es Leben, seine eigene Heimath aufzusuchen und zu sehen, wie es dort stand. Erst mußten sie Gewißheit haben und dann galt es, zu berathen, wie sie sich selber schützen und das drohende Unheil von sich abwenden konnten.

Die Ueberraschung.

Die Zeit des Mittagessens war herangerückt, und Mrs. Taylgrave mit ihren Töchtern schon unten in den Speisesaal hinabgestiegen, um dort ihren Gatten zu erwarten; hielt er die Stunde doch sonst immer auf das Pünktlichste und nur der besondere Fall mit dem gefangenen Mulatten konnte ihn heute etwas über seine Zeit zurückgehalten haben.

Die Tafel stand gedeckt und hinter den Stühlen schon an jeder Seite eines der jungen Negerkinder in schneeweißen Kleidern und mit dem Pfauenwedel in der Hand, um den Damen, sobald sie sich setzten, Kühlung zuzufächeln. So munter die jungen Dinger aber sonst auch waren und so sorg- und gedankenlos sie in den Tag hineinlebten, heute standen sie scheu und furchtsam auf ihren Plätzen, denn sie hatten den unglücklichen „farbigen Mann“ vorhin einbringen sehen und wußten nur zu gut, was ihn erwartete.

Den kleinen Dingen gingen dabei die wunderlichsten Gedanken im Kopf herum — Sachen, die sie nicht begreifen und fassen konnten, und die sich ihnen doch heute gerade immer wieder und wieder aufdrängten. Allerdings gehörten sie mit ihrem Dienste in das Herrenhaus und kamen mit den eigentlichen Arbeitsnegern in keine Berührung, ja durften nicht einmal den Theil des Grundstücks, auf welchem deren Wohnungen standen, betreten; aber im Herrenhaus wußte

die schwarze Dienerschaft genau so gut, was in der Welt vorging, wie draußen im Baumwollenseld, und daß da oben im Norden Krieg geführt wurde, um die armen, schwarzen Sklaven hier im Süden frei zu machen, war oft und oft von ihnen, wenn auch nur ganz scheu und heimlich, besprochen worden. Und doch schien es den armen, schwarzen Kindern undenkbar, daß sich die Weißen da oben um sie kümmern und nur ihre Wege auf einander schießen sollten. Waren sie doch selber vor kaum mehr als drei Jahren mit Vater und Mutter von einem der schlechten weißen Menschen aus dem Norden gekauft, und sie Beide dann von den Eltern heimlich in der Nacht getrennt und weit, weit in das Land hineingeschafft worden, während Vater und Mutter jetzt in Jammer und Sorge gar nicht einmal wußten, was aus ihnen geworden, eben so wenig, wie sie sagen konnten, welcher strenge und böse Herr vielleicht die Eltern hielt. Und das sollte jetzt anders werden? Oh, Du lieber Gott, waren das die Aussichten, die sie dafür hatten? Weshalb schleppten dann die weißen Männer da wieder einen armen farbigen Mann, der keinem von ihnen etwas zu Leide gethan und den sie erst mit den schrecklichen Hunden geheßt, jetzt gebunden in die Stadt; und wollten sie ihn da nicht aufhängen, wie die alte Köchin, die Susy, gesagt? Wenn sie frei werden und die Eltern wiedersehen sollten, durften dann die Weißen noch so grausam handeln? Es war Alles nicht wahr, was man ihnen davon erzählt. Für sie gab es keine Rettung und sie blieben Sklaven, wie sie es stets gewesen.

Die armen Kinder waren Schwestern, vielleicht zehn und elf Jahre alt, mit ebenholzschwarzer Haut, aber zart und schlank gebautem Körper und gar so lieben Gesichtern. Aber recht traurig sahen Beide aus, denn wenn sie auch kein Wort miteinander austauschten, — „Missus“, die Frau vom Hause, hätte sonst böse werden können, — so haften ihre Gedanken doch auf dem nämlichen Gegenstand.

„Das ist sehr unangenehm und — auch rücksichtslos,“ sagte Mrs. Taylorgrove, die, in voller Toilette, den Gatten schon ungeduldig eine lange Weile zum Essen erwartet hatte. „Wenn Euer Papa nicht rechtzeitig kommen konnte, so war

doch nichts leichter als uns durch irgend Jemand Nachricht zu geben, daß wir nicht auf ihn zu warten brauchen."

"Ach, Mama," sagte Jenny, „wenn sie nur nicht die Gerichtssitzung gleich gehalten und den Nigger schon gehangen haben — es wäre zu schade."

Liddy, das älteste der beiden kleinen Negermädchen, warf der Schwester einen scheuen Blick zu und schauderte zusammen; Polly, die Jüngste, aber sah still und zitternd vor sich nieder und eine Thräne hing ihr an den langen Wimpern.

"Nein, das glaube ich nicht," sagte die Mutter, mit dem Kopf schüttelnd, „da hätte Euer Papa doch jedenfalls erst zu uns herausgeschickt, und auch ein paar von unseren Leuten dazu beordert, damit sie sich ein Beispiel daran nehmen konnten. So heimlich und rasch darf etwas Derartiges nicht abgemacht werden, oder es verfehlt entschieden seine Wirkung."

"Da kommen sie, Mama!" rief Jenny, rasch von dem Schaukelstuhl, auf den sie sich in ihrer Ungeduld geworfen hatte, emporspringend, „ich höre Pferdegetrappel. Sie bringen ihn gewiß gleich mit."

Die Mutter horchte auf und sah dabei auf die Straße hinaus.

"Oh nein, Kind," sagte sie, „die Pferde kommen ja ganz von der entgegengesetzten Seite, die Prae herunter, dahinten kannst Du auch schon die Staubwolke sehen, das wirbelt ja nur so in die Höh. Wer kann denn das nur sein?"

Die harte Straße dröhnte von den donnernden Hufen und aus der Staubwolke heraus bligte es hier und da und funkelte es, wenn ein Sonnenstrahl dazwischen durchdrang.

"Das sind Soldaten!" rief Jenny, wie sie nur eine kurze Zeit da hinübergeschaut, „ich kann ihre Säbel in der Sonne glänzen sehen, eine ganze Truppe, aber wo kommen die her?"

„Ja, wahrhaftig! das müssen Soldaten sein," rief auch jetzt die Mutter, „jedemfalls eine Abtheilung unserer Kavallerie, die nach Savannah vorrückt, um eine mögliche Landung des Feindes zu verhindern."

„Das ist ein gutes Zeichen, Mama," lachte Lucie, „denn

in dem Fall sind sie auch mit jenem Mr. Sherman und seiner Bande fertig geworden. Vielleicht bringen sie gar ein paar Duzend gefangene Nankes mit, aber die Uniform kenn' ich gar nicht."

"Da weht auch eine kleine Fahne in der Mitte, Mama," rief Jenny, „aber das — das ist doch nicht — allmächtiger Gott, das ist die Unionsflagge!"

"Die sie erbeutet haben," sagte die Mutter, indem ein verächtliches Lächeln um ihre Lippen spielte. „Du bist doch nicht thöricht genug, zu glauben, Kind, daß von dort her und aus dem inneren Lande heraus der Feind gegen uns anrücken könnte?"

"Das ist Unionscavallerie, Mama!" rief aber Lucie entsetzt, „ich kenne sie aus den Abbildungen, die wir hierher bekommen. Um des Himmels willen, der Feind! Jetzt sind wir Alle verloren."

Mrs. Taylorgrove war leichenbläß geworden, und für den Augenblick schien es in der That, als ob sie, starr vor Schrecken, das Furchtbare mehr über sich hereinbrechen sah als fühlte. Aber es sollte ihr keine lange Zeit, um sich zu sammeln, gegeben werden, denn wenige Secunden später erschallte ein Commandoruf, und mit demselben zugleich zügelten die ersten Reiter ein — unmittelbar vor der kleinen niedern Gartenpforte und kaum zehn Schritte von der Veranda entfernt, auf welcher sich die Damen befanden. Ein Officier — die Uniformsauszeichnung ließ sich freilich kaum durch den Staub, der ihn deckte, erkennen — ritt dicht an die kleine Thür heran, und militairisch, aber sehr artig grüßend sagte er:

„Ladies, ungemein erfreut, nach einem langen heißen Ritt endlich wieder einmal menschliche Wohnungen und so holde Gesichter zu finden, das ist ein gutes Zeichen; aber eine Bitte hätte ich: ist es wohl möglich, hier ein Glas frische Milch oder kaltes Wasser zu bekommen? Die Zunge klebt uns Allen am Gaumen an.“

Mrs. Taylorgrove war in der That durch den ersten Schreck momentan gelähmt gewesen, aber das dauerte nicht lange. Ihrer ganzen Natur nach eine äußerst resolute Frau,

die überdies von Jugend auf nur gewohnt gewesen war zu befehlen und über zahlreiche Sklaven zu gebieten, sammelte sie sich bald wieder. Das Blut schoß ihr in einem plötzlichen Strom in die Schläfe zurück. Das war der Feind, der freche Feind, der mit ihr sprach, der ihnen ihre Sklaven nehmen und selber über ihr Land gebieten wollte. Ihre großen schwarzen Augen blickten ihn an, ein trotziges, verächtliches Lächeln zuckte um die immer noch schönen Lippen und mit schneidender Stimme erwiderte sie, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe emporrichtete:

„Das Hôtel ist vorne in der Stadt, Sir. Truppen mit der Flagge können nicht erwarten, daß sie von den Bewohnern des Südens verpflegt werden sollen.“

„Oh?“ lachte der Officier leise vor sich hin, „stehen wir auf einem solchen Fuß mit einander, Mylady? Ja, da wird's wohl nicht bei einem Glas Milch bleiben. Sam,“ wandte er sich dann an einen hinter ihm haltenden Neger, „wie weit ist es bis in die Stadt, wie die Dame sagt, und zum Hôtel?“

„Oh, Massa,“ rief der Neger, der barfuß, nur mit Hemd, Jacke und Hose bekleidet, und selbst ohne Hut, sein Thier rasch an die Seite des Officiers trieb, „kaum zehn Minuten scharf zu reiten, können die Häuser schon da drüben durch die Bäume sehen.“

„Gut, Sam. Mr. Sigh, haben Sie die Güte, Ihren Zug in die Stadt zu führen und dort Quartier zu besorgen, nehmen Sie in Beschlag, was Sie finden, und schlagen Sie Ihr Hauptquartier gleich im Courthouse auf, es ist doch eines dort, Sam?“

„Mächtig groß, Sir,“ sagte der Neger vergnügt.

„Also gut, ich komme dann in etwa einer Stunde nach und will hier der Dame nur erst Respect vor unserer Flagge beibringen. Die Proclamation haben Sie bei sich, wie?“

„Gewiß, Capitain.“

„Well. Sie wissen, was Sie zu thun haben. Quartier für den General in dem besten Haus, was Sie finden — selbstverständlich.“

„Ay ay, Sir!“ rief der junge Officier — laut gegebene Befehle folgten, und wenige Minuten später trabten etwa zwei Drittel dieser Vorhut scharf die Straße entlang und gegen Belleville zu, während die Zurückgebliebenen, auf Commando ihres Hauptmannes, jetzt absaßen, die Gartenthür, die ungehalten nicht ausbleiben wollte, ohne Weiteres aus den Angeln hoben und dann ihre Pferde in langer Reihe um das Haus herum auf den Hof führten, der aber auch mehr einem Garten als einem solchen Raum glich.

Der Capitain war so lange zurückgeblieben, bis er alle seine Leute dort drinnen wußte — und sechs oder acht Neger hatte er ebenfalls in seiner Begleitung — dann folgte er nach. Kaum betrat er aber den innern Raum, als er sich Mrs. Taylgrave gegenüber sah, die aus ihrem Haus kam, um dem Feind keck die Stirn zu bieten.

„Sir,“ redete sie ihn hier mit finster zusammengezogenen Brauen an, „wer giebt Ihnen ein Recht, das Eigenthum eines freien Bürgers ohne seine Erlaubniß, ja ohne seine Anwesenheit zu betreten? Sind Sie ein Gentleman, daß Sie es wagen, hier von unbeschützten Frauen ein Haus zu nehmen und Ihre ganze Mannschaft hineinzulegen? Ich habe wahrlich bis jetzt noch keinen hohen Begriff von den Yankee-Truppen gehabt, aber es scheint mir fast, als ob sie sich selber übertreffen.“

Der junge Officier hatte ihr lächelnd zugehört, ohne sie auch nur durch ein Wort oder eine Bewegung zu unterbrechen; jetzt, nachdem sie geendet, erwiderte er mit derselben spöttischen Höflichkeit:

„Madame, ich selber habe nie daran gedacht, daß uns der Süden guten Willen und Gastfreundschaft entgegenbringen sollte, denn wir sind eben damit beschäftigt, seinen Stolz und Uebermuth zu brechen, und das ist stets ein undankbares Geschäft. Ich habe aber wenigstens geglaubt, daß die Bewohner dieser Gegenden die gewöhnliche Klugheit beachten und sich in das Unvermeidliche fügen würden; aber auch das scheint nicht der Fall zu sein, und wir werden es deshalb übernehmen müssen, den südlichen Herrschaften nicht allein unsere Gesetze, sondern auch unsere Sitten aufzuzwingen.“

„Eher könnten Sie das Land zu einer Wüste machen,“ rief die Frau erregt und leidenschaftlich aus.

„Vielleicht doch nicht,“ lächelte der Officier; „aber Sie wissen, Madame, daß nur Erfahrung — und oft eigene bittere Erfahrung den Menschen klug macht, und davon möchte ich Ihnen jetzt eine Probe geben. Sie wären mich vorhin mit etwas Milch, ja nur mit ein paar Eimern frischen Wassers losgeworden, sobald Sie es nur freundlich und sich den Umständen eben fügend, geboten hätten — jetzt ersuche ich Sie um zwei Duzend Medoc und einen kleinen Imbiß für meine Leute — frisches Wasser versteht sich von selbst.“

„Nicht ein Glas Wein, das ich Ihnen freiwillig gebe,“ rief die Dame empört aus.

„Also wollen Sie noch mehr Erfahrungen sammeln?“ lachte der Officier. „Wenn die Flaschen nicht in zehn Minuten zu Tage kommen, schicke ich meine Leute auf die Suche aus; aber ich stehe Ihnen dann dafür, Madame, daß sie ganz ungeahnte Schätze zu Tage fördern, denn sie haben darin ein außerordentliches Geschick.“

Damit lenkte er sein Thier, ohne die Damen, die ihm Dolchblicke zuwarfen, weiter zu beachten, um das Gebäude herum und fand, daß sich seine Leute dort schon ganz häuslich eingerichtet hatten — aber nicht etwa aus eigenem Antriebe, sondern von den Plantage-Regern dabei auf das Eifrigste unterstützt.

Die Schwarzen, die er in seinem Zuge mitführte, hatten sich nämlich nicht allein unter die Diensteute des Hauses gemischt, sondern einer von ihnen war auch schon draußen an der Fenz des Baumwollensfeldes abgestiegen und zu den dort arbeitenden Leuten übergeklettert. Allerdings eilte dort der gelbbraune Negertreiber herbei und war eben im Begriff, ihn mit seiner wuchtigen Peitsche zu empfangen, als der fremde Schwarze ohne Weiteres auf ihn einsprang und ihm mit ein paar wohlgezielten Borerstößen bewies, daß seine Herrschaft hier aus sei und er auf seine eigene Sicherheit denken müsse.

Im ersten Moment standen die übrigen Neger allerdings starr vor Entsetzen, denn sie wußten, was ihre Strafe

gewesen wäre, wenn sie sich den Befehlen des **negro-drivers** auch nur mit einem Wort, geschweige denn mit einem Schlag widersezt hätten, aber mit der *T h a t* dämmerte ihnen auch zuerst das Bewußtsein ihrer oft besprochenen, aber noch immer nicht geglaubten Freiheit. Das waren die Soldaten des Nordens, die Hülfe ihrem Elend brachten. Der fremde Neger stand, sich seiner eigenen Kraft bewußt, ein freier, unabhängiger Mann vor ihnen; und wie er dann noch mit berechtigten Worten zu ihnen sprach, ihnen verkündete, daß sie keine Sklaven mehr wären, daß General Sherman mit seiner ganzen Armee heranrücke, und wer da von ihnen wolle, ihm folgen könne, ohne seinen „Master“ um Erlaubniß zu fragen, da sie keinen Master mehr hätten und nicht mehr verkauft und mißhandelt werden dürften, da brach der Jubel unter der herandrängenden Schaar aus. Da zertraten sie ihre Körbe und streuten die Baumwollensfloken in den Wind, da schwangen sie sich jubelnd und jauchzend in dem Feld herum, in dessen Furchen früher ihr Schweiß gestossen, und zähneknirschend, mit zerschlagenem Gesicht troch ihr sonst so gefürchteter Driver aus dem Weg, denn seine Rolle war hier ausgespielt.

Und welch ein wunderbares Bild gestaltete sich jetzt in dem eigentlichen Hofraum der Plantage, auf dem sonst die Plantageneger nur Zutritt hatten, wenn sie dorthin zu einer Arbeit beordert wurden.

General Sherman, bei seinem kühnen und unübertroffenen Zuge durch Georgia, wobei er das ganze feindliche Land — abgeschnitten von jeder andern Hülfe und Unterstützung — durchzog und dadurch zuerst den Beweis lieferte, daß der Süden in seiner Macht vollständig gebrochen sei, da er im Innern nicht mehr im Stande war, auch nur den geringsten Widerstand zu leisten — erließ allerdings den Befehl, daß die durchziehenden Truppen die Häuser der Pflanzer, die man unterwegs traf, nicht betreten durften. Die Forderung hatte auch ihren guten Grund, denn bei jedem Anrücken, welcher Ration es auch angehöre, findet sich immer noch ein wildes Volk, für deren Vetragen nachher der Preis zu zahlen soll. Aber wenn auch der Befehl gegeben war, so wurde doch nicht

so streng auf die Ausführung und Befolgung desselben gesehen, und weshalb auch? Der Süden hatte wahrlich nicht verdient, daß große Rücksichten auf seine Inassen genommen zu werden brauchten. Wie niederträchtig waren die nordischen Gefangenen behandelt worden, wie grausam waren diese südlichen Barone gegen die Unglücklichen verfahren, die in ihre Hände fielen. Wozu da jetzt noch diese peinlichen Rücksichten, die überdies schon den furchtbaren Krieg so lange Jahre hinaus verzögert hatten. General Sherman war auch nicht der Mann, sie zu nehmen, und seine Untergebenen wußten das. Der Süden sollte fühlen, daß seine Macht gebrochen sei und er sich dem Sieger unterwerfen müsse, und wenn er sich dem nicht gutwillig fügte, ei dann mochte er auch die Folgen dafür tragen.

Der General war äußerst streng in Allem, was die Disziplin betraf, denn er wußte, daß er nur durch diese seine Leute zusammenhalten und zum Sieg führen könnte; bei allem Anderen aber brückte er ein Auge zu, und die Officiere behielten da ziemlich freie Hand.

Das Gebäude selber hatte nach dem Hof zu eine ganz ähnliche Front wie nach der Straße, nur ohne Veranda. Links daran hin lag die Küche, das Waschhaus und ein weit ausgebehnter Vorrathsraum, rechts lagen die Ställe, und quer vor befand sich ein langes, den ganzen innern Raum abschließendes Gebäude, in welchem die das Haus bedienenden Sklaven, besonders die Mädchen, einquartiert wurden, und immer zwei und zwei ihre Zimmer hatten. Hinter der Küche und den daran stoßenden Gebäuden lag noch ein kleiner Gemüsegarten.

Auf diesem glatt und hart getretenen Raum, der auch keinen Grassalm mehr hervorbrachte, hatte sich die nordische Truppe für den Augenblick einquartiert. Mit Hülfe der willigen Neger war schon ein mächtiges Feuer gerade in der Mitte entzündet, und auf Befehl des Officiers durch die Hausdiener selber ein Tisch herausgetragen, wie ein weißes Leintuch darüber gedeckt worden, und jetzt brachten die bisherigen Sklaven auch noch Gläser und Teller herzu, um die — wenigstens ihnen willkommenen Gäste zu bedienen.

Mrs. Taylgrave wollte allerdings in ihrer heftigen Weise dagegen Einspruch thun, aber Lucie, die sich in dem Entsetzen über das entschiedene und strenge Auftreten der Fremden auf einmal scheu und eingeschüchtert fühlte, bat die Mutter dringend, nur jetzt nicht auf ihrem starren Sinn zu beharren, wenigstens so lange nicht, bis der Vater zurückkehrte, und ordnete dann selber an, daß der befohlene Wein hinausgebracht wurde, um den „schrecklichen Menschen“ wenigstens keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben.

Der junge Officier hatte ihr imponirt. Bis jetzt waren ihr alle jungen Leute, die nur den geringsten Anspruch auf Bildung machen konnten und eine Stellung im Leben hatten, mit der größten Bewunderung und Ehrerbietung genahet. Nur ein Wink ihrer Augen war für sie Befehl und Gesetz gewesen, und jeder kaum ausgesprochene Wunsch wurde, wie er nur die Lippen verlassen, erfüllt — und jetzt? — Der junge Officier, der seinem ganzen Aeußeren nach unzweifelhaft den besseren Ständen angehörte, beachtete weder sie noch Jenny. Die jungen wunderhübschen Mädchen, die ihm anfangs allerdings auch nur verächtliche Blicke zugeworfen hatten, schienen für ihn gar nicht auf der Welt, während er dagegen auf das Entschiedenste der Dienerschaft seine Befehle mittheilte und von ihr auch auf das Eifrigste und Schnellste bedient wurde.

Im Ru war da draußen auf dem Hofraum unter ein paar mächtigen Drangenbäumen nicht allein ein Tisch gedeckt (Hauptmann Hellborn, wie der Officier hieß, hatte es abgelehnt, das Haus zu betreten), sondern auch alles Mögliche an Wein und Getränken aufgetragen, und die Herren begannen eben zuzulangen, als Mr. Taylgrave selber, der schon dem Hauptzug begegnet und dadurch aufgehalten war, in seinen Hof einritt, staunend aber sein Pferd einzügelte, als er die Scene betrachtete, die sich seinen Blicken bot.

Den Mittelpunkt bildete ein Theil der Unionsoldaten, die sich Bänke, Stühle und was sie bekommen konnten, zu dem Tisch gerückt hatten und sich zum Zulangen wahrlich nicht nöthigen ließen. Einige von diesen kamen auch schon aus dem benachbarten Ruderrohrfeld zurück, von wo sie tüchtige Schulterladungen des noch grünen Ruderrohrs herbei-

schleppten und von den Plantagennegern so willig dabei unterstützt wurden, daß die Thiere bald in Futter schwelgten, während Andere wieder die Eisterne abzapften, um ihnen auch Wasser zu geben.

Links, auf der innern Veranda stand die Lady mit ihren beiden Töchtern, keiner Bewegung mehr fähig, ja die feindlichen Soldaten kaum mehr beachtend, denn unweit von ihnen saß ein Unterofficier auf einem umgedrehten hohen Zuckerfaß, hielt ein gedrucktes Papier in der Hand und las den Inhalt den ihn umdrängenden Negern vor.

Und wie horchten ihm diese zu, wie blickte bei ihnen das Weiße in den großen rollenden Augen, wie zeigte jeder Zug ihrer dunklen Gesichter die Spannung, in der sie sich befanden, und wie sie jetzt nur noch mit Mühe den Jubel zurück hielten, der jeden Moment unaufhaltsam auszubrechen drohte.

Und dort stand es gedruckt — gedruckt von den weißen Männern selber, die ihre Armee hier zu ihnen gesandt hatte — dort stand es: Sie sollten von jetzt an frei sein, so frei, wie es die Weißen bis jetzt gewesen — sie sollten nicht mehr verkauft werden dürfen, und keine Arbeit zu thun brauchen, für die sie nicht, wie freie Arbeiter, bezahlt würden. Kein Weißer hätte dabei das Recht mehr, sie zu peitschen oder einzufesseln, sobald sie sich nicht gegen die Gesetze des Staates vergingen; und wer jetzt von ihnen, wie die Proclamation schloß, in das Heer der Union als Soldat eintreten wollte, um die letzten Reste der Rebellen und Sklavenhalter zu vernichten, der konnte nicht mehr von irgend einem „Master“ daran verhindert werden. Und das Document war von dem Präsidenten Abraham Lincoln selber unterzeichnet worden, und wie der Unterofficier geendet und es jetzt zusammenfaltete, da brach der Jubel los; da schrien und jauchzten die Männer vor Lust und Seligkeit, da standen den Frauen, die ihre Kinder fester an sich drückten, zum ersten Mal in ihrem Leben freudenthränen in den Augen, da freischten und lachten die Kinder, und ein Hurrah donnerte durch die Plantage, daß die Blätter an den Bäumen rings erzitterten.

Ani seinem braunen Hengst, die Unterlippe fest mit

den Röhren gepackt, die Augen in Haß und ohnmächtiger Wuth auf seinen Negern haftend, hielt Taplgrove, der alte Pflanzler, und was er noch immer für unmöglich, nur für die Ausgeburt furchtsamer Phantasien gehalten, das geschah hier vor seinen eigenen Augen.

Ruinirt — verloren — zu Boden getreten der ganze Süden, und da vor ihm die Räuber, während ihnen hier unten die Kraft fehlte, sie zu vernichten und von der Erde weg zu setzen. — Und wo war Lee mit seiner riesigen Armee — wo waren alle die tapferen Generale des Südens, daß eine Hand voll frecher Nankees wagen durste, ihren Boden zu betreten, ihre Wohnungen zu brandschatzen und ihre heiligen Geseze umzustößen?

Sobald nun der erste Jubel unter den Negern vorüber war — und so lange der dauerte, hatten sie allerdings für weiter nichts Sinn — entdeckten einige der früheren Sklaven „Massa“, wie er noch immer von ihnen genannt wurde — und dicht hinter ihm jetzt Hall, den gefürchteten Aufseher. Die Kinder waren zuerst in ihrem wilden Umhertollen seinem Pferd fast zwischen die Hufen gelaufen, und scheu flüchteten sie zu den Müttern. Ein Flüstern zischelte im Ru durch den ganzen Hof — „Massa“, und unwillkürlich drängten die ihm zunächst Stehenden von ihm fort. Die alte Furcht und Scheu lag noch in ihnen und konnte natürlich so rasch nicht abgeschüttelt werden.

Die mit dem nördlichen Corps gekommenen Neger, die rasch erfuhren, wer der Weiße sei, kannten aber diese Scheu nicht mehr. Einer von ihnen nahm ein eben gefülltes Glas vom Tisch und schritt mit diesem auf den Weißen, der noch immer regungslos und einer Statue gleich dort hielt, zu:

„Hallo, Massa — trinken Sie einmal ein Glas Wein mit uns?“ rief er ihm lachend entgegen. Da aber hielt sich der alte Herr auch nicht länger; mit Blitzesschnelle hob sich der mit der schweren Peitsche bewehrte Arm — aber der Neger war auf seiner Hut. — Im Zurückspringen riß er das Glas von sich, riß aber auch zugleich einen Kerzenhalter aus der Facke und ihn trotzig vorhaltend schrie:

„Haut zu! Aber das wäre der letzte Schloß, den man hätte.“

Die Frauen auf der Veranda kreischten laut auf vor Entsetzen, denn wer hinderte jetzt die Neger, über sie Alle herzufallen und in ihrem Blut die lange Knechtschaft abzuwaschen — aber Hauptmann Hellborn, dem die kleine Zwischenscene nicht entgangen war, mochte selber wohl etwas Aehnliches fürchten, denn rasch sprang er in die Höhe und den Neger zurückstoßend, sagte er finster:

„Halt da, mein Bursch! Wer ohne meinen Befehl hier eine Waffe gebraucht, wird nach den Kriegsgesetzen ohne Weiteres todtgeschossen — fort mit Dir, sag' ich — Du hast gestern gesehen, daß wir Disciplin zu wahren wissen. — Sie aber, Mister — mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Name ist Taylgrove,“ sagte der alte Herr düster, „und bis vor einer Stunde war ich Besitzer dieser Plantage.“

„Sind es also noch, Mr. Taylgrove,“ erwiderte Hellborn, „soweit es nämlich die Plantage selber betrifft; nicht mehr freilich über die Neger, deren Eigenthumsrecht der Süden durch diese blutige Rebellion verschert hat.“

„Und wer giebt dem Norden das Recht, uns unser Eigenthum zu nehmen?“ fuhr Taylgrove wild empor.

„Mein werther Herr,“ sagte der junge Hauptmann abwehrend, „Sie können nicht von mir verlangen, daß ich mich hier mit Ihnen in politische Streitfragen einlassen soll; das ist Sache der Regierung zu Washington, und an die, bitte ich, sich zu wenden. Wollen Sie aber einen Rath von mir annehmen, so seien Sie von diesem Augenblick an außerordentlich vorsichtig in der Behandlung der Neger, denn ob diese ihre Freiheit mäßig gebrauchen werden, oder vielleicht gar mißbrauchen werden, hängt nur von der Klugheit ihrer früheren Besitzer ab.“

„Sie sind sehr gütig mit Ihrem Rath,“ sagte Taylgrove scharf —

„Und Sie finden hier gleich die Illustration dazu,“ lachte der Capitain; „hätten die Damen sich freundlich herbeigelassen, mir nur auf meine Bitte ein Glas Wasser zu reichen, so wären wir gar nicht zu Ihnen herein gekommen; aber der Uebermuth des Südens muß erst gedemüthigt sein, und

nachher, hoffe ich, können wir wieder recht gute Freunde werden.“

„Sie scheinen mir in Ihren Hoffnungen etwas überpannt, Herr Hauptmann,“ sagte Taylgrove bitter. „Der Süden kann für den Augenblick zurückgeschlagen, aber nie besiegt werden, und der Norden wird schließlich eine hübsche Kostenberechnung zu zahlen haben.“

„Warten wir es ab,“ lachte der Capitain, „aber glauben Sie wirklich, daß Sie die Burschen je wieder in Ihren Dienst und in Sclavenketten zwingen können? Wahrlich nicht, und selbst der Versuch möchte schlimm ablaufen, wenn es auch sonst ein harmloses Volk ist. Sehen Sie selber, wie sie sich jetzt nur ihrer Freude hingeben.“

Der Zwischenfall mit dem fremden Neger, der fast blutige Folgen gehabt, war in der That fast unbeachtet verlaufen. Der leichte, harmlose Sinn der Neger, der aber auch aus ihrer ganzen Erziehungsweise entsprang und nie eine Sorge für die Zukunft in ihnen aufkommen ließ, da für diese ja ihr Herr eintreten mußte — setzte sie bald über alles Andere hinweg und ließ sie nur den Augenblick erfassen, der ihnen Alles gebracht, was sie nur je erwünscht und erhofft: Freiheit.

Der Neger ist ein geborener Musiker, liebt wenigstens leidenschaftlich jedes Instrument von der Maultrommel bis zur Violine, von der großen Trommel bis zur Holzharmonika, und sucht sich stets, sobald es ihm nur seine Mittel erlauben, eines oder das andere derselben zu verschaffen und einzüben. Auf Mr. Taylgrove's Plantage befanden sich deshalb auch zwei wirkliche Violinen — oder fiddles, wie sie die Schwarzen nannten, ein paar Duzend Maultrommeln, eine Trompete, eine Trommel und eine „Zieh-Harmonika“; und wenn auch bis dahin noch Niemand daran gedacht hatte, sie alle zusammen einzüben und stimmen zu machen, so wollte doch jetzt auch Keiner mit seiner Kunst nachstehen oder in den Hintergrund gedrängt werden.

Daß der Charakter dieser Menschenklasse kein blutdürstiger oder rachsüchtiger ist, zeigt sich am deutlichsten gerade durch die Musik. Sie griffen nicht in ihrem ersten Zuegstaumel

nach Messer oder Gewehren, um sich an ihren oft so harten und grausamen Herren zu rächen, sondern nach Harmonika und Violine, mit denen sie freilich kaum minder grausam zu Werke gingen. Jeder Neger hat indessen ein ganz richtiges Gefühl für Tact, und wenn die Melodie selber auch eine heillose genannt werden konnte, so hielten die Spieler doch wenigstens das richtige Tempo, und einige Paare der jüngeren Leute traten bald zu einem der gewöhnlichen Negertänze an.

Auch die älteren Frauen waren herbeigekrochen, um das Wunder zu sehen. Ihr Volk frei? Sie hatten die „Votschaft“ wohl gehört, aber es fehlte ihnen noch der Glaube, denn es war nicht möglich — nicht denkbar. Ja, jetzt vielleicht, so lange die Soldaten der „Nordischen“ hier im Hofe lagen, ließ man ihnen die Freiheit, aber waren die wieder fort, würde dann nicht Massa und Massa Hall die armen Schwarzen wieder mit der furchtbaren Peitsche zusammentreiben? Und was für strenge Strafen folgten später noch. — Für diese war das auch kein Fest, denn die Furcht lauerte hinter dem freundlichen Bild, und die Erinnerung an blutig gepeitschte Rücken tauchte vor ihrer innern Seele auf.

Desto ungestörter überließ sich aber das junge Volk dem ersten Freudentaumel, und wie viel des Neuen gab es auch heute zu betrachten, von dem sie sich früher nie auch nur träumen ließen. Die fremden weißen Soldaten mit ihren Waffen, die freundlich mit ihnen waren und mit ihnen Wein tranken, ohne daß der sonst so finstere Massa Hall nur ein Wort hineingeredet hätte — und außerdem ein Wochentag, an dem nicht gearbeitet wurde — und sämtliche Plantageneger hier mitten im Hofe, den sie sonst ja nie betreten durften.

Der junge Hauptmann hatte sich wieder zu einem der Unterofficiere gewandt und diesem die nöthigen Befehle gegeben, da sie hier auch nicht zu lange verweilen durften, als er sich plötzlich an dem einen Arme leise und schüchtern berührt fühlte. Wie er den Kopf dahin wandte, erkannte er ein kleines, bildhübsches Negermädchen in einem schneeweißen Kleid, das schon zu ihm auffah und doch auch wieder dabei den Blick in Angst zur Seite warf, ob „Missus“, ihre Herrin,

sie wohl beobachte, und ob sie nachher böse darüber sein würde. Aber es war ja doch nichts Unrechtes, das sie hier wollte.

„Nun, Kleine? — was giebt's?“ sagte der Officier freundlich — „was hast Du, Kind?“

„Ach, Sir,“ flüsterte Libby, indem sie verschämt und furchtsam an ihrem Rockband zupfte, „ist es denn wahr, was Bob da drin erzählt?“

„Und was erzählt Bob?“

„Dass wir Alle frei wären und hingehen könnten, wohin wir wollten?“

„Das ist allerdings wahr — aber willst Du nicht bei Deinen Eltern bleiben?“

„Ach wie gerne, Sir,“ klagte Libby, „wenn ich nur wüsste, wo sie wären.“

„Sind sie nicht hier?“

„Ach nein, Massa — weit, weit oben im Land, irgendwo an einem großen Fluss habe ich sie zum letzten Mal gesehen, und dann wurden wir — die Schwester und ich, hierhergebracht und verkauft.“

Der junge Hauptmann biß die Lippen zusammen. — „Und wo war das?“ frug er endlich.

„Auf einem Dampfboot —“

„Nein, in welchem Staat —“

„Ja, das weiß ich nicht, Massa, ich kannte das Land nicht; ach wenn Sie uns nur dort hinausschicken könnten. Mutter jammert gewiß nach uns.“

„Armes Kind,“ sagte der Soldat weich, „und solche Schurkerei aufrecht zu erhalten, dafür schlägt sich noch ein ganzes Volk. Die Pest über die Schufte.“

„Und wollen Sie uns dahin bringen, Massa?“ drängte die Kleine.

„Ja, mein liebes Herz,“ sagte Hellsborn, „wie kann ich, wenn ich selbst wollte. Ich darf hier die Truppe nicht verlassen. Wo wohnen denn Deine Eltern jetzt? Bei welchem Herrn sind sie? Gib mir den Namen und ich will mich danach erkundigen lassen.“

„Den Namen?“ sagte die Kleine ängstlich, „ja — ich heiße

Liddy, meine Schwester Polly — mein Vater hieß Sip und meine Mutter Sarah — weiter habe ich nie einen Namen gehört, und der Herr, bei dem wir waren, hieß Mr. Bond in Kentucky; wie sie uns aber erzählten, hatte er eines Nachts sein Geld verspielt und mußte einen Theil von uns verkaufen, und da nahm uns denn der böse Mann mit fort und brachte uns auf ein Boot, das den Fluß hinunterging. Was aus Mutter und Vater geworden ist, und wo sie jetzt sind, weiß Keiner von uns Kindern.“

„Ihr seid zwei?“

„Ja, da drüben die Schwester und ich — oh, wenn wir nur erfahren könnten, wo unsere Mutter jetzt lebt. Was hilft uns die Freiheit, wenn wir die Eltern nie wiedersehen sollten?“

Hauptmann Hellborn nickte schweigend mit dem Kopf; aber wenn ihm auch das Leid des Kindes zu Herzen ging, was konnte er dabei thun und wie ihm helfen? Es war eben nicht möglich, denn Familiennamen hatte man, wahrscheinlich absichtlich, bei den Negern nie geduldet, um es nicht so auffällig zu machen, wenn gerade solche Familien auseinandergerissen wurden. Der Mann hieß Scipio, Nero, Bob oder sonst wie, die Frau bekam ebenfalls ihren Namen: Nelly, Sarah, nach der Laune der Frau, und behielt den auch nach ihrer Verheirathung mit einem der anderen Neger von der Plantage bei; denn Heirathen unter Sklaven von verschiedenen Plantagen wurden nie geduldet, weil die Ehegatten mit Hin- und Hergehen zu viel Zeit versäumt haben würden. Waren aber die Eltern der Kinder, wie es hier der Fall zu sein schien, von dem Dampfboot ab an irgend einem andern Landungsplatz verkauft worden — wer hätte den dann wiederfinden wollen, und wer konnte sagen, ob die Betreffenden nicht schon Hunderte von Meilen in das Land hineingeschleppt waren?

Der Officier konnte dem Kind auch keine Hoffnung geben; seine Leute erforderten ebenfalls wieder seine Aufmerksamkeit, und Liddy zog sich scheu, aber jetzt mit recht traurigem Herzen zu der Schwester zurück. Die anderen freigewordenen Neger jubelten und jauchzten — was half ihr und der

Schwester die Freiheit. Sie standen allein und verlassen in der Welt, und eine Sorge, die sie früher nie gekannt — die Sorge um die Zukunft, das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, zitterte durch ihre jungen Herzen.

Die Reiter brachen auf, um sich wieder dem Haupttrupp anzuschließen; aber jetzt kam auch Leben in die Reiter, denn wie nur ein Verdacht in ihnen aufstieg, daß ihr alter Massa, nach Abzug der Truppen, doch am Ende wieder Gewalt gebrauchen könne, um sich ihre Arbeit zu sichern und sein bisheriges Eigenthum nicht zu verlieren, da gingen sie gemeinschaftlich daran, ihre Sachen zu packen und sich den nördlichen Truppen anzuschließen. Ihr Gepäck war ja auch wahrlich nicht groß und bald zusammengeschürzt, denn eigentliches Eigenthum besaßen sie nicht einmal, wo selbst die Jacke, die sie auf dem Leib trugen, dem Rechte der südlichen Staaten nach von dem Herrn beansprucht werden konnte und, ebenso wie ihr Körper, sein gesetzliches Eigenthum war. Wie aber ihr Körper frei wurde, beanspruchten sie auch das, was er zu seiner Bekleidung brauchte — wohin aber selten oder nie Schutzzeug gehörte — und Mr. Taglgrove sah plötzlich, wie alle seine besten und kräftigsten Arbeiter, wenigstens das ganze junge Volk, ausbrach und die Plantage verließ. Aber er war wie gebrochen, und als Hall, sein Aufseher, seinen Unmuth nicht unterdrücken konnte und ihn fragte, ob er das dulden wolle, winkte er ihm nur mit der Hand, stieg langsam von seinem Pferd, führte es selber — was er noch nie gethan — in seinen Stall, ging dann in das Haus und in sein Zimmer und schloß sich dort ein.

General Sherman.

Wildes Leben herrschte in Belleville selber, als der durch wenigstens zwanzig Sklaven vermehrte Zug dort eintraf und Hauptmann Hellborn jetzt vor dem Courthause anhielt.

Die Schwarzen, die sein Lieutenant mitführte, hatten sich schon theils auf die benachbarten Plantagen, theils in dem kleinen Ort selber vertheilt, und wie ein Lauffeuer zuckte der elektrische Ruf: Frei, frei! durch den weiten Plan.

Wie die Neger auf Mr. Taylgrave's Plantage wohl mit äußerster Strenge, aber nie mit durchdachter Grausamkeit zu ihren Arbeiten angehalten worden, so daß sie bis dahin wohl Furcht vor ihrem Herrn gehabt und nie Liebe zu ihm gefühlt, aber gerade auch keinen Haß, der in diesem Momente zum Ausbruch hätte kommen können, so war das hier im Ort, und mit der traurigen Scene, die sich heute Morgen erst vor ihnen abgespielt, etwas Anderes; und kaum war der erste Freudentaumel verrauht, der die ganze schwarze Bevölkerung erfaßte, als ein einzelner Ruf der überdies wild aufgeregten Masse ein bestimmtes Ziel gab und sie dem, wie ein tosender Katarakt, entgientrieb.

„Die Bluthunde!“ schrie eine Frau, „unsern frommen Prediger haben sie mit denen geheßt und er liegt jetzt in Ketten. Macht den Mann frei und schlägt die Hunde todt!“

„Und den weißen Schuft auch!“ gestalte ein alter, weißwolliger Mann dazwischen, und wie eine Lawine drängte der Schwarm dem Gefängniß zu, daß auch im Nu erbrochen wurde, während man mit Jubelrufen den Gefangenen befreite. Als sie ihn aber in seiner engen schmutzigen Zelle, zusammengeschnürt und mit Ketten fast bedeckt, auf dem nackten Boden hingestreckt fanden und wußten, daß er nichts auf der Gotteswelt gesündigt, als nur den Versuch gemacht hatte, ihnen in ihren Leiden Trost zu bringen, ja, daß jedes Wort wahr gewesen, das er zu ihnen gesprochen, da brach der Grimm in ihren Herzen in helle Gluth und Lohe aus.

Man hatte auch jetzt erfahren, wer der Verräther gewesen, der ihn den Weißen angegeben — einer der Negertreiber auf Uguard's Plantage, Benjamin mit Namen oder Ben genannt, ebenfalls ein Nulatte, der mehr seine schwarzen Brüder und erbarmungsloser gepeitscht, als zwanzig Weiße es wohl je gethan.

Es brauchte nur der Andeutung, um den Strom der Rächer gerade dorthin zu lenken, denn Uguard selber war der verhaßteste und gefürchtetste von allen Weißen im ganzen District, und Grausamkeiten erzählte man sich von ihm, ja wußte viele begründet, die nur niederzuschreiben die Feder sich sträubt. Thatsache war außerdem, daß ihn selbst die Weißen als einen unverantwortlich grausamen Mann kannten und ihm oft selber Vorstellungen darüber gemacht hatten. Mehrmals hing es ja an einem Haar, daß sich seine Neger gegen ihn empörten, und ein solches Beispiel konnte dann anstecken und namenloses Elend über viele Familien bringen. Er hatte auch ein paar Mal schon, selbst auf Klagen des Staatsanwalts hin, seiner Unmenschlichkeit wegen gegen die Schwarzen vor Gericht gestanden, da aber immer nur „Farbige“ Zeugen gewesen waren und diese, den bisherigen Gesetzen nach, nicht vor Gericht gegen einen Weißen — was er auch verübt haben mochte — aussagen durften, so mußte er jedesmal „mangelnder Beweise wegen“ entlassen werden, und doch lagen in drei Fällen zu derselben Zeit die scheußlich mißhandelten Opfer auf ihrem blutigen Lager, aber — es waren eben Nigger, und das Gesetz konnte sie nicht

schützen, oder selbst ihre blutigen Leiber als „Verweise“ gesten lassen.“*)

Die Schwarzen waren einmal erregt, die bewaffneten Neger aus dem Soldatentrupp schlossen sich ihnen an, und da die Soldaten auch vollaus beschäftigt waren, für die nachrückende Hauptmacht Quartiere und Lagerplätze auszufuchen, kümmerte sich Niemand um die für den Augenblick ohne Controle gelassenen Neger.

*) Selbst hier in Deutschland ist von einer Anzahl von Leuten, theils mit beschränkten Köpfen, theils auf ein Princip verblissen, die Sclaverei verteidigt worden, und zu deren Gunsten der alberne Satz aufgestellt, daß es Tausende von Armen in Europa viel schlechter hätten, als die Sclaven Amerikas, die allerdings arbeiten müßten, aber in ihrem Alter auch versorgt wären und nie mit ihren Familien Mangel oder Noth zu leiden brauchten. Ganz davon abgesehen, wie diese „alten und unbrauchbaren“ Leute in den meisten Fällen versorgt wurden, und zahlreiche Beispiele habe ich da gesehen, gäbe es auch wohl einen unserer elendesten Proletarier, der, selbst um die Sicherung genügender Kost, in jene furchtbaren Verhältnisse treten möchte, — wenn er sie eben kennt? Da sitzt der Vater Abends mit seiner Frau und seinen Kindern nach schwerer Arbeit vor seinem kleinen Haus, die älteste Tochter an seiner Seite, die kleineren Geschwister um ihn spielend — und weiß er, ob sie morgen noch so sitzen und sich ihres beisammenseins freuen dürfen? Kann nicht eine Laune des Herrn, ein augenblicklicher Geldmangel, ja nur ein gutes Gebot die heiligsten Familienbände reißen? Das Mädchen wird verkauft und der Gewalt eines alten Wüstlings überantwortet, sie erfahren nicht einmal, wohin es geschaffte wurde, und haben keine Hoffnung, es je wieder zu sehen, ja nicht einmal Nachricht von ihr zu erhalten, denn grundsätzlich durften die Farbigen nicht einmal schreiben lernen, um sich nicht selber vielleicht einen Paß zu fertigen und mit dessen Hülfe zu entfliehen. Die Thiere wurden sie behandelt und ihnen von einzelnen fanatischen Südländern selbst die Seele, aber sicher jedes feinere menschliche Gefühl abgesprochen — und doch waren es Menschen. Es ist wahr, daß sie im Ganzen nicht schlecht behandelt wurden, denn der Nutzen ihres Herrn verlangte das schon, um sich so lange als möglich ihre Arbeitskraft zu sichern, aber dagegen stelen auch wieder Schaulichkeiten gegen sie vor, die oft zu schauerhaft waren, um sie nur zu schildern — und konnten und durften jeden Tag vorkommen, ohne daß auch nur einmal das Gesetz wirksam gegen sie eingeschritten wäre. Gott sei Dank, daß jener Schandfleck der Union, freilich mit vielem modern Blut, ausgeblutet ist, aber es war das die Bühne für das lang verübte Verbrechen der Sclaverei, und sie muß und wird auch in den anderen Ländern, in denen sie noch zur Schmach der Menschheit existirt, getilgt werden.

Der Zug wälzte sich direct Urquard's Plantage zu, als der befreite Mulatte, der nur der qualvoll durchlebten Stunden und seiner Hege heute Morgen gedachte, ausrief:

„Die Hunde! Wo stehen die Bestien, daß wir die erst unschädlich machen, denn sie sind nur auf Negerblut angelernt.“

„Die Hunde! die Hunde!“ jubelte der Schwarm ihm nach, indem schon die Ersten rasch in die nächste, links abführende Straße einbogen — „die Hunde und der Schuft, der sie hält! Vorwärts! vorwärts! daß er uns nicht entgeht,“ und wie ein Sturmwind, der die Straße räumt, legte die Schaar da hinab, um das Haus des Nankee aufzusuchen.

Jim Sherard war allerdings schon in seiner Wohnung angelangt und sich der Gefahr, in der er sich befand, wenn das Neger-Clement hier die Oberhand gewann, auch wohl ungefähr bewußt, denn daß ihn die schwarzen oder „farbigen“ Vurschen nicht liebten, darüber brauchte er sich kein Hehl zu machen. Trotzdem glaubte er aber nicht, daß sie so rasch wagen würden, ihn anzugreifen, packte deshalb nur seine Werthsachen zusammen, um im Fall der Noth augenblicklich bereit zu sein, und ließ dann die Hunde in seinem eingefriedigten Hofraum los. Das geschah, wußte er auch sicher, daß kein Neger den innern Raum betrat, denn weit mehr als die Peitsche des Aufsehers, fürchteten sie das furchtbare Gebiß der Bestien — aber das sollte ihn nicht schützen.

Jim Sherard stand gerade in seinem Zimmer, in der obern Etage eines kleinen Häuschens, das er mit zwei jungen Sclavinnen, die seine Dienerschaft bildeten, bewohnte, und war beschäftigt, seine Wäsche und sonstige Gegenstände zusammen zu packen; nur das Eine ging ihm dabei im Kopf herum, wohin er sich von hier aus wenden sollte. Waren diese Soldaten wirklich nur eine versprengte Patrouille — wie er noch immer glaubte, so wäre es gar nicht nöthig gewesen, weit fortzugehen, denn er konnte dann recht gut in der Nachbarschaft bleiben. Rückte aber wirklich Eherman's ganze Macht nach, dann wäre es doch am besten gewesen, sich so rasch als möglich dem Norden zuzuwenden, denn nach-

her war die Geschichte hier unten für eine Weile ausgespielt und er konnte seine Zeit viel ruhiger im Norden abwarten — Menschen seines Gelichters fand er da oben noch immer genug.

Jauchzendes Gebrüll draußen auf der Straße, das näher und näher kam, trieb ihn rasch und erschreckt aus Fenster; aber er sah nur eine dunkle Masse, die sich den Weg herunter wälzte und allem Anschein nach sein Haus zum Ziel hatte — wollten sie zu ihm?

Ein Todeschreck ergriff ihn, denn was ihm in dem Fall bevorstand, wußte er gut genug, schon seiner gefürchteten Hunde wegen — aber gerade diese konnten ihm auch Sicherheit geben. In deren Bereich wagte sich keiner der Schwarzen, denn sie wären von ihnen zerrissen worden; durch seinen Hof konnten sie aber nicht, ohne die frei darin herumlaufenden Bestien zu passiren, und hinten sein Haus war unten mit Eisengittern versehen, also ein Einbruch dort eben so wenig möglich. Außerdem befand sich seine lange Büchse mit zwei Revolvern im Haus, und Schießwaffen hatten die Nigger ja nicht und durften sie überhaupt nicht führen, verstanden auch deshalb gar nicht damit umzugehen — wie Mr. Sherard wenigstens dachte. Er wußte nicht, daß auf jeder Plantage wenigstens ein Neger war, der von dem Besitzer gewöhnlich für die Jagd gehalten wurde und in den dazu passenden Jahreszeiten Schnepfen, Enten und Kaninchen und dann und wann auch wohl einmal einen vereinzeltten Hirsch für die Küche einlieferte.

Jedoch es blieb ihm nicht einmal Zeit zum Ueberlegen, denn wie eine Sturmfluth wälzte die Masse herbei und hielt wenige Minuten später vor seiner Umzäunung, während Nigger und Bull, die beiden Bluthunde, mit noch vier anderen Bestien in gleicher Stärke in fast rasender Wuth gegen die Umzäunung ansprangen und die draußen haltenden Neger zu erreichen und zu fassen suchten. Aber das dauerte nicht lange, und hätten die Bestien gewußt, welche Gefahr ihnen hier drohe, sie würden scheu genug zurückgewichen sein.

Daß die Wüthenden da draußen hielten, schrieb Sherard natürlich ihrer Furcht vor den Hunden zu; im nächsten Mo-

ment aber schon knallten acht bis zehn Schüsse, und heulend und winselnd brachen die sonst so blutgierigen Hunde zusammen, während einzelne der nur verwundeten, jetzt freilich zu spät, zum Haus zurückzukriechen suchten. — Noch ein Schuß und noch einer — jetzt streckten sie alle Bier von sich, und die in Jubel aufschulende Rote wälzte sich, wie eine schwarze Lawine, über die Fenz und dem Hause zu.

Weiter sah Eherard nichts — die Gedanken flogen ihm wirr durchs Hirn — sein Pferd! Wo aber wäre ihm Zeit geblieben das zu satteln — sein Gepäck — den Mantelsack, den er schon geschnürt, griff er auf — er mußte, daß ihm nur noch Minuten gestattet waren, sich zu retten.

So stieß er die Treppe hinunter, um aus der Hintertür die Straße zu gewinnen, die in das Innere und die Berge führte; kaum erreichte er aber den hintern Garten, als er auch schon dort lauernde, dunkle Gestalten sah. Der Weg dahin war ihm abgeschnitten, und jetzt blieb ihm nur als einzige Rettung das zum Glück noch nicht geschnittene Ruderfeld auf der linken Seite, das allerdings nur einen schmalen Streifen bildete, an das sich aber auch ein sumpfiger und noch nicht urbar gemachter Theil des Waldes ansetzte.

Da entdeckten ihn in seiner hellen Kleidung die dort draußen stehenden Reger und stießen ein wildes Geheul aus, während sie zugleich versuchten die Hothür zu sprengen. In Todesangst warf sich Eherard gegen die nächste Fenz, um sie zu überklettern. Schon war er oben, als sein Mantelsack an einem vorragenden Splitter hängen blieb und zurückfiel. Er warf den jagenden Blick nach seinen Verfolgern; aber in dem Augenblick brach die Hothür zusammen, und jetzt lag seine mögliche Rettung nur noch in verzweifelter und ungesäumter Flucht. Sein Eigenthum mußte er zurücklassen — sein Geld führte er ja doch in der Prusttasche bei sich, und wie er sich von der Fenz in das Ruderrohrseld warf, verschwand er rasch in dessen dichten Schatten.

Die Verfolger suchten ihn allerdings auch dort, aber er hatte schon vor ihnen das Dickicht erreicht, und ohne Hunde wären sie kaum im Stande gewesen, ihn zu aufspüren.

Während nun ein Theil der Reger die Wohnung

des verhassten Sklavenhändlers erst plünderte und dann anzündete, hatte sich der größte Theil des Schwarms schon gegen Urquard's Plantage geworfen, denn der sonst so gefürchtete „Nassa“ hatte die Macht verloren. Seine bisherigen Sklaven, die er oft schlimmer als Thiere behandelt, waren plötzlich Menschen geworden — Menschen, die nicht mehr im Staube kriechend der Peitsche demüthig ihre Rücken beugten, sondern jetzt, von Grimm und Rache erfüllt, der jahrelangen Mißhandlungen wegen, die Kräfte, nach deren Werth er sie gekauft, benutzten, um sie nun gegen ihn — und Gott weiß mit welcher Wonne — zu verwenden.

Der Weg zur Plantage hinaus mochte kaum eine halbe englische Meile lang sein, und etwas hatten sich die Reuterer ja doch auch bei dem Haus des Nanke aufgehalten. In der Zeit war aber Mr. Urquard auch schon Warnung zukommen, und zwar durch seinen eigenen Niggerdriver Ben, der da draußen herumspionierte und sich selber, nicht allein in seiner ziemlich guten Stellung, sondern auch an seinem eigenen Leben bedroht sah, wenn die Nigger die Oberhand erhalten sollten. Mr. Urquard lachte trohig auf, als ihm Ben seine Befürchtung mittheilte. Seine Leute hatte er sich, wie er meinte, „gezogen“ und wußte recht gut, daß Keiner von ihnen auch nur ein freches Wort gegen ihn wagen würde. Die Truppe von fremden Reitern, die nur irgendwo verstreut sein mochte, mußte doch machen, daß sie von hier wieder fortkam, und wie es nachher den rebellischen „Niggern“ ging, konnten sie sich etwa denken.

Die Vorsicht gebrauchte er allerdings, seine sämtlichen Gewehre zu laden, und vier von seinen Negern, auf die er sich glaubte fest verlassen zu können, nahm er auch in sein Haus — wenn sie ja gebraucht werden sollten; dann aber trohte er viel zu sehr auf sein Recht als Sklavenhalter, um sich noch weiteren Befürchtungen hinzugeben. Die Schwarzen waren „vor Gott und den Gesetzen“ sein Eigenthum. Er konnte damit schalten und walten, wie er wollte, und hätte den sehen mögen, der da wagte, auch nur ein einziges Wort hinein zu reden.

Er befahl Ben, seine Neger zusammen zu rufen und

sie dann, so lange die Soldaten in der Nachbarschaft waren, fest in ihren Wohnungen zu halten, daß sie mit jenen in keine Verbindung treten konnten — aber wo staken die Neger! In dem Feld, in dem sie gearbeitet hatten, war keiner von ihnen mehr zu sehen; nur die Frauen und Kinder hatten in angeborener Scheu ihre Arbeit nicht verlassen; armes, gedrücktes Volk, das keine wirkliche Freiheit für möglich hielt und immer nur die Folgen seines Ungehorsams fürchtete. War es denn auch denkbar, daß sie frei werden sollten und daß ihr Herr seine Ansprüche auf sie aufgeben sollte? Nein. Wenn die Weißen hier wieder fortzogen, kümmerte sich kein Mensch mehr um sie, und wenn sie gesündigt, büßten sie mit blutigem, grausam zerfleischtem Rücken das Vergangene.

Die Straße herunter kam der Schwarm. Die Damen saßen eben in dem unteren Salon bei ihrem Kaffee. Sie hatten gehört, daß Unionscavallerie in Belleville eingerückt sei, theilten aber vollkommen die Meinung des Mr. Urquard, daß es nur ein durch Lee's Armee versprengtes Corps sein könne, das auf der Flucht sich genöthigt gesehen hatte, hier eine kurze Rast zu suchen, um ihren Thieren die nothwendige Ruhe zu gönnen. Je weniger man sie deshalb beachtete, desto besser, denn sie mußten und sollten es fühlen, daß der Süden sie haßte und nichts mit ihnen wolle zu thun haben.

„Was ist das für ein Lärm?“ sagte Mrs. Urquard, als ihr Gatte eben — seine nöthigen Vorbereitungen beendet — ins Zimmer trat — „ist das die nordische Bande? Ich begreife unsere Truppen nicht, daß sie uns hier solchen Ueberfällen aussetzen.“

Urquard war aus Fenster getreten, aber das Blut verließ sein Antlitz, als er die dunkle Schaar erkannte, die jetzt in vollem Lauf gegen sein Wohnhaus anstürmte. Es waren Neger und Mulatten, bunt gemischt, und ehe er nur seiner Frau antworten konnte, erkannte er auch schon einen Theil seiner eigenen Leute unter der Truppe.

„Verschließt die Thüren!“ rief er mit heiserer Stimme, indem er ins Zimmer zurücksprang und dem Eingang zuschloß — „Thüren und Läden, hört Ihr? Rast! Es ist eine

Revolve — Ven! hierher! Wo bist Du — sind die Leute oben? — an Eure Plätze!“

„O Massa!“ rief Ven, der ihm entgegenstürzte und dessen Gesicht jetzt wahrhaft aschfahl aussah — „der gelbe Nigger ist unter ihnen, den wir heute geheßt haben.“

Urquard erwiderte kein Wort. In zitternder Hast stürmte er die Treppe hinauf, ergriff dort eins der Doppelgewehre und feuerte es auch schon im nächsten Augenblick auf jenen Mulatten ab, den er — vielleicht auch mit Recht — für den Räubersführer des Ganzen hielt. Der Schuß war aber wohl zu hastig gezielt gewesen; der Mulatte knickte allerdings, so wie er die Schrote erhielt, zusammen, war aber rasch wieder auf den Füßen, und ehe Urquard einen zweiten Schuß feuern konnte, verhinderten ihn seine eigenen Leute daran. Die vier Neger nämlich, die er zu seinem Schuß mitgenommen, wußten gut genug, um was es sich hier handelte, und dachten gar nicht daran, ihren grausamen Herrn jetzt, wo ihn der Lohn für seine Schandthaten erwartete, zu schützen, oder gar noch eine Anzahl ihrer Stammesgenossen durch ihn abschlagen zu lassen. Wie er nur wieder die Flinte an die Wade legte, sprangen sie auf ihn zu und griffen ihn von hinten. Der zweite Schuß ging in die Luft, und von den vier starken Burschen in die Höh' gehoben, wie von dem Gewalt behindert, vermochte er in der ersten Ueberraschung und dem Entsetzen, das ihn packte, keinen Widerstand zu leisten. Es war auch schon zu spät; nach vorn geschoben, und mit einem Mark und Bein durchschneidenden Angststuf, stürzte er aus der ersten Etage nieder in den Hof, wo sich die Menge in einem wahren Jubelgebrüll auf ihn warf und ihn, im wahren Sinn des Wortes, mit den bloßen Füßen selbst, zertrat.

Ven, der „Niggerdriver“, wollte seinem Herrn zu Hülfe kommen, aber er hätte besser auf seine eigene Sicherheit gedacht, denn er gerade war schon seiner Abstammung wegen, trotz der er sich dazu hergegeben hatte, seine eigenen Brüder mit durchdachter Grausamkeit zu mißhandeln, der Verhafteste auf der ganzen Plantage. Der leblose Körper flog seinem Herrn nach auf den Hof, und die schwarze Schaar, die erst

einmal Blut gekostet, war jetzt losgebrochen und würde noch vielleicht die furchtbarsten Grausamkeiten verübt haben, wenn nicht gerade zu rechter Zeit eine Truppe Unionsoldaten mit gezogenem Säbel in den Hof eingesprengt wäre, um der wenn auch gerechtfertigten Rache der Sklaven Einhalt zu thun.

Man hatte in Belleville die Schüsse gehört, und da Sherman selber jetzt sein Quartier da genommen, und die Officiere wußten, daß strenge Ordre gegeben worden, keine Negerempörungen und Meutereien in ihrem Bereiche zu dulden, sandten sie rasch eine Patrouille dorthin ab, um die Sache womöglich noch im Keim zu ersticken, und dieser gelang es denn auch, wenigstens die Frauen vor Mißhandlungen zu schützen. Den Pflanzer selber hatte freilich seine Strafe ereilt, und jauchzend strömten jetzt die rasch wieder besänftigten Neger, die ihre Wuth wenigstens an ihren beiden schlimmsten Peinigern ausgelassen, nach Belleville hinein, um sich dort in der großen Mehrzahl den weißen Truppen anzuschließen.

General Sherman war wirklich in Belleville eingerückt und auf seinem directen Weg nach dem Hafen Savannah, während man bis jetzt geglaubt hatte, daß er sich gegen das weit mehr nördlich gelegene Charleston in Süd-Carolina wenden würde. Angst und Schrecken zuckte vor ihm her durch die ganzen Südstaaten, denn daß er diesen letzten Zug mitten durch eine vollkommen feindliche Bevölkerung, und die ganze Süd-Armee im Rücken, nur wagen durfte, bewies schon allein, daß die Kräfte des Südens auf die Reize gingen, und sich diese furchtbare, blutige Revolution ihrem Ende näherte.

Durch die Flotte im atlantischen Meere und die Eroberung aller festen Plätze am Mississippi, auf dem jetzt die Kanonenboote der Union kreuzten, war die Armee der Rebellen schon auf nur wenige Staaten eingeeengt worden: jetzt hatte dieser unternehmende nordische General, mit einer Kühnheit und Kühnheit, die ihres Gleichen suchte, auch diese Staaten noch einmal von Nord nach Süd durchgeschnitten und die Verbindungen dort nicht allein zerstört, sondern auch sich Gewißheit verschafft, daß die Rebellion ihre letzten verzweifelte

Kraft schon aufgeboten und an die Grenzen geworfen, im Innern aber keine weiteren Hülfsmittel und Reserven zurückbehalten habe. Die vollständige Unterwerfung der halb vernichteten und auseinander geschiedenen Truppenkörper konnte deshalb nur eine Frage der Zeit sein, und jetzt zum ersten Mal fingen die Pflanze in diesem bisher von dem Krieg vollkommen verschont gebliebenen Landstrich an zu ahnen, welchen Mißgriff sie begangen hatten, als sie den Krieg begonnen, um ein einziges großes Sklavenreich zu bilden. Ihr Spiel war verloren, und wie sie das Vertrauen auf ihre Heerführer weichen sahen, ergriff auch Kleinmuth die feigen Herzen.

Schon als die nordischen Officiere das Hotel in Beschlag nahmen, zogen sich die weißen Insassen von Belleville scheu daraus zurück und suchten ihre eigenen Wohnungen auf, um dort nicht allein die eigenen Leute im Raum zu halten, sondern auch den Sturm vorüberbrausen zu lassen. Vielleicht war es eben auch nichts weiter, und ein Verkehr mit diesen Herren hätte ja doch nur für beide Theile unangenehm sein müssen — jedenfalls für die Sklavenhalter.

Da durchlief das Gerücht von Ulguard's Ermordung den kleinen Platz, und jetzt trat an die übrigen Pflanze wie weißen Insassen, die sämmtlich Sklaven hielten, die Furcht heran, daß das einmal vergossene Blut nur das Signal zu weiteren Mordthaten sein könne und Keiner von ihnen Allen mehr seines Lebens sicher wäre. Gingen doch die einzelnen Soldaten schon jetzt überall herum, um Lebensmittel aufzutreiben, und wurden von den „Riggern“ auf das Thätigste dabei unterstützt. Hier galt es also, den Commandirenden selber aufzusuchen und ihn auf die Gefahr, der er das ganze Land aussetze, aufmerksam zu machen. Während Dr. Simms die Sache in die Hand nahm und Voten an die verschiedenen Freunde absandte, daß sie sich in seinem Haus versammeln möchten, schickte er selber ein paar Zeilen an General Sherman, um ihn von den bisher verübten Gewaltthatigkeiten in seinem und dem Namen seiner Freunde in Kenntniß zu setzen.

Er sollte auch nicht lange auf Antwort warten — Ant-

wort aber sehr lakonischer Art, denn der General schrieb weiter nichts als:

„Kommen Sie mit Ihren Freunden zum Hôtel.
Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Sherman.“

Das war jedenfalls „short and sweet“, wie die Yankee's sagen, und ließ eine Mißdeutung nicht zu. Der General befahl den weißen Bewohnern des Landes, den bisherigen unbeschränkten Herren desselben, vor ihm zu erscheinen; und wenn sie dem Befehl nicht gehorchten? — Der Doctor hatte schon im Sinne, eine trohige Antwort zurückzuschicken, aber — die Klugheit siegte über den augenblicklichen Ingrimm, der den alten republikanischen Aristokraten im ersten Moment erfaßte. Es war doch jedenfalls besser, erst einmal zu hören, was der General, der wenigstens hier zur Zeit die Uebermacht in Händen hielt, zu sagen hatte — nachher konnte man ja noch immer thun, was man wollte, und die Ankunft seiner Freunde mußte er jedenfalls abwarten.

Diese trafen auch bald genug ein, denn die Zeit erforderte rasches Handeln, und das gewöhnliche „Gehelassen“, was eigentlich einen Charakterzug des amerikanischen Pflanzers ausmacht, war nicht mehr am Platz. Wenn hier nicht rasche Hülfe kam, konnte die begonnene Rebellion der Schwarzen sich mehr und mehr ausbreiten und mußte dann furchtbare Folgen nach sich ziehen. Die Herren wußten ja gut genug, was sie gesündigt, und wie gegründete Ursache die Regier hatten, für manches Vergangene Rache zu nehmen, wenn sie nur erst einmal die Gewalt in ihren Händen sahen. Sieben Regier kamen in dem Staat auf einen Weißen, und in den Niederungen stellte sich das Verhältniß noch viel ungünstiger heraus. Dort konnte man recht gut zwölf auf einen rechnen und — „vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht — vor dem freien Menschen erzittere nicht.“

Allerdings sträubte sich Anfangs der Stolz der Baumwollen- und Zuckerbarone, der Aufforderung — man konnte nicht einmal mehr sagen Einladung — eines nordischen Officiers — und wenn er ein General gewesen wäre, zu folgen. Dem Rechte nach hätte er, wie sie meinten, vor

ihnen erscheinen müssen, aber das Schreiben Sherman's war zu entschieden abgefaßt; es duldete eben keinen Widerspruch. In seiner Wacht lag es außerdem, die schon wachgerufene Leidenschaft der Sklaven noch mehr aufzustacheln, und — die Herren stimmten dem Doctor bei, der Aufforderung ungesäumt Folge zu leisten — das einzige Mittel überhaupt, um so rasch als möglich einen Ueberblick über die gegenwärtigen Verhältnisse zu gewinnen.

Harper, Taylgrave, der Doctor, die beiden Advocaten Lesley und Johns, der Apotheker, der Richter — sie Alle hatten sich eingefunden. Die weißen Aufseher auf den verschiedenen Plantagen hätten allerdings eigentlich auch dazu gezogen werden müssen — als Weiße natürlich, aber — sie standen in Diensten; und wie diese stolzen Sklavenzüchter selbst den weißen Ansiedler verachteten, der sich nicht schämte, selber Hand an die Arbeit zu legen, so würden sie nie ihren Dienern gestattet haben, irgend welche Gleichberechtigung mit ihnen zu beanspruchen.

Die Straßen der Stadt lebten und wimmelten von Unionsoldaten, und mitten zwischen ihnen herum trieben sich die Nigger beiderlei Geschlechts. Aber das nicht allein — gerade wie sie den Platz vor dem Hôtel erreichten, kam ein Trupp der Reiter, von Negern geführt, in die Stadt eingekritten und trieb eine ganze Heerde kräftiger Stiere und guter Pferde vor sich her, deren Weideplätze augenscheinlich ihre eigenen Sklaven verrathen hatten.

Taylgrave biß ingrimmig die Zähne zusammen, denn die meisten der eingebrachten Thiere gehörten ihm, und zwei von seinen eigenen Sklaven erkannte er ebenfalls unter der Schaar. Aber für den Augenblick war nichts weiter zu thun; befanden sie sich doch auch gerade auf dem Weg zum General, und der mußte da Abhülfe schaffen, oder das ganze Land stand gegen ihn auf, und weder er noch Einer seiner Truppen hätte je wieder den Boden der nordischen Heimath lebendig erreicht.

An dem Hôtel angelangt, wollten sie natürlich in das Gastzimmer treten, fanden aber den Vorraum so mit Soldaten angefüllt, daß es kaum möglich gewesen wäre, hindurch zu

bringen, hätten sie überhaupt Lust verspürt, sich zwischen diese Menschenklasse zu mischen. Taylsgrove rief deshalb den Wirth heraus und frug ihn, wie sie in das Zimmer des Generals kämen, worauf Sellkirk, der Wirth, jedoch achselzuckend sagte: General Sherman hätte ihm streng verboten, irgend wen — wenn es nicht einer seiner eigenen Officiere sei, zu ihm hinauf zu lassen. Verlange Jemand nach ihm, so solle er es ihm melden, und er werde dann weiter darüber bestimmen.

Taylsgrove nahm wieder die Unterlippe zwischen die Zähne, aber wie sich sein Stolz auch dagegen empörte, es ließ sich nicht gegen die augenblickliche Gewalt der Feinde ankämpfen, und nur ihre Zeit mußten sie abwarten, um dann wieder reichliche und volle Vergeltung zu üben.

„Gut, Sellkirk,“ sagte er deshalb nach kurzer Ueberlegung und mit zusammengezogenen Brauen, „so sagt dem Herrn General, daß die sämtliche weiße Einwohnerschaft von Belleville, aber nur die „besitzende“ Klasse, auf seinen Wunsch hierhergekommen wäre, um ihn zu sprechen — ihre Zeit sei aber sehr in Anspruch genommen und die Herren wünschten, daß die Sache bald erledigt würde.“

Sellkirk schaute ihn, während Taylsgrove sprach, ein wenig zweifelhaft von der Seite an, denn wie der General eine solche Botschaft aufnehmen würde, konnte er sich nach dem, was er hier von ihm gesehen, etwa denken. Es fiel ihm aber nicht ein, irgend welche Einwendung dagegen zu machen. Wie er die Worte setzen wollte, war ihm ja anheimgegeben, und kaum zehn Minuten später lehrte er auch schon mit der Antwort zurück: Die Herren müßten sich einen Augenblick da draußen gedulden, der General würde gleich zu ihnen herunter kommen.

„Das ist doch eine Unverschämtheit ohne Gleichen,“ rief Simms empört aus, „uns hier unten auf der Straße warten zu lassen, wo er da oben seine eigenen Gemächer hat! Was sagen Sie dazu, Rodgers?“

„Was ich dazu sage?“ erwiderte achselzuckend der Richter, „daß ich mich einer derartigen Frechheit nicht füge, sondern einfach meiner Wege gehe. Hole den Platteau den Fenest!“

„Das Schlimmste ist,“ brummte Lesley, der eine Advocat,

„daß es gar kein Danke ist; die besten Männer haben die Schufte doch nur aus unseren Staaten. Aber bleiben Sie doch lieber da, Rodgers. Er hat eben für den Augenblick die Macht, und unsere Zeit kommt auch wieder, wo wir es der verwünschten Bande heimzahlen können. Denken Sie nur an die Kostenrechnung, die wir ihnen machen werden.“

„Ja,“ sagte Taylgrave düster, „wenn wir die nur nicht aus unserer eigenen Tasche bezahlen müssen.“

„Thorheit,“ rief Rodgers, „wenn ich mir denken sollte, daß die Buben wirklich siegreich blieben, so schösse ich mir heute noch eine Kugel durch den Kopf. Wie haben wir sie in den ersten Jahren gehauen, wo sie uns außerdem stets in der Uebermacht gegenüberstanden; wie sind sie gelaufen, und wie viel Tausende von Gefangenen haben wir noch jetzt in unseren Feldkernern. General Sherman, ja, ist bis hier herunter vorgebrungen und hat uns gerade an der schwachen Seite gefaßt; aber ob er oder Einer seiner Trupps je den Norden wiederseht, ist eine andere Frage, und ich meinstheils glaube es nicht.“

„Der General bleibt lange,“ warf Harper ein, der indes unablässig nach der Thür gesehen hatte.

„Und verdammt will ich sein, wenn ich länger auf ihn warte,“ rief Rodgers; „sollte er nach mir fragen, so sagt ihm nur, wenn er etwas von mir wollte, sollte er zu mir kommen,“ und trotzig wandte er sich zum Gehen.

„Rodgers, bleibt hier,“ rief ihm Taylgrave noch einmal nach, aber der alte Herr schüttelte unwillig den Kopf und verließ, ohne sich noch einmal umzudrehen, den Hof.

Die Geduld der übrigen Herren wurde allerdings noch auf die Probe gestellt, denn fast eine halbe Stunde ließ sie der General warten, bis er es für gut hielt, zu ihnen hinaus zu treten. Er war gerade bei seinem Mittagessen gewesen und hatte es nicht für nöthig gefunden, das zu unterbrechen — selbst ihretwegen. Jetzt trat er in die Thür, im bloßen Kopf, die Serviette noch in der Hand.

William Tecumseh Sherman (im Jahre 1820 in Ohio geboren, in der Militair-Academie in West-Point ausgebildet) war ein durchaus militairischer, gerader und derber, aber auch

offener und ehrlicher Charakter, der, was wahrlich viel sagen will, keinen Feind in den Vereinigten Staaten hatte, als jezt die Männer, die ihm mit den Waffen in der Hand gegenüber standen.

Sherman war etwas über Mittelgröße, eine kräftige Natur, aber mehr in Knochen und Sehnen als in Fleisch — ein Körper, wie gemacht, um Strapazen und Mühseligkeiten zu ertragen, und dabei von oft und oft geprüfem Muth, der zuweilen sogar an Keckheit grenzte und Gefahren eher suchte, als daß er sie vermied.

„Die ruhelosen Arme und Hände sind lang, knöchern, greifend,“ sagt Dr. Ernst Reinhold Schmidt von ihm in der Geschichte des Amerikanischen Bürgerkrieges.*) „Der Gang ist schnell, unruhig, sprunghederartig. Die nachlässige Haltung und Kleidung, die sorglose Ausdrucksweise bezeichneten den Mann, der dem Schein abhold, das Urtheil der Menge nicht für sich gewinnen mochte. Man hat Sherman ein Original genannt; es wäre richtiger, wollte man in ihm einen genialen Menschen erkennen. Dieser auffallend große Kopf, mit dem unverhältnißmäßig stark entwickelten Schädel und der hohen Stirn, birgt ein gewaltiges, gedankenreiches Hirn, dessen rastlose innere Thätigkeit aus den unstillen grauen und scharfen Augen hervorleuchtet. Die Rüge des verwitterten Gesichts sind überaus scharf markirt, besonders um die Mundwinkel tief eingeschnitten, und geben demselben einen Ausdruck von Härte und Strenge, die nicht in dem Wesen Sherman's lag. Struppiges, kurzgeschnittenes Barthaar beschattet Lippen, die fein und festgeschlossen erschienen, wenn — die Cigarre fehlte, oder der Mund schwieg, was ein seltener Fall war.“

Sherman trug seine einfache Generalsuniform, nur mit den Achselklappen als einzige Auszeichnung — sein Orden schmückte die Brust des Siegers in vielen Schlachten, ja die hohen, scharf gestärkten „Vatermörder“, die ihm hinten weit aus der Cravatte emporstanden, gaben ihm sogar etwas Philisterhaftes, was aber sein Auge rasch genug Lügen strafte.

*) Philadelphia und Leipzig, Verlag von Schöfer u. Morabi, eins der bestgeschriebenen und tüchtigsten Bücher über eine wichtige Epoche.

Toilette hatte er nicht gemacht, das Haar schien wenigstens in einer Woche nicht gekämmt; aber er wäre auch ebenso dem Präsidenten oder dem Oberbefehlshaber der Armee wie hier den rebellischen Pflanzern entgegengetreten — was kümmerte ihn die Welt. Hier aber dachte er gar nicht daran, Rücksichten zu nehmen, denn er kannte die Menschenklasse, die er da vor sich hatte. Er ging auch nicht einmal zu ihnen hinaus. Auf der steinernen Schwelle des Hauses blieb er, die Cigarre im Munde, stehen, und eine einfache Bewegung seiner Hand sagte den Herren, daß er sie dort erwartete.

Taylgrave zögerte, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten, Lesley aber, dem daran lag, das zu hören, was ihnen der General zu sagen hatte, trat zuerst vor, und als ihm die Anderen jetzt folgten, wartete Sherman, bis auch die Letzten herangekommen waren.

„Herr General,“ ergriff da Lesley das Wort, „Sie haben den Wunsch ausgesprochen, uns hier zu sehen.“

„Gentlemen,“ sagte Sherman, ohne auf die Einleitung eine Antwort für nöthig zu halten, oder sie doch jetzt wenigstens im Allgemeinen zu geben. „Ich habe Sie herrufen lassen, um Ihnen mit wenigen Worten den Stand der Dinge im gegenwärtigen Augenblick klar zu machen. Der Feind ist besiegt, seine Macht und sein Troß gebrochen. Der Rest Ihrer Armee ist in drei Theile zerlegt, und wir sind eben bei der letzten Arbeit, diese vollständig aufzureiben.“

„General,“ sagte Taylgrave, der sich nicht länger mäthigen konnte. „General Lee's Armee steht noch ungebrochen.“

„Ich habe Sie nicht rufen lassen, um Ihre Ansichten über den Stand des Krieges zu hören,“ unterbrach ihn der General scharf, „sondern Ihnen einfach Thatfachen mitzutheilen; ob Sie dieselben glauben oder nicht, kann mich nicht kümmern. Jedes Wort unserer glorreichen Constitution ist jetzt zu einer Wahrheit geworden, alle Menschen sind frei; es giebt keine Sklaven mehr, und ehe wir den Platz wieder verlassen, wird der farbigen Bevölkerung desselben das neue Gesetz mitgetheilt, wie auch, daß jeder Neger oder Farbige seinen freien Willen hat, sich unserem Zuge anzuschließen.“

„Aber der Süden hat das Gesetz nicht anerkannt!“ rief Harper bestig aus. Sherman antwortete ihm gar nicht; nur sein graues Auge haftete einen Moment auf ihm, dann fuhr er ruhig fort:

„Treten Sie noch, nachdem wir den Platz verlassen haben, gewaltthätig gegen Ihre Gegner auf, dann haben Sie sich die Folgen selber zuzuschreiben; schon heute haben Sie eine Probe davon erhalten, was dieses bisher geknechtete Volk vermag, wenn es sich erst seiner Freiheit und Macht bewußt ist. Folgen Sie meinem Rath, so stellen Sie sich mit den Leuten auf einen guten Fuß. Erkennen Sie die Thatfachen an, es bleibt Ihnen doch nichts Anderes übrig; und jetzt ersuche ich Sie nur noch, für den Unterhalt meiner Truppe für diese Nacht zu sorgen, denn morgen früh werden wir unsern Marsch wieder fortsetzen. Thun Sie das gutwillig, so wird es mit keinen großen Unbequemlichkeiten verbunden sein; muß ich aber meine Leute zum Fouragiren ausschicken, so kann ich eben nicht für kleine Ueberschreitungen einstehen. Wir sind einmal im Krieg und in Feindes Land.“

„Aber, General —“

„Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen und schicke Ihnen nur meinen Quartiermeister zu, mit dem Sie das Uebrige besprechen und regeln können — Guten Abend, meine Herren!“ Und mit einer Bewegung der Serviette drehte er sich um und schritt wieder in das Haus zurück.

Auf der Farm.

Zubelgeläute und Böllerschüsse im ganzen Land — Flaggen mit den siegreichen Sternen und Streifen stolz auswehend fast an jedem Hause in den größeren Städten. Siegestaumel vom Atlantischen bis zum Stillen Meer, und Frieden! Frieden! hallte der freudige Ruf durch Palast und Hütte, die Herzen der Ärmsten und Reichsten mit Dank und Bönne füllend.

Es war ein langer, blutiger Krieg gewesen, der, fast vier Jahre anhaltend, weit über hunderttausend Menschenleben gekostet hatte — ein langer, blutiger Krieg, und Thränen und Schmerz hatte er den Hinterbliebenen genug gebracht und Tausende von Krüppeln über das weite Land gestreut, aber auch ein großes Ziel erreicht und die Schmach und den Fluch der Sklaverei von dem „freiesten Lande der Erde“ genommen.

Ein großes Opfer forderte er noch zuletzt: Abraham Lincoln — der tüchtigste und wackerste Präsident, den die Vereinigten Staaten seit Washington und Jefferson gehabt, fiel von der meuchlerischen Kugel eines Vuben, und was half es der Nation, daß der Mörder bald darauf gefaßt wurde und seine Strafe erlitt, der Verlust des Mannes blieb unersetzlich, noch dazu da ihm der unfähige Vicepräsident Johnson in der Regierung folgte. Aber General Grant, der Ober-

befehlshaber der Nordischen Armee, hatte schon den entscheidenden Schlag geführt. Lee, der beste General, den der Süden je gehabt, mußte sich zuletzt, halb ausgerieben und von allen Seiten bedrängt, mit seiner Armee ergeben, und die Rebellion war unterdrückt und zu Ende.

Grant und Lee schlossen den Vertrag ab. „Die Zusammenkunft der beiden Heerführer,“ schreibt Dr. Schmidt, „war kurz, im praktischen Geschäftsstyl der Amerikaner. Weltgeschichtliche Ereignisse bedürfen nicht des dramatischen Effects. Aber es ist der Erwähnung werth, daß der Sieger mit Schonung und selbstverleugnender Großmuth den Fall des stolzen Generals zu mildern suchte. Die Capitulation lautete im Wesentlichen: daß die Soldaten der vormaligen Armee von Virginien auf Parole entlassen werden sollten. Die Officiere behielten ihre Degen. „So lange sie die Parole und die Gesetze des Ortes, in dem sie fortan leben, beobachten, werden die Vereinigten Staaten sie nicht stören“*), hieß es in dem Vertrag.

Frieden! Frieden! Oh wie der Jubel klang, von Lippe sprang

*) Interessant für uns ist Obrist Newhall's Bericht (with General Sheridan etc.), da wir in unserem eigenen letzten Krieg ja verschiedene Male ähnliche Scenen erlebt haben. „Als General Lee,“ sagt er, „eine hochgewachsene, soldatische Gestalt, mit weißlichem vollen Bart, mit militärischer „Propreté“ in die graue Uniform seines Ranges gekleidet, das goldbesetzte Schwert an der Seite, auf die Schwelle des Hauses, nach der Unterredung mit General Grant und seiner Uebergabe, heraustretat, blickte er schweigend und die Hände, wie zerstreut, einige Male zusammenschlagend, in das Thal, wo der traurige Rest seiner ehemaligen Armee gelagert war. In dem Augenblick, als er die Bügel des vorgeführten Pferdes zusammenfaßte, folgte ihm Grant und schritt wortlos, nur mit militärischem Gruß, zur Gartenthür hinaus. Kein Absehen seines Ranges, nicht einmal ein Schwert, ließ in der unterlegten, unheimlichen Gestalt den Befehlshaber sämtlicher Vereinigten Staaten-Armeen und den Ueberwinder der Rebellion erkennen. Keine Muskel des Gesichts verräth den inneren Gedanken oder die Gemüthsveränderung. Schweigend, gleichmüthig und anspruchslos wie immer, wie er in den Sattel wie Einer, der sein Privatgeschäft in der Stadt abgehandelt, und erst schweigend seinem Zelt zu — um die Depesche zu dictiren, die noch selbigen Abend den ganzen Norden in Freudenmänner stürzen und alle Kirchenglocken zum jubelnden Vesperguss an diesem Sonntag in Schwingung bringen sollte.“

und alle Herzen, die er erreichte, mit Wonne füllte — Frieden, Frieden! —

Nicht sehr weit nördlich vom Ohio-Strom im Staat Indiana lag ein kleines neugegründetes, aber betriebsames Städtchen, Donnersville genannt, das heute, als dem Feiertag der ganzen Union, in einem wahren Festschmuck von Flaggen strahlte, während eine jubelnde Schaar von Menschen, aber fast lauter Deutsche, mit der amerikanischen Fahne durch die Straßen zogen und laute und donnernde Hofs auf die Union und die siegreiche Armee ausbrachten. Dann, als der Umzug beendet, gingen viele der Leute, die besonders dazu eingeladen worden, auf eine etwa eine englische Meile von der Stadt abliegende Farm, wo heute ein kleines Fest zur Verherrlichung des Tages gefeiert werden sollte.

Die Farm gehörte einem Predigerssohn aus Deutschland, der sie vor einer Reihe von Jahren mit seinem Schwiegervater, dem alten Professor Lobenstein, gemeinschaftlich übernommen. Damals war es freilich noch ein etwas sehr vernachlässigter Platz, mit urbar gemachtem Boden allerdings, aber mit theilweise niedergebrochenen Zäunen und zerrütteten Verhältnissen. Georg Donner aber brachte den Ort durch Fleiß und Ausdauer bald wieder herauf, und da er das Glück hatte, auf seinem Lande Kohlen zu finden, und dann gleich, ehe die Sache bekannt wurde, noch größere daranstoßende und damals ziemlich werthlose Strecken Landes dazu kaufte, so sicherte er sich ein werthvolles und fast unerschöpfliches Besitzthum. Die Kohlenmine erwies sich so reich, daß sich eine Masse Leute in die Nachbarschaft zogen, und als er an einer günstigen Stelle und unweit seiner Farm eine kleine Stadt anlegte, verkaufte er bald die einzelnen Baustellen fast zu demselben Preise, den er damals für den ganzen District gegeben.

Die Farm selber war, wie man recht gut sagen konnte, eine Mustersfarm geworden. Ein großes behagliches Backsteingebäude mit einer eisernen Veranda nach dem vortrefflich angelegten Garten hin bildete den Mittelpunkt — ein geräumiger Hof schloß sich auf der Rückseite an, der von großen steinernen Scheunen, den Ställen, der Branntweinbrennerei,

einer Dampfmühle und einer Ziegelbrennerei eingeschlossen wurde. In einem mächtigen Hause mit Glasfenstern standen die verschiedenen Maschinen, die zum Ackerbau verwandt wurden, und der Hof selber lebte förmlich von Truthühnern, Gänsen, Enten, Hühnern und Tauben. Der Reichtum des Eigenthümers zeigte sich auch in der That mehr in all' diesen nützlichen Dingen, als in der prächtigen Einrichtung der Gebäude selber.

Es war allerdings Alles hübsch und besonders außerordentlich sauber ausgestattet, aber nirgends fand sich der geringste Luxus, der nicht auch zugleich zur Bequemlichkeit der Hausgenossen diente. Keine kostbaren und prunkenden Gemälde zierrten die Zimmer, keine wandgroßen Spiegel mit vergolbten Rahmen, wie man sie wohl in großen Städten findet, keine prachtvoll gepolsterten Möbel. Aber Alles war trotzdem solid und wohnlich eingerichtet; die schneeweißen Gardinen, der gebohrte Fußboden, die guten Mahagony-Möbel, die Wände mit den Photographien sämtlicher Familienmitglieder gaben dem Ganzen etwas Freundliches, Heimisches, und eine Schaar von Kindern in fast jedem Alter, die dazwischen herumsprang, machte die Scholle zu einem kleinen Paradies.

Heute war aber ein doppelter Festtag für die Farm: erstlich die Friedensfeier, die in jedem Herzen wiederklang, und dann der Bewillkommungsschmaus, den Georg Donner seinen Eltern gab, die auf seine wiederholten und drängenden Bitten endlich zu ihm „nach Amerika“ übergesiedelt waren und heute den Nachbarn und Freunden vorgestellt werden sollten — hatten sie doch schon Glück und Jubel in die Herzen ihrer Kinder getragen.

Von Donnersville, der kleinen Stadt selber, waren dazu eine Menge Gäste erschienen, und unter ihnen auch Ezra Ludlins, der Wirth der Mermaid und eigentlich, wenn auch unbekannt, der Gründer von Georg Donner's Glück.

Ezra Ludlins hatte in früheren Jahren dem Professor Lobenstein die Farm verkauft, ohne natürlich von dem reichen Kohlenlager etwas zu wissen, das allerdings auch erst längere Zeit nachher gefunden wurde. Ludlins hielt damals eine Wirthschaft unter demselben Schild dicht am Ohio; da aber

gerade jenes Ufer von Jahr zu Jahr mehr versandete, versiel die neuangelegte Stadt wie hundert ähnliche in den Staaten, die nur auf Speculation gegründet wurden und sich dann als verfehlt herausstellten. Aus Dankbarkeit aber — die freilich unbegründet war, denn Ezra Ludkins hatte bei dem Verkauf der damals abgelegenen und nicht besonders werthvollen Farm nur auf seinen eigenen Nutzen gesehen und auch einen damals verhältnißmäßig guten Preis für das Ganze bekommen — schenkte ihm Georg Donner einen werthvollen Bauplatz in der Stadt, um dort wieder ein Hotel anzulegen — mit der Bedingung jedoch, daß er sein altes Bild*) oder Aushängeschild beibehalte und nicht etwa abändere. Die Seejungfer, die mit ihrem zur Curve gebogenen Schweif über das Meerwasser hinlief und sich zugleich die Haare mit einem riesigen Kamme durchzog, und von der Ezra Ludkins erzählt hatte, daß sie sein Sohn mit einer Zahnbürste gemalt wurde solcher Art der Kunst erhalten und fand aufrichtige Bewunderung. Fremde gingen wenigstens nie vorbei, ohne das merkwürdige Bild zu betrachten, und wurden oft dadurch veranlaßt, da einzukehren, um Näheres über dessen Ursprung zu erfahren.

Das war ein Jubel, als die kleine Gesellschaft in die mit amerikanischen und schwarz-roth-gelben Flaggen bewimpelte Farm eintrat. Frieden — Frieden! läuteten die Glocken noch aus Donnersville heraus, und Glück und Freude kündeten sie ganz besonders dieser Familie, die, nach schwerer Trübsal und Schmerz der Trennung hier wieder vereinigt, einer sorgenlosen Zukunft entgegensehen durfte.

Und das wimmelte von Gästen heute in dem wohnlichen Gebäude, auf der Veranda des Hauses und in dem kleinen reizenden Blumengarten, der sich davor ausbreitete und jetzt, Ende Mai, in seinem vollen Blüthenschmuck prangte. Und Gäste, alte liebe Freunde des Hauses, befanden sich dabei, die zehn und zwanzig Miles aus der Nachbarschaft herübergeritten waren, nur um dem heutigen Festtage beizuwohnen und das Friedensfest gemeinschaftlich zu feiern.

*) Siehe mein „Nach Amerika!“ Band III, Seite 216.

Wie das gewöhnlich in Amerika geht, daß Einwanderer, die sich an einer bestimmten Stelle wohlbefinden, Verwandte und Freunde dorthin nachziehen und dadurch zuletzt förmliche kleine Colonien bilden, so war es auch hier der Fall gewesen. Jacob Kellmann, der früher ein Kürschnereigenschaft in Deutschland gehabt, hatte um Professor Lobenstein's älteste Tochter, da er mit der Familie lange Jahre befreundet war, angehalten und jetzt hier mit Georg Donner, seinem Schwager, die ganze Bewirthschaftung gemeinschaftlich übernommen.

Aber auch aus Donnersville waren, wie gesagt, eine Menge Freunde eingeladen worden und gekommen, und unter diesen auch ein etwas wunderlicher Kauz, der sich als „Chirurg und Barbier“ in der kleinen Stadt niedergelassen und bald mit Georg Donner, der in ihm einen ganz tüchtigen Kern erkannte, eng befreundet wurde. Donner fühlte sich auch bald fest überzeugt, daß der Mann mehr von Medicin verstand, als er selber zugeben mochte, und suchte ihn zu überreden, hier wirklich zu practiciren, da es in der That an einem deutschen Arzt in Donnersville fehlte. Er war allerdings selber Arzt und half aus, wo es nicht vermieden werden konnte, hatte aber mit seinen eigenen Geschäften zu viel zu thun und konnte sich seinem früheren Beruf nicht mehr so widmen.

Jacob Kofzwein, wie der wunderliche Mensch hieß, lehnte auf das Entschiedenste jede solche Aufforderung ab, ja konnte sogar wüthend werden, wenn ihn einmal Jemand „Doctor“ nannte, und verschiedene, höchst komische Scenen waren da schon vorgefallen.

Alles, was in das chirurgische Fach einschlug, behandelte er nicht allein mit der größten Geschicklichkeit, sondern war auch darin den neuesten Forschungen der Wissenschaft gefolgt und studirte noch immer die halbe Nacht hindurch, konnte aber nie bewogen werden, irgend welche innere Mittel zu verschreiben oder anzuwenden.

Er lebte schon verschiedene Jahre in den Vereinigten Staaten, hatte sich aber in keiner Weise, wie man das so nennt, americanisirt, sondern seine ganze Einfachheit beibehalten. Selbst sein Schild in Donnersville trug — der

sonst üblichen Form in den Vereinigten Staaten ganz entgegen — nicht das geringste Marktschreierische und nur die kurze Anzeige:

J. Roskwein,
Vader und Barbier,

mit dem Zusatz noch: „Hier werden Haare geschnitten“; weiter nichts, und wer zu ihm in den „shop“ trat, den bediente er mit der größten Gewissenhaftigkeit selber und machte, da er mäßige Preise nahm, auch ganz gute Geschäfte. Grob nur wurde er, wenn Jemand Patent-Medicinen, mit denen die Vereinigten Staaten ja überschwemmt sind, bei ihm suchte oder ihm gar sein Erstaunen aussprach, daß er sie, „als Doctor“, nicht führe.

„Wenn Sie angeschmiert sein wollen,“ rief er dann häufig, „so gehen Sie hinüber in die Grocery zu dem Gewürzkrämer, der hat den Schund in Masse und verkauft Ihnen, was Sie in einer anständigen Apotheke für fünf Cents bekommen können, hübsch eingepackt, für ein oder zwei Dollars — aber mich lassen Sie ungeschoren.“

Uebrigens war er aller Orten als ein braver, rechtschaffener Mann bekannt und hatte in Donnersville auch wirklich nur einen, und selbst den auf wunderbare Art erworbenen Feind, und zwar den einzigen „Abeligen“ im ganzen Ort.

Freiherr von Passedom — wie er sich stets selber nannte — der, Gott weiß aus welchem Grunde, in dieses Städtchen gekommen war und auch gar keinen ersichtlichen Broderwerb hatte, lebte dort mit einer erwachsenen Tochter und einer halbblinden Wirthschafterin, und ließ sich von Jacob Roskwein jeden Tag rasiren, und das hatte ihn schon nicht wenig geärgert, daß der „Barbier“ nicht zu ihm ins Haus kam, sondern er zu ihm hinübergehen mußte. Allerdings wohnten sie einander gegenüber und es konnte für Keinen eine Unbequemlichkeit genannt werden; Roskwein erklärte aber, wenn er einen seiner Kunden im Hause rasire, so könne er es auch keinem andern abschlagen und dann verlief er sich mit der „lumpigen Kundschaft“ den halben Tag.

Das war der angebliche Grund des Barbiers, in der

That aber ging er nur nicht zu ihm hinüber, weil er ihn als einen abelsstolzen Narren kannte. Irgend einen andern armen Teufel würde er mit Vergnügen aufgesucht haben, und that es auch dann und wann unter der Hand, aber der „Freiherr“ durfte nichts vor Andern voraus haben und mußte deshalb, wenn er sich nicht selber rasiren wollte, zu ihm herüberkommen.

Koschwein hatte nun beim Rasiren eine außerordentlich leichte und sichere Hand, aber eines Tages — wie es gekommen, wußte er selber nicht — schnitt er den Freiherrn, worüber dieser so wüthend wurde, daß er ihn einen Esel nannte. Was war auch dabei; seinen Barbier in Deutschland hatte er fast jeden Morgen so genannt. Koschwein aber verstand die Sache falsch.

Er war gerade in diesem Moment mit der einen Gesichtshälfte des Barons fertig geworden, hörte aber kaum das Wort, als er sein Messer ruhig abwischte, dem Freiherrn dann, der ihn erstaunt betrachtete, den Stuhl mit so plötzlicher Gewalt fortzog, daß sich dieser mitten in der Stube auf die Erde setzte, und dem empört Aufspringenden erklärte, er möge sich rasiren lassen, von wem er wolle, wenn er ihm aber noch einmal ins Haus läme, steckte er ihn zum Fenster wieder hinaus.

Das war für den Freiherrn von Passedow ein wenig zu viel. Fordern konnte er, seiner Meinung nach, seinen Barbier nicht, denn er hielt ihn nicht für satisfactionsfähig, aber mit halb rasirtem und halb eingeseiftem, außerdem blutendem Gesicht eilte er über die Straße seiner eigenen Wohnung zu, und von dem Augenblick an hatte er einen grimigen Haß auf den „Vader“ geworfen, dem dieser aber mit der größten Gemüthsruhe begegnete. Was lag ihm an dem Freiherrn von Passedow oder irgend einem andern Freiherrn der ganzen Welt?

Desto lieber besuchte er aber das Donner'sche Haus, und Niemand war lieber dort gesehen als er, denn die Kinder besonders jubelten jedesmal, wenn er ihre Schwelle überschritt. Wenn es aber auch irgend Jemand verstand, ihnen neue und überraschende Spielsachen zu bereiten, so war

er es. Bald schnitt er ihnen aus Knotenpappe alle möglichen Geräthschaften: Schlitten, Wagen, Stühle, Tische und Figuren, aus, bald machte er den Mädchen Puppen aus Corncoßs und Hülsen, mit aus Rüben geschnittenen Gesichtern, bald den Jungen Steckenpferde, Pfeile und Bogen und tausend andere derartige Dinge, und „Onkel Kofwein“ war die beliebteste Persönlichkeit auf Donner's Farm.

Georg Donner hatte sich eine allerdings sehr bunt gemischte, aber doch nur passende Gesellschaft eingeladen, damit aber auch eine Harmonie in den verschiedenen Persönlichkeiten hergestellt, die die Gesellschaft zu einer allen Seiten genügenden machte.

Es ist recht schön und gut, wenn wir sagen: Jeder Mensch hat die nämlichen Anrechte — wir sind Alle gleich vor Gott und dem Gesetz, und Niemand darf sich besser dünken als sein Nebenmann. Im Princip wird jeder billig denkende und vernünftige Mann das anerkennen; damit ist aber nicht gesagt, daß wir mit jedem Solchen auch einen innigeren und freundschaftlichen Verkehr halten sollen. Es ist im Leben so wenig eine Güter- wie Geistesgemeinschaft möglich; wir Alle, vom Tagelöhner hinauf bis zum regierenden Fürsten, suchen uns die Gesellschaft, in der wir uns wohl fühlen. Wir brauchen die andere deshalb nicht zu verachten, aber wir befinden uns in derselben nicht behaglich, nicht in unserer Sphäre, und vermeiden sie deshalb oder suchen sie wenigstens nicht auf.

Der Bauer verkehrt am liebsten mit dem Bauer, schon weil sie gemeinschaftliche Interessen haben, über die sie sich mit einander aussprechen können; der mehr gebildete Mann will sich nicht den ganzen Abend über Düngmittel, Aussaat und Vieh unterhalten. Der Handwerker weiß nichts von den neuesten Erscheinungen der Literatur oder Kunst und interessirt sich nicht dafür; der Schauspieler lebt ausschließlich in seinem Beruf und theilt das Menschengeschlecht nur in Kollegen, Publikum und Recensenten, — der Adel spricht am liebsten vom Theater und Ballet, von Pferden, Ordensverleihungen und Soiréen, wer da also nicht auf seine Ideen eingehen kann, ist ihm kein willkommener Gesellschafter, ohne daß er

deshalb geringschätzig über ihn zu denken braucht. Ich mag einen Mann aus voller Seele achten, aber unsere Interessen laufen nebeneinander hin ohne sich zu berühren, und wir empfinden gegenseitig — wenigstens hier in unseren geregelten Verhältnissen, keinen ausreichenden Stoff zu längerer Mittheilung.

Scheinbar anders ist das in Amerika, aber auch nur scheinbar, denn in Wirklichkeit verhält es sich dort genau so wie hier bei uns. Dort kommen wohl alle Stände ohne Unterschied zu geselligem Verkehr zusammen; sehen wir uns aber die Leute an, durch welche sie vertreten werden, so finden wir doch immer wieder genau das Nämliche wie bei uns. Handwerker und Tagelöhner, Doctoren, Advocaten, Theologen finden sich allerdings oft an ein und demselben Tisch und plaudern gesellig durcheinander; aber die Leute, die hier oft die größten Arbeiten verrichten, waren daheim nicht dafür erzogen. Mit der nöthigen Bildung wohl versehen, aber sonst unpraktisch oder mittellos, konnten sie in Deutschland sich nicht so am Leben erhalten, wie sie es gewöhnt waren. Sie wanderten also aus und mußten sich eine neue Bahn suchen — aber ihren alten Gesellschaftskreis behielten sie trotzdem bei. „Arbeit schändet nicht“ — das ist das Zauberwort, was dort alle Kreise vereinigt, und wo sich ein Mann anständig und makellos betrug, da konnte er, und ob er am Tage die Straße legte und nur mit seiner Erziehung in eine bessere Gesellschaft paßte — Zutritt zu Allen finden und war willkommen, wo er sich nur zeigte. —

Und wie das bei dem herrlichen und warmen Wetter in dem Garten lebte und webte, und Marie Donner, die immer noch sehr jugendliche Frau, dazwischen herumwirthschaftete, und eine ganze Kinderchaar, zahlreich fast wie eine losgelassene Schule, da viele der Gäste ihre Kleinen ebenfalls mitgebracht hatten, auf dem besonders für ihre Spiele bestimmten Rasenplatz umherhechelten und vor lauter Lust und Uebermuth jauchzten und jubelten!

Das Essen war vorüber; im Garten tummelten sich die Gäste herum, aber auf der Veranda des Hauses stand eine Gruppe in Glück und Seligkeit und schaute auf das Treiben da unten mit lächelnden Blicken, aber doch thränenfeuchten Augen nieder.

Es war Georg Donner, den Vater an der Seite, der den Arm über seine Schulter legte, während er selber die dicht an ihn geschmiegte Mutter fest und innig umschlungen hielt; und indeß die Kinder da unten tollten und jubelten, hatte er die Mutter an sich gepreßt und ihre Stirn küßend, flüsterte er ihr zu:

„Oh, wenn Du wüßtest, Mutter, wie glücklich ich jetzt bin!“

„Mein Georg — mein guter Georg,“ sagte da der Vater, während sich die Mutter mit Thränen überströmtem Antlitz an den Sohn schmiegte, — „Gott sei gelobt und gedankt, daß er uns hier wieder zusammen geführt, um uns seiner Gaben und Güte zu freuen. Wenn auch nicht in der alten liebgewonnenen Heimath, blüht doch hier ein neues Leben für uns auf in den Kindern.“

„Und wir sehen die alte Heimath wieder, Vater,“ rief da Georg bewegt. „Noch haben wir Jahre des Schaffens und Wirkens vor uns und unsere Freude daran, denn nur in der Thätigkeit bewährt sich der Mann. Wenn wir aber erst einmal unser Ziel erreicht und einer sorgenfreien Zukunft entgegensehen können, dann lehren wir in die alte liebe Heimath zurück und zehren in der Erinnerung an der früheren, eben durch ihre Entbehrungen und Sorgen liebgewonnenen Zeit.“

„Und die Kinder?“ sagte die Mutter zweiseln, „werden sie Amerika verlassen wollen? Ist es nicht ihnen in der Zeit das geworden, was uns Deutschland geblieben?“

„Sorg' Dich nicht um das, Mutter,“ sagte Georg herzlich, „jetzt gehen wir noch frohen, fröhlichen Jahren entgegen, und für die Zukunft wird der liebe Gott sorgen. Uns ist ja doch nur der heutige Tag gegeben und nicht über eine Stunde weiter können wir bestimmen, ja kaum für den — den aber wollen wir genießen und nicht traurige und trübe Bilder im vollen warmen Sonnenschein herausbeschwören. Sieh, wie die Kinder sich da unten ihres Lebens freuen — sieh, wie sie lachen und jubeln; und wie wir hier, im reiferen Alter, das Bewußtsein eines erworbenen Besizes haben, ebenso blüht auch ihnen in dem großen freien Land eine schöne und fröhliche Zukunft auf.“

Unten mit den Kindern, und sie gewissermaßen überwachend, spielte auch Katharina, Pastor Donner's jüngstes Töchterchen, jetzt aber zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen und das — wenn man so sagen will, veredelte Bild ihres Bruders Georg; und ein reizenderes Bild hätte man sich nicht denken können, als das junge, wirklich bildschöne, lebensfrische Mädchen, wie es da mütterlich unter den Kindern waltete, die zu wilden einzügelte, die Kleinen vor Unfällen bewahrte und dabei von allen miteinander „Tante“ genannt wurde.

An der Gartenpforte stand eine schlanke, wettergebräunte Gestalt, ein noch jugendlicher Mann von höchstens dreißig bis zweiunddreißig Jahren, einen Panamahut auf und sonst wohl leicht, aber auch sehr elegant gekleidet, selbst mit Glacehandschuhen, die man hier selten genug zu sehen bekam. Der junge Fremde hatte die Thür wohl geöffnet, aber den Garten noch nicht betreten, denn vor ihm hin tobte und jubelte die muntere Schaar, und mit der Jungfrau dazwischen war es ein so entzückender Anblick, daß er sich scheute, die seiner noch gar nicht achtende Gruppe zu stören, und ihr lächelnd eine ganze Weile zuschaute. Da hekten sich ein paar der Knaben bis dicht an ihn heran, so daß der eine fast gegen ihn anrannte, ihn aber kaum erblickte, als er auch schon davon lief und dadurch den Alarm gab, nach dem sich auch die Uebrigen ihm zuwandten.

Katharina blickte erstaunt nach ihm hinüber, der Fremde aber, der nun doch wohl einsah, daß er kein stiller Zeuge der so lebensfrohen Gruppen mehr sein konnte, lästete artig gegen die junge Dame den Hut und frug, auf sie tretend, ob er sich hier auf der Arm eines Herrn Georg Donner befinde, mit dem er in früheren Jahren einmal zusammen — wie er lächelnd hinzusetzte — „eine Reise gemacht habe“.

„Georg Donner ist mein Bruder,“ sagte das junge Mädchen erröthend, „er steht dort oben auf der Veranda — soll ich ihn rufen?“

Der Fremde warf einen Blick hinaus. „Das ist der Rechte,“ nickte er vergnügt mit dem Kopf; „nein, bitte, mein Fräulein, lassen Sie sich nicht stören, ich werde ihn selber

auffuchen und sehen, ob er mich noch kennt" — und seinen Hut wieder aufsetzend, damit man von oben aus sein Gesicht nicht erkennen konnte, schritt er direct dem Hause zu, in dem er gleich darauf verschwand.

Georg hatte ihn von oben aus bemerkt, aber nicht weiter auf ihn geachtet. Es kamen so viele Fremde, theils in Geschäften, theils mit Anfragen, zu ihm, daß er sie unmöglich Alle kennen konnte, er war aber fest entschlossen, heute, an diesem doppelten Feiertag, nichts Geschäftliches zu erledigen. Wer etwas von ihm wollte, konnte morgen wieder kommen, oder — es ganz bleiben lassen. Befremdet sah er aber auf, als der junge Fremde, der ganz ungenirt durch die Zimmer schritt, jetzt zum ihm, mit dem Hut noch auf dem Kopf, auf die Veranda hinaustrat und mit untergeschlagenen Armen, aber lächelndem Blick vor ihm stehen blieb.

Georg sah ihn etwas überrascht und forschend an. Es lag etwas in dem Gesicht, das alte Erinnerungen in ihm weckte; er hatte diese Züge schon einmal gesehen, aber wo? wann? Er versiel nicht gleich darauf.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Donner?“ lächelte der Fremde; „es ist allerdings schon eine Reihe von Jahren, daß wir uns nicht gesehen, aber sollten Sie die Badwoods Queen und unser „Geschäft“ an Bord vergessen haben?“

„Woh! bei Allem was lebt!“ rief Georg auf ihn zuspringend und seine Hand ergreifend und herzlich schüttelnd, „Woh! wo kommen Sie jetzt her und was treiben Sie, aber vor Allem tausend und tausend Mal willkommen in meinem Haus.“

„Mein lieber Donner,“ sagte der junge Fremde mit fast bewegter Stimme, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie hier gefunden zu haben; weckt doch Ihr Bild, Ihre Stimme wieder eine ganze Fülle von Erinnerungen und mitkommen verlebte Scenen in meinem Herzen. Sie scheinen sich übrigens,“ setzte er lächelnd hinzu, als er sich dabei in den wohnlichen Räumen umschaute, „in Ihren Verhältnissen, seit wir uns zum letzten Mal gesehen, wesentlich verbessert zu haben, wie? Sie benutzen wohl jetzt mehr die Feder als die Schürstange?“

„Wahrhaftig ja, Wolf,“ rief Georg, „aber alle Wetter,“ unterbrach er sich rasch selber, „ich nenne Sie noch immer, wie damals vor den glühenden Kesseln der Backwoods Queen, Wolf, seien Sie mir nicht böse, Herr Graf.“

„Halt!“ rief ihm aber der junge Mann rasch entgegen, „kein Wort weiter; wer so wacker, wie wir Beiden, unter demselben Kessel gefeuert und die Gluth geschürt hat, bis wir das alte Ding in die Luft bliesen, der darf den Andern nicht mit Titeln ärgern. Ich weiß, daß Sie Arzt sind, aber das Wort „Doctor“ brächte ich deshalb doch nicht über die Lippen, denn es klänge mir zu fremd — Wolf und Georg haben wir uns damals genannt, und dabei bleib't's, so lange wir uns im Leben treffen und uns schreiben.“

Die beiden jungen Männer schüttelten sich die Hände, und Georg stellte jetzt seinen alten Freund, aber unter seinem alten Titel, „den Grafen Wolf vom Berge“ vor, mit dem er vor langen Jahren als Feuermann auf einem Dampfer, dessen Kessel nachher geplatzt seien, gearbeitet habe, und Wolf war, mit seinem offenen, heitern Wesen, bald und rasch mit Allen befreundet, selbst mit den Kindern, die jetzt unter Katharinens Leitung heraustraten, um ihren Kaffee zu trinken. Es dauerte auch nicht lange, so schien es Allen, als ob sie ihn seit Jahren schon gekannt und ihn nicht, vor kaum erst einer Stunde, zum ersten Mal gesehen hätten.

Erst gegen Abend kam er dazu, mit Georg eine halbe Stunde ungestört zu plaudern. Georg nahm selber seinen Arm, und ihn hinunter in den Garten führend, schritten die beiden Männer jetzt Arm in Arm durch die lauschigen, mit frischem, duftendem Grün bedeckten Gänge, und Georg mußte dann vor allen Dingen erzählen, wie es ihm gegangen. Er that das mit lebendigen Worten; seine erste schwere Zeit hatte ja Wolf selber mit durchgekostet, dann begünstigte ihn das Glück, er heirathete sein jetziges liebes Weib, seine Verhältnisse besserten sich und schritten vorwärts, bis der Krieg ausbrach. Er selber ging da im zweiten Jahr bei einem Indiana-Regiment als Arzt mit, wurde aber vor acht Monaten verwundet und kehrte nach Hause zurück. Sein linkes Bein behielt indeß eine Schwäche, daß er keinen längeren

Marsch mehr aushalten konnte, und er mußte, sehr zur Zufriedenheit seiner Frau, zu Hause bleiben. Nun war der Krieg glücklich und siegreich beendet, und sie durften einer frohen und glücklichen Zukunft entgegensehen.

Wolf's Schilderung seines bisherigen Lebens klang etwas romantischer. „Sie wissen, Georg,“ sagte er, „daß ich damals, als wir Abschied von einander nahmen, schon den Plan gefaßt hatte, die schwere Arbeit aufzugeben und mich auf irgend eine Speculation zu werfen. Es ist das wenigstens das Einzige, womit man es hier in Amerika rasch zu etwas bringen kann, und viel Geduld habe ich nie gehabt. Als leidenschaftlicher Jäger warf ich mich, als das mir am meisten zusagende Geschäft, auf den Pelzhandel, denn mit der Jagd selber ist verwünscht wenig zu verdienen. Wo es viel Wild giebt, hat es keinen Werth, wo es selten ist, lohnt es der Mühe nicht ihm nachzulaufen. Vortreffliche Geschäfte machte ich aber im Nordwesten, im obern Theil von Missouri, Kansas und Arkansas. Ich kaufte die Felle und Pelze von den Indianern zu mäßigen Preisen, schaffte sie dann nach St. Louis, und dehnte meine Thätigkeit sogar bis in die Felsengebirge aus, von woher ich zwei werthvolle Ladungen an Biberfellen brachte. Aber ich ließ mich von da ab nicht mehr darauf ein, sie hier zu verkaufen, sondern schickte sie hinüber nach Deutschland. Hier hatte ich einmal Unglück; ein Geschäftshaus, mit dem ich mich ein wenig stark eingelassen, machte Bankrott. Dem Geschäft selber schadete das allerdings nicht, denn die Schufte wurden reich dabei, aber ich bekam fünf Procent herausgezahlt und wurde dadurch natürlich so viel Jahre länger hier zurückgehalten.“

„Sagten Sie mir nicht damals — und es sind lange Jahre darüber verflossen — daß Sie eine Prout in Deutschland hätten und nur deshalb so hart arbeiteten, um sich selbstständig und nicht von Ihrem Vater abhängig einen Hausstand zu gründen?“

„Sie haben ein gutes Gedächtniß, Georg,“ nickte ihm Wolf lächelnd zu, „es war und ist so, und schon vor Jahren hätte ich vielleicht das langersehnte Glück gewinnen können; als aber der Krieg ausbrach, wollte ich den Staaten, die ich

mir zu meiner künftigen Heimath ausermählt, nicht meinen Arm entziehen. Das Volk arbeitete daran, seine Unabhängigkeit zu sichern und den Fluch der Sklaverei wegzufegen, und da durfte ich nicht fehlen."

"Sie haben den Krieg mitgemacht?"

"Zwei und ein halb Jahr. Im Anfang hatte ich gar nichts davon gehört, denn ich saß bei einem Stamm der Blackfeet weit oben in den Felsengebirgen."

"Und jetzt wollen Sie heimwärts?"

"Direct, Georg!" rief Wolf mit leuchtenden Augen, "so rasch mich der Dampfer, der von New-Orleans am Zehnten nächsten Monats hinüber nach Europa geht, dorthin bringen kann."

"Und wie haben Sie mich hier aufgefunden?"

"Auf die zufälligste Weise von der Welt. Ich war in Cincinnati, um einige Geschäfte zu regeln, und saß beim Table d'hôte dort zwei Tage lang neben einem Deutschen, einem ganz prächtigen Mann, mit dem ich in's Gespräch kam und bekannt wurde. Am zweiten Tage trifft mich da zufällig der damalige zweite Buchhalter der alten Backwoods Queen, ebenfalls ein Deutscher, erinnern Sie sich noch des kleinen buckeligen Menschen, der uns immer Vorschuß gab, wenn wir etwas brauchten?"

"Gewiß!" rief Georg schnell, „er hieß, wenn ich nicht irre, Lorenz.“

"Ganz recht – derselbe. Er setzte sich zu mir, und selbstverständlich lenkte sich unser Gespräch sofort auf unser früheres Beisammenleben an Nord. Wir gedachten des armen Verrückten, der damals verunglückte, und natürlich auch Ihrer, und ich äußerte, daß ich viel darum geben würde, Ihnen noch einmal im Leben zu begegnen. Da frug mein Nachbar, der Ihren Namen gehört, ob Sie eines Pastors Sohn und schon längere Zeit in Amerika wären, was ich ihm Beides bestätigen konnte. Dann bin ich im Stande, Ihnen den Aufenthaltsort des Herrn zu nennen, sagte er freundlich, und zwar finden Sie ihn auf Ihrem Weg nach New-Orleans, gar nicht so weit von hier entfernt und ziemlich dicht am Ohio. Ich habe sogar erst heute einen Brief an seine Frau, als Einlage, von Deutschland bekommen.“

„Einen Brief an meine Frau?“ rief Georg erstaunt.

„Und jetzt hätte ich ihn heilig vergessen abzugeben, wenn wir nicht zufällig darauf gekommen wären!“ rief Wolf, indem er hastig in seine Brusttasche griff und das zierlich gefaltete Schreiben herausholte. „Wie ich aber nur hörte, daß Sie so ganz in der Nähe wohnten, erklärte ich bestimmt, Sie direct am nächsten Tage aufzusuchen, und er bat mich dann, den Brief hier an Sie zu bestellen.“

„Und von wem ist der Brief?“

„Von Frau von Hopfgarten.“

„Ja wahrhaftig, das ist ihre Handschrift,“ rief Georg rasch, „und wie hieß der Herr, kenne ich ihn oder kennt er mich?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Wolf, „aber vermuthlich doch. Grüße hat er mir allerdings nicht aufgetragen. Sein Name ist Fortmann.“

„Fortmann? Fortmann?“ wiederholte Georg ein paar Mal nachdenkend. „Ich selber kenne keinen Fortmann, so viel ich mich erinnern kann, und doch ist es mir so, als ob ich den Namen schon öfter gehört hätte. Fortmann — — Wie Einem manchmal so etwas im Gedächtniß liegt, ohne daß man im Stande ist, einen festen Halt davon zu bekommen. Man sieht es, wie durch den halbdichten Wipfel eines Baumes, in unbestimmten Umrissen und kann trotzdem dem Dinge keine Gestalt und Form geben.“

„Es ist dasselbe,“ meinte Wolf, „wenn man sich manchmal auf einen ganz bekannten Namen besinnt und kann ihn nicht finden. In unserem Hirn hat sich irgend eine Schicht über diese Erinnerung gerade geschoben, und zufällig kommen wir dann vielleicht erst später darauf. — Uebrigens ist dieser Fortmann, wie er mir im Gespräche erzählte, Friedensrichter im Covington, einer kleinen Stadt, die Cincinnati gerade gegenüber auf dem Kentucky-Ufer liegt, und ich bin ihm unendlich dankbar dafür, mich auf Ihre Spur geführt zu haben. Ich weiß gar nicht, wie es mich geschmerzt haben würde, wenn ich später vielleicht einmal erfahren hätte, daß wir so nahe bei einander gewesen und uns doch nicht gefunden.“

„Aber dann bleiben Sie jetzt auch wenigstens so lange bei uns, als es irgend Ihre Zeit erlaubt.“

„Die wird knapp gemessen sein,“ sagte Wolf achselzuckend. „Sie wissen so gut wie ich, was Alles an Bord eines Dampfers und mit einem solchen unterwegs geschehen kann, aber es fährt sich bequemer als auf der Bahn; nur der Gefahr darf ich mich nicht aussetzen, meinen Anschluß zu versäumen.“

„Also Ihre Braut weiß, daß Sie kommen?“

„Ich hoffe es,“ sagte Wolf, und ein leiser Schatten lag über seine sonst so offenen Züge; „aber seit Jahren schon habe ich keinen Brief von daheim, obgleich ich selber immer fleißig geschrieben.“

„Keinen Brief?“ sagte Georg erstaunt.

„Nein,“ erwiderte Wolf kopfschüttelnd. „Doch Du lieber Gott, wie habe ich mich auch in der Zeit umhergetrieben. Ich konnte ihnen ja gar keine bestimmte Adresse angeben und hatte nur noch gehofft, in Cincinnati poste restante Briefe anzutreffen — umsonst. Ob sie verloren gegangen sind? — es sollen zwei Dampfer in dem Jahre gescheitert sein — ob sie von der Blockade nicht durchgelassen wurden, ich weiß es nicht, will mir aber jetzt meine Antwort selber holen, und das ist jedenfalls das Sicherste, Georg, mir will das Herz vor Freude in der Brust zerspringen, wenn ich mir den Moment ausmale, wo ich wieder zum ersten Mal zu ihr in die Stube trete.“

„Es sind lange Jahre darüber hingegangen, Wolf,“ sagte Georg, bedenklich mit dem Kopf schüttelnd.

„Bah, was thun die Jahre,“ lachte Wolf, „wir waren damals Beide überdies zu jung, sie noch nicht einmal sechzehn, ich zweiundzwanzig; das thut selten gut. Nun haben wir Beide unsere Prüfungszeit bestanden, und ich bin meines Glückes sicher.“

Ihr Gespräch wurde hier gestört, denn die Familie wollte eben so wenig Georg wie den jungen Fremden so lange entbehren. Daß er außerdem bei ihnen übernachtete, verstand sich ja doch von selbst.

Georg arbeitete indeß, wie uns das ja sehr häufig so geht, der gehörte Name im Kopf herum. Während Marie, glücklich über den Brief, für kurze Zeit hinweg in ihr Zimmer eilte, um ihn rasch zu lesen, — denn unerschrocken hätte sie ihn

kaum zehn Minuten in der Tasche mit herumtragen können — schritt er nachdenkend mit untergeschlagenen Armen hinten im Saal auf und ab.

„Na, Georg, was giebt's?“ frug ihn Kellmann, der jetzt zu ihm hinantrat. „Was haben Sie? Ist etwas vorgefallen?“

„Bewahre! — aber ein Name geht mir im Kopf herum. Kennen Sie einen gewissen Fortmann?“

„Ich kenne ihn nicht,“ meinte Kellmann, „aber Hopfgarten gab mir damals, als ich nach Amerika ging, einen Brief an einen Herrn dieses Namens mit nach New-Orleans.“

„Das ist recht!“ rief Georg ordentlich erfreut, „und über den haben wir auch gesprochen, und Sie konnten den Herrn damals, wenn ich nicht irre, nirgends antreffen.“

„Aus dem Grund, weil er New-Orleans verlassen und keinem Menschen gesagt hatte, wohin er sich wenden würde.“

„So kann ich Sie jetzt auf die Spur bringen,“ sagte Georg. „Wolf vom Berge hat ihn in Cincinnati gesprochen, und er soll Friedensrichter in Covington, Cincinnati gegenüber, sein.“

„Dann suche ich ihn auch nächstens dort auf, denn in einigen Tagen muß ich ja doch nach Cincinnati, um von dort verschiedene Maschinenstücke zu holen und andere zu bestellen. Aber da haben wir Musik — wahrhaftig, Ihr Freund und unser Räthchen. Alle Wetter, der Herr hat eine prachtvolle Stimme, hören Sie nur:

„Von der Straße her ein Posthorn klingt,
Was hat es, daß es so hoch aufspringt, mein Herz?“

Wolf sang das Lied so seelenvoll und doch dabei mit solchem Feuer und einer so herrlichen Tenorstimme, daß er bald Alle um sich her versammelte und Katharine ihn immer leiser und leiser begleitete, damit sie nur ja nicht die Stimme übertönte, und lauter Jubel brach aus, als er geendet. Er konnte aber nicht bewogen werden, für heute noch ein zweites zu singen. Er war angegriffen von der Reise, sagte er, und dann hatte das Lied auch so alte theure Erinnerungen in ihm wachgerufen, daß er diese nicht gern durch eine andere Melodie stören mochte. Aber das junge Volk hatte auch kaum die

ersten Töne gehört, als sie schon specularien, ob sich die einmal begonnene Musik nicht auch zum Tanz verwerthen ließe, und kaum war' der Wunsch laut geworden, als sie förmlich Sturm liefen, um ihn erfüllt zu sehen. Das junge Volk setzt auch bei solchen Gelegenheiten Alles durch, und es dauerte nicht lange, so drehten sich die Paare, alte und junge gemischt, im fröhlichen Kreis.

In Donnersville.

Da Wolf an diesem Abend seinen festen Entschluß ausgesprochen hatte, mit seiner jungen Frau wieder nach Amerika zurückzulehren, so sollte er, ehe er diese Gegend verließ, jedenfalls das kleine Städtchen Donnersville besuchen, um sich den Platz einmal anzusehen. Hatte er sich doch noch keineswegs über seinen künftigen Wohnsitz fest bestimmt, und man kam deshalb überein, daß Georg ihn begleiten wollte. Nach einer solchen Feierlichkeit, wie sie der gestrige Tag geboten, konnte man von den Leuten doch nicht viel Arbeit verlangen.. Sie hielten gewissermaßen einen blauen Montag, um sich wieder zu neuer Thätigkeit zu stärken, und Georg Donner gestattete ihnen den auch gern.

Uebrigens waren ihm frische Einwanderer angemeldet worden, die Abgeordnete nach Donnersville geschickt hatten, um sich die Gegend einmal anzusehen, und es lag ihm daran, sie selber zu sprechen und ihnen die Bedingungen mitzutheilen, unter denen sie hier in der Nachbarschaft das Land, das er zum größten Theil selber angekauft, bekommen könnten. Fielen sie Zwischenhändlern in die Hände, so wurden sie gewöhnlich um eine Menge Geld gepreßt.

Die beiden jungen Leute trabten munter auf ein paar vortrefflichen Klappen in die Stadt hinein, stiegen vor der Mermaid ab und ließen ihre Thiere dort einstellen.

Ezra Lublins, der Pennsylvanier, mit seiner wunderlichen, halb deutschen, halb englischen Sprache, stand mit den Händen in den Hosentaschen — seiner Lieblingsstellung — in der Thür.

„Hallo, Mr. Donner!“ rief er seinem alten Bekannten und Gönner schon von Weitem entgegen. „Nun, wie thut's? Wagt nur herein und nimm Deinen Bittern, denn der Morgen ist ein bißchen kalt.“

„Hallo, Lublins!“ rief Georg, aus dem Sattel springend und ihm die Hand reichend — „immer munter?“

„Nau well,“ sagte der Pennsylvanier mit den Achseln zuckend, „viel Drudel in dem Nest jezt. In Grahamstown heit' ich easiere Zeit.“

„Das glaub' ich,“ lachte Georg, „da stand das Wirthshaus zulezt allein und keine Wohnung weiter in fünf Miles davon.“

„Oho,“ bemerkte Lublins, „der Reverend Mr. Snodgrass —“

„Der zum Mäßigkeitsverein gehörte,“ lachte Georg.

„Aber powerfuf viel Brandy zum Einreiben jubste“*), bemerkte Ezra mit einem drolligen Zug um den Mund, „er brauchte eine Kur.“

„Na, Lublins,“ lachte Georg, „solche Kurgäste haben wir hier in Donnersville auch, aber kommen Sie hinein, Wolf — und was ich sagen wollte, Lublins, es sollen Einwanderer heute Morgen angekommen sein. Sind sie zu Hause?“

„Ein paar, yes,“ nickte der Wirth, „die übrigen hat sich der Nankee schon gelangt und giebt sich viele Mühe, sie hinunter nach dem Süden zu schicken. Dort werden sie's ihnen schon firen, denn da sie keine Niggers mehr kiesen dürfen, brauchen sie Dutchmen, die ihnen die Felder worken.“

„Welcher Nankee, Lublins?“ rief Georg, aufmerksam werdend.

„Well, der Mr. Sherard glaub' ich, heißt er, der bei mir hier vierzehn Tage gelodgt und sich jezt bei dem deutschen Schneider einquartiert hat und alle Menschen in die Süd-

*) To use, benutzen.

Staaten directen möchte. Ein Copperhead*), wie er nur je unsere States zertreten hat, und wenn es von dem dependete, so hätten wir morgen schon Niggerauctionen bis an die Lakes**) hinauf."

"Und warum schicket Ihr die Leute nicht zu mir hinaus?"

"Daß ich ein Narr wäre," lachte der Wirth; „so lange Jemand bei mir Durst hat und seine Drinks bezahlen kann, schicke ihn wahrhaftig nicht selber aus dem Haus. Uebrigens sind die Leute ihre eigenen Herren und alt genug, um zu wissen, was ihnen gut ist."

"Alt genug, ja," sagte Georg, langsam dazu mit dem Kopf nickend, „da habt Ihr Recht, Ludkins, aber trotzdem noch in vielen Stücken kleine Kinder. Der deutsche Bauer hat überhaupt einen ganz eigenthümlichen und merkwürdigen Charakter, und man muß wissen, wie er bei uns daheim erzogen ist und seine eigenen Kinder erziehen läßt, um ihn zu begreifen."

"Es sind manchmal artliche Kerle," nickte der Pennsylvanier, still vor sich hinlachend, „und dielschädlig wie ein Buffalo."

"Das sind sie," bestätigte Georg, „und außerdem mißtrauisch gegen Jeden, der einen bessern Rock trägt wie sie, oder es nicht versteht, ihnen nach dem Munde zu schwagen, daß es Einen manchmal zur Verzweiflung treiben könnte. Wer es aber versteht und einen bestimmten Zweck dabei verfolgt, der kann sie um den Finger wickeln und zu den größten Dummheiten verleiten. Mit welchen albernen Vorspiegelungen werden sie manchmal daheim schon zur Auswanderung getrieben, und trotz aller Warnungen von Leuten, die es wirklich gut mit ihnen meinen, lassen sie sich von dem dümmsten Länderschacherer betrügen und kaufen daheim in Deutschland noch für ihr gutes baares Geld Grundstücke und Acker, die entweder gar nicht existiren oder im günstigsten Fall an

*) Copperheads, eine Art von giftigen Schlangen, unserer Otter gleich, wurden die nördlichen Einwohner genannt, die den Rebellen anhängen und nur heimlich die Revolution förderten, wo es in ihren Kräften stand und ungestraft geschehen konnte.

**) Lakes, die Seen, die Nordgrenze der Vereinigten Staaten.

Stellen liegen, die ein vernünftiger Mensch nicht umsonst haben möchte, in keinem Falle aber selber beziehen könnte."

"Aber wie kommt das," sagte Lublins, "daß sich gerade Deine Landsleute so schrecklich imponen lassen? Die Irischen sind sonst viel dümmer und außerdem ein rohes, rauflustiges Volk, das nichts im Kopfe hat, als Fighting und Whiskey; aber anführen lassen sie sich nicht leicht, und selbst die Franzosen wollen immer erst sehen, was sie laufen, ehe sie mit dem Eschenz*) herausrücken."

"Woher das kommt?" sagte Georg finster — "nur allein aus Knauferei, denn der deutsche Bauer zahlt nur das, was er muß und wozu er von dem Amtmann oder Gerichtsdieners gezwungen werden kann. An allem Andern spart er, und wenn es das Wichtigste für ihn wäre, besonders aber an der Schule, die er nicht für das Nothwendigste im ganzen Leben, sondern nur für ein nothwendiges Uebel hält und sich so leicht wie möglich damit absindet. Seine Schullehrer, die er hegen und pflegen sollte, weil sie allein im Stande wären, aus seinen Kindern einmal Menschen zu machen, läßt er halb verhungern und auf eine Art zwar, die man in Amerika für undenkbar halten würde — er zwingt sie sogar noch sehr häufig, selbst ein niederes Gewerbe dabei zu treiben, nur um das Nothwendigste für sich und die Familie anzuschaffen, und wo er auf einer Kirmes zwanzig und dreißig Thaler an einem Tage hinauswirft, ist es ihm zu viel, wenn er vier oder fünf Thaler das ganze Jahr für den Unterricht seiner Kinder zahlen soll. Daß ein solcher armer Teufel von Schullehrer dann für eine Summe jährlich mit seiner Familie leben soll, die der einzelne Bauer vielleicht zu Taschengeld verbraucht, kann keinen Eifer für die Kinder in ihm erwecken. Er behandelt den Unterricht als eine Last — er weiß doch, daß er, wenn er einmal alt wird und keine Dienste mehr leisten kann, der größten Noth preisgegeben ist — und die Folge davon? Die Bauerbengel lernen eben so wenig, wie ihre Väter gelernt haben, und treten nachher genau in ihren Fußtapfen."

*) change, klein Geld.

„Wunderliches Volk,“ sagte Ezra Ludlins, mit dem Kopf schüttelnd, „Ihr Deutschen seid doch noch höllisch hinter uns zurück — aber was ich Dir gleich sagen wollte, Mr. Donner — gestern Abend spät ist noch ein Doctor bei mir angekommen, der die Aufforderung in der Zeitung gelesen hat und sich bei uns niederlassen will. Es ist ein fein aussehender Bursch und muß wohl was verstehen, denn er schwatzt eine Masse Zeug durcheinander, das wohl lateinisch ist; ich habe ein paar Mal gar nicht herausgekriegt, was er wollte.“

„Hm,“ sagte Donner, dem die Empfehlung nicht besonders gefiel, „und wo ist er jetzt?“

„Er wird jetzt wohl noch schlafen,“ meinte der Pennsylvanier, „ich wollte just abaut hinausgehen und ihn wecken.“

„Und wie heißt er?“

„Ja, das weiß ich nicht — er hat mir seinen Namen genannt, aber er klang so artlich, daß ich ihn wieder vergessen habe. Aber nun trinkt auch einmal, Ihr Leute, und dann wollen wir sehen, ob wir den neuen Doctor herauschälen können.“

Wolf hatte sich in das Gespräch, das ihn nicht besonders interessirte, gar nicht gemischt, mit desto größerer Aufmerksamkeit aber dafür die im Zimmer hängenden „Gemälde“ betrachtet, mit denen er sich auf das Prächtigste unterhielt.

Es waren das sechs sogenannte Oelgemälde, bei uns würde man sagen „in Eßig und Del“, mit vorherrschend rother und grüner Farbe, von denen die letztere schon ordentlich giftig ausah. Neben zwei Landschaften stellten die Bilder Scenen aus dem amerikanischen Leben auf dem Lande dar, oder es schien doch wenigstens diese Absicht dabei vorgeherrscht zu haben. Ein Bild sah sogar genau so aus wie ein Schenkstand mit einer Figur darin, die, sich ein Knie haltend, auf dem Schenkstisch saß. War das vielleicht der Platz, an dem sie sich gerade befanden? Wolf konnte sich nicht halten, er mußte den Namen dieses „Künstlers“ erfahren, und sich an Ludlins wendend, sagte er:

„A propos, Mister, wo haben Sie eigentlich die Bilder her?“

Georg Donner kannte sie schon und ein Lächeln spielte

um seine Lippen. Eine merkwürdige Veränderung ging aber in Ludlins' Zügen vor. So heiter und sorglos er vorher gewesen, so ernst und fast wehmüthig schaute er jetzt die Gemälde an.

„Armer Junge,“ seufzte er dabei, „wer weiß, wo er jetzt modert und ob er nur ein ehrliches Soldatengrab bekommen hat!“

„Ihr Sohn?“ rief Georg rasch.

„Jes,“ nickte Ludlins, „der hat sie gemalt — es war ein talentvoller junger Mensch, und ich hatte schon Lust, ihn auf die Akademie zu thun, da kam dieser unglückselige Krieg, der Hunderttausende von Menschenleben gekostet hat, und nun — ist Alles vorbei.“

„Ist er geblieben?“ frag Georg theilnehmend.

Ezra Ludlins zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht,“ seufzte er, „seit zwei vollen Jahren habe ich keine Nachricht von ihm, und damals gerade wurden die furchtbaren Schlachten in Virginien geschlagen, und auf dem „blutigen Grund“ werden sie ihn wohl mit Tausenden von anderen waderen Burschen nothdürftig eingescharrt haben, sonst hätte er ja doch schon lange nach Haus geschrieben.“

Wolf bedauerte schon im Herzen, die ja doch gar nicht böß gemeinte Frage gethan zu haben, aber die Wehmuth dauerte bei Ezra Ludlins nicht lange. Er hatte seinen Sohn gewiß herzlich lieb, aber ob er sich schämte, das zu zeigen, oder ob er es gewaltsam hinunterzwang, aber es dauerte keine zwei Minuten, während die beiden Freunde nicht wagten das peinliche Schweigen zu brechen, so sagte er selber mit wieder ganz ruhiger Stimme:

„Aber wir haben noch keinen getrunken, Gentlemen, und deshalb sind wir doch eigentlich hereingekommen? Was nimmst Du, Mr. Donner, was nimmst Du, Fremder?“

Das war eine erwünschte Gelegenheit, das Gespräch nach einer andern Richtung hinzuleiten, und Georg benutzte die auch rasch. Sie standen eben an der Bar, um ihren Morgentrunk zu nehmen, als die Thür aufging und der „wine doctor“, den Ludlins indessen hatte rufen lassen, auf der Schwelle,

in dem vollen Glanz seiner Toilette erschien — und das gerade hatte Ezra Lublins so imponirt.

Er trug einen „laiseraugenblauen“ Frack mit gelben blauen Knöpfen, eine untadelhafte Filzröhre, grau und blau carrirte Beinkleider, eine schneeweiße Weste; dabei sehr schwere Uhrberloques, eine Tuchnadel mit einem sehr großen, mit kleinen Perlen eingefassten Amethyst, einen schweren Siegelring am rechten Zeigefinger und eine Anzahl kleinerer an den anderen, und außerdem Hemdknöpfchen, die einem Taubenei an Größe nicht viel nachgaben — übrigens sehr saubere Wäsche und — wie sich später herausstellte — ein gesticktes Taschentuch.

„Ach!“ rief Ezra vergnügt aus, „unser Doctor — komm her, Doctor; Du hast Dein Bitteres*) doch noch nicht gehabt, wie?“

„Nein, allerdings noch nicht,“ erwiderte der Doctor, „aber Sie lassen mir sagen, daß der Herr — habe ich vielleicht das Vergnügen?“ wandte er sich zu gleicher Zeit an Wolf vom Verge.

„Bitte um Entschuldigung,“ erwiderte dieser, „ich bin hier selber fremd. Ich glaube, daß dieser Herr der sein wird, an den Sie sich zu wenden wünschen.“

Georg Donner hatte den fremden Doctor indessen schon mit etwas erstaunten Blicken betrachtet. Das Gesicht desselben kam ihm bekannt vor, und trotzdem konnte er sich nicht besinnen, wo er die Gestalt schon gesehen. Der Anzug störte ihn jedenfalls wesentlich dabei. Der Fremde aber, an die richtige Quelle gemiesen, sagte mit einer sehr eleganten und ziemlich vornehmen Verbeugung gegen Georg:

„Sie werden entschuldigen, mein Herr, aber einer Anforderung von der westlichen Post, der New-Yorker Staatszeitung und dem Cincinnatier Volksfreund nach entnehme ich, daß Sie hier in Donnersville einen tüchtigen deutschen Arzt suchen. Da ich nun überhaupt schon seit längeren Jahren

*) Have you had your bitteres? haben Sie Ihr Bitteres schon gehabt? ist eine gewöhnliche Frage in Amerika, da man dort sehr häufig vor dem Kaffee einen Schluck Brantwein, Cognac oder Whisky mit etwas Bitteren darin nimmt.

die Absicht hatte, Milwaukee, wo ich allerdings eine sehr bedeutende Praxis besitze, zu verlassen — ich kann das sehr kalte Klima dort nicht vertragen, — so hielt ich es für zweckmäßig, einmal hier anzufragen und die Verhältnisse erst selber persönlich kennen zu lernen.“

„Sehr angenehm, Herr Doctor,“ sagte Georg, aber immer noch mit einer gewissen Verlegenheit — „wenn ich mich übrigens nicht sehr irre, so sind wir schon ältere Bekannte und — haben sogar die erste Seereise miteinander gemacht. Ist Ihr Name nicht Hückler?“

„Hückler! allerdings,“ sagte der Fremde, den jungen Mann etwas erstaunt betrachtend — „Doctor Hückler, Milwaukee — aber — wie ist mir denn? — ich glaube fast selber — wir hatten am Vord, im Zwischendeck einen jungen Mann mit Namen Donner — einen Studenten der Medicin, wenn ich nicht irre.“

Georg lächelte. — „Ich hatte schon damals mein Doctor-Framen gemacht,“ sagte er.

„Ah,“ rief Doctor Hückler vergnügt aus, „ist mir denn doch wirklich sehr angenehm, eine so alte liebe Bekanntschaft zu erneuern“ (er hatte an Vord, als Kajütpassagier, wohl selten oder nie ein Wort mit dem Zwischendeckspassagier gewechselt); „wie ich sehe, geht es Ihnen gut hier, lieber Donner,“ und er schüttelte ihm dabei sehr entschieden die Hand — „Donner — Donner; der Name fiel mir gleich auf, wie ich ihn in der Zeitung las, aber ich hatte natürlich keine Ahnung, daß ich den Betreffenden persönlich und so genau kannte.“

„Und Sie beabsichtigen also, sich hier als Arzt niederzulassen?“

„Wenn mir die Verhältnisse zusagen,“ bemerkte Doctor Hückler etwas vornehm. „Es wurde ein kleines Wohnhaus zugesichert, das müßte ich vorher in Augenschein nehmen, denn meine Frau ist etwas verwöhnt.“

„Und glauben auch Sie alle die gestellten Bedingungen erfüllen zu können, verehrter Herr?“ bemerkte nun Georg, indem er den „Doctor“ scharf ansah. „Wir brauchen hier vorzüglich einen tüchtigen Arzt für innere Krankheiten, denn

die zwei amerikanischen Pfuscher, die sich hierhergesetzt haben, genügen uns nicht, und besonders die deutschen Frauen können kein Vertrauen zu ihnen fassen."

"Sie brauchen auch einen tüchtigen Wundarzt," warf Hückler ein.

"Den weniger," sagte Georg. "Wir haben in dem Fach einen sehr tüchtigen Mann."

"Wie heißt er? wenn ich fragen darf."

"Roßwein."

"Roßwein?" rief der Doctor rasch.

"Jacob Roßwein," sagte Georg, "kennen Sie ihn?"

"Allerdings," rief Hückler, "er hielt sich eine Weile in Milwaukee auf; aber das," setzte er mit einem etwas wegwerfenden Lächeln hinzu, "ist nur ein gewöhnlicher Barbier, der in Milwaukee gar nicht practiciren durfte. Ich glaube nicht einmal, daß er ein Recept schreiben kann."

"In der That?" sagte Georg, indem er den Doctor scharf ansah, "doch was ich gleich sagen wollte: Ihr Doctor-Diplom haben Sie doch, nicht wahr? — Sie wissen, daß in der Aufforderung die Bedingung gestellt wurde."

"Gewiß, — ich erinnere mich," sagte der "Doctor" rasch, nichtsdestoweniger schien es Wolk, der bis jetzt kein Auge von ihm verwandt hatte, als ob er dabei nicht mehr so zuversichtlich aussähe als vorher, "es ist mir nur leider einer meiner Koffer bei meiner damaligen Reise nach Milwaukee gestohlen worden. Ich habe aber schon wieder nach Deutschland geschrieben, um mir ein Duplicat kommen zu lassen, und der Form kann ja doch immer später genügt werden, noch dazu, da Sie mich selber persönlich kennen und ich außerdem eine längere Reihe von Jahren eine sehr bedeutende Praxis in Milwaukee gehabt habe. Die Amerikaner sind überhaupt praktischer Natur — ein solches Papier gilt ihnen gar nichts und sie sehen nur darauf, was der Mann wirklich versteht. Das gilt ihnen."

"Sie haben Recht, lieber Herr Doctor," erwiderte Georg ruhig, "wir Deutschen sind darin vielleicht manchmal ein wenig zu peinlich, aber die Bewohner von Donnersville haben sich damals in einer besonders dazu einberufenen Ver-

sammlung ganz bestimmt darüber ausgesprochen und werden nicht davon abgehen."

"Es wäre merkwürdig," sagte der „Doctor“ doch etwas gereizt, „wenn Sie hier in Amerika wirklich an einer so kleinen Form hängen wollten, wo Ihnen doch gerade die Kenntniß des Betreffenden mehr gelten sollte. Ich habe ganz erstaunliche Kuren in Milwaukee gemacht und bin oft auch zwanzig Meilen weit in das Land hineingerufen worden, um Leute wieder herzustellen, die von anderen Ärzten schon aufgegeben waren, und ich kann Ihnen Zeugnisse von dort bringen, die —"

„Hallo, Doctor!“ rief da die laute Stimme eines Mannes, der eben in die Thür trat, die kleine Gruppe einen Moment betrachtete und, sowie er Hückler erkannte, diesen anrief. Es war Jacob Kofswein, der hiesige „Barbier“, wie er von den Bauern besonders bezeichnet wurde, denn gegen ein paar von ihnen, die ihn Anfangs Doctor nannten, war er so grob geworden und hatte ihnen sogar gedroht, daß er ihnen das nächste Mal beim Rasiren in den Hals schneiden würde, daß sie das schon von da an aus Furcht sein ließen. Sie wußten auch eigentlich gar nicht, woran sie mit dem Mann waren, denn voll von trockenem Humor, hatte ihn noch Niemand selber herzlich lachen gesehen. Er kannte auch gegen Andere gar keine Schonung. Theilte nach rechts und links scharfe Hiebe aus und ließ dabei die Angegriffenen stets in Zweifel, ob er Spaß oder Ernst mit ihnen mache. Uebrigens war er ein ganz ausgezeichnete Chirurg und ein braver Kerl dabei, der z. B. von wirklich Armen nie eine Bezahlung nahm, selbst wo er, wie bei den ziemlich theuren Blutegeln, oft selber bedeutende Auslagen hatte.

Doctor Hückler hatte sich rasch nach dem Ruf umgedreht, schien aber, als er Kofswein erkannte, nicht besonders erfreut über die Begegnung und sagte, nur mit einer kaltherzigen Bewegung des Kopfes die halbe Begrüßung erwidern.

„Ach, Herr Kofswein, ich hatte schon gehört, daß Sie hier eine „Stube“ etablirt haben.“

„Wirklich?“ bemerkte Kofswein trocken. „Woher kommen Sie hier an den Ohio — von Cleveland oder von Toledo?“

— wollen sich wohl zu Ruhe setzen und die Menschen von jetzt ab leben lassen.“

Hückler antwortete ihm gar nicht mehr, sondern sich wieder an Georg wendend, wobei ihn jedoch die Gegenwart des „Barbiers“ augenscheinlich störte, sagte er:

„Ich hoffe, wir werden uns darüber einigen, Herr Donner, denn Sie selber müssen mir zugeben, daß es mit der Beobachtung einer solchen Form nicht drängt. Ich versichere Sie, wenn ich nur erst einmal festen Fuß hier gefaßt habe und bekannt geworden bin, werden Sie einsehen, wie vollkommen ich meinen Platz ausfülle.“

„Alle Wetter,“ sagte Kofwein. „Sie wollen wohl Ihr Gerippe im Glasfaß hier in Donnersville aufsetzen? Ist aber immer gefährlich. Wissen Sie wohl noch, wie die eine Frau in Milwaukee, die in Ihre Apotheke trat, beinahe den Tod vor Schreck davon bekam und ohnmächtig fortgetragen werden mußte?“

„Herr Kofwein,“ sagte Hückler verächtlich, „helfen Sie nicht solche alberne Lügen verbreiten. Die Frau bekam einen Schlaganfall, wie sie nur in die Thür trat.“

„Ja, mein lieber Herr Doctor,“ sagte Georg achselzuckend, „ich muß Sie allerdings bitten, vorher, ehe ich Sie wenigstens hier vorschlagen kann, Ihr Diplom zu bekommen, und kann Ihnen freilich, wenn das zu lange ausbliebe, nicht mehr dafür gutstehen, daß der Posten bis dahin besetzt ist. Für jetzt aber bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, denn ich habe einen Freund hier, mit dem ich einige Geschäfte erledigen muß. — Guten Morgen, — wir sehen uns wohl nachher noch, Kofwein? Sie sind doch zu Hause?“

„Gewiß — nur herüber gekommen, um hier ein Glas von Ludlins' Brandy weg zu trinken, damit der Schund bald alle wird und wir bessern kriegen.“

Georg und Wolf hatten das Local schon verlassen und schritten zusammen die Straße hinab.

„Der Herr scheint wenig Aussicht zu haben, hier Arzt zu werden,“ lachte Wolf.

„Ich kenne den Purtschen zu genau,“ erwiderte Georg, „Kofwein versteht mehr im kleinen Fingern von schwierigen

Krankheiten als er im ganzen Kopf. Uebrigens wird er uns nicht lange lästig fallen, denn das Diplom kann er schon aus dem Grunde nicht schaffen, weil er gar keins hat. Er war selber in Deutschland Barbier und hat sich hier wie tausend Andere in Amerika nur eigenhändig zu einem „berühmten Arzt“ gemacht. Aber lassen wir den unangenehmen Menschen, Wolf. Wir wollen dafür lieber einmal die Auswanderer aussuchen, die, wie ich gehört habe, in dem deutschen Wirthshaus da drüben sitzen.“

Herr „Doctor“ Hüdler blieb bei Ezra Ludlins zurück und hatte sich, um nur etwas zu thun, schon das dritte Glas brandy cocktail geben lassen. Er war, durch die nicht gerade übermäßig aufmerksame Behandlung Donner's, des früheren Zwischendecks-Passagiers, in seinem Stolz und Eigendünkel gekränkt und beleidigt worden und — das Schlimmste dabei — er konnte sich nicht verhehlen, daß eben dieser Donner jetzt eine ganz andere Stellung im Leben einnahm wie er, während er sich fest überzeugt fühlte, daß er ihm selber in geistiger Beziehung nicht das Wasser reichte. Und trotzdem suchte er jetzt eine Stellung und dieser Donner hatte eine zu vergeben.

Wir finden das übrigens sehr häufig in Amerika, daß Rajüten- und Zwischendecks-Passagiere an Land ihre Stellen wechseln und die Letzteren nach einiger Zeit von den Erstieren, Hülfe erbittend, aufgesucht werden. An Bord hielten sie es unter ihrer Würde, mit irgend wem aus dem Zwischendeck zu verkehren, einmal aber erst mit vier Wochen in Amerika in allen Erwartungen getäuscht, in allen Hoffnungen betrogen, werden sie sehr rasch entsetzlich zahm und fallen dabei in den entgegengesetzten Fehler, in einen vollkommen unvertigten Kleinmuth, in dem sie sich dann thörichter Weise für völlig verloren halten.

Das Letztere war nun allerdings mit Hüdler nicht der Fall, denn er hatte eine zu gute Meinung von sich selber, und wußte auch etwa schon, wie man sich in Amerika durchbrachte; aber er fühlte sich gerade durch diese Abweisung eines Deutschen, denen Allen er sich überlegen glaubte, in seinem Stolz, in seiner Eitelkeit gekränkt, und das besonders

ärgerte ihn dabei, daß der Barbier Zeuge gewesen. Dem mußte er wenigstens beweisen, daß er sich nicht so viel daraus mache und überall mit Kußhand aufgenommen würde. So wenig er sonst daran gedacht haben würde, sich mit ihm einzulassen, so suchte er jetzt selber ein Gespräch mit ihm.

„Nun, Roßwein,“ sagte er, nachdem sie Jeder einzeln ihr Glas getrunken, was sonst in Amerika gar nicht Sitte ist, „Sie haben sich also ganz hier in Donnersville niedergelassen und leben hier Ihrer Kunst?“

Roßwein schmunzelte leise vor sich hin, sagte aber dann, mit einem Seufzer: „Ach, Herr Doctor, die Kunst allein nährt hier in Amerika ihren Mann nicht, oder wenn sie es thut, bringt sie ihn wenigstens nicht vorwärts. In Deutschland sagt man freilich:

Ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt.

Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

— das paßt aber nicht für Amerika, und gerade die Kerle, die speculiren, bringen es hier zu etwas und werden reiche, und damit angesehene Leute.“

„Das Speculiren hat mich sehr viel Geld gekostet, Roßwein.“

„Haben es dann nicht beim richtigen Zipfel angefaßt,“ bemerkte Roßwein trocken. „Ich selber beschäftige mich jetzt mit einer sehr bedeutenden Speculation, an der Sie sich vielleicht betheiligen könnten.“

„Und die wäre?“ frug Hückler gespannt.

„Ich beabsichtige oben am Erie-See eine Störzucht anzulegen.“

„Eine Störzucht?“ sagte Hückler verwundert, „aber wo wollen Sie denn hier die Eier bekommen?“

„Ich nehme Caviar,“ sagte Roßwein und sah den Doctor dabei mit einem so gutmüthigen Gesicht an, daß Hückler, in der Naturwissenschaft sehr vernachlässigt, ganz verwundert zu ihm aufschaute.

„Und geht das?“ fragte er.

„Und warum soll es nicht gehen? Ich sage Ihnen, lieber

Herr Doctor, daß in der Natur noch Kräfte verborgen liegen, von denen wir gar keine Idee haben. Ahnungslos birgt dabei unser eigener Geist die größten Schätze, die wir selber nicht einmal kennen, und von denen wir nur in lichten Augenblicken überrascht werden. Sehen Sie z. B. nur einmal den Ochsen da drüben, der vor den Wagen geschirrt steht — bemerken Sie, wie ihm die Zunge da vorn herabhängt? Das dumme Vieest hat aber das ganze Jahr die delicateste Ochsenzunge im Maul und weiß nicht einmal wie sie schmeckt.“

„Hm,“ lächelte der Doctor doch etwas verlegen, „das ist eigentlich wahr — aber was ich Sie fragen wollte, Roßwein — eignet sich Donnersville in der That für einen Arzt?“

„Wenn sich der Arzt für Donnersville eignet, warum nicht?“

„Aber die Gegend scheint sehr gesund.“

„Was hilft einem deutschen Bauern eine gesunde Gegend,“ meinte Roßwein. „Er läßt sich doch jedes Jahr ein paar Mal zur Ader, oder braucht Schröpfköpfe, bis er sich so herunterbringt, daß er einen Arzt nöthig hat. Die Menschen werden nicht klug.“

„Und kann mir Herr Donner verwehren, mich hier niederzulassen? Ich bin amerikanischer Bürger und darf wohnen, wo es mir gefällt.“

„Wenn Sie mir meine Kundschaft nehmen, vergifte ich Sie,“ sagte Roßwein.

„Haben Sie keine Angst, mein guter Roßwein,“ erwiderte der Doctor mit einem halbmitleidigen Lächeln, „ich rasire mich nicht einmal selber, viel weniger Andere.“

„Sie rasiren sich nicht selber?“ fragte Roßwein.

„Ich — habe keine geschickte Hand dazu.“

„Na, so läß' Du und der Deibel,“ brummte der Barbier, schob beide Hände in seine Hosentaschen und verließ das Haus.

Georg und Wolf hatten sich indeß dem deutschen Bartholomäus zugewandt, wo in der That eine Anzahl von angekommenen Deutschen eingetroffen war, die hier ihren Theils Verwandte oder Freunde in Donnersville und die Absicht hatten, sich in der ihnen als gut geschilderten Gegend nieder-

zulassen. Andere, die sie auf dem Schiff getroffen und mit denen sie darüber gesprochen, schlossen sich, wie das sehr häufig geht, ihnen an, und so waren es acht Familien geworden, die sich hier zusammensanden.

Es ist eigenthümlich, wie leicht der Mensch verwildert. Den Leuten hier waren von dem Wirth für den nächsten Tag — da er nicht über mehr Raum verfügte, vier große Zimmer angewiesen worden und sie hatten sich dort, so gut es eben ging, einrichten müssen. Fünf Familien blieben ja überhaupt nur eine einzige Nacht dort, da sie am nächsten Morgen jedenfalls von ihren Verwandten abgeholt wurden. Die ganze Masse war hier auch erst seit gestern eingetroffen, aber wie sah es, in der kurzen Zeit, schon in den Räumen aus, die sie jetzt bewohnten. An das Zwischendeck eines Segelschiffs gewöhnt, auf dem sie über sieben Wochen in Schmutz und Unordnung zugebracht, setzten sie natürlich hier das Leben fort, und mit der Masse schmutziger Wäsche und feuchter Kleidungsstücke, die sie mit an Land gebracht, herrschte ein Funst und ein Wirrwarr in den Räumen, der Einem den Magen umbrechen konnte, wenn man sie nur betrat.

Die Leute hatten in den engen Räumen und bei schlechtem Wetter, vollkommen verlernt, sich reinlich zu halten, und der schauerhafte Tabaksgeruch dabei, mit einem warmen Fuselgestank außerdem, erhielt bei der fast drückenden Wärme eine wahrhaft qualvolle Atmosphäre.

Die Männer saßen zum großen Theil unten an der Bar, im sogenannten Schenkstand, und als die beiden jungen Leute den Raum betraten, war ein Amerikaner zwischen ihnen gerade eifrig beschäftigt, irgend ein Schriftstück, wahrscheinlich einen Contract, aufzusetzen, nach welchem er sie später irgendwohin dirigiren konnte. Er hatte einen Deutschen zum Dolmetscher.

Georg ließ sich mit den Leuten in ein Gespräch ein, er stellte sich ihnen dabei als den Eigenthümer des benachbarten Grund und Bodens vor und sagte ihnen einfach, welches die Bedingungen wären, unter denen sie einen größeren oder kleineren Strich Landes erwarten konnten — die Aermsten sogar auf ganz billige Creditbedingungen.

„Entschuldigen Sie, Mr. Donner,“ fiel ihm da der Yankee, ein alter Bekannter von uns, jener nämliche Mr. Sherard, dem der Platz da unten wohl zu warm geworden, in's Wort, „wenn ich mir erlaube, hier etwas einzureden. Ich bin des Deutschen allerdings nicht mächtig, habe aber doch so viel verstanden, um mir klar zu machen, was Sie wollen: nämlich Ihre Landsleute hier oben in dem ausgefogenen Norden zu halten, während der Süden mit seinem sabelhaft fruchtbaren Boden und den augenblicklich gedrückten Verhältnissen ihnen Vortheile bietet, von denen sie, nach ihren heimischen Anschauungen, keine Ahnung haben können. Ein sehr bedeutender Pflanzler in Georgien, der Sohn eines von den zur Empörung getriebenen Regern ermordeten Gentleman, der sich selber, als Amerikaner, nicht mehr getraut, unter diesen plötzlich frei gewordenen Niggern zu leben, will seine Plantage mit allen kostbaren Einrichtungen und Maschinen verkaufen. Im Ganzen ist das nun unter den jetzigen unglückseligen Verhältnissen natürlich nicht möglich, daher hat er sich entschlossen, das Land selber zu parcelliren — er besitzt ausgedehnte Ländereckden und ist bereit, entweder eine bestimmte Summe Geldes für die einzelnen kleinen Grundbesitze zu nehmen, oder auch, wenn die Einwanderer nicht über baares Geld verfügen, mit ihnen gemeinschaftlich auf Gewinn-Antheile abzuschließen. Außerdem haben sich, wie ein Brief besagt, den ich heute erst erhalten, auch noch mehrere andere Pflanzler dort zu einem solchen Verfahren entschlossen, da sie beabsichtigen, die Vereinigten Staaten zu verlassen und nach Nucatan auszuwandern. Sie wollen in Georgien eine vollkommen deutsche Colonie gründen, aus der entschieden alle Irländer ferngehalten werden, und die Speculation ist insofern eine ganz richtige, als sie wissen, wie rasch die Deutschen ein Land vorwärts bringen. Sie behalten sich natürlich einen Theil ihrer Grundstücke zurück und dürfen dann für spätere Jahre fest darauf rechnen, den Werth derselben auf das Sechsfache erhöht zu bekommen. Den Leuten hier ist von mir auch durch meinen Dolmetscher, einen sehr tüchtigen und mit den amerikanischen Verhältnissen genau bekannten Gentleman, schon voll-

ständig klar gemacht, und ich hoffe, daß sie ihren Vortheil einsehen und danach handeln werden."

Der Dolmetscher, auf welchen sich der Nankee berief, mochte alles Das sein, was dieser von ihm sagte, aber sein Aeußeres bot dafür wenig Empfehlenswerthes. Es war eine kleine, gedrungene, etwas aufgeschwemmte Gestalt mit einem aufgedunsenen, rothen Gesicht, was vielleicht daher rührte, daß er sich seine Cravatte fester als nöthig zugeschnürt. Die großen blauen, aber ausdruckslosen Augen standen ihm stier aus dem Kopf und die ehemals braunen Haare sängen schon an, ganz ernstlich grau zu werden, obgleich er noch eigentlich gar nicht so alt sein konnte. Es war im Ganzen ein gemeines, glattes Gesicht, zu dem der unechte Schmuck, den er reichlich trug, vollkommen gut paßte. Er nickte auch jetzt Einzelnen der Auswanderer, mit denen er früher schon verhandelt, heimlich verstoßen, aber mit einem gewissen Blinzeln zu, das etwa ausdrücken sollte: Der hat's ihnen aber jetzt gesagt, die werden den Mund nicht wieder aufthun.

Georg hatte den Nankee ruhig ausreden lassen, dann wandte er sich an die Auswanderer und sagte freundlich:

„Ihr Leute, es werden Euch da verlockende Vor Spiegelungen der südlichen Länder gemacht. Ich will gar nicht etwa abstreiten, daß es dort außerordentlich fruchtbaren Boden, ein warmes Klima und für den Augenblick auch wohl günstige Bedingungen für den Einwanderer giebt — günstigere vielleicht in manchen Fällen, als sie ihm hier jetzt geboten werden können, denn viele der Pflanzer sind durch die Freisprechung der Neger vollständig ruiniert und müssen verkaufen. Andere dagegen, die sich vielleicht zu tief in die Rebellion eingelassen haben, fühlen sich unter der Herrschaft des Nordens, unter den jetzigen Verhältnissen und zwischen den freien Regern nicht wohl und gedenken deshalb eine große Colonie in dem südlichen Mexiko zu gründen. Aber Ihr kennt den eigenthümlichen Charakter der Leute nicht, die doch noch zurückbleiben und zwischen denen Ihr leben müßt. Es ist dort nicht so wie im Norden, wo die Arbeit ehrt. Der südliche Pflanzer verachtet jeden weißen Mann, der selber die Hand an den Pflug legt, und wird Euch immer über die Schulter

ansehen — aber das nicht allein — das könnte man als unbedeutend betrachten; das Schlimmste bleibt, daß noch viele, viele Jahre vergehen müssen, ehe die für den Augenblick niedergeworfenen „Herren“ den Haß und Ingrimm vergessen werden, den sie dem Norden und besonders auch uns Deutschen geschworen haben, weil wir so treu zur Union gestanden und uns so wacker für sie geschlagen haben. Ihr würdet wenig frohe Stunden dort unten im Süden erleben und sogar mancher Gefahr ausgesetzt sein. Ich selber kann kein Interesse dabei haben, ob Ihr im Norden bleibt oder nach dem Süden geht; wenn Ihr aber meinem Rathe folgen wollt, so besinnt Ihr Euch zweimal, ehe Ihr den Ohio kreuzt. Wer etwas Näheres darüber von mir hören will, der mag mich aufsuchen und ich will ihm gern Rede stehen. Ich heiße Donner und wohne auf dem Platz, der hier den Namen Lobenstein's Farm hat — und so Gott befohlen. Kommen Sie, Wolf, wir wollen unsern Spaziergang fortsetzen.“

„Warten Sie noch einen Augenblick,“ sagte Wolf, der indessen den Dolmetscher des Yankee's aufmerksam betrachtet hatte und jetzt auf ihn zuging.

„Um Verzeihung, Mister,“ sagte er dabei, „wie ist doch gleich Ihr Name?“

„Mein Name?“ sagte der Angeredete, augenscheinlich etwas in Verlegenheit gebracht, „Sie wünschen meinen Namen zu wissen?“

„Ich bat Sie darum,“ lächelte Wolf, „Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor, aber wenn Ihnen das unangenehm ist, so —“

„Bitte,“ sagte der Dolmetsch, wurde aber doch dabei bis hinter die Ohren roth, „wie kann mir das unangenehm sein? — Mein Name ist Weigel — J. G. Weigel, Esquire.“

„Hatten Sie nicht früher einmal eine Auswanderer-Agentur in Deutschland?“

„Allerdings, aber schon vor längeren Jahren.“

„Und hielten sich nachher einige Jahre in New York auf?“

„Drei Jahre, ja — aber mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Name ist „Bom Berge“,“ sagte Wolf gleichgültig.

„Sie werden mich wohl kaum kennen, aber ich glaube, wir sind uns dort begegnet,“ und leise den Kopf gegen ihn neigend, wandte er sich um, nahm Georg's Arm und verließ mit diesem den Platz.

„Kannten Sie den Burschen?“ frug Georg, als sie wieder hinüber zu ihren Pferden gingen.

„Allerdings,“ sagte Wolf, mit dem Kopf nickend, „und meiner Meinung nach ist es einer der größten Schurken, die jemals den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt und Tausende von Menschen um ihr Geld betrogen haben. Er hatte in New-York ein Landverkaufs-Comptoir errichtet, aber sie kamen ihm auf die Sprünge, und ich war einst Zeuge, wie ihn zwei handfeste junge Burschen aus seiner Bude holten und dermaßen auf der Straße durchprügelten, daß er vier Wochen das Bett hüten mußte. Nachher wurde ihm der Platz wahrscheinlich zu warm, und er machte, daß er fortkam. Niemand erfuhr auch wohin er sich gewandt, und es scheint jetzt, daß er hier im Westen sein Nyl aufgeschlagen. Er muß aber doch heruntergekommen sein, daß er nicht mehr auf eigene Hand, sondern für Andere arbeitet. Gnade aber Gott den armen Teufeln, die sich durch ihn bewegen lassen, eine Heimath zu gründen, denn Gewissen soll der Schuft so wenig haben, wie eine Klapperschlange.“

„Der Yankee hat ebenfalls ein polizeiwidriges Gesicht,“ lachte Georg still vor sich hin; „aber derartiges Gesindel, menschliche Blutigel, die besonders auf Deutsche sahn, giebt es überall in den Staaten, und sie lassen sich eben so wenig austrotten, wie unsere biedereren Landsleute davon abbringen, sich ihnen anzuvertrauen. Wer ihnen nach dem Munde spricht, das ist ihr Mann, sie klammern sich an ihn als letzte Hoffnung, und es bleibt stets das undankbarste Geschäft, ihnen die Wahrheit zu sagen.“

„Aber es schadet ihnen auch nichts, wenn sie einmal angeführt werden,“ lachte Wolf. „Es ist Eines der wahrsten Sprichwörter im ganzen Land, daß Niemand einen Dollar in Amerika verdient, bis er nicht den letzten, mit von der alten Heimath herübergebrachten Cent verzehrt hat. Die Leute wollen und müssen erst durch Schaden — wenn auch nicht klug

werden, denn dazu gehört noch mehr — aber doch wenigstens zu der Ueberzeugung kommen, daß sie bis dahin furchtbar dumm gewesen, und das bleibt immer der Anfang zum Besseren. Also wollen wir hier das Volk nur auch seinem Schicksal überlassen. Sie haben Ihre Pflicht gethan und sie gewarnt, und wenn sie jetzt mit beiden Füßen in einen heißen Brei hineinspringen, nun, so mögen sie auch selber zusehen, wie sie wieder hinauskommen. Lassen Sie uns jetzt den Platz besetzen, Georg, denn ich muß Ihnen gestehen, daß mir Donnersville — besonders mit Ihrer Familie hier in der Nachbarschaft, ausnehmend gefällt. In die steifen, geregelten und unnatürlichen Formen Deutschlands passe ich doch nicht mehr hinein. Ich würde den Leuten ins Gesicht lachen, wenn sie mich „gnädiger Herr Graf“ nennen, und — da wir hier die Sklaverei abgeschafft haben, widersteht es mir, da drüben wider Menschen in Livree, also weiße Sklaven, zu sehen und Zeuge all des Jammers zu sein, der dort noch unter der arbeitenden Bevölkerung, besonders der weiblichen, herrscht. Ich weiß, daß ich schon im ersten Jahre mein Vermögen aus dem Fenster werfen würde, nur um den Jammer zu lindern, und das wäre denn doch nichts Anderes, als einen Fingerhut voll Wasser aus der See schöpfen. Kommen Sie — der Teufel hole die Grillen,“ — und in den Sattel springend, trabten die beiden jungen Leute die Straße hinab.

Eine Negerversammlung.

Die kleine, betriebsame Stadt Covington liegt, der Königin des Westens, dem großen Cincinnati, genau gegenüber im Staat Kentucky, und die schönste und längste Brücke der Welt, was wenigstens die Spannung des Hauptbogens betrifft*), verbindet jetzt die beiden Orte mit einander.

Kentucky ist einer der nördlichsten Sklavenstaaten; der Ohiostrom, der aber im Sommer so seicht wird, daß man ihn an manchen Stellen durchwaten kann, trennte hier die freien von den Sklavenstaaten, und nur das Auslieferungsgesetz flüchtiger Neger, das der Norden bis zum Kriege aufrecht erhielt, schützte den Süden. Das war jetzt vorüber. So sehr gerade Kentucky gegen die sogenannten Abolitionisten — das heißt Solche, welche die Sklaverei systematisch bekämpften — gecifert und mehrmals sogar, gerade von Covington aus, seine Banden nach Cincinnati in Ohio hinübergesandt hatte

*) Die Brücke ist eine Kettenbrücke, von einem Deutschen, Möbting, gebaut. Die größte Spannung, die fast über den ganzen Strom reicht, ist 1052 Fuß amerikanisch lang. Sie besteht aus 10,000 Trägern und liegt etwa 100 Fuß über der Wasseroberfläche des Stromes. Amerika hat aber noch, unter demselben Ingenieur, zwei größere Brücken mit größerer Spannung im Werk: die eine über den Mississippi bei St. Louis, die andere, die größte, über den Meerarm zwischen New-York und der Hafenstadt Brooklyn.

und dort die Druckerei zerstören ließ, die in freisinniger Weise für die Menschenrechte auch der Neger aufzutreten wagte, so fühlten sich die Neger dieses Staates doch am ersten sicher, daß sie nicht wieder in Fesseln geschlagen werden konnten. Ueber den Ohio war es nur ein Schritt, und Unionstruppen standen überdies noch in ihrem Land und schützten sie gegen offene Gewalt.

Hier wurden denn auch zuerst größere Vereine gegründet und die Mittel besprochen, wie sich die „farbigen Leute“ am besten und leichtesten in dies neue Leben fänden. Dem Charakter des Negers nach, hielt man diese aber ganz genau in der nämlichen Art und Weise ab, wie man es früher der bevorzugten Race abgesehen.

Es wurde ein alter würdiger Neger mit schneeweißer Wollé zum Präsidenten gewählt; er war früher gewissermaßen Haushofmeister im Hause des Gouverneurs in Lexington gewesen und jetzt nach seinem Geburtsort zurückgekehrt. Als Schriftführer hatte sich ein von Cincinnati herüber gekommener freier Mulatte, der dort eine Barbierstube hielt, angeboten, und die zahlreich besuchte Versammlung, die in einem der größten Tanzlocale des Ortes abgehalten wurde, bot insofern ein nicht unbedeutendes Interesse, als sich auch die „Ladies“ dabei betheiligten und der ganze Raum von bunten und lichten Kleidern wimmelte.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß alte Negerinnen, die stets viel Fett ansehen, eine auffallend tiefe Bassstimme bekommen und auch durchschnittlich mit einem klangvollen Organ begabt sind. Sie genossen dabei nicht allein in den kleinen Städten, oder in größeren in ihrer Straße, nein selbst in den einzelnen Pflanzungen eine gewisse Autorität und es gab kaum etwas Würdevolleres, als solch eine alte dicke Dame, die nach Feierabend, ihre kurze Thonpfeife rauchend, beide Hände auf die ausgespreizten Kniee gestemmt, im stärksten Bass ihre Orakelsprüche ausgab — denn ich hätte keinem der „farbigen Leute“ rathen wollen, ihr davor zu widersprechen. In einem solchen Fall ließen sie auch Niemanden ihrer Race vorübergehen, ohne ihn anzureden, und gnade ihm Gott, wenn er sich in einer Antwort die geringste Mühe gab.

Das ordentlich wiehernbe Gelächter der alten Dame wie der Zuhörer würde ihn in voller Flucht die Straße hinabgejagt haben.

Daß sich diese Damen nicht aus einer Versammlung halten ließen, in die sie mit Farbe und Geist gehörten, verstand sich von selbst, und selbst das junge Volk, wenn es sich auch noch nicht in den Saal selber gewagt, hielt doch Fenster und Thüren besetzt, um wenigstens zu hören und zu sehen, was da drinnen vorging.

Merkwürdiger, und doch leicht erklärlicher Weise haben sämmtliche Schwarze, wenn auch in Amerika geboren, einen ganz besondern Negerdialekt, der sich aber nur meist in Verstümmelung der Worte kund giebt. Statt des englischen *this* sagen sie gewöhnlich *d* — statt *this child*, *dis child* &c. — das oft gebrauchte Wort *Master* sprechen sie wie *Massa* — *Mistress* wie *Missus* — statt *nothing* *noffin*, statt *of* *oh* und tausend andere dem ähnliche Worte. Es wäre unerklärlich, wie Alle ohne Ausnahme mitten zwischen einer gut und rein sprechenden Bevölkerung an solchem Dialekt festhalten könnten und nicht endlich einmal, besonders die Kinder, zu einer bessern Aussprache gelangten, aber wo kamen sie je mit dieser bevorzugten Race in längere Unterhaltung? Sie erhielten Befehle, die sie ausführen mußten — weiter nichts; nur auf ihre eigene Race blieben sie angewiesen, und in der konnten sie ihren verstümmelten Dialekt nicht verbessern, und werden es auch noch nicht für eine lange Reihe kommender Jahre.

So niedrig und für den Sklaven vollkommen passend den Weißen aber auch diese Ausdrucksweise erscheinen mochte, so würdevoll wurde sie von den Versammelten behandelt, und als der Präsident nach einer etwas unruhigen Einleitung, in welcher Jeder, besonders der anwesende Damenstolz, das Wort haben wollte — mit energischer Handhabung der großen Glode die Sitzung eröffnete und mit donnernder Stimme ordentlich hinausrief: „*Ladies and Gemmen!*“ (das Negerwort für *Wentlemen*) da lagerte sich feierliche Stille im ganzen Saal, und der würdige Präsident hätte jetzt seine Rede beginnen können, wenn ihm in dem Augenblick etwas eingefallen wäre.

Durch die Mühe aber, die er sich geben mußte, um den Tumult zu beschwichtigen, schien er die Einleitung, wie er sie sich vorher überdacht, gründlich vergessen zu haben und zwei bis drei Mal stotterte er wieder sein Ladies and Gemmen, bis die jungen Dinger da draußen am Fenster schon zu lichern anfangen und das Publikum unruhig wurde.

„Ladies und Gemmen,“ begann er da endlich, ärgerlich gemacht, noch einmal, „ich bin kein Redner, und kein Mensch kann es von mir verlangen, denn ich habe es nicht gelernt, aber ich wollte nur mittheilen, daß diese Versammlung zusammenberufen ist, um einige wichtige Sachen zu berathen.“

Er war jetzt in Schuß gekommen, und das Ganze ging ihm von nun an fließend genug, wenn auch in seinem schauerlichen Regerenglisch, von den dicken Lippen.

„Geehrte Gemmen besonders,“ fuhr er fort, „Sie wissen, daß unsere bisherigen Massas, die jetzt Gottlob nichts mehr über uns zu bestimmen haben, uns, wie es ihnen einfiel, Namen gaben. Mich nannten sie Scipio oder Sip — da sitzt Bob, dort Pluto, dort Othello, da drüben Missus Lydia, Missus Euphrosine, Missus Goeleste und wie sie Alle heißen, aber Ladies und Gemmen, das genügt nicht mehr, denn wir treten jetzt als Staatsbürger in andere Rechte. Wir werden zum Beispiel das Recht und die Pflicht bekommen, unsere Stimme nicht allein für die Gesetzgebung abzugeben, nein, wir können auch selbst hineingewählt werden —“

„Oh Loord à Massy!“ (Lord have mercy) schrie eine dicke Negerin in lauter Erstaunen auf.

„Und wie würde das klingen,“ fuhr der Redner unbeirrt fort, „wenn wir bei der Wahl oder als Erwählte keinen andern Namen anzugeben wüßten, als Sip, Bob, Did, Othello oder sonst wie. Na, die Behörden der Weißen haben schon bestimmt —“

„Ich möchte den geehrten Redner darauf aufmerksam machen,“ sagte plötzlich, während Alles lachte und den Kopf dahin drehte, eine seine Stimme, „daß wir nicht mehr „Behörden der Weißen“ sagen dürfen, indem diese Behörden jetzt eben so gut für das farbige als das weiße Volk da sind.“

„Bravo — bravo!“ schrie es von verschiedenen Seiten, „unsere Behörden.“

„Gemmen.“ sagte der alte Neger demüthig, „ich nehme den Verweis hin, ich gestehe ein, daß ich Unrecht habe; es heißt unsere Behörden.“

„Bravo, Sip! Bravo, bravo!“ tobte der ganze Chorringsumher, „unsere Behörden!“

„Unsere Behörden also, Gemmen —“

„Bravo, bravo.“ schrieten die Leute wieder, die sich augencheinlich daran erfreuten, auch ein Wort in die Verhandlung mit einreden zu dürfen.

„Unsere Behörden also,“ fuhr der Redner mit unzerstörbarer Geduld fort, „haben sogar angeordnet, daß wir uns jetzt — farbige Gemmen und Ladies — vorausgesetzt natürlich familienweise — Namen zulegen sollen — Vor- und Zunamen, wie wir wollen. Um Ihnen das, Ladies und Gemmen, durch ein Beispiel klar zu machen, heiße ich nicht mehr Scipio, wie ich bisher gerufen wurde, sondern Alfred Henderson, Esquire, denn wir haben das nämliche Recht, das Esquire hinter unsern Namen zu setzen, wie die Budras*), meine Frau heißt Aurora Henderson und meine beiden Kinder Gustav und Hulda Henderson. Ich bitte deshalb die verehrte Versammlung, sich ebenfalls für irgend einen Namen zu entscheiden und denselben hier gleich unserem verehrten Schriftführer Gentleman James Jefferson, Esquire, zu Protokoll —“

„Ich bitte ums Wort!“ unterbrach ihn eine Stimme aus der Menge.

„Entschuldigen Sie, ich bin noch nicht fertig,“ sagte Alfred Henderson, indem er sich etwas beleidigt emporrichtete — „zu Protokoll zu geben. Dann, Ladies und Gemmen, erlaube ich mir, Ihnen noch anzuzeigen, daß in allen südlichen Staaten Bureaus errichtet werden sollen, die den Namen freed man's Bureaus erhalten, wohin wir uns wenden können, wenn wir irgend ein Anliegen haben. Viele von uns sind leider in die Lage gekommen, so lange die Sklaverei dauerte, einzelne

*) Budra, der afrikanische Name für Weiße.

Familienmitglieder durch Verkauf zu verlieren. Die weißen Gemmen wollten sich Mühe geben, darin Nachforschungen zu halten, und wer von einem der Seinigen keine Nachricht hat, der kann sich dort melden, um die nähere Beschreibung der Vermissten zu geben."

"Oh Lord — oh Loord," kreischte eine Anzahl von Frauenstimmen auf, oh bless my soul — meine Livia, mein Nero — meine Lucy, mein Bob — oh, wo sind sie hin, Gentleman Sip — können wir es erfahren?"

Der alte Neger suchte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Ladies," sagte er, „aber das freed man's Bureau wird sich Mühe geben, es herauszubekommen, wenn Sie nur wenigstens mit einiger Bestimmtheit angeben können, wohin sie geschafft sind."

"Aber woher sollen wir das wissen!" rief eine dicke Negerin, „Massa hat meine beiden Töchter an einen Nankee verkauft, und dieser sie auf ein Dampfboot geschafft und den Strom hinabgeführt."

Ein wilder Sturm entstand im Saal:

„Es giebt keinen Massa mehr! Niemand darf das Wort mehr gebrauchen! Ladies sollten vorsichtiger mit ihren Ausdrücken sein! —"

„Nein! kein Massa!" schrien Andere, „wir sind jetzt Massa selber, Massa soll der Teufel holen."

„Oh Gemmen," hat die Frau erschreckt, „es fuhr mir nur so heraus, wir haben es ja von Kind auf so gesagt und es klingt wie ein Name."

„Aber wir wollen keine Massas mehr haben!" schrie eine kleine hagere Negerin, indem sie mit der dünnen, geballten Faust vor sich auf den Tisch schlug, „und wer noch einmal das Wort gebraucht, soll die ganze Gesellschaft tractiren oder den Saal verlassen."

„Hurrah! das ist recht," schrien Andere wieder, „wir wollen keine Massas!"

„Ladies," bemerkte Mr. Alfred Henderson, wie er sich eben selber getauft hatte, „das schöne Geschlecht hat nur einen Sitz, aber keine Stimme."

„Oho, Gentleman*) Sip!“ schrie eine alte Negerin, „ob wir Stimmen haben. Sie rede ich noch in Grund und Boden hinein und behalte genug über, um drei Andere todt zu machen.“

„Ich habe ums Wort gebeten!“ rief die feine Stimme wieder, und ein breitschultriger baumstarker Neger erhob sich, um durch seine Erscheinung seinen Worten Nachdruck zu geben.

„Und was wünschen Sie, Gentleman Colibri?“ welchen Namen er von seinem früheren Herrn bekommen.

„Ich mache den Vorschlag,“ sagte der Breitschultrige, „daß wir hier erst morgen wieder zusammen kommen, um unsere neuen Namen anzugeben. Wir müssen uns doch erst mit den Unseren bereben, wie wir von jetzt an heißen wollen, und so auf dem Fleck fällt Einem das ja doch nicht ein. Es muß auch ordentlich eingeschrieben werden, damit man den Namen, wenn man ihn wieder vergißt, erfragen kann.“

„Ja — das ist wahr — das ist wahr!“ rief es von einer Seite, während von der andern der Vorwurf gemacht wurde, daß man seinen eigenen Namen doch nicht vergessen könne. Die Mehrzahl mochte sich aber doch wohl in der Hinsicht nicht ganz sicher fühlen, kurz es wurde darüber abgestimmt und die Majorität entschied sich in der That dahin, daß sie den morgenden Tag erst für die Abgabe des künftigen Namens ansetzen wollten. Die Damen waren überhaupt noch lange nicht mit sich einig, welchen sie etwa wählen könnten, denn recht hüsch mußte er klingen, und die freie Wahl hatten sie ja dazu.

Das Ganze war allerdings für die farbige Race von nicht geringer Wichtigkeit, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß sie nach Jahrhunderten von diesem Jahr ab ihren „Stammbaum“ rechnen werden.

Während die farbige Gesellschaft abstimmte, hatten zwei

*) Es ist eigenthümlich, daß die Neger für Gentlemen im Allgemeinen stets Gemmen sagen, in der Bezeichnung eines Einzelnen, wo sie mit Verliebe das Wort Gentleman statt des richtigen Mister gebrauchen, das Gentleman aber ziemlich correct aussprechen.

weiße Herren den Saal betreten und waren Anfangs mißtrauisch von jenen betrachtet worden. Bald erkannten die hier in Covington Ansässigen aber den Friedensrichter unter ihnen, der überall als ein braver, tüchtiger Mann und ein Freund der Neger galt, und die Leute grüßten ihn und ließen ihn ruhig gewähren.

Nun hatte „Alfred Henderson“ allerdings geglaubt, daß der ganze Nachmittag mit dem Aufschreiben der Namen hingehen würde, nach dem gestellten Antrag aber, die Sache auf morgen zu verschieben, um eben Zeit zum Ueberlegen zu haben, war ihm der Stoff hier kurz abgeschnitten und er kam dadurch einigermaßen in Verlegenheit. Die Versammlung hätte aufgelöst werden müssen, und als letzten, eigentlich verzweifelten Versuch, wandte er sich noch einmal an die Anwesenden und sagte:

„Gemmen, es liegt für heute allerdings kein wichtiger Gegenstand mehr vor,“ — die parlamentarischen Phrasen hatte er sich doch bei früheren Gelegenheiten abgemerkt — „hätte aber Jemand von Ihnen noch einen Antrag zu stellen, der sich auf unsere gegenwärtige bürgerliche Stellung bezieht, so würden wir ihm sehr dankbar sein, wenn er jetzt damit herausläme.“

Alles schwieg. Die farbigen Gentlemen sahen sich etwas verdukt an. Sie waren nur hierher gekommen, Anträge zu hören und nicht selber welche zu stellen, und es entstand dadurch eine etwas lange und eigentlich beängstigende Pause. Die benutzte aber der Schriftführer, jener Mulatte Barbier, um aufzustehen und den Saal zu verlassen, während Alfred Henderson noch einmal seine Frage wiederholte, um dann, wenn keine Antwort erfolgte, die Sitzung für heute zu schließen. Alfred Henderson, weiland Sip, hatte außerordentlich viel parlamentarischen Tact; aber er kam trotzdem fast aus seiner parlamentarischen Fassung, als sich plötzlich, dicht hinter ihm, die schrillen Töne einer Violine hören ließen, die unmittelbar darauf auch schon in eine lebendige „Sig“ übergingen.

Nach drehte er den Kopf danach und fühlte sich aufs Tiefste empört, als er niemand Geringeren als seinen eigenen

Schriftführer entdeckte, der da mit fertiger Hand, und ohne sich weiter um die ganze Versammlung zu bekümmern, seinen Bogen strich und auf die Versammelten jedenfalls einen wahren Zauber ausübte.

„Aber, Gentleman Jefferson,“ rief der Präsident in voller Aufregung, kam jedoch nicht weiter. Die junge farbige Bevölkerung, die draußen vor den Fenstern des Locals stand und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dieser ganz neuen Erscheinung — einer Debatte von farbigen Leuten gelauscht und die verschiedenen Gruppen beobachtet hatte, hörte kaum die — hier allerdings nicht erwarteten, aber deshalb gerade um so mehr berausenden Töne, als sie im Nu jede Schranke niederwarf. Bei dem, was jetzt in dem Saal vorging, konnten sie ebenfalls ein Wort mit einsprechen, und im Nu war die Thür aufgestoßen, und die Masse drängte in vollen Schwärmen herein.

„Ladies und Gemen!“ rief Alfred Henderson in blanker Verzweiflung aus, denn dabei ging seine Autorität allerdings zu Grunde — „das kann ich nicht dulden! Das ist gegen das Gesetz! Wir haben hier eine politische Versammlung und das Geschäft ist zu ernst, um —“

Es half ihm nichts, denn nach drängte es in hellen Haufen, und mit Lachen und Richern und Jauchzen sprangen die Paare schon dem Präsidenten gerade entgegen, den Saal entlang. Einhalt war da gar nicht mehr zu thun. Alfred Henderson donnerte allerdings dem leichtsinnigen Varieté einige Fohrensworte zu, aber Mr. Jefferson war viel zu sehr in seine Melodie vertieft, da er noch dazu als Prompter*) dienen mußte, um auch nur im Geringsten darauf zu hören, und im nächsten Augenblick schon war auch die ganze Versammlung dermaßen aufgelöst, daß an eine weitere Verhandlung nicht mehr gedacht werden konnte. Das Sprang und jauchzte nur so durcheinander, und die schrillen Töne der Violine überäubten jede weitere Ermahnung.

Die beiden Weißen, die Zeugen dieser Scene gewesen,

*) Prompter werden bei derartigen Tänzern die genannt, die durch ihre Anordnungen die verschiedenen Figuren beim Tanze angeben.

hatten lächelnd dem wunderlichen Schluß der Versammlung zugeschaut. Erst aber als der Tanz in vollem Gang war, und überall frische Paare antraten und den Boden dabei stampften, daß das ganze Haus erzitterte, verließen sie den Saal. Durch die starke Bewegung entwickelte sich außerdem eine Atmosphäre, die ihren Geruchsnerven widerstrebte, und es drängte sie, hinaus an die frische Luft zu kommen.

Beide waren ein paar schlanke, hochgewachsene Männer, in ihrer Tracht, dem amerikanischen Schnitt, fast gleich und sehr anständig gekleidet, und doch hätte man lange suchen können, ehe man zwei Menschen gefunden, die in dem Ausdruck ihrer Züge eben wieder so verschieden gewesen wären, als diese gerade, und der Unterschied lag nicht etwa in dem großen und starken Bart, den der Eine von ihnen trug. Dieser war ein Deutscher, Kortmann mit Namen, stark und breitschulterig gebaut, mit einem guten ehrlichen Ausdruck in den Zügen und ein Paar klaren blauen Augen, die Jedem, mit dem er sprach, fest und treuherzig begegneten.

Ganz verschieden von ihm war sein Begleiter, ein Amerikaner, dessen vollkommen glatt rasirtes, aber scharf markirtes Gesicht ihn deutlich genug als ein Kind der nordöstlichen oder Neu-England-Staaten verrieth. An Gestalt und kräftig gebautem Körper wie in seiner Kleidung hielt er sich mehr ungenirt, ja man hätte fast nachlässig sagen können. Die Kleider hingen ihm nur so auf dem Körper, der Hut saß ihm weit zurück im Nacken, die beiden Daumen trug er in den Ärmelöchern der Weste, und beide Taschen seiner noch ganz neuen Stiefeln hatte er mit einem scharfen Federmesser aufgeschnitten, weil sie ihn wahrscheinlich etwas gedrückt.

Er hielt auch etwas auf Schmuck. Während sein Begleiter, der Deutsche, nicht einmal einen Goldreiß an einem Fingerring zeigte, trug der Amerikaner eine große Tuchnadel, emailirte Hemdknöpfechen, eine schwere Uhrkette aus Stücken californischen Goldes, und fünf, sechs Ringe mit bunten Steinen an seinen Händen; aber schwerlich aus Brunksucht, oder aus Brunksucht allein, denn der Mann sah nicht so aus, als ob er irgend etwas ohne einen bestimmten Zweck gethan hätte. Er war Arzt in Cincinnati, trieb einen einträglichen Handel

mit Patentmedicinen und hatte stets ein paar außerordentliche Kuren an der Hand, gegen die er unfehlbare Mittel wußte. Ob sie unfehlbar waren, blieb allerdings die Frage, aber Will Taylor schien nicht der Mann, dadurch in Verlegenheit zu gerathen. Sein scharfes graues Auge schweifte fortwährend, nicht etwa scheu, doch stets speculirend umher; er sah Alles, was um ihn her vorging; er studirte jeden Menschen, mit dem er in Berührung kam, und war dieser zu irgend etwas für ihn zu verwenden, so ließ er auch nicht nach, bis er es aus ihm heraus hatte.

Nur zu Fortmann hielt er sich nicht in dieser Absicht. Er hatte ihn bald durchschaut — und nichts war leichter, — daß er ein braver, ehrlicher Kerl sei und kein Falsch in sich trage, und da er auch oft mit den Gerichten zu thun bekam, so schloß er sich ihm bald in freundschaftlicher Weise an. Fortmann dagegen amüsirte der speculative, nie ruhende Geist des Mannes, und da der Doctor oft nach Covington kam, oder er auch häufig drüben in Cincinnati zu thun hatte, so trafen sie so jede Woche ein paar Mal zusammen.

Nur in Politik waren sie nicht einerlei Meinung, aber das schadete nichts und würzte eher die Unterhaltung. Fortmann war auch viel zu gutmüthig, um es je zu einem wirklichen Streit kommen zu lassen.

„Well, Fortmann,“ sagte der Nankee-Doctor, als sie die Straße betraten, „Gott sei Dank, daß wir wieder im Freien sind, denn dieser äthiopische Geruch sing an mir den Athem zu verschlucken. Wie gefällt Ihnen übrigens die Art und Weise, in welcher die Nigger einen Verein beschließen? Geh? parlamentarisch, nicht wahr? aber jedenfalls praktisch, denn sie verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen, hehehehe! — Und die Bande soll in den Congress wählen dürfen.“

„Und finden Sie in dem Betragen dieser armen Teufel etwas Außerordentliches?“ fragte ihn Fortmann. „Es ist von Natur ein sorgloses, leichtfertiges Volk, sonst hätte es auch nicht die langen Jahre hindurch die drückende, ja zermalmende Last der Sklaverei ertragen. Jetzt aber sind ihm kaum die Fesseln abgenommen, und es springt in so übermüthiger Freude in das neu begonnene Leben hinein, als

ob es von jetzt ab für sie nur eine ununterbrochene Reihe von Feiertagen gäbe. Und doch sollen diese Menschen von dem heutigen Tage an etwas thun, was sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gekannt: nämlich für sich selber und ihre Familien sorgen und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden. Eben deshalb aber liegt etwas tief Ergreifendes in der eben gesehenen Scene."

"Etwas Ergreifendes?" rächte der Doctor, „vielleicht der Tanz?"

"Selbst der Tanz gehört dazu," erwiderte Fortmann, mit dem Kopfe nickend. „Nehmen Sie aber den Zweck ihrer Zusammenkunft, den ersten Antrag, durch den die Neger bewogen werden sollen, sich und ihren Familien nur erst einmal einen Namen zu geben. Sie beginnen damit im wahren Sinne des Wortes erst ihre bürgerliche Existenz, denn die altgriechischen oder römischen Namen, die ihnen früher von ihren Herren beigelegt und aufgezwungen wurden, waren nicht viel mehr als Nummern oder Bezeichnungen, wie man sie auch Hunden oder Pferden giebt. Familiennamen existirten gar nicht, und deshalb treten sie auch erst mit diesem Schritt in wirkliche Familienbände ein, die kein Mensch mit einer lichtereren Hautfarbe mehr das Recht hat zu trennen."

"Mein lieber Fortmann," sagte der Doctor, „Sie sind ein Schwärmer, und wenn ich aufrichtig sein soll, so glaube ich, daß sich die Schwarzen früher in ihrer Sklaverei viel wohler befunden haben, als sie sich fortan befinden werden. Jedenfalls haben sich die Staaten mit ihnen eine furchtbare Ruthe für die Zukunft aufgebunden."

"Das Letztere mag sein," nickte ihm Fortmann zu, „es ist das aber nur „der Fluch der bösen That" — die Strafe für den früher begangenen Menschenraub, der jetzt dies schöne Land mit einer nicht dahin gehörenden und, wie ich selber gern zugestehen will, im Ganzen auch unangenehmen Menschenrace überschwemmt. Ich begreife nur nicht, wie Sie, als entschiedener Nordländer, noch der Sklaverei das Wort reden können."

"Das begreifen Sie nicht?" sagte Taylor, „und doch leben

noch Tausende und Tausende im Korben, die genau so wie ich denken."

"Die aber der Krieg hoffentlich belehrt hat."

"Weit gefehlt, sondern die sehr bedauern, daß so viel werthvolles Blut einer so werthlosen Sache wegen gekostet ist."

"Werthlosen Sache wegen!" sagte Fortmann ungeduldig. "Taylor, es ist mit Ihnen wirklich nicht darüber zu streiten, aber der zweite Gegenstand der Besprechung schlägt alle Ihre Einwürfe gründlich zu Boden."

"Und der war?"

"Diese freed man's Bureaus, die den unglücklichen Eltern Gelegenheit geben sollen, zu erfragen, wo ihre weggeführten Kinder — den Kindern, wo ihre Eltern und Geschwister geblieben sind, welche nichtswürdige Händler fortgeschleppt, um zwanzig oder fünfzig Dollar an ihnen zu verdienen, während sie den einzelnen Familiengliedern kaltblütig und lachend die Herzen brachen."

"Sind Sie Dichter, Fortmann?" frug ihn der Freund und sah ihn dabei lächelnd von der Seite an.

"Ach? nein," sagte dieser, ziemlich ernst mit dem Kopf schüttelnd; „in dieser Sache braucht man aber wahrlich keine Poesie, um ihr einen höchst tragischen Ausdruck zu geben. Jedes unglückliche verkaufte Negerkind ist ein Schmähegedicht auf die Bildung und Civilisation der Weißen, und gerade dieser nichtswürdige Handel hat den Süden bis in Grund und Boden hinein demoralisirt."

"Sie übertreiben, Freund."

"Wenn Sie wie ich," rief Fortmann im Eifer, „Zeuge gewesen wären, wie junge gebildete Damen in New-Orleans und aus den besten Familien in meiner Gegenwart selber über die „Fucht der Sklaven" sprachen und ohne Scheu und Scham von einer jungen Mulattin offen erklärten: daß sie nichts werth wäre, da sie „would not breed well" ^{*)}, dann würden auch Sie mir Recht geben. Wui Teufel! über diese

^{*)} „Keine Kinder bekäme“, nach dem Ausdruck, den man von Thieren gebraucht.

Southerner gentlemen and ladies, und besonders die letzteren. Ich habe eine wahre Wuth auf sie bekommen."

"Sie müssen bedenken," sagte Taylor, „daß der Süden den Neger nie als vollberechtigten Menschen anerkannt hat, sondern ihn eher als einen Uebergang vom Thier zum Menschen betrachtet, wobei er diese Uebergangsperiode benützt, um denselben sich dienstbar zu machen."

„Und finden Sie das nicht nichtswürdig?"

Taylor zuckte mit den Achseln. „Solch ein Glauben," sagte er, „kommt bei verschiedenen Volksstämmen vor, und sogar selbst unter Ihren Landsleuten. So habe ich da drüben in meinem Haus einen etwas schwächtigen Landsmann von Ihnen, aber noch in den besten Jahren, der vollkommen davon überzeugt ist, daß sämtliche Menschen von dem Geschlecht der Vögel abstammen. Ja, er versicherte mir sogar eines Tages, als er sich nicht ganz wohl fühlte, daß er selber in der „Maufer" sei."

„Das ist ja eine Vogelkrankheit," lachte Fortmann.

„Ja, jetzt weiß ich das auch," erwiderte der Doctor, „denn ich habe mich später danach bei anderen Deutschen erkundigt, da mir das Wort noch nicht vorgekommen war. Anfangs begriff ich ihn aber gar nicht, und es brauchte lange Zeit, bis wir uns mit einander verständigten. Erst als ich hinter seine tollen Schrullen kam, gelang es mir auch, indem ich darauf einging, ihn zu heilen — er ist rein verrückt."

„Ein Deutscher ist es, sagen Sie?" frug Fortmann.

„Allerdings," erwiderte der Doctor, „und Sie kennen ihn gewiß; er macht ein bedeutendes Geschäft mit fremden Vögeln, europäischen, besonders aber auch Papageien und anderen gefiederten Bewohnern der Tropen, und hat dafür eine Menge von Leuten angestellt, die ihm nordamerikanische Vögel, besonders aus Louisiana die Mockingbirds oder Spottvögel, kleine Perroquets, Cardinäle, blaue Heher und eine Masse von anderen einsangen, die er dann wieder seinerseits nach Deutschland schickt. Ich weiß, daß er schon ganz bedeutende Summen für besondere Vögel bekommen hat."

„Sie meinen meinen Landsmann, Herrn Schulze," lächelte Fortmann, „ich kenne ihn; aber wenn es so ist, wie Sie sagen,

so scheint er doch nicht ganz verrückt zu sein und wenigstens seinen Vortheil im Auge zu haben.“

„Gewiß hat er das, sobald man nicht auf seinen wunden Punkt trifft,“ bestätigte der Doctor, „und für sein eigenes Interesse zeigt er ein ganz warmes Gefühl, thut aber auch viel Gutes, und hat schon Leute auf der Straße aufgegriffen, mit nach Hause genommen, photographirt und dann gespeist und beschenkt wieder entlassen.“

„Also er ist auch Photograph?“

„Gewiß und einer der besten, die wir in Cincinnati haben, kann aber nur sehr selten bewogen werden, Portraits anders als im Profil zu liefern, und wer ihm so nicht sitzen will, den photographirt er gar nicht.“

Die Straße herunter und ihnen entgegen kam ein ältlicher, ganz anständig gekleideter Herr, der an ihnen vorbei ging und sie mit seinen kleinen grauen Augen musterte. Beide Freunde schwiegen, bis er vorüber war, dann sagte Fortmann:

„Wenn ich je in meinem Leben ein confiscirtes Gesicht gesehen habe, so trägt es der Gentleman — wenn er das wirklich ist — sehr zu seinem Schaden in der Welt herum.“

„Ich wollte eben die nämliche Bemerkung machen,“ meinte der Doctor, „der Bursche wohnt übrigens seit einiger Zeit drüben in Cincinnati; ich bin ihm dort wenigstens schon mehrmals begegnet und habe auch keine Idee, wovon er lebt und woher er stammt. Er geht aber immer ganz anständig gekleidet und verkehrt, so weit ich bis jetzt wenigstens bemerkt habe, mit Niemandem. Er hat wirklich ein grundgemeines, böses Gesicht und so ordinäre Züge, die vielleicht noch schärfer hervortreten, weil sie zu der ganzen übrigen Erscheinung nicht passen.“

„Mir fiel er besonders dadurch auf,“ sagte Fortmann, „daß unmittelbar hinter ihm ein Mulatte ging, der gegen ihn wie ein Adonis auslief und dabei so offene und ehrliche Augen hatte. Wenn ich Einem von den Beiden fünf Thaler borgen sollte, bekäme sie der „Gentleman“ wahrhaftig nicht.“

„So weit nämlich ein Mulatte wie ein Adonis aussehen kann,“ lachte der Doctor.

„Lachen Sie nicht,“ sagte Fortmann; „ich habe in der

That Schönheiten im strengsten Sinn des Wortes unter den Männern wie Frauen der farbigen Race gefunden, und besonders um ihren Wuchs könnte sie Mancher unserer Elegants und Manche unserer Schönen beneiden. Sehen Sie das Mädchen an, das uns da entgegenkommt. Ihre Haut ist allerdings dunkelbraun, aber was für ein liebes Gesicht hat sie.“

„Und wie geschmackvoll ist sie gekleidet,“ spottete der Doctor.

„Dagegen läßt sich nichts einwenden,“ erwiderte achselzuckend Fortmann, „Geschmack haben die farbigen Damen nicht, und bunte Ausstattung ist nun einmal ihre Leidenschaft; aber war das auch nicht die einzige Freiheit, die ihnen gegönnt wurde? Lassen Sie mir die Neger zufrieden, Doctor — wie ruhig und friedlich wurde heute Alles in der Versammlung behandelt, wie harmlos trat das arme, bisher so schwer gedrückte Volk zum Tanz an, wie ruhig und friedlich werden sie wieder auseinander gehen. Wären das Irländer gewesen — und es giebt keine größere Bande als die irländischen Arbeiter — so lägen schon Drei oder Vier mit blutigen oder gar zerschlagenen Schädeln auf der Seite. Stellen Sie selbst einen dieser irischen Säufer neben einen Neger und sagen Sie dann, wer das anständigere Gesicht von den beiden hat, und doch gehört der Ire zu der bevorzugten Race der Weißen.“

Die Straße herab kam ein schwarzer Stutzer, die wahre Caricatur eines Menschen, nach unseren Begriffen wenigstens. Er war wie ein Gentleman gekleidet, in schwarzem Frack und weißen Hosen, eine sehr bunte Weste, ein blauseidenes Halstuch mit hohen Watermördern, riesig frisirter Woll- und einem Cylinder, der das Ganze krönte. Eine Unmasse falschen Schmuck trug er dabei an sich, eine Lorgnette hing ihm am Hals und ein feines Spazierstöckchen mit elfenbeinernem Griff hielt er an die wulstigen Lippen.

Als er vorüber ging, grüßte er sehr grazios, fast herablassend den Friedensrichter, den er kannte, und schwebte dann in einem halb tanzenden Gange vorüber.

Die beiden Freunde blieben stehen und sahen ihm lächelnd nach; nur wenige Schritte von ihnen entfernt saß eine

alte dicke Negerin, die Hände in ihrem Schooß gefaltet, die kurze Pfeife im Mund, vor der Thür ihrer Wohnung. Es war eine sogenannte Freie, die sich vor einigen Jahren losgekauft und eine Wäscherei eingerichtet hatte, bei der sie viel Geld verdiente.

„Ah, Missus Caroline,“ rief der schwarze Stuger, indem er ehrfurchtsvoll den Hut abzog und eine tiefe, zierliche Verbeugung gegen die Dame machte — „sehr erfreut, Sie wohl und munter zu finden.“

„Gentleman Jupiter!“ rief aber die alte Dame, indem sie die Hände auseinander nahm und beide vor lauter Erstaunen auf ihre breiten Kniee schlug, „nein, wie sehen Sie denn aus? Ich hatte Sie ja gar nicht gleich erkannt. Aber das thut kranken Augen wohl! nein, das ist ja eine helle Fracht. Ich glaubte erst, es wäre unser junger Massa, der die Straße herunter käme, so vornehm und prächtig.“

Gentleman lächelte. — „Missus Caroline,“ sagte er, indem er selbstgefällig mit seiner Vorgnette spielte — und er hatte dabei Augen wie ein Falke — „wir müssen den white folks doch auch zeigen, daß wir zu leben wissen — Kleider machen Leute, und Kleider waren doch das Einzige, was sie bis jetzt vor uns voraus hatten.“

„Kennen Sie den Burschen?“ frug Fortmann den Doctor.

„Ich habe nicht das Vergnügen,“ erwiderte dieser.

„Er war einer der fleißigsten Neger, die wir hier im Ort hatten, und er verdiente sich in seiner Freizeit so viel, daß er schon fast das Geld zurückgelegt, was er brauchte, um sich selber freizukaufen. Ich weiß das so genau, weil er es mir selber indessen anvertraute. Jetzt ist er frei geworden, ohne es zu brauchen, und hat nun nichts Eiligeres zu thun, als es durchzubringen, wobei er natürlich nichts mehr arbeitet.“

„Und wenn er damit fertig ist?“

„Ich fürchte, dann wird er fortbummeln und das fortbleiben, was er jetzt augenblicklich ist — ein lieberlicher Lump.“

„Schöne Aussichten.“

„Was wollen Sie?“ sagte Fortmann. „Sie können nicht

verlangen, daß die plötzlich freigelassenen Sklaven auch eben so plötzlich freie und vernünftige Menschen werden. Wir müssen ihnen ein Uebergangsstadium gönnen, in dem sie Zeit haben sich zu entwickeln und — durch Schaden klug zu werden. Der Neger hat etwas Affenartiges in seinem Nachahmungstrieb, und daß er sich dazu vorerst das Dünneste wählt, dürfen wir ihm nicht so übel nehmen, denn wir haben ihm ja nicht einmal Schulen gestattet und sogar selbst durch die Gesetze das Lernen verboten, selbst das Schreiben und Lesen."

Ein junger weißer Gentleman, wahrscheinlich der Sohn eines Pflanzers aus der Nachbarschaft, ging an ihnen vorüber. Er sah müde und übernächtigt aus und schien sogar ein wenig angetrunken. Vor ihm, mitten auf dem Trottoir stand Gentleman Jupiter, der alten Dame noch die größten Artigkeiten sagend und gar nicht auf den Weißen achtend. Dieser hätte auch wohl noch an ihm vorübergekonnt, Jupiter aber, um grazios mit der Vorgnette zu spielen, mochte in Gedanken seinen Spazierstock unter den Arm genommen haben, so daß dieser den Durchgang etwas verengte. Der Weiße aber fühlte sich nicht in der Stimmung, einem Nigger auszuweichen. Wie er nur an ihn herankam, riß er ihm den Stock unter dem Arm weg und schleuderte ihn auf den Fahrweg, während er den Neger ebenfalls beim Kragen faßte und den nichts Ahnenden gegen das Haus an und fast über Missus Caroline wegwarf.

„Oh Golly! Golly!“ schrie der Schwarze erschreckt auf.

„Kannst Du Nigger nicht bei Seite treten?“ knirschte der Weiße zwischen den Zähnen durch, als er wüthend vorüber schritt.

Gentleman Jupiter hätte die ausgemergelte Gestalt des jungen Mannes zwischen seinen Fäusten zerdrücken können, sowie er ihn nur angepackt, aber die alt eingewurzelte Scheu vor der bevorzugten Rasse lag ihm noch zu sehr in den Gliedern. Sein Hut war ihm abgefallen, den hob er zuerst auf, danach holte er seinen Stock von der Straße und bog dann beschämt und gedemüthigt in eine Nebengasse ein.

„Da haben Sie den freien Neger,“ lachte der Doctor;

glauben Sie, daß sich diese Race je mit der weißen gleichstellen kann oder auf eine Stufe schwingen wird?"

Fortmann zuckte die Achseln.

„Es ist immer ein gefährliches Spiel, was diese Baumwollen-Barone mit den jetzt freigelassenen Sklaven spielen.“

„Aber ein ganz natürliches,“ erwiderte Taylor; „sie hassen und verachten den Nigger und werden ihn nie als gleichberechtigt anerkennen.“

„Dann sehen wir hier im Süden noch einer schweren Zeit entgegen,“ seufzte Fortmann, reichte dem Doctor die Hand und bog dann links ab, um seine eigene Wohnung zu erreichen.

New-Orleans.

Im St. Charles-Hôtel, in der weiten lustigen Restauration der unteren Säle, hatten sich heute Morgen nicht allein eine große Zahl der benachbarten Pflanzer, sondern auch viele aus den Nachbarstaaten, aus Mississippi und Alabama, wie aus Arkansas versammelt, um eine Berathung über die Schritte zu halten, die, nach ihrer Niederlage gegen den Norden, jetzt zu thun wären; und erst als mehrere fremde Gäste in das Local traten, die sie nicht zu Zuhörern wünschten, zogen sie sich in einen der oberen Salons zurück, den ihnen der Wirth bereitwillig zur Verfügung stellte. Die Mehrzahl der Herren waren gute und alte Kunden von ihm, die früher öfter im Jahre nach New-Orleans herunter kamen, ihre Hauptzeit aber beim Verkauf ihrer Baumwolle hatten, wo sie nicht allein ihr Geld für die gelieferte Baumwolle — oft in sehr bedeutenden Summen — in Empfang nahmen, sondern auch ihre Jahresbedürfnisse für sich wie die Neger, mit Provisionen und sonstigen Dingen einkauften. Dann ließen sie aber im Hôtel natürlich eine sehr bedeutende Rechnung auslaufen. Der Champagner floss in der Zeit, wie draußen der Schweiß ihrer Sklaven unter den glühenden Sonnenstrahlen, und die „Herren“ führten auf etwa acht bis vierzehn Tage ein vollkommen zügelloses Leben.

Heute rief sie ein crasserer Zweck in die Hauptstadt des

Landes, und nicht etwa um ihr jährliches Fest zu feiern, sondern um ihr Unglück, ihren Verfall zu besprechen, hatten sie sich eingefunden. Mittel wollten sie außerdem berathen, um dem unerträglichen Druck der Nordstaaten zu entgehen und sich wieder ein eigenes freies Reich zu gründen — frei natürlich nur in ihrem Sinn, mit der Freiheit: den Sklaven wieder in ihren Banden zu halten und allein von seiner Arbeit zu zehren.

Speculative Köpfe hatten nämlich den Plan gefaßt, der merikanischen Regierung eine Strecke Landes in Yucatan abzukufen, wo ihnen dann zugleich die Hoheitsrechte überlassen werden konnten. Man hoffte wenigstens, daß die merikanische Regierung auf einen solchen Antrag eingehen würde, und es sollte eben eine Deputation gewählt werden, um das Land dort selber in Augenschein zu nehmen und einen Platz für die Colonie zu bestimmen.

Es war eine sehr ausgewählte Versammlung, die sich heute im St. Charles versammelt hatte, aber die fast ausgelassene Heiterkeit fehlte, die sonst wohl dieser ähnliche Gesellschaften zu der Baumwollenzeit kennzeichnete. Die Herren fühlten den Ernst ihrer Lage, denn mit dem Boden unter den Füßen weggezogen, schienen sie mit eiserner Hand darauf angewiesen, sich gewissermaßen von vorn an eine neue Existenz zu gründen. Das Sklavenleben, das sie bis dahin in Macht und Ueberfluß geführt, hatte ein Ende mit Schrecken genommen. Sie standen da wie ein Zimmermann ohne Werkzeug, wie ein Banquier ohne Capital, allein auf sich und das Wenige, was ihnen geblieben, angewiesen, und Viele von ihnen hatten so den Kopf verloren, daß sie sich schon dem Hungertod preisgegeben sahen.

Und nicht allein die älteren Pflanze fanden sich zu dieser Versammlung ein, nein auch die Söhne fehlten nicht, und schienen fast ein größeres Interesse dabei zu haben, als ihre Väter. Ihnen besonders war die Zukunft, die sie sich oft schon so rosig ausgemalt, vollkommen abgeschnitten, und ein Leben harter Arbeit lag vor ihnen, wo sie nur von Lust und Ueberfluß geträumt. — Auswandern? und in ein Land, wo es keine Sklaven gab? — Der Gedanke war ihnen fürchter-

lich. Und was sollten sie dort? Selber den Acker bestellen? Lächerlich, wo sie sich bisher selbst ihren Kammerdiener gehalten und viele von ihnen nicht einmal verstanden, ihr eigenes Pferd zu satteln. Aber sie mußten und wollten wenigstens wissen, was die „Alten“ beabsichtigten, um danach später ihre eigenen Maßregeln zu ergreifen. Sie glaubten noch nicht einmal an die Möglichkeit eines solchen Gesetzes, das ihnen mit einem Schlag ihr Eigenthum, die Sklaven, raubte. Die Plankees hatten es ausgesprochen, ja, und für den Augenblick die Uebermacht auf ihrer Seite, aber würden sie im Stande sein, es durchzuführen? Nie! Und Gleichberechtigung der Nigger mit den Weißen — lächerlich! Welcher Richter in ganz Louisiana oder einem der anderen Südstaaten würde je einem solchen vor Gericht gestattet haben, gegen einen Weißen auszusagen.

Das Gefühl, den Waffen des Nordens unterlegen zu sein, zwang sich ihnen Allen auf, aber auch das von Troß und Starrsinn. Das junge Volk besonders war gebeugt, aber noch nicht gebrochen, und anstatt darauf zu denken, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen, wo offener Widerstand ja doch nur Thorheit gewesen wäre, grübelten sie nur zusammen auf neue Mittel und Wege, um den leichtgegebenen Gesetzen entgegen zu arbeiten und wenigstens — wenn sie auch keine Gewalt über die Nigger hatten, ihnen doch auch nicht eiren Roli breit Rechte einzuräumen, auf welche nur die bevorzugte Kaste der Weißen Anspruch machen durfte.

Die alten Pflanzler, die das Land besser kannten, als ihre Söhne, und das Nuthlose und Verzweifelte eines weiteren Kampfes einsahen, schüttelten aber dazu mit dem Kopf und ließen das junge Volk nur gewähren, weil sie selber genug zu überdenken hatten. Darüber, daß sie auswandern wollten, waren sie so ziemlich einig, aber das Wohin galt noch als offene Frage, und während Einige Pucatan und Andere Nord-Brasilien vorschlugen, erklärte sich eine nicht unbedeutende Partei für Havana, wo sie erstlich Sklaven vorfanden und dann mit einem tüchtigen Nachschub von Landsleuten die ganze Insel vielleicht für sich gewinnen konnten. Der endlich gefaßte Beschluß lautete auch dahin, zwei Deputirte sowohl

nach Yucatan als Havana zu senden, denn man war in beiden Ländern den Staaten näher, als in dem fernen und fast außer Verbindung stehenden Brasilien, und konnte leichter zurückkehren, wenn einmal hier wieder günstigere Verhältnisse eintreten sollten.

„Verdammt, wenn ich das Land verlasse,“ flüsterte der Eine der jüngeren Leute einem der Freunde zu. „Wie die Dankes lachen würden, wenn wir Alle das Feld feige räumen und sie nachher mit unseren Ländereien machen könnten, was sie wollten.“

„Aber was Anderes bleibt uns übrig?“

„Ihnen das Leben zu vergällen,“ zischte der Erste durch die Zähne, „wo sich nur irgend eine Gelegenheit dazu bietet. Wir in Tennessee sind wenigstens fest entschlossen, der Gewalt nur Schritt für Schritt zu weichen, und daß wir dabei von unseren Richtern unterstützt werden, dessen sind wir sicher.“

„Aber in welcher Weise?“

„Du kennst doch die alte Verbindung des Kullur-Clan, nicht wahr?“

„Daß, der hat sich überlebt,“ sagte der Freund, „wir müssen etwas Aehnliches aber neu in's Leben rufen.“

„Das Alte genügt, wenn es nur noch lebensfähig ist. Ich habe heute Briefe bekommen. In Mississippi, Süd-Carolina, ja selbst in Georgien gährt's und kocht's, und daß die Louisiana-Börsen da nicht zurückstehen, versteht sich von selbst. Ich für mich habe auch schon zugesagt, und wenn unsere Alten nachher fertig sind und den Platz verlassen haben, so wollen wir die Verhandlung in die Hand nehmen.“

„Und kennst Du die Statuten des Kullur-Clans genau?“

„Ganz genau nicht, aber wir stellen eine Verbindung her, die sich eine eigene Verfassung, eigene Gesetze giebt und diese mit Leib und Leben aufrecht erhält. Vor Gericht darf Keiner gegen einen Verbündeten aussagen, oder er wird für vogelfrei erklärt und fällt unter den Messern oder Revolvern der Brüder. Jeder Eid, den er schwört, ist gerechtfertigt, wenn es geschieht, unsern Bund zu schützen oder Verräther zu ertölen.“

„Und was werden wir damit ausrichten?“

„Daß sich in kurzer Zeit der ganze Süden diesem Bund

anschließt, und dann laß den Norden versuchen, seine wahnsinnigen Gelehe hier bei uns in Kraft zu halten."

"Sie werden uns frische Armeen über den Hals schicken."

"Gegen wen? Haben sie ein Heer, das sie bekämpfen können? Keinen einzigen Soldaten. Sie werden nirgends einen sichtbaren Feind finden, während sie wissen, welche Gesinnung jeder Bürger im Herzen trägt. Nur einig müssen wir sein, und dann laß es die Nigger wagen, zur Wahlurne zu treten, oder sich um ein öffentliches Amt zu bewerben — mit Hunderten hehen wir sie in den offenen Straßen, und wer sich nicht auf unsere Seite auch von den Weißen stellt, dem wäre besser, daß er unsere Staaten nie gesehen hätte."

"Aber das ist Thorheit, Ned," sagte der Freund, "Du weißt doch und mußt wissen, daß viele Pflanzer ihre Plantagen weniger zum Verkauf auszuboten haben, — denn wer kauft jetzt große Landstriche — sondern daß sie dieselben parcelliren wollen, um nordische Ansiedler zu uns heranzuziehen."

"Und wer thut das von uns?" rief Ned heftig — „nur Feiglinge und Deserteure der guten Sache. Was liegt ihnen am Land, wenn sie nur ihr eigenes Fell und Fett in Sicherheit bringen können, und auf die sollen wir Rücksicht nehmen? Wer von den verdamnten Abolitionisten bei uns Land kauft und die Absicht hat, es zu beziehen, der wird zeitig genug merken, daß er einen dummen Streich gemacht, und wenn wir denn die Neger nicht mehr als Eigenthum behalten sollen, ei! dann wollen wir ihnen auch hier in den Südstaaten einheizen, daß sie ihrem Gott danken werden, wenn sie mit heiler Haut hinauskommen."

"Immer ein gefährliches Ding," sagte der Freund kopschüttelnd. „Es kann gut gehen, kann aber auch einen ver wünscht schiefen Verlauf nehmen, und wer dann erst recht den Kürzeren zieht, das sind wir."

"Bah, Thorheit!" lachte der junge Mann, „wir werden sie mürbe machen, bis sie froh sind, wenn wir uns endlich auf einen Vergleich einlassen. Gleich gestellt mit einem Nigger? Verdammt, wenn ich mich dem je unterwerfe."

Die älteren Herren saßen die Sache ruhiger auf. Sie sahen, daß sie in den Staaten in der bisherigen Weise nicht

fortleben konnten; sie wußten aber auch, mit einer bessern Erkenntniß als das junge Volk, daß sie nie wieder mit Gewalt ihre verlorene Stellung erobern konnten, und da sie nicht glaubten, daß sie sich in die neugestalteten und ihnen unnatürlichen Verhältnisse finden würden, sahen sie ihr einziges Heil in einer Auswanderung nach einem benachbarten Land, von wo aus sie dann, wenn sie sich dort festsetzten und nach und nach die Oberhand gewannen, den neuen Beginn einer glücklichen Zeit für sich anzubahnen gedachten. Gelang es ihnen, dort die Sklaverei einzubürgern, so hofften sie, daß sie reichlichen Zuschuß von den Südstaaten bekommen würden, und wie bis jetzt der Druck der Abolitionisten vom Norden herunterpresse, konnten sie dann einen mächtigen Gegenruck vom Süden dagegen ausüben.

Die breite prächtige Kanalstraße hinab, die auch nach dem See Pontchartrain hinausführte und in deren Mitte ein doppeltes Schienengleis für die Straßeneisenbahn lag, rollte eben der ziemlich schwach besetzte Waggon nach außen zu. Nur vier junge Leute, den höheren Ständen angehörig, und eine ältere Dame saßen darin. Drei von diesen waren Amerikaner und Bekannte, denn sie sprachen viel mit einander und zwar mit unterdrückter Stimme, der vierte schien ein Fremder, verkehrte nicht mit ihnen und saß in der einen Ecke des Wagens allein.

Der Kutscher draußen zügelte die Pferde ein. In der Allee, neben dem Schienenweg, stand ein junges Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachsen, aber von wunderbarer Schöne, schlank, mit blonden Haaren und blauen Augen, das von einem alten Neger begleitet einzusteigen wünschte.

Der Wagen hielt. „Alle Wetter, das ist ein wunderhübsches Mädchen,“ flüsterte der eine der Amerikaner den Freunden zu.

„Aber ein Nigger*),“ sagte der zweite, und zwar so laut, daß es das junge Kind fast hören mußte; „ich kenne sie, sie gehörte Owen Karr und wird jetzt die Dame spielen.“

„Hallo, mein Bursch!“ rief da der eine Amerikaner, der das Mädchen hatte passiren lassen, aber dem alten Neger, der ihr eben folgen wollte, entgegentrat. „Willst Du einmal machen, daß Du gleich hinauskommst, oder soll ich Dich mit dem Kopf zuerst hinaus schleudern. Halt, Kutscher, hier will ein Nigger mitfahren, und verdammt, wenn das geht!“

„Aber, Massa,“ rief der alte Mann erschreckt, „ich gehöre zu Riß da.“

„Du magst gehören, wem Du willst, aber in keinen Waggon mit weißen Leuten zusammen,“ und dabei nahm er den alten Burschen und wollte ihn ohne Weiteres aus dem Wagen stoßen.

„Oh, laß uns wieder aussteigen, Onkel Pitt,“ bat das junge Mädchen, das kaum mehr als fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre zählen konnte, indem sie zurück nach dem Ausgang drängte.

„Bleiben Sie hier, schönes Kind,“ lachten die beiden anderen jungen Amerikaner, indem sie ihre Arme vorhielten. „Lassen Sie nur den alten Nigger, wir wollen Sie schon sicher nach Hause geleiten.“

„Bitte, lassen Sie mich hinaus — oh bitte, lassen Sie mich hinaus.“

„Massa!“ schrie zugleich der alte Neger, indem er sich gegen den Griff des jungen Mannes sträubte, und die Arme,

*) Die lichteste Abstufung der Negerrace und die letzte waren die Quadronen, denn die Kinder von diesen und Weißen waren in ihrer Mischung nicht mehr von den Weißen zu unterscheiden und selbst den Gelehrten der Sklavenhalter nach frei. Das einzige erkennliche Abzeichen von Negerblut blieben bei den Quadronen nur die Fingernägel, die unten an der Wurzel einen schmalen gelben Rand zeigten, und dann das Weiße im Auge, das sich durch seine Färbung aber nur Leuten verrieth, die eine solche Abstammung in ihren verschiedenen Formen genau kannten. Unter den Quadronen findet man sehr häufig einzelne, besonders unter den Frauen, mit hellbleudem, seidenweichem Haar und blauen wie braunen Augen.

mit denen er ihn dabei hielt, schienen von Eisen zu sein — „ich habe jetzt dasselbe Recht hier, wie Sie — ich bin ein freier Mann und kein Nigger.“

„Bestie!“ schrie der Amerikaner dagegen, „willst Du Hand an einen Weißen legen?“ Und mit voller Gewalt warf er sich gegen ihn.

Der Alte hatte auf der Schwelle des Waggons keinen festen Stand. Wie er einen halben Schritt zurücktrat, rutschte er aus und verlor den Fußhalt, aber sein Griff hing um so fester an dem Kragen seines Angreifers, und im Fall selbst riß er ihn herum und brachte ihn unter sich, so daß er vor ihm auf die Bahn kam und seinen eigenen Sturz brach. Der junge Amerikaner traf dabei mit dem Kopf auf die eiserne Schiene, und vor Schmerz und Wuth fast rasend, schnellte er sich, da ihn der Neger überdies jetzt losließ, empor, riß einen Revolver, den er unter der Weste trug, heraus, und schon im nächsten Moment — wie das Ganze überhaupt kaum Sekunden gedauert hatte — schmetterte der Schuß durch die Straße.

„Lassen Sie mich hinaus!“ rief das Mädchen in Todesangst.

„Sie können nichts dabei thun — vorwärts, Kutscher,“ schrie der eine Amerikaner.

„Gentlemen, mit Ihrer Erlaubniß,“ sagte da der junge Fremde, der aufgestanden und nach hinten gekommen war. „Gestatten Sie, Fräulein, daß ich Sie hinausführe,“ und den Arm des jungen Mannes in ruhiger, aber sehr bestimmter Weise lösend, wobei er ihm einen Blick zuwarf, der Jenem deutlich genug sagte, daß hier Ernst gemeint sei, geleitete er das Kind hinaus.

„Go ahead!“ rief aber auch jetzt der hintenaufstehende Conductor und gab das Zeichen zum Weiterfahren. Er hatte den Schuß gesehen, von dem der Neger in die Knie brach und auf sein Gesicht fiel, und mochte mit der Sache nichts weiter zu thun haben. Der Mörder warf sich auch, doch wohl in Furcht, zur Rechenschaft gezogen zu werden, rücksichtslos in den Waggon zurück, während der Kutscher seine Pferde schon wieder antrieb. Ehe sie aber den schweren Wagen in Gang

brachten, gelang es dem jungen Fremden, seinen Schützling auf die Seitentreppe zu bringen, und abspringend, erfaßte er sie und hob sie, während das Fuhrwerk gerade den ersten Ruck that, auf die Bahn nieder. So stand er mit ihr wenige Secunden später, während die Street car schon rasch die Straße hinabvrollte, neben der Leiche des alten Negers und in einer herzubrängenden Menschenmasse, die den Schuß gehört und auch wohl die Kämpfenden gesehen hatte und jetzt gern Zeuge des Ausgangs sein wollte.

„Oh mein Gott! Oh mein Gott!“ rief das junge unglückliche Mädchen, indem sie sich über die Leiche des alten Negers warf. — „Onkel Pitt! Onkel Pitt, bist Du von mir gegangen? Haben sie Dich alten braven Mann todtgeschossen? Oh und meinetwegen nur, weil ich schwach wurde und nicht weiter konnte — oh Onkel Pitt, Onkel Pitt, sei mir nicht böse — ich wäre ja selber lieber für Dich gestorben — was soll ich jetzt auf der Welt! Oh, nimm Deine Hebe mit Dir.“

Der junge Fremde hatte indessen den Geschossenen untersucht, aber es bedurfte keiner langen Forschung. Die Kugel mußte ihm mitten durch's Herz gegangen sein, denn seine Pulse hatten lange aufgehört zu schlagen.

„Wo ist Ihre Wohnung, Miß?“

Das junge Mädchen hörte die Frage gar nicht, und sie mußte zwe- oder dreimal wiederholt werden; endlich sagte sie leise und wehmüthig:

„Meine Wohnung? Bei dem alten Mann war sie — jetzt habe ich keine Heimath mehr als das Grab.“

Der junge Fremde sah sich um — eine Droschke fuhr eben an dem dicht vorbeilaufenden Fahrweg hin, und er winkte dem Kutscher zu halten.

„Ich habe einen Ermordeten hier und ein junges Mädchen, die ich nach Hause fahren will.“

„Oh, Sir?“ sagte der Mann, „möchten aber wohl erst die Polizei dazu rufen — verlangen immer das erste Wort darein zu sprechen.“

„Die Polizei wird sich wohl wenig um den Mann kümmern,“ sagte der Fremde, „es ist ein Neger.“

„Ein Nigger?“ rief der Droschkenkutscher und warf die

Nase verächtlich in die Höhe, „fahre weder todte noch lebendige Nigger, Sir,“ und seinem Pferd die Peitsche gebend, trieb er es die Straße hinauf.

Der junge Fremde sah ihm mit einem verbissenen Fluch nach — aber was war zu thun? — Er hätte können fünf oder sechs Droschken anrufen und würde von allen die nämliche Antwort erhalten haben! Nigger! Der erbärmlichste, durch den Soff bis tief unter das Vieh gesunkene Irländer würde sich zu gut gehalten haben, einen „Neger“ auf seinem Karren nach Hause zu fahren, und seine einzige Hoffnung blieb jetzt, ein paar farbige Leute zu finden, die den Ermordeten von der Straße schafften.

Es hatte sich indessen eine große Menschenmenge um die Leiche versammelt, die man aber aus dem Geleis fortschaffen mußte, da schon wieder ein Waggon derselben Bahn ange- rollt kam und die Verbindung nicht unterbrochen werden durfte. Die Leute standen scheu darum her und flüsterten miteinander, was das zu bedeuten habe, daß eine weiße Lady um einen Nigger jammere. Es war nicht möglich, die bisherige Sclavin, wie sie da so gebeugt über den Ermordeten lag, als eine solche zu erkennen.

Indessen war aber doch die Polizei aufmerksam geworden, da eine Hauptstation gar nicht so weit davon entfernt lag. Ein paar Constabler kamen heran, wandten sich an den eben zurückgekehrten Fremden, der sich gerade Mühe gab, dem jungen Mädchen zuzureden, sich zu erheben und nicht noch mehr Aufsehen zu erregen.

„Wer hat den Neger erschlagen?“

„Ein Amerikaner, den ich nicht kenne; er entkam in die Street car, die dieser hier vorangegangen ist. Es waren drei Herren im Coupé und eine alte Dame.“

„Waren Sie Zeuge?“

„Ja — ich befand mich mit darin und sprang ab, um dem unglücklichen jungen Mädchen hier zu helfen, die in Begleitung des Todten da kam und einsteigen wollte.“

„Gehört sie zu ihm?“

„Allem Anschein nach ja, Sie sehen ihre Trauer.“

„Sie kennen sie nicht?“

„Nein.“

„Sie werden mit auf die Polizei müssen, um Ihre Aussage zu Protokoll zu geben.“

„Wenn Sie es verlangen, mit Vergnügen; aber was wird indessen aus der jungen Dame?“

„Wir werden sie bitten, mitzugehen.“

Der Polizeidiener schien in derartigen Dingen bewandert. Er hatte rasch ein paar Neger erspäht, die er wahrscheinlich kannte, und diesen den Auftrag gegeben, den Körper des Ermordeten auf die nächste Polizeistation zu schaffen; dann rief er eine Droschke herbei, und wenn es auch einige Mühe kostete, das junge Mädchen zu bewegen, sich von dem Todten zu trennen, so brachten das einige freundliche Worte des jungen Fremden, der sie darauf aufmerksam machte, wie viel Menschen sich schon sammelten, endlich dahin. Die Polizei verlangte es ohnedies, wie er ihr sagte, und der durfte sie sich ja doch nicht widersetzen.

Der zweite Polizeidiener hatte indessen schon eine andere Droschke genommen, um so rasch als möglich den bezeichneten Straßenwaggon zu verfolgen und den eigentlichen Mörder aufzufinden. Freilich war indessen schon viel Zeit vergangen, und der Verbrecher hatte Zeit genug gehabt, an irgend welcher Straße abzustiegen und in dem Gewirr der dort liegenden Landhäuser und Gärten zu verschwinden.

Auf der Polizei angekommen, wo bald darauf die beiden Träger mit dem Körper von „Onkel Pitt“ eintrafen, mußte Hebe, wie das junge unglückliche Kind hieß — sie hatte ja keinen andern Namen — ihre Aussage zu Protokoll geben — und dabei ihre Lebensgeschichte.

Es war ein einfach, aber ergreifendes Bild jener Zustände, die der Gluth der Sklaverei geschaffen und an denen tausende und tausend unglückliche Wesen zu Grunde gingen oder, geistig wie körperlich zu Boden gehalten, in Knechtschaft ihr Leben verbrachten.

Hebe wußte gar nicht, wo sie geboren war, und erinnerte sich nur noch dunkel einer Frau, die sie gepflegt, und die wahrscheinlich ihre Mutter gewesen, — dann war diese auf einmal nicht mehr zu ihr gekommen, und eine alte Negerin

übernahm ihre Pflege. Auch diese starb, aber sie selber war indeß so herangewachsen, daß sie leichte Hausdienste übernehmen konnte. Das war im Hause eines reichen Pflanzers am See Pontchartrain, dem sie auch gehörte — dem Herrn Owen Karr. — Als sie aber heranwuchs — und das arme Kind stand dabei wie mit Blut übergossen — wurde ihr der Aufenthalt in dem Haus zur Qual, bis plötzlich die Nachricht kam, daß alle Sklaven frei wären und von ihren Herren nicht zurückgehalten werden dürften. Da floh sie das Haus, und ein alter freier Reger, den sie kannte, eben jener Unglückliche, „Onkel Pitt“, nahm sie in sein Haus auf. Er wohnte noch eine kurze Strecke hier hinauf in einer Seitenstraße. Heute nun war sie mit ihm in der Stadt gewesen, um sich, dem neuen Gesetz nach, unter einem bestimmten Namen eintragen zu lassen, unterwegs aber von der Hitze matt und halb ohnmächtig geworden; sie hatten die Pferdeisenbahn benutzen wollen und da — sei das Entsetzliche geschehen und der alte gute Mann, der sie wie ein Kind aufgenommen, bei dem allein sie ihre Zuflucht gesucht und Schutz gefunden — ermordet worden.

„Kannten Sie den Menschen, der das verübt?“

„Nein — er hatte nur nicht dulden wollen, daß ein Reger den Straßenwaggon bestiege.“

„Würden Sie ihn wiedererkennen?“

„Sie wüßte es nicht — er hätte ihr den Rücken zugekehrt gehabt.“

„Dieser Herr sei es nicht gewesen?“

„Oh nein, wahrlich nicht; dieser Herr hatte ihr nur geholfen, den Wagen zu verlassen, nachdem der Schuß schon gefallen, während ein Anderer sie hatte zurückhalten wollen.“

„Hatte der Todte Familie?“

„Ja — seine Frau lebte noch, und selbst deren alte Mutter hatte er bei sich. — Die alte Frau war auch frei gewesen, denn wie sie zu alt wurde, um noch etwas zu arbeiten, hatte sich „Onkel Pitt“ erboten, sie zu sich zu nehmen und für sie zu sorgen, wenn ihr ihr vormaliger Herr einen Freibrief schreiben wollte, was dieser denn auch gern gethan. Er brauchte von nun an ja nicht mehr für sie zu sorgen, und

das war Alles, was er ihr für die treuen Dienste eines Lebensalters gab.

Die Gerichte in den südlichen Staaten hatten damals einen schweren Stand, denn der Umschlag von Sklaverei zur Freiheit in der farbigen Race war zu schnell gekommen, um diese mit ihren Rechten sowohl als ihren Pflichten vertraut zu machen. Aber auch die bisherigen Herren konnten oder wollten noch nicht begreifen, daß sie Privilegien, die sie von ihren Vätern ererbt, entsagen und sich in die neuen Gesetze finden mußten. Es war, mit einem Wort, noch Alles zu neu — noch Nichts geregelt, und schwer, da immer zur rechten Zeit und in der rechten Weise einzugreifen. Außerdem aber hatten selbst viele der nördlichen Beamten noch immer Sympathien mit dem Süden, da man sie von Jugend auf, selbst in den nördlichen Staaten, gelehrt, daß die Neger oder Nigger, wie man sie allgemein verächtlich nannte, eine vollkommen untergeordnete Menschenrace, ja sogar näher dem Thier als den Menschen wären. Nicht allein die südlichen Pflanzer, die ihr Eigennutz dazu trieb, nein, auch selbst einige bildköpfige deutsche „Gelehrte“ sprachen ihnen sogar menschliches Gefühl ab, und die südlichen Geistlichen bewiesen dabei aus der Bibel, aus der sich, wie bekannt, Alles beweisen läßt, daß Gott selber die Sklaverei eingesetzt und gebilligt habe.

In diesem Fall war also, der Meinung der Herren nach, nichts zu thun, noch dazu da der Schuldige später nicht einmal aufgefunden werden konnte. Die drei jungen Leute hatten, um unangenehmen Crörterungen zu entgehen, die Strasseneisenbahn unterwegs verlassen, und wie wäre es möglich gewesen, sie später in der ungeheuren Stadt, noch dazu ohne einen bestimmten Ankläger, wieder aufzufinden. Ein Neger war in der Straße todtgeschossen — die Thatsache stand fest; der Coroner, wie die Leichenbeschauer in den Vereinigten Staaten genannt werden, bestätigte, daß der „Negroe“ durch einen Schuß in die Brust vom Leben zum Tode gebracht sei — das war Alles — der „Negroe“ wurde dann hinausgefahren und begraben — nicht feinet — son-

dern der Commune wegen — der Mörder konnte nicht aufgefunden werden, und die Sache war abgemacht.

Und Hebe? — Das Gericht hatte Alles von ihr erfahren, was sie wußte — sie konnte gehen; aber als sie hinaus schwankte, folgte ihr der junge Fremde, nahm ohne Weiteres ihren Arm, obgleich sie sich Anfangs scheu von ihm zurückziehen wollte, und sagte herzlich:

„Fürchten Sie sich nicht, Miß, ich bin kein Südländer, nicht einmal ein Amerikaner, sondern komme weit über das Meer herüber, wo wir den Fluch der Sklaverei lange verdammt und hier auch macker mitgeholfen haben, ihn von dem schönen und sonst freien Land zu nehmen — vertrauen Sie sich mir ruhig an, daß ich Sie in Ihre Wohnung begleite.“

„Ich bin ein Nigger, Sir,“ sagte das arme Wesen, mit schwerer Bitterkeit im Ton, „lassen Sie mich, ich muß meinen Weg ja doch fortan allein finden.“

„Ob Sie sich selber Nigger nennen oder nicht,“ lachte aber der Fremde gutmüthig, „Sie machen dadurch auf mich keinen Eindruck, und ich werde Sie jetzt nicht verlassen, bis ich Sie sicher in Ihrer Heimath weiß — wo ist die?“

„Meine Heimath?“ sagte das arme Kind wehmüthig; „als Onkel Pitt noch lebte, hatte ich sie bei ihm, aber seine Frau ist arm und alt — er konnte verdienen, aber sie kann es nicht mehr, und ich muß sehen, wo ich jetzt eine Zufluchtsstätte finde — am liebsten auf Pottersfield *) draußen, neben Onkel Pitt,“ setzte sie leise und scheu hinzu.

„Und wäre es Ihnen recht, eine Stelle in einer fremden Familie anzunehmen; bei Leuten,“ setzte er rasch hinzu, als er sah wie sie den Blick scheu und fast erschreckt zu ihm aufschlug, „welche die hiesigen Vorurtheile nicht kennen und Sie freundlich behandeln und gut mit Ihnen sein werden?“

Hebe wandte sich langsam ab; es war, als ob sie sich den gemachten Vorschlag überlege, aber mit scheuer, leiser Stimme sagte sie endlich:

*) Pottersfield, der Kirchhof für die ärmere Klasse, für Irländer, Neger und amerikanische Proletarier. Ein tiefgelegenes Grundstück, das es von den steigenden Wassern überschwemmt wird.

„Wer wird mich haben wollen, aber — ich helfe mir schon durch. Wenn ich auch keine schwere Arbeit gewohnt bin, kann ich sie doch verrichten, und Arbeit finde ich schon in der Stadt — ich will nichts geschenkt, nichts umsonst haben.“

„Das sollen Sie auch nicht,“ sagte der junge Fremde. „Aber haben Sie gar kein Eigenthum? gar keine Kleider oder Wäsche?“

„Eigenthum!“ seufzte das Mädchen bitter; „noch vor wenigen Wochen fast war ich selber Eigenthum und durfte nichts mein nennen. Was hätte ich mitnehmen dürfen, als ich das Haus meines bisherigen Herrn verließ — was ich bisher brauchte, borgte mir Onkel Pitt von der armen Frau.“

„Armes Kind,“ sagte der junge Mann, „also förmlich hinausgestoßen in die Welt in so jungen Jahren! Aber ich will doch sehen, ob sich nicht gute Menschen Ihrer annehmen. Lassen Sie mich jetzt mit zu Ihrem Hause gehen, zum Hause des alten unglücklichen Mannes. Es liegt Ihnen dort ja doch noch die schwere Pflicht ob, der armen Frau die traurige Kunde mitzutheilen und sie zu trösten.“

Das Mädchen sah immer noch schen zu ihm auf.

„Sie sind kein Amerikaner?“ sagte sie endlich — „Ihre Sprache klingt anders.“

„Nein, ich bin ein Deutscher.“

„Onkel Pitt hat mir immer gesagt, die Deutschen wären viel besser mit den Negern, als die Amerikaner. Ach, wenn Sie sich nicht vor den Negern scheuen und mit zu der alten armen Frau kommen wollten. Ich fürchte mich so sehr, allein zu ihr zu gehen und ihr das Schreckliche zu erzählen.“

„Ich gehe mit Ihnen, liebes Kind.“

„Und Onkel Pitt? Oh, was wird aus dem armen alten Mann?“

„Sie kannten ihn auf der Polizei und werden dort das Nöthige verfügen. Ich verspreche Ihnen, daß er ein anständiges Begräbniß haben soll. Wohnte der Ermordete weit von hier?“

„Nein, nicht weit, — aber geschieht dem Mörder so gar nichts? Darf er so ungestraft um ein Menschenleben entkommen?“

Der junge Deutsche zuckte mit den Achseln. „Ich fürchte fast, die Polizei wird sich keine übergroße Mühe geben, ihn herauszufinden,“ sagte er, „es sind noch unregelte Zustände hier, mein armes Kind; aber eine bessere Zeit bricht für Euch an. Wie der Norden jetzt Eure Freiheit erkämpft und gesichert hat, so müßt Ihr nun selber daran fortbauen. Die Kinder Eurer Race dürfen jetzt Schulen besuchen und sich zu tüchtigen Leuten heranbilden. Der Fluch Eures Stammes wird mit der Zeit schwinden und ein neues Leben für Euch beginnen.“

„Wenn wir im Grabe liegen —“ sagte das junge Mädchen düster; „aber hier sind wir an des armen Onkel Pitt Haus. Ach, daß die nächste Stunde erst vorüber wäre!“

9.

Die Begegnung.

Indessen gab es eine wilde Scene draußen in Canalsstreet und an der Strasseneisenbahn, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von dem niederträchtigen Mord unter der farbigen Bevölkerung verbreitet, die durch die Ursache dieses blutigen Streites zur Wuth angefaßt wurde.

Man hatte einen Neger erschossen, weil er es gewagt, in einen Straßenwaggon zu steigen, — und waren sie denn nicht durch die Gesetze der Vereinigten Staaten den Weißen in jeder Hinsicht gleichgestellt worden, und wollten diese schon jetzt wieder beginnen, sie zu unterdrücken?

Ueberall auf den offenen Plätzen sammelten sie sich, kräftige bunte Gestalten, Viele von ihnen die jetzt noch verborgenen Waffen versteckt unter der Jacke. Andere die Revolver und Messer feil und offen vorn im Gürtel tragend, und drohende Worte fielen, so daß sich die Weißen, die von der Ursache dieses Zusammenlaufs schon gehört, scheu in die Seitenstraßen zurückzogen.

Verschiedene alte Neger gaben sich allerdings die größte Mühe, den aufsteigenden Sturm zu beschwichtigen, denn sie sahen daraus nichts Gutes entstehen. Sie sollten nur eine kleine Weile Geduld haben; man müsse doch erst genau erfahren, wer den Streit begonnen habe, wie er geführt sei und wer die Schuld trage, ermahnten sie. Onkel Pitt war aber

eine zu bekannte und unter den Negern auch geachtete Persönlichkeit in New-Orleans, um den überdies schon Gereizten auch nur einen Zweifel zu lassen, daß der alte Mann in schändlicher und unverantwortlicher Weise ermordet sei. Wie dann der Schwarm anwuchs, wälzte er sich jener Fahrstrecke der Eisenbahn zu, vor der Hand nur mit dem unbestimmten Gefühl, eine fernere Unterdrückung nicht mehr zu dulden und ihr entschieden entgegen zu treten.

Dort angekommen aber, beschloß man, die verschiedenen Straßenwaggons zu benutzen, um den Weißen zu zeigen, daß Niemand ein Recht habe, sie da heraus zu weisen, wenn sie eben so gut wie jene ihr Fahrgeld bezahlten. Die beiden von verschiedenen Seiten ankommenden Schienenwagen wurden auch augenblicklich von ihnen gefüllt und übersüllt, und die paar unglücklichen weißen Passagiere, die sich zufällig schon im Innern befanden, dankten ihrem Gott, als sie sich endlich bis zur Thür durchgearbeitet hatten und ins Freie gelangen konnten. An einen Widerstand gegen die dunkle, drohende Schaar dachte natürlich Niemand.

Es blieb aber noch vor der Hand bei dieser Demonstration.

Die Leute hatten nur beweisen wollen, daß sie eben so gut auf diesen Wagen fahren durften wie die „Buckras“, und ihren Zweck erreicht. Von diesem Siegesgefühl erhit, beschlossen sie aber auch einmal zu trinken und wählten dazu das an der Straße gelegene, sehr große und hauptsächlich von Pflanzern besuchte Café, dessen Wirth, ein Franzose, jedoch die Dummheit beging, ihnen den Eintritt zu verweigern.

„Boys!“ rief er ihnen entgegen, als er sie auf sein Haus zukommen sah, und trat dabei mit seinen Kellnern in die Thür. „Hier nicht, da drüben ist Restauration für Euch — hier nicht für coloured people.“

„Was sagt er?“ riefen die Nachkommenden, die die Worte nicht verstanden hatten, aber doch wohl schon merkten, daß man sie nicht einlassen wollte. „Haut doch dem verdammten Franzosen eins über den Kopf.“

Aber die Borderen waren weniger durch die Weigerung des Einlasses, als durch die Anrede selber erbittert worden. „Boys“, Jungen — so hatte man sie früher nennen dürfen,

als sie noch unter der Peitsche des Aufsehers standen, jetzt waren sie, wie ihnen das die alten farbigen Damen schon jeden Tag wieder und wieder vorgehalten, Gentlemen geworden, und kein Weißer durfte sich das Recht anmaßen sie Boys zu nennen, eben so wenig als sie zu peitschen. Außerdem war dies ein öffentliches Local, wo man für Geld zu essen und zu trinken bekommen konnte; und weshalb wollte sie, die sie hier im Lande geboren waren, der Fremde, der Franzose abweisen?

„Hallo, Gentleman!“ schrie deshalb auch der Wortführer, ein großer, derbknochiger und vollkommen ächter Neger. „Wo sind hier Boys? Hier Alle Gentleman — coloured gentlemen — verstanden?“ und damit drückte er den Franzosen nur vorn ein bischen auf die Brust, daß der Mann gleich ein paar Schritt zurückerlief.

„Schentelmen!“ rief der Franzose, doch etwas eingeschüchtern durch das entschiedene Auftreten der Burschen, denn bis jetzt war er nur gewohnt gewesen, daß sie ihm auf das Wort folgten, und wehe Einem, der das nicht gethan — „dies ist kein Platz für coloured Schentelmen, dies hier —“

„Oh, geh' zu Gras,“ rief ein anderer breitschultriger Mulatte, warf ihn wie einen Sack bei Seite und drängte sich, von den Uebrigen gefolgt, in den Saal. Jetzt wollten die Kellner, größtentheils Mulatten, ihr Hausrecht gebrauchen, denn sie waren meist freie Leute, und es ärgerte sie selber, daß ihre Stammesgenossen, und noch dazu „Plantageneger“, mit welchem Namen sie die niedrigste Klasse der Farbigen bezeichneten und die sie selber auch wohl „Nigger“ nannten, hier so pölig auftreten wollten. Das aber hätten sie viel besser gelassen, denn es verschlimmerte den Anprall und machte die Sache eigentlich böse. Ließ man sie ruhig gewähren, so wären die Neger jedenfalls hereingeströmt, um sich breitpurig, wie es die weißen Gentlemen thaten, an die Tische zu setzen, und würden auch jedenfalls für die Getränke bezahlt haben. Sie wollten weiter nichts, als sich ihr Recht und ihre Gleichstellung mit den Weißen sichern. Jetzt aber nahm die Sache einen andern Charakter an. Mut war gestossen, die Menge überhaupt erregt und gereizt, und die dienstbaren

Geister im Innern des Cafés bereuten nur zu bald, ihre Stammesgenossen nicht in freundlicherer Art empfangen zu haben.

Wie die Masse nur in die Thür drängte, flogen die Wenigen, die sich ihnen noch dort entgegenstellen wollten, wie fortgeschleudert in die Ecken. Sämmtliche Stühle waren dabei im Nu zerbrochen, um die Stuhlbeine als vortreffliche Waffe zu benutzen, und ein lautes, wieherndes Hahaha des Schwarmes machte den Raum ordentlich erdröhnen, als Einer von ihnen, den Arm auf den Ladentisch stützend, mit einem Satz hinüber flog und dort mit der freundlichsten Miene von der Welt einen Kellner nachahmend — er war selber früher Kellner gewesen — sagte:

„Gentlemen, was wollen Sie trinken? Bordeaux, Champagner, Brandy, Whiskey, Cocktail, Mint Julep?“

„Champagner,“ brüllte der Schwarm, „Champagner und Brandy! Hurrah für Endymion!“

Endymion hieß der Gefell in der That, und ein wüsteres Gesicht, wenn auch die dicke fuchssige Wollpeitsche fast stugerhaft frisirt war, gab es vielleicht nicht weiter in den Südstaaten von Amerika. Aber Andere unterstützten ihn bald, denn da er selber sehr fleißig trank, konnte er die Uebrigen nicht genügend rasch bedienen. In kaum zehn Minuten schwärmte das große prächtige Local, aus dem sich die weißen Gäste rasch durch eine Hinterthür jedem Zusammenstoß mit den „Niggern“ entzogen hatten, schon von jubelnden Negern, die die Vorräthe plünderten und Flaschen und Gläser in tollem Uebermuth zer Schlugen. Kannte man doch den Wirth als einen entschiedenen Negerfeind, und hatte ihm schon lange, weil er überhaupt keine farbigen Leute als Gäste in seinem Local dulden wollte, einen Besuch zugebracht.

Draußen der Lärm in den Straßen ging aber ebenfalls weiter. Es war ein gefährliches Element, das man da aufgestört hatte, und die „Nigger“, die in dieser ersten Zeit überhaupt nichts arbeiteten, überall vor und in den Schenklokalen der Stadt lagerten und ein vollkommen wüstes Leben führten, so lange das wenige Geld reichte, das sie sich früher unter den ungünstigsten Verhältnissen erspart, vertranken auch

den letzten Cent, ehe sie wieder an neue Mittel dachten. Arbeit schmeckte ihnen aber trotzdem nicht — sie hatten zu viel davon gehabt — und Diebstähle gehörten deshalb, besonders in jener Zeit, zu den Alltäglichkeiten. All das müßige Volk war dann auch jeden Augenblick bereit, irgend einem Plaz zuzueilten, wo es etwas Besonderes gab — es verging ihnen ja damit der lange Tag in angenehmer Weise, und in kaum einer Stunde waren schon Tausende in jenem District versammelt, die immer größeren Unfug begannen und schon die Ruhe der Stadt gefährdeten.

Indessen wurde aber auch — und lange genug hatte es gedauert — die Polizei aufgeboten und Militair herbeigerufen, und oben in der breiten Kanalstraße fing die Mannschaft an, sich aufzustellen, um von dort ab langsam vorzurücken und die Bahn zu räumen. Die nächsten Neger gaben auch willig Raum. Sie waren überhaupt mit keinem bestimmten Zweck hierhergekommen und hatten nicht daran gedacht, sich den Behörden zu widersetzen. Nur ihr Recht wollten sie sich wahren, und die Ruchternen unter ihnen glaubten das erreicht und leisteten wenigstens nirgends Widerstand. Anders gestaltete sich das aber, als die Polizei bis gegen das Kaffeehaus anrückte, von wo aus ihnen der Franzose schon entgegen gestürzt war und mit den wüthendsten Gesticulationen die Meldung machte, daß ihm das ganze Haus geplündert würde. Das war nun allerdings nicht der Fall, aber der Vetränke hatte sich der Schwarm doch bemächtigt, und dabei mehr des Guten gethan, als ihnen Allen wohl und nützlich war. Durch eine ruhige Aufforderung, zu gehen, wäre die Sache aber trotzdem ohne weiteres Blutvergießen abgelaufen; die Weißen waren indessen auch erbittert worden und die Polizisten saßen fest einige der lautesten Vurschen aus der Masse heraus, um sie zu verhaften und für den Schaden verantwortlich zu machen.

Unter diesen befand sich natürlich Eudymion, der aber nicht daran dachte, sich gutwillig zu geben. Der Neger besaß eine wahrhaft riesige Kraft, und zwei der Vurschen, die ihn zu gleicher Zeit faßten, nahm er blickschnell und mit beiden Händen am Halse und stieß sie, trotz ihrem Widerstreben,

dermaßen mit den Köpfen zusammen, daß sie bewußtlos in die Kniee knieten und wie todt am Boden lagen.

Das war das Zeichen zum Angriff. — Schüsse fielen, Messer wurden gezogen, und edige Stuhlbeine schmetterten auf unglückliche Schädel nieder. Da aber die Neger selber hinaus in das Freie drängten, zog sich der Kampf bald auf die Straße und dauerte auch wirklich so lange, bis eine größere Militärmacht anrückte und die „Farbigen“ nach allen Seiten die Flucht ergriffen. Es war aber die höchste Zeit gewesen, daß das geschah, denn schon verbreitete sich in den entfernteren Stadttheilen das Gerücht, daß ein Kampf zwischen der schwarzen und weißen Race ausgebrochen wäre, und Neger wie Mulatten strömten — zum großen Theil bewaffnet — herbei, um sich ihren Stammesgenossen anzuschließen. Gnade Gott dann New-Orleans, wenn die „Nigger“ siegten! So aber kam der Zuzug zu spät: das eigentliche Schlachtfeld war schon geräumt, doch Blut hatte es trotzdem genug gekostet, und besonders die besser bewaffnete weiße Truppe, von Bürgern dabei unterstützt, eine ziemliche Anzahl von „Niggern“ getödtet. In der weißen Bevölkerung gab sich auch eine so gewaltige Aufregung kund, da man das Schreckgespenst einer Negerevolution vor Augen sah, daß sich Alles bewaffnete. Am Abend des nämlichen Tages hätte sich kein Farbiger dürfen auf der Straße sehen lassen, denn er wäre ohne Zweifel niedergemetzelt worden.

Durch Lafayette, den nördlichen Stadttheil von New-Orleans, das, als zu entfernt von dem Kampfplatz, von dem Aufruhr wenig oder gar nicht berührt worden, schritt ein junger Mann, einen Zettel in der Hand, und suchte augenscheinlich ein bestimmtes Haus, das er nicht gleich finden konnte.

Oben hatte er wieder ein zwar kleines, aber äußerst wohnliches Gebäude passirt, dessen untere Fenster, der kühleren

Abendluft Zutritt gewährend, offenstanden, als dort ein Herr aus Fenster sprang, ihm einen Moment nachschaute und dann ausrief: „Wolf!“

Der junge Mann drehte sich rasch der Stimme zu.

„Bist Du's denn? Wahrhaftig? Mensch, wo kommst Du her und wohin willst Du? Komm herein, komm herein.“

„Robert! Bei Allem was lebt! Das ist glücklich getroffen, denn ich suche Dich schon über eine Stunde.“

Der Angeredete sprang rasch in das Haus hinein, und die beiden Freunde, die sich seit langen Jahren nicht gesehen, hielten sich fest umschlungen.

„So hast Du meinen Brief erhalten, Wolf?“

„Gewiß hab' ich, aber die darin angegebene Wohnung stimmte nicht.“

„Ich gab sie auf, um einem alten Freunde von Deutschland her, der sich gerade von dort seine junge Frau herübergeholt, einen Dienst zu leisten, und nahm diese kleinere. — Und willst Du jetzt wirklich nach Deutschland zurück? Schade! Ich gedenke in nächster Zeit nach dem Westen aufzubrechen, und was für eine famose Tour hätten wir da mit einander machen können!“

„Bester Freund,“ lachte Wolf, „ich habe andere Dinge im Kopf, als Hirsche oder Truthühner zu schießen. Neun Jahre habe ich jetzt in schwerer Arbeit hingbracht, und ich sehne mich danach, endlich mein Ziel zu erreichen und meine Braut heimzuführen — ich denke, ich habe es mir verdient.“

„Neun Jahre! Alle Wetter!“ sagte Robert Düben, ein junger Maler, der vor etwa drei Jahren, mit ziemlich reichlichen Mitteln, nach Amerika gekommen war, einzig und allein nur, um das Land kennen zu lernen und Studien zu machen; „das ist ja noch ärger als damals — war's nicht Jacob, der sieben Jahre um seine Rahel dienen mußte? Und weiß sie, daß Du kommst?“

„Geschrieben hab' ich's natürlich, aber jetzt schon seit langer Zeit keine Antwort erhalten. Die Briefe müssen jedenfalls in der unruhigen Kriegszeit verloren gegangen sein. Im vorigen Monat habe ich aber wieder geschrieben, und möglicher Weise laun ich mit der nächsten Mail Antwort

haben. Kommt aber keine, so hole ich sie mir selber in Deutschland, denn mir sängt dies Schweigen an unheimlich werden."

"Wie heißt Deine Braut? Kenne ich die Familie?"

"Ich glaube kaum — Laura ist die jüngste Tochter des Professor Kautenfranz; die Familie stammt vom Rhein —"

"Apropos!" rief Düben, "kommst Du aus der Stadt herunter? Es soll da oben unter den Schwarzen eine Revolte ausgebrochen sein?"

"Es ist jetzt ziemlich vorüber," sagte Wolf, "ich war selber bei dem ersten Beginn, wo ein alter Neger in muthwilliger Weise erschossen wurde. Daß ich Dich heute Abend schon aufgesucht, steht aber eigenthümlicher Weise mit der Revolte in Verbindung, denn ich wollte eigentlich erst morgen ganz früh bei Dir vorsprechen, um Dich dann sicher zu Hause zu finden."

"Mit der Revolte?" sagte Düben verwundert.

"Durch den ersten Schuß, der abgefeuert ward, wurde ein blutjunges und wunderbar schönes Quadronen-Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen, aber trotzdem der verachteten Race entsprungen, in schändlicher Weise ihres Beschützers beraubt und als eine Waise auf die Straßen der Stadt gestoßen, um da jedenfalls, wenn sich Niemand ihrer annimmt, ihren Untergang zu finden."

"Und deshalb hast Du mich aufgesucht?" lächelte Düben, "soll ich etwa der Beschützer einer jungen broncefarbigen Dame werden?"

"Sie hat einen schneeweißen Teint," sagte Wolf; "aber da Du schon längere Zeit in New-Orleans bist, wo ich wenigstens keine einzige Familie kenne, wollte ich Dich fragen, ob Du nicht irgend eine Familie wüßtest, in der das Kind als Hausmädchen möglicher Weise oder für leichtere Arbeiten eintreten könnte — am liebsten bei Deutschen, denen sie zu vertrauen scheint."

"Das träse sich ja vortrefflich!" rief Düben rasch. "Unter meinen übrigen Bekannten wüßte ich allerdings keinen Platz, aber Bödings äußerten noch gestern, sie möchten so gern ein

junges, zuverlässiges Mädchen haben, um der Frau an die Hand zu gehen. Vielleicht wäre dort etwas."

"Bödings? Wer sind Bödings?"

"Nun, eben die Freunde, denen ich mein Logis überlassen habe. Sie hatten ein deutsches Mädchen mit herübergebracht; wie das aber in Amerika stets so geht, war ihnen die bald abspenstig gemacht worden, und sie brauchen jetzt Jemanden nothwendig."

"Und wann kann ich darüber Antwort haben?"

"Ich war eben, als ich Dich vorübergehen sah, im Begriff gewesen, zu Bödings zu gehen. Ist es Dir recht, so nehm' ich Dich mit. Es sind liebe, prächtige Leute und werden Dir sicher gefallen. Wie lange bleibst Du noch in New-Orleans?"

"Bist zum nächsten Dampfer, also etwa zehn oder elf Tage."

"Nun, siehst Du wohl, dann hast Du ja in der Zeit gleich eine deutsche Familie, bei der Du manchmal einen Abend verbringen kannst und Dich wohl fühlen wirst. Ist es Dir recht, so gehen wir gleich — es wird kaum zehn Minuten Wegs sein."

"Gern, denn ich habe heute doch nichts Besonderes mehr vor und würde mich herzlich freuen, für das arme Kind ein Unterkommen zu finden. Aber was ich Dich noch fragen wollte, hast Du schon viele Studien gemacht?"

"Massen! Dies New-Orleans ist eine wahre Fundgrube für mich, und bietet sowohl Naturschönheiten durch seine üppige Vegetation, wie Eigenthümlichkeiten nach allen Seiten — und was für wunderliche Menschen dabei, wie dieses Gemisch von Racen und Nationen. In Cairo glaubte ich, daß es keinen gemischteren Platz auf der Erde geben könne, aber ich hatte damals New-Orleans noch nicht gesehen."

Langsam schlenderten die Freunde durch die nächste Seitenstraße dem Flusse zu, um die kühlere Luft dort zu genießen. Es fing schon an zu dämmern, der Abend brach mit Nacht herein, und ein einziger langer Mastenwald dehnte sich am Ufer hin und umschloß oder begrenzte die Stadt dort, wie durch ein mächtiges Gitter. Dabei kamen fortwäh-

rend Dampfer an und gingen andere; kleine Dampffährboote kreuzten den Fluß herüber und hinüber. Drays (zweirädrige Karren), die ihre letzte Fracht für heute vom Bord eines der Schiffe oder von der Levée abgeholt, rasselten über das Pflaster, Omnibusse und Droschken verfolgten ihren Weg, durch zahlreiche Spaziergänger oder von ihren Geschäften heimkehrende Personen, und das war ein Leben und Treiben wieder in New-Orleans, als ob gar kein Krieg gewesen und diese stolze „Königin des Südens“, wie sie etwas unrepublikanisch genannt wurde, nicht den schwersten Stoß durch die Niederlage der Sklaverei und die Befreiung der Schwarzen erlitten hätte.

Nur keine Neger sah man heute Abend auf der Straße, wenigstens keine Männer, obgleich sich farbige Frauen und Kinder genug herumtummelten. Da übrigens, wo ein eingelaufenes Schiff aus den Tropen seine Ladung an Land geschafft hatte und diese jetzt von den Karren geräumt war, wimmelte es besonders von irischen Weibern, die an der Stelle, wo die Kaffeesäcke gelegen, die umhergestreuten Bohnen auflesen und darüber nicht selten untereinander in Streit geriethen. Daß sie nicht wagten den Platz zu betreten, so lange dort noch die Säcke selber aufgespeichert lagen, darüber wurde schon von den Kaufleuten strenge Wacht gehalten, denn das nichtsnutzige Volk führte fast stets kleine haarscharfe Messer bei sich, mit denen sie, wo das irgend unbemerkt geschehen konnte, einen raschen Schnitt in die Säcke machten und dann später mit vollen Händen das also Geraubte einscharrten. Was nachher noch auf dem Transport aus solchen Säcken verloren ging, kümmerte sie natürlich nicht.

Jetzt kam für diese Banden, unter denen sich auch leider manche deutsche Weiber fanden, überhaupt die Zeit der Ernte, denn die Schifffahrt war wieder freigegeben, die Blockade der Häfen hatte aufgehört, und von allen Seiten brachten die Schiffe der verschiedenen Häfen den sehnlichst erwarteten Bedarf für die südlichen Staaten nach New-Orleans sowohl wie nach Mobile, Savannah und Charleston. In New-Orleans aber besonders lagen jetzt Hunderte von großen Mississippi-Dampfern, nachdem sie die Producte des Nordens herunter-

geschafft, bereit, die angekommenen Waaren auch im Land zu vertheilen und an die Ufer des Mississippi sowohl zu schaffen, wie in die mächtigen Nebenflüsse, den Red River, Arkansas, Missouri und den Ohio, hinein zu führen.

Beide Deutsche hatten das Leben hier unten schon oft gesehen und sich daran gefreut, aber es war ihnen doch immer wieder neu; — und wie das um sie her in Spanisch, Deutsch, Französisch und Englisch schwirte und schrie und lachte oder sich zankte, wandten sie sich langsam dazwischen durch und erreichten endlich die Straße, in welcher, in einem kleinen freundlichen Gärtchen mit Magnolien, Bananen, Orangen und Granatbäumen, das jetzt von der Familie Böding bewohnte Haus stand.

Eben wollte Düben das kleine Gartenthor öffnen, durch das hin der Weg zum Hause führte, als er plötzlich seinen Arm fest und fast kramphast gefaßt fühlte. Erstaunt drehte er sich nach seinem Begleiter um und sagte:

„Wetter! Wolf! Du thust mir weh! Was hast Du nur?“

„Hörst Du die Musik?“ flüsterte Wolf, „kennst Du das Lied?“

Düben horchte einen Moment, denn er hatte bis dahin nicht darauf geachtet, aber bald darauf lachte er und sagte:

„Das ist meine kleine Frau Böding mit ihrer reizenden Stimme; sie singt ihr Lieblingslied: „Von der Straße her ein Posthorn klingt“, und mit welchem Gefühl sie das Lied vorträgt. Aber laß uns hineingehen, wir sind zum Gesang zu spät gekommen; dies Lied ist gewöhnlich das letzte, das sie vorträgt.“

Er wollte dabei die Gartenthür öffnen, aber Wolf's Hand lag noch immer auf seinem Arm und ließ ihn nicht. „Bitte, bleib,“ flüsterte er ihm dabei zu, „das ist wirklich wunderbar und Du kannst auch nicht begreifen, wie mir das Lied gerade und dazu die Stimme die Seele packt und alte Erinnerungen weckt.“

„Aber so komm doch nur,“ sagte Düben, „vielleicht bewegen wir die Dame, es noch einmal zu singen, oder Du hörst es von ihr ein andermal.“

Wolf wich aber nicht von der Stelle, bis der letzte Ton verklungen war. Dann erst schien der Zauber gebrochen, der ihn bis dahin umfassen hatte, und ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Was hast Du nur, Wolf?“ sagte Düben erstaunt, „so habe ich Dich ja noch nie gesehen.“

Wolf hatte den Hut abgenommen und strich sich mit der flachen Hand die dunklen Locken aus der Stirn.

„Laß mich jetzt,“ sagte er freundlich, „ich bin wie ein Kind und erkläre Dir Alles auf dem Rückweg. Weshalb sind wir denn eigentlich nur hierhergekommen?“

„Um zu sehen, ob wir einen Platz für Deinen kleinen Schützling finden könnten,“ sagte Düben, „hast Du das schon vergessen?“

„Nein, Du hast Recht, aber das Lied hat mich wahrhaftig verwirrt gemacht. Ich glaube nicht, daß es zwei — aber Unsinn, komm; wir müssen Deine schöne Sängerin begrüßen, und hoffentlich kommen wir zu einer guten Stunde, in der sie unsern Wunsch erfüllt.“

Die schmale Gartenthür klingelte und fiel wieder ins Schloß, und die beiden Freunde schritten durch eine niedere Allee von Feigen und Granatbäumen, über welche die breiten prächtigen Blätter der Bananen herüberwehten, der offenen Glashür zu, die in den Gartensalon führte. Es war indessen schon fast dunkel geworden, und die Sterne fingen an von dem vollkommen klaren Himmel auszublitzen. Die kleine Gesellschaft aber, die in dem Salon versammelt saß, erfreute sich noch der wachsenden Dämmerung und des wahrhaft wunderbar schönen Abends, der seinen kühlen, erfrischenden Duft von Rosen und Orangenblüthen aus dem Garten bis hinein in den Salon sandte.

Die jungen Leute betraten, Düben voran, die rund auslaufende, drei niedere Stufen haltende Steintreppe, die in den etwas höher gelegenen Salon führte, und Böding, der dort stand, erkannte augenblicklich Düben.

„Mein lieber Düben,“ rief er freundlich aus, „das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gerade heute Abend kommen. Es haben mich einige Freunde überrascht, und ich

wollte schon zu Ihnen hinüberschicken, um zu sehen, ob wir Sie zu Hause fänden. Aber Laura, liebes Herz, Licht! Bitte — es wird stockfinster, und wir können nichts mehr sehen. Doch wen haben Sie da?“ fuhr er fort, als seine Frau das Zimmer verließ, um Licht zu beordern.

„Einen lieben alten Jugendfreund von mir, Graf Wolf vom Berge, lieber Böding, der — doch davon nachher; ich wollte nur mir erlauben, ihn Ihnen vorzustellen.“

„Freut mich herzlich, Sie kennen zu lernen,“ sagte Böding gutmüthig, indem er ihm die Hand entgegenstreckte und die seine derb schüttelte. „Mein Name ist Böding — Strohmeier & Böding, Front-Street — ich weiß nicht, ob Sie hier bekannt sind. Aber entschuldigen Sie einen Augenblick; meine Frau läßt gleich Licht bringen. Es ist merkwürdig, wie rasch es hier, sobald die Sonne unter ist, dunkel wird, und das fällt Einem erst so recht auf, wenn man wieder einmal eine Zeitlang in Deutschland war und dann nach hier zurückkehrt.“

Die Vorstellung der übrigen Gesellschaft fand dann in dem schon mehr als Zwielicht statt, doch herrscht in Amerika ein viel ungezwungenerer Ton als bei uns. Die Leute dort kommen alle auf gleichem Fuß zusammen, und Rücksichten werden nur genommen, wie sie jeder gebildete Mensch auf den andern nimmt. Dübén war überhaupt schon bekannt, und nur die Dunkelheit störte noch ein herzlicheres Begegnen, denn man mußte doch erst einander deutlich sehen, mit wem man es zu thun hatte, ehe man vertraulich zusammen plaudern konnte.

Aber wie still war Wolf geworden; er hatte, seinen Hut noch immer in der Hand, mit der Linken die Lehne eines der nächsten Stühle gefaßt und hielt seine Blicke fest auf die Thür geheftet, durch welche die Frau vom Hause vorhin verschwunden war. Laura! Hatte ihr Gatte sie nicht so genannt? Und das Lied — die Stimme. Dübén redete ihn an — er hörte es gar nicht. Draußen wurden Stimmen laut. Die Thür öffnete sich. Der Glanz der Lampen fiel herein und blendete ihn im ersten Moment. Er deckte die Augen mit der Hand und stand so Secunden lang.

„Mein guter Herr Düben,“ sagte da plötzlich eine Stimme an seiner Seite, die ihm bis in das innerste Mark hinein suchte, „das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns noch heute Abend besuchen. Sie haben sich überhaupt seit zwei Tagen nicht sehen lassen.“

„Meine liebe, gute Frau Böding,“ rief Düben herzlich, „Sie wissen, wie gern ich immer komme, wenn es mir irgend meine Zeit erlaubt, aber ich hatte eine kleine Excursion gemacht, von der ich erst heute zurückgekehrt bin. Dafür habe ich Ihnen aber einen lieben Freund von mir mitgebracht. Wolf, komm her — Frau Böding, Herr Graf vom Berge, der sich jetzt eine ganze Weile in Amerika herumgetrieben hat und eben im Begriffe steht, nach Deutschland zurückzukehren, um seine alte Liebe heimzuführen — ich versichere Sie, eine ganz romantische Geschichte.“

Die junge, bildhübsche Frau Böding stand etwas seitwärts vom Licht, dem sie halb den Rücken lehrte; sie hatte den Blick auf den Gast geworfen und seinen Namen gehört, sie war dabei leichenblau geworden und das Lächeln auch von ihrem Antlitze geschwunden. Ihr Auge haftete nur fest auf dem ihr Gegenüberstehenden, aber mit ruhiger, unbewegter Stimme sagte sie:

„Sie wissen, lieber Herr Düben, wie gern gesehen jeder Gast bei uns ist, den Sie uns bringen. Herr Graf, seien Sie uns freundlich willkommen.“

Düben sah sie etwas erstaunt an, denn so förmlich hatte er sie noch nie gefunden. War es etwa der Grafentitel, der ihr die sonstige Unbefangenheit raubte — so war sie ihm aber doch noch nie vorgekommen — und Wolf selber — er brachte kaum ein Wort hervor, um ihr zu erwidern, und wie ein Schulknabe stand er ihr gegenüber. Böding selber aber in seiner einfach herzlichen und unbefangenen Weise, der von dem Allen nichts bemerkt hatte, trat zwischen sie und sagte:

„Und nun, lieber Graf, sind Sie bei uns eingeführt, und je öfter Sie kommen, desto angenehmer wird es uns sein. Hier allerdings leben wir noch ein wenig beschränkt, ich lasse eben mein altes Haus, draußen im Grünen, repariren und einen neuen Anbau machen; wenn das erst fertig ist, werden

Sie eine freundlichere Häuslichkeit bei uns finden, so lange müssen wir uns freilich behelfen, und wenn Sie schon länger in Amerika sind, werden Sie auch nichts Außerordentliches darin sehen."

"Der hat sich schon in allen Ecken und Winkeln herumgetrieben," lachte Düben, „mit den Indianern gejagt, die größte Arbeit gethan und Gott weiß! was sonst noch durchgemacht; verwöhnt wird er deshalb schwerlich sein."

"Dann desto besser," nickte Böding freundlich, „dann werden Sie sich bei uns desto wohler fühlen."

Er hatte jetzt aber viel zu thun. Claret und Eis wurde beordert, Cigarren mußten herbeigebracht werden und Feuer dazu, und Wolf wurde indessen durch den unermüdblichen Düben der andern Gesellschaft gewissenhaft vorgestellt. Diese bestand aus etwa zehn Personen, die sich heute so zahlreich eingefunden, weil Jeder eigentlich das Bedürfniß fühlte, sich über die heutigen Vorgänge in der Stadt, die sehr leicht eine bedenkliche Wendung hätten nehmen können, auszusprechen. Wolf hörte auch wohl die Namen Derer, mit denen er bekannt gemacht wurde, aber nur wie aus weiter Ferne, in unverständlichen Lauten zusammenfließend, und wie die Ceremonie nur eben vorbei war, hätte er um Alles in der Welt auch nicht einen einzigen wiederholen können. Er begriff nur, daß sich das Gespräch um die Negerrevolte drehte, von der schon natürlich die tollsten und unwahrscheinlichsten Gerüchte Verbreitung gefunden hatten.

Wolf saß stumm daneben, und nur wie ein aufgestörter Dienenschwamm summten die Worte an seinen Ohren vorüber, und die Leute, die sich im Zimmer bewegten, schienen in einem förmlichen Regenbogenglanz zu stehen. Er sah auch dabei, aber ebenfalls nur in undeutlichen Umrissen, wie sich Laura — Frau Böding — im Zimmer umherbewegte, mit Diesem oder Jenem freundlich sprach, auch lachte, und sich jetzt neben einer von den Damen auf dem Sopha niedertieß und mit ihr plauderte.

Nun erst, als er seinen eigenen Namen dicht neben sich nennen hörte, kam er wieder zu sich selber, wenigstens so weit, um auf das zu achten, was um ihn gesprochen wurde.

Es war Düben, der sein eigenes Abenteuer heute erzählte und den Grund nannte, weshalb er ihn hierher geführt. Böding reichte gerade die Cigarren herum und kam auch jetzt zu Wolf, um ihm eine Havana anzubieten.

„Ein junges Mädchen? Eine Quadrone?“ rief er dabei, „die jetzt Hülfe bedarf und eine Familie sucht? Sapristi! das träfe sich ja vortrefflich. Laura, hast Du gehört? Düben hat uns ein junges Mädchen aufgegabelt, und wenn wir die bekommen könnten, wären wir ja aus aller Sorge. Ich sage Ihnen, Düben, Mädchen sind jetzt hier zu bekommen wie Sand am Meer, aber — bei den meisten hat man genug, wenn man sie nur ansieht, und ich möchte von allen denen, die mir vorgekommen sind, wahrhaftig keine einzige ins Haus nehmen und ihr das Geringste anvertrauen. Wo steckt sie, Düben?“

„Graf vom Berge ist da die einzige Quelle,“ sagte dieser; „er hat sie aus dem Gewirr der Kämpfenden, wie ein ächter Cavalier, herausgeführt und zu ihrer alten Pflegerin gebracht, und kann allein sie Ihnen zuführen. Nicht wahr, Wolf, Du weißt, wo sie ist?“

Wolf, so direct angerufen, fühlte in diesem Augenblick, wie völlig gedankenlos er dageessen. Was mußte nur die Gesellschaft von ihm denken. Aber war das in der That Wahrheit, was er eben erlebt? Wirklichkeit? War diese Frau Böding, die in jedem Zug und Wort seiner Laura glich — aber es schien ja doch undenkbar, und er sollte hier mit ihr zusammentreffen? Lächerlich. Wie dem aber auch sei, er durfte sich jetzt nicht linksich wie ein abgekanzelter Bauerntölpel benehmen, nicht der Frau gegenüber, deren Blick schon wieder fest auf ihm haftete und nur schen zur Seite wich, als sie dem seinigen begegnete. Gewaltfam richtete er sich empor — das Anzünden der Cigarre gestattete ihm wenigstens Momente, um sich zu sammeln, und seine Gedanken jetzt nur auf den einen Punkt richtend, sagte er:

„Wenn ich selber Familie hätte, würde ich das arme verlassene Kind augenblicklich in mein Haus nehmen. Ihr Pfleger-vater wurde heute in nichtswürdiger, feiger Weise von einem amerikanischen Buben erschossen, der sich dann in rascher

Flucht seiner Strafe entzog. Ich brachte die Unglückliche zu der Frau des Ermordeten und war dort Zeuge des Jammers."

"Und können wir sie nicht einmal sehen und sprechen?" sagte Böding. „Wir brauchen ein solches Wesen nothwendig im Haus, und ich hätte sie lieber noch heute Abend hier als morgen."

"Ich glaube nicht, daß das arme Kind heute Abend noch das schützende Dach der alten Frau verlassen würde, noch dazu von einem Fremden geführt, aber morgen früh stehe ich Ihnen mit Freuden zu Diensten."

"Und Sie wollten sich wirklich selber bemühen, lieber Graf?"

"Ich muß selber gehen, denn ich wüßte nicht einmal, wie ich das Haus genau beschreiben sollte. Ich habe selbst den Namen der Straße vergessen, weiß aber, daß ich sie sehr leicht wieder auffinden würde."

"Darf ich dann eine Bitte an Sie wagen?"

"Mit großer Freude, wenn ich Ihnen und dem armen Kind dienen kann."

"Wie wäre es denn, wenn Sie morgen früh mit meiner Frau hinausführen? Frauen haben darin stets einen sichern Blick."

"Aber wäre es nicht besser, Carl, sie hierher kommen zu lassen?" unterbrach ihn die junge Frau rasch. „Mir wäre es viel lieber, daß Du sie auch sähest, denn es ist das doch eine zu wichtige Sache."

"Ich werde sie Ihnen hierher bringen," sagte Wolf ruhig; „das arme Kind ist jetzt noch von Entsetzen erfüllt und niedergebrückt, und wird erst hier in Ihrer freundlichen Umgebung und von herzlichen Worten angesprochen aufthauen."

"Aber ich weiß nicht, bester Herr Graf," sagte Böding verlegen, „wie ich eine solche Güte auch nur von Ihnen annehmen könnte. Es heißt das doch ein gefälliges Anerbieten gleich auf die schönste Weise mißbrauchen."

"Ich werde Wolf dahin begleiten," sagte Düben rasch, „wir haben uns überhaupt viel zu erzählen; die kurze Zeit, die wir noch beisammen sind, können wir deshalb

gar nicht besser anwenden und thun außerdem ein gutes Werk."

Das Gespräch wandte sich wieder nach anderer Richtung, und Frau Böding unterhielt sich eben mit ihrer Nachbarin, einer sehr lebhaften Creolin, als Düben zu Wolf trat, seinen Arm ergriff und leise zu ihm sagte:

"Aber, Wolf, was um Gottes willen hast Du nur? Träumst Du mit offenen Augen? Wie kommst Du mir nur heute Abend vor? und nicht allein mir, nein auch Anderen ist es schon aufgefallen. Du bist ja plötzlich ganz wie ausgewechselt, und sonst der Lebhafteste von Allen, stierst Du entweder vor Dich nieder, oder andere Menschen an, daß sie gar nicht wissen, was sie davon denken sollen."

"Ich will Dir etwas sagen, Düben," lachte Wolf, indem er seine Hand auf dessen Arm legte, „ich -- begleite Dich auf Deiner Jagdtour nach Arkansas, und nebenbei -- bin ich einfach verrückt geworden."

Düben sah ihn erstaunt an. „Nun," meinte er endlich, „so lange Du dazu lachst, lasse ich es mir schon gefallen und es wird zu ertragen sein; aber wie kommst Du jetzt auf Arkansas?"

"In diesem Augenblick kann ich Dir nichts erklären, Düben," sagte der junge Mann kopfschüttelnd. „Ich gebe Dir mein Wort, es geht Alles hier im Kreis mit mir herum, und wenn ich noch nicht verrückt geworden bin, so muß ich es nothwendig in der allernächsten Zeit werden. Glaubst Du an Zauberei, Doppelgänger, Geistererscheinungen, Kobolde und dergleichen Dinge, oder hast Du vielleicht die Märchen der tausend und eine Nacht gelesen?"

"Ich will Dir etwas sagen, Wolf," erwiderte Düben, der ihn erstaunt und besorgt betrachtete, „ich glaube in der That an den Sonnensich, und wenn Du Dich unwohl fühlst, so wollen wir lieber gehen und Du kommst heute Abend mit zu mir."

"So weit ich es beurtheilen kann," bemerkte Wolf, aber mit einer eigenen bittern Ironie im Ton, „befinde ich mich körperlich vollkommen wohl; doch, was ich Dich fragen wollte:

weißt Du vielleicht, was Frau Böding für eine Geborene ist und woher sie stammt?"

"Nein, ich habe nie danach gefragt."

"Und kannst Du es nicht erfahren?"

"Nichts leichter als das; kennst Du sie von früher?"

"Es kam mir fast so vor," lächelte Wolf, aber wieder zuckte der schmerzliche Zug um seine Lippen, — „doch tann ich mich irren."

"Nun, wir wollen sehen, aber jetzt sei auch wieder heiter. Wetter noch einmal! Wolf, ich glaube seit wir hier sind, hast Du, außer wo das Gespräch auf Deinen Schutling kam, noch keine zehn Worte gesprochen. Was müssen denn nun die Leute von Dir denken?"

"Bitte, erkundige Dich," drängte Wolf, „ich sage Dir auch nachher, weshalb."

Düben drehte sich langsam dem Zimmer wieder zu und schritt in die andere Ecke hinüber, wo er Böding stehen sah, der eben einem Diener Befehle gab, Erfrischungen herbei zu bringen.

"Nun, Düben, wie ist das? Sie rauchen ja noch nicht, Mann; oder wollen Sie vorher erst noch etwas essen, dann gedulden Sie sich nur einen Augenblick, wir bekommen gleich. A propos, sagen Sie mir einmal, ist Ihr Graf immer so gesprächig? Der steht ja dort fortwährend allein am Fenster. Doch nicht etwa vornehm? Das sollte mir leid um ihn thun, denn dann würde er ein sehr langweiliges Leben hier in New-Orleans führen."

"Der? wahrhaftig nicht," sagte Düben; „es ist einer der ungezwungensten und prächtigsten Menschen, die ich kenne."

"Erst seit Kurzem in Amerika?"

"Oh, schon seit langen Jahren, und wirklich eine ganz romantische Geschichte. Denken Sie sich, Böding, sein Vater, der alte Graf vom Berge, ein sehr aristokratischer Herr, wollte die Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen nicht dulden, beide Leuten waren auch noch sehr jung, und als der Alte droht, seinen Sohn zu enterben, setzt sich der auf ein Schiff, geht nach Amerika und arbeitet sich hier von der Pike auf

empor, bis er sich selber ein Vermögen erworben hat und den Alten nicht mehr braucht — und nun will er heim und seine Braut haben.“

„Alle Wetter, das ist romantisch,“ sagte Böding, „und die Braut hat auch so lange auf ihn gewartet? Dann ist es wohl jetzt das Heimweh, was ihn so still macht — ich glaubte wirklich, daß er stolz und vornehm wäre.“

„Das wahrhaftig nicht. Aber was ich Sie schon lange einmal fragen wollte, Böding, wo haben Sie Ihre liebe Frau kennen lernen und was ist sie für eine Geborene?“

„In Coblenz lernte ich sie kennen, wo ein Bruder von mir wohnt. Sind Sie in Coblenz bekannt?“

„Nein, gar nicht.“

„Sie ist die Tochter eines Professor Rautenfranz, ein lieber, prächtiger Mann.“

„Rautenfranz?“ sagte Düben nachdenkend, „wo habe ich denn den Namen nur erst ganz kürzlich gehört? — Rautenfranz —“

„Lieber Gott, man hört hier in Amerika so viele Namen, daß sie Einem nachher wie die bunten Glassplitter in einem Kaleidoskop durcheinander fahren und man, wenn man darüber nachdenkt, nie das Richtige wieder zusammenfindet. Aber Sie entschuldigen mich einen Augenblick, ich muß nach dem Wein sehen, oder die Leute machen mir Dummheiten;“ und fort schoß er in die andere Stube hinein.

Eine der jungen Damen hatte sich indeß wieder an das Clavier gesetzt und spielte einen Walzer.

„Ach, beste, liebste Frau Böding,“ sagte da Düben, der jetzt zu der Wirthin trat, „wenn Sie mir nur heute Abend eine Bitte erhören wollten.“

„Und was hätten Sie zu bitten?“ lächelte die junge Frau.

„Wenn Sie uns nur noch einmal das wunderhübsche Lied: „Von der Straße her ein Posthorn klingt“, singen wollten.“

„Ich sang es vorher.“

„Ja, aber wir hörten nur noch eben die letzten Töne, als wir den Garten betraten. Wir langten hier genau zur rechten Zeit an, um zu spät zu kommen. Sie wissen, ich bin

sonst immer der Letzte, der Sie quält, denn ich —
 Einen zum Gesang erst das eigentliche Bedürfniß haben.
 wenn man selber Freude daran haben will; aber machen Sie
 heute einmal eine Ausnahme, von zu Liebe, denn ich habe
 meinem Freund Wolf so viel danken zu sagen und Sie werden
 mich nicht Lügen strafen.“

Die junge Frau hatte, während Däben sprach, mehrmals
 die Farbe gewechselt, ohne daß es die in einer Arglosig-
 keit bemerkte; aber ihre Augen bligten — von zarten Lippen
 preßten sich fest zusammen und mit einem halben Lächeln sagte
 sie endlich:

„Wenn Sie mich so bitten, kann ich wirklich nicht
 widerstehen, obgleich ich Ihnen lieber — ein anderes Lied
 gesungen hätte. Was sagen Sie z. B. zum Gellkönig?“

„Ach, liebe, beste Frau den singen Sie ja auch ganz be-
 zaubernd, aber heute nur noch das Posthorn — bitte, bitte!“

„Schön,“ sagte Frau Böding, indem sie aufstand und
 mit raschen Schritten zum Clavier trat, das die andere Dame
 eben wieder verlassen hatte, „Sie sollen diesmal Ihren
 Willen haben.“

„Und nehmen Sie meinen tausendfachen Dank dafür.“

„Seien Sie mir nicht böse, meine Damen,“ wandte sich in
 diesem Augenblick Frau Böding an die Versammelten, „wenn
 ich Sie heute Abend zum zweiten Mal mit ein und demselben
 Lied quäle, aber Herr Däben hat mir keine Ruhe gelassen,
 und deshalb auf sein Haupt die Verantwortung.“

„Sie singt uns noch einmal: „Von der Strafe her ein
 Posthorn klingt“,“ flüsterte Däben rasch dem Freunde zu, als
 er an seine Seite glitt. „Du hast nie etwas Himmlischeres
 gehört.“

„Du sprachst vorher mit Herrn Böding, hast Du ihn
 vielleicht gefragt?“ sagte Wolf; aber seine Stimme klang hei-
 ßer und er brachte die Worte kaum über die Lippen.

„Gewiß,“ sagte Däben unbefangen. „Sie stammt aus
 Coblenz — ihr Vater ist Professor dort und heißt — warte
 einmal, wie war doch der Name — ja so — Rautenkranz.“

Wolf lachte. „Das ist ja wirklich ein merkwürdiges —“

„Nä!“ flüsterte ihm aber Düben zu, „sie beginnt!“ Und leise zu einem Stuhl tretend, stützte er sich auf diesen.

Frau Böding begann mit ihrer Klang- und seelenvollen Stimme das Lied, und hatte sie es je mit Gefühl gesungen, so war das heute. Kein Laut regte sich auch in dem Raum, kein Flüstern wurde selbst gehört, und als sie endlich schloß: „mein Herz! mein Herz!“ da brach der Jubel los in nicht endenwollendem Beifall.

„Nun, was sagst Du dazu?“ frug Düben, sich jetzt gegen den Freund zurückwendend, „hast Du —?“ Er sah sich überall erstaunt im Zimmer um, Wolf mußte es aber vor Beendigung des Gesanges verlassen haben, er war nirgends mehr zu entdecken. Auch Frau Böding hatte, als sie sich mit lächelndem Dank gegen die Gäste verbeugte, den Blick rasch umherschweifen lassen, und wieder und wieder flog er durch den kleinen Raum, aber Wolf war verschwunden und ließ sich auch an dem Abend nicht wieder sehen.

Es geschieht manchmal.

In New-Orleans war der Tumult des vorigen Tages allerdings unterdrückt, aber die Ruhe noch keineswegs wieder hergestellt, denn die Neger glaubten — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — daß alle ihre ihnen versprochenen Rechte auf das Aeußerste gefährdet sein würden, wenn man schon in den ersten Tagen anfang, ihnen einzelne derselben zu verkümmern. Es gab gerade in New-Orleans viele wohlhabende freie Neger und Mulatten, die bis jetzt schwer den Druck gefühlt hatten, der auf der ganzen Race lag. Dursten doch auch sie in keinem Hôtel einkehren, auf keiner Street car fahren und blieben von jedem gesellschaftlichen Verkehr mit den Weißen ausgeschlossen. Daß sich der letztere nicht erzwingen ließ, fühlten sie allerdings gut genug und trachteten auch wohl kaum danach, denn was anders als Demüthigungen konnten sie davon erwarten? Anders war es aber mit der Straßeneisenbahn, deren Benutzung ihnen nur der Uebermuth der Weißen wehren konnte — wenn sie es sich selber gefallen ließen. Sie beanspruchten aber da, wo sie den vollen Preis bezahlen mußten, auch das volle Recht, und da sie recht gut wußten, daß die jetzige Regierung darin auf ihrer Seite stand, beschloßen sie auch, nicht nachzugeben.

Bisher war in diese Straßeneisenbahn-Karren nur selten ein Neger eingestiegen. Da es ihnen bis zum Schluß des

Krieges verboten gewesen, hatten sie das Bedürfniß einer solchen Bequemlichkeit noch nicht kennen gelernt, und drängten sich auch Anfangs nicht dazu. Es genügte ihnen, daß man ihnen das Fahren nicht verweigern konnte; jetzt sollte das plötzlich geschehen, und nun begann der Widerstand.

Ausgewaschene Neger zeigten sich am nächsten Morgen nicht mehr auf der Straße, und wo sich irgend ein rauschlustiger Weißer der farbigen Race blicken ließ, wurde er von seinen eigenen Stammesgenossen, die da eine ganz vortreffliche Aufsicht hielten, gleich in aller Freundlichkeit bei Seite gebracht. Die Weißen sollten keinen Vorwand haben, gegen sie einzuschreiten; wo sich aber Strasseneisenbahnen befanden, wimmelte es von Farbigen — ruhige Spaziergänger, nichts weiter, die auch von den durchziehenden Patrouillen der Unions-Soldaten nicht im Geringsten belästigt wurden — eben so wie sie keinem Andern etwas in den Weg legten. Aber es lief auch an dem Tage kein Waggon der sehr stark besetzten Linie, in den nicht zwei oder drei Farbige, theils Männer, theils Frauen, einstiegen, wobei sie ihr Fahrgeld stets pünktlich entrichteten, und die Soldaten, die bald hinter die Demonstration kamen, lachten darüber. Sie haßten selber das aristokratische Volk des Südens. Sie hatten den Negern ihre Menschenrechte mit errungen, und es war immer eine ganz deutliche Mahnung für die Baumwollen-Barone und deren Anhang, daß die durch sie gegebenen Gesetze nicht mehr galten und sie sich jetzt den neuen Anordnungen fügen mußten.

Die Patrouillen durchzogen die Stadt den ganzen Tag, und die Weißen fühlten sich wohl sicher, daß die Neger oder Farbigen keine Excesse mehr verüben würden, aber sie wagten eben so wenig irgend einem von ihnen den Platz in einer Street car streitig zu machen, und der Sieg war errungen. Die Todten aber lagen draußen in Pottersfield, und die heiße Sonne des Südens brannte auf ihre Gräber nieder.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, als Wolf vom Berge seinen Freund Düben in dessen Wohnung aufsuchte.

„Aber um Gottes willen, Wolf, wohin warst Du gestern Abend auf einmal gerathen? Alles hat nach Dir gefragt, und die Damen besonders schienen ein wenig piquirt darüber,

als ob Dir die Gesellschaft nicht vornehm genug gewesen wäre."

"Mein lieber Düben," lächelte Wolf wehmüthig, "ich habe mit Negern und Mulatten, vor einem Baumwollenballen als Tisch, mein Diner von einem blecherne Teller verzehrt, und mir kann wahrhaftig kein Mensch Hochmuth vorwerfen, aber — mir wurde nicht wohl."

"Du siehst allerdings blaß aus."

"Der ganze Saal fing an sich mit mir zu drehen, und da hielt ich es für besser, die frische Luft aufzusuchen."

"So hast Du Frau Böding's Lied gar nicht angehört?"

"Doch," sagte Wolf leise, "oft und oft."

"Oft und oft?" rief Düben erstaunt.

"Komm her, Düben, nimm Deinen Hut und laß uns gehen, um vielleicht dem armen Quadrantenkind Hülfe zu bringen. Es ist noch kühl heute Morgen; unterwegs sollst Du dann Alles erfahren und — wir haben auch noch manches Andere zu besprechen."

"Was hast Du nur, Wolf?" sagte der junge Maler erstaunt. "Du bist heute Morgen so sonderbar, siehst auch so übernächtigt aus. Ist Dir wirklich nicht wohl?"

"Dem Schwindel gestern folgte ein heftiger Kopfschmerz, der zum Theil noch anhält. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, aber es wird jetzt in der freien Luft besser werden. Komm nur, sonst brennt nachher die Sonne zu heiß."

"Und wollen wir keinen Omnibus nehmen?"

"Nein, wir wollen lieber gehen. Wir können in dem rasselnden Omnibus nicht mit einander reden."

"Wie bist Du nur heute, Wolf?" sagte der junge Mann, als sie mit einander die Straße hinabschritten, "so sonderbar — so ernst, und warst doch noch gestern, selbst als wir zu Bödings gingen, so ganz anders — so heiter — so glücklich. Hast Du etwa Briefe von zu Haus bekommen?"

"Erinnerst Du Dich noch," sagte Wolf, ohne die Frage zu beantworten, "daß ich Dir sagte, ich hätte seit langer Zeit keine Nachricht von daheim bekommen? — nicht wahr? So lange jetzt der Krieg dauerte, war das auch nicht gut möglich."

Ich konnte wohl schreiben, aber wohin hätte ich sollen einen Brief adressiren lassen, da wir ja selber nicht wußten, wohin wir dirigirt wurden. Allerdings hatte ich in Deutschland Auftrag gegeben, alle für mich bestimmten Briefe nach Cincinnati am Ohio und zwar poste restante zu senden, damit ich sie dort später vorfände, aber — es war nichts eingelaufen, und die einzige Erklärung blieb für mich die, daß in dieser unruhigen Zeit auch meine Briefe vollständig verloren gegangen wären. Ich beschloß deshalb, ohne Weiteres nach Deutschland selber zurückzureisen und meine Braut von dort abzuholen, denn daß mein Vater seine aristokratischen Vorurtheile je ablegen würde, daran durfte ich nicht denken.“

„Und sollte er es nicht, nachdem er Dich so lange entbehrt?“

Wolf schüttelte langsam den Kopf. „Nein,“ sagte er, „ich fand einen Brief in Cincinnati vor von meiner Schwester, nach dem aber ist mein Vater noch immer außer sich, daß ich den Namen seiner Ahnen entehre, wie er es nennt, weil ich — Du wirst lachen, wenn ich Dir den Grund nenne — für schmutzige Republikaner gearbeitet hätte.“

„Es ist schwer, solche Vorurtheile zu besiegen.“

„Es ist unmöglich, wenn sie erst einmal so verknöchert sind. Arbeit schändet nicht! — das ist das Segenswort der Vereinigten Staaten, das hat sie so groß und blühend gemacht, und läßt sie wachsen von Jahr zu Jahr, zu dem mächtigsten Reich der Erde, und das hat uns selber bis jetzt in Deutschland so zurückgehalten und ein so gewaltiges Proletariat bei uns ins Leben gerufen — ein Proletariat, das durch alle Gesellschaftsklassen reicht. Doch das ist es nicht, wovon ich mit Dir reden wollte. Ich war also mit mir, wie ich Dir noch gestern sagte — im Reinen und wollte mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland zurück.“

„Und willst Du das nicht mehr?“

„Nein, weshalb auch, da meine Braut ja schon herübergekommen ist.“

Düben sah den Freund rasch und erschreckt an, sein ganzes Benehmen war so sonderbar, an ihm so außergewöhnlich. Diese ganze ironische Ruhe paßte gar nicht zu sei-

nem Charakter, und die Worte — er begriff noch alle dem keine Silbe.

„Deine Braut ist herübergekommen, Wolf?“

„Ja gewiß. Du kennst sie ja auch — Frau Pöding.“

„Wolf!“ rief Düben erschreckt und riß seinen Arm aus dem des Freundes.

„Und wie oft hat sie mir,“ fuhr Wolf weich fort, ohne die Bewegung Düben's zu beachten, „das liebe Lieb vorgefungen, ehe ich von ihr schied: „Von der Straße her ein Posthorn klingt“, und wie mich gebeten, daß ich nie vergessen soll, ihr zu schreiben.“

„Wolf, träumst Du oder wachst Du?“ rief Düben bestürzt aus.

„Das hab' ich mich gestern auch gefragt,“ nickte Wolf langsam mit dem Kopfe, „denn ich konnte mir nicht denken, daß das Wirklichkeit und Wahrheit sei; aber es ist Alles in Ordnung, Alles so wie es von jetzt an sein muß und nichts mehr daran zu ändern. Fast neun Jahre habe ich daran gearbeitet, mir selber eine Stellung im Leben zu erkämpfen und meinen Hausstand mir zu gründen. Jetzt habe ich Alles, nur die Hausfrau ist mir unter der Hand abhanden gekommen und hat, wahrscheinlich aus Versehen, einen Andern geheirathet.“

„Wolf! ist das möglich, ist das denkbar?“ rief Düben bewegt.

„Es ist wenigstens Thatsache,“ sagte der junge Mann in voller Ruhe, „wenn ich es selber auch noch nicht begreife. Es wird aber wohl Alles in Ordnung sein, Düben, und wenn Du so weit bist, so denke ich, machen wir einen fröhlichen Jagdzug nach Arkansas hinein, wo ich Dir vielleicht in mancher Hinsicht von Nutzen sein kann, da ich dort viele Bekannte habe, vorausgesetzt nämlich, daß sie der blutige Krieg nicht hinweggerafft.“

„Und hat sie Dich erkannt?“ fragte Düben leise.

Wolf lachte. „Und hast Du das nicht an ihrem Blick gesehen? Wir behandelten uns aber, wie Du mir zugestehen mußt, mit der größten Höflichkeit; es wurde keine Horn der Eitelkeit verletzt, und ich fing an mich schon ganz behaglich zu

fühlen, — nur das Lied," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „wie sie das Lied begann, wie ihre Stimme anschwell, wie die Erinnerung an jene Stunden — Er kam nicht weiter; die Worte quollen ihm in der Kehle und er rang eine Weise mit sich, um seiner Gefühle Meister zu werden, was ihm denn auch bald gelang. Aber die bittere Stimmung war von ihm gewichen mit dem verbissenen Ingrim, der in ihm schlummerte. Die Erinnerung an das Lied weckte andere Erinnerungen in seiner Seele, und mit weicher Stimme fuhr er fort: „Wie ich die Frau geliebt, Dübén, kann ich Dir nicht sagen. Ich bin keinen Abend eingeschlafen, ohne ein „Gott schütze sie“ zu beten, und habe ich je dabei an mich selber gedacht? — Aus der Kinderzeit leben noch oft alte heimische Sagen in unseren Herzen, wenn z. B. eine Sternschuppe fällt, soll man sich rasch etwas wünschen. Wie viel tausend habe ich in den langen Jahren fallen sehen, und keine konnte verlöschen, ohne daß die Lippen nicht unwillkürlich murmelten: Laura, mein Weib! — Ich kannte kein weiteres Ziel, keine größere Seligkeit. Wie oft war ich bei meinem bewegten Leben in Gefahr, selbst im Toben der Schlacht, wenn die Kameraden rechts und links stürzten, um nicht wieder aufzustehen — nur der eine Gedanke lebte dann in mir: Laura! Gott sei Dank, sie ist jetzt sicher. In wie viel feurige Augen hab ich geschaut, kalt und unbewegt, denn neben ihnen sah ich stets das liebe, liebe Lächeln meines Mädchens, den sanften, heiligen Blick, das treue blaue Auge; ich dachte nur an sie, träumte nur von ihr, und da," unterbrach er sich, indem er stehen blieb, einen Zettel aus seiner Brieftasche nahm und ihn Dübén entgegenhielt, „stehst Du die zahllosen kleinen Striche, die ich darauf angemerkt? Das sind die Tage, die mich noch von ihr trennten, alle fast durchstrichen und einige zwanzig oder dreißig noch, und jeden Abend machte es mich glücklich — oh so glücklich, wenn ich wieder einen fortstreichen konnte aus der Liste und an die Stunde dachte, wo ich den letzten tilgen würde — und jetzt? —“

Er riß das Blatt auseinander, wieder und wieder, und streute die Stücke in die Luft.

„Da," sagte er, „da fliegen meine Träume und Hoff-

nungen — da flogen meine Luftschlösser von Glück und Häuslichkeit, von Liebe und Treue — sich, wie sie der Lustzug hinauf in die Bäume wirbelt und hinaufführt da und dort hin. Das sind menschliche Berechnungen."

"Armer Wolf," sagte Düben leise und bewegt, „aber wie war das möglich?"

"Und das fragst Du mich? Aber laß die Gedanken jetzt — vorbei! Es ist Alles vorbei und ich bin ein Freiherr geworden, wie es keinen weiter in dem weiten Lande giebt. Jetzt ist der Wald meine Heimath. Komm mit mir nach Arkansas, Düben, und Du sollst sehen, welch ein freies, tolles Leben wir da finden. Doch hier," unterbrach er sich, indem er stehen blieb und das Terrain umher überschaute, „müssen wir unserem Ziele nahe sein. Das — wenn ich nicht irre, ist die Straße, die zwischen die Gärten hinausführt. Ja, an der Palme hier erkenn' ich den Platz, und an jener Mauer, über welche die breiten Lianenblätter herüberschauen. Komm, jetzt haben wir nur noch wenige hundert Schritt und finden dann das arme Kind."

Düben erwiderte kein Wort; das eben Gehörte hatte ihn so erschüttert, daß er nicht wagte, das Schweigen zu brechen, und Wolf selber fuhr nach einer kurzen Weile in ganz ruhigem Ton fort:

"Wie sonderbar eigentlich in der Welt die verschiedenen Schicksale zusammengreifen, und wie sich eins aus dem andern entwickelt, ohne daß wir einen Zusammenhang dazwischen ahnen. Ich wollte, aus langer Weile eigentlich, wie ich damals glaubte, nach dem See hinausfahren. — Aus langer Weile? — Ja wohl — ich wußte gar nicht daß ich mußte, denn dort fand ich, oder auf dem Wege dahin, das arme unglückliche Wesen, und nur durch sie, in dem Wunsch ihr zu nützen und zu helfen — Laura. Du glaubst zu schieben, und Du wirst geschoben, sagt das nicht der Mephistopheles im Faust? — Du glaubst zu schieben, und Du wirst geschoben. Wir glauben hier in der Welt selbstständig zu handeln, ja wir sind stolz auf unsern freien Willen, unsere Charakterfestigkeit, und wenn wir die ganze Sache bei Licht besehen, so haben wir am Ende nur gethan, was wir thun mußten, weil wir

es eben nicht ändern konnten. Vah, Gedanken, Grübeln — Pläne machen, Hoffnungen hegen und sich auf einen Zeitpunkt freuen — Unsinn! Wir wissen nicht einmal, ob selbst die nächste Viertelstunde noch unser ist. — Doch da sind wir! Siehst Du das kleine Haus da vor uns?"

„Aus dem eben die Frau oder das Mädchen tritt?"

„Dasselbe. Dorthin brachte ich gestern die arme Waise — ein Nigger, wie die Buben in dem Fuhrwerk sagten, und doch so weiß wie wir und engelschön. Bring Du sie zu Bödings, Düben, Laura wird gut mit ihr sein, denn ihr Herz ist weich und ich weiß, daß sie kein Unrecht leiden kann."

„Und willst Du uns nicht begleiten?"

Die Antwort wurde ihm abgeschnitten, denn das Mädchen, das eben jenes bezeichnete Haus verlassen hatte, war ihnen gerade entgegen gekommen und hatte sie jetzt erreicht. Sie schlug auch die Augen nicht auf, als sie die Fremden auf der Straße sah, sondern hielt sie fest am Boden und wick ihnen sogar in einem weiten Bogen auf dem Fußweg aus, um durch den Staub des Fahrweges ihre unge störte Bahn zu suchen.

„Hebe," sagte da Wolf, der sie schon kurz vorher bemerkt, aber nicht gleich erkannt hatte, „sind Sie das nicht?"

Düben's Blicke hingen ebenfalls an ihr; es war etwas so Auffallendes, daß eine weiße Dame ein paar Herren in solcher Weise auswich, als ob sie sich am hellen Tag vor ihnen fürchte. Es entging ihm dabei, denn er sah im ersten Moment nur nach ihrem Gesicht und den wunderbar lieben Zügen, daß sie ein, wenn auch modern gemachtes, doch nur sehr dürftiges Kattunkleid und nicht einmal Handschuhe trug, ohne welche eine weiße Dame kaum auf die Straße gegangen wäre.

Hebe hatte bei Nennung ihres Namens den Blick rasch gehoben und den Fremden erstaunt angesehen; sie erkannte ihn wohl nicht einmal gleich, aber im Nu färbte sich ihr liebes Antlitz; sie grüßte ehrfurchtsvoll und wollte dann ihren Weg fortsetzen, aber Wolf ließ sie nicht.

„Mein liebes Kind," sagte er freundlich, „erinnern Sie sich, was ich Ihnen gestern gesagt habe: ich wollte mir Mühe

geben, einen Platz in einer Familie für Sie auszufinden? Ich habe jetzt wenigstens, mit Hülfe dieses Herrn, die Aussicht zu einem solchen, oder — komme ich zu spät, denn ich sehe, Sie tragen da ein Bündel in Ihrer Hand. Wohin wollen Sie?"

Hebe trug allerdings ein kleines, in ein buntes Tuch geschnürtes Paket in der Hand, und bei der ersten Anrede war es auch noch Anfangs, als ob sie sich der Unterhaltung mit dem Fremden scheu entziehen wolle. Aber er war getrennt so gut und freundlich mit ihr gewesen, ganz anders wie sonst die jungen Weissen, und als sie endlich seine Worte verstand, senkte sie den Kopf und sagte leise und wehmüthig:

„Wohin ich will? — Ich weiß es selber nicht — Tante Pitt ist so böse auf mich gewesen. Sie hat mir gesagt, daß ich an Onkel Pitt's Tode schuld sei und sie mich nicht länger im Hause haben wolle, und nun — will ich sehen, wo ich Arbeit und — gute Menschen finde.“

„Und wenn wir Ihnen das Beides bieten und zwar in einer deutschen Familie?"

Hebe sah den Redenden scharf und forschend an; es lag immer noch Mißtrauen in dem Blick; denn so jung sie war, hatte das arme Kind doch wohl schon manche Erfahrung gemacht, nicht Jedem zu trauen, der sich ihr mit glatten Worten nahte.

„Eine deutsche Familie?" sagte sie endlich leise.

„Und liebe gute Menschen, die keinen Haß gegen die farbige Race haben und sie nicht verachten.“

„Und Sie wollen mich dorthin führen?"

„Wenn auch ich nicht," sagte Wolf, mit einem eigenen Ausbruch in den Zügen, „doch mein Freund hier, ein braver, wackerer Mann, der mit der Familie eng befreundet ist und dem Sie sich sicher anvertrauen können," setzte er rasch hinzu, als er sah, wie des Mädchens Blick scheu zu Dübén hinüber flog. Und wie ernst und forschend hasteten die großen blauen Augen auf dem jungen Vater, der dem Blick aber frei und treuherzig begegnete. Doch das dauerte nicht lange. Hatte das Kind schon so viel Menschenkenntniß, daß sie in den

Augen lesen konnte? Aber wie sie Däben nur für Momente betrachtet, sagte sie ruhig:

„Ich will mit ihm gehen, und Gott wird es ihm lohnen, wenn er einer armen Waise Gutes thut.“

„So kommen Sie, Kind,“ sagte Däben freundlich, „folgen Sie uns getroßt, und ich hoffe bestimmt, daß wir Ihnen einen Platz zuweisen können, wo Sie sich wohl und heimisch fühlen werden.“ Und langsam schritten die beiden jungen Leute den Weg zurück, den sie eben gekommen.

„Ich werde Euch bis in die Nähe von Vöding's Haus begleiten,“ sagte Wolf, als sie eine kurze Strecke gegangen waren, „und das Schicksal des armen Kindes dann in Deinen und — Frau Vöding's Händen lassen.“

„Du willst ihr nicht wieder begegnen?“

„Wozu kann es nützen? und würde ihr gewiß nur peinlich sein. Man begegnet wohl nicht gern solchen Leuten wieder, die man —“ Er biß die Zähne fest zusammen, fuhr aber nicht in seiner Rede fort, und schweigend verfolgten Beide, von Hebe dicht gefolgt, eine Zeit lang ihren Weg.

„Und weißt Du auch, ob sie schuldig ist,“ nahm da Däben endlich wieder das Wort, „ja, ob sie Dich nicht selber dafür hält?“

„Mich?“ lächelte Wolf.

„Ja,“ sagte Däben, „ich kann Dir nur sagen, Freund, wenn sie gestern als eine Wort- und Eibbrüchige vor Dir gestanden hätte, so müßte ich doch etwas davon gemerkt haben; denn daß sich das kleine herzige Fräulein auf eine solche Weise verhalten könnte, glaube ich nicht. Sie mag Bewegung gezeigt haben, ja, das gebe ich zu, es kam mir selber fast so vor, als ob sie etwas bleicher als gewöhnlich ausgesehen hätte, aber es war doch so wenig, daß mir die Hauptsache vollständig entgangen ist. Und noch eins — wäre sie dann im Stande gewesen, Dir Dein Lieblingslied noch einmal vorzusingen? — Es müßte in dem Fall ein wahrer kleiner Teufel sein. Nein, Wolf, dahinter steckt etwas Anderes, und wenn ich Dir auch gestehen will, daß mich die Thatsache selber schon auf das Peinlichste überrascht, so ist doch meine kleine Liebe

Frau Böding nicht in dem Maße schuldig, als Du jetzt glaubst, und ein Verständniß wäre da für beide Theile nöthig."

"Und darfst ich das jetzt noch suchen?" sagte Wolf, langsam mit dem Kopfe schüttelnd; „nein, Däben, sie ist eines Andern Weib. Jeder Verkehr muß von da an zwischen uns Beiden aufhören, denn ein gleichgültiger ist nicht denkbar und ein anderer — Sünde."

Däben schritt schweigend eine Weile an seiner Seite dahin. — „Aber dann verzehrt Ihr Euch Beide Euer Lebenlang in Mißtrauen gegen einander. Ich verlange kein Begegnen, aber ich wollte, daß Ihr Euch nur ein einziges Mal gegen einander aussprechen könntet. Ihr würdet nachher ruhiger darüber denken."

"Weshalb?" sagte Wolf düster. „Die Thatfache liegt vor — das Schlimmste, was geschehen konnte, ist geschehen und die Kluft zwischen uns unüberschreitbar geworden. Mir that es nur leid, daß ich den guten, freundlichen Böding gestern durch meinen raschen Abschied kränken mußte, aber ich konnte nicht anders, Däben, beim ewigen Gott! ich konnte nicht. Als ich das liebe, unvergeßliche Lied wieder hörte, nach dem ich mich so oft und heiß gesehnt, und von der Stimme, und Laura dort sah, und nicht zu ihr — sie nicht an mein Herz pressen und ihr sagen durfte, wie ich sie geliebt, — wie ich sie noch liebe — da litt es mich auch nicht länger in den Räumen — ich mußte fort, und erst draußen im Dunkeln, in der freien Luft wurde mir besser — konnte ich mich sammeln und wiederfinden."

"Aber so darfst Du Bödings nicht verlassen," sagte Däben nach kurzem Grübeln. „Was soll er von Dir denken, was von mir, daß ich ihm einen so wunderlichen Menschen zugeführt? Und wenn ich ihm auch sage, daß Dir nicht wohl geworden wäre, so wird er mir das für den Augenblick glauben, aber dann doch jedenfalls erwarten, daß Du ihn, sobald Du hergestellt bist, einen Besuch machst. Komm jetzt mit mir — jetzt hast Du auch die beste Entschuldigung, ja eigentlich die Verpflichtung, ihnen Deinen jungen Schützling zuzuführen. Nimm wenigstens Abschied von ihnen und sage

Böding einige freundliche Worte; es ist ein gar so lieber, braver und auch tüchtiger Mann.“

„Wir quäsen uns unnützer Weise nur alle Beide.“

„Thu es mir zu Liebe.“

„Gut — aber morgen früh reise ich ab.“

„Wohin? Nach Deutschland?“

„Ich? Nach Deutschland?“ lachte Wolf bitter auf; „und was sollte ich dort? — In den Wald! Ich dachte, Du wolltest selber nach dem fernen Westen ziehen.“

„Ja gewiß — aber doch nicht jetzt, doch nicht so rasch, denn ich habe hier noch viel zu thun. — Bis die kranke Jahreszeit hier eintritt — so gegen Ende Juli, dachte ich hier zu bleiben.“

„Dann gehe ich Dir voran und schreibe Dir, wenn ich einen guten Platz gefunden habe. Doch — ist das nicht das Haus?“

„Ja,“ sagte Düben, der sich erst jetzt wieder nach ihrer Schutzbefohlenen, die ihnen demüthig folgte, umgesehen hatte. „Was für ein liebes, holdes Kind das ist, und nie im Leben hätt' ich ihr das Regerblut angesehen.“

„Es ist ein schwerer Fluch von diesem Land genommen,“ sagte Wolf ernst; „wir wollen hoffen, daß das neue Gesetz vernünftig von der einen Seite ausgeführt und mäßig von der andern benutzt wird — aber auf ein Uebergangsstadium müssen wir uns immer gefaßt machen. Doch da sind wir. Düben, mir schlägt das Herz fieberhaft in der Brust, wenn ich mir denke, daß ich ihr noch einmal gegenübertreten soll. Ich weiß nicht, ob Du mir recht gerathen hast.“

„Du laß' nicht anders, wenn Dein Benehmen nicht auf-fallen soll, und das willst Du doch nicht.“

„So laß' uns gehen, aber ich gebe Dir mein Wort, daß ich in diesem Augenblick mit größerer Freude wieder eine Schanze stürmen würde, als jetzt das Haus dort betreten — aber wenn es sein muß, dann nur kein langes Högern“ — und schon im nächsten Augenblick zog er selber die Thür- klinge.

„Hallo, Herr Graf,“ rief ihm Böding, der die Thür

öffnete, entgegen. — „Gestern Abend waren Sie uns durchgegangen.“

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, verehrter Herr,“ sagte der junge Mann, „aber die Stube hing an im Kreis mit mir herum zu gehen, und wenn ich nicht sofort die kühle Nachtlust aufsuchte, hätte ich Ihnen eine Scene bereitet. Ich bin bei solchen Gelegenheiten schon verschiedene Male ohnmächtig geworden.“

„Alle Wetter! so sehen Sie gar nicht aus. Guten Morgen, Düben — ah, da bringen Sie uns das junge Mädchen, von dem Sie gestern sprachen. Treten Sie ein, mein liebes Kind, fürchten Sie sich nicht, Sie sind hier bei guten Menschen, und ich zweifle nicht, daß Sie sich mit meiner Frau vertragen werden.“

Düben hatte Hebe die Thür offen gehalten und sie vor sich eintreten lassen, was sie aber nur schüchtern, und als es gar nicht anders ging, annahm. Böding betrachtete sie lange und wohlgefällig, endlich sagte er:

„Jetzt, meine Herren, bitte ich, daß Sie einen Augenblick hier allein bleiben; ich will nur unsern jungen Schützling — wie heißen Sie, Kind?“

„Hebe, Sir.“

„Ein poetischer Name — ich will sie nur meiner Frau zuführen, die gerade bei ihrer Toilette ist, dann komme ich zurück und wir frühstücken gleich zusammen, ehe ich in das Geschäft gehe. Kommen Sie, Hebe, ich führe Sie zu meiner Frau, und ich hoffe, Sie sollen sich hier bei uns wohl im Hause fühlen.“

Die beiden Freunde blieben allein. Düben setzte sich an den Flügel, blätterte ein paar Notenbücher durch und begann dann einige kleine Lieder, die er mit ziemlicher Fertigkeit spielte.

Wolf war mitten im Zimmer stehen geblieben, und das Herz schnürte es ihm zusammen, wenn er den Blick in diesem Raume umherschweifen ließ. Das war Laura's Zimmer, dort stand ihr Nähtisch, da drüben über dem Sopha hingen zwei große Photographien, sie im Brautkleid, er im schwarzen steifen Frack. Und wie lieb sah sie aus, das war das Bild — was

er die langen, langen Jahre im Herzen getragen, für das er geschafft und gekämpft, und das ihm als höchstes Ziel seines Strebens gegolten. Das waren die blonden Locken, von denen er eine noch immer auf seinem Herzen trug und ach, wie oft in heißer Sehnsucht an die Lippen gedrückt. Das waren die lieben Augen, in denen er seinen Himmel geschaut, das war das süße, holde Lächeln, aber — galt es ihm? Der Bräutigam hing daneben, dem sie damals, als diese Bilder aufgenommen worden, wohl kaum eine Stunde später die Hand am Altar gereicht, und all der Zauber, der ihre holde Gestalt umfloß, nicht für ihn war er bestimmt gewesen, nicht für ihn.

Er vergaß ganz, wo er sich befand. Die weichen Töne, die jetzt der Freund den Tasten entlockte, harmonirten mit der Stimmung, die ihn beschlichen hatte, und unwillkürlich fast zog es ihn näher und näher zu dem Bilde, in dessen Anschauen er stumm versunken blieb.

Die Thür öffnete sich leise, ohne daß er es hörte oder darauf achtete. Laura stand auf der Schwelle und ihr Blick flog nach dem früheren Freund hinüber.

Es war nur ein Moment, denn Däben bemerkte seitwärts die eintretende Gestalt, und wie er den Kopf dorthin wandte, die Frau vom Hause.

„Ach, meine liebe Frau Böding, Sie müssen entschuldigen, daß wir Sie so früh belästigt haben; aber doch hätten wir nicht später kommen dürfen, oder wir würden unsern kleinen Schützling nicht mehr gefunden haben, der eben im Begriff war, in die Welt hinaus zu gehen.“

Wolf hatte sich rasch umgedreht und der Dame eine achtungsvolle Verbeugung gemacht. Frau Böding sah aber heute Morgen erregt aus. Sie war bleich und ihre Augen zeigten Ränder, als ob sie Thränen vergossen hätten.

„Sie kommen nicht zu früh,“ sagte sie, aber trotzdem mit einem leisen und doch so wehmüthigen Lächeln um die feingezeichneten Lippen; „ich selber bin nur heute so spät mit meinem Anzug fertig geworden. Ich bekam Briefe aus der Heimath, die ich wieder und wieder gelesen, ehe ich mich davon trennen konnte, und der Inhalt hat mich dabei wohl ein

wenig angegriffen. Aber tausend Dank," brach sie rasch das Gespräch ab, „muß ich Ihnen für meine kleine Pflegebefohlene sagen, die Sie mir heute Morgen gebracht."

„Nicht ich," sagte Düben abwehrend, und sein Blick haftete dabei fest auf der jungen Frau. „Hier Freund vom Berge hat sie aufgefunden und unter seinen Schutz genommen; aber ich muß Ihnen gestehen, liebe Frau, ich habe selten ein reizenderes junges Weib gesehen als diese Hebe, die ihren Namen einmal mit Recht führt, denn was sonst für Auroras, Venusse, Junos, Sylphen und Cleopatras unter diesen Negerinnen mit schwulstigen Lippen und wolligen Haaren herumlaufen, das sei Gott geklagt. Jetzt sieht sie auch noch scheu und gedrückt aus; aber machen Sie das Kind einmal lachen, und ich glaube sie muß entzückend sein. Dann mal' ich sie auch," setzte er rasch hinzu, „wahrhaftig, dann muß sie mir sitzen, denn einen prachtvolleren Studientopf fände ich nirgends."

„Sie soll es recht gut bei uns haben," sagte Frau Böding weich, und Düben fiel es selber auf, daß sie heute viel bewegter, ernster war als gestern.

„Sie würden da sicher ein gutes Werk thun, verehrte Frau," erwiderte Wolf ruhig, „und sich außerdem, wenn ich mich nicht sehr täusche, eine Stütze im Haus heranziehen. Das junge Mädchen sieht mir nicht aus, als ob sie sich je undankbar zeigen würde. Aber ich fürchte, wir haben Ihre Zeit heute Morgen schon zu sehr in Anspruch genommen, ich denke, Düben, wir gehen."

„Aber doch nicht vor dem Frühstück?" rief Böding, der die letzten Worte gehört hatte und eben mit mehreren Flaschen in den Armen das Zimmer betrat. „Ist der Tisch gedeckt, Herz?"

„Es ist Alles bereit. Tom hat schon zweimal den Kopf in die Thür gesteckt, um es anzuzeigen."

„Dann kommen Sie, geben Sie meiner Frau den Arm, vom Berge, ich habe die meinigen nicht frei. Sie sollen einmal einen ganz ausgezeichneten Cherry versuchen, Düben, den ich erst gestern bekommen habe; er ist wirklich vorzüglich."

Wolf konnte der Aufforderung nicht ausweichen. Er bot Frau Böding den Arm und fühlte wie dabei ihre Hand zitterte, aber er sprach kein Wort, führte sie förmlich und achtungsvoll hinüber zu der kleinen, mit Blumen gezierten Tafel und zog sich dann eben so förmlich wieder von ihr zurück — aber er bekam seinen Sitz neben ihr, und glücklicher Weise führte Böding selber die Unterhaltung in lebendigster Weise, so daß Wolf's Einsilbigkeit gerade nicht so auffiel. Er unterhielt sich nur mit seiner Nachbarin über gleichgültige Dinge. Aber auch Laura fühlte sich beengt — es war eine peinliche Lage, in der sie sich befand, und das Gespräch konnte nicht in Fluß kommen.

„Sie müssen heute mit meiner Frau etwas Nachsicht haben, lieber vom Berge,“ sagte da Böding, dem das nicht entging; „sie hat heute Morgen Briefe von Deutschland und auch eine Trauernachricht bekommen. Eine Tante von ihr ist gestorben.“

„Oh, das bedauere ich sehr!“ sagte Düben; „die Nachricht scheint Sie auch wirklich angegriffen zu haben, beste Frau, denn Sie sehen heute bleich und abgemattet aus.“

„Ach nein, das sind Nerven,“ meinte Böding; „sie war nun gestern Abend schon natürlich aufgeregter und hat die ganze Nacht Kopfschmerzen gehabt. Mit jener Tante war sie gar nicht so befreundet. Ich weiß nicht, ich konnte mir nie etwas aus ihr machen, und die Dienstleute im Haus nannten sie nur immer den „fliegenden Drachen“, weil sie überall herumfuhr und auf Alles ihre Hände legte.“

„Mit Dir war sie immer gut, Carl,“ sagte die junge Frau.

„Ja, das ist wahr,“ nickte ihr Mann, „sonderbarer Weise, aber sonst mit Niemandem, denn sie meinte es eigentlich mit Keinem gut, wie mit sich selber, und wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so mochte es biegen oder brechen, aber es mußte durchgeführt werden. Es war die Schwester von Laura's Vater, eine alte Jungfer wie sie im Buche steht, und Deine Mutter. Herz, wird Gott gedankt haben, daß sie jetzt Frieden im Haus bekommt.“

„Carl, Du sprichst recht häßlich. — Sie ist todt.“

„Gott hab' sie selig," sagte Böding und wischte sich mit der Serviette den Mund.

„A propos, lieber Böding," sagte Düben da, denn der Kaufmann sah schon nach seiner Uhr, da er seine Geschäftszeit pünktlich einhielt, „was war das, was Sie mir mitzutheilen hatten? Sie deuteten vorher etwas an?"

„Ach ja, Düben; es ist gut, daß Sie mich daran erinnern, ich hätte es wahrhaftig wieder vergessen. — Ach bitte, Laura, führe unsern lieben Gast einen Augenblick in Dein Zimmer; ich bin gleich wieder da. — Kommen Sie einmal mit mir hinauf, Düben; ich habe da zwei alte, vortrefflich gemalte Bilder, die aber restaurirt werden müssen, denn sie sind kaum noch zu erkennen, und da wollte ich gern Ihre Meinung hören. Es hat sich mir nämlich ein Deutscher vorgestellt, der derlei Arbeiten übernehmen will, und ich habe ihm gesagt, daß er heute Abend wieder vorfragen soll. Verstehen Sie etwas davon?"

„Gewiß, jeder Maler muß das ja; aber sind es die Bilder werth? Denn der Herr wird sich solche Arbeit gewiß gut bezahlen lassen."

„Darüber will ich ja gerade Ihre Meinung hören; kommen Sie, wir müssen die Kisten aber erst aufschlagen, denn die Bilder sind noch verpackt."

Er nahm Düben's Arm und führte ihn mit sich fort, während ein Diener hereinkam und anfang das Geschirr fortzutragen.

„Dürfte ich Sie bitten, Herr Graf, so lange mit hinüber in mein Zimmer zu treten," sagte Frau Böding, aber sie war jetzt leichenblaß geworden und brachte die wenigen Worte kaum über die Lippen. Wolf folgte ihr mit einer stummen Verbeugung. Es war ein unglückseliger Zufall, daß sie der Gatte jetzt im letzten Augenblick, wo er sich eben hatte empfehlen und für immer von ihr scheiden wollen, allein ließ. Es mußte ja für Beide auch natürlich höchst peinlich sein, denn was hatten sie sich — nach dem Geschehenen — noch zu sagen, was hätten sie sich sagen können? Es war vorbei, ein Lebensstraum zerstört für immer, und wie auch von jetzt

ab die Würfel fielen, ihre Wege konnten und durften nie wieder zusammenführen.

Das Eine nur war ein Glück, daß er sich nicht bei der Frau seiner Schweigsamkeit wegen zu entschuldigen brauchte; sie sprach selber kein Wort. Sie ging zu ihrem Nähtisch, an dem sie sich niederließ, und winkte ihm dann nur stumm, ebenfalls Platz zu nehmen. Aber sie war lange nicht so ruhig als Wolf geworden; ihre Farbe wechselte unaufhörlich; ihr Blut drängte nach dem Antlitz und ließ die Wangen dann wieder marmorbleich, und augenscheinlich kämpfte sie mit einem Entschluß, dessen sie nicht Herr werden konnte.

Und mußte nicht etwas gesprochen werden? Sollte sich Wolf so entsetzlich blöde und hölzern zeigen, daß er in Gegenwart der Frau nicht ein Wort über die Lippen brachte? War er denn der Schuldige und Wortbrüchige, und hatte nicht sein ganzes Leben nur das eine Ziel gehabt: sich sein Lieb brav und ehrlich zu verdienen, um sie als freier Mann sein Weib nennen zu können? Nein; er war sich keiner Schuld bewußt, und wenn sie ihn da so stumm und gedrückt vor sich sitzen sah, mußte sie seine sinkische Verlegenheit dann nicht für ein stilles Eingeständniß halten?

„Wie ich von Freund Düben höre,“ brach er endlich das Schweigen, „so sind Sie erst seit wenigen Monden mit Ihrem Gatten hier herübergekommen. Fühlen Sie sich wohl in New-Orleans, gnädige Frau?“

Laura antwortete nicht, jeder Blutstropfen hatte wieder ihr Antlitz verlassen; ihr Herz flog fieberhaft in der Brust, und sie rang augenscheinlich nach Athem.

„Herr Graf,“ sagte sie endlich und mußte die Worte mühsam herauskämpfen, „ich habe mich heute den ganzen Morgen vor diesem Augenblick gefürchtet, aber er mußte einmal kommen und ich bin Ihnen und mir eine Erklärung schuldig.“

Wolf sah sie mit einem recht wehmuthsvollen Blick an, aber er sagte leise: „Ich habe wahrlich, dafür ist Gott mein Zeuge! diesen Augenblick nicht gesucht, denn ich hätte Ihnen auch keine Erklärung abzulegen. Ersparen auch Sie sich das. Was Sie auch bewogen hat, so und nicht anders zu handeln,

ich werde Sie nie danach fragen. Es ist geschehen und gebe Gott, daß Sie nie bereuen und sich wohl und glücklich an der Seite Ihres wackern Vatten fühlen.“

„Lesen Sie diese Zeilen,“ sagte die Frau mit zitternder Stimme, indem sie ihm, statt aller Antwort, einen offenen Brief reichte, „er ist von meiner Schwester; nur das, was ich da unten mit Rothstift angestrichen habe. Das Andere hat nur auf den Todesfall Bezug. Ich erhielt ihn heute Morgen.“

Wolf nahm staunend den Brief, denn was konnte er enthalten, das die Frau so furchtbar bewegte.

Er durchslog die bezeichneten Zeilen erst rasch, dann langsam noch einmal, aber auch ihm schnürte es das Herz mit unsagbarem Weh zusammen und sagte mit wenigen, aber furchtbaren Worten, was eine weitere Erklärung zwischen ihnen freilich unnöthig machte. Die bezeichnete Stelle in dem Brief lautete:

„Eins muß ich Dir noch sagen, obgleich ich lange mit mir gekämpft habe, ob ich es schreiben soll oder nicht, ob es nicht besser wäre, daß Du es nie erfährst, aber ich fühle, daß ich es Dir nicht verheimlichen darf. Denke Dir nur, in dem Nachlaß der Tante, da mir die Durchsicht und Anordnung ihres Secretairs überlassen wurde, fand ich ein Palet mit zwölf, allerdings geöffneten, aber dann wieder, durch der Tante Verschafft versiegelten Briefen, acht vom Grafen Wolf vom Berge an Dich, mit dem amerikanischen Poststempel — vier von Dir an ihn, drei von diesen noch ungestempelt, also gar nicht ausgegeben, einer dagegen mit dem hiesigen Stempel, aber nichts weiter, den sie also auf irgend welche Art von der Post zurückgefordert haben muß. Deshalb kam kein Brief mehr an. Ob die Notiz, die damals im hiesigen Blatt stand, daß Wolf vom Berge in einer Schlacht geblieben, auch von der Tante herrührt, weiß ich nicht. Der letzte Brief von ihm trägt aber ein ganz frisches Datum, und möglich ist es, daß sie auch hier die Hand im Spiel gehabt. Er zeigt in dem Brief seine Absicht an, jetzt herüber zu kommen und Dich heimzuführen, und klagt nur, daß Du ihn so ewig lange nicht geschrieben. Die Tante hat jedenfalls ein schändliches

Spiel mit Tuch getrieben. Armer Graf! Ich fürchte mich vor dem Augenblick, wenn er uns hier aufsucht. Was soll ich ihm sagen? Es wird mir nichts übrig bleiben, als die Wahrheit."

Wolf hob den Blick zu Laura — bleich, mit thränengefüllten Augen saß sie ihm gegenüber, und bitterm Schmerz in den lieben Zügen schaute sie zu ihm auf.

"Das ist furchtbar," sagte da Wolf, und die Worte rangen sich ihm aus der Brust; „das ist furchtbar, und was habe ich der Dame je zu Leide gethan, daß sie mein ganzes Lebensglück zerstören mußte?"

Er legte den Brief wieder auf den Nähtisch.

Laura war aufgestanden; sie nahm den Brief und preßte ihn in der Hand zusammen, sie wollte reden, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Es war zu viel, und ihr Tuch krampfhaft gegen die Augen drückend, verließ sie rasch das Zimmer.

Wie lange Wolf in dem kleinen freundlichen Gemach allein blieb, wußte er selber nicht. Die Arme verschränkt, stand er vor der offenen Gartenthür, sein Blick starrte hinaus ins Leere, seine Gedanken flatterten wild umher, und nur das eine Gefühl blieb ihm — das Gefühl seines Elends und Verlassenseins.

"Hallo, Graf, so ganz allein?" weckte ihn da Böding's fröhliche Stimme aus seinen Träumen, „wo ist denn meine Frau?"

"Ihre Frau Gemahlin wurde abgerufen," sagte Wolf ruhig.

"So? Also, Düben, Sie besorgen mir das — aber ich muß jetzt wahrhaftig fort; es ist später geworden, als ich dachte. Gehen Sie mit, meine Herren?"

Düben's Blick haftete fest auf Wolf.

"Ich nur bis an die Thür," sagte dieser, „ich habe drüben in Algier Geschäfte und wollte hier unten ein Boot nehmen. Erlauben Sie mir denn auch hier schon, mein werther Herr Böding, von Ihnen Abschied zu nehmen und mich Ihrer lieben Frau Gemahlin, wenn ich sie nicht wiedersehen sollte, auf das Freundlichste zu empfehlen."

"Wo wollen Sie denn hin? Fort von New-Orleans?"

"Ja; heute habe ich noch eine Menge von Geschäften zu erledigen und morgen will ich dann stromauf nach dem Westen — vielleicht daß ich erst einmal die Pacific-Bahn besuche."

„Ich dachte, Sie wollten nach Deutschland zurück?“

„Ja; aber ich habe heute Briefe bekommen, die meine Anwesenheit dort noch nicht bedingen und ich möchte gern, ehe ich Amerika wieder verlasse, jenes Wunderwerk des neunzehnten Jahrhunderts ansehen.“

„Nun, mein lieber Herr Graf,“ sagte Böding herzlich, indem er ihm die Hand entgegenstreckte und die seine derb schüttelte, „es hat mich aufrichtig gefreut, Sie kennen zu lernen. Düben hat mir sehr viel Liebes und Gutes von Ihnen erzählt, und wenn Sie je wieder einmal, vielleicht auf der Rückreise aus dem Westen, durch New-Orleans kommen, dann bitte ich Sie recht freundlich, unser Haus als das Ihre zu betrachten — und zwar ohne amerikanische Nebensart —“

„Mein lieber Herr Böding —“

„Ah, da kommt meine Frau, da können Sie ihr gleich selber Adieu sagen; aber, Kind, Du hast wieder geweint, nimm mir das nicht übel; allen Respect vor Deiner seligen Tante, aber Du darfst es auch nicht übertreiben, Du machst Dich ja sonst selber krank. Alle Wetter, da schlägt es schon elf Uhr — ich muß wahrhaftig fort. Der Graf will Dir noch Adieu sagen, liebes Herz; er geht zu den Indianern in den Wald. Sind Sie fertig, Düben?“

Wolf war auf Laura zugehritten; er nahm ihre Hand, preßte sie leise in der seinen und sagte nur die Worte: „Seien Sie glücklich!“ Dann wandte er sich rasch ab und wanderte, eine andere Richtung als Düben und Böding einschlagend, die Straße hinab.

Das „Freedman's“-Amt.

Eine der bedeutendsten Städte im Süden der Vereinigten Staaten, nach New-Orleans und Charleston, ist die reiche Stadt Savannah, ein fester Rebellenhort bis vor kurzer Zeit noch, der aber durch Sherman's kühnen Zug, von jeder Hilfe abgeschnitten und in seinem Hafen am Atlantischen Ocean von dem Unionsgeschwader eng blockirt, bei den ersten Anzeichen einer wirklichen Beschießung von der Besatzung geräumt und ohne Schwertstreich übergeben wurde.

Wie auf einem Parademarsch zogen die nördlichen Truppen in die Stadt; keine Unordnung fiel vor, keine Störung folgte dem Einmarsch, und die Bewohner schienen selber froh zu sein, endlich einmal wieder nach langen Jahren ihren Hafen geöffnet zu sehen und aufs Neue in Verbindung mit der übrigen Welt zu treten.*)

Daß die weißen Bewohner von Savannah den Norden und die Nordischen noch genau ebenso haßten als bisher, ja

*) An den Präsidenten sandte General Sherman nach der Einnahme von Savannah damals die folgende Depeche: „Ich erlaube mir Ihnen als Weihnachtsgeschenk die Stadt Savannah zu präsentiren, mit 150 schweren Geschützen, reichlicher Munition und über 25,000 Ballen Baumwolle.“

vielleicht noch gründlicher, ist gewiß, denn dieser Zug Sherman's ließ ihnen über die völlige Sklavenbefreiung keinen Zweifel mehr. Schlossen sich doch dem General auf seinem südlichen Zug durch Georgien und auf seinem Rückweg durch Süd-Carolina 10,000 kräftige Negerclaven als freie Menschen an. Aber was kümmerte das die dortige Unions-Regierung. Der Trotz der Rebellen war gebrochen, die schon halbaufgeriebene Armee wurde völlig eingeschlossen und besiegt, und der Norden ging ruhig daran, das Land nach den neu gegebenen Gesetzen zu organisiren.

Die Neger waren Menschen geworden und mußten deshalb vor allen Dingen Schulen haben. Daß die Alten darin nicht mehr sehr viel lernen würden, ließ sich denken, denn: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Aber wenigstens mit den Kindern mußte der Anfang gemacht werden, wie denn auch besondere Unterrichtsstunden für junge Leute errichtet wurden.

Bis jetzt hatte die südliche Gesetzgebung nicht allein keine Schulen für die farbige Race errichtet, sondern sie nicht einmal geduldet, und wer es versucht hätte, ihnen den geringsten Unterricht — außer vielleicht in Religion, zu geben, wäre wenigstens von der fanatischen Bevölkerung öffentlich gepeitscht und aus dem Staate getrieben worden. Der Staat holte deshalb die versäumte Pflicht an seinen farbigen Bürgern nach, und wie er den Alten und Kranken — um die sich ihre bisherigen Herren natürlich nicht mehr kümmerten, Unterstützung gab, so sah er auch darauf, daß das junge, heranwachsende farbige Volk nicht mehr wild aufwuchs wie bisher, sondern eine Erziehung bekam, um seinem jetzigen Vaterland auch anders als nur durch seine Tugenden und Sehnen zu nützen.

Der Fluch der bisherigen Slavery trat aber nirgends so kraß und entsetzlich zu Tage, als in den tausend und tausend Anfragen, mit denen die Behörden unausgesetzt bedrängt wurden, um Auskunft über verheißene Comitanmitglieder der farbigen Race zu geben, so daß schon unmittelbar nach Aufhebung der Slavery in all den größeren Städten des Südens Amtsstuben errichtet werden mußten, um nur die

herbeiströmenden Neger und besonders Negerinnen abzufertigen — und das war allerdings kein kleines Stück Arbeit.

Einmal galt es hier, dem neuen Gesetz nach, die neu angenommenen Namen einzutragen, wobei die Angabe der Familienmitglieder verlangt wurde, um eine Zählung der farbigen Race zu ermöglichen; dann kamen dort die nicht enden wollenden Bitten um Unterstützungen für Kranke und alte Leute, die sich im hilflosesten Zustand befanden, und zuletzt, und wahrlich nicht minder, die Fragen nach oft seit langen Jahren vermissten oder verlorenen Familienmitgliedern, die aber leider nur in sehr seltenen Fällen zu einem Erfolg führten.

Es war, wie schon früher erwähnt, gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten gewesen, Familien auseinander zu reißen und an verschiedene Herren zu verkaufen, und in den öffentlichen Auctionen wurde das auch streng und gewissenhaft beachtet, obgleich es die Eigenthümer gern zu umgehen suchten. Die eigentlichen Sklavenhändler, zu welchem Geschäft sich aber nur Leute aus dem Norden hergaben, achteten jedoch das Gesetz in dem weit ausgedehnten Land nur da, wo sie mußten. Dampfboote wie Eisenbahnen brachten sie rasch aus einem Staat in den andern, wo sie einzelne Sklaven gut verkaufen konnten. In ihrem eigenen Interesse lag es aber, die einzelnen Familienglieder in Unwissenheit zu lassen, was aus ihren nächsten Verwandten geworden und wo sie geblieben, und in diesem fluchwürdigen Geschäft wurden sie nur zu gern von den Pflanzern oder Inwohnern der verschiedenen Städte unterstützt.

Dieser Wirth brauchte z. B. ein Hausmädchen oder eine Köchin, hatte aber natürlich nicht Lust, deren Vater und Mutter, ja vielleicht selbst eine Anzahl kleinerer Geschwister, die er gar nicht verwenden konnte, mit in den Kauf zu nehmen und schweres Geld dafür zu bezahlen. Er nahm also nur das junge Mädchen; dieses wurde vom Dampfboot aus mit irgend einem Auftrag an die Landung geschickt, der Händler nahm die Zahlung für sie in Empfang, und als das Boot wieder abstieg, mochten die Eltern da unten im Zwischenbeck

um das verlorene Kind jammern — was kümmerte es den Nankee. Hunderte von Meilen weiter südlich verlangte dann vielleicht ein Pflanzler einen tüchtigen Mann für schwere Arbeit, oder eine noch rüstige Frau, die das Waschen aus dem Grunde verstand und mit kleinen Kindern umzugehen wußte. Der Händler hatte, was er verlangte, an Bord. Für solche einzeln abgegebene Neger wurde dann selbstverständlich ein weit höherer Preis gezahlt, als für ganze Familien, und ob er die Mutter von den Kindern, den Vater von den Seinen riß, was kümmerte es ihn, verdiente er doch vielleicht ein paar hundert Dollar dabei, und konnte sich später als reicher und geachteter Mann in seiner nordischen Heimath von Geschäften zurückziehen und von seinem Gelde leben.

So geschah es denn leider gar nicht so selten, daß ganze Familien über vier, fünf Staaten zerstreut wurden, ohne daß die Einzelnen auch nur eine Ahnung haben konnten, wo ihre Lieben geblieben. An der Stelle, wo sie verkauft worden waren, ließ man sie ja doch nur in einzelnen Fällen, denn meistens wurden sie auf die verschiedenen Plantagen, oft dreißig bis vierzig Meilen ins Innere geführt und blieben von da ab verschollen, ja bekamen vielleicht von ihrem neuen Herrn sogar andere, ihm besser zusagende Namen. Der Neger wurde wenigstens nie deshalb gefragt, und mit seinem Namen besonders, aber auch leider noch in vielen anderen Stücken, genau so behandelt wie bei uns ein Hund.

Welchen Anhaltspunkt hatten also die Unglücklichen, die von ihren Lieben gerissen waren, um ihn den Weißen anzugeben. Fast keinen — aber die Möglichkeit war ihnen hier wenigstens geboten, sie wieder zu erfragen, und an die klammerten sie sich. Das neu errichtete freed man's Bureau oder „befreiten Mannes Amt“ wurde von ihnen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, förmlich belagert, und die Beamten darin hatten wahrlich keine leichte Zeit.

Mit den Beamten ist es auch eine wunderliche Geschichte. So lange sie noch keine Stelle haben und eine solche suchen, sind sie zu Allem bereit und die anforzungswilligsten Menschenkinder, die es auf der Welt nur geben kann. Kaum aber wurden sie von irgend einer Behörde, ob die in einer

kleinen deutschen Stadt oder in Australien amtet, bestätigt, dann werden die Bureaustunden als „langweiliger Zwang“ betrachtet, sie besorgen ihre Geschäfte nur noch wie aus Gewissheit, und Alles, was sie regelmäßig zu thun wünschen, ist: ihren Gehalt zu empfangen und ihre Mahlzeiten einzunehmen.

Die Vereinigte-Staaten-Beamten in Savannah — obgleich sie nur dahin gesetzt waren, um den unglücklichen Negern Hülfe zu gewähren, und sich Mühe genug gegeben hatten, diese gutbezahlten Stellen zu erhalten — machten davon keine Ausnahme. Die ganze Sache wurde nur nach einer Schablone gearbeitet, und wenn sie auch in den ersten Tagen vielleicht Eifer und guten Willen gezeigt, waren doch kaum Wochen vergangen, und die ganze Arbeit wurde ihnen — vielleicht auch mit weil sie so hoffnungs- und erfolglos schien — langweilig und unangenehm.

Sie hatte allerdings eine Schattenseite, denn das Klima war sehr warm, die Stube, in welcher sich die Neger melden mußten, die nach den Thüren forschen wollten, nicht sehr groß, und wenn auch Fenster und Thüren offen standen, verbreiteten diese Abkömmlinge der äthiopischen Race doch eine Ausdünstung, die den Raum nichts weniger als behaglich machte. Aber dafür wurden die Herren auch bezahlt, und noch dazu gut bezahlt, und daß sie jetzt sehr vornehm thaten und die Nase rümpften, wenn immer neue Bittsteller herzu drängten, hätten sie eben so gut unterlassen können.

Neger betraten den Raum eigentlich nicht viel; es waren meistens Frauen, die herzu drängten, um eine mögliche Nachricht von den Thüren zu bekommen. Da aber nur wenige Beamte, und noch dazu meist blutjunge Leute, die Geschäfte zu besorgen hatten, so läßt es sich denken, daß nicht viele Unglückliche, und selbst diese nur oberflächlich, in einer Sache abgefertigt wurden, die ihnen am Herzen fraß und wohl manche schlaflose Nacht bereitet hatte.

In dem Zimmer selber hatte das Gericht an jeder Seite einen Eingang herstellen lassen, der immer nur einer Person gestattete an den Tisch zu treten. Dadurch wurde der Beamte weniger belästigt und konnte sich seine Zeit zur Ab-

fertigung nehmen. Was dann heute nicht erledigt wurde, kam eben, wenn es so eilig war, morgen wieder.

Auf der rechten Seite hatte sich jetzt eine alte Negerin durchgearbeitet, die, ziemlich wohlbeleibt, früher, und während der Sklaverei, eine gewisse Geltung in der Stadt gehabt. Sie gehörte nämlich dem Oberheriff, und man traute ihr, Gott weiß aus welchem Grunde, einen gewissen Einfluß zu, den sie auf diesen wichtigen Mann ausüben könne. Damals würde ihr auch jede andere farbige Frau mit der größten Bereitwilligkeit Raum gegeben haben, und sie wäre vor allen zuerst abgefertigt worden. Wie die Verhältnisse gegenwärtig standen, mußte sie warten, bis die Reihe an sie kam, und sie that dies willig, denn eine schwere Last lag auf ihrem Herzen.

„Gentleman,“ sagte sie, als der junge Beamte mit einem: „Nun, und was wollen Sie noch? Es ist gleich Essenszeit und wir müssen jetzt hier zuschließen!“ sich an sie wandte. „Ach, Gentleman,“ sagte die alte Frau, indem sie sich angstvoll an den jungen Mann wandte, „wenn Sie mir nur sagen könnten, wo mein kleiner Lucy hingerathen ist?“

„Ihr kleiner Lucy? Und wie sollen wir das wissen? Wo hatten Sie ihn zuletzt? Aber machen Sie ein wenig rasch.“

„Ach, ich komme fünfzehn Miles aus Süd-Carolina und über den Fluß herüber,“ sagte die Frau. „Massa ist im vorigen Jahre dorthin gezogen und hat uns Alle mitgenommen.“

„Aber das geht mich nichts an; sagen Sie kurz, was Sie wollen,“ bemerkte der junge Bursche.

„Ach, Gentleman,“ wiederholte da die Frau. „Wir lebten in Louisiana in Feliciana Parish am Point Coupée, und Lucy war vierzehn Jahre alt und ein so kräftiger, lieber Bursch, und in Waterlow unten, ein kleines Städtchen, was dicht am Wasser liegt, da kamen die Herren Abends im Hätel bei einem Franzosen zusammen und da spielten sie mit Karten, und Lucy hatte den Massa hinuntergefahren in dem kleinen Wagen, und Massa verlor viel Geld und dann hatte er nichts mehr, und dann setzte er den Wagen und verlor den, und dann das Pferd und verlor das auch — und zuletzt —

oh Du mein Gott — den Lucy und verlor den auch, und mußte die Nacht den Weg zu Fuß nach Hause gehen, und den Lucy haben wir seit der ganzen Zeit nicht wieder gesehen.“

„Und wohin ist er geschafft worden?“

„Oh Loord a Massy!“ sagte die alte Frau, die Hände zusammenschlagend, „wir haben's ja nie erfahren. Am andern Morgen kam ein Dampfer bei Waterlow vorbei, der Stromaufwärts ging, und auf dem nahm der Weiße meinen Lucy mit.“

„Und was soll ich dabei thun?“ sagte der junge Bursche, indem er das eine Auge schloß und die unglückliche Mutter dabei mit dem andern anblinzelte; „weiß ich, wohin das Boot bestimmt war oder wo der Mann mit Eurem Jungen ausgestiegen ist?“

„Oh Massa,“ bat aber die Frau, „wenn Sie nur nachfragen könnten. Der Lucy hatte eine große Narbe über dem linken Backen, wohin einmal der Aufseher, wie er betrunken war, mit dem Messer geschlagen, und am linken Bein, gerade über dem Knie, die Marken von vier Alligatorzähnen, wo ihn einmal eins von den bösen Thieren beim Baden gepackt.“

„Also nachher habt Ihr nie wieder von ihm gehört?“

„Du lieber Himmel, nein, und ich glaubte ja, die weißen Gemmen wollten uns die Verlorenen auffinden. Ach, wenn ich doch nur meinen armen Lucy noch ein einziges Mal wiedersehen könnte!“

„Ja, liebe Frau,“ sagte der junge Bengel, indem er von seinem Stuhl aufstand, seine Feder ausspitzte und seine Locken etwas ordnete, „wenn Sie weiter nichts wissen, als daß Ihr Sohn fort ist, so kann ich Ihnen auch nichts helfen — heren können wir nicht, aber hungrig sind wir, und da denk' ist, ist es besser, daß wir Alle zum Mittagessen gehen. — Heh, Sprightly! fertig?“

„Ja, gleich, — nur noch den alten Gentleman hier abfertigen.“

„Mr. Blossom,“ sagte da ein alter Herr, mit einem recht klugen Gesicht und scharfen grauen Augen, der wohl schon

zehn Minuten in der halbgeöffneten Thür gestanden und dem Vorgange gelauscht hatte, „ist die Frau abgefertigt?“

„Ja, Mr. Wrongly!“ erwiderte Mr. Blossom, aber augenscheinlich etwas verlegen, denn Mr. Wrongly war ihr Vorgesetzter, der sogenannte headman des Bureaus, und verstand, wie die jungen Leute recht gut wußten, seinen Spas. „es ist schon ein Uhr vorbei.“

Der alte Herr, der einen merkwürdig spinnen und ganz kahlen Kopf hatte, sah ihn scharf an und fuhr dann fort:

„Dürfte ich Sie bitten, Mr. Blossom, einmal die gerichtliche Annonce nachzulesen, die in der Zeitung steht, und wonach die farbigen Leute von Morgens neun Uhr bis Mittags zwei und von vier bis sechs aufgefördert werden, sich hier zu melden?“

„Ja, Mr. Wrongly, aber —“

„Und außerdem haben Sie die Frau gar nicht abgefertigt,“ fuhr der alte Herr fort, „außer mit schnöden Worten. Glauben Sie, daß Sie fünfzig Dollar den Monat beziehen, nur um Ihre Mahlzeiten regelmäßig einzuhalten? Gehen Sie jetzt zu Ihrem Mittagessen und lassen Sie sich Zeit dabei, denn Sie brauchen nicht wieder zu kommen.“

„Aber, Mr. Wrongly!“

„Sie haben mich doch verstanden? Sie sind entlassen und können morgen früh in der Kasse Ihren monatlichen Gehalt, da der Monat doch morgen abgelaufen ist, erhalten. Die anderen jungen Herren mögen sich ein Beispiel daran nehmen.“

„Oh! damn it!“ brummte der junge, eben entlassene Beamte, indem er seinen Hut nachlässig auf den Kopf drückte und seine Cigarre anzündete, „ist mir auch gerade recht. Habe es außerdem satt, mich mit den Gottver —“ — er hatte ein häßliches Wort auf den Lippen, „aber wie sein Blick im Zimmer umherslog und die vielen „Nigger“ da bemerkte, durch die er jetzt erst seinen Weg suchen mußte, mochte er gerathen finden, es lieber hinunterzuschlucken, und setzte nur hinzu — coloured ladies hier herunzuwärgern — good morning, Sir!“ Und mit einer nachlässigen Verbeugung gegen

seinen Vorgesetzten, bei der er den Hut nicht einmal lüftete, verließ er, sich durch die Negerinnen drängend, den Raum.

Der alte Mr. Wrongly hatte ihn weiter gar nicht beachtet, auch eben so wenig seinen unverschämten Gruß erwidert. Er kannte derartige Burschen zu genau, wußte aber auch, daß das Beispiel auf die Uebrigen wirken würde, und wandte sich wieder der vorher halb abgewiesenen alten Frau, und zwar mit der größten Geduld, zu.

Die Sache war allerdings sehr mißlich. Der Knabe schien auf ein nördlich gehendes Boot geschafft zu sein und konnte sich eben so gut jetzt noch in nächster Nähe befinden, wie irgendwo schon in Kentucky oder Missouri stecken. Das Land war zu groß, und wer konnte auf all den über Hunderte von Meilen zerstreuten Plantagen nachfragen, wo sich jetzt ein Neger mit Namen Lucy befinde, der augenblicklich vielleicht schon wieder Bob oder Ned genannt wurde. Aber vielleicht war der Herr zu ermitteln, der damals in Waterlow den Neger gewonnen hatte, und damit denn auch eine, wenn auch schwache, Spur gefunden. Mr. Wrongly versprach der alten Negerin dorthin zu schreiben und dann weitere Nachforschungen anzustellen, und die arme Frau verließ das Zimmer mit leuchtenden Blicken, — sie trug ja jetzt Hoffnung im Herzen.

Eine ächte Vollblut-Negerin, ein wahres Scheusal von Häßlichkeit, mit einem kleinen Kind auf dem Arm, drängte herzu und schien die Zeit nicht erwarten zu können, wo sie an die Reihe kam.

„Und was wollen Sie, liebe Frau?“ redete sie der alte Herr endlich an.

„Meinen Mann haben die Budras mit fortgeschleppt,“ sagte die Unglückliche, „sie sagten, er hätte die anderen farbigen Leute zum Aufruhr bewegen wollen, und dann schnürten sie ihm die Hände auf den Rücken, daß das Blut herauskam, warfen ihn auf einen Karren und fuhren ihn fort.“

„Und wohin?“

„Oh, der Himmel sei barmherzig! Ich weiß es ja nicht und habe es nie erfahren können, denn sie schlugen mich, wenn ich nur danach frug. — Oh Massa, Massa, der Mann

und ich sind zusammen über das große Wasser gekommen, in Jammer und Elend, halb erstickt in dem engen heißen Raum und halb verhungert, und jetzt haben sie ihn fort von mir genommen und ich muß mit dem süßen Kind da ins Wasser springen.“

„Wo war das? Hier in Georgien?“

„Ja, — aber weit von hier, in Milledgeville, und sie sagten mir endlich, gute Weiße, die es wohl mit dem armen, schwarzen Manne meinten, ich solle hierher gehen und bei Euch, Gemmen, anfragen.“

„Wie hieß der Mann?“

„Drüben nannten sie ihn Ogezzico und er war ein tapferer Krieger, aber die Banden des Königs fielen über unser Dorf her, schleppten uns fort und verkauften uns an die Weißen hier, die uns in dies Land brachten.“

„Und wie hieß er hier?“

„Cesar nannten sie ihn auf der Plantage.“

„Und wo wurde er gefangen genommen und wann?“

„Es sind jetzt vier Monate her, auf Massa Großen's Plantage bei Milledgeville —“

„Schön,“ sagte der alte Herr, indem er sich die betreffenden Punkte in ein dort zu dem Zwecke liegendes Buch einschrieb. „Wir wollen sehen, was zu thun ist. Fragt heute in acht Tagen einmal wieder vor. — Was willst Du, mein Kind?“ wandte er sich dann an einen kleinen, etwas sehr schmutzig aussehenden Negerjungen, der sich ebenfalls mit zum Tisch gedrängt hatte.

„Möchte wissen wo Dabby*) ist,“ flüsterte der Junge scheu, indem er die großen Augen im Kreis umherrollen ließ und sich dann mit dem rechten Ärmel die Nase wischte. Der Junge konnte kaum sieben Jahre alt sein und war eben im Stande, auf den Tisch hinaufzusehen.

„Und wo war er, Kind?“

„Einmal haben sie Dabby in's Wasser geworfen, und dann hat ihn Massa Bale an einen Strick gehangen —“

„Wer ist Massa Bale, Kind?“

*) Dabby, gleichbedeutend mit Papa.

„Der Aufseher — und dann haben sie Loch gegraben und Daddg hineingelegt.“

Unter den Frauen umher entstand eine Bewegung. Einzelne schlugen die Hände zusammen und jammerten, Andere bestätigten die Wahrheit des Gesagten.

„Weiß Jemand von Euch etwas von der Sache?“ fragte Wrongly die nächst Stehenden.

„Oh Du mein Himmel, ja, Massa,“ riefen ein paar alte Frauen zu gleicher Zeit, „jedes Wort, was das Kind sagt, ist wahr. Wie es hieß, daß wir frei wären, wollte Bull, wie des Jungen Vater genannt wurde, mit Frau und Kind nach dem Norden ziehen — er meinte, er wäre ein freier Mann, aber Massa Ruben war ein böser Herr.“

„Ruben von Knorville, der den Indigo baut?“

„Ja, Massa — sie fielen über den armen Bull her, hielten ihn in Wasser, bis er halb todt war, und hingen ihn dann an einen Pecannußbaum.“

„Wann war das?“

„Vor etwa vierzehn Tagen, Massa.“

„Und Daddg ist nicht wieder gekommen und die Mutter auch nicht,“ sagte der Kleine und stierte — während ihm die hellen Thränen in die Augen traten, Alle nach der Reihe an.

Wrongly notirte sich die Namen in sein Buch. „Wo ist das Kind jetzt untergebracht? Wo ist seine Mutter?“

„Seine Mutter hat sich aus Verzweiflung in den Fluß gestürzt,“ erwiderten die Frauen, „und das Kind läuft jetzt herum und sieht, wo es etwas zu essen bekommt.“

„Mr. Budhouse,“ sagte Wrongly zu einem der jungen Leute, der indeß schon wenigstens zehnmal nach seiner Uhr gesehen hatte, denn es war zwei Uhr vorüber und wenn sie jetzt nicht bald gingen, bekamen sie im Hótel gar nichts mehr zu essen. So lange aber Mr. Wrongly blieb, konnte er natürlich ebenfalls nicht fort.

„Ja, Sir,“ sagte Mr. Budhouse — mit dem Alten war heute nicht zu spaßen.

„Nehmen Sie einmal den Kleinen mit in Nummer 3 zu Mr. Vond hinüber.“

„Wird wohl schon zum Essen sein; es ist zwei Uhr vorüber,“ bemerkte der junge Mann, sehr froh, das wenigstens anbringen zu können, denn sein Vorgesetzter schien gar keine Uhr bei sich zu haben.

„So?“ sagte Mr. Wrongly, „die Herren sind alle sehr pünktlich mit dem Gehen, aber weniger so mit dem Kommen. Ich hoffe, daß ich morgen früh um neun Uhr die Herren sämmtlich auf ihren Plätzen finde. — Hier, liebe Frau,“ wandte er sich an eine dabei stehende Negerin, indem er ihr ein Geldstück in die Hand drückte, „nehmen Sie jetzt das Kind einmal mit, geben Sie ihm etwas zu essen und bringen Sie ihn heute Nachmittag punkt vier Uhr wieder her. Die Herren da werden mit dem Schlag vier Uhr sämmtlich auf ihren Plätzen sein. — Und jetzt ist Mittagszeit — Ihr müßt wiederkommen, Leute, denn es läßt sich das Alles nicht in einem Strich abmachen.“

Damit winkte er ihnen freundlich zu, und von den Segenswünschen der Schwarzen, die in ihm einen wirklichen Freund hatten, begleitet, verließ er den Saal, um selber in dem nächsten Hotel sein Mittagsmahl zu nehmen.

„Na, geht er wirklich?“ fragte ein junger Mann, der den Kopf aus einem Nebenzimmer hereinsteckte, wie Jener nur den Platz verlassen. „Ich glaubte schon, er wolle die Nacht hier schlafen. Blossom hat er geschafft, wie?“

„Das ist ja ein wahrer Tyrann,“ flüsterte der Nächste ihm zu, denn er wünschte nicht, daß noch Einzelne der Neger, die nicht gleich so rasch hinaus konnten, die Worte hören sollten; „ein wahres Schensal von einem dickhäutigen Hoosier*) Beamten. Damu it — ob der Kerl nicht mit Einem umgeht, als ob er Präsident der Vereinigten Staaten wäre. Blossom hat er geschafft — gewiß, und so kühl wie gar nichts, und wenn Einer von uns ein Wort hineingerebet hätte, wäre er eben so geschwind an die Lust gesetzt. Hol' ihn der Teufel! Die verdammten Nigger faßt er mit Sammetpfoten an, mit uns macht er nicht so viel Umstände, sondern behan-

*) Hoosiers werden in den Vereinigten Staaten spottweise die Bewohner von Indiana genannt.

belt uns, als ob er uns auf der StraÙe gefunden hätte. Müssen wir uns denn das gefallen lassen?"

„Was wollen wir machen?" erwiderte ein Anderer achselzuckend, denn die jungen Leute waren jetzt alle zusammengetreten, um gemeinschaftlich zum Mittagessen zu gehen; „er gilt Alles beim General-Gouverneur, und die Nigger freffen ihn bald vor Liebe. Wie das hier aber nach den Schwarzhäuten stinkt — Herr Gott! es ist kaum noch zum Aushalten; laßt uns machen, daß wir fortkommen.“

„Ja, und wenn wir Schlag vier Uhr nicht wieder auf dem Präsentirteller sitzen," bemerkte ein Anderer, „und warten, bis es den farbigen Stunks gefällig ist anzufangen, so ist nachher der Teufel wieder los. Wenn ich was Anderes wüßte, könnte meinerwegen die freed man's Bureaus der Böie haben.“

„Oh Gemmen," sagte da ein dicker Mulatte, der ihnen gerade unten in der Thür begegnete, „das ist ja gut, daß ich Sie noch treffe — wollte mich gerade im Amt oben nach etwas erkundigen und muß in einer halben Stunde mit der Eisenbahn weg.“

„Oh, das thut mir ja leid," sagte Mr. Rudhouse, mit einer spöttischen Verbeugung gegen den Mulatten, indem er sogar artig den Hut lüftete, „daß ich nicht selber die Ehre haben kann, Sie zu bedienen. Bitte, bemühen Sie sich nur hinauf — es ist Alles zugeschlossen, und Sie können dort ungestört die balsamische Lust einathmen," und lachend drehen ihm die jungen Leute den Rücken und wanderten ihrem Hotel zu.

In dem nämlichen Gebäude, das früher von den Jesuiten errichtet worden, später aber aus unbekannten Gründen, vielleicht seiner ungesund, feuchten Lage wegen, wieder von ihnen geräumt worden war, befand sich auch ein großer, bis dahin noch nicht benutzter Saal, den man aber auch jetzt eingerichtet, und wohin man die Farbigen auf den nächsten Morgen bestellt hatte, um für sich und ihre Familien die neuen Namen aufzugeben.

Sechs Tische und an jedem zwei Schreiber standen dort nebeneinander, und es war den Negern besonders gesagt worden, daß die Familienväter allein kommen sollten, um die Namen der Ahrigen anzugeben, damit das Gedränge nicht zu groß würde. Ja noch gerathener wäre es, wenn sie sich von irgend einem Weißen die ganze Familie aufschreiben ließen, und zwar erst den Vater oder das Familien-Oberhaupt, dann die Mutter, dann die Söhne, dann die Töchter. Darin hatten sich aber die Herren vom Gericht geirrt, wenn sie nämlich glaubten, daß sich die farbigen Ladies von einem solchen feierlichen Act ausschließen ließen, ohne selber dabei zu erscheinen. Wenn ihr Name niedergeschrieben wurde, so wollten sie das auch selber sehen.

Kaum dämmerte der Tag — obgleich die Einschreibung erst um acht Uhr beginnen sollte — als sich schon — und zwar im höchsten Staate, die buntgemischteste Gesellschaft vor dem bestimmten Gebäude zusammensand, die Savannah wohl je gesehen — so weit es nämlich Toilette und Hautfarbe betraf.

Die Meisten waren allerdings wohl nur deshalb so früh erschienen, um dann auch zuerst und rasch abgefertigt zu werden. Bald stellte es sich aber unter den Versammelten heraus, daß es noch nie einen interessanteren Stoff zur Unterhaltung gegeben, und eine prächtigere Scene konnte man sich kaum denken. Die Erstgekommenen stellten sich allerdings, etwa acht Mann hoch, unmittelbar vor der Hauptthür auf, die Nachfolgenden schlossen sich denen an, und so bildete sich nach und nach eine langgezogene Colonne, die schon über den Platz weg, bis weit hinein in die gegenüberliegende Straße reichte. Das verhinderte aber nicht, daß sich die ganze Masse — und Alle kannten ja einander — auf das Lebhafteste mit-
sammen über die Namen unterhielt, die man annehmen wollte und jetzt einander zuschrie.

Was nun den Anzug betrifft, so kann man sich kaum etwas Komischeres denken als einen alten würdigen Neger — eine alte würdige Negerin ausgenommen. — Man hat den Negern schon oft, und zwar in gehässigster und nicht selten ganz ungerechtfertigter Weise, das Affenähnliche ihrer Körperbildung vorgeworfen. Es giebt allerdings viele Neger, die

affenähnliche Gesichter haben, solche Exemplare finden wir aber auch eben so gut unter den Weißen, besonders unter den niederen Volksklassen der Irländer, und selbst hier und da der Deutschen. Der Nachahmungstrieb ist bei ihnen aber trotzdem — und wie mir nicht einfällt zu leugnen — sehr stark ausgeprägt, ob mehr als bei uns, bleibt dahin gestellt.

Nehmen wir bei uns manche Dienstmädchen, die Sonntags zu Ballen gehen, mit feber- und blumenbedeckten Hüten nach der neuesten Mode, mit weiten Crinolinen und riesigen Chignons, die derben rothen Hände in helle Glacehandschuhe gezwängt und zwischen den Fingern den seidenen Sonnenschirm, daß der teint nicht leide.

Nehmen wir so manchen Wein- und Knopf-Reisenden, von unächtem oder ächtem Schmuck überladen, mit Ringen, Tuchnadeln, Perloques, riesigen Hemdknöpfschen *rc.* überhängt, mit Lorgnette und Flacon, mit Hosens zum Herspringen eng, und Alles im neuesten Schnitt — und die Affen geben den Negern auch nicht ein Jota nach.

Aber so viel ist richtig; schon lange vor Aufhebung der Sklaverei suchten die freien Neger und Negerinnen in den nördlichen Städten, besonders wenn sich ihre Vermögensverhältnisse besserten, das Alerne in dem Benehmen der Weißen, so weit es nur möglich war, nachzuahmen; die alte Geschichte:

„Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgesehen“;

und wir Deutschen sind darin nicht viel anders. Das Erste, was die, besonders weniger gebildete Klasse, wenn sie den Fuß auf amerikanischen Boden setzt, lernt, ist: „God damn it“ — und Tabackkauen; dürfen wir es da den Negerinnen verdenken, wenn sie auf ihre schwarzen Gesichter weiße Seidenhüte mit rothen Blumen oder Federn drücken, wenn sie, mit aller nur möglichen Ungeschicklichkeit, den segenden Gang einer vornehmen Lady nachäffen, und die schwarzen Stuker eben so geziert und dumm herumlaufen, wie wir das bei Tausenden, mit weißer Haut bezogenen sehen und beobachten können?

So waren sie auch heute gekommen; so hatten sie sich zu

dieser, allerdings wichtigen, Begebenheit in ihrem Leben eingefunden, und wenn man bedenkt, daß diese Leute bis jetzt Alles, was sie verdient, nur darauf verwandt hatten, sich für den Sonntag und die Kirche einen höchst anständigen und glänzenden, die Uebrigen überstrahlenden Anzug anzuschaffen, so darf man sich nicht wundern, wenn der Platz von schwarzen Fracks, weißen Westen und Glacéhandschuhen, wie von rauschenden Seidenkleidern, buntverzierten Hüten und grellrothen wie hellblauen Umschlagetüchern lebte und funkelte, wobei natürlich die schwarzen und gelben Gesichter für die Weißen sehr viel Komisches hatten.

Die Damen freilich kamen hier in ein unvorhergesehenes Gedränge, denn wenn sie aus der Kette, die sich schon gebildet hatte, treten wollten, so wurden sie nicht allein um Stunden weit zurückgeworfen, sondern auch — noch schlimmer, von ihrer Familie getrennt, also hieß es aushalten; aber traurig blieb es immer, daß Plantageneger in abgerissenen Jacken oder gar in Hemdsärmeln mit „Niggerfrauen“ (wie die coloured ladies selber die untergeordnete Klasse nannten) in schmutzigen weißen Baumwollenröcken so vollkommen rücksichtslos drängten und nicht den geringsten Raum für wirkliche ladies gaben.

Unter einem Kreuzfeuer von Ausrufungen und Beschwerden, aber nichtsdestoweniger in ununterbrochener Heiterkeit ging die Unterhaltung fort, die sich jedoch allein um die heut anzunehmenden Namen drehte.

„Hallo, Sip^{*)}, alter Bursche, wie geht's?“ rief's aus der dritten oder vierten Reihe zurück in die achte oder neunte, die Unterhaltung mußte dabei sehr laut geführt werden.

„Ach, Gentleman Ben,“ lautete die Antwort zurück, „sehr erfreut, daß Sie einen guten Platz haben — ladies doch Alle wohl?“

„Ja wohl, Gentleman Sip,“ klang es zurück. Gentleman Ben mochte fühlen, daß er gegen den Tact gefehlt, da er den Freund schlechtthin Sip genannt. In neuerer Zeit gaben sich

^{*)} Sip, Scipio, ein sehr verbreiteter Negername, den Tausende von ihnen führten.

ja die Neger alle Titel der Weißen und diese oft, wie auch bei dem Vorseßen des „Gentleman“ vor den Namen, in total falscher Weise. Das aber schadete nichts, denn es klang nur so viel achtungsvoller für den Betreffenden. „Sehr dankbar für die Nachfrage,“ fuhr Gentleman Ven fort, „und haben Sie sich zu einem Namen entschieden?“

„Gewiß, Gentleman Ven, — und einen guten hab' ich genommen. Wenn man die Wahl hat sich etwas auszusuchen, so nimmt man sich doch gewiß das Beste. Ich werde mich George Washington nennen.“

„Das wollt' ich ja auch! das wollt' ich ja auch,“ rief es von verschiedenen Seiten, und Gentleman Ven setzte verwundert hinzu: „Und ich auch.“

„Aber, Gemmen,“ rief da eine Stimme von hinten vor, „wir können uns doch nicht Alle gleich nennen. Hier sind auch noch drei George Washingtons und sieben Abraham Lincolns. Wir hätten eigentlich vorher sollen eine Versammlung halten, um uns über Namen auszusprechen.“

„Gemmen,“ sagte da Gentleman Ven, der in einer der vordersten Reihen stand, „das können wir ja noch thun. Ich hier vorn behalte den Namen, und es wäre dann wünschenswerth, daß sich die hinteren Herren über andere einigten. Gentleman Sip, können Sie mir vielleicht sagen, wie General Washington's Frau mit Vornamen hieß?“

„Polly,“ sagte ein kleiner budliger Neger, der daneben stand und sich über den beginnenden Streit anscheinend sehr gefreut hatte.

„Polly, wirklich?“ wiederholte Gentleman Ven, „das ist ja merkwürdig, aber zeigt uns auch wieder, was für ein einfacher Mann General Washington war — also Polly, liebes Herz,“ wandte er sich dann zu seiner Frau, einer dicken, feisten Mulattin, die einen großen, ganz rothen Vogel oben auf dem Hut trug.

Die Unterhaltung wurde aber plötzlich abgebrochen, denn die große Thür öffnete sich und man ließ die ersten vier Reihen der davorstehenden Neger ein, was aber schon die Hälfte von Gentleman Ven's Familie ausschloß und diesen

zu heftigem Widerspruch bewog. Mit einiger Schwierigkeit gelang es ihm aber doch endlich, die zu ihm Gehörenden noch herein zu bekommen, da ja eben ganze Familien abgefertigt werden sollten, und die Arbeiten nahmen ihren Anfang — aber sie waren in der That nicht leicht.

Die Neger wußten allerdings, daß sie sich Namen geben sollten, und zwar schon seit einer geraumen Zeit; aber sie waren keineswegs noch mit sich selber oder ihren Familien einig darüber geworden. Sie wollten natürlich Alle recht hübsch klingende und vornehme Namen haben, doch traf darin der Geschmack der Gatten nicht immer dasselbe, und wenn sie sich auch vor der Hand darin einigten, geschah es immer unter dem Vorbehalte, daß man sie später wohl noch immer abändern könne. Sie hatten keine Ahnung, daß ein einmal angenommenener und eingetragener Name von da an Geltung haben mußte und nicht wieder abgeworfen werden konnte. Außerdem kam es sehr häufig vor, daß der Mann einen Namen angab und die Frau einen andern, wonach ihnen dann erst begreiflich gemacht werden mußte, daß das unmöglich anginge und die Frau immer genau so heiße wie der Mann, nur daß sie einen andern Vornamen bekam. Im Ganzen ging aber doch das Alles ziemlich friedlich vorüber, widerhaarigen Damen brauchte man nur zu sagen, daß es bei weißen Ladies ebenso Sitte sei, und sie fügten sich mit der größten Bereitwilligkeit.

Eigenthümlich, aber sehr natürlich war, daß auch kein Einziger von Allen seinen bisherigen Sclavennamen fortbehalten wollte. Die Väter wünschten allerdings hier und da den Kindern den bisherigen Namen zu lassen, wurden darin aber sofort von den Frauen aus dem Sattel gehoben, und all die Namen, die sie in den Städten und in den verschiedenen Herrenhäusern der Pflanzer gehört, vorgeschult und angebracht.

Euphrosine, Julie, Adelaide, Sidonie, Feliciano, Francisca, Eugenie, Rosa u. waren die gesuchtesten, und unter den Knaben gab es eine wahre Unzahl von Guidos, Georges, Williams, Victors, Leos, Charles und andere mehr. Ebenso

wurden durch die in Amerika beliebten Namen von Washington, Jefferson, Franklin, Lincoln, Grant, Sherman und vielen anderen zahlreiche Verwandtschaften, wenigstens Namensvetterschaften hergestellt, die dann freilich in späteren Zeiten zu großen Verwirrungen führen konnten. Aber darum kümmerte man sich jetzt nicht. Wie sich in jetziger Zeit bei uns wohl kein Mensch freiwillig Meyer nennen würde, wenn er sich selber einen Namen geben sollte, so suchten sich auch die „farbigen Leute“ nur solche aus, die ihnen gut klangen und etwas Besonderes anzeigten. Die Indianer wählen sich bei solchen Gelegenheiten allerdings Benennungen, die zugleich einen schmeichelhaften Sinn für sie selber haben, wie: der große Bär, der springende Panther, der schnelle Wolf, die fliegende oder schwarze Wolke &c. — Die Neger begnügten sich mit dem Schatten großer Namen in der amerikanischen Geschichte, und Jeffersons und Franklins besonders gab es bald wie Sand am Meer.

Das Schlimmste war nur dabei, daß Viele, bis sie zu dem Tisch und Buch traten, unschlüssig in der Wahl gewesen und zwischen zwei, drei verschiedenen Namen geschwankt hatten. Es kam deshalb gar nicht so selten vor, daß sie nachher den wirklich angegebenen und eingetragenen Namen eben so rasch wieder vergaßen und sich schon unterwegs mit den Andern stritten, wie sie eigentlich jetzt hießen. Aber das kümmerte die Regierungsbeamten nicht, und konnte sie nicht kümmern. Sie schrieben nieder, was ihnen angegeben wurde, und diese durch sie angefertigten Listen sollten dann später wieder bei den Wahlen den Beleg für die Wähler geben.

Höchst komische Scenen ergaben sich aber in den nächsten Tagen, wenn sich die coloured ladies und gemmen auf der Straße trafen, zuerst genaue Anfragen hielten, wie sie gegenseitig hießen, und dann mit der größten Würde einander titulirten. Das Wort Mister, unser „Herr“, wurde dabei gar nicht von ihnen benutzt, denn es klang ihnen zu sehr wie das jetzt streng in den Bann gethane Master oder Massa. Das Wort gentleman gefiel ihnen dagegen desto mehr und wurde nun von ihnen statt Mister vor jeden Namen gesetzt;

ja der geringste Plantageneger würde sich schwer getränkt gefühlt haben, wenn ihm Jemand hätte den „Gentleman“ vorenthalten wollen.

Die armen Teufel fühlten, daß sie Menschen geworden waren, und wenn sie dieser Empfindung vom ersten Anfang an einen etwas komischen und oft lächerlichen Ausdruck gaben, so kann man sie deshalb wohl nicht so scharf tadeln.

Ende des ersten Bandes.



In Amerika.

Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit.

Im Anschluß an „Nach Amerika!“

VON

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,

Germann Costenoble.

1872.



Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

- Guhkow, Karl, Fritz Ellrodt.** Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“, Das große Loos. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. 15 Sgr.
- Wintersfeld, A. von,** Narren der Liebe. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Bodenstedt, Friedrich,** Kleine Geschichten aus fernem Land. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise u. Haus XVI. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Bodenstedt, Friedrich,** Aus deutschen Gauen. (Erzählungen und Romane. 1. u. 2. Bd.) 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 Thlr.
- Bodenstedt, Friedrich,** Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. (Erzählungen und Romane. 3. u. 4. Bd.) 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 Thlr. 15 Sgr.
- Bodenstedt, Friedrich,** Das Herrenhaus im Eschenwalde. Ein deutscher Roman. (Erzählungen und Romane. 5.—7. Bd.) 8. eleg. broch. 5 Thlr. 20 Sgr.
- Byr, Robert,** Der Kampf um's Dasein. Roman. Zweite Auflage. 5 Bde. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.
- Ernesti, Luise,** Todtes Capital. Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
- Ewald, Adolph,** Nach fünfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten. 2 Bde. Zweite Ausgabe. 8. broch. 3 Thlr.
- Fels, Egon, Titania.** Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Fels, Egon,** Die Rose von Delhi. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Fels, Egon,** Das Geheimniß der vier Tage. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Fels, Egon,** Loreley. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 15 Sgr.
- Fischer, Wilhelm,** Holländische Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. (Zeichnen sich durch Feinheit der Beobachtung, gefunden Humor und ein richtiges, zartes, sittliches Gefühl aus.)

Fricke, W., Wat möt, dat möt. Eine lustige Geschichte in niederländischer Mundart. 2 Bde. 8. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Fricke, Dr. Ed. Hermann, Christian Klebauer und Comp. Ein Roman. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerhäuser, Friedrich, Im Effenster. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. 22½ Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, Der Tolle. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XIV. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, Die Franc tireurs. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus IX. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, Nach dem Schiffbruch. Nord-Australische Abenteuer. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VI. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 10 Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—67. 8 Theile in 4 starken Bänden. 8. eleg. broch. 6 Thlr. 15 Sgr. (Das Werk schildert das Trauerspiel in Mexico bis zur Erschießung des Kaisers Maximilian durch Verrath Napoleon's und Bazaine's.)

Gerhäuser, Friedrich, Das Wrad des Piraten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. VII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 10 Sgr.

Gerhäuser, Friedrich, Die Missionäre. Roman aus der Südsee. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerhäuser, Friedrich, Die Blauen und Gelben. Venezolanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 7½ Sgr.

In Amerika.

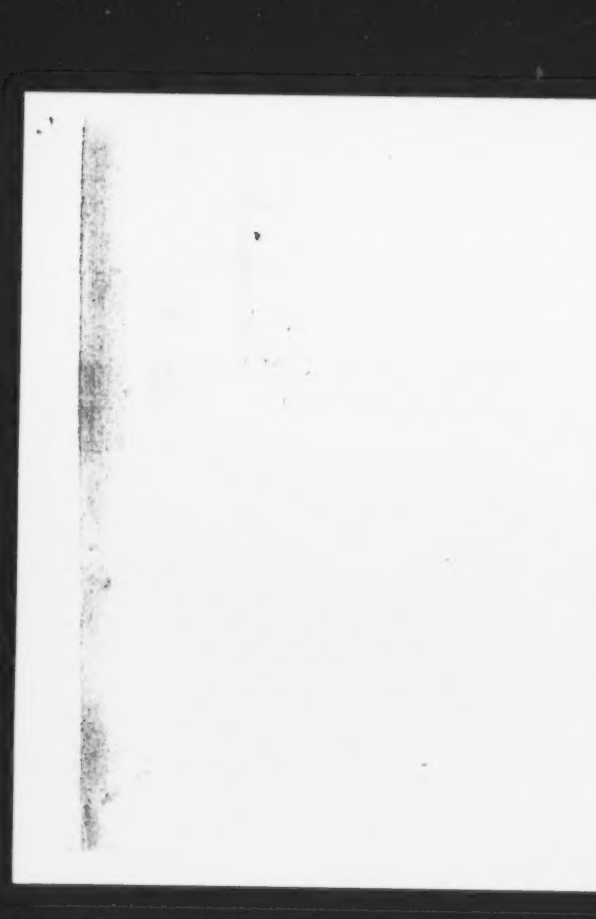
Zweiter Band.



STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Beim Barbier	1
2. Alte Bekannte	18
3. Cincinnati	39
4. Herr Kortmann	56
5. Ein Verbrechen	77
6. Ein Studentkopf	92
7. In der Freiheit	109
8. Gefunden	123
9. Im Vörsengarten	144
10. In Kansas	169
11. Der Ueberfall	190



1.

Beim Barbier.

Donnersville in Indiana war eine jener amerikanischen Städte, die, wenn sie einmal den richtigen Zuzug bekommen, wie Pilze aus der Erde wachsen und rasch einen Umfang annehmen, von dem sich die ersten Gründer kaum etwas träumen ließen. Das, was nämlich Ezra Ludkins vor langen Jahren für das von ihm angelegte Grahamstown gehofft, daß nämlich einst die Eisenbahn hindurchgeführt werden sollte, das verwirklichte sich jetzt für Donnersville, und an allen Ecken und Enden wurde nicht allein gebaut, sondern neue Einwohner strömten auch, besonders aus dem Süden herauf und von Osten herbei, um sich da niederzulassen und von dem Wachsthum der Stadt selber Nutzen zu ziehen.

Selbst eine Masse Neger verließ den Süden, um sich in den sogenannten freien Staaten des Nordens eine Heimath zu gründen, denn sie trauten dem Frieden da unten noch immer nicht. Der Norden hatte jetzt allerdings gesiegt, aber wer konnte sagen, ob nicht eine neue Revolution ausbrach, und daß man sie dann vor allen Dingen wieder aufgriff, war gewiß. Es blieb also immer gerathen, sich auch der Möglichkeit einer solchen Gefahr zu entziehen, und alle die ehemaligen Sklaven — wenigstens viele von ihnen, die es irgend ermöglichen konnten, packten ihre Familien und wenigen

Habseligkeiten auf und zogen über den Ohio hinüber, ja manche von ihnen sogar bis Canada hinauf, um dort ganz sicher zu sein.

Nach Donnersville hatten sich ebenfalls etwa zwanzig Köpfe dieser, vor der Hand heimathlosen farbigen Menschen gewandt und dort freundliche Aufnahme gefunden. Es besanden sich auch einige ganz geschickte Handwerker, besonders ein vortrefflicher Hufschmied und ein Zimmermann unter ihnen, die rasch Unterkommen und Arbeit bekamen. Diese stammten sämmtlich aus Kentucky, und zwar aus den nördlichsten Städten und Plantagen von Covington und Carrollton, und hatten auch schon ihre neuen Namen angenommen, ja es dauerte kaum einen Monat, bis die frisch gemalten Schilder über den Thüren ihrer kleinen Blockhäuser hüben Eduard Hamilton Blacksmith und drüben Charles Bankroft, carpenter, anzeigten.

Von den letztgekommenen deutschen Einwanderern hatten sich die meisten ebenfalls entschlossen, hier in Donnersville oder doch wenigstens im Staat Indiana ihren Wohnsitz zu nehmen, wenn auch Mr. Sherard mit Hülfe seines deutschen Dolmetschers etwa fünf Familien bewog, nach dem Süden und zwar nach Georgien zu ziehen, um dort aller der versprochenen Vortheile theilhaftig zu werden. Natürlich mußten sie ihm hier schon ein Angeld bezahlen, und Sherard versprach ihnen dafür, selber mitzugehen oder ihnen Jemanden mitzugeben, der sie dort einführe und ihnen ihre Plätze anweise. Sie bekamen dann die Papiere, und ein junger Amerikaner wurde nachher zu ihrer Begleitung ausersehen, da Mr. Sherard selber keine Zeit hatte. In der That lag ihm aber gar nichts daran, sich unter den Schwarzen, bei denen er ein böses Andenken hinterlassen, wieder zu zeigen; er stand mit dem jungen Arguard und noch einigen der anderen Herren in stetem Briefwechsel, und das genügte vollkommen, um den Käufern auch den von ihm gekauften Grund und Boden völlig und rechtskräftig zu sichern. Ob sie sich nachher da unten im Süden wohl fühlten oder nicht, ging ihn nichts an und kümmerte ihn noch weniger.

Uebrigens bestand Donnersville schon lange nicht mehr

aus nur einfachen Holz- oder Blockhäusern, wie es allerdings begonnen hatte. Unternehmende Amerikaner errichteten hier bald eine Ziegelbrennerei, denen rasch andere deutsche folgten und mit den Jahren waren schon ganz hübsche Backsteingebäude entstanden und zahlreiche andere ebenfalls im Bau. Den größten Theil der Bevölkerung bildeten allerdings Einwanderer von Deutschland, an Amerikanern fehlte es aber eben so wenig, und besonders befanden sich die Beamtenstellen noch hier alle in amerikanischen Händen. Hier wie in allen übrigen deutschen Colonien zeigten sich die Deutschen leider in Allem, was Politik und ihre politischen Rechte betraf, lässig. Und wenn sie sich in der zehnfachen Majorität befanden, dachten sie nur sehr selten daran, bei den verschiedenen Wahlen einen Deutschen als Candidaten aufzustellen, und wo ein solcher wirklich auftrat, fiel er regelmäßig durch. Das geschah aber nicht etwa deshalb, weil sie den Deutschen weniger Kenntnisse und Fähigkeiten zugetraut hätten, nein, oft waren sie sogar vom Gegentheil überzeugt, aber Einer gönnte es dem Andern nicht oder mochte nicht zugestehen, daß von ihnen Einer besser und geschickter sei als der Andere. Mit einem Worte: der verzwirbelte Particularismus steckte ihnen noch überall in den Knochen, das kleinliche Wesen, das sich in keinen großen Gedanken finden mochte, und das Unterordnen Aller, selbst in einer Republik, unter den Gewählten nicht vertragen konnte. Einem Amerikaner fügten sie sich, und wenn sie wußten, daß er sie verrieth und betrog; aber ein Deutscher war ihnen in dem Fall unbequem, sie gönnten es ihm, mit einem Worte, nicht. Nur aus dem Grund blieben die Deutschen auch selbst in den Vereinigten Staaten, wo sie so lange schon eine wirkliche Macht vertraten, im politischen Leben vollkommen unbeachtet und hintangesetzt, bis jetzt erst in allerneuester Zeit der Anstoß von Deutschland selbst, das Bewußtsein, daß sie einer Nation, und der mächtigsten Nation in Europa angehörten, ihnen eine andere und entschieden nationale Richtung gab. Sie werden allerdings nie das Uebergewicht in den Vereinigten Staaten gewinnen, das ist aber auch nicht nöthig und wäre sogar nicht einmal wünschenswerth; aber daß sie von jetzt an, und von Jahr zu Jahr

mehr, erkennen und fühlen müssen, welche Rechte sie selbst in ihrem neuen Vaterland schon durch die Zahl ihrer Vertreter und durch ihre Intelligenz beanspruchen dürfen, das ist eben so gewiß. Wie wir Deutschen seit einem halben Jahrhundert der Union in je fünf Jahren einen neuen Staat mehr gewonnen und bearbeitet haben, so treten wir auch von jetzt in die Stellung, die uns gebührt, nicht mehr die Werkzeuge der amerikanischen Wahlumtriebe, sondern die wirklichen Wähler eines großen Reichs.

In Donnersville begannen schon alle diese Verhältnisse sich auszubilden, wenn sie auch damals noch ziemlich im Unklaren lagen, aber es gab auch noch, wie in allen solchen deutschen Colonien, eine wunderliche Mischung von Persönlichkeiten in der kleinen Stadt, Persönlichkeiten in der That, wie sie nur eben das alte Vaterland mit seinen verschiedenen verknöcherten Ansichten und Gewohnheiten, Rangunterschieden und Vorurtheilen liefern konnte.

Der eigentliche Bauer und Handwerker tritt dort allerdings genau so auf wie hier; er sucht, so rasch er kann, in das alte, in der Heimath verlassene Gleis zu kommen, und da er sich vor keiner Arbeit scheut und in jeder auch bald seinen Lohn findet, so gedeiht er rasch und fühlt sich auch bald in der neuen Heimath wohl. Anders freilich ist es mit den sogenannten gebildeten oder gar in Deutschland „bevorzugten“ Klassen, die sich nicht so leicht gutwillig in das fremde Leben hineingewöhnen. Sie brauchen nämlich, wenn es ihnen überhaupt je gelingt, viel mehr Zeit dazu, um die alten Vorurtheile abzuschütteln und wirkliche Amerikaner zu werden, und davon gab es in Donnersville eine ganze Menge Beispiele. Es strömt eben an solchen Orten Alles zusammen; sämtliche Schichten der europäischen Gesellschaft finden da ihre Vertreter, und es gebraucht gewöhnlich eine geraume Zeit, bis das Alles ineinanderschmilzt und in dem amerikanischen Triebrad glatt und gleich gescheuert wird.

Winnen in diesem Treiben hatte Jacob Koffwein seine Barbierstube aufgeschlagen, und etwas Anspruchsloseres, ganz der amerikanischen Sitte entgegen, die Alles nur auf Schein

und selbst Marktschreierei berechnet, ließ sich wirklich kaum denken.

Die gebildeten Deutschen in Donnersville behaupteten allerdings, Kofwein hätte einen „Sparren“, er wäre ein „komischer Kauz“, ein „halbverrückter Mensch“, wenn er auch sein Geschäft aus dem Grunde verstehe; und die Bauern meinten: er sei „eigentlich sehr geschickt“, aber auch „fürchtbar grob“, denn wenn sie sich nun einmal alle Monat zur Ader ließen, so ginge das ihn doch nichts an, und er brauchte sie nicht grob anzufahren, oder gar aus der Thür zu werfen.

Grob war er, das ließ sich nicht leugnen, und nicht etwa allein gegen die Bauern, sondern gegen Alle, die ihm in die Quere kamen, und doch wußten seine Bekannten und Freunde genau, daß er weit über seinen jetzigen Stand gebildet sei, ja sogar bedeutende medicinische Kenntnisse besaß, und ebenso in den alten wie neueren Sprachen bewandert, vollkommen sattelfest in Geschichte, Naturwissenschaften, Chemie und Literatur sei. Er konnte aber nie bewogen werden, Aufschluß über sein früheres Leben zu geben. Das Einzige, was man von ihm herausbekam — aber seine Freunde zweifelten daran — blieb, daß sein Vater schon Barbier gewesen sei und er das Geschäft fortgesetzt habe, und wer das nicht glauben wolle, der könne ihn auf ein ander Mal besuchen.

Seinen kleinen shop, wie er ihn nannte, hatte er, wie schon erwähnt, sehr einfach eingerichtet: ein ziemlich großer Spiegel in der Mitte, das eleganteste Stück im Haus, ein kleiner Tisch davor, auf dem Bürsten und Kämme neben einer riesigen Pomadenbüchse lagen; drei oder vier gewöhnliche Stühle, und an der Wand ein Regal mit einigen Flaschen voll Blutegeln, wie eine aufmarschirte Batterie von Schröpslöpschen. Nur ein kleines, aber stets verschlossenes Schränkchen enthielt seine verschiedenen chirurgischen Instrumente, die er in reichhaltigster Art besitzen sollte und außerordentlich sauber hielt. Aber es bekam sie Niemand zu sehen, wenn er nicht von einem oder dem andern Gebrauch machen mußte.

Kofwein hatte, allerdings etwas Außerordentliches in Donnersville, eine Bibliothek, aber Niemand erhielt Zutritt dazu; sie befand sich in einer Kammer im obern Stock, und

den Abend und die halbe Nacht verbrachte er zwischen seinen Büchern. Die Nachbarn wunderten sich dann, daß er so lange Licht verbrannte; wenn ihn aber Jemand fragte, was er da mache, antwortete er: er krähe sich, die Mosquitos quälten ihn so, und da müsse er Licht dazu haben.

Roskwein war in der That ein merkwürdiger, oder besser gesagt, ein außergewöhnlicher Mensch, und was wir in Deutschland unter dem Begriff „Barbier“ verstehen, paßte durchaus nicht auf ihn. Er war von hochgewachsener edler Gestalt mit klaren braunen Augen und eben solchem, aber nur leicht und natürlich gelocktem Haar, mit hoher, kühn gebogener Stirn und einem festentschlossenen Ausdruck um die Lippen; und doch lag auch wieder ein schmerzlicher Zug in seinem Antlitz, und selbst sein Humor hatte stets etwas Bitteres und Sarkastisches, was ihn aber nicht hinderte, seinem bescheidenen Beruf mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen.

Er saß auch heute wieder in seiner „Stube“, wie Doctor Hückler das Local genannt hatte, und strich, in Ermangelung einer bessern Beschäftigung, seine Messer, als sich die Thür öffnete und Kellmann, Donner's Schwager, hereintrat und dem „Barbier“ die Hand entgegenstreckte.

„Wie geht's, Herr Roskwein? Was machen Sie? Immer noch nicht scharf genug?“

Roskwein lächelte. „Wissen Sie, Herr Kellmann,“ sagte er, „die Messer hier sind für meine Extrakunden, oder wenn neue kommen, die mach' ich dann glauben, daß das immer so ginge und ihnen der Bart nur herunterflöge, als ob er mit einem seidenen Tuche abgewischt würde. Bei meinen regelmäßigen Kunden werden aber nicht so viel Umstände gemacht, denn die kommen doch, wenn sie auch einmal geschunden werden.“

„Danke Ihnen,“ lachte Kellmann, „das werde ich mir merken; aber das ist trotzdem langweilige Arbeit.“

„Bitte um Verzeihung,“ meinte der Barbier; „es wäre es, wenn man sich keine Nebenbeschäftigung dabei machte, aber ich bin hier gewissermaßen auf einem Observationsposten und beobachte meine Nachbarn. Sie glauben gar nicht, wie Einem dabei die Zeit vergeht.“

„Haben Sie so interessante Nachbarschaft?“

„Sehen Sie einmal da hinüber — wie gefällt Ihnen die Dame?“

„Alle Wetter!“ lachte Kellmann, wie er nur den Blick hinübergeworfen, „das ist eine stattliche Frau, die ihre zweihundertvierzig Pfund wiegen mag. Und wer ist der alte Herr, der sie führt?“

„Der alte Esel, der Herr von Passedom,“ sagte der Barbier; „ich habe ihn in Verdacht, daß er den Fettsack heirathen will. Sehen Sie nur um Gottes willen, wie das Frauenzimmer aufgetakelt ist — und das hier in Amerika, in einem Nest, wo sich die Füchse gute Nacht sagen — lilla Mantille, hellblaues Seidenkleid, arkadischen Schäferhut und das breite Gesicht darunter.“

Drüben an der andern Seite ging der alte Herr von Passedom, eine etwas aristokratische, aber nachlässig bürgerlich gekleidete Gestalt mit einer sehr großen, dicken und sehr auffällig gekleideten Dame vorüber und unterhielt sich außerordentlich zuvorkommend und freundlich mit ihr.

„Im Alter würden sie zusammen passen,“ fuhr Rößwein fort, „er ist etwa sechzig und sie einige vierzig Jahre — er dünn, sie dick, er arm, sie reich, aber die Ehe nachher und das arme Kind da drüben.“

„Welches arme Kind?“ frug Kellmann.

„Sehen Sie das Engelsgesicht da am Fenster? das lebendige Marmorbild?“

Drüben am Fenster stand ein junges Mädchen, das kaum mehr als zwanzig Jahre zählen konnte, und Kellmann erinnerte sich in der That nicht, je in seinem Leben ein regelmäßigeres, schöneres Gesicht gesehen zu haben. Es war kein Venus-, es war ein Psychekopf, so lieb, so ätherisch, und doch die Rüge so von bitterem Schmerz erfüllt. — Hatte sie den Vater unten mit seiner Begleiterin vorbeigehen sehen?

„Ist das die Tochter von dem alten Herrn?“ frug er erstaunt.

„Leider ja,“ nickte Rößwein, „und führt die ganze Wirthschaft, kocht, kehrt das Haus aus, wäscht, näht und kommt

keine Nacht vor zwölf Uhr in ihr hartes Bett, während der alte Esel jetzt noch anfängt auf Liebesabenteuer auszugehen. Die müßte Schwanflaum kriegen."

"Was?" sagte Kellmann und sah ihn verwundert an; „Schwanflaum? Wer?"

„Das junge Mädchen da drüben, das arme Helenchen."

„Aber was meinen Sie damit?"

„Ja, wissen Sie, lieber Herr Kellmann," sagte Rostwein, indem er noch immer nach dem bleichen, am Fenster stehenden Kinde hinüberschaute, bis sie sich wieder in das Innere der Stube zurückzog, „ich bin ein Junggeselle und wohne hier ganz allein, und da macht man sich manchmal so allerlei Gedanken und grübelt über dies und das nach; meint dann auch wohl in seiner menschlichen Unverschämtheit, daß man Manches besser machen könnte, als es eigentlich gemacht ist, und möchte dem lieben Gott dann zuweilen Rathschläge geben, wie er die Sache so oder so hätte viel praktischer einrichten können. So mit unserer Kleidung. Gott hat uns nackt in die Welt gesetzt. Ich will von anständig dabei gar nicht reden, war es aber praktisch? Was kostet einem unglücklichen Hausvater jetzt allein die Toilette seiner Frau und Töchter, und wie einfach wäre das gewesen, wenn wir, wie die übrigen Säugethiere, zu denen uns die Naturgeschichte ja nun doch einmal rechnet, je nach Rang oder Unterschied gleich einen entsprechenden Pelz mitbekommen hätten, der sich dann natürlich in jedem Winter neu ersetzen müßte."

„Die Sache wäre nicht so übel," schmunzelte Kellmann.

„Nicht so übel?" rief Rostwein; „sie wäre ausgezeichnet, und unsere Rangunterschiede würden dadurch auch gleich bestimmt gewesen sein. Sehen Sie zum Beispiel den Herrn von Passedom an — den Freiherrn von Passedom, wollte ich sagen, und wie schäbig läuft der herum. Der hätte doch jedenfalls einen Nerzpelz bekommen und könnte damit sein ganzes Leben lang Staat machen. Doch um von unten anzufangen, so hätte ich dem gemeinen Volke — hol' der Teufel sämtliche Republikaner — einen Seehundspelz gegeben — wenn ich nämlich der liebe Gott gewesen wäre. Seehundsfell sieht nicht besonders hübsch aus, aber es ist praktisch. Es schützt

gegen Kälte und läßt den Regen ablaufen, und würde unseren armen Arbeitern, die so oft draußen in Kälte und Frost arbeiten müssen, gewiß sehr angenehm gewesen sein.“

„Und was hätten Sie sich für einen Pelz gewünscht?“ lächelte Kellmann.

„Oh, ich weiß nicht — von wünschen dürfte dabei natürlich keine Rede sein, oder sie trügen alle miteinander Zobel; nein, der liebe Gott oder die Natur — wenn wir so wollen, hätte das einrichten müssen, so daß sich Niemand über Ungerechtigkeit beklagen konnte. Ich würde — vorausgesetzt, daß mir die Bestimmung überlassen wäre — lassen Sie einmal sehen — ich glaube, ich würde mich in einem Otterpelz außerordentlich wohl befunden haben. Das Militair bekäme — nach den verschiedenen Truppengattungen Bären-, Wölfe-, Tiger-, Panther-Häute — die Officiere Löwenfelle, dem Doctor Hüftler hätte ich eine Felsenhaut gegeben, und der Dicken, die da eben vorüberging, die Haut einer Fetigans.“

„Und Herr von Passedom?“

„Müßte sich vorzüglich gut in einem Riegenfell ausnehmen als Pock, und bekäme dann auch einen anständigen Bart. Ueberhaupt wäre das eine vorzügliche Einrichtung für alle Regierungen, denn wenn sie jetzt einem armen Teufel, der nichts mehr hat, auch nichts mehr abnehmen können, würden sie dann doch in die Möglichkeit versetzt, ihm das Fell über die Ohren zu ziehen.“

„Und dann brauchten wir auch keine Schneider,“ lächelte Kellmann, dem die Idee selber zu behagen schien.

„Nein,“ sagte Kosswein, „wir klopfen uns nur gegenseitig die Fäcken aus — Herr Gott, wenn Freiherr von Passedom Morgens herüberkäme, um sich das von mir besorgen zu lassen! — Aber alle Wetter,“ unterbrach er sich selber, „da kommt ja unser Pontifer — ist denn heute Sonntag?“

„Nun ja — wissen Sie das nicht?“

„Man verliert hier die ganze Zeitrechnung,“ sagte Kosswein, „aber der Pontifer ist mein Wochenkalender, denn in der Woche krazt er sich selber nothdürftig ab, um die zwölf und einen halben Cent zu sparen, Sonntags aber, wenn er zur Kirche

geht, muß ich ihn sauber machen, damit er anständig und nicht streifig aussieht —"

"Guten Morgen, mein lieber Roßwein, guten Morgen," sagte der Herr Pastor, als er in seinem Talar und eine weiße Krause um den Hals an der Thür des Hauses anlangte, aber kein ganz freundliches Gesicht dabei machte.

"Hochwürden," versetzte Roßwein mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung, „ist mir sehr ehrenvoll, Sie einmal hier bei mir zu begrüßen — genau wieder eine Woche verstrichen seit dem letzten Mal — haben sich doch immer wohl befunden?“ Er winkte dabei Kellmann zu, sich zu setzen, und langte handwerksmäßig sein Geräth hervor.

"Ja, mein lieber Roßwein," erwiderte der Geistliche, der sich das „Hochwürden“ ganz ruhig gefallen ließ — er knüpfte dabei seine Krause los, schlug den Talar zurück und band sich die ihm gebotene Serviette um den Hals, „aber es wäre mir doch lieber, wenn ich Sie Sonntags Morgens bei mir begrüßen könnte. Wäre denn das gar nicht möglich? Es ist für mich so umständlich und kommt mir selbst entwürdigend vor, ehe ich an Gottes Altar trete, vorher erst noch in einer Barbierstube abzustiegen und dabei mehr an den äußern, als an den innern Menschen zu denken.“

"Bitte," sagte Roßwein trocken, indem er dem Herrn Pastor vor allen Dingen mit dem dickbeseiften Pinsel quer über den Mund wegstrich und dessen Auseinandersetzungen damit entschieden ein Ende machte, „wird sich aber nicht gut ausführen lassen. Das Gedränge ist Sonntags Morgens hier zu stark (es waren heute noch kaum zwei Persone.. da-gewesen), und dann habe ich das Herumlaufen aufgegeben, seit ich Meister geworden bin. Wissen Sie, Hochwürden," fuhr er dabei fort, indem er jetzt mit außerordentlich geschickter und rascher Hand den Bart des Geistlichen abnahm (und es war das kein schwieriges Geschäft, denn der Herr hatte ein glattes und rundes Gesicht), „wir dürfen auch die Herren hier in Amerika nicht zu stolz und zu vornehm machen, denn drüben sind sie ein bißchen zu sehr verwöhnt worden. Da sie sich aber trotzdem entschlossen haben, in eine Republik aus-

zuwandern, so ist es viel besser, sie erfahren es so rasch als möglich, daß wir hier alle in einem Topf kochen — die Heiligen wie die Unheiligen — bin Ihnen sehr verbunden," schloß er dann, indem er einen Schritt zurücktrat und wieder eine Verbeugung wie vorhin machte, bei der aber der Pastor nie wußte, ob diese in Spott oder Ernst gemeint sei — „werden hier alle über einen Kamm geschoren."

„Lieber Roskwein," bemerkte Pastor Besser, indem er sich jetzt mit der Serviette die Ueberreste der Seife fortwischte und dann vor den Spiegel trat, um sich abzuwaschen, „ich fürchte fast, daß Sie zu den Unheiligen gehören, denn bis jetzt, mein guter Roskwein, habe ich Sie noch nicht ein einziges Mal in der Kirche gesehen."

„Ich besuche nicht gern Concurrencygeschäfte," sagte der Barbier.

„Und wissen Sie, wohin die Spötter dermaleinst kommen?" rief Pastor Besser, aber jetzt wirklich gekränkt, oder wenigstens geärgert — „es schützt Sie das nicht, ob Sie an einen solchen Ort glauben oder nicht, aber das ewige Feuer brennt, lieber Roskwein — das ewige Feuer brennt — darauf dürfen Sie sich fest verlassen."

„Hochwürden," bemerkte Roskwein, indem er in aller Ruhe sein Messer wieder abtrocknete und das Seifennäpfschen dann auf die Straße ausschlenkerte, „daran hab' ich auch gedacht. Ich bin Junggeselle, ich habe weder Kind noch Kegel, und was ich einmal hinterlasse, ist für den Fall auf praktische Weise angelegt. Ich lasse mir einen dicken Zinksarg anfertigen, den dann halb voll Chloroform gießen und mich hineinlegen — nachher mögen sie mich brennen und maltraitiren, wie sie wollen — ich fühle doch nichts davon."

Der Geistliche seufzte tief auf. Er war eben damit beschäftigt, seine Halskrause wieder umzulegen, was ihm schwer wurde — er bekam wenigstens einen dicken rothen Kopf dabei, und Roskwein dachte gar nicht daran ihn zu unterstützen. Pastor Besser wußte aber auch schon aus Erfahrung, daß an dem Heiden alle seine besten Ermahnungen verloren blieben, — weshalb sie also an ihn verschwenden. Er ordnete sein Ge-

wand wieder vor dem Spiegel, sah nach seiner Uhr, und das übliche zwölfseihalb Cent-Stück auf den Tisch legend, griff er nach seinem Varet, um das Local zu verlassen. In der Thür blieb er aber noch einmal stehen, und sich halb gegen Kofswein umwendend, sagte er:

„Was ich Sie noch fragen wollte, lieber Kofswein, — ich bin mit meinem Magen gar nicht in Ordnung. Ich kann nicht das Geringste mehr vertragen, und fühle schon nach einem einzigen Glas Wein Beklemmungen und —“

„Aber, Hochwürden,“ unterbrach ihn Kofswein, „Sie wissen, daß ich gar kein Arzt für innere Krankheiten bin, obgleich ich Pferden und Kühen trotzdem manchmal etwas eingebe.“

„Ich weiß, daß Sie nicht practiciren,“ erwiderte der Geistliche, „aber ich weiß auch, daß Sie ein recht gesundes Urtheil in manchen Fällen haben, die den Körper betreffen — wenn ich Ihnen auch mein Seelenheil —“ setzte er lächelnd hinzu, „nicht für das Zucken einer Augenwimper anvertrauen möchte.“

Kofswein lachte. „Die Amerikaner,“ meinte er, „haben da ein besseres Sprichwort, denn sie sagen: Für das Schütteln eines Lammerschwänzchens.“

„Aber was meinen Sie zu meinem Magen?“

Kofswein zuckte die Achseln. „Da giebt es nur ein Mittel — vermeiden Sie alle Spirituosen,“ erwiderte er mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt — „trinken Sie jeden Morgen einen Eimer kuhwarmer Felsmilch, und gebrauchen Sie später, wenn Sie Linderung fühlen, eine Mollenkur von Liebfrauenmilch.“

„Ach, Sie scherzen,“ sagte Pastor Besser mit dem Kopf schüttelnd, — „nein ich wünsche wirklich einen ärztlichen Rath.“

„Für die zwölf und einen halben Cent?“ lachte Kofswein. „Bin's nicht im Stande; aber es ist neulich ein neuer Doctor hier eingetroffen, Doctor Hüdler, gehen Sie zu dem. Der verschreibt Ihnen jedenfalls ein Viertelpfund Calomel, und daran können Sie gleich die Probe machen; denn wenn Sie das vertragen, fehlt Ihrem Magen gar nichts, und können

Sie's nicht vertragen, na, so fehlt Ihnen überhaupt nichts mehr."

"Sie entschuldigen, Herr Roszwein," sagte Pastor Besser, "daß ich Ihre werthvolle Zeit so lange in Anspruch genommen habe, ich sehe, Sie werden von Kunden bestürmt, und werde Sie auch wahrscheinlich nicht wieder belästigen. Auf meine Veranlassung zieht hier nämlich noch in dieser Woche ein Mulatte herüber, der das Rasiren und Champooing aus dem Grunde versteht. Sie wollen ja immer nichts davon wissen."

"Wäre mir eine große Erleichterung," bemerkte Roszwein trocken; "aber ich glaube wirklich, Sie kommen zu spät zur Predigt, Hochwürden. Sollte mir leid thun, würden Viele daran verlieren."

Besser erwiderte keine Silbe, einen wahren Dolchblick schoß er auf den Barbier, und dann verließ er, ohne selbst einen Gruß weiter für nöthig zu halten, das Local. Roszwein sah ihm aber, still vor sich hinlachend, nach, und Kellmann, der ein ruhiger, aber nichtsdestoweniger sehr vergnügter Zeuge der ganzen Verhandlung gewesen war, meinte:

"Den Kunden haben Sie sich verdorben, Herr Roszwein, denn wenn mich nicht Alles täuscht, so kommt der nicht wieder."

"Wenn ich weiter kein Unglück erlebte," sagte achselzuckend der Barbier; "aber ich fürchte, Sie irren sich, denn der Schlemmer hat Angst um sein Leben. Alle Augenblicke klagt er über Blutandrang und will Blutegel und Schröpfköpfe gesetzt haben, und darin traut er nachher dem Mulatten nicht — aber wer kommt da? Ein Reiter in scharfem Trab und noch dazu ein Fremder — hier aus Donnersville ist er wenigstens nicht."

Ein junger Mann, in Civil gekleidet, aber mit einer militairischen Miße auf, kam die Straße herunter und lenkte, als er die beiden Herren in der Thür stehen sah, auf diese sein Pferd zu. Die Läden waren überall geschlossen und die Leute auch meist in der Kirche, die schon eine ganze Weile begonnen haben mußte.

Hier jügelte er sein Thier ein, und militairisch leicht

grüßend, sagte er in deutscher Sprache, denn das deutsche Schild wie die deutschen Gestalten verriethen ihm die Landsleute: „Ach, meine Herren, könnten Sie mir nicht angeben, wo ich hier in der Nähe einen Schmied finde? Mein Pferd hat ein Eisen verloren und ich möchte das gern wieder auflegen lassen.“

„Wir haben, so viel ich gesehen, zwei Schmiede im Ort,“ sagte Kellmann, „einer wohnt hier nebenan, ein Neger, der andere aber, ein Deutscher, in einer Nebenstraße, die Ihnen hier Freund Roskwein wohl besser wird beschreiben können.“

Roskwein hatte den Fremden, während er sprach, scharf und forschend angesehen, jetzt sagte er halblaut, immer noch wie zweifelhaft:

„Hellborn?“

„Roskwein?“ rief der junge Reiter, überrascht im Sattel herumfahrend, „ja das ist doch nicht möglich! Doctor! wie kommen Sie hier nach Donnersville — nach Amerika? — Ist es denn denkbar?“

„Hellborn? Bei Allem was lebt!“ rief Roskwein, die Hand nach ihm ausstreckend. „Und woher kommen Sie?“

„Direkt aus dem Krieg und eben erst entlassen,“ rief Hellborn, indem er aber auch rasch aus dem Sattel sprang und sein Thier am Zügel nahm. „Und was machen Sie hier? Haben Sie sich rastren lassen?“

Einen Augenblick war es wirklich, als ob Roskwein verlegen würde; er wurde wenigstens roth und brachte nicht gleich eine Antwort über die Lippen; aber das dauerte nicht lange, denn den Kopf auf die Seite wendend, sagte er mit einem halben Lachen, das aber doch nicht ganz natürlich klang:

„Rastren lassen? Das besorge ich selber, und rastre noch außerdem andere Leute. Sehen Sie da nicht mein Schild? Wenn Sie hier bleiben, empfehle ich mich Ihrer Rundschaft.“

„Unfinn,“ sagte der junge Mann, „Sie wollen mich zum Besten haben, Sie, der —“

„Erlauben Sie einmal, mein lieber Hellborn,“ unterbrach

ihn aber Rosswein auf das Entschiedenste, „sind Sie schon lange in Amerika?“

„Etwa vier Jahre.“

„Nun gut, dann haben Sie auch Reit gehabt, einige Erfahrung zu sammeln, und müssen wissen, daß Mancher in Deutschland einem Beruf gefolgt ist, und hier in Amerika einen andern beginnt. Außerdem weiß man nie, ob es solchen Leuten angenehm ist, an ihre frühere Wirksamkeit erinnert zu werden.“

„Aber Sie haben sich der Ihrigen doch wahrlich nicht zu schämen.“

„Das geht Niemand weiter etwas an. Was ich hier bin, sehen Sie auf dem Schild, außerdem heiße ich Jacob Rosswein, und nun wollen wir nebenan in die Kneipe gehen und ein Glas Wein trinken.“

Hellborn fühlte recht gut, daß Rosswein jede Anspielung auf die Vergangenheit vermieden haben wollte, wenn er sich auch nicht denken konnte, weshalb, denn er hatte ihn bis zu seiner Auswanderung genau gekannt und mit ihm in der nämlichen Stadt gelebt; selbstverständlich ging er jedoch rasch auf etwas Anderes über und nahm die Einladung ohne Weiteres an. „Aber vorher,“ setzte er hinzu, „möchte ich mein Pferd in die Schmiede bringen, daß es mir unterdessen gleich beschlagen wird.“

„Das hilft Ihnen nichts,“ sagte Rosswein kopfschüttelnd, „die Leute sind jetzt alle in der Kirche und dürfen auch, so lange die dauert, nicht arbeiten, ja eigentlich den ganzen Sonntag nicht, oder sie haben den Pontifer gleich auf dem Nacken oder vielmehr in der Tasche. Wissen Sie, Kellmann, was unser Pontifer neulich von der Kanzel gesagt hat, als gesammelt wurde? Er beobachtete erst eine Weile den Burschen, der den Beutel herumtrug, dann aber bog er sich vor und sagte: „Meine Andächtigen, Ihr braucht die Hände nicht so fest zusammen zu halten, daß Ihr sie nachher gar nicht wieder auseinander bringen könnt, wenn der Klingelbeutel kommt.“ — Aber ich habe Ihnen noch nicht einmal Freund Kellmann vorgestellt — hat sich hier verheirathet, ein allerliebster Brauch und eine allerliebste Farm und fünf

allerliebste Kinder. Und hier ein alter Freund von mir, wenn auch noch nicht an Jahren, Doctor Hellborn, à propos, wohin wollen Sie, Hellborn?"

„Noch kein bestimmtes Ziel, vielleicht nach New-York zu rück; es wurde mir nur gesagt, daß ich hier in Donnersville einen Verwandten treffen würde, und den wollte ich aufsuchen.“

„Dann lassen wir Sie auch hier nicht wieder fort,“ meinte Roswein trocken. „Wir brauchen hier einen tüchtigen Arzt so nothwendig wie das liebe Brod, und ich stehe Ihnen für eine ganz vortreffliche Praxis gut.“

„Und wo wohnen Sie?“

„Hier in Donnersville, in dem Hause da.“

„Und haben Sie hier an einem tüchtigen Arzt nicht genug?“

„Wir haben aber eben keinen,“ rief Roswein; „ich bin Wundarzt, wenn Ihnen der „Barbier“ nicht so gut klingt, und kurre keine innerlichen Krankheiten — grundsätzlich nicht — ich glaube doch, das ist deutlich genug.“

Hellborn sah den Mann verwundert an, aber da ein Dritter zugegen war, mochte er vor der Hand nichts weiter erwidern und sagte nur ausweichend: „Nun, darüber können wir ja noch immer später reden, — und nun, wo ist vor allen Dingen Ihr Wirthshaus, denn ich habe allerdings Durst bekommen.“

„Hier dicht nebenan.“

„Und mein Pferd lasse ich hier so lange stehen?“

„Gott bewahre, das nehmen wir mit, daß es auch ein Maul voll Hafer und einen Schluck Wasser bekommt. Wir stehen hier nicht mehr im Felde und leben unter civilisirten Menschen, mit Respect zu melden,“ setzte er hinzu, als in diesem Augenblick Herr von Passedom, mit der starken Dame am Arme, wieder zurückkam und sie in sein Haus hinüberführte. Er mußte dabei dicht an Roswein vorüber, aber er sah ihn gar nicht und schien sich für die wenigen Schritte nur die Dächer der benachbarten Häuser zu betrachten.

„Merkwürdig,“ sagte Kellmann, als sie vorüber waren.

„Die Frau hat mir ein so bekanntes Gesicht, und ich bin

troßdem fest überzeugt, daß ich sie nie im Leben gesehen habe, denn den Fleischklumpen hätte ich nun und nimmer vergessen."

"Sie sah Sie sehr scharf an, als sie vorüberging," meinte Rostwein, „so starr, daß es mir selber auffiel; aber so weit ich es bemerken konnte, gab sie kein Zeichen irgend eines Erkennens."

„Um, sonderbar," murmelte Kellmann, „und ich habe sonst ein ganz ausgezeichnetes Gedächtniß."

„Sie werden ihr irgendwo einmal begegnet sein," meinte Rostwein, „wen kümmert es wo. Die Dame ist aber so fett, daß ich vor allen Dingen einen Schnaps darauf trinken muß. Kommen Sie, wir versäumen hier die schöne Zeit, denn wenn die Kirche erst aus ist, bekommen wir drüben nicht einmal mehr einen Platz."

Alle Bekannte.

Das eigentlich feine Hôtel in Donnersville war die Mermaid von Ezra Lublins, da dieses auch Räume hatte, in welchen Fremde übernachten konnten. Ebenso wurde es vorzugsweise von den Amerikanern besucht, und ein geräumiger Tanzsaal versammelte da zuweilen auch die Deutschen bei festlichen Gelegenheiten. Ezra Lublins hielt sogar einige Zeitungen, illustirte wie politische in Deutsch und Englisch, und hatte sich dadurch in Donnersville zu der Höhe seiner Zeit emporgeschwungen.

Das deutsche Wirthshaus war mehr eine Restauration, eine Art Club, in welchem sich die deutschen Bewohner von Donnersville besonders Abends sammelten, und genau so zwecklos und verworren politisirten, wie das auch in den Bierhäusern der alten Heimath noch bis auf diese Stunde geschieht und geschehen wird, so lange es eben Bierstuben und Bier wie lange Pfeifen giebt; sonst hatte es nur ein paar große Zimmer in seinem Hintergebäude, in denen manchmal Auswanderer aufgenommen wurden.

Doctor Hüdler hatte sich nun allerdings bei Ezra Lublins einquartiert und verbrachte dort, meist in Gesellschaft von Amerikanern, seine Abende; er verkehrte nicht gern mit Deutschen, wie er denn auch vorzugsweise lieber Englisch als

Deutsch sprach. Morgens aber fand er dort Niemanden, mit dem er verkehren konnte, besonders nicht Sonntags Morgens, und da er wirklich die Absicht hatte, sich hier als Arzt — Herrn Donner zum Trost — niederzulassen, so mußte ihm deshalb besonders daran liegen, die hiesige Gesellschaft, seine künftigen Patienten, kennen zu lernen und ebenso auch unter den Deutschen bekannt zu werden. Er hatte sich nur leider einen Ton angewöhnt, der etwas von oben herunter klang und bei manchen Leuten Anstoß erregte; den Bauern imponirte er aber doch nicht selten damit, denn:

„Wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen“,

und Doctor Hädler vertraute sich eben vollkommen.

Es war heute noch etwas früh, denn erst nach der Kirche füllte sich gewöhnlich das große Gastzimmer. Nur in dem Billardzimmer nebenan — denn sogar zu einem solchen hatte man sich hier schon verstiegen — spielten ein paar Franzosen, die einen Friseurladen in Donnersville errichtet hatten, eine Partie, was auch anging, da gerade dieser Raum nach dem Hof zu lag; vorn würde man es, der Kirche wegen, nicht geduldet haben. In dem Schankzimmer selber saßen nur noch ein paar Bauern, die sich die Andacht heute „geschenkt“ und ihre Frauen hineingeschickt hatten; die Leute sahen übrigens gut genährt und auch wohlhabend aus, und hatten sie auch die alte deutsche Bauerntracht abgelegt, so funkelten an ihren Röcken doch immer noch die großen, schwer silbernen Knöpfe, die sie daheim schon getragen.

„Guten Morgen, Brauhede,“ sagte Roswein, als die drei das Zimmer betraten, „wie geht's? Guten Morgen, Menzel. Auch einmal wieder in die Stadt gekommen?“

„Guten Morgen, Herr Roswein,“ sagten die beiden Bauern und schüttelten dem Manne derb die Hand; „wie es geht? Ja, so lala, wenn's nur einmal wieder regnen wollte!“

„Immer nicht zufrieden?“ lachte Roswein; „und vorige Woche hat's geschüttet, daß man fast mit einem Rahn in den Straßen fahren konnte.“

„Ja, hier in der Stadt, aber bei uns draußen hätt's mehr sein können. Es wird das Jahr schlecht mit dem Futter werden, und der Mais steht auch dürstig.“

„Ist's denn wahr, daß Ihr nach dem Süden ziehen wollt?“ frug jetzt Roswein, der die alten Klagen der Bauern schon kannte; „wer erzählte es denn neulich hier?“

„Ach Bapperlapapp,“ erwiderte Menzel, indem er an sein Glas schlug, um einen frischen Krug zu bestellen. „Ja, vorgeschwätzt haben sie uns genug. Da ist ein Amerikaner hier, der war bei uns und hat uns den Mund wässrig gemacht von Zuckerplantagen und Apfelsinengärten und was weiß ich, aber Brauhebe und ich sind nicht auf den Leim gegangen. Einmal angeschmiert und nicht wieder.“

„Also habt Ihr Euer Lehrgeld bezahlt?“

„Na, ich denke ja, und wie. Hier wissen wir aber, was wir haben, und dort wissen wir nicht, was wir kriegen, und deshalb lassen wir's lieber beim Alten.“

„Und das ist gescheit,“ nickte Roswein, „denn das Pumpengesindel, was hier im Land herumstreift und Land verkaufen will, geht doch nur auf den Raub aus und nichts weiter.“

„Gerade so!“ nickte Brauhebe, und Roswein drehte sich ab und schritt zu seiner Gesellschaft zurück, der indessen der Wirth schon das Bestellte gebracht hatte, worauf er sich gemüthlich selber mit an den Tisch setzte.

Die Ruhe im Zimmer dauerte aber nicht lange. Pastor Besser hatte den Vorzug vor vielen anderen Geistlichen, daß er nur immer sehr kurze Predigten hielt, und kaum eine halbe Stunde mochten sie hier zusammengessen haben, als die Kirchgänger ebenfalls eintraten und rasch die Tische füllten.

Unter ihnen befand sich auch der Dolmetscher des Amerikaners Sherard, Herr Weigel, der derartige Zusammenkünfte nicht gern versäumte, weil er hier die beste Gelegenheit fand, sein Licht leuchten zu lassen und seinen außerordentlich mannigfaltigen Speculationen zu dienen. Er hatte in Donnersville allerdings noch keine glänzenden Geschäfte gemacht, denn es giebt keinen conservativeren Menschen, als den deutschen

Bauer, der an der Scholle, die er einmal in Besitz genommen, auch mit außerordentlicher Hartnäckigkeit hängt. Aber er war einmal da und wollte die Zeit, die er hier verbringen mußte, auch nicht gern ungenützt verstreichen lassen.

Herr Weigel nahm sich übrigens keinen festen Platz an irgend einem der Tische. Er ließ sich allerdings sein Glas Bier geben, dasselbe aber auch auf dem Schenktisch stehen und wanderte dann, sich mit allen Leuten unterhaltend und sie über ihre Verhältnisse ausfragend, von einer Gruppe zur andern. Es fand sich dann fast stets Einer, mit dem er anzuknüpfen konnte, und wo ihm nur der geringste Halt geboten wurde, bohrte er sich fest.

Es mochten kaum vierzehn Tage verflossen sein, daß er Donnersville betreten hatte, aber er war schon mit den meisten Einwohnern, wenn auch gerade nicht mit dem bessern Theil derselben — bekannt geworden oder hatte sich wenigstens mit ihnen bekannt gemacht, denn er besaß darin eine außerordentliche Fertigkeit. Er ließ sich eben nicht so leicht abschütteln.

Nachdem er sich einen Augenblick die in dem Zimmer befindliche Gesellschaft angesehen, fand er bald den Tisch aus, an dem Kellmann und der Fremde, Hauptmann Hellborn, saßen. Den „Barbier“ kannte er und mochte ihn nicht besonders leiden, denn er hatte ihm schon ein paar Mal so bissige Bemerkungen hingeworfen, daß er nicht gern wieder etwas mit ihm zu thun hatte. Er brauchte ihn aber auch nicht weiter zu beachten, und zu den Herren hintretend, rückte er sich einen Stuhl zu ihnen und ließ sich ganz ungenirt bei ihnen nieder.

„Mit Verlaub, meine Herren,“ sagte er dabei, indem er sein Glas, das er von dem Schenktisch genommen, auf die Tischdecke setzte; „ergebenster Diener, Herr Kellmann, guten Morgen! Es wird heute ein bißchen voll hier werden, denn sonderbar, wenn die Leute aus der Kirche kommen, haben sie immer Durst.“

Kellmann war dem Menschen schon einmal hier in der Stadt begegnet, ohne aber besonders auf ihn zu achten.

Dieser sah auch in der That so heruntergekommen aus, daß er sich scheute, irgend einen Verkehr mit ihm zu halten, und doch kam ihm das Gesicht bekannt vor. Daß er ihn dabei so vertraulich anredete, machte ihn noch mehr stutzig, und er sagte endlich, ohne den Gruß aber zu erwidern:

„Kennen Sie mich denn, Herr —? Ich weiß nicht einmal Ihren Namen.“

„Kennen?“ lächelte Herr Weigel, still vor sich hin schmunzelnd, „werde ich Sie nicht kennen, bin doch ein alter Kunde von Ihnen, F. G. Weigel aus Heilingen, erinnern Sie sich nicht mehr?“

„Der Auswanderungsagent?“ rief Kellmann, halb von seinem Stuhl emporfahrend.

„Nun gewiß,“ fuhr Herr Weigel in aller Gemüthlichkeit fort, „habe damals so viel über Amerika gelesen und geschrieben, bis ich endlich der Versuchung nicht mehr widerstehen konnte, mir das gelobte Land einmal selber anzusehen.“

„Aber Sie sind schon lange von Heilingen fort,“ sagte Kellmann, der ihn jedoch noch immer mißtrauisch und mit keiner besondern Zuneigung betrachtete.

„Ich? O gewiß. Heilingen war ein so erbärmliches Nest, daß sich dort für Unsereinen nichts machen ließ. Ich mußte einen größeren Wirkungskreis haben und ging deshalb zuerst eine Zeit lang nach Hamburg, bis ich von dort nach New-York mich einschiffte, und jetzt hier bin. — Hübsch in Amerika, wie?“

„Gefällt's Ihnen, Herr Weigel?“ sagte Rothwein, der dabei sein Bier trank, ohne ihn aber anzusehen.

„Ach gewiß, Herr Rothwein, gewiß,“ lautete die Antwort, „nur ist der Norden jetzt nicht der richtige Platz, um eines Mannes Glück zu machen, seit sich die Verhältnisse im Süden so günstig umgestaltet haben. Dorthin muß man jetzt gehen, wenn man etwas vor sich bringen will, und ich selber habe mich auch an dem Anlauf einer sehr bedeutenden Plantage in Georgia theilgehabt, wo das Land jetzt zu wahren Spottpreisen zu bekommen ist — und außerdem was für Land.“

„In Georgia?“ frug Hellborn, der den Herrn natürlich gar nicht kannte, sich aber gerade für jenen Theil des Lan-

des, den er erst ganz kürzlich durchzogen, interessirte, und darf man fragen wo da?"

„In Belleville," sagte Herr Weigel, ohne Weiteres in den Sattel seines Stedenpferdes springend und ihm die Sporen gebend; „ich sage Ihnen, das ist ein wahres Paradies und der Grundbesitz dort für den Augenblick fast werthlos geworden — aber auch nur für den Augenblick, denn wer jetzt zugreift und mit beiden Füßen hineinspringt, der wird in einigen Jahren finden, daß er in eine Goldmine hineingerathen ist."

„Kennen Sie das Land, Herr Weigel?" sagte Rogwein so unschuldig wie möglich.

„Wie meine Tasche," erwiderte der kleine Mann in altem Eifer, „ich komme ja eben von dort herauf und suche nur noch einige tüchtige Kräfte, um dort eine ächte und richtige deutsche Colonie zu gründen. Daran fehlt es dort, an weiter nichts, denn die Sklaven sind freigegeben, die südlichen Pflanzer haben in großen Rügen das Land verlassen, und da die Schwarzen gegenwärtig gar nicht wissen wovon sie leben sollen, so arbeiten sie Ihnen für ein Butterbrod."

„Mein lieber Herr," sagte Hellsborn, der dem Mann mit Erstaunen zugehört hatte, „sollten Sie da nicht vielleicht im Irrthum sein? Die Schwarzen werden vor der Hand einmal gar nicht arbeiten, und ob die Stellung der dort hinunterziehenden Deutschen eine angenehme sein dürfte, möchte ich meinestheils sehr bezweifeln."

„Verlassen Sie sich auf mein Wort, lieber Herr," lächelte aber Weigel selbstbewußt — „Mit wem habe ich die Ehre?"

„Hellsborn ist mein Name," erwiderte der junge Mann, wirklich verblüfft über die Frechheit, mit der dieser Herr Weigel auftrat.

„Verlassen Sie sich auf mein Wort," wiederholte aber dieser noch einmal, „ich kenne die Verhältnisse genau und würde sonst wahrhaftig nicht selber hinunterziehen. Der dortige Boden, das dortige Klima, es giebt kein besseres in den Vereinigten Staaten, und deutsche Ackerbauer werden dort mit offenen Armen empfangen."

„Wissen Sie, Herr Weigel,“ sagte da Rostwein, indem er sich freundlich zu dem Agenten überbog, „mit den Herren hier ist es nichts, die begreifen das nicht; sie haben einen zu engen Gesichtskreis, etwa wie ein Frosch im Brunnen, und die ziehen auch nicht nach dem gelobten Lande, und wenn Sie sich hier auf den Kopf stellen. Aber die Bauern da drüben, die mit den großen silbernen Knöpfen, der eine hat einen Pfeifenkopf, der wohl zwei Pfund an Silber wiegt, die scheinen Lust zu haben, vorhin sprachen sie von Georgia, und ich glaube sie schwanken nur noch zwischen diesem Staat und Louisiana.“

„Louisiana ist zu ungesund,“ sagte Herr Weigel rasch.

„Das habe ich ihnen auch eingeworfen,“ bemerkte Rostwein, „aber es hat ihnen Jemand etwas von Louisiana in den Kopf gesetzt, und jetzt scheinen sie anbeißen zu wollen.“

„Um,“ sagte Herr Weigel in gewisser zurückhaltender Weise, „wenn sie glauben, daß sie dort ihr Glück machen, ich würde ihnen gewiß nicht im Wege stehen wollen. Jedermann ist seines eigenen Glückes Schmied, Gentlemen, das ist mein Grundsatz, und überreden darf man Niemanden, ich wenigstens habe das als Princip angenommen.“

„Das ist hübsch von Ihnen,“ sagte Rostwein.

Kellmann hatte sich indeß, ohne den Agenten weiter zu beachten, mit Hellborn unterhalten, und Weigel war von da an still geworden und sah sich nur manchmal, scheinbar ohne etwas Besonderes zu suchen, in der Stube um, wobei sein Blick aber, wie Rostwein zu seinem Vergnügen bemerkte, doch aufmerksam nach den Bauern hinüber schweifte. Er konnte sich auch nicht lange behaglich auf seinem Stuhl fühlen, denn er rückte hin und her, trank endlich sein Bier aus, und stand dann auf, um sich einen Fißibus zu holen und eine frische Cigarre anzuzünden. Damit ging er eine Weile im Zimmer herum und trat zuletzt zu dem Tisch, an welchem Brauhede und Menzel saßen.

Rostwein hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, so wie er ihn aber dort sah, sagte er:

„So, der hat angebissen; jetzt, meine Herren, rücken Sie gefälligst Ihre Stühle herum, damit kein Platz hier mehr

bleibt und der ekelhafte Kerl sich eine andere Gesellschaft suchen muß. Gott soll Einen vor einem solchen Haifisch bewahren, wenn er gerade so herumschwimmt und lauert, ob er nichts zu schnappen findet. Passen Sie auf, er wird sich gleich auf die Seite legen. Sehen Sie, da geht er schon."

Weigel hatte in der That ein Gespräch mit den Bauern angeknüpft und rückte sich jetzt einen Stuhl zu ihrem Tisch; Hellborn aber sagte:

"Oh, lassen Sie den unangenehmen Menschen! Wenn er Esel findet, die auf seinen plumpen Körper gehen, so ist das deren Sache, und ich wäre der Letzte, der sich da hineinnischt. Wir wollen froh sein, daß wir ihn los sind."

Weigel hatte sich in der That angebohrt, und zwar in seiner gewöhnlichen Weise mit der Anfrage: wie die Feldfrüchte ständen, was sie für ein Jahr erhofften, und ob die Arbeit lohne.

Die Antwort darauf hätte gar nicht besser für ihn ausfallen können. Der deutsche Bauer ist bekanntlich nie zufrieden, und das Wetter soll noch gemacht werden, das ihm, angeblich, zu seinen Früchten paßt. Es war, wie gewöhnlich, ein schlechtes Jahr gewesen und die Winter wären auch hier zu kalt; so kalt hätten sie's ja nicht einmal in Deutschland gehabt, und dabei doch wärmere Wohnungen und wärmere Kleider wie hier.

"Ja aber, meine besten Herren," sagte Weigel, der jetzt, mit allen Segeln gesetzt, auf sein Hauptthema lossteuerte, „aber da begreife ich nur nicht, weshalb Sie in einem solchen Lande bleiben, während Sie in einer Zeit von kaum vier oder fünf Tagen in ein kleines Paradies, nach dem Süden hinunter kommen können."

"Ja, sie schwärmen viel davon," nickte Brauhede, der überhaupt die Unterhaltung allein führte, „aber wenn man einmal hier Alles eingerichtet und in Gang hat, so will man auch nicht gern wieder fort, man weiß eben nicht, was man kriegt, und ungesund soll's auch dort unten sein."

"Ja, das glaub' ich," rief Weigel rasch, „in Louisiana. Von dort haben sie hier ein paar Herren heraufgeschickt, die

Leute beschwären sollen, nach Louisiana zu ziehen, aber dazu möchte ich meinem ärgsten Feind nicht rathen, denn dort herrscht das gelbe Fieber, und der deutsche Landmann verlangt einen gesunden Boden, auf dem er arbeiten kann. Dazu aber giebt es keinen bessern Staat als Georgia — wissen Sie, wo Georgia liegt?"

Brauheide schüttelte mit dem Kopf, Menzel aber, der den Sprechenden die ganze Zeit scharf angesehen und die jetzige Frage wohl vollkommen überhört hatte, sagte plötzlich:

„Hören Sie mal, mein lieber Herr — sind wir uns denn nicht schon einmal im Leben begegnet? Sie kommen mir so bekannt vor. Wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Ich?" lachte Herr Weigel, „ich heiße Weigel — oh ich bin der ganzen Welt bekannt und mit so vielen Menschen schon in meinem Leben zusammengetroffen, daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn wir Beiden uns auch schon einmal begegnet wären.“

„Weigel?" wiederholte jetzt auch Brauheide und sah den Mann aufmerksam, ja fast mißtrauisch an.

„Du, das ist er," meinte jetzt Menzel zu seinem Freund, „weiß es Gott, ich hatte das Gesicht auch nicht vergessen.“

„Ach ne," sagte Brauheide wieder, immer noch ungläubig, „das wäre ja doch gar nicht menschenmöglich. Aus welcher Stadt sind Sie denn eigentlich, Herr Weigel, wenn man fragen darf?"

„Ich? Aus Heilingen. Wissen Sie, wo das liegt?"

„Und hatten Sie dort etwa so ein Contor," frug Menzel jetzt wieder, „oder ich weiß nicht, wie Sie's sonst nennen, mit so großen Schiffen davor gemalt, und drinnen schickten Sie die Leute nach Amerika, wie?"

„Ich nun," lachte Herr Weigel, „hinschicken konnte ich sie doch nicht gut, aber ich gab ihnen guten Rath und besorgte ihnen günstige Schiffsgelegenheit. Ich sage Ihnen, meine Herren, Tausende von Leuten, die jetzt hier gar nicht wissen, wie reich sie sind, habe ich noch als arme Teufel gekannt und ihnen zu ihrem Glück verholfen.“

„Und Sie verkauften dort auch Land, ganze Farmen

gleich und Reisebillette, wie?" frug Brauhede, um ganz gewiß zu sein.

"Lieber Gott, ich besorgte gewissenhaft Alles, was zu einem solchen Geschäft gehört, und da ich mit Amerika in steter Verbindung stand —"

"Gott straf' mich, er is es!" rief da Menzel, indem er mit der geballten Faust dermaßen vor sich auf den Tisch schlug, daß die Gläser ordentlich in die Höh' sprangen. „Du, Kramer," wandte er sich dann an einen andern deutschen Farmer, der ebenfalls mit ihnen an demselben Tisch saß, „das da ist der Halunke, der neunhätige Schuft, von dem ich Euch so oft erzählt habe, der uns in Deutschland Farmen verkauft hat, die acht Monate im Jahr unter Wasser lagen, und falsche Reisebilletts, die nichts galten."

"Mein Herr!" rief Weigel entrüstet, aber auch wohl eben so erschreckt von seinem Stuhl emporfahrend. Er war aus einem so angenehmen Traum, und zwar in höchst unsanfter Weise geweckt worden; es hatte ihm so wohl gethan, zu hören, daß er auch in Amerika bekannt sei, und nun diese grausame Enttäuschung; aber mit der Miene schwer gekränkter Unschuld setzte er hinzu: „Gegen so gemeine Grobheiten habe ich keine Waffen, ich bin ein anständiger, gebildeter Mann."

"Ein Schuft bist Du!" schrie ihn da Brauhede an, „ein ganz nichtswürdiger, gemeiner Schuft! Ne," setzte er aber rasch hinzu, als ihm Weigel verächtlich den Rücken zudrehte und den Tisch und wahrscheinlich auch das Zimmer verlassen wollte, denn die Gesellschaft paßte ihm nicht mehr. Dabei hatte ihn der handfeste Bauer schon am Kragen — „so kommt Du diesmal nicht davon, denn auf den Augenblick hab' ich mich gefreut."

"Lassen Sie mich los," schrie Herr Weigel entrüstet, — „ich gehe augenblicklich auf die Polizei — Hülfe — Mörder! — Hülfe!"

Die Ausrufe waren insofern gerechtfertigt, als Brauhede jetzt, von Menzel dabei unterstützt, dem unglücklichen Agenten so wohlgemeinte Maulschellen und Nackenstöße gaben, daß dessen Gesicht schon in wenigen Secunden eine bedenklich rothe Schwellung zeigte.

„Meine Herren, ich muß dringend bitten,“ rief der Wirth, der sich durch die von allen Seiten herandrückenden Gäste zu drängen suchte, „nur keine Prügelei in meinem Haus hier, und noch dazu an einem Sonntagmorgen. Sie schließen mir ja das Local!“

„Das ist keine Prügelei, Meier,“ sagte Kosswein — ein vergnügter Zeuge des Ganzen — „Herr Weigel prügelt wenigstens nicht mit.“

Meier, der Wirth, versuchte wirklich sein Bestes, um zu dem Mißhandelten durchzubringen und Ruhe zu stiften, denn Weigel schrie, als ob er am Spieße stäke, — aber es gelang ihm nicht. Sofort hatte es sich im Saal ausgesprochen, wer der Bursche eigentlich sei und was er verbrochen, und da sich eine Menge von Bauern in dem Raum befanden, die fast alle auf ein oder die andere Weise bei ihrer Auswanderung betrogen worden waren, oder doch wenigstens glaubten, daß sie es wären, so gönnte natürlich Jeder dem Betrüger seine Tracht Schläge. Wenn er nicht selber mithalf, so sorgte er wenigstens dafür, daß die Handlung nicht unterbrochen wurde.

„Na, kommt, Meier,“ sagte einer der Bauern, ein derber, breitschultriger Bursch, aber mit einem unendlich gutmüthigen Gesicht; „wenn sich nun hier zwei Leute etwas im Vertrauen zu sagen haben, so geht das doch eigentlich Niemand weiter etwas an.“

„Laßt mich durch, Korreß, laßt mich durch, sag' ich, ich will Frieden in meinem Haus haben, und wenn Sie sich prügeln wollen, mögen sie's auf der Straße thun. Ich habe nichts dagegen.“

„Das ist hübsch von Euch, Meier,“ sagte Korreß, ihm freundlich von oben herunter zunicend, denn er überragte den kleinen dicken Wirth wohl um anderthalb Köpfe, „das gehört sich auch nicht, und wir wollen nachher mit den Leuten ein vernünftiges Wort sprechen; es geht nichts über Ordnung in einem Hausstande.“

„Laßt mich durch, Korreß,“ rief Meier drohend, „oder es geschieht auf Eure Verantwortung.“

„Da kommen sie ja schon, Meierchen,“ riefte ihm Korrel zu; „Platz da, Ihr Leute, und Thür frei!“

Sie kamen allerdings, und zwar Menzel und Brauhede, mit dem unglücklichen, mißhandelten Agenten, den sie Beide am Kragen hatten. Meier wollte sie auseinander reißen, aber Brauhede schleuderte ihn mit der linken Hand bei Seite, als ob es ein Sack voll Spreu gewesen wäre, und dann gegen die Thür zu pressend, die Andere schon gefällig aufrissen, ließ Menzel los, und während Brauhede den unglücklichen Passagier hinausshob, versetzte ihm Menzel noch einen solchen Tritt als Nachhülfe, daß er wohl zehn Schritte hinausflog und dann mitten auf der Straße, über seine eigenen Füße stolpernd, in den Staub hineinsagte.

Draußen hatte sich in der That schon eine Menschenmenge angesammelt, um zu erfahren, was der ungewöhnliche Lärm in dem deutschen Wirthshaus bedeute. Herr Weigel gab die Illustration dazu, und kaum daß er den Boden berührte, schnellte er sich auch schon wieder empor und warf einen wüthenden Blick nach dem Hause zurück. Aber er mochte es doch wohl nicht für gerathen halten, dort länger zu verweilen; es war ihm auch übel mitgespielt, denn er sah blau und braun im Gesicht aus und das eine Auge konnte er schon gar nicht mehr offen halten. Schnurstracks nahm er auch den Weg zum Friedensrichter; da dieser aber am Ende der einen Straße wohnte, blieb ihm Zeit, sich die Sache unterwegs zu überlegen. Er hatte, was sich nicht leugnen ließ, Prügel bekommen; er war auf das Unzweifelhafteste mißhandelt worden und konnte jeden Augenblick auf assault and battery klagen; ob er aber nicht wünschte, dort vielleicht andere Sachen zur Sprache gebracht zu sehen, oder ob er es unter seiner Würde hielt, sich mit diesem „gemeinen Pack“ weiter einzulassen, genug, dicht vor dem Hause des Friedensrichters machte er wieder kehrt, schritt in seine eigene Wohnung zurück und verließ noch an dem nämlichen Abend Donnersville, um sich einen andern Wirkungskreis zu suchen.

Der einzige nicht Befriedigte im deutschen Wirthshaus war indessen der Wirth selber, der sich durch die letzte Scene in seiner Autorität beleidigt glaubte und dann auch wohl

fürchten mochte, daß er wegen einer Rauferei am Sonntag morgen zur Strafe gezogen werden konnte — der Deutsche hat stets eine stark ausgeprägte Achtung vor der Polizei. Desto heiterer zeigten sich aber die Gäste, denn weder der Charakter des Nankee Sherard, noch der seines deutschen Dolmetschers konnte ihnen ein Geheimniß bleiben, und sie gönnten dem Lump von Herzen seine Prügel.

Hellborn nur, der den Burschen gar nicht kannte und in der ganzen Sache weiter nichts als eine ihm fatale Prügelei sah, war aufgestanden, bezahlte sein Bier und erklärte dann Rogwein, er wolle vor allen Dingen sein Pferd beschlagen lassen; die Kirche sei aus, und es würde also keine weiteren Schwierigkeiten haben, den Schmied zur Arbeit zu bekommen. Rogwein und Kellmann wurde aber ebenfalls der Lärm hier zu arg, und Beide erbaten sich, den jungen Officier zu begleiten.

Die Schmiede war nicht weit entfernt, und Hellborn, sein Thier an den Zügel nehmend, schritt mit den beiden Herren die Straße entlang, bis sie das Blockhaus erreichten, wo der aus dem Süden heraufgezogene Neger seine Schmiede aufschlugen.

Diese befand sich gleich vorn an der Straße und das Schild zeigte den Platz an. Das Wohnhaus lag hinten und zwar in einem kleinen, allerdings erst angelegten, aber sehr sauber gehaltenen Garten. Die Schmiede fanden sie freilich, als am Sonntag, verschlossen, Rogwein wußte aber hier Bescheid, und eine Thür öffnend, die in einen langen, zwischen den Häusern hinlaufenden Gang einmündete, erreichten sie bald das erst neugebaute und noch etwas kahl aussehende Haus, dessen Thür halb offen stand.

Rogwein trat ein, um den Schmied zu suchen, und fand ihn und seine Frau in dem dürftigen Raum an einem Tisch sitzen, schien aber zu keinem günstigen Moment gekommen, denn die Frau hatte jedenfalls bitterlich geweint und der Mann, ein Vollblut-Neger, saß mit gefalteten Händen neben ihr an dem Tisch und schaute still und düster vor sich nieder.

„Hallo, Mr. Hamilton,“ sagte Rogwein, der ihn genau

kannte und erst in voriger Woche seiner Frau bereitwillig Hülfe geleistet hatte; „was ist los? Irgend etwas geschehen? Ich will doch nicht hoffen —“

Der Neger schüttelte langsam mit dem Kopf. „Jetzt nicht, Mr. Kofzwein,“ sagte er ruhig, „ist nur eine alte Geschichte, und es geht uns da nicht besser als tausend Anderen, so daß wir uns eben nicht beklagen dürfen.“

„Darf ich's wissen, Hamilton? Ich meine es gut mit Euch.“

„Ich weiß es, Mr. Kofzwein, ich weiß es; die Deutschen haben uns überhaupt nie so verachtet wie die Amerikaner, und ich bin auch deshalb hier herüber gezogen in eine deutsche Stadt. Wissen dürfen Sie's auch, aber helfen können Sie mir doch nichts. Es ist eben die furchtbare Folge der Sklaverei, die das Kind aus den Armen der Mutter riß, wenn ein böser Mann ein paar Dollar damit zu verdienen mußte. Es ist heute der Jahrestag wieder, an dem uns unsere Kinder genommen und Gott weiß wohin geführt wurden. Sind sie verdorben oder gestorben in dem weiten Lande, oder irren sie jetzt hilflos umher — denn in ihrem zarten Alter können sie sich ihr Brod noch nicht durch schwere Arbeit erwerben — ich weiß es nicht.“

„Bande verdamnte!“ brummte Kofzwein zwischen den Zähnen durch; „und da sitzen in Deutschland drüben so verknöcherte Federfuchser, die eben so wenig von den Negern wissen, wie die Neger von ihnen, und faseln, daß die Sklaverei nothwendig und die Aethiopier gar keine wirklichen und richtigen Menschen wären. Holzköpfe verdamnte! — wenn sie keine Angst vor dem Wasser hätten, könnten sie selber einmal herüber kommen und sich überzeugen; aber Gott bewahre, das giebt's nicht. Dicke Bücher schmieren sie darüber, eins nach dem andern, salbadern, daß sich die Neger früher in der Sklaverei viel glücklicher gefühlt hätten als jetzt, und Gott weiß was sonst noch für Blödsinn, und glauben nachher selber gewissenhaft Alles was sie gelogen haben, aber — hol' sie der Teufel! — ich will mir den schönen Tag nicht mit der Bande verderben.“

„Was haben Sie, Kofzwein?“ sagte Hellborn, der sein

Pferd draußen angebunden hatte und jetzt ebenfalls mit Reismann hereintrat, „schon wieder Aerger?“

„Ach,“ sagte Reismann, „es ist die alte Geschichte; ein Unglück, das schon Jahrhunderte existirt hat, aber jetzt, nach Aufhebung der Sklaverei, erst recht klar und deutlich zu Tage tritt: das Auseinanderreißen der Familien. Der Mann da hat auch seine Kinder verloren und weiß nun nicht, wo sie stecken und ob sie überhaupt noch leben.“

„Aber warum wendet Ihr Euch nicht an das freed man's Bureau?“ sagte Heildorn; „die Herren dort sind ja nur dafür eingesetzt, solche Nachforschungen zu vermitteln und Hülfe zu gewähren, wo sie können.“

Der Neger seufzte tief auf. „Das habe ich gethan, lieber Herr — drüben in Covington, und die Herren dort waren recht freundlich und gut mit mir, aber es half Alles nichts. Ich konnte ihnen ja auch nicht einmal eine Andeutung geben, wohin die Kinder geschafft worden wären. Wir wurden zusammen auf ein Dampfboot gebracht, und in Paduka, wo das anlegte, hieß es plötzlich, wir müßten wieder aussteigen. Nun, lieber Gott, wir hatten ja keinen Willen; wir gingen also mit den Kindern nach vorn, wo die Planke auslag, und dann voran hinüber — aber die Kinder kamen nicht nach. Ich wollte wieder zurücklaufen, um sie zu holen, aber die weißen Männer ließen mich nicht — die Planke wurde wieder eingezogen — meine Frau und ich schrien und jammeiten — was war's weiter — es waren ja nur ein paar Nigger — das Boot stieß wieder vom Lande ab, hielt in den Strom hinaus und —“ Der Mann konnte nicht weiter. Bis jetzt war er seiner Bewegung Herr geblieben, jetzt übermannte ihn sein Gefühl. Es kam ihm allerdings keine Thräne ins Auge, denn er hatte verlernt zu weinen, aber die Worte quollen ihm doch in der Kehle, und er brachte keine Silbe weiter über die Lippen.

Es war ein peinlicher Moment. Welchen Trost konnten sie dem armen Mann geben? und die Frau in ihrer Ecke schluchzte nur so viel lauter dazu; endlich sagte Heildorn: „Aber es bleibt Euch noch immer eine Hoffnung. Es wird in diesen Tagen von Regierungswegen eine Liste sammt:

licher freod man's Bureaus ausgegeben werden, dann spart die Kosten nicht, schreibt einen Brief oder laßt ihn schreiben — ich will es gern selber für Euch thun, und nehmt dann einen Mann, der es Euch so vielmal abschreibt, wie es Bureaus giebt, schickt es an alle, und wenn Ihr die Verlorenen genau darin geschiltbert, so ist es ja doch möglich, daß sie wieder aufgefunden werden.“

„Oh thu' das, Sip,“ bat die Frau, die ihren Mann noch immer bei seinem alten Namen nannte, „oh thu' das gleich. Denke Dir die Seligkeit, wenn wir die Kinder noch einmal an unser Herz pressen könnten.“

„Und Sie wollten mir das aufschreiben?“ sagte der Neger, „wir haben es ja nicht gelernt, und wären gepeißt worden, wenn man uns nur bei dem Versuch ertappt hätte.“

„Gern,“ sagte Hellborn, „und Mr. Koshwein hier oder Mr. Kellmann würden es eben so willig für Euch besorgen. Aber jetzt habe ich vor allen Dingen eine Bitte: mein Pferd hat ein Eisen verloren und ist überhaupt ein wenig jarthufsig; wäre es möglich, das heute, am liebsten jezt aufzulegen?“

Der Neger sah etwas bedenklich vor sich nieder. „Unser Herr Pastor,“ sagte er dann, „ist allerdings sehr streng, und wenn er es erfähre, käme ich nicht unter fünf Dollar Strafe ab.“

„Und wer bekommt die?“ frug Koshwein.

„Ja das weiß ich nicht,“ meinte der Neger, „die Kirche, glaub' ich.“

„Ja wohl,“ sagte Herr Koshwein ganz entschieden, „die Kirche — ist freilich ein sehr weitläufiger Begriff. Uebrigens braucht es Niemand zu erfahren; wir schließen vorn die Eingangsthür zu, und in einer halben Stunde ist die Geschichte ja doch fertig.“

„Ich will mich nicht weigern, Gemmen,“ sagte der Neger, „Sie haben mir und der Mutter da wieder Trost und Hoffnung gegeben, und wenn ich dann auch Strafe bezahlen

muß, ich bin jetzt ein freier Mann und verdiene, was ich brauche — ja auch vielleicht noch ein wenig mehr. So lassen Sie mich denn rasch an die Arbeit gehen. Haben Sie das Pferd hier?"

"Es steht draußen."

"Nun gut, dann wollen wir es auch gleich beschlagen."

Mr. Eduard Hamilton hielt Wort; rasch hatte er Feuer auf seinem Herd entzündet, ein passendes Eisen ausgesucht, und mit der größten Sorgfalt, aber auch großer Schnelle beendete er seine Arbeit — und wollte dann aber unter keiner Bedingung Zahlung nehmen.

"Glauben Sie mir," sagte er und nickte dabei langsam mit dem Kopfe vor sich hin, „wenn man so lange Jahre, ja eine ganze Lebenszeit, wie ein Hund behandelt ist und von den weißen Massas nur wie ein Ding, wie ein Stück Vieh betrachtet wurde, dann thut es Einem auch gut, wenn man wieder weiße Gemmen findet, die menschlich und freundlich mit einem armen Teufel reden. Außerdem thun Sie ja weit mehr für mich, als ich für Sie thun könnte; lassen Sie mir die Freude."

Hellborn fühlte recht gut, daß er den Mann jetzt, durch Ausbringen der kleinen Summe, nur kränken würde, und ließ davon ab.

"Dann aber," sagte er, „bin ich auch in Ihrer Schuld und will Ihnen den Brief gleich heute noch schreiben. Geben Sie mir also die näheren Punkte an. Erstlich wie die Kinder hießen, wie alt sie waren, wie sie ungefähr aussahen, dann auf welcher Plantage Sie zuletzt zusammen gewesen und wo Sie schließlich getrennt wurden. Auch Ihre Namen muß ich genau haben — das heißt nicht die jetzigen, sondern wie Sie und Ihre Frau damals hießen. — Warten Sie einen Augenblick, ich werde mir Alles in mein Taschenbuch notiren, dann setze ich Ihnen den Brief auf, und Freund Rogwein wird gewiß so gut sein und dafür sorgen, daß Sie die nöthigen Abschriften davon bekommen."

Das Porto beträgt ja doch nur eine Kleinigkeit. Also nun vor allen Dingen die Namen der Kinder; waren es Jungen oder Mädchen?"

"Mädchen, Sir, — Kinder von sieben und acht Jahren, die Jüngste hieß Polly, die Älteste Libby —"

"Welche Farbe?"

"Biemlich schwarz, mit großen, klaren, guten Augen —"

"Polly hatte eine kleine Narbe auf der Stirn," unterbrach ihn hier die Mutter, "gerade über dem linken Auge, wo sie sich als kleines Kind einmal böß gestoßen. Oh, vergessen Sie die Narbe nicht!"

"Nein, gewiß nicht; das kann als Erkennungszeichen dienen," sagte Hellborn und schrieb es nieder. — „Und Euer Name?"

"Eduard Hamilton, Sir."

"Nein, der hilft mir nichts; der Name, den Ihr früher getragen, als Ihr noch einen Master hattet."

"Der war Sip, Sir."

"Und der Eurer Frau?"

"Sarah."

Hellborn hatte den ersten Namen aufgeschrieben; jezt sah er den Neger halb zerstreut an und schien sich etwas zu überlegen und zurückzudenken.

"Wie war der Name der Kinder?"

"Libby und Polly, Sir?"

"Libby — Libby!" sagte Hellborn nachdenkend, und zwei Schwestern, und Sip und Sarah. Wo um Gottes willen habe ich die Namen schon einmal gehört — Ha!" unterbrach er sich plöthlich — „und der Name Eures Masters? — Halt — sagt ihn nicht — ich hatte selber einst einen Freund, der so hieß. Wie um Gottes willen war der doch?"

"Boyd, Sir," sagte der Neger, ihn erstaunt ansehend, — „Sie können doch den Namen nicht wissen, denn ich hatte ihn noch gar nicht genannt."

"Boyd. Boyd! das ist er," rief Hellborn emporfahrend, „und Libby — das war der Name des Kindes, ein kleines

bildhübsches, vollkommen schwarzes Mädchen, noch ein halbes Kind.“

„Sie haben sie gesehen?“ schrie die Mutter, von ihrem Stuhl emporfahrend, „oh, gesegnet und gebenedeit sei Jesus Christus, aber wo — wo ist sie? Oh, brecht das Herz einer armen Mutter nicht!“

„Ja wo, wo, wo?“ sagte Hellborn, indem er sich die Stirn mit der flachen Hand hielt, — „wo um Gottes willen war es? Auf unserem Ritt durch Georgia und Süd-Carolina jedenfalls — aber wo? —“ Und mit raschen Schritten ging er ein paar Mal in dem engen Zimmer auf und ab, während die Blicke der Frau auf ihm hafteten, als ob sie ihr Urtheil über Leben und Tod von ihm empfangen sollte.

„Und jetzt hab' ich's,“ rief er plötzlich, „auch die Erzählung stimmt. Auf einem Dampfsboot im Norden wurdet Ihr getrennt.“

„Und wo war das, Sir, wo Ihr sie gesehen habt?“ bat auch jetzt der Neger, — „oh, um der Liebe Christi willen, nennt uns den Platz!“

„Waret Ihr je in Georgia?“

„Nein, Sir, nie. Ich bin in Tennessee geboren und wurde später von Massa Boyd in Kentucky gekauft, auf dessen Plantage ich denn auch Sarah kennen lernte und sie heirathete.“

„Habt Ihr je von Savannah gehört?“

„Es soll eine große Stadt im Süden sein. Viele von unseren Freunden sind dorthin verkauft.“

„Dort in der Nähe liegt ein kleines Städtchen Belleville, an den Bergen, es läßt sich nicht verfehlen, und von Savannah aus findet Ihr leicht den Weg dorthin.“

„Und dort sind die Kinder?“ rief die Frau, die zitternden Hände gefaltet, die Augen, wie im Gebet, zu dem Weissen erhoben.

„Dort waren sie,“ sagte Hellborn bestimmt, wenigstens auf einer Farm oder Plantage ganz dicht dabei, wenn ich

auch deren Namen nicht mehr weiß. Und dort sind sie auch wahrscheinlich noch jetzt. Die eine Kleine, jedenfalls die Älteste und Liddy mit Namen, redete mich an und frug nach ihren Eltern."

"Oh mein Gott! — oh mein Gott!" wehklagte die Mutter.

"Und wie komme ich dort hin?" drängte der Vater.

"Ja," sagte der junge Deutsche, die Achseln zuckend, "es ist ein langer Weg. Das Beste wird sein, Ihr geht nach New-Orleans, denn von da laufen stets Dampfer und Segelsfahrzeuge nach Savannah sowohl wie nach Charleston. Dann aber wird es die höchste Zeit, denn wenn im Herbst das gelbe Fieber dort erst wieder beginnt, so wäre die Reise keinesfalls ohne Gefahr. Uebrigens muß auch jetzt die Eisenbahn nach Savannah wieder im Betrieb sein, und das wäre dann jedenfalls der kürzeste und billigste Weg. Von Louisville aus könnt Ihr die schon benutzen."

Der Neger ergriff, ehe es Hellborn verhindern konnte und ohne daß er nur eine Ahnung davon hatte, des jungen Mannes Hand und drückte sie leidenschaftlich an seine biden Lippen.

"Aber bester Freund!" rief der Deutsche, ordentlich verlegen.

"Euch danke ich diese Seligkeit!" rief aber der Neger, "und wenn ich mir auch das Wort gegeben hatte, mich nie wieder vor einem Weißen zu demüthigen, Ihr habt es mich brechen machen, indem Ihr der Frau da wieder Glück und Leben gebt."

"Und wollt Ihr hin?"

"Morgen mit dem ersten Dampfer, der nach Louisville hinübergeht. Ich habe nicht viel Geld, aber es wird langen und meine Freunde helfen mir auch da schon aus — aber wie soll ich Euch danken, Sir?"

"Schon gut, schon gut," sagte Hellborn, "vor allen Dingen habt Ihr die Kinder noch nicht, sondern nur erst eine Spur von ihnen gefunden, sind sie es aber wirklich, so würde sich Niemand mehr darüber freuen, als

ich selber. Und nun good bye, Mr. Hamilton — Madame, einen frohen Tag!“ und sich auf sein Pferd werfend, trabte er, von Kellmann und Kogwein langsamer gefolgt, rasch der Pforte zu, um sich nur jetzt dem wirklich drückend werdenden Dank der beiden Schwarzen zu entziehen.

Cincinnati.

„Am 26. November 1787 veröffentlichte John Cleeves Symmes, der ursprüngliche Käufer des Landes zwischen den beiden Miami-Flüssen, und seines Reichens nacheinander Schullehrer, Landvermesser, Soldat, Advocat, Politiker und Oberrichter in New-Jersey, ein Pamphlet, worin das westliche Land, unter Anpreisung seiner Vorzüge, zum Verkauf angeboten wurde. Niemand konnte weniger als eine viertel Section (40 Acker) zu 62 Cent per Acker erwerben. Im Sommer 1788 verließ ein kleines Häuflein Ansiedler New-York zur Besiedelung der „neuen Ankunft“, wie Symmes' Land genannt wurde. Unter diesen Auswanderern befand sich Mathias Denmann, welcher unter anderen Sectionen auch den Bezirk erhalten, worin Cincinnati steht.

„Denmann verkaufte sein Land an den Obersten Robert Patterson und John Gilson, einen Schullehrer, und diese beschloßen der Mündung des Licking gegenüber — ein kleiner Fluß, der bei Covington in Kentucky, genau dem jetzigen Cincinnati gegenüber, in den Ohio mündet — eine Stadt in der damals vollständigen Wildniß anzulegen. Gilson, der Schullehrer, taufte den Platz damals Posantiville, welches bedeuten sollte: ville Stadt, anti gegenüber, os der Mündung, L. Licking.

„Die ersten Blockhütten standen genau auf dem jetzigen Landungsplatz, und ihre Bewohner bestanden aus 11 Familien und 24 unverheiratheten Männern. Im Jahre 1790 vermehrte sich die Bevölkerung Cosantivilles (das später Cincinnati genannt wurde) um 40 Familien; 15 bis 20 der Einwohner waren im Laufe des Jahres von den Indianern getödtet worden.“*)

Im Jahre 1806 war Cincinnati noch ein kleines Dorf, doch begann damals schon sein Wachsthum, und schon im Jahre 1810 belief sich die Einwohnerzahl auf 2400, im Jahre 1816 auf 6000, im Jahre 1826 auf 15,540; im Jahre 1840 war die Bevölkerung schon auf 40,000 gestiegen, 1850 aber auf 115,000, und jetzt muß die Seelenzahl der Einwohner von Cincinnati 170,000 bald erreichen. Und eine prächtige Stadt, von Fabriken umgeben, mit der herrlichsten Brücke der Erde über den „schönen Strom“ (O-hio der indianische Name) steht an der Stelle, wo noch vor einigen achtzig Jahren der Büffel und Bär ihre Spuren dem Boden eindrückten, und wo nicht weniger wilde Indianer ihnen folgten und hartnäckig den Kampf gegen die eindringenden Weißen aufnahmen.

Wo sind die Büffel, Bären und Indianer geblieben? Tausende von englischen Meilen zurückgebrängt in die westliche Wildniß; und während die stattlichen Waldbäume unter dem Schlag der Aerte fielen, wuchs, wie aus dem Boden heraus, ein Häusermeer an deren Stelle empor.

Hier zeigte sich auch deutlich der Unterschied zwischen freien und Sklaven-Staaten, denn während Cincinnati genau gegenüber in Kentucky, einem Sklaven haltenden Staat, die Stadt Covington gewissermaßen als Opposition gegründet wurde, konnte sie doch nicht mit Cincinnati, die bald die „Königin des Westens“ hieß, den Kampf bestehen. Die Sklaven-Staaten blieben fast allein auf ihre Rohproducte angewiesen, während gegenüber in Ohio Fabrik nach Fabrik entstand und

*) Dem deutschen, in Cincinnati erscheinenden „Pionier“ entnommen.

sich ein Wohlstand ringsumher verbreitete, der seines Gleichen in den Staaten suchte.

Cincinnati, im Mittelpunkt der damaligen Union gelegen, wurde Weltstadt, und besonders waren es die Deutschen, die sich zuerst nach Ohio zogen und, von da durch Indiana, Illinois und Missouri vordringend, durch Fleiß und Ausdauer Cincinnati hoben. Cincinnati wurde sogar bald der Centralpunkt der Deutschen in den Vereinigten Staaten, und wenn ihm auch jetzt St. Louis und Chicago den Rang streitig machen, ist es doch noch immer bis zu diesem Augenblick eine Stadt, in der fast so viel Deutsch als Englisch gesprochen wird. Und welch ein Verkehr herrscht dort!

Die vielen Frühjahrsregen hatten den Boden feucht und den Fluß hoch gehalten, so daß selbst tiefergehende Dampfboote den Verkehr mit Pittsburg nach Osten, St. Louis nach Westen, wie überhaupt auf dem Mississippi und all seinen Nebenströmen vermitteln konnten, und während die leuchtenden Locomotiven Güter und Passagiere von allen Seiten herbeibrachten, nahmen die Dampfer unten am Strom ihre Ladung ein, und rasselten die Karren durch die Straßen der Stadt, am Wallen und Häßer herüber und hinüber zu schaffen.

In New-York sieht man zu bestimmten Tageszeiten besonders die schöne Welt den Broadway ohne weiteren Zweck als ihrem Vergnügen obzuliegen, auf und ab wandern. Fremde meistens, die einmal von Europa aus eine Reise nach Amerika gemacht haben und hier „Amerika“ kennen lernen wollen, ja auch oft weiter nichts davon zu sehen bekommen, streifen da auf und ab, und inmitten der großartigsten Geschäfte bewegt sich ein Bruchtheil der Bevölkerung zwecklos umher — zwecklos wenigstens insofern, da sie kein anderes Ziel haben, als zu sehen und gesehen zu werden. Hier in Cincinnati war das anders. Wäsliggänger sah man fast gar nicht auf den Straßen; das drängte und trieb Alles geschäftig durcheinander, und Deutsche waren es eben so viel wie Amerikaner, die sich in den Straßen bewegten, Deutsch hörte man aller Orten sprechen und deutsche Firmen gab es überall.

Walnutstreet hinauf schritt ein Bekannter von uns, Kell-

mann, der heute Morgen mit dem Dampfer angekommen war, um hier für ihn lagernde Güter in Empfang zu nehmen. Selber unbekannt in Cincinnati, hatte er von Georg Donner Briefe an verschiedene Freunde mitbekommen, die ihn hier, mit den Verhältnissen bekannt, unterstützen konnten, und suchte jetzt vor allen Dingen einen ihm besonders bezeichneten Reisegefährten Donner's auf, einen Herrn Schulze, der in Walnutstreet wohnen und ein Geschäft von ausländischen Vögeln haben sollte. Er fand es auch leicht, denn der erste Junge, den er frug, wo der Mann wohnte, der die Vögel zu verkaufen hätte, rief gleich aus:

„Oh the birdcatcher? — gleich da drüben in dem hellen Haus, wo das große Schild ist, unten seht Ihr schon die Vögel“ — und so war es in der That. Die ganze Hälfte der untern Etage wurde durch zwei große, inwendig mit engen Drahtgittern bezogene Fenster eingenommen, und hinter diesen lebte es im wahren Sinne des Worts von dem bunten, lustigen Gesindel, das theils in Bauer abgetheilt, theils frei umherflatterte und dabei einen entsetzlichen Lärm vollführte.

Trotzdem wurde Kellmann's Aufmerksamkeit doch vorher noch durch etwas Anderes abgelenkt, und zwar durch ein mächtiges Schild, das mit höchst auffallenden und grotesk gemalten Buchstaben folgende Ankündigung enthielt:

Hier wohnt Doctor Taylor,
Der Krankheit grimmigster Feind,
Der Kranken wärmster Freund.

Achillessehne durchschnitten — heilbar, aber nur hier.
Erfinder von hundert Geheimmitteln.

Heilt Arme umsonst.

Das Schild stieg nicht nur unmittelbar von dem Parterrefenster der rechten Seite empor, sondern deckte auch noch zwei Fenster der ersten Etage und die benachbarten Zwischenräume vollkommen und mußte, wohl oder übel, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anziehen. Kellmann blieb auch wirklich wohl eine Minute lächelnd davor stehen; da er aber glücklicher Weise keines Doctors bedurfte, interessirte es ihn auch

nicht länger, und er wandte sich, um den Vogelhändler aufzusuchen.

Wie er das Haus betrat, wobei sein Eintritt durch keine helltönende Klingel, wohl aber durch einen scharfen Rufs- und Ruf angezeigt wurde, kam ihm ein kleiner gelbbrauner Junge entgegen und frug ihn, was er wüßte. Kellmann hatte das aber in dem Augenblick wirklich selber vergessen, denn ein wunderlicheres Gesicht, als es der Knabe trug, der eigentlich fast noch wie ein Kind ausah, war ihm in seinem ganzen Leben nicht vorgekommen.

Der junge Bursche hatte fast gar kein Kinn, die Unterlippe stand dabei gegen die Oberlippe über einen Zoll zurück; die Nase war spitz und lang ausgezogen und schien die Backenknochen ganz zurückgetrieben zu haben. Auch der Kopf erschien lang und schmal, und das dicke schwarze, aber straffe Haar lag ihm wie eine Mähne im Nacken. Nur erst als der Junge seine Frage wiederholte, sammelte Kellmann sich so weit, um ihn zu fragen, ob Herr Schulke zu Hause und zu sprechen sei.

„Gewiß,“ sagte der kleine Bursch mit einer merkwürdig feinen, glodenreinen Stimme und dabei in vollkommen gutem Deutsch, „wollen Sie nur hier eintreten.“

Er öffnete ein kleines Zimmer, das an die Vogelstube stieß und mit dieser durch eine Glashür in Verbindung stand, und wenige Minuten später trat auch schon Herr Schulke selber in die Thür, nahm erst mit schüchterner Höflichkeit den Brief, hatte ihn aber kaum flüchtig durchgesehen, als er auch Kellmann in herzlichster Weise die Hand entgegenstreckte und ausrief:

„Seien Sie mir tausendmal willkommen, verehrter Herr — ein Schwager meines lieben, alten Freundes Donner gehört auch mit zu meiner Familie, und verfügen Sie über mich, wie Sie es für gut finden.“

„Mein lieber Herr,“ sagte Kellmann halb verlegen, „ich werde Ihre Zeit nicht mißbrauchen, aber Georg Donner erzählte mir so viel von Ihnen, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Sie persönlich kennen zu lernen.“

Schulke lächelte wehmüthig. — „Ich kann es mir schon

denken," sagte er, „er — hält mich in manchen Stücken für ein wenig excentrisch — oder brauchen wir das richtige Wort: übergeschnappt, wie man es bei uns nennt.“

„Aber, Herr Schulze!“

„Lassen Sie es gut sein, er meint es nicht böse, und ich verdanke ihm nicht allein, daß ich noch auf der Erde herumgehen kann, sondern auch vielleicht sogar mein Leben, und weiß dabei, daß er ein braver, rechtlicher Kerl ist.“

„Er hat mir nicht gesagt, daß Sie Familie hätten — Sie erwähnten es vorhin.“

„Familie?“ sagte Schulze lächelnd und wandte sich durch das Glasfenster nach seinen Vögeln, „und nennen Sie das keine Familie, Herr Kellmann?“

„Die Vögel?“ lächelte dieser.

„Kommen Sie einmal mit hinein,“ sagte Schulze, ohne die letzte Frage weiter zu beantworten. — „Ibis!“ rief er dann, und der kleine wunderliche Junge erschien in der Thür, wartete aber keinen weiteren Befehl ab, sondern trat in die Thür der Volière, wo aber plötzlich ein unbeschreibliches Getöse entstand. So wie er nur den Fuß in den Raum setzte, kamen die frei herumfliegenden Vögel von allen Seiten auf ihn zu, flogen auf seinen Kopf und seine Schultern, und ein Zwitschern und Picken begann, wie es sich nicht toller und sonderbarer denken ließ.

„Was sagen Sie dazu?“ frug Herr Schulze lächelnd, während er neben Kellmann stehen blieb; „glauben Sie nicht, daß Ibis und die Uebrigen zu einer Familie gehören?“

„Man sollte es wirklich glauben,“ lachte Kellmann, welcher der merkwürdigen Scene mit augenscheinlichem Vergnügen zuschaute; „es ist außerordentlich, wie sich die Vögel zu ihm drängen und sich an ihn schmiegen. Aber sagen Sie mir nur, was für ein wunderlicher Mensch ist das? Er hat die Farbe eines Indianers und auch wohl das lange straffe Haar, sonst trifft aber nichts zu, was als besondere Kennzeichen derselben angegeben wird: Gebogene Nase, vorstehende Backenknochen, starke Lippen — hier ist keine Spur davon.“

Schulke stand vor ihm und schaute ihn mit einem halb triumphirenden, halb lächelnden Blick an, bis er geendet hatte, dann sagte er freundlich:

„Nicht wahr? — nicht die Spur eines Indianers, aber eben so wenig eines Mulatten, obgleich er behauptet, daß er von den ersteren abstamme. Aber er hat nichts von ihnen, als das lange, harte, straffe Haar, und selbst das finden wir bei dem indischen Casuar statt der Federn, wie Sie vielleicht selber wissen — und sehen Sie dabei die dünnen Beine und die harten Kniee, die ausgebreiteten Zehen (der Junge lief barfuß), und sagen Sie mir dann noch, daß Ibis keinen Uebergang vom Vogel zum Menschen bilde. Hat er nicht das deutlich und vollkommen ausgesprochene Gesicht eines Ibis — nach welchem Vogel ich ihn auch genannt habe — ist nicht Alles so genau mit Schnabel und Kopf noch ausgebildet, daß ihm eigentlich nur die Federn und Flügel fehlen, um die Täuschung vollständig zu machen? Der Ibis gehört aber zum Reihergeschlecht, schon seiner ganzen Form und Lebensweise nach, und glauben Sie, daß die alten Aegypter, mehr nach Instinct als Verstand, das Richtige gefunden haben, da sie, in ihrem Glauben an die Seelenwanderung, eine Verwandlung des Menschen in einen Vogel für möglich hielten? Sie waren auf dem Weg, aber sie wußten nicht, daß sich etwas Vollkommneres nicht in etwas weniger Vollkommenes verwandeln könne. Die Natur schreitet immer nur vorwärts, nie zurück — die Wahrheit der Umwandlung fühlten sie, aber sie verwechselten Ursache und Wirkung — aus einem Menschen kann nie wieder ein Vogel werden, aber wohl umgekehrt ist die Sache möglich und, wie es sich durch tausend Thatfachen beweisen läßt, auch gewiß.“

Kellmann hatte schon durch Georg Donner genügenden Aufschluß über Schulke's säre Idee bekommen, der nämlich das ganze Menschengeschlecht von der Vogelwelt ableitete, und sogar schon verschiedene — leider jedesmal verunglückte Versuche gemacht hatte, die Kunst des Fliegens wieder für uns zu erwerben. Er wußte auch, daß Schulke, einmal erst in dem Thema warm geworden, nur schwer davon wieder abzubringen war, und suchte deshalb das Gespräch nach anderer

Richtung zu lenken, er hätte sonst zu viel Zeit damit versäumt.

„Es hat etwas für sich, mein lieber Herr Schulze, aber ob es uns je gelingen wird, den Schleier zu lüften, der auf unserer Vergangenheit ruht, steht freilich auf einem andern Blatt. Was ich aber gleich sagen wollte, der Zweck meines Besuches war eigentlich —“

„Ob wir ihn lüften werden, meinen Sie,“ fuhr aber Schulze, der sich nicht so leicht davon abführen ließ, seinen eigenen Gedanken folgend, fort, „er ist gelüftet. Wenn wir nur sehen wollen, giebt es da für uns kein Geheimniß mehr. Ich will nicht so weit gehen wie einige sehr gelehrte Männer auf dem Continent, die unsere Abstammung noch viel weiter zurück, ja bis auf Maden und Raupen oder Atome führen. Ich halte mich an das, was ich beweisen und begreifen kann, und da genügt uns vollkommen die Vogelwelt, und läßt auch in ihrer Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig.“

„Ich zweifle ja gar nicht daran,“ sagte Kellmann, „aber ich glaube, daß —“

„Sie meinen, daß die Welt der Vögel nicht mannigfaltig genug sei, um für alle unsere Charaktere ein Urbild zu liefern, wie? habe ich es getroffen?“

„Bitte um Entschuldigung; ich wollte Sie nur aufmerksam machen —“

„Glauben Sie das nicht?“ fuhr aber Schulze mit wahrhaft verzweifelter Hartnäckigkeit fort; „die Vögel bieten uns genau dieselbe Abwechselung, ja fast noch mehr als die Säugethiere, denen mehr die Uebergänge fehlen. Nehmen Sie den edlen Aar, den gemeinen Habicht, die Fule, den grausamen Neuntöbter, die heitere, sorglose Lerche, die süße Nachtigall, den gefräßigen Spatz, den fleißigen Webervogel, den Specht, den geschwätzigen Heher, die fliegenden Colonnen der Raben, den blitzenden Colibri, den stolzen Pfau, die sorgende Henne, den kriegerischen Hahn, und endlich — entschieden zu den Luftbewohnern gehörig, den entsetzlichen, geheimnißvollen Vampyr, und — wir haben sie alle hier unter uns,“ setzte er, mit einem scheuen Blick umher, hinzu.

„Den Vampyr ausgenommen,“ lächelte Kellmann. „Der

lehre, den ich wenigstens gesehen habe, war auf dem hannoverschen Theater in Marschner's Oper, und mit dem habe ich, nach der Vorstellung, selber eine Flasche alten Rheinwein getrunken — oder eigentlich ein paar, denn Vampyre haben immer Durst."

Schulke schüttelte ernsthaft mit dem Kopf. — „Scherzen Sie nicht darüber," sagte er, „es giebt Dinge auf Erden, die wir nicht zu ergründen verstehen, weil wir eben noch nicht einmal den Ursprung unseres eigenen Stammes wirklich ergründet haben, wenn wir ihm auch vielleicht auf die Spur gekommen sind. Das Seelenleben aber, das wir vor Jahrtausenden, wenn auch in anderer Gestalt geführt, kann schon aus dem Grunde nicht aussterben, weil es das Einzige ist, das bis jetzt fortgelebt und die Uebertragung vermittelt hat. Zu dem Seelenleben aber gehört der Charakter eines Individuums, ob das nun Mensch oder Thier ist, und daß sich der Charakter von Mensch oder Thier schon im Aeußern kundgiebt, wird mir Niemand leugnen wollen."

„Aber, bester Herr Schulke," sagte Kellmann, dem alle diese wunderlichen und doch mit dem größten Ernst vorgetragenen Behauptungen wie ein Rad im Kopf herumgingen, — Schulke aber, der wahrscheinlich glauben mochte, er wolle ihm darin widersprechen, fuhr leidenschaftlich fort:

„Mein lieber Herr, darüber besteht gar kein Zweifel. Sehen Sie den festen, trocknen Blick des Falken und das Auge der Taube, die Gule und das Huhn, die Nachtigall und den Sperling. Nehmen Sie bei den Insecten die Wespe und die Biene — nur den Unterschied im ganzen Bau zwischen der blutdürstigen Stech- und der harmlosen Hausfliege — nehmen Sie Hyäne und Schaf — Fuchs und Haase — wohin Sie blicken, finden Sie die scharfe Abzeichnung und — ebenso ist es beim Menschen."

„Aber das leugne ich ja auch gar nicht, bester Herr Schulke," wehrte Kellmann — dem es schon leid that, den excentrischen Menschen aufgesucht zu haben. „Ich bin nur mit meiner Zeit —"

„Es läßt sich auch nicht leugnen," fuhr Schulke, ohne den Einwand zu beachten, fort; „es ist eine feststehende That-

lache, und wenn auch die Vampyre im Menschengeschlecht, Gott sei Lob und Dank, selten sind und nur sehr einzeln vorkommen; so giebt es deren trotzdem, und wir selber — haben hier einen in Cincinnati — ja sogar in diesem Hause,“ setzte er flüsternd hinzu.

„In der That?“ sagte Kellmann, der sich jetzt in das Unvermeidliche fügte, lächelnd; „aber es wird jedenfalls ein civilisirter sein.“

„Oh, diese Menschen sind schlau,“ versicherte Schulke, „und man muß sich sehr vor ihnen in Acht nehmen, denn wenn der böse Geist über sie kommt, ist ihnen nie zu trauen! Dieser ist ein Doctor.“

„Es wäre merkwürdig,“ sagte Kellmann; „aber was ich Sie fragen wollte, bester Herr Schulke — ich habe hier bei dieser Firma“ — und er zog dabei sein Taschenbuch heraus — „Waaren in Empfang zu nehmen. Vollkommen fremd hier im Ort, möchte ich Sie deshalb bitten, wenn ich Ihre kostbare Zeit nicht zu sehr dadurch in Anspruch nehme, mich dahin zu begleiten.“

„Mit Vergnügen, bester Herr, mit Vergnügen,“ rief der kleine gutmüthige Mann, indem er zuerst einen Blick auf die Karte warf und dann rasch nach seiner Uhr sah; „hätten Sie mir das nur ein klein wenig früher gesagt, ich fürchte fast, daß wir jetzt das Bureau schon geschlossen finden. Aber im schlimmsten Fall wollen wir Ihre Sache dennoch ordnen, denn ich weiß die Wohnung des betreffenden Herrn, und es ist nur ein angenehmer Spaziergang dorthinüber. — Wenn Sie erlauben, hole ich meine Mütze und begleite Sie gleich in die Office.“

Kellmann war damit vollkommen einverstanden und beobachtete indessen den allerdings etwas vogelartigen jungen Burschen, bei dem ihn wirklich die Zutraulichkeit der ihm anvertrauten kleinen gefiederten Sänger in Erstaunen setzte. Was frei in der Stube herumflog, kam Alles zu ihm, ohne auch nur die geringste Furcht zu zeigen, und selbst die Vögel in den Bauern flatterten gegen ihr Gitter an und schlugen mit den Flügeln, als ob sie hinaus und zu ihm wollten. Er mochte sich wohl jede Mühe mit ihrer Pflege geben und ihnen

volle Liebe zeigen, aber das thaten andere Vogelzüchter ebenfalls, ohne daß sich ein einziger von allen Uebrigen wohl einer solchen Anhänglichkeit hätte rühmen können. Und lag da doch vielleicht ein gewisser Instinct zum Grunde?

Kellmann schüttelte mit dem Kopf und konnte darüber mit sich selber nicht ins Klare kommen; es blieb ihm aber auch keine lange Zeit zum Nachgrübeln, denn Herr Schulke lehrte zurück, und eine graue Mütze mit etwas lang vorstehendem Schirm in der Hand, lud er Kellmann freundlich ein, ihn jetzt zu begleiten.

Wie sie nur vor das Haus traten, sah sich Herr Kellmann wieder, und zwar etwas überrascht, der kolossalen Dame von Donnersville gegenüber, die am Arm des alten Herrn von Passedow gerade vorüberauschte und mit ihrem dicken rothen Gesicht so hochmüthig als möglich auf ihn herabsah. Wo um Gottes willen war er nur der Frau schon im Leben begegnet, denn jetzt hätte er auch darauf schwören wollen, daß sie ihn kannte, und es nur unter ihrer Würde hielt, ihn anzureden. Kaum waren sie indeß vorüber, als er Schulke's Arm ergriff und ihn leise fragte:

„Kennen Sie die starke Dame, die da eben mit dem alten Herrn vorüberging?“

„Die Dame in dem rothseidenen Kleid?“ sagte Herr Schulke, indem er sich rasch danach umdrehte, „mit dem Eulenkopf, nicht wahr?“

„Das habe ich allerdings nicht bemerkt,“ lächelte Kellmann.

„Oh, das ist eine Frau Zimmermann, wenigstens unter dem Namen hier bekannt, und mag sich seit etwa drei Monaten hier aufhalten. Den Herrn an ihrer Seite kenne ich aber nicht, er hat nicht die Spur von einem Vogelgesicht und gleicht eher mit der etwas eingedrückten Nase einem Bullenbeißer.“

„Das ist ein Herr von Passedow aus Donnersville, wie ich gehört habe,“ sagte Kellmann; „aber hat die Dame hier ein Geschäft?“

„Nein, nicht so viel ich weiß, sie hält sich in einem sogenannten Boardinghaus auf, es ging aber das Gerücht, daß

sie sich hier ankaufen wolle, denn sie muß reich sein; sie macht wenigstens einen furchtbaren Staat und läuft immer in den buntesten Farben herum. Natürlich fällt das bei ihrer außergewöhnlichen Stärke um so mehr auf, und die Jungen laufen manchmal hinter ihr drein, und die Menschen bleiben stehen und gaffen ihr nach.“

„Wenn ich nur wüßte, wo ich das Gesicht schon einmal gesehen habe,“ sagte Kellmann, immer noch vor sich hin mit dem Kopfe schüttelnd, „es ist rein merkwürdig.“

„Merkwürdig finden Sie das?“ lächelte Schulze, „und wie oft ist mir das schon passiert, und Anfangs zerbrach ich mir lange und lange den Kopf darüber, bis ich endlich dahinterkam.“

„Hinter was?“

„Nun, wo ich solche Leute gesehen hatte.“

„Ja, manchmal fällt es Einem später ein,“ sagte Kellmann.

„Ach nein,“ rief Schulze, „im Traum war es.“

„Im Traum? -- Aber da muß man ihnen doch vorher schon einmal begegnet sein, ehe man von ihnen träumen kann.“

„Glauben Sie das nicht, verehrter Herr,“ sagte Schulze bestimmt, „der Traum hat im Gedächtniß allerdings seine besonderen Kammern, wo sich der Geist alte, schon lange vergessene Geschichten aufbewahrt und sie dann manchmal, wenn der Körper schläft, vorholt und durcheinander krant; aber wie die Fata Morgana uns auch weit entfernte Gestalten und Scenen vor Augen stellt, in deren Sphäre wir noch lange nicht sind, und auch vielleicht nie im Leben kommen, so gaukelt er uns auch zu Zeiten Dinge vor, an die wir früher nie gedacht, ja auf die wir uns beim Erwachen vielleicht nicht einmal besinnen, bis sie dann plötzlich in Wirklichkeit vor uns stehen, und wir uns jetzt natürlich den Kopf vergebens zerbrechen, wo wir mit Dem oder Jenem schon einmal zusammengetroffen sind.“

„Das wäre allerdings merkwürdig,“ sagte Kellmann verwundert, „wenn ich von der dicken Dame schon einmal geträumt haben sollte. Es ist eine zu auffallende Erscheinung,

und außerdem kommt es mir dabei vor, als ob sie auch von mir geträumt haben müßte, denn sonst hätte sie mir nicht, jezt schon zweimal, so sonderbare Blicke zugeworfen. Na, ich kann's nicht ändern," setzte er dann aber nach einer kleinen Weile hinzu, „denn besinnen hilft da nichts. Je mehr man darüber grübelt, desto verwirrter wird man, und so hübsch ist sie nun gerade nicht, daß ich mein Herz daran hängen sollte.“

„Nein,“ lächelte Schulze, „das ist sie in der That nicht — nur breit — aber hier sind wir an dem Comptoir, und nun wollen wir auch Ihre Geschäfte bald erledigt haben.“

Das Comptoir fanden sie noch nicht geschlossen; es war das der Expres-Compagnie, die in Amerika eine wirklich segensreiche Thätigkeit entfaltet, und mit der größten Sicherheit Pakete und Werthsachen, wie auch größere Waarensendungen befördert. Herr Schulze kannte außerdem den einen der Beamten, und trotzdem daß die Herren gerade sehr viel zu thun hatten, wurden sie doch befördert und bekamen, was sie wünschten, mit Leichtigkeit geregelt.

Unter Denen, die hier im Bureau Gegenstände aufgaben, befand sich auch ein sehr anständig gekleideter, aber sonst eben nicht elegant aussehender Herr, der Kellmann aber erst dadurch auffiel, daß er sah, wie ihn Schulze so scharf beobachtete. Er hatte, als sie im Comptoir standen, ein kleines Palet aufgegeben, das, der Declaration gemäß, Papiere von fünfhundert Dollar Werth enthielt. Er bekam seinen Schein darüber, verließ das Zimmer und schlenderte dann langsam wieder die Straße hinab.

„Kannten Sie den Herrn?“ frug Schulze den Beamten, als sich Jener entfernt hatte. Dieser schüttelte mit dem Kopf.

„Nein,“ sagte er, „obgleich sich derselbe Herr schon häufig hier eingefunden hat, um nach Paketen oder Koffern zu fragen, die indeß nie eingetroffen sind. — Aber seinen Namen können wir ja nachsehen, denn den hat er angegeben — warten Sie einmal, B. Wilson, New-York, kennen Sie ihn?“

Schulze schüttelte mit dem Kopf. „Nein,“ sagte er, „aber es geht mir mit dem Herrn, wie Ihnen mit der Dame, Herr Kellmann,“ wandte er sich an diesen, denn begegnet bin ich ihm schon in meinem Leben, so viel weiß ich bestimmt, ob aber im Traum oder im Wachen ist eine andere Frage, die sich schwer beantworten ließe.“

„Mein lieber Herr Schulze,“ sagte der junge Mann der Expres-Compagnie, ebenfalls ein Deutscher, „glauben Sie mir, ich habe hier in dem Bureau schon oft die Erfahrung gemacht — wir kommen hier in Amerika sehr häufig — denn die Auswanderung ist jetzt zu stark — mit Leuten zusammen, die wir in Deutschland, vielleicht in unserer Vaterstadt häufig auf der Straße gesehen haben, ohne uns weiter um sie zu bekümmern, oder uns gar nach ihren Namen zu erkundigen. Hier tauchen nun die nämlichen Gesichter plötzlich vor uns auf, ohne daß wir gleich eine Ahnung haben, wo wir sie hinhin thun sollen, und dann können wir uns natürlich den Kopf vergebens darüber zerbrechen. Wir kennen sie, ja — aber wir kennen sie auch nicht — nur ihre Gesichtszüge, und eine weitere Erinnerung hilft uns nichts. Das wimmelt ja — besonders hier in Cincinnati, nur so von Deutschen, und daß uns da zuweilen bekannte Gesichter aufstoßen, ist eben kein Wunder — im Gegentheil wäre es merkwürdig, wenn das nicht geschähe. Hier leben wir im eigentlichen Mittelpunkte deutschen Treibens, denn Alles, was nach dem Westen geht, reist nur in seltenen Fällen durch Cincinnati, ohne wenigstens einen oder mehrere Tage hier zu verweilen, und daß sie uns dann hier in den Weg laufen, versteht sich von selbst.“

„Ja, das ist möglich,“ nickte Schulze, „und was kümmert mich auch der Herr. Ein einnehmendes Gesicht besitzt er einmal nicht, so viel steht fest. Er hat den breiten, häßlichen Zug eines Casuar um die Lippen, und die kleinen grauen Augen zucken unaufhörlich herüber und hinüber. In näherer Beziehung habe ich auch noch nie zu ihm gestanden, also lassen wir ihn laufen. Und was machen wir jetzt, mein lieber Herr Kellmann? Ich stelle Ihnen meine ganze Zeit zur Verfügung.“

„Sie sind unendlich liebenswürdig, Herr Schulze,“ sagte

Kellmann, „aber für den Augenblick hätte ich in Cincinnati nichts zu besorgen und möchte nur einmal nach Covington hinüber gehen, um dort einen Brief abzugeben, den ich schon seit sieben Jahren in meiner Briestafche herumtrage, oder wenigstens zur Beförderung überkommen habe.“

„Sieben Jahre?“ lächelte Schulze, „doch hoffentlich keine bringende Bestellung?“

„Nein, nur einen Empfehlungsbrief, aber von einem sehr liebenswürdigen Menschen, den Sie übrigens, wenn ich mich nicht sehr irre, ebenfalls kennen müssen, denn er ist mit Georg Donner auf einem Schiff herübergekommen: Herr von Hopfgarten.“

„Ja, ich besinne mich,“ sagte Schulze mit einem eigenen Lächeln; „aber wissen Sie, Herr Kellmann, Herr von Hopfgarten war damals Kajütpassagier, und Donner und ich fuhren im Zwischendeck, und ich habe wohl nur selten, wenn je, ein Wort mit dem besagten Herrn gewechselt. Er grüßte übrigens stets sehr freundlich, wenn wir uns auf Deck trafen. Aber an wen haben Sie den Brief?“

„An einen Herrn Fortmann in Covington, der früher in New-Orleans lebte, diesen Platz aber, als ich dort eintraf, schon verlassen hatte. Nur zufällig hörte ich vor einiger Zeit, daß er jetzt in Covington seinen Wohnsitz habe, und da ich doch nach Cincinnati mußte, beschloß ich, mich des Auftrags, wenn er auch beinahe verjährt ist, zu entledigen.“

„Herrn Fortmann kenne ich,“ sagte Herr Schulze; „er hat vor noch nicht acht Tagen einen grauen Papagei von mir gekauft. Ist es Ihnen recht, so gehen wir zusammen hinüber. Sie bekommen dabei zugleich die wahrhaft prachtvolle Brücke zu sehen, der zu Liebe es schon der Mühe werth ist, die Reise nach Cincinnati zu machen. Dort bringe ich Sie zu Herrn Fortmann's Hause, besorge dann selber einige Geschäfte und hole Sie nachher wieder ab. Ist Ihnen das recht?“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein lieber Herr, und weiß nur nicht, ob ich Ihre Güte vielleicht dabei missbrauche.“

„Nicht im Mindesten; mein kleiner Ibis besorgt meine Geschäfte zu Hause genau so gut, wie ich sie selber besorgen

könnte, vielleicht noch besser. Es ist ein sehr gewitzter und brauchbarer Bursche, und das schöne Wetter heute eignet sich außerdem vortrefflich dazu, Geschäfte außer dem Hause abzumachen. Also gehen wir."

Die beiden Herren schritten direct zum Fluß hinunter und an der Dampfbootlandung hinauf, wo ihnen schon der mächtige Bau der Brücke in die Augen fiel, ja von dort aus schon fast ein Drittheil des Horizonts umspannte — und trotzdem lenkte eine besondere Persönlichkeit doch wieder für kurze Zeit ihre Aufmerksamkeit ab und sich selber zu.

Kellmann allerdings war vollkommen in dem Anschauen dieses Meisterwerks versunken, Schulze aber, der den Bau ja auch so oft gesehen, drückte plötzlich seinen Arm und sagte:

"Da ist der Herr wieder, den wir vorher in der Express-Compagnie gesehen; aber er scheint selber verreisen zu wollen, denn er hat eine Geldtasche umhängen. Ich möchte dem Gentleman keine fünf Thaler anvertrauen."

Kellmann sah der bezeichneten Richtung zu und bemerkte, wie der Betreffende die ziemlich steile Landung hinab auf einen dort liegenden und schon Dampf abgebenden Steamer zuschritt, der vorn das Schild

"For New-Orleans"

aushängen hatte.

Es war die River belle, ein bekanntes und schnell fahrendes, sogenanntes Klipperboot, auf das der Fremde, als jetzt die Glocke geläutet wurde, hastig hinabsteigte.

"Er scheint nach New-Orleans zu wollen," sagte Kellmann.

"Aber dahin hat er vorher erst das Werthpaket aufgegeben," meinte Schulze.

"Vielleicht steigt er vorher, möglicher Weise schon in Louisville aus; was kümmert uns auch der unangenehme Geselle. Alle Wetter, Herr Schulze, die Brücke ist wirklich sehenswerth und würde, wie Sie ganz richtig bemerkten, allein eine Reise hierher lohnen. Das ist ein Prachtwerk!"

Die Brücke war sehenswerth. Zehntausend Drähte halten den Riesenbau hundert Fuß über der Fläche des Stromes, daß es von unten aussieht, als ob eine Spinne dort ihr Netz

gezogen. Die größte Spannung zwischen den beiden Hauptseilern, die bei niedrigem Wasser über den ganzen Strom reicht, ist eintausend zweiundfünfzig Fuß, und kühn, ja fast seenhaft ragt und dehnt sich das Gebäu über den schönen Strom hinüber, selbst den größten Dampfern die Durchfahrt gestattend.

Und ein Deutscher hatte diese Brücke geschlagen; derselbe, der die Kettenbrücke über den Niagara warf — Rößling mit Namen — und er nimmt jetzt noch zwei große Brücken in Angriff: die bei St. Louis über den mächtigen Mississippi und dann gar über den Secarm zwischen New-York und Brooklyn, deren Ausführung man bis dahin für unmöglich gehalten. *) — Aber mit dem Unternehmungsgeist der Amerikaner, die vor keinen Summen zurückschrecken, wenn sie wirklich etwas damit erreichen können, gelang auch die Ausführung dieses Riesenwerks, das jetzt ein Schmuck des Ohiostroms geworden.

Dort hinüber schritten die beiden Männer, und vor ihnen lag das Kentuckyufer, noch vor sechzig bis siebenzig Jahren der Tummelplatz wilder Indianerhorden, der beste Jagdgrund der Vereinigten Staaten. Jetzt aber ragten hohe Schornsteine von dort herüber; Dampfmaschinen leuchteten, große Hochwerke hämmerten, und dichter Steinkohlenqualm lag über der Stelle, von der sonst nur der lichtblaue Rauch der indianischen Lagerfeuer emporgestiegen war.

*) Die Brücke, die beiläufig gesagt 1,750,000 Dollar gekostet, ist in ihrem Hauptspann 1052—56 Fuß lang. Ihre Breite 36 Fuß. Die Thürme, die sie tragen, sind 230 Fuß hoch, und die beiden Hauptdrahttaue $12\frac{1}{2}$ Zoll stark im Durchmesser. Sie ist im Stande, eine Last von 16,300 Tons (à 2000 Pfund) zu tragen.

Herr Fortmann.

Die beiden Herren schlenderten, an einer in voller Thätigkeit stehenden Schienengießerei vorüber, nach Covington hinein, und wenn die kleine Stadt auch nicht so großartig aussah, wie das gegenüberliegende Cincinnati, so herrschte doch auch hier ein reges, geschäftiges Leben, und der solide Wohlstand überall ließ sich nicht verkennen.

In eine der Querstraßen einbiegend, die mit dem Strom gleich liefen, erreichten sie endlich das kleine, aber freundliche Haus, an welchem ein ovales Porzellanschild den Namen Fortmann und darunter Justice of the peace oder Friedensrichter und notary public zeigte. Fortmann sollte dabei, wie Schulze Kellmann unterwegs erzählte, ein sehr geachteter Mann in Covington und eben so beliebt unter den Amerikanern wie den Deutschen sein. Er hatte auch eine sehr bedeutende Praxis seit langen Jahren schon und sich damit ein ganz hübsches Vermögen verdient — aber er führte, obgleich in einem reizend eingerichteten Hause, ein Junggesellenleben, ließ nur durch eine alte Deutsche seine Wirthschaft führen und die Küche besorgen, und schien sich dabei vollkommen wohl zu befinden.

Vor dem Hause nahm Schulze von Kellmann Abschied und versprach, ihn, wenn er nicht lange aufgehalten würde,

wieder abzuholen, und Kellmann betrat gleich darauf das Haus, wo er sich unten in dem Comptoir bei einem der Schreiber erkundigte, ob Herr Fortmann zu Hause und zu sprechen wäre.

„Haben Sie Geschäfte mit ihm?“ fragte dieser.

„Ja — ich habe einen Brief an ihn persönlich abzugeben.“

„Mr. Fortmann ist jetzt noch oben — er hatte gerade eine Conferenz — der Herr ist eben weggegangen. Wollen Sie einen Augenblick warten? Ich will Sie gleich anmelden — Herr Fortmann wird wohl herunterkommen.“

Der junge Mann sprang mit Kellmann's Karte die Treppe hinauf, kehrte aber schon nach wenigen Minuten zurück und sagte, auf der halben Treppe stehen bleibend:

„Möchten Sie sich nicht gefälligst heraufbemühen?“

Kellmann folgte der Einladung, betrat oben ein kleines, sehr elegant eingerichtetes Vorzimmer, das schon eine gewisse Wohlhabenheit nicht verkennen ließ, und wurde im nächsten Augenblick in den mittleren Salon geführt, wo er, als die Thür geöffnet wurde, den Herrn des Hauses bemerkte, wie er mit untergeschlagenen Armen, den Kopf gesenkt und anscheinend in tiefem Sinnen rasch auf und ab schritt und den Eintritt des Fremden nicht einmal zu beachten schien.

„Mr. Fortmann, hier ist der Fremde,“ sagte der junge Mann, und der Angeredete wandte sich rasch ihm zu, blieb aber, ohne Kellmann's Gruß zu erwidern, mitten in der Stube stehen und schaute ihn scharf und forschend an.

„Herr Fortmann,“ sagte da Kellmann, indem er den Brief aus seiner Tasche nahm, „wenn ich einen mir übergebenen Auftrag erst nach langen Jahren bestelle, so bin ich nur theilweise schuld daran, denn die Adresse lautete nach New-Orleans und Sie hatten den Platz, als ich ihn damals erreichte, schon verlassen, ohne daß ich erfahren konnte, wohin Sie sich gewandt. Der Brief ist von einem Ihrer Freunde, einem Herrn von Hopfgarten, der sich seit längeren Jahren in Heilingen angelauft hat — dürfte ich Sie bitten, das Schreiben zu nehmen?“

Die Bitte war in der That gerechtfertigt. Herr Fortmann stand noch immer in der Mitte der Stube; er bewegte sich

nicht, er sprach kein Wort und nur seine Blicke hafteten auf dem Fremden, ohne daß er aber scheinbar verstand, was dieser ihm sagte. Fast mechanisch nahm er den Brief, öffnete ihn und durchslog ihn rasch von oben bis unten.

Herr Fortmann war eine lange, etwas hagere Gestalt mit einst krausem, schwarzem Haar, zwischen dem sich aber schon eine Glaze ausgebreitet hatte. Ein sehr starker Bart aber, in dem sich noch kein graues Haar zeigte, wie er denn auch überhaupt noch nicht hoch in den Jahren schien, gab dem sonst vielleicht spizen Gesicht etwas Volles und Männliches, während die Augen jetzt, obwohl sinnend, doch mit einem freundlichen Ausdruck über das Blatt weg den Fremden suchten.

Kellmann hatte ihn indessen ebenfalls scharf angesehen, und wieder tauchte das Gefühl in ihm auf, daß er der Persönlichkeit schon einmal im Leben begegnet sein müsse, aber er dachte auch gar nicht daran, darüber nachzugrübeln. Es fing ihm an so vorzukommen, als ob er alle Menschen in Amerika schon früher einmal gesehen hätte, und es fiel ihm nicht ein, sich damit das Gehirn abzumartern. Der Empfang schien aber kein besonders warmer zu werden, denn Herr Fortmann hielt es noch immer nicht der Mühe werth, ihm auch nur ein Wort des Willkommens zu sagen, oder vielleicht nach seinem Freund Hopfgarten oder ihm selber zu fragen. Es war allerdings fast, als ob ihm ein Lächeln um die Augen bligte, was aber der starke Bart zum großen Theil verhüllte. Endlich aber mochte er doch wohl selber fühlen, daß sein Schweigen auffällig, wenn nicht geradezu unartig sei. Er legte den Brief, nachdem er zuerst noch einmal die Adresse angesehen, neben sich auf den Tisch, schritt auf Kellmann zu, reichte ihm die Hand und sagte dann, aber mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Kellmann?“

„Hm,“ sagte Kellmann halb verlegen, und doch auch wieder auf die Stimme horchend, „es ist mir fast so, als ob wir uns schon einmal im Leben getroffen hätten.“

„Vielleicht im rothen Drachen zu Heilingen,“ lächelte Fortmann.

„Im rothen Drachen?“ wiederholte Kellmann wirklich verblüfft und suchte jetzt aus dem härtigen Gesicht heraus bekannte Züge zu entdecken; „ich kann mich bei Gott nicht besinnen, je mit einem Herrn Fortmann bekannt gewesen zu sein, und doch möchte ich darauf schwören, daß ich die Augen wenigstens schon einmal in meinem Leben gesehen habe.“

„Und wenn Sie sich nun vielleicht auf einen andern Namen besinnen?“

„Auf einen andern Namen?“ frug Kellmann verwundert.

„Behalten Sie die letzte Silbe und sehen Sie ein paar andere davor.“

Kellmann sah ihn wieder forschend an. „Mann? mann? mann? mann?“ wiederholte er dabei und schüttelte nur immer stärker mit dem Kopf. „Ich kann mich nicht besinnen,“ sagte er endlich, „von noch lebenden Menschen fällt mir Keiner ein.“

„Und von den Todten?“ lächelte Herr Fortmann.

„Den Todten?“ rief Kellmann und starrte den Sprechenden an, als ob er einen Geist gesehen hätte, — „ja, um Gottes willen, wie ist mir denn? Den Todten? — Da ist eine Aehnlichkeit, aber — es ist doch nicht denkbar — Ledermann!“ schrie er aber plötzlich, als der Friedensrichter auf eine ganz eigenthümliche Weise und zwar mit zurückgebogenen Fingern die Hände zusammenrieb, „Ledermann?“

Der Friedensrichter sah ihn lächelnd an, im nächsten Augenblick hatte ihn Kellmann aber schon beim Kopf, küßte ihn herzlich ab und sprang dann, wie ein Besessener, in der Stube herum.

„Ledermann!“ schrie er dabei, „Actuar Ledermann! Spurlos verschwunden, in's Wasser gesprungen, trostlose Wittwe, Menschen mit Stangen gefischt drei Tage lang, Hut und Rock am Wasser gefunden, ganze Stadt in Aufruhr, Ledermann! hup, hup! Ledermann! Le—Le—Ledermann!“

Der kleine Mann war wahrhaftig wie außer sich, und erst als einer der Schreiber den Kopf ganz erstaunt in die Thür steckte, um zu sehen, was da drinnen vorging, kam er wieder zu sich selber.

Ledermann mußte jetzt erzählen, wie er kein anderes Mittel gewußt habe, dem unerträglichen Leben mit seiner Frau zu entgehen, da diese von einer Scheidung nichts wissen wollte, als nach Amerika zu flüchten, und damit ihm seine Ehehälfte nicht etwa nachkam, machte er eben Heilingen glauben, daß er sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt habe.

Kellmann hatte sich indessen wieder gesetzt, aber er zuckte und rutschte in einem fort auf seinem Stuhl herum, schüttelte mit dem Kopfe, schlenkerte mit den Beinen und gab auf tausendfache Weise sein innerliches Vergnügen zu erkennen. Aber der Freund ließ ihn nicht lange in diesem Zustande, da ihm selber daran lag, Näheres aus Deutschland zu erfahren.

„Und haben Sie meine letzten Briefe nicht bekommen, Kellmann?“ frug er endlich, d. h. die mit dem Namen Doctor Weiße unterzeichnet waren, worin ich Sie um Auskunft über Frau Actuar Ledermann bat?“

„Ihre letzten Briefe?“ sagte Kellmann verwundert — „wohin?“

„Nach Deutschland — nach Heilingen.“

„Aber ich bitte Sie um Alles in der Welt!“ rief Kellmann, „ich bin ja schon über sieben Jahre von Deutschland fort. Sehen Sie sich doch nur das Datum des Hopfgartenschen Briefes an.“

„Um — ja — das ist merkwürdig — daran habe ich gar nicht gedacht,“ nickte Fortmann langsam vor sich hin, „also haben Sie auch meine Briefe gar nicht bekommen und wissen vielleicht nicht einmal etwas von daheim.“

„Das nun doch,“ sagte Kellmann, „denn Hopfgarten schreibt ziemlich regelmäßig, und dessen Frau, wie meine und Donner's correspondiren ebenfalls sehr häufig mit einander.“

„Dann, lieber Kellmann,“ sagte der Friedensrichter in augenscheinlicher Aufregung, „bitte ich Sie dringend, mir zu sagen, was Sie von Frau Actuar Ledermann gehört haben; aber halt, erst lassen Sie mich ein Glas Wein und einen Ambiß besorgen. Sie haben doch noch nicht gefrühstückt?“

„Nein.“

„Desto besser,“ rief Fortmann, indem er eine Flasche Cherry mit zwei Gläsern, dann Crackers und Käse auf den

Tisch setzte, „und nun erst ein volles Glas auf unser glückliches Wiedersehen!“

„Merkwürdiges Gefühl,“ lachte Kellmann, nachdem er sein Glas auf einen Zug geleert, „so mit einem Menschen an einem Tisch zu sitzen, von dem man acht volle Jahre lang überzeugt gewesen, daß er todt und von den Fischen gefressen sei. Und Sie sehen auch gar nicht so aus, als ob es Ihnen schlecht gegangen wäre.“

„Ist es auch nicht, lieber Kellmann, ich befinde mich hier vollkommen wohl und — würde mich noch viel besser befinden, wenn ich eben über Eins Aufschluß hätte. Da aber können Sie mir vielleicht helfen, und ich bitte Sie jetzt recht dringend, mir Alles zu sagen, was Sie über die hinterbliebene Wittwe des Actuar Ledermann wissen. Lebt sie noch?“

„So viel ich weiß, ja, ich habe wenigstens nie das Gegentheil gehört; aber die näheren Umstände nach Ihrem Verschwinden wissen Sie doch?“

„Eigentlich nicht, denn Genaueres habe ich nie darüber erfahren, und wie es mich interessiert, können Sie sich etwa denken.“

„Also Anfangs war Ihre Frau außer sich; sie weinte und schrie und ließ tagelang Nachforschungen anstellen; aber das dauerte nicht lange, der Lump, ihr Bruder zog zu ihr; das kleine Geschäft, was er noch hatte, mußte aber auch schlecht gehen, oder war da fauler Kram vorgegangen, es wurde wenigstens davon gesprochen, und er machte Bankerott.“

„Das habe ich damals gelesen.“

„Schön; der Bursche erhielt aber später seine Strafe, er wurde auf Wechselfälschung so gravirender Art abgefaßt, und der plötzliche Todesfall eines Banquiers kam damit in so genaue Verbindung, daß an seiner Schuld, wenn er auch Alles leugnete, nicht gezweifelt werden konnte. Er bekam zehn Jahre Zuchthaus und sitzt wahrscheinlich noch.“

„Aber Therese —“

„Die Dame hatte außerordentliches Glück,“ sagte Kellmann. „Noch ehe ich von Deutschland abreiste, hörte ich, sie hätte eine Erbschaft angetreten.“

„Das hatte ich gehört und mich sehr darüber gefreut.“

„Die viel bedeutender ausgefallen sein sollte, als irgend Jemand früher erwartet hatte. Weiter erfuhr ich damals allerdings nichts, Hopfgarten theilte uns aber später mit, und jetzt erinnere ich mich auch, daß er mir damals schrieb, ich sollte Ihnen Kunde davon geben, daß Frau Actuar Ledermann, die noch immer eine junge, stattliche Frau sei, sich in ihren Umständen sehr verbessert und mit einem recht wohlhabenden Mann verlobt habe.“

„In der That?“ rief Fortmann erfreut und rieb sich die Hände; „und wie war dessen Name?“

„Ja, mein lieber Ledermann,“ sagte Kellmann achselzuckend, „den Namen habe ich vergessen; die Frau interessirte mich zu wenig, denn ich wußte ja recht gut, was es für ein Drache war; übrigens kann ich den Brief zu Hause noch nachsehen, denn ich habe sie alle aufgehoben. Sie müssen sich auch mit einander verheirathet haben, denn im nächsten Brief meldete Hopfgarten wieder, das junge Ehepaar hätte Heilingen verlassen und sei fort von dort gegangen. Dann habe ich nachher nichts wieder von ihnen gehört.“

Fortmann leerte sein wieder gefülltes Glas auf einen raschen Zug, dann aber Kellmann die Hand hinüberreichend, sagte er:

„Alter Freund, Sie haben eine Last von meiner Seele gewälzt und mich eigentlich, so lange ich auch schon in Amerika wohne, erst in diesem Augenblick wirklich frei gemacht.“

„Sie hatten Angst, daß Ihre Frau Ihren Wohnplatz wieder auffände?“ lachte Kellmann.

„Ja,“ nickte sein Freund, „und mehr als das. Erst, und in allem Ernst machte ich mir Vorwürfe, daß ich sie verlassen hätte, da sie vielleicht in Noth gerathen könnte, und war fest entschlossen, ihr, sobald ich nur selber im Stande war etwas zurückzulegen, einen Zuschuß von dem zu schicken — natürlich nicht unter meinem Namen. Dann aber, als ich erfuhr, daß sie geerbt habe und sorglos lebe, plagte mich wirklich die Angst vor einem Wiederbegegnen der Frau, die mir in Deutschland das Leben zu einer Hölle gemacht. Ich verließ deshalb New-Orleans und sagte dort keinem Menschen, wohin ich mich

wenden würde, ja machte sogar Andeutungen, daß ich nicht übel Lust habe, mein Glück einmal in Texas oder Mexico zu versuchen. So hinterließ ich keine Spur und konnte mich hier unbelästigt niederlassen, aber die Angst verließ mich trotzdem nicht. Ich durfte mich hier vollkommen sicher fühlen, ja, aber ein Gefühl war ich nicht im Stande abzuschütteln: das nämlich, daß meine Frau einmal plötzlich zur Thür hereintreten und „guten Tag, Julius!“ sagen könne.“

„Und die Freude!“ sagte Kellmann.

Fortmann seufzte tief auf. „Die Last ist jetzt von mir genommen,“ sagte er, „und mit der guten Nachricht, die Sie mir gebracht, darf ich jetzt endlich — und zum ersten Mal, seit ich amerikanischen Boden betreten habe, frei aufathmen. Das danke ich aber nur Ihnen, alter Freund, und nicht wahr? Sie bleiben jetzt auch ein paar Tage in Covington — natürlich bei mir hier, denn ich habe, wie Sie sehen, reichlich Platz, damit wir einmal wieder über alte Zeiten plaudern können.“

„Das soll ein Wort sein!“ rief Kellmann, in die dargebotene Hand einschlagend. „Ich hatte allerdings die Absicht, schon morgen wieder nach Hause zurückzukehren, aber ich habe Ihnen so Manches zu erzählen und mit Ihnen zu plaudern, daß uns die Stunden nur so verfliegen werden. Meine kleine Frau wird sich auch nicht ängstigen, und glücklich sein, wenn ich ihr unser Zusammentreffen erzählen kann.“

„Bravo!“ rief Fortmann — wie er doch jetzt nun einmal hieß — ergriff des Freundes Hand und schüttelte sie aus Leibeskräften. „Bravo! das ist ächt freundschaftlich gehandelt. Nun sagen Sie mir aber, wie haben Sie mich so rasch hier aufgefunden? Auf dem Brief ist doch keine Adresse angegeben.“

„In Donnersville erfuhr ich, daß Sie hier in Covington wohnten, und in Cincinnati drüben traf ich einen gewissen Herrn Schulze, der mich bis hierher vor Ihre Thür begleitete.“

„Den Vogelhändler?“

„Ja, allerdings.“

„Ein komischer Kauz,“ sagte Fortmann, mit dem Kopf

schüttelnd, „und jedenfalls einer der Menschen, die an einer fixen Idee leiden und — wenn es bei ihnen zum Ausbruch käme, ernstlich wahnsinnig werden würden.“

„Eine Schrulle hat er,“ lächelte Kellmann.

„Ja, eine derbe,“ nickte sein Freund. „Er hatte sogar früher die Idee, dem menschlichen Geschlecht seine Flugkraft wieder zu gewinnen, und baute sich Drachen und Ballons, um den Erdboden nicht mehr zu berühren. Aber er hatte kein Glück; in Indiana oder Illinois brach er einmal bei einem solchen Versuch das Bein — später in Ohio bei einem zweiten den Arm, und schließlich noch einmal bei einem dritten unglücklichen Unternehmen ein paar Rippen, wurde aber immer wieder geheilt und scheint die Sache doch wenigstens aufgegeben zu haben.“

„Sie haben ihm neulich einen Vogel abgekauft.“

„Ja,“ lächelte Fortmann wehmüthig, „ein armer Jungeselle muß doch etwas haben, an dem er sich erfreuen kann — aber hat Sie Schülze in seine Schrullen einge-
weiht?“

„Er hat mir einen langen Vortrag über unsere Abstammung gehalten und eine Parallele gezogen, nach der verschiedene Menschen auch in Charakter und Geist ihrer früheren — natürlich Vogelgestalt fortlebten.“

„Hat er Ihnen auch von einem Vampyr gesprochen?“

„Allerdings.“

„Und Ihnen das Nähere erzählt?“

„Nein, ich weiß nicht mehr wie wir unterbrochen wurden.“

„Sie haben das Schild des Doctors an seinem Hause gesehen?“

„Jamos,“ rief Kellmann; „darin sind die Amerikaner wirklich groß, obgleich wir zu Hause darin wohl auch etwas leisten und immer noch genug Dumme finden, die anbeißen. Aber die Idee mit der Achillessehne ist kostbar. Er wird übrigens nie in den Fall kommen.“

„Die ganze Geschichte ist Marktschreierei,“ sagte Fortmann. „In öffentlichen Blättern suchte er ja jetzt, als Neclame, irgend wen, der sich für fünfhundert Thaler Belohnung die Achillessehne durchschneiden läßt, und den er sich

dabei erbietet nicht allein unentgeltlich zu heilen, sondern auch so lange zu versorgen. Natürlich findet sich Niemand, der sich für fünfhundert Thaler zeitlebens lähmen ließe, und das Komische bei der Sache ist nur, daß Schulze ihn in Verdacht hat, es auf ihn abgesehen zu haben."

"Auf ihn? wie so?"

"Ihm heimlich die Achillessehne durchzuschneiden," lachte Fortmann, "und ich weiß aus ziemlich guter Quelle, daß er seit etwa acht Tagen Blechlapseln hinten in seinen Stiefeln trägt, um einen solchen vielleicht unvermutheten Angriff abzuwehren."

"Es ist doch nicht denkbar."

"Er hält den Doctor in der That für einen versteckten Vampyr und würde schon lange ausgezogen sein, wenn er nur gleich eine andere passende Wohnung fände."

"Der Doctor ist natürlich ein Charlatan."

"Er ist ein Amerikaner," sagte Fortmann achselzuckend; „persönlich mag ich ihn auch ganz gerne leiden, nur in Politik verständigen wir uns nicht. Ich habe ihn sogar im Verdacht, daß er mit zu dem jetzt neu erwachenden Kuclur Clan gehört. Sie kennen den doch?"

"Ich habe davon gehört, aber die Regierung wird den Herren hoffentlich auf die Finger klopfen."

"Mein lieber Kellmann," sagte Fortmann achselzuckend, „ich weiß nicht, ob Sie den Norden von Amerika so weit und so genau kennen wie ich, und ihn gerade in der Zeit so genau beobachtet haben, wo er sich am stärksten in seinen verschiedenen Leidenschaften entwickelte, und das war in den beiden letzten Kriegsjahren. Das Geschlecht der Copperheads blüht und gedeiht noch bis zu diesem Augenblick, und sie haben die Hoffnung, wenn sie auch völlig verzweifelt ist, wahrlich noch nicht aufgegeben, dem Süden wieder zu seinem alten Recht zu verhelfen. Dem Gesindel ist ja doch natürlich nichts erwünschter, als die gesetzliche Macht in Händen zu haben, um eine andere Menschenrace zu knechten und selber nur leichter und bequemer Gewinn daraus zu ziehen. Was kümmert sie das Glend der Slaverie!"

Unten im Hause klingelte es, und gleich nachher kam ein

Schreiber die Treppe herauf und meldete: es sei ein Herr und eine Dame mit einem andern Herrn und einer andern Dame eingetroffen, und die beiden Ersteren wünschten getraut zu werden — ob Mr. Fortmann jetzt Zeit habe, oder ob er sie auf später wieder herbestellen solle.

Fortmann besann sich einen Augenblick.

„Lieber Kellmann, die Sache nimmt nicht lange Zeit in Anspruch, denn wir machen derartige Dinge, die in Europa oft Monate und Jahre erfordern und die entsetzlichsten Weitläufigkeiten mit sich bringen, hier sehr rasch ab. Haben Sie schon einer Civiltrauung in Amerika beigewohnt?“

„Nein, noch nie.“

„Haben Sie Lust Zeuge zu sein?“

„Aber wird das gehen — als Fremder?“

Sehen Sie sich an jenen Tisch, da liegen Schreibmaterialien, und machen Sie sich da zu thun; die Herrschaften beachten Sie dann gar nicht. Mr. Burden, bitte, schicken Sie das Brautpaar herauf und bringen Sie dann gleich Ihr Protokoll mit — wir wollen die jungen Leute nicht zu lange auf die Folter spannen.“

„Nun so jung sind sie eigentlich nicht mehr,“ lachte der Amerikaner, „der Bräutigam hat schon eisgraue Haare, und die Braut muß jedenfalls in den Vierzigen sein und wiegt für Zwei.“

„Das ist der alte Herr von Passedom mit der dicken Dame,“ rief Kellmann rasch. „Passedom wohnt in Donnersville, das muß zwischen den Beiden ein ganz sonderbares Verhältniß sein.“

„Nun wir werden ja gleich sehen,“ lächelte Fortmann, „schicken Sie die Herrschaften nur herauf, oder bringen Sie dieselben lieber gleich selber mit. Ich sage Ihnen, lieber Kellmann, was für wunderliches Volk da manchmal herkommt und sich für ein ganzes Leben durch ein paar geschäftliche Worte zusammenschmieben läßt, glaubt Einem kein Mensch. Scheidungen sind dabei fast eben so schwierig zu erlangen wie in Europa, aber das Land ist zu groß und weit, und die Gelegenheit, in einem Staat spurlos zu verschwinden, um in einem andern unter falschem Namen wieder aufzutauhen, zu

leicht und verführerisch, und deshalb werden auch so viele leichtsinnige Verbindungen geschlossen und ebenso wieder, fast stets zum Schaden der verlassenen Frau, gelöst. Jemand, der seiner Gattin davonlaufen will, braucht sich ja nur auf das erste beste stromab gehende Dampfboot zu setzen, und wer will ihn verfolgen? — Controle wird nirgends geführt; lasse ich mich auf einen angenommenen Namen in das Buch einschreiben, ja selbst auf meinen eigenen, den ich dann nur später zu wechseln brauche, so kann ich in Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Tennessee, Arkansas, Mississippi oder Louisiana aussteigen, keine Seele fragt danach oder kümmert sich darum, und es ist genau so, als ob ich einen Floh in einem Heuschhofer fangen wollte. Sie wissen, welche Mühe es Herrn von Hopfgarten damals gekostet hat, jenen Schurken, jenen Herrn Henkel aufzufinden, und nur durch einen Zufall gelang es ihm endlich. — Aber ich glaube, da kommt unsere Gesellschaft. Also bitte, sehen Sie sich nur an den Tisch da drüben. Meinen Schreiber nehme ich hierher, und Sie können dann ganz ungestört der „feiertlichen Handlung“ beiwohnen.“

Jortmann nahm, noch während er sprach, seinen Sitz an dem mittlern Tisch ein, auf dem schon die nöthigen Bücher für solche Verhandlungen — besonders die Bibel, um den üblichen Schwur abzunehmen — lagen. Es war eine solche Trauung, als Civilact, ja auch nur ein Geschäft wie jedes andere und wurde deshalb auch als solches betrieben, wenn auch Niemand die Wichtigkeit desselben verkannte. Nur den Schwur behandelt man bei allen solchen und anderen Gelegenheiten in Amerika vor Gericht zu leichtsinnig, besonders den Fremden gegenüber. Es läßt sich ja annehmen, daß die Amerikaner, von Jugend auf an ein ähnliches Verfahren gewöhnt, die tiefe Bedeutung der Handlung fühlen — obgleich sie selber nach der Art und Weise, wie sie damit verfahren, kaum den Beweis dazu führen. — Der Fremde aber, an die dortigen Gebräuche nicht gewöhnt, wird oft einen Schwur vor Gericht ablegen, ohne zu wissen, daß er selbst geschworen hat, oder doch so leicht darüber hingeführt, daß ihm gar keine Zeit bleibt nachzudenken.

„How d'you do, Fortman,“ sagte in diesem Augenblick, wie kaum die Thür geöffnet war, der zuerst eintretende Doctor Taylor, indem er die Dame, die er führte, ohne Weiteres losließ, auf Fortmann zuschritt und ihm derb und kräftig die Hand schüttelte — „how do you come on?“

„Doctor — sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen. — Soll ich das Vergnügen haben, Sie in die süßen Bande der Ehe zu schlagen?“

„Bitte! nein!“ sagte der Doctor rasch, „das andere Paar, wenn ich Sie ersuchen darf. — Sie kennen Mrs. Goodpart wahrscheinlich. Wir Beide — ich und Mrs. Goodpart — sind nur als Zeugen mitgekommen.“

Mrs. Goodpart kannte nun allerdings ein Jeder in Cincinnati wie Covington, denn obgleich eine geborene Irländerin, hielt sie doch in ersterer Stadt ein french boarding house oder französisches Logirhaus, weil sie behauptete, daß ihre Vorväter aus Corsika stammten und mit der Napoleonischen Familie eng verwandt wären. Ein Zweig der Familie sei nur im vorigen Jahrhundert nach Irland ausgewandert und habe dort das italienische Bonaparte in das englische Goodpart überseht — ihr Großvater aber und der Napoleon des Dritten seien Geschwisterkinder gewesen, und ihre Kinder hätten deshalb auch, falls der andere Stamm einmal aussterben sollte, legitime Ansprüche an den französischen Thron.

Uebrigens galt sie, besonders bei den amerikanischen Ladies, für eine sogenannte „gescheidte Frau“, und manche von ihnen besuchte sie Abends nach Dunkelwerden, um sich aus den Karten verschiedene Dinge erklären zu lassen oder auch in anderer Weise ihre Hülfe wie ihren Rath zu suchen. Ob sie Mißbrauch damit trieb oder nicht, hatte ihr noch nicht bewiesen werden können, im Verdacht stand sie jedoch, machte aber trotzdem ein hübsches Geschäft und hatte sich sogar neuerdings erst ein nettes Haus in der — Straße gekauft, weil sie in der früheren Wohnung nicht Raum für ihre zahlreichen Gäste fand.

Wenn man ihr übrigens auch nichts Unrechtes nachsagen oder wenigstens beweisen konnte, so verkehrten doch die amerikanischen Damen nie öffentlich mit ihr. Nur einige französische

„Ladies“ hatte sie in Kost — wie sie denn auch etwas Französisch sprach, und Fortmann wunderte sich deshalb auch, sie als Zeugin bei einer Trauung eingeführt zu sehen.

Seine Aufmerksamkeit wurde aber rasch dem nach ihr tretenden Brautpaar zugewandt. Fortmann war indeß schon zu lange in Amerika, um etwas Besonderes darin zu finden, daß sich ein sehr alter Herr und eine sehr dicke Dame wollten trauen lassen — wunderliche Verbindungen kamen jeden Monat ein paar Mal vor, und das war auch eine Sache, die Niemand weiter etwas anging, und die Beide unter sich abzumachen hatten.

Dem alten Herrn erinnerte er sich schon mehrmals in Cincinnati oder vielleicht auch hier in Covington begegnet zu sein, die Dame war ihm fremd, er beschäftigte sich jetzt auch mit seinem Buch, in welches der Eintrag gemacht werden mußte, und die Verhandlung begann.

„Mr. Fortmann,“ sagte Herr von Passedow, aber in englischer Sprache, schon der beiden Zeugen wegen, „ich beabsichtige mich mit dieser Dame trauen zu lassen und ersuche Sie das Nöthige dahin anzuordnen.“

Fortmann machte eine stumme Verbeugung. „Ihr Name? wenn ich bitten darf. Vor- und Zuname?“

„Julius Ernst von Passedow.“

„Stand?“

Der alte Herr zögerte mit der Antwort. „Particulier“ sagte er endlich.

„Aus?“

„Bosen. Hier sind übrigens unsere Papiere und Sie werden da Alles in Ordnung finden, wenn ich auch glaube, daß sie hier in Amerika nicht einmal verlangt werden.“

Fortmann nahm die Papiere und blätterte sie durch.

„Sie waren noch nicht verheirathet?“

„Doch — schon zweimal, wie Sie hieraus sehen werden. Aus der zweiten Ehe habe ich ein Kind, eine Tochter, beide Frauen sind mir gestorben. Der Todtenstein der letzten liegt hier bei.“

„Und Ihre Fräulein Braut?“

„Meine Braut,“ sagte Herr von Passedow, doch etwas

verlegen, „war ebenfalls schon verheirathet. Auch sie hat den Todtenschein ihres letzten Gatten hier beiliegen.“

„Also ebenfalls schon mehrfach vermählt?“

„Zweimal. Ihr erster Gatte erkrankt.“

„Der Name Ihrer Braut? wenn ich bitten darf.“

„Therese Zimmermann. Sie finden ihn in den Papieren, die Sie vor sich haben.“

Hortmann notirte sich die Namen, wie sie ihm angegeben wurden, auf ein Blatt. „Geborene, Madame?“ sagte er dann, zu der starken Dame aufsehend.

„Braumeier,“ sagte die Frau. Hortmann schrieb aber jetzt nicht, sondern hielt die Feder nur fest in der Hand und sein Blick flog, mit einem merkwürdigen Ausdruck in den Zügen, zu der Sprechenden hinüber.

„Ich — muß um Entschuldigung bitten!“ sagte er dann nach einer kleinen Weile, „ich — habe nicht recht verstanden. Darf ich um Ihren vollen Mädchennamen bitten?“

„Therese Braumeier.“

„Aus?“

„Nürnberg.“

„Und Ihr erster Gatte hieß?“

„Julius Ledermann.“

„Und müssen Sie das Alles wissen?“ fragte Herr von Bassedow, dem das lange Examen gerade nicht angenehm zu sein schien.

Der Friedensrichter antwortete ihm gar nicht, Kellmann aber, der bei dem eben genannten Namen hoch aufgehört hatte, achtete gar nicht auf ihn, sondern starrte nur die Frau an, als ob er eine Erscheinung gesehen hätte. — Ledermann! Bei Allem was da lebte und schwamm, das war die Frau Actuar Ledermann, und deshalb war sie ihm auch so merkwürdig bekannt vorgekommen, — aber nie im Leben hätte er sie wiedererkannt, denn er erinnerte sich ihrer nur als einer wohl langen, aber außergewöhnlich dünnen Gestalt, selbst in ihrer Jugend mit spitzer Nase und schmalen Wangen, und jetzt? — Aber Ledermann? —

Der Friedensrichter hatte im ersten Moment allerdings beinahe die Fassung verloren, aber das dauerte nicht lange,

sein Buch bot ihm erwünschte Gelegenheit, sich darüber hinzubeugen und daneben die Papiere durchzusehen. Therese Brannmeier! — Der Augenblick, den er jetzt fast ein Jahrzehnt gesürchtet, und den er hundertmal in unruhigen Träumen schon durchgelebt, war gekommen. Da stand seine Frau — kaum drei Schritt von ihm entfernt — und hatte sie ihn vielleicht erkannt? Aber es war kaum denkbar, denn nicht allein, daß sie ihn todt glauben mußte, hatte er sich doch in der langen Zeit fast ebenso verändert wie sie selber. Er war stärker geworden, bedeutend stärker als er sonst gewesen. Er trug jetzt einen vollen und dichten schwarzen Bart, wo er früher sein Gesicht glatt rasirte, ebenso eine Brille, die er damals noch nicht nöthig gehabt, und die ausgebildete Nase gab seinem Kopf außerdem eine andere Form.

Aber nur verstohlen wagte er den Blick trotzdem zu ihr zu erheben, und halb in Gedanken schüttelte er dabei leise mit dem Kopf. — Das war seine Frau? diese aufgebunsene, breit-schultrige, plumpe Gestalt mit den dicken Backen und Fettarmen? — Aber den Blick hatte sie noch, wenn auch das Antlitz jetzt in milder Ruhe lächelte, den übermüthigen, fast frechen Zug um den Mund, der sich mit den Jahren nur noch mehr und schärfer ausgebildet. Wie eine wilde Jagd schossen ihm selber dabei die Gedanken durch das Hirn, denn was um Gottes willen sollte er jetzt thun? seine eigene Frau verheirathen? — es lag in dem Gedanken ein fast teuflischer Humor. Und wenn sie ihn nun wiedererkannt hatte, wie er sie? Sie war ja jetzt noch frei, und wie stand er dann hier in Covington der ganzen Stadt und den Behörden gegenüber? blieb ihm denn in dem Fall noch eine Wahl, als augenblicklich seine Stelle niederzulegen und den Staat so rasch als irgend möglich zu verlassen?

Wieder sah er zu der Frau empor, aber sie konnte ihn nicht erkannt haben, denn sie unterhielt sich ganz unbefangen mit dem neben ihr stehenden Doctor Taylor, während Madame Goodpart, der die Zeit wohl ein wenig lang währen mochte, auf den ausgebreiteten Knien ihr seidenes Kleid glatt strich und nur dann und wann einmal hinter der vorgehaltenen Hand

gähnte. Sie mußte Abends immer sehr lange aufsitzen und war dann über Tag gewöhnlich müde.

Kellmann wagte er gar nicht anzuschauen, denn daß dieser die Namen gehört hatte und nun natürlich Alles durchschaute, war außer jedem Zweifel. Aber es blieb ihm auch keine Wahl, denn sollte er sich jetzt selber verrathen und lebenslang unglücklich werden — er hätte müssen wahnsinnig sein. War aber die Frau wieder rechtskräftig von ihm getraut und in die Bücher eingetragen, dann hatte sie — wenn sie ihn später wieder erkannte — das nämliche Interesse zu schweigen, wie er selbst. Beide gewannen auch dadurch ihre vollständige Freiheit wieder, ob sie nun durch einen Geistlichen oder Richter wieder gesetzlich geschieden waren oder nicht. Die Scheidung vollzog sich durch diesen Act factisch selber, und Keiner von Beiden durfte später Ansprüche an den Andern erheben.

Im Nu flogen ihm alle diese Gedanken durch den Kopf; das schwirte und zuckte nur so, während er die Blätter, ohne aber selbst die Schriftzeichen darauf zu erkennen, herüber und hinüber drehte.

„Haben Sie noch irgend ein Bedenken?“ sagte da Herr von Passedom, dem die Sache wirklich zu lange dauerte und der außerdem wußte, daß der Friedensrichter selber gar keinen Einwand erheben konnte. „Ich glaube, es ist Alles in Ordnung.“

„Vollkommen — vollkommen, Herr von Passedom,“ sagte Fortmann, wie aus einem Halbtraum erwachend; „ich — muß Sie nur noch, der Form wegen, ersuchen, vorher den üblichen Eid abzulegen, daß Sie gegenwärtig nicht mehr verheirathet und also vollkommen frei sind. Dürfte ich Sie bitten, den Eid zu leisten: Ich verspreche, daß ich nichts weiter sagen werde als die Wahrheit, die reine Wahrheit — so helfe mir Gott.“

Herr von Passedom wiederholte die Worte und küßte die ihm vorgehaltene Bibel.

„Und Madame, dürfte ich Sie bitten, mir denselben Eid nachzusprechen: Ich verspreche, daß ich nichts weiter sagen werde als die Wahrheit, die reine Wahrheit — so helfe mir Gott.“

Der Form wurde ebenfalls genügt. Frau Zimmermann, wie sie sich gegenwärtig noch nannte, küßte das ihr entgegengehaltene Buch, und die Frage an Herrn von Passedom lautete:

„Sie bestätigen also unter Ihrem Eid, daß Sie frei und nicht ehelich mit irgend wem verbunden sind?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Und Sie, Madame, erklären ebenfalls, daß Ihre beiden früheren Ehegatten gestorben und Sie jetzt, ohne irgend welche bindende Verpflichtung, frei sind, um auf's Neue einen Ehebund zu schließen?“

„Ja,“ sagte auch die Dame und schlug dabei, wie in mädchenhafter Schüchternheit, die Augen nieder.

„Gut,“ sagte Fortmann — „ferner erklären Sie also, Herr von Passedom, daß Sie willens sind, diese Dame als Ihre eheliche Gattin zu nehmen, bei ihr auszuhalten in Freund und Leid und ihr treu zu sein bis in den Tod?“

„Ja,“ sagte der Baron wieder mit deutlich tiefer Stimme.

„Und auch Sie bestätigen,“ wandte sich jetzt Fortmann an seine eigene Frau, „indem Sie Herrn von Passedom die Hand reichen, ihn als Ihren Herrn und Gatten anzuerkennen und ihm treu zu sein bis in den Tod?“

„Ja,“ sagte die Frau; aber während sie jetzt so dicht vor dem Friedensrichter stand, hatte sich ihr Blick fest und forschend auf seine Züge geheftet, und die Augen wurden dabei immer größer, die Lippen blieben nach dem „Ja“ geöffnet.

„Dann erkläre ich Sie hiermit, kraft meines Amtes, Beide als verheirathet, als Mann und Frau, und Niemand soll ein Recht haben, Sie wieder zu trennen — Gott gebe Ihnen seinen Segen!“ Damit bog er sich zu dem neben ihm sitzenden Schreiber über, flüsterte ihm einige Worte zu, schloß dann das vor ihm liegende Buch und reichte Herrn von Passedom, als Zeichen seines Glückwunsches, die Hand.

„Was bin ich schuldig?“ sagte der genannte Herr, die Sache mehr von der praktischen Seite betrachtend, indem er mit der andern Hand in seine Tasche fuhr.

„Das bitte ich Sie dort mit meinem Schreiber abzumachen,“ erwiderte ihm Fortmann. — „Gnädige Frau, erlauben auch

Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen," und er reichte ihr dabei, indem er ihrem Blick fest begegnete, die Hand. Die jetzige Frau von Passedom nahm sie, aber sie war merkwürdig blaß geworden. In diesem Augenblick drängten aber auch die beiden Zeugen herbei, Doctor Taylor und Frau Goodpart, um ihre beiderseitigen Glückwünsche anzubringen.

"Bless my soul!" rief Frau Goodpart aus, indem sie die Braut betrachtete — „wie blaß das arme Herz geworden ist. Ja, das ist ein Augenblick, der die Nerven angreift, und wenn sie von Stahl und Eisen wären, — ich bin damals ohnmächtig geworden, als ich meinem Mann das Jawort vor dem heiligen Altar gegeben. Aber warten Sie nur, Kind, sobald wir jetzt nach Hause kommen, mache ich Ihnen ein tüchtiges Glas Brandy und Wasser zurecht, und das wird Sie schon wieder auf die Füße bringen. Sie haben wohl keinen Brandy im Haus, Mr. Fortmann?"

„Wenn ich der Dame damit dienen kann, gewiß," rief Fortmann rasch und verließ das Zimmer. Es war ihm auch recht, einen Augenblick hinaus zu kommen, und ehe er zurückkam, nahm er selber einen tüchtigen Schluß des scharfen Trankes. Er brauchte in der That eine Stärkung.

Der Schreiber hatte indessen — es mochten ihm wohl schon ähnliche Fälle vorgekommen sein — Gläser und eine Flasche mit Wasser auf den Tisch gestellt, und Frau von Passedom sich indeß auf den ihr von Doctor Taylor hingeschobenen Stuhl gesetzt. Er mischte jetzt der Dame einen ganz anständigen kalten Grog, wie denn für die anderen Herrschaften ebenfalls, und Frau von Passedom, während sie ihr Glas austrank, ließ den Blick abwechselnd nach Herrn Kellmann hinüber und von da nach dem Friedensrichter schweifen. Sie hatte aber ganz ihre bisherige zuversichtliche Haltung verloren, sie sah scheu und zweifelhaft aus; und doch, wenn ihr auch jetzt ein jäher Schreck durch die Glieder zuckte, daß in der Gestalt des Friedensrichters ihr verstorbener Gatte wieder vor ihr stehe, — und wie er mit gerade diesem Kellmann befreundet gewesen, mußte sie — so trat dagegen die Unmöglichkeit eines solchen Falles auf, und mit dem Cognac als Stärkung überwand sie bald die Schwäche.

Die „heilige Handlung“ war vorüber, die beiden Neuvermählten hatten mit den „Zeugen“ das Haus gerade so verlassen, als ob sie dort nur eben einen gleichgültigen Besuch abgestattet, und der Schreiber hatte nur noch von der „jungen Frau“ den Auftrag bekommen, eine Abschrift der Verhandlung zu Mrs. Goodpart zu bringen und dort dann seine „Bezahlung“ gleich in Empfang zu nehmen — und Kellmann war mit seinem Freund wieder allein.

„Jedermann,“ sagte Kellmann, indem er auf diesen zugeing und dabei seinen eigenen Rocktragen hinten herunterzog, „dürfte ich Sie bitten, mir einmal da hinten, aber gefälligst recht derb, hineinzustossen. Ich bin vorhin eingeschlafen und habe das wahnsinnigste Zeug geträumt.“

„Was denn, mein lieber Kellmann?“ sagte der Friedensrichter und sah ihn lächelnd an.

„Oh, Unsinn,“ meinte Kellmann und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ich habe eben geträumt, daß Sie Ihre eigene Frau mit einem andern Herrn, einem würdigen Greis, verheirathet hätten.“

„Haben Sie schon ein Glas Cognac getrunken?“

„Nein, noch nicht.“

„Nun, dann füllen Sie einmal Ihr Glas da und lassen Sie uns auf die Gesundheit der Frau Therese von Passedom anstoßen.“

„Aber es ist doch nicht möglich!“ rief Kellmann in halber Verzweiflung über das Unbegreifliche aus.

„Nicht möglich, mein lieber Kellmann?“ lächelte der Friedensrichter. „Kennen Sie nicht den alten philosophischen Satz: was ist, hat auch ein Recht zu sein, der anheimelnd vernünftig klingt, im Grund aber der blanke Blödsinn ist?“

„Und wie waren Sie im Stande, da kalt und ruhig zu bleiben?“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Kellmann,“ erwiderte sein Freund, dessen Gesicht aber jetzt einen ernstern, fast wuthmüthigen Ausdruck angenommen hatte, „im Anfang will ich Ihnen gern gestehen, war es mir, als ob mir das Herz zusammengeschnürt würde, und ich brachte die Worte kaum über die Lippen; als ich aber wieder in das Antlitz der Frau sah,

die mir mein ganzes Leben vergiftet, als ich wieder die kleinen grauen Augen, wenn auch jetzt in Schreck und Zweifel, auf mich gerichtet fand und wußte, welch ein Teufel dahinter lauerte, da gewann ich meine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit wieder, ja da durchdrang mich sogar das frohe, selige Bewußtsein: jetzt bist Du frei — frei — frei! Also angestoßen, Freund — angestoßen: Die verwitwete Frau Actuar Ledermann, jetzige Freifrau von Passedow, soll leben — Vivat hoch!“

Ein Verbrechen.

General Grant, der Unterdrücker der Rebellion, hatte auch im Wahlkampf gesiegt und den Copperheads, die gern wieder den Schneider Johnson gewählt hätten, um der Macht, die der Norden über den Süden gewonnen, die Spitze abzubrechen, auf den Kopf getreten. Die Republikaner, wie sie sich jetzt zum Unterschied von den Demokraten nannten, hatten die Obergewalt im Land End — wie das leider so häufig geschieht — mißbrauchten sie. Wohl war der Troß des Südens die Hauptursache, da dieser sich den Thatfachen nicht fügen wollte und immer noch glaubte eine Macht zu repräsentiren, während er zertreten unter den Füßen des Siegers lag.

Zur Emancipation der Neger war der Norden zuletzt wirklich gezwungen worden, und Lincoln's milder Charakter hatte das eigentliche Ziel des Kampfes noch so lange hinausgeschoben, weil er eben fürchtete, daß einer Erklärung ihrer Freiheit auch augenblicklich eine Revolution der farbigen Race folgen würde, die dann Tausenden von Frauen und Kindern der Weißen das Leben kosten konnte.

Das hatte sich nicht so gestaltet. Als die Regierung endlich doch zu dem letzten entscheidenden Schritt gezwungen wurde, zeigten sich die befreiten Sklaven viel ruhiger, als man je geglaubt sie zu finden. Der Charakter der Neger

war nicht blutdürstig. An manchen Stellen ja, wo arg geknechtet und mißhandelt waren, brach sich das Blut Bahn und ihre Peiniger mußten die früher begangenen Schandthaten büßen; aber solche Fälle gehörten doch zu den seltenen Ausnahmen, wie denn auch wirklich von Grausamkeiten zu den Seltenheiten zu zählen waren.

Präsident Lincoln würde sich — vor der Hand wenigstens — mit der Freisprechung der Neger begnügt haben, um diese nach und nach zu dem zu erziehen, was sie voran in Wirklichkeit sein sollten: amerikanische Bürger; der Süden trieb, wie gesagt, den Norden selber zu schändlichen Maßregeln, und um dem rebellischen Treiben, das sich in den früheren Sklavenstaaten noch immer nicht legen wollte, entgegen, erklärte man die Neger, die weder schreiben noch lesen konnten, plötzlich für wahlberechtigt und setzte sie in alle Rechte eines Bürgers ein, ohne daß sie bis dahin noch den Pflichten derselben genügen konnten.

Dies Gesetz wirkte nach beiden Seiten hin nachtheilig, besonders aber für die Neger, die es doch eigentlich begünstigte und zu ihren Menschenrechten emporheben sollte. Hätte man den Negern oder farbigen Leuten eine Frist gestellt, um dieses Vorrecht selber zu erringen, es würde viel wohlthätiger gewirkt und sie angeeifert haben, sich selber aus der Dummheit ihrer Unwissenheit emporzurichten — und wie leicht wäre das gewesen. Man brauchte nur, wie es auch viele ruhig denkenden und vernünftigen Männer vorschlugen, einen mäßigen Census aufzustellen, der nur die Farbigen berechnete zur Wahl zu treten, die lesen und schreiben konnten und ein kleines, auch noch so unbedeutendes Capital oder ein Grundstück besaßen. Das würde sie nicht allein zum Lernen, nein auch zu einem steten Erwerb getrieben und ihren Ehrgeiz zugleich anspornen. So aber schüttete man ihnen das Geld ohne daß sie das Geringste dafür zu thun brauchten, in den Schooß, und die Folge davon war, daß sich die übergroße Mehrzahl wahrlich nicht beeilte, freiwillig an irgend eine Arbeit zu gehen, nachdem bis dahin ihre Muskeln gezwungen in Anspruch genommen waren. Sie wollten nun einmal der Hand ihre neu gewonnene Freiheit erst genießen,

wenn das auch nicht gerade angenehm für ihre Umgebung sein mochte, so konnte man es ihnen doch kaum verdenken.

Außergewöhnliche Begebenheiten überstürzten sich aber für sie gerade in dieser Zeit, eine Aufregung folgte der andern, und die älteren Herren unter ihnen, von denen einige in weißer Wolle und sehr steifen Vatermördern umherstürzten, kamen gar nicht mehr von den Füßen. Sie sollten nämlich zum ersten Mal an die Wahlurne treten und in die Legislatur ihres Landes wählen — aber wen?

Die Angelegenheit mußte — was ihnen das Nöthigste schien — vorher reichlich besprochen werden; das konnte aber nur am besten in öffentlichen Localen geschehen, wo man eine Anzahl von Gleichgesinnten zusammenfand, und die Schenkhäuser füllten sich deshalb in diesen Tagen schon am frühen Morgen und blieben bis in die späte Nacht hinein besetzt.

Und wovon lebten die Leute in dieser Zeit?

Es war vom Staat als eine Nothwendigkeit erkannt worden, bei dem raschen Uebergang der Neger von Sklaverei zu Freiheit die Kranken und Obdachlosen zu unterstützen, und bald stellte sich auch heraus, daß sich die meisten Pflanzergewerben, ihre alten Sklaven — obgleich diese eine Lebenszeit für sie gearbeitet — ferner zu ernähren. Sie waren ja frei geworden und mochten nun zusehen, wie sie sich selber helfen konnten. Denen mußte natürlich ebenfalls geholfen werden, denn man durfte sie doch nicht im Anfang ihrer Freiheit verhungern lassen. Wie es aber überall geht, so ging es auch hier, denn die Summen, die nur dazu ausgesetzt waren um die Bedürftigen zu unterstützen und den wirklich Nothleidenden zu helfen, wurden bald von faulem, nichtsnutzigem Gesindel in Anspruch genommen, das sich krank stellte oder meldete, um nicht zu einer Arbeit gezwungen zu werden. Eine Kontrolle war in der ersten Zeit besonders auch wirklich schwer zu führen, und Tausende wurden dadurch nicht allein nutzlos auf die Straße hinausgeworfen, sondern bestärkten den schlechteren Theil der farbigen Bevölkerung nur noch mehr in seinem lieberlichen Leben.

Natürlich machten unter solchen Umständen die Branntweinkneipen und dergleichen Etablissements die besten Geschäfte,

besonders wenn sie in der Nähe solcher Plätze lagen, in welchen die Abgabe der Stimmzettel stattfand. Aber nicht allein Farbige besuchten sie, sondern auch sehr häufig solche Weiße, denen daran lag, die Masse der sonst so verachteten „Nigger“ jezt ihrer Seite zu gewinnen.

Uebrigens traten die Neger diesmal in solcher Masse auf und hatten so entschieden das Uebergewicht, daß sie selbst die bei solchen Gelegenheiten stets trunkenen und rauschlustigen Frey einsüchteten und in Ordnung hielten, und so viel kann man zu ihren Gunsten sagen: es ging von ihrer Seite selten ein Unfug aus.

In Lafayette, der nördlichen Vorstadt von New-Orleans, wenn man jezt noch so sagen kann, da sie beinahe schon zu der eigentlichen und vollen Stadt gehört und schöne ausgedehnte Gebäude, daneben aber noch kleine, schlecht bebaute Straßen zeigt, — befand sich ein solcher Sammelplatz für die Wähler, an dem sie ihre Stimme abgeben sollten. Der weite Raum lebte und wimmelte von farbigen Gestalten in jeder, nur erdenklichen Schattirung, von Ebenholzschwärze bis zum lichtesten Hellgelb, und am heutigen Tage der Wahl formte sich die Masse zu einem soliden Keil, der bei der Thür des Wahlgebäudes begann, sich über einen offenen Platz weg und dann noch zu unabsehbarem Ende in eine der Seitenstraßen hineinzog.

Dies Local war nur für „coloured gentlemen“ bestimmt. Man hatte sie absichtlich von den Weißen getrennt, um eben Streit und Zwistigkeiten zu vermeiden, die sonst vielleicht doch nicht ausgeblieben wären und dann immer ein blutiges Ende nehmen konnten. Die Reizbarkeit auf Seiten der Weißen war noch zu groß, und die Farbigen würden, in solcher Masse versammelt, wahrscheinlich keine Uebergriffe geduldet haben.

Und jezt öffneten sich da drüben die Pforten, um — immer truppweise — einen Theil der Andrängenden nach dem andern einzulassen. Jeder mußte ja natürlich seinen neu angenommenen Namen nennen, der dann angestrichen wurde, damit Niemand zweimal stimmte. Das aber hatte, wie sich bald herausstellte, seine ganz besondere Schwierigkeit, und

wenn auch vier Beamte dazu angestellt waren, wickelte es sich trotzdem nur außerordentlich langsam ab.

Eine ungeahnte Schwierigkeit stellte sich nämlich dadurch heraus, daß viele der Neger ihre neuen Namen schon wieder vergessen hatten, und besonders mit den verschiedenen Vornamen völlig confus geworden waren. Um nämlich die zahlreichen Namensvettern der Washingtons, Lincolns, Jeffersons, Shermans, Franklins &c. zu unterscheiden, hatte man sie gezwungen, noch ein oder zwei andere Vornamen zu wählen, wie z. B. Abraham Georg Lincoln, oder Abraham Eduard Lincoln &c., worauf sie auch damals mit Vergnügen eingingen, sich jetzt aber nur in seltenen Fällen genau erinnern konnten, welche von diesen Vornamen sie damals gewählt. Ja Einige waren selbst in ihrem Hauptnamen irre geworden und wußten nicht mehr, ob sie Johnson oder Thomson oder wie überhaupt hießen, so daß sie von der Wahlurne zurückgewiesen werden mußten.

Es herrschte in der ganzen Sache noch eine Heidenconfusion, und Jahre mußten darüber vergehen, bis das erst ordentlich geregelt werden konnte.

Diejenigen, die abgefertigt waren, während die Uebrigen langsam und mit lobenswerther Geduld vorrückten, fühlten sich für diesen Tag frei, und hatten natürlich nichts Eiligeres zu thun, als irgend ein Wirthshaus aufzusuchen, um dort von den Anstrengungen des Morgens auszuruhen, ihre Meinung mit Stammesgenossen auszutauschen und das wenige Geld, das sie noch besaßen, zu vertrinken.

Eins der meistbesuchten Trinkhäuser in Lafayette war die Schenkstube „zum Methodistenprediger“, die allerdings in einer Seitenstraße lag, wohin man aber in dieser Zeit früh kommen mußte, um nur einen Platz zu bekommen.

Das Schild selber war beanstandet worden, und besonders hatte die Secte der Methodisten dagegen protestirt und einmal auch schon wirklich Klage erhoben, daß man ein „Haus des Teufels“, wo schnöder Brauntwein verabreicht und sonst auch noch allerlei Unfug getrieben wurde, nach einem Geistlichen ihrer Gemeinde benannte. Die Methodisten gehörten aber zu den zahllosen Abzweigungen oder Auswüchsen des

Protestantismus. New-Orleans war im Allgemeinen, mit vielen Franzosen und Spaniern, ein hauptsächlich katholischer Ort, die anderen protestantischen Secten, Presbyterianer, Baptisten, Calvinisten, Lutheraner und wie die zahllosen Nebengemeinden alle heißen, standen Alle den Methodisten gegenüber, und die Klage wurde damals abgewiesen, noch dazu, da der Besitzer mit der größten Gemüthsruhe den Beweis führte, daß er selber früher Methodistenprediger gewesen wäre und deshalb doch sein Schild nach sich nennen könne.

Zachäus Maulbeere oder Mulberry, wie er sich, amerikanisirt, auf dem Schild nannte, war auch nicht der Mann, so rasch einem Druck von irgend welcher Seite nachzugeben, wenn er besonders seinen eigenen Nutzen dabei fand, und daß er sich den zu wahren wußte, hatte er schon genugsam bewiesen.

Zachäus Maulbeere war vielseitig. Als Scheerenschleifer kam er in das Land und fuhr seinen Karren in den verschiedenen Staaten umher, bis er einst in Arkansas in einem sogenannten Campmeeting oder einer Wanderversammlung im Wald, die von Methodistenpredigern abgehalten wurde, einen Geschäftszweig entdeckte, der ihm reichlichere Einnahmen mit weniger Arbeit in Aussicht stellte. Er wurde selber Wanderprediger, und was ihn zuletzt bewog, dieses „Amt“ wieder aufzugeben, war eigentlich nie recht bekannt. Es hieß allerdings einmal, er hätte Unterschleife gemacht und sei von der frommen Bruderschaft ausgestoßen worden. Diese selber trat aber nie mit einer Klage gegen ihn hervor, und Andere behaupteten wieder nur aus dem Grunde, weil er selber zu viel von ihnen wisse. Wie dem aber auch sei, beide Theile hatten vielleicht Ursache zu schweigen, und Maulbeere, der indeß wieder für Jahre in unbekannter Weise seine Existenz gefrisctet, eröffnete endlich in New-Orleans einen Schenkstand, der, auf praktische Art in Angriff genommen, ihm reichlichen Gewinn brachte und ihn im Laufe der Jahre muthmaßlich zum reichen Mann machen mußte.

Es war ein ziemlich großer Raum, der in der That das ganze Parterre des kleinen Hauses einnahm, und nur rechts einen schmalen Gang frei ließ, um in die obere Etage zu ge-

langen. Der lange Schenktisch — die hintern Regale alle mit bunt etikettirten Flaschen verziert — lief fast an der ganzen Rückwand hin, und zwei junge Mulattenmädchen standen dahinter und versahen nicht allein Kellnerdienste, sondern sorgten auch dafür, daß es dem Hause, da man weibliche Be- dienung selten in diesen Häusern fand, nicht an Gästen fehlte. Maulbeere hatte da ganz richtig speculirt.

Er selber bildete aber ebenso einen nicht unbedeutenden Anziehungspunkt, besonders für Abendunterhaltungen, da er mit seiner ganzen grotesken, fast affenähnlichen Gestalt nicht selten in fröhlicher Gesellschaft Vorträge, besonders seine „Schnapspredigten“ hielt, in denen er, eine wirkliche Predigt persiflirend, den Anwesenden den Brantwein als einzige Arznei für Geist und Körper empfahl und seine Rede mit obscönen Witz, die aber gerade für die Gesellschaft paßten, würzte. Bei solchen Gelegenheiten war denn sein Local ge- drängt voll Menschen, die seit der Beendigung des Krieges fast ausschließlich aus Farbigen bestanden, und nur bei „Vor- trägen“ besuchten den Raum auch Weiße, jedoch nur Irländer und vielleicht ein paar Spanier und Franzosen, um sich den „Genuß“ nicht entgehen zu lassen.

Ein eigentliches „Logirhaus“ hielt er nicht, hatte aber ein paar Zimmer, die manchmal zu dem Zweck für Bekannte oder Fremde verwandt wurden; dabei nahm er auch Sachen: Koffer und Kisten in Verwahrung, für die dann natürlich ein ganz anständiges Lagergeld bezahlt werden mußte.

Heute Morgen schienen aber nur Farbige das Local zu besuchen, das sich gegen elf Uhr, und nachdem der Wahlact ein paar Stunden gedauert hatte, dermaßen mit Gästen an- füllte, daß später Ankommende kaum noch Raum fanden, bis zum Schenktisch durchzubringen und ein Glas Brantwein oder gin cocktail im Stehen zu trinken. Die beiden Mädchen und Maulbeere selber hatten nicht Hände genug, um nur alle die durstigen Kehlen so rasch als möglich zu bedienen und das Geld dafür einzustreichen.

Maulbeere verstand ganz vortrefflich mit den Farbigen umzugehen, die er mit der größten Achtung, ja selbst Ehr- erbietung behandelte. Die Worte wie Geberden streiften

allerdings oft an das Ironische, und waren aller Wahrscheinlichkeit nach auch so gemeint, aber das that ihnen keinen Abbruch, denn die Regier nahmen es so ernsthaft auf, wie es ihnen geboten wurde. Wenn er die betreffenden, oft sehr dunkel gefärbten Herren, sich achtungsvoll verbeugend, mit Gentleman Henderson oder Hamilton oder Lincoln anredete und fortwährend dabei die Namen verwechselte, so glänzten die Gesichter der also Behandelten vor Vergnügen, sich in solcher Art von einem „weißen Gentleman“ (obgleich Maulbeere auf weiß gerade keinen großen Anspruch machen konnte und auf Gentleman noch weniger) angeredet zu hören, und sie verzehrten gewöhnlich noch einmal so viel, als es früher ihre Absicht gewesen.

Besonders liebenswürdig benahm sich aber Maulbeere gegen die farbigen Damen, und wenn auch heute die große Mehrzahl seiner Gäste dem männlichen Geschlecht angehörte, da man den Ladies den Zutritt zu den Wahllocalen streng verweigerte, so hatten sich hier trotzdem einige der, besonders älteren Damen eingefunden, um dieser wichtigen Verhandlung wenigstens so nahe als möglich zu sein.

Mitten durch den Schwarm der versammelten Regier drängte sich ein sehr anständig gekleideter weißer Herr, und zwar ohne sich in ein Gespräch mit irgend Jemand einzulassen, bis zu dem Schenkflisch hin, hinter dem Maulbeere gerade stand um ein neues Faß anzuzapfen. Eins der Mädchen schob ihm auch ein Glas hin und frug was er zu nehmen wünsche, der Fremde schüttelte aber mit dem Kopf und sagte nur:

„Danke — will hier nichts trinken — möchte eine Flasche von Ihrem besten Cognac mitnehmen. Was kostet der?“

Maulbeere drehte sich um. — „Eine Flasche vom besten Cognac?“

„Ja,“ sagte der Fremde, sah den Wirth dabei aber scharf und, wie es schien, etwas erstaunt an, als ob er sich seiner erinnere, und doch vielleicht mit sich nicht gleich in's Klare kommen konnte. Ueber des Wirths Gesicht legte sich aber ein breites, wohlwollendes Lächeln, sein Gedächtniß hatte ihn nicht im Stich gelassen, und mit salbungsvoller Stimme, als ob er noch seinem alten Verufe folge, sagte er:

„Ist mir doch wirklich äußerst angenehm, mein werther Herr Reisegefährte, Sie nach so langen Jahren einmal, und wie es scheint in ganz vortrefflichen Verhältnissen, wieder begrüßen zu können. Erinnern sich meiner geringen Person wohl kaum noch, wie?“

„Herr Maulbeere,“ sagte der Fremde doch etwas und, wie es Maulbeere vorkam, nicht eben freudig überrascht, „hinter einem Schenktisch hätte ich Sie allerdings nicht gesucht, da ich Sie das letzte Mal auf der Kanzel sah.“

„Haben Sie mich wirklich einmal auf der Kanzel gesehen,“ bemerkte der frühere Scheerenschleifer, die Augenbrauen hoch hinaufgezogen, „es ist mir doch was Unbe deutendes — und wo ist das gewesen, wenn ich fragen darf?“

„In Indiana bei einem Campmeeting, vor drei Jahren etwa.“

„Oh,“ sagte Maulbeere und seine Augenbrauen verschwanden fast oben unter den struppigen blonden Haaren, „das war bei jener Versammlung, wo der große Raub auf so geschickte Art ausgeführt wurde. Ei, sehen Sie mal an, Herr — bitte um Entschuldigung, wie nannten Sie sich doch damals?“

„Wie ich immer geheißen habe,“ sagte der Mann finster, „Müller, wenn Sie der Name interessiert, Herr Maulbeere — was kostet der Cognac?“ brach er aber das Gespräch, das ihm unangenehm zu sein schien, kurz ab, als das Mädchen die Flasche auf den Ladentisch gestellt hatte.

Die Preise sind jetzt, wie Sie wissen, etwas hoch, Herr Müller,“ sagte Maulbeere achselzuckend und mit scharfer Betonung des Namens, „Steuer nicht mehr zu erschwingen, Abgaben enorm, mit Fracht und Bruch geht es in's Unglaubliche.“

„Was die Flasche kostet, Herr Maulbeere, hatte ich Sie gefragt,“ brach Herr Müller die Unterhaltung ab, „ich bin etwas in Eile.“

„Wahrscheinlich starken Durst, Herr Müller,“ bemerkte Maulbeere mit der größten Ruhe, „nun, für vier Dollar greenbacks trenne ich mich von der Flasche.“

Der Käufer erwiderte nichts darauf, er wußte selber, daß das damals der Preis für guten Cognac war — ob dieser dazu gehörte, blieb die Frage; aber er schien wirklich keine Zeit zu haben, legte vier Dollarnoten auf den Tisch, schob die Flasche unter seinen Rock und verließ mit einem „guten Morgen, Herr Maulbeere“, so rasch er durch die immer noch mehr hereindrängenden Schwarzen kommen konnte, den Platz.

„Guten Morgen, Herr Müller,“ rief ihm Maulbeere nach; „wenn Sie wieder was brauchen sollten, halte ich mich zu geneigter Kundschaft bestens empfohlen, war mir sehr angenehm Ihre werthe Bekanntschaft — hol' Dich der Teufel,“ setzte er ruhig hinzu, da der also Complimentirte, ohne darauf zu achten, die Straße erreichte; „ist der Lump doch noch nicht gegangen. Merkwürdig, was manche Menschen für ein zähes Leben und ... für Glück haben.“

Es schien ihn zu interessieren, die Richtung zu sehen, die Jener an so frühem Morgen mit dem Cognac genommen, und er machte auch einen Versuch, ihm nach und an die Thür zu kommen. Das aber war nicht so rasch möglich. Die eindringenden Gäste ließen ihn nicht vorbei, hielten ihn am Rock und schwapten auf ihn ein, und Maulbeere vergaß dadurch bald den ihm doch gleichgültigen Menschen und seine erste Absicht.

Die Wahl ging indessen vorwärts; die Confusion war allerdings groß, und eine Menge farbiger Wähler mußten in der That nur aus den schon oben angegebenen Gründen zurückgewiesen werden; aber die große Mehrzahl stimmte doch, wenn sie auch keine bestimmte Idee hatte, für was und für wen. Geschickte Stimmführer brauchten nur einzelne der einflußreichsten Schwarzen für sich zu gewinnen — die Schlagwörter kannten sie ja: Allgemeine Menschenrechte — Hautfarbe kein Unterschied — ehrlicher Charakter und patriotische Gesinnung etc. — und damit war denn Alles gewonnen, wo sie selber kein eigenes Urtheil hatten und haben konnten.

Trotz dem Gedränge und der Menge der Neger, die sich in dieser Gegend versammelt hatten, fiel aber nicht die geringste Streitigkeit vor, viel weniger denn, daß es zu gewaltthätigen

Scenen gekommen wäre. Es gab ja auch verschiedene Meinungen unter den Farbigen; aber wo nur zwei Hitzköpfe ein wenig heftiger als gewöhnlich an einander geriethen, da waren einzelne alte, weiswollige Neger, die es übernommen hatten, die Ordnung aufrecht zu erhalten, schon zwischen ihnen und drängten die Streitenden auseinander.

„Genuken, um Gottes willen!“ riefen sie ihnen zu, „wollen Sie ein böses Beispiel geben und es machen, wie die Irischen, daß die white folks nachher sagen können, seht wie sich die Nigger auf der Straße prügeln, und das wollen amerikanische Bürger sein?“ Und das half jedesmal. Der Rausch war beigelegt, und die beiden Streitenden schüttelten sich mit der größten Liebenswürdigkeit die großen schweißigen Hände.

Die Straße herunter kam der junge Maler Düben, bog aber plötzlich ab, als er seinen Freund Böding bemerkte, der neben dem Trottoir, auf dem die Neger auf und ab passirten, stand und auf irgend Jemanden zu warten schien.

„Hallo, Böding, was machen Sie hier mitten zwischen den coloured gentlemen,“ rief er ihn an; „Studien etwa? Ich habe jetzt da drüben in dem kleinen Haus schon beinahe drei Stunden geessen und meine halbe Mappe voll gezeichnet. Prachtvolle Köpfe und Gestalten findet man unter der Race, und mit ihrem Ausputz heute und ihrer Nachahmung eines richtigen Stokers liefern sie himmlische Exemplare.“

„Meine Studien, lieber Düben,“ lächelte Böding, „sind heute doch weniger künstlerischer, als praktischer Art; ich sah vor einiger Zeit den Boten der Expres-Compagnie dort in das Haus gehen, und da ich selber ein Werthpaket schon seit einiger Zeit erwarte, blieb ich hier stehen, bis er wieder herauskäme, um ihn dann zu fragen; aber er bleibt entsetzlich lange und ich weiß gar nicht, was er da drinnen für zeitraubende Geschäfte haben kann.“

„Die Leute werden manchmal von Menschen, die gar nichts von Geschäften verstehen, unverhältnißmäßig lange aufgehalten,“ sagte Düben, „auch das Geldwecheln nimmt oft viele Zeit weg. Aber was sagen Sie zu dem Leben und Treiben unter der farbigen Bevölkerung? — wie? Die Burschen

wissen sich heute vor Stolz und Selbstgefühl gar nicht zu lassen. Der Uebergang vom Sklaven zum vollberechtigten Bürger eines solchen Landes war auch ein wenig zu rasch, und daß sie schon davon halb trunken sind, kann man ihnen kaum verdenken; aber sie benehmen sich vortrefflich und halten selber unter einander die schönste Ordnung.“

„Ich habe gar nicht geglaubt, daß es so viele Neger hier in New-Orleans giebt,“ sagte Böding, „die Straßen sind ja von ihnen vollkommen angefüllt und eine Revolution müßte für die Stadt die furchtbarsten und unberechenbarsten Folgen haben.“

„Ist aber nicht zu fürchten,“ sagte der junge Maler mit dem Kopf schüttelnd, „das Volk zeigt sich doch im Ganzen gutmüthiger, als man es früher geglaubt, denn es muß jetzt die Uebermacht, die es hier im Süden hat, kennen, denkt aber gar nicht daran, sie zu mißbrauchen.“

„Neulich war es doch nahe daran —“

„Weil das übermüthige weiße, aristokratische Gesindel den Versuch machte, sie wieder unter die Füße zu treten, und das ließen sie sich eben nicht gefallen.“

„Ich möchte nur wissen, wo der Expresbote bleibt,“ sagte Böding, wieder nach seiner Uhr sehend; „das ist mir doch ganz unerklärlich, denn der Mann ist mit seiner Zeit gewiß in Anspruch genommen und jetzt schon über fünfundzwanzig Minuten in dem Haus.“

„Vielleicht hat er es, wie Sie einmal den Rücken wandten, schon wieder verlassen,“ sagte Düben, „denn so lange kann er da drinnen nicht zu thun haben.“

„Ich habe aber kein Auge von der Thür verwandt,“ erwiderte Böding, „und drei Leute sind seitdem herausgekommen und die Straße hinabgegangen, aber der Postbote wahrhaftig nicht, denn der hätte mir nicht entgehen können.“

„Du lieber Gott,“ meinte Düben, „dann fragen wir einfach, ob er noch dort ist — das Haus hat vielleicht einen andern Ausgang, und Sie könnten in dem Fall den ganzen Tag hier stehen bleiben, während Ihr Postbote Gott weiß wo herumschwärmt.“

„Das wäre allerdings möglich,“ rief Böding, „denn sonst wäre es gar nicht denkbar, daß er sich so lange in dem unansehnlichen Gebäude aufhalten könnte. Also klopfen wir einmal, dann erfahren wir wenigstens, woran wir sind.“

Die beiden Herren schritten über das Trottoir hinüber auf die Thür zu, wo sie erst in gewöhnlicher Art, dann aber sehr stark den dort angebrachten eisernen Klopfer arbeiten ließen — aber umsonst. In dem Haus drinnen schien Alles wie ausgestorben; kein Laut ließ sich vernehmen, nichts regte sich, und in unbegreiflicher Ruhe und Stille lag der ganze Bau.

„Das Haus muß wahrhaftig einen andern Ausgang haben,“ sagte Dübén, „Spectakel haben wir doch genug gemacht.“

Böding erwiderte nichts, sondern ließ den Klopfer noch einmal, aber kräftiger als vorher, spielen, ohne daß sich ein Zeichen von Leben in dem Hause geregt hätte.

Ein Constabler, von denen viele in die Nähe des Wahl-locales beordert waren, wenn sie auch gar nicht in Anspruch genommen wurden, kam auf den breiten Steinen heran, sah erst dem Klopfen eine Weile zu und frug dann, was der Gentleman suche.

„Können Sie mir vielleicht sagen,“ frug Böding, „ob dies Haus hier noch einen andern Ausgang, vielleicht nach der dahinter liegenden Straße hat?“

Der Constabler schüttelte mit dem Kopf. „Nein,“ erwiderte er, „diese Häuser hier haben sogar nur einen sehr schmalen und kurzen Hof und werden dann durch eine hohe Mauer von den daraustoßenden großen Gebäuden getrennt — weshalb?“

„Das ist räthselhaft,“ entgegnete Böding, wieder nach seiner Uhr sehend. „Vor jetzt vierunddreißig Minuten betrat ein Votec der Express-Compagnie dies Haus, und ich wartete auf ihn, da ich ihn fragen wollte, ob er etwas für mich habe, und er ist noch nicht zurückgekehrt, ja das Haus, an das wir schon mehrfach angelokt haben, scheint wie ausgestorben.“

„Sie sind Ihrer Sache gewiß, daß der Erpreßbote das Haus, seit Sie hier stehen, nicht wieder verlassen hat?“

„Ganz gewiß.“

„Auch Niemand weiter?“

„Oh doch, drei Personen verließen es, so lange ich hier stehe, zuerst zwei ziemlich anständig gekleidete Herren, und etwas später, aber auch nicht lange nachher, ein etwas lieblich gekleideter Patron, der mir, wenn ich mich nicht sehr irre, ein wenig angetrunken schien.“

„Und trugen sie etwas?“

„Ja darauf habe ich nicht geachtet — etwas Großes kann es nicht gewesen sein, oder es wäre mir jedenfalls entgangen.“

„Dürfte ich Sie bitten, noch einen Augenblick hier zu verweilen?“

„Gern; aber weshalb?“

„Ich komme gleich wieder zurück,“ sagte der Constabler und schritt rasch die Straße hinab, blieb auch in der That nicht lange, sondern brachte zwei andere mit, denen er, während er herankam, etwas sehr lebhaft zu erklären schien. Jetzt donnerten diese ohne Weiteres und mit allen Kräften an die Thür, und dadurch schon, wie daß sich Polizei da sammelte, wurden die Müßiggänger umher aufmerksam und drängten herzu.

„Gentlemen,“ sagte einer der Polizeibeamten zu den nächsten Farbigen, „dürfte ich Sie vielleicht einmal ersuchen, diese Thür zu sprengen? Sie haben vielleicht irgend ein Eisen bei der Hand.“

„Oh Sir,“ lachte ein breitschultriger Neger, indem er zuerst einmal vorsichtig an der Thür faßte, „dies Kind hier braucht kein Eisen für so wackliges Holz — Niemand zu Haus?“ rief er dabei und ließ den Klopfer mit Riesengewalt spielen.

Drinne regte sich nichts, und wenn dort Jemand gewesen wäre, hätte er das Donnern hören müssen.

„Na dann, hier geht!“ rief der Neger, und etwa zwei Schritt zurücktretend, warf er sich mit der Schulter, als ob sie von Eisen gewesen wäre, mit einem Sprung dermaßen

gegen die Thür in der Nähe des Schlosses, daß dieses keinen zweiten Anprall verlangte. Es hing nur noch drin an den Haspen, und ein einziger Tritt danach warf die Thür mit einer solchen Gewalt auf, daß sie gegen die Seitenwand des engen Gangs schmetterte.

„Halt, Gentlemen!“ rief aber der hier befehlende Constabler, während die Schwarzen von draußen Alle hineinpressen wollten, um zu sehen, was es da drinnen gäbe, „haben Sie die Güte zurück zu stehen. Niemand geht mit uns, als hier unser starker Freund, die übrigen Herren wollen sich gedulden, bis die Polizei den innern Raum untersucht hat. Im Namen des Gesetzes!“

„All right, Squire, all right!“ riefen die Schwarzen, die sich der Anordnung auf das Bereitwilligste fügten; „geh Du mit hinein, Endymion; wir Anderen wollen schon hier draußen aufpassen, daß Niemand nachkommt.“

Ein Polizeidiener blieb mit vorn an der Thür stehen, während die anderen Beiden mit dem Neger, und von Böding und Düben begleitet, den innern Raum betraten; aber sie brauchten nicht weit zu gehen, denn wie sie nur die erste Thür öffneten, fanden sie ihren schlimmsten Verdacht bestätigt.

Mitten in der Stube, mit eingeschlagenem Schädel und in einer wahren Lache von Blut, lag der unglückliche Votte der Expres-Compagnie — seine Tasche, an der man den Nieren durchschnitten hatte, um sie leichter abzunehmen, geleert neben ihm, und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß hier ein Raubmord stattgefunden hatte.

Ein Studienkopf.

Sobald die Thatfache eines Verbrechens festgestellt war, wurde einer der Constabler augenblicklich abgesandt, um die betreffenden Beamten herbeizuholen. Allerdings versuchte das Publikum draußen, wie sich nur die Kunde davon verbreitete, hinein zu drängen, um ebenfalls Zeuge zu sein, und besonders die Frauen thaten ihr Möglichstes; aber es wurde Niemandem weiter der Zutritt gestattet, weil sie sonst jede Spur gleich verwischt, oder es doch sehr erschwert hätten, ihr nachzugehen. Nur der eine Nachbar wurde herbeigerufen, um Auskunft über die Hausbesitzer zu geben, an die man sich vor allen Dingen zu halten gedachte.

Diese konnten jedoch, als man sie endlich ausfindig machte, gar nichts genügend feststellen. Sie hatten das kleine Haus vor noch nicht ganz vier Wochen an einen einzelnen, sehr anständig aussehenden Herrn vermiethet, der es nur mit seinem Diener bezog und den Miethzins für den vollen Monat gleich vorausbezahlte. Weiter wußten sie nichts von ihm, und hatten die Wohnung, seit jener sie bezogen, auch nicht wieder betreten. Der Name, den der Abmiether angegeben, war W. Hudson. Er habe sehr anständig ausgesehen und sei jedenfalls ein Amerikaner aus den Nordstaaten gewesen. Der Diener, ein etwas ruppiger Gesell, war ein Fremder.

ein Franzose vielleicht oder ein Deutscher, der aber sehr gut Englisch sprach.

Im Hause selber fand sich bei näherer Untersuchung fast gar nichts vor, das auch nur den geringsten Aufschluß hätte geben können. Die Bewohner schienen auf diesen Fall vorbereitet gewesen zu sein, ja hatten möglicher Weise das ganze kleine Haus nur zu diesem Zweck, oder einem ähnlichen, gemiethet und natürlich Alles schon vorher bei Seite gebracht, was sie vielleicht doch verrathen konnte. Nur die Betten waren zurückgeblieben — d. h. zwei ordinäre schmale Seegrasmatrassen und zwei wollene Decken, ebenso ein ziemlich großer Koffer, in dem sich aber nicht das Geringste vorfand, als die Firma des Fabrikanten aus New-York, mit einigen Paaren schmutzigen und zerrissenen Strümpfen, wie zwei getragenen baumwollenen Hemden — natürlich ungezeichnet. Cigarrenstumpfen lagen überall herum, auch noch ein Stück Kautaback. Im Kamin stand ein alter Kessel, in dem sie sich wahrscheinlich ihren Kaffee gekocht, und auf dem Sims eine leere Flasche Brantwein, ein paar Blechbecher und eine ebenfalls leere Büchse Sardins — das war Alles.

Düben, der sich besonders für den Fall interessirte, hatte indessen sämtliche Räume auf das Sorgfältigste mit abgesucht, freilich mit eben so geringem Erfolg; nur in dem Kamin, unter der Asche, fand er noch ein angefangenes Couvert, indeß ebenfalls mit der Adresse W. Hudson. — Der Poststempel, der sich noch erkennen ließ, trug das Zeichen „Cincinnati“.

Das gab nun allerdings keinen besondern Anhalt, der eine Constabler steckte es aber trotzdem zu sich, und als der Coroner oder Leichenbeschauer jetzt kam, wurden die übrigen Förmlichkeiten noch rasch erledigt.

Jetzt beorderte der höhere Polizeibeamte selbst das Aufreißen der Dielen, um zu sehen, ob dort vielleicht noch etwas verborgen wäre, was sie auf eine Spur bringen könnte, aber auch darin fanden sie sich getäuscht. Das Gesindel hatte seinen Plan viel zu schlau und vorbedacht angelegt, und sich wohl gehütet, irgend einen gefährlichen Mißgriff zu begehen, der sie später verrathen konnte.

Nichtsdestoweniger sollte das ganze Haus noch einmal gründlich untersucht und deshalb so lange verschlossen und versiegelt gehalten werden, obgleich es nicht wahrscheinlich war, daß die Verbrecher gerade an diese Stelle zurückkehren würden oder etwas dagelassen hätten, was sie dazu bewegen konnte.

Der obere Constabler bat die Anwesenden eben, den Platz zu räumen, als der, welcher bis jetzt draussen auf Posten gestanden, hereinkam und meldete, der Wirth von nebenan wünsche eine Aussage zu machen und die Herren vom Gericht zu sprechen. Er mußte natürlich gleich eingelassen werden.

Es war niemand Anders als Maulbeere, der mit würdevoller Miene den Raum betrat. Er hatte schon von dem Mord gehört, würdigte auch die noch am Boden liegende Leiche kaum eines Blicks, denn solche Dinge waren ihm bei seinem längeren Aufenthalt in New-Orleans schon zu häufig vorgekommen, sondern schritt ohne Weiteres auf den Head Constable, den er gut genug kannte, zu und machte ihm eine achtungsvolle Verbeugung, wobei er die fast unnatürlich langen Arme vor sich niederhängen ließ.

„Und wissen Sie etwas Näheres über diese Sache, Mr. Mulberry?“ frug ihn der Constabler, wie er herankam.

„Würde nicht ermangeln, es Ihnen mitzutheilen,“ versicherte der Wirth, dem besonders daran lag, mit der Polizei auf gutem Fuß zu stehen; „aber kleine Zeichen führen oft größere Resultate herbei, und ich habe, vor kaum zwei Stunden, ein Individuum in meinem Local dichtbei gesehen, das ich genau kenne und das sich, wie mir erzählt wurde, auch schon früher einmal an einem Raubmord in hiesiger Stadt betheiligte, damals aber der gerechten Strafe durch die Flucht entging.“

„Alle Teufel, wer war das?“ rief der Constabler rasch, „und weshalb haben Sie ihn nicht gleich angezeigt?“

Maulbeere zuckte mit den Achseln. „Der Herr gab sich einen andern Namen, und — wo es mich nicht juckt, kratz' ich mich gewöhnlich nicht gern.“

„Wie nannte er sich?“

„Müller.“

„Und wie heißt er?“

„Na, wie er wirklich heißt, wird schwer zu sagen sein, aber früher nannte er sich hier Pelz.“

„Und bei welchem Verbrechen war er betheiligt?“

„Bei dem Mord des alten Hamann, der hier vor langen Jahren in Lafayette das Boardinghouse zum deutschen Vaterland hielt.“

„Ich erinnere mich,“ nickte der Constabler, „ich erinnere mich; und wo haben Sie den gesehen?“

„Er kam vor noch nicht zwei Stunden in mein Local, um eine Flasche Cognac zu kaufen, und ich wollte ihm nachgehen, mein Schenkszimmer war aber so voll Menschen, daß ich nicht gleich durchkounte.“

„Was für Cognac?“ fragte der Constabler rasch, indem er zurück in die Kimmerecke ging, wo die leere Flasche stand; „ist sie das vielleicht?“

„Das ist sie,“ sagte Maulbeere auf das Bestimmteste, wie er die Flasche nur einen Moment aufmerksam betrachtet hatte. „Ich kenne sie an der Etikette, von der die eine Ecke abgerissen ist; also hat Herr Pelz auch hier die Hand mit im Spiel gehabt.“

„Was für ein Landsmann?“

„Leider ein Deutscher; ich bin nicht gerade stolz darauf.“

„Schöne Bande, die sie uns da herüber senden.“

„Bitte, Herr Constabler,“ entgegnete Maulbeere, „es sind auch Genies darunter.“

„Und können Sie uns eine genaue Beschreibung von dem Burschen geben?“

Maulbeere versuchte es, aber da er keine besonderen Abzeichen wußte, half das nicht viel — anständige Kleidung, dunkler Rock und Hosen, — er hatte nicht genau darauf geachtet, — breites, glatt rasirtes Gesicht, breites Kinn und großen Mund, kleine graue Augen, kurzes braunes Haar, schlechte Zähne.

„Mein lieber Herr Maulbeere,“ sagte der Constabler achselzuckend, „so sehen Sie auch aus.“

„Das wäre möglich,“ erwiderte der Wirth, „er ist aber nicht so hübsch wie ich.“

„Dann kriegen wir ihn,“ lachte der Polizeimann, „denn dann kann er uns gar nicht entgehen. Und Sie haben keine Ahnung, wohin er sich gewandt?“

„Nach dieser Richtung, sonst weiter nichts.“

„Also Belz,“ sagte der Constabler, indem er sein Taschenbuch herausnahm, „einen Vornamen wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Glattes Gesicht,“ schrieb der Mann in sein Notizbuch, während er die Worte halblaut wiederholte, „breites Kinn, kurzes braunes Haar, kleine graue Augen; stimmt die Beschreibung auf einen der Burschen, Mr. Böding?“ wandte sich der Constabler dabei an den Betreffenden. „Dieser Herr,“ setzte er dann, gegen Maulbeere gewandt, hinzu, „hat nämlich die Leute aus dem Haus herauskommen sehen.“

„Es ist mir doch was Unbedeutendes,“ sagte Maulbeere.

„Ja, mein verehrter Herr,“ sagte Böding, „derartige Personal-Beschreibungen geben uns nur immer einen sehr unbestimmten Begriff. Es ist möglich, daß sie auf einen der Herren paßt, aber damit versäumen wir die Zeit.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Constabler, „denn die Möglichkeit ist doch noch da, daß wir den Burschen am Dampfboot oder bei der Eisenbahn erwischen. Könnten Sie uns Ihre Hilfe dabei leihen, Mr. Mulberry?“

„Nicht im Stande mit dem besten Willen,“ sagte aber der Wirth, „Haus voll Gäste heute — Wahltag — unzuverlässige Leute zu Hause — Kasse offen —“

„Um,“ meinte der Constabler, „es würde die Sache unheimlich erleichtern, wenn wir ihm wirklich begegneten; ich möchte Sie doch als Zeuge requiriren, Herr Mulberry. Sie dürfen sich nicht weigern.“

„Als Zeuge nein,“ erwiderte Maulbeere verbindlich, „aber nicht als Gerichtsdiener, wozu ich auch gar keine Anlagen habe. Ich gebe Ihnen mein Wort, verehrter Herr, ich würde, wenn Sie mich dazu zwängen, so befangen sein, daß ich den Menschen nicht wieder erkannte, und wenn er gegen mich anlief.“

Der Constabler wußte, daß er den Mann nicht dazu zwingen konnte, wenn er wirklich störrisch blieb, und so sah er aus; er machte deshalb auch keinen weiteren Versuch, ließ vor allen Dingen die Leiche, um die sich bald Hunderte von Menschen scharten, nach der nächsten Polizeistation schaffen, dann die Anzeige bei der Expres-Compagnie machen, und traf nachher die nöthigen Anstalten, um den Mördern nachzuspüren.

Düben, der junge Maler, hatte indessen über das merkwürdige, fast affenähnliche Gesicht Maulbeere's ganz die furchtbare Ursache vergessen, die sie hierher geführt, und rasch und heimlich sein Notizbuch herausgenommen, um den komischen Burschen zu skizziren. So lange sich dieser mit dem Constabler unterhielt, merkte er es nicht, jetzt aber, als er sich wieder zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf den jungen Mann, der allerdings rasch eine unschulbige Miene annahm und sein Auge einem andern Punkt zuwandte. Maulbeere war aber nicht so leicht irre zu führen, er hatte vielleicht auch schon manche Erfahrung gemacht, und gegen Düben mit einem boshaften Blick die Zunge herausstreckend, drehte er sich mit nicht mißzuverstehender Geberde von ihm ab und verließ das Haus.

Düben lachte, aber die Leiche, die an ihm vorübergetragen wurde, machte ihn doch zusammenschauern, und er sagte zu dem Freund:

„Weshalb um Gottes willen mögen sie nur den unglücklichen Menschen erschlagen haben? Um ihm seine Briefe abzunehmen? Wem können sie nützen.“

„Besten Freund,“ erwiderte Böding, „es ist der Bote der Express-Compagnie, der die Werthsachen und Geldbriefe herumträgt, und dieuben haben möglicher Weise einen ganz guten Gang gemacht, vielleicht auch nicht so viel erbeutet, wie sie hoffen, wer kann das wissen.“

„Aber wie um Gottes willen konnten sie ihn da hinein
locken?“

„Es ist nicht das erste Mal, daß sie das Spiel treiben,“ sagte Bidding; „vor etwa drei Monaten fiel dasselbe in Illinois vor, und sie hatten dort in ein abgelegenes Haus einen

Gelbbrief adressirt, der also abgegeben werden mußte. Der Bote wurde ebenfalls ermordet und ihm Alles, was er sonst noch bei sich führte, abgenommen. Die Räuber entkamen aber, weil der ganze Tag und die nächste Nacht verging, ehe man nur die Leiche fand. Möglicher Weise sind es dieselben Schufte, die hier in frechster Art mitten in der Stadt die That begingen."

"Und Sie haben die Leute gesehen, die das Haus verließen? — doch jedenfalls die Mörder."

"Gewiß, habe aber nicht auf sie geachtet, weil ich nur auf den Voten wartete. Ich glaube fast, daß ich den Einen wieder erkennen würde, bin aber meiner Sache doch nicht gewiß, denn wer denkt an etwas Derartiges. Ich möchte es wenigstens Niemandem auf den Kopf zusagen. Aber wohin gehen Sie jetzt, Düben? Kommen Sie mit zu mir!"

"Ich hatte eigentlich die Absicht — ich wollte sehen, ob ich Hebe dazu bekäme, mir zu sitzen — es ist ein engelschöner Kopf, den das Kind hat."

"Kind?" lachte Böding, „ein Kind ist es eigentlich nicht mehr, oder doch ein vollständig ausgewachsenes; aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich meine Frau darüber ist, daß Ihr Freund sie uns zugeführt hat."

"Und hat sie sich ein wenig eingewöhnt?"

"Die erste Zeit wollte es nicht recht gehen; sie war so scheu wie ein wild eingefangenes Reh, und es schien fast, als ob sie sich fürchte, einen Bissen zu essen. Wenn man ihr eine Arbeit gab, blieb sie mit einem Fleiß dabei, daß man sie mit Gewalt fast abhalten mußte, zuviel zu thun — sie war mit einem Wort wie ein junger Hund, der fortwährend die Peitsche seines Herrn über sich sieht. Aber zuletzt mußte sie doch herauskommen, wie gut meine Frau es mit ihr meinte, und dann thaute sie ordentlich auf."

"Armes, unglückliches Kind!"

"Sie waren lange nicht bei uns."

"Sie wissen, daß ich mich vierzehn Tage in Ridsburg aufgehalten habe."

"Sie sollen sie jetzt einmal sehen. Sie singt den ganzen Tag im Haus umher und thut ihre Arbeit wie im Spiel,

und immer heiter. Wie gesagt, es ist eine wahre Perle in Aussehen und Gehalt, und ich glaube, daß sich beide Theile wohl dabei befinden. Aber à propos, haben Sie kürzlich nicht von Ihrem Freund gehört?"

"Von Wolf vom Berge? Doch — ich fand, als ich heute zurückkehrte, einen Brief von ihm vor. Er ist glücklich in Arkansas angelangt, denkt aber noch weiter gen Westen zu ziehen und eine richtige Jagdtour zu machen."

"Werkwürdig," sagte Böding, mit dem Kopf schüttelnd, „und zuerst wollte er direct nach Deutschland zurück! Ja, wer erst einmal das ungebundene Leben hier gekostet hat, der ist nur schwer wieder davon abzubringen, und ich kenne mehrere Beispiele, daß ganz gebildete und in den besten Kreisen in Europa erzogene junge Leute hier vollständig verwildert sind. Sie entwöhnen sich des Gefühls für Häuslichkeit und ein stilles Familienleben, ebenso wie aller Bedürfnisse. Sie vergessen, was Zeitungen und Briefe sind, ohne die wir nun einmal nicht mehr leben können, und fühlen sich nicht wohler, als wenn sie ganz allein draußen im Walde lagern können."

Düben seufzte tief auf. Er dachte an den armen Freund, dessen ganze Seele gerade einer solchen stillen Häuslichkeit entgegengedrängt hatte und mit welchem Herzeleid er gerade das wilde Waldleben wieder aufgesucht; aber Böding durfte es nicht wissen. Weshalb seinen Frieden stören und ihm Kummer bereiten, wo die Sache doch nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern war. Er gab dem Gespräch eine andere Richtung, und bald erreichten sie Böding's neues Haus, das jetzt beendet und eingerichtet war, und wo sie sich außer dem Bereich des heute Lafayette durchtobenden Regereitrens befanden.

Vorher aber theilte Düben noch dem Freunde mit, daß er in Vicksburg eine ganze Menge bedeutender Aufträge für Arbeiten bekommen habe und den ganzen Winter sehr fleißig sein müsse, wenn er alle ausführen wolle. Jetzt freilich sei es bald Zeit, New-Orleans zu verlassen, denn das gelbe Fieber hatte er noch nicht gehabt und gedachte ihm deshalb aus dem Weg zu gehen. War doch Böding selber entschlossen, die Monate August und September in den nördlichen Staaten

zuzubringen und erst gegen Ende October in die dann wieder von der Krankheit gereinigte Hauptstadt zurückzukehren.

Das neue Haus, dem sich ein kleiner allerliebster Garten angeschlossen, hatten sich Bödings reizend hergerichtet und fast glänzend möblirt; auch die Eintheilung der Zimmer war der darin außerordentlich praktischen Frau ganz vortrefflich gelungen, und dazu gehört immer ein gewisses Geschick. Selbst Hebe hatte ihr kleines niedliches Zimmer und zwar gleich neben der Schlafkammer angewiesen bekommen, und gerade als die beiden Herren, die durch den Garten gegangen waren, das offene Haus betraten, sprang sie singend die Treppe hinauf, um irgend einen gegebenen Auftrag auszuführen.

Die junge Frau Böding sah recht angegriffen aus; sie war blaß und zeigte dunkle Ränder um die Augen, sonst schien sie aber heiter wie immer und begrüßte den jungen Maler auf das Herzlichste. Sie leugnete auch, krank gewesen zu sein — nur ihre Nerven seien etwas angegriffen — eine Erkältung, die sich aber schon wieder gegeben, und sie freue sich jetzt nur auf die Seen im Norden mit ihrer prachtvollen Luft und Scenerie, um dort auch die letzten Reste ihrer Schwäche fortzuschleichen.

Düben bemerkte recht gut, daß ihr die Fragen peinlich oder doch gerade nicht angenehm waren, und lenkte gern das Gespräch auf etwas Anderes. Er erzählte ihr jetzt, daß er besonders mit dem Wunsche heute hierhergekommen sei, um die junge Quadrone zu skizziren und die Skizze dann in Oel auszuführen.

Frau Böding lächelte. „Wenn sie es sich nur gefallen läßt,“ sagte sie, „denn ihre frühere Scheu hat sie noch immer nicht ganz abgelegt, und wenn ein Fremder das Haus betritt, sucht sie ihm immer aus dem Weg zu gehen.“

„Ich sollte ihr aber doch eigentlich kein Fremder mehr sein,“ sagte Düben freundlich, „und sie weiß ja, wie gut ich's mit ihr meine.“

„Sie hat auch schon in der Zeit ein paar Mal von Ihnen gesprochen,“ lächelte Frau Böding, „also macht es sich doch vielleicht; wir müssen sie freilich erst fragen, ob sie Lust hat, denn zwingen können wir sie nicht dazu.“

„Gott soll mich bewahren,“ rief Düben rasch und fast erschrocken. „Ich wäre wahrhaftig der Letzte, der das verlangen und kann auch nur ein freundliches Gesicht gebrauchen. das arme Kind zuerst dies Haus betrat, sah sie gar zu e und niedergeschlagen aus.“

„Nun, da kommt sie selber,“ meinte Frau Böding, „wollen Sie also Ihr Anliegen vorbringen,“ setzte sie lächelnd hinzu, „oder soll ich es thun?“

„Thun Sie es, beste Frau,“ bat Düben, doch etwas verlegen, „ich secundire nachher. Ich will sie auch nicht lange quälen, wenn sie mir nur ein kleines Stündchen sitzen will.“

Hebe hatte, die kurze Zeit in der oberen Etage beschäftigt, wohl gehört, daß Jemand kam, aber gemeint Herr Böding sei es. Jetzt, wie sie ins Zimmer trat, bemerkte sie den Fremden und wollte eben scheu zurückweichen, als sie den jungen Maler erkannte und nun, das liebe Gesicht roth überhaucht, an der Thür stehen blieb, um ihn zu grüßen.

„Meine liebe Hebe,“ rief Düben, indem er auf sie zuging und ihr die Hand entgegenstreckte, der sie mit der ihren aber schüchtern begegnete, „wie ist es Ihnen gegangen, Kind, seit wir uns nicht gesehen? Sie sind wahrhaftig in den vierzehn Tagen größer geworden.“

„Oh, ich danke, Mr. Düben,“ sagte das junge Mädchen freundlich, „recht gut — zu gut, wie ich nie im Leben geglaubt habe daß es mir gehen könne.“

„Ihre Ansprüche sind so bescheiden.“

„Und was für Ansprüche könnte ich machen,“ sagte das junge Mädchen weich, „was habe ich nützen können, was nicht tausend Andere besser gemacht wie ich.“

„Und doch hat Herr Düben eine Bitte an Dich, Hebe,“ lächelte Frau Böding, „die nur Du allein erfüllen kannst.“

„Eine Bitte an mich?“ frug Hebe erstaunt; „aber was in aller Welt könnte das sein?“

„Weiter nichts,“ sagte die junge Frau, „als daß Du Dich nur eine kurze Zeit auf einen Stuhl setzt und ihn ruhig an siehst, während er ein Bild von Dir entwirft.“

„Ein Bild von mir?“ rief Hebe in wirklichem Erstaunen aus; „aber wer will das haben?“

„Ich selber für mich, mein Kind,“ rief jetzt Düben, „und Sie sollen dann auch eins davon bekommen, was Sie sich in Ihre Stube hängen können.“

„Ein Bild von mir?“ wiederholte das junge Mädchen, indem es noch still vor sich hin lächelte und dazu mit dem Kopf schüttelte. Der Gedanke war ihr wahrlich noch nicht im Traum gekommen und schien ihr viel zu wunderbar, um sich gleich hinein zu finden.

„Du hast nichts dabei zu thun, als still zu sitzen, Hebe,“ sagte jetzt Frau Böding, „und ich leiste Dir dabei Gesellschaft. Ich bin selber neugierig, ob Herr Düben ein hübsches Bild fertig bringt; versuch' es nur einmal. Wo kann sie wohl am besten sitzen?“

„Das Bild ist dort gerade vortrefflich!“ rief Düben, der die halbe Einwilligung des Mädchens rasch benutzen wollte. „Sehen Sie, Hebe, wenn Sie sich nur ein klein wenig dahin setzen und mich anschauen, dann sollen Sie einmal sehen, wie schnell das Alles geht. Heute will ich nur Ihren Kopf zeichnen und bis morgen bringe ich dann die Zeichnung mit — ich werde nicht lange Zeit dazu brauchen.“

Es war dem jungen Mädchen ein eigenthümliches Gefühl, sich da hinzusetzen, um ihr Bild genommen zu haben. Wem konnte das nützen? Sie schrieb es wahrlich nicht ihrer Schönheit zu, von der sie wohl keine Ahnung hatte, oder sie hätte sich doch gestraußt. Frau Böding ließ sie auch nicht recht zur Ueberlegung kommen, denn sie half ihr jetzt die richtige Stellung wählen, wobei sie sich selber zwischen ihr und Düben hielt, so daß dieser seine Vorbereitungen rasch beenden konnte, wie man etwa einem Kinde, dem ein Zahn ausgezogen werden soll, das Vorholen der Instrumente verbirgt. Dann trat sie von ihr zurück, hielt ihr noch einen Augenblick das Köpfchen hoch, nickte ihr freundlich zu und sagte dann leise: „Nur immer hübsch den Herrn anschauen, und nicht so ängstlich mußt Du aussehen, Schatz, es thut Dir Niemand etwas.“

Eine Weile ging das auch gut. Düben entwarf mit ein paar kühnen aber gewandten Strichen den Kopf, er hatte den Gegenstand vollkommen vergessen und beschäftigte sich nur

allein mit den einzelnen Linien, während sein Blick dabei rasch von den lieben Zügen des Mädchens zurück zu dem Papier und dann wieder hinüber flog. Das aber beunruhigte Hebe. Sie fing zuerst an auf ihrem Stuhl zu rücken, dann schlug sie die Augen nieder, und wandte zuletzt den Kopf wie schon zur Seite.

„Köpfchen grad' halten,“ lächelte Düben, „behalten Sie mich nur immer im Auge, Kind, es dauert gar nicht mehr lange.“

Hebe sah wieder hin, aber dann drückte sie immer wieder den Kopf zur Seite, und Düben sagte nichts mehr, denn die Stellung des halbseuen Mädchens war jetzt so reizend, daß er rasch davon eine Skizze neben der andern entwarf.

„Aber weshalb senkst Du nur den Kopf so, Schatz?“ sagte Frau Böding, die jetzt wieder zu ihr trat. „Herr Düben kann ja gar nicht Dein Gesicht erkennen.“

„Ja,“ flüsterte Hebe ihr leise zu, während sich tiefe Röthe ihr bis in den Nacken hinein ergoß, — „er sieht mich immer so sonderbar an.“

Es war ein gar so liebes herziges Bild, wie sie da so am offenen Fenster, von hohen, breitblättrigen Gartenpflanzen überragt, saß, und halb verschämt, halb lächelnd, die Arme jetzt beide auf die eine Seite gelegt und das Köpfchen gesenkt, trotzdem die hellen blauen Augen zu der hübschen Frau an ihrer Seite hob.

Jetzt öffnete sich die Thür, und Böding, der indeß oben in seinem Zimmer Besorgungen gehabt, trat herein. Hebe aber sprang, wie sie nur den Herrn bemerkte, empor und schien vielleicht froh, aus dieser ungewohnten Lage befreit zu werden, aber Böding ließ sie nicht.

„Sitzen bleiben, Hebe, sitzen bleiben,“ rief er ihr freundlich zu. „Düben wird uns schon ein allerliebstes Bild von Dir liefern, hab' keine Furcht, und laßt Euch nicht stören, Kinder. Nun, wie weit sind Sie, Düben?“

„Sehen Sie noch nicht her, ich möchte den Kopf erst fertig haben, und bitte, liebe Hebe, nur ein klein wenig noch hier herüber schauen. Wenn Sie mich jetzt nicht ansehen wollen, so heften Sie Ihr Auge nur auf die Gartenthür,

betrachten Sie sich dort irgend einen Strauch und denken Sie an irgend etwas recht Angenehmes, Freudiges, daß Sie noch ein klein wenig ein freundliches Gesicht machen — so, das ist brav. Nun sollen Sie einmal sehen, wie bald ich fertig bin.“

Böding stand neben seiner Frau, untern des kleinen Tisches, an dem Däben arbeitete, und Beide flüsterten leise und lächelnd mit einander, während ihr Blick an den, jetzt von einem halben Sonnenstrahl getroffenen, wirklich madonnenartigen Zügen des Mädchens hing. Däben arbeitete mit einem ganz verklärten Gesicht, und sein Stift flog nur über das Blatt hin, als Hebe plötzlich mit einem kaum unterdrückten Aufschrei emporfuhr, und die todtens bleichen Züge, der stiere Blick etwas Entsetzliches verriethen.

Alle Drei wandten sich rasch der in den Garten führenden Glasthür zu, aber Frau Böding selber stieß jetzt einen leisen Schrei aus, als sie ein wirklich widerlich häßliches Gesicht, das durch die gegen die Scheibe gedrückte platte und weiß gewordene Nase nur noch mehr entstellt wurde, erkannte.

„Alle Wetter!“ rief Däben, von seinem Stuhl emporspringend, „das ist ja eine wahre Teufelsfratze, als Gegen-satz zu dem Engelsbild da. Aber wahrhaftig, das Gesicht kenne ich!“

Böding war nach der Thür gesprungen und hatte sie geöffnet, indeß der räthselhafte und nichts weniger als läbsche Fremde davon zurücktrat. Im nächsten Moment aber schon fand er sich dem Wirth gegenüber, den er vor kaum zwei Stunden in dem Hause gesehen hatte, in dem das Verbrechen verübt worden. Was wollte der Mensch von ihm, und wie hatte er ihn aufgefunden?

Maulbeere ließ ihn aber nicht lange in Zweifel, und mit einer sehr steifen Verbeugung, bei der er den Hut besonders achtungsvoll gegen Frau Böding zog, Däben aber, den er augenblicklich wieder erkannte, keines Blickes würdigte, sagte er:

„Herr Böding, die Zeit drängt. Ich hatte das Vergnügen Sie zu kennen, als wir uns vorhin in der Nordhöhle trafen. Ich glaube gehört zu haben, daß Sie die Menschen, die das Haus verließen, gesehen hätten, ist dem so?“

„Allerdings,“ sagte Böding erstaunt, ohne ihn jedoch in das Haus zu nöthigen, denn der Bursche sah nicht anständig genug dazu aus, „weshalb?“

„Dann möchte ich Sie ersuchen, mich so rasch Sie können in mein eigenes Local zu begleiten, da wir dort eben ein sehr verdächtiges und sehr angetrunkenes Individuum festhalten, das ich von früher her kenne, und auf das ich gegründeten Verdacht habe. Wunderbar, daß die Leute eine Sache gewöhnlich außerordentlich schlaue Einfädeln, und sich nachher durch ihre eigene Dummheit selbst verrathen.“

„Glauben Sie wirklich?“ rief Böding, rasch nach seinem Hut greifend, „aber wie kommen Sie darauf?“

„Der Bursche,“ sagte Maulbeere, „ein nichtsnutziger, böswilliger Patron, den ich hier seit Jahren kenne, und der nicht das Salz zum Brod hat, wollte bei mir eine Fünfzig-Dollar-Note wechseln, und der Kerl sieht aus, daß man ihm keine zwanzig Cent borgen möchte.“

„Gehen Sie mit, Düben?“

„Ich kann jetzt nicht, lieber Böding, gebe Ihnen auch mein Wort, daß mich vor der ganzen Sache schaudert, ich habe heute genug davon gesehen. Lassen Sie mich hier meine Arbeit vollenden.“

„Wie Sie wollen, also kommen Sie, Mr. — wie ist doch gleich Ihr Name?“

„Maulbeere — aber der Name thut nichts zur Sache.“

„Was ist nur vorgefallen?“ frug Frau Böding, die aus dem Ganzen noch nicht klug wurde.

„Ich erzähle es Ihnen bei der Arbeit, beste Frau,“ erwiderte der junge Maler, und Böding eilte indessen mit seinem Führer die Straße hinab, dem Wirthshause zu.

Dort hatte man allerdings auch schon Vorkehrungen getroffen, um den Betrunknen nicht fortzulassen. Zwei Polizeidiener waren gerufen worden und standen jetzt mit an der Bar oder dem Schenkeltisch, ohne daß man den Verdächtigen jedoch bis jetzt belästigt hätte. Dieser aber war ungeduldig geworden; schwer angetrunken, erinnerte er sich doch, daß er Geld zum Wechseln gegeben hatte, und wollte es zurück haben. Allerdings wurde ihm gesagt, daß es läme, er möge nur

einen Augenblick warten, der Herr müsse gleich zurückkehren, er vergaß das eben so rasch wieder.

„Gentlemen,“ sagte er dabei,

„Ein junger Prinz, der sich des Oberns Gunst empfohlen,
Besam von ihm zweihundert Stüd Pistolen,

aber ich will mein Geld haben, ich brauche es nicht, Gentlemen and Ladies, denn ich habe noch mehr, ich bin selber ein Gentleman, Ladies! Adalbert Steinert, Esquire, agent, 13 Tchapitoulas street, New-Orleans; ich mache brillante Geschäfte —

Arei, ein tugendbaster Mann,
Dem nichts als Geld und Güter schinten,

— aber ich will mein Geld wieder haben — keine Schmutzerei, gentlemen — fair play, wenn ich bitten darf, and do'nt bother me Mrs. Mac Karthy.“

Er mischte das Deutsche und Englische wild durcheinander, hielt sich dabei, während er sich umsonst bemühte, gerade und fest zu stehen, mit der rechten Hand an dem Ladentisch und focht mit der linken unablässig herum. Einer der Polizeidiener wandte sich an ihn:

„Oh Sir,“ sagte er, „könnten Sie mir vielleicht für fünfzig Ein-Dollar-Noten ein Fünfzig-Dollar-Bill geben? Ich möchte es gern in einem Brief wegschicken.“

Der Betrunkene versuchte ihn mit einem verschmitzten Lächeln anzusehen, was ihm aber schwer wurde, denn die Augenlider fingen an matt zu werden. Langsam nickte er aber vor sich hin mit dem Kopfe, und während ihm jetzt ein heftiges Schlucken aufstieß, sagte er, die linke Hand fortwährend herüber und hinüber drehend:

„No you do'nt, Master. — No you do'nt *), bitte, bemühen Sie sich nicht.

Nur Elster sprach der Fuchs, ob wenn ich fragen mag,
Was sprichst Du denn den ganzen Tag?

*) Das no you do'nt — nein. Ihr thut's nicht, ist ein ächter Yankee-Ausdruck und heißt etwa so viel als: Nein, mein Vursche, mich längst Du nicht.

Waren Sie vielleicht schon einmal in New-Orleans? — famose Stadt das und famose Leute. Die Beine gehen ihnen Allen bis auf die Erde hinunter — hehehehe — noch ein Glas, Gentlemen; ich bezahle Alles, wenn nur der Halunke mir mein Geld brächte — Gott verdamme mich — ich — ich will mein Geld haben — wo ist mein Geld?“

„Hier, Sir,“ sagte Maulbeere, der in diesem Augenblick in die Schenkstube trat. „Alles in Ordnung; sollen es gleich bekommen. Nun, Mr. Böding,“ wandte er sich dann an den Kaufmann, „ist das Einer der Burschen?“

Böding hatte ihn einen Moment schweigend betrachtet, ohne daß sich der Betrunkene um ihn kümmerte, endlich sagte er:

„Wenn ich einen Eid darauf ablegen sollte, würde ich unsicher sein, aber ich weiß, daß der eine Bursche, der zuerst aus dem Haus kam, genau so aussah, wie der Gesell da, ja er trug selbst eine solche hellblaue und sehr schmutzige Gravatte, wie ich mich jetzt deutlich erinnere.“

„Dann den!“ ich,“ sagte der eine Polizeidiener, der schon von Allen unterrichtet war, „nehmen wir uns den Herrn mit. Die Fünfzig-Dollar-Note genügt schon zu einem Verdacht gegen den schätigen Burschen. Dürfte ich Sie um die Banknote bitten, Mister?“

„Wenigstens um das Geld, was der Herr noch herausbekommt,“ sagte Maulbeere vorsichtig, „denn wie ich eben höre, hat der Gentleman noch einige Male all around tractirt.“

Der Constabler wollte Einspruch thun, da es wahrscheinlich geraubtes Geld sei. Maulbeer: ließ sich aber auf nichts Derartiges ein. Er wußte recht gut, daß er nicht einen Cent herausbekam, wenn es die Gerichte erst einmal in Händen hatten, und der andere Constabler nahm jetzt seinen Gefangenen unter den Arm.

Dieser hatte eben ein fast noch volles Glas Grog, das auf dem Ladentisch stand, auf einen Zug hintergegossen.

„Mein Geld will ich haben,“ lallte er, „hol’ der Teufel die Wirthschaft, lassen Sie mich los, mein Geld will ich haben.“

„Komm nur, mein Herzchen,“ sagte der Constabler, „wir holen es und — es ist gleich neben an.“

„Lassen Sie mich los,“ schrie der Gefangene, der doch

wohl eine, wenn auch noch unbestimmte Ahnung haben mochte, daß nicht Alles in Ordnung wäre, „mein Geld will ich haben, die Schufte haben mich betrogen und das Meiste mitgenommen.“

Er sträubte sich dabei aus Leibeskräften, um seinen Arm frei zu bekommen, aber die Leute machten keine langen Umstände mit ihm. Im Nu hatten sie seine Arme zusammen und Handschellen daran, eine Droschke stand schon vor der Thür, und wenige Minuten später wurde der jetzt laut Brüllende von einigen zur Beihülfe aufgerufenen Negern gefaßt, in die Höhe gehoben und in den Wagen geworfen. Die beiden Constabler setzten sich zu ihm hinein, ein anderer auf den Boß, und fort rollte das leichte Geschirr, dem Polizeigebäude zu.

In der Freiheit.

Der Süden war besiegt und — was die einzelnen Pflanzer in den mehr abgelegenen Districten noch immer für undenkbar gehalten hatten — die Sklaverei aufgehoben, und den bisherigen Sklaven durch ein Gesetz die Freiheit gegeben worden. So starr und trotzig sich aber auch viele der bisherigen „Herren“ bis zum letzten Augenblick gegen eine Anerkennung solcher Thatfachen gesträubt, jetzt fiel ihnen die Binde von den Augen, und völliger Kleinmuth machte, besonders in den nächsten Monaten und bei den älteren Leuten, jenem früheren Uebermuth Platz.

Viele von ihnen, sehr viele rafften an Geld, was sie bekommen konnten, zusammen und verließen das Land, oder sammelten sich wenigstens vor der Hand erst einmal in New-Orleans, um daselbst eine größere und gemeinschaftliche Auswanderung zu berathen. Keiner aber fast blieb auf seiner eigenen Plantage, denn fast keiner fühlte sich vollkommen sicher, daß nicht die jetzt plötzlich frei gewordenen Neger Rache für vergangene Unbill nehmen konnten, und welche Macht hatten sie, um sich vor der Zügellosigkeit der jetzt freien Sklaven zu schützen?

Aber selbst die Neger schienen sich an den Stellen, an denen sie bisher unter der Peitsche ihres Aufsehers gestanden,

nicht mehr behaglich zu fühlen. Trotz alledem trauten sie dem Frieden noch nicht recht, und Hunderte von ihnen zogen sich sogar ganz aus den Sklavenstaaten fort und nach dem Norden hinauf, während sich die anderen, denen kein Reisegeld zu Gebote stand, nach allen Richtungen hin in der Nachbarschaft zerstreuten, um dort wenigstens erst einmal mit ihren früheren Leidensgefährten Rücksprache zu nehmen.

In Belleville, unweit Savannah in Georgien, hatten allerdings keine weiteren Unruhen stattgefunden, und nachdem die Farbigen ihre Rache an dem „Menschenschilder“ Usguard genommen, ihren alten Overseer ebenfalls erschlagen und den Yankee-Sklavenhändler aus der Gegend vertrieben hatten — leider entging er ihnen damals, als sie ihn verfolgten — schien sich ihr Blutdurst gelegt zu haben. Wenigstens begingen sie keine Excesse weiter, weigerten sich aber natürlich, auch nur noch eine Hand für ihre bisherigen Herren zu rühren, und schienen erst von jeder, bisher im Uebermaß geleisteten, Arbeit auch gründlich und rechtschaffen ausruhen zu wollen.

Den jüngeren und kräftigen Theil der farbigen Bevölkerung hatte General Sherman mitgenommen, denn diese Leute trauten damals ihrer Freiheit noch am wenigsten, und fürchteten, daß sie wieder gezwungen würden zu arbeiten, sobald die Armee der „Nordischen“ sie verlassen hätte. Nur Einzelne von ihnen mit den Frauen, Mädchen, Kindern und ganz alten Leuten waren zurückgeblieben und kümmernten sich auch in der ersten Zeit wenig genug um einen Lebensunterhalt. Die Speise- und Vorrathskammern ihrer bisherigen Herrschaften waren noch gefüllt, Vieh lief auch genug im Wald herum und Hühner und Enten belebten die verschiedenen Hofräume — aber das nahm, besonders wo so wild hineingewirtschaftet wurde, auch ein Ende. Die Lebensmittel wurden rar; die kräftigen Leute, die überall ein Unterkommen finden konnten, zogen sich fort und meist in die größeren Städte, wo sie Branntweinschenken antrafen und Gesinnungsgenossen begegneten, und noch war kein Vierteljahr vergangen, als nur die zur Arbeit Unfähigen zurückblieben und in der That auch schon anfangen, wirkliche Noth zu leiden.

Früher ja hatten die Pflanzer die Verpflichtung gehabt, für ihre alten und kranken Neger zu sorgen, daß sie wenigstens nicht Hunger zu leiden brauchten, und wildes Gras gab es in Masse, aus dem ihnen ihre Verwandten und Freunde eine Lagerstätte bereiten konnten; jetzt aber hielten sich die bisherigen Herren auch dazu nicht mehr verpflichtet, denn die Regierung der Nordstaaten hatte ihre Sklaven für frei erklärt und mochte nun auch für den Rest der Alten und Kranken sorgen. Wo sie selber keine Rechte mehr haben sollten, hielten sie sich auch an keine Pflichten mehr gebunden.

Was für wohlliche Plätze waren das früher gewesen, die Herrenhäuser mit ihren elegant eingerichteten Räumen, den offenen blumenbestellten Fenstern, den schaukelnden lustigen Hängematten und zarten holden Frauengestalten, den geschmackvoll ausgelegten Gärten, an die sich dann wieder die weiten, fruchttragenden Felder anschlossen. Wie wüß und öde sah das jetzt dagegen aus!

Die Herrenhäuser selber standen einsam und verlassen; die Jalousien waren geschlossen, die Blumen auf den Verandas verwelkt und abgestorben, und großer Gott, wie sahen die Felder selber aus!

Schon das Militair, das hier eine Zeit lang gelagert, mochte den Anfang gemacht haben, die Feuzen oder hölzernen, lang gespaltenen Stangen, aus welchen die Einfriedigung bestand, als Material zu ihren Koch- und Lagerfeuern zu verbrennen. Was sollten sie sich lange abmühen, selber Holz zu hauen, wo sie hier trockene Feuerung so bequem und recht zur Hand aufgeschichtet fanden. Aus Schonung für die Pflanzer etwa? — wahrlich nicht, die hatten es nicht um sie verdient, und wo sie die Schurken, die ihre gefangenen Kameraden in den letzten Jahren so nichtswürdig behandelt hatten, schädigen konnten, thaten sie es nur zu gern. Kaum einen Platz würden sie auch vielleicht unverbrannt zurückgelassen haben, hätten es ihnen die eigenen Officiere nicht gewehrt. Was sie aber an Lebensmitteln oder Feuerung nöthig hatten, durften sie ruhig nehmen; sie machten denn auch Gebrauch von Allem, was sie fanden, und wie sie den Platz wieder verließen, ließen die Neger das Begonnene fort. Holz

zu fällen, so lange ihnen die Umzäunungen der Felder noch Material boten, fiel ihnen nicht ein, — wer sollte auch die Felder noch bebauen, wo sie Alle den Platz verließen; das Vieh mochte noch den letzten Rest des Zuckerrohrs verwüsten, Kletten und anderes Unkraut die Baumwollenselder überwuchern, sie dachten nicht daran, sich weiter darum zu sorgen.

Was überhaupt noch an gesunden Schwarzen dort draußen auf den verschiedenen Plantagen war, hatte sich nach der kleinen Stadt Belleville hineingezogen, und Selfirk, der Wirth dort, machte, obgleich ihm die reichen Pflanzer abhanden gekommen waren, gar keine schlechten Geschäfte. An barem Geld fehlte es allerdings den Farbigen in den meisten Fällen, aber das wußten sie zu ersehen, denn was das Stehlen anbetrifft, so giebt es kaum eine geschicktere Menschenrace in der ganzen Welt.

Selfirk hätte nun allerdings, den früheren Gesetzen nach, von keinem Neger weder Eier noch Hühner, Gänse, Schweine oder andere Naturalien kaufen dürfen, und wäre sonst, wenn überführt, in die schwersten Strafen verurtheilt worden; aber wer sollte ihn jetzt verklagen und bei wem; denn der Richter Rodgers hatte sich ebenfalls hier nicht mehr sicher gefühlt und seinen Wohnsitz nach Savannah verlegt, während die Thüren des Gefängnisses oder des sogenannten County jail schon an dem Tag ausgebrochen waren, als Sherman's Truppen zuerst hier einrückten und die Sklaven den gefangenen braunen Prediger befreiten.

Allerdings wußten die Farbigen ganz genau, wie Selfirk, der Wirth, früher über sie gedacht, und wie verächtlich er sie immer behandelt hatte. Wo würde er auch je einem von ihnen erlaubt haben, sich an einen von seinen Tischen zu setzen. Jetzt dagegen war er wie verwandelt und die Lebenswürdigkeit selber, aber auch mit gutem Grund; denn während ihm alle seine früheren Kunden unter den Händen weggelitten und er auf die gar nicht mehr zählen durfte, machte er dagegen mit den Farbigen ein dreifach vortheilhaftes Geschäft. Erstlich ließ er seinen Whisky nur zu sehr hohen Preisen ab, dann zahlte er für Alles, was sie ihm an gestohlenen Hühnern, Gänsen, Vieh wie Futter brachten, blutwenig, und verkaufte

dann alles dieses wieder zu seinem vollen Werth nach Savan-
nah hinein. Er haßte die „Nigger“ allerdings von Grund
seines Herzens, aber doch nicht so viel, daß er dadurch den
eigenen Vortheil hätte außer Acht lassen sollen. Er war ein
Amerikaner durch und durch, und wenn er nur Geld ver-
diente — von wem, blieb sich vollkommen gleich.

Belleville selber sah recht öde aus. Manche Häuser stan-
den vollkommen leer, andere, von ihren früheren Bewohnern
verlassen, waren von herumlungierenden Negern in Besitz ge-
nommen, und die zerشلagenen Fenster und zerrissenen Gar-
dinen verriethen schon von außen, daß die an keine saubere
Häuslichkeit gewöhnten „Nigger“ arg darin gewirthschaftet
haben mußten.

Advocat Vesley war noch dort geblieben, da er eine kranke
Frau hatte, die er nicht verlassen konnte; er brauchte aber
auch nichts* für sich und seine Sicherheit zu fürchten, denn er
hatte sich immer freundlich gegen die Farbigen gezeigt, und
diese vergaßen ihm das wahrlich nicht. Jener Purche, den
er bis jetzt in Dienst gehabt und von einem andern Herrn
gemietet hatte, blieb sogar bei ihm — mit der Bedingung
natürlich, daß der Lohn nicht an seinen früheren Herrn, son-
dern an ihn selber ausgezahlt wurde.

Auch der Apotheker hatte seinen Laden noch geöffnct, wenn
ihm seine weißen Gehälfen auch selber auslehren und für sich
und den Principal kochen mußten, da keiner seiner früheren
Sclaven bei ihm aushielt. Er war nicht gerade grausam,
aber immer sehr streng mit den Leuten gewesen, und sie dach-
ten gar nicht daran, länger bei ihm zu bleiben.

Und wie hatte sich der Platz auch sonst noch verändert.
Früher sah man in den Straßen und Häusern nur Weiße,
die entweder müßig auf- und abschlenderten, oder in ihren
Hängematten oder Rohr-Lehnstühlen lagen, oder Sclaven, die
ihrer Arbeit wie Beschäftigung nachgingen. Jetzt war das
Alles umgekehrt, denn überall in der Straße lehnten, saßen
oder lagen müßige Schwarze, lachten und sangen oder zank-
ten sich mit einander, während da und dort ein Weißer mit
einer Kanne Wasser oder Schulterladung Feuerholz herbei-
leuchte und gar nicht mehr wagte, einen Neger dazu aufzu-

fordern. Ja, diese ließen sich sogar ihren Whisky von weiser Bedienung auf die Straße bringen, und Selfirk riskirte nicht, es ihnen abzuschlagen. Wer stand ihm dafür, daß ihm die halbtrunkenen, übermüthigen Burschen nicht das Haus über dem Kopf ansteckten, und wo hätte er Hülfe dagegen finden wollen?

Auf Urguard's Plantage sah es am wildesten aus, da die ganze Familie, nachdem die entfesselten Sklaven den Herrn und seinen Lieblingsaufseher erschlagen, in wilder, verzweifelter Flucht das Weite gesucht und sich nach Savannah, um Schutz wenigstens für ihr Leben zu finden, gewandt hatte. In das Herrenhaus warf einer der Burschen noch an dem nämlichen Abend einen flammenden Brand, und die Gluth zerstörte das ganze Gebäude, während die bisherigen Sklaven, wie böse triumphirende Geister, das flammende Haus umsprangen. — Wer hätte da auch nur gewagt zu tödchen, was auch nie von den Schwarzen geduldet worden wäre.

Das Haus und die daranstoßende Küche waren vollständig niedergebrannt, denn ganz aus Holz gebaut, konnte es dem Feuer keinen Widerstand leisten, und die Gluth zerstörte sogar noch die benachbarten Blüthen- und Fruchtbaum. Die vierundzwanzig Negerhütten unsern davon litten allerdings nicht davon, lagen aber sämmtlich, mit Ausnahme von vier oder fünf, verödet; die eingerissenen Zäune ließen dem Vieh freien Zutritt in die Felder — das Unkraut wucherte empor, die Pfirsichbäume lagen meist gefällt am Boden, weil sich die Zungen nicht einmal mehr die Mühe nehmen wollten, die reifen Früchte von den starken Bäumen abzuschütteln, oder sie umschlugen, um nur ihren Uebermuth und Haß daran auszulassen, und selbst draußen in den Zuckergebäuden zeigten die zerstörten Maschinen den Rachedurst der bisherigen Sklaven.

Was aber war von diesen zurückgeblieben? Nur die Alten und Schwachen, die Greise und Kinder mit ein paar alten Frauen, und ein elendes Dasein fristeten sie dort.

Das Vieh, das sonst den Platz umgeben und Anfangs geholt hatte die Felder mit zu zerstören, war von den Negern selber, ehe diese den Platz verließen, theils geschlachtet und verzehrt, theils fortgetrieben und an den Wirth oder die ver-

schiedenen Händler, die solche Plätze heimsuchten, verkauft worden, und von Hühnern oder Enten nicht ein Stück mehr in der ganzen Nachbarschaft aufzutreiben. Das aber nicht allein: ihr junger Massa, für den die alten Leute ihr ganzes Leben lang gearbeitet und ihre Kräfte erschöpft hatten, ritt an dem Nachmittag in die überall offene Fenz, rief die sich rasch um ihn sammelnden Ueberreste von Negern der sonst so stolzen Plantage zusammen, und kündigte ihnen an, daß sie binnen drei Tagen den Platz zu verlassen und sich ein anderes Unterkommen zu suchen hätten, da die Plantage verkauft sei und die neuen Besitzer schon heute oder morgen da einziehen würden. Diese brauchten aber keine Diener oder Arbeiter, da sie ihre Arbeit selber verrichteten, es wären weiße Nigger, wie er ihnen höhnisch jagte, und sie möchten also machen, daß sie fortkämen.

Damit gab er seinem Pferd die Sporen und sprengte querselbein, um weiter unten wieder die Straße zu erreichen, die hinüber nach Savannah führte.

Das war ein schwerer Tag für die Unglücklichen, Verlassenen, die sich jetzt plötzlich, ohne eigenes Verschulden, hilflos und elend auf die Straße geworfen sahen, und nicht wußten, wohin sie die nächste Nacht ihr Haupt legen sollten. Bis jetzt hatten sie geglaubt, daß alles Elend, was sie in der lebenslangen Sklaverei ertragen, wenigstens durch ein gesichertes Alter gemildert würde, und wenn ihre ganze Kost auch nur aus Speck und Syrup und manchmal ein wenig Maismehl bestand. Sie hatten sich ja daran gewöhnt, und brauchten doch, wie sie auch ein schützendes Dach über ihren Häuptern wußten, keinen Hunger zu leiden. Das sollte jetzt aufhören; der Befehl ihres grausamen Herrn, der ihnen nicht einmal Zeit zu einer Bitte ließ, trieb sie in die kalte, öde Welt, und jetzt durften sie sich hinaus in den Wald legen und unter einem Baume, von Mosquitos zerstoßen, den einzigen Freund erwarten, der ihnen noch geblieben — den Tod.

Vor dem einen Haus lag ein alter verkrüppelter Neger, der schon vor Jahren in der Ruderwindmühle Unglück gehabt, indem ihm die Maschine den linken Arm und das linke Bein

germaßmt; bis jetzt hatten ihn die alten Frauen, so gut es gehen wollte, gepflegt, aber was sollte jetzt aus ihm werden, wenn diese selbst hinausgetrieben wurden, und er vermochte ja auch nicht einmal sich nur nach Savannah zu schleppen, um dort die Hülfe des freed man's Bureaus zu erbitten. Sollte er hier im Elend verhungern?

„Oh, warum sind wir jetzt schon frei geworden,“ stöhnte er; „konnten die Leute nicht warten, bis sie mich wenigstens in die Grube gescharrt.“

Neben ihm kauerte ein altes Mütterchen, so mager, daß sie nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien und, wie sie da mit angezogenen Knien saß, kaum mehr Raum einnahm, als ein Kind von vier oder fünf Jahren. Sie hatte einen eisgrauen Kopf, und die runzlige dunkelbraune Haut war für ihr Gerippe zu weit geworden und hing ihr in großen Falten über den bloßen Nacken.

„Da bin ich schuld daran,“ flüsterte sie, während ihre Augen immer stier an einem Punkt hafteten. „Da bin ich schuld daran, denn das ist mein Unglück, was mich mein ganzes Leben, von meiner Geburt an, verfolgt hat. Daheim in Guinea stahlen mich die Räuber, an dem nämlichen Morgen, wo mich mein Bräutigam heimführen wollte; nur zum Vach war ich hinuntergegangen, um mich noch einmal zu baden, da sprangen sie auf mich, banden mich und schleppten mich fort. Das große Schiff, auf das sie mich packten, sank — ich war die Einzige, die von uns Allen gerettet wurde, und hier, hier? — Wenn es Teufel mit menschlichen Körpern giebt, die in der Welt herumlaufen, so sind es die Massas gewesen, die ich gehabt habe seit ich diesen verfluchten Boden betrat! Aber ich brachte ihnen keinen Segen ins Haus. Der Fluch, der auf mir ruht, folgte mir überall. Der Eine ertrank im Sumpf — ein Alligator sollte ihn gepackt haben, wie die Leute sagten — ich weiß es besser,“ nickte sie unheimlich lachend, vor sich hin. „Den Zweiten schlug ein Pferd todt, das er mißhandelte, wie er es manchmal mit den armen Riggers trieb; den Dritten warfen sie aus seinem eigenen Fenster, und es sah gut aus, wie sich das rothe quellende Blut um ihn sammelte, wenn auch noch lange nicht so viel,

wie er aus dem Rücken so mancher armen Teufel herausgepeitscht. Jetzt bin ich mein eigener Master, und daß auch der elend zu Grunde geht, ist gewiß."

"Großmama," sagte ein blutjunges Negermädchen von Nabenschwärze, das aber jetzt eine aschgraue Färbung angenommen hatte und krank und elend aussah, "hier hab' ich ein paar Feigen für Dich gefunden, nimm sie, Du bist hungrig."

Die Alte griff gierig danach und verschlang einen Theil mit wahrem Heißhunger, aber ihr Blick haftet dabei auf dem Kind, das, kaum noch mit ein paar alten schmutzigen Lumpen bedeckt, ein Bild des Elends, vor ihr stand.

"Du bist selber hungrig, Kind," sagte sie mit heiserer Stimme, "Dir zittern ja die Glieder."

"Ich bin krank, Großmutter," flüsterte die Kleine, "das Fieber schüttelt mich, ich kann doch nichts essen, darf ich dem armen Peter eine davon geben?"

Die Augen der Frau haften schon wieder mit gierigen Blicken auf den Feigen. "Ja, gieb ihm eine davon," sagte sie endlich, "er hat auch heute noch nichts bekommen und Niemand bringt ihm etwas." Aber in wilder Hast griff sie nach den anderen, steckte was sie konnte in den Mund und verbarg die übrigen in ihr Schultertuch, denn von drüben herüber froh schon ein anderes altes Weib, um Theil an der Gabe zu haben.

Die Straße herunter, die von der Hauptstadt Savannah herüber führte, kam ein Wagenzug gerasselt, und die Kinder waren zuerst darauf aufmerksam geworden. Wie lange hatten sie nicht mehr das Rollen eines Fuhrwerks gehört, da die Weißen doch alle ihre Pferde und Zugtiere schon lange weggetrieben — erst die nordischen Soldaten und dann, was noch übrig geblieben war, die Eigenthümer selber. Und was wollten die Leute hier auf einem Weg, der nur in das Innere des Landes hinein und fort von jeder Eisenbahn führte. Es dauerte auch eine ganze Weile bis sie heranliefen, denn die Karren schienen schwer geladen und rückten nur langsam vorwärts.

Zum Erstaunen der Neger lenkten sie aber, statt vorüber-

zufahren, als sie den Platz erreicht, in den niedergebrochenen Thorweg ein, und die Zugstiere wurden von Farbigen gelenkt, die augenscheinlich hier Bescheid wußten, während die Weißen, die ihnen in einem kleinen Trupp folgten, nicht damit einverstanden sein konnten, denn sie redeten heftig auf die Neger ein.

„Hol's der Teufel, Ihr Burschen!“ rief der Eine von ihnen, „das kann ja hier nicht recht sein, da ist ja Alles niedergebrannt und keine Fenz mehr um all die gesegneten Felser, Ihr seid irre gefahren.“

„Nein, Sir,“ erwiderte ihm einer der Neger, „dies ist Urquard's Plantage, und gleich da drüben liegt Belleville, Morgens früh könnte man die Hähne dort drüben krähen hören, wenn sie noch einen lebendig gelassen hätten.“

Die Leute redeten in einer fremden Sprache mit einander und schienen über etwas entsetzlich aufgebracht zu sein. Die Neger verstanden zwar kein Wort davon, kümmerten sich aber auch nicht darum, sondern trieben ihre Thiere weiter und zwar mitten in das „Niggerdorf“ hinein, wo ihnen allerdings die einzig mögliche Gelegenheit geboten wurde, ihre Fracht abzuladen und unter Dach und Fach zu bringen, denn schwere Wolken hingen am Himmel und es drohte mit Regen. Sie waren in Savannah auch nur mit ihren Thieren und Geschirren gemiethet worden, um die Fracht hierher zu schaffen, was dann weiter damit wurde und ob sich die Eigenthümer in ihrer neuen Umgebung behaglich fühlten, kümmerte sie wenig.

Es waren Deutsche, die von einem „Agenten“ oben im Norden den größten Theil dieser Plantage mit dem Herrenhaus und hundertsechzig Acker daran stoßenden Gärten und Land, zahlreichen Gebäuden, Viehbestand und allem Möglichen gekauft und bezahlt hatten und jetzt mit starrem Entsetzen den verwüsteten, fast unheimlichen Platz, auf dem die alten und verkrüppelten Neger wie schwarzes Ungeziefer umherkrochen, überschauten. Und das sollte ihre Heimath werden? Deshalb hatten sie den gut bebauten friedlichen Norden verlassen, deshalb das viele Geld bezahlt, weil sie hofften in eine gut eingerichtete Plantage zu kommen? Wohnlicher hätten

sie es gehabt, wenn sie mitten in den dichtesten Urwald gezogen wären, denn dort fanden sie den Boden wenigstens noch rein und jungfräulich, hier aber widerte sie schon der Schmutz und Urath an, der ihnen überall entgegenstarrte, und wie diese Hütten von Ungeziefer wimmelten, sollten sie bald genug erfahren.

Aber was blieb ihnen anders übrig als die neue Wohnstätte zu beziehen. Die drohende Wolkenwand am Horizont stieg immer höher, der Wind fing schon an, heftiger in den benachbarten Baumwipfeln zu wehen, und wenn es hier in diesen halb tropischen Ländern anfang zu regnen, goß es tüchtig.

Die deutschen Bauern würden aber trotzdem noch lange rathlos dagestanden haben, wenn nicht die Ochsentreiber, an ähnliche Lagen schon gewöhnt, praktischer gewesen wären. Rasch hatten sie sich ein paar der leerstehenden Negerhütten angesehen, die aber selbst ihnen nicht gefielen, dann untersuchten sie den Pferdestall, in dem es Raum genug gab. Das Dach desselben schien wenigstens gut und dicht. Dort hin lenken sie denn auch, ohne lange zu fragen, die drei Wagen, und fingen nun an, ihre Fracht abzuladen und wenigstens unter Schutz zu bringen, aber das Wetter ereilte sie doch.

Noch hatten sie den ersten Wagen nicht vollständig geleert, als einzelne schwere Tropfen niederfielen; der Sturm heulte durch die Gartenbäume und warf die hohen Wipfel herüber und hinüber, — und jetzt kam es. Ein Platzregen, der fast einem Wolkenbruch glich, schüttete auf die Erde nieder und verwandelte in kaum zehn Minuten den überdies seit Monaten nicht gereinigten Hof in eine weiche Schlammspurze, in der, bei solchem Guß, ein ferneres Arbeiten zur Unmöglichkeit wurde. Man überdeckte nur die Wagen, so gut das in der Eile ging, mit Allem, was man dazu aufstreuen konnte, und flüchtete dann unter das schützende Dach, bis der Schauer vorüber war.

Aber es dauerte lange, und erst als die Sonne sank, zeigte sich am westlichen Himmel wieder ein schmaler heller

Streifen, der aber größer und größer wurde, und mit einbrechender Nacht ließ endlich dieser furchtbare Regen nach.

Für heute konnten die Ochsentreiber natürlich nicht mehr daran denken nach Hause aufzubrechen. Die Fracht mußte außerdem noch abgeladen werden, und darüber wurde es allein schon stöckfinster. Sie hatten aber, so lange der Regen dauerte, ihre Stammesgenossen in den anderen Häusern aufgesucht und da bald das Elend gesehen, das hier unter den unglücklichen Zurückgelassenen herrschte. Die Burschen theilten allerdings mit ihnen, was sie an Lebensmitteln bei sich führten, aber das reichte doch nicht aus, und die Hülfe der frisch eingewanderten Deutschen mußte in Anspruch genommen werden, die denn auch gutmüthig — vor der Hand wenigstens — aushalfen.

Und was für eine Nacht verbrachten die gerade aus dem kalten, gefunden Norden hergekommenen Deutschen hier in einer der alten Negerhütten und in dem Stall, in dem sich ein Theil von ihnen ihr Quartier gesucht! — und doch befanden sich die im Stall wenigstens noch wie im Himmel, denn sie hatten hier nur gegen die Mosquitos anzukämpfen, während es in dem verlassenen Negerhaus von Flöhen und Wanzen wimmelte, und die Mosquitos ihnen ebenfalls nicht geschenkt wurden — Mosquitoneze hatte sich aber natürlich keiner von ihnen mitgebracht, denn wo sie bis dahin gewohnt hatten, brauchte man sie nicht, und die kleinen Bestien mit den „scharfen Gesichtern“ thaten sich jetzt eine wahre Güte an dem fremden Blut.

Und was nun? — Die Fremdlinge hatten sich vor dem Stall ein Feuer angezündet — und herbeigeschleppte Fenzstangen lagen noch genügend überall herum — für heute Abend war auch nichts mehr zu thun, denn der Mond schien nicht und tiefe Dunkelheit herrschte, während der überall umherliegende Unrath eine Wanderung in der Finsterniß nicht rathsam erscheinen ließ — aber gut zu Muth war ihnen nicht; — sie hatten sich den Einzug in ihre neue Heimath anders gedacht und trösteten sich jetzt nur damit, daß ihnen der anbrechende und hoffentlich trockene Morgen einen freundlicheren Ueberblick bieten würde. — Aber der Morgen war

fast noch trostloser als der Abend, denn jetzt erst sahen sie, in welcher Wüstenei sie gerathen wären, und welche Mühe es kosten würde, den Platz erst wieder so weit herzurichten, daß Menschen auch wirklich menschlich darauf wohnen konnten.

Das Herrenhaus war, wie gesagt, niedergebrannt, und es blieb überhaupt die Frage, ob man nicht leichter davonkäme, ein neues Wohnhaus an einer ganz andern Stelle aufzubauen, als hier erst die furchtbare Arbeit des Schuttabräumens vorzunehmen — wo aber überhaupt Arbeiter dazu bekommen? — Sie fragten ihre Fuhrleute, ob ihnen diese nicht Leute schicken könnten, ob überhaupt welche in der Nähe wären und was man jetzt für Tagelöhner im Süden bezahlte? — Die Antwort lautete so wenig tröstlich als möglich. Die Neger zuckten mit den Achseln und meinten, unter zwei Dollar den Tag sei jetzt kein Arbeiter zu bekommen, und dann überhaupt nur auf kurze Zeit, denn die „Farbigen“ hätten bisher gerade Arbeit genug gehabt und wollten sich auch erst einmal eine Weile ausruhen.

Und von den Feldern sei gar keins bestellt?

Wer hätte sie denn in diesem Jahr bestellen sollen. Die Herrschaft sei gestohlen, von den Weißen hätte sich Niemand das ganze Frühjahr und den Sommer über blicken lassen, und die „farbigen“ Gentlemen? was kümmerten die die Felder. Sie gehörten ihnen ja nicht einmal und es war ihnen deshalb gar nicht eingefallen, darin zu arbeiten. Daß nachher durch die eingebrochenen Fenzen das Vieh einbrach und darin herumwühlte, dauerte nicht lange, denn das Vieh wurde weggefangen und verkauft oder geschlachtet — daß das Unkraut, Kletten und Cocograss darin emporwucherten, wen kümmerte es? wer hatte noch ein Interesse daran? So war der Stand der Dinge, und wenn die weißen „Gentlemen“ die Plantagen in Angriff nehmen wollten, so mußten sie auch von Frischem beginnen, um nur erst wieder einmal einen Grund zu legen.

Das war die Plantage im Süden, mit ihrem tropischen Himmel, ihren Orangen und Feigenbäumen — das war das geträumte Paradies, und jetzt, aber freilich zu spät, erinnerten sie sich an all die Warnungen, die sie gehört, an die Schilderungen der südlichen Zustände, die sie

nicht geglaubt, oder doch für weit übertrieben gehalten hatten.

Auch die Art und Weise, wie die Neger hier mit ihnen umgingen, gefiel ihnen nicht. Sie waren völlig damit einverstanden gewesen, daß Menschen mit einer dunklen Hautfarbe nicht wie das Vieh gepeitscht und verkauft werden dürften, aber diese enge Gemeinschaft mit ihnen konnte ihnen trotzdem nicht behagen. Die Ochsentreiber hatten auch in der That jede Scheu vor den sonst so gefürchteten Weißen abgelegt und betrugten sich so ungenirt wie nur irgend möglich. Sie wollten jetzt gern zeigen, daß sie freie, unabhängige Menschen wären, und wußten das in keiner andern Weise fertig zu bringen, als daß sie unverschämt wurden — genau so, wie es in den Städten nur zu häufig unsere deutschen Bauern machen, wenn sie sich als freie, unabhängige Amerikaner zeigen wollen und das dann auch in keiner andern Weise darzuthun wissen.

Der einzige Trost, den ihnen die Schwarzen gaben, war, daß dicht hier in Belleville ein Weißer wohne, an den sie sich um Rath wenden konnten, und ebenso sollten noch ganz in die Nähe von Belleville zwei andere deutsche Familien gezogen sein, die sich schon ein wenig eingewohnt hätten und eben dabei wären, ihre gerade so eingerissenen und verbrannten Fenzgen wieder aufzustellen. Diese beschloßen sie denn auch, sobald sie nur hier für sich ein erträgliches Obdach hergestellt, aufzusuchen — doch welchen Trost konnten ihnen diese bieten?

Gesunden.

Von Savannah aus zu Fuß schritt ein kräftiger Neger, der auch ausländischer aussah, als die übrige Gesellschaft farbiger Leute, der man hier im innern Land meist begegnete, wenn er auch einfach genug gekleidet ging. Er trug einen saubern Rock aus dunklem hausgewobenen Wollstoff, weißbaumwollenes Hemd und ebensolche Hosen, derbe Schuhe an den Füßen und einen ordinären Hut von geflochtenem Hickoriholz auf.

In früheren Zeiten nun würde es ihm nicht so gestattet gewesen sein, frei und ungehindert die Straße zu passieren, denn jedem Weißen, ja jedem farbigen Aufseher an den verschiedenen Plantagen wäre er verpflichtet gewesen, seinen Paß zu zeigen, und in jeder kleineren Stadt hätte er sich bei dem Richter melden müssen — ja ohne Paß wäre er augenblicklich eingesperrt worden. Jetzt kümmerte sich kein Mensch um ihn, und frei und ungehindert mochte er sich hinwenden wohin, und übernachten wo er immer wollte.

So erreichte er Belleville; aber wohin sein Auge fiel, traf er fast nur auf trunksene Neger oder in Lumpen gehüllte Negerinnen, nirgends sah er einen Menschen bei einer Arbeit, und eine trostlosere Bande von Schwarzen, als hier herumlungerte, ließ sich kaum auf der Welt denken. Ein paar Mal

wurde er auch angerufen und zum Trinken eingeladen; aber die Burschen hatten schon Alle, wie sich nicht verkennen ließ, etwas im Kopf, und mit denen mochte sich der Fremde nicht einlassen. Er folgte wenigstens keiner der Einladungen und wandte sich endlich einem der einzeln stehenden kleinen Häuser zu. Dort bemerkte er nämlich eine alte Frau, die zusammengelauret in der Thür saß und an einem schon vollständig abgenagten Knochen herumzerrie, um noch wenigstens ein paar Sehnen abzureißen.

„Madame,“ sagte der fremde Neger scheu, aber mit der Artigkeit, die ihnen unter einander stets eigen war und mit der sie wohl nur zu häufig den vornehmen Ton der weißen haute volée nachahmten. „Sie entschuldigen, wenn ich Sie anrede, aber — ich möchte Sie vor allen Dingen fragen, ob Sie wirklich so hungrig sind und nichts weiter haben, als den leeren Knochen.“

„Hungrig?“ knurrte die Frau, ohne ihre trostlose Arbeit zu unterbrechen, „wer giebt uns hier was? — Der Knochen da und eine Zwiebel ist Alles, was ich heute und gestern gehabt habe, und wenn ich mit dem fertig bin, weiß der liebe Gott, wo ich wieder etwas herbekommen werde, wenn der liebe Gott überhaupt noch etwas von uns weiß.“

„Und geht es Euch so schlecht?“ sagte der Fremde, indem ein schwerer Seufzer seine Brust hob, wobei er aber doch mit der rechten Hand in seine Rocktasche griff und nach etwas suchte.

„Schlecht!“ lachte die Alte ingrimmig in sich hinein, „geht es uns schlecht hier? — Es wird aber nicht lange dauern, denn lange erträgt das Keiner mehr. Frei sind wir geworden, sagen sie — ja — aber weshalb haben sie uns da nicht vorher todtgeschlagen. Meinen alten Mann, der jetzt hätte für mich sorgen können, hat Massa vor zwei Jahren verkauft, und Gott weiß, wo sie ihn hingeschleppt — er war ein guter Tischler und sie brauchten ihn wo anders — was aus mir wurde, wer kümmerte sich darum. Er sollte wiederkommen, sagten sie — ja, aber wenn er wiederkommt, wird er den Fleck Erde gar nicht mehr finden, wo sie mich eingescharrt haben.“

„Da ist Brod!“ sagte der Fremde, als er ein Stück aus der Tasche nahm und es ihr reichte, „es ist Alles, was ich bei mir habe.“

Die Frau riß es ihm fast aus der Hand. „Brod!“ stöhnte sie dabei, „Brod — Nachts habe ich machmal davon geträumt, aber wie lange, wie lange keins in der Hand gehabt.“

Der fremde Neger stand daneben und sah zu, wie sie es verschlang.

„Da, kauft Euch mehr,“ sagte er dann und gab ihr einen Silber-Viertel-Dollar, „ich habe selber nicht viel Geld, sonst würde ich Euch besser helfen, aber wenn ich zurück nach Savannah komme, will ich es ihnen dort sagen, welche Noth hier herrscht. Es sind gute Weiße dort, die Euch gewiß helfen und Lebensmittel hierher senden werden.“

„Gute Weiße,“ lachte die Frau bitter vor sich hin; „habt Ihr schon einmal einen guten Weißen gesehen? — gute Weiße — hahaha — gute Weiße!“

„Oh doch, Madame,“ nickte der Neger, „und mir selber haben sie Gutes gethan, denn sie schickten mich hierher, um meine verlorenen Kinder aufzufinden. Vielleicht könnt Ihr mir sagen, wo sie sind.“

„Eure Kinder!“ sagte die Alte verwundert, „und woher soll ich das wissen?“

„Erinnert Ihr Euch nicht, hier in Belleville oder dicht dabei auf einer Plantage zwei Kinder — zwei kleine schwarze Mädchen gesehen zu haben, die zehn und elf Jahr alt waren und sich fast wie Zwillinge ähnlich sahen. Jener Weiße hat sie hier auf einer Plantage in der Nähe von Belleville angetroffen.“

„Auf einer Plantage?“ wiederholte die Alte; „und wißt Ihr nicht, Fremder, daß wir nie früher andere Plantagen, als die unseres eigenen Herrn betreten durften? Glaubt Ihr, daß sie uns hier erlaubt haben, Spaziergänge in die Nachbarschaft zu machen? Gepeitscht hätte man uns bis aufs Blut, aber nie erlaubt, den Fuß über die Grenze von Massas Land zu setzen.“

„So wißt Ihr nichts von ihnen?“

„Laßt mich einmal nachsinnen,“ sagte die alte Schwarze, „ich habe zwei solche Kinder gesehen, aber nicht irgendwo draußen — es muß hier in Belleville gewesen sein und vor noch gar nicht so langer Zeit.“

„Und sind sie hier?“ rief der fremde Neger rasch.

Die Alte schüttelte mit dem Kopf. „Was sollten sie hier?“ sagte sie; „aber durchgekommen müssen sie sein, wer kann freilich sagen, wohin sie sich gewandt. Es ist hier Alles auseinander gestoben, wie nur die weißen Soldaten den Platz betraten. Die jungen Männer liefen meist mit den Soldaten — die Anderen blieben noch eine Weile, dann gingen sie auch ober treiben sich jetzt in den Whisky-Schenken herum. Das ist aber nur eine neue Schlechtigkeit der Weißen,“ setzte die Alte mit einem heisern Fluch hinzu, „denn nur frei haben sie die farbigen Leute gemacht, damit sie die vielen Alten und Kranken nicht mehr zu ernähren brauchen. Die mögen jetzt verhungern, und wenn die alle todt sind, nachher fangen sie mit den Jungen wieder von vorne an.“

Es wäre schwer gewesen, der alten Frau die tollen Ideen, die sich jedoch nur um ihr eigenes Selbst drehen, wieder auszureden. Der fremde Neger machte aber auch dahin nicht einmal einen Versuch. Ihm lag nur daran, Kunde von seinen Kindern zu bekommen, und mit tödtlicher Angst erfüllte ihn schon der von der Alten ausgesprochene Gedanke, daß die armen Mädchen aus Noth den alten Platz verlassen haben könnten, und wo hätte er sie dann in dem weiten Staate wieder auffinden wollen.

„Sind die Plantagen noch weit von hier, Madame?“

Die Alte schüttelte mit dem Kopf. „Nach Taylgroves geht Ihr in einer guten Viertelstunde, aber was soll's Euch nützen, Ihr findet sie dort nicht.“

„Und wo hinaus liegt der Platz, den Ihr eben nanntet?“

„Geht nur immer die breite Straße dort hinunter, dann kommt Ihr schon an die großen schönen Häuser, wo früher Pracht und Glanz herrschte. Jetzt aber ist's vorüber und das Glend da eingekehrt wie hier. Wenn Ihr nicht hören wollt, kann ich Euch nicht helfen.“

Der Neger wanderte, ihr noch einmal freundlich zunickend,

schon den Weg hinab, der nach Taylorgrove's Plantagen führte, aber die Alte hatte Recht gehabt. Vergebens suchte er dort von Hütte zu Hütte; nur dieselbe Sache war es wie auf den übrigen: das junge, kräftige Volk ausgewandert, während die Alten und Krüppel zurückgelassen, mit bitterer Noth und wirklichem Mangel zu kämpfen hatten. Aber die Gewissheit bekam er hier wenigstens, daß seine Kinder Liddy und Polly dagewesen wären. Sie hatten ihren Dienst im Herrenhaus gehabt und sich dort auch aufgehalten, bis die Herrschaft selber nach Charleston zog. Dann waren sie noch eine Weile hier geblieben, bis die Jüngste krank wurde, und mit der zog dann die Ältere fort, um irgendwo Hülfe zu suchen. Auf Urguard's Plantage lebte, wie man sich hier erzählte, eine alte Regerin, die geheime Mittel für alle Krankheiten wußte, es konnte sein, daß das Kind die aufgesucht hatte, wenn sie nicht den Doctor in Belleville um Hülfe gebeten.

Aber in Belleville war er ja jetzt gewesen und hatte nachgefragt.

Ja wer kümmerte sich jetzt um den Andern, wo Jeder nur für sich selber sorgen mußte und das nicht einmal konnte. Wenn die Kinder aber nicht auf Urguard's Plantage waren, dann fand er sie vielleicht in Savannah oder Charleston oder Gott weiß wo.

Also im Herrenhaus lebte Niemand mehr?

Keine Seele, das war fest zugesprochen mit allen Talouien, so daß nicht einmal ein Sonnenstrahl hineindringen konnte, viel weniger denn ein Mensch.

Die Frau frug dann, woher er selber komme, wo er wohne und wie es dort sei, und ob da auch „farbige Leute“ wären; aber ihn drängte es weiter zu kommen, nur flüchtige Antwort gab er und wanderte dann den Weg zurück, den er gekommen, denn von Urguard's Plantage hatte er schon gehört und wußte, nach welcher Richtung zu sie lag. Vorher aber wollte er noch einmal den „Doctor“ in Belleville aufsuchen, um von diesem vielleicht etwas zu erfahren, er fand ihn aber nicht mehr. Doctor Simms hatte hier seine Kundschaft, d. h. alle die Leute verloren, die zahlen konnten, und der kranken und alten Nigger wegen blieb er wahrhaftig nicht

in Belleville sitzen; die konnte, seinetwegen, der Teufel holen.

Und jetzt nach Urguard's Plantage — wie heiß die Sonne heute auf seinen Scheitel niederbrante; er war hungrig und durstig geworden, und doch scheute er sich in das Wirthshaus zu gehen, der trunkenen Schwarzen wegen, die dort einen nicht geringen Lärm vollführten. Aber zu viel Elend hatte er hier gesehen, und durfte er hoffen daß seine armen Kinder, wenn er sie wirklich fand, besser daran wären, als alle die Unglücklichen hier? Litten auch sie nicht vielleicht Mangel und Noth und hatten schon tagelang gehungert und gedarbt? Etwas an Lebensmitteln mußte er deshalb jedenfalls mitnehmen, und die konnte er ja an keinem andern Platz bekommen wie hier. Das aber besorgt — und nur zu einem einzigen Schluck Branntwein ließ er sich dabei verleiten, da er selber eine kleine Stärkung brauchte, — eilte er, so rasch ihn seine Füße trugen, den bezeichneten Weg entlang, und es dauerte auch nicht lange, bis er, aus einem kleinen Wald von Drangenbäumen aus, die helle Lichtung vor sich sah, auf der aber nur noch einige hochstämmige Belau-Rußbäume den Platz bezeichneten, auf welchem früher das stolze Herrenhaus gestanden.

Dort fand er, allerdings zu seinem Erstaunen, jetzt weiße Männer beschäftigt, einzelne der Negerhütten zu reinigen, d. h. förmlich auszuschaufeln, um sie nur für menschliche Wohnungen brauchbar zu machen und vor der Hand ein Unterkommen zu haben. Diese riefen ihn auch gleich an und frugen ihn, ob er Arbeit suche und bei ihnen eintreten wolle; aber der Mann schüttelte nur mit dem Kopf und eilte vorüber, denn dort drüben, in den letzten Häusern, sah er ein paar farbige Frauen und Kinder, und mit zitternder Hast drängte er vorwärts, um sein Ziel zu erreichen.

Und wieder waren es fremde Gestalten, auf die er traf: eine alte Mulattin mit vollkommen verrunzelter Haut, die auf der blanken Erde in der Sonne lag und den Rücken gegen die Ecke des kleinen Holzgebäudes gelehnt hatte; ein paar kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von denen das

Letztere bitterlich weinte, bis die Alte ärgerlich wurde und es ausschalt.

Sip, der Neger, der seine Kinder suchte, war neben der Gruppe stehen geblieben, und angstvoll flog dabei sein Blick umher, denn nirgends traf sein Auge auf Wesen die den, von ihm Ersuchten glichen, und jetzt, unmittelbar vor der Entscheidung, wagte er kaum nach den unglücklichen Kindern zu fragen, denn welche Hoffnung blieb ihm, wenn die Antwort wieder verneinend ausfiel.

Das Kind weinte aber immer heftiger, und die alte Frau, die sich um den fremden Neger gar nicht gekümmert hatte, wurde endlich böse.

„Warte, Lally!“ rief sie ärgerlich, „wenn Du jetzt nicht ruhig bist, dann schicke ich Libby nach Massa, und der kommt und bindet Dich an einen Baum und peitscht Dich, wie er Deine Mutter gepeitscht hat, bis sie krank wurde und starb und dann eingegraben werden mußte.“

Sip verstand den furchtbaren Sinn der Worte gar nicht, nur den einen Namen „Libby“ hatte er gehört, und mit vor Angst bebender Stimme rief er aus:

„Oh, was für eine Libby, M'am — was für eine Libby? Ist sie hier? Kann ich sie sehen?“

„Was für eine Libby,“ murmelte die Frau mürrisch aus dem zahnlosen Mund heraus, „was für eine Libby! — Libby — sie hat niemals einen andern Namen gehabt oder gebraucht. — Aber,“ rief sie rasch und wie erschreckt und sah mißtrauisch zu dem Mann auf, „was wollt Ihr mit ihr? sie fortnehmen von hier? Das dürft Ihr nicht, wer soll mich nachher pflegen und mir Feigen suchen, oder Beeren draußen im Sumpf? — Libby kann nicht fort, auch schon nicht der Schwester wegen, die da drüben krank im Hause liegt.“

„In welchem Hause? M'am! Um Gottes willen sagt mir wo.“

„Sind hier so viele?“ knurrte die alte Frau, „in denen noch ein Mensch leben kann? Da drüben in dem Haus, vor

dem der alte Bananenbaum steht. Es war früher das Krankenhaus und ist es geblieben, nur daß sie uns jetzt Alle hineinstecken könnten, denn nütze sind wir doch nichts mehr auf der Welt.“

Sip hörte schon gar nicht mehr, was sie sagte, und flog, so rasch ihn seine Füße trugen, dem bezeichneten Gebäude zu. Es schwamm ihm dabei vor den Augen, der Kopf wirbelte ihm, und an dem nur noch zum Theil stehen gebliebenen Staket mußte er sich erst eine Weile anhalten, um seiner Glieder, seiner Sinne mächtig zu werden. Jetzt endlich schlich er mehr als er ging der offenstehenden und in der That aus ihren Haspen gerissenen Thür zu, aber an der Schwelle blieb er nochmals stehen und horchte.

„Libby,“ bat eine schwache, zitternde Stimme, „oh bring mir ein wenig Wasser, die Lippen sind mir wieder so trocken und heiß geworden.“

„Ja, Herz, gewiß!“ sagte eine andere Stimme, doch es war dunkel in dem Raum, daß er nichts erkennen konnte, oder stimmerte es dem starken Mann nur so vor den Augen; „wenn Du nur einmal ein Viertelstündchen allein bleiben könntest, dann lief’ ich hinüber nach dem Feigenbaum im Sumpf, und sähe zu, daß ich wieder eine reife Frucht für Dich fände, Du hast so heute noch nichts gegessen, Polly.“

Der Neger brach wo er stand in die Kniee nieder, er hatte seine harten Hände fest und eisern zusammengefaßt und barg jetzt das Antlitz darin, während die heißen, brennenden Thränen darunter vorrieselten. Er hatte die Stimme der Kinder erkannt — hatte ihre Namen wieder gehört, und ein heißes, brünstiges Dankgebet quoll zwischen den wulstigen Lippen vor.

Libby hatte die dunkle Gestalt, als sie auf die Kniee niedersank, bemerkt und schrak darüber zusammen. Wer anders konnte es sein als ein Trunkener aus Belleville, vielleicht ein früherer Slave dieser Plantage, und wenn er jetzt hier ins Haus kam und ein Lager suchte, so fand er keins mehr als

das, auf dem ihre kranke Schwester lag. — Aber da hielt sich der Mann auch nicht länger.

„Liddy!“ rief er mit weicher, bebender Stimme, „Polly! Kinder — kennt Ihr Euren Vater nicht mehr?“

Einen Moment herrschte Todesschweigen in dem halbdunklen Raum, an den sich Sip's Augen aber bis dahin so weit gewöhnt hatten, daß er wenigstens die noch freilich immer undeutliche Gestalt des Kindes wie das Lager in der Ecke erkennen konnte. Liddy stand mit weitgeöffneten Augen und getrennten Lippen, die Arme halb erschreckt vorgestreckt vor dem Lager der Schwester, die sich selber mühsam emporzuheben suchte.

„Vater?“ stammelten dabei ihre Lippen, aber noch wagte sie ja nicht das kaum geahnte Glück für möglich zu halten, „Vater?“

„Meine Liddy!“ rief aber noch einmal der Mann mit von Thränen erstickter Stimme, indem er auf das Kind zusprang und sie fest in seine Arme preßte; „Liddy, mein liebes süßes Herz, und Polly — oh, meine Polly krank und im Elend! Aber sorgt Euch nicht mehr, Kinder, Eure Noth ist zu Ende,“ und Liddy loslassend eilte er auf das Lager seiner Jüngsten zu, warf sich daneben auf den Boden nieder und legte so zart und sorgsam, wie es kaum eine Mutter gethan haben würde, seinen Arm darüber hin. Das arme kranke Kind aber schlang die Arme um seinen Nacken und klammerte sich fest, fest — als ob sie ihn nie im Leben wieder loslassen wollte — an ihn an.

Viele Thränen waren wohl schon in der alten Negerhütte vergossen worden, Thränen genug, um den hartgetretenen Boden da in weichen Schlamm zu verwandeln, aber noch nie Thränen, wie sie jetzt im Jubel flossen — Freudenthränen von glücklichen Menschen geweint. — Aber die Sorge um das kranke Kind ließ den Vater doch nicht ruhen. Wie er ihnen nur flüchtig erzählt, daß er jetzt oben im Norden wohne, wo die Mutter sehnsüchtig ihrer harre, seit sie von einem wackern weißen Mann gehört, daß er sie hier unten gesehen, forschte er nach dem Leiden der Kleinen, das sich

aber bald nur als eins der gewöhnlichen Sumpfsieber herausstellte und durch den furchtbaren Mangel, den sie hier an Allem litten, vielleicht noch verschlimmert oder doch hartnäckiger geworden war. Aber dagegen gab es ein sicheres Mittel — Luftveränderung und Pflege. Oben im kalten Norden, überhaupt in bergiger Gegend wich das Uebel schon von selber, und Pflege — oh Du mein Himmel! wie sich die Mutter danach sehnte, die ihr entrißenen Kinder wieder an ihr Herz zu drücken und zu hegen und zu pflegen Tag und Nacht.

„Aber, Vater,“ sagte Libby scheu, „Polly kann nicht gehen; oh, sie ist so schwach!“

„Gehen!“ rief Sip erstaunt aus, „und soll sie gehen? Auf meinen Armen trag' ich das Kind nach Savannah hinein, und dort setzen wir uns auf die Bahn und fahren den ganzen Weg, bis wir nach Hause kommen. Aber jetzt, Kinder — habt Ihr Hunger?“

„Ach, Vater,“ sagte Libby traurig, „Hunger haben wir gewiß, und viele, viele Tage schon gehabt, aber es giebt ja hier nichts mehr zu essen, und wenn ich nicht draußen im Wald einen alten Feigenbaum gefunden hätte, so wären wir wohl schon Alle lange todt.“

Jetzt packte der Vater aus, was er mitgebracht, und Libby holte Wasser für die kranke Schwester, in das sie den Saft der dort wachsenden Orangen hineinpreßte, und dann bat sie den Vater, ob sie der armen alten Frau da draußen auch etwas hinüberbringen dürfe, und das kleine, kaum zwölfjährige Mädchen, aber in der Schule des Leidens groß geworden, sorgte mit treuer Liebe für Alle, die einst ein freundliches Wort für sie gehabt.

Die alte Frau jammerte und wehklagte nun allerdings, als sie hörte, daß der Vater hierher gekommen sei, um seine Kinder abzuholen, denn wer sollte sie nun pflegen und für sie sorgen — und was kümmerte sie die andere Welt. Sip versprach ihr aber von Savannah aus Hülfe zu schicken. Es mußte den Unglücklichen hier überhaupt Hülfe werden, wenn sie nicht elend umkommen sollten, und er hatte den

Mann dort gesprochen, der sich da der armen Verlassenen annehmen konnte und würde: den Mister Wrongly im freed man's Bureau.

Und jetzt begann der Zug — Gepäck hatten ja die armen Kinder nicht, nichts als die wenigen zersehten und schmutzigen Lappen, die sie auf den Körpern trugen, aber was schadete das? Sip hätte laut aufjubeln mögen, als er sein armes krankes, ach und so federleichtes Kind in die sehnigen Arme hob und mit ihm, während sich Libby noch scheu an seinem Rock anhielt, den Platz verließ. Er dachte auch in diesem Augenblicke kaum so viel an die wiedergefundenen und geretteten Kinder, als an seine Frau daheim, die noch in Angst und Sorge schwebte, bis er alle die bisher vergossenen Thränen in Lust und Jubel wandeln konnte.

Und so schritt er die lange staubige Straße dahin; die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen nieder, aber nur sein krankes Kind suchte er gegen diese zu schützen, er selber dachte nicht an sich, und da allein, wo es möglich war, eine Labung für die Kinder zu bekommen, hielt er an, um diese zu erfrischen.

Wohl war es ein langer Weg, aber er wurde nicht müde, denn gerade die Kühle der Nacht mußte er zu seiner Wanderung benutzen, und Libby an seiner Seite hielt eben so wacker Stand. Hatte sie doch den Vater wieder und eilte der Mutter entgegen. Was waren da die scharfen Steine im Wege, was der Staub der Straße — vorwärts! Mit jedem Schritt kam sie ja den Armen der Mutter näher.

Die Stadt Savannah war, wie schon erwähnt, ohne Schuß, ohne Schwertstreich in die Hände der Unionstruppen gefallen, denn schon nach den ersten Anzeichen einer Belagerung räumte der dort commandirende General Hardee die Befestigungswerke, und die siegreichen Truppen rückten friedlich ein. Dadurch war die Stadt von allen sonst so

häufigen Ausschreitungen der Sieger verschont geblieben und fand sich — anscheinend wenigstens — sehr leicht und zufrieden in den jetzigen und nun doch einmal unvermeidlichen Stand der Dinge. Im Herzen waren die Bewohner dieser dritten Hauptstadt des Südens aber eben so gut Rebellen geblieben als zuvor, und gerade damals keimte wieder eine neue Hoffnung in ihnen auf — die nämlich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten jetzt, nach abgeschlossenem Frieden im eigenen Lande, in Mexico einschreiten würde, um dort nach der alten, nie ausgegebenen Monroe-Doctrin den Mexicanern Hülfe zu bringen und die Republik da wieder aufzurichten, wo Kaiser Napoleon gewagt hatte einen fremden Fürsten einzusetzen.

Natürlich hielt man es hier nach den endlosen französischen Prahlereien von Gloire und Honneur nicht für denkbar, daß sich die Franzosen vor einer einfachen Drohnote der Vereinigten Staaten zurückziehen und den unglücklichen und verrathenen Kaiser Maximilian feige im Stich lassen würden. Man rechnete vielmehr fest und bestimmt auf einen Krieg mit Frankreich, und daß dann die Südstaaten, die ja schon lange um eine Allianz mit der „unüberwindlichen“ französischen Nation gebuhlt hatten — augenblicklich auf deren Seite treten würden, galt damals als eine ausgemachte und beschlossene Sache. Deshalb hielten diese „Baumwollen-Barone“, wie man sie nicht mit Unrecht genannt hat, auch den ganzen Zustand, in dem sie sich augenblicklich befanden, nur für einen Uebergang, nach welchem sie schließlich doch alle ihre verlorenen Rechte wieder erlangen würden, und wenn sie sich auch nicht verhehlten, daß es schwer sein würde, die entwichenen Sklaven wieder zu ihrer Pflicht zurückzubringen, so hatte das doch nichts zu sagen. Die nordischen Staaten mußten nach ihrer Niederlage erstlich einmal sämmtliche Deserteure ausliefern, für die fehlenden und die verlorene Arbeitszeit Ersatz zahlen; und dann, als souverainer Süden, mit ihrer eigenen Flotte und Frankreich im Bündniß, konnten sie leicht den afrikanischen Sklavenhandel wieder herstellen, der ihnen dann übervolle Zufuhr von neuen Arbeitskräften und überreichen Gewinn brachte.

Mit solchen Träumen und Hoffnungen trugen sie sich herum, freuten sich in dem Augenblick des wieder eröffneten Verkehrs mit der übrigen Welt und warteten eben, wie sie glaubten, ihre Zeit ab — wenigstens die älteren Leute, den jüngeren dauerte das aber schon zu lange.

Die Politik des Schneiders Johnson, der leider nach Lincoln's Ermordung den Präsidentenstuhl einnahm, hing schon an eine Neigung zum Süden zu verrathen, was dieser natürlich als Schwäche und Furcht auslegte, und was es auch vielleicht war; und der Uebermuth der jungen, im Reichthum und Nichtsthum auferzogenen Leute, die bis dahin keine Grenze für ihre Lüste und frevelhaften Neigungen gehabt und sich dem Zwang nicht länger fügen mochten, begann schon da und dort seine Früchte zu tragen, so daß ein energisches Einschreiten der Behörden zuweilen nöthig wurde. So hatte man den Staat Tennessee z. B., wo diese Herren schon mit der größten Frechheit austraten, noch im Belagerungszustand halten müssen, und Truppen campirten noch da und dort, um auch dem geringsten Aufstand gleich mit Kraft zu begegnen. Ebenso zeigten sich in Georgia und Süd-Carolina bedenkliche Symptome, die aber noch zu keinem Ausbruch gekommen waren. Nur eine Menge von jungen, beschäftigungslosen und übermüthigen Pflanzern, die sich bis jetzt auf ihrem eigenen Terrain als kleine Souveraine betrachtet hatten und es auch wirklich gewesen waren, sammelten sich in Savannah sowohl als in Charleston, hielten da ihre geschlossenen Clubs und brüteten, wie man recht gut wußte, Rachepläne für die Zukunft.

Ähnlich dachten die Damen der Südstaaten, die sich noch weniger für nordische und einfache Hausfrauen eigneten, als die Männer zu einfachen Farmern. Die Damen hatten geherrscht und wollten herrschen, und wenn in einem Menschenherzen Haß, Wuth und Rache gähren konnte, so war es in den Herzen dieser sonst so zarten tropischen Blüthen, die sich vielleicht fürchteten einen Käser zu zertreten, aber eine Sclavin blutig peitschen ließen, wenn sie aus Versehen ihren Lieblingshund gestossen.

Die Sclaverei hatte diese südlichen Frauen wahrhaft ent-

menscht, und trug schon dadurch, sowie die unbegrenzte Sittenlosigkeit der Männer, den eigenen Fluch in sich selber, der einmal über sie hereinbrechen mußte.

Die Vorstadt Savannahs hatte Sip, sein krankes Kind im Arm, endlich glücklich erreicht, und wenn er auch keine Müdigkeit fühlte und die geliebte Last noch stundenlang und unverdrossen getragen hätte, so vermochte Liddy doch endlich mit den zarten und wieder und wieder durch die scharfen Steine verwundeten Füßen der ungewohnten Anstrengung nicht länger Stand zu halten.

Kurze Zeit rastete Sip allerdings mit seinen Kindern in einer kleinen Wirthschaft unmittelbar an dem äußersten Ende der Stadt, die von einem Farbigen gehalten wurde. Er machte dort seiner kranken Polly eine süße Limonade, die das Kind sehr erfrischte, und wusch seiner armen Liddy Füße mit Brauntwein und wickelte ihr Lappen um die wunden Stellen. Dann erst, nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen, brachen sie wieder auf, denn der Wirth versicherte ihnen, wenn sie sich dazu hielten, könnten sie noch den Bahnhof früh genug erreichen, um den Abendzug nach Norden zu benutzen — als sie aber vor das Haus kamen, hing sich Liddy an ihres Vaters Arm und klagte, sie könne nicht weiter. — Die kleinen wunden Füße hatten ausgehalten so lange sie in Bewegung blieb — jetzt, nach der kurzen Rast, stach es sie wie mit Messern hinein, und sie bat den Vater, sie nur noch ein klein wenig ausruhen zu lassen, sie wolle dann gewiß ihr Möglichstes versuchen.

Der Wirth, ein Sambo von ziemlich dunkler Färbung, dem Sip schon während der Rast seine kurze Geschichte, seinen jetzigen Namen und Stand wie Aufenthaltsort genannt, nahm Theil an den armen Leuten — auch er hatte früher einen Bruder in eben so schändlicher Weise durch Verlauf verloren und nie wieder von ihm gehört, und wie wenig farbige Familien gab es, die nicht ähnliche und nie verschmerzte Verluste erlitten.

Gleich neben ihm an wohnte ein schon von früher her freier Farbiger, der einen Droschkenstand für Savannah hielt — es war möglich, daß der noch einen Wagen zu Hause

hatte — jedenfalls wollte er nachfragen, und kam auch rasch mit der Antwort zurück, daß er schon einspannte. Mr. Hamilton sollte nur einen Augenblick warten, dann könne er mit den beiden kleinen Dingen nach dem Bahnhof fahren, und die Kinder würden dann nur um so rascher ihrer Mutter zurückgegeben.

Die Neger, wo sie sich nicht eben völlig dem Trunk ergaben und dann halb besinnungslos durch den Tag taumelten, unterstützten gern einer den andern. Sie hatten alle gleiches Unglück ertragen; sie waren zusammen mißhandelt und geknechtet worden, und mußten sich jetzt auch gegenseitig wieder helfen. Hamilton aber, der eigentlich geglaubt hatte, einen Tag hier in Savannah zu bleiben, ließ sich nur von dem Wirth versprechen, daß er heute, oder spätestens morgen früh, in das freed man's Bureau gehen wolle, um dort die Anzeige zu machen, daß in Belleville und den benachbarten Plantagen eine Anzahl aller kranker Neger in der größten Noth lägen, damit ihnen rechtzeitig Hülfe gebracht wurde, dann rasselte der Wagen schon vor und Sip trug sein krankes Kind zuerst hinein, legte es dort weich auf den Sitz und wollte sich dann mit Libby auf den Rücksitz setzen.

Die Straße herab kamen ein Herr und eine Dame zu Pferd und eine andere Dame ging zu Fuß; der Herr führte ein augenscheinlich eben erst lahm gewordenes und noch mit einem Damensattel belegtes Pferd, das aber kaum noch von der Stelle konnte, am Zügel.

„Oh, da ist eine Droschke!“ rief die eine Dame, die nebenher ging. „Nasch, Jenny — reite voran und halte sie an, daß ich nach Hause fahren kann — das trifft sich ja herrlich.“

Die junge Dame erwiderte nichts weiter, gab ihrem muntern Thier den Haden und hatte wenige Secunden später die Droschke erreicht. Sie sah allerdings, daß schon Jemand darin Platz genommen, aber das waren nur „Nigger“, und es verstand sich von selbst, daß die zurückstehen mußten. Es erschien dem jungen aristokratischen Wesen schon überhaupt eine Frechheit, daß diese eine Droschke zu benutzen wagten.

„Haltet einmal, Kutscher,“ rief sie dem Sambo zu, der eben Liddy aufgenommen hatte, um sie hinein zu heben. „Hier ist eine Lady, die zu fahren wünscht — hinaus da, Du — Good gracious!“ rief sie aber gleich darauf voll Erstaunen aus, — „Liddy und Polly! — Lucie, komm rasch hierher — da sind unsere beiden Mädchen und wollen eine Spazierfahrt machen. Hinaus da, Polly! Hast Du nicht gehört, was ich Dir sage?“

„Missus,“ entgegnete der Sambo, ohne Liddy aber abzusetzen, „die beiden Kinder sind krank und sollen nach der Eisenbahn — sie versäumen sonst den Zug.“

„Was mich das kümmert!“ lachte die kaum sechzehnjährige Dame trohig auf. „Habt Ihr nicht gehört, daß eine Lady fahren will? Räumt den Wagen, daß sie Platz hat.“

Ein weißer ältlicher Herr, der langsam die Straße heraufkam, war neben dem Wagen stehen geblieben und hörte der Verhandlung zu.

„Liddy!“ rief aber jetzt auch die andere junge Dame, die zu Fuß herankam und ihre Hand Augenblicklich auf den Wagenschlag legte, erstaunt aus. — „Wo kommst Du her, Dirne, und wo willst Du hin, und wer ist das da drin? Polly? — Heraus da mit Dir — ich brauche den Wagen selber.“

„Der Wagen ist schon vermietet, Missus,“ sagte aber der Sambo, der mit finster zusammengezogenen Brauen dabei stand. „Der farbige Gentleman hier hat mich dafür bezahlt und ich kann keine andere Fuhre jetzt annehmen.“

„Du wirst die Dame fahren, wohin sie fahren will,“ rief in diesem Augenblick der junge Gentleman, der jetzt auch mit dem lahmen Pferd herankam, indem er dieses losließ — denn fortlaufen konnte es doch nicht mehr — und auf den Sambo einsprengte. So nahe ritt er dabei, die schwere Reitpeitsche verkehrt in der rechten Hand gepackt, an den Kutscher hinan, daß dieser mit dem Kind noch auf dem Arm, zurückspringen mußte, um nicht geschädigt zu werden, und Liddy, mit dem Kopf des Pferdes dicht über sich, stieß einen leichten Schrei aus.

„Master, Sie reiten mir das Kind über!“ rief der Sambo erschreckt, und Sip, in der Angst um die Kleine, sprang vor, fiel dem Pferd in die Zügel und riß es in der Aufregung dermaßen zurück, daß es, wie er es wieder losließ, hoch aufbäumte und seinen Reiter beinahe abgeworfen hätte.

„Bestie!“ schrie da der junge Aristokrat, wie er nur sein Thier erst wieder in der Gewalt hatte, indem er ihm beide Sporen einsetzte und den Neger überreiten wollte. Er hob dabei den mit der Peitsche bewehrten Arm zum Schlag, und Sip, den linken Arm zum Schuß erhoben, die rechte Hand zum Griff bereit, stand unerschrocken da, dem Anprall zu begegnen, als der ältliche Herr, der bis jetzt einen vollkommen ruhigen Zuschauer abgegeben hatte, ohne auch nur eine heftige Bewegung zu machen, einen Revolver aus der Tasche zog, einen Moment damit zielte und das ansprengende Pferd so glücklich in die Brust traf, daß es im Ansprung stürzte und seinen Reiter weit über sich ab und ziemlich hart zu Boden sandte.

Lucie Taylorgrove, die junge Dame, war bei dem Schuß erschreckt zurückgesprungen, Bill Arguard aber, der junge Gentleman, wenn auch von dem Sturz halb betäubt, schnellte wie rasend vom Boden wieder empor, griff seine mit Blei beschwerte Peitsche von der Erde auf und wollte dann wüthend auf den eindringen, der sich ihm hier in der Ausübung seiner Rechte, wie er meinte, entgegengestellt.

Der alte Herr wich aber nicht einen Zoll breit von der Stelle, den Revolver gehoben und schußbereit, stand er, seinen Gegner erwartend, da, und dieser — ein junger, roher und übermüthiger, aber doch wohl im Herzen feiger Bursch, der bis jetzt nur gewohnt gewesen war über Sklaven zu herrschen, ließ sich durch das kalte, sichere Benehmen des Mannes doch wohl imponiren. Wie er den Blick aber die Straße hinabwarf, sah er zwei junge Leute seiner Bekanntschaft, die den Schuß vielleicht ebenfalls gehört, herankommen, und mit dem Arm winkend, rief er ihnen schon von Weitem zu: „Hierher, John — hierher, Ned! Bei George es wird Zeit,

daß wir Ernst machen und diesen verdamnten Pankes und Abolitionisten zeigen, wie sie die Macht noch nicht in Georgia haben.“

Die beiden jungen Leute, die ebenfalls im Sattel saßen, sprengten rasch herbei, den alten Herrn schüchterten sie aber dadurch nicht im Geringsten ein.

„Sind das Eure Kinder, Freund?“ wandte dieser sich mit gütiger Stimme an den Neger, der noch rathlos neben ihm stand.

„Ja, Sir,“ sagte der Mann, „meine beiden kleinen Mädchen, die ich nach jahrelanger Trennung, durch die Askunft eines braven weißen Mannes, hier wieder aufgefunden habe — und die Eine ist krank.“

„Wo wohnt Ihr?“

„In Indiana — wir wollten den Zug benutzen, um dahin —“

Der alte Herr winkte ihm mit der Hand, denn es war keine Zeit mehr zur Unterhaltung — die beiden jungen Burschen sprengten wie toll heran, und nur Lucie, die vor Entsetzen starr stehen geblieben war, genirte sie so sehr, daß sie ihre Pferde pariren mußten, um nur erst einmal einen Ueberblick zu gewinnen. Der alte Herr hielt aber seinen Revolver fest in der Hand, und den Blick herumwerfend entdeckte er gerade zur rechten Zeit eine Patrouille von Unions-Soldaten, die die Straße herauftam. Es fielen seit einiger Zeit nur zu häufig Ungehörigkeiten vor, und der Befehl war vom Obercommandanten gegeben, allen solchen mit voller und rücksichtsloser Schärfe entgegen zu treten, wonach denn diese Patrouillen die Stadt, die sich natürlich noch immer in Kriegszustand befand, durchzogen und gar nicht selten Gelegenheit bekamen, gegen den Uebermuth der früheren Scavensbesitzer einzuschreiten.

Der junge Ulguard hatte die Truppe aber wohl nicht gesehen oder auch nicht beachtet. In voller Wuth nur daß irgend ein frecher Abolitionist gewagt, ihm entgegen zu treten, schrie er den Freunden zu, ihm einen Revolver zu borgen, denn die Rache wollte er selber in die Hand nehmen.

Da ertönte ein scharfer, eigenthümlicher Pfiff, die Soldaten bogen rasch, der Richtung zu ein, und die beiden frisch gekommenen mochten doch wohl einsehen, daß hier nicht Alles in Ordnung sei und sie sich selber vielleicht in eine Klemme brachten.

„Hallo, George!“ rief ihm nun der eine zu, „was ist hier los? Was habt Ihr mit dem Wagen? Da kommt schon Militair.“

„Deinen Revolver, Ned! Zum Teufel auch, Deinen Revolver. Denk an Deinen Eid! Sollen wir uns hier von den Canaillen mißhandeln lassen?“

Es war zu spät; die Soldaten umringten in dem Augenblick, ihre Gewehre im Anschlag, die ganze Gruppe, und der alte Herr sagte, indem er zu dem Officier trat: „Mein Name ist Wrongly — ich bin Chef des freed man's Bureaus und Polizei-Beamter, verhaften Sie mir den Burschen da und werfen ihn die Nacht in die Wache — morgen früh soll er abgeurtheilt werden.“

„Verdammt will ich sein,“ rief George Urguard, auf den er dabei deutete, „wenn mich Einer der Canaillen anrühren soll,“ und im Nu hatte er aus seiner Weste ein großes breites Messer gerissen, das er in der Hand schwang. Aber es half ihm nicht viel. Einer der Soldaten drehte blitzschnell sein Gewehr um, der Kolben fuhr nieder, und der junge freche Gesell lag im nächsten Moment, während Lucie und Jenny einen gellenden Schrei ausstießen, auf dem Boden, wo ihm die Soldaten ohne Weiteres die Hände auf den Rücken schnürten.

„Gentlemen!“ schrien die beiden zu Hülfe gekommenen jungen Leute, „wissen Sie, wen Sie da haben? Bedenken Sie wohl, es ist der Sohn eines der angesehensten Pflanzler in ganz Georgia.“

„Wenn Sie, meine Herren,“ sagte der alte Wrongly, „einen guten Rath annehmen wollen, so machen Sie, daß Sie fortkommen, oder Sie können ihm die Nacht Gesellschaft leisten — und nun Ihr, Freund, hebt Euer Kind in den Wagen; ich werde selber mit auf den Bahnhof fahren —

Herr Lieutenant, bitte geben Sie mir Einen Ihrer Leute mit geladenem Gewehr vorn auf den Bock — und nun vorwärts, Rutscher, daß wir den Zug nicht versäumen.“

Der Mulatte ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Nu hatten sie die Kinder im Wagen, Sip und der Weiße richteten sich ein so gut es ging, und fort rasselte das Fuhrwerk dem noch ziemlich entfernten Bahnhof zu. — Aber der Soldat war unnütz gewesen, oder hatte auch doch vielleicht das übermüthige junge Volk verhindert, einen weiteren Versuch zu machen, um sie aufzuhalten.

Lucie, außer sich vor Wuth über das Erlebte, kreischte wohl noch auf: „Und ist das Georgia? Leben noch Männer in dem Staat?“ Wrongly aber rief ihr zu, gerade wie die Pferde anjagen:

„Männer genug, Miß, aber solche, die ein freches Weib züchtigen, wenn sie sich an Kranken und Kindern vergreift. Ihre Zeit ist aus, und ein freies Land hat keinen Raum mehr für solche weibliche — wilde Thagen.

Der Wagen rollte fort — es ist die Frage, ob die junge Dame noch die letzten Worte hörte, aber Niemand achtete auch weiter auf sie, denn Wrongly lag jetzt selber daran, zu erfahren, wie und wo der Neger und mit welcher Hülfe er seine Kinder wiedergefunden habe. Er selber hatte sich schon in so vielen Fällen die größte Mühe gegeben, ein ähnliches Resultat zu erlangen, aber fast stets vergeblich.

Sip schilderte ihm mit kurzen Worten das zufällige Zusammentreffen mit jenem Fremden — zufällig? — der liebe Gott mußte ihn selber in sein Haus geführt haben — vergaß aber dann auch nicht die Unglücklichen, die er in und bei Belleville gefunden, und Wrongly sagte ihm freundlich Hülfe zu.

Jetzt erreichten sie endlich den Bahnhof — es war schon spät geworden und der Zug wollte sich eben in Bewegung setzen. Wrongly verschaffte dem armen Mann mit seinen Kindern aber noch Plaz, für den er nicht einmal zu zahlen brauchte. Es war ja Staatssache, die erlittene

Unbill des Unglücklichen, soviel als es möglich war, wieder gut zu machen. Jetzt stieß die Locomotive ihren heisern Schrei aus und that einen Ruck nach vorn: die Wagen zogen an, und einige Secunden später leuchte der Schnellzug den Schienenstrang nach Norden entlang — der Heimath entgegen.

Im Löwengarten.

Doctor Taylor, wie er sich kurz nannte, in dessen Haus unser alter Freund Schulze seinen Vogelladen wie sein „Atelier“ hatte (denn Schulze photographirte nicht allein, sondern stopfte auch mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit Vögel aus, die er dann gruppirt und zu hohen Preisen verkaufte), war einer aus jener ungemein zahlreichen Menschenklasse, die durch die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet ist, und sich auch wirklich nur durch ein ächt amerikanisches Wort, und zwar: Humbug, bezeichnen läßt.

In Deutschland würden wir sagen: „Sand in die Augen!“ und Tausende von Leuten in der Union leben nur davon. Die Welt will ja nun einmal betrogen sein, und wer ihr das am besten besorgt, ist ihr Mann; ja wir brauchen dafür nicht nach Amerika zu gehen, wir haben es im eigenen Vaterland schon, wenn auch wohl noch nicht in so vollständig raffinirter Weise, aber doch plump und auffällig genug, und die nächste beste Zeitung liefert uns da den Beweis: Hoff'scher No. 4 extract — die delicate Revalésière, geborene Revalenta arabica, Königstrank, der sogar die Pocken heilt — je unverschämter desto besser, denn desto mehr Dumme finden sich, die ihr gutes Geld dafür zum Fenster hinauswerfen.

Doctor Keiler in Dresden theilt das Menschengeschlecht

in zwei Klassen, indem er behauptet: Die Einen sind „Ludersch“ und die Anderen sind „dumme Ludersch“. Doctor Taylor gehörte jedenfalls zu den „Ludersch“ und hatte sich mit allen seinen verschiedenen, oft tollen Speculationen schon ein sehr hübsches Haus in einem der besten Theile der Stadt erswindelt, in dem er ganz behaglich lebte, seine Unternehmungen aber deshalb doch nicht fallen ließ.

Einmal ließ er wunderhübsche buntfarbige Plakate drucken, worauf der Tomato oder Liebesapfel in all seinen bunten, gelben und rothen Farben naturgetreu abgebildet war. Die Unterschrift lautete: „Tomato, richtig behandelt, ein voller Ersatz für Calomel.“

Calomel oder Quecksilber spielt aber nun in der amerikanischen ärztlichen Praxis eine sehr bedeutende Rolle, es gab sogar Aerzte, ja giebt deren noch bis zu dieser Stunde zur Genüge, die allen ihren Kranken nichts Anderes verordnen, wie dies Gift, wobei sie dann angeblich die verderblichen Wirkungen wieder mit *Kirinus* oder *castor oil* aus dem Körper zu treiben vorgeben. Ruinirte Augen und Zähne aber, wie viele andere schädlichere Folgen, blieben nicht aus, und das Publikum warf sich deshalb, um dem Gift zu entgehen, auf die sehr hübsch etikettirten Büchsen Taylor's.

Dadurch that Doctor Taylor allerdings viel Gutes, er brachte die Leute auf eine Weise vom Calomel ab, aber der Schwindel dauerte trotzdem nicht lange und er mußte etwas Neues erfinden. Dann kamen sogenannte vegetable Pills, denen er einen griechischen Namen gab und Tausende von Schachteln, natürlich mit enormem Profit, verkaufte; aber er blieb dabei nicht stehen, er stellte Säfte, Mixturen, Pillen, Pastillen zc. für alle nur erdenklichen Krankheiten zusammen, und als er jahrelang damit einen einträglichen Handel getrieben, und dieser anfang ein wenig schwächer zu gehen, fiel er auf eine neue Kur, und zwar in außerordentlich geschickter Weise.

Bei den früheren Ankündigungen seiner Patent-Medicinen, wobei er sich auch auf specielle Fälle berufen mußte, geschah es doch zuweilen, daß Andere, — wie er behauptete, brodneidische Aerzte — gegen ihn austraten und erklärten: seine

Mittel hätten gar nichts genützt, und das Ganze wäre nur Marktschreierei. Das that ihm denn allerdings keinen besondern Schaden, denn die Apotheker, denen er seine Mittel in Commission gab, priesen sie doch an, weil sie Geld damit verdienten, aber es ärgerte ihn trotzdem. Jetzt endlich hatte er etwas gefunden, wobei ihm Niemand einen Gegenbeweis bringen konnte, weil die Sache überhaupt nicht vorkam:

„Die durchschnittene Achillessehne heilbar!“

Die starke Sehne hinter den Knöcheln, die dem ganzen Fuß Festigkeit giebt und den Körper allein trägt und ihm die Kraft und Elasticität giebt, sich vorwärts zu bewegen, wollte er, wenn einmal durchschnitten, vollkommen heilen, und wandte dabei viel Geld für Ankündigungen in den verschiedensten Zeitungen auf, in denen er fünfhundert Silber-Dollar einem Jedem bot, der sich von ihm die Sehne durchschneiden ließ, und den er dann nicht allein umsonst heilen, sondern auch die ganze Zeit über beköstigen wolle.

Natürlich fand sich Niemand dafür, was aber auch nicht in seiner Absicht lag. Er brauchte nur eine recht auffallende und Erstaunen erregende Ankündigung, denn hier, wo ihm jeder Doctor die Möglichkeit abstriß, gerade dieser Sehne je wieder die gehörige Festigkeit zu geben, — wenn es selbst möglich gewesen wäre sie wieder zu verbinden, setzte er selber eine Prämie in Geld daran, um mit seinem Heilverfahren auf die Probe gestellt zu werden, und das mußte Aufsehen erregen. Sein Name wurde dabei im Publikum genannt, seine Firma bekannt, diese fanden sie dann wieder auf den verschiedenen Patent-Medicinen, und das Resultat, was er daraus erhofft, erreichte er auch: er verdiente viel Geld. An die Achillessehne dachte er aber nicht mehr und betrachtete sein Schild da draußen etwa wie ein kleiner Menageriebesitzer, der ein paar Arras und Affen, einen Wolf und einen Bär besitzt, und draußen vor seiner Bude ein Schild führt, das den Kampf zwischen einem Löwen und einem Tiger vorstellt.

Nicht so ruhig aber dachte sein Abmiether, Benjamin Schulze, darüber. Mit seinem eigenen ehrlichen und treuerhizigen Charakter, ohne Falch und Lüge, beurtheilte er auch

andere Menschen, glaubte also Wort für Wort, was auf dem Schilde stand, sagte aber mit der Zeit, da Niemand die ausgebotene Operation der Achillessehne ernstlich wollte vornehmen lassen, selbst nicht um den Preis von fünfhundert Dollar Silber, den curiosen Gedanken, daß Doctor Taylor ihn in teuflischer Absicht zu seinem Opfer ausersehen habe und ihm nächstens einmal die Achillessehne heimlich und unerwartet durchschneiden würde.

Thatsache war, daß Taylor eines Tages — aber nur in der consequenten Durchführung seines Humbug — seinen Miethsmann aufforderte, sich einer Kur bei ihm zu unterwerfen, d. h. sich nämlich von ihm die Achillessehne durchschneiden zu lassen, wofür er ihm ein volles Jahr freie Miethe bot. Schulze würde ihn furchtbar in Verlegenheit gebracht haben, wenn er es angenommen hätte, schrak aber schon vor dem Gedanken zurück, und seit dem Tage ergriff ihn eine Scheu vor seinem Wirth, die nur dadurch eine genügend wissenschaftliche Erklärung erhielt, daß er in ihm einen seligen Vampyr erkannte und deshalb sein eigenes Leben ernstlich bedroht glaubte. Schulze hielt nämlich das Schnendurchschneiden nicht für den eigentlichen Zweck des furchtbaren Mannes, sondern nur erst für das Mittel, ihn in seine Gewalt zu bekommen, und seine überhaupt etwas zu lebhaftere Phantasie malte sich die tollsten Bilder aus.

Er wäre auch keine Stunde länger in dem Hause und bei diesem Manne wohnen geblieben, hätte nicht eben Alles seinen Bedürfnissen so genau entsprochen, daß er nirgendwo anders eine so günstig gelegene Wohnung wieder finden konnte. So hielt er denn für jetzt noch aus, aber nur mit dem Entschlusse, seinen Wirth fest und vorsichtig im Auge zu behalten und ihm keinen Vortheil über sich zu gestatten; denn daß er ihn benutzen würde, davon war er fest überzeugt.

Ob Taylor eine Ahnung von dem Verdacht, in dem er bei seinem Abmiether stand, hatte, ist unbestimmt, aber er neckte ihn zuweilen und brachte Schulze dadurch jedesmal in die furchtbarste Aufregung, wovon er sich jedoch nie etwas merken lassen.

Schulze sah heute Morgen wieder bei seinen Vögeln und

beobachtete die Fütterung, die er aber Ibis stets allein überließ, und es war in der That der Nähe werth das zu sehen, denn etwas Bunteres und Lebendigeres ließ sich in der Welt kaum denken.

So wie Ibis nur mit den verschiedenen Gefäßen in die Stube trat, ging das Geschwirr und Gezisch, das Flügel schlagen und Flattern, das Kreischen, Pfeifen und Zirpen los. Da war auch kein Vogel in dem ganzen Raum, der ruhig auf seiner Stange geblieben wäre; das schlug gegen die Stäbe oder kam, wenn in Freiheit, herbeigeslogen, und die kleinen bunten Dinger waren so zahm, daß sie Ibis auf Kopf und Schultern flogen, und ihn am Haar zupften oder pickten und neckten, — wußten sie doch, daß er keinem von ihnen etwas zu Leide that.

Und Schulze freute sich herzlichlich darüber — die kleinen Thiere machten ja auch sein ganzes Glück aus, und er lebte und webte allein nur in ihrer Gesellschaft — ja, die Thränen traten ihm oft in die Augen, wenn er sich von einem oder mehreren trennen mußte, und er hing dann so lange den Kopf, bis er frische Zufuhr bekam, und dann wieder neue Nähe mit ihnen hatte, um sie zahm zu machen.

Er saß auf seinem Stuhl mitten in der Stube, und ein glückliches Lächeln lag auf seinen Zügen, als die Thür draußen klingelte und gleich darauf ein Fremder anpochte, den man aber schon von innen durch die Glasscheiben erkennen konnte.

Es war ein sehr anständig gekleideter, noch junger Mann, jedenfalls ein Amerikaner, seinem ganzen Außern nach, der denn auch gleich darauf den Raum betrat.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Schulze vor mir zu sehen?“ frug er in englischer Sprache.

„Mein Name ist Schulze,“ sagte der kleine Mann.

„Dann entschuldigen Sie eine merkwürdige Frage.“ lächelte der Fremde, „die ich Ihnen aber später erklären werde. Gernern Sie sich noch, vor einiger Zeit — es können jetzt fast drei Wochen her sein — mit einem andern Herrn in der Expedition der Express-Compagnie gewesen zu sein?“

„Um,“ sagte Schulze nachdenkend, „dahin komme ich allerdings sehr oft, denn ich verschicke theils Vögel, theils be-
komme ich sie geschickt.“

„Allerdings. Aber der besondere Tag fällt Ihnen vielleicht wieder ein, wenn ich Ihrem Gedächtniß etwas zu Hülfe komme. Es war mit Ihnen ein fremder Herr — nicht der, mit dem Sie dort eintrafen, sondern ein anderer — im Bureau, der ein Werthpapel ausgab. Sie erklärten damals, daß Ihnen der Mann so bekannt vorkomme, und ließen den Clerk im Geschäft nachsehen, um seinen Namen zu erfragen.“

„Ganz recht,“ nickte Schulze, „wenn ich auch nicht recht begreife, woher Sie das wissen.“

Der Fremde lächelte, wick aber aus und fuhr fort: „Haben Sie jetzt vielleicht erfahren, wer der Herr war?“

„Nein — ich muß Ihnen auch gestehen, ich habe nicht weiter darüber nachgedacht.“

„Sie sind ihm auch seit der Zeit nicht wieder begegnet?“

„Nein — nicht, daß ich mich erinnern könnte.“

„Aber Sie würden ihn wieder erkennen, wenn Sie ihn sähen?“

„Davon bin ich seit überzeugt — dürfte ich Sie aber fragen, welches Interesse Sie an dem Herren nehmen — ich — weiß noch nicht einmal Ihren Namen.“

Der Fremde schwieg einen Moment — es war fast als ob er mit sich zu Rathe ginge, ob er sich nennen solle oder nicht. Nach kurzer Pause aber sagte er:

„Herr Schulze, ich weiß von der Express-Kompagnie, daß Sie ein braver, ehrenwerther Mann sind, und ich will Ihnen deshalb einfach die Wahrheit sagen, weil ich — vielleicht Ihre Unterstützung brauche. Ich bin ein Detective*) aus New-Orleans. Es ist dort ein Verbrechen verübt und der Vate der Express-Kompagnie in einem Hause ermordet und beraubt worden.“

„Und wie, um Gottes willen, sollen Sie da auf Cincinnati und — wie es scheint — auf den bestimmten Mann, denn

*) Geheim: Polizei.

„So weit ich mich seiner erinnere, sah er mir beinahe so aus, als ob er bei etwas Derartigem die Hand im Spiel haben könnte.“

„Die Sache ist sehr einfach. Wir fanden in dem Hause allerdings keine weitere Spur als ein altes, halb versengtes Couvert, auf dem sich nur der Cincinnati-Stempel noch erkennen ließ; ich folgte derselben aber trotzdem, und habe jetzt hier erfahren, daß zu einer Zeit, die etwa zustimmt, allerdings ein Werthpaket mit angeblich fünfhundert Dollars Inhalt hier — und zwar an das nämliche Haus aufgegeben ist, in dem der Mord verübt wurde. Der Clerk der Express-Compagnie sagte mir aber, daß er sich des Mannes noch dadurch deutlich erinnere, daß Sie gerade, Mr. Schulke, nach ihm gefragt hätten, und er dann den Namen im Buch nachgesehen habe, der auf P. Wilson lautete. Das Werthpaket war an einen Mr. Hudson adressirt.“

„Und bei jenem Mr. Hudson wurde der Mord verübt?“

„Allerdings. Sie werden es also natürlich finden, daß mir daran liegt, den Betreffenden hier aufzufinden, der nicht Wilson, sondern der Aussage eines seiner Theilnehmer nach, den wir eingefangen haben, Pelz heißt — oder sich früher wenigstens so genannt hat.“

„Pelz!“ schrie Schulke, in die Höhe fahrend, „und jetzt kenne ich den Burschen auch, — Pelz! ich mußte, daß ich ihn schon gesehen hatte. Wir sind zusammen über See gekommen.“

„In der That — also war jene Aussage wenigstens richtig.“

„Und wie hieß der, welcher Ihnen den Namen genannt hat?“

„Steinert — wie er seinen Namen wenigstens angab — ich weiß nicht, ob es der richtige ist.“

„Großer Gott!“ rief Schulke erschreckt, „sollte Herr Steinert so heruntergekommen sein? — das ist doch kaum möglich.“

„Sie kennen den Burschen?“

„Er war ebenfalls mit an Bord.“

„Er will lange in Californien gewesen sein.“

„Das ist wohl möglich; es sind auch schon lange Jahre her; er gehörte wenigstens zu den ehrlichen Passagieren, während dieser andere Bursche, Pelz nannte er sich, mit noch zwei Anderen in Ketten an Bord gebracht wurde.“

„Das ist ja sehr interessant zu erfahren,“ sagte der Detective, „wir werden da wohl nächstens einmal Revanche nehmen und die Insassen unserer Zuchthäuser, mit guten Pässen versehen, nach Deutschland schicken.“

„Ich weiß nicht, ob es jetzt noch geschieht,“ sagte Schulze, mit den Achseln zuckend; „aber geschehen ist es, und wir übrigen Passagiere waren damals selber entrüstet genug darüber.“

„Und diesem Burschen sind Sie seit der Zeit nicht wieder begegnet?“

„Nein, das weiß ich jetzt gewiß, und schon deshalb, weil ich mir den Kopf darüber zerbrach, wo ich ihn gesehen haben konnte. Er wäre mir da sicher aufgefallen; hatte auch ein breites, gemeines Gesicht, das man nicht so leicht vergißt.“

Der Detective nahm sein Notizbuch heraus und las: „Ein breites, glatt rasirtes Gesicht, breites Kinn und großen Mund, kleine graue Augen, braunes kurzes Haar, schlechte Zähne.“

„Genauer könnte ich ihn selber nicht beschreiben,“ sagte Schulze, „nur erinnere ich mich, daß er in seinem linken Ohr einen kleinen goldenen Ring trug.“

„In der That?“ sagte der Detective rasch; „für so leichtsinnig und ungeschickt habe ich den Herrn nicht gehalten, da er noch dazu, wie es scheint, bei mehreren ähnlichen Verbrechen theilhaftig war. Der Name Pelz steht auch bei einem in New-Orleans vor längeren Jahren verübten Raubmord verzeichnet, ohne daß wir seiner damals habhaft werden konnten. Aber dürfte ich Sie um die Gefälligkeit bitten, falls Sie diesem Herrn Pelz — er ist ein Landsmann von Ihnen, wie?“

„Leider!“

„Falls Sie ihm also wieder einmal begegnen sollten, uns soviel als möglich zu unterstützen, indem Sie zu ermitteln suchen, wohin er geht, und uns dann augenblicklich Nachricht zukommen lassen — auf der Polizeistation natürlich.“

„Von Herzen gern; aber glauben Sie, daß er sich wieder hierher gewandt? Er wird doch sicher nicht das ausgegebene Paket reclamiren?“

„Dann hätten wir ihn rasch genug — nein, dazu ist er doch wohl nicht ungeschickt genug, obgleich merkwürdigere Sachen vorgefallen sind. Mehrere Vermuthungen sprechen aber dafür, daß er wieder den Norden aufgesucht hat, und ich gedenke ihm jedenfalls eine Zeit lang hier nachzuforschen. Also wenn Sie ihm wieder begegnen sollten, kann ich auf Sie rechnen?“

„Es muß jedem ehrlichen Mann daran liegen, einen solchen Buben festzubekommen,“ sagte Schulke bestimmt; „so weit ich Ihnen darin nützen kann, soll es gewiß geschehen, nur bin ich nicht im Stande, Ihnen etwas Weiteres und Bestimmtes zu versprechen.“

Der Polizeimann machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, er verlangte nicht mehr, und freundlich grüßend verließ er das Local. Die Vögel umher hatte er nicht einmal eines Blickes gewürdigt, was Schulke eigentlich ärgerte. — Was wußte so ein Polizist aber auch von Ornithologie — und doch hatte er selber ein ganz habichtähnliches Gefühl gehabt.

Schulke vergaß aber für den Augenblick seine Vögel, denn er hatte sich wirklich seit jener Zeit manchmal den Kopf zerbrochen, wo er das „Kasuar-Gesicht“, wie er es immer nannte, schon früher einmal gesehen, und daß er das nicht wieder aus seinen Gedächtniskammern hervorholen konnte; ärgerte und störte ihn. Pelz! das war der Bursche, der finstere, mürrische Gesell an Bord, mit dem Niemand eigentlich auf dem Schiff Gemeinschaft gehalten, ja dem, wie seinen Kollegen, sie immer nur scheu aus dem Wege gegangen waren. Sonderbar, daß er ihn nicht schon damals wieder erkannt, denn das Gesicht, einmal gesehen, konnte man ja eigentlich gar nicht mehr vergessen. Und jetzt erinnerte er sich auch, wie sie damals beobachtet hatten, daß er auf ein New-Orleaner Boot gegangen war; wenn er das nur wenigstens dem Polizisten gesagt hätte; aber es änderte auch an der Sache nichts, wenn es gleich den Verdacht noch um so mehr

bestärkte. Aber schwerlich würde er hierher zurückkehren; dafür schien er Alles zu klug angelegt zu haben, und wer wußte, wo und in welchem Staat er sich jetzt sicher genug, und auch wahrscheinlich reichlich mit Geld versehen, herumtrieb. Den bekamen sie hier nicht wieder zu Gesicht.

Er ging, die Hände auf dem Rücken, in seinem durch zahllose Vogelbauer beengten Plaze auf und ab, als sein Blick zufällig, oder durch ein Geräusch vielleicht angezogen, auf die Thür fiel, und er bemerkte, daß Jemand von außen sein Gesicht dicht an die Scheibe hielt, wodurch diese angehaucht und undeutlich wurde, so daß er nicht gleich erkennen konnte, wer es sei.

Das Gesicht löste sich aber jetzt wieder ab, doch erst als sich die Thür öffnete, erkannte Schulke einen alten Freund, den Barbier Roskwein aus Donnersville, den er jetzt über Jahr und Tag nicht gesehen, und der ihm, noch von der Schwelle aus, lachend die Hand entgegenstreckte.

„Hallo, Schulke, altes Haus! Wie geht's? Was treiben Sie? Immer noch keine Federn gekriegt? Donnerwetter, das dauert lange. Wenn Sie übrigens geplagt werden sollten, weiß ich ein famoseres Mittel gegen Hühnerläuse.“

„Roskwein! Lieber Freund!“ rief Schulke wirklich erfreut aus, indem er die gebotene Hand nahm und herzlich schüttelte. „Sie sind und bleiben doch immer der Alte. Was treiben Sie und was führt Sie endlich einmal wieder nach Cincinnati herauf?“

„Mich? Oh Geschäfte, ich will eine Sendung Blutigel abholen und dann noch eine Menge anderer Dinge einkaufen, die wir da unten nicht so bequem haben können. In Louisvillle hätte ich es allerdings näher, aber man darf alte Freunde auch nicht zu lange vernachlässigen oder sie vergessen Einen ganz. Uebrigens,“ setzte er hinzu und betrachtete den kleinen Mann aufmerksam von oben bis unten, „wie ist mir denn? Sie hinten ja gar nicht. Operation schon glücklich vorüber?“

„Operation?“ sagte Herr Schulke verwundert, „was für eine Operation? An mir?“

„Nun gewiß,“ sagte Roskwein, „in Donnersville hieß es,

daß Sie sich die Achillessehne hätten durchschneiden lassen, um der Wissenschaft aufzuhelfen."

"Unsinn," rief Schulze, aber doch, wie es fast schien, mit einem etwas unbehaglichen Gefühl, „ich werde nicht so thöricht sein. Dieser Doctor aber," setzte er mit einem fast scheuen Blick umher hinzu, „ist, unter uns, lieber Rostwein, ein wirklich gefährlicher Mensch, und in einem geregelten Staate, und nicht wie wir hier leben, in einer wilden Republik, wäre er schon lange unter polizeiliche Aufsicht gestellt."

"Meinen Sie wirklich?"

"Der Mensch ist ein Zwitterding," sagte Schulze mit unterdrückter Stimme, „er hat genau das Gesicht einer Fledermaus, aber die Augen eines Baums Falken, und ein höchst unangenehmes Gefühl beschleicht mich jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentreffe."

"Sein Schild verspricht viel," schmunzelte Rostwein, „aber er hat Recht. Es giebt vielleicht kein praktischeres Volk auf der Erde, als die Amerikaner sind, aber auch kein kindlicheres, oder sagen wir lieber dümmeres, wo es sich solchen Charlatanen gegenüber befindet, denen es sich ohne Weiteres auf Gnade und Ungnade ergiebt. Es könnte Niemand diesen sogenannten Doctor Taylor in größere Verlegenheit bringen, als wenn er sich erböte, die Operation an sich vornehmen zu lassen, wenn ihm nicht seine Gewissenlosigkeit darüber hinzuhülfe; so aber bin ich der festen Ueberzeugung, er würde sich entweder durch einen Kniff helfen, d. h. dem Mann die Sehne gar nicht durchschneiden, sondern ihm nur, nach einer vorgeblichen Operation, den Fuß fest zusammenschnüren, oder — wenn er dazu gezwungen wäre, sein Haus in den ersten acht Tagen unter der Hand verlaufen, um dann in irgend einem andern Staat, unter irgend einem andern Namen mit einer andern Speculation aufzutauchen."

"Sie haben zu günstige Ansichten von dem Menschen," erwiderte Schulze mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln, „ich könnte Ihnen da — aber," brach er kurz ab, „wir wollen die schöne Zeit nicht mit solchen Betrachtungen vergeuden. Was gedenken Sie jetzt zu thun?"

"Ein Glas Wein zu trinken," sagte Rostwein, „und an

die frische Luft zu kommen, denn in dem Vogelbauer hier stinkt es nichtswürdig.“

„Lieber Roßwein,“ sagte Schulze etwas empfindlich, denn dadurch packte ihn der Freund an der schwachen Seite, „der Begriff von stinken ist ein so unbestimmter, da er zu genau mit dem Geschmack zusammenhängt, daß sich darüber gar nicht streiten läßt. Was uns anwidert, so weit es den Geruchsinne betrifft, erfüllt Raben und Geier mit Entzücken, und während zarte Damen oft den Geruch eines Papageis nicht ertragen können, schmieren sie sich dermaßen mit Batschouli ein, daß es Menschen und Thieren den Athem versetzt und sie übel und weh dabei werden. Ich befinde mich in dieser Atmosphäre ausnehmend wohl; es ist mir wie die Erinnerung an meine Kinderstube.“

„Bitte,“ sagte Roßwein, „ich rieche aber Kinderstuben auch nicht gerne.“

„Sie sind überhaupt ein profaischer Mensch, Roßwein,“ lenkte Schulze gutmüthig ein, „und es ist mit Ihnen da eben kein Streiten. Kommen Sie, wir wollen einmal über den Rhein und den Löwengarten gehen und ein vernünftiges Glas Bier trinken. Oder was sagen Sie zu einer Flasche Katawa-Champagner?“

„Wissen Sie, Schulze,“ meinte Roßwein, „ich bin in keiner Hinsicht ein Unmensch und leicht zu überzeugen, besonders mit Katawa-Champagner, denn der ist meine schwache Seite, also gehen wir. Ibis wird ja wohl unterdessen seine Heerde hüten.“

„Darauf kann ich mich verlassen,“ sagte Schulze, nahm seinen Hut und trat auf die Hausdiele hinaus. Dort in der Hausthür stand Doctor Taylor, seinen Hut, wie er gewöhnlich ging, etwas zurückgeschoben auf den Kopf, in der rechten Hand sein Federmesser und in der linken ein Stück weiches Holz, an dem er — seine stete Leidenschaft — herumsnitzelte.

„Gentlemen,“ sagte der Doctor, als die Herren mit einem Gruß vorüber wollten, „sehr erfreut Sie zu sehen — ah! Doctor Roßwein von Donnersville, wenn ich nicht irre, wie geht es der jungen Frau drüben, die wir neulich hier verheirathet haben?“

„Erstlich bin ich kein Doctor,“ sagte Rofwein, über die Anrede gerade nicht in bester Laune, „wenigstens keiner wie Sie, und dann kenne ich keine junge Frau. Sie müßten denn den Fettsack, die jehige alte Passedow, meinen.“

„Frau von Passedow allerdings,“ lachte der Yankee.

„Nun,“ meinte Rofwein, „wenn es ihm so ginge wie ihr, so wäre es die glücklichste Ehe in der Welt.“

„Ist er krank?“ frug Doctor Taylor rasch.

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen,“ sagte Rofwein trocken, „die paar blauen Flecken werden von selber wieder weiß.“

„Blaue Flecken?“ frug Doctor Taylor etwas erstaunt, denn er verstand den Ausdruck nicht gleich.

„Na, sie kilt ihn,“ meinte Rofwein, und machte dabei die ganz unzweideutige Bewegung des Hauen's, „und als er sich das erste Mal widersehen wollte, hat sie ihm das Gesicht dermaßen zerkratzt, daß er sich acht Tage vor keinem Menschen konnte sehen lassen.“

„You do'nt say so!“ rief der Doctor im höchsten Erstaunen aus; das kleine Stück Holz, an dem er geschnitz, entfiel dabei seiner Hand und er bückte sich rasch, um es wieder aufzuheben, als Schulke, der ebenfalls auf Rofwein's Bericht gehört, mit einem Schrei zur Seite sprang und dann ausrief:

„Doctor, ich warne Sie wohlmeinend! Noch einen solchen Versuch und ich zeige Sie bei den Gerichten an.“

„Mr. Schulke,“ sagte Taylor, ihn erstaunt ansehend, „mich wollen Sie anzeigen? Weshalb? Weil Frau von Passedow ihren Gatten prügelt?“

„Sie wissen wohl warum,“ sagte Schulke bestimmt, „aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es Ihnen nicht einmal was hilft, denn ich habe meine Vorkehrungen schon danach getroffen und bin gesichert.“

„Aber, mein bester Herr Schulke,“ sagte Taylor ganz verwundert, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keine Silbe von alle dem, was Sie mir da sagen, verstehe.“ Schulke antwortete ihm aber gar nicht mehr, sondern mit einem wohl sehr höflichen, doch auch sehr kurz abgebrochenen Gruß gegen

seinen Hauswirth, griff er Rogwein unter den Arm und schritt mit ihm die Straße hinunter.

„Was giebt's denn?“ frug dieser aber ebenfalls neugierig, denn er begriff selber nicht, worüber der sonst so gutmüthige kleine Mann plötzlich so böse geworden sein konnte.

„Haben Sie es jetzt gesehen?“ frug aber Schulke, noch immer in voller Aufregung, „Sie waren dabei, Sie können es mir jetzt bezeugen.“

„Aber was, um Gottes willen, wovon reden Sie nur?“

„Haben Sie gesehen, wie er sich plötzlich, mit dem Messer in der Hand, bückte?“

„Wer? der Doctor? Gewiß, der Spahn, an dem er schnitzte, war ihm aus den Fingern gefallen und er wollte ihn wieder aufheben.“

„Zum Vorwand, ja!“ rief Schulke rasch. „Aber sahen Sie nicht das kleine haarscharfe Messer, das er in der Hand hielt? Wenn ich nicht zur Seite sprang, können Sie sich darauf verlassen, daß er sich stellte, als ob er ausrutschte, dann mit der Hand ausgriff, und um meine Sehne wär' es geschehen gewesen.“

„Um Ihre was?“ frug Rogwein verwundert.

„Um meine Fußsehne — Sie kennen doch seine Ankündigung, und wie er danach angelt, um Jemanden zu finden, der sich von ihm die Sehne durchschneiden und wieder kuriren läßt. Was konnte ich denn machen, wenn er erklärte, der Unfall sei aus Versehen geschehen?“

Rogwein sah Schulke erstaunt, ja fast erschreckt an. War denn der Unglückliche wirklich übergeschnappt? Denn daß bei ihm nicht alle Schrauben fest angezogen seien, davon fühlte er sich schon lange überzeugt. Dann aber benahm sich Schulke wieder in jeder andern Art so vernünftig, und war in seinem Fach so ein tüchtiger Geschäftsmann, daß das allein hätte jedes Mißtrauen beseitigen sollen.

„Aber, bester Herr Schulke,“ sagte Rogwein, „beantworten Sie mir nur eine Frage: Glauben Sie, daß diese Hauptsehne, einmal durchschnitten, je wieder durch eigene Heilung so verbunden und gefestigt werden kann, daß sie zu gebrauchen

wäre, ohne jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt zu sein, wieder getrennt zu werden?"

"Nein," sagte Schulze, „das glaube ich eben nicht."

"Also halten Sie es deshalb für möglich, daß ein Charlatan, wie dieser Doctor Taylor ist, einen solchen Fall, an dem seine ganze Reclame zu Grunde gehen müßte, selber, und mit noch dazu gefährlichen Mitteln herbeiführen würde?" frug Roßwein; „er kann doch nur so lange hier bestehen, als er Niemanden hat, der an sich selbst bestätigt, daß alle seine Prahlereien Schwindel sind, denn nachher ist er gründlich fertig."

"Und wenn er einen ganz andern Zweck dabei verfolgt?" sagte Schulze und warf einen scheuen Blick umher, als ob er fürchtete, daß ihn der, von dem sie jetzt sprachen, selbst hier hören und verstehen könne.

"Einen andern Zweck?" frug Roßwein verwundert, „und welchen?"

Schulze schien eine Antwort auf der Zunge zu haben, aber er hielt sie trotzdem zurück, denn er kannte den Alles leugnenden und dabei etwas sarkastischen Charakter seines Freundes. Was half es auch, über etwas mit ihm zu streiten, das der eine Theil nicht verstand, während sich der andere davon vollständig durchdrungen fühlte.

"Lassen wir das," sagte er endlich nach einer Pause; „es kann doch nichts nützen und ändert auch an der Sache nichts. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, lieber Roßwein, daß ich anfangs, mich in dem Hause dieses sogenannten Doctors unheimlich zu fühlen und mir nächstens, so gut mir diese sonst behagt, doch eine andere Wohnung suchen werde. Aber da sind wir an unserem Rhein," setzte er wehmüthig lächelnd hinzu, als sie den Kanal und die darüber führende Brücke erreichten. „Dort die Vorstadt nennen wir hier wenigstens „über dem Rhein“, und ein sehr reges und dabei fast ausschließlich deutsches Leben hat sich hier entwickelt und nimmt einen immer großartigeren Charakter an. Sehen Sie, da drüben links ist unser sogenannter Löwengarten, ein deutscher Biergarten, dem sich übrigens auch die Amerikaner nicht mehr fern halten und sogar zuweilen mit ihren Ladies den Abend, unserer guten Musik zu Liebe, hier verbringen."

„Das scheint übrigens ein sehr lebhafter Ort,“ meinte Rofwein, „und wenn ich mich nicht sehr irre, prügeln sie sich da schon Morgens. Wäre es nicht wünschenswerth, uns einen ruhigeren und weniger gefährdeten Ort zu suchen, um unser Glas zu trinken?“

„Wie ich zu meinem Erstaunen sehe, haben Sie Recht,“ erwiderte Schulze; „da muß aber etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, denn der Wirth duldet keine Unordnung, und wie ich Ihnen schon vorher bemerkte, besuchen ihn sehr häufig wirkliche Ladies, die sich sonst sicher fern halten würden. Wir werden übrigens gleich sehen.“

Die beiden Freunde waren indessen bis dicht hinan an das Eingangsthor gekommen, wo sich allerdings schon eine Menge von Menschen gesammelt hatte und — wie sich nicht mehr verkennen ließ, einer gewaltthätigen Scene zuschauten. Es war aber kein sogenannter fight oder Vorkampf, wie er besonders unter den Irländern und den rohen Amerikanern so häufig vorkam, sondern es schien Jemand, ganz gegen die Sitte eines „fair fight“ oder christlichen Kampfes, nur von mehreren Anderen geprügelt zu werden, ohne daß sich die Zuschauer hineingemischt hätten; ja es mußte sogar eine allgemeine Befriedigung über diese barbarische That herrschen, denn hier und da erschollen Bravorufe und Aufforderungen fortzufahren von den verschiedensten Seiten her.

Die Scene war aber zu heftiger Art, um lange zu dauern; die ganze Sache hätte auch eine unangenehme Wendung nehmen können, wenn zufällig ein Constabler dazu kam, und plötzlich stieß der Vulkan ein einzelnes gemißhandeltes Menschenkind aus, dem eine breitschulterige, kräftige Gestalt noch einen wuchtigen Tritt gab, was seine Schnelligkeit um vielleicht zwei Knoten die Stunde vermehrte.

„Und nun laß Dich hier wieder einmal bliden!“ rief zugleich eine Stimme hinter ihm her, welche Drohung oder Einladung aber wohl ganz unnöthig war; und an den Beiden vorüber, mit eingetriebenem Hut, schoß der Gemäßigete, verlor dicht vor ihnen das Gleichgewicht und fiel auf seine Hände nieder, raffte sich empor, riß den Hut vom Kopf herunter, starrte einen Moment umher, um sich nur erst zurecht

zu finden und die Richtung zu wissen, die er zu nehmen hatte, und eilte dann, so rasch ihn seine Füße trugen, dem Kanal zu, um wieder in die eigentliche Stadt zu gelangen. Die kurze Frist hatte übrigens Rogwein genügt, um ihn zu erkennen.

„Herr Weigel! Bei Allen, was lebt! Na, wenn es dem in Amerika nicht gefällt, dann weiß ich's nicht, denn der scheint hier permanente Prügel zu bekommen. Vor einigen Wochen hatten sie ihn in Donnersville beim Kragen, in voriger Woche klopften sie ihm auf einer Farm die Jacke aus, und hier in der Stadt scheint's ihm nicht besser zu gehen. Na, wohl bekomm's!“

„Wer ist denn das?“ sagte Schulze erstaunt; „ein Dieb?“

„Gott bewahre, wenigstens ist mir nichts davon zu Ohren gekommen, aber einer von diesen deutschen Auswanderungs-Agenten, die manchen armen Teufel ins Unglück gejagt haben. Nun plagt ihn aber sein Unstern, daß er selber herüberkommt, und wo er jetzt erkannt wird, kriegt er Haue. Und diese Uebereinstimmung der Gemüther! Es ist zu komisch, aber er wird's wohl bald satt kriegen und wieder heimischen Boden aufsuchen.“

„Ober einen andern Namen annehmen,“ lächelte Schulze, „das geschieht sehr häufig — aber hier sind wir im Garten, und nun wollen wir uns ein hübsches schattiges Plätzchen aussuchen und es uns da bequem machen.“

„Alle Wetter,“ sagte Rogwein, indem er sich rings umschaute, „merkwürdig, daß ich hier noch gar nicht hereingefallen bin. Hier sieht es ja ganz deutsch und gemüthlich aus. Da lassen Sie uns auch nur Bier und keinen Champagner trinken, der stört sonst die ganze Geschichte und paßt auch gar nicht zu der Umgebung. Es läme mir gerade so vor, als ob man Wein aus einer Kaffeetasse trinken wollte — es geht eben nicht, oder schmeckt wenigstens nicht.“

Schulze hatte schon einen Kellner herbeigewinkt und Bier beordert, als ein langer Herr in einem großen dunklen Bart an der etwas versteckten Stelle, an der sie saßen, vorüberging,

einen Blick hineinwarf und, als er Schulze erkannte, auf diesen zutrat.

„Mein lieber Herr Schulze, wie geht es Ihnen?“

„Ach, mein lieber Herr Fortmann, bitte, kommen Sie zu uns herein; hier, Herr Rofwein, ein intimer Freund von Herrn Kellmann und Donner, der Herr lebt in Donnersville — lieber Rofwein, Herr Fortmann, Advocat und Friedensrichter in Covington, gegenüber.“

Die Herren begrüßten sich mit einem freundlichen Handschütteln.

„Jedesmal, wenn ich Jemanden von da drüben sehe,“ sagte Fortmann, „fällt es mir wie ein Vorwurf aufs Herz, daß ich mein Freund Kellmann gegebenes Versprechen noch nicht erfüllt und ihn besucht habe. Ich war aber die letzte Zeit wirklich so außerordentlich in Anspruch genommen, daß ich mit dem besten Willen nicht dazu kommen konnte. Die jetzigen Verhältnisse zwischen Negern und Weißen wollen sich noch nicht regeln, und nehmen zuweilen sogar einen recht böseartigen Charakter an, was unsere Stellung nicht leichter macht. Außerdem scheint es aber fast, als ob das wilde Leben, das die Soldaten da draußen im Felde geführt, ihre Sehnsucht nach einer stillen und zufriedenen Häuslichkeit vermehrt habe, denn nie im Leben noch hatte ich so viele Paare zu trauen, als gerade in jetziger Zeit.“

„In der That!“ rief Rofwein.

„Ich versichere Sie, es vergeht jetzt kaum ein Tag, wo ich nicht wenigstens eine, oft aber auch vier und fünf Trauungen vorzunehmen habe, denn jetzt fangen auch die früher getrennt gehaltenen Regerpaaire an, sich zu finden, und kommen oft viertel-dutzendweise an.“

„Na,“ lachte Rofwein, „dann wünsche ich den jungen Paaren nur, daß sie eine glücklichere Ehe führen, als das junge Paar, von dem ich vorhin dem Doctor Taylor erzählte.“

„Welches junge Paar?“ frag Fortmann.

„Oh, Sie kennen sie nicht,“ sagte Rofwein; „ein Herr von Passadow, der sich erst ganz kürzlich mit einer sehr dicken und sehr resoluten Dame verheirathet hat und jetzt wünscht,

lieber des Teufels Großmutter als diesen „Engel“ genommen zu haben.“

„Ist die Ehe unglücklich?“ rief Fortmann, zeigte aber so viel Interesse, daß ihn Kofzwein erstaunt ansah und er als Erklärung hinzusetzte: „Sie dürfen sich nicht wundern, daß mich der Fall interessiert, da ich das „junge Paar“ neu: lich selbst getraut habe.“

„So?“ sagte Kofzwein; „na, er wird Ihnen wohl schwer: lich besonders dankbar dafür sein, denn wenn er — au!“ unterbrach er sich, als Schulze plötzlich seinen Arm ergriff und so heftig drückte, daß er unwillkürlich den Schmerzens: schrei ausstieß; „was zum Teufel haben Sie denn? Sie knei: fen mir ja den Arm zu Schanden.“

Schulze ließ augenblicklich los, aber eine erstaunte Be: wegung, die er machte, und die Richtung, der sein Blick in nur zu deutlich ausgesprochener Ueberraschung folgte, machten auch die Anderen dort hinüber sehen. Etwas Außerordent: liches konnten sie aber nirgends bemerken. Der Garten war in dieser Tageszeit überhaupt nur mäßig gefüllt; kleine Grup: pen saßen allerdings überall, und hier und da gingen auch wohl ein paar der Gäste auf und ab. So schritten an ihnen vorbei gerade zwei in eifrigem Gespräch begriffene Männer, die ihre Unterhaltung aber nur mit unterdrückter Stimme führten und auch auf Niemand weiter zu achten schienen.

„Nun?“ sagte Fortmann, als sie vorüber waren, sich etwas weiter ab einen freien Tisch aussuchten, an dem sie sich niederließen, und einen Kellner herbeiriefen, „was haben Sie? was giebt es?“

„Das ist er,“ flüsterte Schulze, „das ist der Bursche, den die Polizei hier sucht — ein Zuchthausvogel, der mit uns über See gekommen, sich Pelz nannte, hier aber, wie es scheint, den Namen Wilson angenommen hat und jetzt einen Mord in New-Orleans verübt haben soll.“

„In New-Orleans?“ sagte Fortmann kopfschüttelnd; „das ist wohl kaum möglich. Er wohnt entweder hier oder drüben in Covington, denn ich erinnere mich, ihm schon mehrfach be: gegnet zu sein.“

„Neulich,“ erwiderte Schulze, „sah ich selber zufällig, wie

er auf ein New-Orleans-Boot ging, und jetzt ist von jener Stadt ein Detective hinter ihm hergekommen; dem aber habe ich versprochen, ihn augenblicklich zu benachrichtigen, wenn ich dem Menschen wieder begegnen sollte, und das will ich denn auch ohne Weiteres thun."

"Und wenn er nun indessen wieder fortgeht?" sagte Rostwein.

"Wollen Sie die Verantwortung übernehmen?" fragte Fortmann, „falls Sie sich doch vielleicht in der Person geirrt hätten."

"Ich glaube, ich kann es," sagte Schulze bestimmt, „ich täusche mich in dem Gesellen wahrhaftig nicht. Uebrigens kann er auch keine Ahnung haben, daß hier irgend Jemand von seinem Verbrechen etwas weiß, und wird sich wahrscheinlich vollkommen sicher fühlen."

"Ich selber," meinte Fortmann, „wenn ich auch Friedensrichter in Covington bin, habe doch hier, in einem ganz andern Staat, natürlich keine Macht; aber als wir herein kamen, sah ich gleich an der Thür ein paar Constabler sitzen, die dort ihr Bier tranken — die Polizei hat hier so gut Dienst wie an anderen Orten — machen Sie also rasch Ihre Anzeige, und ich will dafür sorgen, daß der Herr wenigstens so lange aufgehalten wird, bis Sie zurückkommen. Sie meinen doch den breitschulterigen Burschen mit dem breiten Gesicht — der Andere scheint ein Amerikaner zu sein."

"Gewiß," sagte Schulze, der schon seinen Hut genommen hatte; „aber sehen Sie nicht zu viel hinüber, oder wir machen ihn mißtrauisch."

"Nur keine Angst, ich begleite Sie langsam bis zur Thür, um den Constablern den Mann zu zeigen — wenn der sich aber schon so lange hier in Amerika herumgetrieben, kann er viel Unheil angerichtet und muß dabei ein schmähhches Glück gehabt haben."

Oben an dem Tisch, bei ihrem Bier und Gespräch, saßen die beiden Herren und schienen wirklich nicht daran zu denken, daß sich irgend Jemand mit ihnen beschäftigen könnte, wie sie denn auch Niemanden weiter im Garten beachteten.

"Und den Platz, wo sich Woodly jetzt aufhält, können

Sie mir nicht genau angeben, Mr. Wilson?" fragte der Amerikaner, indem er sein Glas austrank und sich ein frisches bestellte.

"Nicht im Stande," erwiderte dieser, "ich sah ihn nur flüchtig und weiß, daß er New-Orleans in einem stromauf gehenden Boot verlassen hat; den Ort wohin, gab er mir aber natürlich nicht an."

"Hm," sagte der Amerikaner nachdenkend, "dann kann er also nicht nach Texas hinüber sein, vielleicht nach Arkansas oder Missouri."

"Und warum nicht? — wenn er den Redriver hinaufginge? Ich vermuthe aber fest, er hat sich der neuen Pacific-Bahn zugewandt, ich weiß wenigstens, daß er sich zu verschiedenen Zeiten danach erkundigte."

"Ich dachte, Sie sagten, daß Sie ihn nur flüchtig gesehen hätten," bemerkte der Amerikaner, indem sein Blick, aber nur für einen Moment, den Nachbar streifte.

"Das letzte Mal, ja," sagte Wilson ruhig, "wir trafen aber mehrere Male zusammen."

"Hm!" brummte der Amerikaner vor sich hin, "und in New-Orleans nichts zu machen? Ich hatte eigentlich Lust, noch einmal da vorzusprechen, wenn es nur nicht jetzt gerade dort mit dem gelben Fieber begänne."

"Fürchten Sie sich?" lächelte der Deutsche.

"Ja," sagte der Amerikaner nach einigem Zögern, "ich hasse ansteckende Krankheiten, und dann — ist die Zeit auch dort zu still. Aber auch die Pacific-Bahn wäre keine so schlechte Idee, schon Omaha scheint vielversprechend zu werden, und ich glaube, es ließe sich dort, mit ein klein wenig Verstand, etwas machen. Hatte Goodby etwas Besonderes in New-Orleans vor?" fragte er dann wie hingeworfen, "er ist sonst nie lange ohne Beschäftigung."

"Er war etwas knapp an Kasse," sagte Mr. Wilson.

"Böses Zeichen," meinte der Amerikaner; "und wie lange sind Sie von dort zurück?"

"Wenige Tage erst."

"Und gedenken hier zu bleiben?"

Der Deutsche zuckte mit den Achseln. „Ich habe Geschäfte hier und weiß nicht, wie lange mich die noch hier halten werden. Wenn ich sie rasch beenden kann, gehe ich vielleicht nach dem Norden. Wüßten Sie vielleicht etwas, womit man in ehrlicher Weise ein paar Dollar verdienen könnte?“

Der Amerikaner lächelte leise vor sich hin. „Ehrlich Proß soll am besten schmecken,“ erwiderte er, „aber ich wüßte jetzt im Augenblick gar nichts, wenn wir nicht vielleicht — sind Sie in Covington bekannt?“

„Genau.“

„Oh — es wäre möglich, ich — muß aber erst noch einmal mit einem Freund darüber sprechen. Wo können wir uns gegen Abend oder Nachmittag wieder finden?“

„Sagen wir hier.“

„Gut,“ nickte der Amerikaner, indem er nach seiner Uhr sah, „ich muß jetzt fort, um noch Einiges zu besorgen.“

„Ich gehe mit,“ sagte der Deutsche, „denn da vorn kommt ein ganzer Trupp von Constablern, und die Gesellschaft war mir noch nie unangenehm. Die Kerle riechen Alle nach hölzernen Pritschen und Wasseruppe.“

Die Beiden standen auf und schlenderten langsam dem Ausgang zu, an dem jetzt die Eintretenden stehen geblieben waren und sich mit den dort schon sitzenden Constablern unterhielten. Bei der Polizei waren sehr viele Deutsche angestellt, die man natürlich auch hier häufig im Löwengarten, besonders wenn Musik spielte, traf. Beide achteten deshalb auch nicht darauf und bogen, Wilson nach rechts, der Amerikaner nach links aus, um sie durchzulassen. Es konnte das auch zufällig sein, um den Eintretenden bequemer Raum zu geben, in der That aber war es dem unruhigen Blick des Amerikaners keineswegs entgangen, daß zwei der Constabler, von denen er wußte, daß der eine ein Landsmann von ihm, also kein Deutscher war, seinen Begleiter sehr scharf ins Auge gefaßt hatte und mit seinem Gefährten flüsterte. Dief aber ein Verdacht gegen diesen, so schien es ihm völlig unnötig, daß er sich selber zu auffällig als seinen Bekannten zeigte, und es ist möglich, daß er schon deshalb die andere Seite des Weges

nahm. Er befiel aber die Herren, indem er sich stellte, als ob er nur allein auf seinen Weg achte, sorgfältig im Auge und hatte sie fast passirt, als er sah, daß sich einer von ihnen Herrn Wilson gerade in den Weg stellte.

„Beg your pardon,“ sagte Wilson mit der gewöhnlichen entschuldigenden Redensart, als er fast gegen ihn anprallte, und wollte ruhig zur Seite ausweichen, aber der Constabler ließ ihn nicht.

„Beg your pardon, Sir!“ wiederholte er, indem er ihm aufs Neue den Weg vertrat; „aber ich wünschte Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ist das der Herr?“ wandte er sich dann halb gegen den ihm dicht folgenden Schulke.

„Das ist der Herr,“ erwiderte dieser, „nach welchem sich der Gentleman heute Morgen erkundigt hat.“

Mr. Wilson, wie er sich selber nannte, war doch, als er Herrn Schulke erkannte, um einen Schatten bleicher geworden. Aber was konnte der von ihm wissen? Das Ganze beruhte jedenfalls auf einem Irrthum, und mit lecker Stirn erwiderte er:

„Nach mir erkundigt, und bei dem Herrn? — das wäre merkwürdig. Und weshalb? wenn ich fragen darf.“

„Gewiß dürfen Sie fragen, my dear Sir,“ erwiderte ein anderer, daneben stehender Herr, der eben keine Polizei-Uniform trug, mit der größten Freundlichkeit, „und sollen auch Alles auf das Genaueste erfahren. — A propos, Mr. Schulke, nicht wahr, das ist Ihr Name, also das ist der nämliche Herr, mit welchem Sie damals die Seereise zusammen gemacht haben?“

„Allerdings.“

„Und dort nannte er sich Pelz?“

„Ja.“

„Das ist eine ganz erbärmliche Lüge,“ rief aber Mr. Wilson dazwischen, „ich habe den Menschen in meinem ganzen Leben nicht gesehen, und hier der Gentleman kann mir bezeugen, daß ich Wilson heiße und seit längeren Jahren hier in Cincinnati lebe.“

„Welcher Gentleman, Mr. Wilson? wenn ich fragen darf,“ frug der Detective sehr artig.

„Hier, Mr. Osgood,“ sagte der Deutsche und sah sich dabei überall nach seinem Begleiter um. Mr. Osgood mußte aber für gut befunden haben, nicht als Zeuge aufgerufen zu werden, oder in irgend welche Berührung mit der Polizei zu kommen; er war wenigstens nirgends mehr zu sehen, und die Constabler bedauerten jetzt, sich nicht gleich von Anfang an mehr um ihn bekümmert zu haben — er hatte sich wenigstens durch sein rasches Fortgehen verdächtig gemacht. Mr. Wilson sah sich aber dadurch allein auf sich selber angewiesen und berief sich allerdings noch auf einen Wirth, bei dem er Quartier hatte. Der Detective ließ sich aber auf nichts weiter ein. Er brauchte andere Zeugen, z. B. die Beamten der Express-Compagnie, bei denen das Werthpaket gerade für die Adresse aufgegeben war, bei welcher der Raubmord verübt worden, und als Herr Schulke jetzt auch noch sagte, daß er und sein Begleiter, ein Herr Kellmann von Donnerstille oder Lobenstein's Farm, gesehen hätten, wie sich gerade dieser Herr direct, nachdem er das Werthpaket aufgegeben, auf einem New-Orleans-Voot eingeschifft habe, machte man keine weitere Umstände mit ihm. Zwei der Constabler nahmen ihn in die Mitte, und er sollte eben abgeführt werden, als er noch in voller, aber jetzt ohnmächtiger Wuth dem neben ihm stehenden Schulke zurief: „Warte, verdammte Nachtigall, das zahl' ich Dir heim.“

„Gentlemen,“ sagte Schulke ruhig zu den Constablern, „er hat vorhin geaugnet, daß er mich je gesehen hätte. Der Name Nachtigall war mein Spitzname, mit dem ich an Bord des Schiffes genannt wurde. Er konnte den nicht wissen, wenn er nicht dabei gewesen wäre.“

„All right, Mr. Schulke,“ lachte der Detective, „wir glauben Ihnen jedes Wort, das Sie gesagt haben, und denken, daß wir einen guten Fang gemacht. Vorwärts, mein Bursche, und wenn Du Dich im Geringsten widersetzest, so wird Dich der kleine Stod da beruhigen.“

Es hatten sich während dieser Scene fast sämmtliche

Gäste des Löwengartens um den Gefangenen gesammelt; an ein Entweichen desselben war natürlich gar nicht zu denken, obgleich er, und wahrscheinlich zu dem Zweck, einen forschenden Blick umherwarf. Die Leute hatten ihn fest, und etwa eine Viertelstunde später fand er sich unter sicherer Verwahrung, in dem Stadtgefängniß.

In Kansas.

Die im vorigen Capitel beschriebene Gefangennahme des Burschen, der sich in Cincinnati allerdings schon eine Weile aufgehalten hatte und den Viele kannten, machte insofern Aufsehen, als es ein Deutscher war und die Deutschen eine Ehre darein setzten, ihrer Kopfhahl nach den allergeringsten Beitrag zur Verbrecherstatistik des Staates zu liefern. Der Verdacht gegen ihn stieg aber fast zur Gewißheit, als er von beiden Beamten der Express-Compagnie als der Nämliche erkannt wurde, der damals jenes Werthpaket nach New-Orleans, und zwar an dieselbe Straße und Hausnummer, wo der Mord verübt worden, aufgegeben hatte, und es blieb nur noch übrig, ihn nach New-Orleans zu schaffen und dort mit Denen zu confrontiren, die ihn an jenem Tage daselbst gesehen hatten, wie auch das Zeugniß seines ebenfalls eingefangenen Landmannes über ihn zu hören.

Der Gefangene, der aber bis jezt noch mit der größten Ruhe leugnete, da er sich nicht denken konnte, daß die Gerichte im Stande wären einen wirklichen Beweis gegen ihn zu führen, erbot sich zwei Zeugen, Amerikaner, in Cincinnati zu stellen, die beschwören könnten, daß er diese Stadt in den letzten Wochen nicht verlassen habe, und die Polizei ließ sich

bereitwillig die Namen derselben geben — der eine von ihnen war der Rämliche, mit dem er heute den Löwengarten besucht hatte. Beide konnten aber merkwürdiger Weise an den bezeichneten Adressen nicht mehr aufgefunden werden und hatten es wahrscheinlich vorgezogen, Cincinnati für einige Zeit den Rücken zu kehren. So wurden denn auch nicht lange Umstände mit dem Gefangenen gemacht, und schon mit dem nächsten Zug führte der Detective, der sich noch einen Mann zur Hülfe mitnahm, um unterwegs abwechselnd Wache halten zu können, denselben wohlverwahrt in Handschellen seinem Ziel entgegen.

Uebrigens schien Herr Pelz sehr gut bei Kasse, denn es fanden sich bei ihm, als man ihn untersuchte, etwa zweitausend und einige hundert Dollar in Greenbacks, die er allerdings als sein wohlverworbenes Eigenthum erklärte. Vor der Hand nahm sie indessen der Detective an sich.

Herr Steinert, den man in Maulbeere's Branntweinschenke abgefaßt, hatte indessen, als er nüchtern wurde, in Todesangst und Entsetzen ein volles Geständniß abgelegt, vor Gott und nach Gott aber geschworen, daß er keine Schuld an dem Mord und nicht einmal gewußt oder auch nur geahnt habe, man wolle dem Postboten etwas zu Leide thun.

In dieser ersten, wahrhaft verzweifelten Stimmung erzählte er auch Alles was er wußte, und der Untersuchungsrichter fühlte sich überzeugt, daß er die Wahrheit rede.

Ohne Geld, und den größten Mangel leidend, hatte ihn ein Amerikaner, der sich seiner Aussage nach Broadwell nannte, gefunden, ihm erst etwas Geld gegeben und ihm dann so lange von einem Plan vorgesprochen, nach dem sie Beide in einigen Tagen reiche Leute werden könnten, daß er endlich darauf einging. Daß sein Landsmann Pelz ebenfalls dabei theilhaftig war, wollte er gar nicht gewußt haben, oder er wäre nie darauf eingegangen, denn er kannte ihn als einen schlechten Menschen. Pelz sei auch nur erst vorgestern Abend eingetroffen und habe dann viel im Geheimen mit dem Amerikaner verhandelt, ohne daß sie sich um ihn bekümmert hätten. Dieser hätte Pelz immer mit dem Namen Wilson

angerebet. Dabei mußte er den ganzen Tag aufpassen, wenn der Postbote käme, und als er ihn habe kommen sehen, sei er beordert worden, augenblicklich, sobald jener in die Stube träte, die Hausthür zu verriegeln, damit Niemand in der Zwischenzeit hinein könne. Da sei da drinnen, ohne daß er selbst im Zimmer gewesen, das Schreckliche geschehen; die Weiden hätten dann die Ledertasche durchsucht, aber dabei geflucht, daß sie nicht so viel enthielte, als sie geglaubt. Ihm hätten sie dann zwei Fünfzig-Dollarnoten gegeben und ihm befohlen, noch eine kleine Weile dort zu bleiben und ihnen nachher zu folgen. Aus Angst und Schauer habe er nachher aus der Brandysflasche ein paar lange Züge gethan und das wäre ihm in den Kopf gestiegen. Lange hielt er's auch nicht bei dem Todten aus, und sei, die Thür wieder ins Schloß werfend, auf die Straße und fort geeilt.

Auf die Frage, weshalb er sich nachher noch so in der Nähe aufgehalten habe, erklärte er — „weil er ja kein böses Gewissen gehabt und dann auch geglaubt hätte, in dem Gewirr von Regern würde Niemand auf ihn achten; aber der Cognac sei ihm in den Kopf gestiegen und er hätte zuletzt nicht mehr gewußt, was er thue oder spreche.“

Steinert, den jener Amerikaner als eine Art von Diener gemiethet zu haben schien, konnte aber nicht genau angeben, wohin sich dieser gewandt haben möchte. Nach dem Nordwesten allerdings, denn darüber hatte er an dem letzten Morgen mit Pelz viel gesprochen, aber ob er nach Arkansas oder Missouri gegangen wäre, wisse er nicht. In Kansas sei er aber schon früher einmal gewesen, und es sei vielleicht möglich, daß er sich wieder dorthin gewandt habe. Außerdem gab er eine genaue Personalbeschreibung des Amerikaners, die zu Protokoll genommen wurde, und es war dabei augenscheinlich, daß er nichts verhehlte, was er wirklich wußte. Die beiden Schurken hatten ihn auch, wie er erklärte, nichtswürdig behandelt und betrogen — erstlich damit, daß sie einen Mord beabsichtigten — den Raub schien Herr Steinert als etwas ganz Unschuldiges zu betrachten — und dann, daß sie ihn noch um seinen Antheil betrogen, denn ihm gaben sie nur zwei Fünfzig-Dollarnoten, während er selber gesehen haben

wollte, daß sie ganze Pakete von Banknoten in die Taschen geschoben. Er hielt sich deshalb gegen sie auch zu nichts verpflichtet, und erbot sich sogar in das Land zu reisen und sie aufzusuchen.

Das Letztere wurde nun freilich, als etwas zu naiv, abgelehnt, aber die Polizei bekam durch die Beschreibung einen etwas bestimmteren Anhalt. Der eine Detective wurde nach Cincinnati gesandt, wohin die Expres-Compagnie schon telegraphirt und zurückerfahren hatte, daß allerdings ein Werthpaket an dieselbe Adresse abgegangen sei, wo später der Mord verübt wurde, während drei andere Beamte, die geschicktesten in diesem Geschäft, die es in New-Orleans gab, augenblicklich nach verschiedenen Theilen des Westens und Nordwestens aufbrachen, um dort vielleicht dem Haupträbelsführer, wie sich nicht mehr verkennen ließ, jenem Amerikaner auf die Spur zu kommen. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß dieser, der aus das Haus gemiethet hatte, der Hauptleiter und Unternehmer des ganzen, so lange vorbedachten Verbrechens gewesen sei.

Das Einbringen des in Cincinnati Ertrappten änderte nichts in der Sache, als daß man die feste Ueberzeugung gewann, daß er bei dem Morde hülfreiche Hand geleistet. Maulbeere und seine beiden Schentmädchen sagten einstimmig aus, daß er die nämliche Flasche Cognac geholt, die man noch mit einem kleinen Rest darin in jenem Zimmer gefunden hatte. Böding erklärte eben so bestimmt, daß er sich dieser Persönlichkeit deutlich erinnere. Dieser Mann sei Einer von den Beiden gewesen, die zuerst das Haus verlassen, und das Geld, das man bei ihm gefunden, mußte den Verdacht natürlich erhöhen. Trotzdem aber, daß Pelz mit Steinert confrontirt wurde, der ihm ins Gesicht seine Anklage wiederholte und Maulbeere's Aussage bestätigte — leugnete dieser Alles. Er wollte Beide nicht kennen, hatte sie nie gesehen — und jedenfalls mußten sie ihn mit einem Zwillingssbruder, den er hier in Amerika habe, von dem er aber selber nichts weiter wisse, verwechseln. Das Gericht glaubte ihm natürlich kein Wort von seinen Aussagen und vor der Hand wurde er wieder in sein Gefängniß abgeführt. Es lag überhaupt hier in

New-Orleans noch manches Andere gegen ihn vor und die weitere Untersuchung möchte das ergeben.

Noch wüthete der furchtbare Bürgerkrieg in dem weiten Land, als schon der nie gebeugte, lebenskräftige und vor keiner Schwierigkeit zurückstehende Norden den Bau jener Riesenbahn beschloß, die auf eine Entfernung von fast fünfzig Längengraden durch endlose, von wilden Indianerhorden durchschwärmte Prairien, und über schneeige Gebirge und tiefe Schluchten hin, das Schienengleis und den Telegraphendraht führen und, mehr als dreitausend englische Meilen lang, den Atlantischen mit dem Stillen Ocean verbinden sollte.

Raum aber war dieser vier Jahre wüthende blutige Krieg beendet, der alle Kräfte des Volks erschöpft zu haben schien und viele Millionen Dollars, wie Hunderttausende von Menschenleben gekostet hatte, als das kühne Werk auch schon in Angriff genommen wurde und bald darauf die Locomotive schon durch die Wildniß leuchte, die sonst nur der kühne Jäger betreten hatte, um der Spur des Elz und Büffel zu folgen.

Man muß die Amerikaner selber schon bei solchen Arbeiten gesehen haben, wenn sie sich, mit der Aussicht auf sichern Geldgewinn, in das Treiben stürzen und es von allen Seiten zugleich in Angriff nehmen, um sich voll und wirklich hineindenken zu können. Vor ihnen lag eine ungemessene Wildniß, mit feindlichen Indianern, die schon drohten, daß sie den Bau der Bahn nicht gestatten würden; vor ihnen lagen mächtige Terrainschwierigkeiten in den Gebirgen, Holz- und Wassermangel in der Ebene, wo nicht einmal Lebensmittel zu erhalten waren. Kein Weißer hatte noch je gewagt, sich dort anzusiedeln, kein Obdach gegen Sturm und Regen fanden die Arbeiter, während sie vorwärts drangen, und nur auf ihre eigene Kraft, ihre eigenen Mittel blieben sie angewiesen. Aber nicht einen einzigen Moment von dem Tage

an, wo sie begannen, unterbrachen sie ihre Arbeit wieder. Ihr Werkzeug in der Hand, hatten sie den Revolver im Gürtel stecken und die geladene Büchse neben sich liegen. Je weiter sie vordrangen, desto mehr wuchs auch die Gefahr, aber was that das — das Werk wurde trotzdem gefördert, und Schiene an Schiene schloß sich für den gewaltigen Bau.

Das aber nicht allein: das unternehmende amerikanische Volk wartete nicht etwa darauf, bis die Bahn beendet, ja nur bis zu bestimmten Zielen vorgebracht sei, um dann an jenen Stellen Niederlassungen zu gründen und Stationsplätze anzulegen. So weit die Schienen gelegt waren, begann schon der Güterverkehr — ganze Rüge wurden mit Brettern und Pfosten beladen abgeschickt, Lebensmittel folgten in Masse, und wo man diese dann mitten in der Wildniß ablud, nahmen Ochsenkarren sie wieder auf und führten sie, von schwer bewaffneten Colonisten geleitet, das ausgesteckte Gleis entlang bis zu einem passenden Platz, wo denn auch, mitten aus der Prairie, eine Zelt- oder Bretterbudenstadt wie aus dem Boden aufwuchs, um — vielleicht zwei Monate später wieder vollständig aufgeladen und weiter transportirt zu werden.

Die Leute speculirten eben, und ging das an dem einen Ort nicht, so versuchten sie es an einem andern — Arbeit und Gefahr kam dabei natürlich nicht in Betracht.

Noch zog sich die Bahn durch theilweis civilisirtes — wenigstens schon seit lange von den Weißen in Besitz genommenes Land, durch den Staat Kansas, und jene ungeheuren Prairien begannen, die erst am Fuß der Felsengebirge ihre Grenze finden — noch aber wechselte Wald mit der Steppe, breite Baumstreifen zogen sich hier und da hindurch und dichte Holzungen dehnten sich oft noch auf Meilen aus, während dann plötzlich der Blick wieder über die gelbe, meer- gleiche Grassfläche schweifte, an deren Horizont sich erst aufs Neue Waldung zeigte.

Hier, an der Grenze einer solchen Prairie, die aber schon im Spätherbst den düstern Charakter weilen, vergulbten Graßes zeigte, während sie im Frühjahr von Tausenden von Blumen überdeckt war, erhob sich ein solches „Ueber Nacht Städtchen“, wie man sie wirklich nennen konnte, denn über

Nacht schienen sie aus dem Gras emporgestiegen zu sein, ohne dieses merklich umher geschädigt zu haben.

Häuser und Zelte standen da schon mit langen Straßen und Quergassen, fast jedes mit einem großen Schild daran, das die Beschäftigung des Inhabers anzeigte, aber noch keine Ruthe Landes war umbrochen, um in Feld oder Garten verwandelt zu werden, keine Umzäunung aufgerichtet, kein Obstbaum angepflanzt, wie es bei deutschen Ansiedlungen stets zuerst geschieht. Nur dem Bedürfniß des Augenblicks schien genügt zu sein, um ein Schutzbach gegen Wind, Wetter und Sonne zu haben; zu einer Heimath war die Wohnung noch keinem geworden und würde es auch sehr wahrscheinlich keinem von diesen ersten Squattern werden.

Daran hin lief allerdings die schon ausgesteckte Linie, die den Bahnkörper aufnehmen sollte, aber noch hatte der Spaten den jungfräulichen Boden nicht berührt, noch befanden sich die Arbeiter viele lange Meilen weit östlich und rückten erst langsam Fuß nach Fuß heran — aber das hinderte nicht den Bau der Stadt, wenn diese auch noch eher einer ausgebehten Marketenbewirthschaft glich. Sie sollte ja auch eigentlich vor der Hand nichts weiter sein, nur daß sich die Inwohner hier — im Bereich der Indianer — als außerhalb der Gesetze betrachteten, deren Schutz auch kaum bis hierher reichte, und demzufolge handelten.

Hazardspiele waren in den Vereinigten Staaten auf das Strengste verboten und mit den schärfsten Strafen, oft bis Zuchthaus belegt. Im Bereich von deren Jurisdiction wurde deshalb auch nur heimlich gespielt, und man gebrauchte die größte Vorsicht, um nicht überrascht zu werden. Hier dagegen betrachtete man sich schon auf freiem, oder doch wenigstens neutralem Territorium, und das Hazardspiel bildete nicht allein einen Theil der Vergnügungen dieses „Lebens im Westen“, sondern mehr den Hauptbestandtheil, denn neben der Flasche gab es fast nichts weiter. Das zweite Haus deshalb in „Smithfield“, wie man den Ort getauft, da der erste Ansiedler dort, wie auch nicht anders zu erwarten, ein John Smith gewesen, war ein Schenkhause, und fast in allen solchen Häusern wurde, wie bei der ersten Besiedlung von Californien,

auch gespielt, ohne daß irgend ein Beamter der Vereinigten Staaten gewagt hätte sich dem zu widersetzen.

In Californien war das Spiel jetzt eben so streng verboten wie im Osten, und kein Wunder deshalb, daß sich das ganze Spielergesindel des weiten Reiches, das fast ohne Ausnahme falsche und besonders dafür hergerichtete Karten führte, in diese neu eröffnete Gegend warf und den Aufenthalt dort zu einem nichts weniger als sichern und gemüthlichen machte.

Sie fanden aber trotzdem ihre Rechnung, denn die einzelnen Arbeiter bekamen hier, mit Rücksicht auf die stete Lebensgefahr, der sie von indianischen Ueberfällen ausge-setzt waren, einen hohen Lohn, und der Verführung des Whisky wie des Spiels konnten nur Wenige vollkommen widerstehen.

Uebrigens fing auch schon die Kunst an, diesen sonst noch sehr wilden Plaz heimzusuchen, denn zwischen Trink- und Spielzelten, zwischen Holzbaracken, in denen allerlei Waaren feilgeboden wurden, — und nicht allein etwa wollene und baumwollene Kleider, sondern auch seidene Stoffe für das weibliche Gesindel, das sich dort herumtrieb — hatte sich auch sogar ein Photograph etablirt, der in einem Zelt, in welchem in sehr geschickter Weise Glasscheiben angebracht waren, seinen Wohnsitz aufgeschlagen und Photographien schon zu dem mäßigen Preis von fünf Dollar das Duzend oder zwei Dollar das Stück lieferte — kurz, die Civilisation rückte nach, und der „rothe Mann“ mußte weiter und weiter zurück in seine Wildniß weichen.

Früher war nun diese ganze Gegend ein ausgezeichnet guter Jagdgrund gewesen, wo sich der Elk (Wapiti) und Büffel ihre Nahrung suchten, und zahlreiche Antilopenheerden, die sich merkwürdiger Weise nie weiter im Osten gezeigt und die dichten Grenzwälber stets gemieden haben, herumtrieben. Wild gab es allerdings noch ziemlich reichhaltig, aber aus der Nachbarschaft der jetzt angesiedelten Plätze war es doch verjagt worden, und wer ihm begegnen wollte, mußte sich von diesen ziemlich weit entfernen. Eigentliche Jäger lebten dort aber auch nur sehr wenige, denn Geld ist mit der Jagd

nicht zu verdienen, und jetzt und hier war das Hauptziel der Leute eben Geld. Reich wollten sie werden, und zwar in kurzer Zeit, und werthvolle Grundbesitze erwerben, die jetzt noch zu einem Spottpreis zu haben waren. Ueberhaupt schien es nicht gerathen, gerade jetzt, wo die Indianer, von den Weißen auf das Nichtswürdigste behandelt und durch den Bau der Bahn, die durch ihre besten Jagdgründe führte, überdies gereizt, schon weitere Streifzüge unternahmen und einzelne Blockhäuser überfallen hatten — allein im Wald oder der Prairie umherzustrreifen. Wer ihnen in dieser Stimmung und auf einem Kriegszug in die Hände fiel, war auch rettungslos verloren, und die Erbitterung, besonders gegen die Sioux und Cheyennes, stieg deshalb unter der weißen Bevölkerung mit jedem Tag.

Smithfield lag unmittelbar an der vermessenen Strecke, und sollte auch später eine Hauptstation der Bahn bilden; große Maschinenhäuser waren schon dort errichtet, und Magazingebäude für Lebensmittel sowohl als Betriebsgegenstände angelegt worden, so daß dem Ort jedenfalls eine nicht unbedeutende Zukunft blühte. Sein Aussehen unterschied ihn aber noch in nichts von den in der Prairie draußen angelegten Flecken, und nur in dem benachbarten Wald gab es noch hier und da vereinzelte Farmen, während weiter draußen jede Nachbarschaft aufhörte, und nur nach Osten zu, das Geleis entlang, länglich besiedelte Plätze die Richtung bezeichneten, welche die Weltbahn nahm. Ueberhaupt bot sich hier dem Unternehmen ein ganz vortrefflicher, zum Ackerbau vorzüglich geeigneter Boden, der den der nördlichen Pacific-Bahn in der Prairie weit übertraf, und deshalb siedelten sich auch manche Farmer, die überall einen leichten Verkehrsweg nach der nächsten Station eröffnen konnten, hier auf dem guten Land, und mit der Gewißheit, ihre Producte stets zu verwerthen, an. Daß sie dabei der Indianer-Grenze sehr nahe kamen, störte sie nicht. Ihre Landsleute bauten ja schon weit draußen in der Prairie die eiserne Bahn, und Furcht kannten die kühnen Pioniere nicht. Außerdem hatte man gerade in dieser Gegend seit langen Jahren nichts von indianischen Ueberfällen gehört, und wenn sich auch besonders die Cheyennes

in letzter Zeit wieder gerührt, so lagen deren Wigwams doch viel zu weit ab, um von dort her einen Ueberfall zu besorgen.

Meilenweit südlich von Smithfield und mitten im Wald standen zwei der gewöhnlichen Blockhütten fast in Ruß Nähe beieinander. Zwei Brüder, in Illinois geboren und nach dem Westen übergesiedelt, hatten sich dort mit ihren Familien niedergelassen und schon eine tüchtige Strecke Land urbar gemacht, wie auch zahlreiche Viehherden gezogen, die da im Wald ihr reichliches und bequemes Futter fanden. Wer dachte daran, in jenen Gegenden Vieh in einem Stall zu halten, obgleich der Winter dort schon ziemlich heftig auftrat und besonders die Nordweststürme oft mit eisiger Schärfe über die weiten, endlosen Steppen piffen, — die Thiere waren abgehärtet wie die Menschen und befanden sich wohl dabei.

John MacInney wohnte an dem nördlichsten Punkt, etwa zwölf englische Meilen von Smithfield entfernt, Jack MacInney eine halbe Meile südlich davon.

John, der Ältere, hatte die größere Farm, die er mit zwei kräftigen Söhnen bearbeitete, während seine Frau und eine erwachsene Tochter, Jenny, die Wirthschaft führten. Nur erst seit kurzer Zeit hatte sich ihnen ein Gast zugesellt, der dort in der Nachbarschaft jagte, manchmal aber auch halbe Wochen lang bei ihnen blieb und dann eben so wacker arbeitete, als die Uebrigen.

Wolf vom Berge, wieder hinaus in die Welt getrieben, war in seinen alten, liebgewonnenen Wald geeilt, und seine erste Absicht war gewesen, sich aufs Neue einem Indianerstamme anzuschließen und mit diesem gemeinsam den wilden Büffel zu jagen, wie er es so oft gethan. Aber schon der erste Streifzug von Sioux brûlés, die er fand, zeigte ihm die Gefahr, der er sich dabei aussetzte. Glücklich Weise traf er bei diesen einen alten Jagdgefährten, der ihn aber schon am ersten Tage warnte auf seiner Hut zu sein. Die Indianer waren nicht mehr das, was sie früher gewesen, die harmlosen Nachbarn der Weißen und ihre Freunde. Der Ueberfall des herzlosen Obersten Shingleton, der ein für den Augenblick fast ganz von den Männern verlassenes Dorf der Cheyennes überfiel

und die armen Weiber durch seine Leute förmlich abschlachten ließ, hatte eine furchtbare Erbitterung unter den rothen Männern hervorgerufen, und kleine Abtheilungen, auf dem Kriegspfad, besonders von Häuptlingen der Cheyennes und Arrapahoes geführt, durchzogen schon die weiten Steppen und suchten die verschiedenen Stämme zu gemeinsamem Handeln und einem vereinten Angriff zu bewegen. Was wußten diese unglücklichen Menschen von der furchtbaren Macht, die hinter den wenigen Ansiedlern und kleinen, dort gehaltenen Solbatentrupps stand. Sie rechneten darauf, daß die Weißen in ihren verschiedenen Stämmen eben so uneinig und selbst feindlich untereinander wären, wie sie selber es bisher gewesen, und — sollten bald zu ihrem Schaden das Gegentheil erfahren.

Also gewarnt, entkam Wolf noch rechtzeitig, denn sein früherer Jagdgefährte, nicht einmal ein Häuptling, hätte ihn nicht lange schützen können. In der Prairie durfte er aber auch nicht länger weilen, denn die Wilden schweiften auf ihren schnellfüßigen Thieren schon überall herum, und das Gerücht ging, daß sie selbst an der Bahn Arbeiter überfallen und scalpirt hätten. Er zog sich deshalb in den Wald zurück und castete zuerst bei John MacInney, der ihn mit der gewohnten Gastfreundschaft der Wäldler auf das Herzlichste aufnahm, so daß er sich dort wieder ordentlich ausruhen und erholen konnte.

Müßig wollte er aber auch nicht liegen, und wenn er nicht ausging, einen Hirsch oder wilden Truthahn zu schießen, schaffte er wacker mit der Art, die er vortrefflich zu handhaben verstand, und wurde bald der Liebling der Familie.

Und was wollte er hier? Sein Plan war Anfangs gewesen, in die Felsengebirge zurückzukehren, den aber hatten die Streitigkeiten mit den Indianen vereitelt; er durfte nicht wagen, unter diesen Umständen dort hinein allein vorzubringen; und zurück in die Staaten? — was sollte er dort? Das wilde Leben sagte ihm zu, und wie er es früher toll genug geführt, warf er sich auch jetzt wieder hinein.

So war er diesmal wieder zwei Tage und zwei Nächte abwesend; ganz gegen sonstige Gewohnheit lehrte er aber am

dritten Tage schon Morgens in aller Frühe, und zwar diesmal ohne alle Beute zurück. Sonst war er noch nie ausgegangen, ohne einen Hirsch oder ein paar Truthühner herbeizuschaffen. Einmal hatte er sogar einen jungen Bär erlegt, die selbst hier schon anfangen selten zu werden. Heute, nachdem er zwei Tage fortgewesen, brachte er keine Beute mit und sah dabei auch bleich und erschöpft aus, Jenny, die gerade allein zu Hause war, fiel das wenigstens gleich auf.

„Aber, Mr. Wolf,“ sagte sie, denn der Graf hatte diesen Namen als den seinigen angegeben, „was fehlt Ihnen? Sind Sie krank geworden? Lassen Sie einmal Ihre Fingernägel sehen; wenn die blau werden, ist es immer ein sicheres Zeichen vom kalten Fieber.“

„Nein, Jenny!“ sagte Wolf kopfschüttelnd; „aber wo ist der Vater — wo sind die Brüder?“

„Alle fort,“ lächelte das junge Mädchen. „Vater hat im Sommer einen starken Bienenbaum gefunden, und den wollen sie jetzt fällen und den Honig hereinbringen.“

„Und nach welcher Richtung zu gingen sie?“ frug der junge Mann rasch.

„Ja, das weiß ich nicht, Sir — ich war gerade mit Mama draußen in der Fenz, um die Kühe zu melken, und habe gar nicht darauf geachtet. Dort sind sie nicht vorübergekommen; aber ich glaube auch nicht, daß sie weit sind, und vielleicht hören wir's, wenn der Baum stürzt. — Doch Sie haben gewiß etwas — Sie sehen so unruhig aus.“

„Nichts, mein Kind, nichts,“ wehrte aber Wolf ab, „nur müde bin ich, denn ich habe einen langen Marsch gemacht.“

„Und hungrig gewiß auch,“ sagte Jenny gutmüthig.

Wolf schüttelte mit dem Kopf. — „Nein,“ sagte er, „ich hatte mir ja trockenes Wildpret genug mitgenommen, falls ich nicht zum Schuß kommen sollte, und das Letzte erst heute Morgen verzehrt — nur einen Augenblick niederlegen will ich mich und dann Euren Vater suchen.“

„Aber wo?“ rief Jenny; „wenn Ihr dort hinübergeht, sind sie vielleicht auf der andern Seite — Ihr wartet lieber hier, denn lange bleiben sie gewiß nicht. Sie haben nicht

einmal ein Pferd mitgenommen und nur die beiden Eimer, um den Honig hinein zu thun. Kommt, legt Euch dort auf Papas Bett, wenn Ihr müde seid, und indessen will ich für Euch den Kaffee ans Feuer stellen."

"Dank Euch, Jenny," sagte Wolf, "aber ich denke ich liege hier eben so gut auf meiner Decke am Feuer — bin einmal daran gewöhnt und mache mir überhaupt nicht viel aus einem Bett." Damit breitete er, wie er das stets that, wenn er hier im Hause schlief, seine wollene Decke auf den Boden, legte sich auf die eine Seite und schlug die Decke um sich her; Jenny aber suchte ihm indessen etwas zu essen herzurichten, und sah dabei gar so lieb und herzlich aus.

Sie war ein noch ganz junges, kaum achtzehnjähriges, bißhübsches Mädchen, mit rabenschwarzen vollen Haaren und eben solchen Augen und dabei schneieigem Teint und schlankem, vollem Wuchs. Auch die Kleidung, die sie trug, stand ihr sehr gut. Sie bestand allerdings nur aus selbstgewebtem und genähtem Baumwollenzug, sogenanntem homespun, was die Frauen der Backwoods sogar von der rohen Baumwolle herstellen, aber sie färbten die Faden in blau, roth, grau, grün und gelb in sehr geschickter Weise und verstehen dem Anzug, wie die beste Nähterin, einen hübschen und gefälligen Schnitt zu geben. Man findet dort wahrlich nie das Plumpe und Geschmacklose, durch das sich unsere Bäuerinnen nur zu häufig in ihrer Kleidung auszeichnen. Der Stoff ist einfach, ja, aber die Form läßt nichts zu wünschen übrig, und jedes junge Kind des Waldes dort weiß, daß sie eine Lady ist, und hält sich als solche.

Hätte Wolf auf sie geachtet, so würde er auch bemerkt haben, daß sie oft sorgend den Blick zu ihm hinüber warf und sich besonders in Acht nahm, nicht auf die Planken zu treten, auf der er lag, um ihn nicht zu stören. Die Diele bestand ja nur aus mit der Fußart oben glatt behauenen, sehr starken und etwas unformlichen Bohlen, die dann zusammengefügt, aber nicht einmal mit Nägeln festgeschlagen waren — aber er schien wirklich erschöpft und bekümmerte sich gar nicht um das junge liebe Wesen, das sich da für ihn beschäftigte. Seine Gedanken weilten auch fern, fern von

Die Frauen hier sind, von selbst, alle Mädchen sehr schön.

da, und erst als Jenny den Kaffee wieder heiß hatte und das frisch aufgebackene Maisbrod mit einem Stück kalten Speck und Truthahn auf den Tisch setzte, sah er zu ihr auf.

„So, Mr. Wolf,“ sagte Jenny, „nun nehmt einen Imbiß, denn ein Stück kaltes Hirschfleisch ist kein Frühstück — es ist Alles fertig.“

„Ich danke Euch, Jenny,“ sagte Wolf freundlich, während er die Decke abwarf und zu dem Tisch trat. „Ihr seid immer so gut mit mir, und ich bin doch nur ein Fremder, den der Wind hier in Eure range geweht hat und den Ihr bei Euch so gastlich aufgenommen.“

„Und warum sollen wir nicht gut mit Euch sein,“ lächelte Jenny, während sie ihm den Blechbecher mit Kaffee füllte, wurde aber doch ein wenig roth dabei. „Ihr seid ja auch gut mit uns Allen und schafft wacker mit Vater oder bringt Wildpret ins Haus und wollt nie etwas dafür annehmen. Weshalb siedelt Ihr Euch nicht bei uns an? Das Land ist gut und wird viel werth werden, wenn die große Eisenbahn erst einmal fertig ist.“

„Ja, my dear girl,“ sagte der junge Mann seufzend, „ich habe noch zu unruhiges Blut und das treibt mich herüber und hinüber; aber vielleicht komme ich früher zu Ruhe als ich jetzt glaube, und dann gefällt mir die Nachbarschaft hier ganz gut. Wo aber nur der Vater bleibt, ich wollte, daß er zurückkäme!“

Jenny warf die rothen Lippen fast wie schmolzend empor. Ihr war es gerade recht gewesen, daß sie ein wenig mit dem jungen Fremden und ungestört plaudern konnte, und er verlangte nach dem Vater. Was hatte er denn mit dem so Wichtiges zu sprechen? Eine Weile sah sie auch still neben ihm und sah, wie er tapfer zulangte, denn der Hunger war mit dem Essen gekommen; ihre Gedanken beschäftigten sich aber doch mit ihm und nach einer Weile fuhr sie fort:

„Was für einen wunderlichen Namen Ihr aber habt — Wolf. Wie kann sich nur ein Mensch Wolf nennen; ist doch der Wolf gerade ein so böses und schlechtes Thier!“

„Aber ich heiße nicht allein Wolf, Jenny; ich heiße Wolf vom Berge.“

„Das ist einerlei,“ sagte das junge Mädchen mit dem Kopfe schüttelnd; „die Bergwölfe sind genau so schlecht wie die in den Sümpfen, nur noch größer und grausamer. Ich habe auch nur noch einen Menschen in meinem Leben gekannt, der ebenfalls Wolf hieß, aber auf den paßte der Name viel mehr!“

„So? Und wo war das?“

„Oh, damals war ich noch klein und wir wohnten noch in Illinois. Der Wolf fuhr mit einem kleinen Karren im Land umher, und Vater tauschte für getrocknete Hirschkeulen und Felle zwei silberne Löffel von ihm ein. Wie wir sie aber kurze Zeit hatten, wurden sie gelb und häßlich. Es war gar kein Silber und der böse Mensch hatte Daddy betrogen.“

Wolf lächelte. „Ja, Herz,“ sagte er, „es giebt auch böse Wölfe in der Welt; ich gehöre aber, Ihr dürft mir's glauben, Jenny, zu den guten und betrüge Niemanden.“

„Ich glaub's Euch,“ sagte das junge Ding treuherzig und sah ihn dabei voll mit ihren guten Augen an — draußen aber schlugen in dem Augenblick die Hunde an, und als Wolf auf und in die Thür sprang, sah er, wie eben MacInney mit seinen Söhnen, schwer beladen mit dem erbeuteten Honig, zurückkehrten.

„Hallo, Wolf!“ rief ihm der Alte fröhlich entgegen, „das habt Ihr verpaßt. War ein famoser Baum und ist noch fast so viel drinnen, wie wir hier mitbringen. Die Jungen müssen noch einmal hinaus.“

Wolf war vor die Thür getreten und ging dem alten Mann entgegen, und die beiden Söhne, John und Bill, setzten ihre Eimer nieder, um ihm den reichen Fund zu zeigen. Wolf aber, so sehr er sich sonst dafür interessirt haben würde, achtete kaum darauf, und den Alten am Arm nehmend, führte er ihn ein Stück auf die Seite und flüsterte ihm zu:

„Mr. MacInney, wir haben Indianer in der Nähe und ich glaube fast, wir dürfen ein wenig auf unserer Hut sein.“

Der Alte sah ihn einen Moment ungläubig an, dann sagte er lächelnd:

„Unfönn, Wolf, wer hat Euch das in den Kopf gesetzt? Wganbottes vielleicht, das ist möglich; die sind hier in Kansas angesiedelt und streifen manchmal bis zu hier und auch noch weiter hinaus. Lumpengesindel, das Einem auch noch die paar Hirsche wegschießt, die bis jetzt verschont geblieben sind; aber die Siour sollten sich doch erst zweimal besinnen, ehe sie sich so weit in unser Territorium hinein wagten.“

„Es sind auch keine Siour,“ sagte Wolf bestimmt, „wenigstens nicht ausschließlich; sie haben Cheyennes dabei und das ist eine böse Bande.“

„Habt Ihr sie gesehen?“ rief MacInney rasch und besorgt.

„Einen Siour nur, auf der Suche.“

„Aber, Mann, woher wollt Ihr denn wissen, daß Cheyennes mit ihm sind?“ sagte der Alte kopfschüttelnd, „an den Fährten?“

Wolf griff in seine Tasche und zog ein kleines Ledersäckchen heraus, das er öffnete. Es enthielt eine grünliche staubige Farbe.

„Kennt Ihr den Stoff?“

MacInney betrachtete sich das Säckchen aufmerksam, berrsch es, schüttelte dann mit dem Kopfe und sagte — „Nein.“

„Das ist die Farbe,“ fuhr Wolf fort, „mit der sich die Häuptlinge der Cheyennes bei festlichen Gelegenheiten das Gesicht einreiben. Oft und oft habe ich ihnen zugeesehen, wenn sie damit beschäftigt waren, und was haben diese jetzt, bei der gegenwärtigen Stimmung der Nation gegen die Weißen, hier zu suchen, wenn sie nicht auf blutigen Wegen sind?“

„Und woher habt Ihr die Farbe?“

„Im Walde in ihren Fährten gefunden, denen ich einen ganzen Tag gefolgt bin.“

„Den Indianern?“ rief der Alte erstaunt, — „Ihr allein?“

„Gewiß,“ rief Wolf. „Vorgestern Abend traf ich auf die

ersten Spuren, aber die Dunkelheit überraschte mich, und um ihnen nicht etwa in der Nacht in den Wurf zu laufen, lagerte ich und wagte nicht einmal ein Feuer anzuzünden. Erst am nächsten Morgen nahm ich die Spuren wieder auf und kam etwa um zehn Uhr zu ihrem Lagerplatz, an dem sie die Nacht verbracht."

"Und waren es auch wirklich Indianer?"

"Dort an dem einen Feuer fand ich dies Säckchen, aber den Beweis auch in den Feuern selber. Nur trockenes, aufgelesenes Holz war mit den Enden zusammengeschoben, kein Artschlag rings umher sichtbar, wohl aber im Stangenholz die Spur ihrer schmalen Tomahawks, mit denen sie Stöcke und Stangen abschlugen."

"Und wie viele glaubt Ihr, daß es gewesen sind?"

"Meiner Meinung nach muß es eine Truppe von nahe an zwanzig Mann gewesen sein, und zwar lauter Männer, denn sie führten kein Packthier mit den gewöhnlichen Schleppstangen bei sich."

"Und wohin wandten sie sich?"

"Das machte mich ja ihren Fährten mit solchem Eifer folgen," sagte Wolf; „hierher zu, fast direct nach unserer Richtung, bis sie, etwa zwei Miles von hier, etwas von ihrem Cours abbogen und sich dem gerade westlich von hier liegenden Höhenzug zuwandten."

"Dann sind sie auch wieder nach der Grenze zurückgekehrt," brummte MacInney. „Sie dürfen nicht wagen, sich jetzt gerade in den Ansiedlungen zu zeigen, denn daß es ihnen verboten ist, in unserem Staat zu jagen, wissen die Schufte gut genug. Seid Ihr ihnen noch weiter gefolgt?"

"Bis Dunkelwerden, dann blieb ich natürlich liegen und schlich erst wieder in der Nacht der Richtung nach, bis ich ihre Lagerfeuer durch die Bäume konnte flimmern sehen."

"Alle Teufel!" rief der Alte erstaunt; „Wolf, Ihr habt wie ein richtiger Backwoodsman gehandelt."

"Ich glaube ich bin auch einer," sagte der junge Mann mit einem wehmüthigen Lächeln; „aber was konnte ich weiter thun?" setzte er hinzu, „und nur erst in der Morgen-

Dämmerung wollte ich sehen, was sie beabsichtigten, band deshalb mein Pferd in einem Dickicht fest und ging wieder recognosciren, aber — ich fand sie noch im Lager. — Sehen konnte ich sie freilich nicht, denn so nahe durfte ich nicht hinan, aber ich kam in Sicht von einigen ihrer Pferde, die sie ausgehobbelt hatten — ein Zeichen, daß sie an keinen so frühen Ausbruch dachten. Ich war jetzt selber irre geworden, und beschloß nach hier zurückzukehren, um Euch die Meldung zu machen. Meine Lebensmittel gingen auch auf die Reige, denn da ich in den Fährten der Rothhäute blieb, kam mir natürlich kein Wils zum Schuß. Gestern Abend in der Dämmerung bäumte allerdings ein Voll Truthühner ganz in meiner Nähe auf, aber ich durfte da doch keinen Schuß feuern, oder ich hätte die Herren der Steppe rasch genug auf der Spur gehabt. Ich blieb aber trotzdem noch eine Weile in der Nachbarschaft, und suchte den Pfad dabei zu finden, der von Westen her in gerader Linie auf diese Ansiedlung zuführt, denn ich war doch ein wenig zweifelhaft in der Richtung geworden. Endlich traf ich ihn, hatte aber kaum Zeit, mich rasch hinter einen umgestürzten Baum zu werfen, denn gerade auf dem Pfad entlang, von der Ansiedlung her, die Büchse im Arm, kam ein Indianer, zu Jagd oder Krieg gerüstet, den Oberkörper nackt und roth bemalt, die lange Büchse im linken Arm, den Blick aber glücklicher Weise fest am Boden und nach Fährten suchend, sonst hätte er meine rasche Bewegung doch am Ende gesehen.“

„Hättet Ihr die Canaille über den Haufen geschossen!“

„Und das ganze Lager dann rebellisch gemacht, nein, das ging nicht; ich wußte ja auch nicht einmal, ob der Mann etwas Böses im Sinn hatte, ich glaube es aber fast.“

„Wenn die Sache so steht,“ sagte der Alte, der eine Weile schweigend vor sich nieder gesehen hatte, „so müssen wir in der That auf der Hut sein, denn den Canaillen traue ich nicht weiter, als ich sie mit dem Messer erreichen kann; sie sind mit allen Hunden geheßt.“

„Ihr haltet einen Ueberfall nicht für unmöglich?“

„Sie haben tollere Sachen ausgeführt, aber heute über Tag brauchen wir nichts von ihnen zu fürchten. Kommen sie

wirklich, so ist es morgen früh mit Tagesanbruch, und dann gilt es zuerst unserem Haus. Jedenfalls müssen wir alle unsere Kräfte zusammennehmen. Geht Ihr also jetzt zu meinem Bruder Jack hinüber, Wolf, erzählt ihm Alles, wie Ihr es mir erzählt, und fragt ihn, ob er es nicht für besser hielte, mit Frau und Kindern heut Abend zu mir herüber zu kommen. George, den Jüngsten, soll er aber augenblicklich nach der Militäirstation hinüberschicken und die Meldung machen lassen. Hier kann er uns doch nichts nützen, denn er ist noch zu jung; mit einem Pferd versteht er aber umzugehen."

"Aber was machen wir mit unseren Thieren?"

"Die treiben wir heute Nachmittag in die Gründorn-Flat, in die getrauen sich die nackten Kerle im Dunklen nicht hinein, denn die Sägebörnen rissen ihnen die Haut vom Rücken. Nehmt Euch Zeit, Wolf, wir brauchen nichts zu überstürzen; ich will indessen ins Haus gehen und die nöthigen Vorbereitungen treffen."

"Eurer Tochter habe ich noch nichts gesagt."

"Desto besser, die Frauen machen Einen sonst mit ihrer Angst verwirrt."

"Und wäre es nicht am Ende besser, sie mit George nach dem kleinen Fort zu schicken?"

Ein trostiges Lächeln zuckte um des alten Backwoodsman Lippen. "Wenn wir mit Bill's Jungen hier den Platz besetzt halten," sagte er, "dann sind sie da so sicher wie im Fort — und vielleicht sicherer — aber nun geht auch, wir haben übrig Zeit und können den Herren, wenn sie uns wirklich einen Besuch zugebracht haben, einen hübsch warmen Empfang bereiten."

John MacInney schritt, während Wolf seinen Auftrag auszurichten eilte, langsam und nachdenkend seiner Wohnung zu. Draußen am kleinen Rauchhaus waren seine beiden Söhne beschäftigt, den mitgebrachten Honig in hohlen, mit einem Boden versehenen Baumstämmen, sogenannten Gums, zu bergen, um die Eimer wieder frei zu bekommen, und Jenny war noch allein im Haus.

"Wo ist die Mutter, Kind?" frag der Vater, wie er nur den Raum betrat.

„Noch beim Warten, Vater, aber sie muß den Augenblick zurückkommen.“

Madinney ging, mit zusammengefalteten Armen und gesenktem Kopf noch ein paar Mal in seinem kleinen Haus auf und ab; er schien die Anwesenheit der Tochter ganz vergessen zu haben; diese aber hatte eine Frage auf dem Herzen, und wie sie dazu erst Muth gefaßt, sagte sie zuletzt, doch immer noch schüchtern und zurückhaltend:

„Was hatte Dir denn Mr. Wolf so Dringendes zu sagen, Pa? Er war schon hier im Haus so merkwürdig zerstreut.“

„Mir?“ sagte der Alte ausweichend, „nichts Besonderes; weshalb?“

„Aber es muß doch wohl etwas Besonderes gewesen sein, Pa,“ meinte das junge Mädchen, „er sprach gar so ernst mit Dir und — und — sah auch immer wieder nach dem Haus hier herüber.“

„Ach nichts, Kind,“ erwiderte der Vater, der ihr nicht vor der Zeit, und noch dazu vielleicht unnöthige Sorge machen wollte. „Er sprach mit mir über die Gegend hier, er wird sich wohl hier bei uns ansiedeln wollen.“

Ein glückliches Lächeln suchte über das Antlitz des hübschen Kindes, und das Blut stieg ihr dabei voll in die Schläfe.

„Richt wahr?“ rief sie, „hab' ich es mir doch schon gedacht.“

„Du?“ sagte der Vater und sah erstaunt zu ihr auf; „na, was hast Du denn? Du glühst ja auf einmal wie Feuer; was hast Du Dir gedacht?“

„Ach, Vater,“ sagte das junge Ding, jetzt wirklich erschreckt, „sei nur nicht böse, aber ich — ich glaube — daß — daß —“

„Run? was glaubst Du?“

„Daß,“ stotterte das arme Mädchen, und ihr ganzes Antlitz schien in Gluth zu stehen, „daß mir — daß mir der Mr. Wolf — gut ist und mich zur Frau haben will.“

„S-o?“ sagte Madinney mit lang gezogenem Ton und sah die Tochter scharf und forschend an, „und woher vermuthest Du das?“

„Ach — ich weiß es nicht,“ stammelte das arme Kind,

das so ganz plötzlich und unerwartet zu einem Geständniß gebracht war, „aber er ist — immer so freundlich mit mir.“

„Und hat er Dir schon einmal etwas davon gesagt?“

„Gesagt? — ach, ich weiß nicht, aber neulich, Pa, wie Ihr die große Eiche zu Clapboards zusammen gefällt hattet, und wie er dann nach Hause kam, da — da sagte er —“

„Nun? und was?“

„Der Rücken thäte ihm so weh — das war aber nicht der Rücken, Pa,“ setzte sie rasch und fast ängstlich hinzu, als ihr Vater laut aufschrie, „das war nicht der Rücken — das war das Herz.“

„Unsinn!“ rief aber der Alte, „seh' Dir kein thörichtes Zeug in den Kopf, der Rücken hat ihm weh' gethan, weiter nichts — geh', spring' hinaus zur Mutter und hilf ihr, daß sie bald fertig wird, und sag' den Brüdern draußen, daß sie den Honig jetzt sollen stehen lassen. Ich muß, ehe sie wieder in den Wald gehen, noch einmal mit ihnen sprechen.“

Jenny war mit einem Satz aus der Thür und so froh, daß sie dadurch weiteren Fragen entging. Was wußte auch der Vater davon — das war nicht der Rücken gewesen.

Der Uebersall.

Der Alte ging wieder in dem etwas beschränkten Raum mit raschen Schritten auf und ab, als John und Bill an der Thür erschienen.

„Willst Du mit, Vater? Wir sind so weit fertig.“

„Kommt einmal herein, Jungens. Sind Eure Büchsen alle im Stand?“

„Nun, versteht sich doch von selbst,“ lachte Bill, der Jüngste.

„Und habt Ihr Kugeln genug?“

„Wollen wir jagen gehen?“ fragte John.

„Habt Ihr Kugeln genug?“

„Ja, ich habe noch sieben Stück.“

„Und ich wohl zehn oder elf, außer der in der Büchse.“

„Dann laßt einmal unser Blei klein, daß wir an die Arbeit gehen, denn wir bekommen vielleicht die Nacht Besuch. Die Rothhäute sind in der Nachbarschaft.“

„Alle Teufel! Wo?“

„Der Deutsche hat sie gesehen und ist ihnen einen ganzen Tag gefolgt. Sie lagern drüben an der Westridge und haben schon ihre Rundschafter ausgesandt.“

„Die Pest, Bill!“ rief der junge John zwischen den zusammengebißnen Zähnen durch; „dann war das doch eine

Indianerfährt, die da oben im dürren Laub den Pfad gekreuzt — Du lachtest darüber.“

„Wer denkt denn hier an Indianer —“

„Die Spur war einwärts gebogen und fiel mir gleich auf, aber im Laub ließ sich nichts deutlich unterscheiden, und mit dem schweren Honig hatte ich auch keine Lust weiter nachzusehen. Aber wie viele sind's? Hat sie Wolf gesehen?“

„Gesehen nicht, aber den Spuren nach, meint er, daß es etwa zwanzig sein könnten.“

„Zum Henker auch!“ rief John trozig; „dann rufen wir Onkel Jack und die Vettern, mit denen und Wolf sind wir selber acht Mann und schicken die verdamnte Bande mit blutigen Köpfen heim, woher sie gekommen sind.“

Der alte MacInney schüttelte mit dem Kopf und meinte: „Wir dürfen die Frauen jetzt nicht allein lassen, denn wer kann sagen, ob nicht verschiedene Banden zu uns eingedrungen sind — wenn ich das auch gerade nicht glaube, denn zu merklich dürfen sie's nicht machen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, abgeschnitten zu werden. Aber die Möglichkeit ist doch da, und trafen sie die Frauen zufällig allein, dann wäre das Unglück fertig. Nein, wie ich es mir gedacht habe, wird es am besten sein. Wolf ist hinüber zu Jack, damit dieser noch heute mit all den Seinen zu uns herüberkommt. Der kleine George soll augenblicklich nach dem Fort hinüberreiten und die Anzeige machen, denn die Gefahr könnte größer sein, als wir jetzt denken, und wenn wir hier gute Wache halten, denk' ich, sollten sie uns wenigstens nichts anhaben, bis wir Hülfe bekommen.“

„Aber wo ist die Mutter und Jenny?“

„Sie kommen gleich — jetzt im hellen Sonnenschein sind wir auch sicher genug, denn die rothen Bestien denken gar nicht daran, bei Tage irgend einen Ueberfall im Wald zu versuchen, und wenn sie sechsmal so stark wären. Nein, Gott sei Dank, daß Wolf seine Namensvettern zeitig genug gespürt hat — ist noch genug Blei da, Jungens?“

„Ich denke, ja, Pa.“ sagte Bill, der sich indessen schon eifrig damit beschäftigt hatte ein paar Stangen Blei auf der

Thürschwelle in kleine, leicht schmelzbare Stücken zu hacken, „wenn wir die Kugeln alle verschossen haben, ist auch keine Rothhaut mehr am Leben, aber so lange halten sie gar nicht Stand. Feige Bande verdammt, die nur immer im Dunklen und dann mit einem Geheul losbricht, daß man meinen sollte, alle Teufel aus der Hölle wären losgelassen!“

Die Frauen, mit keiner Ahnung, welches Unheil ihnen drohe, kamen jetzt mit der frischegemollenen Milch nach Hause, sie hatten die Kühe wieder, wie gewöhnlich, frei gelassen und es galt jetzt, die gewöhnliche Hausarbeit zu verrichten.

„Na ja,“ rief die alte Dame, wie sie kaum das Haus betrat und die Vorbereitungen zum Kugelgießen bemerkte, „kommt Ihr mir jetzt ans Feuer mit Eurem alten Blei, wo ich hier wirthschaften soll, daß ich mich nachher nicht rühren kann.“

„Aber, Mütterchen, wir gießen sie ja draußen,“ meinte Bill, „nur gehackt habe ich mir das Blei hier, nehme mir dann ein paar glühende Kohlen und störe Dich nicht wieder.“

„Aber die Kohlen, die hier sind, brauch' ich, und nicht ein gutes Stück Holz ist im Hause, um nachzulegen.“

„Warte, Mutter, wir holen Dir Holz,“ sagte ihr Mann, winkte seinem ältesten Sohn zu und verließ mit diesem das Haus. Es war allerdings nöthig, daß sie nicht allein Holz herbeischafften, sondern auch sonst Alles, was sie in den nächsten Tagen brauchten, aus dem Rauchhaus herübernahmen, denn sie wußten ja nicht, ob sie nicht vielleicht eine kurze Belagerung aushalten mußten, wo dann die im Hinterhalt liegenden Wilden ihnen wahrlich nicht gestatten würden, dort hinüber zu gehen. Feuerholz war übrigens schon zur Genüge und zwar dichtbei geschlagen; wie sie aber Jeder eine Ladung geholt, und jetzt auch noch eine zweite herbeibrachten, rief die alte Dame erstaunt aus:

„Aber bist Du denn nicht klug geworden, old man? Trägst Du mir den ganzen Wald herein, daß man nachher gar nicht weiß, wo man ein Stück in dem gesegneten engen Raum aus den Händen setzen soll? — Aber — bless my soul!“ unterbrach sie sich erstaunt, als sie durch eine Spalte der Hütte schaute und dort Nachbar Jack mit der ganzen Familie, und wie auf einer Wanderung begriffen, anrücken sah. „Sieh nur, John,

da kommt Dein Bruder mit dem ganzen Hausstand — großer Gott! was ist da vorgefallen?"

Sie hatte allerdings einige Ursache erstaunt zu sein, denn vornweg ging Jack MacInney, eine große stattliche Gestalt, die lange Büchse auf der Schulter, die Kugeltasche an der rechten Seite, die wollene Decke zusammengeschnürt auf dem Rücken und ein mit Bast umwickeltes großes Bündel in der linken Hand. Seine drei Söhne, Bob, Ned und Dick, gingen hinter ihm, ebenfalls alle bewaffnet und beladen, und hinter ihnen folgte, mit einem schweren Packen auf dem Rücken, Wolf, während Mrs. Esther MacInney, des Alten Frau, das Baumwollen-Spinnrad in der rechten Hand und über dem linken Arm ein mächtiges Bündel Kleider hangend, nebenher ging.

„Good gracious!“ — rief auch Jenny, als sie den Zug bemerkte, „was in aller Welt ist da vorgefallen — bei Onkel Jack muß Feuer ausgebrochen sein.“

Aber sie sollten jetzt nicht mehr lange in Zweifel über die Thatsache bleiben, denn Wolf hatte es drüben natürlich den Frauen nicht verheimlichen können und diese trugen ohne Säumen die Schreckensmähr auch hier herüber — „The Indians!“ derselbe Schreckensruf, der in den Pampas von Südamerika auch die Bewohner der ärmlichsten Hütte erzittern macht, wenn der Ruf Los Indios! über die Ebene dröhnt, und Alles, was sie von Jugend auf an Schreckensgeschichten über diese blutdürstigen und erbarmungslosen Barbaren gehört, tauchte in neuen Bildern des Entsetzens vor ihrer innern Seele auf. Jetzt half es auch John MacInney nichts mehr, seinen eigenen „Frauensleuten“ gegenüber mit der Wahrheit zurückzuhalten — sie mußten Alles wissen, um mit ihnen gemeinschaftlich die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und waren auch nicht etwa so zartnervig, um darüber gleich in Ohnmacht zu fallen.

Viele der Backwoodsfrauen wissen selber recht gut mit der Büchse umzugehen und sind an das rauhe und gefährliche Waldleben von Jugend auf gewöhnt, und wenn der alten Frau Betsey, Jenny's Mutter, wie Jenny selber das Herz auch wohl bei der Erzählung ein wenig stärker klopfte, so

fühlten sie sich doch auch unter dem Schutz so vieler kräftigen Männer verhältnißmäßig sicher und gingen jetzt selber daran, so viel Lebensmittel in das Haus zu schaffen, als sie für zwei oder drei Tage etwa brauchen konnten. Keine laute Klage kam wenigstens über ihre Lippen, und mit der größten Ruhe wurden alle Vorbereitungen getroffen.

Noch waren die Männer beschäftigt, in dem Blockhaus selber die nöthigen Schießscharten anzubringen, um rings umher den Platz mit ihren Büchsen bestreichen zu können; aber da stand ihnen das kleine Rauchhaus im Weg, an das sich die Wilden recht gut anschleichen konnten, ja das, wenn angezündet, sogar ihre eigene Wohnung bedrohte, da der Wind heute von dort herüber strich. Es bot aber nur geringe Schwierigkeit, das abzureißen — die Rauchwaaren wurden in das Haus genommen und unter das Dach gehängt, die kurzen Balken dienten noch dazu, die Blockhütte von außen schußfest zu machen, und in Zeit von einer Stunde war das nicht allein geschehen, sondern auch mancher Busch in der unmittelbaren Nachbarschaft, der den freien Blick behinderte, abgehauen.

Noch während die Männer damit beschäftigt waren, trabte ganz ruhig und sorglos, als ob von keiner Seite auch nur die geringste Gefahr drohe, ein Reiter heran, und zügelte erst unmittelbar vor dem Haus sein Thier ein. Es war ein Amerikaner und schon in den Jahren, wenigstens zeigte der volle Bart, den er trug, mehr grau als schwarz — er ging aber sehr sorgfältig und in das feinste Tuch gekleidet, hatte sogar, was man hier im Wald nicht häufig fand, ein noch immer volles Haar reichlich gedöht und gekämmt, und schien mehr der Klasse der „Dandies“ oder Stutzer anzugehören. Vor ihm auf dem Sattelknopf lag aber eine bunte mexicanische Zarape, wie sie seit dem Kriege mit Mexico und der Entdeckung von Californien viel in den Staaten getragen wurden, und nur ein Paar große silberne Sporen, wie zwei Revolver, die er in dem rothseidenen chinesischen Gürtel trug, deuteten an, daß er vielleicht schon eine längere Strecke in der Wildniß zurückgelegt, wie denn auch sein ganzes Gepäc in einer nicht einmal sehr gefüllten Satteltasche bestand.

John MacInney, der Vater, stand gerade in der Thür, als er vor dem kleinen Blockhaus hielt, und Wolf war noch im Innern beschäftigt, den etwas beschränkten Raum so zu ordnen, daß sie bei einer etwa nöthigen Vertheidigung freie Bahn hatten — zwei der Söhne von Jack MacInney hielten indessen Wacht und machten die Runde, um nicht durch einen, doch immer möglichen Besuch der Indianer am hellen Tage überrascht zu werden. Es durfte mit diesem Feind keine Vorsicht außer Acht gelassen werden.

„Hallo, Fremder!“ rief ihm MacInney entgegen, doch etwas erstaunt, einen Fremden gerade heute zu sehen, „steigt ab und kommt herein — woher des Wegs?“

„Dank Euch!“ sagte der Fremde, indem er der gastlichen Einladung Folge leistete; „vom Süden herauf und will nach Smithfield, glaube aber fast, daß ich den rechten Weg verfehlt habe, und bin nur froh wieder zu Menschen zu kommen, denn im Walde weiß ich mich nicht besonders zurecht zu finden.“

Die Hunde hatten beim Erscheinen des Fremden einen fürchtbaren Lärm gemacht und sprangen heulend und kläffend gegen das Pferd an, so daß der Alte Mühe hatte, sie zurückzutreiben und zu Ruhe zu bringen.

„Segne meine Seele, Ihr Bestien!“ jankte er dabei, „was habt Ihr denn nur heute? Fort da, Watsch — fort mit Dir, Leany — verdamme Euch, wenn Ihr jetzt nicht Frieden haltet und wartet, bis die rothen Halunken herankommen. Doch, was ich sagen wollte, wie ist's, Master, keine Indianer unterwegs gesehen?“

„Ich?“ sagte der Reiter erstaunt, der, als er die Hunde zurückgetrieben sah, ohne Weiteres daran ging, seinen Sattel abzunehmen und damit seinem Thier ein wenig mehr Erleichterung zu geben; „nein, und hoffe doch auch nicht, daß sich die hier herumtreiben, wäre mir wenigstens nicht lieb.“

„Wir erwarten Besuch von ihnen,“ lachte MacInney trocken, „und Ihr seid gerade zur rechten Zeit gekommen, um den Spaß mitzumachen. Tragt Euern Sattel nur ins Haus und laßt Euer Thier noch einen Augenblick angebunden,

meine Jungen treiben es dann mit den unseren in den Grünschwammpf hinein.“

„Besuch von den Rothhäuten,“ sagte der Fremde, indem er einen misstrauischen Blick umherwarf, „wäre mir gerade nicht lieb, denn ich habe mit der Banke nicht gern etwas zu thun und bin mit meiner Kopfhaut sehr kitzlich.“

„Wißt Ihr mit einer Büchse umzugehen?“

„So ziemlich —“

„Na, dann wollen wir sie uns schon vom Leib halten — da ist noch ein Mann mehr, Wolf, und eine Büchse steht da noch überzählig am Kamin. Kommt herein, Fremder, — habt Ihr Hunger?“

„Noch nicht einen Bissen heute über die Lippen gebracht; ich hatte mich verirrt.“

„Na, dann nur hinein, das Mittagessen wird gleich fertig sein und Ihr kommt gerade zur rechten Zeit.“

So willkommen dem Fremden nun aber auch wohl die Einladung zum Essen sein mochte, so unbehaglich schien er sich bei der Schilderung des Thatbestandes zu befinden, daß sie hier wirklich einen Trupp Indianer in der Nähe wußten und einen Ueberfall fürchteten. Er erkundigte sich daher genau, in welcher Richtung die Rothhäute lagerten und wohin aus der Weg nach Smithfield führte.

Indessen war das Essen fertig, und der Fremde setzte sich mit den beiden Brüdern und den ältesten Söhnen und Wolf, wie das Sitte ist, zuerst zu Tisch, denn Raum für Alle hatten sie doch nicht daran. Beim Essen wurde er denn auch gehörig ausgefragt, wie er hieß, wohin er ginge, woher er käme, was für ein Geschäft er hätte, wie die Zeiten im Süden wären und was sie sonst noch interessirte, denn der Badwoodsman ist darin wie ein kleines Kind, er fühlt sich nicht ruhig, bis er Alles weiß, ist aber dann auch eben so gern erbötig, die genaueste Auskunft über sich selber, wie über seine sämmtlichen Familienverhältnisse zu geben, er hat nie Geheimnisse.

Der Fremde, der übrigens seine Leute schon kannte, beantwortete die Fragen mit der größten Liebenswürdigkeit und sprach dabei den Speisen mit allem Eifer zu, er mußte wirk-

lich hungrig sein. Er hieß John Smith, kam vom Little Rock herauf und wollte die Pacific-Bahn besuchen, um zu sehen, ob er in Smithfielb oder irgend einer andern kleinen Stadt einen passenden Platz zur Ansiedlung fände. Wäre das der Fall, dann ginge er nach Little Rock zurück, um von dort sein Geld herauszuholen.

Wolf stand gleich, sobald er gegessen, auf, nahm seine Büchse und ging hinaus in den Wald, um Red Madinney abzulösen und zum Essen hereinzuschicken; als er aber mit schon einbrechender Dämmerung wieder zurückkehrte, weil ausgemacht war daß sie sich dann Alle im Hause sammeln sollten, fand er den Fremden nicht mehr vor.

„Hallo!“ sagte er, „wo ist unser Bundesgenosse mit der mericanischen Sprache? Auf Posten?“

„Ja wohl,“ lachte der junge John; „wie er sich satt gegessen hatte und hörte, daß der Wald nach Smithfielb zu frei wäre, machte er sich geschwind auf den Weg und hätte noch am liebsten einen oder ein paar von uns als Schutzwache mitgehabt; er bot uns wenigstens dem Mann fünf Dollar, wenn wir ihn sicher nach dem Platz hinbrächten — die Memme.“

„Und hat er auch wirklich den Weg nach Osten zu genommen?“ frug Wolf.

„Und glaubt Ihr, daß er der Gegend zu nahe käme, in der die Wilden lagern?“

„Der Henker traue den Schuften,“ sagte Wolf, „die Art Menschen sind zu Allem fähig und weißes Gesindel treibt sich nur zu häufig mit den Indianern herum. Es war einer von der Spielerbande.“

„Glaubt Ihr?“ frug der alte Madinney.

„Kein Zweifel,“ sagte Wolf; „wenn Ihr im Westen einen Menschen antrefft, der pomadisirte Haare und ein gekräuseltes Vorhemd trägt, so dürft Ihr Euch sicher darauf verlassen, daß er jener Bande angehört, die damit allein den „Gentleman“ zu spielen sucht. Kommt er dann in solch einen wilden Ort, so mietet er sich in irgend einer Schenkbude einen Tisch, wirft seine Sprache darüber, legt seine falschen Karten auf und ist eingezogen. Hol' ihn der Böse! Ich bin froh, daß er

fort ist. Wir sind hier auch Männer genug, um der rothen Gesellschaft die Spitze zu bieten, falls sie wirklich daran denken sollten, uns einen Besuch abzustatten, und ohne solch' zweideutigen Freund arbeitet sich's besser."

"Ich kann mir noch immer nicht denken, daß sie kommen," sagte Jack MacInney.

"Desto besser, wenn sie ausbleiben," rief der junge Deutsche, „vielleicht sind sie abgezogen; kommen sie aber die Nacht oder gegen Morgen nicht, gut, dann reite ich nach Sonnenaufgang zu ihrem Lagerplatz hinüber, und wir wissen dann wenigstens woran wir sind."

"Und wenn sie Euch abfassen, Wolf?"

"Bah, was läge daran," sagte Wolf düster; „ich hinterlasse hier in Amerika Niemanden, der um mich weint, und lehre ich nicht zurück, so wißt Ihr, daß die Teufel noch in der Nähe herumschwärmen, und bleibt eine Weile länger auf der Wacht."

Das Gespräch war damit vor der Hand abgebrochen, denn es blieben noch eine Menge Dinge zu thun, um nicht allein für den Angriff gerüstet zu sein, sondern auch einen solchen so harmlos als möglich zu machen. Pferde und Kühe durften sie nämlich nicht in der Nähe des Hauses lassen, denn diese wären jedenfalls von dem wilden Schwarm mitgenommen oder doch wenigstens fortgetrieben und getödtet worden, denn alles den Weißen gehöriges Besitzthum wurde bei solchen Kriegszügen grundsätzlich zerstört. Zwei der jungen Leute unternahmen es deshalb, die Thiere in einen benachbarten Sumpf zu treiben, wo sie reichliche Nahrung fanden und in der Nacht keinesfalls zurückkehrten. Kugeln hatte man ebenfalls zur Genüge gegossen, Pulver führte Jeder reichlich in seinem Horn, die Schießscharten waren so zweckmäßig als möglich angebracht; im Hause selber hatte Wolf mit vieler Geschicklichkeit durch Aufhäufung der Betten und wollenen Decken, wie dagegengefehtes Holz einen Raum hergestellt, in den sich die Frauen flüchten konnten und keine Gefahr vor einer vielleicht doch einschlagenden Kugel liefen, und wie es endlich dunkelte, mußten sich diese dahin zurückziehen, während die

halbe Mannschaft ihrem Beispiel folgte und die andere Hälfte auf Wache blieb.

Die Indianer greifen allerdings fast immer erst mit der Morgendämmerung an, und man konnte sich ziemlich fest überzeugt halten, daß sie auch diesmal ihrer Sitte treu bleiben würden, da sie sich völlig unentdeckt glauben mußten, aber es war immer gut, fortwährend gerüstet zu sein, und fanden sie beim ersten Anprall Widerstand, so behielt die schlafende Wache auch immer noch Zeit, ihren Gefährten beizuspringen.

Wolf hatte sich zur ersten und dritten Wache erboten, und die dritte, welche in die Morgendämmerung fiel, war eben die schwierigste. John MacInney aber bestand darauf, daß die erste Wache nur von sechs bis zwölf, die zweite von zwölf bis vier gehalten werden sollte und von vier Uhr an dann Alle auf ihrem Posten blieben, um jeden Augenblick zum Kampf bereit zu sein. Mit vier Stunden Schlaf konnte ein Jeder auskommen, und die Gefahr wurde dadurch jedenfalls vermindert.

Die älteren Leute hatten sich zuerst niedergelegt — der Mond ging erst nach Mitternacht auf, und auf fremdem Terrain war es nicht denkbar, daß die Wilden einen Angriff in völliger Dunkelheit wagen würden. Die Wache verlief auch ruhig genug, der Whippoorwill, die amerikanische Nachtschwalbe, flötete ihr monotones Lied, da und dort im Busch schrie eine der kleinen Eulen ihr melancholisches *hu-hu! hu-hu! hu-hu! hu-hu!* ein einzelner Wolf, der die Gefährten aufsuchte, heulte im Pusch, dann war Alles ruhig. Todtenstille lagerte auf dem Wald, und selbst die Grillen hatten, in dem einsetzenden Herbst, ihr sonst ununterbrochenes Zirpen aufgegeben.

Um Mitternacht heulten die Prairiewölfe. Es ist das eine eigenthümliche und noch nicht aufgeklärte Thatsache, daß der amerikanische Wolf fast genau in der Tagesstunde ein langes, wehmüthiges Geheul ausstößt, und zwar in den westlichen Wäldern der Staaten sowohl, als durch die ganzen Prairien hinüber, über die Felsengebirge hin und bis zum Strand des Stillen Meeres nach Californien hinein. So

weiß man genau, daß sich dieser wilde, melancholische Laut, wie die Zeit von Ost nach Westen vorrückt, auch mit der Zeit und in eben der Schnelle weiter pflanzt. Was sie dabei beabsichtigen, wer kann es sagen, aber die Jäger im Urwald behaupten, sie sammelten sich in der Stunde, um zu ihren verschiedenen Verstecken zurückzukehren, und trakteten dabei in den Boden genau die Richtung ein, nach der sie sich wendeten.

Oft und oft habe ich sie selber gehört und auf ihren Sammelplätzen auch die eingetrakten Zeichen gefunden, aber ob das auch wirklich zu dem Zweck geschehen war, um den jetzt noch Zerstreuten und später Nachkommen den die Richtung anzugeben, wäre schwer zu bestimmen.

Die Mitternachtswache wurde in der dunklen Hütte abgelöst, aber kein lautes Wort dabei gesprochen, denn man wollte die Frauen nicht stören; weshalb sollten sie sich unnötig ängstigen, denn helfen konnten sie ja doch nichts. — Aber auch die Wache verlief, ohne daß sich das geringste Verbächtige gezeigt hätte. Die Hunde knurrten allerdings ein paar Mal, und Watsch, ein alter Bärenrübe, stieß auch gegen drei Uhr etwa ein leises, winselndes Geheul aus; aber das konnte recht gut einem Panther oder Fuchs gelten, den sein Weg hier vorüberführte, der aber doch in scheinbarer Entfernung blieb, denn wenn die Hunde voll den Wind von ihm bekommen hätten, würden sie ihren Platz unter dem Haus wohl schwerlich so lange ruhig behauptet haben.

Wieder war der Whippoor-will erwacht — das erste Zeichen des nahenden Tages, der sich aber noch nicht einmal am Himmel zeigte. Der Mond nur war aufgegangen und warf sein bleiches Licht über den freien Plan vor dem Haus. Mit dem ersten Ton des Morgenvogels aber kam auch Leben in das Haus, denn die Männer wußten gut genug, daß das auch das Zeichen für auf der Lauer liegende Indianer sei. Mit dem Whippoor-will kommt der Morgen, lautet das alte Sprichwort, und kaum berührt, griffen die Schläfer auch schon nach der neben ihnen liegenden geladenen Büchse und sprangen auf die Füße.

„Nichts gesehen?“ flüsterte John MacInney dem Sohn

zu, der an dem einzigen, etwa einen Quadratsfuß im Durchmesser haltenden Fenster die letzten vier Stunden gestanden und keinen Blick von dem nach Westen zu liegenden Waldrand vermandt hatte.

„Nicht die Spur, Vater,“ flüsterte der junge Mann zurück, „nur vor einer Viertelstunde etwa schreckte da brüben im Wald ein Hirsch, aber wer kann sagen, was ihm nicht gefiel.“

„Kommt der Tag?“

„Noch läßt sich nichts unterscheiden, aber der Whippoorwill hat gerufen, und weit ist er nicht mehr ab, hörst Du? da wieder.“

Der Vater horchte aufmerksam dem Laut, auch den Eulenschrei abhören die Indianer häufig nach, aber es war dann nicht möglich, den falschen von dem ächten Ruf zu unterscheiden, und nur um so schärfere Wacht mußten sie halten und sich nicht etwa durch eine teuflische List der wilden Horde täuschen lassen.

„Oh mein Gott, Vater,“ stöhnte da die alte Frau Macinney, die die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte, „stelle Dich nur nicht zu offen vor das Fenster und laß keines der Kinder hinantreten, wenn die schrecklichen Menschen wirklich kommen.“

„Hab' keine Sorge, old woman,“ lachte Macinney gutmüthig, „wir werden das schon einrichten. Uebrigens denk' ich, daß wir heute Morgen — wie das Sprichwort geht — die Eingeborenen wirklich in Erstaunen setzen werden, denn daß wir so früh den Kaffee für sie fertig haben, können sie nicht denken.“

„Oh, spotte nicht, spotte nicht, John!“ bat die Frau. „Du weißt nicht, was für Unglück die nächste Stunde, ja die nächste Minute uns bringen kann.“

„St,“ mahnte der leise Warnungsruf Wolfs, der mit seiner guten Doppelbüchse den Hauptposten an dem kleinen viereckigen Fenster hatte, und Todtenstille lagerte wieder in dem dunklen Raum — selbst die Hunde unter dem Hausschliefen fest und man konnte deutlich ihr schweres Athmen da unten hören. Der Mond war indeß auch etwas höher

über die Bäume getreten und warf sein mattes Licht schon auf den gegenüber liegenden Waldstreifen, wodurch er diese Seite des Hauses aber völlig im Schatten und dadurch auch mehr gedeckt ließ.

„Habt Ihr was gesehen?“ flüsterte John MacInney, der neben ihm in der Ecke die erste Schießluke hielt und sich jetzt zu ihm hinüberbog.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der junge Mann eben so leise, „es war mir fast, als ob sich da drüben ein Schatten geregt hätte, ich kann mich auch getäuscht haben; wenn sie aber kommen, so kommen sie bald.“

Es wurde jetzt kein Wort weiter gewechselt — aber nichts regte sich, noch minutenlang — ja der östliche Himmel nahm schon eine lichtgraue Färbung an und der Tag kam. Sollte die gefürchtete Gefahr diesmal an ihnen vorübergehen?

„Seid fertig!“ flüsterte da des jungen Lieb MacInney's Stimme, „sie kommen!“ Und fieberhaft schlugen die Herzen der Männer in der Brust, aber fest, wie eingeschraubt, lagen ihre Büchsen auch in den eingeschnittenen Scharten, und nur ein Ziel erwartend, suchten die Blicke darüber hin die immer noch mit dem Tag kämpfende Dämmerung zu durchdringen.

Da tauchte ein grauer Körper auf und verschwand im nächsten Moment wieder hinter einem Busch oder Baumfloh, oder auch nur auf dem noch vollkommen dunklen Boden — jetzt wieder näher und näher, und zwar schien sich der Haupttrupp gegen die Front des Hauses zu wenden, um dort jedenfalls, wie sie es bei solchen Ueberfällen stets machen, in dem ersten Ansturm und mit wildem Geheul die Thür einzubrechen und dann mit Tomahawk oder Messer die schlaftrunken von ihrem Lager emporspringenden unglücklichen Bewohner abzuschlachten.

Selbst die Hunde, die während der ganzen Nacht unruhig gewesen waren und häufig geknurrten hatten, als ob sie etwas da nicht Gehörtes in der Nähe witterten, mußten zuletzt doch müde geworden sein und schliefen — wie stets mit der ersten Morgendämmerung — fest, und nur die kleinen Vögel

in den einzelnen Bäumen umher singen an munter zu werden und begannen zu zwitschern.

Da plötzlich hoben sich, kaum zwölf oder fünfzehn Schritt von dem Haus entfernt, wohin sie auf dem dunklen Boden mußten auf dem Rauch gekrochen sein, eine Anzahl drohender Gestalten empor, und ein markdurchbringender Schrei unterbrach die Waldesstille — aber mit der Ueberraschung war es nicht vier, fünf Schüsse krachten zu gleicher Zeit in den Schlachtschrei der Indianer hinein, und mit Wuthgeheul brachen zugleich die Rüden unter dem Haus hervor und warfen sich gegen die Feinde an, deren Witterung sie ebenso haßten, wie die eines Wolfes oder Panthers.

Wieder drei Schüsse, die fast zu gleicher Zeit fielen — dunkle Gestalten mit wehenden Federn stürmten heran gegen das Haus, aber die Hunde, deren sie sich in dem Gebränge nicht so rasch erwehren konnten, warfen sich mitten zwischen sie hinein und brachten sie in Verwirrung — gegen die, aber fest verbarrikadirte Thür brach es und prasselte es — doch umsonst — die von dem eingerissenen Rauchhaus inwendig dagegen gestemmten Balken hielten. Ein riesiger Indianer, seine schwere, mit blanker Schneide bewehrte Kriegskeule hoch erhoben, sprang herbei, als ihn Wolf's zweite und noch zurückgehaltene Kugel mitten in die Brust traf. Wieder der Anprall gegen die Thür; denn die Angreifer fühlten recht gut, daß sie erst dort drinnen Sicherheit fanden oder doch wenigstens den Vortheil des engen Raumes für sich hatten und nicht mehr von den langen Rüschen gefährdet waren. Jetzt mußten sie den Moment benutzen, denn das Feuer schwieg — die Besatzung hatte nun leere Gewehre. — Kugeln schlugen auch jetzt von außen gegen das Haus an und einzelne drangen zwischen den Spalten durch.

Noch ein Anprall, und vier, fünf Revolverschüsse antworteten von innen heraus mitten in den Knäuel hinein — aber die Backwoodsmen brauchten auch nicht lange Zeit, um frische Kugeln in ihre Rohre hinabzustößen.

„Damn' it, Vater!“ rief der junge John, „laß uns die Thür aufreißen und über die hundsöttischen Schurken herfallen — das ist hier faule Arbeit.“

„Wahr' Dich, mein Junge!“ rief aber der Alte, „denk an Deine Mutter und Schwester — feuert wer geladen hat, aber nicht ohne sicheres Ziel — keine Kugel vergeudet.“

Wieder krachten einzelne Schüsse durch den jetzt schon heller werdenden Wald und wieder fiel da draußen ein mit hohen Federn geschmückter und, wie sich jetzt erkennen ließ, schwarz und brennend roth bemalter Krieger. Da wurde es den Rothhäuten aber doch zu warm in der Nachbarschaft. Der Tag war auch schon zu weit vorgerückt — die Gegenstände ließen sich zu deutlich erkennen, und was sie an Verwundeten aufgreifen konnten, schleppten sie in das Dickicht, wo, wie sich später zeigte, ihre Pferde standen. Aber ihnen nach zischten die sicheren Kugeln der Badwoodsamen — da und dort brach noch einer zusammen, und wie der erste Sonnenstrahl den blutigen Grund beleuchtete, lagen elf todtbe Indianer auf dem offenen Platz, und ihre Waffen bedeckten den Boden umher.

Daß sie jetzt nichts mehr von einem Hinterhalt der rothen Marodeure zu fürchten hatten, wußten die Männer recht gut; die Thür wurde deshalb geöffnet, und die geladenen Büchsen schußfertig in der Hand, eilten sie zuerst hinaus ins Freie, wo Wolf und der alte Madinney den Holzrand durch die Hunde absuchen ließen, ob dort vielleicht nicht doch noch einzelne im Hinterhalt lagen. Aber die Gefahr war vorüber, der Ueberfall mißglückt und der Feind geflüchtet.

„Alle Wetter, Wolf, Ihr blutet ja!“ rief Madinney, als sie dort wieder zusammentrafen. „Ihr seid verwundet.“

„Hat nichts zu sagen,“ lachte der junge Mann, „nur die Wade hat mir der eine Holunke mit der Kugel aufgeschlitt — das näht mir Jenny nachher wieder zusammen, und durch den Arm habe ich einen Schuß bekommen, aber der Knochen ist nicht verletzt.“

„Canailen!“ zischte der alte Mann durch die Zähne durch, „und wie sie unseren armen Hunden mitgespielt haben — Watch und Cherry liegen todt an der Thür und Lion kroch winselnd unter das Haus — der hat auch genug.“

„Sie haben schwer dafür gebüßt,“ sagte vom Berge ernst, „und werden wohl kaum daheim von ihrem Kriegszug er-

zählen und in ihrer Rathsversammlung mit ihrer Tapferkeit prahlen — aber was machen die „Boys“ da drüben? Bei Gott, ich glaube sie schlagen die Verwundeten todt!“

„Wird wohl so sein,“ lachte der Alte, der nur einen gleichgültigen Blick zurück nach dem Hause warf, — „sollen wir die Bestien etwa noch pflegen, daß sie, wenn gefundet, hier in der Nachbarschaft bekannt sind und zurückkommen, um uns mit ihren Scalpirmessern die Doctorkosten zu bezahlen? — Aber hier ging einer durch, Wolf, seht wie der Schuft geblutet hat — wenn wir ihnen jetzt folgten, könnten wir noch hübsch zwischen ihnen aufräumen.“

„Ich glaube, ich werde mir doch meine Risse ein wenig müssen zubinden lassen,“ sagte Wolf, „mir wird so wunderlich zu Sinne.“

„Ihr seht todtbleich aus,“ sagte der Alte, der ihn rasch ansah, „macht daß Ihr hinein ins Haus kommt, — die „alte Frau“*) versteht meisterhaft damit umzugehen.“

Es war wirklich Zeit geworden; Wolf fühlte, wie ihm die Kniee beim Gehen einknickten, und der alte Mann mußte ihn eine Strecke führen. Seine starke, kräftige Natur siegte aber bald über die erste Schwäche, und wie nur erst einmal ein Verband angelegt worden, warf er sich auf die Seite und war bald sanft und süß eingeschlafen.

Uebrigens war er es nicht allein, der Bunden davongetragen — Bob MacInney und Bill waren Beide getroffen worden, aber glücklicher Weise nur leicht, und achteten die „Schrammen“ auch gar nicht. Desto furchtbarer hatten die langen Büchsen der Badwoodsmen aber unter den Indianern, die sich jetzt als zu einem Stamm der Cheyennes gehörig herausstellten, gewüthet, und der junge John MacInney, mit allem Haß eines Badwoodmans gegen seinen natürlichen Feind, die Rothhaut, machte wirklich schon Anstalten, die Gefallenen zu scalpieren, als Onkel Jack noch glücklicher Weise dazwischentrat.

„Bist Du ein Christ, John?“

„Pa sagt's,“ erwiderte der junge Bursch mürrisch; „daß

*) The old woman, die alte Frau, nennt der Badwoodsmann seine Frau vom ersten Augenblick seiner Verheirathung an.

hier aber hat nichts mit dem Christenthum zu thun, denn wenn uns die rothen blutdürstigen Halunken wirklich im Schlaf überfallen hätten, trüge Keiner von uns mehr ein Haar auf dem Kopf, und Haut eben so wenig.“

„Und deshalb gerade nennen wir sie Wilde und dünken uns besser,“ erwiderte aber der Onkel ruhig; „schäm' Dich, John. Was würde Deine Mutter sagen, wenn sie Dich jetzt hier mit dem blanken Scalpirmesser in der Hand stehen sähe! Kommt, Jüngens, laßt uns da drüben eine Grube aus- und die Todten hineinwerfen — weiter haben wir nichts mehr mit ihnen zu thun.“

Noch waren die jungen Leute mit dieser Arbeit beschäftigt, und schon sammelten sich auf den benachbarten Bäumen die Aasgeier, durch den Geruch des Bluts herbeigelockt; da erbröhrnte plötzlich der Boden von stampfenden Pferdehufen, und mit Blitzesichnelle eilte Jeder nach seiner Büchse, eines neuen Angriffs gewärtig. Aber die Gefahr war vorüber und die kleine Truppe in der That Unions-Cavallerie, die auf George's Hülfenruf von Smithsfield herübergekauft worden, um die Nachbarschaft von dort umherstreifenden Indianerbanden zu säubern. Die Hülfe kam allerdings ein wenig spät, aber sie kam doch, und jetzt wurde es auch vielleicht möglich, die Ueberreste der rothen Bande zu verfolgen und sie gründlich für den frechen Friedensbruch zu züchtigen.

Dafß die Weißen in ihr Territorium eingebrochen waren und dort nicht allein ihre ganze künftige Existenz zerstörten, indem sie ihr Wild vertrieben, ihre Hütten niedergebrannt und ihre Krieger, ja selbst ihre Frauen und Kinder getödtet hatten, daran dachten die rauhen Redwoodsmen nicht. Es waren ja nur Wilde, die nicht einmal eine Heimath kannten und nur ihr Zelt mit ihren Jagdgründen wechselten — sie konnten kein Recht haben, dafür Tausende von Meilen zu beanspruchen und dem weißen Mann eine Schranke zu setzen, wenn er einen Weg hindurch oder auch die Jagdgründe selber brauchte.

Die Soldaten, mit denen George zurückgekommen war, hielten sich auch nicht lange auf; der alte John MacInney brachte sie auf die Spur, wo sie das letzte Blut gesehen und

wo auch nicht weit davon ihre Pferde angebunden gestanden hatten; und den breiten, deutlichen Spuren folgend, waren sie den durch die Verwundeten behinderten Wilden bald im Raden. Als sie nach drei Tagen zurückkehrten, brachten sie indianische Waffen und sonstige Siegestrophäen zur Genüge mit, aber keinen Gefangenen, und ihrer Aussage nach sollte es nur einem kleinen Theil der Bande, dadurch daß sie sich in wilder Flucht auflöste und nach verschiedenen Seiten absprengte, gelungen sein, sich zu retten.

Wolf's Wunden waren nicht gefährlich, und die zerschnittene Wange wäre wohl in wenigen Tagen geheilt worden, aber sein linker Oberarm, den die eine Kugel zerfleischt, machte ihm mehr Sorge, und wie er sich ein paar Tage erholt hatte und von einem Wundfieber nicht heimgesucht wurde, beschloß er nach Smithsfield hinüber zu reiten, da sich dort, wie er von dem Officier gehört, ein Militair-Wundarzt befinden sollte.

Die Frauen wollten ihn allerdings nicht fortlassen, da sie besorgten, daß ihm unterwegs etwas zustossen könne, aber Wolf fürchtete für seinen Arm, und als sich endlich der alte Madinney erbot ihn zu begleiten, damit er sicher hinüberläufe und nicht etwa hilflos und allein im Wald liegen bliebe, war der Abschied von dem liebgewonnenen jungen Gast ein wahrhaft herzlicher.

Jenny sah an dem Morgen recht bleich aus und ihre Augen waren mit Thränen gefüllt. Er hatte in der Zeit, in der sie ihn so treu gepflegt, oft Gelegenheit gehabt mit ihr zu sprechen, aber sie nie benutzt, und jetzt wollte er fort — lehnte er aber je zurück?

„Lebt wohl, Jenny,“ sagte Wolf, als ihm die Knaben sein wenig Gepäc aufs Pferd gechnallt und Bill, der sich jetzt ebenfalls entschlossen mitzureiten, Wolf's kurze Doppelbüchse umgehangen hatte — sein Thier stand fertig vor dem Hause, „tausend Dank, mein gutes Kind, für all das Liebe und Gute, das Ihr mir erwiesen, und lehr' ich in die Staaten zurück, so schide ich Euch ein Andenken an mich, daß Ihr mich nicht ganz vergeßt.“

„Ich werde schon an Euch denken, Mr. Wolf,“ sagte das junge Mädchen und hob dabei die großen dunklen Augen zu

ihm auf, aber sie sah ihn nicht, denn sie waren mit einer vollen Thräne verhängt, „ich werde gewiß an Euch denken.“

„Und nun hinauf, Sir,“ riefen die jungen Leute, welche die kleine Zwischenscene wenig oder gar nicht beachtet hatten, „kommt, ich halte den Rappen schon, daß er nicht unruhig wird, und Eure Büchse trägt Bill; so recht — haltet Euch nur fest mit der rechten Hand am Sattel bis Ihr oben seid. — ah, das ging ja prächtig; die zwölf Miles reitet Ihr in einem Strich und beim Absteigen hält Euch Dobby oder Bill das Pferd wieder.“

Wolf griff mit der rechten Hand die Zügel auf — seine beiden Gefährten saßen schon im Sattel. Noch einmal nickte er den guten Menschen freundlich zu, und fort glitt die kleine Cavalcade in den Wald hinein.

Eine ganze Meile waren sie auch schweigend Einer hinter dem Andern fortgeritten, denn der Weg war hier sehr schmal und von Büschen überhangen. Weiter draußen erreichten sie eine kleine offene Prairie, wo sie sich nebeneinander halten konnten.

Der alte Mann hatte bis dahin kein Wort gesprochen, und als er jetzt an Wolf's Seite kam, sagte er — und es war fast, als ob er seinen bisherigen Gedanken Ausdruck gab:

„Und gedenkt Ihr, wenn Ihr geheilt seid, zu uns zurück-zukehren, Wolf?“

„Ich weiß es nicht, Mr. MacInney,“ erwiderte der junge Mann, „ich glaube es aber kaum. Ich habe ein wildes, rastloses Blut, und jetzt erst einmal im Gang, drängt es mich weiter und weiter auf meiner einsamen Bahn.“

Der Alte erwiderte nichts darauf, nur still und schweigend nickte er vor sich hin, als ob er sagen wollte, „ich habe es mir gedacht“, und ohne lange wieder ein Wort mitammen zu wechseln, verfolgten sie von da an ihre Bahn.

Ende des zweiten Bandes.



In Amerika.

Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit.

Im Anschluß an „Nach Amerika!“

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Hermann Costenoble.

1872.



Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

- Guseck, Bernd von,** Der schlimmste Feind. Historischer Roman. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus V. Bd.) Zwei Theile in einem Bande. (Mit besonderem Doppeltitel.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 22½ Sgr.
- Hick, Georg,** Die Parias der Gesellschaft. Roman. Mit einem Vorwort von Gustav vom See. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. 15 Sgr.
- Klinck, F.,** Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.
- Hoefler, Edmund,** Der Demagoge. Ein Zeitroman. 6 Thle. in 3 Bänden. 8. eleg. broch. circa 7 Thlr. 15 Sgr.
- Hoefler, Edmund,** In Olim's Zeiten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XV. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Hoefler, Edmund,** Stille Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
- Anork, Karl,** Professor an der Hochschule zu Nishkosh in Wisconsin. Märchen und Sagen der Nordamerikanischen Indianer. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.
- Köller, Eduard,** Klatschereien. Drei Geschichten. 8. broch. 1½ Thlr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“. Das Kind des Buchers. Erzählung (Unterhaltungs Bibliothek für Reise und Haus XIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- König, Ewald August,** Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“. Das Prinzchen. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“. Dämon Gold. Roman. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“. Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

L., Ernestine von, Verfasserin von „König Jerôme und seine Familie im Exil“. Palast und Bürgerhaus. Roman. 8. eleg. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.

Müllhausen, Baldnin, Das Mormoneumädchen. Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage“ in den Jahren 1857 u. 1858. Dritte Auflage. 3 Theile in einem Bande. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XI. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 25 Sgr.

Mühlbach, Konise, Kaiserburg und Engelsburg. Historischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

Mühlbach, Konise, Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr.

Mühlbach, Konise, Mohammed Ali's Nachfolger. Historischer Roman im Anschluß an „Mohammed Ali und sein Haus“. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr.

Mühlbach, Konise, Reisebriefe aus Aegypten. 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 Thlr. 22½ Sgr.

(Das morgenländische Leben am Hofe des Khedive, dessen Gast die Verfasserin war, Feste bei den Prinzessinnen, Diners en famille beim Khedive, die Harems etc. bilden den höchst interessanten Inhalt dieses Buches.)

Olbermann, Hugo, Liebe und Brod oder die Novelle des alten Mannes. Familien-Roman aus dem neunzehnten Jahrhundert. Zweite Ausgabe. 8. eleg. broch. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Pasqué, Ernst, Drei Gefellen. Eine heitere und ernste Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 15 Sgr.

Robiano, L. Gräfin v., Anna Boleyn. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Schlägel, Max von, Gefangen und belagert. Meine Erlebnisse während des Feldzuges von 1870—1871. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

Nechtrik, Friedrich v., Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhundert nach Christo. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Varano, C. M., Geheimnißvoll. Eine Criminal-Geschichte. 2 Bde. 8. eleg. broch. 2 Thlr. 15 Sgr.

In Amerika.

Dritter Band.



STADTBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

1. Das Gerippe	Seite 1
2. In der Schmiede	17
3. Ein Wiedersehen	34
4. Im Auktory Klan	51
5. Unruhiges Leben	71
6. Ein Scalp	86
7. In der Spielbude	100
8. Ertrappt	118
9. Ein Heirathsantrag	138
10. Hebe	157
11. Die Doppelhochzeit	178
12. Schluß	197

Das Gericke.

Im fernen Westen kämpfte die Wildniß den Todeskampf gegen die Civilisation; im Süden regte sich wieder, kaum unterdrückt, der alte rebellische Geist, denn selbst den vollzogenen Thatfachen gegenüber sträubte sich noch die junge Brut der Baumwollen-Barone gegen die Anerkennung der Neger-Emancipation und hoffte durch fast kindischen Widerstand die Macht aufs Neue in die Hände zu bekommen. Nur im Innern des weiten schönen Landes und in den Nordstaaten selber fühlte man nichts von diesen krampfhaften Zuckungen, ja hörte kaum davon, und betrachtete selbst die darüber in den Zeitungen erschienenen Berichte fast ausschließlich als Unterhaltungsflectüre.

Da hatten die Indianer der Prairien wieder einmal einen Raubzug in die Ansiedlungen gemacht und die Männer scalpirt, wie die Frauen und Kinder mit in ihre Wildniß geschleppt. Da rührte sich im Süden der Kullur Clan; junge Negermädchen und Frauen waren gepeitscht worden, wie in der alten Sklavenzeit, und die illustrierten Blätter brachten haarsträubende Bilder dazu. Die Zeitungsjungen machten auch brillante Geschäfte mit den Nummern, und man erwartete mit Spannung neue Blätter, um wieder etwas recht Interessantes zu lesen und zu sehen.

Das Land ist zu groß, und wenn auch ein einiges mächtiges Reich mit gemeinsamen Zielen, gemeinsamem Streben, was seine Wohlfahrt und sein Bestehen anbetrifft, — doch zu weit ausgebehnt, um die entfernten Staaten auch Alles zugleich mit fühlen zu lassen, was in den anderen in noch so heftiger und gewaltsamer Art geschieht. Es wäre auch sonst nicht denkbar, daß dieser Schandfleck der Civilisation, die Sklaverei, so lange hätte neben den freien und glücklichen Staaten des Nordens ihr schmachvolles Dasein fristen können.

So lag denn auch, so wenig von den indianischen Ueberfällen wie von den Uebergriffen des trozigen Südens berührt, das kleine Städtchen Donnersville in stiller beschaulicher Ruhe; aber rastlose Thätigkeit und deutscher Fleiß, wie deutsche Ausbauer neben amerikanischem Unternehmungsgeist machten den Ort ausblühen und sich nach allen Seiten ausbreiten.

In all dem Frieden und der anscheinenden Ruhe gährte und kochte aber doch auch wieder an manchem Herd, wenn auch ganz in der Stille, ein kleiner Topf mit Zwietracht, Neid oder Intriguen — und welche Stadt der Erde, ob sie am Senegal oder an der Spree liegt, wäre davon frei. Jedes einzelne Haus bildet ja auch seine einzelne und eigene Welt, die aber — sehr ungleich darin den größeren Weltkörpern — nicht immer ungestört ihre eigene Bahn fliegt, sondern auch gelegentlich mit anderen zusammenstößt.

In Donnersville hatte sich Herr Doctor Hückler als Arzt niedergelassen und möglicher Weise deshalb, weil er den deutschen Bauern besser zu imponiren hoffte als den amerikanischen und sich ein reiches Feld für seine Thätigkeit versprach, zum großen Theil aber auch mit, um Herrn Donner zu beweisen, daß sie in einem freien Land lebten und von keiner „Polizeiverwaltung“, wie er es nannte, abhängig wären. Er konnte sich als Arzt niederlassen, wo er wollte, und brauchte deshalb die Erlaubniß des „Herrn Donner“ nicht.

Nun hatte er aber in ganz Donnersville, da er ja doch auch seine Familie von Milwaukee holen mußte, nur eine einzige passende, oder wenigstens ihm zusagende Wohnung finden können, und das war das dem Barbier Roszwein gerade gegenüber liegende Haus, dessen Insassen nach Deutschland

zogen, ihr Grundstück aber vor der Hand nicht verkaufen wollten, da der Werth aller Häuser durch den letzten Krieg natürlich gedrückt worden war, wenn er auch schon wieder anfangen sich zu heben. Das sagte Herrn Hückler aber auch insofern zu — wie er sich nämlich äußerte —, daß er nicht gleich zu kaufen brauchte, sondern erst einmal sehen konnte, wie ihm der Platz hier behagte, und ob es „der Mühe lohnte“ hier zu bleiben. Daß er übrigens eine Concurrnz zu bestehen haben würde, wußte er, denn Hellborn hatte sich, auf Rogwein's und Donner's dringende Bitten, entschlossen, sich ebenfalls als practicirender Arzt, und zwar unter sehr günstigen Bedingungen, niederzulassen. Donner schenkte ihm, wenn er sich nur verpflichtete hier sechs Jahre auszuhalten, ein kleines sehr hübsches Haus, und mit dem Kreis von Freunden, die er theils hier fand, theils gewann, öffnete sich ihm ein ruhiges und gemüthliches Stilleben. Das aber kümmerte Herrn Doctor Hückler wenig; er lächelte darüber, daß ein junger Mann, „der eben erst die Nase nach Amerika herübergesteckt“ und gar nicht wußte, wie der „Hase hier lief“, mit ihm, dem alten Praktikus, in die Schranken treten wollte. Den gedachte er bald genug hier wegzubeißen, denn daß sich die ganze amerikanische Praxis, wo er selber eine Amerikanerin zur Frau hatte, ihm zuwenden mußte, verstand sich doch von selbst. Wie auch nur das Haus eingerichtet und er mit seiner Familie eingezogen war, wirthschaftete er ein paar Tage da drüben in sehr geheimnißvoller Weise, und überraschte dann eines Morgens die Eingeborenen auf das Vollständigste.

Bunt genug sah die Geschichte, ganz nach amerikanischer Art natürlich aus, mit rothen, blauen, gelben, grünen und sogar goldenen Plakaten, mit hübsch etikettirten Flaschen, Krügen und Schachteln — jedes einzelne Stück ein Heilmittel gegen sämtliche Krankheiten und Gebrechen des Menschengeschlechts. Den Haupteffect machte aber das sogenannte Schaufenster, das er sich besonders hatte herrichten lassen, und in dem natürlich die mit buntgefärbten Wassern gefüllten großen Gläser, hinter denen Abends eine Lampe stand, einen hervorragenden Platz einnahmen. Dazwischen prangte aber eine ganze Ausstellung von in Spiritus gesetzten Scheuß-

lichtleiten, und zwar nicht allein Schlangen, Eidechsen, Tausendfüße, Hornfrösche, nein auch neugeborene Kinder, Mißgeburten und andere Dinge, bei denen Einem übel und weh wurde, wenn man nur einen Pfad darauf warf.

Das non plus ultra für Donnersville blieb aber ein schon am ersten Tage hinausgeschobener hoher Glaslasten, der ein vollständig aufgestelltes menschliches Gerippe enthielt, und sämmtliche für die Schule bestimmte Kinder veranlaßte, die erste Stunde um wenigstens zwanzig Minuten zu versäumen.

Neben dem Gerippe in der Thür stand Doctor Hückler, sehr elegant gekleidet, mit einem himmelblau seidenen Tuch am den ordentlich gefährlich gestärkten Hemdtragen, mit einem riesigen Amethyst als Tuchnadel und einer goldenen Kette, an der genug Material hing, um den ganzen Glaslasten eines Juweliers zu füllen, mit sehr bunter Weste, sehr carriertes Hosen, sehr blanken Stiefeln und einem sehr rothen Gesicht, in dunkelblauem Frack und gesticktem Vorhemdchen und die Haare in der Mitte des Kopfes auf das Feinlichste getheilt — gewissermaßen als ob er hätte zeigen wollen, was sich Alles aus dem eigentlichen Gestell, dem nebenan stehenden Gerippe, machen ließ. Er schien auch die ihn umgassende Schaar von Schuljungen, die „Natur“ wie Kunst hier gleichmäßig bewundernd, ihn anstarrte, gar nicht zu beachten, sondern saß mit einem stillen, selbstzufriedenen Lächeln, indem er nachlässig mit seinen Verloques klimperte, über die ganze Welt weg.

Ihm gegenüber in seiner „Stube“, aber an der offenen Thür, denn das Wetter war trotz der vorgerückten Jahreszeit noch, wenn auch nicht gerade warm, doch sonnig, da der „indianische Sommer“, jene herrliche Herbstzeit der Staaten, sich weit in den December hinein erstreckte, — saß Jacob Kosswein und betrachtete sich mit innigem Wohlgefallen den, seiner allerdings gar nicht achtenden Doctor. Er merkte auch gar nicht darauf, daß ein Reiter die Straße herunter sprengte, vor seiner Thür einzugelte, aus dem Sattel sprang und sein Pferd an einen der zu diesem Zweck besonders angebrachten Pfosten band.

Erst als dieser in seine eigene Thür trat und ihm da-

durch die Aussicht nach gegenüber benahm, wandte er ihm den Blick zu.

„Hallo, Kofwein, wie geht's, was machen Sie? Warum sind Sie denn gestern nicht nach unserer Farm hinausgekommen? Hellsdorn war auch draußen, und wir hatten uns so auf Sie gestreut.“

„Ich hatte keine Zeit,“ sagte Kofwein, indem er dem eben gekommenen, seinem Freund Kellmann, die Hand hinüber reichte, wobei seine Augenbrauen sich fast unter die Haare hinaufzogen, „ich muß Studien machen.“

„Studien?“ lachte Kellmann, „inwiefern?“

„Ich sage Ihnen, Kellmann,“ erwiderte Kofwein, indem er aufstand, eine Flasche mit delicatem Magenbitter, den er selber fabricirte, auf den Tisch und zwei Gläser daneben stellte, „ich habe jetzt eine Aussicht aus meinem Haus, die nicht mit Geld zu bezahlen wäre und die mich fast den ganzen Tag ausschließlich beschäftigt.“

„So interessant ist sie?“

„Sehen Sie einmal da hinüber.“

Kellmann lachte. „Ja, ich habe den Herrn schon bemerkt, als ich herankam. Er hat da einen ächt amerikanischen Doctor shop aufgestellt, mit allen möglichen marktschreierischen Anzeigen, und sollte sich eigentlich drüben in Cincinnati mit Doctor Taylor zusammenthun. Die Beiden würden prächtig zusammen passen.“

„Und wie der Kerl aussieht,“ lachte Kofwein stillvergnügt vor sich hin, „sehen Sie nur diese Wohlgefälligkeit, mit der er über die ruppigen Jungen wegsieht — und das scheußliche Gerippe da nebenan — meinen Hals zum Pfand aber, daß er keine Sehne an dem ganzen Körper kennt und nicht einmal weiß, wie die Knochen alle miteinander heißen — Sand in die Augen.“

„Run natürlich,“ sagte Kellmann gutmüthig; „aber was haben Sie denn mit Ihrem Haus vor? Lassen Sie es neu anstreichen? Es sah doch noch ganz gut aus.“

„Weiß animalen,“ ichmunzelte Kofwein, „und werde es nachher selber verzieren.“

„Sie?“

„Nun gewiß — allerdings nicht mit der Zahnbürste, wie Czra Lubkin's Sohn das famose Schild gemalt hat. — Wissen Sie denn nicht, daß ich einmal durch eine Malerschule gelaufen bin?“

„Kein Wort davon — weiß ist übrigens eine böse Farbe für die gegenüber Wohnenden, besonders wenn die Sonne darauf scheint.“

„Herr Doctor Hüdler und Herr von Passedom werden sich dann grüne Jalousien anschaffen müssen,“ meinte Roszwein trocken.

„Wie macht sich denn die junge Ehe?“

„Mit der Dicken? Famos — gestern hat sie ihn wieder richtig gekostet — es war ein Vergnügen zuzusehen.“

„Es ist doch nicht zu Thätlichkeiten zwischen ihnen gekommen?“ rief Kellmann fast erschreckt.

Roszwein zuckte mit den Achseln. „Ich weiß nicht, was Sie Thätlichkeiten nennen,“ sagte er, „aber zwei Fensterscheiben sind dabei zu Grunde gegangen und Herr von Passedom hatte heute Morgen seinen Kopf zugebunden; ich bin indessen nicht requirirt worden, Schröpfköpfe waren nicht nöthig.“

Kellmann nickte still vor sich hin. „Das wird eine recht glückliche Ehe werden,“ sagte er nach einer Weile; „daß es doch Menschen giebt, die sich das eigene Leben auf so furchtbare Weise vergällen und unerträglich machen können.“

„Die Frau ist ein Satan und der Mann ein Esel,“ sagte Roszwein, „denn schon drei Tage nach der Trauung ging der Skandal los — da hören Sie, da beginnt es von Neuem.“

Drüben ertönte ein wilder Lärm, so daß die Leute auf der Straße schon stehen blieben, als sich unten die Hausthür öffnete und ein junges, ganz dunkel und einfach gekleidetes Mädchen, ein Tuch um den Kopf geschlagen und ein kleines Bündel in der Hand, das Haus verließ.

„Da zieht die Köchin aus,“ lachte Kellmann, „na, wenn es der zu warm wird —“

„Bei Gott, das ist Helenchen!“ rief Roszwein emporfahrend; „das ist das arme, unglückselige Kind, das es in der Hölle nicht länger ertragen kann. Aber wohin um Gottes

willen will sie gehen? Wenn ich Familie hätte, die dürfte mir nicht die Straße hinab. Und nun kann ich jetzt nicht einmal die verdammte Barbierstube verlassen, denn die Leitern stehen vor der Thür, und bis ich die wegräume, weiß kein Teufel, wo sie geblieben ist. Bitte, lieber Kellmann, thun Sie mir die Liebe und gehen Sie ihr nach, aber nicht so, daß sie es merkt; sehen Sie, wo sie bleibt. Wir Deutschen hier dürfen das arme unglückliche Wesen nicht in Verzweiflung in die Welt hinauslaufen lassen. Wenn unser Friedensrichter hier nicht ein so heilloses Rindvieh wäre, hätte er da schon lange Einspruch thun müssen.“

Kellmann hatte schon seinen Hut aufgegriffen und schlug, ohne aber nur im Geringsten zu zeigen daß er auf sie achte, die nämliche Richtung ein, die das junge Mädchen genommen, hielt sich aber auf der entgegengesetzten Seite der Straße und verschwand bald mit ihr um die nächste Ecke.

Roskwein sollte aber heute aus dem Aegerer nicht herauskommen, denn ihm war das vornehm dumme Gesicht nicht entgangen, mit dem Doctor Hückler das junge arme Wesen, als Helene an ihm vorüberging, betrachtete und ihr sogar den Rauch seiner elenden Kentucky-Cigarre entgegenblies; aber ein spöttisches Lächeln legte sich auch gleich darauf über seine Züge und er sagte, vergnügt vor sich hinnickend:

„Na, für Dich wenigstens habe ich eine Ueberraschung, mein Herzchen, und die sollst Du denn auch gleich frisch und warm genießen“ — und ohne Weiteres froh er in die eine Ecke, holte sich dort einen Topf mit schwarzer Farbe, in dem ein großer Pinsel steckte, und rückte sich dann die beiden am Haus stehenden Leitern so zurecht, daß sie neben einander etwa die Mitte des Hauses frei ließen. Um die genaue Mitte zu bekommen, mußte er aber ein paar Mal bis auf die Straße hinaustreten, um die gleichmäßige Entfernung besser beurtheilen zu können, und Doctor Hückler war dadurch auf ihn aufmerksam geworden. Seine Cigarre im Mund, beide Hände in den Taschen, schlenderte er langsam heran, wo Roskwein, ihm den Rücken zulehrend, stand und den Kopf bald herüber, bald hinüber drehte.

„Na, Roskwein, wollen Sie Ihr Haus noch einmal über-

malen?" rebete er diesen an. „Das ist recht, das Weiß bleibet auch schändlich, und wenn die Sonne drauf scheint, hält man's hier drüben gar nicht aus.“

„Ah, guten Morgen, Herr Doctor!" sagte Rogwein, indem er sich umbrehte und sehr artig die Mütze zog, was Häcker aber jedesmal ärgerte, weil er immer den „Barbier" im Verdacht hatte, daß dieser sich über ihn lustig mache. „Haben doch wohl geruht?"

„Ich danke," sagte der Doctor mit einem etwas verbrießlichen Gesicht; „wie wollen Sie denn Ihr Haus anstreichen?"

„Um," meinte Rogwein, „anstreichen kann man das nicht gut nennen; malen will ich's. Man lernt im Leben nie aus, mein guter Herr Doctor, und was praktisch ist, gedeiht eigentlich am besten hier in Amerika. Ich selber bin bis jetzt zu deutsch-kleinstädtisch gewesen; ich sehe das jetzt recht gut ein; aber ich will mich ändern — J. Rogwein, Vader und Barbier — lächerlich! Ist das ein Schild für Amerika? Drüben in Cincinnati der Doctor Taylor kann's und Sie haben auch schon davon profitirt, aber ich denke, ich stehe Sie jetzt Alle zusammen aus, Sie sollen einmal sehen. Doch ich muß an die Arbeit gehen, ehe es zu heiß wird. Empfehle mich Ihnen, Herr Doctor," und da er jetzt die richtige Mitte gefunden, nahm er seinen Farbertopf und stieg ohne Weiteres die linke Leiter so hoch hinauf, daß es ordentlich lebensgefährlich aussah.

Das kleine schmale Haus mit nur einer Etage hatte drei Fenster Front und links und rechts eine einsenstrige Stube. Das mittlere Fenster erleuchtete nur die Treppe, die aber auch vom Hof her genügend Licht erhielt, und Rogwein hatte dasselbe jetzt durch einen mit Pelpapier beklebten Rahmen so überspannt, daß es mit der übrigen Wand eine Fläche bildete.

Da oben ging er jetzt daran, mit kühnen, aber wirklich künstlerischen Strichen einen Kopf zu zeichnen, der sich aber schon nach wenigen Minuten als Todtenkopf herausstellte, und dem schloß sich eben so rasch der knochige Hals und dann das rechte Schulterblatt an, kurz es stellte sich sofort

heraus, daß er ein ganzes Gerippe über sein Haus zu malen gedachte, an dem er jetzt mit einem wahren Feuereifer arbeitete.

„Rothwein! sind Sie des Teufels?“ rief der Doctor, der ihn erst lächelnd beobachtet hatte, dann aber zu seinem Entsetzen bemerkte, was für ein scheußliches vis-à-vis ihm zugebracht wurde. „Was zum Henker haben Sie vor? Sie wollen doch da nicht meiner Frau gerade vor das Fenster ein Riesengerippe hinmalen? Das sieht ja gräßlich aus!“

Rothwein ließ sich in seiner Arbeit nicht stören, hielt nur den Kopf etwas zur Seite, um einen bessern Ueberblick zu bekommen, und sagte:

„Aber, bester Herr Doctor,“ — er versäumte nie das Herr vor den Titel zu setzen, was sich Hückler auch sonst ganz ruhig gefallen ließ — „Sie haben ja auch eins vor Ihrer Thür, und da wir ja doch jetzt ein Concurrnzgeschäft errichten —“

„Aber ich habe ein kunstvoll hergestelltes,“ rief Hückler entrüstet, „das zum Studium dient und für die Wissenschaft unumgänglich nothwendig ist, und Sie wollen da ein vollkommen werthloses Scheusal hinmalen, nur um die Nachbarschaft zu ärgern und schwachnervige Damen mit Entsetzen zu füllen. Das dürfen Sie auch gar nicht, das ist polizeiwidrig, und wenn Sie das nicht augenblicklich wieder übertünchen, zeige ich Sie an.“

Rothwein war schon bis unter die Fenster und bis zum Becken des Gerippes gekommen; die Ausführung ging ihm fabelhaft rasch von der Hand, da er nur die nothwendigsten Linien, aber diese mit Meisterhand zog. Jetzt stieg er herunter, kümmerte sich aber gar nicht um den Doctor, zündete sich im Haus eine frische Cigarre an und stieg dann an der andern Seite wieder hinauf, um den nächsten Theil zu beenden. Mit Ueberredung war dem Manne nicht beizukommen, so viel fühlte der Doctor wohl, aber empört über diesen „Unfug“, wie er es nannte, stürzte er zurück in seinen Laden, griff seinen Hut auf, schloß die Thür und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, zum Friedensrichter, der hier im Ort die Polizei hatte, um der Sache gleich von vornherein ein Ende zu

machen. Kofwein bemerkte wohl die Richtung, die er nahm, und konnte sich auch etwa denken, was er beabsichtigte, aber er schmunzelte nur still vor sich hin, unterbrach jedoch seine Arbeit keinen Augenblick.

In der Straße hatten sich indessen natürlich eine Menge von Neugierigen gesammelt, die der wunderlichen Malerei zuschauten, aber der Künstler bekümmerte sich auch nicht um diese. Er hatte sein Gerippe jetzt vollendet und stieg eben nur noch einmal hinauf, um an ein paar Stellen nachzuhelfen.

„Hallo, Kofwein! Mensch, um Gottes willen, was machen Sie da?“ rief eine lachende Stimme von der Straße aus. Kofwein war gerade dabei, dem Gerippe in die linke Hand ein Barbierbecken, aber jetzt mit gelber Farbe zu malen, während die rechte schon ein geöffnetes Rasirmesser hielt.

„Was ich mache?“ sagte Kofwein, der sich umwandte und seinen Freund Hellborn erkannte; „ich gebe Ihnen ein gutes Beispiel, Doctor, wenn Sie hier in Amerika Ihr Glück machen wollen. Es geht nichts über ein gutes Aushängeschild, ja es ist in manchen Geschäften die Hauptsache, und Doctor Hüdler da drüben und ich fangen die Sache gerade beim rechten Ende an.“

Hellborn blieb kopfschüttelnd in der Straße stehen und sah ihm zu, bis er sein Barbierbecken beendet hatte, dann herunterstieg und zu dem Freund trat, um sich von dort aus sein Werk wohlgefällig zu betrachten.

„Famos!“ rief er dabei selbstbewundernd aus, „ganz famos, macht einen heillosen Effect! Und jetzt ist die Schule aus, jetzt sollen Sie was erleben.“

Er hatte nicht zu viel versprochen. Die Schule war aus; die Jungen kamen die Straße herunter und die ersten schlenderten ahnungslos an dem Hause vorbei und wurden erst durch das wirkliche Gerippe, das in Hüdler's Thür stand, angezogen. Da plötzlich erschallte der Ruf eines schärferen Beobachters.

„Du — sieh mal!“ gellte eine Stimme, und als sich Alle dem ausgestreckten Arm nachwandten, erhob sich ein wahres Jubelgeheul unter dem kleinen muntern Schwarm.

Das war ein Genuß: auf der weißen Wand das riesengroße Skelet und gegenüber das kleine in einem Glaslasten.

„Du, das da ist von einem Rigger!“ rief da Einer der Knaben aus, „muß das aber ein Rigger gewesen sein.“

„Und das ist von einem Weißen — das was in der großen Laterne steht,“ rief ein Anderer, „huh Jesus, wenn das jetzt herauskäme — sich nur, es setzt das eine Bein schon vor.“

„Da kommt's!“ schrie ein Dritter und die nächststehenden Jungen wichen scheu davor zurück, aber Andere preßten heran, und nachdem sie das Rigger-Gerippe bewundert, wurde ihre Aufmerksamkeit auch auf das Schaufenster und die darin enthaltenen Entsetzlichkeiten gelenkt, bei denen sie aber nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Die Schlangen und Eidechsen kannten sie wohl. „Du, besch is a Snake,“ rief der Eine, „und dorten sein auch Lizzards,“ rief ein Anderer, aber über die Nachbargläser zerbrochen sie sich den Kopf und die tollsten Vermuthungen tauchten auf.

Wie das aber immer so geht, daß, wo Einzelne stehen bleiben, Andere sich dazustellen, so geschah es auch hier. Die Schuljungen machten den Anfang. Die nächsten die Straße Passirenden wollten ebenfalls sehen, was da vorginge, und in Zeit von einer Viertelstunde war die sonst so stille und fast einsame Straße so gedrängt voll Menschen, daß Wagen und Reiter schon gar nicht mehr durchkonnten und in eine Nebengasse einbiegen mußten.

Roskwein hatte mit innigem Vergnügen die Aufregung gesehen, die sein rasch entworfenenes Kunstwerk hervorgerufen, und erwartete nur mit Schmerzen die Rückkunft des Doctors, damit dieser doch auch seine Freude daran hätte. Doctor Hücker mußte aber dem Genuß noch längere Zeit entsagen, denn bei dem Friedensrichter, einem Amerikaner, bei dem er auf sichere Abhülfe gehofft, fand er eine ganz unerwartete Abneigung, sich in die Sache zu mischen. Das Haus war Herrn Roskwein's Eigenthum, und der Staat würde allerdings das Recht gehabt haben, ihm ein unsittliches Aushängeschild zu verbieten, aber gegen eine Malerei, die auf seinen Be-

ruß als Dunbar's Bezug hatte, könnte nicht eingeschritten werden.

Der Doctor stürzte in Verzweiflung zu einem amerikanischen Advocaten, den er williger glaubte eine Klage gegen einen Deutschen anzustrengen, als einen Landsmann, aber lieber Gott, das Gerippe war einfach eine Reclame, ein Aushängeschild, eine Empfehlung. Ein Gerippe auf einem Schild zu führen, verbot kein Gesetz, also war auch über die Größe, in der es gemalt werden durfte, nichts bestimmt. Doctor Hückler sollte sich in Gutem mit seinem Gegenüber verständigen, und wenn es ihm gar zu unangenehm sei, würde er schon mit ihm ein Abkommen treffen können.

Doctor Hückler lehrte jetzt allerdings nach Hause zurück, verkehrte aber vor der Hand mit Roskwein gar nicht, sondern drängte sich nur durch die Menschenmenge durch und begab sich augenblicklich zu seiner Frau, die er aber nur deshalb noch nicht in Krämpfen fand, weil sie vorher noch mit ihm reden und ihm auf das Bestimmteste erklären mußte, daß sie keine Nacht länger in einem Hause bleibe, vor dem ein solches Schreckbild aufgestellt wäre.

Hückler hätte den „verdammten Barbier“ mit Vergnügen vergiftet, wenn er nicht voraus gewußt, daß dieser keine von seinen Medicinen nehmen würde, und es blieb ihm jetzt in der That nichts übrig, als eine Capitulation zu versuchen, obgleich er sich selbst davon nur geringen Erfolg versprach. Er ging zu ihm hinüber, und Roskwein, der ihn hatte kommen sehen, saß ganz ruhig in seiner Stube, als ob ihn die Welt nichts anginge, und weckte seine Messer, während da draußen vor seiner Thür halb Donquersville versammelt war, um theils sein Gerippe, theils das des Doctors zu bewundern.

„Herr Roskwein,“ sagte der Doctor, wie er den Fuß über die Schwelle setzte, die er bis jetzt noch nicht überschritten, „Sie sehen, welchen Tumult Sie mit Ihrer Malerei erregen.“

„Aber mein bester Herr Doctor,“ lächelte der Mann, „das ist ja gerade, was wir bezwecken; die Bewunderung theilt sich zwischen Ihrem und meinem Gerippe — bildlich gesprochen, natürlich — und die Leute müssen zulezt kommen

und unsere nichtsnutzigen Medicinen kaufen — ich habe freilich keine. —“

„Ja, bester Herr Rofwein,“ sagte der Doctor, „aber das nicht allein — meine Frau liegt drüben in Krämpfen über das Schreckbild da. Sie haben es auch mit einer entsetzlichen Treue ausgeführt, ich — ich hätte Ihnen eigentlich ein solches Talent gar nicht zugetraut.“

„Wirklich nicht?“ lächelte Rofwein; „aber bekommt denn Ihre Frau Gemahlin keine Krämpfe, wenn sie Ihr Gerippe sieht? — ich meine das, was Sie vor Ihrer Thür in dem Glaskasten stehen haben.“

„Oh nein,“ sagte Doctor Hückler; „erstlich hat sie sich daran gewöhnt, und dann sieht sie es ja auch nicht, denn wenn sie ausgeht, dreht sie jedesmal den Kopf ab. Es läßt sich ja doch auch nicht ändern; es gehört mit zu meinem Beruf. Ihr Schreckbild schaut uns aber gerade in die Fenster hinein, und höchst fataler Weise können wir es selbst in unserem Spiegel sehen.“

„Nun gut, mein lieber Herr Doctor,“ sagte Rofwein ruhig, „so wollen wir einen Vergleich mitsammen schließen. Ihr Gerippe da in der Straße genirt mich und viele andere Menschen, die da vorüber müssen, besonders die Frauen, die sich immer eckeln.“

„Aber wie kann man sich vor einem kunstvoll hergestellten Präparat eckeln,“ rief Hückler, „dient es nicht der Wissenschaft?“

„Verflucht wenig, da vor Ihrem Hause,“ sagte Rofwein; „aber nehmen Sie das weg, so übermale ich auch mein Aushängeschild und kleide mein Gerippe in anständig menschlicher Weise, ich werde einen wirklichen Barbier daraus machen.“

„Aber hat Sie denn mein Gerippe wirklich schon genirt, bester Herr Rofwein?“ sagte Hückler sehr liebenswürdig, denn er konnte sich seinen „Laden“ gar nicht ohne das Skelet denken und wußte, daß es nicht ohne Eindruck auf die Bauern blieb.

„Ich ecke mich davor,“ sagte Rofwein, „denn ich denke

mir immer, welchen schmierigen Ueberzug es zuletzt gehabt haben mag."

"Sie als Wundarzt?"

"Barbier wollen Sie sagen; deshalb hatte ich gerade alle Köpfe, die keinen Bart haben. Nehmen Sie das Knochengestell da weg, und ich übermale das meinige."

"Aber ich habe keinen Raum dafür in meinem Laden," rief der Doctor in Verzweiflung, "wohin soll ich es stellen?"

"Meinetwegen in Ihr Schlafzimmer, wenn Ihre Frau Gemahlin damit einverstanden ist."

"Sie stürbe mir in der ersten Stunde."

"Na, dann auf den Boden, oder noch besser, geben Sie den Knochen ein ehrliches Begräbniß, und das betreffende Individuum wird Ihnen bei der einstigen Auferstehung sehr dankbar sein, ihm das Zusammensuchen seiner Ueberreste erspart zu haben."

"Aber, bester Herr Roswein, Sie verlangen doch nicht im Ernst, daß ich das Skelet entfernen soll?"

"Gar nicht, mein bester Herr Doctor, aber bis es nicht fort ist, bleibt das da auch stehen."

"Und wenn ich Ihrem Wunsch willfahre?"

"Verwandelt sich mein Gerippe in einen wohlgekleideten Jüngling mit Rasirmesser und Borden, den Ihre Frau Gemahlin mit Vergnügen ansehen wird. Genügt Ihnen das?"

Kunden betraten jetzt den Laden, die bedient sein wollten, und da Roswein den Doctor stehen ließ und sich diesen zuwandte, verließ Hückler das Haus und lehrte in seine eigene Wohnung zurück.

Hellborn hatte noch eine kleine Weile lachend das riesengroße Skelet betrachtet, das in Deutschland allerdings sofort polizeilich verboten worden wäre. Hier aber gehörte etwas Derartiges zu den gewöhnlichen Reclamen und konnte nicht angesprochen werden. Als Hückler die Straße kreuzte, wandte er sich ab und ging seinen eigenen Geschäften nach; er konnte sich wohl denken, was den "Doctor" in Roswein's Haus führe; da er selber aber auf keinem freundschaftlichen Fuß mit ihm stand, denn Hückler hatte sich von Anfang an unartig gegen ihn be-

nommen, so wich er ihm aus — was kümmerte ihn der Quacksalber.

In diesem Augenblick trat Herr von Passedom rasch und erregt aus seiner Hausthür. Er hatte seinen Hut auf dem Kopf, schien aber die herumstehenden Menschen gar nicht zu beachten, sondern suchte augenscheinlich eine bestimmte Persönlichkeit, wie der fast angstvoll umherschweifende Blick nur zu deutlich verrieth. Er drängte sich auch ohne Weiteres durch die ihm zunächst Stehenden durch, und die Straße hastig hinabeilend, überholte er gleich darauf Hellborn, dessen Arm er sofort ergriff. Hellborn hatte seiner Frau schon einmal ärztliche Hülfe geleistet und kannte deshalb diese Familie.

„Doctor,“ sagte er, und gab sich dabei gewaltsam Mühe ruhig zu bleiben, „ist Ihnen — ist Ihnen meine Helene nicht begegnet? — Haben Sie das Mädchen nicht irgendwo gesehen?“

„Ihr Fräulein Tochter?“ sagte Hellborn verwundert, „nein, ist etwas vorgefallen?“

„Borgefallen? nein,“ erwiderte Passedom zerstreut. „Sie fühlte sich nur etwas leidend, und ist vorhin fortgegangen und noch nicht zurückgekehrt, weshalb ich ein wenig besorgt bin — Sie entschuldigen,“ und mit raschen Schritten eilte er die Straße hinab und bog dann in eine kleine Nebengasse ein, die nach dem vorbeilaufenden Flüschen oder großen Bach zuführte.

Hellborn sah ihm kopfschüttelnd nach, denn als liebender und besorgter Vater war ihm Herr von Passedom bisher weder geschildert worden, noch auch selber erschienen, aber er achtete nicht weiter darauf. Der alte, erst wieder jung verheirathete, sonst aber sehr steife Herr hatte, seit er ihn kannte, nie sein Interesse erregt, ja sein zurückhaltendes, fast scheues Wesen ihn eher abgestoßen als angezogen, und nur das wunderbar schöne Mädchen im Haus fiel ihm auf. Da sie sich aber scheu jedem Begegnen mit anderen Menschen zu entziehen schien, bekam er sie nur ein- oder zweimal flüchtig zu sehen, und konnte deshalb schon keinen näheren Antheil an ihr nehmen.

Er hatte hier in einem der Häuser einen Besuch zu machen,

der ihn indeß nicht lange in Anspruch nahm; als er die Straße wieder betrat, kam Kellmann gerade herunter, erkannte ihn aber kaum, als er auch schon auf ihn zueilte und ihn anrief: „Lieber Doctor, das trifft sich sehr glücklich, daß ich Ihnen hier begegne, haben Sie einen Augenblick Zeit, einer jungen Dame Hülfe zu leisten?“

„Hülfe zu leisten, dafür immer, bester Herr Kellmann, aber wo?“

„Sie kennen die Schmiede, wo Sie damals Ihr Pferd beschlagen ließen, bei Hamiltons, dort liegt sie.“

„Eine junge Dame?“ sagte Hellborn erstaunt.

„Fräulein von Rassebom.“

„In der Schmiede?“

„Sie wurde vor der Thür ohnmächtig, und ich trug sie hinein. Die Frau thut indessen Alles für sie, was sie nur kann. Meinen Sie, daß ich vielleicht Rogwein hebeirufen soll, wenn ein Aderlaß nothwendig wäre?“

„Um, das könnten Sie thun, es kann keinesfalls schaden und wir haben dann geschickte Hülfe gleich bei der Hand, in jeder Hinsicht.“

„Also Sie kennen das Haus, gleich dort unten, ich will indessen auch keine Zeit versäumen,“ und rasch wandte er sich ab, als ihm Hellborn nachrief:

„Der Vater des Fräuleins suchte sie eben, sagen Sie es doch gleich oben, wo sie ist.“

„Das hat Zeit,“ brummte Kellmann vor sich hin, und eilte nur jetzt fort, um Rogwein herbeizuholen.

2.

In der Schmiede.

Als Hellborn die Schmiede erreichte, fand er den Platz, an dem noch vor wenigen Wochen oder Monaten der alte Hamilton so macker gearbeitet hatte, fast verödet. Kein menschliches Wesen war auf dem Grundstück zu sehen, nur ein paar Hühner liefen herum und waren eifrig beschäftigt, sich ihr kärgliches Futter zusammen zu suchen; ein kleiner schwarzer, zottiger Hund saß auf dem Hof und kratzte sich, und nicht einmal Rauch stieg aus dem Schornstein des Häuschens empor, der doch sonst wenigstens menschliches Treiben und Schaffen kündete.

Hellborn erinnerte sich, daß der Schmied ja auf seine Auskunft hin ausgezogen war, um seine verlorenen Kinder aufzusuchen. Hatte er sie noch nicht gefunden, daß er so lange weggeblieben war? Aber die Sorge um die Kranke beschäftigte ihn doch für den Augenblick mehr, und mit raschen Schritten eilte er auf die kleine Wohnung zu.

Lieber Gott, wie ärmlich sah es in dem Raum aus, wie entseßlich leer — aber auch wie sauber —; auf dem weißbezogenen Bett in der Ecke fand er aber auch rasch was er suchte. Dort ausgestreckt — bleich und regungslos wie eine Todte lag Helene von Bessedow, und die alte Regerin, die ihr das Kleid gelöst, kühlte ihre Schläfe jetzt mit nassen

Tüchern und suchte, ihr den Puls reibend, sie zum Leben zurückzurufen.

„Oh Massa,“ rief sie dem eintretenden jungen Mann, den sie augenblicklich erkannte, zu; „oh, um des Himmels Barmherzigkeit willen, sie haben sie mir so ins Haus gebracht, ich that ihr gewiß nichts zu Leide, ich habe mein Bestes versucht, um sie zum Leben zurückzurufen, aber es ist Alles vergebens, das arme junge Blut ist todt, sie rührt und regt sich nicht mehr.“

„Sorgt Euch nicht, liebe Frau,“ rief ihr aber Hellborn zu, „ich weiß Alles, ich bin Arzt, und der Herr, der sie hergebracht, hat mich selber geschickt, um ihr Hülfe zu leisten.“

„Gelobt sei Gott,“ seufzte die arme Frau, „mich hat hier schon die Angst verzehrt, daß wieder neues Unheil hereinbrechen würde. Oh, Ihr habt's ja nicht verschuldet, Massa; aber nun ist mein Mann auch fort, und sicher haben sie ihn da unten wieder festgenommen und als Sklaven behalten, und ich bin jetzt ganz allein und verlassen in der weiten Welt.“

„Thorheit!“ sagte Hellborn, der sich indessen aber ausschließlich mit dem jungen bewußtlosen Mädchen beschäftigt hatte, und Alles versuchte, um sie ins Leben zurückzurufen, „das braucht Ihr wahrlich nicht zu fürchten; aber wer weiß denn, wie lange er dort nach den Kindern erst suchen muß, wenn er auch schon ihre Spur gefunden — ach, darf ich Euch noch um etwas recht kaltes Wasser bitten — oder noch besser — hier ist Geld — springt doch einmal quer über die Straße hinüber und laßt Euch eine Flasche — da, hier ist der Name, ich schreibe es Euch lieber auf — Kölnisches Wasser geben. Wenn nur Rosswein käme, ein Aberlaß wird noch die beste Hülfe sein, und ich habe weder Lanzette noch Verbandzeug bei mir.“

Die alte Frau schoß aus der Thür, um das verlangte Mittel herbeizuholen, und Hellborn ging mit raschen Schritten indessen in dem kleinen halbdüstern Gemach auf und ab. Aber unwillkürlich suchte sein Blick doch immer wieder die engelschönen Züge des Mädchens, die freilich jetzt nur denen einer Todten glichen — und wie voll und dunkel lagen die

langen schwarzen Wimpern auf den schneeblichen Wangen — wie blaß waren diese schwellenden Lippen geworden, und doch wie entzückend blieb die ganze dahingegossene Gestalt.

Aber er durfte sich diesem Zauber nicht hingeben — wie-der tauchte er die Tücher, die er auf ihre Stirn gelegt, in das nebenstehende Becken, als die Thür aufging und Roskwein athemlos hereinstürzte.

„Ist sie todt?“ waren die einzigen Worte, die er rief, als er mit fast sieberhafter Hast zum Bett eilte — so hatte ihn Hellborn noch nie gesehen.

„Nein,“ sagte dieser, „noch ist etwas Leben in den Adern, aber ich fürchte es ist die höchste Zeit, daß etwas geschieht.“

Roskwein hatte dabei schon mit zitternder Hast sein Verbandzeug ausgepackt, streifte jetzt den Ärmel auf und wollte die Lanzette ansehen, aber die Hand bebte ihm, seine Glieder flogen. Er sah den Doctor an.

„Hellborn,“ sagte er, „thun Sie mir einmal den Gefallen und geben Sie mir ein paar richtige, aber derbe Maulschellen — na, bitte, ich bin im vollen Ernst — langen Sie zu, aber gut gemeint!“

„Was fehlt Ihnen denn nur, Roskwein?“ sagte Hellborn verwundert.

„Ein paar tüchtige Maulschellen, sage ich Ihnen ja, weiter nichts, eine rechts und eine links, denn ich zittere wie ein Schuljunge. Es kann vielleicht vom Laufen kommen, aber ich glaub's nicht.“

Die Alte kehrte in diesem Augenblick mit dem Kölnischen Wasser zurück. Hellborn nahm es ihr rasch ab, goß sich einen Theil in die Hand, neigte Helenens Schläfe und rieb ihr davon unter die Nase. Roskwein ließ sich selber etwas auf sein Tuch gießen und roch herzlich darauf, dann aber trat er auch mit voller Ruhe zum Bett, traf mit geschickter und fester Hand die Ader, und rief schon im nächsten Augenblick: „Gott sei Dank, sie lebt — hier das Becken her, Mrs. Hamilton, rasch, so, jetzt werden wir sie bald wieder die Augen aufschlagen sehen.“

„Jetzt sagen Sie mir aber nur, Roskwein —“ fragte Hellborn.

„Nö!“ sagte aber dieser, „jezt keine Frage, das arme Kind wird so genug erschrecken, wenn sie zu sich kommt und uns hier mit sich beschäftigt sieht. Das Blut läuft vortreflich, sie rührt sich, halten Sie nur leise den Arm, Hellborn. Sehen Sie, sie zuckt schon mit den Wimpern.“

Er schwieg plötzlich, denn Helene schlug die großen dunklen Augen auf und sah den über sie Gebeugten starr und erstaunt an, dann flog ihr Blick umher in dem fremden Raum; es war augenscheinlich, sie wußte nicht, wo sie sich befand, und suchte, ehe sie fragte, erst ihre Gedanken zu sammeln. Aber sie erkannte Hellborn und Roswein — was war mit ihr geschehen?

Auch die Regerin war an ihr Bett getreten und schaute mitleidig auf sie nieder, konnte aber einen Jubelruf nicht unterdrücken, als sie bemerkte, wie das Leben in die bisher starren Glieder zurückkehrte.

„Gott sei ewig gelobt und gedankt,“ rief sie aus, „das arme Kind kommt zu sich, und kann mir jetzt bezeugen, daß ich ihr nichts zu Leide gethan.“

„Doctor Hellborn,“ sagte Helene leise, „Herr Roswein, wie komme ich hierher? — Was ist das für ein Haus? Warum halten Sie meinen Arm?“

„Wir haben Ihnen zur Aber gelassen, liebes Fräulein,“ sagte Hellborn theilnehmend, „eine schwere Ohnmacht hatte Sie erfaßt, wohl gerade vor diesem Haus, in das Sie dann ein Freund von uns, der zufällig dazukam, hereinschaffte. Sie sind hier bei guten, braven Leuten.“

Das junge Mädchen schloß die Augen wieder, theils vor Ermattung, theils vielleicht auch wohl nur um die noch immer zerstreuten Sinne zu sammeln. Was war denn mit ihr geschehen — wie war sie hierhergekommen? — Aber die Erinnerung kehrte zurück — den linken Arm fühlte sie gehalten, denn Roswein war eben beschäftigt, die Binde umzulegen, die rechte Hand preßte sie aber vor ihr Gesicht, und wenige Secunden später quollen heiße, perlende Thränen zwischen den feinen Fingern durch.

„Bestes Fräulein,“ sagte Hellborn weich, „regen Sie sich jetzt nicht auf, Ihr Blut muß erst wieder zur Ruhe kommen

— Sie sind unter Freunden und jeder Ihrer Wünsche soll erfüllt werden. Sobald Sie sich nur so weit erholt haben, geleiten wir Sie Beide in Ihre väterliche Wohnung, und dort finden Sie ja dann jede Pflege, die Sie brauchen."

"Ich lehre nie wieder in meines Vaters Haus zurück," sagte Helene mit leiser, aber fest entschlossener Stimme, „nie wieder, und lieber will ich mein Brod vor fremden Thüren erbetteln, ehe ich mich —" Sie schwieg, aber ihr Antlitz hatte wieder Farbe bekommen, die rechte Hand ballte sich und die feinen Lippen schlossen sich fest zusammen.

Hellborn sah Roswein fragend an, aber dieser winkte ihm zu. Er hatte seinen Verband beendet und sagte nur, als er sein Zeug zusammenpackte:

"So, lieber Hellborn; darf ich Sie jetzt bitten, noch kurze Zeit bei der jungen Dame zu bleiben; ich will nach Hause gehen und einiges Nothwendige besorgen — ich komme dann in einer Viertelstunde zurück und sehe wie es geht — werde auch etwas Sherry mitbringen, denn die Patientin bedarf einer Stärkung."

Er verließ rasch das Haus und schritt seiner eigenen Wohnung zu, ließ aber Hellborn in einiger Verlegenheit zurück, denn was sollte er jetzt hier allein machen? Er fing auch an sich da unbehaglich zu fühlen, sein Beruf zwang ihn überdies, seine Zeit einzutheilen, und indem er versprach, in Kurzem wieder vorzukommen und nach der Leidenden zu sehen, bat er nur noch die alt: Negerin, ihr für kurze Zeit Obdach zu gewähren, und verließ dann ebenfalls das Haus, um Kellmann aufzusuchen und mit diesem Rücksprache zu nehmen.

In einer merkwürdigen Aufregung übrigens, wie er sich bis dahin noch nie gezeigt, schien Roswein heute auf seinen Laben nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. Als er daran vorübereilte, beachtete er es nicht einmal, daß Doctor Hüdler wirklich sein Gerippe schon eingezogen hatte und nun auch die nämliche Gefälligkeit von seinem Gegenüber verlangen konnte. Wo hätte er jetzt aber auch Zeit gehabt, an seine Hausmalerei zu denken; nur zu Ezra Ludlins eilte er, um sich dort eine Flasche von dessen bestem Sherry zu holen, und

frug und suchte dabei nach Kellmann so lange herum, bis er diesen ganz gemüthlich bei Meier in der Stube bei einem Glas Bier fand.

„Kellmann!“ rief er, wie er ihn erblickte, „ich bin Ihren Führten wie ein Indianer gefolgt, bis ich Sie gefunden.“

„Aber, bester Freund,“ sagte dieser, „hier war doch der natürlichste Platz, und ich habe mich nur deshalb hierher gesetzt, um Sie zu erwarten, denn ich wußte, daß Sie Durst bekommen mußten.“

„Mich haben Sie erwartet?“

„Ja, aber weshalb haben Sie mich gesucht?“

„Kellmann,“ sagte Kofwein, indem er seine Flasche, die er indessen immer in der Hand getragen, auf den Tisch stellte und den Arm des kleinen Mannes nahm, „wollen Sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen?“

„Gern — was ist es?“

„Sie haben gesehen, oder wissen wenigstens, welche Wirthschaft in der Familie dieses Herrn von Passedow herrscht.“

„Lieber Kofwein,“ lachte Kellmann, „das mag Sie überraschen, mich aber nicht, denn ich kenne die Dame von früher her und weiß, welch ein Teufel in ihr steckt.“

„Sie kennen den Fetzfleck?“

„Allerdings, aber nicht in seiner jetzigen Ausbreitung — doch was soll das?“

„Schön, dann werden Sie auch begreifen, welches furchtbare Loos jenes arme Kind betroffen hat, das verdammt wurde, die Frau als Stiefmutter zu bekommen — können Sie sich da hineinendenken?“

„Rein,“ sagte Kellmann lachend, „und danke Gott, daß ich es nicht kann.“

„Sie haben kein Herz,“ sagte Kofwein finster.

„Theilen Sie mir erst mit, was Sie von mir wollen,“ erwiderte ihm Kellmann freundlich, „nachher findet sich das Uebrige.“

Kofwein schüttelte mit dem Kopf. „Rein,“ sagte er, „dann muß ich mich nach anderer Hülfe umsehen. Peters

hier nebenan hat einen kleinen Wagen, den er mir gern für Geld und gute Worte borgt."

"Und was wollen Sie mit dem?"

"Selber zu Donner hinausfahren und mit ihm sprechen."

"Das thut mir leid," sagte Kellmann trocken, "den Wagen habe ich mir schon selber geliehen."

"Sie?" fragte Kofwein und sah ihn verwundert an, „wozu?"

"Um das junge Mädchen — Helene heißt sie ja wohl — mit zu meiner Frau hinauszunehmen."

Kofwein sah ihn starr an. „Sie wollen Helene mit sich nach Donner's Farm hinausnehmen?"

"Gewiß will ich," nickte Kellmann, „haben Sie was dagegen?"

"Kellmann — Junge!" rief Kofwein, „Sie sind ein Engel!" sprang auf den kleinen Mann zu, erfaßte ihn, ehe sich dieser nur im Geringsten dessen versehen konnte, beim Kopf und küßte ihn herzlich ab.

"Kofwein, sind Sie des Teufels!" schrie Kellmann, indem er sich der stürmischen Umarmung zu entwinden suchte, „ich heiße ja Jacob."

"Und der wahre Jacob sind Sie, Kellmann — ein wahres Juwel von einem Menschen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat," schrie Kofwein und sprang zu seiner Flasche, suchte in der Tasche nach seinem Kortzieher und öffnete sie in fast fieberhafter Hast.

"Meier! zwei Gläser."

"Hallo, Herr Kofwein, bringen Sie sich Ihre Getränke mit ins Wirthshaus? Das ist bei uns nicht Sitte."

"Haller's Maul, Meier, bringt drei Gläser her, denn das Zeug, was Ihr hier unter dem Namen Cherry verkauft, kann Doctor Hückler nicht niederträchtiger herstellen. Es brennt Einem den Hals entzwei, und wenn man's einer alten Kuh über den Buckel gießt, schreit sie den ganzen Tag. Drei Gläser her, es bleibt immer noch genug darin für eine Stärkung — aber wo ist der Wagen, Kellmann?"

"Er spannt gerade ein und fährt dann gleich hier vor."

"Kellmann, Sie sind bei Gott ein guter Mensch," sagte

Roskwein gerührt. „Hier angestochen, Meier, Ihr verdient allerdings nicht in diesem Bund der Dritte zu sein, aber Ihr habt die Gläser geliefert — es mag drum sein. Hier, Meier, unser Freund Jacob Kellmann soll leben. Vivat hoch!“

Meier machte ein etwas verduhtes Gesicht, denn er hatte keine Ahnung, was das Ganze eigentlich bedeute, aber der Sherry war wirklich ausgezeichnet, und mit einem ganz vergnügten Gesicht trank er sein Glas aus.

Jetzt rasselte das kleine Geschirr vor die Thür. „Da, Meier, ist Kortgelb,“ rief ihm Roskwein zu, indem er ihm einen halben Silberdollar auf den Tisch warf, damit griff er die noch halbgefüllte Flasche auf und fuhr wenige Minuten später mit Kellmann zusammen die Straße hinab der Schmiede zu.

„Und kommen Sie mit hinaus, Roskwein?“ frug Kellmann, als das kleine Gefährt vor der Thür hielt.

„Nein,“ sagte Roskwein kopfschüttelnd; „sollte ihr dort noch etwas zustoßen, oder der Verband sich lösen, so versteht Donner genau so gut damit umzugehen wie ich — ich kann auch jetzt hier nicht fort, aber in — in einigen Tagen werde ich hinauskommen und vorfragen, schließe meine Bude nachher hier zu und hänge einen Rasirpinsel und ein Messer an die Klingel, daß sich die Bauernlummel indessen selber den Bart abtragen können. Werde das Geschäft jetzt überhaupt aufgeben und etwas Anderes anfangen.“

„Sie? — Was?“

„Eine Gemische Fabrik, habe schon den Bau auf meinem Grundstück vor der Stadt accordirt.“

„Und wissen Sie, daß Sie damit brillante Geschäfte machen werden?“

„Wollen's abwarten, aber hier sind wir — und bei Gott, da kommt auch mein Herr von Passedow die Straße heraufgestürzt. Er hat Wind bekommen.“

„Wenn er uns nur da draußen keine Scene macht,“ sagte Kellmann, „meine Frau kann das in jetziger Zeit gerade nicht vertragen.“

„Wir werden das hier mit ihm abmachen,“ flüsterte ihm

aber Roßwein zu. „Er kommt direct auf uns zu und muß dafür einen sehr zwingenden Grund haben, denn mir geht er soust, wenn er das nur irgend kann, aus dem Wege.“

Er that es auch diesmal. Roßwein hatte ihn draußen erwartet, da er glaubte, daß er ihn anreden wolle, er schien aber keine solche Absicht zu haben, denn ohne sich einen Moment aufzuhalten, warf er nur einen Blick nach Hamilton's Schild hinauf und glitt dann augenblicklich in den schmalen Gang hinein, der, mit Umgehung der Schmiede, zu dem Wohngebäude des Schmieds führte. Unterwegs hatte er gehört, daß ein junges Mädchen auf der Straße ohnmächtig geworden und dann in dieses Haus hineingetragen wäre, und die Angst trieb ihn jetzt, sie dort aufzusuchen.

Roßwein und Kellmann folgten ihm übrigens augenblicklich dahin. Roßwein voran, der wohl mit Recht eine unangenehme Scene fürchten mochte, und er kam gerade noch zur rechten Zeit, um Zeuge der ersten Begegnung zu sein.

Helene hatte ihre Schwäche überwunden; ausgerichtet saß sie auf dem Rand des Bettes, den verbundenen Arm in der Binde, und die alte gute Negerin dabei bemüht, ihr das etwas wirr gewordene prachtvolle Haar wieder, so gut das eben anging, zu ordnen.

„Helene!“ rief der alte Passedow, wie er nur die Schwelle betrat und die Kranke erblickte, „um Gottes willen, was ist geschehen, was ist Dir widerfahren — warum hast Du das Haus verlassen?“

Roßwein hatte gefürchtet, daß sich die Kranke bei diesem Zusammentreffen wieder gefährlich aufregen könne, sich aber darin gründlich geirrt. Um einen Schatten war sie vielleicht bleicher geworden, als sie ihren Vater erblickte, aber keine Muskel ihres Gesichts regte sich. Mit eiskiger Kälte schaute sie ihn an, und nur mit einem bittern Zug um die Lippen sagte sie:

„Warum? — die Frage, Herr von Passedow, dürfen Sie sich selber beantworten; was ein Mensch ertragen konnte, habe ich ertragen, schon die langen Jahre hindurch, jetzt kann ich's nicht mehr. Im Zurückdenken an all das Entsetzliche über-

fiel mich eine Schwäche, ich brach zusammen und gute Menschen schafften mich in dies Haus zu dieser wackern Frau. Es wird vorübergehen, ich werde mich wieder erholen, und da ich jung und kräftig bin und zu arbeiten gelernt habe, werde ich mir auch hier in dem weiten Land mein eigenes Brod verdienen.

Ehe Herr von Passedow etwas erwidern konnte, war Rofwein schon im Zimmer, und Jener kniff aus Merger die Unterlippe zwischen die Zähne. An der Sache ließ sich aber nichts ändern; der verhasste „Barbier“ wußte jedenfalls Alles, und das Einzige, was ihm übrig blieb, war, ihn zu ignoriren.

„Aber, Helene,“ rief er deshalb auch, ohne die beiden Herren nur eines Blicks zu würdigen, „was thust Du! stürzest uns zu Hause in Angst und Sorge, weil Du irgend eine fixe Idee in den Kopf gesetzt hast. Komm, steh auf, ich werde Dich führen, die Strecke ist nicht weit, oder wenn Du zu schwach zum Gehen bist, will ich Dir einen Wagen besorgen. Was hast Du mit Deinem Arm gemacht?“

„Ich habe Ihrem Fräulein Tochter zur Aber gelassen, Herr von Passedow,“ sagte Rofwein ruhig, „wir fürchteten hier das Schlimmste, denn sie lag eine Zeit lang wie todt.“

„Und fühlst Du Dich jetzt kräftiger, Helene?“ frug Herr von Passedow, ohne dem „Barbier“ zu antworten, „kannst Du mit mir gehen?“

Die Augen des jungen Mädchens blickten in Born und Aufregung. „Mit Ihnen keinen Schritt weiter in diesem Leben,“ rief sie, „und wenn ich mir das Brod vor fremden Thüren erbetteln sollte.“

„Ich werde mich genöthigt sehen, Dich zu zwingen,“ sagte der Mann gereizt, „Du darfst Dich meiner Autorität nicht widersetzen.“

„Darf ich nicht?“ lächelte das junge Mädchen jetzt mit eisiger Kälte, „und welches Recht haben Sie über mich, Herr, wenn ich fragen darf? Daß Sie meine Mutter durch Lügen verlockten, Ihnen die Hand am Altar zu reichen? — und soll ich danach forschen, wie und woran sie starb, als jenes Weib,

daß Sie jetzt zu Ihrer Gemahlin genommen haben, damals unser Haus zuerst betrat? Ich verlange und kann verlangen, daß Sie mir das kleine Capital auszahlen, das meine Mutter Ihnen zugebracht — ich selber nehme von jetzt an meinen eigenen Namen wieder an, Helene Berger, weiter habe ich mit Ihnen oder jener Frau, in der Sie jetzt Ihre Strafe finden, nichts mehr zu thun, und Gott wird mir weiter helfen.“

„Helene!“ sagte von Passedom, und man sah es ihm an, welche Mühe er sich gab, ruhig zu bleiben, „ich verlange von Dir, daß Du in Dein väterliches Haus zurückkehrst, Du bist leidend und hier ist auch nicht der Platz, wo wir eine Familienangelegenheit besprechen können.“

Helene schüttelte langsam mit dem Kopf. „Nein!“ sagte sie, „nie im Leben betrete ich wieder die Schwelle, die jetzt dieses Weib ihr eigen nennt. Was aus mir wird, weiß ich nicht, aber ich werde gute Menschen finden, die mir wenigstens auf so lange ein Unterkommen geben, bis ich selber meinen Arm wieder rühren und mir mein Brod verdienen kann. Für die erste Zeit bin ich auch durch meiner seligen Mutter kleines Vermögen gedeckt, das Sie mir nicht weigern dürfen.“

„Helene!“ rief Passedom zornig aufstehend.

„Bitte, Herr von Passedom,“ sagte aber jetzt Rostwein, der indessen schweigend, aber als aufmerksamer Zuhörer daneben gestanden hatte und nun rasch zwischen ihn und das junge Mädchen trat, „Sie sind jetzt fertig und haben weiter nichts zu thun, als der gerechten Forderung der jungen Dame zu genügen. — Fräulein Helene übrigens wird, wenn sie anders das freundliche Erbieten des Herrn Kellmann und dessen Familie annimmt, vor der Hand mit ihm nach Lobenstein's Farm hinausfahren, um sich dort erst vollständig wieder zu erholen. Das Weitere findet sich dann später.“

„Und was haben Sie sich hier einzumischen?“ rief Passedom mit einem verächtlichen Blick auf den ihm in den Tod verhassten Menschen; Rostwein war aber dadurch nicht außer Fassung zu bringen.

„Darüber hat wohl das Fräulein zu bestimmen,“ sagte er, „das, wie ich höre, nicht einmal Ihren Namen trägt.“

„Mein liebes Fräulein,“ nahm da Kellmann das Wort, indem er zu Helene trat, ihre rechte Hand faßte und in der seinen hielt; „was auch vorgefallen sein mag, wenn Sie mein Haus für einige Zeit als das Ihrige ansehen wollen, so können Sie sich fest darauf verlassen, daß meine Frau und meine Verwandten draußen Sie mit offenen Armen empfangen werden. Sie sind uns so willkommen, wie die Blumen im Mai.“

„Aber wie wäre ich je im Stande, das wieder gut zu machen!“ rief Helene.

„Darüber sorgen Sie sich nicht, Fräulein,“ lachte aber Rogwein, „Sie sollen einmal sehen, wie wohl und glücklich Sie sich da draußen unter guten Menschen fühlen werden, und Herr von Passedow kann indessen hier seinen Drachen allein steigen lassen.“

Passedow hatte seine Unterlippe so fest mit den Zähnen gepackt, daß der Rand ganz weiß wurde, aber er fühlte auch, daß er hier nichts weiter ausrichten könne, ja fürchtete vielleicht sogar, daß Helene, rücksichtslos wie sie sich in dieser Stunde gegen ihn gezeigt, in ihren Anklagen noch weiter gehen könne, und Rogwein wäre ihm da der fatalste Zeuge gewesen. Der Bruch, den er übrigens schon lange kommen gesehen, war erfolgt, und es mußten nun erst Mittel und Wege gefunden werden, um ihn wieder zu heilen. Die Schwierigkeit war nur jetzt, mit guter Manier hier fortzukommen, denn seine Einwilligung konnte und wollte er nicht dazu geben, daß sie in solcher Weise sein Haus verließ.

„Du willst mir also nicht folgen, ungerathenes Kind? — Ist das der Lohn für Alles, was ich bisher an Dir gethan?“

„Gott weiß es,“ sagte Helene ernst, „wie schwer ich für Alles, was Sie gethan, habe arbeiten müssen; aber das hätte ich ertragen, gern und willig — nur nicht diese Schmach!“

„Gut, dann wirst Du von mir hören!“ rief von Passedow und verließ mit eiligen Schritten das Haus.

Rogwein hatte indessen die ganze Zeit über in Gedanken die halbe Flasche Sherry noch in der Hand gehalten — jetzt

achtete er daran. Helene mußte ein kleines Glas, nur ganz wenig, kaum mehr als einen Eßlöffel voll, nehmen; dann führten sie die beiden Herren hinaus an den Wagen, halfen ihr hinein, und fort rasselte das kleine Gefährt den ziemlich guten und glatten Weg nach Lobenstein's Farm hinaus.

Aber Rosswein lehrte in das Haus der armen Negerin zurück, denn es war ihm nicht entgangen, daß dort bitterer Mangel herrsche. Ueberhaupt von Herzen gut, befand er sich heute besonders in einer merkwürdigen Aufregung, er rieb sich still die Hände, murmelte leise vergnügte Worte zwischen den Zähnen durch, und seine Augen leuchteten dabei, als ob er das Angenehmste von der Welt erlebt hätte, und doch war er heut Morgen noch nicht aus der Aufregung herausgekommen. Freute er sich darüber, daß Herr von Passedom hatte unverrichteter Sache wieder abziehen müssen? — Aber das dicke Weib triumphirte jetzt, daß sie das arme Kind auf die Straße und unter fremde Menschen gestoßen hatte, und das war ein Vermuthungstropfen in Rosswein's Freudenbecher.

Sarah, die Negerin, saß auf der Kante des noch nicht wieder gemachten Bettes, auf dem vorher das junge schöne Mädchen gelegen; sie hatte, in einer gebückten Stellung, beide Ellbogen auf ihre Kniee und das Gesicht in die Hände gestützt, und starrte still und schweigend vor sich nieder, ja achtete nicht einmal darauf, als der Weiße ihr Zimmer wieder betrat und vor ihr, sie mitleidig betrachtend, stehen blieb.

„Mrs. Hamilton,“ begann endlich Rosswein nach einer kleinen Pause, „wir haben Ihnen hier viel Umstände gemacht und sind Ihnen noch weit mehr Dank schuldig, daß sie das arme kranke Wesen so freundlich bei sich aufgenommen.“

Die Frau antwortete nicht — aber tief auf seufzte sie und wiegte ihren Oberkörper dabei langsam herüber und hinüber.

„Ich hatte vorhin keine Zeit,“ fuhr Rosswein fort, „Sie weiter über Ihren Mann und sich selber zu fragen. Haben Sie gar nichts wieder von ihm gehört?“

Die arme Frau schüttelte mit dem Kopf. „Nein,“ sagte

sie, „und jetzt ist's auch vorbei — nun kommt er nicht mehr und die Kinder auch nicht, und mich haben sie jetzt ganz allein gelassen. Frei bin ich, ja, und kann mich hinlegen und sterben wo ich will, aber auch elend und unglücklich mein ganzes Leben lang.“

„Sie thun aber nicht recht, Mrs. Hamilton, sich mit solchen traurigen Gedanken zu quälen. Es kann noch Alles gut werden; viel besser als Sie jetzt denken. Wer weiß denn, durch was Ihr Mann unterwegs aufgehalten wurde.“

„Ich weiß es,“ rief die Frau, indem sie scharf vor sich hin mit dem Kopf nickte; „ich weiß es: eingefangen haben sie ihn wieder, die weißen Massas, und wer kann sagen, in welchem Baumwollensfeld er jetzt hockt und gräbt und welche Peitsche seinen armen Rücken blutig schlägt.“

„Aber das sind Thorheiten,“ rief Roskwein heftig aus, „die Sklaverei ist in der ganzen Union aufgehoben; kein weißer Mann darf einen schwarzen mehr zur Arbeit zwingen oder sich mit einem Schlag an ihm vergreifen. Die farbigen Männer haben das nämliche Recht vor dem Gesetz wie wir, und wenn er nur die Kinder erst gefunden hat, darf ihn Niemand zurückhalten oder ihn verhindern, mit ihnen hier nach dem Norden zu kommen.“

„Ihr sagt das,“ nickte die Frau langsam vor sich hin, „und Ihr glaubt das auch vielleicht, denn Ihr kennt den Süden noch nicht, aber ich weiß es besser. Lehrt mich die Menschen da unten kennen; es sind Teufel, und statt des Herzens tragen sie in der Brust einen Stein.“

Roskwein merkte recht gut, daß er sie mit Worten nicht überzeugen konnte; er schenkte ihr deshalb ein Glas von dem Sherry ein und sagte gutmüthig: „Da, trinkt einmal, Rütterchen, das wird Euch warm durch die Adern gehen und auch andern Sinnes machen — und — mit den Lebensmitteln scheint es hier auch knapp bei Euch zu stehen — es ist auch Alles jetzt so theuer geworden.“

„Das weiß Gott,“ seufzte die Frau, „mein alter Sip hat mir ja etwas Geld zurückgelassen, damit ich keine Noth leiden

sollte, und der Himmel weiß, wie ich's eingetheilt habe; ich wollte auch gern arbeiten und nahm Wäsche an, aber da wurde ich krank, die Angst, Hoffnung und Furcht war zu viel für meine alten Knochen geworden, ich mußte mich zu Bett legen, und wenn nicht Wiffus Bankroft, des Tischlers Frau da drüben, gewesen wäre, so konnte ich hier verhungern, ohne daß sich ein Mensch um mich kümmerte."

"Hättet Ihr nur zu mir geschickt," sagte Roßwein gutmüthig.

"Zu dem einen deutschen Doctor habe ich geschickt," seufzte die Frau, "er war auch einmal hier, wie er aber sah, daß ich ihm nichts zahlen konnte, ist er nicht wiedergekommen und hat mir auch keine Medicin geschickt."

"Wer? Helledorn?" rief Roßwein emporfahrend.

Die Frau schüttelte mit dem Kopf. "Nein, so hieß er nicht."

"Hückler?" fragte Roßwein.

"Ja, das war der Name — Hückler nannte er sich."

"Oh Du Lump, Du," lachte Roßwein vor sich hin; "aber warte nur, Dir habe ich noch eine ganz besondere Freude aufgespart, denn dafür mußt Du ausbezahlt werden — also er kam nicht wieder?"

"Nein," sagte die arme Frau, "aber der liebe Gott half ja auch so und ich wurde wieder gesund, aber was für einsam lange Tage und Nächte ich auf dem Bett da verträumt und wie mich die Gedanken und Sorgen gequält haben — oh, meinem alten Massa selber möchte ich es nicht gönnen!"

"So, liebe Frau," sagte jetzt Roßwein, indem er wie in Gedanken in die Westentasche gegriffen und ein paar Papier-Dollar, sogenannte Greenbacks, herausgenommen hatte, "daß wir wollen wir denn aber doch hier sorgen, daß Euch das nicht wieder geschieht, und wenn Ihr noch einmal krank werden solltet, so schickt nur zu mir und ich werde dann dafür sorgen, daß Euch Herr Helledorn, derselbe, der Euch damals die erste Nachricht über Eure Kinder gab, besucht, und der nimmt von Euch noch lange nichts dafür. Und

hier sind vor der Hand ein paar Greenbacks für Eure Mühe. Ihr müßt erst wieder ordentlich aufwaschen, denn da ist an mehreren Stellen Blut auf die Erde gekommen" — er hatte sein Taschentuch fallen lassen, hob es wieder auf und betrachtete die Flecken daran — „kauft Euch dafür auch Lebensmittel, und in diesen Tagen werde ich wieder vorfragen, wie es Euch geht.“

Er wartete auch nicht den Dank der Negerin ab, die mit thränenden Augen seine Hand ergreifen wollte. Noch hatte er aber sein Haus nicht erreicht, als ihm Hückler schon entgegenkam.

„Herr Roskwein,“ rief er ihm schon von Weitem zu, „ein Wort ein Mann; Sie erinnern sich, was Sie mir heut Morgen versprochen. Ich habe die mir gestellte Bedingung, so viel Ueberwindung es mich auch gekostet, erfüllt; ich erwarte jetzt von Ihnen, daß Sie —“

„Mein lieber Herr Doctor,“ sagte Roskwein, „ein Wort ein Mann, das versteht sich von selbst; aber heute ist es zu spät geworden, das werden Sie einsehen — ich bin abgeheht wie ein Windspiel, mir zittern die Kniee ordentlich, und wenn ich jetzt auf die verdammten Leitern stiege und herunterfiel, könnte ich den Hals brechen, was Ihnen doch unendlich leid thun würde, wie?“

„Aber morgen früh bestimmt?“ beharrte der Doctor, eine directe Antwort auf die letzte Frage umgehend.

„Mit Tagesgrauen. Sie können sich fest darauf verlassen; und außerdem müssen wir doch auch einmal sehen, wie sich das Gerippe bei Mondenlicht ausnimmt — sicherlich famos. Wir haben heute gerade Vollmond und mein Haus liegt gegen Südost; es muß wahrhaft geisterhaft aussehen. A propos, was ich Sie fragen wollte; wie geht es denn der alten kranken Negerin, die Sie vor einiger Zeit einmal besucht haben? der Frau von dem Schmied, Sie wissen ja wohl.“

„Um — ich denke besser,“ sagte Doctor Hückler doch etwas verlegen; „man wird von der Bande so überlaufen, daß Einem fast keine Zeit für den eigentlichen Beruf bleibt, und außerdem soll man Alle nicht allein umsonst behandeln,

nein, ihnen auch noch die Mittel dazu geben. Da mag der Teufel Doctor sein! Also morgen früh, Herr Rogwein, ich verlasse mich fest darauf."

"Das dürfen Sie," nickte ihm Rogwein freundlich zu, „Sie sollen einmal sehen, wie rasch das Gerippe eine liebenswürdige Gestalt annimmt," und damit schritt er seiner eigenen Wohnung zu.

Ein Wiederschen.

Rogwein hatte Recht. Als die Nacht anbrach, der Mond in runder Scheibe aufging und sein volles Licht auf das weiß angemalte Haus warf, hob sich das Gerippe ordentlich von dem Hintergrund ab, oder dieser verschwand vielmehr, und riesengroß und furchtbar schien es frei dazustehen, so daß sich wieder viele Menschen auf der Straße sammelten und es sehen betrachteten. Die gegenüberliegenden Häuser hatten aber sämmtlich ihre Rouleaur niedergelassen und versagten sich lieber den wundervollen Abend, als daß sie sich das unheimliche, gespensterartige Skelet in die Fenster schauen ließen. Man hatte ja schon gehört, daß Rogwein versprochen habe, es am nächsten Morgen zu übermalen, und die eine Nacht mußte man deshalb sehen, wie man sich am besten gegen den Anblick schützte.

In Donnersville gab es keine späten Stunden. Bei Ezra Ludkins in der Mermaid war spätestens um zehn Uhr Alles verschlossen und dunkel. Bei Meier im deutschen Wirthshaus dauerte es manchmal noch ein wenig länger, denn die Deutschen haben gewöhnlich viel Durst, und wenn frisches Milwauki- oder Cincinnati-Bier eingetroffen war, dann konnte es geschehen, daß sich dort bis um elf Uhr Nachts eine fröhliche Gesellschaft zusammenhielt. Von da ab durfte man

sich aber auch fest darauf verlassen, daß Feiertag gemacht wurde; die Straßen lagen dann still und öde, und nur leicht ein einzelner Hund trieb sich darauf herum und suchte abendliche Knochen, um sie mit zu Bett zu nehmen.

Donnersvillc lag heute so still und friedlich wie immer, und schauerlich nur stand das allzu treu gemalte riesengroße Skelet im Mondenschein, statt der Sichel ein Rasirmesser, statt der Sanduhr ein Seifenbecken in der Hand, und grinste dem Doctor Hückler gegenüber auf die verschlossenen Jalousien.

Nur nebenan in dem Hause, in dem der Doctor wohnte, war noch Licht. Oben in der ersten Etage, hinter den ebenfalls niedergelassenen Rouleaux ging Herr von Passedow, in Schlafpelz und Pantoffeln, einen alten, schmutzigen Fetz auf dem Kopf, und beide Arme verschränkt, die Augenbrauen fest zusammengezogen, in seinem Zimmer auf und ab, während auf dem Sopha, ebenfalls schon in Abendtoilette, seine Gattin, Frau Therese von Passedow, mann kann wohl sagen „ausgebreitet“ lag.

Frau von Passedow war in ihrer Jugend, und ebenso in ihrer ersten Ehe, im wahren Sinne des Wortes mager gewesen, eine lange dünne Gestalt, mit scharfen und nichts weniger als schönen Zügen; im heranrückenden Alter aber, wie das ja so oft geschieht, rundete sich ihr Körper mehr und mehr, bis er zuletzt scheinbar Maß und Banden überschritt. In Toilette ging es noch, man sah allerdings, daß die Kunst nur gewaltsam diese Fettmasse zusammenhielt, aber es ging doch, und wenn sie nur nicht auf der Straße so grelle, auffallende Farben getragen hätte, wäre sie weniger beobachtet worden; jetzt aber im Negligé trat die Ungestalt desto mehr zu Tage, und wie sie da, den Rücken angelehnt, beide Arme zur Seite niederfallend, das halbe Sopha einnehmend lag, machte sie mit dem breiten rothen Gesicht, um dessen Lippen noch dazu ein böshafter, ja man konnte sagen, frecher Zug lag, einen nichts weniger als angenehmen Eindruck.

Die beiden „jung verheiratheten Gatten“ schienen übrigens gerade eine „Scene“ mitammen gehabt zu haben, in der, wie gewöhnlich, Madame Siegerin geblieben. Sie hatte

ihren Gemahl nun einmal, und gedachte ihn auch zu halten, und Vernunftgründe wirkten auf sie genau so, als ob man eine müthende Kuh mit einer Rose vor den Kopf geschlagen hätte.

„Nun?“ sagte sie endlich nach einer längeren Pause, „bist Du mit Deinem Spaziergang bald zu Ende? Ich fange an nichts zu werden.“

„Ich hindere Dich nicht, zu Bett zu gehen,“ sagte ihr liebender Gatte.

„Das weiß ich,“ antwortete die Frau, „aber ich kann nicht schlafen, wenn noch ein Licht, besonders eine Petroleumlampe im Haus brennt.“

„Du wirst Dich daran gewöhnen müssen.“

„Ich denke gar nicht daran,“ sagte Madame mit der größten Gemüthsruhe. „Passedom, Du weißt, wie weit Du gehen kannst, Du weißt ebenfalls, daß ich Alles durchsehe, was ich will, also — blamire Dich nicht, das ist der beste Rath, den ich Dir geben kann.“

„Und wie darf ich Helenen ihr Erbtheil verweigern, wenn sie darauf besteht?“ sagte der Mann jetzt, also zum Neuffersten getrieben. „Will sie nicht in unser Haus zurückkehren, und nach amerikanischen Gesetzen kann ich sie nicht dazu zwingen, so bin ich verpflichtet, sie zufrieden zu stellen.“

„Kannst Du es?“ sagte die Frau mit einem höhnischen Blick auf ihren Gatten, ohne weiter aber nur eine Bewegung zu machen.

„Ja,“ erwiderte dieser finster, „wenn ich das Haus verkaufe, und Du selber hast noch Geld von mir in Händen.“

„Weil ich die Wirthschaft führe,“ lachte das Weib; „aber das Alles, was Du hast oder hattest, gehört eben so gut jetzt mir, und nie kann die Dirne den Beweis führen, daß ihr auch nur ein Cent unseres Geldes zukommt! Aber genug! laß mich nicht wieder von der Sache hören, oder, bei Gott, ich thue etwas, was mich später gereuen könnte. Du hast Dich von Deiner Sippschaft losgesagt oder ich wäre nicht Deine Frau geworden; komme mir jetzt wieder damit über die Schwelle und sieh, was folgt. Ich habe Dich in Händen,

Passedom, ich habe Dich in Händen, und daß ich halte, was ich habe, darauf kennst Du mich. Und nun geh zu Bett; es ist spät geworden. Wie hell der Mond draußen — Jesus!“ rief sie, als sie den Vorhang etwas gelüftet hatte, und dann mit einem Aufschrei zurückfuhr, als ihr Blick drüben auf das hellbeleuchtete, riesengroße Skelet fiel; „wenn es mich je gelüftet hat einen Menschen von der Erde zu vertilgen, so ist es der schuftige Barbier da drüben, und ich will ihm nur wünschen, daß ich nie Gelegenheit dazu bekomme.“

Die Nacht lag auf dem weiten Land; hell und klar stand der Vollmond am Himmel, und nur dann und wann flogen leichte, lichte Wolkenschleier daran vorüber, die kaum einen flüchtigen Schatten auf die Erde warfen. Jetzt dämmerte der Tag, noch war im Osten kaum ein bemerkbar hellerer Rand am Horizont zu erkennen, aber die Hähne singen an zu krähen und antworteten einander aus den verschiedenen Gehöften, und in den Obstbäumen wurden die kleinen Vögel rege und begannen zu zwitschern und herumzuhüpfen.

Die Stadt lag noch vollständig todt, und selbst die einzeln umherschweifenden Hunde hatten sich an irgend einer geschützten Stelle zum Schlafen gelegt; ein Nachtwächter war eben so wenig irgend wo zu sehen, und nur vor dem Hause von Jacob Kosswein regte und bewegte sich eine dunkle Gestalt, rückte die Leitern und begann da seine geheimnißvolle Thätigkeit.

Es war Kosswein selber, der in einer Art von Galgenhumor im Begriff schien, sein Wort einzulösen und das Gerippe zu entfernen; aber in ganz einfacher Weise schien das nicht zu geschehen, denn vier oder fünf Farbertöpfe hatte er schon aus dem Haus geschleppt und dabei Mühe, die schon vorher angerührten Farben zu unterscheiden. Endlich kam er aber doch damit zu Stande und begann jetzt, noch bei Mondenschein, wobei ihn sein eigener Schatten am meisten störte, die

wunderliche Arbeit, bei der er das Skelet nicht etwa überstrich und unkenntlich machte, sondern es im wahren Sinn des Worts bekleidete und ihm Fleisch und Muskeln gab.

So lange ihm nur noch der Mond leuchtete, konnte das natürlich nur oberflächlich geschehen, indem er den Knochen unten vor allen Dingen ein Paar Hosen anzog und ihnen Stiefeln gab, aber je mehr der Tag heranbrach, desto rascher ging es ihm auch von der Hand, und mit dem ersten Sonnenstrahl bekam der noch nicht einmal übermalte Schädel einen hohen, sehr eleganten Cylinder auf.

Die Bauern, die vom Lande hereinkamen, um ihre Producte in die Stadt zu bringen, sahen das neu entstehende Kunstwerk allerdings zuerst und blieben eine Zeit lang davor stehen, wunderten sich aber mehr darüber, daß der Mann da so früh schon arbeite, als über die Sache selber, und da sie doch nicht daraus klug werden konnten, was es werden sollte, gingen sie eben weiter.

Doctor Hückler selber stand nicht gern sehr zeitig auf, heute trieb ihn aber doch die Erwartung etwas früher von seinem Lager, oder vielmehr die Absicht, den „Barbier“ zur Arbeit anzutreiben, wenn er noch nicht begonnen haben sollte. Ein freundliches Lächeln flog aber über seine Züge, als er die Thür öffnete und das neue Gemälde schon so weit vorgeückt fand.

Der untere Mensch war fertig, die blankgemischten Stiefeln, die carrirten Beinkleider — Doctor Hückler trug genau solche — der untere Theil der Weste, die beiden Hände mit Rasirmesser und Becken. Roßwein arbeitete sich gerade noch an der Weste zu den Hemdknöpfen in die Höhe, und fabelhaft rasch ging ihm Alles von der Hand.

„Bravo, Roßwein!“ rief Hückler, wie er die Thür öffnete und den Künstler so thätig bei der Arbeit fand. „Das nenn' ich Wort gehalten. Alle Wetter, Sir, Sie müssen ja um Mitternacht schon angefangen haben, sonst könnten Sie doch wahrhaftig noch nicht so weit sein.“

„Rein guter Herr Doctor,“ sagte Roßwein, ohne sich aber umzusehen, denn er hatte ihn schon an der Stimme erkannt, „ich halte immer Wort, im Guten wie im Bösen,

aber es freut mich, wenn die Ausführung Ihren Beifall findet."

"Jetzt," sagte der Doctor, "sieht es fast noch scheußlicher aus als vorher, denn der Todtenkopf mit dem Hut darauf, und die Rippen, die noch an der obern Brust durchschauen, machen es einer halbverwesten Leiche ähnlich."

"Der Cylinderhut?" meinte Roswein und lachte still vor sich hin.

"Nein, das Ganze, meine ich; aber bei der Schnelle, mit der Sie arbeiten, wird das ja auch in kaum einer Stunde verschwunden sein, und so lange schläft meine Frau noch."

"Wollen ihr eine Ueberraschung bereiten," lächelte Roswein vergnügt vor sich hin, "Sie sollen einmal sehen, sie geht nachher gar nicht mehr vom Fenster fort."

"Wollen Sie mich eifersüchtig machen?" sagte der Doctor mit einem wohlgefälligen Lächeln.

"Ne," meinte Roswein trocken, "meine Seele denkt nicht daran. Jetzt habe ich aber Appetit nach einer Tasse Kaffee bekommen, und werde hineingehen und mir erst eine kochen; die Füße thun Einem zuletzt auf der verdammten Leiter weh."

"Wollen Sie nicht eine Tasse bei mir trinken, Herr Roswein," rief Hückler, mit der Aussicht, das Gerippe so viel rascher fortzubekommen, in überquellender Gastlichkeit, "er muß jetzt gerade fertig sein."

Roswein drehte ihm halb von der Seite den Kopf zu und sah ihn mit einem verschmitzten Lächeln an.

"Möchten Sie wohl," meinte er dabei, "und nachher so ein bißchen Strychnin oder Blausäure, wie? Oh, Sie Schlaukopf, Sie!" und lachend drohte er mit dem Pinsel hinüber.

"Aber, Mr. Roswein!" rief der Doctor halb erschreckt, denn er haßte den Barbier wirklich aus voller Seele und mochte vielleicht schon manchmal im Stillen einem ähnlichen Gedanken gefolgt sein, wenn ihm die Ausführung auch so fern wie möglich lag. Roswein hätte bei ihm monatelang in der Koft sein und sich doch so sicher wie im eigenen Hause fühlen können, und das mußte Roswein selber auch recht gut; aber die lächelnde Anschuldigung, so auf den Kopf zugelegt,

verfehlte trotzdem ihre Wirkung nicht. Weiter hatte Rogwein ja auch nichts bezweckt, dachte aber auch eben so wenig daran die Einladung anzunehmen, und trat in seinen kleinen Laden, wo er sich seinen Kaffee, wie jeden Morgen, selber braute.

Er war aber heute recht still und in sich gekehrt, und so lustig er heute noch vor Tag dort oben auf der Leiter vor sich hingepfiffen, so ernst und nachdenkend schaute er jetzt drein, als er vor seiner Kaffeemaschine saß und das Ausstoßen des Kaffees abwartete.

„Hundeleben,“ brummte er dabei, „vollkommen entschieden ausgesprochenes Hundeleben. Ich weiß mich noch ganz genau der Zeit zu erinnern, wo ich Jungfer mit einem ps schrieb, aber so lange ich denken kann, habe ich mich eigentlich noch nicht so elend und verlassen gefühlt, wie gerade jetzt, und deshalb existirt ein Mensch? — Jacob Rogwein, und das sind Deine Träume aus Deinen früheren Jahren? Das Dein Ideal, dem Du nachgejagt, und Tag und Nacht studirt und gemüht und gearbeitet hast, und bist Du wirklich gesonnen, diese Existenz fortzuführen? Dann bitte ich mich wenigstens zu entschuldigen, denn ich thue nicht mehr mit. Ich mache mir selber mein Bett und lehre meine Stube und meinen Laden aus; ich koche mir meinen eigenen Kaffee und habe dabei den einzigen Vortheil, daß ich ihn auch selber trinken darf, ich hole mir drüben mein Frühstück und nehme mein Diner in der Kneipe — Gott weiß manchmal zwischen was für Gesellschaft — ich arbeite von früh bis spät, und wenn ich müde bin, darf ich bis zum nächsten Morgen schlafen. — Und was hab' ich dafür? Ich bin mein eigener Herr, ein freier und unabhängiger Bürger der freien und unabhängigen Staaten von Nordamerika. — Schön — und was sonst noch? Ein alter Esel, der mit jedem Tage älter wird und sich zuletzt, wenn er den Tod an die Thür klopfen fühlt, in sein einsames Bett legt, stirbt und so lange liegen bleibt, bis ihn die Nachbarn — riechen. Und für wen arbeit' ich? — Für den ersten Lump, der mir nach meinem Tode in das Haus kommt und einsteckt, was ihn der Mühe zu lohnen scheint. Und kann ich's ändern?“ Wieder schaute er eine ganze

Weile still vor sich nieder, und zwar so tief in Gedanken, daß er gar nicht einmal bemerkte, wie das Wasser aufkochte und brodelte, bis es überlief und ihm den Spiritus auslöschte. Jetzt erst wurde er aufmerksam und machte seinen Kaffee — aber auch andere Bilder mußten ihm durch das Hirn ziehen, denn während er immer noch in Gedanken vor sich hinsah, suchte doch auch dann und wann ein Lächeln um seine Lippen, das mit seinem früheren Trübsinn in grellem Widerspruch stand. Dabei blies er den Dampf seiner kurzen Pfeife in Ringelwolken vor sich hin und schien sein angefangenes Gemälde draußen ganz vergessen zu haben.

Der Ort lag auch heute so still und ruhig — es war gerade ein Sonntag, die Jungen gingen nicht in die Schule, die Marktleute kamen nicht zur Stadt, und erst ein paar Kunden, die rasirt sein wollten, störten ihn aus seinem Nachdenken auf, ohne daß er aber die sonstige Bereitwilligkeit gezeigt hätte sie zu bedienen, ja er sah sie sogar eine kurze Weile wie verwundert an, als ob er gar nicht recht begriffe, was sie von ihm wollten. Endlich stand er aber doch auf, erpedirte sie und wollte sich dann wieder seinem früheren Grübeln überlassen, als ihn Hückler's Stimme daraus aufstörte.

„Nun, Roskwein, wie ist es?“ rief ihm dieser über die Straße zu. „Wir können die Rouleaux nicht früher aufziehen, bis Sie mit Ihrem Kunstwerk fertig sind, oder doch wenigstens die Ueberreste des Todtengrabs getilgt haben — meine Frau wartet mit Schmerzen darauf.“

„Der kann geholfen werden,“ nickte Roskwein wieder mit einem Theil seines früheren Humors, „sollen einmal sehen, Herr Doctor, wie das „Ding“ da draußen sich jetzt rasch abonisiren wird, bin selber neugierig geworden, wie es ausfällt,“ und ohne länger zu säumen, nahm er den letzten Schluck aus seiner Tasse und ging dann wieder draußen scharf an die Arbeit.

Es war Sonntag, aber auch noch sehr früh, und ehe die Kirche anfing, ehe wenigstens der Geistliche vorüberkam, der sich übrigens nicht mehr von Roskwein rasiren ließ, sondern

einem Mulatten seine Kundschaft zugewandt hatte, wußte er, daß er damit fertig sein konnte.

Hückler stand in seiner Thür und sah ihm selbstzufrieden lächelnd zu. Er war natürlich schon wieder in voller Toilette, wie er immer von früh an ging, weil es eben „amerikanische Sitte“ sei, und schien neugierig, wie sich das Aushängeschild beenden würde. Als früherer Barbier nahm er immer noch Interesse daran, obgleich er sich nach dieser Richtung hin natürlich nichts merken ließ. Aus der Barbier-Raupe war in Amerika ein buntfarbiger Doctor-Schmetterling geworden und flatterte jetzt lustig und stolz um alle Blüthen.

Roskwein war schon bei dem blauen Frack, der jetzt mehr und mehr an dem Nilb hervortrat, und wie er den kaum beendet, ging er an die bunte Weste, für welche er sich verschiedene kleine Farbtöpfe zusammengebunden und mit nach oben genommen hatte, und ein Bündel von Uhrberloques kam an die dicke goldene Kette.

Hückler fing an mißtrauisch zu werden. Er warf einen verstohlenen Blick an seinem eigenen Menschen hinunter und entdeckte, daß er selber ähnliche Hosen und Weste trug, und jetzt — beim Himmel, da trat ein hellblaues seidenes Halstuch zu Tag, dem, wie es kaum angedeutet war, mit wenigen Pinselstrichen aus dem andern Topf, die hohen steifen Vatermörder folgten — und noch immer grinste der Todtenkopf darüber vor. Jetzt aber schwand auch dieser mehr und mehr unter der aufgetragenen Deckfarbe — die Backen wurden sichtbar, die Nase trat hervor, die blauen wässerigen Augen gewannen Leben, die Stirn bedeckte den letzten Rest des Todtenkopfs, während sich unter dem etwas zurückgesehten Hut blondes, kunstvoll gelocktes Haar hervorringelte — mit einem Wort, Doctor Hückler stand da oben, in der Rechten das Rasirmesser, in der Linken das Becken, wie er lebte und lebte, und wenn es auch nur rohe Decorationsmalerei war, led hingeworfen, so blieb der Effect für die Straße desto kunstvoller berechnet und zeigte sich bald in vollem Glanze.

Hückler verschwand mit einem Dolchblick auf den Barbier in seinem Laden, die Kirchengänger aber, die jetzt begannen vorüber zu kommen, vergaßen ihre Andacht und blieben mit

offenem Munde vor dem Kunstwerk stehen, und selbst Pastor Besser auf seinem Weg zur Kirche hielt erstaunt an, schritt auf die andere Seite der Straße und betrachtete sich das neue Bild mit einem halb zweifelhaften Blick nach des Doctors Haus hinüber.

„Ei ei, Herr Rostwein,“ sagte er dabei, indem er missbilligend den Kopf schüttelte, „Sie arbeiten am heiligen Sonntag, und noch dazu auf offener Straße, der Jugend dabei ein böses Beispiel gebend? Ich werde Sie zur Anzeige bringen müssen.“

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können, Hochwürden,“ sagte Rostwein trocken, „bis jetzt aber haben Sie mich jeden Sonntag zur Arbeit selber verleitet und aufgefordert, und Ihren struppigen Bart abzutragen ist wahrlich kein Vergnügen — Herr Gott, wer hat Sie denn heute Morgen geschunden?“ unterbrach er sich aber, als er von der Leiter, sein Bild betrachtend, herunterstieg und vor dem Herrn Pastor stehen blieb, „oder haben Sie am heiligen Sabbath Selbstmordversuche gemacht? Sie sehen gut aus.“

Pastor Besser hielt es für unter seiner Würde, darauf zu antworten. Er wußte überhaupt, daß er in einem Jünglingskampf mit dem unangenehmen Menschen stets den Kürzeren zog, und mochte sich deshalb schon nicht weiter mit ihm einlassen. Außerdem hatte Rostwein leider auch Recht und sein neuer Barbier, dem er gerade in einem Anfall von Fieberfrost unter das Messer kam, ihn heute Morgen schauerlich zugerichtet.

Rostwein stand noch vor seinem Hause und sah ihm nach, als ein kleiner Wagen auf der Straße, die nach der nicht mehr so fernen Eisenbahnstation führte, herangerasselt kam. Im ersten Augenblick glaubte er, es sei das Fuhrwerk von Lobenstein's Farm, und blieb es erwartend stehen, bald erkannte er aber Negergesichter darauf, die ihn natürlich nicht interessirten, und eben trat er an die beiden Leitern, um diese umzulegen und sie damit aus dem Weg der Fußgänger zu bringen, als er seinen eigenen Namen rufen hörte.

„Raffa Rostwein — God bless you — wie geht's?“

Rostwein fuhr wie der Blitz herum — auf dem Wagen

sah ein kräftiger Neger, ein kleines Negermädchen neben sich, und auf dem andern Sitz lehnte ein anderes Negerkind, aber noch fest und warm in eine grobe wollene Decke eingeschlagen.

„Hamilton!“ schrie Roßwein, indem er mit einem Satz bei dem jetzt haltenden Geschirr war, dem Neger die Hand hinaufreichte und sie dann derb und herzlich schüttelte, „habt Ihr die Kinder gefunden? Gott sei Dank, Mann — Gott sei Dank! Aber halt — Ihr dürft nicht gleich nach Hause, Eure Frau würde sich zu sehr erschrecken!“

„Ist sie krank?“ frug der Schmied besorgt und scheu.

„Sie war krank, Hamilton, aber jetzt geht's wieder gut, sie hatte sich zu sehr um Euch gesorgt, weil Ihr so lange geblieben.“

„Meine arme Polly wurde mir unterwegs so elend, daß ich mit ihr liegen bleiben mußte, denn allein zurücklassen wollte ich sie doch auch nicht, wenn ich sie auch bei guten Menschen wußte.“

„Hättet Ihr nur geschrieben.“

„Ich kann ja nicht, Massa,“ sagte der Neger traurig.

„Ober schreiben lassen.“

„Ich war ebenfalls bei farbigen Leuten, die es alle nicht konnten.“

„Na, das ist jetzt vorbei,“ rief Roßwein geschäftig, „aber wartet einen Augenblick, ich will erst meine Bude hier zuschließen und dann spring' ich voraus zu Eurer Frau, um sie vorzubereiten. Kommt nur mit Eurem Geschirr langsam nach, aber nicht eher ins Haus, bis Ihr pfeifen hört — verstanden — so auf dem Finger,“ und ein gellender Pfiff schallte durch die Straße.

Roßwein lief wie ein junger Mensch. Die Freude über das Glück der armen Leute machte, daß er nur so über die Straße dahinschoß und natürlich auf keinen der ihm Begegnenden achtete.

„Roßwein! ist der Sheriff hinter Ihnen?“ schrie ihm Jemand lachend nach.

Roßwein sah sich im Laufen nach ihm um, erkannte aber

kaum Hellborn, als er einen Bogen machte, denn einhalten konnte er nicht, so war er in Schuß gerathen.

„Hellborn, kommen Sie mit — die Kinder sind gefunden.“

„Welche Kinder?“

„Die des alten Negers, die Sie selber ja drunten im Süden getroffen.“

„Liddy?“ rief Hellborn erfreut aus, „aber wo sind sie?“

„Wir wollen die Mutter vorbereiten — sie kommen gleich nach.“ Und den jungen Doctor unter den Arm fassend, zog er ihn im Sturmschritt nach der Schmiede hin.

Die Frau erschrak bei dem fast stürmischen Eintritt der beiden Leute, und Kothwein befand sich in der That in einer merkwürdig erregten Stimmung.

„Na, wie geht's, Mütterchen?“ rief er ihr aber vergnügt entgegen, „immer noch munter auf den Füßen? Das ist recht; nur den Kopf oben — die bessere Zeit folgt immer der schlimmen, und ich denke, die Schlimme ist bald vorüber.“

„Wie soll's gehen, Massa,“ seufzte die Frau — denn die Farbigen im Norden nannten die Weißen noch immer bei diesem alten Titel, Massa oder Master, während sie im Süden schon lange nichts mehr davon wissen wollten, „immer beim Alten und wird auch nicht mehr besser, aber bald viel schlimmer werden. Er kommt eben nicht wieder, und wie soll ich arme Frau allein in die Welt hinausziehen und ihn suchen.“

„Und wenn er nun schon unterwegs wäre? — Wenn er nun geschrieben hätte?“ sagte Kothwein und blickte sie mit seinen klugen Augen an.

„Wenn er geschrieben hätte?“ rief die Frau vor einem plötzlichen Gedanken emporzuckend, „wißt Ihr von ihm, Massa? Oh, laßt eine arme Frau hier nicht in Todesangst die Zeit hinbringen! Habt Ihr von ihm gehört?“

„Gewiß hab' ich,“ nickte Kothwein, der sie nicht länger ängstigen durfte; „ist das da nicht der Mann, der Euch gesagt hat, wo er die Kinder finden kann?“

„Oh, sicher ist er es und gesegnet sei der Mund, der es sprach.“

„Und die Kinder sind gefunden, Mrs. Hamilton,“ sagte

Hellborn freundlich, „das eine wurde nur krank und hat deshalb die Reise so lange aufgehalten.“

„Und sie kommen?“ rief die Frau und fuhr sich mit beiden Händen in das wollige Haar. „Oh Jesus, meine Zuversicht, sie kommen?“

„Sie sind schon von Louisville unterwegs und können morgen hier sein; vielleicht noch heute Abend, wenn sie eine rasche Reise haben.“

Die Frau war an dem einen Stuhl niedergesunken, barg das von Thränen überströmte Gesicht in beiden gefalteten Händen und betete — aber was? Sie wollte ihrem Gott danken, aber sie fand keine Worte, ihre Gedanken flogen wirr umher von den Kindern zu dem Mann, zu sich selbst und ihrer Angst und Sorge, und Hellborn fühlte, daß es jetzt besser sei, diesem Zustand lieber mit der vollen Gewißheit ein Ende zu machen, ehe sie sich in Zweifel und Erwartung nur noch aufrieb.

„Ich denke, Noßwein, wir lassen sie kommen — sind sie in der Nähe?“

„Ja, gewiß — ich denke auch, —“ nickte Noßwein, „bleiben Sie bei der Frau, ich will draußen das Zeichen geben.“

Sip, der frühere Regersclav und jetzige Mr. Hamilton, hatte sein Thier indessen langsam die Straße hinabgehen lassen, und wie ihm das Herz dabei schlug, wie ihm die Pulse klopften, wenn er sich im Voraus den Moment ausmalte, wo er der Mutter die Kinder zurückbringen könne.

Liddy hatte sich fest an ihn gedrängt:

„Und hier wohnt die Mutter, Vater? Oh, weshalb machst Du das Pferd nicht rascher laufen, daß wir bald zu ihr kommen?“

„Gute Mutter! gute Mutter!“ klagte Polly, „und wie sie um uns geweint haben wird — ach, Polly ist so froh und glücklich, daß sie wieder zu ihr kommt und fremde Leute sie nicht mehr schlagen.“

„Gleich, Kinder, gleich!“ sagte der Vater, dem aber die Worte in der Kehle quollen, daß er sie kaum herausbringen konnte, „habt nur noch ein klein wenig Geduld — wir dür-

fen die arme Mutter doch nicht so erschrecken, wenn wir gleich zu ihr ins Haus bringen. — Der weiße Mann ist vorausgegangen, um es ihr zu sagen.“

„Aber der weiße Mann thut ihr gewiß etwas,“ klagte Polly, „und wenn sie weint, schlägt er sie — Polly hat immer Schläge gekriegt, wenn sie weinte.“

„Aber jetzt nicht mehr, Polly,“ sagte Sip herzlich, „jetzt nicht mehr, und Du sollst auch nicht mehr weinen, sondern gesund und fröhlich sein und glücklich Dein ganzes Leben lang. Die schwere Zeit ist vorüber, jetzt sind wir daheim. Siehst Du das Haus, an dem vorn das weiße Schild befestigt ist? Das gehört uns, und kein böser Mann darf uns hier —“

„Oh Vater!“ flüsterte da Libby und klammerte sich wie in Todesangst an ihn an. „Das ist er! das ist er!“

„Wer, Kind?“ sagte Sip erstaunt, „was hast Du!“

„Siehst Du ihn dort?“ sagte Libby, aber eben so scheu und leise als vorher, „das ist der Mann, von dem Polly, wenn sie das Fieber hatte, immer geträumt hat, daß sie manchmal laut im Schlafe aufschrie,“ und mit dem kleinen Zeigefinger der rechten Hand deutete sie scheu auf einen weißen Gentleman, der, den Hut im Nacken, beide Hände in den Hosentaschen und dabei scharf und eifrig sein Priemchen kauend und im Mund herüber und hinüber stoßend, die Straße hinab schlenderte. Auf das kleine Geschirr, das ein Nigger führte, achtete er natürlich gar nicht.

„Wer ist das?“ sagte Sip erstaunt, „der Mann, von dem Polly geträumt hat? Was für ein Mann, der da prüben?“

„Ja,“ nickte aber Libby und schmiegte sich dabei fester an den Vater an, denn der Amerikaner drehte gerade zufällig den Kopf nach dieser Seite. „Der Mann mit den bösen Hunden, der die armen Neger einsing, wenn sie einmal in den Wald laufen wollten.“

„Und den habt Ihr dort gesehen?“ sagte Sip erstaunt.

„Ja, gewiß,“ flüsterte Libby, „hat armen Prediger gehetzt und weiß nicht was sie nachher mit ihm gemacht haben — wollten ihn aufhängen. Oh Polly, Polly, das war ein

schrecklicher Tag — bis nachher die Weißen kamen und uns sagten, daß wir frei wären — und dann ging der Jammer an und das Elend, und wir hatten Niemanden mehr, der uns zu essen gab.“

Sip drehte sich auf dem Wagen um und sah dem Mann nach. Er kannte ihn auch und hatte ihn schon früher hier gesehen. Das war derselbe, der große Plantagen im Süden verkaufte und Farmer und Indianer dazu verleitete, daß sie dort hinunter nach dem Süden zogen. Mit einem farbigen Manne sprach er aber nie ein Wort. Wo war er nur schon früher einmal dem Weißen begegnet?

Da schallte ein gellender Pfiff aus dem Haus herüber, vor dem er schon sein Thier eingezügelt. Das war der Ruf zur Mutter und in dem Augenblick auch alles Andere darüber vergessen.

Mit zitternder Hast sprang er vom Wagen herab, hing sein Thier an einen dort eingeschraubten Ring, Libby war ihm, wie ein Reh, nachgesprungen, und hob dann Polly herab. Rothwein traf ihn schon unterwegs.

„Also da sind die Puppen!“ rief er ihm entgegen, „und nun hinein, Mann, hinein — gebt mir die Kleine, Ihr braucht jezt Eure Arme, um der Alten um den Hals zu fallen und Euch auszuheulen — na, fangt noch nicht an — hier immer herein, meine Herrschaften, immer herein.“

Rothwein standen selber die Thränen in den Augen, aber er mochte sich das nicht merken lassen, und Polly aufgreifend, die ihn aber verwundert und fast erschreckt ansah, lief er mit ihr mehr als er ging dem Hause zu.

Sarah konnte es nicht entgehen, daß etwas Außerordentliches im Werke sei. Daß die Weißen es gut mit ihr meinten, hatten sie ihr schon oft und oft bewiesen, und sie wären jezt gewiß nicht so vergnügt gewesen, wenn sie ihr eine Trauernachricht brachten — aber was denn sonst? etwas Gutes? Klang es ihr aus einem Traum herüber, daß sie ihr gesagt, ihr Sip sei mit den Kindern in Louisville eingetroffen? — und Louisville war ja gar nicht so weit von hier — und da flog die Thür auf — Herr Rothwein kam herein, er trug ein Kind auf den Armen, das ihr die Arme entgegenstreckte.

„Mutter!“

„Polly!“ kreischte die Frau auf und kniete in die Knie, „Mutter!“ jauchzte es in dem Augenblick von der andern Seite, und vier Kinderarme schlangen sich liebend um ihren Hals.

Aber die Frau brach nicht unter ihrem Glück zusammen; das Herz, das die langen Jahre hindurch das furchtbare Leid ertragen, erlag auch nicht der Seligkeit dieser Stunde, und nur fest ineinander gekettet hingen die Drei und hielten sich gefaßt, als ob sie sich nie im Leben wieder lassen wollten. Sip aber hatte Hellborn's Hand gefaßt und drückte sie fest, fest zwischen seinen beiden harten Händen; reden konnte er nicht, das Herz war ihm zu voll, aber der Blick, mit dem er jetzt auf die Gruppe deutete, die Thränen, die ihm im Auge standen, sprachen heiseren Dank aus, als es tausend glühende Worte vermocht hätten.

Und das war jetzt ein Jubel in dem Hause, in dem sonst so manche lange Thräne geweint worden, das war ein Erzählen, ein Herzen, Küssen und Lachen unter Thränen — aber Fremde gehörten da nicht hin. Hellborn nahm deshalb leise Rogwein's Arm und führte ihn mit sich hinaus, und erst als sie wieder im Freien waren, blieb Rogwein stehen, holte sein Taschentuch heraus, schnaubte sich, wobei er sich verstoßen die Augen auswischte, und sagte dann:

„Hellborn, ich habe gehult wie ein Schlächterhund, aber — sagen Sie das keinem Menschen, denn wenn es dem Quackalber, dem Hückler, zu Ohren käme, machte er seine saden Witze darüber.“

„Und brauchen Sie sich deshalb zu schämen, Rogwein? Glauben Sie, daß meine Augen trocken geblieben sind?“ sagte Hellborn.

„Und das ist Ihr Werk!“

„Das allerdings, und doch wie wenig in dem furchtbaren Unglück, das auf dieser armen Race gelegen,“ seufzte der junge Mann; „denken Sie an die Tausende und Tausende von Familien, die in nichtswürdiger Weise auseinander gerissen wurden, und in wie seltenen Fällen wird ihnen die Seligkeit dieses Augenblicks zu Theil.“

„Und jetzt haben die armen Leute nichts zu essen,“ sagte Rofwein, der immer auf die praktische Seite fiel, „aber das wollen wir ihnen besorgen. Da drüben ist Ezra Ludkins' Hotel, wo er seine Bude nennt, aber er hat wenigstens gute Waaren und da wollen wir ihnen einmal einen kleinen Vorrath hinüber liefern. Das Glück sättigt allerdings für kurze Zeit, aber nachher wird der beste Mensch wieder hungrig.“

4.

Im Ankluft Clan.

Nicht weit von Belleville, und etwa fünf englische Meilen von dieser kleinen Landstadt entfernt, auf dem Wege nach dem, unsern daran gelegenen Savannah, hatte sich eine kleine deutsche Colonie niedergelassen und dazu einen wirklich reizenden Platz gewählt.

Es war die Plantage eines früher sehr reichen Baumwollenpflanzers, der aber durch den Umschlag der Verhältnisse im Süden verarmt oder doch wenigstens der Mittel beraubt war, sein bisheriges Satrapenleben fortzusetzen, und es nun vorzog, seinem Vaterland den Rücken zu kehren und sich in einem Lande eine Heimath zu gründen, wo er wieder Sklaven halten konnte.

Durch Agenten gelockt, die allerdings ziemlich günstige Bedingungen stellen konnten, war denn auch eine Anzahl von deutschen Familien veranlaßt worden, ihre nordische Heimath zu verlassen und sich in dem gepriesenen Süden, der mit allen Reizen einer tropischen Welt ausgestattet wurde, niederzulassen. Selbst auf dem europäischen Continent hatten solche Leute wacker gearbeitet, um mit unerfüllbaren Versprechungen, phantastischen Schilderungen der allerdings schönen Scenerie, und Aussichten auf unerwartet reichen Gewinn die kaum befreiten Sklavenstaaten wieder zu besiedeln und dem Lande

das an deutschen Kräften zu geben, was es eben an Negerblut verloren — Arbeiter.

Ob sich diese dort und in solchen Verhältnissen wohl oder unbehaglich fühlen würden, blieb sich ja vollkommen gleich. Derartige Leute waren — wie man wußte — an harte Arbeit von zu Haus gewöhnt; sie leisteten ja auch das Außerordentliche schon in den Nordstaaten, machten dabei nur geringe Ansprüche an das Leben, bekümmerten sich gar nicht um Politik und lieferten dadurch Alles, was man im letzten Jahre hier unten verloren — nämlich Hände. Köpfe brauchte man natürlich nicht, denn die gedachte der Süden für den nächsten Kampf selber zu liefern.

Bei den Plantagenbesitzern, besonders am Mississippi, aber auch an den anderen Strömen des Südens, hatte nun ein ganz eigener Brauch bestanden, der aber früher nur selten angetastet wurde. Einzelne Pflanzler machten nämlich eine Anzahl von Ackern Landes unmittelbar am Ufer des Stromes urbar, und ließen den Wald dahinter ungestört, betrachteten ihn jedoch von da an als ihr Eigenthum und dachten gar nicht daran, daß Jemand die Kühnheit haben könnte, hinter ihnen Besitz davon zu ergreifen. Doch schon lange vor der Revolution waren früher einzelne Backwoodsman auf solche Stellen gefallen. Sie erkundigten sich dann, mit derartigen Landverhältnissen sehr vertraut, im County-Sitz, ob die und die, so und so bezeichnete Section schon „registriert und bezahlt“ wäre, und fanden sie, daß das nicht geschehen, so setzten sie sich ruhig darauf und nahmen das sogenannte preemption right*) für sich in Anspruch, aus dem sie nicht vertrieben werden konnten.

Die Eigenthümer dieser südlichen Pflanzungen nun rechneten ebenso. Was dicht an ihre Plantagen stieß, betrachteten

*) Das preemption right oder Vorkaufungs-Recht ist ein zur Erummierung für arme Ansiedler gegebenes Recht, nach welchem sie sich irgendwo auf noch nicht in Besitz genommenen Regierungsland niederlassen und es urbar machen konnten, wonach sie dann später, wenn es einmal zu öffentlichem Verkauf kam, nur auch eben den Regierungspreis von 1¹/₂ Dollar Silber den Acker zu zahlen brauchten. Dann wird es ihr Eigenthum.

sie als ihr Eigenthum, parcellirten es einfach und verkauften das Meiste davon natürlich an Deutsche, die, mit den eigenthümlichen Verhältnissen nicht bekannt, nach ihren Begriffen natürlich glaubten, daß das, was sie gekauft und mit ihrem Geld bezahlt hätten, auch ihr Eigenthum sein müsse. Darin sahen sich aber Viele später getäuscht und fanden dann zu ihrem Schaden, daß all das wilde Land, was sie den Pflanzern oder deren Unterhändlern abgekauft, gar nicht Denen gehört habe und nach Jahren noch einmal an die Vereinigten Staaten bezahlt werden mußte. Sie galten den Gerichten, wenn sie sich auf solchem Land ansiedelten, nur als sogenannte Squatter, die sich eben mit Vorbehalt jenes preemption right auf dem wilden Land niedergelassen, und wenn sie da ein Dritter angeführt und Geld von ihnen dafür bekommen, so ging das eben die Regierung nichts an.

Sicheres Eigenthumsrecht konnten nur Die beanspruchen, die von Privatpersonen urbar gemachtes und eingefriedigtes Land kauften und mit dem Kaufbrief dafür auch die Quittung der Regierung erhielten, daß diese Strecke von den früheren Besitzern rechtmäßig erworben sei.

In den Nord- und auch den südlichen Weststaaten herrschte nun früher ein ganz nachbarliches Verhältniß. Traf dort ein neuer Ansiedler ein, so fand er bei den Nachbarn eine freundliche, ja herzliche Aufnahme. Es wurde ihm auch mit gutem Willen jede Hülfe geleistet, die er brauchte, und es verstand sich dann von selbst, daß er später, wenn erst vollkommen eingerichtet, ebenso wieder für die Anderen eintrat.

Hier war das anders, und die neuen Ansiedler, die mit wenig Capital in das Land gekommen, sollten bald finden, daß sie nur allein auf sich selber angewiesen blieben und wahrlich keine Hülfe oder selbst nur freundliches Zuvorkommen von den südlichen Pflanzern, die noch an Ort und Stelle ausgehalten, zu erwarten hatten.

Wo sie die „Herrenhäuser“ dieser Baumwollen-Barone betraten, so heruntergekommen diese auch jezt sein mochten, wurden sie genau so behandelt, wie man früher mit den Sklaven umgegangen. Sie mußten, wenn sie etwas zu erfragen oder zu bitten hatten, auf dem Vorplatz warten, bis

es dem Herrn gefiel, zu ihnen herauszukommen; die Ladies verkehrten mit ihnen oder ihren Frauen gar nicht, ja erwiderten kaum den freundlich gebotenen Gruß. Sie waren Arbeiter, weiter nichts, und ob sie selber gleich ein großes Besizthum hatten; sie aderten selber draußen im Feld und schirrten ihre eigenen Pferde ein; die Frauen besorgten die Wirthschaft, wie sie das von je gewohnt gewesen, und das vertrug sich dann natürlich nicht mit dem aristokratischen Geist, der diese Kreise noch immer, und vielleicht schärfer als je, beherrschte.

Im Anfang nun, und als sie noch vereinzelt dort wohnten, war den Deutschen das allerdings peinlich, und sie fühlten sich zurückgesetzt und verachtet; als aber, Dank den fleißigen Agenten im Norden und im Auslande, mehr und mehr eintrafen, bildeten sie zuletzt eine kleine Colonie, wie ihren eigenen Kreis, und kümmerten sich bald nicht mehr um das „höchnasige Padd“, das sich allerdings Republikaner nannte, aber von einer wirklichen Republik keine Idee hatte und — das Schlimmste — auch keine haben wollte.

In diesen Pflanzerkreisen fing es aber von Woche zu Woche an mehr und mehr zu gähren. Die faule Politik des Präsident Johnson, der dem Süden jeden Willen ließ und seine Vertreter immer auffallender begünstigte, verfehlte nicht, ihre üble Wirkung auszuüben. Was Schwäche oder Verrath jenes Vurschen war, legte man hier im Süden als Feigheit aus. — An der Grenze, in Mexico, hatten die Franzosen ein neues Kaiserreich gegründet, man wußte, daß die Vereinigten Staaten darüber im heftigsten Depeschewechsel mit Frankreich waren, — daß Frankreich — „der mächtigste Staat der Erde“ — aber nicht nachgeben würde, verstand sich von selbst, und mußte da nicht ein Krieg mit diesem Unvermeidlich sein? — Das war aber die Zeit, die sie mit Sehnsucht erhofften und herbeiwünschten. Dann kam der Moment, wo sie die ihnen jetzt aus der Hand gewundenen Waffen wieder aufgreifen und ein neues, mächtiges Reich im Süden gründen konnten.

Der Uebermuth dieser kaum unterworfenen Klasse stieg von Tag zu Tag, und je weniger wirkliche Macht sie im

Augenblick besaßen, desto mehr suchten sie sich in heimlichen Verbindungen zu kräftigen und zu einigen, um im entscheidenden Moment keine Secunde an Zeit zu verlieren.

Die Regierung wußte um diese Pläne der Südstaaten; es war sogar kein Geheimniß mehr, daß sich jener verbrecherische Kluksur Clan, den das junge müßige Volk in seinem Uebermuth gestiftet, aufs Neue bilde und schon eine gefährliche Zahl von Anhängern oder gar Mitgliedern aufweise; aber Johnson wollte angeblich die früheren Rebellen durch Milde unter die Geseze und zu einem geordneten Staatenbund zurückführen, und die Folgen dieser Schwäche blieben denn auch nicht aus.

Die Klagen gegen Weiße, welche Neger und Negerinnen mißhandelt, ja tödtlich verwundet hatten, häuften sich in Savannah und den anderen großen Städten des Südens, aber nirgends konnten die Gerichte einen Halt an den Verbrechern gewinnen, da diese stets Zeugen, und zwar aus angesehenen Familien brachten, die deren Alibi beschworen, oder sonst einen ganz andern Thatbestand als angebliche Augenzeugen berichteten. Die Geschworenen konnten kein Schuldig sprechen. Man wußte allerdings zu gleicher Zeit, daß in den Statuten des Kluksur Clans ein Paragraph aufgenommen sei, der jedes Mitglied, bei Strafe des Verraths, verpflichtete, einen „Bruder“ unter allen Umständen zu retten, durch List, Gewalt oder selbst durch einen Eid; aber wie konnte den Zeugen bewiesen werden, daß sie Mitglieder jenes verbrecherischen Clans seien? Sie leugneten es wenigstens jedesmal auf das Hartnäckigste, und die Gefangenen mußten schließlich in Freiheit gesetzt werden.

Pferdediebstähle nahmen indessen ebenfalls im Lande überhand, und man wußte sogar, daß die jungen Aristokraten dieses Verbrechen als eine Art von Sport betrachteten, bei dem sie sich in „anständiger Weise“, wie sie es nannten — d. h. ohne zu arbeiten — Geld verschaffen konnten. Einer unterstüßte dabei den Andern. Die geraubten Thiere wurden aus dem Staat gebracht, andere, fremde dafür eingeführt, und nur in seltenen Fällen gelang es manchmal, die Verbrecher auf der That zu erwischen — aber Strafe bekamen sie trotzdem nicht,

denn kaum eingesperrt, waren sie auch schon in der nächsten Nacht von ihren Clubfreunden befreit, und die Richter gewöhnlich selber froh, die unangenehme Sache auf so bequeme Weise von der Hand zu haben. Es gab nur wenige darunter, die nicht entweder den Interessen der süblichen Pflanze angingen oder sich nicht vor den überall offen ausgestoßenen Drohungen der jungen Kaufbolbe fürchteten — denn daß diese ihre Drohungen auch zuweilen wahr machten, hatten sie schon verschiedene Male bewiesen.

Der Zustand im ganzen Land wurde ein unerquicklicher und mehr und mehr gereizt gegen die nördlichen Staaten und Alles, was mit diesen zusammenhing oder daher kam.

Die vorhin erwähnte deutsche Colonie war noch neu und erst seit sehr kurzer Zeit gegründet; trotzdem fehlte ihr aber das Saubere, Abgeschlossene, was sonst derartige Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten aller Orten kenntlich macht, da weit weniger Neues gebaut worden war, sondern mehr Altes, schon Vorhandenes benutzt werden mußte.

Die Amerikaner sagen, und mit ziemlichem Recht, daß man eine deutsche von einer amerikanischen Farm dadurch am leichtesten unterscheiden könne, daß bei den Deutschen die Scheunen stets geräumiger und schöner gebaut wären, als die Häuser — bei den Amerikanern aber gerade umgekehrt. — Auf der Plantage selber hier war das nicht der Fall, denn die Einwanderer mußten das Herrenhaus auch zum Wohnhaus benutzen und richteten dafür die bisherigen Negerhütten dazu her, alles Uebrige unterzubringen.

Alle Neger waren sie aber dafür doch nicht los geworden, die Gesunden und Kräftigen, allerdings, hatten den Platz gleich verlassen, und Arbeiter waren nur um hohen Lohn, und selbst dann nur auf kurze Zeit zu bekommen; aber der übliche Satz von Alten und Kranken blieb hier sowohl wie auf allen übrigen Plantagen zurück, und wenn die Deutschen nicht wollten, daß sie vor ihren eigenen Augen verhungerten, mußten sie ihnen eben Nahrung geben, und das war die erste fatale Erbschaft, die sie antraten. Dann aber kamen sie auch gleich darauf mit ein paar Amerikanern in Conflict, die sich ruhig

auf dem schon von ihnen bezahlten Land als Squatter niedergelassen und, wie sich später herausstellte, auch das volle Recht dazu hatten, denn jene Strecken waren nie von dem früheren Besitzer angekauft und bezahlt worden. Dadurch wurden sie in ihrem Besisthum wesentlich beschränkt, und es dauerte nur kurze Zeit, daß sie schon bereuten, den ruhigen Norden je verlassen und sich hier niedergelassen zu haben, so schön das eigentliche Land auch immer sein mochte.

Es waren besonders zwei deutsche Familien, die sich hier niedergelassen und in der unmittelbaren Nähe Savannahs mit Recht einen vortrefflichen Markt für ihre Producte zu finden glaubten. Diese gerade konnten sich auch eher wie Andere ohne fremde Arbeiter behelfen, denn die eine Familie, mit Namen Scholler, zählte außer dem Vater noch drei kräftige Söhne und zwei Töchter, und die andere, Hambach, ebenfalls zwei Söhne und eine Tochter, und Alle waren von Jugend auf an Arbeit gewöhnt.

Scholler bewohnte das Herrenhaus, Hambach hatte sich, etwa tausend Schritt davon entfernt, in der früheren Zuckersiederei eingerichtet und ein kleines wohnliches Blockhaus daneben aufgestellt, so daß sie, mit ziemlich reichlichen Mitteln, sich rasch einen kleinen Viehstand und Pferde schafften und das Ganze bald in Gang zu bringen hofften.

Es war im Monat December, das Wetter aber noch mild und warm, und die kleine Hecke von Orangenbäumen dicht am Haus hing so voller Früchte, daß sie wie mit Gold überstreut schienen, und doch wie manche Orange war schon abgeschlagen worden.

Im Haus wurde Mittag gemacht, die Familie saß um den Tisch herum, und nur der älteste Sohn Hans fehlte — er war ausgeritten, um ein vermigtes Pferd zu suchen, und schon den ganzen Morgen weggeblieben. Der Vater schien verbrießlich darüber.

„Ich hab's Euch schon lange gesagt, daß Ihr mir die Stallthür Abends ordentlich zumachen sollt, aber Gott bewahre; was ich nicht selber thue, geschieht auch nicht.“

„Aber, Vater,“ sagte Berthold, der zweite Sohn, „ich hab' die Thür wahrhaftig gestern Abend zugemacht und

von außen verriegelt, die Grethe stand selber dabei und hat es gesehen, und nachher ist Niemand von uns mehr hinausgekommen."

"Na, Vater," sagte auch Grethe, „der Verthold hat Recht, seine Schuld ist's nicht, aber pass' auf, das sind wieder die Diebe gewesen, die uns schon eins weggeholt haben, denn Ruhe lassen sie Einem ja hier draußen nicht."

„Wenn ich das wüßte," knurrte der Vater mit einem halbverbißnen Fluch, „acht Nächte lang wollte ich draußen mit der Flinte auf der Lauer liegen, bis ich einmal einen von den Halunken erwischte."

„Den Hambach's fehlen ebenso seit gestern zwei Kühe, und sie wollen's dabei immer auf die Neger schieben," sagte die Mutter, „aber du lieber Gott, die paar armen Krüppel, die noch hier in der Nachbarschaft herumkriechen, stehlen wohl Brod oder Schwaaren, wenn sie die Finger dran legen können, aber wahrhaftig kein Vieh, was draußen frei im Wald herumläuft."

„Na, vielleicht findet's der Huns noch, wenn es nur eben weggelaufen ist, denn dann schleppt's das Halssterheil nach und muß sich wohl bald irgendwo fangen."

„Da kommt der Hans," rief Marie, die Jüngste, die eben aus dem Fenster gesehen hatte, „aber er bringt den Braunen nicht mit."

Hans, ein kräftiger junger Bursch, der schon seine Schule hier in Amerika durchgemacht und ein tüchtiger Farmer geworden war, trat mürrisch und mit finster zusammengezogenen Brauen ins Zimmer, warf seinen Hut in die Ecke und rückte sich nur mit einem „Guten Tag mitammen" seinen Stuhl zum Tisch.

„Run?" sagte der Vater, der ihm den Erfolg schon ansah, „nichts gefunden?"

„Oh doch," brummte der Sohn, schon mit seinem hastigen Mahl beschäftigt, „die Spuren."

„Wirklich? Aber wohin?"

„Nach der Stadt hinein."

„Aber was will das Thier in der Stadt? Es ist im Lande drin gekauft."

„Ist auch nicht gutwillig gegangen, sondern geführt,“ lautete die verdrossene Antwort. „Gott verdamme mich, wenn ich den Schuft erwische, drücke ich ihm die Kehle wie einen Gummischlauch zusammen.“

„Aber woher weißt Du's?“

„Leicht genug. Der Halfterstrick hat nirgend's geschleift, das Thier ist dabei die ganze Strecke einen vollen Trab gegangen und ein anderes Pferd an jeder Seite. Ich kenne des Braunen Schuh — der eine Stollen ist eckig, und an einzelnen feuchten Stellen war er genau abgedrückt.“

„Und was glaubst Du, was wir thun können?“

„Ich will dem Braunen nach; war nur, als ich die Fährte endlich wieder fand, schon den ganzen Morgen herumgeritten und mußte Beß erst ein wenig ruhen lassen. Sobald er sich abgekühlt, gebe ich ihm Wasser und ein Maul voll Futter, und dann reit' ich nach Savannah hinüber, um dort die Anzeige zu machen und selber nachzusehen. Ich habe eine ungefähre Ahnung wo.“

„Es wird immer hübscher hier im Lande,“ sagte der Vater finster.

„Das weiß Gott,“ nickte Hans. „Ich war auch heute Morgen drüben bei Belleville, auf der früheren Urguard'schen Plantage. Denen dort drüben ist ebenfalls heut Nacht ein Pferd gestohlen und vorige Woche auch eins, und sie haben's Alle bis an den Hals satt. Arbeiter sind für keinen Preis zu bekommen. Die alten und kranken Neger ja, die betteln in einem fort in der Nachbarschaft herüber und hinüber, und es dreht Einem das Herz um, wenn man die unglücklichen Menichenkinder nur ansieht, aber was gesund ist, treibt sich in Städten herum, thut kleine Handlangerdienste für ein oder zwei Stunden, die sie sich schwer bezahlen lassen, und verkauft dann das eben Erworbene wieder. Drüben liegen außerdem drei Deutsche krank, das Klima sagt ihnen doch nicht recht zu, und der alte Dethelb redete schon davon, den Platz wieder um jeden Preis zu verkaufen.“

„Mir wär's selber fast recht, wenn ich einen guten Käufer fände,“ sagte der alte Scholler, „verschleudern möcht'

ich's aber auch nicht, denn es hat uns so schon Geld genug gekostet."

"Ja," brummte Hans, „mehr als eine gute Farm in Indiana oder Ohio gekostet haben würde, und da wußte man, was man hatte. Aber jetzt ist's einmal geschehen, und es hilft nichts, darüber das Maul zu hängen."

Draußen auf der Straße klapperten Pferdehufe, und als sie hinausfahen, sprengten zwei junge, sehr elegant gekleidete Reiter vorüber.

"Was das Gesindel jetzt hier so geschäftig in der Nachbarschaft herüber und hinüber fliegt, möchte ich auch wissen," sagte Hans finster. „Arbeiten thut keiner von den Bengeln einen Schlag, und ob sie Einen nur auf der Straße grüßen, wenn sie Einem begegnen, nein, in den dicksten Staub reiten sie nur hinein und lachen und schwatzen zusammen. — Aber ich will dem Braunen Futter geben, daß er sich ein wenig ausruhen kann."

"Ja, und wir wollen auch wieder hinaus an unsere Arbeit," sagte der Vater, „denn die Zeit vergeht und die Tage sind doch was kürzer geworden, wenn auch nicht so viel wie bei uns daheim, oder oben im Norden."

Die Männer nahmen ihr Werkzeug und schritten wieder hinaus in das Feld, die Mutter blieb mit der Jüngsten im Haus, und Grethe ging ihren anderen Geschäften nach. Es war gerade vor Tisch eine von ihren Kühen, die heut Morgen ausgeblieben, zum Melken hereingekommen, und das mußte sie besorgen, wie auch nach den Kälbern sehen. Hans hatte indeß sein Pferd gefüttert und getränkt, war aber selber von dem langen Ritt in der Hitze müde geworden und warf sich in einem der untern Zimmer auf eine Matratze, um da ebenfalls ein wenig auszuruhen, ehe er seine Suche nach dem verlorenen Thier fortsetzte.

So mochte etwa eine halbe Stunde vergangen sein, als die beiden Reiter, die vorhin vorübergesprengt waren, in einem langen Trab wieder zurückkehrten, und eben vorbei wollten, als der Eine von ihnen das junge Mädchen dicht an der Straße bei ihrer Arbeit bemerkte und rasch seinen Kappen einzügelte.

„Hallo, Bill, hier können wir ein Glas Milch und viel leicht sonst noch was bekommen — sieh das dralle Ding von einem Mädchen da — das ist ein dultch Mädel — komm, steig ab.“

„Ach Unsinn, Tom,“ sagte der Andere, „ich habe mit den groben deutschen Bengeln nicht gern etwas zu thun.“

„Ach, die sind jetzt Alle bei der Arbeit,“ lachte der Erste wieder, „als ob sie die alte Negerglocke gerufen hätte, komm, wir haben einen Spaß und einen guten Trunk.“

„Ich mag weder das Eine noch das Andere,“ sagte Bill, „bist Du durstig, so laß Dir Milch geben, mach' aber rasch, ich warte hier so lange auf Dich.“

Der junge Mann war im Nu von seinem Pferde, warf den Zügel über einen durch das Gatter herausdrängenden Drangenzweig, und stieß im nächsten Moment auch schon die schmale Thür auf, die in die Umzäunung führte.

„Mein liebes Mädchen,“ sagte er hier, als ihn Gretchen weit mehr erstaunt als bestürzt ansah, „dürfte ich Dich um einen Trunk Milch bitten? Ich bin durstig geworden, Schatz, und Du hast hier Ueberfluß.“

„Einen Schluck Milch können Sie schon bekommen,“ sagte das Mädchen kurz, „wenn Sie weiter nichts wollen. Aber ich hab' keinen Becher hier; müssen aus der Kanne trinken.“

„Wenn's nicht anders geht,“ lachte der junge Mann, indem er auf sie zutrat und den Arm dabei um ihre Hüfte legte.

„Hand weg!“ rief aber das derbe Mädel, indem sie ihm ohne Weiteres den Arm zur Seite warf, „damit ist's nir hier, und wenn Ihr faul Spiel treiben wollt, dann macht, daß Ihr wieder hinauskommt.“

„Aber, bester Schatz!“ lachte Tom, „die Milch allein schmeckt nicht und einen Kuß mußt Du mir schon in den Kuß geben. Thu nur nicht so, als ob das der erste wäre.“

Gretchen hielt in einer Hand den schweren Melkkübel und die andere linke hatte Tom gefaßt und suchte sie so zu zwingen, aber er schien da doch an die Unrechte gekommen zu sein. Der Melkkübel fiel auf die Erde, die Hand flog herum und traf den unverschämten Vurschen mit einer so uner-

warteten Wucht hinter das Ohr, daß er vor dem Schlag ordentlich zurücktaumelte.

„Alle Teufel!“ rief er, während Bill draußen sich vor Lachen ausschütten wollte, „das war derb, Schatz, und dafür sollst Du büßen,“ und halb lachend, halb erzürnt sprang er gegen sie an.

„Hans! Hans!“ schrie das Mädchen, den Bruder zu Hülfe rufend, und wie aus dem Boden gewachsen stand er neben ihr.

Hans war gerade aufgestanden und langsam vor das Haus getreten — sein Pferd mußte jetzt gefressen haben, und es war Zeit geworden, seinen Ritt wieder zu beginnen, da hörte er das laute Sprechen hinter der Hecke, durch die er keinen Blick gewinnen konnte, und schritt näher, um zu sehen, was es da gäbe. Da tönte Gretchen's Hülseruf herüber, und mit einem Sah fast war er an ihrer Seite. Aber es beehrte auch keiner weitem Erklärung. In demselben Moment schon hatte er den frechen Burschen beim Kragen und schleuderte die ausgemergelte, saftlose Gestalt mit einer solchen Gewalt gegen die nächste Umzäunung, daß er in die Kniee knickte und sich nur mühsam wieder emporraffte.

„Verdammter Dutchman!“ schrie der Mißhandelte, indem die zitternde Hand unter die Weste fuhr und dort einen Revolver vorriß — Hans war aber schon auf ihm, und ehe nur die Waffe ordentlich zu Tage kam, hatte er sie ihm aus der Hand gerissen und gegen seinen Kopf gerichtet.

„Um Gottes willen, Hans, vergieße kein Blut!“ schrie Gretchen entsetzt auf.

„Rein, Grethel,“ sagte der junge Mann, „nur den Stachel hab' ich ihm ausgerissen, und nun macht, daß Ihr fortkommt, Lumpenvoll, und laßt Ihr Euch noch einmal auf dem Platz hier blicken, so dreh' ich Euch, Gott verdamme Euch, die Hälse um.“

Bill führte vielleicht keine Waffe bei sich, oder war zu sehr eingeschüchtert sie zu ziehen. „Komm, Tom!“ rief er dem Freund zu, „wir wollen doch einmal sehen, ob der Herr hier amerikanische Väter mißhandeln darf.“

„Bürger!“ rief Hans verächtlich, „seige erbärmliche Rebellen seid Ihr, und nun hinaus mit Euch da, oder bei Gott, ich trete Euch auf die Straße.“

Tom merkte, daß er sich hier in gefährlicher Nachbarschaft befand, und war mit einem Satz im Freien.

„Meinen Revolver gebt mir zurück!“ rief er, bleich vor Wuth.

„Daß ich ein Narr wäre,“ lachte Hans, „von dem Gericht fordert ihn zurück, dort werd' ich ihn abgeben, und nun fort.“

Tom hatte rasch sein Pferd losgehangen und war in den Sattel gesprungen. Es schien fast, als ob er sich noch gegen den Deutschen wenden wolle, aber Bill ergriff seinen Zügel, und dem eigenen Thier die Sporen einsetzend, sprengte er mit dem Freunde die Straße hinab.

„Das fehlte auch noch!“ sagte Hans ingrimmig hinter ihnen her, „daß wir auf dem eigenen Hof von der Bande angefallen werden, und das wollen Amerikaner sein!“

„Geh jetzt nicht fort, Hans,“ bat Gretchen, „ich ängstige mich. Wenn die bösen Menschen jetzt zurückkommen und wir Frauenleute sind ganz allein im Hause.“

„Vor denen bist Du sicher, Grethel,“ lachte aber der junge Mann, „die kommen wahrhaftig nicht zurück und werden froh sein, daß sie fort sind.“

„Und wenn sie Dir in der Stadt wieder begegnen?“

„Und glaubst Du, daß ich mich dort vor ihnen fürchten soll, wenn ich es hier nicht gethan habe? Nein, jetzt erst recht, denn ich muß die Anzeige machen, auch wegen des Pferdes. Sehen wollen wir ebenfalls, ob uns die Gerichte nicht schützen können, wie es mir beinaß vorkommt, und dann wissen wir, was wir nachher selber zu thun haben. Das Gesetz ist auf unserer Seite, und mit dem müßigen Gesindel wollen wir schon fertig werden.“

„Nimm Dich in Acht, Hans,“ bat die Schwester, „ein Menschenleben ist ihnen nichts, und uns Deutsche hassen sie noch schlimmer als die Nankees.“

„Das schadet nichts,“ lachte der junge Bursch, „wenn sie nur Respect vor uns haben, und den wollen wir ihnen schon

beibringen — mach' Dir da keine Sorgen, Grethel. Hast Du aber Angst, so thu Deine Arbeit hier und geh nachher zum Vater hinaus ins Feld, und sag dem was vorgefallen ist. Ich muß jetzt fort, oder es wird mir zu spät.“

Und dabei ging er zurück in den Hof, legte seinem Thier wieder den Sattel auf und trabte dann unbekümmert nach Savannah hinein. Nur den erbeuteten Revolver hatte er sich in den Gürtel geschoben.

Savannah selber befand sich heute in einiger Aufregung, und zwar eines Urtheilspruches wegen, der allerdings vollkommen gerecht, gewisse Kreise doch in furchtbare Gährung gebracht hatte. Der Thatbestand war einfach folgender.

Einzelne der Neger, besonders Negerinnen, die etwas Geld verdienen wollten, hatten sich wieder bei weißen Herrschaften vermietet, waren sich dessen aber wohl bewußt, daß sie nicht mehr als Sklaven angesehen und mißhandelt werden durften. Nichtsdestoweniger hatte eine der südlichen Damen eine also gemietete Negerin, die, ihrer Aussage nach, unverschämt gegen sie gewesen, durch ihren Gatten binden und durch ihren eigenen Sohn peitschen lassen, was der fünfzehnjährige Knabe auch mit solcher Energie ausführte, daß er das arme Mädchen blutig schlug. Ein anderes Mulattenmädchen war Zeugin gewesen. Die Geschlagene klagte, die Mulattin wurde den jetzigen Gesetzen nach als Zeugin zugelassen, und Vater und Sohn zu vierzehntägigem Gefängniß, die Dame aber zu zweihundert Dollar Schmerzensgeld verurtheilt.

Das war, wie die empörte Aristokratie behauptete, für sie ein offener Schlag in das Gesicht gewesen und man wollte sich der Abführung der Verurtheilten gewaltsam widersetzen, Militair schritt aber so energisch ein, daß sich ein Widerstand bald so nutzlos wie gefährlich zeigte, und Mr. Cole, einer der angesehensten und reichsten Leute in Savannah, wurde, nachdem die Gerichte jede Bürgschaft für ihn verweigert, mit sei-

nem Sohne wirklich eingezogen, um seine Strafe zu verbüßen. Uebrigens gebrauchten die Gerichte dabei jede Vorsicht, Patrouillen durchzogen bis gegen Morgen die Straßen, und es war ein öffentliches Geheimniß, daß sie scharf geladen und strengen Befehl hatten, bei dem geringsten Angriff von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Ein solcher erfolgte aber nicht. Wo auch immer die Regierung vollen Ernst zeigte, wichen die früheren Rebellen feig und scheu zurück — aber jede Schwäche suchten sie zu benutzen und wurden darin nicht müde, so daß das arme Land gar nicht zu Ruhe kam und die volle Ordnung selbst bis zu diesem Augenblick (1872) noch nicht wieder hergestellt werden konnte. Man glaubte durch Güte ebenfalls zum Ziel zu kommen und machte die Sache dadurch nur noch immer schlimmer.

Die guten Bürger freuten sich über diesen, wenn auch seltenen Act der Gerechtigkeit. Das junge Volk aber — und Hunderte von solchen, in einem wahren Schlaraffenleben erzogenen, Pflanzersöhnen gab es in der Stadt — wüthete über die ihren Standesgenossen angethane Schmach, und in einem ihrer geheimen Versammlungslocale, wo sonst nur die streng verbotenen Hazardspiele getrieben wurden, kamen sie zusammen, um ein gemeinsames Handeln zu bereben — aber was konnten sie thun. Es lag genügend Militair in der Stadt, um jeden offenen Ausbruch in der Geburt zu ersticken; unorganisirt dabei, wie sie sich wußten, ohne wirksame Waffen, nur mit Revolvern und vielleicht Messern versehen, was wollten sie da gegen die unter tüchtigem Befehl stehenden Truppen ausrichten! — Nur das schien ihnen nöthig, daß sie ihre geheime Verbindung des Ku Klux Clans, bei diesen „Uebergreifen“ der Nankers, mehr und mehr festigten — die Aussichten eines Krieges mit Frankreich wurden immer versprechender, und dann stand der ganze Süden wie mit Einem Schlag auf den Füßen und ließ die bis jetzt in den Staub getretene Flagge der Secession wieder hoch auswehen.

Der Ku Klux Clan war in der That zur Wahrheit geworden, und warnende Verichte gingen von verschiedenen Seiten des Südens zur Genüge nach Washington, um die

Central-Regierung auf dem immer mehr Boden gewinnenden Unfug aufmerksam zu machen — aber es geschah trotzdem nichts, und das erste kleine Geschwür im Staate fing schon an sich mehr und mehr auszubreiten.

Der ziemlich geräumige Saal eines der ältesten Gebäude in Savannah, das in der That noch aus der spanischen Zeit stammte, und wo die junge Aristokratie gewöhnlich ihre geheimen Zusammenkünfte hielt, war heute außergewöhnlich stark besetzt. Zufällig hatte es sich aber auch getroffen, daß zwei Delegationen, die eine von Charleston, die andere von Mobile, gerade an diesem Tag hier anlangten, und mit den gemeinschaftlichen Interessen und den heute unter ihren Augen geschehenen Thatsachen wurde die Sitzung bald eine lebendige.

Die Versammelten bestanden, mit sehr wenig Ausnahmen, nur allein aus ganz jungen Leuten — was sich schon daraus schließen ließ, daß der kaum fünfundzwanzig Jahr alte George Urquard zum Präsidenten erwählt war, und Anträge flogen durcheinander, daß man kaum sein eigen Wort verstehen konnte. Die jungen Leute waren auch so furchtbar erregt, daß es nur eines Funkens bedurft hätte, um das Pulverfaß in die Luft zu sprengen. George Urquard kannte aber die Verhältnisse hier in Savannah zu genau, und so vorsicht und frech er sonst war, heute suchte er in der That mehr zu beruhigen als aufzureizen.

In einer kurzen Ansprache, die er hielt, erklärte er der Versammlung, daß es für den Augenblick unmöglich sei, offene Feindseligkeiten zu beginnen, aber desto wirksamer könnten sie die Sache in aller Stille betreiben, und deshalb müsse damit begonnen werden, die Einzelnen der Gegenpartei, die sich ihnen besonders feindselig gezeigt, in den verschiedenen Städten auch mit Einem Schläge zu vernichten. Der Bundesbrüder waren sie sicher; es durfte keiner gegen den andern zeugen, vorbereitet schien Alles; es bedurfte nur eines Telegramms mit vorausbestimmten Worten nach den betreffenden Plätzen, um Alle gemeinsam handeln zu machen, und ein solcher Schlag würde die Gegner mehr und wirksamer einschüchtern und ihnen besser zeigen, was sie zu erwarten hätten.

ten, als alle nutzlosen Demonstrationen, die sie hier im Augenblick vornehmen könnten.

Blossom, der nämliche junge Mann, der damals im freed man's Bureau so schnell seines Dienstes entlassen wurde, verlangte jetzt das Wort und stellte in toller Wuth den Antrag, daß der morgende Tag zur Ausführung ihrer Pläne bestimmt und Savannah dann an sechs oder acht Enden zugleich angezündet würde, um in der Verwirrung ihre Opfer leichter zu treffen.

Tom Riley^x — derselbe, der heute auf Scholler's Farm^x mißhandelt worden — verlangte dagegen, daß in der heutigen Nacht alle Deutschen ausgerottet und die Ueberlebenden sith vogelfrei erklärt würden. Ein Anderer wollte nur das Rathshaus und das Gefängniß angesteckt haben, kurz unreife und wahnsinnige Anschläge gab es zur Genüge, denn das junge Volk hatte außerdem auch noch gerade genug Spirituosen im Kopf, um sie in dieser Stimmung vor nichts zurückschrecken zu machen. Der Ruchternen waren aber trotzdem mehr, und diese überlegten auch etwa die Folgen, die ein solcher Ausbruch haben konnte. Darin stimmten aber Alle überein, daß ein paar Exempel statuirt werden müßten, um den frech werdenden Feinden ihren Standpunkt klar zu machen. Man mußte ihnen zeigen, was alle Nordischen hier zu erwarten hätten, wenn sie sich nicht den Interessen des Südens beugen wollten; und waren sie erst einmal eingeschüchtert, dann ließen sich auch weiter führende Pläne bereben, jetzt aber sei das noch zu früh.

Der Vorschlag wurde jetzt gemacht, in dieser Nacht wenigstens die Gefangenen zu befreien, aber abgelehnt, denn die Sache schien zu gefährlich. Heute gerade hatte man sicher das ganze Militair, das aus lauter nordischen Truppen bestand, bei der Hand.

Tom Riley verlangte jetzt, daß die Gesellschaft beschließe, jene Deutschen zu vertreiben, die ihn heute gemißhandelt hatten; aber auch das wurde durch die Majorität, obgleich der Antrag viel Unterstützung fand, abgelehnt. Es schien nicht zeitgemäß, sich ohne genügende Vorbereitung in einen offenen Conflict mit den Behörden einzulassen. Die Namen der

Leute sollten aber notirt und bei der nächsten Gelegenheit gewiß nicht vergessen werden.

Die Versammlung schloß damit, denn dem Präsidenten war eine Mahnung zugekommen, daß das Militair Kunde und den Befehl bekommen habe, den Saal zu besetzen. Ein besonderes Zeichen, das aber Alle kannten, erschallte, und im Nu zerstreuten sich die jungen Leute, theils in dem Gebäude selber, in dem sich unten eine Restauration und oben vorn:heraus ein Billard befand, theils durch zwei verschiedene Hinterthüren, die sie in zwei abgesonderte und wenig begangene Straßen führten.

Unter den Letzteren befand sich Tom Riley mit seinen Freunden, die er schon oben im Saal zusammengeführt und mit ihnen einen Platz verabredet hatte, wo sie sich später treffen wollten. Schäumend fast vor Wuth, daß man ihn oben mit seinem Antrag abgewiesen, erwartete er an der bestimmten Stelle die Gefährten. Aber alle seine Genossen waren gereizt, weil der Clan nichts Bestimmtes beschlossen hatte; das hieß ewig nur „organisiren und bereit sein“, weiter nichts. Unter ihnen hatte Ulguard immer das große Wort, aber wenn er sich an die Spitze der Bewegung stellen sollte, fehlte ihm der Muth und er zog sich feige zurück.

„Verdamm' mich,“ rief Tom Riley, „mich sollten sie zum Präsidenten gewählt haben, und heute noch hätte ich die ganze Stadt in Waffen gegen das verhaßte Joch, aber da ist kein Mark und Saft mehr in dem ganzen Clan. Ja, mit dem Maul sind sie muthig, und wenn das so fort geht, daß mehr und mehr nordische Ansiedler hier herunterkommen und das Land überschwemmen, so ziehen wir mit unserem eigenen Herzblut auch die Feinde selber groß.“

„Aber was können wir thun, Tom?“ rief ein Anderer, „ohne die Hülfe der Uebrigen haben wir auch keine Macht.“

„Und haben sie nicht, ebenso wie wir, den Eid geschworen, die gute Sache zu unterstützen? Dürfen sie uns im Stich lassen?“

„Nein, das nicht, aber —“

„Gut, dann ist es an uns, zu handeln,“ rief Tom Riley erregt. „Wollt Ihr mich unterstützen, den ersten Schlag zu

führen? Einmal die Sache im Gang und wir stellen das ganze County auf den Kopf.“

„Aber wie?“

„Wir satteln jetzt unsere Pferde und stecken Browley's Plantage, wo die deutschen Schufte wohnen, an. Es ist dunkle Nacht — wer soll beweisen, wessen Hand es gethan hat?“

„Dann giebt es einen Kampf.“

„Fürchtest Du Dich?“ rief Tom höhnisch. „Der erste Schuß, der aus dem Haus fällt, und die ganze Bande ist in unserer Hand, und glaubt Ihr nicht, daß den fremden Schufsten dann der Boden von Georgia zu heiß werden wird?“

„Das ist recht, Tom,“ riefen Andere, von den vielen gegossenen Getränken heute zu irgend einem tollen Streich aufgelegt. „Lass' sie ihre verdammten Soldaten hier in der Stadt herummarschiren, ich bin dabei. In einer Stunde können wir draußen sein, und Gott verdamme den Dutchman, der Hand an einen Amerikaner legt.“

„Nicht so laut,“ warnte aber Tom, „wir haben Gesindel genug hier, das uns mit Vergnügen verrathen würde. Vorsicht ist immer gut. Wer ist bereit, mitzugehen?“

„Es ist immer eine verwünschte Geschichte,“ sagte ein Rüchtern unter der Schaar, „und kann uns in des Teufels Küche bringen.“

„So bleib Du,“ höhnte ihn Tom. „Leute, denen es an Muth fehlt, können wir nicht brauchen.“

„Muth?“ lautete die trohige Antwort, „so viel Muth wie Ihr habe ich auch, also wann geht's fort?“

„In einer halben Stunde sammeln wir uns draußen auf der Straße. Zum Teufel auch, wir sind hier einige dreißig Mann und sollten uns da vor drei oder vier Dutchmen fürchten.“

„Nur kein Blut vergossen, Boys!“ warnte eine Stimme, „wenn es nicht unumgänglich nöthig ist.“

„Und wem fällt es ein, Blut zu vergießen,“ rief Tom trohig; „nur die Bude wollen wir ihnen über dem Kopf anzünden, denn welch ein Recht haben sie, in einem Herren-

hause zu wohnen, wo sie in die Negerhütten gehören. Verdammtes übermüthiges Volk, das da glaubt, es könne uns beerben. Darum erst einmal einen Dämpfer aufgesetzt, und sie werden zulezt so zahm, daß sie uns aus der Hand fressen. Aber nun fort, Jungens, die Zeit vergeht, und je eher wir wieder zurück sind, desto besser."

Unruhiges Leben.

Draußen auf der „Farm“, wie es die Deutschen, an den im Norden gebräuchlichen Namen gewöhnt, noch immer nannten, war indeß die Tagesarbeit beendet worden. Gretchen hatte allerdings dem Vater erzählt, wie sie der freche Mensch heut überfallen, aber auch wie ihn der Hans, der gerade noch zum Glück dagewesen, dafür ausgezahlt habe, und Scholler lachte. Das war ihm recht geschehen, und Hans gerade der Richtige gewesen, ihn dabei zu erwischen. Wo der hingriff, wuchs kein Gras mehr, und dem Gesellen sollte die Lust wohl vergangen sein, zum zweiten Mal wiederzukommen.

Hans war übrigens noch nicht zurück, und das auch leicht erklärlich, denn wenn er zuerst die Anzeige gemacht, und nachher auch noch nach dem Gaul gesucht hatte, so mußten ihm die paar Stunden wohl rasch vergehen. Jetzt aber konnte er da drinnen doch nichts mehr ausrichten, und würde nun auch wohl bald wiederkommen.

Die Mutter war heut Abend recht still, und recht war es ihr auch nicht gewesen, daß sich Hans an dem jungen Menschen vergrißen hatte. „Es ist böses, rachsüchtiges Volk,“ sagte sie, „und je weniger man mit denen zu thun hat, desto besser. Wenn sie nur dem Jungen nicht drin in der Stadt wieder begegnet sind, denn der läßt sich auch nicht viel sagen.“

„Und Gott sei Dank, daß er so ist,“ nickte der alte Scholler, vergnügt vor sich hin lächelnd, mit dem Kopfe, „möcht' ihn nicht anders haben, Rutter — und Du auch nicht,“ setzte er nach einer Weile hinzu, „Du sicher nicht.“

„Aber ist es nicht besser, in Frieden zu leben, als im Streit?“

„Gewiß, wenn der Nachbar ebenso denkt; thut der das aber nicht, ei, so muß er eben eins auf die Nütze haben, Rutter, damit er weiß, mit wem er angebunden hat. Uns kann wahrhaftig Keiner vormwerfen, daß wir Streit suchen, wenn er uns aber ins Haus getragen wird, nun dann müssen wir eben sehen, wie wir ihn ausfechten.“

Den Abend über, oder vielmehr an dem Nachmittag, hatte ein ziemlich scharfer Nordwest geweht, der aber nach Sonnenuntergang völlig einschlief. Der geringe Wind, der sich überhaupt noch spüren ließ, kam jetzt von Süden, ein sicheres Zeichen, daß der morgende Tag Regen bringen würde.

„Merkwürdig schwül ist's heut Abend geworden,“ sagte der Vater endlich, indem er seinen Rock auszog und über den nächsten leeren Stuhl warf, „und Ihr habt auch alle Fenster zu.“

„Vorhin ging der Wind so heftig, Vater, und von den eisernen Fensterhaltern sind eine ganze Menge zerbrochen, so daß die Flügel immer herüber und hinüber schlugen, geht aber da draußen eins entzwei, dann würde es Mühe halten, um hierheraus einen Glaser zu bekommen, und deshalb habe ich sie lieber zugemacht.“

„Darfst sie jetzt aber wieder aufmachen, Gretchen,“ sagte der alte Mann, „ich glaube das Gewitter ist vorübergezogen.“

Gretchen trat zum Fenster, öffnete dasselbe und sah hinaus.

„Wie merkwürdig der Himmel heut Abend aussieht,“ sagte sie, indem sie nach den ziehenden Wolken hinaussah. „Hier unten ist's todtensstill, und da oben fliegen die Wolken wie in einem Sturm; komm nur einmal her, Vater, so was ist mir noch gar nich' vorgekommen.“

„Oh,“ meinte Scholler, „das ist Ober- und Unterlust. Weißt nicht mehr, wie wir noch auf dem Schiffe waren, wo wir manchmal vor dem Wind, und wie geschwind segelten, und die Wolken über uns nach einer ganz andern Richtung hinzogen? Das geschieht oft.“

„Jetzt war mir's gerad,“ sagte Gretchen, die eine Weile still hinausgehört hatte, „als ob ich auf der Straße eine ganze Menge Pferde gehört hätte, so klapperte und dröhnte es, und nun ist auf einmal Alles wieder still und ruhig. Wo nur der Hans bleibt; es ist schon spät geworden und er kommt immer noch nicht. Wenn er nur dem schlechten Volk nicht in der Stadt begegnet ist!“

„Sorg' Du Dich nicht um den Hans, Kind,“ lachte der alte Mann, „der kommt durch, und wenn sie mit dem anfangen, gerathen sie an den Falschen.“

„Aber wenn's ihrer nun so Viele sind, Vater, mit Zwei oder Dreien nimmt er's schon auf! — Huh! der Bliß!“ rief sie erschreckt aus, als sie vom Fenster zurücksuhr, „Jesus, und da kommt auch schon der Donner hinterdrein.“

Es war ein greller Bliß gewesen, dem wenige Secunden später ein Donner folgte, als ob vier, fünf schwere Geschütze rasch hintereinander abgefeuert würden.

„Alle Wetter! da kommt's doch!“ sagte Scholler, indem er von seinem Stuhl aufstand und mit aus Fenster trat, „seht nach dem Haus, Jüngens, ob Alles zu ist, denn da hinten braust's schon durch die Wipfel und wir werden's wieder tüchtig bekommen.“

Wieder zuckte ein Bliß am Himmel herunter, der für einen Moment Tageshelle umhergoß, dann aber die Nacht auch dafür nur so viel dunkler erscheinen ließ. Der alte Mann schloß wie geblendet die Augen.

„Sonderbar,“ sagte er dabei, „wie Einem das so wunderbarlich vor den Augen flimmert. Jetzt hätte ich darauf geschworen, daß ich dort über der Fenz drüben eine Menge dunkle Gestalten auf der Wiese gesehen hätte, die wild durcheinander fuhren.“ Er schwieg, denn ein so furchtbarer Donner rollte plötzlich, scheinbar unmittelbar über dem Haus hinweg, daß man doch keine Silbe mehr verstanden hätte, der

Zwischenraum nach dem Bliß war aber doch schon etwas länger als vorher gewesen, und es schien demnach, als ob das Gewitter vorüber wäre, aber kein Tropfen Regen fiel noch, nur der Sturm hatte sich aufgemacht und sauste draußen durch die Wipfel, während der alte Mann aber doch, den Bliß fest nach außen, am Fenster stehen blieb, um den nächsten Bliß abzuwarten, der auch nicht lange säumte. Draußen auf der Wiese, ober dem kleinen offenen Platz, der über der Fenz drüben lag, war aber nichts mehr zu erkennen, und da jetzt ein neuer und verschärfter Windstoß kam, der ihm den Fensterflügel fast aus der Hand riß und das Licht in der Stube verlöschte, schloß er das Fenster rasch.

„Das ist ja ein heillofes Wetter,“ sagte er dabei, „und daß kein Tropfen Regen fällt, macht es nur noch unheimlicher. Ich wollte auch, der Hans wäre zu Hause — der vorletzte Bliß muß da drüben, gerade nach der Stadt zu, eingeschlagen haben.“

Die jungen Leute hatten in den verschiedenen Stuben nachgesehen, ob alle Fenster dicht wären, und Margareth inbessen die ausgelöschte Lampe angezündet. Wieder zuckte ein Bliß, aber der Schlag kam rascher dahinter her, als vorher; das Gewitter war allem Anschein nach zu einem Stand gekommen, und der Sturm griff unter die Veranda und schüttelte das ganze Haus.

„Sieh einmal, Vater, wie hell es da draußen wird,“ sagte die Margareth plötzlich, „wenn nur der Bliß nicht irgendwo eingeschlagen hat.“

„Hier bei uns nicht, Kind,“ sagte der Vater kopfschüttelnd, „in eine der Hütten da drüben, das könnte sein.“

„Aber sieh nur! da gleich in dem kleinen Schuppen, wo das Futter liegt, blüht ein heller Schein — hier — dicht am Haus.“

Der Vater warf nur einen Blick hinaus, sprang aber auch schon im nächsten Augenblick nach der Thür.

„Berthold — hier — rasch — Marie, komm schnell mit Grethe, Du auch, da drüben ist Feuer ausgebrochen. Nehmt die Wassereimer mit, rasch!“

Donnernde Hufe klapperten auf der Straße, aber die

Leute achteten nicht darauf, in wilder Hast stürmten sie die Treppe hinab und ins Freie; aber schon schlug ihnen, wie sie nur vor das Haus traten, die helle Flamme entgegen, und der kleine, kaum zehn Schritt vom Haus entfernte Schuppen, der ganz voll Heu lag, brannte so lichterloh, daß selbst in den wenigen Minuten die Gluth hoch emporzüngelte.

Draußen von der Straße gellte ein wilder Schrei herüber, aber wie hatten sie Zeit, jetzt darauf zu achten, wo Alles, was sie ihr eigen nannten, auf dem Spiel stand. Die Männer sprangen nach den Eimern, um zu löschen, aber der Bach war wenigstens hundert Schritt vom Haus entfernt und nur die Cisterne gefüllt, die neben dem Gebäude stand, doch aus dem Hahn lief es ja zu langsam, und um oben hinein zu langen, dazu war sie zu hoch und nicht voll genug.

Hier und da wirbelte die Lohe empor, noch etwas seitwärts ab, aber jetzt sagte sie der fortwährend kreisende Wind und warf sie voll gegen das Haus.

„Werft die Betten aus den Fenstern!“ schrie der Vater den Mädchen zu. Rasch, Kinder, wenn der hölzerne Kasten Feuer fängt, so ist an Rettung nicht zu denken. Das haben die nichtswürdigen Halunken aus der Stadt gethan, die ich beim Leuchten des Blitzes gesehen. Fort mit Euch, das hilft nichts — das Feuer ist nicht mehr zu löschen, und ohne Spritze können wir auch das Haus nicht schützen.“

Wieder erhellte ein furchtbarer Blitz den ganzen Plan, und fast unmittelbar darauf schmetterte ein Donner Schlag nieder, wie wenn dicht über den Gebäuden eine ganze Batterie abgefeuert würde, gerade aber als ob der Schlag die zähen Wollenmassen zerrissen hätte, so schüttete auch in demselben Momente fast ein wolkenbruchartiger Regen auf das Land nieder; die Windesbraut sauste vorüber, oder hatte sie die hindurchbrechende Wassermasse erstickt und gehemmt; die aufschlagende Flamme, die indessen schon die dünnen, das Dach des Schuppens bildenden Bretter zerstört, legte noch eine Zeitlang gegen die stürzende Fluth an, aber die Nahrung wurde ihr bald entzogen — zweidreimal nahm sie noch einen frischen Anfaß und loberte hoch empor, doch das eingeströmte Wasser ergoß sich in jede ihm gebotene Blöße, und

die Gefahr, daß das eigentliche Bohnhaus Feuer fangen könne, war vorüber — das Unglück blieb eben auf den sonst doch werthlosen Schuppen beschränkt.

Noch stand der alte Scholler mit seinen beiden jüngsten Söhnen draußen im triefenden Regen, um einzugreifen, wenn es noch vielleicht noth thun sollte, als draußen ein Ruf erschallte.

„Vater! komme einmal Einer von Euch heraus.“

„Das ist Hans!“ schrie Berthold herumfahrend, „beinahe war' er zu spät gekommen.“

„Hallo, Berthold — hier hilf mir einmal!“

Der Bruder fuhr hinaus auf die Straße, als er Hans erkannte, der irgend einen dunklen Körper hinter sich herschleifte, damit aber seine Mühe zu haben schien.

„Hans, was hast Du denn da?“

„Fass' einmal mit an. Einen der Mordbrenner, aber auf künstliche Weise gefangen. Ist das Feuer gelöscht?“

„Der Regen hat uns gerettet.“

„Desto besser, hier fass' da an, gieb ihm eins auf den Kopf, wenn er sich nur rührt.“

Berthold sah, daß Hans irgend ein menschliches Wesen durch den Schmutz der Straße schleifte, konnte aber natürlich nicht erkennen, wer es sei, und kümmerte sich noch viel weniger darum. Mit seiner verben Faust griff er ihn hinten am Kragen und bald hatten sie ihn in den Hof hineingeschleppt, wo ihnen schon der Vater entgegenkam.

„Hans, bist Du das?“

„Ja gewiß, Vater.“

„Und wen bringst Du da?“

„Eine von den Canaillen, die uns das Haus über dem Kopf anstecken wollten.“

„Aber wie kommst Du zu dem? — Ist'er todt?“

Hans lachte; der Regen stüthete noch in Strömen nieder, aber wer von den Männern kümmerte sich in dem Augenblick darum.

„Nein,“ sagte Hans, „nur mein Halstuch hab' ich ihm zwischen die Zähne gestopft, daß er mir durch sein Schreien nicht die Uebrigen wieder herbeirief. Waren's doch nahe

an die zwanzig Pferde, die sie da draußen angebunden hatten."

"Und wie hast Du den herausgefischt?"

"Denk' Euch nur," rief der junge Bursch, „in Savannah hatte ich mich länger, als ich dachte, aufgehalten; ich konnte den Braunen nirgends finden, und wie ich dann endlich wohl einsah, daß ich heute doch nichts mehr ausrichten könne, und die Anzeige gemacht hatte, trat ich den Heimweg an. Der Himmel sah mir aber verdächtig aus — im Osten zuckten schon die matten Blize und ich ließ den Rappen denn auch wacker austraben. Wie ich aber an die Stelle gleich dort drüben komme, wo die drei großen Pefanbäume etwas vom Wege abstehen, höre ich plötzlich ein Pferd wiehern. Hallo, denk' ich, hat sich der Braune am Ende von selber da wieder eingefunden und ist gar nicht gestohlen? Im Nu lenk' ich auch mein Thier herum und in den Schatten der Bäume hinein, fand mich aber da plötzlich in einer ganzen Gesellschaft von Pferden, die alle gesattelt und gezäumt nur angehangen standen. Im ersten Augenblick wußte ich auch wahrhaftig gar nicht, was ich davon denken sollte — wie kamen die Pferde hierher und wo waren die Reiter? Hallo! rief ich, um von irgendwo eine Antwort zu bekommen, aber keine Seele ließ sich hören, und jetzt, mit der Erinnerung an das, was heute hier geschehen, fürchtete ich faulen Kram. Wie ich auf den Gedanken kam, weiß ich selber nicht, aber am Sattelpflock hatte ich die Hobbels*) von meinem Rappen, und im Nu glitt ich herunter und hoppelte das mir nächste Thier. War etwas los und eilten die Canaillen fort, dann wußte ich jetzt, daß eins nicht von der Stelle konnte. Kaum war ich übrigens damit fertig und eben wieder aufgestiegen, so sah ich schon den Feuerschein von unserem Haus her und

*) Hobbels ist der kurze Riemen oder Strid, mit welchem den Pferden im amerikanischen Wald die beiden Vorderfüße dicht über den Knieen so zusammengebunden werden, daß sie keine großen Schritte mehr machen, und deshalb nur sehr langsam von der Stelle rücken können. Sind sie dann draußen auf der Weide, so entfernen sie sich nie weit von der Stelle und können, wenn man sie brauchen will, leicht wieder aufgefunden werden.

es packte mich die Angst. Ich gab dem Rappen die Sporen und flog nach hier zu — da schwärmte es plötzlich von dunklen Gestalten. Rechts und links an mir vorbei glitten sie, alle den Belanbäumen zu — ein paar von ihnen wollte ich in den Weg sprengen, aber im Dunklen wichen sie mir aus — blitzeschnell verschwanden sie unter den Bäumen und wenige Minuten später donnerten schon die Hufe der flüchtigen Thiere durch die Nacht — aber wie ich nur mein Pferd wandte und zurücktritt, sah ich schon auf der helleren Straße die Capriolen des gehobbelten Pferdes. Der Reiter hatte es natürlich nur losgebunden und sich in den Sattel geworfen, und ihm dann wahrscheinlich die Hacken eingesezt, aber — es ging eben nicht — es konnte nicht fort. Es machte einen Satz, blieb dann stehen, schlug hinten aus und war nicht von der Stelle zu bringen. Seine Kameraden hatten sich natürlich nicht um ihn gekümmert; das böse Gewissen trieb sie und das Klappern ihrer Hufe mochte auch den Ruf übertönen, den er ihnen nachsandte. Wie ein Wetter aber war ich an seiner Seite — wohin ich ihn getroffen, weiß ich nicht, aber wie ein Sack fiel er aus dem Sattel und brüllte nur noch im Fallen laut auf — aber ich war schon über ihm. Mein alter Rappe steht, wenn ich abgesprungen bin, wie eine Mauer, und wie jezt plötzlich der Fuß einschrte, daß es nur so vom Himmel herunterschüttete, da wußte ich auch, daß ich jezt hier nicht mehr nöthig war, band dem Lump nur die Hände auf den Rücken und schleppte ihn hierher.“

Der Sturm war indeß vorübergebraust; der Regen goß allerdings noch in Strömen, aber die Luft war wieder ganz still geworden, und da sich die Deutschen mit ihrem Gefangenen jezt unter die Veranda des Hauses zurückgezogen hatten, standen sie auch im Trocknen. Margareth war aber hineingesprungen, um die Lampe herauszuholen; sie wollten wenigstens sehen, wen sie hier hatten — der alte Scholler zog ihn aber kaum den Knebel aus dem Mund, denn jezt mochte er schreien so viel er wollte, als das Mädchen auch schon ausrief:

„Das ist derselbe Kerl, Hans, den Du heute auf die Straße geworfen, ich kenne ihn.“

„Wahrhaftig, ich glaub's selber,“ rief jetzt auch Hans, „das ist aber Glück, daß ich den gerad' erwischt habe — oh Du gottverdamnte Ganaille!“

„Laßt mich los!“ schrie der Gefangene, sobald er nur wieder Luft und seinen Mund frei bekam. „Wie könnt Ihr mich hier auf der Straße überfallen! Seid Ihr Räuber und Mörder? Ich habe kein Geld bei mir.“

„Das glaub' ich Dir,“ lachte Hans aber vergnügt auf. „Ihr seid alle Hungerleider, Ihr faules, nichtsbrauchendes Pack. Aber weshalb wir Dich hier halten, weißt Du gut genug, mein Bursch, und wenn Du's noch nicht weißt, soll's Dir morgen in der Stadt klar werden.“

„Laßt mich los!“ rief der Gefangene und riß an seinen Banden, um sich selber frei zu machen, aber die Stricke hielten, und vor Wuth schäumend, mit erschöpften Kräften mußte er endlich in seinen Anstrengungen nachlassen.

„Aber was wollt Ihr mit ihm machen?“ sagte Margarethe mit einem Anflug von Mitleiden. „Laßt ihn laufen; er hat seine Strafe jetzt gekriegt.“

„Wenn's nach mir ginge und ihm Recht geschähe,“ rief Hans, „so hingen wir den verdammten Mordbrenner hier an den nächsten Drangenbaum.“

„Keinen Mord, Hans,“ sagte der Alte ernst.

„War auch nur so ein Gedanke,“ meinte der junge Mann finster, „aber verdient hat er's wahrlich, denn glaubt diese Rebellenbande etwa, daß wir nur hier in ihr Land gekommen sind, um uns von ihnen so behandeln zu lassen, wie sie früher ihre armen unglücklichen Nigger behandelt haben? Das wollen wir ihnen wenigstens zeigen, damit sie die Lust verlieren, uns hier wieder einen Versuch abzustatten. Heute mag er so wie er ist im Stall liegen bleiben; morgen früh aber schaffen ihn Verthold und ich hinein auf die Polizei, und dann mögen sie dort mit ihm machen, was sie wollen.“

„Das dürft Ihr nicht!“ rief der Gefangene wieder, „ich hatte mit den Uebrigen nichts zu thun; ich kam nur zufällig mit meinem Pferd dazwischen.“

„Soll ich Dir wieder den Knebel ins Maul stecken, mein Bursch?“ rief Hans, sich drohend gegen ihn wendend; „Deine

Plügen brauchen wir hier nicht. — Wär' es nach Dir und Deinen Spießgesellen gegangen, so läge unser Haus jezt in Trümmern und wir wären obdachlos. Aber wir wollen doch einmal sehen, ob noch Recht und Gerechtigkeit im Lande ist, oder ob solche Lumpen, wie Du, den Staat regieren sollen."

"Das war aber gescheit, Hans, daß Du sein Pferd gehobbelt hast," rief Berthold, „sonst hätten wir gar Keinen erwischt."

"Du hättest nur einmal sehen sollen," lachte Hans, „wie er obendrauf saß und gar nicht wußte, was mit dem Thier war, und ihm immer und immer wieder die Hacken gab, ohne daß es von der Stelle konnte — aber ich glaube, der Regen läßt nach — ich bin hungrig geworden und möchte was zu essen haben."

„Und können wir den Burschen hier liegen lassen?“ frug der Vater; „wenn er sich nun in der Nacht los macht und weiteres Unheil anrichtet?“

„Wie ich ihn gebunden habe, kommt er nicht los,“ lachte Hans, „und die Nacht mag er als Abschlagszahlung auf seine Strafe betrachten. Morgen früh werfen wir ihn auf den kleinen Wagen und fahren ihn in die Stadt.“

Der Gefangene glaubte noch nicht einmal recht daran, daß ihn die Deutschen wirklich in diesem Zustand die ganze Nacht lassen würden, und als er sich allein sah, versuchte er ebenfalls seine Arme wieder frei zu bekommen — aber es war nicht möglich. Wohl eine halbe Stunde lang mühte und quälte er sich vergebens; der Schweiß brach über seinen ganzen Körper aus, und was er erst nicht lösen konnte, suchte er jezt zu zerbeißen, doch Alles umsonst. Zum Tode ermatet, mußte er die nutzlosen Versuche aufgeben und fiel endlich in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn erst gegen Morgen ein frostiges Schütteln wie die schmerzenden Glieder zu trostlosem Bewußtsein weckten.

Daß er jezt in Wuth und Ingrimme die Zähne zusammenknirschte und allein in späteren Racheplänen seinen einzigen Trost fand, half ihm nichts; er war diesmal richtig abgelaßt und hatte auf Erbarmen nicht zu rechnen.

Indessen waren seine Gefährten, sich natürlich nicht um den Einzelnen kümmernd, in vollem Carrière nach Savannah zurückgesprengt. Einmal glaubten sie ihren teuflischen Zweck erreicht und wollten so rasch als möglich aus der Nachbarschaft kommen, und dann hofften sie auch noch ein schützendes Obdach zu erreichen, ehe der erwartete Regen einsetzte. Daß Einer von ihnen fehlte, bemerkten sie wohl gar nicht, und wenn so, glaubten sie ihn entweder voraus oder noch zurück und sorgten sich nicht weiter deshalb. In vollem Jubel über den, wie sie dachten, gelungenen Streich, zerstreuten sie sich, je nach ihrer Gesellschaft, in den verschiedenen Restaurationen der Stadt und verprakteten dort die halbe Nacht.

Eine sehr unangenehme Kunde traf aber, als sie am nächsten Morgen nüchtern wurden, ihr Ohr: daß nämlich ein Kamerad von ihnen, Herr Thomas Blossom, heute in aller Frühe von zwei Deutschen gebunden nach Savannah hereingebracht und an die Polizei unter der Anklage abgeliefert sei, gestern Abend mit einem größeren Trupp Feuer auf jener Plantage angelegt zu haben, und zwar in der Absicht, das Wohnhaus der Familie niederzubrennen.

Wie in aller Welt hatten sie ihn erwischt? Sie waren doch bei ihrer Arbeit nicht entdeckt worden und dann in geschlossenem Trupp in die Stadt zurückgesprengt — und — sollte er gestanden haben? Aber sein dem Elan geleisteter Eid verbot ihm das, und er mußte wissen welcher Gefahr er sich aussetze, ja, daß er dem gewissen Tod entgegen ging, wenn er die Verbündeten verrathen würde.

Indes war Tom Blossom dem Polizeirichter vorgeführt worden, und es geschah da, daß Mr. Wrongly über seinen früheren „Clerk“ im freed man's Bureau zu Gericht sitzen mußte.

Der früher sehr elegante Mr. Blossom sah aber heute Morgen kläglich aus. Die Partie von gestern schien ihm nicht bekommen zu sein, und von Schlamm bedeckt, mit zerrissenen Kleidern und blutig geschlagenem Gesicht war er kaum noch wieder zu erkennen.

„Mr. Blossom,“ sagte Wrongly, als er ihn eine kurze Weile erstaunt betrachtet hatte, „das ist allerdings ein un-

erwartetes Begegnen, und so bald glaubte ich nicht, daß Sie meine vorgefaßte gute Meinung von Ihnen rechtfertigen würden."

"Es ist eine nichtswürdige Behandlung, die ich erduldet habe," rief der junge Bursch entrüstet aus, „und ich verlange Genugthuung für den mir angethanen Schimpf."

"Die soll Ihnen werden, lieber Freund," sagte Wrongly trocken. „Sie sind angeklagt, bei einer Brandstiftung mitgewirkt zu haben."

"Das ist eine saule Lüge!" rief Blossom. „Der Blitz hat in den kleinen Schwanz geschlagen."

„Und Sie sind bloß zu dem Zweck hinausgeritten, um zu löschen, wie?"

"Wir trafen zufällig dort ein."

„Und haben doch gleich Ihre Hülfe angeboten, nicht wahr?"

„Verdammt, wenn ich eine Hand rührte," rief der junge Bursch trohig, „um eines Dutschman Haus zu retten. Was haben sie hier im Land zu suchen?"

„Wer waren Ihre Begleiter?"

„Soll ich die Leute im Dunklen kennen?" tropte Blossom, „ich habe verschiedene Gentlemen gesehen, die auf der Straße hinausritten, weiß aber nicht, wer es war — ich gehörte nicht zu ihnen. Ich war einmal abgestiegen, und wie ich wieder nach Savannah zurückreiten wollte, stürzte dieser Mensch da wie ein Räuber über mich her und mißhandelte und band mich."

„Wofür wir ihm sehr dankbar sind," erwiderte Wrongly ruhig, „denn wir bekommen dadurch zum ersten Mal einen festen Halt. Sie wollen also keinen Ihrer Spießgesellen nennen?"

„Ich weiß keinen," lautete die barsche Antwort.

Wrongly nahm lächelnd ein vor ihm liegendes Papier vom Tisch und hielt es dem Angeklagten entgegen. „Dann kann ich vielleicht Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen," sagte er dabei, „bitte — Sie werden die Liste wohl vollständig finden, wie? Oder hatten sich vielleicht einige der Herren entschuldigen lassen?"

Blossom warf einen flüchtigen Blick auf das Papier

und preßte dabei die Lippen fest zusammen — endlich sagte er:

„Die Anklage ist wahnsinnig — welchen Zweck sollte irgend Jemand dabei gehabt haben, das Nest da draußen anzuzünden.“

„Ueber den Zweck oder die Ursache sind wir ebenfalls unterrichtet, Mr. Blossom,“ erwiderte Brongly kalt, „sorgen Sie sich nicht deshalb. Meine nochmalige Frage geht jetzt nur an Sie dahin, ob Sie Ihre Mitschuldigen freiwillig nennen wollen?“

„Ich habe keine und verlange augenblicklich in Freiheit gesetzt zu werden, um den Rechtsweg selbst verfolgen zu können,“ rief der jugendliche Verbrecher trotzig.

Mr. Brongly klingelte ganz ruhig. „Schaffen Sie den Burschen wieder in seine Zelle, und wenn er sich ungeberdig zeigt, legen Sie ihm Eisen an,“ lautete der Befehl, und Blossom wurde ohne Weiteres abgeführt.

Es war ein gefährliches und bössartiges Element, das hier im Süden, kaum durch die Macht der nördlichen Waffen zu Boden geworfen, schon wieder den Kopf hob und die Felle, die sich ihm auf den Nacken gesetzt, zu fassen suchte: das junge aristokratische Volk des Südens, — und das Bedenklichste dabei, daß es um seine Existenz kämpfte. — Was in aller Welt hatten diese jungen Müßiggänger gelernt, um sich selber am Leben zu erhalten? Nichts, als vielleicht reiten und tanzen, und nur davon existirten sie, daß die schwarze Race für sie arbeitete. Ja, so weit in Grund und Boden hinein waren sie schon verdrorben, daß sie, wie ein indianischer Häuptling, jeden Arbeiter für ehrlos ansahen und nicht mit ihm — außer wie der Herr mit dem Diener — verkehren mochten. Was sollten diese jetzt beginnen, wenn man ihnen die Arme nahm, die bis jetzt für sie geschafft. Zum Betteln oder Arbeiten waren sie zu stolz, und es blieb ihnen nichts Anderes übrig als das Verbrechen — wie denn auch der neu ins Leben gerufene Kultur Clan, der nur auf Mord und Meineid basirte, ihre ganze Vermorfenheit deutlich zeigte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hätte nun allerdings die Macht gehabt, diesen Hund gleich im Entstehen

tobt zu brücken, aber der unfähige Mensch, der nach Lincoln's Ermordung an der Spitze stand, der schwache Johnson, liebäugelte eher mit dem Süden, als daß er den dort wuchernden Krebschaden mit der Wurzel ausgeschnitten hätte. Anstatt die ersten Vergehen gleich mit aller Schärfe der Gesetzgebung zu strafen, begnügte man sich mit wiederholten Warnungen, und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Diesmal schien aber doch die Polizei mit Strenge vorgehen zu wollen. Noch an demselben Tag wurden fünf junge Leute aus den angesehensten Familien der Stadt, als jenes Versuchs der Brandstiftung verdächtig, eingezogen und auch nicht gegen reichlich gebotene Bürgschaft freigegeben, ja am nächsten Abend sollte das öffentliche Verhör darüber stattfinden. — An dem Abend, schon mit einbrechender Dämmerung sammelten sich drohende Gruppen in den Straßen, die allerdings vor nahenden Patrouillen auseinander gingen, aber trotzdem Sammelplätze berebet hatten, an denen sie sich ungestört treffen konnten.

Mr. Brongly, mit solchen Anzeichen, verlangte von der Militärbehörde verstärkte Wachen am Gefängniß und bekam auch die Zusage; aber die Mannschaften trafen nicht ein, sondern besetzten nur das Municipal-Gebäude, das gar nicht bedroht war. Der Abend schien zuerst ruhig vorüber zu gehen; gegen zwölf Uhr aber brachen von verschiedenen Seiten die Banden plötzlich auf. Ob sie die Gefängnißwärter überrumpelten oder diese vielleicht schon gewonnen waren, genug, die Thüren öffneten sich; die Gefangenen wurden befreit und die anrückenden Constabler mit Revolvergeschüssen empfangen.

Jetzt stürmte eine Abtheilung Soldaten mit gefülltem Bajonnet heran; aber die Aufrührer dachten gar nicht daran, diesen Stand zu halten — hatten sie doch ihren Zweck erreicht, und nach allen Seiten flüchteten sie in die engen Quergassen der Stadt, wo sie sich bald jeder Verfolgung entzogen.

Brongly selber versuchte an der Spitze seiner Leute einen Theil der Bande wenigstens abzuschneiden, und man fing auch zwei von ihnen, aber er selber wurde durch eine Revolverkugel verwundet, und die Verfolgung mußte aufgegeben werden.

In der That hatte der Ku Klux Klan in dieser Nacht einen Sieg erröthet, aber die Staaten-Regierung doch wenigstens ihre Unfähigkeit bewiesen, das erbärmliche Gesindel des Südens im Zaum zu halten, aber dabei blieb es nicht. Während das Militair jekt das geleerte Gefängniß besetzte, trieben sich an anderen Orten der Stadt zügellose Banden umher, warfen bei einzelnen deutschen Familien die Fenster ein und versuchten sogar Brongly's Haus in Brand zu stecken, woran sie aber noch glücklicher Weise verhindert wurden.

Neger wurden dabei mißhandelt, wo sie sich auf der Straße blicken ließen, und der Unfug wuchs am nächsten Tage der Art, daß von Charleston Militair requirirt werden mußte, um es nicht zu einem völligen Aufruhr kommen zu lassen.

Die alten Pflanzler hatten, sich den Umständen fügend, den Boden verlassen, auf dem sie glaubten, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr existiren konnten, der junge Nachwuchs aber gedachte den Norden durch seinen Troß zu zwingen, und das Leben in den Südstaaten wurde dadurch, besonders für die frisch eingewanderten Norbländer, bald unerträglich.

Ein Scalp.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika! Der Name klingt so leicht, so einfach, wenn man ihn liest, aber welches riesige Terrain begreifen diese Staaten und welches wilde, oft phantastische Treiben umschließen sie, während der eigentliche Kern einem rastlosen Ameisenhaufen gleicht, der eben nur in dem Geschäft zu leben scheint — und wirklich lebt, während er doch die Fäden von Nord und Süd, von Ost und West in Händen hält.

Und während ich schreibe ist es mir, als ob ich in einem Riesenballon emporstiege über das weite herrliche Land, und das Auge das ganze mächtige Reich überschauen könne mit einem Blick — und vom Norden zum Süden welch ein Unterschied. Da droben im Norden die herrlichen Seen, der blaue klare Himmel über der blinkenden Fluth — zahllose Dampfboote, die die spiegelglatte Fläche durchschneiden, milchweiße Wolken, die, eben so viele Eisenbahnzüge kündend, über das Land fliegen, geschäftiges Treiben überall; — Mäh- und Dreschmaschinen, wohin das Auge fällt, kleine Locomotiven, welche die abgehauenen Stämme neu urbar gemachten Landes mit der Wurzel aus der Erde heben — andere, die das Gras der Prairien mähen und auf riesige Haufen werfen, fette Herden und wohnliche Gebäude — das weite Land von

prachtvollen Strömen durchschnitten, mit ununterbrochenem Verkehr. Städte, die sich meilenweit in der Ebene und an den Ufern der Seen und Ströme ausdehnen; kleine Ortschaften, dicht über das Land gestreut.

Und dort der Süden. Das Ankämpfen einer eben befreiten Bevölkerung gegen den Zwang, der bis dahin auf ihr gelegen; verödete Felder, niedergebrannte Häuser; Haß und Ingrimm den Gesetzen gegenüber; alle Leidenschaften entfesselt, und dennoch der Geschäftsverkehr ununterbrochen dazwischen hinschießend.

Und im Westen, der Kampf der Wildniß mit der Civilisation, rothe halbnaakte Horden, schwarz und roth bemalt, die Waffe in der Faust, auf flüchtigen Rossen den Plan durch-eilend, und mitten dazwischen ein kleiner Trupp Männer, fest entschlossen den Eisenstrang mitten hinein in die Wildniß schiebend, und ob sie jeden Fuß breit Boden erkämpfen mußten. Da klingen die Büchsen, da zischen die Pfeile, aber durch das Todesröcheln der Gefallenen bringt der scharfe Pfiff der Locomotive; der Telegraph windet sich, wie eine Riesenschlange, weiter und weiter in die Prairie hinein, und von dort herüber, über die Schneegebirge, wo an den Küsten des Stillen Oceans blühende Städte empormachsen und der Pflug seine Furchen zieht, streckt sich die helfende Hand dem kühnen Pionier entgegen.

Und wieder die mächtigen Wälder, die sich ausdehnen. Sumpfstrecken, die, von Ansiedelungen rund eingeschlossen, den Bär, Panther und Wolf, ja selbst den wilden Büffel bergen — fruchttragende Weinberge hier und Gründorn-sümpfe dort, wo sich der Jäger mit dem Messer die Bahn für jeden Schritt freihauen muß — und doch ein einiges großes schönes Reich — in Rudungen hier, ja, in Gährungen dort — in Frieden ebenfalls für Tausende von Meilen; aber Alles von einer einzigen Hand regiert, unter gleichen Gesetzen lebend, unter gleichem Schutze, und trotzdem ein Wirrsal von verschiedenen Leidenschaften und Interessen von schwarzer, rother und weißer Haut, von Sprachen, wie sie nicht verwirrender durcheinander getönt damals, wo zu dem gewaltigen Thurmbau von Babel die Arbeiter aus all den

verschiedenen benachbarten Ländern herbeigezogen werden mußten.

Aber eben so viel verschiedene Interessen bewegten auch diese von einander oft so weit getrennten Körperschaften, daß sie gar nichts von einander erfuhren. Dort drüben kämpfte der rothe Sohn der Prairie den Kampf um seine Jagdgründe, nur um den Boden, der ihm nicht allein von seinen Vätern her, nein sogar nach verbrieften Verträgen mit den Weißen zu eigen gehörte, und wurde von diesen mit der einen Hand zu Boden gedrückt, während die andere zugleich die äthiopische Race von ihren Banden befreite. Im Süden rangen die besiegten Rebellen noch trotzig gegen ihr schon lange unabänderlich geregeltes Geschick — im Norden dachte man schon gar nicht mehr an den Krieg, dessen letzte Töne noch nicht einmal aufgehört, und stürzte sich nun Hals über Kopf in neue Arbeiten und Unternehmungen — eine kühner als die andere.

Aber die kühnste von allen war doch diese Bahn, die nach dem Tausende von Meilen entfernten San Francisco in einer siebentägigen Reise führen sollte, und etwas Wunderbareres gab es kaum in der Welt, als zuzuschauen, wie die eisernen Schienen fast jeden Tag auf zwei englische Meilen Entfernung weiter hinein in die Wildniß geschoben wurden, und der Telegraphendraht Schritt mit dem ganzen Unternehmen hielt. Aber das noch nicht allein: voraus dem Allen zogen die kühnen westlichen Pioniere, mitten hinein in die Prairie, wo sie nur die Gewißheit hatten, daß später dort eine Station gegründet werden sollte. Dorthin führten sie, der Bahn voraus, auf Ochsenkarren ihre Zelte oder Bretterhäuser, dort entstanden neue Städte, die vielleicht schon nach einem halben Jahrhundert Hunderttausende von Einwohnern zählen und Bahnen nach allen Seiten ausstrahlen sollten, und so wuchs auch jezt, vor der Hand allerdings noch bescheiden genug, Smithfield empor, groß bis dahin allerdings nur in seinen Lastern und Ausschweifungen, in seiner Mischung von wilden, nichtsnutzigen Charakteren, aber doch schon den guten, gesunden Kern enthaltend, um mit voller Reinkraft in die Reihe der anderen amerikanischen Städte einzutreten.

Und vor der Hand war solches Gesindel, wie es sich in diesen Grenzstädten herumtrieb, nicht nur ein Uebel, sondern sogar ein notwendiges Uebel, denn es bildete zugleich einen Schutz gegen noch immer drohende Uebersälle wilder Horden, die, zu Wuth und Verzweiflung getrieben, den Strom der Einwanderung in ihre Jagdgesilde, freilich vergeblich, mit Tomahawk und Bogen und Pfeilen zu hemmen suchten. — Es war, als ob ein Kind in das Triebwerk einer Maschine griff — es wurde eben zermalmt und konnte den Gang nicht einmal auf Secunden hemmen.

Smithfield bestand jetzt aus etwa vierzig bis fünfzig Zelten und Holzhäusern, von denen aber wenigstens zwei Drittel Logir- und Wirthshäuser oder Schenkstuben waren, in welchen letzteren denn auch das Hazardspiel getrieben wurde und lüderliches Volk beiderlei Geschlechts seinen Aufenthalt hatte. Ein paar Aerzte und Advocaten zeigten außerdem noch ihren Beruf an den draußen befestigten Schildern an; der Photograph, der sich gleich von Anfang an dort etablirt, machte brillante Geschäfte, und sonst bildeten ein paar Zimmerleute, Schuhmacher und Tischler den Kern der eigentlich arbeitenden Bevölkerung und, mit dem Friedensrichter und einigen anderen Beamten, auch den der anständigen. Sonst war es meist hergelaufenes Volk, das, auf Speculation gekommen, nur so lange bleiben wollte, bis sich die Verhältnisse eher überschauen ließen. Versprach Smithfield dann in der That eine Zukunft, nun dann blieben sie hier, war das nicht der Fall, wie es mit diesen kleinen Städten oft geschah, daß sich der Knotenpunkt des Verkehrs weiter voraus oder zurück verlegte, dann packten sie ihre Häuser wieder auf einen Wagen und wechselten eben ihren Aufenthalt. Eine Heimath fanden sie nur dort, wo sie Geld, viel Geld verdienten — sonst nirgends.

In dieses Leben gerieth Wolf vom Berge mit seinem zerschossenen Arm, und theuer genug war der Platz für Jemanden, der nur eben existiren wollte und gar noch ärztliche Hülfe gebrauchte, während er auf Bequemlichkeiten gar keinen Anspruch machen durfte. Aber was lag ihm am Geld? Er hatte sein eigentliches Capital in New-Orleans angelegt, aber

doch reichlich mitgenommen, um sich hier eine Weile zu erhalten, und war das verzehrt, nun dann konnte er immer mehr holen, jetzt aber mußte er erst wieder geheilt werden, und jeder Platz dazu war ihm eben recht.

Die Wunde zeigte sich übrigens nicht so schlimm, als er Anfangs geglaubt; der Knochen war allerdings gestreift, aber nicht gesplittert, und mit seiner gesunden Natur brauchte er kein langes Krankenslager zu fürchten. Schon nach vierzehn Tagen durfte er auch seine Grasmatrache, auf der er bei einer Bäckerfamilie in Smithfield Platz gefunden, verlassen, und Neues umgab ihn dabei genug, um hier eine kurze Zeit zu verleben.

Gerade an dem Tage aber, an dem er sein Lager verließ, befand sich der Platz in doppelter Aufregung, denn erstlich einmal war „die Bahn in Sicht gekommen“ — die Arbeiter waren bis auf kaum eine englische Meile von dieser beabsichtigten Station vorgerückt und einzelne Beamte schon gestern Abend hier eingetroffen, um sich für kurze Zeit Quartier zu bestellen, und dann setzte auch wieder — freilich etwas ziemlich Gewöhnliches — ein Mord die Bewohner von Smithfield in Bewegung, den man Anfangs herumstreifenden Indianern zuschrieb, durch welche man sich bedroht glaubte.

Ein Deutscher war hier vor wenigen Tagen mit der Absicht eingetroffen, sich einen Bauplatz zu kaufen, ein schon mitgebrachtes Haus zu errichten und eine großartige Bäckerei anzulegen, um auch später die durchkommenden Züge mit frischem Brod versehen zu können. Seine Wagen waren mit Maulthieren bespannt gewesen, eins aber, das sich in der Nacht losgemacht, in die Prairie hinausgelaufen, und er selber, als er nachritt, um es aufzusuchen, nicht wieder zurückgekehrt. Ein paar von seinen Landsleuten machten sich dann gut bewaffnet auf, um ihm nachzuforschen, fanden aber nur, durch Hasgeier und Raben aufmerksam gemacht, seine Leiche, und zwar scalpirt, in der Steppe liegen.

Daß er beraubt worden, verstand sich von selbst, und wer anders als Indianer konnten ihn überfallen haben. Die Deutschen merkten sich deshalb den Platz und ritten nach Smithfield zurück, um dort ein paar Spaten zu holen und

ihn dann gleich an Ort und Stelle zu beerdigen, machten aber auch die Anzeige bei dem Sheriff und baten ihn, ob er nicht ein paar Soldaten mitschicken könne, falls die Rothhäute dort noch in der Nachbarschaft herumschwärmten.

Der Sheriff beschloß, sie selber zu begleiten; es waren in letzter Zeit, und zwar ganz in unmittelbarer Nähe Smithsfields, mehrere Mordthaten vorgefallen, und es konnte nichts schaden, denen einmal etwas genauer nachzuforschen.

In dem Wäckerhaus mit Wolf vom Berge zusammen „boardete“, wie man es dort nennt, auch ein junger Amerikaner, das heißt er hatte Kost und Bett in dem Hause und bezahlte dafür wöchentlich eine bestimmte Summe.

Wolf hatte sich angezogen und wollte gerade der anrückenden Bahn entgegengehen, um die Arbeiten dort zu sehen, als Tyrell, wie der Amerikaner hieß, ihm begegnete.

„Wolf, gehen Sie mit?“

„Wohin?“

„Es ist ein Landsmann von Ihnen draußen in der Prairies ermordet und scalpirt, und wir wollen hinaus, um ihn zu begraben.“

„Ich kann ja nicht mit helfen.“

„Das schadet nichts — reiten Sie mit; thun Sie es mir zu Gefallen.“

„Ich kann mir noch nicht einmal mein Pferd selber satteln.“

„Das soll rasch besorgt sein — mein Bursche thut das. Geh, John, saddle einmal das Pferd des Gentleman. Du weißt, wo Alles liegt?“

„Gewiß, Sir!“ rief der junge Bursch, ein Mulatte, aber mit einem intelligenten Gesicht und Augen, die überall zu sein schienen, „wollen wir gleich besorgen.“ — Er versprach auch nicht zu viel; in kaum zehn Minuten stand das Pferd bereit, und sie mußten dann schon ein wenig zureiten, um die Vorangerittenen, die man aber auf der offenen Prairies in weiter Strecke erkennen konnte, einzuholen.

„Haben Sie Ihre Revolver mit?“

„Gewiß, immer; aber glauben Sie, daß wir sie brauchen?“

„Nein,“ sagte Tyrell, während John jetzt ebenfalls hinter

ihnen hergesprengt kam, „aber es ist immer besser, gerüstet zu sein. Doch was ich Sie fragen wollte, Wolf: kennen Sie den Einen von meinen Landsleuten hier, einen Mr. Smith? ich sah heute, daß Sie sich grüßten.“

Wolf lachte. „Eine sehr kurze Bekanntschaft; er traf an demselben Nachmittag in jener Hütte ein, wo wir von den Indianern bedroht und auch nachher überfallen wurden, hielt es aber für zweckmäßiger, seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen, und brach, als er hörte, welchen Feind wir in der Nähe wußten, hierher zu auf.“

„Sonst wissen Sie nichts von ihm?“

„Gar nichts; es liegt mir auch nichts daran, weiteren Umgang mit ihm zu haben; wir hatten uns nur dort gesehen und grüßten uns deshalb; er selber nahm aber so wenig Interesse an der Sache, daß er mich nicht einmal gefragt hat, ob wir an dem Tage angegriffen wurden oder nicht, und doch sah er, daß ich den Arm in der Binde trug.“

„Er verkehrt hier mit wenig Leuten.“

„Mit sehr wenigen, scheint aber Viele zu kennen.“

„Reinen Sie wirklich?“

„Ach,“ sagte Wolf, „es ist jedenfalls einer von jenen Pumpen, die als stille Associates eines Spielers gehen. Ich habe noch nie gesehen, daß er selber Bank hielt, aber schon ein paar Mal beobachtet, wie er „Grüne“ zutrieb, und die wurden dann regelmäßig gerupft. Ich möchte auch wissen, wovon er sonst lebt.“

„Er hat sich die letzten Wochen nur sehr wenig hier aufgehalten und eigentlich erst seit drei Tagen eine Wohnung, und zwar bei dem neuen Advocaten, genommen.“

„Bei welchem?“

„Gleich neben dem Zelt des Photographen.“

„Es hält sich hier eine schöne Bande in Smithfield auf.“

Tyrell zuckte mit den Achseln. „Lieber Gott,“ sagte er, „das ist in allen Grenzdistricten der Fall und läßt sich eben nicht ändern. Es war so früher in Californien und Texas, und zieht sich jetzt an der ganzen neuen Bahn hin, bis die Verhältnisse erst einmal geregelt sind. Dann werden die Herrschaften durch die Gesetze bei Seite geschoben und müssen

sich einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit suchen — wenn man sie nicht vor der Zeit einmal gelegentlich abfaßt.“

Sie hatten jezt den andern, vor ihnen ausgerittenen Zug fast erreicht, und zugleich auch die Grenze der ziemlich großen Prairie, die sich hier, von Smithfield nach Südwesten zu ausdehnte. Hier begannen wieder einzelne Waldstreifen mit dazwischen gewachsenem niedrigen Gestrüpp, das aber, noch weiter nach Westen zu, immer seltener wurde, und zuletzt in die öde Steppe auslief, die erst am Fuß der Felsengebirge ihre Grenze fand.

Von herumstreifenden Indianern hatten sie kaum etwas zu fürchten. Der Zug bestand aus einer Truppe von nahe an dreißig Mann, die sich heute hier zusammengefunden, und die Meisten von ihnen trugen nicht allein ihre Revolver, ohne die überhaupt Niemand ausging, sondern auch noch ihre Büchsen auf dem Sattelknopf und ihre schweren Messer an der Seite. Es war eben ein wildes Leben und man mußte dafür gerüstet sein.

Die Deutschen, die den Leichnam gefunden, sprengten als Führer voran, und wie die Truppe den Waldstreifen gekreuzt hatte und wieder die offene Prairie vor sich sah, konnten sie selber deutlich genug die Stelle erkennen, wo der Unglückliche lag, denn eine Zahl von Turquey-Buffards kreiste darum her, und andere hoben sich krächzend von ihrem eßen Wahl empor, als sie durch die heransprengenden Pferde gestört und aufgeschreckt wurden.

Die Landsteute des Ermordeten hatten die Leiche allerdings, so gut das gehen wollte, durch ausgerissene lange Gräser und einzelne wilde Sonnenblumenbüsche, die dort viel in der Nachbarschaft wuchsen, geschützt, aber doch nicht verhindern können, daß sich die gierigen Vögel trotzdem Bahn zu ihrer Beute brachen. Wie eine schwarze Wolke stieg es empor, als sie den Platz endlich erreichten, und im nächsten Moment hielten die Reiter an der Unglücksstätte.

Das Gestrüpp war bald weggeräumt, und ein halbes Duzend junge Leute, die ihre Spaten mitgebracht, gingen ohne Weiteres daran, dicht dabei eine Grube auszuwerfen,

um den Ermordeten hinein zu legen und so wenigstens aus dem Bereich der verschiedenen Raubthiere zu bringen, welche die Steppe durchstreiften. Der Sheriff dagegen machte sich daran, die Leiche zu untersuchen, und ihm gesellte sich Tyrell, der mit ihm bekannt schien, zu.

Der Tod war, wie sich nicht verkennen ließ, durch drei Revolverkugeln herbeigeführt, die in unmittelbarer Nähe abgefeuert sein mußten, denn von dem einen Schuß war sogar der Kopf versengt. Schon diese allein wäre aber tödtlich gewesen, denn sie hatte — von hinten gefeuert — das Rückgrat gebrochen. Es ließ sich annehmen, daß er auf der Flucht gewesen und sein Verfolger auf einem flüchtigeren Thier — er selber ritt an dem Morgen ein Maulthier — ihn überholt und getödtet habe. Da man ihn aber scalpirt hatte, mußten es Indianer gewesen sein, und Revolver führten viele der Häuptlinge, wie man recht gut wußte. Trieb sich doch immer viel weißes Gefindel zwischen ihnen herum, das ihnen irgend an Waffen, was sie brauchten, auch verschaffte, und selbst für genügende Munition sorgte, welche sonst an Eingeborene nicht verkauft werden durfte.

Der Sheriff hatte genau die blutige Scalpplatte untersucht und Tyrell ihn dabei unterstützt. — Beide theilten sich dabei ihre Bemerkungen, aber in unterdrückter Stimme mit. Der Körper wurde noch einmal genau untersucht, aber man fand an Werthsachen gar nichts mehr bei ihm. Nur um den Hals, an einer seidenen Schnur, trug er noch ein kleines Ledersäckchen, das aber nur ein Papier mit Nummern und einen kleinen Schlüssel enthielt, weiter nichts. Das nahm der Sheriff an sich, dann hoben sie den Körper auf, trugen ihn an den Rand der indeß ausgeworfenen Grube, ließen ihn langsam hinein und deckten ihn dann mit Erde zu. Die einzige Feierlichkeit, die dabei stattfand, war ein kurzes Gebet, das der Sheriff an dem Grabe sprach, dann bestieg die Truppe ihre Pferde wieder und sprengte in die Stadt zurück.

Der Weg, den sie nahmen, war ziemlich genau derselbe, auf dem sie herausgekommen. Ein anderer junger Badmoosman suchte allerdings noch die Prairie dort nach frischen

fährten ab, aber der Boden war dafür zu hart, und das dicke, gelbe sogenannte Büffelgras erschwerte es ebenfalls. Pferde hatten dort allerdings ihre Spuren eingebrückt, aber die Richtung, die sie genommen, ließ sich nicht verfolgen, und um nicht zurückgelassen zu werden, gaben die Sucher endlich die doch nicht zu ermittelnden Spuren auf.

Tyrell hatte sich auf dem Rückweg neben dem Sheriff gehalten und mit diesem gesprochen. Wolf war etwas rechtsab geritten, und zwar genau der Richtung folgend, die sie vorher auf dem Austritt genommen, und erreichte damit wieder das niedere Gestrüpp.

„Oh, Wolf!“ rief ihm Tyrell zu, der ihn vermigte, „hier herüber, wir schneiden hier eine kurze Strecke ab.“

„Bitte, Tyrell,“ rief ihm aber der junge Mann zu und winkte ihm mit dem rechten Arm, „kommen Sie doch einmal hierher.“

„Was haben Sie da?“

Wolf antwortete nicht, hielt aber an der Stelle, und die beiden Leute, von dem Mulatten begleitet, folgten endlich seinem Ruf.

„Haben Sie eine Spur gefunden?“ rief ihm Tyrell schon von Weitem zu.

„Nein,“ sagte der junge Mann, „es läßt sich hier nichts erkennen. Pferde sind hier allerdings herüber- und hinübergekreuzt, aber der Boden ist zu hart und es hat ja auch hier die letzten vierzehn Tage gar nicht geregnet, aber als wir vorher da vorüberkamen, flog eine Krähe in den Baum hinauf, und jetzt eben habe ich sie wieder aufgeschreckt. Ich kann nicht gut aus dem Sattel kommen; lassen Sie doch John einmal nachsuchen, ob er vielleicht etwas findet.“

John war schon herunter, hockelte seinem Thier die Vorderfüße und eilte der bezeichneten Stelle zu, wo er aber nichts entdecken konnte. Es war ein kleines, aber sehr verwachsenes Dickicht, von dornigen Schlingpflanzen durchflochten, zwischen denen noch zum Ueberflus eine Anzahl dieser häßlichen flachbeseigten Cactus emporwucherten, die ein Eindringen erschwerten, wenn nicht, ausgenommen mit vieler Arbeit, unmöglich machten.

„Siehst Du etwas, John?“

„Nein, Sir, ein Körper kann auch hier gar nicht hineingekommen sein, ohne die Dornen da niederzureißen und eine breite Spur zu hinterlassen.“

Wolf war ebenfalls dicht herangeritten und suchte, mehr von oben, einen bessern Ueberblick zu gewinnen.

„Was ist denn das Rothe, was dort von dem einen Zweig hängt,“ sagte er endlich, mit dem Arm der Richtung zu deutend.

„Wo? — Ach da!“ rief der Mulatte und versuchte einen Schritt hinein zu thun, riß sich aber an den Dornen und blieb hängen. Er hatte aber jezt ein Ziel, und sein großes Bowieemesser ziehend, hieb er die Ranken rechts und links auseinander, bis er sich so weit durchgearbeitet hatte, um den betreffenden Gegenstand mit dem ausgestreckten Arm zu erreichen. Schauernd schleuderte er ihn aber von sich, fort ins Freie.

„Huh!“ rief er dabei, „der Scalp des Ermordeten.“

Tyrell war im nächsten Augenblick aus dem Sattel, hatte das weggeschleuderte Stück aufgehoben und betrachtete es mit der größten Aufmerksamkeit.

„Sheriff,“ sagte er, während dieser an seine Seite ritt und sich zu ihm aus dem Sattel niederbog, „unser Verdacht war vollständig begründet. An dem Schädel ließ es sich, des geronnenen Blutes wegen, nicht genau erkennen, hier aber ist es unverkennbar. Der Mann ist nicht von einem Indianer scalpiert worden, weil ein solcher nie seine Siegestrophäe weg und in das Dickicht geschleudert hätte.“

„Und kann es dorthin nicht der Kabe getragen haben?“

„Das wäre allerdings möglich, aber ein Indianer verliert auch etwas Derartiges nicht, denn es ist seine Quittung über einen erschlagenen Feind. Uebrigens sehen Sie hier ganz deutlich, wie der Scalp nicht mit den gewöhnlichen drei oder vier ledigen Schnitten abgelöst, sondern mit einem kleinen Messer und von ungeschickter Hand mühsam abgetrennt wurde, und zwar einzig und allein, um den Verdacht von der richtigen Spur abzulenken. Es ist doch ein ganz nichtsnußiges, blutiges Gefindel, was sich hier herumtreibt.“

„Und haben Sie einen Verdacht?“

„Um, ich weiß nicht.“ meinte Tyrell. „Die Wahl wird Einem zwischen der Bande schwer, wen man am leichtesten für schuldig halten könnte. Fähig sind, meiner festen Ueberzeugung nach, zwei Drittel dazu.“

Der Sheriff streckte die Hand nach dem Scalp aus, betrachtete ihn lange und aufmerksam, zog dann eine Zeitung hervor, wickelte ihn sorgfältig ein und steckte ihn in die Tasche.

„Appetitlich ist das gerade nicht,“ sagte er, „läßt sich aber nicht ändern und kann vielleicht einmal später zur Entdeckung des Mörders führen. Ich bitte Sie auch, Gentlemen, kein Wort über diesen Fund zu erwähnen, gegenwärtig auch noch nicht einmal gegen unsere bisherigen Begleiter, denen ich ebenfalls, wenigstens nicht Allen, recht traue. Der Bursche wird doch reinen Mund halten?“

„John?“ sagte Tyrell, „für den steh' ich ein, und hier Freund Wolf ist ebenfalls nicht sehr mittheilbarer Natur und wird schweigen können.“

„Gewiß,“ sagte dieser, „aber ich sehe nicht recht den Grund dafür ein; sollte es nicht wahrscheinlicher sein, daß der wirkliche Thäter entdeckt würde, wenn es bewiesen werden kann, daß kein Indianer, sondern ein Weißer den Deutschen erschlagen?“

„Vielleicht ja,“ sagte der Sheriff; „aber das haben wir ja dann doch immer in der Hand und können jeden Augenblick damit heraustreten. Vor allen Dingen müssen wir in der Stille zu erfahren suchen, ob der Ermordete nicht Gegenstände bei sich gehabt hat, die sich wieder auffinden lassen. So glaube ich, daß die in dem kleinen lederen Beutel enthaltenen Nummern vielleicht die Nummern von Staatspapieren sind, die er möglicher Weise bei sich getragen — warnen wir deshalb den Mörder zu früh, daß der Verdacht der That nicht auf Indianern ruht, so wird es ihm ein Leichtes sein, Alles was ihn gefährden könnte zu beseitigen, während er jetzt noch im Gefühl vollständiger Sicherheit lebt und sorglos bleibt. Bei seinen deutschen Bekannten könnte hier unser Freund Wolf einmal Nachforschung halten, was die Sache sehr vereinfachen würde.“

„Hat man denn sein Maulthier gefunden?“ frug Wolf.

„Nein,“ sagte der Sheriff, „das verlorene wie das, was er geritten hat, sind noch nicht wieder zum Vorschein gekommen, aber ich habe schon einen Deutschen, der beide Thiere genau kennt, zurück in die Ansiedlungen geschickt, um dort nachzuforschen. Ich glaube von Anfang an nicht an einen indianischen Ueberfall und bin jetzt überzeugt, daß mein Mißtrauen vollkommen gerechtfertigt war. Und nun, meine Herren, wollen wir uns den Uebrigen wieder anschließen, damit wir selber keinen Verdacht erregen. Vorwärts; ich glaube fast, daß es nöthig ist, hier einmal einem oder dem andern Verbrecher auf die Spur zu kommen. Die Herren fangen an, sich hier zu behaglich zu fühlen, und kein rechtlicher Mann ist seines Eigenthums oder Lebens mehr sicher.“

„Und doch dulden Sie das Spiel hier?“

„Was sollen wir machen?“ sagte der Sheriff achselzuckend, „wir befinden uns hier allerdings noch in einem Staat, aber schon an der Grenze des Territoriums, und außerdem fehlt uns die Macht, um gegen die Mehrzahl der Bevölkerung nach der Strenge der Gesetze einzuschreiten. Die Mehrzahl ist aber entschieden für das Spiel und da müssen wir es wenigstens noch eine Weile hingehen lassen. Die Zeit kommt aber auch einmal, wo wir die Spielerbande hinausjagen können, wie wir es ebenso in Californien gethan, und früher dürfen wir auch hier keine geregelten Zustände erwarten. — Aber wer kommt da?“

Sie selber hatten die Vorangerittenen fast überholt, der Ausruf galt aber einer kleinen Gesellschaft von Herren und Damen, die zu Pferd aus der jetzt dicht vorliegenden Stadt herausgesprengt kamen und auf einem Spazierritt begriffen schienen.

Damen ist eigentlich der unrichtige Ausdruck; es waren verschiedene Gentlemen, die wenigstens als solche in Smithfield galten, mit lieberlichen Weibern aus den Stgaten — wurde doch Geld hier leicht und in Menge verdient, und mußte auch ebenso wieder durchgebracht werden.

„Kannten Sie die Herren?“ frug Tyrell, der an Wolf's Seite ritt, „wenn ich mich nicht sehr irre, war es das Spieler-

gefindel aus den verschiedenen Zelten in Smithfield. Wo hinaus mögen die nur wollen?"

"Es sollte mich gar nicht wundern," erwiderte Wolf, "wenn sie den nämlichen Platz aussuchten, den wir eben verlassen haben. Welches bessere Amusement kann sich diese Gesellschaft von Frauenzimmern wünschen, als die Stelle zu betrachten, auf der ein gemeiner Raubmord verübt wurde. Der Rißel, der sie treibt, muß schon ein wenig stark sein. Bui über die Gesellschaft!"

"Sie gingen sehr elegant gekleidet," lachte Tyrell.

"Ja," nickte Wolf, "und ich frage mich da manchmal, wenn ich an so manches Indianerdorf zurückdenke, was ich besucht, wer da roher und gemeiner lebt, diese weiße Race mit ihrem Civilisationsfirniß, oder der einfache Wilde, der eine solche Existenz für eine Schmach des ganzen Stammes halten und mit dem Tode bestrafen würde."

"Wir leben in einem großen Lande," meinte Tyrell, und ohne sich weiter um die Herrschaften zu bekümmern, trabten sie der nicht mehr fernern Stadt entgegen.

In der Spielbude.

Der unmittelbar in der Nachbarschaft von Smithfield verübte Mord würde zu anderen Zeiten wohl die ungetheilte Aufmerksamkeit des kleinen Ortes gefordert haben, heute dagegen beschäftigte sich nur ein verschwindender Bruchtheil der Bewohner damit, denn: die Bahn kam. Der lang ersehnte Augenblick war da, näher und näher rückten die Arbeiten; der für die Schienen aufgeworfene Erddamm erreichte schon den Ort, und mit fabelhafter Schnelle wurden die Schwellen gelegt, und glitten die Schienen darüber hin. Die Eisenbahnarbeiter sehten aber jetzt auch einen Stolz darein, es den „Städtern“ zu zeigen, wie sie schaffen könnten, und fast zusehends verlängerte sich der Schienenstrang, bis noch etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang die Bahn wirklich die ersten Häuser gewann, und nun, wie nach stillschweigendem Uebereinkommen, Feierabend gemacht wurde.

Und das gab Leben heute in der Stadt, denn daß sich die Beamten und Arbeiter sogleich in die verschiedenen Restaurationen und Schenklocale begaben, verstand sich von selbst. Waren sie doch da draußen in der Prairie immer auf sich selber und ihren Provisionswaggon angewiesen, und durften nicht wagen, denselben sogar am Tag aus Sicht zu verlieren, aus Furcht, von umherlauernden Indianertrupps ab-

geschnitten zu werden. Hier dagegen fanden sie nicht allein volle Sicherheit, sondern auch ein wild geselliges Treiben, das ihnen besonders zusagte und sie wieder einmal an die verlassenene Heimath, wenn auch freilich nur mit rohen, häßlichen Strichen, erinnerte.

Uebrigens verdienten die Leute bei dieser Arbeit in der Wildniß, in der sie sich doch auch nur zu oft in Lebensgefahr befanden und ihre Waffen stets bei sich führen mußten, viel Geld, und hatten da draußen wenig oder gar keine Gelegenheit es auszugeben. Fast wie Matrosen auf offener See arbeiteten sie sich einem bestimmten Ziel entgegen, und kamen sie dann einmal in einen Hafen, dann wurde, was sie verdiente, auch eben so rasch wieder verjubelt.

Smithfield war ein solcher Hafen, — für sie eine Dase in der Wüste, und daß sie ihr Geld dort rasch anbringen konnten, dafür sorgten zur Genüge die Schenk- und Spielbuden mit ihren Insassen von falschen Spielern und leichtfertigen Dirnen.

Und wie hatte man hier schon für das Vergnügen der Gäste Alles vorgesehen! Kaum war ein Obdach nothdürftig hergerichtet, als die speculirenden Wirths Regelbahnen und Billards aufstellten; alle nur erdenklichen Getränke vom Champagner und Rheinwein bis zum gemeinen Fusel waren zu haben, Bier in Fässern, Porter und Ale, und alle Delicatessen, die sich überhaupt in verschlossenen Blechbüchsen transportiren lassen. Raub und Betrug lauerte überall, und Arm an Arm stand in den gedrängt vollen Zelten der gemeine Dieb neben dem ehrlichen Arbeiter; aber wen kümmerte das? Amüsiren wollte sich das Volk, und das Wie? blieb sich vollkommen gleich in dieser Umgebung.

Tyrell und Wolf hatten sich natürlich, besonders heute Abend, bei der Masse zuströmender Fremder, diesen Plätzen ferngehalten und noch einen Spaziergang an dem frisch gelegten Gleis hin gemacht. Das Terrain zeigte sich hier allerdings der Bahn sehr günstig, denn es stellte dem Fortschritt derselben nicht die geringsten Schwierigkeiten entgegen. Die Erdarbeiten waren leicht und wurden noch leichter genommen, und Schwellen und Schienen führte man ja auf den eben erst

gelegten Schienen selber nach. Und trotzdem blieb es ein Wunder, wie sabelhaft rasch diese Leute arbeiteten und wie Eins in das Andere griff, um das Unternehmen durchzuführen.

Im Anfang beschäftigte das Werk selber die Aufmerksamkeit der jungen Leute vollkommen, wie sie aber eine Strecke daran hingegangen waren und jetzt wieder umbrehten, denn die Nacht brach ein, und zu weit wollten sie sich nicht von der Stadt entfernen, sagte Tyrell plötzlich:

„Mr. Wolf, ich denke, Sie sind ein rechtschaffener Mann.“

Wolf lachte. „Haben Sie mich bisher für das Gegentheil gehalten?“

„Nein,“ sagte Tyrell und doch dabei etwas zögernd, „aber es ist unter den hiesigen Verhältnissen immer ein gewagtes Ding, einem Fremden zu vertrauen; ich glaube jedoch, daß ich Ihnen nicht allein vertrauen darf, sondern ich kann Ihnen auch gestehen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe, und will Ihnen das auf frischer That beweisen. Ich bin Detective.“

„In der That? Und vermuthen Sie, daß ich Ihnen in etwas nützen kann?“

„Ja,“ sagte Tyrell. „Sie haben mit diesem Mr. Smith, wie er sich hier nennt, eine flüchtige Bekanntschaft im Wald angeknüpft; sollte sich keine Gelegenheit bieten, die weiter zu verfolgen?“

„Haben Sie denn irgend welchen Verdacht?“

„Allerdings. Es ist in New-Orleans ein Raubmord verübt worden und zwar in einem Hause, das ich schon länger im Auge hatte, weil mir der etwas räthselhafte Insasse ein alter Bekannter schien, dessen Identität ich aber nicht herausbekommen konnte, bis es zu spät war. An demselben Tage, an welchem ich die Gewißheit erhielt, daß der Bursche, der sich dort unter dem Namen eines Mr. Broadwell einquartiert hatte, ein schon seit einem Jahrzehnt verfolgter Verbrecher sei, der sich in jener Zeit Goodby nannte, war das Unglück geschehen und der Bursche verschwunden. Monatelang habe ich jetzt nach ihm den ganzen Westen abgesehen, bis ich diesen

Mr. Smith traf, und jezt meiner Sache immer sicherer werde, obgleich er in der That Alles gethan hat, um sich unkenntlich zu machen. Er trug in New-Orleans einen vollen weißen Bart, den er aber jezt rasirt und dadurch ein ganz anderes Ansehen gewonnen hat, aber die grauen Haare konnte er trotzdem nicht wegbringen. Hinten im Nacken hat er, was ihm jedenfalls selber entgangen ist, ein paar auffallend weiße Locken, und an denen glaube ich den Burschen wieder zu erkennen."

"Und was soll ich dabei thun?"

"Er wird sich heute Abend, wie er es alle Abende thut, wieder in dem großen Spielzelle, in dem hinten auch das Billard steht, herumtreiben."

"Heute wohl schwerlich; die Stadt hat zu viel Zuzug bekommen."

"Gerade deshalb, die Leute sind Alle mit Geld versehen, und ich müßte mich sehr in meinem Mann irren, wenn Mr. Smith da schließe."

"Und dann?"

"Ich möchte gern Gewißheit haben, ob er auf den Namen Goodby hört. Wir gehen nachher zusammen hinüber, wollen Sie, wenn die Gelegenheit günstig ist, hinter ihn treten und ihn leise und vorsichtig bei dem Namen nennen?"

"Und können Sie das nicht selber thun?"

"Das allerdings, aber ich möchte ihn in der nämlichen Zeit beobachten, wie er sich dabei benimmt; geben Sie ihm dann, wenn er sich nach Ihnen umdreht, ein Zeichen, daß er Ihnen folgen soll."

"Und wenn er das thut?"

"So habe ich schon die Gewißheit meines Verdachts, aber wir bekommen vielleicht noch mehr aus ihm heraus. Sie sind nicht auf den Kopf gefallen, Woll, Sie werden sich schon zu bemerken wissen."

"Aber muß er nicht gleich Verdacht gegen mich schöpfen, daß ich, wenn ich ihn wirklich kenne, nun doch schon mehrmals ihm begegnet bin und ihn nicht angeredet habe."

"Sie sind durch den Bart getäuscht worden, das macht

ihn nur so viel sicherer. Wenn wir nur dazu kommen, ihn verhaften zu können, daß wir sein Gepäck in die Hände kriegen und es nachsehen können.“

„Aber das hätten wir besser an jedem andern Abend gethan als gerade heute, wo der Platz so gedrängt voll Menschen ist.“

„Mit all dem Spielergesinde hier herum dürften wir nie wagen, ihn anzugreifen; sie hätten ihn in der nächsten Stunde befreit,“ sagte Tyrell, „heute haben wir aber die Uebermacht; alle die Arbeiter und Beamten stehen auf unserer Seite, wenn es gilt, das Gesetz zu schützen. Nur den richtigen Zeitpunkt müssen wir abwarten, und den überlassen Sie mir zu bestimmen.“

„Und macht die Zeit da einen Unterschied?“

„Sie kennen diese Art Leute noch zu wenig, möglich auch, daß wir heute Abend gar nicht dazu kommen, aber das schadet nichts, morgen haben wir sie jedenfalls noch hier, übermorgen dagegen dehnt sich schon die Schienenstrecke weit aus Sicht in die Prairie hinein, und die Leute selber fühlen dann kein Bedürfniß oder keine Lust mehr, den Weg im Dunkeln in die Stadt zurückzulegen, noch dazu, da wir doch nicht ganz vor umherstreifenden Indianerhorden sicher sind.“ —

Das war ein wilder Abend in Smithfield, und ein Theil der Eisenbahnleute, von ihrer schweren Arbeit über Tag ermüdet, suchte endlich in einem der Logirhäuser ein Lager, um wenigstens ein paar Stunden Schlaf zu finden. Darin sahen sie sich aber getäuscht.

Die Schlaffäle dieser großen Bretterhäuser, die man zum Uebernachten der verschiedenen Gäste bestimmt hatte, waren genau so wie ein großes Zwischenbett eingerichtet, mit Kojen, die zwei über einander, in einigen sogar drei Schlafstellen hoch aufgeschichtet standen. In diesen befand sich dann eine Matratze und eine wollene Decke, und für ein solches Bett mußte man die Nacht einen Dollar bezahlen, ohne daß je frisches oder überhaupt Leinenzeug aufgelegt wurde. Die Unglücklichen aber, die sich in dieser Nacht dort befanden und ihren Dollar wirklich aus dem Fenster geworfen hatten, durf-

ten wahrlich nicht an Schlafen denken, denn wie in einem Bienenſchwarm ging es aus und ein.

Jetzt warfen ſich ein paar in ihr Bett, zwiſchen andere hinein, die ſich fluchend auf ihrer harten Matraze umherrollten, und fielen vielleicht, wenn ſie Glück hatten, für den Moment in Schlaf, aber, guter Gott, auf wie lange! Jauchzend und freuſchend wälzte ſich ein anderer Schwarm herein. Yankee doodle wurde gefungen und the Star ſpangled banner — die Leute waren halb trunken und brachten ſich außerdem ihre Whiſkyflaſchen gleich noch mit.

„Gentlemen,“ ſagte der Wirth, der zu ihnen trat, „daß Schenkzimmer iſt draußen — die Herren hier in den Betten möchten gern ſchlafen.“

„Die Herren ſollen verdammt ſein!“ brüllte ein baum langer Geſell, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß die Gläſer emporfuhren und aneinander klirrten; „wir verwehren es ihnen doch hier bei Gott nicht! So here goes, boys!“ und mit näſelnder Stimme begann er ein neues Lied.

„Giles Scroggins courted Molly Brown —

Fal — di — dera di da!“

„Da ſoll der Teufel ein Auge zuthun bei dem Skandal,“ ſchrie ein Anderer und warf ſich aus ſeiner Koje. „Iſt denn heute Abend die ganze Hölle los?“

„The fairest wench in all our town.

Fal dideriddel fallera!“

ſang der Erſte wieder.

„Hallo, Tom!“ rief ihn ein Anderer an, „ſchon ſo früh auf? Die Hähne ſangen eben erſt an zu krähen. Komm her, alter Junge, ein Glas?“

„Zum Teufel auch!“ rief der Müde, „hört Ihr denn noch nicht bald mit Toben auf? Es muß ja gleich zehn Uhr ſein.“

„Aber, Schatz, wir ſangen ja eben erſt an und wollen heute eine Nacht daraus machen. Na? Was iſt da los?“

Die Frage galt einem heilloſen Fluchen, das von der andern Seite herüber tönte. Dort hatte es auch einer der Schläfer ebenfalls nicht mehr aushalten können, ſand aber, als er ſich anziehen wollte, daß ihm einer von ſeinen Stiefeln fehlte, und erhob einen Heidenlärm. Wer noch nicht wachte,

den schrie er jetzt jedenfalls munter. Das war ein Getöse, um den Stiefel wieder zu finden, und ein Jubel und ein Aufbrüllen, als sie ihn endlich, an einem Bindfaden aufgezogen, hoch unter dem Dach entdeckten. Aber an Schlafen konnte natürlich unter solchen Umständen nicht gedacht werden. Die einzelnen Leute, die noch in ihren Kojen lagen, mußten heraus; das Nachbarhaus, nur durch dünne Leinwand von diesem getrennt, war ebenfalls aufgestört worden, und es blieb den Insassen nichts weiter übrig, als die Trinktelle und Spielbuden wieder aufzusuchen.

Das sogenannte Bentley'sche Zelt war das größte, und auch am elegantesten eingerichtet, da dort auch „weibliche Bedienung“ nicht fehlte und ein paar sehr auffällig gekleidete, aber schon sehr verlehrt, oder wenigstens müde aussehende junge Damen den die Schenkstische Umlagernden die gewünschten Getränke, selbst bis zu heißem Thee herunter, verabreichten und das Geld dafür in Empfang nahmen, aber nur darauf herausgaben, wenn sie deshalb gemahnt wurden, und dann stets mit einem wegwerfenden Blick über die „Knauferei“.

Hinten in einem Anbau standen zwei ununterbrochen besetzte Billards, auf denen einzelne halbtrunkene Gefellen die Elfenbeinbälle umherstießen und eben mit dem Wirth Streit bekommen hatten, weil der eine mit seiner Cigarre ein Loch in das Tuch gebrannt haben sollte. Vorn, etwas seitwärts von den Schenkstischen, damit die Spieler von den Trinkern nicht zu sehr gestört wurden, befanden sich in zwei Reihen sechs, nicht eben große, viereckige Tische, an denen sich immer je zwei Spieler, die zu dem Tisch gehörten, gegenüber saßen, und einer die Karten abzog, während der andere den Satz und die Zahlung überwachte.

Das Spiel war das aus den spanischen Provinzen, aus Mexico und Texas, wie besonders aus Californien eingeführte Monte, eine Art Hazardspiel, wie unser „Landsknecht“, nur mit vier, statt zwei aufgelegten Karten, und die Sätze im Ganzen und unter dieser Bevölkerung nicht gerade besonders hoch, aber die Raschheit, mit der man jeden Satz erlebte, förderte doch auch. Die Gerupften zogen sich gewöhnlich zu-

rück, Andere nahmen dann, schon gierig darauf wartend, ihren Platz ein, und wenn die eigentlichen Spieler an Einen verloren, gewannen sie an sechs Anderen.

Tyrell und Wolf hatten sich, wie gesagt, dem Spiel ferngehalten, und es war schon lange nach neun Uhr Abends, ehe sie das große Zelt betraten, ihrer Verabredung nach dann aber ebenfalls nicht zusammen, sondern einzeln, obgleich wohl schwerlich heute Jemand darauf geachtet hätte.

Mr. Smith befand sich, wie alle Abende, so auch heute hier und schien in der That keinen activen Theil am Spiel zu nehmen, obgleich er, wenn er einmal setzte, fast Niets gewann.

An dem Schenktisch befand sich eine kleine Gruppe von Ingenieuren, die theils zu dem jetzigen Zug und den Arbeitern gehörten, theils auch schon früher hierher beordert waren, um auf der Station zu bleiben, wie zwei von ihnen sogar schon seit längerer Zeit hier ihren Aufenthalt hatten, um ein größeres Maschinenhaus zu bauen, wozu die Backsteine an Ort und Stelle selber gesformt und gebrannt wurden.

Diese Leute standen Alle in vortrefflichem Lohn und waren immer reichlich mit Geld versehen, schienen aber keinen Theil an dem Hazardspiel selber zu nehmen, beschäftigten sich eine Zeit lang mit dem Billard und schlenderten dann langsam von Zelt zu Zelt, um sich das, Einzelnen noch neue, Leben zu betrachten — wo sollten sie sonst den langen Abend verbringen.

Jetzt standen sie wieder dort, um mit den jungen Mädchen zu plaudern und eine Tasse Thee oder einen Grog zu trinken, als Mr. Smith, den die hier ansässigen Ingenieure kannten, wieder zum Tisch kam und eine Handvoll Goldstücke darauf legte.

„Hallo, Smith,“ lachte der eine der Ingenieure, „gut bei Kasse heut Abend?“

„Habe eben wieder einen Zug gemacht,“ sagte mit vernünftigem Schmunzeln der Amerikaner. „Wenn man seine Zeit abpaßt, schlägt es selten fehl, aber wenn die Leute wie blind und toll darauf zu sehen, müssen sie verlieren.“

„Alle Wetter!“ sagte ein Anderer, „das ist ja ein

ganzer Haufen Gold, wenn man sich auch so was holen könnte."

"Da liegt's," lachte Smith.

"Du," flüsterte dem Spiellustigen ein Anderer zu, "laß die Hand davon, das ist ein „Whipper in“, der treibt nur bei, und wenn sie Dich gerupft haben, kannst Du wieder gehen."

"Bah," sagte der Erste wieder, "mich leimen sie nicht, so viel ist sicher, ich habe die Augen auf dem richtigen Fled."

"Wir wollen einmal ein paar Dollar daran wenden," sagte ein Anderer, „der Teufel hol' die Kosten, es geht jetzt doch Alles in einem hier."

Tyrell hatte sich ihnen beigesellt, ohne sich jedoch in das Gespräch zu mischen, er trank an der bar ein Glas Brandy und folgte ihnen dann langsam an den Tisch, wie es überhaupt Neugierige und Leute thaten, die hier keinen bestimmten Zweck hatten, als eben zu sehen und sich zu unterhalten.

Smith wandte sich ebenfalls jenem Kreis zu, konnte aber nicht mit bis zum Tisch bringen, oder lag ihm daran auch nichts; er blieb an dem äußern Rand stehen und suchte nur einen Blick über die Schultern der Anderen zu gewinnen.

Tyrell hatte sich langsam dem Eingang des Zeltes zugearbeitet, trat hinaus in die freie Luft und wandte sich dem kleinen Hause des nicht fern davon wohnenden Sheriffs zu, den er auch daheim fand.

Mr. Bolton, wie der Sheriff hieß, hatte seine Frau mit nach Smithfield gebracht und sich dadurch gewissermaßen eine Heimath in dieser rauen Umgebung gegründet, aber eine andere Dame als eine Amerikanerin würde kaum darin existiren können.

Comfort? — Lieber Gott! Bolton hatte den Versuch gemacht, selbst in diese Umgebung, wie er es vielleicht daheim gewohnt gewesen, einigen Comfort zu bringen, aber wie ein einzelnes Talglicht in einer großen Stube die Dunkelheit nur noch so viel sichtbarer macht, so dienten auch hier die einzel-

nen Dinge, die er nicht ohne große Opfer hierher geschafft, nur dazu, das Uebrige, das nicht dazu paßte, in ein noch grellerres Licht zu stellen.

Da stand ein Sopha im Zimmer, aber an der kalten Bretterwand, an der sogar ein Bild von General Sherman und der Schlacht von Vunkershill hing — da waren Gardinen an den zwei schmalen Fenstern angebracht, unten aber in Ermangelung von Haltern mit einem Stück getheerten Seils zusammengebunden. Ein paar Stühle hatte das kleine Gemach ebenfalls aufzuweisen, aber nicht genug konnten in der kurzen Zeit herbeigeschafft werden, und eine roh gezimmerte hölzerne Bank mußte indessen aushelfen. Es hing ein kleiner Spiegel in vergoldetem Rahmen an der Wand, aber er spiegelte nur gegenüber einen rohbehauenen Baumstamm ab, der unter die in die Kammer führende Thür gestemmt war, da der Balken dort eine faule Stelle hatte und nachgab, so daß er vor der Hand, so gut es eben gehen wollte, gestützt werden mußte.

Ein großer eiserner Ofen stand in der Stube, aber er diente auch zu gleicher Zeit zum Kochen, und an diesem wirthschaftete jetzt die junge Frau und hatte noch einen Kessel mit Wasser aufgestellt, um einen späten Thee zu machen. Es schien ja, als ob der Abend heute gar kein Ende nehmen wollte.

Und was für ein liebes, sorgliches Wesen in dieser Umgebung — wie sauber und nett sie aussah, und wie einfach dabei, während die „Damen des Plazes“ täglich in langen seidenen Schleißen durch den Staub oder Straßenschmutz vorüberfegten.

„Ah, Mr. Tyrell,“ sagte sie, als der junge Mann das Zimmer betrat, denn die Thür desselben bildete zugleich die Hausthür, „das ist gescheidt, daß Sie kommen. Guter Gott, heut Abend ist es ja gerade, als ob wir einen ganzen Stamm von Indianern in Smithfield zu Gast hätten. Ich bin wirklich nicht ängstlicher Natur, aber heute fürchte ich mich doch, denn der Lärm klingt zu unheimlich.“

„Sie haben aber keine Ursache dazu, Mrs. Polton,“ lächelte Tyrell, „denn es verläuft Alles so ruhig wie nur

möglich. Daß Sie sich aber nicht wohl an dieser Stelle befinden können, begreife ich recht gut und fasse nur nicht, wie Sie sich überhaupt hierher gewagt. Das ist kein Platz für Ladies."

"Wir wollen Alle unsere Lage verbessern, Mr. Tyrell," sagte die junge Frau, "und ich glaube, wir sind dabei. Der Platz scheint wirklich Bestand zu haben, John hat eine Anzahl Bauplätze hier zu mäßigen Preisen gekauft, die schon jetzt um das Dreifache gestiegen sind. Haben wir nachher, was wir brauchen, so lehren wir in die Staaten zurück, oder — gehen vielleicht noch ein bißchen weiter hinaus."

"Die ächte Pionierin," lachte Tyrell; „aber wo ist Ihr Gatte?"

"Eben hinausgegangen, um etwas Feuerholz hereinzuholen. Da kommt er schon wieder. Sie trinken doch eine Tasse Thee mit?"

"Mit Vergnügen, wenn ich auch nicht lange Zeit habe. Bolton, wie geht's?"

"Wie Sie sehen," sagte der Sheriff; „ist etwas vorgefallen?"

"Noch nicht, aber ich hoffe, wir werden heut Abend zum Ziel gelangen. Haben Sie etwas erfahren?"

"Ja, und gerade etwas, das Ihren Verdacht bestätigt," erwiderte der Sheriff. „Smith ist, der Aussage des Deutschen nach, der nämliche Mann, der jenem Unglücklichen den Platz angegeben hat, auf dem er sein Maulthier gesehen haben wollte, und auf dessen Aussage hin ritt er hinaus, um es zu suchen."

"Ja," nickte Tyrell, „das giebt uns einen Beweis mehr; aber weiß Niemand etwas Näheres über des Ermordeten Eigenthum, so daß man einzelne Stücke erkennen und damit die That beweisen könnte?"

"Er hat eine goldene Uhr getragen, auf die der eine Deutsche schwören will, wenn er sie wieder sieht, denn er ist selber Uhrmacher und behauptet, sie auf das Kleinste zu kennen."

"Das wäre etwas — und sonst nichts?"

"Der Ermordete trug auch eine Tuchnadel, die wir an

der Leiche nicht mehr gefunden, und soll Werthpapiere bei sich gehabt haben."

Tyrell sah eine Weile schweigend vor sich nieder. „Wir müssen jedenfalls den Versuch machen," sagte er endlich, „und ich bin ziemlich fest überzeugt, daß er zu einem Resultat führt. Wie viel Soldaten haben Sie jetzt hier im Ort?"

„Augenblicklich verwünscht wenig; heut Morgen mußte erst wieder eine größere Patrouille abgeschickt werden, weil sich Indianer in der Nähe gezeigt hatten, oder Jäger doch ihre Spur gefunden haben wollten, und ich glaube nicht, daß wir im Augenblick über mehr als etwa fünfzehn Mann verfügen."

„Und können die rasch alarmirt werden?"

„Jeden Augenblick."

„Gut, weiter brauchen wir nichts, — aber was machen wir mit ihm, wenn wir ihn wirklich festhaben? Morgen früh kann ich ihn leicht mit einem rückkehrenden Constructions-Train nach Peavenworth und von da nach New-Orleans schaffen, aber über Nacht wird es schwer sein, ihn unterzubringen."

„Wir stecken ihn in das kleine Fort," sagte der Sheriff nach kurzem Ueberlegen, „und geben ihm außerdem noch Einen von meinen Yeuten als Wache bei, denn den Soldaten selber traue ich keinen Faden weit. Was jetzt noch, nach Beendigung des Krieges — die nöthigen Officiere ausgenommen — Soldat blieb und nicht wieder an seine Arbeit ging, ist fast lauter Gesindel und wäre für fünfzig Dollar leicht zu kaufen."

„Gut," nickte Tyrell, indem er seinen Hut wieder aufgriff, „dann überlassen Sie das Andere nur mir."

„Aber ich dachte, Sie wollten erst eine Tasse Thee mittrinken," rief die junge Frau, „es ist Alles fertig."

„Einen Stirrup cup, Madame," lächelte Tyrell, „wir dürfen uns nicht zu lange aufhalten."

„Und nimm Dich in Acht, John," flüsterte das junge Frauchen dem Gatten zu, während sie an seine Seite glitt und sich an ihn schmiegte. „Du weißt ja am besten, mit was für wildem, bössartigem Volk Du hier zu thun hast. Was ist denen ein Menschenleben, und was sollte ich machen, wenn Du mir genommen würdest."

„Hab' keine Angst, sweetheart,“ lächelte der junge Mann, „auf unserer Seite steht das Gesetz, und da brauchen wir eben wenig oder gar nichts zu fürchten.“

„Und wollt Ihr jenen Mann heute gefangen nehmen?“ fragte die Frau besorgt.

Der Sheriff zuckte mit den Achseln. „Wir wollen sehen, ob sich eine Gelegenheit dazu findet,“ sagte er, „sonst lassen wir's bis morgen früh, dann aber gewiß. Wir müssen einmal Ernst zeigen, sonst sind wir nachher in unseren eigenen Häusern nicht mehr sicher.“

Die beiden Beamten traten wieder vor das Haus, hörten aber auch in demselben Moment, daß drüben in dem Zelt Lärm entstanden sei, der sich aber, noch ehe sie es erreichen konnten, wieder legte. Bei solch' unruhigem Volk war das nicht zu verwundern.

Als sie den Eingang des Zeltes erreichten, verließen es einige Leute.

„Was war denn da eben für ein Skandal?“

„Oh, nichts,“ lachte der Erste, „der eine Ingenieur hat sein Geld verloren und wunderte sich darüber. Wer sich mit der Bande einläßt, ist immer geliefert,“ und damit ging der Mann lachend die Straße hinab.

Als Tyrell den innern Raum betrat, kam ihm Wolf gerade entgegen.

„Hol es der Böse,“ sagte dieser, „es ist nicht länger in dem Dunst auszuhalten, ich sah Euch nirgends mehr und wollte eben fort.“

„Es war Jant hier?“

„Der gewöhnliche Lärm, wenn Einer verliert; es ist schon vorbei.“

„Spielen die Leute noch?“

„Sie sind rein veressen darauf; sie glauben, daß der eine Vanthalter falschen Kram getrieben, und wollen ihm auf die Finger passen. Einer setzt und die Anderen stehen Alle darum her.“

„Das ist unsere Zeit,“ nickte Tyrell, „ist Smith noch da?“

„Gewiß! mitten unter den Ingenieuren; er setzt mit ihnen.“

„In der That? — Und wollen Sie ihn anreden?“

„Er wird jetzt keine Zeit haben.“

„Wenn er den Namen hört und kehrt sich nicht daran, dann habe ich mich geirrt. — Aber machen wir wenigstens den Versuch.“

Die beiden Männer hatten sich bald verständigt, und während Tyrell zur Seite trat und so an Smith anzukommen suchte, daß er ihn beobachten konnte, ohne gerade von ihm gesehen zu werden, arbeitete sich Wolf zu der Stelle durch, wo er Jenen wußte, und blieb unmittelbar hinter ihm stehen.

Die Karten waren eben abgezogen und ein paar kleine Sätze gewonnen worden, jetzt wurde neu gemischt und die Spiellustigen drängten wieder zum Tisch.

„Goodly,“ flüsterte da Wolf dicht hinter dem Amerikaner, allerdings mit unterdrückter Stimme, aber doch so, daß es Jener deutlich hören mußte, aber er rührte sich nicht und gab kein sichtbares Zeichen, daß er den Namen beachte.

„Goodly!“ flüsterte Wolf noch einmal, „seid Ihr's?“

Mr. Smith drehte sich, die Augen im Kreis umherwerfend, langsam um, und jetzt erst streifte sein Blick den jungen Deutschen, der aber vorsichtig den Finger an die Lippen legte, als ob er kein weiteres Gespräch hier für sicher halte.

Smith sah ihn erstaunt an; er kannte das Gesicht, aber konnte sich wohl nicht erinnern, in näherer Beziehung zu ihm zu stehen. — Wolf aber, dem vorher gegebenen Rath Tyrell's folgend, drehte sich ruhig ab und schritt der Thür zu, ohne anscheinend von dem Manne weitere Notiz zu nehmen. Ob ihn das gerade reizte? — Er warf noch einen Blick auf den Spieltisch, löste sich aber dann ebenfalls aus der Menschenmasse und folgte dem Vorangegangenen, der ihn am Ausgang erwartete.

„Und seid Ihr's denn wirklich?“ flüsterte er ihm hier leise zu, als er zu ihm herantam. „Dann ist — Ihr habt Euern Bart abgeschnitten, und acht Tage lang bin ich um Euch schon herumgegangen, wie die Katze um den heißen Brei, und getraute mich doch nicht Euch anzureden.“

„Und für wen halten Sie mich, Sir?“ sagte der Mann

und betrachtete ihn forschend, „mein Name ist Theodor Smith.“

„Pst,“ winkte ihm aber Wolf zu, „der Name thut nichts zur Sache — ich heiße jetzt Wolf — übrigens hieß ich auch einmal Smith, und auf die Zeit erinnert Ihr Euch wohl noch, wie? — Denkt an New-Orleans.“

Smith sah ihn forschend an — er war seiner Sache nicht sicher, in seinem bewegten Leben aber auch mit so vielen Menschen unter den verschiedensten Namen zusammengekommen, daß er einige Zeit gebrauchte, um sich nur auf die zahlreichen Smith's zu besinnen.

Drin im Local entstand aber plötzlich ein wilder Lärm, Fluchen und Schreien tönte durcheinander — ein Schuß fiel sogar, und Smith fuhr mit einem „Vis nachher“, was er Wolf zurief, wieder hinein, um zu sehen, was da vorgehe.

Es war eine der gewöhnlichen Scenen, wie sie bei dem Spielergesindel nur zu häufig vorkommen. Der Verlierende hatte — und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Recht — den Bankhalter beschuldigt, eine Karte unterschlagen zu haben, und fünf, sechs der Leute wollten es bezeugen. Andere, mit den Spielern Befreundete traten hinzu, um jenem beizustehen und die Kläger zurückzuweisen, und zu jeder andern Zeit würde ihnen das auch mit Leichtigkeit gelungen sein, heute aber, wie Tyrell ganz richtig vorhergesehen, hatte ein anderes Element, das der rechtlichen Leute und Arbeiter, die Oberhand. Die Freunde des Ingenieurs mischten sich ebenfalls hinein, und als der Spieler jetzt, in der Furcht, daß es zu einem Ausbruch kommen könnte, sein Geld zusammenraffen wollte, griff der Andere, welcher, wie er meinte, durch Betrug verloren hatte, nach dem Geldhaufen, um sich sein Eigenthum zurückzunehmen, und das versetzte gegen die Spielregel, die man sich hier nun einmal gebildet.

Es war ein wildes Land und verlangte wilde Geseze. So hatte — stillschweigend — Jeder das Recht, irgend Jemanden, der sich, noch dazu mit Gewalt, an seinem Eigenthum vergriff, niederzuschießen, und jede Jury in diesen Districten würde ihn — auf einen Act der Selbstvertheidigung hin, freigesprochen haben.

Raum streckte der Ingenieur deshalb die Hand aus und griff in das Gold hinein, als der Spieler auch, ohne selbst nur einen Versuch zu machen, ihn daran zu verhindern, unter seine Weste griff, den Revolver hervorriß und auch in demselben Moment schon auf seinen Gegner feuerte. Ob er dabei, in dem ihn umstehenden Gewühl von Menschen, noch einen Andern mittraf, blieb sich vollkommen gleich. Der Bursche fühlte sich in seinem sogenannten Recht und handelte danach — aber die Verhältnisse heut Abend waren anderer Art als sonst.

Der Getroffene ließ allerdings die Hand von dem Golde und taumelte zurück, ehe aber der Spieler einem zweiten Gegner die Stirn bieten konnte, fühlte er die Hand, in der er die Waffe hielt, wie von einer eisernen Klammer gepackt, und zugleich einen Fauststoß zwischen die Augen hinein, daß er bewußtlos in die Kniee brach. Sein ihm gegenüberstehender Kamerad hatte aber keine Zeit, ihm beizuspringen — auch vielleicht keine besondere Lust dazu, sondern raffte nur rasch die über den Tisch geworfene Karape zusammen, um das darauf liegende Geld zu bergen, denn ging es hier brunter und drüber, wie es allen Anschein nahm, so wäre das in dem Gewirr jedenfalls unter die Füße getreten worden.

Gerade in diesem Augenblick lehrte Smith, den Tyrell nicht aus den Augen ließ, in das Zelt zurück, und versuchte sein Bestes, nach vorn hin und zum Tisch zu kommen, was ihm aber nicht gelang, denn das Gedränge war dort zu groß. Ein paar der Eisenbahnarbeiter hatten den Verwundeten aufgegriffen und aus dem Gewühl getragen — Andere schrien nach einem Doctor, um nach der Wunde zu sehen, der größte Theil hatte sich aber auf den Buben geworfen und schnürte ihm die Hände auf den Rücken, während die Spieler, die jetzt auch aus den übrigen Zellen herüberströmten, umsonst Alles versuchten, den Kameraden wieder zu befreien. Der befand sich in festen Händen, und um dem Gesindel auch die letzte Möglichkeit zu nehmen, gewaltthätig einzuschreiten, sandte der Sheriff augenblicklich nach einer Militairpatrouille und ließ ihn dann ohne

Weiteres in das Fort bringen, wo er von den Posten mit scharfgeladenen Gewehren bewacht werden sollte. Heute war es doch zu spät geworden, um weiter etwas mit ihm anzufangen, obgleich Einige der Leute schon laut verlangten, man solle die Canaille nur gleich an den nächsten Baum oder Pfosten hängen — als Beispiel für Andere — und auch wirklich Niene machten, das ohne Weiteres auszuführen.

Smith hatte sich allerdings zuletzt bis zu der Stelle vorgebrängt, wo man den Mörder hielt, sich aber merkwürdiger Weise, obgleich ihn Tyrell dabei scharf beobachtete, gar nicht etwa seiner angenommen, oder auch nur ein Wort zu seinen Gunsten gesprochen. Es konnte doch Keiner von seinen intimen Freunden sein, oder er hielt sich merkwürdig vorsichtig zurück. Nur als der Ruf laut wurde ihn zu hängen, sah er sich nach dem Sheriff um, und es war, als ob er sich an diesen wenden wolle. Das anrückende Militair mochte ihm jedoch die Gewißheit geben, daß die Gesetze für jetzt die Oberhand behielten, und er stand deshalb, wenn er es überhaupt gewollt, von einem solchen Versuche ab.

Indessen war durch diesen Zwischenfall die Harmonie in Smithsfield gründlich gestört worden, denn während auf der einen Seite die Arbeiter an dem Schmerzenslager des Verwundeten standen, und schon dadurch in immer größere Erbitterung gegen die Spieler und ihren Anhang geriethen, sammelten sich diese selber in der etwas abgelegenen Hütte eines der Genossen, um mit Entrüstung den Fall zu besprechen, der für sie eine Lebensfrage zu werden drohte. Ihr Kamerad hatte nur nach den hier einmal bestehenden und stillschweigend angenommenen Gesetzen gehandelt, und nichts gethan, als sein Eigenthum vertheidigt. Durfte das aber ungestraft angegriffen werden, so war, wie sie meinten, kein Mensch mehr hier seiner eigenen Tasche sicher.

Sollte nun das Gericht — was man aber noch bezweifelte — morgen früh wirklich ernstlich gegen ihren Kameraden vorgehen wollen, dann galt es auch gemeinsame

und entschiedene Maßregeln zu ergreifen und der Gewalt im schlimmsten Fall mit Gewalt zu begegnen.

Mr. Theodor Smith hatte sich dieser Versammlung allerdings fern gehalten, dagegen den Versuch gemacht, in die Nähe des Gefangenen zu kommen, was ihm aber nicht gelang. Nicht einmal das kleine Fort, das aber nur aus einer nicht einmal beendeten Erdschanze bestand, durfte er betreten und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Erlappt.

Die Nacht verging, trotz all der Aufregung, die in dem Lager herrschte, doch ohne weitere Unruhen. Die erschöpften Körper verlangten zuletzt ihr Recht, und gegen zwei Uhr Morgens lag der Platz, der kurz vorher noch offene und blutige Revolution gedroht, in stiller und lautloser Ruhe — aber auch nicht länger, als die Dunkelheit anhielt.

Schon vor Sonnenaufgang kam Tyrell an des Sheriffs Haus, um ihn herauszuklopfen, und hatte eine lange und eifrige Unterredung mit ihm. — Er verlangte nämlich die Verhaftung Smith's, um dessen Sachen untersuchen zu können, und Bolton verweigerte die auf das Entschiedenste, da sie nicht den geringsten Halt an den Mann hatten und nur noch mehr böses Blut in dem ohnedies erregten Lager gemacht haben würden. Tyrell erklärte allerdings, der Bursche habe, als ihn Wolf gestern Abend heimlich angerebet, auf den Namen Goodly gehört und sei ihm an die Thür gefolgt, müsse aber selber zugestehen, daß er erklärt habe, nicht so zu heißen, und da er sich dieser Sache völlig fern gehalten, ließ sich daraufhin auch nichts mit ihm machen. Der Sheriff versprach allerdings, ihn fest im Auge zu behalten, wollte sich aber auf weiter nichts einlassen, wenn ihm Tyrell nicht stärkere Beweise, als eben nur eine entfernte Ähnlichkeit brachte.

Der Ingenieur, dem der Bube gestern Abend mit meinem Revolver in die rechte Brust geschossen, hatte allerdings die Nacht durch noch gelebt, starb aber etwa gegen sieben Uhr, und die Aufregung und Wuth der Eisenbahnarbeiter ließ sich kaum beschreiben. Allerdings rief sie der „Headhoas“, wie der Führer der Arbeiter genannt wurde, Gerade in der Zeit wieder zu ihrer Thätigkeit, aber Alle ohne Ausnahme weigerten sich, wieder eine Spitzhacke in die Hand zu nehmen, bis der Fall nicht erledigt wäre. Die Jury sollte zusammentreten und den Mörder verurtheilen, und wenn die es nicht thäte, dann erklärten sie auf das Bestimmteste, die Sache selber in die Hand zu nehmen, und das war eine gefährliche Drohung, denn die Leute gingen Alle schwer bewaffnet. Einen bis zwei Revolver hatte Jeder von ihnen in seinem Gürtel stecken, und die Meisten führten außerdem noch ihre Büchsen bei sich, weil sie ja stets auf Ueberfälle der wilden Indianerhorden gerüstet sein mußten; es wären deshalb gefährliche Gegner gewesen, und der Friedensrichter, Major Golly, so friedliebend er auch sonst war, sah doch zuletzt ein, daß er nicht gut anders konnte, als die fatale Sache zu erledigen.

So rasch war das aber noch immer nicht abgemacht. Eine Wahl der Geschworenen konnte natürlich nicht stattfinden, und der Richter selber ernannte sie. Der Gefangene hatte aber das Recht, zweimal sechs derselben zu verweigern. Das erste Mal wurden sechs neue von dem Richter ernannt und dann schied Jener wieder sechs aus, denn er sah Keinen seiner Gefährten darunter und mußte wahrscheinlich recht gut, welchen Urtheilspruch er von „ehrlichen Leuten“ zu erwarten habe. Nur als der Richter zum dritten Mal die Geschworenen vollständig ernannte, mußte er sich dem fügen, und damit war allerdings viel Zeit versäumt und es fast Mittag geworden, ehe das eigentliche Gericht zu Stande kam.

So lange hatte Boby, wie der gefangene Spieler hieß, auch noch Hoffnung gehabt, denn daß ihn seine Genossen nicht verurtheilen würden, ließ sich voraussehen, aber die er vorschlug, verwarf der Richter, unter des Sheriffs Rath, sämmtlich, denn sie betrieben ein vom Staat unter strengen Strafen verbotenes Gewerbe und durften sich hier nur für gedul-

bei, nie aber für mehr, und besonders nicht für ein bürgerliches Ehrenamt berechtigt halten.

Unter anderen Umständen würde nun natürlich die ganze Bande dagegen revoltirt haben, heute aber gelang ihnen das nicht. Die Pacific-Bahn ruhte bis zur Entscheidung dieses Falls, und Ventley's Zelt wurde als das größte und geräumigste zum Gerichtssaal umgeschaffen. Bei der Wahl der Geschworenen aber, in die es nicht gelungen war, auch nur einen einzigen der bekannten Spieler einzuschmuggeln, ließ sich die Entscheidung leicht voraussehen. Bolton war eben noch einmal nach Hause gegangen, um ein paar Bissen zu essen, weil er nachher wahrscheinlich für längere Zeit nicht wieder abkommen konnte, und Major Golly, der Richter, der selber hier ein Junggesellenleben führte, begleitete ihn. Erstlich hatte er noch Manches vor der Verhandlung mit ihm zu besprechen, und dann wäre heute Morgen, so früh und nach dem Bierwarr in der Nacht, doch noch nirgendwo etwas zu essen und keine Schale Kaffee zu bekommen gewesen, wofür aber die wackere Frau Bolton schon gesorgt hatte.

Eben hatte sich die kleine Gesellschaft zu Tisch gesetzt, als es an die Thür klopfte und gleich darauf, sehr zu Bolton's Erstaunen, Mr. Smith auf der Schwelle stand und mit der größten Artigkeit sagte:

„Mr. Bolton, entschuldigen Sie, wenn ich Sie in Ihrer Häuslichkeit störe; da aber der Fall dringend ist und ich den Major, der sich, wie mir gesagt wurde, hier befindet, sprechen mußte, so habe ich es, in Erwartung Ihrer freundlichen Einwilligung, gewagt.“

„Bitte, Sir,“ sagte Bolton, aber doch etwas befangen, „nehmen Sie sich einen Stuhl. Haben Sie unter vier Augen mit Major Golly zu sprechen?“

„Rein,“ sagte Smith nach einigem Zögern und nur mit einem Blick auf die Dame, „es ist allerdings eine Geschäftssache, zu der Sie, Mr. Bolton, aber ebenfalls gehören. Erlauben Sie, daß ich zur Sache komme.“

„Wir bitten Sie darum,“ sagte der Major, der sich nicht gern beim Essen stören ließ, — indem er aber auch schon anfang zuzulangen, „das heißt, wenn die Sache dringend ist,

sonst möchte ich Sie ersuchen, es bis auf heut Abend zu verschieben, das Verhör wird gleich beginnen."

"Eben deshalb komme ich her," erwiderte Smith mit einer verbindlichen Verbeugung, "ich würde sonst nicht gewagt haben, Sie gerade jetzt zu belästigen. Die Sache ist dringend."

"Also was betrifft sie?"

"Ich habe mich Ihnen vorher vorzustellen," sagte Mr. Smith. "Sie wissen, daß ich mich schon seit einiger Zeit in dieser Gegend aufhalte und auch schon vor einigen Wochen Smithfield besuchte — aber nicht zum Vergnügen oder in Geschäften — ich bin Beamter der Vereinigten Staaten."

"In der That?" sagte der Major, "und in welcher Stellung?"

"Ich bin Detective," erwiderte Smith ruhig und griff dabei in die Brusttasche, aus der er gleich darauf ein zusammengefaltetes Papier nahm.

"Detective?" rief Volton unwillkürlich und erstaunt aus.

"Von New-Orleans abgesandt, um einem schweren Verbrecher nachzuforschen, dessen Spur ich bis hierher verfolgte. Anfangs war ich meiner Sache nicht gewiß, gestern Nachmittag oder vielmehr gestern Abend bekam ich aber die Gewißheit, und merkwürdiger Weise ist es der nämliche Bursche, der seine böse Leidenschaft nicht mäßigen konnte und den Mann erschöß."

"Das trifft sich ja merkwürdig," sagte Major Golly wirklich erstaunt; "aber was wünschen Sie da von mir? Hat er schon früher ein Verbrechen verübt, so wird das jetzt wahrscheinlich mit geführt werden, denn wenn ich mich nicht sehr irre, so bricht ihm die gestrige Geschichte den Hals —"

"Und um das gerade zu verhindern, habe ich Sie gesucht, Major," sagte Smith; "der Proceß in New-Orleans ist nämlich sehr verwickelter Art, und ein Beweis wird nicht allein sehr schwierig, sondern sogar vielleicht unmöglich, wenn ich nicht diesen Burschen da einbringe. — Daß er vor die Geschworenen kommt, ist ja ganz in der Ordnung, aber ich möchte Sie dringend bitten, ja muß sogar darauf bestehen,

daß er mir nachher ausgeliefert wird, um die Beweisführung in New-Orleans zu ermöglichen."

"Dürfte ich Sie einmal um Ihre Legitimation bitten," sagte Major Golly und streckte die Hand aus, um das Papier in Empfang zu nehmen.

"Mit Vergnügen, Major," sagte Mr. Smith und reichte sie ihm hin, und Bolton war aufgestanden, um ebenfalls einen Blick in das Papier zu werfen.

Es stellte sich unzweifelhaft als eins jener gedruckten Exemplare heraus, wie sie den auf solcher Mission Begriffenen in den verschiedenen Städten oder Staaten ausgestellt werden. Der Stempel war der der City von New-Orleans, und die Unterschrift schien ebenfalls ächt zu sein.

"Hm," sagte der Major, der das Document eine kleine Weile betrachtete und dabei mit Bolton einen Blick gewechselt hatte, „und auf was lautet die Anklage in New-Orleans?"

"Das schwerste Verbrechen, dessen sich ein Mensch fähig machen kann: er hat seinen eigenen Vater erschlagen und beraubt, und der Galgen erwartet ihn jedenfalls. Aber seine Zeugenaussage gebrauchen wir noch, um die Mitschuldigen auszufinden, von denen er, wie es sich nach der ersten Untersuchung ergibt, drei gehabt hat. Können wir ihn nicht dort vor Gericht stellen, so ist es sehr leicht möglich, ja sogar gewiß, daß die anderen Schuldigen gar nicht zur Rechenschaft gezogen würden."

"Und was verlangen Sie da von uns?"

"Daß mir der Verbrecher ausgeliefert wird," sagte Mr. Smith ganz bestimmt. „Ist es ausführbar, so würde ich darum bitten, noch ein oder zwei Mann zur Escorte mit zu bekommen, läßt sich das aber nicht gut machen, so bin ich auch erbötig, ihn allein mitzunehmen, was in Handschellen und von hier an mit der Verbindung der Bahn sehr leicht geht. Von hier bis Junction-City würde ich den Constructionstrain benutzen, von da bis Leavenworth den Personenzug, und dann bekomme ich leicht einen Polizeibeamten, der mich wenigstens bis St. Louis begleitet. Kann ich also darin auf Ihre Hälfte rechnen?"

"Wenn sich die Sache so verhält," sagte Major Golly,

mit den Äxeln zuckend, „so wird uns allerdings nichts Anderes übrig bleiben — vorausgesetzt nämlich, daß wir nicht auf unverhofften Widerstand bei der Bevölkerung selber stoßen. Die Leute sind durch den Mord gereizt; sie halten den Spieler in, wie ich fest glaube, begründetem Verdacht, den Ermordeten vorher betrogen zu haben, und wir werden da immer einen schweren Stand bekommen.“

„Sie haben das Militair zu Ihrer Verfügung,“ sagte Mr. Smith.

„Ja, das ist schon wahr,“ bemerkte der Richter, „aber — immer nicht ganz gewiß und sicher. Doch wir wollen sehen, was sich thun läßt. Jedenfalls hätte ich nur gewünscht, daß Sie sich früher bei mir gemeldet, Mr. Smith, es — würde die Sache vielleicht vereinfacht haben.“

„My dear Sir!“ sagte Smith, „Sie wissen selber, je weniger Jemand in meinem Beruf mit Anderen darüber spricht, desto besser. Das geringste unbeachtete Wort kann unsere ganze mühevollen Arbeit verderben. Dürfte ich Sie um das Papier bitten; es ist die einzige Legitimation, die ich bei mir führe.“

Der Richter hielt das Blatt noch immer zwischen den Fingern und schien dabei unschlüssig, was zu thun, Volton aber kam ihm zu Hülfe.

„Sie werden uns erlauben, Ihre Legitimation noch hier zu behalten; wird Ihnen dann der Verbrecher ausgeliefert, so bekommen Sie dieselbe zurück.“

„Das — möchte ich nicht gern,“ sagte Mr. Smith nach kurzem Zögern, „es ist hier ein gar zu wilder Ort, man kann nie wissen was passiert, und ich würde es deshalb vorziehen, das Document selber aufzubewahren. Es ist, wie gesagt, die einzige Legitimation, die ich besitze, und ohne dieselbe könnte ich in eine sehr mißliche Lage gerathen.“

„Sie kann uns ja auch nichts nützen, Mr. Volton,“ sagte der Richter.

„Vor der Hand müssen wir sie jedenfalls erst prüfen, ob sie ächt ist. Sie entschuldigen, Mr. Smith,“ erwiderte der Sheriff, „aber es ist das Vorschrift des Gesetzes, ehe wir einen uns hier verfallenen Verbrecher ausliefern. Es wird

allerdings, wie ich mir nicht verhehle, schwer sein," setzte er hinzu, „die Richtigkeit des Documents hier wirklich festzustellen, da wir keine Gelegenheit haben, die Unterschrift zu vergleichen; ich persönlich zweifle auch nicht daran, habe aber als Sheriff die Pflicht, jede nöthige Form zu beobachten. Betrachten Sie das Ganze also, wenn Sie wollen, nur wie eine Formsache, die sich jedoch nicht umgehen läßt.“

Mr. Smith schien von dem halb ausgesprochenen Mißtrauen nicht besonders erbaut, mochte aber doch wohl fühlen, daß er die Sache nur noch schlimmer machte, wenn er dagegen Einsprache erhob. Er verbeugte sich also nur leicht und sehr grazios, und sagte dann:

„Wie Sie es wünschen, das Ganze wird überhaupt sehr rasch erledigt sein, denn wie die Jury ausgefallen ist, zweifle ich nicht daran, daß der Verbrecher augenblicklich als schuldig erkannt wird. Hat er einen Vertheidiger?“

„Sicher,“ sagte der Richter, „unter seinen Freunden befindet sich auch ein Advocat, der es übernommen hat, ihn zu vertheidigen. Jedes Recht, das ihm das Gesetz giebt, soll ihm unverkürzt werden.“

„Sehr schön; ich ersuche Sie dann nur bei Zeiten die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß dem Gefangenen nach dem Urtheilspruch kein Leid geschieht, ich muß Sie sonst für die Folgen, dem Louisiana-Gericht gegenüber, verantwortlich machen.“

„Mein bester Mr. Smith,“ sagte Bolton, „daran würden wir nicht besonders schwer zu tragen haben, denn wir leben hier an der Grenze von Kansas, haben also gegen Louisiana, noch dazu in unseren jetzigen wilden Verhältnissen, nicht einmal eine Verpflichtung. Nichtsdestoweniger wird ein Gericht in den Vereinigten Staaten immer Rücksicht auf das andere nehmen und es soviel als möglich unterstützen. Jetzt müssen Sie uns aber entschuldigen; ich möchte noch einen Bissen essen, denn das Verhör beginnt gleich und ich weiß nicht, wann ich wieder Zeit dafür bekomme.“

„Mr. Sheriff,“ rief Mr. Smith mit einer raschen, abwehrenden Verbeugung, „ich würde unendlich bedauern, Sie

belästigt zu haben," und mit einem andern Gruf gegen die Dame und den Richter verließ er das Haus.

Es war eine gewisse übertriebene Höflichkeit in seinem Benehmen, man sah, daß der Bursche jede Form beobachten wollte, die er wirklichen Gentlemen abgesehen; aber selbst in der Weise, wie er es that, lag ein Hohn, eine Art als ob er dabei sagen wollte: „wenn Du mich nicht eben so höflich und achtungsvoll behandelst, so schicke ich Dir eine Revolverkugel durch den Leib," und daß er dazu fähig gewesen wäre, zeigte jeder Zug seines frechen Gesichts.

Raum hatte er übrigens das Haus verlassen, als Bolton an den Tisch eilte, sich etwas Brod und Fleisch nahm, um nur einen Imbiß zu haben, und dann zu dem Richter sagte:

„Run, Major, frühstücken Sie hier in aller Ruhe mit meiner Frau, ich selber aber habe einen wichtigen Weg zu gehen. Geben Sie mir einmal das Papier dieses Mr. Smith, denn hier im Ort befindet sich ein wirklicher Detective aus New-Orleans, der gerade in diesem Herrn den Mann erkannt haben will, den er sucht. Ist das Document falsch, woran ich selber keinen Augenblick zweifle, so haben wir den Burschen, aber es ist da eben keine Zeit zu verlieren. Also auf Wiedersehen! In spätestens einer Viertelstunde bin ich wieder da.“

Bolton eilte ohne Weiteres zu dem Bäckerhaus, wo Tyrell und Wolf ihr Quartier aufgeschlagen hatten, und fand den Ersteren eben im Begriff, die Wohnung zu verlassen, um Zeuge der Verhandlung zu sein.

„Auf ein Wort, Tyrell!" rief er ihm zu, „kommen Sie noch einmal mit hinauf, ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu zeigen.“

„Mir?"

„Ja, gewiß. Wissen Sie, wer der Gentleman ist, den Sie im Verdacht hatten, ein sehr gefährliches Subject zu sein?"

„Ich gäbe viel darum, wenn Sie es mir sagen könnten, aber ich bezweifle es.“

„So? Na dann hören Sie: es ist ein Detective von New-Orleans.“

„Der Teufel ist er!“ rief Tyrell, in die Höhe fahrend; „und wer sagt Ihnen das?“

„Hier habe ich seine Legitimation!“

„Bolton!“ rief Tyrell, des Sheriffs Arm ergreifend, „reden Sie wahr?“

„Auf mein Ehrenwort! Er hat eben den Gefangenen reclamirt.“

„Dann haben wir ihn!“ schrie Tyrell, mit der rechten Faust in die linke offene Hand schlagend; „denn wenn das ein wirklicher Detective ist, fresse ich ihn mit Haut und Haaren. Aber wo haben Sie das Document?“ frug er, während sie zusammen in das Haus zurückschritten. Bolton reichte es ihm, und Tyrell öffnete es rasch und betrachtete es aufmerksam.

„— Damn it,“ brummte er nach einer Weile vor sich hin in den Bart, „das sieht, hol’ mich der Henker, auf den ersten Blick ächt aus, kann’s aber nicht sein, denn woher hätte es der Schuft! Von der Polizei im Leben nicht.“

„Kennen Sie die Unterschrift?“

Tyrell nahm, statt aller Antwort, sein eigenes Papier heraus, faltete es auseinander und legte es neben das neue.

„Mr. Wolf, how are you?“ sagte der Sheriff, indem er dem jungen Deutschen die Hand reichte. „Wie geht’s mit Ihrem Arm?“

„Danke, besser,“ nickte ihm dieser zu, indem er des Sheriffs Hand nahm und sie schüttelte, „eigentlich ganz gut, wenn ich den Arm auch noch nicht wieder frei bewegen kann; ich bin jetzt wenigstens sicher, daß er nicht steif bleibt. Aber was haben Sie da?“

Tyrell sah kopfschüttelnd über den beiden Papieren und verglich sie mit einander, das eine sah aber genau so aus wie das andere und er konnte keinen Unterschied dazwischen finden.

„Das weiß der helle Teufel,“ knurrte er dabei, „wo der Schuft das Papier her hat, das auf einen Mr. Theodor Smith ausgestellt ist! Die Unterschrift muß ächt sein, der Stempel ist auch genau wie meiner. Ich will gehangen werden, wenn ich mich da hineinsinde.“

„Wollen Sie es mir einmal erlauben?“ sagte Wolf.

„Na, old fellow,“ meinte Tyrell, „wenn ich da keinen Unterschied finde, werden Sie's wohl auch nicht herauskriegen. Ich habe von den Dingen viele unter den Händen gehabt.“

Wolf trat mit den beiden Papieren ans Licht und betrachtete und verglich sie aufmerksam, und in der That, wenn hier eine Täuschung vorlag, so war sie meisterhaft durchgeführt und selbst das Datum kaum zehn Tage älter als Tyrell's selber. Da legte Wolf aber endlich mit seiner Junge erst über den einen, dann über den andern Stempel weg und sagte lachend:

„Jetzt kommen Sie einmal her, Mr. Tyrell, soll ich Ihnen einen Unterschied zeigen?“

„Run?“ rief dieser, begierig auf ihn zuspriingend.

„Einfach der: das Papier selber ist ächt, aber Ihr Stempel ist mit gewöhnlicher fettiger Schwärze abgedruckt, und dieser hier mit chinesischer Tusche künstlich nachgemalt. Sehen Sie, da? Die Tusche löst sich auf und verwischt sich, die Druckerschwärze bleibt unter der Feuchtigkeit unverändert.“

„Best!“ rief Tyrell in vollem Erstaunen — „daran hatt' ich nicht gedacht, also doch. Aber jetzt, Canaille, haben wir Dich. Wolf, Ihr seid ein Goldmann, und nun, Bolton, ersuche ich Sie, Mr. Smith sofort unter sichern Gewahrsam zu nehmen. Sie verhaften ihn vor allen Dingen wegen gefälschten polizeilichen Documents, das Uebrige findet sich nachher, und daß wir nun ohne Weiteres seine Sachen mit Beschlagnahme versehen, versteht sich von selbst. Sind die des Gefangenen schon nachgesehen?“

„Nur oberflächlich, er hat übrigens ebenfalls Werthpapiere bei sich.“

„Und haben Sie die Nummern mit jenem Sattel verglichen, den wir bei dem Ermordeten gefunden?“

„Daran habe ich allerdings nicht gedacht,“ rief der Sheriff; „aber der Lump wird doch damit nicht auch in Verbindung stehen?“

„Wer kann es sagen!“ rief Tyrell; „da sich aber dieser Smith jetzt so für ihn interessiert, daß er sich selber mit seinem

Document vorwagt, so macht ihn das jedenfalls verdächtig, und darüber müssen Sie Gewißheit haben, wenn er vor der Jury steht."

"Dah," lachte der Sheriff, „er wird doch gehangen, und auf ein bißchen mehr oder weniger kommt es dabei nicht an. Aber ich muß wahrhaftig fort; thun Sie mir nur einen Gefallen, Tyrell, gehen Sie mit in mein Haus, vergleichen Sie die Papiere mit den Nummern, und kommen Sie dann nach Bentley hinüber, um mir Antwort zu bringen. Ich muß den Gefangenen vorbringen, denn die Zeit ist um, und mein Publikum wird mir sonst ungeduldig. Die Leute wollen wieder an ihre Arbeit."

„Aber wo sind die Papiere?"

„Ich gebe sie Ihnen."

„Dann kommen Sie mit, Wolf, und wir machen das zusammen ab."

Die Leute vor Bentley's Zelt, wo die Sitzung abgehalten werden sollte, waren in der That ungeduldig geworden, denn die Sonne hatte schon eine ganze Weile den Zenith passirt, und noch ließ sich weder der Richter noch der Sheriff blicken. Allerdings war die Zeit bis dahin zum großen Theil durch das Begräbniß des Kameraden ausgefüllt worden, für den die Zimmerleute rasch einen rohen Sarg zusammengeschlagen und den Todten, fast noch warm, in seine stille Grube gelegt hatten. Jetzt aber, die Arbeit beendet, wollten sie auch den Mörder bestraft sehen, und schon wurde die Furcht in ihnen rege, daß er ihnen am Ende noch entwischen könne. Das zu verhindern, bildete sich auch rasch eine freiwillige Wache, die das kleine Gebäude, in dem er saß, umstellte, obgleich zwei Soldaten mit geladenen Gewehren dabei Wache hatten. Der entging ihnen aber nicht, denn durch die Handschellen wäre schon jeder Fluchtversuch verhindert worden. Uebrigens schien er sich auch keiner besondern Sorge hinzugehen; er wußte, daß er sehr viel Freunde in der Stadt

zählte und einige von diesen sogar gezwungen waren, ihm beizustehen, und sah der Jury deshalb ruhig entgegen.

Und jetzt kam Major Golly, von dem Sheriff begleitet, die Straße herauf; hinter ihnen brachte ein kleiner Trupp Soldaten den Gefangenen, und am Weg standen die Spieler und ihr Anhang und warfen der Gruppe eben nicht freundliche Blicke zu; aber das half ihnen nichts. Wohin sie auch die Augen wandten, sahen sie überall zerstreut einzelne Gruppen bewaffneter Arbeiter, die Revolver im Gürtel, die Büchsen auf der Schulter. An Gewalt war da nicht zu denken und sie mußten geschehen lassen, was sie doch nicht ändern konnten.

Die Sache nahm ihren gewöhnlichen und regelrechten Verlauf, der sich noch dazu sehr einfach herausstellte, da Jeder ja die Thatsache genau kannte. Nach einer kurzen Einleitung vom Major Golly, der die ganze Sache auch nur als eine Form ansah, und der kurzen, bündigen Anklage des Staatsanwalts, ergriff gleich der Vertheidiger das Wort und hob besonders hervor, daß hier in diesem wilden Landstrich jeder Einzelne auf sich selber angewiesen sei, um sein Eigenthum und Leben zu wahren. Würde eins oder das andere angegriffen, so sei man vollkommen berechtigt, sich seiner Haut zu wehren, und der Angeklagte habe eben nicht anders thun können als seinen Gegner, der ihm an Kräften weit überlegen gewesen wäre, niederzuschießen. Er hob dabei das sogenannte Chevalereske ihres ganzen Lebens hervor, jeder Mann seine eigene Festung, sein eigener Hort, und erklärte endlich, daß er fest überzeugt sei, keine Jury dieses und irgend eines andern westlichen Districts der ganzen Vereinigten Staaten könne seinen Klienten, der nur als Mann von Muth und Ehre gehandelt habe, schuldig sprechen.

Der als Staatsanwalt fungirende Advocat erwiderte nur wenig. Er betraf sich auf den Mord, der vor ihrer Aller Augen geschehen. Der Ermordete habe sich nicht das Eigenthum seines Mörders aneignen, sondern nur das zurücknehmen wollen, was ihm seiner Ansicht nach, wie nach dem Zeugniß vieler Umstehenden, in betrügerischer Absicht entwendet wor-

den. Hätte sich der Angeklagte unschuldig gewußt, so genügte es, sich an die Gerichte zu wenden, die ihm schon zu seinem Recht verholfen hätten.

„Oho!“ riefen hier einige der Spieler — aber „Ruhe! Ruhe!“ schrien die Zuhörer, und als der Vertheidiger noch einmal, aber ebenfalls sehr kurz dargelegt hatte, was in diesem Fall den Angeklagten erwartete, wenn sie ihr Schuldig über ihn sprächen, zog sich die Jury zurück, um ihr Urtheil abzugeben.

„Major Golly!“ flüsterte Smith, der jetzt wohl sehen mochte, wie die Sache stand, dem Friedensrichter zu, „ich glaube, es wird Zeit sein, daß Sie erklären, der Gefangene müsse noch eines größeren Verbrechens wegen an Louisiana ausgeliefert werden.“

„Ich denke, wir warten doch erst den Ausspruch der Jury ab,“ erwiderte dieser, ohne sich nach dem Mahnenden umzusehen, „sie werden wohl nicht lange bleiben.“ Und darin hatte er Recht. Die Jury war kaum zehn Minuten abwesend, als sie auch schon zurückkehrte und der Vormann mit monotoner Stimme erklärte:

„Schuldig! Die Jury war einstimmig!“

„Major Golly!“ flüsterte Smith wieder, „erlauben Sie mir vielleicht, daß ich die Versammlung anrede?“

Der Major erhob sich.

„Wenn die Geschworenen den Angeklagten für schuldig erklärt haben,“ sagte er, „so hat er verdient, daß er am Halse aufgehangen werde, bis er todt, todt, todt ist.“

„Fort mit ihm!“ schrie und tobte die Menge; „viel zu lange Zeit haben wir schon mit dem Schuß vertrödelst — hin: aus mit ihm unter den nächsten Baum.“

„Gentlemen!“ schrie da Smith in größter Aufregung, „er: lauben Sie mir nur ein einziges —“

Er fühlte eine schwere Hand auf seiner Schulter, und als er den Kopf erstaunt dahin wandte, sah er Bolton an seiner Seite.

„Mr. Smith oder Goodly oder Broadwell oder wie du sonst heißt, Ihr seid mein Gefangener im Namen des Reiches!“

Der Mann war leichenblau geworden, aber mit vollkommen ruhiger Stimme sagte er:

„Mr. Volton, die Zeit ist schlecht gewählt zum Scherzen. Sie haben meine Legitimation in Händen — entziehen Sie jenen Menschen seinem wirklichen Richter nicht!“

„Fort mit der Canaille — hängt ihn!“ schrie aber indeß der Schwarm der Arbeiter, die auf das Zwischenspiel gar nicht geachtet hatten und nur den Mörder zum Galgen schleppen wollten.

„Halt, Gentlemen!“ rief aber Volton mit donnernder Stimme dazwischen. „Ich habe nicht das Geringste dagegen einzuwenden, daß Sie mir in diesem Falle mein Amt*) abnehmen —“

„Hurrah für Volton!“ jubelte der Schwarm.

„Aber es ist möglich, daß Sie gleich doppelte Arbeit bekommen. Hier dieser Bursch hat sich als Detective declarirt und verlangt den Gefangenen, um ihn an die Gerichte in Louisiana auszuliefern.“

„Er soll zu Graze gehen!“ schrie ein langer Kentuckier, „was geht uns hier Louisiana an?“

„Aber das Document, was er vorgezeigt hat, ist gefälscht!“ überschrie Volton den Lärm, „und als wir jetzt die bei dem Verurtheilten confiscirten Sachen nachsahen, kamen wir noch auf eine andere Spur. Der gestern hier in der Nachbarschaft ermordete Deutsche trug einen kleinen Leberbeutel um den Hals, in welchem sich nur ein mit Nummern beschriebenes Blatt fand, und zwar acht Nummern. Der Verurtheilte hatte in seinem Besitz vier Staatspapiere, welche merkwürdiger Weise die Hälfte der Nummern bilden. Ich verlange, daß dieser Bursch hier, der sich fälschlicher Weise für einen Detective ausgegeben hat, genau untersucht wird, ob wir nicht die anderen Papiere bei ihm finden.“

„Strip him!“ schrie ein langer Hoosier, „reiß ihm die Feseln vom Leibe, wenn er sich nicht gutwillig durchsuchen läßt.“

„Gentlemen!“ rief Smith, aber seine Stimme war heiser

*) Es ist in den Vereinigten Staaten des Obersten Amt, die verurtheilten Verbrecher aufzuhängen.

geworden und die Worte rangen sich ihm angstvoll aus der Brust, „das ist eine nichtswürdige Verleumdung — ich bin ein Ehrenmann — viele Gentlemen hier kennen mich von früher her — dort der Herr kann Bürgschaft für mich stellen,“ und der ausgestreckte Arm deutete auf Wolf, den er, wie sein Blick angstvoll umherschweifte, unter der Menge erkannt hatte.

„Wer? wer?“ riefen die aufmerksam gemachten Leute, „wäre ganz gut; Eure Freunde kennen zu lernen. Hallo, Stranger, was wißt Ihr von dem Herrn da?“

„Sehr wenig,“ lächelte Wolf, „und eigentlich weiter nichts, als daß er uns vor einiger Zeit im Wald drin, wo wir von Indianern bedroht wurden, ausriß und gestern, als ich ihn, auf eines Beamten Wunsch, leise mit dem Namen eines Jenem bekannten Gauners anredete, auf den Namen hörte.“

„Das ist eine nichtswürdige Lüge,“ schrie Smith, „jener Mensch —“ aber er kam nicht weiter, denn die Nächststehenden hatten ihn schon gepackt; im Nu waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden und wenige Minuten später seine Taschen von Allem geleert, was sie enthielten. Aber man machte hier einen weit größeren Fund als man erwartet hatte; um den Leib gegürtet trug er nicht allein eine schwere Rolle mit Banknoten, sondern auch ein Paket mit Staatspapieren, und wie das geöffnet wurde, rief der Sheriff:

„Halt! Gentlemen, sehen Sie nach, ob sich unter den Papieren vier Staatenbonds mit den vier fehlenden Nummern finden,“ und er las dabei die Nummern ab.

„Halt! langsam, Sheriff!“ riefen Andere, „wie waren die Nummern?“

„12,114 —“

Augenblickliche Stille folgte — Alles drängte herzu, um mit nachzusehen.

„Hier ist sie!“ schrie da plötzlich eine Stimme.

„21,209 —“

„Hier ebenfalls!“ jubelte ein Anderer.

„Und das ist die Uhr, die der Unglückliche getragen, als er an jenem Morgen ausritt, um sein Maulthier zu suchen,“ rief ein Deutscher, der sich ebenfalls zu den Sachen gedrängt

hatte, „ich bin jeden Augenblick bereit darauf zu schwören, denn ich habe sie selber noch am Abend vorher genau gesehen.“

„Und hier an dem Messer!“ rief jetzt Tyrell, der sich ebenfalls herbeigezogen, „klebt auch im Gefüge noch Blut. Das ist jedenfalls das kleine Messer, mit dem er den Unglücklichen scalpiert hat.“

Die Aufregung war furchtbar. Alles schrie und lärmte durcheinander, bis ein lauter Aufschrei das Toben unterbrach. Von den Spielern hatte nämlich einer versucht, während sich Alle um Smith sammelten, die Bande des Verurtheilten mit einem scharfen Messer zu durchschneiden, und diesem vielleicht Gelegenheit zur Flucht zu geben. Die Wachen ließen ihn aber nicht aus den Augen, und der Büchsenkolben eines der Arbeiter traf den unberufenen Befreier dermaßen in den Nacken, daß er mit einem kläglichen Aufschrei zusammenknickte.

Und wie setzten die wilden Gesellen jetzt zwischen die Spielerbande hinein — der Raum war im Nu von ihnen gesäubert, und —

„An den Baum mit Beiden!“ tobte es von allen Seiten.

„Gentlemen!“ schrie da der Richter, indem er auf die eine Bank sprang, „das geht nicht. Wir müssen die Gesehe beobachten und jedenfalls erst eine andere Jury über diesen neuen Fall vernehmen.“

„Oh hol’ Euch der Teufel, Judge!“ schrieken aber nicht allein die Arbeiter, sondern auch ein Theil der Bewohner von Smithfield, „was sollen wir noch lange Umstände mit dem Schuft machen. Fort mit den beiden Galunken — an den Baum! an den Baum!“

Noch fanden sie einen Widerstand.

„Gentlemen!“ rief Tyrell, der sich eine Bank quer vor den Eingang geschoben hatte, darauf gestiegen war und ein Papier hoch emporhielt. „Wollen Sie mich einen Augenblick anhören?“

„Was giebt’s? was ist da? Bahn da frei!“ riefen Andere, „Ihr könnt nachher sprechen — alle Worte helfen Euch nichts.“

„Gentlemen!“ schrie Tyrell noch lauter und ohne von seinem Platz zu weichen. „Ich berufe mich auf das Zeugniß unseres Richters und Sheriffs, denen ich meine Papiere schon lange vorgelegt. Ich bin Detective von New-Orleans, und —“

„Noch ein Detective?“ schrie da eine feine Stimme dazwischen, „auch wieder so Einer? Hängt doch den Kerl gleich daneben — laßt ihn nicht fort!“ Und wie der Schwarm mit einem lauten Hurrah heranstürmte, warfen sie die Bank um und stürzten über Tyrell her, der nur in dem Gewirr, das jetzt entstand, größeren und ernstlichen Mißhandlungen entging. Bolton und Wolf mit des Richters Hülfe hatten wirklich die größte Mühe, ihn der aufgeregten und überreizten Volksmasse zu entziehen, denn ein Theil von dieser schien es sich nun einmal wirklich in den Kopf gesetzt zu haben, daß er mit zu der „Bande“ gehöre, und wollten jetzt summarisch mit Allen verfahren.

Da war auch kein Halten mehr. Der Richter machte noch einen Versuch, wenigstens diesen Mr. Smith seiner Strafe zu entziehen. Bolton, als ein energischer und waderer Mann bekannt, auf dem auch nicht der Schatten eines Verdachts haften konnte, verbürgte sich mit Allem, was er habe, dafür, daß der Verbrecher seiner Strafe nicht entgehen solle — es blieb aber Alles umsonst. Der Rord mit seinen Einzelheiten, der abgezogene Scalp, das Alles war mit den neu eingetroffenen Arbeitern schon den Tag über besprochen worden und hatte sie auf das Schwerste erbittert. Jetzt wußten sie die beiden Mörder in ihrer Gewalt und sollten, wenn auch nur einen von ihnen wieder herausgeben? — Sie dachten gar nicht daran.

Smithfield lag, wie schon früher erwähnt, am äußersten Rand eines breiteren Waldstreifens, wo eine weit ausgestreckte Prairie wieder begann, und einzelne Besitzer hatten kluger Weise auf ihren Grundstücken die alten Eichen stehen lassen, und sich ihr Feuerholz lieber weiter hergeholt, um nicht jeden Schatten in der Nachbarschaft der Stadt zu zerstören. Gerade an der Ecke der Straße befand sich ein solches Terrain, auf welchem ein Yankee eine Wirthschaft angelegt hatte, und da-

hin wälzte sich jetzt der Zug. Einer der Leute brachte aus dem Handwerksmagazin ein paar Stricke, ein Anderer ein Talglicht, womit sie unterwegs von den Leuten eingerieben wurden. Smith wehrte sich wie ein Verzweifelter: zu rasch, zu furchtbar rasch war das Alles gekommen, so daß er nicht einmal an die Möglichkeit eines solchen Schicksals glauben wollte — aber was halfen ihm die Ausbrüche seiner machtlosen Wuth — die Ellbogen wurden ihm fest auf den Rücken geschnürt, so daß er sich nicht rühren und nicht regen und nur seine Füße gebrauchen konnte, und vorwärts gestoßen von der erbarmungslosen Menge, gingen sie ihrem Opferplatz entgegen.

„Gentlemen!“ rief ein alter Herr, als sie mit wahrhaft entseßlicher Schnelle über einen ziemlich niedrigen und mächtigen Ast einer Eiche die Stricke geschlungen hatten und die Opfer jetzt herbeiführten. — „Gönnt den Unglücklichen um des Himmels willen nur so viel Zeit, um ihre Gedanken Gott zuzuwenden und ein kurzes Gebet zu sagen.“

„So viel Zeit, wie sie sich bis jetzt zum Gebet genommen haben, sollen sie auch haben!“ rief einer der Arbeiter, „und das ist ungefähr so viel, als Jemand braucht, „Judge“ zu sagen — fort mit ihnen Alles fest, Will? Wirf das Ende hier herunter — wir bringen sie schon in die Höhe.“

„Halt, Gentlemen!“ rief da ein Mann, der athemlos mit einem großen Kasten und einem Gestell angerannt kam, während ein junger Bursch mit einem andern Kasten hinter ihm drein stürzte, „einen Augenblick nur Halt!“

„Hat noch Jemand Lust, mit zu hängen?“ schrie Einer der Leute; „verdammt will ich sein, wenn ich nicht dem Ersten, der uns jetzt noch in die Quere kommt, den Strick selber um den Hals ziehe. Vorwärts, Jungen, es hat lange genug gedauert.“

„Aber ich bin ja der Photograph!“ rief der Filige, „ich möchte die Aufnahme machen — warten Sie nur so lange, bis ich einen passenden Platz gefunden habe, und wenn die Kerle hängen, bitte, stehen Sie einen Augenblick Alle still.“

Ein wiederndes Gelächter folgte der Aufforderung, aber

es lag Humor in der Sache und die Leute wußten, daß der Mann mit diesen Bildern viel Geld verdienen konnte — wollten sie doch Alle eins davon haben. Unter dem Baum selbst wurden die Unglücklichen festgehalten; es sollte dort die erste Aufnahme stattfinden, und der erste Verurtheilte, völlig gebrochen, hätte sich dem auch gefügt, aber Smith, zur Raserei fast getrieben über eine verartige Schmach, warf sich gegen seine Wächter mit einem solchen Angestüm an, daß diese kaum im Stande waren ihn zu halten. An eine Aufnahme war aber unter solchen Umständen nicht zu denken; der Photograph gerieth in Verzweiflung, doch die Leute wurden selber ungebulbig.

„Auf mit ihnen!“ schrie es von verschiedenen Seiten, „wir kommen jetzt schon wenigstens zwölf Stunden später nach San Francisco.“

Wieder ein Kampf und ein wilder Aufschrei, aber zwanzig, dreißig Mann warfen sich zugleich an die Seile, und blitzschnell stiegen die schweren zuckenden und strampelnden Körper in die Luft; wenige Minuten, dann war Alles vorüber, und der Photograph konnte jetzt in Ruhe, wenigstens die Leichen, in seinem Lichtbild fassen.

Tyrell war außer sich, daß ihm seine Beute so unter den Händen fortgerissen worden; denn wenn der Bursche auch seine Strafe erlitten hatte, genügte ihm das nicht, weil ihm dadurch die Ehre entging, ihn selber aufgespürt und den Gerichten in New-Orleans überliefert zu haben.

Er machte sich auch fertig, um mit dem nächsten sogenannten Constructions-Train, der Schwellen und Schienen gebracht, nach St. Louis und von da nach New-Orleans zurückzukehren. Nur eine Photographie der Execution wollte er noch mitnehmen. Es war das der einzige Beweis, den er über seine Thätigkeit einliefern konnte.

„Wann gehen Sie, Tyrell?“ frug ihn Wolf, als sie zusammen in die Hauptstraße wieder einbogen.

„Morgen früh eher bekomme ich die Photographie nicht und früher geht auch kein Zug. Aber ich dachte Sie wollten noch länger hier bleiben.“

„Mir ist die Lust vergangen,“ sagte Wolf, mit dem Kopf schüttelnd, „denn ich habe ein wildes, aber kein wüstes Leben gesucht, und das hier ist schlimmer als wüst — es ist eitelhaft. Nein, mein Arm ist so weit geheilt und Bolton hat mich schon gefragt, ob ich ihm mein Pferd nicht verkaufen könne. Ich zweifle nicht, daß hier Geld zu verdienen ist, wenn man nur zwischen diesem Volk ausharren kann, aber das kann ich eben nicht — also morgen früh fahren wir zusammen.“

Ein Heirathsantrag.

Auf „Lobenstein's Farm“ bei Donnersville, wie der Platz noch immer genannt war, wurde ein kleines Familienfest gefeiert, und zwar nichts Geringeres, als die Verlobung Katharinens, Georg Donner's jüngster Schwester, mit dem jungen Doctor Hellborn aus Donnersville.

Hellborn hatte sich als ein so tüchtiger Arzt gezeigt und war nicht allein in Donnersville selber, sondern auch in der ganzen Umgegend so allbeliebt und gesucht geworden, daß er sich, noch dazu mit dem liebenswürdigen Umgang den er überall fand, entschloß, seinen bleibenden Aufenthalt da zu nehmen. Ein Doctor muß aber, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, selber eine Frau haben, wenn die übrigen Frauen Vertrauen zu ihm fassen sollen, und des alten Pastor Donner reizendes Töchterchen hatte es ihm denn auch bald genug angethan. Katharina selber gewann ihn ja auch seines tüchtigen und immer so freundlichen Wesens wegen lieb, wie ihn die ganze Donner'sche Familie schon lieb gewonnen hatte. Die beiden jungen Leute fühlten sich zu einander hingezogen, und als der Doctor in ehrbarer, alt hergebrachter Weise um Rätchen's Hand anhielt — er war seiner Sache schon ziemlich gewiß, daß Rätchen selber nicht „nein“ sagen würde — umarmte ihn der alte Herr mit Freudenthränen im Auge.

Die ganze Sache hatte allerdings nicht das geringste Romanhafte oder Abenteuerliche; keine Schwierigkeiten waren zu überwinden, keine Intriguen zu spielen und kein langer und vielleicht ungewisser Brautstand lag vor ihnen, aber die beiden jungen Leute schienen deshalb nicht weniger glücklich, und blau und sonnenklar spannte sich der Himmel über ihnen und sandte die, wenn auch etwas kalte, Wintersonne ihre Strahlen in das Gemach, in dem sich gute und glückliche Menschen versammelt hatten.

Drüben im Westen, in einem District, der sich jetzt mit der Bahn in wenigen Tagen erreichen ließ, herrschte ein schlimmerer Zustand, als er sich unter den rohesten und wildesten Indianerstämmen denken ließ — und doch nannten sich die Leute amerikanische Bürger, — im Süden gährte und kochte der alte Rebellengeist, der dem Lande schon Hunderttausende von Menschenleben gekostet hatte — hier war Ruhe und Frieden, Glück, Wohlstand und Sicherheit, und der schaffende Fleiß rühriger Hände vertrieb schon von selber das Verbrechen aus der Nachbarschaft.

Es war Winter und bitterkalt hier oben im Norden geworden, aber die Deutschen hatten sich nicht auf die alte trostlose Sitte der Amerikaner beschränkt, die früher nur Kamine kannten und mit diesen nicht allein eine Unmasse von Holz verwüsten, sondern trotzdem nie im Stande waren, ein Zimmer zu durchwärmen. In allen den Gemächern die zu Lobenstein's Farm gehörten, standen praktische und große Ofen, Kohlen hatten sie außerdem im Ueberfluß, und die Räume waren sämmtlich und gleichmäßig durchwärmt — selbst der große Saal, in dem sie sich heute zusammengefunden, und es war eine wirkliche Lust, die beiden alten Herren, den Pastor Donner und den Professor Lobenstein, zu sehen, wie sie in ihren bequemen Lehnstühlen, gewissermaßen das Ganze überschauend, ruhten und sich an dem Glück ihrer Kinder freuten.

Und was für ein bunter, prächtiger Kreis hatte sich um sie versammelt und belebte den weiten, wohnlichen Raum, in dem es von Kindern und Enkeln wimmelte und holde Frauengestalten dazwischen ordnend und ermahnend umherschritten.

Wie aber auf fast allen Zügen ein freundliches, glückstrahlendes Lächeln lag, so bewegte sich doch eine Gestalt in dem Kreis, an Lieblichkeit den Anderen wahrlich nichts nachgebend, aber ernst in ihrem ganzen Wesen, ja mit einem Zug von Schmerz und Bitterkeit um die feingeschnittenen Lippen, der nur zu scharf gegen das sie umgebende fröhliche Leben abstach.

Es war Helene Berger, die Stieftochter der Frau von Passedom, die in der Kellmann'schen Familie nicht allein so herzliche Aufnahme gefunden, sondern auch in den wenigen Monaten schon ein Liebling der ganzen Farm geworden, so daß die Kellmann'schen wie Donner'schen Kinder mit unendlicher Liebe an ihr hingen. Sie that auch in der That Alles, was sie den kleinen Wesen an den Augen absehen konnte, und wenn es möglich gewesen wäre, ein Lächeln auf die feingeschnittenen Lippen zu rufen, so hätten diese es vermocht, aber selbst denen gelang es nicht. Gut und freundlich war sie mit ihnen Allen, und wie sie sich rasch in der Wirthschaft eingezeichnet und zurechtgefunden, war sie der Frau Kellmann besonders eine so wesentliche Hülfe und Stütze geworden, daß Kellmann selber, wenn er nach Donnersville zu Nothwein kam, gar nicht Worte genug finden konnte, um Helene, wie sie auch dort im Hause auf ihren eigenen Wunsch genannt wurde, genügend zu loben. Nur heiterer hätten sie die guten Menschen gern gesehen, aber die vergangene und furchtbar verlebte Zeit, über die sie jedoch nie ein Wort sprach, lastete noch zu schwer auf der Armen, und ihr Charakter war zu ernster Art, um das frühere Leid — wenn auch jetzt überstanden, doch wieder so rasch und leichtsinnig abschütteln zu können. Sie fühlte sich noch immer gedrückt — wenigstens konnte man es glauben, obgleich sie sich bewußt sein mußte, daß sie den Platz, den sie übernommen, als Stütze der Hausfrau, auch vollständig ausfüllte. Anna Kellmann war von Jugend auf zart gewesen, so daß sie keine übergroßen Anstrengungen ertragen konnte, und jetzt mit vier Kindern nahm auch die Sorge um diese ihre Zeit stark in Anspruch. Eine bessere und liebevollere Hülfe als Helene hätte sie sich aber kaum wünschen können.

Der alte Herr von Passedom kannte allerdings den Auf-

enthalt seiner Tochter und war selber herausgetommen, um wenigstens noch einmal den Versuch zu machen, sie zurückzuholen. Sie begegnete ihm aber mit so eifriger Kälte, und erklärte ihm so bestimmt, daß sie lieber als Dienstmagd zu einem deutschen Bauer ziehe, ehe sie sein Haus je wieder betrete — ja warf solche dunkle und drohende Andeutungen über Vergangenes hin, wenn er sie etwa zwingen wolle, daß er sich bestürzt zurückzog und den Versuch auch nicht mehr erneute. Er hatte seine Wahl selber getroffen und mochte nun auch die Folgen tragen.

Allerdings richtete Kellmann, als jetziger Beschüher Helenens, bald darauf und in ihrem Namen die Aufforderung an ihn, Helenens ihr von ihrer Mutter zustehendes Vermögen an sie auszuliefern, aber ohne Erfolg. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er das selber verbraucht, und daß seine jetzige Frau nichts von ihrem Geld herausgab, ließ sich denken, möglich war auch, daß sie ihr wie sein Vermögen in Händen hatte und dann eben so wenig willens war, sich von einem Theil desselben zu trennen; das Resultat blieb das nämliche.

Roskwein hatte Kellmann schon lange gerathen, die ganze Gesellschaft zu verklagen; erstlich aber war ein Proceß in Amerika, wo nicht einmal die Beweise geliefert werden konnten, sehr unsicher in seinem Erfolg mit ganz sicheren und bedeutenden Kosten, und dann weigerte sich Helene selber auch auf das Entschiedenste, einen solchen Schritt zu thun. Sie sei, wie sie erklärte, jung und kräftig und könne sich ihr Brod selber verdienen, im Hause ihres Stiefvaters habe sie aber, wenn weiter nichts, doch wenigstens arbeiten gelernt, und das Vergangene sollte vergessen und begraben sein.

Helene war die letzte halbe Stunde beschäftigt gewesen, den großen Tisch zu decken, wobei ihr Katharina und Marie Donner halfen, Georg aber schleppte, von seinem Bruder dabei unterstützt, den Wein herbei, und Alles deutete darauf hin, daß bald gegessen werden sollte.

„Aber, Georg,“ sagte Marie, als dieser eben wieder das Zimmer betrat, „wo nur Herr Roskwein heute bleibt, und jetzt ist es schon ein Viertel nach ein Uhr, und wir könnten essen, wenn er eben da wäre.“

„Ist es ihm denn auch ordentlich ausgerichtet worden?“ frug Georg.

„Ich habe ihn selber eingeladen,“ sagte Hellborn, „und er hat mir fest versprochen, pünktlich zu kommen. Er muß irgend eine Abhaltung bekommen haben, sonst wäre er gewiß schon da, und geschäftlich kann die nicht gewesen sein, denn seine Barbierstube hat er seit gestern geschlossen, um sich ganz dem Bau seiner neuen Fabrik, der schon tüchtig in Gang ist, zu widmen. Ein reizendes kleines Häuschen baut er sich daneben, und die Lage an dem Bach und unter dem Wald ist wirklich wundervoll, noch dazu, da er jetzt die Gewißheit hat, daß er, in kaum zehn Minuten Entfernung von der Bahn, dort später wenigstens eine Haltestelle für Güterzüge bekommt.“

„Also er hat seine Barbierstube wirklich aufgegeben? Er sprach schon längere Zeit davon.“

„Ja, und was ihn bewogen hat sie je zu öffnen, kann ich mir wenigstens nicht denken.“

„Sie kennen ihn von Deutschland her?“

„Gewiß, und genau, er war einer der tüchtigsten und sogar berühmtesten Aerzte in Sachsen.“

„Ob ich es mir nicht gedacht habe,“ sagte Donner, still vor sich hin mit dem Kopfe nickend, „und hat hier nie bewogen werden können zu practiciren, ja wurde wüthend, wenn man ihn nur Doctor nannte.“

„Er verheirathete sich vor etwa sechs oder sieben Jahren mit der Tochter eines reichen Gutsbesizers — er war selber sehr wohlhabend, und hatte eine Praxis in X., die er kaum bewältigen konnte. Da erkrankte seine Frau, eine der liebenswürdigsten Wesen, die ich je gesehen, gleich nach dem ersten Wochenbett am Nervenfieber und starb mit dem Kind. Von dem Augenblick an gab er seine Praxis auf und verließ, kaum vier Wochen später, die Stadt, ohne auch nur einem Menschen zu sagen, wohin er sich wenden würde. — Er war plötzlich verschwunden und Niemand hörte auch wieder von ihm, bis ich, höchst erstaunt, ihn hier in Donnersville als Barbier wiederfand. Ich hätte eher des Himmels Einsturz vermuthet.“

„Hückler hat er fortgebissen,“ lachte Georg Donner.

„Auf eine prächtige Weise,“ rief Hellborn; „übrigens mußte ich selber nicht, daß Rostwein ein so ausgezeichnetes Frescomaler ist. Sie haben doch das Bild gesehen?“

„Gewiß — oft; es war von sprechender Ähnlichkeit.“

„Und wenn Hückler sich nur noch in seiner Thür zeigte, blieben die Jungen stehen und verglichen Beide mit einander. Uebrigens hat der Bursche Schaden genug in Donneröville angerichtet, und zum Beispiel zwei von meinen jetzigen Patienten, denen eigentlich sonst gar nichts geschäht, dermaßen mit Calomel angefüllt, daß sich die bösen Folgen sicher noch in späteren Jahren zeigen. Ich habe einige seiner Medicinen untersucht und begreife nicht, wie eine menschliche Natur solche Dosis von Quecksilber ausgehalten hat.“

„Wohin ist er?“

„Kein Mensch weiß es; er verkehrte in der letzten Zeit viel mit einem Yankee-Agenten, der Emigranten für den Süden warb. Möglich, daß er sich hat beschwären lassen dort hinunter zu gehen. Wir sind froh, daß wir ihn los sind, denn er war einer von diesen unaussprechlichen Deutsch-Amerikanern, die sich ihrer Abstammung schämen und den wirklichen Amerikaner spielen, und seine Frau dabei das eingebildeste, eitelste Ding von einer american lady, was mir in meinem Leben vorgekommen ist. Sie hat auch von ihrem Mann ein paar Mal, und noch dazu vor anderen Leuten, ernstlich verlangt, daß er hinübergehe und Rostwein so lange prügeln solle, bis er das scheußliche Bild wegnähme. Der hielt sich aber wohl, denn Rostwein hätte den Spieß gewünscht schnell umgekehrt. Nachdem die Lady dann wüthend erklärt, ihr Mann sei ein coward und dutschman, was er beides nicht leugnen konnte, packten die Gatten ihren Koffer mit dem Gerippe und allen sonstigen Herrlichkeiten auf und zogen von dannen.“

Helen, die mit der einen Kleinen auf dem Schooß dicht bei gefessen hatte, wo Hellborn und Georg mitsammen sprachen, konnte von dort aus zugleich den Eingang des Gartens übersehen und sagte ruhig, indem sie aufstand und das Kind an die Hand nahm:

„Da kommt Herr Roshwein mit noch einem andern Herrn.“

Kellmann war auch herangetreten, hatte aber kaum den Blick hinausgeworfen, als er auch schon ausrief:

„Lebermann! Bei Gott!“

„Lebermann?“ sagte Georg Donner, „wer ist das?“

„Oh, Fortmann wollte ich sagen — aus Covington — ein alter lieber Freund von mir, noch von Deutschland her, der mir schon lange versprochen hatte, mich einmal hier auf der Farm zu besuchen. Das trifft sich heute wundervoll, und Roshwein hat ihn jedenfalls gleich mit herausgebracht. — Jetzt soll er auch nicht ausgezankt werden, daß er so spät kommt.“

„Onkel Roshwein!“ schrien die Kinder und stürmten in diesem Augenblick alle nach der Thür. „Hoh! Onkel Roshwein ist wieder da, und nun spiel' ein bißchen mit uns — komm — komm hier herein, Onkel!“

„Halt!“ rief aber Marie Donner als Wirthin, „erst wird gegessen. Herr Roshwein, wir fürchteten schon, daß Sie gar nicht kämen.“

„Ich habe Sie lange warten lassen, beste Frau,“ sagte Roshwein, ihr die Hand bietend, die sie lächelnd nahm, „seien Sie mir nicht böse; aber dieser verzweifelte Mensch hier, den ich mit herausbringen mußte, hörte kaum, daß hier ein Familienfest gefeiert würde, als er es sich, weiß es Gott, in den Kopf setzte, er könne dabei nicht ohne Glacehandschuhe erscheinen. — Wahrhaftig 's ist wahr! — und da haben wir denn natürlich eine Menge kostbare Zeit vergeudet, um die aufzutreiben.“

Die verschiedenen Familienglieder — die Kinder hingen schon alle an ihm herum — kamen jetzt herbei, um ihn zu begrüßen, und des Händeschüttelns war auf dieser Seite kein Ende, während an der andern Kellmann seinen Freund Fortmann erst auf das Herzlichste selber begrüßte und dann ebenfalls vorstellte. Es kannte ihn auch da Niemand, denn Lobensteins mochten vielleicht früher einmal mit dem Actuar Lebermann in Heilingen zusammengetroffen sein, waren aber nie näher mit ihm bekannt gewesen und mußten ihn jedenfalls,

da er früher noch dazu ein glatt rasirtes Gesicht trug, längst vergessen haben, dachten wenigstens nicht im Entferntesten daran, ihm hier wieder zu begegnen.

Koschwein hatte indessen — und die Kinder liebten ihn kaum — Helene Berger begrüßt, die sich, als die Herren eintraten, scheu zurückgezogen.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte er herzlich, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie so wohl zu sehen. Nur noch recht ernst sehen Sie aus, und das müssen Sie auch noch ändern. Sie sind hier unter lauter guten Menschen, die es Alle gut mit Ihnen meinen, lassen Sie auch die trüben Gedanken und Erinnerungen hinter sich.“

„Wohl bin ich unter guten Menschen,“ sagte Helene mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme, „aber doch immer nur eine Fremde, und gerade die große Liebe und Güte, die mir von allen Seiten entgegengebracht wird, drückt mich fast mehr, als sie mich hebt.“

„Und darin eben haben Sie Unrecht, liebes Fräulein,“ sagte Koschwein, der dem jungen Wesen gegenüber sein sonst fast stets sarkastisches, oft sogar bitteres Wesen abgelegt hatte und ihr dabei voll und treuherzig in die Augen sah. „Wir hier in Amerika sind ein ganz anderes Volk wie daheim, wir haben uns nicht allein körperlich, sondern wohl auch geistig hier geändert, und zwar auf eine ganz wunderbare Weise. Was wir nämlich in Deutschland selber nie waren, das sind wir plötzlich hier Alle miteinander geworden: wirkliche Deutsche, und die alten, elenden Vorurtheile der Heimath konnten gleichfalls das Seewasser nicht vertragen. Wir wurden nicht allein Deutsche, sondern auch Menschen, mit dem Bewußtsein der Gleichberechtigung bei Allen die auch etwas leisten, und damit erwachte, was Viele daheim kaum dem Namen nach gekannt: unser Selbstgefühl. Der gewöhnliche Arbeiter hier, wenn er sonst ein rechtlicher und braver Mensch ist, hat denselben Werth wie der Arbeitgeber; er füllt seine Stelle aus, und das ist Alles, was von ihm verlangt werden kann und verlangt wird.“

„Essen! Essen! Essen!“ jubelte die Kinderschaar dazwischen.

„Meine Herren, wählen Sie sich eine Dame!“ rief Georg, und Rostwein bot Helenen ohne Weiteres den Arm.

Das junge Mädchen warf den Blick einen Moment schüchtern umher, Rostwein aber nahm ihre Hand, zog ihren Arm ruhig in den seinen und schritt dann mit ihr zur Tafel hinüber.

Und das war ein fröhlich heiteres Leben bei Tisch, das lachte und jubelte durcheinander und toastete nach Herzenslust — erst den Verlobten — wie sich von selber verstand — dann dem Letztgeborenen der Frau Kellmann, dann den beiden „Patriarchen“: dem Pastor Donner und Professor Lobenstein — dann aber kam auch, von Hellsborn ausgebracht, ein „Pereat den Junggesellen“ und allen Solchen, die es bleiben wollten.

Da stand — wie nur die Gläser ausgeklungen hatten — Rostwein auf und sagte mit ernsthafter Miene:

„Wenn ich etwas auf der Welt hasse, so sind es die Renegaten. Kaum hat dieser junge Mensch — und noch nicht einmal mehr als einen halben Schritt aus seinem Junggesellenstand — in dem er sich doch bis dahin wohl gefühlt — gethan —“

„Das leugne ich!“ rief Hellsborn.

„Als er sich auch schon umdreht,“ fuhr Rostwein ruhig fort, „und die zwei einzigen Repräsentanten desselben, die sich hier am Tische befinden — und Beide sind nicht einmal Junggesellen, sondern Wittwer, verunglimpft. Außerdem er-
suche ich ihn uns zu beweisen, daß wir die Schuld unseres ledigen Standes tragen oder — die Damen? — ob wir nicht die besten Absichten hegen, uns zu — sagen wir es gerade heraus — zu verbessern, und ob nicht vielleicht allein unglückselige Umstände oder angeborene Schüchternheit uns daran verhindert haben einen derartigen Schritt zu thun?“

„Sind Sie schüchtern, Rostwein?“ frug ihn Georg lachend.

„Wenn Sie es nicht glauben,“ sagte Rostwein mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, „dann er-
suche ich Sie, die anwesenden Damen einzeln zu fragen, ob mich eine von

ihnen haben möchte, und Sie sollen sehen, wie bereitwillig ich mich ihnen stelle."

Die jungen Mädchen und Frauen hatten mitsammen über die ernststen Aeden gelächelt, und selbst um Helenens Lippen legte sich ein leises Lächeln; jetzt blieben aber nur noch die Frauen in ihrer heitern Stimmung, die jungen Damen, unter denen sich auch noch mehrere Freundinnen Katharinens befanden, waren auf einmal feuerroth geworden und schwiegen still.

"Hallo!" rief aber Hellborn, „das ist eine directe Aufforderung, meine Damen! Sie sind um Ihre Stimmenabgabe ersucht."

"Darf ich auch mitstimmen?" frug schelmisch Katharine.

"Halt, nein!" rief aber der junge Doctor, „dagegen muß ich protestiren."

"Sehen Sie, das ist mein gewöhnliches Wech," sagte Kosswein; „wie damals bei jenem Examen der Student erklärte, er — habe gewußt woher das Nordlicht entsände, es aber wieder vergessen — der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der es gewußt hat, so ist auch hier die einzige Dame, die, wie es beinahe scheint Lust zu mir hätte, nicht mehr in der Lage sich frei auszusprechen, und dann will uns so ein Doctor auch noch Vorwürfe machen?"

"Dann versuchen Sie selber Ihr Glück, Kosswein!" rief Georg — der genossene feurige Wein hatte sie Alle ein wenig aufgeregt — „und fragen Sie bei den verschiedenen Damen an. Wir unterstützen Ihre Werbung."

Kosswein war plötzlich merkwürdig roth geworden — er nahm die Lippen zusammen und seine Augen betamten ein ganz eigenthümliches Feuer.

"Gut!" sagte er auf einmal, „ich nehme Sie beim Wort — dann fange ich aber gleich bei meiner Nachbarin zur Rechten an. — Also, liebes Helenchen, hier ist ein armer, allein in die Welt gestoßener Mensch —"

"Herr Kosswein," rief Helene, der zuerst das Blut voll in die Schläfe stieg, ihre Wangen aber dann fast farblos ließ, „mit einem solchen Scherz sollten Sie nicht bei mir beginnen."

„Denn es ein Scherz wäre, Helenehen,“ fuhr aber Rofwein in voller Ruhe fort, „so würde ich das auch nie gewagt haben, aber es ist mein bitterer und heiliger Ernst. Sie können mir auch nicht vorwerfen, daß ich die Sache heimlich betrieben habe — hier vor allen den werthen Gästen — aber lauter liebe Freunde von uns, frage ich Sie, ob Sie mir vertrauen, daß ich Sie glücklich machen und wieder ein Lächeln auf Ihre Züge zurückerufen könne?“

Tobtenstille herrschte in dem weiten Saal; die jungen Damen besonders wagten kaum zu athmen, und selbst Georg Donner sah den Freund gespannt an. Das klang nicht wie Scherz; es wäre auch ein häßlicher, eines braven Mannes nicht würdiger Scherz gewesen, und gerade Rofwein würde ihn nie gewagt haben.

Helene stand plötzlich auf und wollte den Tisch verlassen, Rofwein aber ergriff ihre Hand und sagte herzlich:

„Ich verlange jetzt keine Antwort von Ihnen — sprechen Sie erst mit Frau Kellmann oder anderen Freundinnen, die Sie haben — morgen frage ich dann wieder vor,“ und ihren Arm losreisend, eilte das junge Mädchen jetzt, wie mit Blut übergossen, aus dem Saal.

„Aber, Rofwein, sind Sie denn des hellen Teufels?“ rief Hellborn, wie Helene nur die Thür hinter sich geschlossen, „war denn das Ernst?“

Rofwein wandte ihm einen ruhigen, fast strafenden Blick zu, aber das Lächeln lehrte rasch auf seine Lippen zurück und sich zu dem übrigen jungen Volk wendend, sagte er:

„Meine Damen, Sie müssen mich für heute entschuldigen, aber ehe ich nicht eine entscheidende Antwort von Fräulein Berger habe, kann ich natürlich meine Werbung nicht fortsetzen. Doctor Hellborn wird mir aber das Zeugniß geben, daß ich keine Zeit versäumt habe, seiner Aufforderung Genüge zu leisten.“

„Rein, wahrhaftig nicht!“ rief Hellborn, der sich noch immer nicht von seiner Ueberraschung erholen konnte, „aber das arme Mädchen haben Sie auf den Tod erschreckt.“

„Bin ich denn wirklich so entseßlich?“ sagte Rofwein mit einem so drolligen Zug um den Mund, aber doch auch wie-

der mit so rührender Stimme, daß der überhaupt leicht erregbaren jungen Frau Donner schon die Thränen in die Augen kamen. Ihre Schwester, Anna Kellmann, war aber, wie nur Helene den Saal verließ, rasch aufgestanden und ihr nachgeeilt, und Kellmann selber erhob sich ebenfalls — das arme junge Wesen konnte ja doch wirklich das Alles als Spott aufgenommen haben und auf das Tiefste davon verletzt sein.

„Rohwein,“ sagte er und ergriff des Freundes Arm, „war das wahr und wahrhaftig Ihr Ernst, und Niemand würde sich mehr darüber freuen als ich und meine Frau.“

„Und trauen Sie mir zu, Kellmann, daß ich dem Wesen gegenüber auch ein einzig unwahres Wort sagen könnte?“

„Bravo!“ rief Kellmann, drückte ihm nur hastig die Hand und eilte dann, so rasch er konnte, seiner Frau nach.

Natürlich war das das Zeichen zum Ausbruch von der Tafel. Dessert? Wer dachte heute noch an Dessert, selbst die jungen Mädchen nicht, wenn auch die Kinder noch Stand hielten und sehnüchtig nach den vielen aufgeschichteten Herrlichkeiten hinüberschauten, aber Marie Donner sorgte für diese, damit sie nicht leer ausgingen. Eine große Schüssel voll Delicateffen häufte sie ihnen auf, trug sie aber auch in das Nebenzimmer, und dort mochte sich das kleine jubelnde Volk darin theilen und seine Spiele spielen. Hier waren sie doch jetzt nur im Weg.

„Und nun sagen Sie mir um Gottes willen, Rohwein,“ rief Georg Donner, als auch die Damen rasch den Saal räumten (denn daß sie alle wissen wollten, wo Helene geblieben sei, verstand sich von selber), „war Ihnen der Wein zu Kopf gestiegen, oder wie kamen Sie plötzlich auf diese Wendung? Lieben Sie denn wirklich Helenen, und ist das vielleicht schon eine alte Flamme von Donnersville her?“

Rohwein lächelte still vor sich hin — der alte Humor war bei ihm zurückgekehrt. „Lieben?“ sagte er, „und ist es nicht ein liebenswerthes Wesen?“

„Das ist sie allerdings,“ bestätigte Georg, „und ich habe die feste Ueberzeugung, daß sie eine musterhafte Frau wer-

den wird, denn sie ist durch eine schwere Schule des Leidens gegangen.“

„Rein lieber Herr Donner,“ sagte Fortmann, mit dem Kopf schüttelnd, „Gott verhüte, daß ich das Geringste gegen das junge Fräulein sagen sollte, denn was ich von ihr gesehen, hat mich auf das Lobhafteste für sie interessirt, aber die Schule des Leidens genügt da nicht immer. Ich kenne Frauen, die von einem braven Manne aus dem gar Nichts emporgezogen, und doch zuletzt so albern, stolz und hochmüthig, ja frech in ihren Ansprüchen wurden, daß sie den Mann endlich elend machten und zur Verzweiflung trieben.“

„Das mag sein,“ nickte Roswein vergnügt vor sich hin, „aber für mein Helenchen steh' ich ein.“

„Und Sie lieben sie wirklich?“

„Lieben?“ rief er halb launig, und trotzdem funkelten seine Augen dabei, „mein Leben gäbe ich für sie hin, und wenn ich so viele Leben hätte wie Plutarch, ich riskirte sie alle. Uebrigens, meine Herren,“ setzte er mit unterdrückter Stimme hinzu, „werde ich mir ein Beispiel an den alten Römern nehmen, wie wir überhaupt in der römischen Geschichte — in der alten meine ich — Vorbilder für alle Wechselfälle unseres Lebens finden.“

„Inwiefern aber?“ frug Hellborn.

„Erinnern Sie sich noch, Doctor,“ fuhr Roswein fort, „was die Römer thaten, als sie die Sabinerinnen raubten?“

„Nun, außer dem Raub selber weiß ich nichts. Sie führten sie nach Rom und machten sie dort zu ihren Frauen. — Schönes Lumpengesindel und saubere Nachbarn.“

„Ja,“ nickte Roswein, „aber sie ließen sämtliche Schwiegermütter zurück, und so werde ich es ebenfalls machen. — Die Tochter ist ein Engel, aber ihre Stiefmutter ein Satan, wie er im Buch steht, und wenn mir der alte Esel, der Freiherr von Bassebow, einmal über die Schwelle läme, bände ich ihm die Hände auf den Rücken, seifte ihn ein und gäbe ihn dann den Jungen preis. — Aber für heute entschuldigen Sie mich; vor allen Dingen muß ich noch einmal meine kleine Frau Kellmann anschauen, mit der ich Wichtiges zu besprechen habe, und dann mache ich, daß ich hinein nach

Donnersvillle komme, denn heute möchte ich Helenchen nicht mehr begegnen."

"Aber den Kaffee trinken Sie doch erst mit?"

Roskwein schüttelte mit dem Kopf. "Heute nicht, nur eine Cigarre will ich mir anstecken, damit ich irgend welche Beschäftigung habe und mir die jungen Damen damit ein wenig vom Leib halten kann, denn daß diese noch nicht über mich hergefallen sind, ist ein wahres Wunder. — Und dort kommt auch Frau Kellmann. Leben Sie wohl, Donner, morgen früh komme ich wieder heraus und hole mir Antwort, wenn eben die Luft klar ist," und rasch und behende fuhr er aus der Thür.

"Aber, mein bester Herr Roskwein," redete ihn die junge Frau, als er ihr draußen an der Thür begegnete, halb vorwurfsvoll, halb herzlich an, "was machen Sie für Streiche! Man weiß ja wahrhaftig gar nicht —"

"Liebste, beste Frau," unterbrach sie aber Roskwein, indem er ihren Arm ohne Weiteres in den seinen zog und mit ihr in den kleinen Garten ging, "vor allen Dingen habe ich mit Ihnen ein paar Worte allein zu reden — halt, da kommt Ihr Mann, den nehmen wir mit. Kellmann, bitte, kommen Sie einmal hier her — und nun vor Allem eine Frage — ist Helene böse auf mich?"

"Sie sitzt in ihrem Stübchen und weint bitterlich," sagte die junge Frau.

"Das schadet nichts," meinte Roskwein, "ist sogar ein gutes Zeichen."

"Roskwein, Sie sind wie ausgewechselt."

"Bin ich auch," nickte der frühere Barbier; "um Ihnen das aber zu erklären, muß ich Ihnen die Lösung des Räthfels oder doch einen Theil meiner früheren Geschichte geben, die aber nicht lange dauern soll. Ich war in Deutschland Arzt, und meine Patienten, die nichts davon verstanden, meinten, ich sei außerordentlich geschickt. Ich war noch jung und besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen. Ich gewann die Schwester eines Freundes lieb, sie mich auch, und ich nahm sie zur Frau — ein Jahr später vergiftete ich sie."

"Herr Roskwein!" schrie Anna Kellmann entsetzt auf, und

selbst Kellmann sah den Freund bestürzt an. Rothwein war in der That recht ernst geworden und ein schwerer Seufzer hob seine Brust, aber er schüttelte langsam mit dem Kopf und sagte wehmüthig lächelnd:

„Nicht in dem Sinne, den Sie zu glauben scheinen. Gott weiß es, ich hätte gern mein eigenes Leben hingegeben, um das meiner Hedwig zu retten, es sollte nicht sein. Nach dem ersten Wochenbett erkrankte sie, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, schwer am Nervenfieber, das Kind starb zuerst, ich wich nicht von ihrem Lager Tag und Nacht, und that Alles, was in meinen Kräften stand, sie mir am Leben zu erhalten, aber ich behandelte sie selber, ich rief keinen andern Arzt dazu und glaubte ein wirksames Mittel gefunden zu haben, der Krankheit zu begegnen, Pfscher, die wir Alle sind, am neunten Tag starb sie in meinen Armen.“

Der Mann schwieg; er hatte die Zähne fest aufeinander gebissen und sah eine Weile starr vor sich nieder; er kämpfte gegen die alten Erinnerungen an, die ihn zu übermannen drohten, aber es gelang ihm. Nur mit der flachen Hand strich er sich über die förmlich bleich gewordenen Rüge, dann fuhr er ruhiger fort:

„Von dem Augenblick an, wo ich meine Frau begraben hatte, gab ich meine Praxis auf. Ich hielt mich und thue es noch — für einen Pfscher und weiter nichts, und war fest entschlossen, mir selber die schwerste Strafe dafür aufzuerlegen. Das habe ich gethan, ich ging nach Amerika und wurde — Barbier, was ich fünf Jahre durchführte. Wie mir dabei manchmal zu Ruthe war, können Sie sich denken, aber ich hielt die Zeit, die ich mir gestellt, wacker aus, und vorgestern ist sie abgelaufen. Practiciren werde ich nie wieder, denn ich habe das Vertrauen zu mir selber verloren und kann deshalb nicht von Anderen verlangen, daß sie mir vertrauen. Aber ich bin im Stande, meine Kenntnisse in anderer Weise zu verwerthen, die noch dazu hier in Amerika bessern Nutzen und größeren Ertrag bringt, als eine ärztliche Praxis, wenn man sich nicht eben aufs Schwindelmediciniren wirft, und dazu passe ich nicht. Ich bin im Begriff, eine chemische Fabrik anzulegen; meine Mittel reichen dazu vollständig aus,

ja ich brauche nur einen Theil meines Vermögens darin anzulegen. Die Aussichten, mit dem Absatz nach Cincinnati und Louisville allein, sind glänzend — und nicht etwa nur eingebildet; und daß es mir Ernst ist, Helene als mein braves liebes Weib heimzuführen, brauche ich Ihnen nicht mehr zu versichern."

Die beiden Gatten drückten dem Manne herzlich und warm die Hände, und Frau Kellmann rief nur dabei erstaunt aus:

"Daß das aber nur so rasch, so merkwürdig rasch gekommen ist!"

Rosine schüttelte lächelnd den Kopf. „Ach nein," sagte er, „doch nicht so rasch, wie Sie vielleicht denken, liebe Frau. Weit über zwei Jahre habe ich dem Mädchen gegenüber gewohnt und sie nicht allein alle Tage gesehen und ihr stilles, anspruchsloses Wirken und Schaffen, ihre rastlose Thätigkeit beobachtet, sondern sie auch früher, ehe ich mich mit dem ausgeblatenen Freiherrn verlobte, einmal, als sie im Hause einen Arm gebrochen hatte, ärztlich behandelt. — Schon damals gehörte ihr mein Herz. Was hat das arme Kind nicht Alles arbeiten müssen, und wie nett und sauber, aber auch wie unendlich einfach sah sie immer aus! Ich wäre auch schon lange hinübergegangen und hätte sie um ihre Hand gebeten, denn ich glaube fast, ohne dafür aber bestimmte Beweise beibringen zu können, daß sie mir selber ein bißchen gut ist — aber als Barhier konnte und wollte ich nicht um sie werben, und ich mag nicht leugnen, daß darin noch vielleicht ein Funken von dem früheren alten und albernen Hochmuth lag — ändere aber einmal Jemand die Menschennatur. Jetzt bin ich frei, und wenn ich Ihnen auch gestehen will, meine gute Frau Kellmann, daß ich doch noch vielleicht eine ganze Weile mit meinem Antrag gezögert hätte, weil mir die Courage eben fehlte, so kam die Gelegenheit vorhin zu prächtig, um sie zu versäumen. Behaupten will ich nicht, daß ich dabei mit klarem Bewußtsein — oder gar mit Ueberlegung gehandelt habe, es fuhr mir nur so heraus; wie es aber heraus war, hätte ich auch laut aufjubeln mögen vor Lust und Seligkeit, daß es eben geschehen war. Und jetzt, beste Frau, bitte ich Sie recht

freundlich, seien Sie meine Fürsprecherin bei Helene — bitten Sie sie wenigstens, daß sie mir nicht böse sein solle über die tolle Weise, wie ich um ihre Hand geworben — erzählen Sie ihr Alles, was ich Ihnen hier erzählt habe, und sagt sie Ja, dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß sie es nie bereuen soll, ihr ganzes Leben lang.“

„Sie wollen fort?“

„Direct nach Donneröville zurück, und heute Abend gehe ich zu Ezra Lublins und trinke mir einen Rausch an, vor lauter Vergnügen — sorgen Sie dafür, daß ich morgen keinen Katenjammer bekomme,“ und noch einmal den beiden Leuten herzlich und warm die Hand schüttelnd, drehte er sich ab, schritt nach der hintern Umzäunung des Gartens hin, kletterte dort über und schritt von da ab quersfeldein, um weiter unten die Hauptstraße wieder zu erreichen. Er wollte Niemandem auf Lobenstein's Farm heute mehr begegnen und hatte Ursache gehabt, sich heimlich und auch rasch aus dem Staube zu machen, denn auf der Farm sahneden jetzt die jungen Damen nach ihm: angeblich unter dem Vorwand, ihm die Augen auszukrahen, in Wirklichkeit aber nur, um Näheres oder vielmehr Alles von ihm zu erfahren, was er selber wußte.

Von den Damen völlig im Stich gelassen, hatten sich die Herren oben im Saal indessen ihre Cigarren angezündet und wieder für so lange zum Wein hingelegt, bis der Kaffee gebracht werden würde, der heute aber entsetzlich lange auf sich warten ließ. Hatte ihn doch selbst Marie in der allgemeinen Aufregung vergessen und erinnerte sich erst später wieder daran. Natürlich drehte sich das Gespräch um nichts weiter als den eben gehörten und allerdings unerwarteten Heirathsantrag, für den sich aber auch Fortmann ganz besonders interessirte und sich auch die früheren Lebensverhältnisse des Herrn von Passedom, die Hellborn ziemlich genau in Donneröville erfahren hatte, erzählen ließ.

„Der alte Passedom,“ sagte endlich Georg Donner, „ist nach Allem, was ich bis jetzt wenigstens von ihm gehört habe, entweder ein Lump oder ein Schwachkopf — Beides gleich schlimm für ihn sowohl wie für seine Umgebung. Daß er sich die Frau in das Haus genommen,

wenn nicht noch andere, dunklere Gründe ihn dazu bewogen — und auch davon spricht man ja — beweist das Letztere, und daß er dem armen Kind, das sich den unerträglich werdenden Zuständen daheim endlich durch die Flucht entzog, nicht das Geld herauszahlen will, das ihm die Mutter hinterlassen, das Erstere.“

„Er weigert sich?“ frug Fortmann.

„Er hat sich noch eigentlich nicht direct geweigert,“ sagte Donner, „aber er giebt keine Antwort, und das ist genau dasselbe. Rostwein selber ist nun, wie ich bestimmt weiß, so gestellt, daß er das Geld nicht braucht — er denkt auch gar nicht mehr daran, nimmt aber Helene die Werbung — was ich fast fürchte — nicht an, so muß das arme Mädchen sich ferner noch unter fremden Menschen durchs Leben schlagen, und was ihr rechtmäßig gehört, verpraßt diese dicke Dame mit ihrem frechen Gesicht — es läßt sich aber nichts dagegen machen.“

„Um — wer weiß,“ lächelte Fortmann still vor sich hin, „das läme doch noch vielleicht auf einen Versuch an.“

„Es hilft nichts,“ sagte aber auch Hellborn, „die Frau hat das Geld in Händen, wie ich aus ziemlich sicherer Quelle weiß, und die giebt nichts heraus, wozu sie nicht durch das Gericht gezwungen werden kann.“

„Und wenn man es nun vielleicht bei ihr in aller Güte versuchte?“

Hellborn lachte. — „Kommen Sie her mit Güte, wenn Sie die schönsten Grobheiten haben wollen. Die Frau kennen Sie noch nicht.“

Fortmann rieb sich, still vor sich hinlächelnd, die Hände, erwiderte aber nichts darauf, sah sich nur in der Stube um und sagte: „Wo mag denn nur Herr Rostwein stecken? Kellmann ist auch verschwunden, und die Damen schwärmen da unten in größter Aufregung im Garten herum. — Herr Doctor, Ihr Toast hat eine wahre Bombe in die Gesellschaft geworfen und nach allen Seiten gezündet.“

„Auch bei Ihnen?“ lächelte der Doctor.

„Rein,“ sagte Fortmann auf das Bestimmteste, „ein gebranntes Kind scheut das Feuer.“

„Was? — böse angekommen?“

„Leidlich,“ sagte Fortmann, die Brauen hoch hinaufge-

jogen, „aber noch gut weg — mein lieber Herr Donner, Sie glauben gar nicht, welche wunderlichen Schicksale mancher einzelne Mensch durchzumachen hat und wie sich oft in unserer unmittelbaren Nähe, ja unter unseren Augen und bei den unscheinbarsten Menschen wirklich romanhafte Zustände abspielen, ohne daß wir eine Ahnung davon haben. Doch ich glaube, da lehren die Damen zurück. Es wird ihnen wahrscheinlich ein wenig zu kalt im Garten geworden sein.“

„Und da kommt auch der Kaffee,“ rief Georg, als sich Alle wieder im Saal versammelt hatten.

„Aber wo steckt denn Herr Kogwein, Georg?“ rief Katharina auf den Bruder zufliehend, „ist er fort?“

„Ich weiß es nicht, Herz,“ sagte Georg, „aber wo ist denn Helenchen?“

„Ich bin recht böse auf Herrn Kogwein,“ sagte Katharina und suchte dabei so ernsthaft wie möglich auszusehen.

„Und was sagt Helenchen?“

„Gar nichts; versteht sich von selbst,“ rief Camilla, Marie Donner und Anna Kellmann's jüngste Schwester, eine eben aufgesprungene Knospe, die aber heute auch glaubte, ihre Meinung abgeben zu müssen, „soll das etwa ein Heirathsantrag sein, vor allen Leuten und bei großer Gesellschaft? Na, das könnte mir gefallen.“

Die Herren lachten geradeheraus, die Frauen und Mädchen kicherten miteinander, Georg aber sagte:

„Laß es gut sein, Camilla, es wendet sich vielleicht doch noch Alles zum Besten; Kogwein ist ein braver, rechtlicher Mann.“

„Ich mag ihn aber nicht mehr leiden,“ sagte Camilla ganz bestimmt, „und wir Alle nicht, nicht wahr, Lilly? nicht wahr, Lucy?“

Die beiden angeredeten, noch ebenfalls sehr jungen Damen aus der Nachbarschaft wurden feuerroth, das junge Volk hatte dann aber auch so viel wieder mitammen zu plaudern, daß sie sich nicht weiter um das allgemeine Gespräch bekümmerten, und das eigentliche Brautpaar beanspruchte denn doch auch jetzt die Aufmerksamkeit der Familie.

Tyrell, der nach jenem Broadwell alias Goodly alias Smith, und wer weiß wie viel andere Namen er noch hatte, ausgesandt war, mußte, wenn auch nicht unverrichteter Sache, doch ohne sein eigentliches Ziel erreicht zu haben, nämlich den Verbrecher den New-Orleans-Gerichten zu stellen, wieder heimkehren. Den Buben hatte allerdings seine Strafe endlich erreicht; wer kann dabei sagen, wie vielmal er den Galgen schon verdiente, und auf jeden Fall war die Todesqual, die er auszustehen gehabt, zu kurz gewesen; aber an der Sache selbst ließ sich nichts mehr ändern und der Proceß mußte gegen die beiden eingefangenen Verbrecher, Belz und Steinert, allein geführt werden.

Bei Steinert stellte es sich bald heraus, daß er eigentlich mehr ein verhumelter Lump ohne alle Grundsätze, als ein wirklicher Bösewicht sei. Es war einer von denen Tausenden von Menschen, die, in anderen Verhältnissen und im Reichthum geboren, wohl immer lieberliche Gesellen geworden, aber sicher nicht geraubt und gestohlen hätten, wie wir denn auch jetzt unter den „ehrlichen Leuten“ Tausende finden, die nur deshalb nicht stehlen, weil sie es nicht nöthig haben. Ohne eigentlichen Charakter, suchte er, wie man in Amerika sagt, „sein Leben zu machen“, wie, das blieb sich gleich,

so lange er nicht hart dafür zu arbeiten brauchte, und er wurde dadurch, in den Händen von Leuten, die ihn zu ihren Zwecken brauchbar fanden, wie weiches, gefügiges Wachs.

Mit Pelz war das eine andere Sache, die auch längere Zeit in Anspruch nahm, denn alte Acten mußten vorgefucht, Zeugen wieder vernommen werden, und da kamen denn freilich eine Menge von Dingen zu Tage, die seinem Ruf nicht förderlich schienen. Steinert selber sagte in aller Zerknirschung gegen ihn aus, wobei das besonders ins Gewicht fiel, daß Pelz schon damals, als schwerer Verbrecher, in Eisen an Bord geschafft und aus einem der kleinen deutschen Staaten nur deshalb nach Amerika geschickt war, um ihn dahim los zu werden.

Das Resultat viele Monate langer Untersuchung blieb endlich, daß Steinert, unter dem Zugeständniß mildernder Umstände, zu sechs Jahren Zuchthaus, Pelz dagegen zum Tode durch den Strick verurtheilt wurde, und heute sollte das Urtheil an dem Daben vollstreckt werden, das dann auch selbstverständlich eine Menge von Neugierigen herauslockte, um Zeuge von dem Ende eines Elenden zu sein.

Jachaus Maulbeere hatte sich ebenfalls verleiten lassen, dem Schauspiel beizuwohnen. Er empfand noch von Bord des Schiffes her einen Haß gegen den früheren Mitpassagier, und seine Natur war gerade keine vergebende; so freute er sich denn auch wirklich darauf, das mit eigenen Augen zu erleben, was er dem Burschen gerade ins Gesicht hinein wie auch heimlich prophezeit hatte, und er zog dabei seine besten Kleider an, ja band sogar eine von seinen alten, früher gebrauchten weißen Halsbinden um. Daß er Pelz damit ärgerte, wenn dieser seiner ansichtig wurde, wußte er — und sein ganzes Leben hindurch hatte er weiter nichts gethan, als Menschen geärgert.

Der Executionsplatz lag ein kleines Stück draußen vor der Stadt, aber bis auf eine halbe englische Meile führte die eine Strasseneisenbahn dorthin, und die Streetcars konnten in der That heute die Menschenmenge nicht fassen, die dort hinausströmte und sich selbst hoch oben auf ihren Verdecks thürmte.

Diese Streetcars sollen gesetzlich allerdings nur eine gewisse und bestimmte Anzahl von Personen führen; aber wer bindet sich in Amerika, und noch dazu bei solchen Gelegenheiten, an ein bestimmtes Gesetz. Wer die Fähigkeit besaß „an Bord“ zu klettern, kletterte eben; ob sich die Erstgekommenen und deshalb Berechtigten dabei behaglich fühlten, blieb sich gleich; ja, sagten sie ein Wort, so setzten sie sich noch den größten Unannehmlichkeiten, nicht selten sogar Thätlichkeiten aus. Zu Pferd, zu Fuß, zu Wagen strömte Alles hinaus, und die farbige Bevölkerung war außerdem, besonders stark durch Frauen vertreten. Es ist überhaupt merkwürdig, wie gerade das „zartere“ Geschlecht den Anblick solcher Blutscenen liebt und ihm begierig entgegensteilt.

So kam es denn, daß sich um zehn Uhr Morgens eine noch immer anwachsende und fast zahllose Menschenmenge da draußen angesammelt hatte und alle Bäume wie Erhöhungen in der Nachbarschaft schon dicht besetzt hielt, bis endlich ein laut donnerndes Hurrah den Augenblick verkündete, wo ein, wenn auch verbrecherisches, Menschenleben von seiner Hülle getrennt werden sollte.

Die zahlreich versammelten Constabler hatten freilich, auch noch von Militair unterstützt, da man sich der weißen Rebellenbevölkerung der Stadt nicht sicher hielt, und stets einen neuen Ausbruch zwischen ihnen und den Farbigen befürchtete, die größte Mühe gehabt, wenigstens den schmalen Weg frei zu halten, den der Verurtheilte nehmen mußte.

Maulbeere wußte sich den besten Platz zu sichern, und zwar an der unmittelbaren Ecke dieser Straße und des offenen Platzes, der um den rasch aufgerichteten Galgen frei gehalten war. Möglich, daß seine weiße saubere Halsbinde ihn dabei unterstützte, da ihn gerade die dort den Dienst habenden Constabler wohl nicht kannten und ihn für einen Geistlichen — vielleicht den Geistlichen hielten, der dem Verurtheilten die letzten Trostesworte spenden sollte. Wenn sie wenigstens die Uebrigen zurückdrängten, ließen sie Zachäus Maulbeere immer unbelästigt, ja halfen ihm sogar seinen Platz behaupten, was er denn auch mit mildem Lächeln geschehen ließ.

Jetzt nahte der Karren, auf dem der Verbrecher, schon mit einem katholischen Geistlichen, die Arme auf dem Rücken zusammengeknüpft, saß. So viel aber auch wohl der junge Priester und so salbungsvoll er in ihn hineingesprochen, Pelz bewahrte ein finstereß, mürrisches Schweigen und seine kleinen lichten Augen hefteten sich dabei stier auf die Fußbank vor ihm, als ob er von der ganzen Welt nichts mehr wissen wollte; sie konnte seinethalben zum Teufel gehen. Aber bleich sah er trotzdem aus, fast aschfahl, denn der scheu aufgeschlagene Blick hatte ihm das dicht vor ihm stehende Gerüst gezeigt, und er wußte, daß er dort das Ziel seiner letzten Fahrt finden sollte.

„Ergebenster Diener, Mister Müller,“ sagte da eine laut, nur etwas näselnde Stimme an seiner Seite, „befinden sich doch wohl? — Sehr angenehmer Morgen das.“

Langsam drehte der Verurtheilte den Kopf der Stimme zu, und im ersten Augenblick war es fast, als ob er Den, der ihn hier anredete, gar nicht erkannte — seine Gedanken weilten auch wohl bei anderen Bildern. Plötzlich aber zuckte ein wildes Lächeln über seine außerdem nicht hübschen Züge. Er hatte vielleicht die Worte nicht einmal verstanden, aber er sah die hämisch-ehrfurchtsvolle Verbeugung, die ihm der Mann machte, er wußte dabei aus der Untersuchung, daß er Diesem gerade seine Gefangennahme verdankte, und sich halb gegen ihn wendend, denn die gefesselten Arme gestatteten ihm keine weitere Bewegung, schrie er mit fast heiserer Stimme:

„Haltet den da fest — der hat den Mann mit erschlagen. Der in der weißen Vinde da und dem breitrandigen Hut! Laßt ihn nicht fort, er ist einer der Mörder!“

Run wußte das Gericht recht gut, daß Maulbeere an dieser Sache völlig unschuldig war, ja daß er die Polizei erst selber auf die Spur des Mannes gebracht und dann als Zeuge gegen ihn, mit seinem ganzen Personal vor Gericht gestanden — aber die neugierig herbeigeströmte Menge wußte das nicht, und ehe Maulbeere auch nur einen Versuch zu seiner Vertheidigung machen konnte, hielten ihn auch schon kräftige, berbe Häufte gepackt.

„Das ist er! das ist er!“ jubelte Belz. „Ich bin unschuldig, der da hat es gethan — schlägt ihn nieder, wenn er sich wehrt.“

Der Karrenführer hatte fast unwillkürlich seinen Karren angehalten, oder konnte vielmehr nicht weiter, denn von allen Seiten preßten die Leute heran, um den zu sehen, der da als Mörder bezeichnet worden.

„Aber zum Henker!“ rief Maulbeere, halb erboßt, halb erschreckt, indem er sich frei zu machen suchte, „ich bin ja der Zeuge gegen ihn gewesen,“ und dabei wandte er alle seine nicht unbeträchtliche Kraft an, um die eine Hand wenigstens von seiner Kehle zu reißen. Der aber, der ihn hielt, fühlte kaum, daß er gezwungen wurde von seinem Griff loszulassen, als er aus vollem Halse schrie:

„Schlagt ihn nieder, laßt ihn nicht fort — das ist der Mörder!“

„Ach die Canaille!“ schrie ein Anderer, „und läuft mit einer weißen Halsbinde herum wie ein Prediger! Schlagt den Hund auf den Kopf.“

„Der Mörder! Der Mörder!“ schrieten andere dahinter Stehende und drängten herbei, aber die Nächsten begnügten sich nicht mehr mit leeren Worten.

„Warte, Du Schuft — haut ihn zu Boden!“ tönte der gellende Ruf umher, und von so viel Händen ergriffen, wie nur zu ihm gelangen konnten, gerissen, gestoßen, gehauen, hielt Maulbeere sich noch einen Moment aufrecht und suchte, während er um Hülfe schrie, mit seinen Armen die auf ihn einstößenden und Schlagenden Fäuste abzuwehren, aber lange war das nicht möglich. Ein paar Fauststöße trafen ihn gegen den Kopf und betäubten ihn halb, er sank in die Kniee und war im nächsten Augenblick unter die Füße der wüthenden Menge getreten.

Glücklicher Weise preßte endlich der Sheriff mit einem Duzend Constabliern und einer Truppe Soldaten heran, denn im ersten Augenblicke hatte er geglaubt, die Menge wolle den Verurtheilten befreien, wenn dazu auch nicht der geringste Grund vorlag. Aber die Beamten machten auch jetzt wieder vor dem Karren und rechts und links freie Bahn und fanden

dabei den Unglücklichen, der mit vollständig zerrissenen Kleidern mit Blut bedeckt, bewußtlos, vielleicht todt unter den Füßen der Menge lag.

„Was ist mit dem Mann?“ rief der Sheriff, der ihn in diesem Zustande natürlich gar nicht wieder erkannte, „wer ist es?“

„Der Mörder!“ schrie es und tobte es von allen Seiten auf ihn ein, „der da auf dem Karren hat ihn erkannt, hängt ihn gleich mit daneben! Fort mit dem Schuft, mit der ganzen Bande! Hängt ihn, hängt ihn!“

„Kennt Jemand den Menschen?“ wandte sich der Sheriff an die Umstehenden.

„Ja, Sir!“ rief ein langer Gefell aus der Menge der Uebrigen heraus, weil er diese fast um einen ganzen Kopf überragte, „es ist der Wirth Maulbeere vom Methodistens-Prediger; er wohnt dicht neben mir an.“

„Der Wirth? Ei zum Wetter, der hat ja gerade gegen den Schuft gezeugt!“ rief der Sheriff; „ich weiß selber, daß der unschuldig ist. Um Gottes willen, wie haben sie den Menschen zugerichtet.“

Ein wiehernendes, fast unheimliches Gelächter schlug in diesem Augenblick der Verurtheilte auf, so daß die Nächststehenden ordentlich scheu vor ihm zurückwichen, aber der Sheriff durchschaute jetzt rasch die Bosheit des rachsüchtigen Burshen.

„Fort mit ihm!“ rief er, „ein Mord mehr oder weniger macht leider keinen Unterschied mehr mit der Canaille, er kann nicht mehr als hängen, aber das soll ihm rasch genug werden, und Ihr, Leute, die Ihr den armen Menschen mißhandelt habt, tragt ihn jetzt wenigstens in seine Wohnung.“

„Wir legen ihn gleich auf den Karren,“ rief der Eine, „wenn Ihr den da abgeliefert habt, es ist zu weit zum Tragen.“

Das war ein Vorschlag zur Güte, der Karren rasselte weiter, und draußen spielte sich jetzt die entsetzliche Scene einer Hinrichtung ab. Ehe die aber nicht vorüber war, verließ Keiner von den Leuten den Schauplatz, und erst als der Gerichtete kein weiteres Lebenszeichen mehr gab, hob man den

unglücklichen Maulbeere auf den nämlichen Karren, der Pelz eben herausgebracht, und fuhr ihn in die Stadt und in seine Wohnung zurück.

In dem wahrhaft reizenden kleinen Hause, das sich Böding neuerdings gebaut hatte, in einem Boudoir, das mit der Aussicht nach dem ziemlich geräumigen und kunstvoll gehaltenen Garten lag, saß Frau Böding mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und ihr gegenüber, den rechten Arm auf das Fensterbrett gestützt, den Kopf in die offene Hand gelehnt, der junge Maler Düben, der erst kürzlich von einer größeren Reise aus dem Nordosten zurückgekehrt war.

Das Boudoir selber schien ein kleines Meisterstück, und so vollkommen und geschmackvoll eingerichtet, wie man sich nur etwas denken konnte. In Nichts überladen, aber auch mit Allem ausgestattet, was man sich nur zum Comfort des Lebens wünschen konnte, zeigte es doch auch wieder selbst Luxus in manchen Stücken, wie werthvolle Statuetten und Gemälde und schwere seidene Gardinen an den Fenstern.

Böding war eben ein „reicher Mann“, und — so einfach er sich an seiner Person hielt — war es doch sein Stolz, sein liebes Weibchen mit Allem auszustatten, was ihr nicht allein Freude machte, denn Laura würde sich auch in weit einfacheren Verhältnissen wohl gefühlt haben, sondern auch ein wenig Staat mit ihr zu machen, und alle Ursache hatte er dazu.

Und doch schien die junge Frau in diesen glänzenden Räumen nicht so gut zu gedeihen, als sonst in ihrer viel bescheideneren Umgebung. Sie hatte sich in den letzten Monaten recht verändert; sie sah bleich und kränklich aus, und ein gar so weher Zug lag in dem feinen Antlitz. Sie war auch ernster geworden, als sie es sonst gewesen, und nur manchmal spielte wieder das alte liebe Lächeln um ihre Lippen.

Zu Düben hatte sie schon ein paar Mal halb verstohlen aufgesehen, aber dessen Blick hastete wie in tiefem Sinnen auf einem kleinen Gemälde über dem Sopha — auf einem

Studienkopf, wie er es damals genannt, und er schien gerade jetzt für nichts Anderes Sinn zu haben.

Es war Hebe's Kopf, den er damals, und zwar meisterhaft gemalt und wovon er, als er New-Orleans verließ, Frau Böding eine Copie zurückgelassen.

„An was denken Sie jetzt, Herr Däben?“ sagte da endlich die junge Frau und konnte ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken, „Sie haben in der letzten Viertelstunde auch nicht ein einziges Wort gesprochen.“

Däben erschrak ordentlich bei der Anrede, so geistesabweisend war er die letzten Minuten gewesen, und sah Frau Böding wie erstaunt an; aber rasch gefaßt, schüttelte er sich die dunklen Locken aus der Stirn und sagte freundlich:

„Woran ich denke, beste Frau — nur an Liebes und Gutes und baue dabei Lustschlösser auf für die Zukunft nach Herzenslust.“

„Glücklich die Jugend, die das kann!“ seufzte die junge Frau.

„Wie alt sind Sie, Frau Böding?“ lächelte Däben, „die Frage ist bei Ihnen nicht indiscret.“

„Sie wissen es ja — Fünfundzwanzig in kurzen Monden.“

„Und reden von der Jugend wie von einer vergangenen Zeit? Ich bin drei Jahre älter.“

„Aber der Mann hat, wie bei allem Uebrigen so auch im Alter, immer zehn Jahre vor der Frau voraus.“

„Dann wäre ich jetzt also Fünfunddreißig.“

„An Erfahrung gewiß; aber könnten Sie mir nicht eins Ihrer Lustschlösser zeigen und mich ein wenig darin herumführen? Ich besuche so gern alte Schlösser.“

„Nun,“ sagte Däben, „sehr alt sind die meinigen allerdings noch nicht, aber sie glänzen dafür auch in so bunterer Farbenpracht, und Lust und Leben blüht daraus empor.“

„Sie werden poetisch.“

„Ja, beste Frau,“ sagte Däben, von seinem Sitz emporspringend, „es ist mir auch wie lauter Frühlingsluft im Her-

zen, und wenn Sie denn wissen wollen, was ich mir für Lustschlösser aufgebaut, so —

In dem Augenblick öffnete sich die Thür und Hebe trat herein — aber es war nicht mehr das dürstige, gebrückte Kind vom vorigen Jahr, wie es Wolf und Düben auf der Straße fanden.

Noch war kein Jahr seit jener Zeit vergangen, und wie fast wunderbar hatte sich das junge Mädchen in der kurzen Zeit entwickelt, ja wie ganz anders war sie in ihrem Wesen, ihrer Haltung, in dem Ausdruck ihrer Züge selbst geworden. Damals hob sie den furchtsamen Blick kaum vom Boden, und es schien fast als ob sie, wie ein scheues Reh, die Flucht ergreifen wollte, wenn man sie nur anredete. Jetzt war das anders geworden und die Farbe auf die zarten Wangen zurückgekehrt; das große blaue Auge hatte seinen Glanz wieder bekommen, ihr Gang selbst Elasticität und Grazie, und offen und treu sah sie Jeden an, mit dem sie sprach. — Und sie war glücklich. In ein Leben eingeführt, das sie früher nicht einmal dem Namen nach gekannt, bei guten Menschen, die wirklich Theil an ihr nahmen, nicht mehr als Sklave, als Nigger behandelt, lag jetzt lichter Sonnenschein auf ihrem Pfad, der sonst ja nur durch dornigen und düstern Sumpf geführt.

Der junge Maler war erst gestern Morgen zurückgekehrt, hatte sie aber schon begrüßt und sah ihr jetzt lächelnd zu, wie sie mit der ehrsamsten Miene von der Welt auf Frau Böding zuglitt und ihr in geheimnißvollster Weise irgend eine wichtige Meldung aus der Küche machte. War irgend ein Unglück geschehen, etwas angebrannt oder übergekocht? Aber das junge Mädchen gesticulirte sehr ernsthaft dabei und schien sich der Sache mit der äußersten Gewissenhaftigkeit anzunehmen.

Und wie hübsch stand ihr das nur einfach gestreifte, aber auf das Neueste saubere Leinenkleid, das sie trug — wie hübsch das hellblaue Band, das kaum im Stande schien die Fülle der blonden Locken zu bewältigen, und selbst der kleine Korallenschmuck, den ihr Düben zu Weihnachten geschenkt —

und es war der einzige Schmuck, den sie überhaupt trug — paßte zu der lieblichen Erscheinung.

Endlich hatte sie Alles erfahren was sie wollte und verließ, ebenso wieder wie sie gekommen, das Zimmer, ohne auch nur Däben weiter anzusehen — sie war gar zu geschäftig. Frau Böding sah ihr lächelnd nach, bis sich die Thür wieder hinter ihr geschlossen, dann aber zu Däben hinüberschauend, bemerkte sie, daß dessen Blick noch immer an der Stelle hing, wo sie sich eben zurückgezogen.

„Ein liebes Kind,“ sagte die junge Frau, „und wie gelehrtig sie sich zu Allem anstellt.“

„Ein liebes Kind in der That,“ sagte Däben, still dabei vor sich hin mit dem Kopfe nickend, „aber was hatte sie jezt so geheimnißvoll?“

„Geheimnißvoll allerdings,“ lächelte Frau Böding; „sie lernt jezt kochen, und es war ein Geheimniß des Kochbuchs, nach dem sie sich erkundigte. Was sie aber angreift, macht sie geschickt, den zarten Fingern sieht man es gar nicht an, was sie Alles schaffen können, und haben Sie schon gehört, wie sie singt? Sie hat wirklich eine reizende Stimme. Ich habe nie im Leben geglaubt, daß ich irgend einen Abkömmling der farbigen Race so lieb gewinnen könnte, wie ich Hebe habe.“

„Und nennen Sie die noch einen Abkömmling von Negern?“ sagte Däben mit fast bewegter Stimme, „ist denn auch nur die Spur der äthiopischen Race zurückgeblieben.“

„Der kleine blaue Streifen an den Nägeln.“

„Und wenn auch — wir sind doch Alle gewiß vernünftig genug, die äthiopische Race vielleicht für weniger befähigt, aber doch wahrlich nicht der weißen für untergeordnet zu halten — und dann gilt selbst das nur für die eigentlichen Neger.“

„Doch wir sind ganz von unserm Gespräch vorhin abgekommen,“ unterbrach ihn Frau Böding. „Sie wollten mir von Ihren Lustschlössern erzählen.“

„Wir sind nicht davon abgekommen, werthe Frau,“ lächelte der junge Maler, „also lassen Sie jezt einmal für

wenige Minuten Ihre fleißigen Finger ruhen, und sehen Sie mich an, denn ich möchte gleich von vornherein, und ohne daß Sie mir es zu sagen brauchen, wissen, wie Sie darüber denken."

"Das klingt ja beinahe feierlich."

"Ist es auch," nickte ihr Düben zu, „denn es betrifft das Glück zweier Menschen, und das ist immer feierlich."

Frau Böding sah erwartungsvoll und fast erschreckt zu ihm auf. Düben aber fuhr, und zwar in einiger Erregung, fort:

"Was mich selber betrifft, so kann ich Ihnen nur Gutes melden. Ich habe schon so viele Aufträge bekommen, daß ich daran vielleicht zwanzig Jahre genug hätte. Es hat die Leute, besonders in Baltimore und Philadelphia, wo ich näher bekannt wurde, ein solcher liebenswürdiger Eifer erfaßt, von mir irgend ein Gemälde zu besitzen, daß sie mir die weit ausgebreitetste Lieferzeit gestatteten, und ich mir dadurch einen festen Plan für mein ganzes Leben machen könnte. Die wichtigsten Arbeiten, und wozu ich noch gelegentliche Studien machen muß, werde ich hier in Amerika beenden und dabei gezwungen sein, meinen Aufenthalt bald an den Seen im Norden, bald in den westlichen Prairien, bald auch zwischen den südlichen Plantagen zu nehmen. Das Material aber, das ich dort zu gleicher Zeit sammle, sichert mir, außer dem was ich mir noch hier vorher in Amerika verdiene, eine sorgenfreie Existenz, denn schon jetzt habe ich angefangen zu sparen und solches Glück gehabt, daß ich fast jeden Preis für meine Bilder bekomme, den ich fordere."

"Das ist eine lange Vorrede, Herr Düben," sagte Frau Böding, und ein leichtes Lächeln zuckte dabei um ihre Lippen, „außerdem aber auch etwas sehr Reelles und hat eigentlich gar nichts mit Lustschlössern zu thun — ja es ist gerade das Gegenteil davon."

"Und doch habe ich auf diese, allerdings feste Basis," rief Düben, „mir noch ein prachtvolles, thurmfestes Lustschloß aufgebaut, und wenn Sie mir erlauben, führe ich Sie jetzt da hinein."

"Ich wäre wirklich außerordentlich gespannt."

„Mein Lustschloß,“ fuhr Düben fort, „beginnt nämlich da, wo ich mir Pläne für die Zukunft mache. Die nächsten zwei Jahre muß ich nämlich noch hier in den Staaten ein sehr unruhiges Leben führen und den größten Theil meiner Zeit auf beschwerlichen und zuweilen auch wohl gefährlichen Reisen zubringen, wobei ich nur zu Zeiten Station in irgend einer größeren Stadt nehme. Dann aber halte ich auch meine eigentliche Lehrzeit, wie ich es nennen möchte, für beendet und kehre nach Deutschland zurück, wo ich, mit den gemachten Studien, meine Aufträge für Amerika eben so leicht und leichter ausführen kann als hier, und dorthin — möchte ich meine Frau mitnehmen.“

„Ihre Frau?“ rief Frau Böding erstaunt.

„Hebe!“ pläpte aber Düben jetzt heraus, indem er auf die junge Frau zusprang und bewegt ihre Hand ergriff. „Beste, liebste Frau Böding, ich liebe Hebe rein zum Verrücktwerden und habe schon seit der Zeit, als ich sie malte, immer an mich halten müssen, ihr nicht um den Hals zu fallen und ihr zu sagen: Hebe, liebes, herziges Kind, sei mir auch ein wenig gut und werde mein Weib.“

„Die Regerin wollen Sie heirathen?“ sagte Frau Böding, aber doch mit einem recht-ernsten, fragenden Ton.

„Ihnen verzeihe ich das Wort!“ rief Düben erregt aus, „denn ich weiß, wie Sie es meinen, wie lieb Sie das Mädchen selber haben; aber paßt es auch nur auf Hebe? und glauben Sie, daß ihr das in der Heimath — und wenn es dort bekannt würde, auch nur im Geringsten im Wege stehen könnte? Wir kennen daheim kein solches Vorurtheil, und dann sehen Sie Hebe an und sagen Sie aufrichtig, ob ihr irgend Jemand, außer Einer dieser verächtlichen Kultur-Bande vielleicht, den Ramen ins Gesicht schleudern könnte? — daß ich ihm nachher außerdem den Hals bräche, verstände sich von selbst.“

Frau Böding sah eine kleine Weile still und sinnend vor sich nieder — und recht wehmüthige Gedanken mußten es sein, die ihr dabei durch den Sinn flogen — endlich sagte sie leise:

„Und so lange wollen Sie noch Ihr Glück hinauschie-

ben? Und wissen Sie auch, was in den Jahren noch geschehen kann?"

"Ich habe den vollen Muth dazu," rief aber Düben, und seine Augen blickten, „aber auch außerdem meine Gründe, sie nicht gleich in die Sorgen eines Haushalts zu stürzen. Sie ist nicht allein noch sehr jung, sondern hat auch in späterer Zeit, wie ich recht gut einsehe, doch wohl das Vorurtheil zu bekämpfen, das eben aus ihrer Abstammung entspringt, und dazu besonders möchte ich ihr erst eine kräftige und eigentlich die sicherste Waffe in die Hand geben, denn an den Mitteln, sie nachher zu gebrauchen, fehlt es ihr nicht."

"Ich verstehe Sie nicht."

"Und doch ist die Sache einfach genug; sie soll sich in der Zeit, unter freundlicher Führung, mit jeder Hülfe, die ich ihr bieten kann, ausbilden, um später einen, wenn nicht hervorragenden, doch würdigen Rang in der Gesellschaft einzunehmen, und das war es, liebste Frau, was ich von Ihnen erbitten wollte. Sehen Sie, meine gute Frau Böding," fuhr er fort, indem er in die Tasche griff und ein Paket herausnahm, „hier habe ich tausend Dollars für mein letztes Bild bekommen und die möchte ich in Ihre Hände legen — ja, in Ihre Hände, und dafür lassen Sie das Kind jezt Alles lernen, was es lernen kann — erziehen Sie mir mein künftiges kleines Frauchen, seien Sie ihr eine Mutter oder Schwester, wie Sie es bisher gewesen, und dann versichert, daß ich Ihnen ewig dankbar dafür sein werde."

"Aber, lieber Herr Düben," sagte die junge Frau bewegt, „wissen Sie denn überhaupt, ob Hebe Sie auch wiederliebt und sich nicht davor fürchtet, in Verhältnisse einzutreten, die ihr so entsetzlich fern liegen?"

"Bestimmtes weiß ich allerdings nicht," sagte der junge Mann, und ein frohes Lächeln legte sich dabei über seine Züge, „aber wenn ich das kleine Herz nur auch ein ganz klein wenig kenne, so glaube ich doch meiner Sache gewiß zu sein. Sie war immer lieb und gut gegen mich, als ich aber gestern Morgen zurückkehrte und hier ins Haus, und zwar gerade in demselben Moment trat, als sie aus der gegenüber liegenden Stube kam, da sah ich, wie ihr das verrätherische

Blut in die Schläfe schoß, da sah ich ihr Auge blitzen, und wie ich ihre Hand nahm und in der meinen zittern fühlte, da hätte ich laut aufjubeln mögen vor Lust und Seligkeit, denn ich wußte, daß sie mir gut sei."

"Und wollen Sie sie nicht selber fragen?"

"Ja," sagte Düben, wurde feuerroth im Gesicht und rief verlegen die ausgespreizten Hände zusammen, „das — ist so eine eigenthümliche Geschichte. Wenn ich recht aufrichtig sein soll, so — habe ich keine Courage."

"Dem armen Mädchen gegenüber?"

"Dem armen Mädchen?" rief aber Düben rasch; „meine beste Frau, glauben Sie um Gottes willen nicht, daß ich auf das Kind herabsehe. Ich betrachte sie als das, was ich bestimmt weiß das sie werden wird, und wer dann der Glückspilz ist, der sie bekommt, das wäre ich."

"Düben," sagte die junge Frau, und ein gar so herzliches Lächeln legte sich um ihre Züge, „Sie sind so liebenswürdig, daß man Ihnen zu Willen sein muß. Ich will den Freierwerber für Sie machen, aber bleiben Sie in der Nähe. Treten Sie dort in das kleine Cabinet, ich werde Hebe jetzt her-einrufen und mit ihr sprechen. Aber kommen Sie nicht eher, als bis ich Ihnen selber das Zeichen gebe."

"Sie sind ein Juwel, meine liebe, beste, herzigste Frau," rief Düben, „und wenn Sie einmal für mich einen Auftrag haben, dann schicken Sie mich, wie den Tamino, durch Wasser und Feuer, und Sie sollen einmal sehen, mit welchem Eifer ich durchgehe."

Auf ihren Ruf, während sich Düben in das bezeichnete kleine Gemach zog, kam Hebe herein und warf den Blick, als sie das Zimmer betrat, zuerst halb erstaunt umher.

"Ist Herr Düben fort? Ich habe ihn gar nicht weggehen sehen."

"Oh, schon vor einer Weile, Kind," sagte die junge Frau; „aber komm her, setze Dich einmal dahin, ich möchte Dich um etwas fragen."

"Wich?" sagte Hebe erstaunt, „aber um was?"

"Um etwas Wichtiges," sagte Laura, indem sie ihr freundschaftlich in das überrascht zu ihr aufgehobene Antlitz schaute.

„Sage einmal, Kind, und ich kann Dich eigentlich kaum noch so nennen, denn Du bist größer, als ich, und rüdest auch jetzt in die Jahre hinein, wo manches junge Mädchen selbstständig wird und ihren eigenen Hausstand gründet. Wie hast Du Dir nun eigentlich Deine Zukunft gedacht?“

Hebe sah erschreckt zu ihr auf — was sollte die Frage? Wollte man sie wieder hinaus in die kalte, trostlose Welt stoßen?

„Ich verstehe Sie nicht,“ stammelte sie leise, und alles Blut hatte ihre Wangen verlassen.

„Du brauchst mich nicht so bestürzt anzusehen, liebes Kind,“ jagte aber Laura, die ihre Gedanken vollkommen errieth, herzlich, „Du hast bei uns Deine Heimath und gehörst mit zu unserer Familie; aber ist es Dir nie eingefallen, daß Du einmal etwas recht Nüchternes lernen, und dann vielleicht einen braven Mann nehmen könntest, mit dem Du Dir Deinen eigenen Hausstand gründest?“

Ein recht schmerzlicher und weher Ausdruck zuckte durch des jungen Mädchens Züge. Sie schlug die Augen nieder, faltete die zarten Hände und sagte dann, leise mit dem Kopf schüttelnd:

„Das geht nicht, hätten Sie mich in den Kreisen gelassen, in denen ich aufgewachsen bin, so würde ich, wie tausend Andere, der Bahn gefolgt sein, der ich durch meine Abstammung angehöre, jetzt ist es zu spät. Sie haben mich hier verwöhnt, und mich ein Leben kennen lernen, das mir sonst fremd war. Sie haben mich Dinge gelehrt, die mich an der Seite eines Stammesgenossen — und farbigen Mannes — unglücklich machen müssen, und ich weiß dabei, daß ich keine höheren Ansprüche habe. Stoßen Sie mich nicht von sich, dann will ich Ihnen treu dienen mein ganzes Leben lang, und Gott dabei danken, daß er mich Ihnen zugeführt.“

„Und wenn nun ein Mann käme,“ sagte Laura, durch die demüthige Weise des lieben Kindes innig gerührt, „der Dich vollständig aus Deinem früheren Stamm heraushebe und zu uns herüberbrächte, würdest Du ihn nehmen?“

Hebe sah erstaunt und fragend zu der jungen Frau auf. Hatten ihre Worte einen tieferen Sinn? Aber das

war ja doch auch nicht möglich, und wehmüthig lächelnd sagte sie:

„Wie ich mich jetzt, thörichter Weise vielleicht, zu gut dünke, einem Mulatten oder Farbigen die Hand zu reichen, so fühle ich auch eben so wohl, daß ich keinem weißen Mann, keinem wenigstens, den ich wählen möchte, genügen kann — und da muß es denn schon so bleiben.“

„Und wenn Du Jemanden wählen solltest, Hebe,“ sagte da Frau Böding und sah Hebe scharf und forschend an, „wen würdest Du nehmen?“

„Frau Böding,“ sagte das junge Mädchen und wurde dabei blutroth, „wie können Sie eine solche Frage an mich richten?“

Laura gerieth durch die Antwort selber in Verlegenheit. Das Kind in seiner einfachen Weise hatte Recht, und unwillkürlich, wie um ein geschehenes Unrecht wieder gut zu machen, und viel rascher, als es früher ihre Absicht gewesen, setzte sie schnell hinzu:

„Aber wenn nun schon Jemand bei mir um Deine Hand angehalten hätte?“

„Um meine Hand?“ rief Hebe fast erschreckt, dann aber schüttelte sie langsam den Kopf und sagte: Wer kennt mich hier? Wen kenne ich, dem ich mein ganzes Leben anvertrauen möchte?“

„Und wirklich Niemanden?“ sagte die junge Frau und ah dabei das Mädchen forschend an. Hebe aber hob rasch und fast erschreckt das Antlitz zu der Sprechenden auf, und ihr eigenes war in der That um einen Schatten bleicher geworden, aber wieder schüttelte sie langsam den Kopf und sagte leise:

„Rein, Niemanden, den ich mir gleichberechtigt denken könnte.“

„Auch keinen Gentleman aus Deiner Bekanntschaft, Hebe?“

Ein wehmüthiger Ausdruck zuckte über das Antlitz des armen Mädchens.

„Sie thun mir weh, Frau Böding,“ sagte sie leise; „glauben Sie denn, daß ich meine Stellung nicht schon selber fühle, und halten Sie mich für thöricht genug, zu glauben,

daß auch noch andere Leute so gut mit einem Wesen meiner Abstammung sind, wie Sie Alle hier im Haus?"

„Und wenn Dich nun Jemand, als seine Frau, hinüber in ein fremdes Land führen wollte, wo man die hier herrschenden Vorurtheile gar nicht kennt, Jemand, Hebe, den Du selber lieb hast und der bewiesen hat, daß er es gut mit Dir meint?"

Hebe antwortete nicht, ihr Blick wurde durch eine Bewegung seitwärts gelenkt, und als sie ihr Auge dorthin richtete, erkannte sie Düben, der ihr die Arme entgegenstreckte und mit herzlicher Stimme sagte:

„Hebe, willst Du mein kleines liebes Frauchen werden und später mit mir hinüber nach Deutschland, zu meinen Eltern ziehen?"

Das arme Kind war jetzt wirklich todtensbläß geworden, aber nicht dem Manne wandte sie sich zu — zu Frau Böding, die ihr freudig die Arme entgegenstreckte, floh sie, barg ihr Köpfschen an ihrer Brust und rief nur immer: „Oh, Frau Böding! Oh, Frau Böding!"

„Beruhige Dich, Kind," flüsterte ihr die junge Frau zu, „nicht jetzt soll es ja sein; dieses und das nächste Jahr bleibst Du noch bei uns und lernst recht viel, so viel, daß sich dann Herr Düben Deiner gar nicht mehr zu schämen hat — Du wirst dann die Frau eines braven Mannes, und bekommst da drüben Vater und Mutter, die Dich lieben werden wie ihre eigene Tochter."

Das arme Kind antwortete nicht, und fester drängte sie sich an ihre mütterliche Freundin, und Frau Böding jähnte, wie sie convulsivisch schluchzte. Sie ließ ihr auch Zeit — vorsichtig winkte sie nur Düben, sie jetzt nicht gleich wieder anzureden, und erst nach einer längeren Pause frug sie leise:

„Und hast Du denn Herrn Düben ein klein wenig lieb?"

Das Kind antwortete nicht — noch immer hielt sie die junge Frau umfaßt.

„Sag' mir, Herz — antworte mir — hast Du Herrn Düben ein klein wenig lieb?"

Da schlang Hebe ihre Arme fester um die junge Frau und

nichte an ihrer Brust zwei- oder dreimal mit dem Kopf, aber rührte sich nicht von ihrer Stellung.

„Meine Hebe!“ rief Düben entzückt aus.

„Und willst Du ihm das nicht selber sagen?“ lächelte Frau Böding.

Hebe schüttelte heftig mit dem Köpchen. „Nein,“ flüsterte sie, „jetzt nicht — oh, nur jetzt nicht!“

„Dann gehe ich, Hebe,“ sagte da Düben, als er sah, wie ihm die junge Frau einen bittenden Blick zuwarf. „Du sollst nicht gedrängt werden, Herz, aber recht glücklich hast Du mich gemacht — und nun, meine liebe, gute, beste Frau Böding, thun Sie das Ihrige,“ und damit schoß er mit einem vor Freude strahlenden Gesicht aus der Thür und hinaus ins Freie. Er wußte auch wirklich nicht, wohin er ging. Wie in einem Taumel schoß er die Straße hinab, und hätte allen ihm Begegnenden vor Freude um den Hals fallen und ihnen sein Glück erzählen mögen.

„Düben! Düben! — — Düben!“ rief ihn eine Stimme aus der Straße, und zu gleicher Zeit lenkte ein kleines Cabriolet so dicht an seine Seite, daß er den Kopf dorthin wenden mußte. „Aber, Mensch, phantasiren Sie denn, oder sind Sie am hellen Tag mondsüchtig geworden? Was treiben Sie, sechsen mit den Armen in der Luft herum, daß die Leute ordentlich stehen bleiben und Ihnen nachsehen. Wohin wollen Sie?“

„Ich weiß es selber nicht,“ sagte Düben, wirklich wie aus einem Traum erwachend, indem er Böding an seiner Seite sah.

„Dann kommen Sie zu mir herein; ich muß nach Fayetteville hinüber, wo ich etwas zu besorgen habe.“ Düben hieg ein. „Aber was haben Sie nur? Ist etwas vorgefallen?“

Düben brauchte wirklich ein paar Minuten, bis er sich so weit sammeln konnte, um das eben Erlebte in Worte zu fassen, dann aber erzählte er auch mit übersprudelndem Jubel seine Pläne, sein Glück, und Böding saß schmunzelnd daneben und hörte ihm zu, hatte dabei aber auch volle Arbeit, sein kleines Gefährt in der richtigen Bahn zu halten und sich

durch eine Unmasse von Equipagen und Geschirren durchzuarbeiten, die heute gerade die Straße mehr anfällten als belebten.

„Düben,“ sagte er endlich, als der junge Mann geendet, „ich glaube, Sie haben einen ganz gescheitren Streich gemacht — das kleine Mädchen giebt einmal eine Brautfrau, und noch gescheidter, daß Sie zwei Jahre warten wollen. Ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Ihnen so viel Vernunft gar nicht zugetraut — also Hebe ist einverstanden?“

„Ich hoffe es gewiß — aber was um Gottes willen ist nur heute in diesen sonst verhältnißmäßig so ruhigen Stadttheil gefahren? Das wimmelt ja von Menschen auf der Straße.“

„Wissen Sie denn nicht, daß heut der Dursche hingerichtet ist,“ sagte Böding, „der damals den Expresßboten mit ermorden half — noch dazu ein Landsmann von uns. Außerst angenehm.“

„Ach ja, jetzt erinnere ich mich,“ sagte Düben.

„Dort drüben ist ja auch schon das Haus, wo der Mord verübt wurde — aber wen bringen sie da' angefahren? Outer Dummel, wie sieht der Mensch aus!“

„Wahrscheinlich ein Irländer,“ meinte Düben, „die kennen ja kein Vergnügen ohne Prügelei.“

Das Menschengedränge war hier, da der Karren gerade vor einer Brannntweinkneipe anhielt, so arg, daß Böding mit seinem kleinen Cabriolet gar nicht durchkam. Er mußte in eine Seitenstraße einbiegen, um den Platz, den er aufsuchen wollte, zu erreichen. Düben blieb bei ihm und begleitete ihn, und als sie nach etwa einer Stunde zurückkehrten fanden sie die Straße vollständig geräumt. Nur vor dem Wirthshaus „Zum Methobisten-Prediger“, demselben, in das man vorhin den mißhandelten Mann getragen, standen noch einige Menschen, und Böding, der sich für diesen Fall besonders interessirte, da er ja selber eigentlich zu rascher Entdeckung beigetragen, hielt an und frug, wen sie da vorhin eingebracht.

Es waren ein paar Mulatten, die da standen und auch sehr bereitwillig Bericht über das Vorgefallene gaben: daß nämlich

der Verurtheilte, fast schon unter dem Galgen, den Wirth da drinnen als Mitschuldigen angegeben habe, und das Volk dann in blinder Wuth über ihn hergefallen sei und ihn fast umgebracht hätte.

„Das ist der Mann mit dem Orangutan-Gesicht,“ rief Düben rasch, „lassen Sie uns einmal hineingehen und sehen, was er macht.“

Böding erinnerte sich seiner ebenfalls, und wenn er auch wohl sonst kaum eine solche, fast nur von Farbigen besuchte Kneipe betreten hätte, entschloß er sich doch heute dazu.

Der innere Schenkraum war noch ziemlich von farbigen Gästen angefüllt, die die heutigen Tageserlebnisse besprachen und darin überreichen Stoff fanden — in den Seitengang aber, der rechtsab führte, gingen die Leute ein und aus, und von dort her kam gerade ein Arzt, mit dem Böding sehr befreundet war.

„Ach, Doctor!“ redete er ihn an. „Sagen Sie nur, was ist denn da geschehen?“

„Oh, mein lieber Böding, Sie hier? Ja, eine fatale Geschichte; den armen Teufel von Wirth hat der Mörder, wie er heute zum Galgen geführt wurde — jedenfalls aus Bosheit, als Mitschuldigen angegeben und das Volk, der süße Böbel dann den Mann aus reiner moralischer Entrüstung, und ohne sich den Denker daran zu lehren, ob er schuldig oder unschuldig sei, dermaßen zugerichtet, daß es ihm scharf am Leben hinging. Ich hoffe aber trotzdem, daß ich ihn durchbringe, denn er ist eine bärenfeste und robuste Natur, und hat nicht einmal seinen Humor bei den wahrhaft furchtbaren Prügelein verloren. — Kommen Sie einmal herein und sehen ihn sich an.“

Böding zögerte noch einen Moment und sah sich noch unschlüssig um; die Gesellschaft gefiel ihm keinesfalls, aber Düben folgte schon dem Doctor, und durch den schmalen Gang hin erreichten sie zuletzt ein winziges Stübchen, in welchem der Mißhandelte auf seiner gewöhnlichen Schlafstelle lag.

Etwas Ungemüthlicheres und Schmutzigeres als dieser Raum ließ sich kaum in der Welt denken. Keine Gardinen an den Fenstern, an denen nur ein paar lange Bretter lehnten, um wahrscheinlich vorgelegt zu werden, wenn die Sonne zu heiß hereinbrannte, der Bettüberzug jedenfalls Monate alt, so daß sich kaum noch erkennen ließ, ob er

einst weiß gewesen, der gebielte Boden mit hart gewordenem Schlamm überzogen, das Fenster kaum noch Licht gebend mit seinen bestaubten und besleckten Scheiben — kurz das trostloseste Bild einer Häuslichkeit, das sich nur die überspannte Phantasie eines Victor Hugo oder Eugen Sue ausmalen könnte.

Und da drinnen lag Maulbeere auf einem Lager, das kein richtiger Waidmann seinem Hund anweisen würde, mit verbundenem Kopf, geschwollenen Augen und alle Glieder fest eingeschnürt oder umwickelt, ein voller Superlativ von Elend und Gesunkenheit. Er konnte auch die sich im Zimmer Befindenden nicht einmal erkennen, und wie er da ausgestreckt lag, „ein Haufen Unglück im Kehrriht“, murmelte er nur halblaute, verbissene Flüche zwischen den Zähnen durch, aus denen endlich einige verständliche Worte wurden.

„Maulbeere — Zachäus Maulbeere,“ sagte er endlich, mit sich selber redend, „Esel verdammt, was hattest Du überhaupt da draußen zu suchen? War Dir's zu wohl hier zwischen den mit Citronen verzierten Brantweinflaschen? Ja wohl — mußt bei Allem dabei sein, und kannst dann auch noch nicht einmal Dein Maul halten. Das geschieht Dir aber recht, Zachäus, und wenn ich nur im Stande wäre, jetzt mein Gesicht zu verziehen, könnt' ich ordentlich darüber lachen. — Teufel!“ stöhnte er dann nach einer Weile, „und daß ich der Canaille auch noch das Vergnügen gemacht habe, zuzusehen.“

Er ballte die rechte Hand; der linke Arm war wohl gebrochen, er lag wenigstens matt und regungslos daneben, und nur die Lippen bewegten sich langsam, Verwünschungen murmelnd. Böding wandte sich in Esel ab.

„Kommen Sie, Däben,“ flüsterte er, des Freundes Arm ergreifend, „mir wird übel, wenn ich das, was von dem Menschen da übrig geblieben ist, ansehe — das ist nun ein Weißer, Einer der bevorzugten, „gottähnlichen“ Race, und Hebe würden sie einen Nigger nennen. Kommen Sie!“

„Wer ist da? — Was wollt Ihr hier?“ fragte Maulbeere, der die Stimmen hörte, die Sprechenden aber natürlich nicht erkannte — es gab ihm jedoch Niemand Antwort und die Herren waren froh, als sie die offene Straße wieder erreichten.

Die Doppelhochzeit.

Frühling lag auf dem schönen Land; der Winter mit seinen bitterkalten Nordweststürmen, mit denen er die weiten Prairien segte, war vorüber; der Hickory zeigte schon sein fast-grünes Laub, der Dogwood blühte im Wald, überall entfaltete sich der bunte Blumenschmuck; in den Büschen und Wipfeln zwitscherte und flatterte es, aus dem Süden herauf kamen schon in langen Ketten und Zügen die gefiederten Sommergäste, um ihre Nester hier zu bauen, und reges Leben herrschte überall.

Es war wieder ein Sonntag-Morgen und Donnersvilling heute eigentlich mehr den Charakter einer südlichen als nördlichen Stadt, da sich außergewöhnlich viel farbige Leute, und zwar Alle in ihrem höchsten Staat, auf den Straßen zeigten. In der That waren heute auch hier sämtliche Neger und Mulatten aus der ganzen Umgegend zusammengekommen, denn der Reverend Hills, ein sehr begabter und überall bekannter Mulatte, predigte heute und stand überhaupt im Begriff, die Nordstaaten, bis nach dem fernsten Westen hin, zu bereisen.

Ursprünglich hatte er nun den hiesigen deutschen Geistlichen, den Pastor Wesser, ersucht, nach dessen Predigt die protestantische Kirche benutzen zu dürfen, was ihm dieser aber rund abschlug. Hills gehörte wohl auch der protestantischen Kirche, aber doch einer andern Secte, den Methodisten an — lehrte also, nach

Pastor Besser's Ueberzeugung, Irrthümer, zu denen er seine Kirche nicht hergeben könne.

Die Farbigen trösteten sich aber darüber. Eduard Hamilton, der Schmied, hatte seinen Stammesgenossen die große, geräumige Schmiede zur Verfügung gestellt, und in der Werkstätte eines braven Arbeiters konnten sie eben so gut zu ihrem Gott beten, wie in dem besonders zu dem Zweck aufgestellten Hause.

Aber auch die lutherische Kirche der Deutschen war heute außergewöhnlich stark besucht, und zwar weit stärker, als sonst das salbungsvolle Nichts, das der Herr Pastor seinen Zuhörern predigte, besonders die gebildeten Deutschen in seine Kirche locken konnte. Heute fehlte beinahe Niemand von ihnen, aber nicht etwa der Predigt, sondern einer Doppeltrauung wegen, die darin vorgenommen wurde.

Roskwein hatte gesagt — war ihm auch Helene über die erste überraschende Werbung bei Tisch fast böse geworden, so gelang es ihm doch bald, sie zu überzeugen, daß er sie wirklich und wahrhaft liebe. Kellmann und Heßborn besonders, der den wunderlichen Menschen von früher ja genau kannte, redeten ihr ebenfalls zu — gern gesehen hatte sie ihn ja schon immer, und wohl gefühlt, daß ein maderer Kern in ihm stecke, und als er dann aufs Neue mit herzlichen Worten zu ihr trat, als er in halb drolliger und halb rührender Weise sich selber anklagte und doch auch wieder um ihr Vertrauen und um ihre Liebe bat, da gab sie endlich seinem Drängen nach, und wenn von dem Augenblicke an ein ausgelassener und glücklicher Mensch existirte, so war es Roskwein.

Seinem Wunsch nach hätten nun die beiden Paare, die sich bald dahin einigten, ihre Trauung auf einen Tag zu verlegen, nur den Civilact vornehmen sollen, denn mit dem Geistlichen stand er seit jenem Sonntag-Morgen außer dem auf keinem guten Fuß. Katharina Donner aber, deren Vater ja selber Geistlicher gewesen, wußte, wie der alte Herr darüber dachte. Er hing noch immer an dem alten Vorurtheil, die Ehe als einen rein kirchlichen Act zu behandeln — sie selber that vielleicht das Nämlische, denn Frauen haben, wenn sie das auch nie eingestehen wollen, immer noch eine Art von unbe-

stimmtem Verdacht, daß eine Civilehe vielleicht doch nicht so recht bindend wäre, und deshalb wurde in einem weiblichen Rath auf Lobenstein's Farm beschloffen, die Trauung in der Kirche selber vorzunehmen. Ein Widerspruch der Männer konnte natürlich nicht stattfinden, und die Sache war abgemacht.

Die Trauung war vorüber, Rogwein hatte sich's aber nicht nehmen lassen, Hellborn mit seiner jungen Frau wie sämmtlichen Zeugen, d. h. der ganzen Donner'schen und Lobenstein'schen Familie, für den Tag bei sich zu Gast zu haben. Er war so oft, wie er meinte, auf der Farm draussen gewesen, daß er die ganze Familie jetzt auch einmal „abfüttern“ müsse, um sich zu revanchiren, und eine bessere Gelegenheit als diese läme im Leben nicht wieder. Sein eigenes kleines Haus aber, das er sich gebaut, bot keine Räumlichkeit für so viel Gäste, und deshalb mietete Rogwein sämmtliche obere Räume des Hotels und ließ auch von Ezra Lublins das Diner, und zwar nach besten Kräften, herrichten. Den Saal mit Blumen zu schmücken, hatten aber die jungen Mädchen übernommen, und er glänzte nicht allein in förmlicher Blütenpracht, sondern die kleinen Kinder standen auch schon bereit, um den Paaren, wenn sie aus der Kirche kamen, Blumen auf den Weg zu streuen.

Zu den Gästen gehörte auch Julius Fortmann aus Covington, der Kellmann fest versprochen hatte, an dem Tage wieder herüberzukommen und ihn mitzufeiern. Er that das auch um so lieber, wie er schrieb, da er selber noch ein nothwendiges Geschäft dort abzumachen habe und doch in diesen Tagen wieder hinüber müsse.

In der Kirche, bei der Trauung, war er auch anwesend, wartete aber nur eben das Ende der feierlichen Handlung ab, flüsterte Kellmann zu, er habe nur einen Weg zu besorgen und würde ihnen dann augenblicklich in das Hotel nachfolgen, und verließ den Platz, sogar ehe er den beiden jungen Paaren seine Glückwünsche darbrachte.

In dem Hause des Herrn von Passedom hatte sich heute wieder eine kleine Scene zugetragen, wie sie jetzt eigentlich dort zu den Alltäglichkeiten gehörten.

Die beiden Gatten schienen den Frieden, den man doch sonst eigentlich in der Ehe sucht, nicht gefunden zu haben. Madame war etwas reizbarer Natur und mußte dabei einen größeren Halt an ihrem Gatten besitzen, als dieser gern eingestehen mochte, ohne daß er sich jedoch im Stande sah, ihn abzuschnüffeln. Thatsache ist, daß er sich gleich von Anfang an in viele ihrer Launen fügte und ihr dadurch von vorn herein die Handhabe des Regiments in Händen ließ. Was aber Madame einmal in Händen hatte, hielt sie fest, und er sah keine Möglichkeit, es ihr wieder zu entwinden.

Auch jetzt lag wieder ein Rant oder vielmehr eine getheilte Ansicht vor, was sich im Resultat aber gleich blieb. Die Streitfrage hatte sich auch schon einige Tage hingezogen, bis Madame endlich — wie immer — ihren Willen durchsetzte, und war heute nur wieder — sie betraf das Helenen gehörige Vermögen — durch einen Zwischenfall, frisch aufgewärmt und dann zuletzt siedend heiß geworden.

Nun gedachte Herr von Passedow selber nicht das ganze, Helenen von Gott und Rechts wegen zustehende Vermögen an sie auszuliefern, weil er behauptete, er habe wenigstens die Hälfte davon zu ihrer Erziehung gebraucht — in der That hatte sie ihm die Wirthschaft führen und wie eine Magd arbeiten müssen. Er wünschte ihr aber einen Theil auszusahlen, während seine Gattin auf das Bestimmteste erklärte, daß auch nicht ein Cent von dem Gelde über ihre Schwelle ginge, um dem „Barbier“ zu Gute zu kommen. Wenn seine Tochter der Familie die Schande anthäte, dann möge sie auch die Folgen davon tragen, und da sie alles Geld in Händen hielt, so schien die Sache eben erledigt.

Heute nun hatte wieder einmal das Mädchen, das sie zum Kochen angenommen, gekündigt, weil sie es nicht mehr mit dem „Drachen“ aushalten konnte. Alle vierzehn Tage mußte sie überhaupt mit den Dienstboten wechseln, und es schien schon so weit gekommen, daß überhaupt kein Mädchen mehr bei ihr eintreten wollte. Dadurch aber war Frau von Passedow auf das Aeußerste erbittert worden, schimpfte auf die Undankbarkeit der Menschen und fing mit ihrem Manne, da ihm in dieser Sache auch mit keinem Schatten von Schuld

beizukommen war, wieder die alte Geschichte an, denn irgend Jemanden mußte sie haben, um ihren Grimm daran auszulassen.

Der Freiherr von Passedom ging in dem kleinen, aber ganz elegant ausgestatteten Zimmer, die Hände auf dem Rücken, die Brauen zusammengezogen und den Kopf gesenkt, mit raschen Schritten auf und ab, und die gnädige Frau saß, auf dem Sopha breit ausgebreitet, die Arme von sich gestreckt da und sah eher so aus, als ob sie warm gemacht und in die Erde hineingegossen wäre — so füllte sie Alles aus, was in ihren Bereich kam. Ihr Gatte hatte, zuletzt zu sehr gereizt, das Wort „Autorität“ fallen lassen, und das schien den Hohn seiner Therese zu mildern, denn es kam ihr zu lächerlich vor.

„Du und Autorität!“ sagte sie und zuckte mit dem sonst vielleicht nicht unschönen Mund, um den sich aber ein häßlicher und sogar frecher Zug gelegt hatte, verächtlich auf; „es wird wirklich komisch, Kuno, wenn Du von Autorität sprechen willst. — Eben wird Deine Tochter in der Kirche mit einem gewöhnlichen Barbier getraut, und Du bist nicht einmal dazu eingeladen, hahahahaha!“

„Frau,“ sagte Passedom mit vor innerer Aufregung fast tonloser Stimme, „gehe nicht zu weit — Du weißt nicht, wessen ich fähig bin.“

„Wessen Du fähig bist?“ sagte die Frau verächtlich; „ich denke ich weiß es, aber glaubst Du, daß ich mich davor fürchte? Der geringste Verdacht, den ich schöpfte, und — doch wozu die Reden,“ brach sie verächtlich ab, „Du kennst mich und es ist nicht nöthig, weiter ein Wort zu verlieren, aber ich will auch hier nicht auf langsame Weise zu Tode gequält und geärgert werden. Hätte Deine Tochter auch nur einen Funken von Pflichtgefühl, so würde sie uns nicht in so schnöder Weise verlassen haben, und aus Dankbarkeit dafür verlangt Du auch noch, daß wir ihr das Einzige ausliefern, was ich hier im Haus vorgefunden? Glaubst Du etwa, daß ich Dich Deiner Schönheit wegen genommen? Uebrigens versteht es sich von selber, daß wir jetzt dies langweilige Nest verlassen. Mit Frau Koffwein zusammen bleibe ich wenigstens

nicht an einem Ort, denn daß die Ehe ein jämmerliches Ende nimmt, versteht sich von selbst, und nachher liegen sie Dir ewig auf dem Hals."

"Und wo wolltest Du hin?" frug Bassedow finster.

"Hast Du nicht selber gesagt," bemerkte seine liebende Gattin, "daß Du nach Cincinnati ziehen wolltest, um eine Agentur oder sonst etwas zu errichten und endlich einmal auch eine Beschäftigung zu bekommen? Du weißt, daß Doctor Taylor sein Haus an den Vogelhändler verkauft und Mrs. Goodpart geheirathet hat."

"Ja," sagte Bassedow finster, "und wer dabei die größte Dummheit begangen, Doctor Taylor oder Frau Goodpart, muß erst die Zeit lehren."

"Sie ist das Muster einer Frau," rief Frau von Bassedow.

"Ja wohl," sagte der Freiherr, "gerade so wie er das Muster eines Mannes ist."

"Du kannst den Doctor nicht leiden, das weiß ich wohl," sagte seine Gattin, "aber Du kommst hier auch gar nicht in Betracht. Ich will in einer Stadt leben, wo ich wirklich mit Menschen verkehren kann, nicht in dem Nest hier, und dort sind wir auch vor Deiner saubern Tochter sicher."

"Therese," sagte Bassedow finster, "Helene hat Dir nie Ursache zu irgend einer Klage gegeben."

"Ich will den Namen des Frauenzimmers nicht mehr hören," rief das Weib, mit ihrer dicken, fetten Faust die Sopphalehne schlagend, "hörst Du? — Wenn Du mir —"

Es klopfte draußen plötzlich sehr entschieden und mit drei festen Schlägen an die Thür, und Frau von Bassedow schrak zusammen, als ob sie eine Kugel getroffen hätte. Sie war leichenblaß geworden, was aber ihr Gatte nicht bemerkte, da er bei dem Klopfen ebenfalls herumsuhr und die Thür jetzt öffnete, um zu sehen wer da sei. Irgend welche Unterbrechung kam ihm in dem Augenblick erwünscht. Doch etwas überrascht sah er sich gleich darauf dem Friedensrichter Fortmann von Covington, der damals ihn und seine Frau getraut hatte, gegenüber.

"Herr von Bassedow," sagte Fortmann mit einer höflichen, aber auch kalten Verbeugung, "sehr angenehm, Sie einmal

wieder begrüßen zu können. Es geht Ihnen doch gut? — Da ich gerade nach Donnersville zur Trauung Ihrer Frau:lein Tochter kam, mochte ich mir das Vergnügen nicht ver: sagen, Sie aufzusuchen.“

„Sehr angenehm, verehrter Herr,“ sagte Passedom, der nicht wußte was er aus der Anrede machen sollte, denn daß ihm die Erwähnung der Trauung seiner Stieftochter, bei der man es nicht einmal der Mühe werth gehalten ihn auch nur davon zu benachrichtigen, nicht besonders angenehm sein konnte, ließ sich denken.

„Gnädige Frau — blühend wie eine Rose — ich hoffe doch nicht daß ich störe?“

Fortmann hatte sehr Unrecht mit dem letzten Vergleich, denn so roth und erhitzt Frau von Passedom bis zu diesem Augenblick ausgesehen, jetzt hatte fast jeder Blutstropfen ihr Antlitz verlassen, und aus der lässigen Stellung hob sie sich ebenfalls empor und starrte den Besucher an, als ob sie einen Geist gesehen. — Und war es nicht wirklich einer? So — genau so, hatte ihr erster Mann, der Actuar Ledermann, geklopft, wenn er aus seinem Bureau nach Hause kam, um sich von der andern Partei, die noch mit ihnen die nämliche Etage bewohnte, zu unterscheiden, und eine dumpfe Befürchtung, die schon damals bei der Trauung in ihr aufgestiegen, die aber, weil sie weiter keine Nahrung fand, mehr und mehr wieder eingeschlafen war, erwachte plötzlich aufs Neue zur vollen Schärfe und machte ihr Herz in fieberhaften Schlägen pochen.

Herr von Passedom hatte einen etwas besorgten Blick auf seine Frau geworfen, da er sich nicht sicher fühlte, in welcher Laune sie den etwas ungewöhnlichen und keineswegs glücklich gewählten Besuch empfangen werde. Er selber erschrak aber über die Veränderung, die mit der Dame in den wenigen Augenblicken vorgegangen, und was ihn dabei am meisten be: unruhigte, war, daß sie kein Wort über die sonst wahrhaftig nicht scheuen Lippen brachte.

Fortmann's Blick haftete dabei fest auf ihr; er wandte sein Auge nicht ab, stellte ohne Weiteres seinen Hut auf den nächsten Stuhl und ließ sich neben dem Sopha, Frau von

Passebow gegenüber, und ohne irgend welche Einladung abzuwarten, nieder. Passebow selber bemerkte das aber Alles nicht, denn an seiner Frau sah er, daß etwas Außerordentliches geschehen mußte, oder der Besuch des ihnen sonst fremden Friedensrichters hätte sie nie so bewegen, so erschrecken können. Was aber war das gewesen? — Sein eigenes Gewissen fühlte sich vielleicht nicht rein. Fortmann aber, ohne auch auf ihn zu achten, fuhr lächelnd fort: „Sie kennen mich vielleicht gar nicht mehr, verehrte Frau, wie? — Erinnern Sie sich nicht vielleicht an Heilingen — komischer kleiner Ort, wenn man hier das großartige amerikanische Leben dagegen nimmt — war ein intimer — ein sehr intimer Freund Ihres seligen Mannes, meines guten Julius Ledermann, eigentlich der beste Freund, den er in der ganzen Stadt hatte, denn er führte, unter uns gesagt, ein Dünneleben und hielt das auch — wie Sie recht gut wissen, auf die Länge der Zeit nicht aus. Ich erinnere mich nicht mehr recht deutlich — brachte er sich um oder ging er nach Amerika, wie?“

Er rief sich nun wieder, auf die ihm eigene Art, die Hände, und der Frau war es, als ob ihr Jemand mit eiserner eiserne Hand das Herz sagte und zusammenpreßte. Das war ihr Mann, das war Ledermann, den sie todt geglaubt und sich wieder verheirathet hatte, und war sie früher überzeugt gewesen, daß er sich selber das Leben genommen, so saß er jetzt gesund und munter vor ihr, und hielt ihr Geschick in seinen Händen. Sie brachte auch in der That kein Wort über die Lippen — die Gedanken jagten ihr in wilder Schwingung durch das Hirn, und ein Glück, daß sie saß, denn auf ihren Füßen hätte sie sich in diesem Augenblick nicht halten können.

Herr von Passebow fühlte sich äußerst unbehaglich, denn Etwas war da vorgefallen, wenn er auch nicht die entfernteste Ahnung hatte, was, aber etwas Gewöhnliches konnte seine Frau nicht so außer Fassung bringen. Fortmann blieb aber die Freundlichkeit selber, erzählte, wie unglücklich er sich in schauerlichen Familienverhältnissen in Deutschland gefühlt, und wie gut es ihm jetzt dafür gehe und wie friedlich er lebe, Sachen, die Herrn von Passebow gar nicht interessirten (seine

Frau desto mehr, denn sie erhielt dadurch nur immer bestimmter die Gewißheit ihres Verdachts) und ihn zuletzt ganz verwirrt machten.

Zehn Minuten hatte Fortmann auf solche Weise wohl erzählt, als er plötzlich nach der Uhr sah und sich von seinem Stuhl halb erhob. „Ich habe Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen, verehrte Frau, aber was mich hergeführt,“ setzte er hinzu, indem er auf den Stuhl zurück sank, „ist eine kleine Geschäftssache, die unsere Zeit kaum fünf Minuten in Anspruch nehmen wird. Ich möchte Sie nämlich, verehrter Herr, im speciellen Auftrag Ihrer Fräulein Tochter, der jetzigen Frau Rogwein, ersuchen, mir das hinterlassene Vermögen ihrer seligen Mutter mit viertausend Dollar auszuhandigen. Sie wünscht es heute, als am Tage ihrer Trauung, in die Hände ihres Mannes zu legen.“

Von Passedom warf einen etwas bestürzten Blick auf seine Frau, denn er befürchtete nicht ohne Grund jetzt einen Ausbruch des Vulkan, der bis dahin so überraschend lange geschwiegen — aber er kam nicht. Frau von Passedom sah, kaum einer Bewegung mächtig, noch immer in der Sophaecke der „Erscheinung“ gegenüber, und erst als Fortmann jetzt aufstand, mit einer deutlichen Bewegung, daß er ihr nur Platz machen wollte, sich ebenfalls zu erheben, folgte sie fast willenlos seinem Beispiel und verließ, ohne ein einziges Wort zu sagen, das Zimmer.

Passedom sah ihr voll Erstaunen nach. Was um Gottes willen hatte die Frau in den wenigen Minuten so verändert? Wohin wollte sie jetzt, und in welcher Beziehung stand sie zu dem ihr doch fremden Friedensrichter, der eine so unerklärliche Macht über sie ausübte? Fortmann indessen schien sich nicht im Geringsten besorgen zu fühlen und die Rückkehr der Dame geduldig zu erwarten. Er sprach indessen auch von vollkommen gleichgültigen Dingen, vom Wetter, von der diesjährigen Einwanderung, von den Korn- und Butterpreisen und daß Donnersville eigentlich noch ein außerordentlich billiger Platz wäre, und brachte von Passedom dadurch nur in noch immer größere Verlegenheit, da er nicht wußte, was er für ein Gesicht dazu machen sollte. Von dem Gelde erwähnte

Fortmann kein Wort wieder, als ob die Sache schon vollständig erledigt wäre und er nur erwartete, es auch ausgehändigt zu bekommen.

Endlich lehrte die Frau zurück — sie hielt ein in Papier geschlagenes Paket in der Hand, mit dem sie auf Fortmann zuging und sagte:

„Ich glaube, dies wird Alles enthalten was Sie wünschen — dürfte ich Sie um eine Quittung bitten?“

„Dann werde ich genöthigt sein, das Paket erst zu öffnen.“

„Rein — bescheinigen Sie mir nur, von mir ein Paket für Helene Berger übernommen zu haben. Um die Quittung lasse ich dann Frau Rothwein ersuchen. — Hier ist Feder, Dinte und Papier.“

Sie gab das Paket noch immer nicht aus der Hand.

„Mit dem größten Vergnügen,“ sagte aber Fortmann, bescheinigte den Empfang des Pakets und überreichte ihr dann das Papier. Sie nahm es und betrachtete es eine Weile forschend und aufmerksam, dann hob ein tiefer Seufzer ihre Brust und sie handigte ihm die Papiere aus. Die Quittung war nur Julius Fortmann unterschrieben.

„Also, mein verehrter Herr,“ sagte Fortmann, indem er das Paket in seine Tasche schob, „ich muß noch um Entschuldigung bitten, Sie belästigt zu haben; ich wünsche Ihnen einen recht vergnügten Abend. Gnädige Frau, ich habe die Ehre mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen.“

Damit nahm er seinen Hut, machte den beiden Leuten eine achtungsvolle Verbeugung und verließ das Haus.

„Therese,“ sagte Herr von Bassebow, der fast sprachlos vor Staunen die kurze Zwischenscene beobachtet oder vielmehr angestarrt hatte, denn mit keiner Faser seines Denkvermögens konnte er eine Erklärung dafür finden, „was ist das mit dem Manne? — Was war in dem Paket?“

„Das Erbtheil Deiner Tochter,“ erwiderte seine Frau, „aber frag' auch nicht weiter. — Dir ist ein Gebot auf Dein Haus gethan, wie?“

„Allerdings, aber —“

„Schlage es morgen los — frage mich nicht weiter,“ unterbrach sie ihn barsch, als er eine Einrede wagen wollte;

„Der Mann weiß mehr von uns, als uns Weiden nützt. Wir gehen den Strom hinab.“

Passebow sah sie verduht an; er konnte wohl selber kein recht reines Gewissen haben, aber die Frau ließ ihm auch keine Zeit, sie wieder anzureden. Sie ging ohne Weiteres in ihr Zimmer und schloß sich da ein.

Indessen hatte der Zug aus der Kirche Ezra Lubkins' Hotel erreicht und dieser allerdings sein Möglichstes gethan, um Alles so freundlich als möglich herzurichten. Aber glückliche Menschen waren es auch, die heute sein Haus betraten, und Ruß (denn eine deutsche Stadt in Amerika ohne Ruß ist eben undenkbar) empfing sie, wie sie nur das blumengeschmückte Haus betraten.

Und wenn es heute einen ausgelassenen Menschen auf der Welt gab, so war es Jacob Rothwein. Sein gutes und doch so intelligentes Gesicht strahlte vor Freude und Seligkeit, und Lust und Leben brachte er bald in die außerdem schon fröhliche Gesellschaft.

Oben im großen Saal stand indessen die lange Tafel für die Gäste gedeckt, und drei Kochfrauen hatte Ezra Lubkins angestellt, um nur alle die Delicateessen zuzubereiten, die heute vorgeschützt werden sollten — Schildkrötensuppe — frische Fische aus den Seen und eben daher die berühmten Canvaß-Enten, Wildpret und wilde Truthühner, Früchte aus allen Zonen, Wein aus Californien und vom Rhein wie aus Frankreich, kurz was es nur Gutes und Theures gab, hatte Rothwein anfahren lassen und dabei Telegraph und Eisenbahn in Anspruch genommen, um sich auch das Beste zu sichern.

Und wie lieb sah Helene heute aus. Sie ging allerdings außerordentlich einfach gekleidet, mit nur einer weißen Cameline in dem prachtvollen schwarzen Haar, und sah, von der Aufregung der letzten Tage, selbst noch etwas leidend aus, aber trotzdem erschien sie wie die Königin des Festes, eine süßliche Schönheit, während Katharina mit ihren blonden Haaren und blauen Augen ihr wohl den Kranz um die Schönheit streitig

machen konnte, aber trotzdem wie ein bescheidenes Weibchen neben der voll ausgeblühten Lilie leimte.

Einige Schwierigkeit hatte es gehabt, bei dieser Anzahl von Gästen die Plätze zu ordnen; darin entwickelte aber Pellhorn eine anerkennenswerthe Geschicklichkeit, und hatte bald alle in der passendsten Weise untergebracht.

Ezra Lublins, der Wirth, war ebenfalls eingeladen worden, hatte aber abgelehnt, da seine Frau in der letzten Zeit kränkelte und er die Bedienung überwachen mußte, behielt sich aber vor, dann und wann einzulehren und ein Glas Wein mitzutrinken, weil er, wie er sagte, die verschiedenen Sorten auch kosten müsse.

Eben nahmen die Gäste Platz, und nur Fortmann fehlte noch, bekam aber seinen Stuhl reservirt, während Ezra Lublins, die Geschäftigkeit selber, aller Orten zugleich zu sein schien und in seinem laubermwelschen Pennsylvanisch-Deutsch alle Leute mit Du anredete. Da erhielt er einen Voten von unten herauf, daß er einmal hinabkommen möge, denn es sei Jemand da, der ihn zu sprechen wünsche. Es war ihm nicht recht, ließ sich aber auch nichts dagegen machen, und er sprang rasch die Treppe nieder, um den Störenfried abzufertigen. Heute hatte er eben keine Zeit.

Wie er in den Schenkraum trat, lehnte ein Mann an dem Schenktisch, den er schon von früher her gut genug kannte, und der in der Zeit, seinen Geschäften folgend, ab und zu gereist war — Mr. Sherard aus Connecticut, der Danker, der sich als Landagent für den Süden hier herumtrieb.

Der lange Bursche, ein grobknochiger Gesell, mit unverhältnißmäßig breiten Schulterknochen und einem langen hagern Gesicht, ein tüchtiges Priemchen Taback in der linken Bado, rällete sich mit dem einen Ellbogen, die Beine übereinander geschlagen, an dem Schenktisch und bekam eben von dem „barkeeper“ einen Gin cocktail vorgelegt, den er gegen das Licht hielt und in der Sonne funkeln ließ.

„Hallo, Lublins, old fellow, wie geht's? — was nehmt Ihr? — boy, ein ander Glas für Ezra — wie habt Ihr's getrieben die Zeit?“

„Danke,“ sagte Ezra, indem aber ein bezeichnendes Kopfschütteln seinem barkeeper anzeigte, daß er mit dem Gast nicht trinken wolle, und er deshalb auch kein Glas brauche. „Wer hat mich denn rufen lassen,“ frug er dann seinen Ausschänker, „und was soll ich?“

„Mr. Eherard wünschte Sie zu sprechen,“ sagte der Ausschänker.

„Ja, Lublins,“ meinte dieser, „Ihr habt jetzt gerade, wie ich höre, zu thun; ich muß aber selber erst einmal nach Lebensstein's Farm hinaus und wollte Euch nur sagen, daß Ihr mir für die Nacht ein Zimmer frei haltet, denn ich werde wieder ein paar Tage in Donnersville bleiben.“

Ezra Lublins hatte ihn, während er sprach, scharf und eben nicht besonders freundlich angesehen, jetzt sagte er:

„Mr. Eherard, wie lange Ihr in Donnersville bleiben wollt, weiß ich nicht, geht mich auch nichts an, so viel weiß ich aber, daß Ihr keinen Fuß wieder in mein Haus setzt — und Bill,“ wandte er sich dabei an seinen Ausschänker, wenn der Bursche da wieder hereinkommt und etwas zu trinken haben will, so führt ihn an den Trog draußen. Aus einem von meinen Gläsern ist das aber der letzte Trunk.“

„Hell and damnation!“ fuhr der Pankee auf.

„Ja wohl hell and damnation,“ sagte aber Ezra, ebenfalls ein handfester Bursch, indem er ihm fest entgegentrat. „Wißt Ihr, was Ihr seid, Eherard? Ein ganz gemeiner, nichts würdiger Lump, den ich, wenn er sich wieder hier über meine Schwelle wagt, hinaustrete wie einen Hund.“

„Damn it!“ rief der Pankee emporfahrend, „das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Bin ich Euch je schon ein Glas Whisky schuldig geblieben?“

„Rein,“ sagte Ezra, indem er aber doch beide Hände aus den Taschen nahm, um auf einen plötzlichen Angriff vorbereitet zu sein; „darin liegt auch die Lumperei nicht allein; aber von den Leuten, die Ihr nach dem Süden verlockt habt, ist schon ein Theil wieder zurückgekehrt und hat hier erzählt, unter welche nichtsnutzige Bande sie geschickt wurden und wie Ihr sie außerdem noch mit Euren Schilderungen betrogen habt. Ich weiß auch jetzt, was Ihr früher waret — ein ganz

gemeiner Sklavenhändler, den die süßlichen Pflanzern, wenn sie Euch auch zu ihrer schmutzigen Arbeit gebrauchten, nicht einmal an ihren Tisch ließen. Und nun trinkt Euer Glas aus und macht daß Ihr fortkommt — Geld will ich nicht von Euch."

"Ludlins!" sagte der Bursch, indem er die Fäuste ballte und langsam auf den Wirth zuging; dieser wich aber keinen Zollbreit, nur leicht hob er beide Arme und setzte den rechten Fuß etwas zurück, so daß das rechte Bein sprunghederartig den Körper trug und zu jeder Bewegung nach vorn oder zurück bereit hielt. Er wartete aber vergebens auf einen Angriff. — Mr. Sherard mußte sich anders besonnen haben. Das Glas ließ er unberührt auf dem Schenkstand stehen, und mit einem, aber auch nur halbgemurmelten Fluch drehte er sich auf dem Absatz herum und verließ das Haus.

Noch während dieser Scene und fast mit Ezra Ludlins zugleich waren zwei junge Negermädchen, beide sauber und hübsch gekleidet, eingetreten und schen vor dem Thant an der Thür stehen geblieben. Jede von ihnen trug einen frischen Blumenstrauß in der Hand, und sie drückten sich jetzt fest aneinander, aus Furcht vor den zürnenden Männern. Ezra Ludlins hatte aber — vielleicht auch durch den raschen Rückzug seines Gegners, seine gute Laune schon wieder gewonnen, und wie sein Blick auf die beiden Kinder fiel, sagte er gutmüthig:

"Was wollt Ihr, Kinder — für wen sind die Blumen?"

"Für Massa Roskwein und Massa Hellborn," sagte die Älteste von ihnen schüchtern — "sie waren gut mit uns, und wir haben weiter nichts was wir ihnen geben können."

"Ihr kommt mit hinauf," sagte Ezra Ludlins bestimmt — "das wird sie freuen, und habt nur keine Furcht, Euch geschieht nichts. Seid Ihr hier aus Donnersville?"

"Des Schmieds Töchter — Hamilton heißt er."

"Ihr seid die Weiden, die sich Hamilton wiedergeholt hat?" rief Ezra erfreut und wandte sich schon an den Barkeeper, um ein paar Gläser aufzusehen. Es mochte ihm aber

doch wohl einfallen, daß die Kinder keine spirituellen Getränke vertragen konnten, und ihnen nur freundlich zunichtend, sagte er: „Na, dann kommt!“ und schritt ihnen voran die Treppe hinauf.

Und Fortmann war noch immer nicht da. Die Suppe wurde schon, nach guter deutscher Sitte, herumgereicht und für den Augenblick klapperte Alles mit den Löffeln, als Ezra mit den Kindern den Saal betrat und sie, ohne daß Jemand weiter auf sie achtete, oben an die Tafel, wo die beiden Jungverehelichten saßen, führte. Polly, die Jüngste, schien allerdings jetzt den Ruth verloren zu haben und wollte scheu zurücksweichen, ihre Schwester Libby sprach ihr aber zu und zeigte ihr den Herrn, dem sie die Blumen übergeben, und es genau so machen sollte wie sie. Nur erst dann, als sie sich der Schwester sicher wußte, trat sie an Hellborn's Seite und sagte leise, während sie ihm den kleinen, unscheinbaren Strauß hinhielt:

„Mama — Sie haben recht viele glückliche Menschen gemacht — seien Sie selber glücklich!“

„Libby!“ rief Hellborn, von seinem Stuhl aufspringend, wie er die Kleine erkannte — „Kind, Du hast mir eine große, große Freude gemacht, und ich werde Dir das nicht vergessen — reiche auch meiner jungen Frau da die Hand, und wenn Du je etwas brauchst oder Rath und Hülfe willst, dann komme zu uns, und Du sollst uns immer als treue Freunde finden.“

Zu Roswein war Polly getreten und hatte ihm ebenfalls ihren Strauß, aber mit so leise geflüsterten und schüchternen Worten gegeben, daß er allerdings keine Silbe davon verstand; das war aber auch nicht nöthig, denn er verstand die Gabe in ihrer vollen Bedeutung.

Wie Hellborn aufspringend, gab er dem kleinen bestürzten Mädchen einen derben Kuß und sagte dann, den Strauß Helenen reichend — „den heb' auf, Schatz, das ist eine Gabe reiner Dankbarkeit aus treuem Herzen gebracht, und tausend Dank dafür, mein prächtiges kleines Ding. Aber jetzt wartet einmal — hallo, Ezra, habt Ihr hier keinen großen Bogen Papier — oder noch besser, kann Einer von Euren Leuten

einmal einen Weg mit den Kindern gehen und einen Korb mitnehmen?"

"Gewiß, Mr. Kogwein," nickte der Wirth — „Du brauchst nur zu sagen, was er tragen soll."

"Na, dann vorwärts," lachte Kogwein, indem er mit dem Wirth nach der Vorrathskammer ging und einen ganzen Korb voll Sachen, Wein und Kuchen und Braten, wie Eingemachtes für die Kinder einpackte. „So, und das, Polly," sagte er, „nimmst Du Deinen Eltern mit, und grüßt sie schön von uns und sagst ihnen, daß wir ihnen so viel Glück wünschen, als uns der Himmel heute selber bescheert hat."

Die Kinder waren glücklich, als sie ihren Auftrag ausgeführt, und ihre Augen leuchteten ordentlich, als sie den Saal verließen. Jetzt war aber die Suppe abgetragen und Ezra Lublins hatte eben in seiner drollig-pennsylvanischen Weise den ersten Toast — den er sich nicht nehmen ließ, auf die beiden jungen Paare ausgebracht, so daß noch klingend die Gläser zusammenstießen und herzliche Küsse unter den Verwandten und Freunden gewechselt wurden, als der Barkeeper noch einmal in den Saal kam, Ezra leise anstieß und ihm dann sagte: „Mr. Lublins, ist wieder ein Mann unten, der Sie absolut sprechen will — sieht aber etwas ruppig aus." „Schön, Will," sagte Ezra Lublins sehr artig, indem er mit dem noch halb gefüllten Glas seinem Barkeeper zutrank, „dann ersuchen Sie ihn mit meiner besten Empfehlung, daß er doch gefälligst zum Teufel ginge, denn ich hätte heute keine Zeit."

Der Barkeeper, der eine ähnliche Antwort erwartet haben mochte, drehte sich einfach um und verließ den Saal, lehrte aber schon nach wenigen Minuten zurück und klopfte Ezra Lublins wieder am Aermel.

"Well," sagte Ezra, ärgerlich werdend, „ich will doch von Grashüpfern zu Tode getreten werden, wenn das nicht zu toll ist. Was wollen Sie denn nun schon wieder?"

"Ja, Mr. Lublins," stammelte der Bursche, „er sagte, da läme er eben her."

"Wer? Von wem reden Sie jetzt?"

"Run, der Fremde unten."

„Wo käme er her?“ frug Lublins, der schon lange vergessen hatte, was er dem Burschen vorher gesagt.

„Nun, Sie meinten dorthin,“ erwiderte dieser, „er solle zum Teufel gehen, und jetzt sagt er, da käme er eben her und hätte an Sie etwas auszurichten.“

„Vom Teufel?“ sagte Lublins erstaunt. „Ja, alle Wetter, da muß ich doch einmal hören, was der von mir will,“ und eilte nochmals die Treppe hinunter, wo er denn unten im Parzimmer einen etwas bleichen Menschen mit einem sehr großen Bart fand, der eben in aller Ruhe hinter dem Schenktisch, welchen Plaz kein Fremder betreten durfte, da sich auch dort die Kasse befand, stand, die Cognacflasche heruntergeholt hatte und eben beschäftigt war, sich ein großes Glas voll einzuziehen. „Hallo, Mister!“ sagte Ezra, indem er erstaunt ob solcher Redheit in der Thür stehen blieb. „Geniren Sie sich nicht; thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.“

„Bin eben dabei,“ nickte der Mann, holte ein anderes Glas unter dem Schenktisch vor, drehte es um, schob es Ezra hin und sagte dann mit der größten Ruhe: „Was trinkst Du, Vater?“

Der Barkeeper, auf's Aeußerste von dem unerschämten Betragen des Fremden überrascht, sah erst diesen, dann den Birtb verwundert an. Ezra aber, die Augen weit aufgerissen, die fast aus ihren Höhlen herausdrangen, starrte nach dem Bärtigen wie nach einer Erscheinung hinüber.

„Johnny?“ rief er, noch immer zweifelnd über seinen Augen nicht trauend.

„How do you do, Daddy?“ erwiderte aber dieser hinter dem Schenktisch vor, „how is the old woman?“

Jetzt hielt sich aber auch Ezra Lublins nicht mehr; mit einem Satz war er, den rechten Arm auf den Schenktisch stemmend, über diesen hinüber, und wie der Ausschanker schon nicht anders meinte, als daß jetzt da drinnen in dem engen Raum ein richtiger Fight oder Kampf beginne, und sich schon auf die Flaschen und Gläser freute, die dabei umherfliegen mußten, streckte Ezra dem schon als todt betrauten Sohn

* Wie geht's, Vater? Wie befindet sich die „alte Frau“ (Mutter)?

die rechte Hand entgegen, ergriff dabei mit der linken Hand die Cognacklasche, schenkte sich ein und sagte, indem er diesem zufrank:

„Johnny, ich bin vortauselt froh, daß Du wieder da bist.“

Der Mann war in diesem Augenblick fast außer sich vor Glück und Seligkeit über den wiedergefundenen einzigen Sohn. Er hielt dessen Hand umspannt, als ob er sie in seinem Leben nicht wieder lassen wolle, und seine Augen blühten und funkelten dabei, aber äußerlich merkte man ihm sonst auch nicht das Geringste an. Deutsche oder Franzosen, ja auch Spanier würden sich unter solchen Verhältnissen umarmt und geküßt haben, der Amerikaner hielt nur des Sohnes Hand, aber wie in einem eisernen Griff.

Jetzt wollte der Sohn zur Mutter, aber das litt Ezra nicht, denn the old woman was rather poorly, wie er sagte, und der Schreck konnte ihr schaden. Sie mußte jedenfalls erst auf die Freude vorbereitet werden.

Während Ezra Pudlins unten in vollem Glück und Jubel den schon verloren geglaubten Sohn der Mutter wieder zuführte und dieser sich nur damit entschuldigte, daß er so lange nicht geschrieben, weil er nur „eben einmal“ nach Texas und Mexico gegangen wäre, um zu sehen, wie es „dort unten“ aussähe, betrat Julius Fortmann das Haus, in dem heute überall Glück und Jubel herrschte, und stieg ohne Weiteres, von einem der Aufwärter geführt, in den Saal hinauf.

„Aber, Fortmann!“ rief ihm Kellmann entgegen, „wo um Gottes willen bleiben Sie? Suppe und Caviar haben Sie glücklich verpaßt, und außerdem einen Toast von Rostwein, der sich gewaschen hatte.“

„Ich bitte die Herrschaften recht freundlich, mich zu entschuldigen,“ sagte Fortmann, indem er das erhaltene, nicht große Paket aus der Tasche nahm und damit ohne Weiteres um den Tisch herum und auf Helene zuschritt. „Zuerst, meine Damen, nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch zu dem heutigen Tage, und auch Sie, lieber Herr Rostwein und Herr Doctor,“ und dabei schüttelte er den beiden Paaren herzlich die Hände. „Und nun, meine gute Frau Rostwein, wie ich Sie ja jetzt nennen darf,“ fuhr er dann fort, indem er Helenen

das kleine Palet überreichte, „habe ich noch die Freude, Ihnen zu dem heutigen Tage das zu überreichen, was Ihnen von Gott und Rechts wegen gehört — die Erbschaft Ihrer seligen Mutter, die Ihnen Frau von Passedom schickt und mit ihr zugleich auch die besten Wünsche für Ihr Wohlergehen.“

„Frau — von — Passedom?“ rief Kogwein, in unbegrenztem Erstaunen erst Fortmann und dann das Palet ansehend, „das ist denn doch wohl ein Irrthum.“

„Wenn Sie sich vielleicht selber überzeugen wollen.“

Helene hatte das Palet geöffnet — es enthielt viertausend Dollar Bonds, die nach dem damaligen Stand etwa viertausend Thaler Preussisch Courant ausmachten.

„Und die haben Sie dem Drachen aus den Zähnen gerissen?“ rief Kogwein.

„Meine Herrschaften,“ sagte Fortmann, indem er zu seinem Platz trat, ein dort für ihn gefülltes Glas ergriff und in die Höhe hob, dabei Kellmann aber einen halb lächelnden Blick zuwarf, „ich ersuche Sie, mit mir auf das Wohl der Frau von Passedom anzustoßen.“

„Die Schwiegermutter soll leben!“ rief Kogwein in fast übermüthiger Laune, „wenn ihr das Geld nicht das Herz abstößt. Vivat hoch!“

Schluß.

In das kleine, unscheinbare Häuschen hinter der Schmiede, das der Neger Eduard Hamilton mit seiner endlich wieder vereinigten Familie bewohnte, und wo früher nur Thränen bitterm Schmerzes gestossen, war Glüd und Frieden eingelehrt. Polly, das jüngste Kind, hatte sich unter der nicht rastenden Pflege der Eltern und mit Hellsborn's Hülfe wieder vollständig erholt, und der Vater dabei seine Arbeit so tüchtig und mit so gutem Willen aufgegriffen, daß er bald gar nicht mehr allein fertig werden konnte, sondern noch ein paar Gesellen, ebenfalls Farbige, annehmen mußte.

Heute ruhte aber die Arbeit; es war nicht allein Sonntag, sondern der Wanderprediger, Reverend Hills, der heute bei ihm gepredigt, auch Mittags sein Gast, da er morgen schon wieder in der Richtung nach St. Louis aufbrechen und auch noch unterwegs verschiedene solche sogenannte prayer meetings oder Betversammlungen abhalten wollte.

Jetzt kehrten die beiden Kinder reich beladen mit guten Dingen von dem Hochzeitsfest aus der Mermaid zurück, und das war ein Jubel in dem Hause, als sie das Alles austranken und aufstellten und dabei erzählten, wie prächtig es dort sei und wie gut alle die „white folks“ mit ihnen gewesen und wie freundlich sie mit ihnen gesprochen hätten.

Hamilton hatte dem Prediger vorher nur ein sehr frugales Mahl vorsehen können, bei dem sie, und selbst das als Lurus, Vier statt Wein tranken; jetzt aber sollte die Nachfeier folgen. Gläser wurden herbeigebracht, und während die Mutter den Kuchen hübsch auf einer Schüssel aufschichtete und dann den Kindern reichlich davon gab, füllten sich die Erwachsenen ihre Gläser und tranken nicht allein auf die beiden Brautpaare, sondern auf das Wohl aller guten Menschen, ob sie nun eine farbige oder weiße Haut trugen.

Libby hatte, während die beiden Männer mitammen sprachen und Hills besonders seine Erlebnisse während des Krieges und im Frieden erzählte, sich an die Mutter angeschmiegt und aufmerksam zugehört. Jetzt bog sie sich plötzlich über und flüsterte ihr leise zu:

„Der ist hier.“

„Wer? mein Kind,“ frug die Frau, die nicht verstand was sie meinte.

„Der Mann — der Weiße.“

„Aber welcher Weiße?“

„Von dem Massa Hills erzählt — ich war auch dabei, wie sie ihn mit den bösen Hunden geheßt hatten und gebunden hereinbrachten.“

„Du, Kind?“ rief die Mutter erstaunt.

„Ja, Mama, ich und Polly — sie kamen bei Massas Plantage vorbei.“

„Und wer ist jetzt hier?“

„Der Mann, der die Hunde hatte.“

Hills war aufmerksam geworden. — „Was sagt das Kind?“ frug der Mulatte, indem er nach Libby hinüberschaute.

„Sie hat Euch damals gesehen, Mister Hills,“ rief die Mutter, in Angst und Mitleiden die Hände zusammentschlagend, „sie ist dabei gewesen, wie sie Euch gebunden in die Stadt geführt, oh Du großer Gott, was für ein Jammer muß das gewesen sein!“

„Ja,“ sagte Hills, der Geistliche, und seine Augen blühten, seine Brauen zogen sich fester zusammen und seine Zähne hielt er dabei auseinander gepreßt, „und daß der Schurke da-

mal's entkam, ist Alles was mich noch bis auf den heutigen Tag schmerzt — trag' ich doch auch das Schrot, das er auf mich abgeschossen, noch in den Gliedern.“

„Und die Fiddy hat ihn gesehen," sagte die Mutter.

„Natürlich,“ nickte der Mulatte finster vor sich hin, „als sie damals da unten war. Der Schuft ritt ein großes starkes Pferd.“

„Nein heute — hier in Donnersville.“

Der Mulatte regte sich nicht; seine dunklen Augen rollten aber so scharf nach dem Kinde hinüber, daß fast nur das Weiße von ihnen sichtbar blieb und er wirklich unheimlich ausfab.

„Hier in Donnersville?“ sagte er leise und lauernd.

„Ja, Mr. Hills,“ erwiderte die Kleine, „oben im Gasthaus von Massa Lublins — aber Massa Lublins wollte ihn nicht im Hause haben und schickte ihn fort, und der Mann war so böse darüber und ich glaubte schon, sie würden über einander herfallen, und wollte mit Polly weglaufen — aber er fürchtete sich wohl vor Massa Lublins, denn wie er ihn eine Weile recht böse angesehen, ging er fort.“

„Wohin ging er, Liddy?“ fragte der Rusatte leise und freundlich, „hast Du es nicht gesehen, Herz?“

„Nein,“ sagte das Kind, mit dem Kopf schüttelnd; „ich war so froh, daß er nur fortging, der böse, häßliche Mann, daß ich dann Polly gleich an der Hand nahm und mit ihr die Treppe hinauflief, denn dorthin durfte er uns ja nicht folgen.“

„Und ist er noch hier in der Stadt?“ frug Hills, ohne das Kind aber dabei anzusehen.

„Ich weiß es nicht, Mr. Hills,“ erwiderte das kleine Mädchen, „ich weiß nur, daß er zu Wassa Lubdins sagte, er wolle ein paar Tage hier bleiben und heute nur einmal nach Kobenstein's Farm hinausgehen. Ach, wenn er nur bald wieder fortginge; ich fürchte mich immer, wenn ich ihn nur sehe, und als wir mit Daddy hier zuerst ankamen, begegnete er uns auch in der Straße, und starrte uns mit den großen hellen Augen an.“

Der Reverend Hills erwiderte nichts darauf, aber er schien

von der Zeit an zerstreut, gab ein paar Mal verkehrte Antworten und erklärte dann, daß er noch ein paar Wege zu gehen habe, gegen Abend aber, oder vielleicht auch etwas später, jedenfalls zurückkehren würde, er wüßte aber noch nicht, ob er bei Mr. Hamilton, wie es dieser ihm freundlich angeboten hatte, übernachten könne — er wolle sehen, wie er im Stande wäre es einzurichten.

Die fröhliche Zusammenkunft der Hochzeitsgäste in der Mermaid dauerte bis nach Dunkelwerden, und als die Deutschen oben hörten, daß Ezra Lublins' Sohn plötzlich zurückkehrt sei, wollten sie auch ihn mit hinauf zur Tafel haben, um seine Wiederkunft mit zu feiern — aber die Mutter ließ ihn nicht. Sie hielt die Hand des neben ihrem Lager Sitzenden, und konnte nicht satt werden ihm in die Augen zu schauen. War er ihr doch neu geschenkt, und selbst „Johnny“ weigerte sich heute, unter fremde Menschen zu gehen, er fühlte sich selber zu glücklich wieder daheim und in den alten Räumen.

Es war schon lange acht Uhr vorbei, als die Gäste endlich an den Ausbruch dachten; die beiden Paare blieben allerdings in Donner'sville, aber die ganze Donner'sche und Lobenstein'sche Familie, mit noch ein paar Nachbarn von dort draußen, die ebenfalls mit Rostwein und dem Doctor befreundet waren, traten endlich, nach dem üblichen Abschied, den Heimgang an. Da aber heut Abend kein Mondschein im Kalender stand und Laternen eben so wenig außerhalb der Stadt brannten, so hatten die jungen Leute schon aus Fürsorge ein paar Fackeln von langgespaltenem Rienholz hergerichtet, mit denen sie auf dem Heimweg und zu Pferd den nachfolgenden Wagen leuchten wollten.

Die kleine Cavalcade war bald gerüstet, die Farm auch eigentlich dicht bei der Stadt, nur daß man dabei auf etwa tausend Schritt einen Waldstreifen passiren mußte, der Donner gehörte, und in dem das Holz nicht geschlagen werden durfte. Dort, in den Schatten der Bäume drang aber nicht einmal das Sternenlicht, und die Fackeln erwiesen sich hier

nicht allein als sehr nützlich, sondern auch bald als unumgänglich nöthig.

Frits Donner, Georg's jüngster Bruder, und der junge Carl Lobenstein, Beide schon in dem frischen, freien Leben kräftig aufgeschossene junge Leute, machten die Vorreiter und leiteten mit ihren Fackeln den Zug, der aber etwas langsamer fahren mußte, als sie den dunklen Schatten der Bäume erreichten, denn es geschah doch zuweilen, daß von der ober jener Seite ein trocken gewordener Ast auf den Weg fiel und einen leichten Wagen zum Umschlagen bringen konnte. Die Bahn lag aber heute frei, und schon sahen die Vorreiter die Pflanzung vor sich, mit der auch die Außenselder der Farm begannen, als plötzlich Carl's Pferd einen wilden Seitensprung machte, der den jungen Reiter beinahe aus dem Sattel geworfen hätte, und dann auch nicht wieder dort vorbei zu bringen war.

„Was hast Du, Carl?“ rief Frits lachend, indem er seine Fackel hoch emporhielt, „ist Dein Brauner gestolpert?“

„Nein, ich weiß nicht, was das Thier hat!“ rief Carl zurück, „aber ich glaube, es scheut vor etwas. Halt — fahrt nicht weiter; wir müssen erst sehen, was es da giebt. Hier, Frits, halte einmal mein Pferd einen Augenblick und ich will lieber zu Fuß mit der Fackel nachsehen.“

Der junge Mann sprang aus dem Sattel, und Frits den Zügel seines Thieres zuwerfend, hob er seine Leuchte hoch empor und schritt vorsichtig der Richtung zu, von der das Pferd jedenfalls eine ihm unangenehme Witterung bekommen. Die Wagen hielten natürlich dabei mitten auf der Straße, und wenn Georg Donner auch den Vorschlag machte, man solle die Thiere am Zügel nehmen und langsam an der Stelle vorbeiführen, so waren die Damen doch ängstlich geworden und wollten vor allen Dingen wissen, was es da gäbe.

Carl suchte indessen das Terrain, so gut das in dem ungewissen Licht der Kienspähne anging, sorgfältig ab, war aber kaum eine kurze Strecke auf der Straße hingegangen, als er einen dunklen Fleck fand und selber einen fremdartigen, fauligen, unangenehmen Geruch spürte, kein Wunder denn, daß sein Pferd davor gescheut hatte. Er leuchtete auch mit der Fackel auf den Boden nieder, aber schon im nächsten Moment rief er aus:

„Blut — komm einmal her, Georg — hier ist eine ganze Sache.“

Georg war sofort aus dem Sattel und eilte der Stelle zu, aber Carl hatte Recht; es war ein großer Blutsleck, der sich, als Carl mit der Fackel die Grenzen desselben beleuchtete, links hinab von der Straße in den Graben und dann in den Wald hinein zog. Dort brauchten sie aber nicht lange zu suchen, denn kaum zehn Schritt im dichten Busch drin fanden sie den Leichnam eines furchtbar verstümmelten Menschen, der mit einem Messer oder Beil förmlich zerhackt schien und in seinem Blute schwamm.

Was war zu thun? Eins von ihren Cabriolets konnten sie nicht dazu benutzen, um diese schreckliche Masse nach der Stadt hinein zu schaffen, es wäre nie wieder zu brauchen gewesen; den Damen mußte aber jedenfalls dieser schauerliche Anblick erspart werden. Friß, mit der einen Fackel, wurde jetzt beordert vorzureiten, die Wagenpferde führte man indes an der Stelle vorbei, ihm nach, und dann lehrten Kellmann und Georg Donner mit Carl, der die andre Fackel trug, im scharfen Trabe nach Donnersville zurück, um dort die Anzeige auf der Polizei zu machen und den Leichnam fortholen zu lassen.

Der Friedensrichter von Donnersville, der gerade zu Bett gehen wollte, denn späte Stunden kannte man da nicht, mußte wieder heraus, zwei Constabler nahm er ebenfalls mit, und einzelne Bewohner der kleinen Stadt, die zufällig davon gehört, schlossen sich außerdem dem Zuge an. Unter ihnen waren Hamilton, der Schmied, und Charles Bankroft, der Mulatten-Tischler.

Als die Leute den Ort erreichten, wo die That jedenfalls verübt war und wo sich die ersten Blutspuren auf der Straße fanden, untersuchten die Beamten die Stelle genau. Ein Kampf schien aber gar nicht stattgefunden zu haben; Spuren ließen sich dort wenigstens in dem ziemlich tiefen Sand gar nicht erkennen, und der Mörder konnte sein Opfer nur hinter einem dicken Baumstumpf, dessen Wipfel der Blitz oder ein Sturm abgeschlagen, erwartet haben. Dann war der Körper augenscheinlich durch den Graben in das Gebüsch hineingezerrt, die

tiefe Blutspur und scharf in den Boden eingepreßte Schuhabdrücke, die das Zeichen derber Nägel trugen, ließen darüber keinen Zweifel.

Jetzt galt es, den Leichnam, als man ihn bald darauf fand, zu recognosciren, und das bot keine Schwierigkeit. Der Unglückliche hatte sich, allerdings in Zwischenräumen, längere Zeit in Donnersville aufgehalten, da aber sein Gesicht wenig oder gar nicht entstellt war, erkannten ihn fast Alle der Umstehenden.

„Sherard!“ ging der Ruf von Lippe zu Lippe, als Carl ihm die Fackel gegen das blutleere Antlitz hielt, „der Landagent von Georgien! — Wer kann den erschlagen haben?“

Hamilton kniete nieder und untersuchte seine Taschen; er hatte seine Uhr, seine Brieftasche und sein Geld noch bei sich, also ein Raubmord war es keinesfalls aber was dann? Der Sheriff nahm die Sachen in Gewahrsam, und der mitgebrachte Karren wurde jetzt herbeigefahren, um die verstümmelten Ueberreste aufzunehmen — dann lehrte der Zug — ohne die Bewohner von Lobenstein's Farm, die sich nach Hause begaben, langsam in die Stadt zurück.

Hamilton und Vankroft, die beiden Farbigen, schlossen sich zuletzt erst dem Zuge an; Hamilton besonders war aber recht still und nachdenkend geworden, so daß sein Begleiter endlich sagte:

„Habt Ihr eine Ahnung, Nachbar, wer den Mord verübt haben kann?“

„Glaubt Ihr an eine göttliche Vergeltung, Nachbar?“ erwiderte der Schmied, ohne die Frage direct zu beantworten.

„Und glaubt Ihr nicht daran?“ frug Vankroft zurück; „wenn wir es auch manchmal — kurzsichtige Menschen die wir sind — nicht erkennen, aber die Vergeltung lebt gewiß.“

„Kanntet Ihr den Mann?“

„Weiter nicht, als was ich hier von ihm gesehen habe. Er warb weiße Leute, um nach dem Süden auszuwandern; er sagte ihnen aber nicht, was sie dort zu erwarten hätten.“

„Er war ein Sklavenhändler, ehe die Nordstaaten die farbigen Leute freimachten.“

„Das traun' ich ihm zu — so sah er mir wenigstens auch aus.“

„Und wißt Ihr, wer ihn erschlagen hat?“

„Wißt Ihr's?“

„Ich glaube ich weiß es — Hills, der Geistliche.“

„Der Geistliche?“ rief Bankroft kopfschüttelnd, „und nachdem er uns heute erst eine solche Predigt gehalten?“

„Der todte Mann,“ sagte Hamilton, „hielt in Georgia Bluthunde für die Farbigen, und den letzten Tag ehe die Unionstruppen einzogen, hatten sie Hills mit den Hunden auf einen Baum geheßt und führten ihn dann gebunden in die Stadt, um ihn dort zu hängen.“

„Und er wußte, daß Sherard hier war?“

„Nachbar,“ sagte Hamilton mit leiser, heiserer Stimme, „der Mann, den sie da als eine verstümmelte, blutige Masse vor uns herfahren, war in jener Nacht, als mir meine Kinder genommen wurden, an Bord des Dampfers. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er an jenem furchtbaren Abend meine beiden Kinder von unserem Massa gelaßt und an Land gelockt hat — Libby und Polly — und wißt Ihr, wer seinen Mörder heute auf die richtige Spur setzte? Libby, das Kind, ohne natürlich eine Ahnung zu haben, daß ihre Worte so furchtbare Folgen nach sich ziehen würden. Es giebt eine Vorsehung, Bankroft — es giebt eine Vergeltung — wir können ihr aber nicht immer mit unseren schwachen sterblichen Augen folgen.“

„Und der war sein Mörder?“ flüsterte der Mulatte schen zurück, „Bruder Hills — der Geistliche —“

„Pf,“ warnte aber der vorsichtiger Sip, „nennt keinen Namen, Nachbar — ich weiß von nichts — dieser böse weiße Mann hätte den armen Farbigen wohl mit seinen Bluthunden zu Tode geheßt — aber ich weiß von nichts. — Der Erschlagene ist nicht beraubt worden — er kann im Kampf gefallen sein, aber wollt Ihr Euch hier mit den Gerichten der Weißen einlassen, daß die Copperheads in den Staaten wieder ihre Köpfe erheben? Laßt sie selber nachforschen und suchen. Wer kann's auch sagen? Der böse weiße Mann hat viele Deutsche nach dem Süden geschickt. Denen haben sie dort ihre Pflanzungen angezündet und solchen Unfug getrieben, daß Manche von ihnen ganz verarmt hierher zurückgekehrt sind. Es kann auch Einer von denen gewesen sein, und verbient hat der Mensch seine Strafe oft — laßt uns nicht

über Sachen reden, die uns nichts kümmern und nur in Gefahr bringen können.“

Hamilton hatte in der That Recht, und Bankroft sah das ein. Die Stellung der Neger im Norden war noch keine gesicherte; die Freunde des Südens und der Sklaverei benutzten jede Gelegenheit, um einen Umschwung in der Regierung und eine Rückkehr zu den alten Verhältnissen herbeizuführen. Sie sahen dabei entweder die Unmöglichkeit eines solchen Schritts nicht ein, oder hofften doch wenigstens bei einer neuen Revolution ihre Privatinteressen zu fördern, zur Ruhe war aber das Volk noch keineswegs gekommen, wenn man auch im Norden nicht wagte zu offenen Feindseligkeiten überzugehen, wie das im Süden schon häufig der Fall gewesen war.

Die später folgende Untersuchung über diesen Mord ergab übrigens kein Resultat; — der Methodisten-Prediger Hills — einer Mulatte wurde von da an in der Nachbarschaft nicht wieder gesehen, und da keiner der Beamten die Beweggründe kannte, die jenen zu einem Act der Rache getrieben haben konnten, so fiel natürlich auch gar kein Verdacht auf ihn. Man glaubte allgemein, daß einer der durch diesen Vurschen betrogenen Deutschen ihm begegnet sei und ihn in Zorn und Wuth erschlagen habe, aber wer es gewesen, konnte nie ermittelt werden.

Ein Frühling in Louisiana. Die Menschen hatten Alles gethan, um das schöne Land zu Grunde zu richten und in eine Wüste zu verwandeln, aber die Natur spottete ihrer wilden und unheiligen Leidenschaften, und in voller Pracht zeigte sie sich und überzog Wald und Prairie mit ihren Blumen.

Die Chinabäume vor den Häusern (in Georgien *pride of India* genannt) hatten sich mit ihren süß duftenden lilla Blüthentrauben geschmückt. Die Magnolien blühten ordentlich in dem Glanz ihres weißen Blumenschmucks — der *mocking bird* — die amerikanische Nachtigall, flötete ihr liebes melodisches Lied, und aus Mexico herüber zogen mit den Pelikanen und wilden Gänsen und Enten ganze Schwärme

von prächtig gefiederten Vögeln als Gäste in den frischen Wald, während die Gärten von schwellenden Orangenblüthen dufteten.

In dem freundlichen Voudoir der Frau Böding, dessen Glasthüren weit geöffnet standen und die balsamische Luft des in voller Blüthe prangenden Gartens hereinließen, saß die kleine Familie beim Frühstück. Hebe aber nicht mehr in der Küche bei den Dienstleuten, sondern an Dübens's Seite und glücklich in der Nähe des Geliebten — und trotzdem suchte manchmal ein weher Zug durch das liebe Antlitz, denn der zusammengeschnürte Plaid des jungen Malers lag neben ihm auf einem Stuhl, und er war im Begriff den nächsten, um zwei Uhr Mittags gehenden Zug zu benutzen und seine immer und immer wieder aufgeschobene Kunstreise endlich anzutreten.

„A propos, Dübens,“ sagte jetzt Böding, denn das Gespräch war, je näher der Moment des Abschieds heranrückte, desto mehr ins Stoden gerathen, „haben Sie denn gar nichts wieder vom Grafen vom Berge gehört? Wenn ihn die Indianer nicht scalpirt haben, muß er weit über die Felsengebirge hinüber sein, oder er hätte uns doch wenigstens einmal eine kurze Nachricht gesandt.“

„Und jetzt hätte ich richtig bald vergessen,“ sagte Dübens, „Athen Beiden die herzlichsten Grüße aufzutragen, denn gestern erst erhielt ich einen Brief von ihm.“

„In der That? Und wo steckt er jetzt?“

„Wo er jetzt steckt, wäre wohl schwer zu sagen; — der Brief war in einer kleinen Prairiestadt, Smithfield, begonnen, aber dort nicht abgeschickt, sondern erst in New-York beendet. Er schreibt, daß er das wilde Leben satt hat und nach Hause geht — er will eins der deutschen Väder, ich glaube Teplitz oder Gastein besuchen, um sich von einer Wunde auszuheilen, die er bei einem indianischen Ueberfall davongetragen und die ihm noch immer viel Beschwerden macht.“

„Also richtig mit den Indianern zusammengetroffen!“ rief Böding. „Der wäre ein Mann für Dich gewesen, Laura, denn Du schwärmst ja auch immer für solch' abenteuerliche Fahrten und hast Sehnsucht nach den Rothhäuten.“

Ein recht weher Schmerz zuckte um die Lippen der jungen Frau, aber sie fühlte, daß Dübén's Augen auf ihr ruhten, und leise mit dem Kopf schüttelnd, sagte sie:

„Ich habe die Lust daran doch jetzt verloren und freue mich unserer Häuslichkeit: es dürfen nicht alle unsere Wünsche befriedigt werden.“

Dübén war aufgestanden und hatte nach seiner Uhr gesehen.

„Sie wollen fort?“ rief Böding.

„Eben ist das Cabriolet vorgefahren und ich möchte nicht zu spät kommen. Hebe, mein liebes, liebes Herz, ich muß Dich jetzt verlassen — wirst Du mir gut bleiben?“

Das junge Mädchen hatte sich ebenfalls erhoben, aber jeder Blutstropfen auch ihre Wangen verlassen. — „Und muß es denn sein?“ flüsterte sie.

„Es muß sein, Kind,“ sagte Dübén herzlich, „aber es ist ja zu unser Beider Glück, um nachher unser Leben in Ruhe und Frieden genießen zu können. Und in wie guten, treuen Händen lasse ich Dich hier zurück!“

Das junge Mädchen hatte sich bis dahin standhaft gehalten und selbst die Thränen zurückgedrängt, die ihr immer und immer wieder hervorquellen wollten — jetzt aber brach der wilde Schmerz den Damm. Krampfhaft hatte sie die Lehne des Stuhles, neben dem sie stand, festgehalten — nun ließ sie ihn los und streckte beide Arme nach dem Geliebten aus.

„Hebe!“ rief Dübén, „oh mach' mir den Abschied nicht so schwer, Herz: ich kehre ja bald zu Dir zurück, und dann trennt uns nichts mehr auf der Erde.“

Das arme Kind war nicht im Stande ein Wort zu erwidern. Krampfhaft schluchzend hielt sie den geliebten Mann umfaßt und barg ihr Antlitz an seiner Brust, und der jungen Frau Böding liefen selber die heißen Thränen an den Wangen nieder. — Dachte sie an einen ähnlichen Abschied daheim und an das Wiedersehen?

Selbst Böding, der sich sonst nicht leicht aus seiner Fassung bringen ließ, war tief ergriffen, aber seine praktische Natur brach sich doch bald wieder Bahn.

„Komm, Kind,“ sagte er herzlich, „Du hast keine Ursache Dich zu sorgen, Du bist unser kleines angenommenes Töchterchen, und wie bald wird Dir die kurze Zeit vergehen, denn Du hast viel, viel zu lernen. Möchtest Du selber jetzt, noch unwissend wie Du bist, Däben's Frau werden und dann Anderen in Allem nachstehen? Das geht nicht, Schatz — Du würdest Deinen Mann und Dich selber unglücklich machen — und Däben legt ja jetzt den Grund zu seinem künftigen Wohlstand.“

Hebe blieb noch wohl eine volle Minute in ihrer früheren Stellung — ihr ganzer Körper zitterte — dann aber richtete sie sich plötzlich auf — ihr bleiches Antlitz war von Thränen überströmt, doch die Lippen lächelten schon wieder, und mit fester Stimme sagte sie:

„Sie haben Recht, Herr Böding, — ich bin ein böses, undankbares Kind, aber,“ sehte sie dann mit rührender Weichheit hinzu, „ich habe ihn ja so lieb.“

„Hebe, mein holdes, holdes Kind,“ rief da Däben, sie noch einmal fest an sich pressend, „diesen Augenblick gedenk' ich und danke ich Dir. Du hast mich recht glücklich gemacht, und jetzt scheid' ich von Dir mit der festen Ueberzeugung, daß wir Beide einem frohen und glücklichen Leben entgegengehen. Schütze Dich Gott, und nun auf ein baldiges frohes Wiedersehen!“

E n d e.

